image
not
available

Digitized by Google

Brook

* AN

le

Brad

* A

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

[Brockhaus Kon-
versations-Lexikon
Supp. to 1819-20 ed.

*AM

Digitized by Google

Digitized by Google

Supplementband

zum

Conversations-Lexicon

für

die Besitzer

der fünften und frühern Auflagen.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Zur Nachricht.

Dieser Supplementband ist in fünf Ausgaben, die genau
verschiedenen Ausgaben der fünften Auflage passen, zu folgenden
sen zu erhalten:

Nr. 1. Auf gutem Druckpapier in ord. 8. 2 Thl.
3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Nr. 2. Auf feinem Schreibpapier in ord. 8. 3 Thl.
5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Nr. 3. Auf gutem Median Druckp. in gr. 8. 4 Thl.
7 Fl. 12 Kr. Rhein.

Nr. 4. Auf ganz feinem engl. Med. Druckp. in gr. 8.
16 Gr. oder 8 Fl. 24 Kr. Rhein.

Nr. 5. Auf extra-feinem franz. Med. Vel. Pap. in
6 Thl. oder 10 Fl. 48 Kr. Rhein.

Außerdem ist für alle Besitzer des Conversations-Lexikons,
Unterschied der Ausgaben, folgendes Werk unentbehrlich, das bes
der neuesten Zeit, ihren bedeutendsten Erscheinungen und denkw
sten Männern gewidmet ist:

Conversations-Lexicon. Neue Folge,
Elfter und zwölfter Band. In vier Abth
gen oder acht Lieferungen (die zusammen an
Bogen engen Drucks enthalten).

Es sind auch davon fünf verschiedene Ausgaben veranstaltet
bis zur Beendigung des Werks gelten noch folgende ungemein
Pränumerations-Preise:

Nr. 1. Auf gutem Druckpapier in ord. 8. Pränumerat
Preis für das Ganze 4 Thl. 16 Gr. oder 8 Fl. 24 Kr. R

Nr. 2. Auf gutem Schreibp. in ord. 8. 6 Thl. 8 Gr.
11 Fl. 24 Kr. Rhein.

Nr. 3. Auf gutem Med. Druckp. in gr. 8. 7 Thl. 12
oder 13 Fl. 30 Kr. Rhein.

Nr. 4. Auf ganz feinem engl. Med. Druckp. in gr. 8. 9
oder 16 Fl. 12 Kr. Rhein.

Nr. 5. Auf extra-feinem franz. Med. Vel. Pap. in g
12 Thl. oder 21 Fl. 36 Kr. Rhein.

Digitized by Google

Allgemeine deutsche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

Supplementband

für

die Besitzer

der fünften und frühern Auflagen.

Enthaltend

neuen und umgearbeiteten Artikel der sechsten Auflage.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1824.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verzeichniß

der in diesem Supplementbande enthaltenen Artikel.

(Ein Zeichen * vor einem Artikel deutet an, daß derselbe zwar schon in der fünften Auflage des Conversations-Lexicons enthalten, in der achten aber entweder ganz neu bearbeitet worden ist oder doch bedeutende Zusätze erhalten hat. Artikel ohne Bezeichnung sind solche, die zuerst in der fünften als auch in den frühern Auflagen gänzlich fehlen.)

A.

*Adel . . . Seite 1
*Admiral . . . . —
Accoucheur und Accoucheur, s. Geburtshülfe, Bd. 4. . 2
*Ader . . . . . —
Adern . . . . . —
Adjutant 3
Adj. s. Gesandte. Bd. 4. . —
*Adler . . . . . —
Admiralität . . . . . —
Admiralitätsgericht . . . 4
Adoption (Herzog v.) . . —
Adrian 5
Adrianopel . . . . —
Adria . . . . . —
Aequilibrium — Aräometer — Alkalimeter — Alkalisiren — Alkalität . 6
Aerarium . . . . . —
Aerolithen . . . . . —
Aesthetik 7
Aether — Aetherometer . . —
Affinität . . . . . —
Afrika . . . . . —
*Agamemnon 10
Agent 11
Agio . . . . . —
Agnat . . . . . —
*Agrippa . . . . . —
Ahorn 12
Ahriman, s. Ahriman, Bd. 1. —
Aikenside (Sir Richard) . —
Akademie 13

A.

Akkumulation . . . Seite 15
Akrostichon . . . . —
Aktie 16
Akzise . . . . . —
Alabaster . . . . . —
Alarich 17
Alaun . . . . . —
Albanien 18
Albert . . . . . —
Albrecht 19
Alchymie . . . . . —
Alcoran . . . . . —
Aldegonde (Philipp v. Marnix, Herr v. St.) . . . 20
Alexander . . . . . —
Alexandrien . . . . . —
Alexandrinische Bibliothek . 21
Alexandrinische Schule . . —
Alexandrinische Uhr . . . —
Alexandrinischer Kalender . —
Alexandrinischer Maßstab . —
Alexandrinischer Stil . . —
Alexandrinische Zeitrechnung —
Alexandrinische Zeitung . —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 4. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 5. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 6. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 7. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 8. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 9. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 10. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 11. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 12. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 13. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 14. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 15. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 16. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 17. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 18. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 19. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 20. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 21. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 22. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 23. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 24. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 25. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 26. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 27. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 28. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 29. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 30. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 31. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 32. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 33. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 34. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 35. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 36. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 37. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 38. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 39. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 40. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 41. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 42. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 43. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 44. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 45. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 46. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 47. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 48. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 49. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 50. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 51. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 52. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 53. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 54. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 55. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 56. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 57. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 58. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 59. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 60. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 61. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 62. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 63. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 64. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 65. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 66. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 67. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 68. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 69. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 70. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 71. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 72. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 73. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 74. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 75. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 76. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 77. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 78. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 79. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 80. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 81. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 82. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 83. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 84. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 85. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 86. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 87. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 88. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 89. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 90. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 91. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 92. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 93. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 94. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 95. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 96. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 97. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 98. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 99. —
Alexandrinische Zeitung, Bd. 100. —

Beschützer des Glaubens, s. Großbritannien, Bd. 4. . . . Seite
Bethlen (Gabriel) . . .
*Bevölkerung . . .
*Billington (Mistreß) .
Birmanisches Reich . .
Blitzröhre . . . .
*Boisserée'sche Gemäldesammlung — Boisserée, Sulpiz und Melchior — Johann Bertram . . .
Bojardo (Matteo Maria) .
*Bologna . . . .
*Bonald (Vicomte de) .
*Botany-Bai . . .
Bothnischer Meerbusen .
*Böttcher (Joh. Friedrich)
Boucanier, s. Flibustier, Bd. 3.
*Boufflers (Stanislaus, Chevalier de) . . .
*Bourbon . . . .
Bravo . . . .
Brecher . . . .
Brennsilber . . .
*Breslau . . . .
Bridgewater, s. Canäle. Bd. 2.
Brighthelmstone . . .
Brissac, s. Cossé. Bd. 2. .
*Bristol . . . . .
Broschiren . . . . .
*Brougham . . . .
*Brüssel . . . . .
*Bullion . . . .
Burdscheit, s. Aachen. Bd. 1.

C.

Cacaobaum . . . 67
Cacodämon, s. Agathodämon. Bd. 1. . . . .
Caffeehäuser . . .
*Cämentation . . .
Camera lucida . . .
Cameralwissenschaften .
*Campher . . . .
*Candia . . . .
*Cannä . . . .
Canossa . . . .
*Cantemir (Demetrius) .
*Cap . . . . .
*Capellen . . . .
*Carmin . . . .
*Caroline Amalie Elisabeth (Königin von England) .
Carrey, s. God save the King . . Seite
*Carthagena . . .
*Cassel (Hessen-) .
*Catheten . . .
Catholische Majestät .
Cenci . . . .
Centner . . . .
*Ceracchi (Joseph) .
Chalkographie, s. Kupferstecherkunst. Bd. 5. .
Chaloupe . . . .
*Chambery . . .
Chambre ardente . .
*Chatillon (Congreß zu) .
Chenal . . . .
Chenille . . . .
*Cherbourg . . .
*Cherson . . . .
Chrysalide, s. Schmetterlinge Bd. 8. . . . .
Ciprian (der heilige) .
Cipriani (Giambattista) .
*Clairon (Claire Josephe Legris de la Tude) .
Clement (Jacques) . .
*Cobi . . . . .
*Coburg . . . . .
Cocosbaum . . .
Collegiatstiftkirche . .
*Cölln (Friedrich von) .
*Cöln . . . .
*Comes palatinus . .
*Comma . . . .
*Comos . . . . .
*Concetti . . . . .
*Condillac (Etienne Bonnot de) . . . .
*Condorcet (Mar. J. Ant. Nic. Car. Marquis von)
*Congreß und Congresse .
Consolato del mare, s. Handelsrecht. Bd. 4. . .
Constable . . . .
*Constitutionen . . .
Conti (Abt Antonio Schinelle)
Contratöne, s. d. Art. Tabulatur. Bd. 9. . . .
Contumar . . . .
Conventionalstrafe, s. Strafrecht. Bd. 9. . . .
*Copal . . . .
Corinna . . . .
*Corinth . . . .

Digitized by Google

[illegible] s. [illegible]. Bd. 8. . . . Seite 136
[illegible] (Peter) . . —
[illegible] (Thomas) . . 138
[illegible] (Peter) . . 140
[illegible] . . . . —
[illegible] — Cosmogenie — [illegible] — Cosmopolit —
[illegible] (Laurent) . . —
[illegible] (Sophie Ristaud) . 141
[illegible] (Charles Augustin de) 142
[illegible] 143
[illegible] (William) . . —
[illegible] 144
[illegible] (Prosper-Jolyot de) 145
[illegible] (Claude-Prosper-Jolyot de) . . . 147
[illegible] (Petrus de) . 148
[illegible] (Juan Baptista) —
[illegible] (Giovanni Ma[illegible]) 149
[illegible] (Philipp Graf [illegible]) 150
[illegible] (Friedrich Carl Casimir) 151
[illegible] (Georg Friedrich) 152
[illegible] (Peter Anton) . 153
[illegible] (Louis de Balbe) . 154
[illegible]-Mahon (Louis, Her[illegible]) . . . 156
[illegible] (Oliver) . . 157
[illegible] 167
[illegible] (Joseph Anton, Mar[illegible] de Châtel) . . 168
[illegible] (Juan de la) . . —
[illegible] (Jacques) . . . 169
[illegible] (Schlacht bei) . . 171
[illegible] . . . 173
[illegible] (Richard) . —
[illegible] 174
[illegible] (Herzogthum) . —
[illegible] (G. L. Chr. Fr. Dag. [illegible]) . . . 176

D.

[illegible] . . . 179
[illegible] (Graf) . . . —
[illegible], s. Appius Clau[illegible] Crassinus. Bd. 1. . 180
[illegible] . . . . —
[illegible] . . . . —
*Delambre . . Seite 180
Delhi 181
Delisle (Guillaume) . . 182
Delorme (Marion) . . 183
*Denon (Dominique Vivant) —
Depeschen 184
Derflinger (Georg) . . —
Descendenten, s. Absteigende Linie. Bd. 1. . . . 185
Desfontaines (Pierre François Guyot) . . . —
Deutsche Kaiser, s. die Art. Deutschland, Deutsches Reich und Kaiser. Bd. 3 u. 5. . 186
Diana von Poitiers . . —
*Didot (François Ambroise — Pierre François — Pierre — Firmin — Henri . —
Diemen (Anton van) . . 187
Digeriren . . . . —
Dillenius 188
Dionysius (Areopagit) . —
Dionysius 189
Diren, s. Eumeniden Bd. 3. —
Dispache . . . . —
Dollart . . . . —
Dominique le Pree . . —
Domremy la Pucelle . . 190
*Donau . . . . —
Donnerlegion . . . 191
Doppelmayr (Joh. Gabr.) . —
*Dortrecht 192
Dorpat . . . . —
Dousa 193
Dover . . . . —
Drastisch 194
Drei, Dreizahl . . . —
Dreifelderwirthschaft . . 195
Dreifuß 196
Droske 197
Droz (Pierre Jacquet — Henri Louis Jacquet — Jean Pierre) . . . —
Dschamy . . . . —
Dschaggernath . . . 198
*Duchesnois (Josephine) . 199
Dumarsais (César Cheneaux) —
Dunciade, s. Duns, Bd. 3. 200
Dûval (Alexander) . . —

Digitized by Google

E.

Earl . . . . Seite 201
Eau de Cologne — Eau de Luce . . . . . —
*Eckhel (Joseph Hilarius) . 202
*Eckmühl (Schlacht bei) . —
Eichstädt 205
Einspritzungen 206
*Elbe 207
Elbeuf . . . . . —
Elementarunterricht . . —
Elisabeth Charlotte, (Herzogin von Orleans) . . . . —
Elixir 208
Elsflether Zoll, s. Oldenburg Bd. 7. . . . . —
*Email . . . . . —
Embonpoint . . . . —
*Emden 209
Englische Kunst . . . . —
Entwöhnen 210
*Epée (Charles Michel, Abbé de l') . . . . . —
Ephraimiten 212
Epinay (Louise) . . . . —
Erbadel 213
Ahnenprobe 219
Erbämter. 225
Erbauung. . . . . —
Erbliche Krankheit . . 228
Erfrischungsinseln . . 229
Erhitzend . . . . . —
Ermenonville 230
Erotomanie . . . . . —
Ersticken 231
Ertrinken 232
Erwin von Steinbach . 234
*Eschenburg (Johann Joachim) —
Esprits 235
Eßwaaren . . . . . —
*Estrées (Gabriele d', Herzogin von Beaufort) . . 236
*Etiquette 237
Evertsen (Johann) . . 238
*Ewald (Johann) . . 239
Ewald (dänischer General) . 240
Excellenz 241
Extremitäten . . . . —
*Eyck (Johann van) . . —
*Eylau (Schlacht bei) . 244

F.

Fabretti (Raphael) Seite
Fahrenheit (Gabriel Daniel)
Falieri (Marino) . .
*Falke . . . . . .
Färberröthe . . . .
*Favart (Charles Simon) .
Favart (Marie Justine Benedicte) . . . . .
*Fehrbellin (Schlacht bei) .
Felbiger (Johann Ignaz von)
Feldärzte und Feldlazarethe
Ferien . . . . . .
Ferney . . . . . .
*Ferrand (Graf Ant.) . .
Feuerschwamm . . . .
*Feuerversicherung . .
Feuerzeug . . . . . .
*Fielding (Henry) . . .
Fiesole . . . . . .
Filicaja (Vincenz von) .
*Findling . . . . . .
*Fingal . . . . . .
*Finsterniß . . . . .
Firniß . . . . . .
Firnißbaum . . . . .
Fiß . . . . . .
Fiume . . . . . .
Firmilner (Placidus) .
Flaggenofficiere . . . .
*Flatman (John) . . .
*Fleck (Joh. Friedr. Ferd.)
Fleury (Claude) . . . .
Flöße . . . . . .
Flugsand . . . . . .
*Formey (Johann Samuel)
*Forstwesen . . . . .
*Fracht . . . . . .
*Fraueneis und Frauenglas
*Freiberg . . . . . .
Friedrich II. (der Hohenstaufe)
Friedrich III. (der Schöne)
Friedrich III. (röm. Kaiser)
Froben (Johann) . . .
Froissart (Jean) . . .
Fruchtbarkeit . . . .
Fualdes (der Mord des) .
Füchse . . . . . .
Fuchsinseln . . . . .
Fulgurit . . . . . .
Fulhame . . . . . .

Digitized by Google

G.

[illegible] . . Seite 320
[illegible] . . . —
[illegible] . . . —
[illegible] . . . —
[illegible] . . . 321
[illegible] . . . —
[illegible] . . . —
[illegible]-Ritter, s. Ah-
[illegible] Bd. 1. . . . 326
[illegible] (die Familie) . —
[illegible] . . 329
[illegible] (Joh. Georg) . . 331
[illegible] . . 333
[illegible] . . . 334
[illegible] . . 335
[illegible] . . . 337
[illegible] (Joh. Theophilus) —
[illegible] . . . 339
[illegible] (Joh. Wilh. Ludw.) —
[illegible] . . . 343
[illegible] (Christoph, Ritter v.) —
God save the King . 346
[illegible] . . . 347
[illegible] (Carlo) . . . —
[illegible] (Joh. Joseph) . 352
[illegible] (Joh. Melchior) . 355
[illegible] . . . 356
[illegible] . . . —
[illegible] (Philibert, Graf
[illegible]) . . . —
[illegible] (Graf von) . . 357
[illegible] (Wilhelm Jakob) 358
[illegible] (Joh. Georg) . 359
[illegible] (Johanna) . . 360
[illegible] . . . 363
[illegible] (Sir Thomas) . —
[illegible] Green . . . 364
[illegible] (Jean Baptiste
[illegible] de) . . . 365
[illegible] (die Familie) . 366
[illegible] (Carl Justus von) . 369
[illegible] (Jean Baptista Bu-
[illegible], Graf von) . . 371
[illegible] . . . 372
[illegible] (Louis Valez de las
[illegible]) . . . —
[illegible] (Francesco) . 373
[illegible] . . . 374
[illegible] (Robert) . . 376
[illegible] (Joh. Christian) . 378
[illegible] (Johann) . 379
[illegible] (Pierre Augustin) . 380

H.

Hafen . . Seite 380
Hasenscharte 381
*Hausehre . . . . . —
*Haut . . . . . —
Heiliges Grab . . . 382
Heimweh 383
Heinrich V., Kaiser der Deutschen 384
Heinrich VII., (Kaiser der Deutschen) . . . 385
Heinrich III., (König v. Frankreich) 386
Heizung 387
Hektisch 391
Helsingfors . . . . —
Hemmling . . . . . —
Henriette (Anna) . . 392
*Herschel (Wilh.) . . 393
Herzkrankheiten . . . 394
*Highwaymen . . . 395
Hochland (schottisches) . —
Hochstädt (Schlacht bei) . 403
Hoffmann (E. T. A.) . 404
*Hofwyl 407
Hohenheim (Groß-) . . 417
*Hohenlohe . . . 418
*Höhenmessungen . . —
*Höhenrauch, Heerrauch . 422
Holz, Holzarten . . . —
Holzsäure 426
Horneck (Ottokar von) . 427
Hühnen, Hühnengräber . 428
*Hutten (Ulrich von) . . 429
Hyde de Neuville (Paul, Graf von) 432

J. (Vocal.)

Jambus, s. Rhythmus. Bd. 8. 434
Ibis . . . . . —
Idiot . . . . . —
Inkunabeln . . . . —
Invocavit 436
Joch . . . . . —
Johannisfeuer . . . —
Jota . . . . . —
Iran, s. Persien, Bd. 7. . —
Irus, s. Ulysses, Bd. 10. . —
Iwan . . . . . —

Digitized by Google

J (Consonant.)

*Jahn (D. Friedrich Ludwig) . . . Seite 437
*Jaspis 439
Jaucourt (Louis, Ritter von) —
Jeffreys (Sir Georg) . —
*Jena (Schlacht bei) . . 440
Jokasta, s. Ödipus Bd. 7. 444
Jubilate . . . . . —
Julius . . . . . —

K.

Kalfatern . . . . . —
Kameel . . . . . —
Kauris 445
Kent (William) . . . —
Kermes 446
Kinsbergen (Ritter von) . —
Kochumersprache, s. Rothwälsch Bd. 8. 447
Kokarde . . . . —
Kosmetische Mittel . . 448
*Kupfer . . . . —
Kurden 449

L.

Labat (Johann Baptista) . 450
La Chaise (François d'Aix de) 451
Lacépède (Graf Bernard von) 453
Lackiren 454
Lacretelle (P. L. — Charles) 456
Lätare 457
*Lagrange (Joseph Louis) . 458
Lahyre 461
Lamarck (Jean Baptiste Antoine Pierre Monet, Chevalier de) . . . 462
Lancaster (Jacob) . . 463
Lancelot 464
*Landeshoheit . . . —
*Landschaft . . . 463
*Landstände . . . 480
*Laperouse (Jean François Galaup de) . . . 486
*Larive 489
Lasiren, Lasurfarben . . —
*Laura 490
Lavnez (Jakob) . . . 492
*Lebensversicherung . . 493
*Leber und Leberkrankheiten 495
Lecluse (Charles de) Seit
Legendre (Adrian Marie)
*Legion . . . .
Legouvé . . . .
*Leibnitz (Gottfried Wilhelm Freiherr von) .
Leicester (Robert Dudley, Gra von) . . . .
*Leipzig (die Stadt) .
*Leipzig (Schlachten bei)
*Lemierre (Anton Maria)
Lemoine (Franz) .
Lemures . . .
Lenoir (Jean Charles Pierre
Lepanto (See-Schlacht von)
Lesage (Alain René) .
Lesueur (Jean Baptiste)
Lethargie . . . .
*Leuwenhöck (Anton) .
Levaillant (Franz) .
Leyden, s. Taufgesinnte
Leyden, s. Lucas von Leyden
L'hopital, M. de, s. Hopital
Libertinage . . .
Libyen . . . . .
*Licht . . . . .
Lichtmesse . . . .
Liebestränke . . .
*Ligue, die . . . .
Liguori (Alphonse Marie de)
Ligurien . . . .
*Linguet (Simon Nicolas Heinrich) . . . .
*Lippert (Philipp Daniel) .
*Literargeschichte . .
*Literaturzeitungen und literarisch-kritische Zeitschriften . . . .
Lloyd (Heinrich) . .
Logthing . . . .
Lohenstein (Daniel Caspar v.)
*Lokmann . . . .
Lomenie de Brienne (Etienne Charles) . . .
Lomonosoff (Michael Wasiljewitsch) . . . .
Longchamp . . . .
*Loudon (Gideon Ernst, Freiherr von) . . .
Louise Ulrika (Königin von Schweden) . . .
*Louvet de Couvray (Jean Baptiste) . . .
Loyola (Ignaz von) . .

Digitized by Google

[illegible] XII. (König von [illegible]) . Seite 566
[illegible] 567
*[illegible] (Johann) . . 568
[illegible] System . 569

M.

[illegible] 570
[illegible] (Joh. von) . . —
[illegible] . . . 571
[illegible] (Karl) . . . —
[illegible] 572
[illegible] 574
[illegible] . . . —
[illegible] (Marcus) . . —
[illegible] (William Murray) 575
[illegible] . . . . —
*[illegible] (Hugues Bernard) . —
[illegible] (von Österreich) 577
[illegible] . . . —
[illegible] (Martin van) . —
[illegible] . . . 578
[illegible] (Lorenzo) . . —
*[illegible] (die eiserne) . . —
*[illegible] (Carl Aug. von) 580
[illegible] . . . 582
[illegible] . . . . —
[illegible] (François) . . —
[illegible] (Johann) . . —
[illegible] (Pierre François André) 583
*[illegible] 584
[illegible] Geographie . 586
[illegible] Topographie . 589
[illegible] . —
*[illegible] 590
*[illegible] . . . . —
[illegible] (Arnold von) . 591
[illegible] . . . —
[illegible] (Baron von) . . 592
[illegible] (Friedrich Wilhelm) —
[illegible] (Franz de) . . 594
*[illegible] 595
*[illegible] (Jean Bernard) . 596
[illegible] (Van der) . . —
[illegible] (Charles) . . 598
[illegible] 599
[illegible] (Anton Franz van der) 600
*[illegible] (Joh. David) . 601
[illegible] (André) . . 603
[illegible] 604
*[illegible] Sensitiva . . 606
*[illegible], Mineralogie . —
*Mineralwasser . Seite 611
*Mineralwasser (künstliche) 612
Miasma 614
Misericordia . . . —
*Mode . . . . —
Molay (Jakob Bernhard von) 616
Molé (Mathieu) . . 617
Monasterium . . . 618
Monboddo . . . . —
*Monk (George) . . 619
Monographie . . . 621
Monomanie . . . —
*Montgolfier (Jacques Etienne) . . . . —
*Montmartre . . . 622
Montserrat . . . 623
Morast, Moräste . . 624
*Morea 625
*Morelli (Jakob) . . 627
Morphologie . . . 629
Motte (Anton Houdat de la) 630
*Mounier (Jean Joseph) . 631
*Mühlberg (Schlacht bei) . 632
*Müllner (Adolph) . . 633
*Münzkunde . . . 634
Musik 638
Mutis (Don Joseph Coelestin) —
Myron 639
*Mysticismus . . . —
*Mythen, griechische Mythologie 643

N.

*Nachdruck, Nachdrucker . 646
Nacht (heilige) . . . 649
Nachtmahlsbulle . . —
*Nagelfluhe . . . 650
Nassau-Siegen (Carl Heinrich Nicolaus Otto, Fürst von) 651
*Natrum 652
*Natur . . . . —
*Naturgeschichte . . . 659
*Naturgesetze . . . 664
*Naturphilosophie . . 669
Natursystem . . . 672
Naturwissenschaften . . 679
*Neckar 670
*Neptunisten . . . 680
*Nettelbeck (Joachim) . . —
Neumark (Georg) . . 682
*Newton (Isaak) . . 683
Noailles (die Familie) . 690

Digitized by Google

O.

*Oase . . . . Seite 691
Obedienz 692
Obley . . . . . —
*Odessa . . . . . —
Og (König zu Basan) . 695
Olivier (Guillaume Antoine) —
*Orcadische Inseln . . . 696
Organische Überreste . . 698
Orleans (Gaston, Jean Baptiste) 703
Orleans (Philipp, Herzog v.) 704
Ossuña (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von) . 705
Oeta 706
Ouen, St. 707
Ourcq (der Kanal von) . 708

P.

*Paladin 709
Palaprat (Jean de Bigot) . —
Palisot de Beauvais (Ambroise Marie François Joseph) 710
Palmatocke 711
Palomino de Velasco (Acisclo Antonio) 712
*Panckoucke 713
*Panzer (Georg Wolfgang) —
*Pappkunst, Papparbeit . 714
Paranymphe 717
Paré (Ambroise) . . . —
Parga . . . . . —
*Paris 718
Paris, Einnahme im J. 1814 730
Paris, Einnahme von 1815 734
Pariser Theater . . 735
Peipussee 742
*Persepolis 743
Peruanische Rinde, s. Chinarinde, Bd. 2. 745
Peruanischer Balsam, s. Balsam, Bd. 1. . . . . —
*Pesth . . . . . —
*Peter II. (Kaiser von Rußland) 752
*Petersburg (St.) . . . —
*Pichegrü (Charles) . . 760
Pigafetta (Antonio) . . 764
*Pilatre de Rozier . . 766
Pindarees 767
Pingré 768
Pinienbaum 769
Pleuresie . . . Seit
Plongeon . . . .
Poetische Licenzen . .
*Polarität . . .
Polo (Marko) . .
Polykarpus . .
Polypen . . .
Pompejus-Säule, s. Alexandrien . . . . . .
Portugiesisches Theater
Porus, s. Alexander der Groß Bd. 1. . . . .
*Potter (Paul) . . .
*Prag . . . . .
*Preßburg . . . .
Püstrich . . . .

Q.

Quasimodogeniti . .
Quassia . . . .

R.

Rabaut St. Etienne (J. P)
Radical-Reformers . .
Rapp (Johann, Graf von) .
Reding I. (Aloys von) .
Redouté (Pierre Joseph) .
Regnier (Mathurin) . .
Reimlexikon . . . .
*Reinhard (Carl Friedrich, Graf) . . . . .
Reiten, das . . .
Reitz (Fried. Wolfgang) .
Rennie (John) . . .
*Repertoire . . . .
Retif de la Bretonne . .
*Rhabdomantie . . .
*Rigi . . . . .
*Roche-Jacquelin (Henri de la) . . . . .
Roncesvalles . . .
Rosenöl . . . .
Roß (Capitain), s. Nordpol-Expedition, Bd. 6. . .
*Rossini (Gioachimo) . .
Rothgießerei . . .
Rotrou (Jean) . . .
Rotten Borough . .
Routiniers . . . .
*Rüchel (Ernst Friedr. Wilh. Phil. von) . . .

Digitized by Google

[illegible] . . Seite 822
[illegible] . . . . —

S.

[illegible]. Statistische Über-
[illegible] . . . 823
[illegible] Schweiz . . 844
[illegible] 848
[illegible] Georges (Ritter von) 849
[illegible] Pierre (Charles Ire-
[illegible] Castel Abbé de) . —
[illegible] . . . . —
[illegible] 850
[illegible] . . . . —
[illegible] . . . . —
[illegible] 852
[illegible] Jean Baptiste) . —
[illegible] 853
[illegible] 854
[illegible] 859
[illegible] 860
[illegible] Joh. Gottfr.) . —
[illegible] 862
[illegible] (Emanuel) . 863
[illegible] 864
[illegible] (Jacob) . . —
[illegible] (Joh. Gottlob) . 865
[illegible] . . . 867
[illegible] Maximilian Samson
[illegible] . . . —
[illegible] (Friedr. Herm. v.) 869
[illegible] (Joh. Dan.) . —
[illegible] (Joh. von) . . 870
[illegible] . . . 871
[illegible] (Friedr. Ludw.) . 885
[illegible] (Christian Gottfr.) . 888
[illegible] . . . 889
[illegible] und Schwefel-
[illegible] . . . . —
[illegible] (Hans von) . —
[illegible] (Anton) . . 890
[illegible] Reisen . . —
[illegible] (das Fürstenthum) 897
[illegible] . . . . —
[illegible] (Georg von) . 898
[illegible] (Sm) . . 899
[illegible] (Don, König von
[illegible]) . . . 900
[illegible] 902
[illegible] 903
[illegible] (Richard) . . —
[illegible] 904
[illegible] 905

Seufzer . . . Seite 905
Sideralmagnetismus . . 906
*Sinne . . . . . —
*Somnambulismus . . 912
Sonnenstein 917
Sonnenstich 919
*Sparbanken, Sparkassen . —
Specifica 921
Speichel 922
*Spessart . . . . . —
Spiel 924
Spinola (Ambrosius, Marquis
von) . . . . . —
Spleen 926
Sprachenkunde . . . . —
*Sprüchwörter 935
Staatspapiere (im Allgemei-
nen) 936
Staatspapiere (englische) . 940
Staatspapiere (französische) 942
Staatspapiere (österreichische) 947
Staatspapiere (preußische) . 950
Staatspapiere (russische) . 953
Staatspapiere (holländische) 955
Staatspapiere (neapolitani-
sche) 957
Staatspapiere (spanische) . —
Staatspapiere (dänische) . 959
Staatspapiere (norwegische) —
Staatspapiere der Staaten
des deutschen Bundes . —
Staatspapiere (amerikanische) 960
Staatspapiergeld . . 962
*Staffa 963
Stammmelodie 964
*Stockholm 963
Stolberg 972
*Stosch (Philipp, Baron von) —
*Supernaturalismus . . 974

T.

Tag- und Nachtleben . 975
Tallard (Camille d'Hostün,
Graf von) . . . 982
Tankred . . . . . —
Taunus (der) . . . 984
Teufelsmauer . . . 985
*Thier, Thierreich . . —
*Thierarzneikunde, Thierarz-
neikunst, Thierheilkunde . 993
Thunberg (Carl Peter) . 997
*Tibet . . . . . —
*Tierney (Georg) . 1000

Digitized by Google

Timokratie . . Seite 1001
Torneå . . . —
Torres Vedras . . 1002
*Tramontana (la) . —
Tripolitza . . . 1003
Tschesme . . . 1004
*Türkis . . . —
*Turnkunst . . . —

U.

*Ungarn . . . 1006
Ungarische Literatur . 1015
*Ungarische Sprache . 1022
*Ungarische Weine . 1025
Urbarium . . . —

V.

Vernunft . . . 1026
*Verstand . . . 1029
Vischer (Peter) . . —
Vließe (Orden der drei goldenen) . . . 1030
Vulkanisten . . 1031

W.

Wachsen, Wachsthum . 1034
Wagenaar (Joh.) . 1039
Wallace (William) . —
Wallis (Johann) . 1040
Walther von der Vogelweide 1041
*Wärme . . . 1044
*Wasser . . . 1053
Watt (Jacob) . . 1056
*Weckherlin (Georg Rudolph) 1059
*Weißes Meer . . 1061
Weitsichtig . . . —
Wenceslaus (Wenzel) . 1062
*Werner (Friedrich Ludw. Zach.) . . . 1064
*West (Benjamin) Sei
Westgothen . . .
Westminster . .
Widdin . . .
*Wien . . .
Wilhelm I. Churfürst von Hessen . . . .
*Wille (Joh. Georg) .
*Windbüchse . .
*Winter (Peter von) .
Witt (Joh. de) . .
Wohlfahrtsausschuß .
Wohlgemuth (Michael)
Wohnung . . .
*Wolke (Christian Heinrich)
*Wolle . . .
Wordsworth (Wilhelm)
Wren (Christoph) .

Y.

Young (Arthur) . .
Yriarte . . .

Z.

Zacharia . . .
Zahnschmerz, Zahnweh
Zarlino (Joseph) .
Zehen . . . .
Zeugung . . .
*Zink . . . .
Zorn . . . .
Zorndorf (Schlacht bei)
Zoroaster . . .
*Zschokke (Joh. Heinr.)
Zucker oder Zuckerstoff .
Zuidersee . . .
Zunftwesen . . .
Zurzach . . .
Zwilling . . .

Digitized by Google

Digitized by Goog

Digitized by Google

(Ein Zeichen * vor einem Artikel deutet an, daß derselbe zwar schon in der fünften Auflage des Conversations-Lexikons enthalten, in der selben aber entweder ganz neu bearbeitet worden ist oder doch bedeutende Zusätze erhalten hat. Artikel ohne Bezeichnung sind solche, die sowol in der fünften als auch in den frühern Auflagen gänzlich fehlen.)

A.

Ablauf, in der Baukunst, besonders bei den Säulenordnungen, derjenige Stück oder Glied der Säule, welches, in Form eines einwärts gekehrten Viertelkreisbogens, ein vorspringendes oberes Glied mit dem darunter befindlichen kleinern verbindet, also gleichsam den Übergang aus dem geringern zum größern Umfange der Säule bildet. — Der Anlauf verbindet dagegen ein vorspringendes unteres Glied oder Stück mit dem darüber befindlichen kleinern, und bildet so einen Übergang vom größern zum geringern Umfang der Säule. — **Ablaufen** sagt man von neugebaueten Schiffen, die man vom Stapel läßt, indem auf beiden Seiten bei dem Kiel, oder untersten großen Balken des Schiffs, zwei starke runde Hölzer gelegt werden, die hinten höher als vorn, folglich nach der Wasserseite zu niedriger liegen. Vorn bei den Vorsteeven werden diese Hölzer mit Seife beschmiert. Im Wasser liegt eine Rinne, worein der Kiel paßt. Beim Ablassen des Schiffs vom Stapel schlägt man die Stützen weg. Es wird mit Schrauben hinten bei den Hintersteeven in die Höhe geschraubt, wodurch es einen Schuß bekommt, über das Holz glitschen und in das Wasser läuft. — Im bürgerlichen Recht ist der Ablauf die Verfließung des Termins oder einer gesetzten Zeit.

*Acapulco, der beste mexicanische Hafen am Australmeer. Der Hafen sowohl als die Rheede sind sehr tief und haben sichern Ankerplatz vor Stürmen. Schwer beladene Schiffe können dicht an den Granitfelsen, welche die Rheede und den Hafen umgeben, vor Anker liegen. Wegen der steilen Abdachung dieser Felsen am Hafen und an der Rheede vor solcher, hat die Küste ein sehr wildes Aussehen ohne alle Vegetation. In der Einfahrt des Hafens liegt eine Insel (Roqueta oder Grifo), die eine westliche Einfahrt von 700 bis 800 Fuß Breite und eine östliche von 1 bis $1\frac{1}{4}$ engl. Meile mit 27 bis 33 Faden Tiefe bildet. Im Nordwesten liegt die Stadt, vertheidigt durch das hoch belegene Fort Diego, mit nicht mehr als 4000 Einwohnern, die sich indeß nach Ankunft der Galione von Manilla auf 9000 vermehren. Wenige Handelsplätze haben auf der ganzen Erde eine ungesundere Lage. Die gewöhnliche Hitze ist hier am Tage 86 bis 90° Fahrenheit, in der Nacht bis 3 Uhr Morgens 73° und von da bis zum Aufgang der Sonne 64 bis 62°. Von den weißen Felsen prallen zur Last der Einwohner die Sonnenstrahlen auf die Stadt zurück, in der sich nichts besser befindet, als die Mosquitos. Um etwas Kühlung der unglücklichen Stadt zu verschaffen, ließ die spanische Regie-

Digitized by Google

rung von Osten her durch die Felsen einen hohen Weg sprengen, sie verabsäumte, was noch nöthiger war, den Moraſt im Osten Stadt, höchst gelegen zu Zuckerpflanzungen, trocken zu legen und bedeichen. Bis zur höchsten Dürre ist hier ein stehendes Sumpfgewässer, das jährlich verschwindet und durch faulende zurückgeblie Thierkörper die Luft aufs höchste verpestet. Hier kämpft beständ das gelbe Fieber Westindiens und die ostindische cholera mor und raffen am meisten die Fremden, die aus höher belegenen Ge den des Handels wegen hieher kommen, besonders aber junge Eu päer weg. Unbedeutend ist dort bisher der Handel mit der Nordw küste Amerikas, den die Natur sonst so sehr begünstigt. Durch S turhindernisse ist wegen der oft unerwartet lange dauernden Windst unter der Linie die Fahrt von Callao nach Acapulco schwieriger, von Callao nach Cadiz und währt oft länger. Hier, wo die Wi stillen so gewöhnlich sind, dürfte die Schifffahrt mit Dampfbo unermeßliche Vortheile anbieten. Um günstige Passatwinde zu ei schnellen Fahrt zu gewinnen, muß man vor allem in diesem Oz zuvor sich von der Linie zu entfernen suchen. Ein Hülfsmittel, d aber auf der Küstenfahrt von Acapulco nach Callao unanwendbar Die bisherige Ausfuhr aus Acapulco ist meistens Silber mit Indi Cochenille, spanischem Tuch und etwas Pelzwerk aus dem nördlich Mexico und Californien und die Einfuhr bringt dahin alles, was As an Kostbarkeiten besitzt.

Accouchement und Accoucheur, s. Geburtshülfe, Bd.

*Acker nennt man 1) eine in der Regel zur Cultur von Producte welche Menschen oder Thieren wechselnde Bedürfnisse liefern solle bestimmte Strecke Landes. Die Industrie des Menschen wirkt hi allemal mit auf die ergiebigere Vegetation, obgleich nicht in jede Jahre auf gleiche Art und mit gleicher Anstrengung. 2) Ein gewi ses, durch Gesetze oder Herkommen bestimmtes, Flächenmaß, das frei lich eben daher höchst verschieden ist. Im Königreich Sachsen hält welches wir beispielshalber erwähnen, der Acker 300 QRuthen, di Ruthe zu 15 Fuß 2 Zoll dresdner Maß = 52,416 pariser QFuß Im Großherzogthum Sachsen hält der weimarische Acker 140 QR zu 16 rheinländischen Fuß = 33,442 pariser QF. und in eben der Staate der jenaische Acker 210 QR. zu 16 rheinl. Fuß = 52,59 QFuß. Auch England mißt seine Ländereien nach Acres. In den deutschen Bundesstaaten hat fast jeder noch eine Mehrzahl sehr ver schiedener Landmaße und es ist einer der Gegenstände, die vorzüglich einer verbesserten Gesetzgebung bedürfen, daß ein Landmaß im ganzen Staate herrschend werde. Im übrigen Deutschland, außer Sachsen, berechnet man seine Landflächen bald nach Tonnen, Scheffeln, Morgen, Jucharten, Demath, Himten u. s. w., deren Reduction auf pariser Fuß noch nicht einmal richtig angegeben wird und die wir deshalb nicht weitläuftiger ausführen.

Addition. Sie ist die erste Rechnungsart der sogenannten vier Species und ist Zusammenzählung, durch welche man erforscht, wie viel gewisse einzelne Zahlen oder Zahlenreihen, zu einander gerechnet, betragen. Das Resultat dieser Zusammenrechnung nennt man Summa. Wenn der Wilde, um die Summa zu finden, jede Einheit der andern einzeln zuzählt: so wird durch die mechanische Zusammenzählung der Arithmetik in unserm Zahlensystem der Zehner die Addition dadurch sehr erleichtert, daß die Einer, Zehner, Hunderte, Tausende u. s. w. immer unter die vorbemerkten Einer, Zehner u. s. w. senkrecht ge-

Digitized by Google

[illegible] werden. Dann zählt man zuerst alle Einer, setzt die Einer [illegible] die aus der Addirung der Einer überschießenden Zehner [illegible] Addirung der Zehner hinzu und geht nun nach [illegible] zu der Addition der Hunderte über. Wenn in einer [illegible] Größen verschiedener Art, aber von einerlei Gattung, [illegible], Pfennige, vorkommen; so addirt man die rechts [illegible] zuerst und läßt hierauf die nächst größern folgen. [illegible] der Addition dient, daß man ein Paar der zusammenad[illegible] besonders zusammenzählt und die so gebildete [illegible] von der Hauptsumme abzieht und dann wieder beide Summen [illegible], oder man nimmt die Addition in umgekehrter Ordnung [illegible]. Die [illegible] Neunerprobe hat den wesentlichen Mangel, daß, [illegible] sich um ein Product von neun verrechnet, sie den Fehler [illegible].

Adjectiv, Beiwort, um den Begriff, welchen das Substantiv [illegible] darstellt, genauer verständlich zu machen, durch Angabe [illegible] der Sache, die das Substantiv nur zum Theil [illegible]. Man braucht das Beiwort bald eigentlich, z. B. [illegible], bald uneigentlich, z. B. der Stiefel ist schwarz. [illegible] Beschaffenheiten werden in unserer Sprache auch durch [illegible] umschrieben, z. B. Teller von Zinn, statt zinnerne Teller. [illegible] Mundarten waren an mannichfaltigen Biegungen der [illegible] reicher als unsre jetzigen, die solche aus Nachlässigkeit auf[illegible]. In [illegible] der Stellung der Worte sollten die Schriftsteller [illegible] so sklavisch, als z. B. die französischen, fesseln lassen. Die [illegible] drücken entweder eigentlich und ursprünglich die [illegible] aus; oder sie sind abgeleitete und drücken dann die ei[illegible] Beschaffenheit aus, die das Substantiv bezeichnet, aus [illegible] Beschaffenheitswort gebildet worden. Bei Eigenschaften, die [illegible] sind, kann derselbe in Gradationen ampliativ, di[illegible], comparativ und superlativ ausgedrückt werden.

Agent, s. Gesandte. Bd. 4.

*Agio. A) Aufgeld auf eine Münze gegen die andere. Die [illegible] Aufgeldes bestimmt die Concurrenz, nach welcher eine [illegible] oder weniger gesucht wird. So weit ist das Geschäft [illegible] und hört auf, es zu sein, wenn Einzelne oder Gesellschaf[illegible] durch Mittel, welche die Gesetze oder Handelsüsancen mißbilligen, [illegible] den von andern herbeigeführten Preis einer Münze, durch [illegible], Wegschlagen oder Anhäufen derselben zu ihrem Vor[illegible], sondern auch auf unerlaubtem Wege, z. B. durch [illegible] falscher Nachrichten. — B) Das Aufgeld, welches bald [illegible] gegen Wechsel über diese Münze auf einem fremden Han[illegible], oder umgekehrt der Wechsel gegen die Münze hat. — C. Das Aufgeld des Bankgeldes gegen das umlaufende gemünzte [illegible] umgekehrt. — D. Vorschußzinse auf den französischen Han[illegible], die nach dem Ueberfluß oder Mangel der Münze auf ei[illegible] sich modificirt.

Agiotage. Man bezeichnet damit in unserer Zeit das Ge[illegible] und den angeblich unerlaubten Gewinn gewisser Personen, [illegible] auf eine der Regierung oder den gewöhnlichen Operationen [illegible] entgegenwirkende Art, aus dem schnellen Steigen [illegible] der Staatseffecten und Commerzpapiere ihren Nutzen zu [illegible] und beides ihrer Convenienz gemäß zu bewirken suchen. Ge[illegible] nehmen an diesem Geschäfte keine Individuen öffentlich Theil,

Digitized by Google

die z. B. als anerkannte Mäkler oder Händler mit solchen Effect wohl von ihrer Mühwaltung leben, aber auch ihr Gewerbe ehrenh nutzen wollen. Heimlich ist es freilich nicht selten, daß solche G schäfte von Männern im größten Umfange betrieben werden, wel zwar ihr Geld, aber nicht ihren Namen dazu hergeben. Wüt dies Übel auf einem Handelsplatze oder in einem Lande; so haben i mer gewisse drückende Verlegenheiten des Handelsstandes oder der R gierungen solche zu früheren Fehlschritten in ihren Finanzoperation welche ihren Credit verletzten, verleitet. Einer zu üppig gewachsen und daher früher absterbenden Natur hängen sich Schmarotzerpflanz an. Hören die gedachten Verlegenheiten auf, so verschwindet au das heimliche oder öffentliche Agiotage. (Das Wuchern mit und a Effecten, denen mehr oder weniger der öffentliche Glaube der Börs nicht mehr trauet.) Setzt sich die Benutzung fremder Verlegenhe in eine zu directe Opposition mit allgemeinen Interessen des Handel standes, der Regierung und des Publicums in seinem Staate; wird jene Benutzung ein Frevel wider die Moralität seines Stand und wider die Bürgerpflicht, welche in andern Perioden ganz unschu dig erscheint.

Agiotirer wird immer gebraucht, um einen Mann zu bezeic nen, dessen Erwerbsart unter den Handelsherren und Mäklern a eines Platzes sich gewissermaßen im Verruf befindet. Bisweilen b straft die Polizei die Umtriebe solcher Männer zur Bereicherung, mi Scandal, bisweilen überläßt sie solche blos der Ächtung der öffent lichen Meinung. Sollte aber ein solches Individuum damit ein be trächtliches Vermögen erworben haben; so pflegt die errungene Conso lidation einer sichern Wohlhabenheit allmählig die Quellen, woraus sie entstanden ist, in Vergessenheit zu bringen. Es tritt die Achtung für den Reichthum an die Stelle der Censur, wie er erworben worden.

Aglar, s. Aquilega. Bd. 1.

*Aiguillon, Herzog und Pair von Frankreich, Minister de auswärtigen Angelegenheiten unter Ludwig XV., ein Mann als Höf ling durch Witz und Geist ausgezeichnet, aber sonst von allen de Eigenschaften entblößt, welche den eigentlichen Staatsmann bewähren Es genügt zu seiner Charakteristik, wenn man anführt, daß wäh rend seines Ministeriums die Theilung Polens statt fand, und er erf dann Kenntniß von diesem Attentat gegen das Völkerrecht erhielt, al es schon vollzogen war. Selbst Ludwig XV. rief dabei aus, als e zu seiner Kunde kam: „Wäre Choiseul noch da gewesen, diese Thei lung hätte nicht statt gefunden!“ Aiguillon war 1720 geboren. Sein erstes Auftreten am Hofe Ludwigs XV. war glänzend. Di Herzogin von Chateauroux, Geliebte des Königs, bemerkte Aiguillon mit Wohlgefallen und es war dies die Ursache, daß er bei der Armee in Italien eine Anstellung erhielt. Wir können ihn bei unserm be schränkten Raume nicht in seiner weitern Laufbahn im Einzelnen ver folgen und bemerken nur noch, daß er nach mannichfaltigem Wechsel der königlichen Gunst und Ungunst durch die Gräfin Dubarry nach Choiseuls Sturz mit dem Abbé Terrai und dem Kanzler Maupeau ins Ministerium trat und, wie oben schon gedacht, ihm das Mini sterium der auswärtigen Angelegenheiten zu Theil wurde, das er zum Unglück Europas und zur Entehrung Frankreichs, welches unter ihm aus seiner bis dahin mit Glück behaupteten großen diplomatischen Rolle heraustrat, verwaltete. Nicht minder als die zugelassene Thei

Digitized by Google

…Polen wird ihm die schwedische Revolution im Jahre 1772, die … vorbereitet zu haben, zur Last gelegt. Bei der Thron… XVI. wurde er aus dem Ministerium entfernt; … in förmliche Ungnade; er wurde 1775 exilirt und starb in … in den 80er Jahren.

Ajax (griech. Aias). Dieses Namens gab es unter den Heer… vor Troja zwei, den Ajax Oïleus und Ajax Telamonius. … ein Sohn des Oïleus und der Eriopis, ein Lokrier, war … Vor Troja war er mitgezogen, weil er einer von der … gewesen. Im Kampfe war er unter den Tapfersten, … aber artete zuweilen in unsinnige Wuth aus. Bei… erzählen die nachhomerischen Dichter. Als die Griechen, … in Troja eingedrungen waren, flüchtete sich Kassandra in … der Pallas, allein sie ward mit Gewalt herausgerissen … als Gefangene fortgeschleppt. Einige erzählen, Kas… … die Statue der Göttin umfaßt, Ajax aber habe sie bei … ergriffen und fortgeschleift; andere lassen ihn sogar die … im Tempel der Göttin schänden. Ulysses klagte ihn dieses … an, er aber reinigte sich durch einen Eid. Den… … die Rache der Göttin und ließ ihn in den Fluthen des … umkommen. — Der andere Ajax war des Telamon Sohn, … und ein Enkel des Aeakus. Auch er war unter den … der Helena gewesen, und zog deswegen mit zwölf Schiffen … Troja, wo Homer ihn als den tapfersten und schönsten Griechen … preist. Nicht zu reden, aber zu handeln versteht er. … er gerad, essen, voll edeln Stolzes. Als ihm aber nach … Tode die Waffen desselben, auf welche er wegen seiner Ver… und Tapferkeit Ansprüche hatte, von Ulysses entzogen …, bemächtigte sich Zorn und Wuth seiner Seele, und er stürzte … rachsvoll in sein Schwert.

Akridophagen Heuschreckenfresser, s. Heuschrecken.

Alaun wird gebildet aus Alaunerde, Schwefelsäure, Wasser … Löst letzteres bilden beide erstern keine Krystalle und letz… verschieden, je nachdem man Kali, Natrum oder Ammonium … Fast jeder käufliche Alaun ist mit Kali fabricirt. Er kry… in Oktaedern, welche durchsichtig sind, einen süßlich adstrin… Geschmack besitzen und das Lackmußpapier roth färben, ist … Fahrenheit in 20 Theilen kalten, aber in gleichen Theilen … Wassers auflöslich, schmilzt in der Wärme und schäumt … er eine leichte poröse Masse (Alumen ustum), gebrann… …, bildet. Erhöht man die Temperatur noch mehr, so ent… … Säure (Alaungeist) und in der Rothglühhitze bleibt nur … und schwefelsaures Kali zurück. Durch Glühen des (kali…) Alauns mit verbrennlichen organischen Substanzen erhält … Pyrophor. — Man findet natürlichen Alaun in Höhlen auf … Milo und zu Capo Miseno in einer Grotte. Zu dem künst… … braucht man entweder Alaunstein oder Alaunschiefer. Er… … geröstet, dann 40 Tage lang mit Wasser angefeuchtet und … Letztere läßt man 2 Jahre lang in dachförmigen Halden … auswittern, dann in Laugekasten auslaugen und bis zur … Concentration in bleiernen Pfannen versieden, in den Se…… mit der erforderlichen Menge Kali ($\frac{1}{4}$ der vorhandenen … setzt man sich des Harns, der Holzasche, schwefelsauren Kalis, … Pottasche, des Seifensiederflusses bedient, verbinden. Man ge…

braucht den Alaun in der Medicin, Weißgerberei und in der Färb
besonders zum Lack und verhärtet durch Zusatz desselben das Lichtt
mit Alaunauflösung angestrichne Körper werden nicht entzündet.

*Alkali. Die Araber bezeichneten hiermit einzig das Asc
salz (Pottasche) der Kalipflanze (Salsola Kali). Später erhielt
Wort eine ausgebreitetere Bedeutung. Alkalien sind Substanzen, we
mit den Säuren eigenthümliche Salze und im säurefreien Zust
mit dem Wasser kaustische Auflösungen bilden, die häufig einen eig
thümlichen Geruch besitzen, das rothe Lackmuspapier blau und bl
Pflanzensäfte grün färben. Alle Alkalien bestehen aus metallis
Basen und Sauerstoff, daher kann man sie alkalische Metalle nenn
Wir kennen bisher folgende 7: Kali, Natrum, Ammonium (flüc
ges Alkali), Baryt, Stronthian, Talk, Kalk. Die metallischen A
lösungen trennen die Alkalien sowohl im ätzenden als kohlensau
Zustande. Die Niederschläge erscheinen mit verschiedenen Farben,
lösen im ätzenden Zustande Öle, Fett und harzige Stoffe auf
bringen neue Verbindungen hervor, die den Seifen ähnlich sind;
wirken sie auch auf einige Pflanzen wie die Schwämme; im ätzend
Zustande verbinden sie sich mit dem Schwefel und bilden die Schw
felleber, sie lösen sich, wenn sie frei von Kohlensäure sind, in Wei
geist auf; die Flüssigkeit erhält dann eine rothe Farbe, sie scheid
das Ammoniak aus seinen Verbindungen mit Säuren; sie setzen m
Säuren Neutralsalze zusammen, lösen im ätzenden Zustande die
Wasser erweichte Thonerde auf und eben so die im Wasser aufgelös
Kieselerde. Im Feuer entsteht durch diese Verbindung Glas, welch
aber im Wasser lösbar ist, wenn man wenig Kieselerde angewend
hat. Mit Kohlensäure verbunden, brausen sie beim Austreiben d
Kohlensäure. Sind sie völlig ätzend: so erhitzen sie sich bei der L
sung im Wasser. — Alkalimeter, ein Werkzeug, angegeben v
Descroizilles, welches dazu dient, die Menge wirklicher Alkalis, we
ches in einer im Handel vorkommenden Pottasche, oder Soda entha
ten ist, aus der Menge von Schwefelsäure, die erforderlich ist, e
bestimmtes Quantum derselben zu neutralisiren, zu finden. — Al
kalisirung, diejenige Operation, durch welche man einem Körp
die Reaction eines Alkali ertheilt, z. B. durch Verbrennen der Pfla
zen, durch die Fäulniß, durch die Verbindung eines neutralen Salz
mit Alkali u. s. w. — Alkalität ist das Vermögen der Körpe
die im Artikel Alkali aufgezeichneten Eigenschaften zu äußern. Di
Alkalität eines Alkali ist desto stärker, je größeres Quantum Säur
es zu neutralisiren vermag. — Der Gegensatz von Alkalität i
Acidität.

Alkman, ein griechischer Dichter, geboren zu Sardes in Lydie
gegen das J. 670 v. Chr. Geb. Er erhielt zu Sparta das Bürger
recht. Wir besitzen von ihm noch einige Bruchstücke, welche beweisen
daß er sich der dorischen Mundart bediente. Unmäßigkeit in alle
Genüssen war Ursache, daß er an einer scheußlichen Krankheit starb
Er hat dem Horaz oft zum Vorbild gedient.

Alkmäon, Sohn des Amphiaraus und der Eriphyle von Ar
gos, nahm, zum Oberhaupte der sieben Epigonen gewählt, Theben
ein und verheerte es. Als er hierauf seines Vaters Tod, von diesem
selbst deshalb beschworen, an seiner Mutter durch ihre Ermordung
gerächt hatte, verfolgten ihn die Furien, von denen er, nach dem
Ausspruche des Orakels, erst dann gänzlich befreit werden sollte, wenn
er in einem Lande sich niederließe, das damals, als seine Mutter

Digitized by Google

[illegible], noch nicht Land gewesen wäre. Er fand seine Ruhe [illegible] seit kurzem erst im Flusse Achelous entstandenen In[illegible] mit dem die Kallirrhöe, Tochter dieses Flußgottes (mit Ver[illegible] seiner vormaligen Gemahlin Arsinoe) heirathete. Allein [illegible] genoß er diese Ruhe, denn als er, um den Wunsch sei[illegible] zu befriedigen, das Halsband der Eriphyle von seinem [illegible] Schwiegervater, dem Priester Phlegeus, listiger Weise zurück[illegible] hatte, ließ dieser ihn durch seine ihm nachgesendeten Söhne [illegible].

Alkmene, eine Tochter des Elektryon und Gemahlin des Am[illegible], die sie aus Jupiters Umarmung, welcher sie liebte und, sie [illegible], des Gemahls Gestalt angenommen hatte, den Sohn der [illegible] Stärkemacht, den Herkules, gebar.

Alkohol ist der von seinen wässerigen Theilen durch zweima[illegible] Destillation befreite Weingeist. — Alkoholometer, ein mit [illegible] versehener, gläserner, hohler, an beiden Enden verschlossener, [illegible]. In destillirtem Wasser sinkt er bei einer Temperatur von [illegible] R. auf 0 und im absoluten Alkohol reicht er bis zur höchsten [illegible] (100). Nimmt man das specifische Gewicht des Wassers [illegible], so ist dasjenige des Alkohols = 0,731. Jede Zwi[illegible] zeigt in dem geprüften Branntwein so viel Procente von [illegible] Alkohol an, als die Zahl über 0 ist.

Amianth, eine Art des biegsamen Asbests (s. d. A. B. 1).

Amsterdam. Diese wichtige, weltberühmte Handels- und zu[illegible] der Landverfassung des Königreichs der Niederlande die Haupt[illegible] dieses Reichs war noch zu Anfang des 13ten Jahrh. blos ein Fi[illegible] im Besitz der Herren von Amstel; gegen die Mitte dieses [illegible] hob es sich jedoch schon zu einem Städtchen und erhielt städ[illegible] Rechte. Im Jahr 1296 wurde es aber von den benachbarten [illegible] wegen der Theilnahme Gysbrechts van Amstel an dem [illegible] des Grafen Floris von Holland überfallen, verwüstet und der [illegible] vertrieben. Auf diese Weise kam Amsterdam mit Amstel[illegible] an die Grafen von Holland, welche auch die Stadt mit vielen [illegible] beschenkten. Amsterdam bekam bald einen bedeutenden Han[illegible] an der Ostsee und war im 16ten Jahrh. eine bedeutende [illegible]. Der Übergang aus der gutsherrlichen Hörigkeit unter die [illegible] Landeshoheit baute ihr erstes Glück, ihr ferneres der [illegible] aus der Herrschaft Spaniens und sie schwang sich hierdurch [illegible] zur Handelsstadt der vereinigten Niederlande empor. Schon im [illegible], nachdem Antwerpen wieder spanisch geworden war und sich [illegible] Handel nach Amsterdam versetzt hatte, mußte die westliche [illegible] neben dem alten Amsterdam erbauet werden. Neue Ver[illegible] erhielt die Stadt 1593, 1612 und 1658. Im J. 1622 [illegible] 100,000 Einw. Diese anwachsende Größe erweckte auch die [illegible] der Nachbarn in einem hohen Grade. Leicester suchte sich der[illegible] im J. 1587 durch Verrath, Prinz Wilhelm II. im J. 1650 durch [illegible] zu bemeistern. Beide Versuche mißlangen aber durch die [illegible] ihrer beiden Bürgermeister Hooft und Bicker. Amsterdams [illegible] gelangten auch in jener Zeit in der Versammlung der [illegible] und erhielten in den ersten 94 Jahren des 18ten Jahrh. [illegible] Gewicht, daß ihr Ansehen mit dem des Erbstatt[illegible] wetteiferte. Wirklich hatte Amsterdam in dieser seiner Glanz[illegible] einen solchen Grad von Ansehen und Reichthum erworben, daß [illegible] andere Stadt in Europa gleich zu stellen war. Amsterdam

Digitized by Google

war der große Markt aller Producte in Osten und Westen und d Hafen stets so voller Schiffe, daß man von dieser Seite die Thürm der Stadt kaum wahrnehmen konnte. Beförderte von der einen Sei der Ruf holländischer Redlichkeit und Sparsamkeit die Blüthe de amsterdamer Handels, so schadete jener die Seichtigkeit der Sandbar vor dem Pampus, die die großen Seeschiffe nicht ohne Entladung eine Theils der Güter auf Lichterschiffen einlaufen ließ und das schwierige Au laufen der Handelsschiffe aus der Zuydersee beim Texel, das nur bei gewi sen Winden möglich war. Auch fühlte Amsterdam nicht selten de Druck harter Kriegsdrangsale. Selbst in der glanzvollen Period des 17ten Jahrh. war im J. 1653, in Folge des Kriegs mi England, der Handel dergestalt gesunken, daß 4000 Häuser in Am sterdam unbewohnt waren, und daß, wie erzählt wird, auf der Börs Gras wuchs. Doch immer hob sich der Handel auch wieder, und blie sich selbst in der unruhigen Zeit von 1780 bis 1794 mit Ausnahme de engl. Kriegsjahre von 1781 und 1782 fast gleich. Allein seit der Re gierungsveränderung von 1795 verfiel der Handel und Wohlstand im mer mehr. Am nachtheiligsten wirkte die gezwungene Verbindung Hol lands mit Frankreich, da dieses ersteres stets zur Annahme seiner ei genen Maßregeln gegen die mit ihm im Krieg befindlichen Mächte zwang. Als Louis Buonaparte den Holländern als König aufgedrängt wurde, suchte er zwar den holländischen Handel durch manche Begün stigungen zu heben, auch verlegte er im J. 1808 seine eigene Resi denz und den Sitz der Regierung nach Amsterdam; allein jenes regte Napoleon nur um so mehr gegen Holland auf, und dieses führte, wenn sich auch einige neue Nahrungsquellen dadurch eröffneten, doch auch viele Inconvenienzen und mancherlei Nachtheile herbei. Die völlige Ein verleibung Hollands in Frankreich, die im J. 1810 statt fand: ver nichtete den auswärtigen Handel Amsterdams völlig, und manche an dere Maßregel, wie z. B. die Einführung der Tabacksregie und der sogenannten droits réunis, wirkte für den inländischen Ver kehr außerordentlich nachtheilig. Die Revolution von 1813 machte diesem Unwesen ein Ende, und Amsterdam durfte sich seinen alten Beschäftigungen zurückgeben. Auch hat der Handel seitdem wieder be deutend zugenommen, da die unermeßlichen Capitale der alten gro ßen Handels- und Commissionshäuser und die solide Art des amster damer Verkehrs im Waaren- und Wechselhandel, seine kundigen Waa renmäkler, so wie eine Menge den Handel erleichternden und sichernden Einrichtungen sowol Inländer als Ausländer mit ihren Aufträgen nach Amsterdam hin ziehen und ihr den Vorzug vor andern Handelsstädten sichern. Es gibt in Amsterdam, wie in allen großen Städten, eine Masse Anstalten, die auf Hervorbringung der Landes- und Localbedürfnisse berechnet sind. Zu den wichtigsten und eigenthümlichen gehören ins besondere eine große Zahl Schiffszimmerwerfte, Seil-, Tau- und Ta backsfabriken u. dgl. — Außer den öffentlichen Gebäuden war die Zahl der Wohnhäuser im J. 1732 26,385, wobei jedoch in Erwä gung zu ziehen, daß in Holland in der Regel ein Wohnhaus (meist Giebelhäuser von 3 bis 4 Fenstern in der Fronte) nur von einer Familie bewohnt wird. Die Zahl der Einwohner betrug 1796 217,000, 1808 208,000, worunter 20,000 Juden. Im J. 1820 zählte man dagegen nur 180,000, unter welchen sich 90,010 zur reformirten, 58,000 zur catholischen, 30,000 zur lutherischen Confession bekannten. Merkwürdig erscheint hier aus allen Zählungen das Verhältniß des männlichen und weiblichen Geschlechts, ungefähr wie 4 zu 5, und die

Digitized by Google

die Zahl der Total- oder Partialarmen (im J. 1817 89,000). We-
gen des niedrigen Grundes der Stadt ist der größte Theil derselben
auf Pfählen gebauet worden. Sie nimmt sich von der Hafenseite
mit den vielen Kirchthürme prachtvoll aus, aber auch die Uebersicht
der Stadt von der hohen Amstelbrücke und von der östlichen Einfahrt
am Thore aus, durch die sogenannte Plantage, ist sehr angenehm.
Amsterdam war in früherer Zeit eine starke Festung, die mit ihren
Schleusen und besonders mit ihren Ueberschwemmungen selbst den
König Ludwig XIV. bedenklich machte sie anzugreifen; aber im J. 1787
nahm sie, nach Uebergabe der verschanzten nahen Dörfer, von ei-
nem mäßigen preußischen Heere bedroht, mit diesem capituliren.
Bei der jetzigen Kriegskunst kann Amsterdam nur durch Ueberschwem-
mung der umliegenden Gegend behauptet werden; doch sagt man, daß
in der letzten Regierungszeit des Exkönigs Ludwig ein Entwurf zur
verbesserten Befestigung Amsterdams sei entworfen worden. Von
der Seite von Harlem deckt jetzt die Stadt die Schleuse von Half-
weg und von der Ostseite die Festung Naarden. Im Halbcirkel,
den die Grenze der Stadt von der Landseite beschreibt, bilden die
Prinzen-, Kaiser- und Heerengrachten mit dem Cingel viele kleinere
Inseln, die alle auf den Amstelfluß oder auf den Meerbusen Y
münden. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das welt-
berühmte ehemalige Stadthaus aus. Der Bau desselben begann unter
der Leitung des Baumeisters Jacob van Kampen nach dem westphälischen
Frieden, welcher die Unabhängigkeit der niederländischen Republik
aussprach, und wurde 1655 vollendet. Huijgens und Vondel
verherrlichten den Bau durch ihre Muse. Unter dem Stadthause
befindet sich ein gewölbtes Kellergeschoß der Schatz der amsterdamer Bank.
Das ganze Gebäude steht auf 13,659 eingerammten Pfählen, ist
282 Fuß lang, 235 Fuß breit und 116 Fuß hoch; 211 Fuß höher
(bis zur letztere Höhe) erhebt sich noch der runde Thurm. Zur
innern Ausschmückung des Ehrfurcht gebietenden Gebäudes lieferten die
damaligen Maler und Bildhauer des 17ten Jahrh. ihre
Meisterstücke. Mit Wehmuth sahen die patriotischen Niederländer,
wie Exkönigs Ludwig Napoleon grillenhafter Wankelmuth im J.
1808 das amsterdamer Rathhaus zu seiner Residenz erkor und daß
Beamte und Höflinge die Berathungssäle der verehrten Väter
der Stadt einnahmen. Indessen ist der sogenannte Thronsaal,
der bei dieser Gelegenheit eingerichtet wurde, wol der schönste Saal
in Europa. Das herrliche Museum holländischer Gemälde, das erst
im Schlosse zum Busch beim Haag und dann in diesem ehemaligen
Rathhause aufgestellt war, ist jetzt in das sogenannte Trippenhaus
gebracht worden. Auch der jetzige König wohnt in diesem Palast (dem
Stadhuys), wenn er sich in Amsterdam aufhält: die ehe-
malige Bestimmung gegen solches über, wurde unter König Ludwig
abgetragen, um einen größeren freien Platz vor dem Palast zu er-
halten, und nach dem Westermarkt verlegt. Die Stadtbehörden ver-
sammeln sich jetzt im ehemaligen Prinzenhofe. Die amsterdamer Börse,
welche von 1608 bis 1613 gebauet wurde, ruht auf 5 gewölbten Bogen,
durch welche die Amstel in das Damrackgewässer fließt, hat 250 Fuß
Länge und 140 Fuß Breite. Das ostindische Haus, von dem kürz-
lich der hintere Flügel, der zu Kornböden benutzt wurde, einstürzte,
liegt an der Timmerwerft und das Magazin auf der Kattenburg am Y
sind überweitig dem Handel und der Seefahrt. Das schöne
Gebäude, wo sich die Akademie der Künste und Wissenschaften

Digitized by Google

versammelt, ist jetzt ein Tempel der Künste und Wissenschaften; die Gesellschaft felix meritis, eine Schöpfung des Handelsstandes, die alles befördert, was den Geist beschäftigt und veredelt, die Gesellschaft doctrina et amicitia; die tot nut vant allgemeen, der freien Künste und Wissenschaften, das treffliche Lese-Museum, verschiedene Musikvereine, das holländische, französische und deutsche Theater, der zum Athenaeo illustri gehörige hortus medicus, die berühmten lateinischen Schulen, viele treffliche Nationaldichter beweisen, wie sehr der Amsterdamer für Wissenschaften und Gelehrsamkeit Sinn hat. Eben so beweisen seinen religiösen, Wohlthätigkeits- und Ordnungssinn die zahlreichen Kirchen, das Hospital für alte Männer und alte Frauen, die Armen-, Zucht- und Waisenhäuser, die Seefahrtsschule, die vielen Gesellschaften für bestimmte Zwecke der Humanität, die Werk-, Spinn-, Raspel- und Besserungshäuser. Zahlreich sind die Kirchen aller Religionsgemeinden; unter diesen haben die niederländischen Reformirten 10, die französischen 1, die englischen 1, die römisch-catholischen 18, und selbst die Griechen und Armenier eine Kirche. Am prächtigsten ist die neue Kirche auf dem Damm, deren Kanzel und Orgel Meisterstücke sind; noch mehr schmücken diese Kirche die Grabmäler des Admirals de Ruyter, des tapfern van Galen und des großen Dichters Vondel, auch die Erinnerung, daß hier nach so vielen Stürmen, das Staatsgebäude durch Annahme des Grundgesetzes und durch die dem jetzigen Monarchen am 29sten und 30sten März 1814 geleistete Huldigung befestigt wurde. In der Oude Kerk ehrte die dankbare Nation ihre getödteten Seehelden Heemskerk, van der Zaan, Zweerts und van der Hulst durch Denkmäler. Die Westerkirche hat einen schönen Thurm. Bei so vielem Schönen und Großen in Amsterdam und bei der Eigenthümlichkeit, daß der hiesige Kaufhandel jedem Fleißigen seinen Unterhalt verschaffen kann, hat Amsterdam allerdings auch den Nachtheil einer sehr feuchten Luft und eines erstickenden Faulungsgeruches, der oft Sommers aus den Grachten emporsteigt, ferner Mangel an gutem Quellwasser und die Unbequemlichkeit sehr hoher und schmaler Wohnhäuser, wegen Mangels an Raum für die große Bevölkerung. Wichtig ist für Amsterdam der neue Canal, der von seinem Hafen bis zur äußersten Spitze Nordhollands in einer Tiefe von 26 Fuß sich erstreckt, an dessen Austiefung und Schleusen jetzt mit höchster Anstrengung gebauet wird. Er hebt ein Paar Haupthinderniße des amsterdamer Handels, nämlich das bisher nothwendige Umladen der Waaren aus den tiefgehenden Seeschiffen, ehe sie in den Hafen einlaufen konnten, und die frühere Schwierigkeit des Ein- und Auslaufens in die seichte Zuydersee bei widrigen Winden; die Waarenverschiffungen nach und von Amsterdam werden also künftig schneller und wohlfeiler bewerkstelligt werden können. (Man vergl. hierüber den Art. Blanken.) Es gibt eine Menge Bücher über die Merk- und Sehenswürdigkeiten Amsterdams. Eine musterhafte topographisch-medicinische Beschreibung dieser Stadt hat in J. 1820 der D. C. J. Nieuwenhuys in vier Bänden geliefert, unter dem Titel: Proeve eener geneeskundige Plaatsbeschryving der Stad Amsterdam.

*Anker. Man hat auf den vollständig ausgerüsteten Schiffen folgende verschiedene Arten von Ankern, als Pflicht- oder Nothanker, die größten, welche nur in der äußersten Noth ausgeworfen werden, die mittleren sind der große und der kleine Buganker, die kleineren sind der Strom- und der Flußanker. Den Anker aufsetzen, heißt den Anke

Digitized by Google

an der Ankerbalken, der vorn auswendig am Schiffe befindlich ist, um sie daran befestigen. Den Anker bekleiden, heißt die Schaufeln des Ankers mit Brettern wegen des schlechten, d. h. das Anker nicht halten Grundes verbinden, um zu verhindern, daß das Schiff nicht schleppt. Den Anker kappen, heißt das Tau des Ankers kappen. Dies geschieht, wenn man Eile hat, um beim Sturm schnell in die hohe See zu stechen, oder weil ein Schiff einem Caper entfliehen, der ein andres Schiff rasch angreifen will. Ankern, vor Anker legen, Anker werfen, bedeuten die Operation des Auswerfens des Ankers, um das Schiff stehend zu machen. Durch Lichtung des Ankers wird solchen in die Höhe und kann nun das Schiff fortsegeln. Das Anker schleppt oder treibt vor Anker, wenn es im Ankergrunde nicht fest liegt und der Wind oder die Flut oder Ebbe das Schiff fortführen. Ankergrund ist entweder Sand, Schlick oder Steingrund. Ersterer, vermischt mit Muscheln, hält das Anker am besten, weniger gut Schlickgrund, am schlechtesten Steingrund, wenn Anker und Taue sich leicht beschädigen und letztere brechen. — Ankerhaken ist ein am Taue befestigter Haken, womit der Anker mit dem Grunde losgemacht wird. Ankergeld ist die Gebühr, welche der Schiffer für die Erlaubniß, auf einer Rhede oder in einem Hafen Anker zu werfen, geben muß. Solches bezahlt nach Seerecht immer der Schiffer, niemals der Versicherer und gehört nicht zu den Havereikosten. Ankerrecht ist die Befreiung von diesem Ankergeld. Ankerstock ist ein großes Stück Holz, woran der Stiel des Ankers befestigt ist. Anker- oder Kabeltaue sind große, dicke Hanftaue, die an den Anker gebunden werden, um mittelst derselben das Schiff vor Anker zu legen, gewöhnlich 120 Klafter lang. Ankerwächter oder Ankerbuoy ist ein großes Stück Holz oder auch eine auf dem Wasser schwimmende Tonne, um die Lage des Ankers auf dem Grunde anzuzeigen.

Anspach, oder Onolzbach, ehemalige Residenz der Markgrafen von Anspach-Baireuth, jetzt Hauptstadt des baierischen Rezatkreises und Sitz der Kreisbehörden, von 1016 Häusern und 12,800 Einw., mit einem schönen Schlosse, einem Gymnasio und mancherlei Anstalten. Auch verdienen die Anlagen des geheimen Rath von Lenz, welcher einer der geistreichsten und witzigsten Schriftsteller unserer Zeit, in mehr als einer Hinsicht Aufmerksamkeit. Der letzte Markgraf, Carl Alexander, trat sowohl dies Fürstenthum, als das 1709 an Baireuth am 2ten Dec. 1791 an seinen Lehnserben, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, ab. König Friedrich Wilhelm III. besetzte im Jahre 1806 Anspach gegen Berg an Baiern und trat im Tilsiter Frieden 1807 an Frankreich Baireuth ab, das solches 1809 wieder an Baiern übertrug.

Anthodor von Athen, ein berühmter Maler; s. Malerei, S. 6.

April. Dieser Monat hat seinen Namen entweder von dem Zeitwort aperire, öffnen, weil in ihm die Erde sich zu öffnen scheint, um alles mit ihren Gaben zu bereichern, oder, nach Varro, von Aphrodite, dem griechischen Namen der Venus, weil derselbe dieser Göttin besonders geweiht war.

Archytas war ein Sohn des Mnesagoras oder Hestiäus; er lebte zu Metapont auf die Pythagoräische Philosophie und erlangte darin, ein großer Mathematiker zu sein. In der 96sten Olympiade war Plato mit ihm bekannt, und er kann damals nicht alt gewesen

seyn, weil er noch am Leben war, als Plato nach Sicilien reis
Archytas soll Automate verfertigt haben und in einem Schiffbruc
umgekommen sein.

*Aria, eine Landschaft des alten Persiens, jetzt Chorasa od
das Land der Sonne. Es grenzte nordöstlich und östlich an den Ox
und an Bulkh, Kabul und Seistan, westlich an Irak, Asterab
und Daheſtan. Der zu Kabul gehörige Theil mit der Hauptsta
Herat lebt unter den Gesetzen der Afghanen. Der persische Anth
hat Mesched zur Hauptstadt. Das ganze Land ist gebirgig, im No
den aber die Luft überall gesund, natürlich aber im Gebirge kälte
Die Naturproducte sind Wein, Früchte, Korn, Reiß, Seide, Indig
Galläpfel, Cochenille, Pferde, Gold, Silber, Eisen, geschätzte Stei
u. s. w. Die Gewerbsproducte sind Zeuge von Seide oder Baum
wolle, Teppiche, Stahlklingen u. s. w. Die Ebene ist voll Ruine
von Städten und Burgen, die in den inländischen Kriegen zerstö
wurden. Der Orus und der Jaxartes machen in der Breite von e
nigen Meilen an jedem Ufer die Ebene äußerst fruchtbar. Zwäng
eine größere Bevölkerung die Einwohner zu künstlichen Wässerunge
der Ebenen, so würde das Land auch außer den Ufern der Haupt
und Nebenflüsse sehr fruchtbar sein. Jetzt leben hier Turkomanner
Bucharen und Perser und zum größten Theil nomadisch. Der Hande
ist meist in den Händen der Bucharen, die die geschätzten Product
theils nach Rußland, theils nach China befördern und in großen Ka
ravanen den Gütertransport nach der Bucharei oder den Häfen de
kaspischen Meeres besorgen.

Ariman, s. Ahriman, Bd. 1.

*Arkwright (Sir Richard), erst Barbier, der sich glücklic
schätzte, zu einem halben Pence den Kunden seiner Barbierstube de
Bart abzunehmen, dann genialer Vervollkommner der Baumwoll
spinnmaschinen und dadurch der eigentliche Begründer eines Manufac
turzweiges, dem Großbritannien eine unermeßliche Ausdehnung seine
Waarenverkehrs und dem Millionen Hände Beschäftigung verdanken
Es existiren über die frühere Geschichte dieses merkwürdigen Manne
und seines Charakters mancherlei Versionen, indem ihn die einen al
ein Genie erster Größe und von einem außerordentlichen Erfindungs
geiste beseelt, darstellen, andere aber auch nur als einen Intrigan
ten, der es verstanden habe, sich das anzueignen, was andere erfunden
hätten. Nicht in Zweifel zu ziehen ist aber, daß Arkwright sich durch sein
Geschick aus seinen niedrigen Verhältnissen herausgerissen, auf die Aus
bildung der Baumwollspinnmaschinen in England einen großen Einfluß
gehabt und sich auch persönlich dadurch zu großen Ehren und großem Reich
thume gebracht hat. Es war im J. 1767, daß er seine Barbierstube
aufgab und nach dem Städtchen Warrington kam, wo er seine mecha
nische Laufbahn damit begann, daß er eine Art von perpetuum mo-
bile ausheckte. Ein Uhrmacher, Namens Kay, redete es ihm aber aus,
diesen Gedanken zu verfolgen und brachte ihn dagegen auf die Idee, sein
mechanisches Talent auf eine Maschinerie, um Baumwolle zu spinnen,
anzuwenden. Kay hatte sich schon selbst mit der Ausführung einer
solchen Maschine beschäftigt, ohne jedoch auf große Resultate dadurch
gekommen zu seyn. Da ihre beiderseitigen Geldmittel nicht hinreichten,
ihre Ideen zur Ausführung zu bringen, so wendeten sie sich an einen
Herrn Atherton in Liverpool, um bei diesem Unterstützung zu finden.
Obgleich Arkwright diesem Herrn Atherton seines vernachlässigten
Aeußern wegen nicht zusagte, so dachte letzterer doch so liberal,

Digitized by Google

[illegible] er die beiden Projectmacher nicht ganz im Stiche ließ. Eine [illegible] kam auf diese Weise zu Stande: Arkwright nahm im J. [illegible] ein Patent darauf (das 1775 erneuert, im J. 1785 aber [illegible] Ausspruch der Kingsbench annullirt wurde) und baute [illegible] Herrn Smalley ein Etablissement darauf, das aber [illegible]. Jetzt ging Arkwright nach Nottingham, wo er neue und [illegible] Versuche einleitete. Hier verband er sich mit einem Schotten, [illegible] Dale, und als er um diese Zeit von andern englischen [illegible] angefochten wurde, pflegte er zu sagen, daß er in die [illegible] Schotten ein Rasirmesser legen wolle, das sie alle tüchtig [illegible] werde. Allein auch von Dale trennte sich Arkwright und auf [illegible] galt er nun bald für einen der reichsten Spinner des [illegible] und bei seinem Tode im J. 1792 in der von ihm errichteten [illegible] Crumford, schätzte man sein Vermögen auf wenigstens [illegible] Pf. Wenn auch Kay die erste Idee zu den Arkwrightschen [illegible] nicht abgesprochen werden möchte und solchem also unsere [illegible] Achtung und Anerkennung gebührt, so darf doch nicht verkannt werden, daß derjenige, der eine rohe Idee in all ihren Zweigen [illegible] und sie allen den Zwecken anzuwenden versteht, deren sie [illegible], dem ersten Erfinder oder Angeber des neuen Grundsatzes [illegible] bleibt. Seit Arkwrights Zeit ist in der Behandlung der Baumwolle, in dem, was man das Wassermaschinengarn nennen kann, keine wichtige neue Entdeckung oder Verbesserung gemacht worden. Um sich einen Begriff von den unermeßlichen Folgen zu machen, die Arkwrights Erfindung auf die Ausdehnung der Baumwollenfabrication gehabt hat, genügt es anzuführen, daß von dem Jahre 1771 — 1780 die jährliche Durchschnitteinfuhr roher Baumwolle aus 5,735,000 Pfund, von 1817 — 1821 aber im Durchschnitt aus 144 Millionen bestand, von welchen 130 Millionen Pfund in England verarbeitet, wenigstens [illegible] wurden.

Arlay, eine Baronie in der vormaligen Grafschaft Burgund (Franche Comté), jetzt im Juradepartement, gehörte früher dem Hause Chalon, von welchem die Prinzen von Oranien abstammen (s. d. Art. Oranien Bd. 7 und Nassau Bd. 6). Hier erwähnen wir dieser unbedeutenden Besitzung nur deshalb, weil dieselbe einen Theil der durch den Tod König Wilhelms III. von England erledigten sogenannten oranischen Erbschaft ausmachte, und seitdem, wegen der Ansprüche des preußischen Hauses auf diese Erbschaft, in den Titel der Könige von Preußen aufgenommen ward. In dem 1817 bekannt gemachten neuen Königl. preuß. Titel sind zwar Oranien und Valengin beibehalten, Arlay aber ist weggeblieben.

Armenwesen ist der Inbegriff des Zustandes der Armen und aller Anstalten im Staate, wodurch die Armen nach den verschiedenen Stufen ihrer Dürftigkeit zweckmäßig unterstützt, theils die Ursachen und Quellen der Armuth aufgesucht, verstopft, und die Folgen derselben möglichst aufgehoben, oder für den Staat am wenigsten nachtheilig gemacht werden. Die Armuth hat verschiedene Grade und Abstufungen, welche mit demjenigen Armen, der durch Arbeit sich redlich zu nähren hofft, aber bei aller Anstrengung seiner Kräfte und seines Fleißes nicht so viel erwerben kann, als er für sich und die Seinigen bedarf, und auch bei solchen Armen ihren Anfang nehmen, die noch in Wohnung und Hausgeräthen ein kleines Eigenthum besitzen; und diese Abstufungen gehen im erstern Falle herab bis zu den lüderlichen Herumstreifern, im letztern aber bis zu denjenigen Armen, die nirgends ein Obdach

Digitized by Google

haben und in Höhlen, auf Straßen, in Feldern, Ställen, Waldhütt
ꝛc. übernachten. Jede Stufe der Armuth enthält mehr oder mind
Mangel an zureichenden Mitteln zur Befriedigung der nothdürftigst
Bedürfnisse des Lebens und schließt allen Wohlstand aus. Hierdur
wird nun die Versuchung zur Bettlelei, zum lüderlichen Leben, zu
Betruge und endlich zum Diebstahl mächtig; doch sind bei vielen A
men der höchsten Stufen doch diese traurigen Gesinnungen, welche d
öffentliche Ruhe und Sicherheit stören, nicht immer vorhanden. Alle
der Nationalwohlstand leidet durch die Armen doppelt: erstens, we
sie in der Regel ihre Kinder schlecht erziehen und nicht zur Arbeit g
wöhnen, und zweitens, weil die Wohlhabenden und Reichen nicht blo
sie ernähren, sondern ihre öffentlichen Lasten mit übertragen müsse
Die Ursachen und Quellen der Armuth lassen sich unter zwei Haupt
classen bringen, nämlich: selbstverschuldete, als Hang zur Trägheit
Faulheit und Müßiggang, und die daraus entstehende Neigung zu
Unordnung, zu Spiel, zu Völlerei, Verschwendung, Wollust ꝛc., w
auf unerwartete Unglücksfälle nichts zurückgelegt, sondern alles Er
worbene sogleich vergeudet wird; und in unverschuldete Armuth, al
Mangel an Verdienst bei sinkenden Gewerben und beim Höhersteigen de
zum Unterhalte nothwendigen ersten Lebensbedürfnisse; Unglücksfäl
durch Feuer- und Wassersnoth, durch Betrug und Diebstahl wege
Mangels an Polizeiaufsicht über Gauner und Herumstreifer, durc
Krieg ꝛc. Mangel an Anstalten zur Beschäftigung der Müßiggän
ger ꝛc. Soll allen diesen Übeln abgeholfen werden, und soll da
Armenwesen in einem Staate gut und zweckmäßig eingerichtet seyn
so müssen zur Versorgung der Armen die verschiedenen Anstalten voll
ständig vorhanden und vollkommen eingerichtet seyn, und alle Bettelei
aber auch alles unzeitige, den Müßiggang fördernde Almosengeben
aufs strengste untersagt werden. Zu Erreichung dieses Endzwecks ist
im Staate höchste Einheit in Anwendung der Mittel nothwendig.
Diese wird hervorgehen aus einer allgemeinen Staatsarmenordnung,
mit welcher die besondern Stadt- und Dorf-Armenordnungen genau
übereinstimmen müssen (s. Friedr. Bened. Webers staatswirthschaft-
licher Versuch über das Armenwesen und die Armenpolizei, mit vor-
züglicher Hinsicht auf die dahin einschlagende Literatur, Göttingen
1807). Ein unabänderlicher Hauptgrundsatz der Armenanstalten muß
seyn, die Armen blos mit demjenigen zu unterstützen, was ihnen zur
Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse fehlt, und was sie durch
eigene Anstrengung nicht zu erwerben im Stande sind. Die Armen
selbst aber sind entweder gesund und stark, oder schwach, alt, krank
und gebrechlich, Erwachsene oder Kinder. Nach dieser verschiedenen
körperlichen Beschaffenheit müssen die Armenanstalten geordnet werden.
Es bedarf daher jeder Staat 1) freiwilliger Arbeitshäuser, in welchen red-
lichgesinnte und arbeitslustige Arme so viel Arbeit finden, als sie zu
ihrer Unterhaltung nöthig haben. 2) Zwangsarbeitshäuser für Arme,
welche dem Müßiggang, der Bettelei, der Lüderlichkeit und Völlerei
ergeben sind und keine Neigung zur Arbeit haben. Hier müssen die
Armen zwar menschlich, vorsorgend und unterrichtend, aber auch zu-
gleich ernsthaft, streng und bessernd in Rücksicht ihrer Sittlichkeit, mit
anfangs mäßigen, dann steigenden körperlichen Züchtigungen im Falle
der Widerspenstigkeit ꝛc. behandelt werden. Verbrecher dürfen, zu Ab-
büßung ihrer Strafe, in solche Häuser durchaus nicht aufgenommen
werden; sie gehören in die Zuchthäuser. 3) Armenhäuser für solche
Arme, die sich zwar noch ernähren können, aber keine Wohnungen

Digitized by Google

[illegible] 4) Armenkrankenhäuser und Spitäler für alte, gebrechliche [illegible] Arme, die daselbst auch nach ihren Körperkräften be[illegible] werden können. 5) Freischulen, in welchen die Kinder [illegible] Unterrichtsstunden auch Arbeit erhalten. Endlich 6) Findel- [illegible]häuser, wo Arme ihre Kinder zur Erziehung abge[illegible]. Die Kosten hiezu werden herbeigeschafft: 1) durch die [illegible] der Armen selbst; 2) durch freiwillige, zu gewissen Zeiten [illegible], in einem oder zwei Terminen zahlbare Beiträge; im [illegible] auch wohl 3) durch förmliche Armensteuern und durch Be[illegible] von Luxusgegenständen; 4) durch sogenannte Armenbüchsen, [illegible] bei Volksfeierlichkeiten, Schmausereien, Kindtaufen, Hochzei[illegible] u. s. w. aufgesetzt werden; 5) Kirchencollecten in offenen, an die [illegible] gestellten Becken; 6) Schenkungen und Vermächtnisse für die [illegible]; 7) Beiträge von allen Käufen, Verkäufen und Ver[illegible] liegender Grundstücke nach Verhältniß des Werths u. s. w. [illegible] Verwaltung sämmtlicher Anstalten dieser Art wird am besten und [illegible]mäßigsten unter der Leitung einer obern, von der Landesregierung [illegible] Behörde und der Ortsobrigkeiten, einer Anzahl wohlhaben[illegible] Bürger als Ehrenamt übertragen, welche (ein jeder in seinem [illegible]) die ihrer Pflege anvertrauten Armen genau beobachten, den [illegible] ihrer Hülfsbedürftigkeit auszumitteln suchen, und über die Art [illegible] Weise der Unterstützung Vorschläge thun. — Erst in den neue[illegible] Zeiten ist man dahin gelangt, den eigentlichen Zweck und das [illegible] der Armenpflege klar und deutlich zu erkennen; in den meisten [illegible] Staaten wird dieser wichtige Zweig der öffentlichen Ver[illegible] noch sehr vernachlässigt; Deutschland kann, bei seiner Zer[illegible]heit, in Sachen solcher Art nie zur Einheit gelangen; doch ge[illegible]bührt ausschließlich Hamburg und Oldenburg der Ruhm, in dieser Hin[illegible] zuerst die Bahn gebrochen zu haben.

Ascendenten, s. **Aufsteigende Linie.** Bd. 1.

Aspern, die Schlacht von, von den Franzosen die Schlacht von Essling genannt, wurde am 21sten und 22sten Mai 1809 gefochten, indem die Oesterreicher vom Erzherzog Carl, die Franzosen von Napoleon befehligt. Die unglücklichen Ereignisse von Regensburg und Landshut hatten den französischen Kaiser zum zweitenmal in den Besitz der Hauptstadt gesetzt; die österreichische Armee, welche auf ihrem Rückzuge [illegible] Reserven an sich gezogen, behauptete dagegen das linke Do[illegible]ufer. Es galt daher in Napoleons Augen die Vernichtung dieser [illegible], um den Feldzug zu beendigen und den Frieden herbeizuführen. [illegible]vereinigte zu diesem Kampfe alle seine disponiblen Kräfte, um [illegible] einen einzigen Schlag seine Zwecke zu erreichen. Bereits am [illegible]. Mai hatte er von der Lobau (einer Insel in der Donau) aus [illegible] Divisionen vorgeschoben. Am folgenden Tage folgte auf schnell [illegible]genen Brücken der größte Theil der ganzen französischen Armee. [illegible] ehe die feindlichen Massen sich vollständig entwickelt, erfolgte [illegible] Erzherzog in fünf Colonnen unter Hiller, Bellegarde, Hohenzol[illegible] und Rosenberg ein concentrischer Angriff, der nicht ohne einzelne [illegible] Erfolge, jedoch nicht entscheidend war. Es ward an diesem [illegible] Tage überhaupt mit abwechselndem Glücke gefochten, und von [illegible] Theile konnte sich der Sieg zugeschrieben werden. Der fol[illegible]de Tag ward zur Erneuerung der Schlacht bestimmt. Indessen [illegible] es dem Erzherzog gelungen, durch Schiffmühlen, welche die an[illegible]schwollene Donau herabschwammen, die Schiffbrücken der Franzosen [illegible] zu stören, das diese sowohl überhaupt in eine bedenkliche Lage brachte,

als auch verhinderte, daß die Corps von Oudinot und Nansouty, welche sich noch auf dem rechten Donauufer befanden, zur rechten Zeit hätten auf dem Schlachtfelde eintreffen können, indem sie jetzt nur in einzelnen Detachements konnten übergeschifft werden. Am nächsten Tage (den 22sten Mai) wurde die Schlacht gleichzeitig durch einen Angriff der Österreicher auf Eßlingen und der Franzosen auf Aspern eröffnet. Es kann hier nicht der Ort sein, die Bewegungen der beiden Armeen und die verschiedenen einzelnen Gefechte genau zu beschreiben, und wir begnügen uns daher, nur im Allgemeinen anzugeben, daß die Ehre des Tages auf österreichischer Seite war, und die Franzosen gezwungen wurden, mit großem Verluste auf das rechte Donauufer zurückzukehren. Französischer Seits wurde unter Andern der Marschall Lannes, Herzog von Montebello, tödtlich verwundet. Auf die öffentliche Meinung wirkte dieser Sieg des Erzherzogs um so günstiger, als es das erstemal war, daß Napoleon in einer großen Feldschlacht unterlag. Indessen hatte sie außerdem weder große politische, noch militärische Resultate. Die Zahl der Kämpfenden mochte sich ziemlich gleich gewesen sein, und auf jeder Seite gegen 100,000 Mann betragen haben. Die Österreicher gaben selbst ihren eigenen Verlust über 20,000 Mann an.

Atriden, s. Agamemnon. Bd. 1.

*Attentat hat mehrere Bedeutungen: 1) im Criminalproceß Versuch eines Verbrechens. Man begreift in diesem Worte auch den Plan zu einem Verbrechen, wenn zum Beispiel durch Einladung zur Theilnahme ein thätiger Schritt geschehen ist, wenn ferner zufällig oder durch Reue des Verbrechers das Verbrechen nicht zur Vollziehung gelangte; die Schritte zur Vollziehung sind so vielfach, daß alle Criminalgesetze im Puncte der Bestrafung der Attentate entweder den Richter alles überlassen oder doch zwischen dem Maximum und Minimum eine große Scale lassen. Je näher der Plan zur Vollziehung des Verbrechens gereift worden ist, je strafbarer ist das Attentat, d. h. die Einleitung zum Verbrechen. Oft ist sogar durch das Attentat schon ein Verbrechen begangen worden, wenn auch nicht dasjenige, was der oder die Verbrecher beabsichteten. Weichen die verschiedenen Gesetzgebungen in der Bestrafung der Missethaten sehr ab; so ist dies ebenfalls in der Bestrafung der Attentate der Fall. 2) im Civilproceß, ein von den Gesetzen verbotene Veränderung des Zustandes der Form oder des Objects eines Rechtsstreits, diese Veränderung mag nun herrühren vom Richter, von dessen Rechtsspruch mit Suspensiveffect appellirt wurde, oder von einer der Parteien, die sich dadurch in ihren streitigen Gerechtsamen gekränkt fühlt. Pflicht zum Schadenersatz folgt immer aus solchen Veränderungen, und bestimmen auch manche Gesetze positive, andere solche Strafen, die dem Richter zur Bestimmung anheim gegeben sind.

*Auckland (William Eden, Baron), englischer Staatsmann, der unter dem Pittschen Ministerium eines großen Einflusses genoß und zu den wichtigsten diplomatischen Sendungen auf dem festen Lande gebraucht wurde. Seine diplomatische Laufbahn eröffnete er im J. 1778 als Vermittler zwischen dem Mutterlande und den insurgirten Colonien. Ob er gleich von Lord Howe, Sir Clinton, G. Johnston und dem Lord Carlisle auf dieser wichtigen Sendung begleitet wurde, so entsprach der Erfolg doch den Erwartungen nicht, die man von den Talenten dieser sämmtlich ausgezeichneten Männer gehegt hatte, und es blieb England nichts übrig, als die Unabhängigkeit der Ame-

Digitized by Google

[illegible] erkennen. Später hatte Lord Auckland als Parlamentsglied einen großen Einfluß auf die Reform der peinlichen Gesetze, und mit Howard und Blackstone auf die Organisation einer neuen Polizeiverfassung und besseren Einrichtung der Gefängnisse. Dann erhielt er wichtigen Posten als Staatssecretair von Irland und 1785 die Gesandtschaft am französischen Hofe, um zunächst den Abschluß eines Handelstractats zu bewirken, der 1786 auch zu Stande kam. Während der ersten Jahre des französischen Revolutionskriegs hatte er den wichtigen Posten eines außerordentlichen Abgesandten bei den Generalstaaten in den Niederlanden, und als solcher auf die Maßregeln, die in Betreff der sich einander Schlag auf Schlag folgenden und immer mehr verwickelnden Begebenheiten genommen wurden, den größten Einfluß. Nach seiner Rückkehr wurde sein Betragen vom Parlament einer Untersuchung unterworfen und dasselbe für vorwurfsfrei erklärt. Er starb 1814.

Auflage, von einem Buche oder einer Druckschrift gebraucht, die Gesammtzahl der davon gemachten Abdrücke, welche nach Maßgabe, daß Autor und Verleger einen geringern oder stärkern Absatz erwarten, schwächer oder stärker gemacht wird. Die Stärke dieser Auflagen wird in der Regel durch den Contract bestimmt, welchen die Verfasser mit den Verlegern abzuschließen pflegen. Eine richtige Beurtheilung der Auflagen mit dem Bedarf des Publicums ist die große Aufgabe, von deren Lösung das Gelingen oder Mißlingen in einer buchhändlerischen Unternehmung meistens abhängt. Nicht minder hängt davon der zu machende Preis einer Schrift ab, indem bei einem Buch, das den Absatz einer starken Auflage wahrscheinlich macht, diese also veranstaltet wird, der Preis progressiv sehr vermindert werden kann, weil die Kosten des Honorars und des Satzes sich auf soviel Exemplare vertheilen lassen, indem bei diesem am Ende nur der Preis des dazu gebrauchten Papiers und die Kosten des Drucks selbst in Betracht kommen. Wenn daher der Preis eines Buchs, das zu 500 Exempl. gedruckt wird, weil auf diese geringe Zahl, die ganzen Kosten des Honorars, des Satzes und der Mühwaltung vertheilt werden müssen, relativ hoch seyn muß, so kann er natürlich bei einer Auflage von 1, 2, 3, 4 und mehrern Tausend immer progressiv vermindert oder geringer gestellt werden. Der Verleger kann sich indessen nur dann auf so verstärkte Auflagen einlassen, wenn er des Absatzes fast sicher ist. Man unterscheidet im praktischen Verkehr den grammatischen und technischen Unterschied zwischen Ausgabe und Auflage oft nicht scharf genug. Das preußische Landrecht, das hier eine Autorität scheint, sagt darüber (Th. I. Titel 11. §. 1011 und 1012) daß, „wenn ein neuer unveränderter Abdruck einer Schrift in eben demselben Formate veranlaßt werde, solches eine neue Auflage heiße," „wenn aber eine Schrift in verändertem Formate oder mit Veränderungen im Inhalt, von neuem gedruckt werde, solches eine neue Ausgabe genannt werde." Dieses Landrecht, das überhaupt in dieser Hinsicht studirt zu werden verdient, bestimmt noch, daß, wenn der Autor im Verlagsvertrag die Zahl der Exemplare der ersten Auflage nicht bestimmt habe, es dem Verleger freistehe, auch ohne ausdrückliche Einwilligung des Verfassers neue Auflagen zu veranstalten; im umgekehrten Falle finde Seitens des Verlegers eine neue Verbindlichkeit statt. Die Erklärung der übrigen Bedeutungen des Worts Auflage, als Ausgabe, Befehl u. s. w. scheinen nicht hieher zu gehören.

Augsburg. Die augsburgischen Gold- und Silberwaaren wer-

Digitized by Google

den auch im Auslande geſchätzt, die Kattunfabriken ſind bedeuten
und die freilich auch fabrikmäßig behandelte Kupferſtecherkunſt iſt ebe
falls ein einträglicher Nahrungszweig für die Stadt, in welcher m
übrigens viele Lehranſtalten, Bücher- und Kunſtſammlungen und g
ſchickte Künſtler aller Art findet. — Augsburg iſt eine der älteſt
Städte Deutſchlands. Obgleich die geſchichtlichen Belege für ihr D
ſeyn vor Ankunft der Römer in der dortigen Gegend, und daß ſie
jener Zeit den Namen Damaſia geführt habe, nicht gerade die alle
vollkommenſten und untrüglichſten ſein mögen; ſo iſt doch gewiß, d
der Kaiſer Auguſtus, etwa 12 Jahre vor Chr. Geb., nach der B
ſiegung der Vindelicier, eine Colonie daſelbſt anlegte, welche den N
men Augusta Vindelicorum erhielt, und als der Stamm des he
tigen Augsburg anzuſehen iſt. Im 5ten Jahrh. nach Chr. Geb. wa
ſie von den Hunnen verwüſtet, kam bald darauf unter die Botmäß
keit der fränkiſchen Könige, und ward in dem Kriege Carls des Gr
ßen mit Thaſſilo von Baiern abermals faſt gänzlich zerſtört. N
der Theilung des fränkiſchen Reichs gerieth Augsburg unter die Bo
mäßigkeit der Herzoge in Schwaben, und erkaufte, durch Handel u
Gewerbe bereits reich geworden, von dieſen nach und nach ihre Fr
heit, die auch ſpäterhin von den Kaiſern anerkannt und beſtäti
ward. Jetzt erreichte die Stadt den höchſten Gipfel ihres Wohlſta
des, und war, nebſt Nürnberg, ein Hauptſtapelplatz für den Hand
des nördlichen Europas mit dem Süden, bis gegen Ende des 15t
Jahrh. die Entdeckungen der Portugieſen und Spanier dem Weltha
del eine veränderte Richtung gaben. 1368 hatte in Folge eines Au
ſtandes der untern Bürgerclaſſen die vorher ariſtokratiſche Regieru
eine demokratiſche Form erhalten, bis 160 Jahre ſpäter die ſog
nannten patriciſchen Geſchlechter, mit Unterſtützung Kaiſer Carls
wieder die Oberhand gewannen. Nachdem nun Augsburg durch d
vorangeführten Umſtände den größten Theil ſeines wichtigen Handel
und mit demſelben eine der Hauptquellen ſeines frühern größe
Wohlſtandes eingebüßt hatte, verminderte ſich allmählig auch die Za
ſeiner Einwohner. Doch ward dieſe noch im Anfange der franzöſiſc
deutſchen Kriege, im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunder
auf 36,000 angegeben.

Auguſt war im römiſchen Jahre, welches mit dem März anfin
der ſechste Monat, und hieß daher sextilis, bis Kaiſer Auguſt
zum Andenken mehrer glücklichen Ereigniſſe, die ihm in dieſem M
nate widerfahren waren, demſelben ſeinen eigenen Namen beilegte.

*Auſterlitz, ein Städtchen in der fürſtl. Kaunitz-Rittbergſch
Herrſchaft gleiches Namens, im brünner Kreiſe in Mähren, 2 Meil
öſtlich von Brünn, iſt bekannt durch die Schlacht bei Auſterlitz a
2ten Dec. und den Waffenſtillſtand von Auſterlitz am 6ten Dec. 180
Beide ſind als Wendepuncte in Europas Schickſal und Napoleo
Erhebung, welthiſtoriſche Ereigniſſe, deren nächſte Folge der pre
burger Friede, die Hauptfolge aber der Untergang des deutſch
Reichs und Preußens Demüthigung war. Denn der Sieg bei Auſte
litz vereitelte nicht allein Pitts großen Plan, Frankreichs Macht dur
brittiſch-ruſſiſch-öſterreichiſche Waffen in die Grenzen zurückzuführe
welche zehn Jahre ſpäter der pariſer Friede ihr anwies, ſondern
gründete auch recht eigentlich durch franzöſiſche Diplomatik verdoppel
Napoleons Kontinental- und Föderativſyſtem. — Napoleon ha
nach Macks Capitulation in Ulm (den 19ten Oct.), unaufgehalten b
Lambach und Mariazell und von den Öſterreichern unter Meerveld

Digitized by Google

d bei Dürnstein von den Russen unter Kutusow, am 13ten Nov. Wien besetzt, und sogleich der Donaubrücke nach Mähren sich bemächtigt, indem der Fürst Auersberg, welcher sie abbrennen sollte, durch angebliche Friedensverhandlungen sich täuschen ließ. Dadurch geschah es, daß Marschall Lannes schon am 15ten das russische Heer unter Kutusow erreichte, der, um sich zu retten, die Nachhut von 6000 Mann, welche Fürst Bagration führte, aufzuopfern beschloß; doch gelang es diesem entschlossenen Feldherrn, ungeachtet er von 30,000 Franzosen bei Hollabrunn am 16ten und bei Guntersdorf am 17ten angegriffen wurde, sich durchzuschlagen, und mit dem Reste seines Heers am 19ten zu dem Hauptheere zu stoßen. Hier war Kaiser Alexander aus Berlin, am 18ten eingetroffen. An demselben Tage hatte sich das zweite russische Heer unter Burhöwden mit Kutusow vereinigt. Als hierauf am 24sten Nov. auch die russischen Garden, 8,000 Mann stark, angelangt waren, so beschloß man im Hauptquartiere der beiden Kaiser Alexander und Franz, zu Ollmütz, — zumal da das Heer in Folge eines schlechten Verpflegungssystems, an Lebensmitteln Mangel litt, — am 27sten Nov. gegen Brünn, wo der Kaiser Napoleon schon am 20sten sein Hauptquartier genommen hatte, zu marschieren, und ihm die Schlacht anzubieten. Allein die Russen hatten durch wiederholte Veränderungen in ihrem Angriffsplane mehrere Tage, und Napoleon täuschte sie, indem er nicht nur Unterhandlungen anknüpfte, wo Fürst Dolgorucki sehr hohe Forderungen machte, dann auch, als ob er den Angriff vermeiden wollte, sich zurückzog, um seine Stärke zu verbergen, die Truppen auf einen engen Raum zusammendrängte. Dadurch gewann er Zeit, bis zum 1sten das Corps unter Bernadotte und einige Divisionen des Davoust an sich zu ziehen, worauf er sofort sein Heer, an Brünn gelehnt, zur Schlacht ordnete, und den Sieg des kommenden Tages, Jahrestags seiner Krönung, den Truppen verkündigte. Das französische Heer war über 80,000 Mann stark; das Heer der Verbündeten betrug gegen 90,000 Mann, darunter 20,000 Mann Österreicher. Gegen Morgen des 2ten begann der Kampf. Burhöwden führte den ganzen linken Flügel, um den rechten Flügel der Franzosen, unter Davoust, zu umgehen; allein durch einen scheinbaren Rückzug des Feindes getäuscht, drang er zu weit links vor, und gerieth in einen Engpaß, den Davoust in der Nacht besetzt hatte. Gleichzeitig verließen Soult, um den rechten Flügel auch von vorn anzugreifen, die Höhen von Pratzen, welche das Schlachtfeld beherrschten. Diese wurden darauf sofort von Soult, der den linken französischen Flügel befehligte, eingenommen und nach einem 2stündigen Kampfe behauptet. Dies entschied den Sieg. Denn der russische linke Flügel, der von Lannes und Davoust in Kampf verwickelt war, ward dadurch vom Mittelpunkt abgeschnitten, und sowohl in der Flanke als im Rücken angegriffen. Zugleich rückte das französische Mitteltreffen unter Bernadotte vor, und sprengte, von einem wohlgeleiteten Geschützfeuer unterstützt, das Mitteltreffen der Verbündeten, wo die Österreicher, meist neugeworbene Truppen, unter Kutusow standen, und warf dasselbe auf den rechten Flügel der Russen, der unter dem Großfürsten Konstantin und dem Fürsten Dolgorucki eine Zeit lang tapfer widerstand. Als dieser aber auch in Unordnung gerieth, und der letzte Angriff der russischen Garden von den französischen Garden, und der Reiterei, die Murat befehligte, zurückgeschlagen worden war, trat das verbündete Heer den Rückzug, welchen Bagration und Kienmayr

deckten, um 1 Uhr, in guter Ordnung nach Austerlitz an, und gi
am 4ten über die March. Am meisten litt der linke Flügel, als
sich über einen Damm und einen gefrornen See zog, in welchem,
Napoleon das Eis mit Kartätschen einschießen ließ, nach französisch
Angaben einige Tausend Mann ertrunken seyn sollen. Nach Ku
sows Bericht verloren die Russen an diesem blutigen Tage 12,0
Mann. Die Franzosen gaben den eigenen Verlust zu 4500 Ma
die Zahl der am 2ten und 3ten gemachten Gefangenen aber a
20,000 Mann und die der genommenen Kanonen, welche größtenth
in dem morastigen Boden stecken geblieben waren, auf mehr als 1
an. — Die Schlacht — wird behauptet — hätte von den Rus
entweder vor dem 1sten Dec., also vor Bernadottes und Davou
Ankunft bei dem französischen Heere, geliefert werden sollen, o
später, und nicht vor dem 15ten Dec. Denn es nahte von Ungar
Grenze her, gegen die Donau und Wien zu Hülfe, ein Heer v
80,000 Mann unter den Erzherzogen Carl und Johann, welche s
am 27sten Nov. in Steyermark vereinigt hatten; zugleich versamme
sich das Aufgebot in Ungarn; außerdem war bereits am 3ten e
neues 12,000 Mann starkes Corps Russen unter dem General Be
ningsen in Oberschlesien eingetroffen, und in Böhmen das Volk berei
sich in Masse zu erheben; endlich standen in Folge des potsdamm
Vertrags vom 3ten Nov. durch den der König von Preußen dem S
Petersburger Bündnisse beigetreten war, 180,000 Mann Preuße
Sachsen und Hessen gerüstet, um, wenn Napoleon Preußens Ve
mittlung, auf den Fuß des lüneviller Friedens, am 15ten Dec., nic
annähme, in Franken vorzudringen, und Napoleons Verbindung
linie an der Donau zu durchbrechen, während 88,000 Mann Pre
ßen, Russen (unter Tolstoi), Schweden, Hannoveraner und Engländer
Norddeutschland die Grenzen der Niederlande bedrohten; auch in Italie
konnte durch die Landung der Engländer und Russen in Neapel ein
wirksame Diversion gemacht werden. Dessen allen ungeachtet b
Österreich die Hand zum Frieden. Am 3ten Dec. erschien Fürst J
hann von Liechtenstein in Napoleons Hauptquartier und am 4te
hatte Kaiser Franz selbst eine Unterredung mit Napoleon zu Sar
schütz, wo beide Monarchen über einen Waffenstillstand und die Grund
lagen eines Friedens übereinkamen. Napoleons Adjutant, Gener
Savary, begleitete den deutschen Kaiser in sein Hauptquartier zurü
um zu erfahren, ob Alexander an dem Vergleiche Theil nehm
wolle. Nach russischen Berichten ließ der Monarch ihn gar nicht v
sich; die französischen Bülletins aber erzählten umständlich sei
Audienz beim Kaiser Alexander, die auch der Vf. (der österr. Ge
von Stutterheim), der Matér. p. serv. à l'hist. de la Bat. d'A
sterlitz, (1806, mit Noten von einem franz. Officier, angeblich v
Napoleon selbst dictirt) S. 79 erwähnt. Prinz Berthier und Fü
Liechtenstein schlossen hierauf am 6ten einen Waffenstillstand ab, na
welchem die französische Armee den ganzen österreichischen Kreis, B
nedig, einen Theil von Böhmen und Mähren, so wie Presburg b
setzt hielt, das russische Heer aber in bestimmten Fristen die kaiserl
österreichischen Staaten räumen, in Böhmen und Ungarn kein Volks
aufgebot statt finden, und kein fremdes Heer die Staaten des Hause
Österreich betreten sollte. Ueberdies legte Napoleon am 7ten den v
seinen Truppen besetzten Ländern eine Kriegssteuer von 100 Mill. F
auf. Alexander zog, nach dem Wunsche des Kaisers von Österreic
seine Armee zurück, trat jedoch nicht dem Waffenstillstande bei, so

Digitized by Google

dem stellte seine Heere in Schlesien und in Niedersachsen zur Verfügung des Königs von Preußen; auch besetzten seine Truppen in Dalmatien am 4ten März 1806 das von Österreich an Frankreich abgetretene Cattaro. — Der Waffenstillstand von Austerlitz lähmte alle Streitkräfte der österreichischen Monarchie und zerriß ihre bisherigen politischen Verbindungen, so daß der preußische Minister, Graf von Haugwitz, welcher, um am 15ten Dec. als Vermittler entscheidend auftreten, schon im Nov. zu Wien angekommen war, von Napoleon aber erst am 9ten vorgelassen wurde, unter diesen veränderten Umständen, wo ihm der französische Kaiser nur die Wahl zwischen einem Kriege oder einer Allianz ließ, seiner Instruction ganz entgegen, den so verhängnißvollen Vertrag vom 15ten Dec. abschloß, welcher Preußen aus einem Verbündeten Rußlands in einen Verbündeten Frankreichs verwandelte. (Vergl. Lucchesini über d. Rheinbund, I. 343 fgg. und Schöll: Traités de Paix, VIII. 27 fgg.) Österreich unterzeichnete hierauf am 26sten Dec. die harten Bedingungen des Friedens zu Preßburg (s. d. Art. Friedensschlüsse B. 3.), durch den es nicht nur ein Areal von 1141 Q. M. mit 2,785,000 Einwohnern und 13,610,000 Fl. Einkünften abtrat, sondern auch seine Verbindung mit der Schweiz und Italien, und seinen Einfluß auf das deutsche Reich verlor. So ward Napoleons Oberherrschaft in Deutschland befestigt, die Abhängigkeit der Fürsten Süddeutschlands von der Politik Frankreichs entschieden, und Preußen von seinem Neutralitätssystem losgerissen. K.

Axel, deutsch Absalon, Bischof zu Rothschild (Roeskilde) und seitdem zugleich Erzbischof in Dänemark in den J. 1158 bis 1201. Einer der glänzendsten Namen in der ältern dänischen Geschichte, obgleich, selbst neben Absalon, mehrere historisch merkwürdige Männer stehen. Damals war bekanntlich die hohe Geistlichkeit nicht blos auf kirchliche Geschäfte beschränkt, auch an der Regierung und an den Kriegen des Reichs nahm sie thätigen Antheil, wenn es an Neigung, Geschicklichkeit und Muth ihr nicht fehlte. Absalon, aus einer der angesehensten Familien stammend und schon von früher Jugend Freund des Prinzen Waldemar, war desselben treuer Freund und kluger Rathgeber, so wie sein unerschrockener Heerführer zu Wasser und zu Lande, seitdem der Prinz als Waldemar I. den dänischen Königsthron bestieg, und durch weise Regierung und siegreiche Feldzüge den Zunamen „des Großen" erwarb. Als Anführer der Kriegsflotte reinigte Absalon die dänischen Fahrwasser von den wendischen Seeräubern, er trug zu der Eroberung der Hauptstadt der Wenden (Arcona auf der Insel Rügen) mit Rath und That bei, so wie zu den übrigen Eroberungen Waldemars in Pommern und den angrenzenden Ländern. Unter Waldemars Sohn, Knud (Canutus) VI., vernichtete Absalon mit wenigen in der Eile gesammelten Schiffen eine große Kriegsflotte des pommerschen Fürsten Bozislaus, welcher die dänischen eroberten Länder unverwahret in Abwesenheit des Königs überfiel. Der römische Kaiser, Friedrich Barbarossa, hatte Bozislaus gegen Dänemark erhitzt, weil das ungegründete Verlangen des Kaisers: daß die dänischen Könige ihr Reich als Lehn von ihm annehmen sollten, standhaft abgeschlagen wurde. Allein der Herzog Bozislaus wurde gezwungen, sein Land als Lehn von dem dänischen König anzunehmen. In den von dem Kaiser eingeleiteten Unterhandlungen unterstützte Absalon, und zwei andere Männer, Andreas Sunehem und Esbern, Bruder Absalons, die Könige durch sein kluges Benehmen, und legte hier, so wie überall,

Digitized by Google

eben so viele Geschicktheit zu friedlichen Staatsgeschäften an den Ta als er Muth und Entschlossenheit im Kriege bewies. An der Gese gebung Waldemars I., deren Weisheit und bündige Kürze noch, au im Auslande, bekannt sind, hat Absalon wahrscheinlich vielen The Als Erzbischof verbesserte er die Kirchenverfassung und setzte auch hi der Willkür Schranken, zum Besten der Unterthanen. So war als Geistlicher, Staatsmann, Heerführer und Seeheld groß. Sei Thätigkeit und sein Eifer für alles, was das Wohl des Vaterland betraf, war immer unermüdet, und die schleunige Weise, auf welc er, stets entschlossen, alles verfügte, fast unglaublich. Allein selb im Kriegstummel vergaß er nie, daß er ein Diener einer friedselige Religion war. Durch seine Ermahnungen wurden die besiegten Feind oft schonend behandelt und ihm hatte die Stadt Arcona es zu ver danken, daß sie von den wüthenden Kriegern nicht geplündert wurd So groß war sein Ansehn im Volke, daß seine Humanität selbst d wilden Krieger menschlicher machte. Nicht blos der Religion, son dern zugleich den verfeinernden Studien verdankte er diese Human tät; denn Absalon war auch ein sehr gelehrter Bischof. In seine Jugend hatte er, nach Art und Weise jener Zeiten, lange zu Pari studiert; Gelehrsamkeit und Studien liebte er stets und beförderte si unter den ihm untergebenen Mönchen. Diesen legte er vorzüglich au die Geschichte Dänemarks zu verfassen, und unter seinen Augen schrie Saxo die schätzbare dänische Chronik, welche noch vorhanden ist (S a x o G r a m m a t i c u s Bd. 8.). Er mißbrauchte nie seine Mach oder die Gunst des Königs, darum bestand auch immer ein treue Freundschaftsbund zwischen Waldemar und Absalon; als ersterer starb trauerte der Erzbischof herzlich und lange. Endlich ist Absalon ode Axel auch dadurch berühmt, daß er der Stifter der jetzigen Hauptstad Dänemarks wurde. Damals war Kopenhagen nur ein unbedeutende kleines Fischerdorf und gehörte den Bischöfen zu Rothschild an Absalon benutzte die vortheilhafte Lage zur Aufnahme der kleine Stadt. Daselbst, in der Nähe des nämlichen Platzes, wo jetzt da neue Königsschloß liegt, erbaute er eine befestigte Burg, welche Axel huus (Axelburg), so wie die Stadt damals Axelstadt, nach ihm hieß. Grund und Mauern dieser Burg dienten, erweitert und vergrößert, nachher den Königen von Dänemark als Residenz bis ins 18te Jahr hundert. — Absalon starb 1201 im 73sten Jahre, sein Grab sieht man noch in Soröe, damals ein Kloster in Seeland; sein Bischofs stab und sein Schwert, welche beide er nur zur Ehre Gottes und des Königs brauchte, werden zu seinem Andenken aufbewahrt.

B.

B a f f i n s b a i, ein großer Meerbusen zwischen 294 und 332° östl. L. von der Insel F e r r o, und zwischen 65 und 78° nördl. Br., welcher die grönländische Halbinsel von dem nordamerikanischen Festlande trennt, und dessen Einfahrt durch die große Jamesinsel, deren Küsten noch nicht in ihrem ganzen Umfange erforscht sind, in zwei Meeresarmen oder Straßen, die Baffins- und Davisstraße, getheilt wird. Ihren Namen hat die Baffinsbai von dem Engländer William Baffin, Steuermann des Schiffes, welches sie 1623 zuerst entdeckte. Krusenstern hat jedoch auf seiner trefflichen neuen Weltcharte diesem Namen auch den von Bylot, Capitän des Entdeckungsschiffes,

Digitized by Google

[illegible], weil es ungerecht sein würde, dem Steuermann, so groß [illegible] seine Geschicklichkeit auch gewesen sein möge, die Ehre der [illegible] allein beizulegen.

Baireuth, Hauptstadt des Obermainkreises, ist jetzt Sitz der [illegible]behörden, jedoch ohne Appellationsgericht, liegt am rothen Main [illegible] den Flüssen Mistel und Sendel mit schönen Umgebungen, breiten [illegible] regelmäßigen Straßen und hat mit Inbegriff des Städtchens [illegible] Berg und der Vorstädte 860 Häuser und 11,000 Einwohner, [illegible] ein Gymnasium illustre, ein schönes Schloß, ein prächtiges [illegible]haus, ein Rathhaus, eine Kaserne, eine Münze, eine Lutherische [illegible] reformirte Kirche mit einem gut eingerichteten Waisenhause; die [illegible] hiesigen Fabriken bearbeiten Bergwerksproducte der Gegend, [illegible]abak, Pfeifen, Töpferwaaren, Tuch, Leder und Pergament. Kaum [illegible] Meile davon liegt das Lustschloß Hermitage und näher bei der [illegible]adt das blühende Dorf Alt-Baireuth. Die jüngsten Schicksale des [illegible]maligen Fürstenthums Baireuth s. in dem Art. Anspach. Bd. 1.

Bambus ist der Riese unter den Gräsern und Rohrarten in [illegible]- und Westindien. Die Höhe kann auf 80 Fuß steigen. Bis zur [illegible]he von 30 Fuß hat der Stamm eine baumartige Dicke, wo er sich [illegible] Aeste theilt, die Zweige bestehen aus Gelenken, die inwendig hohl, [illegible] lockerem Marke angefüllt und durch feste Scheidewände getrennt [illegible]d. Man benutzt diese Zweige daher zum Auffangen des Palmweins [illegible]d anderer Flüssigkeiten. Die ältern Zweige und Stämme benutzt [illegible]n in Indien zu Nutzholz. Die Chinesen sollen aus den Blättern [illegible]ssel Hüte ihre Hüte flechten. Aus den Knoten der Gelenke schwitzt [illegible] Zuckersaft, der an der Luft trocknet und schon von den Griechen [illegible]lscher Honig genannt wurde. Die Araber nennen ihn Sebaschir [illegible]d gebrauchen ihn in der Ruhr als inneres Arzneimittel, auch bei [illegible]ßern Wunden und Geschwüren. Unsere Bambusstöcke sind junge [illegible]chlinge.

Bankiers sind Handlungshäuser, die sich zunächst damit be[illegible]schäftigen, mittelst eines gewissen Vortheils, Provision genannt, ge[illegible]wöhnlich $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{4}$ p. c.) durch Wechsel, Zahlungen an entfernten [illegible]Plätzen zu leisten oder von daher Gelder zu beziehen. Der Geschäftskreis dieser Handlungshäuser beschränkt sich jedoch nicht blos darauf, sondern es gehört in denselben jeder Verkehr, der durch Geld und Credit zu betreiben und zu erlangen ist. Sie machen daher an Personen Geldvorschüsse, insofern ein sonstiger Umsatz damit verbunden ist, wogegen sie auch Gelder, aber zu geringeren Procenten, von andern annehmen; sie schießen auf Waaren, die an sie consignirt werden, Gelder vor; die wichtigsten unter ihnen beschäftigen sich mit Staatsanleihen, welche sie zu negociiren suchen, und in neuerer Zeit ist der Einkauf und Verkauf von Staatspapieren für eigene und für fremde Rechnung einer der wichtigsten Zweige ihrer Thätigkeit. Als Bankierhäuser des ersten Ranges führen wir beispielsweise an: in Paris Lassite; in London Baring; in Amsterdam Hope; in Wien Geymüller; in Berlin Beneke; in Petersburg Stieglitz; in Stockholm de Ron; in Hamburg Beneke und Sillem; in Frankfurt Bethmann; in Augsburg von Halber; in München Eichthal; in Leipzig Reichenbach; als eins der ersten Häuser dieser Art kann insbesondere das große Haus Rothschild genannt werden, dessen Stamm sich in Frankfurt befindet, das aber zur Betreibung seiner unermeßlichen Operationen auch Commanditen in London, Berlin, Hamburg, Paris, Wien und Neapel errichtet hat.

Digitized

Baphomet, Baffometus, s. Tempelherren. Bd. 9.

Barriere-Tractat. Als im utrechter Frieden, 1715, d Haus Österreich die spanischen Niederlande erhielt, geschah die Abtretung von Seiten der Holländer, welche jene Provinzen in G meinschaft mit England erobert hatten, nur unter der Bedingu daß ihnen, zu Sicherung ihrer Grenzen gegen den übermächtig Nachbar, das Recht gelassen ward, in verschiedenen Festungen d Landes, namentlich in Namur, Dornick, Menin, Furnes, Warne Ypern und Fort Knocke eigene Besatzungen, und in Dendermo mit Österreich gemeinschaftliche Besatzung zu haben, und daß Öste reich sich verpflichtete, zu Unterhaltung dieser Mannschaften jährl 500,000 Thaler an Holland zu zahlen. Der Vertrag, welcher diese halb zwischen beiden Mächten abgeschlossen ward, hieß der Barriere Tractat. 1781 ward derselbe, aller Gegenvorstellungen der Genera staaten ungeachtet, von Kaiser Joseph II. eigenmächtiger Weise fü aufgehoben erklärt.

Bathori, ein berühmtes altadeliges, und nachher fürstliche Geschlecht in Siebenbürgen, dessen Ursprung sich in dem Dunkel de Zeiten verliert. Gegen 1070 stand Opos Bathori in großem Anse hen am ungarischen Hofe. Im 15ten Jahrh. war Stephan Bathor Palatinus von Ungarn. Ein anderer Stephan Bathori ward 157 nachdem das in Siebenbürgen regierende Haus Zapolia mit Johan Sigismund erloschen war, zum Fürsten dieses Landes erwählt, un sowol von Ferdinand I., römischem Kaiser und König von Ungarn, al von dem damaligen türkischen Kaiser anerkannt, leistete jedoch, nachde er 1575 auch die polnische Krone erhalten hatte, zu Gunsten seines Bru ders, Christoph, auf Siebenbürgen Verzicht. Nach Christophs Tode 1581, kam zwar sein Sohn Sigismund zur Regierung, trat dieselb aber 1599 an seinen Vetter, Andreas Bathori ab; ward, als diese noch in demselben Jahre auf dem Schlachtfelde blieb, 1601 aufs neu erwählt, mußte sich aber bald darauf dem Kaiser Rudolph II., d die ältern Ansprüche seines Hauses auf Siebenbürgen mit gewaffnete Hand durchsetzen wollte, ergeben, und starb 1613 zu Prag in de Gefangenschaft. Während dieser Unruhen waren verschiedene ander Fürsten, namentlich Michael, Woiwode der Wallachei; Georg Bast kaiserlich österreichischer General; Stephan Bocskay und Sigismun Takoczy, die beiden letztern aus angesehenen siebenbürgischen G schlechtern, nach und nach auf kurze Zeit zur Regierung gekommen Takoczy überließ dieselbe 1608 dem letzten Sprößlinge des Hause Bathori (Gabriel), welcher wegen der Empörung des von den Tür ken begünstigten Gabriel Bethlen (s. d. Art.) bei dem Kais Matthias Hülfe suchte, wegen der harten Bedingungen aber, die di ser ihm vorschreiben wollte, mit den Türken Unterhandlungen an knüpfte, und aus diesem Grunde auf Anstiften des kaiserlichen G nerals Apaffi, der bereits mit sogenannten Hülfsvölkern ins Lan gerückt war, im October 1613 meuchelmörderischer Weise erschoss ward.

*Bautzen, Schlacht bei Bautzen und bei Wurschen, am 20ste und 21sten Mai 1813. Nach der Schlacht bei Groß-Görschen od Lützen (s. Lützen Bd. 5.), am 2ten Mai, war Napoleon im Besitze v Leipzig, hinter ihm lag Wittenberg und seitwärts Torgau. Dah zog sich das Heer der Verbündeten, unter dem General Grafen v Wittgenstein, welcher sich nicht für stark genug hielt, um die Schla mit sicherm Erfolg am 3ten zu erneuern, in zwei Colonnen, die L

Digitized by Google

der und Herr führten, gedeckt durch eine zahlreiche Reiterei und den Nachtrab unter dem General Milorabowitsch, über Dresden, Meißen und Nöthberg, am 8ten und 9ten auf das rechte Elbufer zurück. Lauriston, dem es an Reiterei fehlte, rückte nur langsam nach. Er besetzte Dresden am 8ten Abends, und die Neustadt am 11ten. Das Heer der Verbündeten aber nahm am 14ten eine durch Natur und Kunst befestigte Stellung bei Bautzen am rechten Ufer der Spree. In derselben waren nach und nach an 25,000 Mann frischer Truppen, theils Preußen unter Kleist, theils Russen unter Barclay de Tolly gestoßen, so daß es an 96,000 Mann (68,000 Mann Russen und 28,000 Mann Preußen) zählte. Auch Napoleon, der jetzt Meister der Gegend von Wittenberg und Torgau bis an die böhmische Grenze war, verstärkte sein Heer durch Sachsen, Würtenberger, Baiern und neue Bataillone aus Frankreich und Italien bis auf 148,000 Mann. Das 5te, 6te und 7te Corps (Ney, Lauriston und Reynier), welche anfangs unter Ney von Torgau aus gegen die Marken ihre Richtung nehmen sollten, wurden in dem Augenblicke zurückgerufen, als Napoleon sich überzeugte, daß die Verbündeten bei Bautzen eine Schlacht liefern würden. Bei dieser Stärke des französischen Heeres konnte der Ausgang der Schlacht nicht zweifelhaft sein; allein Preußen wollte für seine Rüstungen in Schlesien Zeit gewinnen; sodann lag es in dem System der Verbündeten, dem Feinde das Terrain soviel als möglich streitig zu machen, und Europa, vornehmlich Österreich, zu zeigen, daß durch die Schlacht bei Lützen das Heer weder moralisch noch physisch außer Stand gesetzt worden, dem Feinde die Stirn zu bieten. Außerdem wünschten die von Kampfbegier belebten Truppen, sich mit dem Feinde wieder zu messen, dagegen würde ein fortgesetzter Rückzug, ohne Schlacht, das Heer entmuthigt und sein Vertrauen zu den Feldherren geschwächt haben. Also beschlossen der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm, in dem russisch-preußischen Hauptquartiere zu Wurschen, einem Dorfe östlich von Bautzen, wo sich auch die Gesandten von England, Österreich und Schweden befanden, den Feind in der im siebenjährigen Kriege berühmt gewordenen Stellung zwischen Hochkirch (s. d. Art. Bd. 4) und Bautzen zu erwarten. Das Heer war hinter einer zweifachen Reihe von Verschanzungen, in einer Ausdehnung von beinahe zwei Stunden, vortheilhaft aufgestellt. Der linke Flügel lehnte sich an Hochkirchs bewaldeten Bergrücken, der sich oberhalb des steilen Spreeufers bis an die nahe böhmische Grenze hinzieht; das Mitteltreffen war durch Schanze, verschanzte Dörfer, die Anhöhen bei Burg, das durch Pallisadirungen befestigte Bautzen und das tiefe Bett der Spree gedeckt; der rechte Flügel stützte sich an befestigte Hügel, welche die Übergangspuncte über die Spree beherrschten. Allein dieser Flügel konnte umgangen werden, und seine Verbindung mit den übrigen Armeetheilen war durch eine Menge Teiche sehr erschwert. Da nun Napoleon den Vortheil der Übermacht hatte, so war der Sieg strategisch ihm gewiß. Hätten aber auch die Alliirten den Sieg erkämpft, so konnten sie ihn bei ihrer geringen Zahl nicht benutzen. — Schon bei dem ersten Vordringen des französischen Heeres auf der Straße von Dresden nach Bautzen, kam es zwischen dem Nachtrab unter Milorabowitsch und dem Marschall Macdonald, der den französischen Vortrab führte, am 11ten bei Bischofswerda, und noch mehr am 12ten beim Kapellenberge zu einem hitzigen Gefechte, wobei jenes Städtchen von den italienischen Schaaren geplündert und gänzlich in

die Asche gelegt wurde *). — Napoleon verließ Dresden, wo er am 16ten dem von Österreich an ihn gesandten General Grafen Bubna die Versammlung eines Friedenscongresses zu Prag vorgeschlagen hatte, erst am 18ten Mai. Am 19ten überzeugte er sich von der taktischen Klugheit, mit welcher die Verbündeten ihr Lager gewählt und befestigt hatten; allein schon war sein Plan gemacht, den Feind auf seiner rechten Flanke zu überflügeln. In dieser Absicht hatte er bereits am 18ten die Division Pery nach Königswartha entsendet, um die Verbindung mit dem von Hoyerswerda heranrückenden Corps des Marschalls Ney zu eröffnen. Dagegen setzten sich von Seiten der Alliirten in der Nacht zum 19ten 18,000 Mann Russen unter Barclay, und 5600 Preußen unter York in Marsch. Barclay stieß am 19ten Mittags bei Königswartha auf Lauriston, und schlug ihn; zwei Stunden später bestand York eine Stunde davon, bei Weissig, ein heftiges Gefecht mit dem Marschall Ney, den er bis zum Abend aufhielt. Allein die Vereinigung des 3ten und 5ten Corps, und ihre Verbindung mit dem Heere unter Napoleon, wodurch die rechte Flanke der Stellung der Verbündeten gewissermaßen schon überflügelt war, konnte nicht verhindert werden. Barclay und York zogen sich daher in der Nacht auf die Hauptarmee zurück, wo Barclay mit 14,000 Mann auf dem rechten Flügel sich aufstellte und den Windmühlenberg vor dem Dorfe Gleina besetzte. — Am 20sten früh entwickelte sich Napoleons Angriffsplan. Das französische Heer ging auf mehrern Puncten über die Spree; Oudinot rückte gegen den linken Flügel der Verbündeten vor; Ney und Lauriston bedrohten den rechten von Weissig her und gingen bis gegen Klix vor, während das 7te Corps unter Reynier von Kalau her Hoyerswerda erreichte; im Mittelpuncte, wo Soult den Oberbefehl hatte, begann um 1 Uhr Mittags der erste Angriff von Macdonald und Marmont auf die von Wittgenstein und Blücher vorgeschobenen Abtheilungen, welche unter Miloradowitsch und Kleist in und bei Bautzen aufgestellt waren. Erst um 6 Uhr Abends besetzte das 6te Corps unter Marmont die vom Feinde verlassene Stadt Bautzen, und bemächtigte sich hierauf am späten Abend der Anhöhen von Nieder-Kayna; am längsten widerstand Kleist auf den Anhöhen bei Burg dem Angriffe des 4ten Corps unter Bertrand; doch nach Zurückweisung aller Frontalangriffe mußte er Abends 9 Uhr nach Litten zurückgehen, da ihm nach der Besetzung der Höhen von Nieder-Kayna durch das 6te Corps, eine überlegene Masse des Feindes im Rücken stand. Napoleon war jetzt im Besitze des Spreethals und nahm sein Hauptquartier in Bautzen. Am folgenden Morgen wurde zuerst der linke Flügel der Verbündeten, den jetzt Miloradowitsch befehligte, angegriffen; nach dem heftigsten Gefechte aber, am Mittage, ließen die Franzosen auf dieser Seite vom Kampfe ab. Unterdessen hatte Ney bereits den rechten Flügel der Verbündeten aus seiner gestrigen Stellung zurückgedrängt, sich der Höhen von Baruth bemächtigt und durch die Wegnahme des Dorfes Preititz, im Rücken von Blüchers rechten Flügel die Verbindung des Barclayschen Corps mit Blücher, welcher das Centrum an den klein-bautzner und kreckwitzer Bergen befehligte, aufgehoben. Zwar nahm Blücher das Dorf wieder; allein mit aller Macht in seiner Fronte angegriffen, wo der Feind den Schlüssel der feindlichen Stellung, die Anhöhen von Kreck-

*) Napoleon versprach den Brandschaden zu ersetzen, und ließ der Stadt ungefähr 25,000 Thlr. anweisen.

Digitized by Google

witz, erstürmte, während auf dem rechten Flügel Preititz wieder verloren ging, und Ney immer weiter in die Flanke und dem Rücken der Barclay und Blücher vordrang, sah sich der letztere in der Nothwendigkeit, entweder sein Mitteltreffen noch mehr durch Truppenabsendungen nach dem rechten Flügel zu schwächen, — worauf Napoleon dessen Verbindung mit dem linken Flügel ganz durchbrochen und die Alliirten von der böhmischen Grenze abgedrängt haben würde — oder den Rückzug nach Purschwitz anzutreten. Da nun um dieselbe Zeit das 7te Corps bei Gleina eingetroffen und sogleich in der Richtung nach Weißenberg — in Blüchers Rücken — vorgeschoben worden war, so wagten die Heerführer der Verbündeten es nicht, durch Verwendung der Reserve gegen den nun concentrirten Feind, das Heer einem entscheidenden Schlage auszusetzen, sondern ordneten um 4 Uhr Nachmittags, als sie noch alle Vortheile der Behauptung des Gebirgs auf dem linken Flügel in ihrer Gewalt hatten, den allgemeinen Rückzug an. Das Heer führte denselben, in drei Colonnen über Weißenberg und Löbau nach Görlitz und Schlesien, in solcher Ordnung aus, daß Napoleon keine weiteren unmittelbaren Früchte seines mit vielem Blute errungenen Sieges erlangen konnte. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt und wurde von dreißig brennenden Dörfern erleuchtet. Zwar gab der französische Bericht den eigenen Verlust nur zu 12,000 Mann an; allein er bestand nach den Listen, in ungefähr 8000 Todten und 18,000 Verwundeten; die Verbündeten hatten etwas über 8000 Mann (nach andern 12,000 Mann) an Todten und Verwundeten verloren, und mehr Gefangene gemacht, als der Sieger. Doch um den Siegesmuth seiner Völker zu erhöhen, verordnete Napoleon am 22sten Mai, daß zum Andenken der Siege bei Bautzen und Wurschen, auf dem Mont Cenis ein Denkmal errichtet werden sollte, das seine Dankbarkeit gegen die Völker Frankreichs und Italiens bezeugte. Er bestimmte dazu die Summe von 25 Millionen Franken. Allein weit mehr hatte die von den verbündeten Truppen bewiesene Tapferkeit und die Klugheit der Heerführer das Vertrauen und den Muth der Deutschen erhöht. Zwar drängte Napoleon dem russisch-preußischen Heere nach; allein am 22sten widerstand ihm der Nachtrab, den Miloradowitsch führte, wobei Düroc tödtlich verwundet wurde, und bei Haynau erlitt Neys Vortrab unter Maison am 26sten eine Niederlage von Blüchers Nachtrab. Hierauf zog sich, gegen Napoleons Erwarten, das russisch-preußische Heer, über welches jetzt an Wittgensteins Stelle, Barclay de Tolly den Oberbefehl übernahm, nicht auf Breslau, sondern seitwärts auf Schweidnitz zurück, wo dasselbe am 29sten Mai das verschanzte Lager von Pülzen bezog; Lauriston aber besetzte, nach dem Gefechte bei Mark-Neukirchen, am 1sten Junius ohne Widerstand Breslau. Jene drohende und zugleich gesicherte Aufstellung der Alliirten in der rechten Flanke des französischen Heeres, der Verlust, den dieses erlitten, und die fliegenden Corps, welche Napoleons Verbindungslinie mit Frankreich in Sachsen störten, bewogen jetzt den französischen Kaiser, den ihm von den Alliirten nach dem Gefecht bei Haynau angetragenen Waffenstillstand, wozu er selbst, bereits am 18ten Mai, die erste Eröffnung an den Kaiser von Rußland gemacht hatte, einzugehen. Dieser kam am 4ten Junius in dem Dorfe Poischwitz bei Jauer zu Stande. (Vergl. d. Art. Russisch-französischer Krieg in dem Jahre 1813 fg. Bd. 8.) K.

Beilegen heißt in der Schiffersprache, die Segel des Schiffes so gegen einander richten, daß sich der Wind darin fängt und das

Digitized by Google

Schiff mit gleicher Kraft vorwärts und rückwärts treibt, wodurc
solches zum Stillstehen gebracht wird. Dies geschieht gemeiniglich b
einem heftigen Sturm, oder wenn das Schiff in einer Gegend bleibe
soll, wo man kein Anker auswerfen kann oder will. Man mäßig
dadurch nur die Kraft des Windes, macht aber das Schiff vo
der Strömung um so abhängiger. In solcher Lage ist eine nahe, zu
mal unter dem Winde gelegene Küste sehr gefährlich. — Beilegen be
zeichnet ferner das Hinansegeln an ein anderes Schiff, oder das Ein
ziehen der Segel.

Bel, s. Baal, Bd. 1.

Ben (hebräisch: Sohn), eine Versetzsylbe vieler jüdischen Na
men, wie z. B. Bendavid, Benasser ꝛc., welche bei den Israeliten i
Deutschland sich in das deutsche „Sohn" verwandelt hat, wie di
Namen Mendelssohn, Jacobssohn ꝛc. bezeugen; eine Benennungsart
deren Ursprung in dem altherkömmlichen und in vielen Ländern noc
jetzt bestehenden Gebrauche der Israeliten zu suchen ist, daß sie keine
eigentlichen Familiennamen führen.

*Benzoë nennt man den an der Luft ausgetrockneten milchi
gen Saft aus dem Stamme des Styrax benzoin, eines in Ostindien
Siam und Sumatra wachsenden Baums. Wir erhalten die Benzoe
in Form röthlich gelber, durchsichtiger, aromatischer Massen. Die
Benzoesäure ist ein Bestandtheil vieler Pflanzen, besonders in aroma
tischen Balsamen, in der Vanille, im Bibergeil, im Harn der Kinde
und aller von Kräutern lebender Thiere, ja die jetzige Kunst verma
solche zu bilden. Sie macht einen Uebergang in die Harze und in de
Kampfer, bildet durchsichtige, weiße, nadelförmige Prismen, hat ei
nen scharfen Geschmack und, besonders etwas erwärmt, einen aroma
tischen Geruch. In Alkohol und in Äther ist sie leicht auflöslich
Auch concentrirte Mineralsäuren lösen die Säure auf, ohne sie zu zer
setzen. Die Sublimation der Säure aus Benzoeharz, in feine Spieß
chen, nannte man ehemals Benzoeblumen.

*Berbice, eine der drei von den Niederländern an Englan
abgetretenen Guiana-Colonien. Diese sowol als Demerary und Ess
quebo gewinnen durch ihre Lage in der Nähe der südamerikanische
Freistaaten und durch ihre natürliche Fruchtbarkeit und leichte Ver
theidigung, verglichen mit den kostbaren kleinen Antillen-Colonien
eine große Wichtigkeit für ihr jetziges Mutterland und sind von de
Politik desselben seit der Erwerbung bestimmt, zu Eingangspunkte
der brittischen Industrie auf dem südamerikanischen Continent zu die
nen. Der Fluß Berbice hat den Fehler, durch eine Sandbank vo
der Mündung gerade in dieser seicht zu sein; doch liegen ungefäh
100 reiche Plantagen von Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao un
Taback, von der Mündung bis Fort Nassaw am Ufer. Die Coloni
reicht jetzt am Meere vom Abarry-Fluß (Creek) bis an den Flu
Courantine, und hat reichlich 2° Küstenbreite am Meer. Der Bo
den der ganzen Colonie ist aus Fluß- und Meeranschwemmungen all
mählig erhöht worden und reicht bis an den großen Wasserfall de
Berbice, der immer große Massen Erde und fruchtbarer Vegetations
reste in die Ebene hinabwälzt und diese dadurch aufschlickt. Die eng
lische Regierung, die die große Wichtigkeit dieser jungen Niederlassun
einsah, ließ den ganzen Marschgrund der Colonie ausmessen und lä
die eingedeichten Gründe an Plantagenliebhaber von einigem Vermö
gen in mäßigen Landloosen vertheilen, da von den Niederländern bi
her nur wenig Land in Bebauung genommen worden war. Al

Digitized by Google

Waldung an Manglebäumen, die hier die Sümpfe verewigte, wurde ausgerottet und die nämliche Gegend dadurch gesund, die früher ein wahres Fieberland war; zugleich wurde die Gegend bedeicht und durch Abwässerungen in acht Jahren trocken gelegt. Der Weg von Berbice nach Demerary, vormals ein Waldpfad, ist jetzt ein schöner trockner Straßendamm, 60 Fuß breit mit 6 Fuß breiten Einfassungen. Die niedrigen Weiden (Savahen) der Pflanzungen dienen jetzt zur Nahrung für gesundes Plantagenvieh, so sehr hat sich die Natur des Bodens durch Kunst verändert. Kaffee (an 2 Millionen Pfund), Baumwolle und Cacao sind noch die Haupterzeugnisse dieser blühenden Colonie, deren Abgaben, um ihr noch mehr aufzuhelfen, gegen andere europäische Colonien sehr mäßig sind und die auch das Vorrecht genießt, ihre Producte nach den Niederlanden ausführen zu können. Weiße und Mulatten leben in der Colonie 5010 und Neger 40,110 Köpfe. Neu-Amsterdam ist der Hauptort der Colonie und Sitz seiner Regierung. Die Stadt liegt in der Gabel des Canje-Flusses und des Berbice, welcher noch 6 deutsche Meilen stromaufwärts schiffbar ist.

*Berg, das Bergische, ist der Name des vormaligen Herzogthums Berg, das bis 1806 baierisch blieb und damals gegen Ansbach vertauscht wurde. Dies volkreiche Land macht jetzt einen Theil der preußischen Provinz Cleve-Jülich-Berg aus und wird bei diesem Artikel statistisch behandelt werden. Hier ist nur die Rede von dem ersten Fabrikiande Deutschlands, das sich durch Reichthum, Industrie und seine große Bevölkerung zugleich auszeichnet. Als Handels- und Fabrikplätze sind in solchem das Wupperthal mit Elberfeld und Barmen, noch wichtiger als das sonst freilich als Hauptstadt und Sitz einer Regierung, so wie wegen seines Wohlstandes berühmte Düsseldorf. Jede deutsche Fabricatur hat ihren Sitz in diesem wahren deutschen Gewerblande aufgeschlagen. Die ganze Provinz ist bergicht, reich an Eisen, Blei und Steinkohlen, producirt lange nicht so viel Getreide, als die zahlreiche Volksmenge bedarf, stellt übrigens eine wohlhabende civilisirte Bevölkerung auf einem kleineren Raume dar, als irgend eine andere Provinz Deutschlands, ja wetteifert darin mit der durch die Natur weit mehr begünstigten terra di Lavoro im Neapolitanischen. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, durch welche Passivität der Regierung und zufällige örtliche Begünstigung sich auf diesem Fleck so viele Menschen aufhalten, und statt Noth, Reichthum, Wohlstand und Gewerbefleiß um sich verbreiten. Folge von der Fruchtbarkeit des Bodens ist diese hohe und wohlhabende Bevölkerung keineswegs, auch hat nicht gerade die Regierung der alten Herzoge, die gemeinschaftliche des Hauses Pfalz-Neuburg und Brandenburg und die pfälzische, die jener nach der Landestheilung von 1666 folgte, direct für dies Land außerordentliche Landesväterlichkeit gezeigt, sondern das schöne Resultat, wie wir es jetzt blühen sehen, war Folge einer Menge zufälliger Ereignisse, die politisch dies kleine Land begünstigten. Sie entwickelt sich am leichtesten aus der kurzen Geschichte dieses Landes, von der Reformation Luthers und Calvins an. Bis dahin herrschte die größte Gewerbsamkeit, wenigstens in Flandern in den sogenannten spanischen Niederlanden und hier wiederum vorzüglich in dem ganzen westlichen Küstensitze Hollands, bis an Frankreichs Grenzen. Östlich und südlich herrschte sie dagegen bis Cleve und Brabant unter dem milden burgundischen Scepter, bis unter dem Könige Philipp II. von Spanien die ärgste Verfolgung

Digitized by Google

der Protestanten ausbrach, deren Ursache weniger der Religionsha als der Haß des Freiheitssinns dieser Provinzen war. Die zahllose Hinrichtungen und Güterconfiscationen führten am Ende in den 7 nördl chen Provinzen die Insurrection herbei, und eine Auswanderung der g werbfleißigen und reichen Belgier. Die reichsten derselben im südl chen Belgien, das sich vom Joche Spaniens nicht loszumachen ve mochte, wanderten nach Hamburg, London, Cöln u. s. w., d weniger reichen Fabricanten und ihre Arbeiter gingen nicht so we von ihrem unglücklich gewordenen Vaterlande, indem ihnen daran g legen war, in einer neutralen Nähe die weiteren Ereignisse zu e warten und Fabriken in einem wohlfeilen Lande anzulegen, das i seinen Metallproducten manche Veredlung anbot und von dem neue Sitz der Fabricatur aus leichte Versorgung der vormaligen Abnahm zur See über Holland auf dem Rheinstrom und zu Lande nach Deutsc land anbot. Willkommen waren hier die fleißigen Belgier und ihr Capitale oder Industrie. Von jeher herrschte hier eine vollkommen Duldung aller Religionssecten. Die Regenten des kleinen Landes hat ten schöne Domainen, deren Ertrag durch die reichen Eingewanderte sich hob, und forderten von ihren treuen, aber gar nicht freigebige Landständen wenige Beiträge. In den Städten herrschte eine groß Unabhängigkeit des Bürgerstandes von ihrem Magistrat. Auf der Lande war der zum Theil verschuldete Adel froh, die Domainen seine Oberhöfe zerstücken und vortheilhaft zertheilen zu können. Frohndenver mehrung oder Erneuerung kannte man dort nicht, wenn sich eine Ge meinde einmal davon und von den gutsherrlichen Abgaben frei ge kauft hatte. Die Fabriken konnten schon damals der Aufstauung fä higer Bäche zu Fabrikmühlen und Steinkohlen nicht entbehren. Beide Bedürfnisse einer großen Fabricatur gab hier die Natur, und di Geldmittel, so wie Fabrikarbeiter, brachten die Belgier mit. Dies seits des Rheins, nicht jenseits, war der angesiedelte Fabrikant vo dem Kriegsgetümmel sicher, das so lange die spanischen Niederland an der Grenze verheerte, und da der Krieg hier die Gewerbe stocke ließ und Spanien seine Schätze aus Amerika, so wie die Insurgen ten ihre Colonial- und Seebeute zum Theil für Armeebedürfnisse a Montur und Armatur zu verwenden sich gezwungen sahen, und de ren Anschaffung am nächsten im neutralen Bergischen oder Lüttichsche fanden: so blühete hier zuerst die Fabricatur in allen Heerbedürfnissen in Pulver, Blei, Eisen, Stahl, Tuch, Leinwand, Leder u. s. w Als im J. 1609 der bergische Regentenstamm ausstarb, machte de österreichische Hof auf das Land als ein Reichslehen Anspruch, und wollte es durch einen Erzherzog sequestriren lassen, wobei Spanien Hülfsleistung versprach. Dies war nun weder dem sächsischen Hau gelegen, welches seit dem 15ten Jahrh. eine Anwartschaft auf dies Lande erlangt hatte, wenn der männliche Stamm des Hauses Jülich Berg erlöschen sollte, noch den Häusern Pfalz-Neuburg und Kur Brandenburg, die sich auf das privilegium habilitationis, vom J. 1546 vom Kaiser Carl V. der weiblichen Nachkommenschaft des Herzogs Wilhelm II. ertheilt, beriefen, als jener Herzog seines Bru ders Ferdinand II. Tochter Maria ehelichte, und sogar solches au deren männliche Nachkommen ausdehnte. Beide Bewerber aus dem Hause Pfalz-Neuburg und Kur-Brandenburg erlangten die Zustim mung der Landschaft zu ihrer gemeinschaftlichen Regierung, welch von den Ständen anerkannt und von der Republik der Niederland garantirt wurde, weil diese es ihrem Interesse durchaus unangemesse

Digitized by Google

fand, hier einen catholischen Landesherrn und Alliirten Spaniens zu halten. Diese bis 1666 fortgesetzte gemeinschaftliche Regierung war in aller Rücksicht für dies Land sehr segensvoll. Sie schützte dasselbe kraft der holländischen Garantie vor dem Kriegstheater zwischen dem Österreichern und Schweden und deren Verbündeten, die so oft das übrige Westfalen heimsuchten, und behielten einen geringen Tarif der Abgaben an die Landesfürsten bei, die sich bei vorgeschlagenen Erhöhungen weder unter einander noch mit den Ständen vereinigen konnten. Gerade im Anfange des 30jährigen Krieges wurden die strengen Grundsätze der dortrechter Synode, welche die Remonstranten und unter deren Namen die strengen Republikaner in den 7 vereinigten Provinzen der Niederlande verfolgte, die meistens autioranisch waren, eine neue Quelle zahlreicher Auswanderungen reicher Niederländer aus den nördlichen Provinzen in das nahgelegene Bergische, die freilich großentheils später zurückkehrten, indeß so lange sie im Bergischen verweilten, die umlaufenden Fabrikcapitale sehr vermehrten, weil ihnen die dortige große bürgerliche, religiöse und gewerbliche Freiheit ungemein gefiel. — Ungern gaben die Landstände dieser Lande die von den Regentenhäusern beschlossene Landestheilung im J. 1666 zu, und wirklich steigerten die Pfalzgrafen, denen das Bergische bei der Theilung zugefallen war, etwas ihre Donativforderungen an die treuen Stände; aber das Land war reich geworden und konnte erhöhte Steuern jetzt eher als 100 Jahre früher tragen. Als Ludwigs XIV., Königs von Frankreich, Intoleranz wider seine reformirten Unterthanen das Edict von Nantes aufhob und die gewaltsamen Bekehrungen der Reformirten begannen: da waren es wieder die bergischen Lande, denen wegen ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheit viele gewerbfleißige und oft wohlhabende Franzosen zuwanderten. Diese waren es, welche den Geschmack der französischen Industrie, in Seide und Baumwolle, in Bleicherei, in Spitzen, feinem Linnen u. s. w. in dortiger Fabricatur gründeten. Redlich war in dem langen Zeitalter des Königs Ludwigs XIV. dies Land beständig neutraler Boden, indeß im südlichen Belgien fast immer der Krieg wüthete. Auch im 18ten Jahrhunderte begünstigte diese Lande die Neutralität, eine gute Verfassung und ein mildes Verwaltungssystem; das östliche Deutschland bezog hier beständig manche Bedürfnisse, und strenge Conscriptionsgesetze der Nachbarschaft vermehrten die Bevölkerung und die Theilung des Bodens. Düsseldorf wurde auch ein Hauptsitz der freiwilligen französischen Emigrirten. Endlich freilich, aber erst 1806, verlor es seine Dynastie durch Tausch an die Krone Preußen und als es von dieser abgerissen und zu dem neuen Großherzogthum Berg, nach dem tilsiter Frieden, geschlagen wurde, war sein größtes Leiden, daß es dem Bergischen an Absatz nach Frankreich fehlte. Dies war das einzige deutsche Land, das wegen seiner in Frankreich geschätzten Fabricate immer und dennoch vergeblich die Vereinigung mit Frankreich wünschte, so lange es einen Theil des von Frankreichs Kaiser vormundschaftlich regierten Großherzogthums Berg ausmachte. Mit Preußen jetzt wieder vereinigt, hat es wenigstens die alte leichte Communication mit dem übrigen Deutschland wieder erlangt, und seine zahlreiche Bevölkerung nährt sich weniger von dem freilich höchst sorgfältig benutzten Boden, als von seinen zahlreichen Fabriken in Eisen, Stahl, Gewehren, Tuch, Linnen, Leder, Seife, Taback, Papier, Tapeten, Essig, Hanf, Seide und Baumwolle. Es waren besonders Elberfelder und andere

anf,
andere

unternehmende Fabrikherren des Bergischen, welche die Idee der rhei nisch-westindischen Compagnie auffaßten und daran Theil nahmen, die deutsche Boden- und Industrieproducte ins Ausland zu verkaufen, beabsichtigt. Im J. 1821 ging die erste Ladung dieser Compagni nach der Insel Hayti und fand dort guten Absatz. Bekannt ist, daß die rheinisch-westindische Compagnie Agenten mit Magazinen deutscher Producte in Mexico, Neu-Orleans, in den Haupthäfen Columbias künftig zu organisiren gedenkt.

Bergart oder Gebirgsart heißen die verschiedenen Erd- und Steinarten, woraus die Gebirge (im geognostischen Sinn) be stehen. Man unterscheidet einfache und gemengte Gebirgsarten. Jene zeigen eine Gleichartigkeit der Theile in ihrem Gefüge, das entwe der schiefrig, oder körnig, oder dicht ist; die gemengte Gebirgsart aber besteht aus meist sichtlichen Theilen einfacher Gebirgsarten und ist seinem Gefüge nach entweder körnig, oder schiefrig, faserig, por phyrartig, mandelsteinartig. Zusammengekittete Gebirgsarten sind solche, bei welchen die Gemengtheile von verschiedener Art und Größe durch ein Bindemittel gleichsam zusammengeleimt sind, wie die Breccien oder Conglomerate.

*Bernstein (succinum) ist der Milchsaft von Harzbäumen, der bei heiterer, heißer Luft zu einer durchsichtigen, bei trüber Luft zur wolkigen, trüben und weißen Masse erhärtete. Waren später Erdrevolutionen mit unterdrücktem Erdbrande stellenweise verknüpft; so findet man Bernstein in Schiefer und Steinkohle eingesprengt, immer ist aber der Bernstein der Pflanzensaft verschütteter Bäume. Den Hauptfundort des edeln Bernsteins bildet der Strand der Insel Samland zwischen dem frischen und kurischen Haff, von Pillau an der Ostsee bis an die kurische Nehrung in einer Länge von 10 Meilen. Man fischt und gräbt ihn aus. Die ganze Küste der Ostsee hat zwar Bernstein, aber immer sparsamer, je mehr sie sich von jenem Hauptfundort entfernt. Hier findet man bituminöses Holz in Spänen, Blöcken und oft sehr großen Bäumen, deren einzelne Stellen ganz von Bernstein durchdrungen sind. In Braunkohlenlagern, deren Bäume nicht so harzig sind, findet man den Bernstein nur in den Harzgefäßen der Bäume selbst. Von großen Stücken werden allerhand Figuren und Geräthschaften gedreht, kleinere Stücke verwendet man zum Räuchern und zum Bernsteinfirniß, mit welchem lackirt wird. Auch zieht man durch die Destillation ein Bernsteinöl und Bernsteinsalz davon, welche beide ziemlich theuer sind. Er wird auch Agtstein genannt, welches wohl von Achat zu unterscheiden ist; franz. ambre jaune.

Beschicken, im Münzwesen, auch bei den Gold- und Silberarbeitern und bei den Zinngießern, heißt: den reinen edlern Metallen (Gold, Silber, Zinn) so viel von einem geringern Metalle (Silber, Kupfer, Blei) zusetzen, daß sie dadurch den verlangten geringern Gehalt oder Werth bekommen. (S. auch Legiren, Bd. 5.)

Beschützer des Glaubens, s. Großbritannien, Bd. 4, und Heinrich VIII., Bd. 4.

Bethlen (Gabriel), gewöhnlich, nach der altungarischen Gewohnheit, die Taufnamen den Familiennamen nachzusetzen, Bethlen Gabor genannt, geboren 1580, stammte aus einem sehr angesehenen oberungarischen, auch in Siebenbürgen begüterten Geschlechte, welches die protestantische Religion angenommen hatte. Bei den Unruhen in Siebenbürgen, während der Regierungen Sigismunds und Gabriels

Digitized by Google

aus dem Hause Bathori, wußte Bethlen sich unter den Großen des Landes Freunde zu machen; und nach dem Tode der beiden unglücklichen Fürsten, 1613, gelang es ihm, sich mit türkischer Hülfe zum Fürsten von Siebenbürgen erwählen zu lassen, da das Haus Österreich damals nicht in der Lage war, seine Ansprüche auf dieses Land gegen ihn zu behaupten. Als 1619 die böhmischen Stände sich gegen Österreich auflehnten, verband sich Bethlen mit ihnen, drang mit einem starken Heere in Ungarn ein, eroberte sogar Presburg, bedrohete Wien, und ließ sich am 25sten Aug. 1620 zum Könige von Ungarn erwählen. Als jedoch das Glück den kaiserlichen Waffen günstig geworden war, machte Gabor, ehe man sichs versah, mit Ferdinand Frieden und verzichtete auf das Königreich und den königlichen Titel, wogegen ihm sieben ungarische Gespannschaften, nebst der Stadt Kaschau überlassen und die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor zugesagt wurden. Aber schon im J. 1623 griff der unruhige Fürst wieder zu den Waffen, drang mit einem auf 60,000 Mann geschätzten Heere bis gegen Brünn in Mähren vor, und ward nur durch das Mißlingen seiner beabsichtigten Vereinigung mit den Truppen des Herzogs Christian von Braunschweig bewogen, 1624 einen Waffenstillstand einzugehen, und bald darauf, unter den vorigen Bedingungen, aufs neue Frieden zu schließen. Ein wiederholter Friedensbruch, den Bethlen 1626 mit dem bekannten Grafen von Mansfeld verabredet hatte, blieb ebenfalls, da letzterer von Wallenstein geschlagen ward und von allen Hülfsmitteln entblößt in Siebenbürgen ankam, ohne weitere Folgen. Am 5ten November 1629 starb Bethlen Gabor, im 50sten Jahre seines unruhigen und, man kann wohl sagen, thatenreichen Lebens, an der Wassersucht, mit Hinterlassung eines Testaments, worin er sein Land und seine kinderlose Witwe, eine geborne Prinzessin von Brandenburg, der Obhut des römischen Kaisers Ferdinand II. empfahl, übrigens den türkischen Kaiser zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannte, und jedem derselben, wie dem römischen Könige Ferdinand III. ein schönes Pferd mit kostbarem Geschirr und 40,000 Ducaten an baarem Gelde vermachte.

Bevölkerung. Man gebraucht dieses Wort theils gleichbedeutend mit Volkszahl, theils auch insbesondere zur Bezeichnung des Verhältnisses der Volksmenge zum Flächeninhalte eines Landes, und in dieser Beziehung spricht man von schwach oder stark bevölkerten Ländern, von Dichtigkeit der Bevölkerung, und sagt z. B.: Malta stehe hinsichtlich der Bevölkerung (in Verhältniß der Quadratmeilen seines Flächenraums) über Schweden. In Beziehung auf das Verhältniß der Volkszahl zum Flächenraum nimmt man an, daß auf jeder QM. 2000 Menschen sich ernähren können; doch gibt es mehrere Gegenden, besonders in Manufacturstaaten, wo jenes Maximum weit überstiegen wird. Über die Mittel, die Bevölkerung eines Landes zu berechnen, sehe man den Art. politische Arithmetik (N. F. d. C. L.), über die wirkliche und mögliche Bevölkerung unsers Erdballs den Art. Erde.

Billington (Mistreß), eine der ersten Sängerinnen von London. Als Tochter eines umherziehenden deutschen Musicus, Namens Weichsel, übte sie ihr musikalisches Talent schon früh; in ihrem siebenten Jahre spielte sie ein Concert im Haymarkettheater, und im elften trug sie eins von ihrer eigenen Composition öffentlich vor. Ihr Vater, ein sehr redlich denkender, aber schwacher Mann, Billington, vom

Orchester des Drurylanetheaters, führte sie nach Irland, um sie zu öffentlichen Sängerin zu bilden. Sie war jung, schön, und bald fröhnte sie in dem üppigen Dublin ihrem leidenschaftlichen Hange zu Ausschweifungen auf die ärgerlichste Weise. 1786 trat sie im Coventgardentheater zu London auf, ohne großen Eindruck zu machen, weil sie die Kunst zu sehr vernachlässigt hatte. Sie ging deshalb nach Paris, und nahm 1787 Unterricht bei Sacchini. Ihr nachheriges erstes Gelingen zu London verdankte sie diesen italienischen Lehrstunden. 1794 reiste sie zu ihrer Vervollkommnung nach Italien. Jetzt waren ihre Fortschritte schnell, ihre persönliche Zauberkraft war schon ausgebildet, und an Ausgelassenheit blieb ihr nichts mehr zu lernen übrig. Ihr bekümmerter Gatte starb zu Neapel, wie damals behauptet, aber wenigstens nicht bewiesen ward, an Gift, und die junge Witwe heirathete bald darauf einen Lyoner, Namens Florissent, und ließ sich im Venetianischen nieder. Unerwartet aber erschien sie 1801 in London. Damals war sie auf dem Gipfel ihrer Kunst und ihrer Künste. In allem, was Auge und Ohr fesseln kann, ein außerordentliches Wesen; in den Jahren des Übergangs vom Frühling ihres Lebens zum Sommer, in vollendeter Entwickelung ihres Talents, mit einer tief rührend schönen Stimme, eingeweiht in alle Geheimnisse der italienischen Tonkunst, stand sie da, eine edle, holdselige, liebenswürdige Gestalt, die größte Sängerin, die England geboren. Ganz London huldigte ihr; durch ein ungewöhnliches Engagement spielte sie abwechselnd in Coventgarden und Drurylane; ihre lange Abwesenheit hatte das Vergangene gleichsam verwischt; ein anständiger, geregelter Lebenswandel würde die Sünden ihrer frühern Jugend gewissermaßen gesühnt haben; allein nur zu bald sank sie in ihre gewohnte Ausgelassenheit zurück, und lebte, wie die Rede ging, im Ehebruch mit einem Manne vom höchsten Rang, bis kurz vor dem Zeitpunkte, wo ein früher Tod ihr schuldvolles Leben endete. Ihr Gatte, durch die Fremdenbill dazu genöthigt, hatte ohne sein treuloses Weib England verlassen müssen, und sie, vielleicht von Reue gefoltert, war kurz vor ihrem Tode zu St. Artive unweit Venedig, 26sten August 181[illegible] ihm gefolgt. —

Birmanisches Reich. Dies ist eins der mächtigsten im östlichen Asien, mit einer Bevölkerung von wenigstens 17. Mill. Menschen. Die Bewohner sind ein schönerer und kräftigerer Menschenschlag als die Hindus, aber nicht so reinlich. Die Birmanen sind sehr kriegerisch, gastfreundlich, haben keine Bettler und viel Ehrfurcht fürs Alter. Der birmanische Staat begreift die aus Missionsberichten uns früher bekannt gewordenen Königreiche Ava, Pegu und Arracan mit andern nördlichen Nebenstaaten, die derselbe mit sich vereinigte, und erstreckt sich vom 5ten bis 103ten Gr. östl. L. und zwischen dem 9ten und 29sten Gr. nördl. Br. Tibet, Assam und China machen seine nördliche Grenze, westlich das brittische orientalische Reich, durch ein hohes Gebirge und den Grenzfluß Naaf getrennt, südlich und östlich ist der Staat noch nicht fest ausgerundet. Im 15ten Jahrh. machten sich in dem von Pegu abhängigen Ava die Birmanen von jenem Staate unabhängig, wurden aber im J. 1740 vom Könige von Pegu unterjocht. Dies bewog den berühmt gewordenen birmanischen Häuptling Alompra mit ungefähr 100 treuen Männern die Fahne des Aufruhrs unter den kaum unterworfenen Birmanen mit solchem Erfolg aufzupflanzen, daß er 1753 die Hauptstadt Ava wiedereroberte. Siege und Niederlagen wechselten, bis Alompra im J. 1757 auch die

Digitized by Google

...stadt Pegu eroberte und die Stadt plünderte. Immer weiter ...g nun der Eroberer Alompra östlich vor, und sein letzter großer ...n war, die Regierung zu Siam für den Beistand zu züchtigen ...n sie seinen Feinden geleistet hatte. Funfzig Jahr alt starb er 1760 ...rannt von seinem Volke. Alompra war nicht so sehr Eroberer als ...Fürst, der sein Volk glücklich machen wollte durch stete Verbesse...ng seines Schicksals, sei es durch kluge Beförderung der Frucht...keit seines Reichs, oder durch Beschränkung der Willkür der Be...ten, oder durch Einschärfung der Sittlichkeit unter seinen Unter...nen. Jede Handlung der Beamten im birmanischen Reiche muß ...ntlich geschehen und öffentlich jeder Beschluß derselben bekannt ge...cht werden, sogar die Handelstractate und alle Verhältnisse mit ...n Auslande werden in die Register der Staatsgesetze eingetragen, ...jedermann einsehen kann. Nur kurze Zeit regierte auch sein älte...r Sohn und Nachfolger (Namdogee), der 1764 starb und im väter...en Geist aus der Regierung andrer Nationen das für den Regen...n und sein Volk Gemeinnützige nachahmte und die Mißbräuche ab...stellen beflissen war. Besonders beachteten Vater und Sohn die ...rwaltung der ostindischen Compagnie. Sein Bruder, Shambuan, ...lte als Vormund für seinen Neffen Mornien die Regentschaft an...ten. Er setzte sich aber selbst auf den Thron und eroberte Siam. ...eses stand aber bald wieder in Aufruhr und erlangte seine Unab...ngigkeit, weil eine starke chinesische Armee die Birmanen zwang, ...er solche ihr Hauptheer aufzustellen. Die Birmanen siegten, ...chten die ihrem Schwerte entronnenen Chinesen zu Gefangnen und ...ngen sie, sich mit Birmanerinnen zu verehelichen, sich im Reiche ...Siegers niederzulassen und folglich die Stärke der Birmanen zu ...mehren. Der Sieg blieb im ganzen Lebenslauf diesem Fürsten ...n, der sein vergrößertes Reich seinem Sohne Chengenza 1776 hin...ließ, aber dieser lebte, bis er 1782 entthront und getödtet wurde, ...s dem Vergnügen und erntete dafür der Zeitgenossen Aufstand ...der Nachkommenschaft Fluch. Den Thron bestieg durch Revo...ion Alompras vierter Sohn, Shembuan Menderagan, und ließ ...n Neffen Mornien, der Staatsgefangener war, ersäufen, er...te aber 1783 das Königreich Arracan. Bis zum J. 1793 kriegte ...mit Siam, und obgleich selten glücklich, erlangte er doch am Ende ...bedingte Unterwerfung von den Siamesen. Einige Straßenräu...flohen nun aus dem birmanischen Reiche ins Gebiet der ostindi...n Handelsgesellschaft, Shembuan verlangte deren Auslieferung ...ging mit einem starken Heere über die Grenze, als man mit ...Auslieferung zögerte. Bald aber zog er vor, friedliche Un...handlungen mit der Regierung in Calcutta anzufangen, de...Resultat die Auslieferung der Straßenräuber und der Schluß ...n Freundschafts- und Handelstractats der Völker beider Regie...gen war, die sich zum gegenseitigen Beistande bei jedem Angriffe ...aus verpflichteten. Capitän Symes schloß solchen ab. — Kurz ...dem Anfange des Regens ist in diesem sonst gesunden Lande ...Hitze in den Thälern sehr groß. Das Reich hat gerade in seinem ...barsten Boden große Öden, ist im Norden sehr gebirgig, aber ...an Gold, Silber, Edelsteinen und Marmor und nicht weniger ...Eisen, Blei, Zinn, Spießglas, Arsenik, Schwefel und Petro...m, das aus der Erde in großer Masse hervorquillt. In der südlichen ...und der Strömung der Flüsse ins Meer ist der Boden Marsch...und daher überaus fruchtbar. Hier wächst Reiß, Zuckerrohr,

Digitized by Google

trefflicher Taback, Baumwolle, Indigo und jede Frucht der Tropen. Der Kaufpreis der Grundstücke ist hier wohlfeil, Schiffsbauholz, b sonders Teak- oder indisches Eichenholz, das den schweren Marschbod in der Nähe der Ströme liebt, in Überfluß, und der Arbeitslo theuer. Jeder nicht zu niedrige Boden dient zum Getreidebau od zur Weide. An Manufacturen führt Birman aus: Stoffe v Baumwolle und Seide, Glas, Salpeter, Pulver, Porzellan u Gaudama-Götterbilder von Marmor, denen die eigenthümliche G schicklichkeit der Steinarbeiter die feinste Glätte zu geben verma Die brittische Handelsgesellschaft läßt auf birmanischen Werft Schiffe bis zu 1000 Tonnen bauen, wodurch die dortigen Schiffbau kolossale Gestalten, wenn man sie mit den schwachen Hindus ve gleicht, viel Beschäftigung finden, doch sollen die Peguschiffe nic so fest sein, als diejenigen, welche die Compagnie in ihrem eign Reiche bauen läßt. Der Handel der Birmanen ist besonders mit Chin mittelst des Flusses Irawaddy, der in einer Länge von 270 Meil reiche mit Städten bevölkerte Ufer hat, sehr lebhaft. Von Barn werden die Waaren landeinwärts nach China gebracht, auch versend die Birmanen dahin viele Waaren aus dem östlichen Achipel Asien Die Regierung sucht ihre Volksmenge durch Einwandrer zu vermeh ren, duldet daher in den Häfen Rangoon, Negrais und Merg den Gottesdienst aller Nationen und sieht gern, daß sich Ausländ mit birmanischen Mädchen verehelichen. Statt der Münze dient ihn Silber und Blei in Stangen, deren Reinheit sie sehr genau im Ha del beachten. Es ist die Sache einer eignen Gewerbsclasse, die Sta gen zu stempeln und zu schmieden. Menderagee verlegte seine Re denz nach der neu erbauten Stadt Ammerapoora auf einer Landzung die sich in den See Tounzemahn erstreckt. Dagegen wird das ein so prächtige, eine Meile davon liegende Ava schon jetzt eine Ruin Leicht baut der Birmane, so will es die Regierung, meisten von Holz oder Bambusrohr. Dabei hat man sehr gute Feuer schungsanstalten, die einigermaßen diese sonst leicht verbrennlichen, v Rohr und Holz erbauten Häuser schützen. Die Birmanen haben ein Adel, der sich durch Kleidung, Wohnung und beweglichen Hausra vor den andern Classen auszeichnet und in verschiedene Rangstuf abgetheilt ist. Der Regent ist zwar Autokrat, er muß aber doch d Adel, dem Herkommen nach, um seine Meinung bei wichtigen Staat handlungen befragen, ohne an den ihm ertheilten Rath gebunden sein. Alle Birmanen schminken sich gern, sowohl das Gesicht a die Hände. Sie schlachten keine zahmen Thiere, leben meistens au dem Pflanzenreiche und haben eine einfache Tafel. Der Birma darf nur eine Frau haben, aber Beischläferinnen nach Belieben. Le tere leben im nämlichen Hause und sind die Mägde der Hausfra Ein Fremder und ein erwachsener Birmane kann das Reich zu jed Zeit verlassen, aber das weibliche Geschlecht und Kinder haben di Recht nicht. Frauenzimmer können vor den Gerichtshöfen nicht e scheinen. Das größte Vergnügen der Birmanen ist ihr Theater, w bei Rede, Tanz und Musik abwechseln und bei den Vornehmen au das Schachspiel. Das neue Jahr wird mit Reinigungen jeder A gefeiert, Bekannte und junge Frauenzimmer erscheinen öffentlich m Wasser und bespritzen beliebig jedermann. Es ist aber unschick Frauenzimmer zuerst und überall Schwangere mit Wasser zu b spritzen. Vornehme Leichen werden bei den Birmanen verbrann Arme begraben und die allerreichsten einbalsamirt und zwar gewöh

Digitized by Google

auch alter einfacher Weise in Honig. Die Wissenschaften haben in allen Classen dieser Nation sich dergestalt verbreitet, daß jedermann rechnen, lesen und schreiben lernt. Der gemeine Birmane schreibt auf Palmblätter mit eisernem Griffel, der reiche hat Bücherchen mit Büchern auf feinen Elfenbeinblättern mit vergoldetem Rand. Überhaupt liebt der Birmane, allenthalben Vergoldung anzubringen. Ihre Medicin kennt nur botanische Heilmittel, Aromas und Quecksilber. Die Einimpfung der Blattern kennen sie schon lange. Man duldet hier englische Missionsanstalten, die der ostindischen Compagnie als die Vorposten ihrer Diplomatik dienen. Die birmanischen Gelehrten übersetzen wichtige wissenschaftliche, besonders juristische Werke aus dem Englischen und glauben besonders ihre astronomischen Kenntnisse durch Übersetzungen erweitern zu müssen. Die birmanische Religion ist diejenige des Buddha, den sie Gaudamah nennen; sie kennt keine blutigen Opfer und ist äußerst tolerant. Die Birmanen haben nur eine in Klöstern wohnende Mönchs- und keine Säcular-Geistlichkeit. Alle Geistliche leben ohne Ehestand und speisen täglich nur einmal. Jede fleischliche Ausschweifung hat die Ausstoßung des der Standeslehre Befleckten aus der Classe der Geistlichen, mit dem Schimpfe der Öffentlichkeit, zur Folge. Alle Geistliche sind Gelehrte und genießen wegen ihrer Sittlichkeit und Kenntnisse viele Achtung. Sie allein dürfen malen und vergolden. Vormals gab es auch Priesterinnen, man hat dies aber abgeschafft, weil es der Bevölkerung nachtheilig befunden wurde; ein Gegenstand, der die birmanische Regierung sehr beschäftigt, um ihres Staats Unabhängigkeit gegen das Reich der Britten am Ganges und dem chinesischen behaupten zu können. Zu große Bevölkerung fürchtet man in keinem Theile des östlichen Asiens und duldet deswegen auch in China keine Absonderung der Frauenzimmer. Das birmanische Reich kennt keine erblichen Ämter, hat aber ein sehr vernünftiges Civil- und Criminalgesetzbuch, in dem der Gesetzgeber erst allgemeine Rechtsgrundsätze aufstellt und sie hernach auf die Rechtsverhältnisse der Privaten anwendet. Auf den Diebstahl steht nur dann Todesstrafe, wenn der Belang sehr groß war, oder sehr beschwerende Umstände ihn begleiten. Die Todesstrafe wird gemeiniglich durch Enthauptung vollzogen und trifft auch diejenigen, welche Opium genießen und überhaupt Trunkenbolde. Indeß hat die Obrigkeit eine große Macht, die gesetzlichen Strafen äußerst zu mildern, und wenige Strafgesetze werden mit voller Strenge vollzogen. Die stehende bewaffnete Macht ist sehr gering in diesem Reiche. Die Aushebung eines Heers geschieht im Wege der Conscription, indem eine gewisse Zahl Häuser einen Krieger mit voller Ausrüstung stellen oder eine beträchtliche Geldstrafe entrichten muß. Alle Fehler der Subordination büßt entweder der Conscribirte persönlich, oder seine Familie, so unschuldig diese auch sein mag. Das meiste Landesmilitär dient auf den großen Seebóten der Provinz, die nur 3 Fuß tief gehen und mit Geschütz versehen sind. Das Staatseinkommen ist der Zehnte jedes Bodenertrags und jeder Einfuhr. Der Schatz ist reich und der Regent sieht einen starken Wohlstand der Unterthanen als die sicherste Base der Einkünfte an, ja nimmt seine großen Zolleinkünfte den Tribut der Fremden.

Blitzröhre. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts fand der lutherische Pastor Hermann zu Massel im schlesischen Fürstenthume Oels, 4 Meilen von Breslau, in einem flachen Sandhügel, Namens Spitzberg, ein merkwürdiges Fossil, das aus einer, geschmolzenem

Glas- oder Eisenfluß ähnlichen Röhre bestand, und in verschieden Dicke und Stärke tief in die sandige Erde hinabging. Er beschri es zwar genau, jedoch vorgefaßte Meinung mit Wahrnehmung ve mengend, in seiner 1711 zu Brieg erschienenen: „Maslographi oder Beschreibung des schlesischen Massel im Fürstenthume Oels, m seinen Schauwürdigkeiten," wo er es fossile arborescens ob Beinbruch (Beinbrech) nannte, und die Meinung aufstellte, daß ein von unterirdischem Feuer hervorgebrachtes mineralisches Gewäc sei, das zu gewissen Jahrszeiten von Natur in die Höhe treibe. D damalige Arzt und Professor Rivinus zu Leipzig, der Stücke v jenem Funde von Hermann erhielt, beschrieb diese Röhren in sein 1723 zu Leipzig gedruckten Dissertatio sistens tentamina circ terras medicales, unter dem Namen Osteocolla (Tuff) Maslens vitrificata als eine durch Feuer veränderte (mehr oder weni ästige), mit Säuren nicht brausende Concretion, von Gestalt ein u regelmäßiger zusammengedrückter Cylinder, und innerlich mit ein glasigen Rinde überzogen, an der von außen eine sandige Rinde kle Mit der naturgeschichtlichen Sammlung und den Schriften dieses G lehrten kamen auch jene Röhren durch Kauf in das Naturaliencabin zu Dresden, wo dieselben unter dem Kalksinter lagen. (Ausführl spricht von jenen frühern Beobachtungen Gilbert in d. Ann. der Ph sik. Bd. 61, S. 149 ff. und Bd. 71, S. 333 ff.) Selbst noch Em merling, der in der 2ten Lieferung des 2ten Bandes von Molls An nalen der Berg- und Hüttenkunde eine solche Röhre genau beschreib hielt sie für Kieselsinter. Man hatte zwar bereits früher verschied gebildete, durch den Blitz geschmolzene Fossilien gekannt, die ma mit dem Gattungsnamen Fulguriten bezeichnen kann, wohin unt andern ein merkwürdiges, den Blitzröhren ähnliches Gebilde i Quarzsand gehört, das in der 2ten Abtheil. des 80sten Bandes d philosophical transactions beschrieben wird, so wie die v Saussüre auf dem Montblanc gefundene, offenbar durch den Blit strahl veränderte Masse von Hornblende-Schiefer, die von Raymon auf mehreren Gipfeln der Pyrenäen bemerkten Verglasungen ver schiedener Steinarten, und vorzüglich die von A. von Humboldt au der schneebedeckten Nevada de Toluca aufgefundenen und in der k nigl. Mineraliensammlung zu Berlin aufbewahrten Stücke von röth lichem Trachyt-Porphyr, die unverkennbar durch elektrische Explo sion auf der Oberfläche verglaset sind, und an mehreren Stell auch röhrenförmige Löcher haben, deren innerer Rand gleichfalls ein Glasrinde hat. Das Verdienst aber, die Beschaffenheit jener ver kannten röhrenförmigen Fossilien dargethan, und deren Entstehun durch elektrische Wirkungen fast zur Gewißheit erhoben zu haben, g bührt deutschen Beobachtern. Der Oekonom Hentzen zu Osterhol unweit Pyrmont fand um 1795 in einer sandigen Gegend der Senn auf Stellen, die durch starke Winde vom heidigen Rasen entblö und zu Sandgruben gemacht worden sind, jene röhrenförmigen G bilde, und als er diesen Erzeugnissen seit 1801 eine ununterbroche Aufmerksamkeit widmete, gelang es ihm, eine derselben in ihrer n türlichen Lage zu finden, und ihr einige Fuß tief nachzugrabe Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde (Bd. 1 1805. S. 491 ff.) gibt umständliche Nachricht von seinen Beobachtun gen, worauf er seine Ansicht von ihrer Entstehung durch elektrisch Wirkungen gründete, und die Abbildung von einer der gefunden Röhren in natürlicher Größe. Auf Blumenbachs Anregung suchte

Digitized by Google

und einige englische Naturforscher Blitzröhren, und schon 1812 fand man bei Drigg in Cumberland gleichfalls in einem, vom Winde entblößten Sandhügel Röhren, die den in der Senne und seitdem auch anderwärts gefundenen ganz ähnlich waren und mit der Beschreibung die wir nachher geben wollen, völlig übereinstimmen. Die drei Naturforscher, Jeton, Greenough und Buckland, deren Bericht von ihrem Fund in einer eignen Schrift (On the vitreous tubes found near Drigg in Cumberland, compiled by the Secretaries from several communications of the geological society, Lond. 1814) niedergelegt ist, suchten die Entstehung dieser Gebilde gleichfalls durch Blitzentladungen zu erklären. Diese Meinung wurde aber erst von D. Fiedler in Freiberg, dessen unermüdeten Nachforschungen und fleißigen Beobachtungen wir die vollständigere Kenntniß dieser merkwürdigen Erzeugnisse verdanken, völlig begründet. Er untersuchte bereits 1816 die in der Senne vorkommenden Blitzröhren an Ort und Stelle und gab in Gilberts Annalen der Physik (Bd. 55, S. 121 ff.) sowohl eine genaue Beschreibung des Fundorts und der Blitzröhren, als die Gründe für die von ihm behauptete Entstehung derselben, die er in einem spätern Aufsatze (ebendas. Bd. 61, S. 235 ff.) ergänzte und bekräftigte. Es wurden indeß noch andere Fundorte der Blitzröhren bekannt, wie bei Pillau in Preußen, bei Nietleben unweit Halle, in der Bantelge, einer Heidegegend bei Rheine im ehemaligen Bisthum Münster, in der Sandgegend unter dem Regenstein bei Blankenburg am Harz, und in den Sandebenen von Bahia in Brasilien. Neuerlich aber entdeckte Fiedler auch auf einem kahlen Sandhügel, ¾ Stunden oberhalb Dresden, im Prießnitzbach eine Lagerstätte, und fand hier im Herbste 1821 durch sorgfältiges, 14 Tage lang fortgesetztes Nachgraben eine 16 Fuß lange Blitzröhre, die unter allen bis jetzt bekannten Exemplaren kaum ihres Gleichen hat, und später, sehr gut erhalten, in die königl. Mineraliensammlung zu Dresden kam. Eine Beschreibung dieser Beobachtungen und der aufgefundenen Blitzröhre selbst gibt er im 3ten Bd. des 71sten Bandes (S. 301 ff.) von Gilberts Annalen. Die Blitzröhren finden sich gewöhnlich von ansehnlicher Länge, aber unbeträchtlicher Stärke, von der Dicke eines Strohhalms bis höchstens eines Fingers. Die bis jetzt bekannten Fundorte dieser Erzeugnisse sind nackte, von Pflanzenwuchs entblößte kleine Hügel oder Vertiefungen von einem gelblich weißen Quarzsande, der vermöge eines geringen Eisengehalts durch Glühen röthlich wird, und unter welchem man gewöhnlich in einer größern oder geringern Tiefe Wasser findet. Die Außenseiten der Röhren sind dem Tropfstein oder Kalksinter ähnlich, womit man sie früher verwechselt hat, theils ziemlich abgerundet, theils aber, und zwar am gewöhnlichsten, bestehen sie aus zahlreichen, knorrigen, längs hinablaufenden Hervorragungen, die oft durch Vertiefungen unterbrochen sind. Beide Arten sind mit einer Kruste von Quarzkörnern umgeben, die nur Spuren einer theilweisen Schmelzung zeigen und sich meist noch im natürlichen Zustande befinden. Die Fläche der innern röhrenförmigen Öffnung ist glatt und emailartig, dem Glasopal ähnlich, nach außen aber nimmt die Schmelzung immer mehr ab. Am seltensten sind diejenigen Röhren, deren dünne Seitenwände aus Quarzkörnern bestehen, die blos an den Außenseiten glasig mit einander verbunden sind, deren Inneres aber milchweiß und beinahe undurchsichtig ist. Die Form der Röhren ist sowohl ihrem äußern, als dem innern leeren Raum nach, ver-

Digitized by Google

schieden. Eine Röhre von großer Länge zeigt gewöhnlich unre
mäßige Krümmungen. Die Stärke der Ausdehnung nimmt vom
fange nach dem Ende hin unmerklich ab, doch zeigt sich darin
regelmäßiges Fortschreiten, und es finden sich nach frühern Verb
nungen oft wieder dickere Stellen, und einzelne Äste laufen hier
da ab. Die Beschaffenheit des Sandes, und die dem Blitzstrahl
stoßenden Hemmungen mögen solche Abweichungen veranlaßt hab
Die Röhren gehen zwar oft senkrecht, doch scheinen sie sehr hä
eine etwas schiefe Richtung zu haben, aber die Lage ändert sich
in einer und derselben Röhre. Sie gehen entweder als eine ein
hinab, oder sie theilen sich, meist in einiger Tiefe, in ein paar Ä
deren jeder wieder kleinere Seitenäste von einem Zoll, ja bis
einen Fuß Länge ausschickt. Nach den bisher ausgegrabenen zu
theilen, betragen sie in ihrer ganzen Länge 20 bis 30 Fuß,
endigen sich spitzig. Röhren mit starken Seitenwänden haben st
eine knorrige Außenseite, und sind in ihrer natürlichen Lage du
Quersprünge in genau auf einander passende Stücke getheilt,
in dem schnellen Erkalten der geschmolzenen glasigen Masse in d
sie umgebenden feuchten Sande seinen Grund haben muß. Hat m
ein Stück von einer solchen Röhre erst so weit frei gemacht, daß
sich, wie von einer Wand herablaufend, im Sande im Profil zei
so sieht man sie in völligem Zusammenhange; es trennen sich ab
bei der leisesten Berührung die auf einander stehenden Stücke. Bl
röhren mit dünnen Seitenwänden haben immer eine abgerundete A
ßenfläche und eine rundere innere Höhlung, und Quersprünge si
seltener darin. Auch die längern Seitenäste sind selbst bei sehr kno
rigen Röhren stets abgerundeter. Wo die Seitenwände blos a
einer Lage unvollkommen mit einander verschmolzener Sandkörner b
stehen, sind die Quersprünge noch seltener, doch zeigen sich dar
viele, nach der Länge der Seitenwände hinablaufende Risse. Bei d
großen Zerbrechlichkeit der Blitzröhren, die aus diesen Umständen si
abnehmen läßt, ist es nicht möglich, eine Blitzröhre ganz auszugrabe
sondern man muß jedes ausgegrabene Stückchen einzeln einwickel
und nach der Reihe mit einer Nummer bezeichnen, um dieselben dan
in ihrer natürlichen Lage zusammenzukitten, so daß eine große Bli
röhre oft aus mehrern hundert solchen Stückchen besteht. An ihre
Fundorte sind die Blitzröhren von einem gerötheten Sande umgebe
der seine Farbe von der Wirkung der Hitze erhalten haben mu
Die Bestandtheile der Blitzröhren sind Kiesel mit geringem Eisengehalt. Die Entstehung derselben durch elektrische Wirkungen läßt si
zwar noch nicht aus unmittelbarer Beobachtung erweisen; jede A
nahme einer andern Entstehungsart — z. B. daß sie Incrustate vo
Wurzeln, oder dem Hyalyt und Sinter ähnliche mineralische Gebild
(wie noch 1816 der Mineralog Clarke in Cambridge aus dem augen
blicklichen Schmelzen einer Blitzröhre vor der Flamme des mächtige
Newmanschen Gebläses mit Knallgas schließen wollte), oder endlic
Gehäuse ehemaliger Meeresbewohner (die doch alle hauptsächlich au
Kalkerde bestehen) seien — hat jedoch viel gegen sich, und überdie
wird die angenommene Entstehungsweise auch dadurch bestätigt, da
man ähnliche unläugbar von elektrischen Wirkungen herrührende Ver
änderungen an Fossilien beobachtet hat, wie bereits oben angedeute
worden ist. Die Zeit der Entstehung läßt sich zwar nicht, wie ma
geglaubt hat, aus einer vorgeschichtlichen Zeit, jedoch allerdings i
den meisten bis jetzt beobachteten Fällen aus einer frühern Zeit he

Digitized by Google

[illegible], wiewohl unter günstigen Umständen noch täglich solche Erzeugnisse gebildet werden können. Über das Verfahren und die Vorsichtsmaßregeln bei dem Graben nach Blitzröhren geben Fiedlers angeführte Aufsätze in Gilberts Annalen (besonders Bd. 55 und 71) [illegible] Anweisung. Hier nur noch einige Winke. Man fasse an Orten, wo man die Lagerstätte einer Blitzröhre gefunden hat, einen weiten Kreis, wobei die Weite desselben, und die Böschungen des herabfallenden Sandes die Tiefe bestimmen, bis zu welcher sich die Röhre verfolgen läßt. Hat man die Blitzröhre, oder die Spur des Blitzes, wie an einer Wand vor sich, so macht man eine Zeichnung von der Lage des Erzeugnisses, mit Angabe der Länge und Breite desselben und der Richtung, nach welcher der elektrische Strahl in die Erde gedrungen ist, so wie der Veränderungen, die er an benachbarten Fossilien hervorgebracht hat. Solche ausgezeichnete Umgebungen einer Blitzröhre befestigt man mit Gummiwasser an dieselbe, um sie zu weiterer Beobachtung aufzubewahren. Die Nachgrabung wird so weit als möglich fortgesetzt, um zu erforschen, was den Blitz in die Tiefe hinab geleitet hat. — Hofrath Böttiger hat bei Gelegenheit der unweit Dresden aufgefundenen Blitzröhre durch scharfsinnige Gründe (s. den der Abendzeitung beigelegten Wegweiser im Geb. d. Künste und Wissenschaften, 1822, St 87) wahrscheinlich gemacht, daß schon die in der Blitzbeobachtung geübte, hetrurische Priesterclasse der Blitzbeschauer (Fulguriatores) die Blitzröhren und deren elektrischen Ursprung gekannt haben.

*Boisseréesche Gemäldesammlung. Die Gemäldesammlung der Brüder Boisserée und Bertram hat recht eigentlich Epoche gemacht; in ihr wurde die Idee einer geschichtlichen Zusammenstellung altdeutscher Malerwerke auf das befriedigendste realisirt, und dadurch zugleich eine neue Ansicht der Kunstgeschichte gegründet. Vorher beschränkte sich die Kenntniß der altvaterländischen Malerei größtentheils auf die Werke der oberdeutschen Schule, und ihrer Hauptmeister, Dürer, Kranach und Holbein; von den Hervorbringungen des Johann von Eyck hatte man nur eine oberflächliche Kunde; die übrigen so sehr ausgezeichneten deutschen Meister, wie Hemling, Mabuse, Schoorel, und andre viele waren meist ganz in Vergessenheit gerathen; von dem Zustande der deutschen Malerei vor Johann von Eyk hatte man vollends keinen Begriff. Den Bemühungen der drei vereinten Freunde verdankt man nun die Entdeckung, daß Deutschland vom 15ten Jahrh. her eine bedeutende Malerschule hatte, welche, wie die italienische, von der Ueberlieferung der alten byzantinischen Kunstweise ausging, aber sich ganz eigenthümlich, und in der Färbung und malerischen Behandlung mit überwiegenden Vorzügen entwickelte. Ebenso verdankt man den sammelnden Freunden die Wiedererkenntniß jener in Vergessenheit gerathenen niederdeutschen Meister, und die wahre historische Würdigung des Johann von Eyck als Schöpfer der eigentlichen rein deutschen Malerei. In den Werken, welche sie von diesen Künstlern aufstellten, spiegeln sich Geist, Gemüth und Natur mit einer Treue, Schönheit und Klarheit, wie man es nach der früher herrschenden Ansicht keineswegs ahnen konnte. Hier und in den Gemälden des Dürer, Holbein und andrer größtentheils dem 15ten Jahrh. angehörigen Meister erscheint der Charakter und das Kunstvermögen der Deutschen in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Dahingegen bei den Nachfolgern der Einfluß der italienischen Malerei des 16ten Jahrh. andererseits der allmählige Uebergang zu der modernen niederlän-

dischen Kunstweise sichtbar wird, welche zu Ende des 16ten Jahrh ihren Ursprung nahm. Und so bietet denn die Sammlung dem Be schauer eine eben so neue als lehrreiche Geschichte der deutschen Male rei in Denkmalen dar. Sie theilt sich nach den drei Hauptperioden dieser Geschichte in drei Abtheilungen: die erste umfaßt die Werke aus dem Zeitraume vom Anfang des 14ten bis zu Anfang des 15ten Jahrhunderts. Diese Werke, sämmtlich byzantinisch-niederrheinischer Art, stammen von verschiedenen Meistern der altcölnischen Schule unter denen Meister Wilhelm von Cöln als der letzte und vorzüglichste genannt wird. Die zweite Abtheilung enthält Gemälde von Johann von Eyck und den meisten mittelbar oder unmittelbar aus seiner Schule hervorgegangenen Malern des 15ten Jahrhunderts von Hemling, Hugo von der Goes, Israel von Meckenem, Michael Wohlgemuth, Martin von Schoen u. a. Die dritte Abtheilung endlich, begreift Werke deutscher Maler, die sich zu Ende des 15ten und zu Anfang des 16ten Jahrhunderts entwickelt haben, wie Dürer, Lucas von Leiden, Mabuse, Schoorel, Patenier, Bernhard von Orley, Kranach, Holbein und die Werke ihrer Schüler und Nachfolger bei denen die Nachahmung italienischer Kunst entschieden sichtbar wird wie bei Johann Schwarz, Martin Hemskerch, Michael Cocxie, Carl von Mander, bei den cölnischen Malern Johann von Melem und Bartholomäus Brüyn u. a. Das so ganz eigenthümliche Interesse, welches die Sammlung für die vaterländische und für die gesammte Kunstgeschichte hat, die Trefflichkeit, die glückliche Auswahl und schöne Erhaltung der aufgestellten Meisterwerke, die auch ohne alle geschichtliche Beziehung jedem sinn- und geistvollen Beschauer einen hohen Genuß gewähren: das alles hat die Aufmerksamkeit der gesammten gebildeten Welt in solchem Maß erregt, wie sie einer Privatsammlung vielleicht noch nie zu Theil geworden ist. Die ausgezeichnetsten Kenner und Künstler, Männer, die man keiner Parteilichkeit für das Alterthümliche zeihen kann — wir wollen nur Göthe, Canova, Dannecker und Thorwaldsen nennen — haben ihren Beifall im In- und Ausland auf das lebhafteste ausgesprochen. Und jetzt, da in dem lithographischen Werk, welches die Besitzer mit Strixner über ihre Sammlung herausgeben, die Gemälde in bloße Zeichnungen übersetzt, von aller Pracht, von allem Zauber der Färbung entkleidet erscheinen, wiederholt sich seine allgemeine Theilnahme auf eine nicht minder auffallende Weise. Es ist schon Verschiedenes über diese Sammlung geschrieben worden; auch haben Dichter die beliebtesten Meisterwerke schon mit manchem schönen Kranz geschmückt. Beschreibungen und Beurtheilungen finden sich in dem deutschen Museum von Fr. Schlegel 1812; in den Musen von Fouqué 1812; in Göthe's Kunst und Alterthum 1816, 1stes Heft; in dem Kunstblatt 1820 und 1821; in der Abendzeitung 1821; in der Literary Gazette 1821, Nr. 250; im würtemb. Jahrbuch für 1821, vorzüglich auch in Johanne Schopenhauer: Joh. von Eyck und seine Nachfolger 1822 und in Waagens Schrift über Hubert und Johann von Eyck 1822. — Aber weil die Sammlung bisher noch in der Entwicklung war, und sie auch jetzt noch nicht ganz aufgestellt ist, so fehlt es an einer vollständigen Beschreibung; weit mehr entbehrt man jedoch einer befriedigenden Schilderung von der sehr merkwürdigen Entstehung der Sammlung. Die in den frühern Ausgaben des gegenwärtigen Werks abgedruckte Notiz, obgleich mit persönlichem Wohlwollen geschrieben, enthält so viel Irriges und Mährchenhaftes, daß der Verleger, sobald

Digitized by Google

er davon unterrichtet wurde, sich an eine neue Quelle wändte, von deren Zuverläßigkeit er überzeugt ist, und wo er folgende Darstellung erhielt, die zugleich für eine biographische Skizze der Sammler gelten kann.

Sulpiz und Melchior Boisserée und Johann Bertram von Cöln am Rhein. Letzterer ist mit den beiden erstgenannten Brüdern durch Freundschaft und gleiches Streben auf das genauste verbunden. Diese drei Männer haben die Erforschung, Erhaltung und Belebung des deutschen Kunstalterthums zu ihrem Berufe gemacht. Die erste Veranlassung hiezu gab eine Reise, welche die drei Freunde im Herbst des Jahrs 1803 nach Paris unternahmen. Sie wurden, wie so viele Tausende, von den Wunderwerken der Kunst angezogen, welche der Eroberer dort zusammengehäuft hatte, und die seit kurzem erst ihrer größern Anzahl nach waren aufgestellt worden. Der Aufenthalt in der französischen Hauptstadt sollte nur wenige Wochen dauern; unvorhergesehene Verhältnisse bewogen die Freunde, ihn zu verlängern: sie blieben 9 Monate. Der Kunstsinn der jungen Leute war schon durch die Schriften von Forster, Görres, Tieck und Schlegel und durch wiederholten Besuch der düsseldorfer Gallerie lebhaft aufgeregt; jetzt wurde derselbe durch die tägliche Anschauung der herrlichsten Meisterwerke antiker und moderner Zeit vollends auf das günstigste entwickelt. Als ein sehr einflußreicher Umstand ist hierbei die persönliche Bekanntschaft mit Friedrich Schlegel zu erwähnen, welcher damals in Paris lebte, und sich bereit finden ließ, unsern Freunden Privatvorlesungen über Philosophie und schöne Literatur zu halten. Die Lehre und der Umgang dieses genialen und kenntnißreichen Mannes konnte in Beziehung auf Kunst, wie auf Wissenschaft, nicht anders als höchst vortheilhaft auf ernstlich strebende Geister wirken; denn in dem Einen, wie in dem Andern verehrte Schlegel ausschließend nur das Originelle, Bedeutende und Großartige, und so drang er auch immer darauf, daß man in allen Fächern nur das Vortreffliche studiren solle, dies aber nie genug studirt könne. Nun befanden sich unter den im großen Museum aufgestellten Gemälden auch einige von altdeutschen Meistern, obwohl nur wenige von hoher Vorzüglichkeit. Die franz. Commissäre, welche die Kunstschätze in den eroberten Ländern aufgesucht, und namentlich der Director des Museums, Denon, hatten sowohl das geschichtlich Merkwürdige, als den eigentlichen Kunstwerth dieser Alterthümer wenigstens im Allgemeinen zu würdigen gewußt. Fr. Schlegel, bei der höchst rühmlichen Richtung, welche damals sein Streben für die Anerkennung alles vaterländischen Verdienstes nahm, machte in der Zeitschrift Europa das deutsche Publicum zuerst und mit besonderer Vorliebe auf diese Werke kunstreicher Ahnen aufmerksam. Die cölnischen Freunde erinnerten sich bei dieser Gelegenheit an Gemälde ähnlicher Art, welche sie, freilich meist verdunkelt, in den an alterthümlichem Schmuck noch so reichen Kirchen und klösterlichen Gebäuden ihrer Vaterstadt gesehen hatten, und meinten darunter Mehreres bemerkt zu haben, was den ausgezeichneten altdeutschen Gemälden im pariser Museum nicht nur nahe komme, sondern sie wohl übertreffen dürfte. Sie wußten überhaupt von den kirchlichen Alterthümern, besonders von dem herrlichen Dom und den übrigen Baudenkmalen ihrer Stadt und der Niederlande so vieles zu rühmen, daß sich Schlegel hauptsächlich dadurch bewogen fühlte, sie im Frühling des Jahres 1804 nach jenen Gegenden zu begleiten. Auf dieser Reise besuchten sie

Digitized by Google

das neuentstandene Museum zu Brüssel und die Gallerie zu Düsseldorf (s. Europa, 4tes St. 117. 126). Am ersten Orte fanden sie außer den Werken der neuern Niederländer und einem von Raphael, noch mehrere altniederdeutsche Gemälde, worunter jedoch nur wenige vorzügliche waren, und die meisten, wie es sich später ergab, irrige Namen trugen. In Cöln hatte sich indessen ein höchst folgenreiches Ereigniß zugetragen; Anfangs des Winters waren die vielen zur Aufhebung bestimmten Kirchen und Klöster alle geräumt, und was die ausgestoßenen Besitzer nicht mitgenommen, die Regierungscommissaire nicht mit Beschlag belegt hatten, war mit der schnödesten Hast an Händler und Trödler versteigert worden. Durch diese gewaltsame Umwälzung kamen gleich mehrere sehr schätzbare, bis dahin ganz unbekannte alte Gemälde zum Vorschein, die von Kennern und Liebhabern, namentlich von dem gelehrten Canonicus Walraff und Kaufmann Lieversberg, angekauft und in ihre Sammlungen aufgenommen wurden. Indeß mußte man höchlich bedauern, daß man von den Besitzthümern des erstgenannten, weil seine Sammlung nicht geordnet war, nur wenige betrachten und genießen konnte. Von der andern Seite hatte man die Krone von allen damals bekannten altdeutschen Gemälden, jenes Altarbild aus der Rathscapelle, die Stadtpatronen vorstellend (s. Europa, 4tes St. S. 134), erst kürzlich wieder ans Licht gezogen. Wallraff hatte es in den ersten Jahren nach der französischen Eroberung, vor der Wuth der Revolutionsmänner, die alles, was an die frühere Verfassung erinnerte, aus dem Wege geräumt wissen wollten, dadurch gerettet, daß er die einstweilige Beseitigung in ein schwer zugängliches Gewölbe veranlaßte. Dies Gemälde war jetzt, um es der verderblichen Einwirkung des dunkeln Orts zu entziehen, in einen der Säle des Gemeindehauses versetzt worden, welcher bald zu den Sitzen des Handelsgerichts, bald zur Vorrathskammer für die Montur der Nationalgarde, und zu andern untergeordneten Zwecken diente. In diesem Zustande fanden unsre Freunde die Dinge, als sie mit Fr. Schlegel nach Cöln kamen; alles wurde gemeinschaftlich betrachtet, bewundert, besprochen; die größten Erwartungen waren übertroffen, und doch stand man nur gegenüber von Schätzen, die aus einem ungeheuren Schiffbruch geborgen worden! Es war ein seltsames Gefühl, man wurde zugleich zu den traurigsten und zu den kühnsten Vermuthungen hingerissen: was mochte nicht alles in dem Sturm zu Grunde gegangen sein, und wie vieles konnten die bewegten Wellen noch an den Strand spülen! Bei dieser Stimmung bedurfte es nur eines glücklichen Zufalls, um der Kunstliebe der jungen Freunde, die sich aus natürlichen Gründen nicht hatten träumen lassen, selbst zu sammeln, eine entschiedene, für ihr ganzes Leben folgenreiche Richtung zu geben. Es geschah nämlich in den ersten Monaten nach ihrer Rückkehr, daß sie, auf dem größten Platze der Stadt spazirend, einer Trage begegneten, worauf unter allerlei Geräth auch ein altes Gemälde fortgeschafft wurde. Das Gemälde, die Kreuztragung mit den weinenden Frauen und der Veronika vorstellend, schien nicht ohne Vorzüge; es war in der Art, die man später für die des Israel von Meckenem erkannte; der Besitzer wohnte nicht weit; er wußte mit dem großen Bilde nicht zu bleiben, und war froh, dasselbe für ein Geringes zu überlassen. Die Freunde vernahmen bei Gelegenheit so gräuelhafte Nachrichten von der Mißachtung und Mißhandlung solcher alten Kirchengemälde, daß sie dem Wunsche nicht widerstehen konnten, aus der zerstörenden Hand unwis-

Digitized by Google

seine Menschen zu retten, was noch zu retten war. Sie forschten überall nach, befriedigten jede Forderung, und erhielten manches Gute. Indessen wurde anfangs noch nichts sehr Bedeutendes erworben. Das Merkwürdigste waren leicht ausgeführte Wiederholungen der Skizzen zu dem großen Bilde in drei Abtheilungen aus der Kathedrale. Damals, im Herbst 1804, schrieb Schlegel den Aufsatz über die altcölnischen Gemälde in der Europa, und im J. 1805 seine Ideen über die Denkmale der Kirchenbaukunst im poetischen Taschenbuche für 1806. Er gefiel sich in Cöln, erhielt eine Stelle an der neuen hohen Lehranstalt, und verstand sich dazu, unsern Freunden auch seine Privatvorlesungen zu halten. Dadurch und durch die politischen Verhältnisse, welche den jungen Leuten als Unterthanen von Frankreich nicht erlaubten, eine deutsche Universität zu beziehen, wurden sie bei ihrer Abneigung gegen eigentliche nationalfranzösische Institute auf mehrere Jahre an ihre Vaterstadt gefesselt, und indem sie ihre Studien, die vorzugsweise eine philosophische und geschichtliche Tendenz nahmen, fortsetzen konnten, hatten sie zugleich Gelegenheit, ihre unter so eigenthümlichen Verhältnissen begonnenen antiquarischen Nachforschungen zu verfolgen. Blos auf Kenntniß, Rettung und Erhaltung altvaterländischer Kunstwerke bedacht, suchten sie nur zu erwerben, was in Gefahr schweben mochte, ohne gerade eine eigentliche Sammlung anlegen zu wollen. Diese letztere Absicht entwickelte sich erst nach und nach, und am meisten scheint dazu eine wichtige Entdeckung beigetragen zu haben, die sie für die Kunstgeschichte machten. Wir meinen jene Entdeckung der byzantinisch-niederrheinischen Malerschule, wodurch man überzeugt wurde, daß die deutsche Malerei sich wie die italienische auf die byzantinische gründe. Aus einer merkwürdigen Stelle in dem Heldengedicht Parcival von Wolfram von Eschenbach, welche Fr. Schlegel gefunden (Europa 4tes St. S. 130), hatte sich ergeben, daß bereits im 13ten Jahrh. die Maler von Cöln und Mastricht sprichwörtlich als die besten von Deutschland angeführt wurden. Aber die Gemälde, welche man anerkanntermaßen dieser Zeit oder überhaupt der Periode vor Johann von Eyck zuschreiben zu müssen glaubte, waren solche, die mit den Werken dieses Meisters Aehnlichkeit hatten, und blos durch eine weniger künstliche Ausführung auf ein höheres Alter deuteten. In den Gesichtern der Apostel bemerkte man wohl hier und da, wie bei dem kleinen Bilde der Himmelfahrt Christi in Brüssel, eine schwache Reminiscenz byzantinisch-typischer Formen, jedoch legte man damals ein zu großes Gewicht darauf; denn in der Zeichnung im Faltenwurf und in der ganzen Behandlung war nicht eine Spur jener Kunstform sichtbar, die so entschieden auf eine durchgängige byzantische Manier hindeutet. Als daher unsre Freunde in Cöln in der Vorhalle der St. Lorenzkirche zum erstenmal ein Gemälde sahen, auf welchem die Köpfe mit großartigen, breiten Formen, weichem fließendem Haar und Bart, die Gewänder mit einfachen, runden Falten dargestellt und alles mit einem schnellen gelinden Pinsel ausgeführt war, hielten sie dies Werk ohne weiteres für altitalienischen Ursprungs. Ein Gemälde, die Apostel in Brustbildern auf Goldgrund vorstellend, aus der Kirche St. Luigi in Rom, welches den Künstlern in den Restaurationssälen des franz. Museums gezeigt worden (Europa 4tes St. S. 35), hatte ihnen einen Begriff von der byzantinisch-italienischen Kunstweise gegeben. Die Verwandtschaft jenes cölnischen Bildes mit diesem altitalienischen war, selbst bei einer

großen Eigenthümlichkeit der malerischen Behandlung ebenso auffa
lend, als die Verschiedenheit von allem, was sie bisher für die ä
teste cölnische Malerei angesehen hatten. Sie mußten es als e
einzelne Erscheinung betrachten; wie leicht konnte nicht bei dem vi
fältigen Verkehr mit Italien im 13ten oder 14ten Jahrh. selbst e
so großes Gemälde von daher nach Cöln gekommen sein? Bei die
Meinung blieben die Sammler auch noch stehen, da ein Paar kleine
ähnlicher Art ans Licht gebracht wurden. Doch ihre eifrigen Na
forschungen machten sie bald mit einer noch beträchtlichern Anzahl de
gleichen Kunstwerke von der mannichfaltigsten Größe und Ausführu
bekannt, deren Ursprung aus dem 14ten und zum Theil aus dem 13
Jahrh. erweislich wurde, und zu gleicher Zeit fanden sie mehrere Ge
mälde mit Inschriften und mit Jahreszahlen, welche den unumstöß
chen Beweis lieferten, daß jene, wegen ihrer geringen Vollkommenhe
aber großen Aehnlichkeit mit Joh. von Eycks Werken, für die älte
gehaltenen Bilder der Schule dieses Meisters angehörten. Man konn
nicht mehr zweifeln, es lag klar am Tage: die ältere cölnische Ma
lerei vor Joh. von Eyck hatte sich, wie die gleichzeitige italienisch
aus den gemeinschaftlichen Grundzügen byzantinischer Kunst, jedo
mit großer Eigenthümlichkeit entwickelt. — Eine Menge Frescoge
mälde, die auf den entkleideten Wänden einiger verlassenen Kirche
und Klöster hier und da sichtbar wurden, oder bei Erschütterung de
zum Abbruch unterminirten Gebäude durch Ablösung der Kalkdeck
oft von unten bis oben zum Vorschein kamen, bezeugten wiederhol
das Alter und die umfassende Thätigkeit der byzantinisch-cölnischen
Malerschule. 1806 endlich entdeckten die Sammler mehrere Tafelge
mälde, einige Apostel und andere einzelne Heilige vorstellend, die zu
dem vollendetsten gehören, was aus jeder Schule übrig geblieben i
als sie die Tafeln umwandten, fanden sie zu ihrer größten Freude hi
storische Compositionen, welche durch ihre Ähnlichkeit mit manchem
Theile des oben erwähnten Altarbildes aus der Rathscapelle, di
beim Anblick der Vorderseite gefaßte Vermuthung, daß diese Gemälde
von denselben Meistern herrühren möchten, zur vollkommensten Ge
wißheit erhob. So war denn auch jenem bewundernswürdigen Kunst
werk, welches man wegen der ihm eigenen Mischung von Ideellem
und Individuellem und wegen der höchst sanften, verschmelzenden und
zugleich prächtigen malerischen Behandlung nicht wohl zu classificiren
gewußt hatte, seine wahre Stelle angewiesen; man erkannte, daß
es der zur vollsten Selbständigkeit gelangten byzantinisch-cölnischen
Schule angehört, und deren Uebergangspunkt von der ältern traditio
nellen zu der neuern ganz naturnachahmenden Kunst bezeichne; wie
auch Göthe später dieses Bild sehr treffend die Achse der niederrhei
nischen Kunstgeschichte nannte (Kunst und Alterth. 1. St. S. 163).
Unter diesen Umständen, die wir absichtlich etwas ausführlicher mit
theilen, weil sie vor allem wichtig und entscheidend waren, mußte
freilich in unsern Freunden der Wunsch erwachen, eine vollständige
Reihe von Tafelgemälden der byzantinisch-cölnischen Schule aufzu
stellen, und überhaupt die Geschichte der deutschen Malerei, die durch
die gemachte Entdeckung um mehr als ein Jahrhundert erweitert
wurde, auch in ihren früheren, noch sehr dunkeln Perioden so viel als
möglich aufzuklären. Zudem hatte sich ergeben, daß die anfänglich
gefaßte Vermuthung von dem hohen Kunstwerth der von rohen Men
schen zerstörten Gemälde größtentheils möchte übertrieben gewesen sein.
Freilich waren hier und da ein Fensterladen, Taubenschlag, Tisch-

Digitized by Google

dach oder Schirmdach aus den gemeldeten Tafeln verfertigt, ja gröss
re Gemälde waren bei der öffentlichen Versteigerung als eine lästige
Zugabe zu Glocken und alt Eisen geschlagen worden, oder es waren
schon, durch Staub und Schmutz unkenntlich gewordne Tafeln in
den weitläuftigen Kreuzgängen zurückgeblieben, und die neuen Be-
wohner der Klöster, bloße Hüter der Gebäude, meist Leute von der
gemeinen Art und den schlechtesten Sitten, hatten sie als Brenn-
holz verbrannt. Indessen fanden die Freunde unter manchen Überre-
sten und Bruchstücken von etlichen Gemälden nicht ein einziges von
großer Bedeutung, und ihre Sammlung enthält keins derselben.
Hingegen wurde bei näherer Bekanntschaft mit den Verhältnissen im-
mer klarer, daß die vorzüglichsten Gemälde durch einen alten Ruf,
der an ihnen geheftet, vor dem allgemeinen Verderben waren ge-
schützt worden. Die meisten hatten schon vor 100 und 150 Jahren
dem neuen Geschmack in der Kirchenverzierung weichen müssen, und
waren in Nebencapellen, Capitelsäle, Sakristeien und Schatzkam-
mern versetzt worden, wo sie zwar wenig betrachtet, aber meistens
sehr gut erhalten wurden. Bei der Aufhebung der geistlichen Gemein-
den fielen diese ehrwürdigen, nie geachteten Alterthümer entweder den
ausgetriebenen Mitgliedern anheim, die zum Theil sie Jahre lang auf
die Wiederkehr der alten Zeit verwahrten, oder sie kamen zur Ver-
fügung der Vorsteher der beibehaltenen Kirchen, die beim Mangel
der nöthigen Mittel zur Herstellung der lang vernachlässigten Ge-
bäude sich bereit zeigten, diese Gegenstände mit Bewilligung der
weltlichen und Oberregierungsbehörden zu veräußern. Hier waren
nun einige Erwerbungen zu machen, welche von der Kunst der alten
niederländischen Maler einen noch weit höheren Begriff gaben, als
man bisher hatte fassen können, aber sie waren nicht ohne große
Mühe und Aufwand, nicht ohne vieljährige Beharrlichkeit zu machen.
Und so kamen denn unsre Freunde erst im Lauf des J. 1808 in den
Besitz von einem Paar jener Schätze, welche jetzt den Hauptschmuck
ihrer Sammlung bilden. Dies Jahr war überhaupt sehr wichtig, ja
entscheidend für die Freunde; sie fingen an einzusehen, daß, wenn
sie sich ganz der Kunstgeschichte widmen, im Sammeln sich allein auf
deutsche Gemälde beschränken, und dafür keine Aufopferung scheuen
sollten, sie vielleicht etwas zu Stande bringen konnten, was allen
übrigen Kunstfreunden ein großes Interesse einflößen, und nicht we-
nig dazu beitragen dürfte, dem deutschen Vaterland einen gebühren-
den, langentbehrten Ruhm zu vindiciren. Von der andern Seite
hatte der ältere Boisserée Forschungen über die alte Kirchenbaukunst
unternommen, welche ihm die Ueberzeugung gaben, daß der Dom von
Köln sowohl der Ausführung als der Anlage nach eins der vollkom-
mensten Werke dieser Kunst in Europa, und vor allen geeignet sey,
als Musterbild des reinsten und erhabensten Styls aufgestellt zu wer-
den. Der Gedanke dieses so lang verkannten Denkmals deutscher Größe
vollständig, wie der geniale Erfinder es entworfen, zur Anschauung
seiner und durch den Kupferstich zu verewigen, begeisterte den
jungen Mann zu jenen Arbeiten und Bemühungen, welche die Aufmerk-
samkeit der ganzen gebildeten Welt auf diesen in dem vorletzten Decen-
nium kaum beachteten Wunderbau gelenkt haben. Er machte selbst die
nöthigen Messungen, zeichnete die Entwürfe, und ließ diese von
dem deutschen Maler Fuchs vor seinen Augen ins Reine bringen. Auf
den Kunstreisen, welche ihn damals nach Heidelberg, Strasburg, Col-
mar, Freiburg, Basel, Ulm, München, Regensburg und Nürnberg

Digitized by Google

führte, schloß er in München mit dem Baron Aretin, dem erste Unternehmer des dortigen lithographischen Kunstinstituts, einen Vertrag zur Lithographirung und Herausgabe des schon im großen Maßstabe, aber einstweilen noch in einem ziemlich beschränkten Umfang und auf die einfachste Ausführung in Umrissen angelegten Werkes. Auch wurde der talentreiche, leider zu früh verstorbene Architekturmaler Angelo Quaglio zur Ausführung der perspectivischen Zeichnungen von München nach Cöln beschieden. Durch die Anschauung der in jenen Städten befindlichen Gebäude und Gemälde wurde die Kunstkenntniß der Freunde gar bedeutend und vielseitig erweitert. In Beziehung auf die altdeutsche Malerei waren die Sammlungen zu München und Schleißheim, wo der Director von Mannlich diesem Fach eine sehr verdienstliche Aufmerksamkeit schenkte, ganz besonders lehrreich. Es ergab sich aus allem, daß die oberdeutsche Malerschule sowohl was die Zeit ihrer Blüthe, als was die Vortrefflichkeit ihrer Leistungen betrifft, der niederdeutschen weit nachstehe, und daß sie sich auf diese gründe. Von nun an entwickelte sich zugleich jene durch die cölnischen Entdeckungen schon vorbereitete neue Ansicht, daß der europäische Ruhm, den Joh. v. Eyck in der Kunstgeschichte genießt, ihm nicht wegen der, wie es scheint, aus guten Gründen bestrittenen Erfindung der blos materiellen Mischung der Farben mit Öl, sondern deshalb gebühre, weil er die herkömmliche byzantinische Kunstweise gänzlich verlassen, und durch die treueste Nachahmung der Natur und die kunstreiche Behandlung der Ölfarben einen völligen Umschwung in der Malerei hervorgebracht habe. Unsere Freunde machten diese Ansicht, die sie ursprünglich nur als Vermuthung hegten, einige Jahre lang zum Hauptgegenstand ihrer gemeinschaftlichen Nachforschungen und wechselseitiger Discussionen; sie überzeugten sich nach und nach immer mehr von der Richtigkeit ihres ersten Gedankens und wiederholte glückliche Anschaffungen setzten sie endlich in den Stand, die so zur Behauptung gewordene Vermuthung augenscheinlich zu belegen, und auf diesem sichern Wege sich die Zustimmung der ausgezeichnetsten Kenner und Kunstfreunde erwerben zu können. Im J. 1809 nun setzten Bertram und der jüngere Boisserée ihre Bemühungen zur planmäßigen Bereicherung der Sammlung rastlos fort, während der ältere Boisserée sich ganz und gar in die Arbeiten für das Werk über den cölner Dom vertiefte. Zu Ende desselben Jahres und Anfange 1810 wurde dann der größere Theil der schönen Zeichnungen zu diesem Werke vollendet, wobei unter steter Leitung des älteren Boisserée vorzüglich die Maler Fuchs und Quaglio, für den Grundriß aber der jetzige Oberbaurath Schauß in Cöln thätig waren. Dieses Unternehmen erwarb unserm Freunde so viel Beifall bei den Stadtbehörden, daß er dieselben leicht bewegen konnte, jenes Rathhausbild in eine Capelle der Domkirche zu versetzen. Da das kirchliche Eigenthum einigermaßen wieder hergestellt war, so schien dies das einzige Mittel, das unschätzbare Gemälde, welches bei dem für die cölnischen Kunstalterthümer rege werdenden Interesse immer mehr besucht wurde, vor der Entführung in das pariser Museum zu sichern. Am Tage der drei Könige 1810 wurde dies Altarbild im Dom zuerst aufgedeckt, und seitdem hat es unter dem ohne weiteres entstandenen Namen: das Dombild, unaufhörlich die zahlreichsten Beschauer und Bewunderer angezogen. Aber nicht nur für den Kunstgenuß, auch unmittelbar für die Kunstgeschichte, war diese Versetzung fruchtbar. Als man nämlich das Gemälde im Rathhause, wo es mit

Digitized by Google

Klammern an die Wand befestigt war, ablöste, fand man die Flügelstücke gleichfalls bemalt und mit der Jahrzahl 1410 bezeichnet. Die obenerwähnte Ansicht, die man über das historische Verhältniß dieses Meisterwerks gefaßt hatte, wurde hierdurch auf das beste bestätigt, und man konnte dasselbe nun mit aller Wahrscheinlichkeit dem Meister Wilhelm von Cöln zuschreiben, den die Chronik von Lüneburg unter dem Jahre 1380 den besten Meister in allen deutschen Landen nennt. Bald nachher war Boisserée so glücklich, einen andern großen, mit Gemälden und Schnitzwerk geschmückten Altar vom J. 1306, welchen er aus der bereits halb abgebrochenen St. Clara-Kirche retten, in die Domkirche bringen zu können. Es wurde ihm gestattet, derselben in der entgegengesetzten Capelle, gegenüber dem Stadtbilde, aufstellen zu lassen, und so hatte er denn die Befriedigung, die zwei wichtigsten Denkmale, welche die erste und die letzte Epoche der byzantinisch-cölnischen Malerschule bestimmen, in der Domkirche vereinigt zu sehen. Die Unternehmungen der drei Freunde waren kaum so weit gediehen, als sie sich bereiteten, nach Heidelberg zu ziehen, um dort in einem lebendigen Verkehr mit gelehrten Männern, und in näherem Bereich literarischer Hülfsmittel ihre historischen und antiquarischen Studien weiter zu verfolgen. Vorher bereicherten sie ihre Sammlung noch mit dem so berühmt gewordenen Gemälde: die sterbende Maria, welches sie gegen ein kleineres, anders componirtes Gemälde desselben Gegenstandes und Meisters, und gegen eine ganze Reihe bedeutender alter Malereien von dem Canonicus Walraff ertauschten. Um nicht gleich dem Genuß dieses neuen Besitzthums entsagen zu müssen, ließen sie das Gemälde und mit demselben die Darbringung im Tempel von J. v. Eyck, ein Bild von Lucas von Leiden und manche andere nach Heidelberg kommen. Hier aber machte diese kleine Anzahl von Gemälden schon in den ersten Monaten (im Sommer 1810) einen so günstigen Eindruck auf die häufig sich einfindenden Kunstfreunde, daß die Besitzer, die ohnehin den Wunsch hegten, sich der französischen Zwingherrschaft so viel als möglich zu entziehen, der Aufforderung nicht widerstehen konnten, nach und nach ihre bedeutendsten Gemälde von Cöln heraufkommen zu lassen. Die Sammlung hatte zwar in den letzten Jahren auch in Cöln schon viele Künstler und Kenner angezogen: aber die eigentliche Wirkung auf das große gebildete Publicum fing erst von dem J. 1810 und 1811 an, wo die Sammlung nach Heidelberg versetzt wurde; und doch enthielt dieselbe damals noch bei weitem nicht die Hälfte der vorzüglichsten Stücke, die sie jetzt aufzuweisen hat; von der Anzahl der Gemälde im Ganzen gar nicht zu reden. Fast eben soviel Aufsehen machten die mit der größten Sorgfalt ausgeführten Zeichnungen zum Domwerk. Der Versuch, ein Stück daraus im bloßen Umriß zu lithographiren, war leider unbefriedigend ausgefallen; der Vertrag mit Baron Aretin wurde aufgehoben, und im Sommer 1810 bot der durch seinen Unternehmungsgeist für die deutsche Literatur so wirksame Cotta freundlich die Hand zur Herausgabe im Kupferstich. Mit der Ausführung der Platten wurden einstweilen die verdienstvollen Künstler Duttenhofer in Stuttgart und Darnstädt in Dresden beauftragt. Der noch fehlende Theil der Zeichnung wurde sodann in den J. 1811 und 1812 in Cöln vollendet, und dazu wirkten jetzt außer dem Maler Fuchs und Hofmann von Cöln, Architekt Wierrodt von Carlsruhe und vorzüglich der Oberbaurath Moller in Darmstadt. Ehe diese Arbeiten unternommen wurden, im Frühling und Sommer 1811, machte der

ältere Boisserée eine Kunstreise nach Dresden, Prag und nach der für die altdeutsche Malerei so merkwürdigen Schloß Carlestein in Böhmen. Die Reise begann mit einem Besuch bei Göthe in Weimar, wodurch der Grund zu einem fortdauernden höchst lehrreichen und erhebenden Verhältniß mit dem großen Dichter und Weisen gelegt wurde. Den Lesern seiner biographischen Denkwürdigkeiten wird stets erklärlich seyn, wie freundlich theilnehmend der für alles Wahre und Ächte jeder Art und Zeit empfängliche Mann im 2ten Bd. 1812, von den Arbeiten und Forschungen über den cölner Dom und über die Kirchenbaukunst sprach und dabei seiner eigenen Begeisterung für das strasburger Münster gedachte. Neben jenen Beschäftigungen des ältern Boisserée schritten die Bemühungen, welche die beiden andern Freunde der Gemäldesammlung widmeten, mit dem glücklichsten Erfolge fort; sie waren unablässig bedacht, dieselbe nach dem nun auf den ganzen Kreis der altdeutschen Malerei ausgedehnten Plan zu vervollständigen. Damals und namentlich auf Reisen, welche der jüngere Boisserée in den J. 1812 und 1813 in die Niederlande unternahm, wurden viele der bedeutendsten Erwerbungen gemacht. Darunter sind besonders anzuführen der heil. Christoph nebst den dazu gehörigen Stücken und die übrigen kostbaren größern historischen Gemälde von Hemling. Ein von Brügge nach Paris entführtes Gemälde dieses kunst- und erfindungsreichen Meisters, welches die Freunde mit Fr. Schlegel im Museum gesehen, hatte dem letzten Anlaß gegeben, in der Europa, 4ten Bds. 4tes St. S. 36, auf den fast kaum genannten Maler aufmerksam zu machen. Seitdem war unsern Sammlern keins seiner Werke mehr zu Gesicht gekommen; auf den niederländischen Reisen richtete nun der jüngere Boisserée sein vorzügliches Augenmerk auf Hemling, und zum Glück fand sich, daß dieser Meister in der Heimath immer geschätzt, daß seine Gemälde meist sehr sorgfältig waren erhalten worden. Von der Zeit an wurde man erst recht eigentlich mit den großen Verdiensten des Hemling ihrem ganzen Umfange nach bekannt und man befestigte sich vollends in der früher ausgesprochenen Überzeugung von der eigenthümlichen außerordentlichen Wirksamkeit des Johann v. Eyck, so wie man auch erst in Folge der hier gewonnenen Einsichten mit den Forschungen über die trefflichen Maler Mabuse und Schorcel ins Klare kam, deren Namen Werken angeheftet worden, welche keineswegs den von alten Schriftstellern, wie Carl v. Mander, entworfenen höchst rühmlichen Charakteristik dieser Künstler entsprechen. Aber nicht nur für die zweckmäßige Vermehrung der Sammlung, sondern auch für die sorgfältige Herstellung der etwa beschädigten, oder mit Schmutz und verdunkeltem Firniß überzogenen Gemälde, und ganz besonders für eine belebende, belehrende Aufstellung der erworbenen Schätze waren der jüngere Boisserée und Bertram vorzugsweise thätig. Von der Nothwendigkeit eines gewissenhaften Verfahrens bei der Wiederherstellung alter Gemälde innigst überzeugt, führten sie stets die wachsamste Aufsicht über dieses Geschäft, und je mehr sie in den Besitz von zart und kunstreich vollendeten Stücken gelangten, desto wichtiger schien ihnen die Ergänzung der beschädigten Stellen den geschicktesten und liebevollsten Händen anzuvertrauen. Früher, in Cöln, waren die Maler Fuchs und Hofmann ihnen in dieser Angelegenheit behülflich gewesen; jetzt, in Heidelberg, hatten sie das Glück, an den Malern Köster und Schlesinger Männer zu finden, welche die mühselige aber um so verdienstlichere Arbeit mit wahrhafter Verehrung

Digitized by Google

für die alten Meister unter ihren Augen ganz nach Wunsch vollzogen. Sie [illegible] weiter von den Freunden und namentlich von Bertram gefördert, die Sammlung recht nützlich wirksam zu machen, wie sie, jeder Übertreibung und gelehrter Pedanterie gleich abhold, [illegible] mit unermüdlicher Gefälligkeit sich bestrebten, eine würdige Liebe zu der Kunst unsrer Vorfahren zu verbreiten, dies ist [illegible] bekannt. Heidelberg, als eine blühende Universitätsstadt, in der lieblichen und schönsten Gegend Deutschlands gelegen, war der [illegible] Ort für diese eigenthümliche edele Thätigkeit. Jedoch würde [illegible] so tief und weit umfassenden Erfolg nicht gehabt haben, wenn [illegible] die großen Weltbegebenheiten in den J. 1813—1815 nach und [illegible] die ausgezeichnetsten Männer aus allen Ständen nach Heidelberg [illegible] hätte. Das lebhafte Interesse, welches die neugestiftete, dem [illegible] von Niederdeutschland gewidmete Sammlung mitten in dem Kriegsgetümmel des großen Hauptquartiers, während jener entscheidenden [illegible] Tagen des Sommers 1815 bei den bedeutendsten, ja bei den [illegible] fürstlichen Personen erregte, wird als ein Beweis von dem [illegible] Aufschwung, den die höhere Bildung zu unserer Zeit gewonnen hat, ewig denkwürdig bleiben. An diese zahlreichen und glänzenden Beweise der Sammlung reihten sich jene an, welche Göthe ihr [illegible] seinen Freunden in dem Herbste der J. 1814 und 1815 schenkte. Er [illegible] mit seinem regen Sinn und großen Geist die neue Welt, [illegible] die er sich umgeben sah, freudig auf, und zollte den Verdiensten unsrer alten Meister einen Beifall, der um so wahrhafter, [illegible] so bedeutender war, als das mit oberflächlicher Kenntniß und [illegible] einer falschen Mystik gepaarte Modetreiben einiger jungen Künstler und Kunstfreunde, ihn fast feindselig gegen alle ältere christliche [illegible] gestimmt hatte. Das erste Heft über Kunst und Alterthum war eine Frucht dieser Besuche. Und so war denn Göthe der [illegible], welcher die beiden historischen Hauptresultate der Sammlung: [illegible] das Verhältniß der ältesten deutschen Malerei zu der byzantinischen Kunst; und über die wahre Wirksamkeit des Johann v. Eyck [illegible] anerkannte und das große Publicum auf seine eindringende [illegible] Weise davon unterrichtete. Eine so froh ehrende, so [illegible] belebende Theilnahme mußte den Bestrebungen unserer Freunde [illegible] einen Schwung geben, und so geschah es denn auch. Obgleich die Schwierigkeiten sich mit jedem Tage steigerten, wurde die [illegible] Sammlung durch wiederholte Reisen in die Niederlande und nach [illegible] fortwährend auf das reichste und zweckmäßigste vermehrt; [illegible] Werke von Eyck, Mabuse, Dürer, Orley und andern Meistern wurden derselben einverleibt und im J. 1817 kam der viel besprochene lebensgroße Christuskopf von Hemling dazu. Gegenwärtig [illegible] besitzt die Sammlung eine möglichst vollständige Reihe von mehr [illegible] als 200 Gemälden der bedeutendsten deutschen Maler des 14ten, 15ten [illegible] und 16ten Jahrhunderts. Da aber diese Gemälde fast alle von großer [illegible] Ausdehnung sind, so wurde, je nachdem ihre Zahl wuchs, besonders bei den zahlreich zuströmenden Besuchen der Raum selbst der [illegible] Privatwohnung zu enge, um auch nur die ausgezeichnetsten [illegible] gehörig aufstellen zu können. Der König von Würtemberg [illegible] mit der unvergeßlichen Königin Catharina, die Kaiserin Mutter von [illegible] Rußland begleitend, überzeugte sich im Herbst 1818 von diesem beengten Zustand und ließ den Besitzern auf das großmüthigste ein [illegible] schönes geräumiges Gebäude in Stuttgart zur freien Benutzung anweisen. Und so verließen denn die drei Freunde im Früh-

Digitized by Google

ling 1819 Heidelberg, wo sie während eines neunjährigen Aufenthal die glücklichsten Tage verlebt, sich die besten, edelsten Freunde erwo ben hatten. In Stuttgart wurde nun die Sammlung ihrem größe und wichtigern Theile nach zuerst vollständig aufgestellt, und mit de noch zurückbleibenden, mehr als ein Drittheil betragenden, wird na Maßgabe von Zeit und Verhältnissen fortgefahren. Die große ur gleichsam neue Wirkung, die diese zweckmäßige Aufstellung hervorg bracht, der fortdauernde, überaus zahlreiche Zulauf des einheimisch und reisenden Publicums, und das übereinstimmende Urtheil der u befangensten Laien aus allen Classen der Gesellschaft, wie das d gelehrtesten und tiefsten Kunstkenner und genialsten Künstler d Jahrhunderts: — Alles dieses hat seitdem das Urtheil, das die G schichte über Sammlung und Sammler aussprechen wird, mit hi länglicher Entschiedenheit vorbereitet. Es hat die Besitzer ermuthig und ihre edle Thätigkeit immer mehr entwickelt, mit der sie d schönen Erbstücke vaterländischer Kunst allen unbefangenen, sinnvoll Menschen unter der größten Aufopferung von Zeit und Bequemlic keit ihrer Seits genießbar und lehrreich zu machen suchen. Die öffen liche Meinung in dem Lande, das so glücklich ist, diese Sammlu gegenwärtig zu beherbergen, hat sich auf die anerkennendste We durch einstimmige, rühmliche Erwähnung in der Ständeversammlu von 1820 ausgesprochen; und die Stadt Stuttgart namentlich b durch den Antrag des Bürgerrechts, der den drei Freunden von Se ten ihres Stadtraths im J. 1822 gemacht worden ist, bewiesen, w dankbar sie die edeln Gäste zu ehren bemüht ist. — Eine sehr bede tende Folge der angemessenen Aufstellung der Sammlung war auch, d die Besitzer nun auf den schon lang und oft von den geschätztesten Kün lern und Kunstfreunden geäußerten Wunsch Rücksicht nehmen konnte Nachbildungen von den vorzüglichsten Werken ihrer Sammlung veranstalten, und dieselben mit ihren geschichtlichen Untersuchungen begleiten. Als ihnen daher der treffliche Lithograph Strixner v München gleich beim ersten Besuch der Sammlung im Sommer 18 ein dahin zielendes Anerbieten machte, ergriffen sie dieses gern, u verbanden sich mit ihm zur Herausgabe des seit 1821 nach und n in 48 Lieferungen erscheinenden Werks. Im Herbst 1820 wurde dann durch eine Reise nach Paris auch die baldige Erscheinung d Prachtwerks über den cölner Dom gesichert. Die Vollendung der K pferplatten, welche der Größe und Ausführung nach alles übertr fen, was bis jetzt noch im Architekturfach geliefert worden, war m einem unglaublichen Zeitaufwand, mit unsäglichen Schwierigkeit verbunden, die noch dadurch vermehrt wurden, daß, um befrie gende Abdrücke zu erhalten, das Werk in die so entfernte französi Hauptstadt verlegt, und überdies auch französische Künstler zu Hü gezogen werden mußten. Die Kupfertafeln, so wie der Text, welch nebst der Geschichte und Beschreibung des Doms von Cöln die Haup resultate von des Verfassers vieljährigen Studien über die altdeutsc Baukunst enthält, sind gegenwärtig 1822 zu einer deutschen und ein französischen Ausgabe unter der Presse (1823 erschien davon die er Lieferung). S—b.

Bojardo (Matteo Maria, Graf von Scandiano), gebor auf einem Familiensitze seines Hauses bei Ferrara 1334, von 13 bis 1394, wo er starb, war er Stadt- und Burghauptmann Reggio, im Staat seines Gönners, Hercules von Este, Herzogs v Modena, ein gebildeter Höfling, Gelehrter und Rittersmann zugle

Digitized by Google

d glänzte besonders als Dichter. Seinen Orlando inamorato
nn er aus bis zum Gesange 69, ohne ihn zu vollenden. Die Namen
ner Bauern und die Reize der Gegend Scandianos verewigte er in
n Heldengemälden und in der Beschreibung der Naturschönheiten.
n Sprache und Versbau übertraf ihn später Ariosto und ist ihm
ich in Erfindung, Anmuth und Episodenverflechtung. Dominichi,
ni und Agestini arbeiteten Bojardo um und setzten ihn fort, ohne
n zu verbessern. Nur eine Fortsetzung hat ihr Zeitalter überlebt
wird nie vergessen werden, Ariostos unsterblicher Orlando, der
der That eine Fortsetzung von Bojardos Dichtung sein sollte. Von
übertriebenen Nachahmungssucht der Alten konnte Bojardo, bei
n in seiner Zeit herrschenden Geiste der Gelehrsamkeit und Wissen-
ft sich nicht frei erhalten, davon sind Zeugen, seine Capitoli, eine
Lucian entlehnte Komödie, Timur, lateinische Eklogen und Über-
ungen des Herodot und Apulejus.

*Bologna (lateinisch Bononia felsinia), eine der ältesten,
sten und reichsten Städte in Italien, mit Gassen, in denen be-
te Säulengänge für die Fußgänger längs den Häusern hinlaufen,
grassa (die Fette) genannt, am Fuße der Apenninen zwischen den
ssen Reno und Savena, von 70,000 Einwohnern und 8000 Häu-
n, mit vielen Mühlen, welche die mannichfache Industrie Bolog-
in Weberei, Seilerei, Seifensiederei und in Papier-, Blumen-
Waffenfabriken unterstützen. Bologna ist Hauptstadt der päpst-
n Delegation gleiches Namens, die von einem Cardinallegaten, der
residirt, landeshoheitlich verwaltet wird; indeß solche der Erz-
hof geistlich und der alle zwei Monate neu erwählte Gonfaloniere
50 Senatoren und 8 Ältesten aus der Bürgerschaft republikanisch
ert. Freiwillig unterwarf sich das Volk von Bologna 1513 dem
stlichen Stuhl; es war des Parteienkampfs seiner Patricier un-
sich müde, die in dem damals so rechtlosen Italien die Kräfte
Staats vergeudeten. Bologna hat einen Abgeordneten in Rom,
er für die Erhaltung der vertragsmäßig beschränkten Landesho-
des Papstes wirkt, und namentlich nach jeder Papstwahl die
e der Ausschreitungsbeschwerden seines oder seiner Verweser dem
n Papste zur Abstellung vorlegt. Auch wählt die Stadt einen
ter fürs Oberappellationsgericht in Rom. Ihr Stadtwappen
reibt noch jetzt das Zauberwort: libertas. Der Papst soll
ragsweise keine andere Abgabe als die Weinaccise beziehen. Die
ptfrage ist: ist die Regel Freiheit oder Landeshoheit? Ersteres
e Theorie des Senats und der Ältesten (Tribunen), letzteres
römischen Curie. Seit drei Jahrhunderten versuchte die Kam-
des Papstes in Bologna wie in Rom die Kornaccise (die Annona)
führen und vermochte es nicht. In Bologna lebt der reiche
des Kirchenstaats, der mehr und weniger mit dem Kirchenhaupt
der Curie gespannt ist, und aller alten bolognesischen Patricier-
lien, deren Reichthümer in Grundeigenthum der fruchtbaren Marsch
ans Meer, hart an der Grenze zwischen den Vorbergen der
ninen und den Anschwemmungen des Meers und der Flüsse, be-
. Jene geben in ihren Nachgebornen der Kirche manchen Papst.
leben auch aus dem Gelehrtenstande die freisinnigsten Männer
Kirchenstaate, woselbst Adel, Gelehrte und Bürgerstand 1816 eine
rische Gesellschaft zur Beförderung des gesellschaftlichen Glücks
ten, die schon einmal in Verdacht des Carbonarismus gerieth.
wichtiger Nahrungszweig der Stadt war lange ihre von Theodosius

dem Jüngern (425) gestiftete, berühmte Universität, welche in den Jahrhunderten der Barbarei die Fackel der Aufklärung leuchten ließ, aber in unsern Tagen von den sie einst besuchenden 2000 Studirenden auf 300 herabsank. Die Universität war der Stadt vormals so werth, daß sie auf ihren Münzen die Loosung der Universität Bononia docet, verkündete. Am berühmtesten war auf derselben die Rechtsschule. Ihre Lehrer hatten meist den Ruf, den jungen Studirenden viel Empfänglichkeit für Autokratie beizubringen und genossen dafür der Gunst der Kaiser und der italienischen Regenten. Gewiß ist, daß seit 1400 Jahren jede neue Entdeckung in den Wissenschaften und in den Übungen der Kunst in diesem ältesten Musensitze Beförderer fand und, wie die Jahrbücher der Wissenschaften beweisen, noch jetzt Freunde, Pfleger und Kritiker findet. — Ihr Mitbürger, General Graf Ferdinando Marsigli, stiftete und dotirte hier das Istituto delle Scienze mit einer Bibliothek von fast 200,000 Bänden, einer Sternwarte, einem anatomischen Theater, botanischen Garten und kostbaren Sammlungen für alle Fächer menschlicher Wissenschaft und Künste; jetzt vereinigt mit der academia clementina Papst Clemens XI. Eine eigene Schule stifteten hier die berühmten Maler und Bildhauer, Caracci, Guido Reni, Domenichino und Albano und verherrlichten solche durch ihre Werke. — Den Hauptplatz der Stadt bezeichnen mehrere ehrwürdige Gebäude, namentlich der Rathspalast mit trefflichen Gemälden und Bildsäulen, auch der fast 200 Folianten, die der berühmte Naturforscher, Ulysses Aldrovandus, mit eigner Hand als Notizen für künftige Werke schrieb, der Justizpalast des Podesta und die Domkirche St. Petronio mit ihrer unvollendeten Vorderseite und dem von Cassini auf einer Kupferplatte des Fußbodens gezogenen Meridian. Unter den 73 andern Kirchen, denn die Freiheit liebt hier Frömmigkeit, glänzen S. Pietro, S. Salvatore, S. Domenicho, S. Giovanini in Monte, S. Giacomo maggiore, alle im Besitz reicher Kunstschätze. Beträchtlich ist die Zahl der Kunstsammlungen, die Bestandtheile reicher Fideicommisse sind, welche die Wohlhabenheit der Enkel noch immer vergrößert. Die Gallerie Sampieri und Zambeccari glänzten einst vor allen, jetzt übertreffen solche Marescalchi und Ercolani. Reich und geschichtlich interessant ist die Gemäldesammlung der Malerakademie, besonders aus aufgehobenen Kirchen und Klöstern von der Stadtregierung vorzüglich in neuerer Zeit dotirt. Dem bewunderten Springbrunnen des Markts fehlt nichts als Wasser; dafür schmückt ihn Johanns von Bologna bronzener Neptun. Von Alters her waren die Thürme Asinelli und Garisenda ein Aufmerksamkeitsgegenstand für Fremde, ersterer durch seine schlanke Höhe den orientalischen Minarets ähnelnd, letzterer droht nicht mehr den Einsturz, nachdem er um 14 Fuß aus dem Loth gewichen war, seitdem man ? seiner Höhe aus Vorsicht abgetragen hat. In dem zugleich wegen seiner Wohlfeilheit berühmten Bologna lebten stets viele Freunde der ernsten und heitern Musen den Wissenschaften, und selbst die Feinschmecker preisen das Vaterland vortrefflicher Macaroni, Würste, Liqueure und eingemachter Früchte. Die hiesigen Dressirschulen der Thiere, bis zum Bologneserhündchen herab, genießen ebenfalls einiger Berühmtheit. Die Wallfahrt nach der Madonna di San Luca, deren Kirche auf dem äußersten Vorberge der Apenninen, eine halbe Stunde von Bologna entfernt, liegt, und zu welcher ein Arcadengang von

Digitized by Google

60 Schreibbogen hinführt, ziehen jährlich viele Menschen aus Italien herbei.

*Bonald (Vicomte de), Mitglied der franz. Deputirtencammer und den Grundsätzen der äußersten rechten Seite zugethan. Auch ist er der Verfasser vieler im gleichen Geiste geschriebener Schriften und im Allgemeinen den Koryphäen dieser Partei in Frankreich zuzuzählen. Sein erste Schrift: Théorie du pouvoir politique et religieux, welche er nach der Auflösung des Emigrantencorps, bei welchem er gedient hatte, in Heidelberg schrieb, lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn, ob sie gleich den Charakter aller seiner spätern politischen Schriften trägt. Dieser ist dunkle metaphysische Abstraction, die bekanntlich am allerwenigsten den Franzosen zusagt. Nach Frankreich zurückgekehrt, wußte er sich sowol Napoleons eigene Gunst zu erwerben, als auch die seiner Brüder, und Louis Napoleon machte ihm unter den glänzendsten Bedingungen den Antrag, die Erziehung seines Sohnes, des damaligen Kronprinzen von Holland, zu übernehmen. Bonald lehnte dies aber ab. Genau mit Chateaubriand verbunden, nahm er Theil an der Herausgabe des französ. Merkurs und zeigte sich vielfach literarisch thätig. Nach der Restauration der Bourbons wurde er 1815 in die Cammer der Deputirten gewählt, von der er bis jetzt Mitglied geblieben. Auch ist er in die französische Akademie aufgenommen worden. Sein wichtigstes Werk ist Législation primitive. 3 Vol.

*Botany-Bai. So nennen die Britten ihre, in vielen jungen Ansiedelungen sich schnell entwickelnde Colonisationsanstalt auf Neuholands großem Continent, von dem sie noch nicht den tausendsten Theil kennen. Die Veranlassung dazu war ursprünglich der Verlust von Nordamerika, wohin man vormals die Verbrecher zur Arbeit sandte, ferner die sonderbare Bedenklichkeit der Britten, die Verbrecher künftig nach Westindien oder Canada zu schicken, und endlich die Empfehlung Cooks, in dieser Bai eine große brittische Colonie zu gründen. Die Gesundheit und Milde des Climas, die Fruchtbarkeit des Bodens, die geringe Anzahl der Ureinwohner, die die Blattern seitdem noch mehr aufgerieben haben, bewogen die Regierung, im J. 1788 zuerst die freundliche Hauptstadt Sidney Cove hier anzulegen. Den Anfang machte eine starke Abtheilung von Kriegsvölkern mit 760 Verbrechern jedes Geschlechts und Alters und 570 freiwillige Colonisten. Zwar siechte diese, so wie alle junge Niederlassungen, wegen des Mangels an Unterstützung von Seiten der Colonie selbst und wegen örtlicher Hindernisse eine Zeit lang, dann verstärkte sich aber die Colonie jährlich nicht blos durch neue Verbrecher, auch die geringe Sterblichkeit und durch die zahlreichen Ehen, sondern auch durch die freiwilligen Ansiedelungen Fremder, die dort als Pächter oder Landleute ihr Glück machen wollen. Blos auf dem sogenannten festen Lande zählte man im Anfange des J. 1821 über 30,000 Europäer, die an Thieren 4500 Pferde, 80,000 Stück Hornvieh, 300,000 Schafe, 40,000 Schweine besaßen und über 60,000 Acker des Landes in landwirthschaftliche Bestellung genommen und eingezäunt hatten. Europäisches Getreide, Mais, sehr feine Merinos, Talg, Schiffsprovision an Fleisch sind schon Ausfuhrartikel. Alles, was Europas Süden liefert, gedeiht dort in Überfluß an Baum- und Gartenfrüchten, fast veredelt sich dort alles. Selbst der Weinstock und der Ölbaum versprechen Segen in Fülle, ferner Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr und Capfrüchte. Die Arbeit wird gesucht, und

jede fertige Hand erhält guten Tagelohn. Das wenige, in den Wä
dern verlaufene Rindvieh hat sich schon auf 5000 Stück vermehr
Die Meer- und Flußfischerei ist reich, und Wallfischfangsspeculatione
nach der Südsee gaben Gewinn. Eine Kunststraße in einer Läng
von 20 deutschen Meilen führt von der Hauptstadt durchs Gebirg
das sich 4500 Fuß über das Meer erhebt, nach Bathurst. Die Weg
senkung ins jenseitige Thal mußte die schwierige Aufgabe lösen,
einer steilen Tiefe von 800 Fuß sich allmählig abzudachen. Sie i
geschaffen mit vielem Aufwande und äußerst bequem. Sie läuft üb
Städte und Orte, die noch gar nicht existiren, aber doch schon mi
Kirche, Straßen und Marktplatz vom Statthalter mit Berücksicht
gung der Bequemlichkeit, die die Natur anbietet, abgepfählt sind
indeß der Name an einem Mastbaume prangt, obgleich die Bewoh
ner noch fehlen. In wenigen Monaten sieht man aber Flecken un
Städte wie durch ein Wunder an der Gabel von ein paar Flüsse
oder an der Lehne eines Gebirges längs eines schönen Thales entst
hen, das ein klarer Bach in zwei Hälften schneidet. Die rasche Be
völkerung zwingt den Statthalter, von Zeit zu Zeit die ersten Ein
theilungen umzuändern, da besonders in jeder weidereichen Gegen
die Colonisationen des besten Landes, mit Ausschließung des minde
passend gelegenen, über alle Erwartung wachsen. Auch das Land jen
seits der blauen Berge fand man trefflich zur Viehweide und zur
Ackerbau. So weit die europäische Cultur hier reicht, hat die Re
gierung stationsweise Landgüter angelegt, die sie selbst bewirthscha
ten läßt und die ihr zu Pestanstalten und Proviantmagazinen für ein
erwartete schnelle Bevölkerung dienen. Canäle hat man noch nich
gegraben, aber Naien und Moles in den Häfen gegründet und an
Jahre im voraus Flur-Charten an Plätzen aufgenommen, wo di
Regierung eine schnelle Bevölkerung zu gründen wünschte. Gar kei
Resultat kennt man vom untersuchten großen Sumpf im Innern, de
der Ober-Ingenieur-Lieutenant Oxley sah, ohne sich jedoch weiter z
wagen. Man weiß, daß der Continent folgende bedeutende Flüsse ha
als: Macquarie, Lachlan, Castlereagh, Georges, Peal, Coal-Ri
stings-River u. s. w. An Mineralien ist das Land nicht arm un
sehr reich an Steinkohlen, die schon gegraben und ausgeführt wer
den. Die noch nicht untersuchten Küsten umschiffte Lieutenant King
Bei den besonders für die Zukunft wohlthätigen großen Polizeianstal
ten ist die jährliche Verwendung eines Zuschusses von 20,000 Pf
Sterling für alle Verwaltungsbedürfnisse nicht zu viel. Auch liefer
die junge Colonie zur Gründung verbesserter Municipalanstalten durc
Abgaben für Concessionen auf Schenkhäuser, Rum-Einfuhr u. s. w
schon beträchtliche Zuschüsse. Die Hauptstadt ist Sidney Cove mi
9000 Einwohnern, Sitz des Statthalters, seines Militair- und Po
lizeistabes, des Obergerichts, der Hauptmagazine, und der einst
weilige Aufenthalt der Verbrecher, bis zur Versorgung derselbe
mit Arbeit bei Privatpersonen, oder öffentlichen Arbeiten. Di
Stadt hat ein paar Kirchen, viele Schulen, ein Findelhaus un
eine Bank, die nach dem Bedürfniß der Colonie ihr Papier
geld vermehrt und dennoch auf Verlangen realisirt, wodurch si
das häufige Auctionswesen und den Grundeigenthumswechsel, inde
die alten Eigenthümer weiter landeinwärts neue Ansiedelungen an
legen, sehr unterstützt. Die Rhederei und der Schiffsbau blühe
hier, eine große Zahl Straßen sind schon bezeichnet, aber noch nich
alle bebauet. Die meiste Fabricatur und Manufactur wird durc

Digitized by Google

Verbrecher betrieben, die die Unternehmer von der Regierung zur Verpflegung gegen Arbeit übernommen haben. Drakonisch sind die Gesetze dieser Colonie, aber nur durch solche wird hier Ordnung unter den Verbrechern, die noch zur Strafe arbeiten, und denen, die ihre Strafzeit ausgedient haben und sich nachher gut schlecht genug betragen, unterhalten. Fremde Flaggen sieht man hier und in Paramatta häufig, besonders die nordamerikanische. Die Speculation der Einwohner ist sehr rege, deren Zahl und Wohlhabenheit in den Caffeehäusern, Gesellschaften und auf Bällen sichtbar ist. Ihr Einfall, auch schon ein Theater besitzen zu wollen, mißlang, weil es der Geschäftigen zu viel und der Müßigen zu wenig gab. Besser gedieh dort eine gelehrte und Landwirthschaftsgesellschaft, die Gründung einer Börse, der Schiffswerfte, mehrerer Buchdruckereien, der Bleiche, eines botanischen Gartens, einer Assecuranzgesellschaft, einer Zeitung und mancher Subscription für wohlthätige Anstalten oder städtisches Bedürfniß. Die Seefahrer, die hier vorbeisegeln, pflegen auf langen Fahrten hier wol frisch Proviant einzunehmen und etwas Ladung abzusetzen, wenn der Markt anständig ist. — Die Stadt Paramatta liegt schön, hat schon 3000 Einwohner, eine gute Rhederei und Tuchmanufactur. — Newcastle mit seinen 1000 Einwohnern am Coal-River ist eine sehr junge Stadt, deren Steinkohlenminen ihr Blüthe versprechen. Darin und beim Holzfällen und in der Ziegelei arbeiten ein paar tausend Verbrecher, deren Erzeugnisse die Colonie fast allein verbraucht und immer mehr bedarf. Hier ist auch eine Schulanstalt für die Eingebornen, die eine englische Mission sehr glücklich bearbeitet. Dankbar sehen die Wilden ihre Kinder gebildeter aufwachsen, als sie selbst sind. — Liverpool am Georgsfluß mit 500 Einwohnern und einigen Werften verspricht viel für die Zukunft; man sieht hier mehr Häuser im Bau als vollendet stehen; auch ist sie erst seit zwei Jahren zur Bewohnung den Baulustigen angewiesen worden. Die fünfte, die wegen ihrer schönen Lage viel für die Zukunft verspricht, ist Bathurst, und die sechste Windsor am Hawkesbury-Flusse mit vielen Straßen und wenig Häusern, die aber sich stündlich vermehren.

Bothnischer Meerbusen ist der nördliche Theil der Ostsee. Er wird begrenzt von den Alandsinseln im Süden und ist übrigens von Schwedens nördlichen Provinzen, Lappland und Finnland, umsetzt. Im Ganzen ist hier die Ostsee nicht sehr tief und steht früh alle Jahre im Eise, so daß man von Schweden nach Finnland im Schlitten überfahren kann. Dabei ist dieser Meerbusen wegen vieler einströmenden kleinen Ströme sehr fischreich, besonders in der Mündung derselben zur Laichzeit. Die Schifffahrt ist nicht blos wegen der Felsklippen, sondern auch wegen der sich oft versetzenden Sandbänke und versteckten Klippen ohne gute Lootsen gefährlich.

Böttcher (Joh. Friedrich), der Erfinder des meißner Porzellans, ward den 5ten Februar 1682 zu Schleiz im reußischen Voigtlande geboren. Im 15ten Jahre kam Böttcher von Magdeburg, wo er seine erste Bildung erhalten, bei dem Apotheker Friedrich Zorn in Berlin in die Lehre und äußerte hier seltne Talente und Beharrlichkeit, besonders in chemischen Studien, benahm sich aber auch so sonderbar, daß man ihn für einen halben Narren hielt. Anfänglich beschäftigte er sich nur mit der Lackir- und Ätzkunst; bald aber verwandte er jede freie Stunde auf Versuche, Gold zu machen,

Digitized by Google

wozu ihn besonders der Apotheker Köpke zu Heymersleben veran laßte, welcher ihm ein angeblich von einem St. Gallenschen Mönch erhaltenes Manuscript über den Stein der Weisen mitgetheilt hatte. Ganze Nächte verschloß sich Böttcher in Zorns Laboratorium, arbeitete dort einzig auf Kosten seines Herrn, denn er selbst hatte gar kein Vermögen, und benahm sich dann am Tage, wegen des entbehrten Schlafs, zu jeder Arbeit verdrossen. Dies zog ihm natürlich stete Verweise zu und bewirkte endlich ein so gespanntes Verhältniß zwischen ihm und seinem Herrn, daß er diesen gegen Michaelis 1699 heimlich verließ. Als er bald darauf, von allen Hülfsmitteln entblößt, in den größten Nothstand gerieth, kroch er bei seinem Herrn zu Kreuze, und ward auch zu Ostern 1700, doch nur unter der Bedingung, seinem bisherigen Thun und Treiben zu entsagen, wieder in die Officin genommen. Dessenungeachtet setzte Böttcher, mit Hülfe eines Cameraden, Schrader, seine alchemistischen Versuche fort und wußte sich endlich durch Vorzeigung von kleinen Stücken Gold, die er tingirt haben wollte, im Zornschen Hause so in Ansehen zu setzen, daß er lange vor der Zeit losgesprochen ward. Zum Dank dafür erbot sich Böttcher, seinem Herrn, in Gegenwart einiger Freunde des Hauses, eine Probe seiner Tingirkunst abzulegen, und den 1sten October 1701 verwandelte er auch wirklich, wie es wenigstens schien, 18 Zweigroschenstücke, die er in einem Schmelztiegel flüssig gemacht hatte, durch ein hineingestreutes rothes Pulver, ins feinste Gold. So sehr nun auch Böttcher um Geheimhaltung der Sache bat, ward seine vorgebliche Kunst doch bald allgemein bekannt und erwarb ihm den Zuspruch der vornehmsten Leute, unter andern des bekannten Chemikers Kunkel von Löwenstern. Der König selbst wünschte ihn zu sprechen, welches ihm natürlich nicht wenig schmeichelte. Als er aber unter der Hand erfuhr, daß man Willens sey, ihn als Adepten festzuhalten, verschwand er auf einmal und lebte erst versteckt in einer Bodenkammer bei dem Kaufmann Rober; Ende October 1701 aber entwich er nach Wittenberg, wo er unter dem berühmten D. Vater Medicin studiren zu wollen vorgab. Zwar ließ man ihn durch ein Commando Soldaten bis an die Grenze verfolgen und dann durch einen Officier bei dem Commandanten von Wittenberg auf Auslieferung antragen. Allein dieser, gegen welchen Böttcher förmlich den Adepten spielte, berichtete eiligst den Vorgang an den dresdner Hof, von welchem dann auch sogleich der Befehl erfolgte, Böttchern schlechterdings nicht auszuliefern, sondern im strengsten Gewahrsam zu halten, und bald, so geheim als möglich, nach Dresden zu senden. Dies geschah denn auch im December 1701 und zwar mit der äußersten Vorsicht. Der Statthalter Sachsens, Fürst Egon von Fürstenberg, schickte nämlich seine eigenen Pferde und ließ Böttchern mitten in der Nacht, auch nicht auf geradem Wege, sondern über Wurzen nach Dresden abführen; denn in allen Dörfern um Wittenberg lagen verkleidete preußische Soldaten, welche Böttchern erlauern und nach Berlin schaffen sollten. Wiederholte Versuche des berliner Hofes bei dem dresdner, Böttchern wieder zu erlangen, blieben fruchtlos. August II. und Fürst Fürstenberg glaubten an Böttchern einen unschätzbaren Fang gethan zu haben, und dieser verstand sich auch trefflich darauf, sie in diesem Glauben zu erhalten. Der entlaufene Apothekergeselle, welchen die Preußen in Wittenberg unter dem Namen eines entsprungenen Kerls requirirten, erhielt Wohnung, Tafel und Bedienung aufs anständigste in den

Digitized by Google

Fürstenbergischen Hause, zu seinen alchemistischen Arbeiten aber von Zeit zu Zeit bedeutende Summen, und ward durchaus als ein Mann behandelt, von dem man Großes erwartete. Um sich indeß zu überzeugen, wie er die ihm gespendeten Gelder verwende, vorzüglich aber, um ihm seine geheime Kunst abzulernen, gab man ihm den berühmten Ehrenfried Walther von Tzschirnhausen zur Aufsicht, in dessen Laboratorium er auch tingiren sollte. Lange wußte Böttcher alle, die ihn umgaben und beobachteten, zu täuschen, den König aber durch die lebendigsten Aussichten auf Erfüllung seiner Verheißungen hinzuhalten, und wenn die hunderttausend von Ducaten, die er spielend schaffen wollte, nicht zu schaffen waren, sich immer mit dem schlechten Behalt der ihm zum Tingiren gelieferten Materialien zu entschuldigen. Als er aber merkte, daß der König endlich doch unwillig ward und seine Täuschung mehr ausreichen wollte, machte er sich im Sommer 1704 bei Nacht und Nebel fort und nahm seinen Weg durch Böhmen nach Ungarn. Doch ward er von einem Herrn von Womsdorf, der ihm auf Befehl des Königs nachsetzte, in der Fürstenbergischen Herrschaft Waytza in Ungarn festgehalten und nach Dresden zurückgebracht, wo er es nur seiner Klugheit und List im Vorspiegeln neuer goldner Hoffnungen verdankte, daß er nicht als Betrüger behandelt ward. Indeß rieth ihm doch nun Tzschirnhausen, der wohl merkte, daß Böttcher nimmermehr Gold zu Stande bringen werde, sich lieber mit Erfindung des Porzellans zu beschäftigen, womit der König am ersten noch zu besänftigen seyn dürfte. Zwar hatte Tzschirnhausen selbst, welcher des Königs so kostspielige Vorliebe für das chinesische Porzellan mißbilligte und deshalb die Chinesen nur Sachsen porzellanene Schröpftöpfe nannte, eine Art von Porzellan erfunden, allein es war noch viel zu glasartig, als daß es auf den Namen von Porzellan Anspruch machen konnte. An Materialien zu Porzellanversuchen fehlte es nicht; denn Tzschirnhausen kehrte von seinen häufigen mineralogischen Reisen durch Sachsen nie heim, ohne die Menge Erden mitzubringen, durch welche er die berühmte Peterze zu ersetzen meinte, aus welcher die Chinesen ihr Porzellan fertigen. Wirklich brachte auch Böttcher im Anfange des J. 1705, indem er die Zusammensetzung einer zu Schmelztiegeln tauglichen Masse beabsichtigte, aus einem braunrothen Thone der meißner Gegend ein Porzellan zu Stande, welches das Tzschirnhausensche an Feinheit und Schönheit weit übertraf. Der glückliche Erfinder ward nun mit Geschenken und Ehrenbezeugungen überhäuft, ja sogar auf Trosten und Veranlassung des Königs in den Reichsfreiherrnstand erhoben, jedoch noch immer nicht auf freien Fuß gelassen, theils, weil man die Fertigung des Porzellans als Geheimniß behandelt wissen wollte, theils, weil man die Porzellanerfindung doch nur als Nebensache betrachtete und immer noch gläubig auf Entdeckung des Steins der Weisen hoffte. Deshalb ward denn Böttchers Laboratorium unter Tzschirnhausens Aufsicht nach der Albrechtsburg in Meißen verlegt und dort die Porzellanfabrication so geheim betrieben, daß selbst die Familien der Bergarbeiter, welche man dazu von Freiberg kommen ließ, nicht erfahren durften, wohin und für welchen Zweck man letztere von den Gruben nahm. Als die Schweden 1706 in Sachsen einfielen, ward Böttcher, nebst drei seiner besten Arbeiter, unter Canonenriedbedeckung bei Nacht und Nebel nach der Bergfestung Königstein geschafft und sein Laboratorium indeß mit des Königs eigenem Petschaft versiegelt. Der Commandant des Königsteins erfuhr nicht ein-

Digitized by Google

mal Böttchers Stand und Namen. Letzterer ward übrigens aufs anständigste behandelt und verpflegt, aber auch aufs strengste bewacht. Sein Zimmer hatte sogar ein Vorlegeschloß. Dieses eingeschränkten Lebens satt, wollte Böttcher einst entfliehen, verrieth aber, als er sich entdeckt sah, den ganzen Plan selbst dem Commandanten und gab seine Fluchtgenossen dessen Ahndung Preis, während er sich einen leidlichen Arrest bewirkte. Erst nachdem die Schweden Sachsen verlassen hatten, erhielt Böttcher seine Freiheit wieder und kam den 22sten Sept. 1707 nach Dresden, wo er nun auf der Venusbastion Porzellan fertigen mußte. Tag und Nacht wurden die Materialien gestoßen, durch den feinsten Kattun gebeutelt, dann auf Marmorplatten gerieben und endlich auf einer Maschine des Hoftöpfers gemahlen. Zum Schmelzen der Masse bediente man sich an sonnenhellen Tagen des großen Tzirnhausenschen Brennspiegels, der oft 12 — 14 Stunden nicht über dem Ofen wegkam, und so gerieth denn die braune Masse zwar immer schöner; doch glückte die Erfindung des weißen Porzellans, wonach man besonders trachtete, erst 1709. 1710 ward das Laboratorium wieder auf die Albrechtsburg in Meißen verlegt, auch nun erst die noch jetzt blühende Porzellanfabrik förmlich gegründet und Böttchers Direction untergeben. Letztere aber war, seiner dissoluten Lebensart wegen, so erbärmlich, daß die Fabrik nicht eher gedieh, als bis man Böttchern die Direction nahm. Überhaupt verstand sich dieser so wenig auf den rechten Gebrauch seines Glückes, daß er es nur kurze Zeit genoß. Ausschweifungen in der Liebe, wie im Trunke, lieferten ihn schon mit dem 37sten Jahre ins Grab. Er starb nach kurzer Krankheit zu Dresden den 13ten März 1719 und zwar — obgleich er vom Könige nach und nach über 150,000 Thaler gezogen hatte — ganz verschuldet und so geldlos, daß er aus seiner Casse kaum begraben werden konnte.

Boucanier, s. Flibustier, Bd. 3.

*Boufflers (Stanislaus, Chevalier de), Mitglied der französischen Akademie, Sohn der berühmten Marquise von Boufflers, Freundin des Königs Stanislaus von Polen, war in Lüneville 1737 geboren. Er ward für einen der geistreichsten Männer seiner Zeit gehalten und die Anmuth seines Umgangs ist als in ihrer Art einzig gerühmt worden. Zum geistlichen Stande bestimmt, in welchem seine Geburt ihn zu den höchsten Würden geführt hätte, erklärte er aber offen, daß sein Hang zum Vergnügen sich nicht mit den Pflichten dieses Standes vertragen würde. Er trat also in Militairdienste. Bald ward er vom Marquis von Castres zum Gouverneur vom Senegal ernannt. Seine Verwaltung hier zeichnete sich durch Anordnung nützlicher Einrichtungen sehr vortheilhaft aus. Nach seiner Zurückkunft widmete er sich jener leichten und leichtfertigen Literatur, die das Zeitalter Ludwigs XV. zu seinem Nachtheile so sehr auszeichnet. Er ward der Abgott der Frauen und aller hohen Cirkel der Hauptstadt. Mit nicht geringem Erfolge besuchte er auch die glänzendsten Höfe seiner Zeit im Auslande. Sein Ruf führte ihn auch in die erste sogenannte constituirende Versammlung, wo er sich durch Mäßigung und manche gute Vorschläge bemerkbar machte. Nach dem 10ten August 1791 verließ er Frankreich und fand beim Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg und bei Friedrich Wilhelm II. die gastfreieste Aufnahme. Er erhielt in Polen eine große Besitzung geschenkt, auf welcher eine Colonie für französische Auswanderer angelegt werden sollte. Im J. 1800 kehrte er nach Frank-

Digitized by Google

reich zurück, wo er sich aufs neue seinen literarischen Beschäftigungen hingab, die ihn 1804 auch in die französische Akademie führten. Er starb am 13ten Jan. 1815. Er ruht neben dem Abbé Delille und auf seinem Grabmal steht die von ihm selbst herrührende einfache Inschrift, die seinen heitern Charakter wohl bezeichnet: Mes amis, croyez que je dors. Seine Schriften sind in acht Bändchen 1805 gesammelt erschienen.

*Bourbon, eine von Madagascar aus, als dieses noch französische bedeutende Niederlassungen hatte, 1642 (wie St. Domingo) von französischen Seeräubern zuerst angebaute Insel. Sie liegt im indischen Meere östlich von Madagascar, von letzterer 80 deutsche Meilen entfernt. Die Portugiesen entdeckten sie 1545. Doch hatte hier die französische ostindische Handelscompagnie schon 1684 eine Factorei gegründet. Diese Insel, groß 112 QM., ist ganz vulkanischen Ursprungs, im Innern voll Wälder mit einigen Wilden, die aus entlaufenen Sclaven sich vermehren. Sie ist das letzte Besitzthum von allen vormaligen bedeutenden französisch-ostindischen Niederlassungen und ohne sichere Rhede und Häfen, da Felsen, die wenig mit Wasser bedeckt sind, sie fast überall umgeben und deshalb bei aller dortigen Fruchtbarkeit des Bodens von der englischen Insel Mauritius (vormals isle de France) abhängig. Die Insel besteht aus zwei vulkanischen Bergen, von denen der eine noch fortbrennt, und ist sehr reich an Quellen. Wo viel Wasser und vulkanischer Sand in heißen Climaten zusammentreffen, da folgt eine reiche Vegetation. Leben hier nun gleich an 90,000 Menschen und darunter 20,000 Europäer und 5000 freie Neger, so ist doch nur ein kleiner Theil der Küste eine Meile breit in Cultur, wiewol die Luft wegen der Höhe der Lage (bis 4600 Fuß über das Meer erhebt sich die nördliche Bergspitze, les trois Salasses) und der Meerwinde nicht unmäßig heiß ist. Alles, was Arabien, Indiens Continent und das asiatische Inselmeer und selbst das südliche Europa zu erzeugen vermögen, gedeiht hier oder könnte hier gedeihen. Als selbständig kann es nur durch seine Naturschätze und seine fast unzugängliche Lage betrachtet werden. Es scheint auch, daß die französische Regierung künftig die Insel nicht mehr als einen militairischen Posten benutzen will; denn statt eines starken Militairs unterhält sie dort wenig Besatzung, hat aber zur Landesvertheidigung eine zahlreiche Miliz organisirt, denn von Mauritius aus, das die Britten besitzen, kann sie in ihrer Communication mit Europa und Afrika durch Blokade leicht abgeschnitten werden; indeß wird es nur darauf ankommen, daß die Einwohner es können, in solchem Falle ihre nothwendigen Bedürfnisse zur Subsistenz aus ihrem reichen Boden sich selbst zu verschaffen und sich in der Zufuhr unabhängig zu stellen. Land genug ist da, um Getraide und Reis zu liefern, und das nahe Meer ist fischreich. Der Vulkan reinigt die Luft, und sein Feuer, weit leuchtend, dient den Seefahrern als Pharus, der gefährlichen Insel ohne Noth sich nicht zu nähern. Die starken Bergwasser machen die Höhen immer erdloser, aber den Rand am Ufer eben daher immer fruchtbarer. Die Hauptausfuhr ist Kaffee (über 7 Mill. Pfund), Reiß, Taback, Gewürze, Indigo, Pfeffer, Harze, Kampfer, Zucker, Baumwolle, Cacao, Schlachtvieh, Holz und selbst Weizen. St. Denys, ein Flecken, ist der Hauptort der Insel.

Bravo, ein aus dem italienischen entlehntes Wort, dessen wir

uns als Beifallsbezeugung bedienen. Auch bezeichnet man damit ein Art italienischer Banditen, Meuchelmörder für Geld.

Brecher nennen die Schiffer schäumende, stark anschlagende Meereswellen in der Gegend von Klippen unter dem Wasser.

Brennsilber, ist in Scheidewasser aufgelöstes und mit Salmiak vermischtes Silber, welches der Gürtler zum Versilbern gebraucht.

Breslau, die Hauptstadt von Schlesien, am Einflusse der Ohlau in die Oder, mit gegenwärtig weit über 70,000 Einw., worunter mehr als 4600 Juden. Eine der ansehnlichsten und bedeutendsten Städte des preußischen Staats, vorzüglich auch als Hauptstadt und Centralpunkt einer Provinz von 2 Millionen Einwohnern, die, auch vermöge ihrer geographischen Lage noch immer manche Eigenthümlichkeit, ja eine gewisse Abgeschlossenheit bewahrt. Breslau ist der Sitz des commandirenden Generals wie des Ober-Präsidenten von Schlesien, einer Regierung, eines Oberlandesgerichts u. s. w. Die ehemals hier bestandene katholische Universität, die, 1702 von Kaiser Leopold I. gestiftet, im Besitz der Jesuiten war und nur zwei Facultäten hatte, ist seit der 1811 geschehenen Vereinigung mit der von Frankfurt a. d. O. dahin verlegten protestantischen, eine wahre Universität im deutschen Sinne geworden, und zählt gegenwärtig (1822) gegen 600 Studenten. Trotz der, bis auf 2, aufgehobenen Klöster beträgt die Zahl der katholischen Kirchen noch über 20, von denen die Cathedralkirche zu St. Johann auf der Dominsel, der Sitz des Bischofs von Breslau ist. Unter 84 Lehranstalten sind 4 bedeutende und zahlreich besuchte Gymnasien, 2 lutherische, 1 reformirtes und 1 katholisches; unter den Bibliotheken ist vorzüglich die Königliche und Universitäts-Bibliothek (Central-Bibliothek) und die der Stadt gehörige Rhedigersche (letztere besonders wegen ihres Reichthums an Handschriften) zu merken. Von den vielfachen wissenschaftlichen Anstalten und Vereinen nennen wir nur die schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur, welche sich seit einigen Jahren, besonders durch die Aufmunterung und Unterstützung, welche sie der zeichnenden Kunst und der Technik angedeihen läßt, sehr verdient macht. Die Stadt besitzt vorzüglich in ihrem Rathhause und der auf der Sandinsel gelegenen Kreuzkirche herrliche Denkmäler älterer deutscher Baukunst, und bewahrt an öffentlichen Orten wie in Privatsammlungen manche vorzügliche Werke der bildenden Kunst. Für den Genuß der dramatischen ist durch ein stehendes Theater gesorgt. Breslau treibt bedeutenden Handel, allein er ist durch die neueren Alles umgestaltenden Zeitverhältnisse außerordentlich gesunken. Indeß sind die 2 alljährlich hier gehaltenen Wollmärkte sehr ansehnlich, und werden von weit her zahlreich besucht. Unter den Schicksalen, welche die Stadt in der neueren Zeit erfuhr, muß wegen des großen und dauernden Einflusses, die Belagerung hervorgehoben werden, welche sie 1806 und 7 von den Franzosen und Rheinbundstruppen erlitt; denn nach erfolgter Einnahme fingen die Franzosen an die Festungswerke zu zerstören, woran sich denn in der Folge die gänzliche Schleifung derselben anschloß. Dadurch hat die Stadt in mehrfacher Hinsicht erstaunlich gewonnen, und durch die an der Stelle der weitläufigen Werke entstandenen Spaziergänge und neuen Gebäude eine gegen ehedem kaum mehr kenntliche Gestalt erhalten.

Bridgewater s. Canäle. Bd. 2.

Brighthelmstone, abgekürzt Brighton, noch vor wenig Jahren ein unbekannter Fischerort in Sussexshire an der Südküste

englands, nur besucht von Reisenden, denen es bequemer war, von [illegible] in Frankreich hierher, oder umgekehrt, als zwischen Calais u. Dover überzufahren; jetzt eins der besuchtesten und glänzendsten Seebäder Englands, mit trefflichen Anlagen und 12,000 Einwohnern. Seine schnelle Aufnahme verdankt dieser Ort einzig und allein der Laune des jetzigen Königs von England, der aus irgend einer seiner launigen Ursache einst auf den Einfall kam, hier, und nicht an den weit näherliegenden Badeörtern das Seebad zu gebrauchen, und sich damit so wohl gefiel, daß er regelmäßig alle Jahre dahin zurückkehrte, sich eine prachtvolle Sommerwohnung daselbst erbaute, und auf diese Weise auch den Großen seines Hofs Veranlassung gab, daselbst ihren Sommeraufenthalt zu nehmen. Unter den neuen Anlagen [illegible] Brighton, erwähnen wir nur den Marstall des Königs und den sogenannten Crescent mit dem davor gelegenen schönen Platze und der [illegible] gearbeiteten, ähnlichen, aber geschmacklosen Bildsäule des Königs [illegible] Dragoner-Uniform.

Brissac, s. Cossé. Bd. 2.

•Bristol, nach London und Liverpool die wichtigste Handelsstadt in den drei brittischen Reichen, ist in der Grafschaft gleiches Namens am Flusse Avon gelegen. Man rechnet diese Stadt für eine der Aelteren; ohne der Tradition zu folgen, welche ihr Alter bis 4 Jahrhundert vor Christi Geburt zurückführt, wird sie von Gildas ums Jahr 430, unter den befestigten Städten Brittanniens, genannt. Im 11ten Jahrh. wurde hier, wie versichert wird, ein Markt für den Sclavenhandel gehalten und im 12ten wurde es von Robert, illegitimen Sohn Heinrichs I. mit einem starken Walle umringt. Unter Heinrich II. wurde Bristol schon als eine sehr reiche und ansehnliche Stadt betrachtet. Ihren Hauptflor erreichte sie aber im 18ten Jahrh. durch die Schiffbarmachung der Avon. Im J. 1727 fuhr im Februar die erste Barke von Bristol nach Bath. Der Hafen ist geräumig und gewährt volle Sicherheit und sind demselben im Laufe dieses Jahrhunderts und zwar 1803 bis 1809 durch unermeßliche Bauten, die mehr als 600,000 Pf. St. gekostet haben, noch viele Bequemlichkeiten verschafft worden. Es befinden sich in Bristol sehr bedeutende Fabriken, z. B. große Branntweinbrennereien, Metallgießereien, Seifensiedereien, Vitriol- und zahlreiche sonstige Anstalten zur Erzeugung und Verarbeitung anderer Kunst- und Naturproducte, die durch den Ueberfluß der vortrefflichsten Steinkohlen sehr begünstigt werden. Bristols auswärtiger Handel ist vorzüglich nach Westindien gerichtet, auch seit dem freigegebenen Handel mit Ostindien dahin. Der Verkehr mit Irland gehört ebenfalls zu den bedeutendsten. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 100,000 Seelen. Die heißen brittischer Heilquellen (hot wells genannt) werden stark besucht. In einer der Kirchen wird ein Monument der berühmten Freundin Sterne's Elisa Draper gezeigt. So bedeutend der Handel und der Verkehr Bristols auch immer noch ist, so hat er im Ganzen doch nicht mit dem Liverpool's Schritt gehalten.

Broschiren heißt bei den Seidenwebern vielfarbige Blumen in Seidenstoffe einweben, broschirte Arbeit; auch wird bekanntlich das feine Zusammenheften der Bücher broschiren genannt.

•Brougham, ausgesprochen: Bruhm oder Brohm (Henry) geb. in London um das Jahr 1779, ist Mitglied des englischen Parlaments, der königlichen Gesellschaft von London, Advokat und gewesener Mitarbeiter an der literar. Vierteljahrschrift the Edinburgh Review, u.

hat sich besonders in den letzten Zeiten den Ruhm eines der größte Redner der Oppositionspartei durch die Kraft und Bündigkeit seine Ausdrucks erworben. Seine Sprache ist gewählt und schön, und sei Vortrag feurig ohne Uebertreibung, indem er bei aller Kühnheit de Darstellung sich doch stets in den Schranken der Mäßigung hält. We er sich die allgemeine Achtung erworben hatte, allen Anreizungen de Vortheils oder des Ehrgeizes zu widerstehen: so wählte ihn die nu verstorbene Königin Caroline von England in ihrem vor dem Ober hause verhandelten Proceß zu ihrem Rechtsbeistand (Counsel), un unternahm nichts gegen seinen Rath. Er vertheidigte sie mit stand haftem Muth und erschütterte zuletzt noch die brittischen Pairs, durc eine der kühnsten Apostrophen, die man in den Annalen der brittische Beredsamkeit kennt. Schon bei den früheren parlamentarischen Ver handlungen über die Königin (damals Prinzessin von Wallis), un bei jenen über die Civilliste der Prinzessin Charlotte, hatte er sic freimüthig redend ausgezeichnet. Außerdem erkannte man sein aus gezeichnetes Verdienst in dem trefflichen Bericht über das englisch Armenwesen, und in seinen Vorschlägen wegen Errichtung von Ar menschulen, an. Bekannte Werke von ihm sind: Forschungen übe die Kolonialpolitik der europäischen Mächte, 1803, 2 B. in 8., wori er England auffordert, Frankreich zu der Wiedereroberung von Do mingo beizustehen. Ueber den Zustand der Nationen in mehrere Ausgaben in 8. nebst andern im Parlament gehaltenen und gedruckte Reden, und manchen Entdeckungen im Gebiete der Physik, die sein Lieblingsbeschäftigung ist.

*Brüssel, die ehemalige Hauptstadt der östereich. Niederlande mit 72,280 meist katholischen Einw. in 9500 Häus. jetzt, nach Am sterdam, die wichtigste Stadt im Königreiche der Niederlande, liegt an Flusse Sienne oder Senne und dem großen Scheldecanale, ist trot der großen Ungleichheit des Bodens, die mitten in der Stadt di Anlegung einer schönen steinernen Doppeltreppe von 50 Stufen veran laßte, schön gebauet und hat zahlreiche Paläste. Die alte ehrwür dige St. Gudula-Kirche, und die neue Jacobs Kirche, von reicher wenn auch nicht ganz reiner Architektur, sind besonders sehenswerth Der Königsplatz ist einer der schönsten öffentlichen Plätze in Europa Die ehemaligen Festungswerke dienen jetzt zu Spaziergängen. Ein Hauptzierde der Stadt ist der liebliche, in einem vormaligen Sumpf angelegte Park, eine halbe Stunde im Umfang. Man zeigt daselbst dem neugierigen Fremden einen mit Quadern eingefaßten Brunnen dessen Inschrift besagt: daß Peter der Große denselben, durch ein unfreiwilliges Bad eingeweiht habe. Eine andere, aber höchst ge schmacklose und sogar unanständige Merkwürdigkeit Brüssels ist ein öffentlicher Springbrunnen, mit einer zwergartigen, modern gekleide ten Bronzefigur, die den Wasserstrahl aus einer Oeffnung fließen läßt welche man vor gesitteten Leuten nicht zu nennen pflegt. Die Brüs seler betrachten diesen sogenannten „Manneckep..." gewissermaße als das Palladium ihrer Stadt und man erzählt, da er bei der erste Eroberung derselben durch die Franzosen (1792) nach Paris sei abge führt worden, so habe man späterhin seine Rückgabe zu einer de Hauptbedingungen der Unterwerfung gemacht, und der Tag seine Wiederaufstellung sei von den guten Brüsselern aufs höchste gefeiert Dagegen aber ist die Sommerresidenz in dem, eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen, und durch üppig grünende Baumreihen mit der selben verbundenen Dorfe Laeken (sprich: Laken) in jeder Hinsicht

Digitized by Google

lenswerth. Es ward vor etwa vierzig Jahren auf Veranlassung der Erzherzogin Christine, damaligen Oberstatthalterin in den österreichischen Niederlanden, von dem französischen Architekten Montauger in einem schönen und leichten Styl erbauet. Seine Lage, auf einem sanft emporsteigenden Hügel, mit der Aussicht auf die große Stadt und auf die reiche, mit gutgebauten Dörfern und lieblichen Landhäusern bedeckte Gegend, ist äußerst angenehm, und sein lieblicher Park ist einer der vorzüglichsten Spatzier- und Sammelplätze der Brüsseler feinen Welt. Die Stadt treibt ansehnlichen Handel, und ist wegen ihrer Spitzen- und Teppich-Manufacturen, auch wegen der daselbst verfertigt werdenden trefflichen Kutschen berühmt. Die Fabrikation der Spitzen (Brabanter Kanten) beschäftigt in und um Brüssel gegen 40000 Menschen. In frühern Zeiten war Brüssel die Residenz der Herzoge von Brabant, späterhin die Hauptstadt der gesammten österreichischen Niederlande und der Sitz sämmtlicher obern Landes-Collegien. Den 24. Oct. 1792 zogen die Franzosen unter Dümouriez, nach dem Gefechte bei Anderlach, in Brüssel ein; den 26. März 1793 nahmen es jedoch die Österreicher nach der Schlacht von Löwen wieder. Den 9. April kam Kaiser Franz II. daselbst an, beschwor den 13. die Joyeuse Entrée, und empfing von den Ständen die Huldigung als Herzog von Brabant. Allein den 9. Juli 1794 eroberten es die Franzosen aufs neue, und behielten es im Friedensschluß. Brüssel war die Hauptstadt des Dyle-Departements, bis es 1813 von der inzwischen lieb gewonnenen franz. Herrschaft befreit und nachher zum Königreiche der Niederlande geschlagen wurde. Der König residirt abwechselnd dort und im Haag. Eben so halten die beiden gesetzgebenden Kammern in Haag und Brüssel abwechselnd ihre Sitzungen.

Bullion, in seiner eigentlichen Bedeutung Golderz, gegenwärtig nach einem in England angenommenen Sprachgebrauch: alles ungeprägte Gold und Silber in Stangen oder Barren. Dieses Wort hat seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts eine, auch für das Ausland, erhebliche Bedeutung gewonnen, als es sich nämlich um die große Frage handelte: ob der gelegentliche Mangel der in der ganzen Welt hochgeachteten Waare des Bullion, und die daraus herrührende Erschwerung aller Verbindungen mit dem Auslande, hinreiche, auf die Herabwürdigung eines in allen übrigen Rücksichten zuverlässigen und gültigen Nationalgeldes, wie es die Noten der londoner Bank für England geworden waren, zu schließen? In den Jahren von 1808 bis 1810 nämlich war der Preis einer Unze dieses Barren-Goldes, welche die brittische Münze 3 Pf. 17 Sh. 10½ P. bezahlt, und aus welchem sie nach diesem Verhältnisse Guineen zu 21 Sh. ohne allen Münzschatz prägt, auf dem Markte bis zu 4 Pf. und 8, 10, auch 11 Sh. gestiegen. Da nun das in einer Guinee befindliche, gesetzlich 21 Sh. der Landeswährung geltende Gold auf dem Bullionmarkte durch die Preissteigerung des rohen Goldes gegen 25 Sh. kostete, und das bloße Einschmelzen des gemünzten Goldes und dessen Verkauf als Barren einen Vortheil von 15—18 pCt. eintrug, so darf das Verschwinden sämmtlicher umlaufenden Goldmünze nicht befremden. In demselben Verhältnisse als sich die Guineen verloren, mußte sich das Bedürfniß und die Nachfrage nach den londoner Banknoten vermehren, die auch den Mangel des circulirenden baaren Mediums so vollständig ersetzten, daß innerhalb der Grenzen von England keine wesentliche Störung des Verkehrs und des Eigenthumes wahrzunehmen war. Diese unerhörte Erscheinung ist nur aus der vollkommenen

Verfassung der londoner Bank (s. d. A. Bd. 5.) insbesondere aber au dem Umstande zu erklären, daß keine einzige Banknote willkürlich sondern nur auf jedesmaliges Verlangen der Regierung oder der Pri vaten, gegen vollständiges Unterpfand solider Privat- und öffentliche Effecten, als ein wahres Discontgeld, creirt wurde, und daß dem nach das emittirte Papier nicht blos, wie ein gewöhnliches Papier geld, vom Mittelpunkte ausströmte, sondern eben so regelmäßig und nothwendig mit dem Verfall der Wechsel und Effecten an die Ban zurückkehrte. Es war augenscheinlich, daß ein solches blos auf effec tive Nachfrage creirtes Discontgeld niemals das Bedürfniß des in ländischen Marktes übersteigen konnte, da es, wenn der wahre Be darf, nämlich das Verlangen nach den Discontirungen, erlöschte, nicht wie ein willkürliches Papiergeld, blieb, sondern die Canäle der Cir culation unmittelbar wieder verließ. Da aber London nicht blos in ländischer Markt ist, sondern auch Weltmarkt, so mußte zur gan vollkommenen Organisation jenes Discontgeldsystemes noch die Bedin gung hinzugefügt werden, daß jede von der Bank creirte Note zu al len Zeiten an derselben präsentirt, und, als ein Wechsel auf Sicht baar realisirt werden konnte. Hierdurch blieben die Banknoten nicht nur im Gleichgewicht mit der effectiven Nachfrage des Inlandes, son dern selbst des Auslandes, weil bei allen zum Discont präsentirten Wechseln und Effecten, nunmehr nicht blos auf die inländische Sicher heit und Solidität, sondern auch auf die Zahlbarkeit in edeln Metal len gesehn wurde. Dieser größeren Vollkommenheit hatte die Ban von England bis zum Jahre 1797 genüget, als der französischer Seits gegen Großbritannien unternommene Extermination skrieg diesen Staat in die Nothwendigkeit brachte, sich selbst in Belagerungsstand zu ver setzen. Die von dem Parlamente verordnete Suspension der baaren Zahlungen der Bank war eine der Hauptmaßregeln dieses Belagerungs standes: die Banknoten hörten auf als Weltwährung zu bestehn, be harrten aber ohne alle Herabwürdigung als eine allen innern Bedürf nissen genügende Land- oder Staats-Währung. Als nun, nach lan gen erfolglosen Demonstrationen von Seiten des Feindes, die eigent liche Belagerung (die Continentalsperre) eintrat, und Ausfälle auf der Festung, Landungen und Kriege in Holland und Spanien, Diver sionen im Rücken des Feindes, und mancherlei Versuche, den Entsatz zu bewirken, nothwendig wurden, waren die in England vorhandenen baaren Geldvorräthe bald verbraucht, und es trat ein Mangel an die sem Kriegsbedürfnisse ein, der um so empfindlicher war, weil Englan im Friedensstande mit allen übrigen Welttheilen verharrte. Die Theurung der Goldbarren und der ausländischen Wechsel nahm in der beschriebenen empfindlichen Progression zu. Nun erhob sich inner und außer den Thüren des Parlaments die Besorgniß, daß eine zu weit getriebene Emission der Banknoten jene Steigerung der Gold- und Wechselpreise bewirken möchte, daß also vielleicht die Suspension der baaren Zahlungen der Bank diese für den Commerz des Landes schwer drückende Calamität veranlaßte. Das Parlament setzte zur Untersuchung der Sache einen Ausschuß nieder, der unter dem Namen des Barren-Ausschusses (der bullion-committee) eine große und ge rechte Celebrität erlangt hat. Außerdem waren die größten Talente des Landes, die Jahre 1810 und 1811 hindurch, fast ausschließlich mit diesem Probleme beschäftigt. Der Bericht der Comité, die lehrreichen Zeugenverhöre (minutes of evidence) derselben, und eine ganze Bibliothek ausgezeichneter und geistreicher Schriften über die

Digitized by Google

Angelegenheit sind ein Denkmal des Ernstes und Tiefsinns, und die große Nationalangelegenheit behandelt worden, und eine Lehre für jeden Staatswirth des gebildeten Europa. Das Endresultat mochte jedoch erst nach eingetretenen Frieden übersehen werden können, daß keine Depreciation der Banknoten als Staatswährung, noch eher eine momentane Herabwürdigung derselben als Weltmünze, als leichtverschmerzliche Kriegeslast statt gefunden. Ohne daß die baaren Zahlungen der Bank hergestellt worden sind, haben sich Waaren-Preise und Wechsel-Cours nach dem Frieden allmälig in ihr altes und natürliches Niveau zurück begeben; aber die Furcht vor jenen ausgesprochenen Besorgnisse ist für England und Europa verschwunden; die unvergleichliche Einrichtung des Geldstaates von England und sein ganzes inneres Getriebe ist ans Licht gekommen und dadurch ist dessen, was es im natürlichen Laufe seiner Entwicklung werden, bewußt, also mächtig und sicherer, und eine Wissenschaft des Selbstlaufes ist möglich geworden.

Burdscheit, s. Achen. Bd. 1.

C.

Cacao. Südamerika hat davon ganze Wälder. Die Nordländer benutzen diesen Baum gleichfalls. Seine höchste Höhe 30 Fuß. Der Stamm hat ½ Fuß Diameter, sein Holz ist weiß leicht, seine Rinde rauh und braun, die Blätter gleichen denen des Lorbeerbaums. Die Frucht hat die Gestalt einer Melone 6 Zoll lang 3 bis 4 Zoll dick oben zugespitzt mit 10 hervorragenden Ecken versehen. Die junge Frucht wechselt bis zur Reife die grüne Farbe in gelbe und zuletzt in röthliche; unter dieser obern Schaale hat sie eine dicke gelbe und im Innersten eine weiße zarte. Haut. Sie liegen 5 Reihen Cacaobohnen, jede zu 6 bis 8 Bohnen wie Taubeneier große, nur daß sie dicker sind; ein faßriges Fleisch verbindet die einzelnen Bohnen mit einander; jede Bohne hat eine harte braune glänzende Schaale und einen leicht zerreiblichen violetten Kern. Das Fleisch ist saftig, hat einen angenehmen säuerlichen erfrischenden Geschmack; bitter ist dagegen der ölreiche Kern. Die Amerikaner haben von den Spaniern die Chocoladebereitung aus Cacao, Zucker, Vanille oder peruvianischen Balsam. Die Indianer benutzen noch jetzt die Schaale zu Gefäßen, die Blätter zum Korbgeflechte, oder zum Decken der Häuser. — Die Cacaobutter ist das feisige ausgepreßte Oel der Cacaobohnen. Man gewinnt diese Bohnen vom Theobroma cacao oder theobroma bicolor.

Cacaobäumen, s. Agathodämon. Bd. 1.

Caffeehäuser. Ein Armenier, Namens Pascall, war der erste im 17. Jahrh., kurze Zeit nachdem der türkische Gesandte, Soliman Aga den Parisern 1669 den Gebrauch des Caffees gezeigt hatte, auf der Messe in der Vorstadt St. Germain eine Caffee-Bude errichtet. Doch scheint das erste wirkliche Caffeehaus nicht vor 1724 errichtet zu sein. Dieses besteht noch jetzt, und heißt auch, nach seinem damaligen Stifter, einem Sicilianer, Namens Procopio, das Café Procope. Diese Anstalt fand vielen Beifall, und fand bald Nachahmer. Die Zahl der Caffeehäuser für alle Stände soll gegenwärtig in Paris an sechstausend betragen, das glänzendste und berühmteste derselben ist schon seit mehrern Jahren das Café

Digitized by Google

des mille colonnes im Palais Royal, und es gibt jetzt bekanntlich vielleicht keine bedeutende Stadt in Europa die nicht eine mehr oder minder ansehnliche Anstalt ähnlicher Art aufzuweisen hätte.

*Cämentation heißt ein chemisches Verfahren, wodurch ein Metall (oft auch andre Körper) mit Substanzen, welche darauf wirken sollen, oft schichtweise (stratum super stratum) in verschlossenen Gefäßen in Verbindung gesetzt werden, damit nach Verschiedenheit des beabsichtigten Zwecks in einer erhöheten Temperatur, ersteres von Beimischungen getrennt oder verändert (oft auch oxydirt) werde. Das Gefäß heißt die Cämentirbüchse (Schmelztiegel); die Substanz, womit die Metalle oder andere Körper umgeben werden, das Cäment oder Cämentpulver. So wird Gold mit einem Gemenge von Ziegelmehl, Calcothar und Kochsalz cämentirt, Eisen mit Kohlenstaub und andern Substanzen cämentirt, und dadurch in Stahl verwandelt; Glas dagegen durch Cämentation mit Gyps, in reaumür'sches Porcellan. Kupfer entsteht durch Cämentation aus Eisen, das man in schwefelsaure Kupferauflösung legt, durch Entziehung des Sauerstoffs und der Säure u. s. w.

Camera lucida ist die etwas unpassende Benennung eines in England erfundenen Instruments, welches mit der Camera obscura nur insofern Aehnlichkeit hat, daß es die gegenüber stehenden Gegenstände ganz der Natur getreu und in sehr verjüngtem Maßstabe darstellt. Die nähere Beschreibung desselben würde hier nicht an ihrer Platze sein. Der Hauptbestandtheil ist ein Prisma. Wenn der Beschauer sich diesem, nachdem es zuvor gehörig aufgestellt ist, mit dem Auge nähert, so erblickt er das Bild des davor befindlichen Gegenstandes in größter Klarheit und vollkommener Schärfe der Umrisse auf dem untergelegten Papierbogen, und kann denselben mit geringer Mühe darauf abzeichnen, während die Umstehenden nur seine Zeichnung auf dem Papiere entstehen sehen. —

Cameralwissenschaften, sind diejenigen Wissenschaften welche lehren, wie der Aufwand eines Staats für sein Gemeinwesen von den Bürgern zur Bestreitung der Regierungskosten, am leichtesten aufgebracht werden kann. In früheren Zeiten war der Staatsaufwand viel einfacher als jetzt. Man bestritt damals solche Ausgaben fast ganz aus Domainen, Zehnten, Regalien und von den Kaiser privilegirten Zöllen. In jener Periode befaßten die Cameralwissenschaften, nur die etwaige sparsamere, oder genauere Hebungsform in der Benutzung der Domainen, Regalien und mäßigen Zölle, so daß die Brutto-Einnahme von der Netto-Einnahme nicht gar zu weit abwich. Schon damals nahm man in den landesherrlichen Kammern eine menschenfreundliche Milde gewahr, welche die fast unerschwinglichen Hand- und Spanndienste der Meyer- und Lehnbarpflichtigen, früher sogar der Leibeigenen, möglichst umzuwandeln und erträglicher zu machen beflissen war. Schon damals zeigte sich unter den Finanzverwaltern des Staats ein williger Geist, bald den Eigenthümer oder Nutznießer des Bodens, bald die Unternehmer einer Industrie, welche eine neue Nahrungsquelle zu werden schien, am Gewinn aus den Regalien Theil nehmen zu lassen, wobei freilich auch wie recht und billig, die Finanzen des Staats bald mittelbar bald unmittelbar gewannen. Man schwankte in jener Zeitfrist zwischen der eigenen Regie und zwischen der Verpachtung, und in letzterer wiederum zwischen der General- und Specialverpachtung, und wie das im Kampfe zum Besserwerden fast immer zu gehen pflegt, man ging fleißig von einem Systeme zum an-

Digitized by Google

ern über, und vereinigte sich sehr schwer über das, was unter allen Gestalten das Beste sei. — So wie die Staatsbedürfnisse wuchsen, wurde das Studium der Cameralwissenschaften umfassender. Bei der ersten Mediatisirung so vieler deutschen Fürstenhäuser, nahm man sogar aus der Acte des Rheinbundes die neue Lehre an, daß die Domainen und Domänialdienste, Zehnten, Bergwerke und bisweilen sogar Forst, Zölle und Regalien, ein Allodialeigenthum der, der Landeshoheit beraubter Fürsten wären. Hatten nun die Cammern mancher mediatisirten deutschen Fürsten, aus ihrem kleinen Staate zu allen Hof- und Regierungsausgaben kaum andre Einkünfte bezogen, als diejenigen, die ihnen ungeschmälert verbleiben sollten: so entstand durch die Ausscheidung der bedeutendsten Einkünfte für den alten Souverain, ein Leere in den Cassen der Fürsten mit vielen Souveränetätslanden, welche die obendrein durch häufige Contingentstellungen kostbarer gewordne Souverainetät, durch neue Auflagen zu decken beflissen sein mußten. Dadurch, daß die Minister der neuen Souveräne so spät die klare Ueberzeugung gewannen, ohne sehr vermehrte Auflagen in den genannten Souveränetätslanden, durch die im Umfang der Oberfläche sehr erweiterte Landeshoheit an disponibeln Einkünften keineswegs gewonnen, wo nicht sogar verloren zu haben, entstand in manchen Staaten Deutschlands das Finanzdeficit und die Methode, in Erwartung besserer Zeiten und verminderter Pensionen solches jährlich durch Staatsanleihen zu decken. Daher mußten nach der Herstellung des allgemeinen Friedens in Europa fast allenthalben in Deutschland die festen Auflagen vermehrt werden, statt daß man Verminderung gehofft hatte. Wenigstens gewann durch dies unerfreuliche Resultat, das Studium der Cameralwissenschaften. Was die deutschen mediatisirten Fürsten von der alten Souveränetätsdotation aus der Kaiserperiode, nicht behalten hatten, das war gemeiniglich im Drange der Finanzverlegenheiten von den neuen Souverainen verpfändet oder veräußert worden, und doch mußte der jetzige größere Staat für unendlich kostbarere Institutionen Geld herbeischaffen, als wofür die Vorfahren zu sorgen gewöhnt gewesen waren. Für Landstraßen, Canäle, Universitäten, Unterrichtsanstalten, Elementarschulen, Armen- und Medicinalpflege sollte Geld da sein, wofür vormals der Staat selbst wenig verwandte. Auch das Militär und die Centralverwaltung war weit kostbarer geworden. Dabei entstanden lebhafte Discussionen über die Concurrenz der mediatfürstlichen Domänen, über die Concurrenz der Privilegirten aller Art; viel beschäftigte das die Finanzmänner, eben so sehr aber die Theoretiker. Freilich entstanden schwerere Abgaben; indeß bildete sich sichtbar die Finanzwissenschaft mehr aus. So nannte man die erweiterte alte Cameralwissenschaft, die sich meistentheils nur mit der alten Reichsdotation des Staatsbudget beschäftigt hatte, nach ihrer erweiterten Sphäre, Finanzwissenschaft. Folgende Resultate gab in der neuesten Zeitfrist, die tiefe Forschung der Theorie der Cameralwissenschaft für Theorie und Praxis. In Folge der niedrigen Productenpreise, fand man fast nirgends die Verwandlung der Grundabgaben möglich. Man setzte fast allenthalben das Princip der gleichen Besteuerung ohne Rücksichtnahme auf den Rang des Besitzers und auf seine verjährten Immunitäten durch, jedoch mit Ausnahme des Grundeigenthums der mediatisirten Fürsten. Aber der Deutsche ist ein Rechtsvolk und hat Ehrfurcht vor dem Alten, daher bewilligte man dem alten Realprivilegienthum bald eine mindere Besteuerung für die alten Lasten, bald eine solide Abkaufssumme als

Entschädigung. Sehr ungern entschloß man sich zu hohen Verbrauchs
steuern auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse Jedermanns. Freili
sind diese sehr einträglich, grade weil sie Jedermann treffen, abe
kostbar in der Erhebung, weil sie sehr viele Aufsicht wider die Con
travenienten fordern und weil diejenigen am meisten dazu beitragen
welche ohne große Entbehrung ihre Bedürfnisse füglich nicht noch
mehr einschränken können. Auch bringen solche bei beträchtlicher Höhe
die Regierung von der einen und den Handelsstand so wie die Armut
von der andern Seite gewissermaßen in feindliche Verhältnisse zu ein
ander. Hohe Zölle auf fremde Industrie und Luxusproducte, fan
man im Wege der Retorsion häufig, jedoch nicht allgemein billig, d
nur diese England, die Niederlande und Frankreich zu billiger Be
handlung der deutschen Industrie bestimmen dürften. Am feindlichste
behandeln fast die meisten freien deutschen Städte die nachbarliche In
dustrie und Production durch ihre Thorabgaben. Handelstractate u
freundnachbarliche Recesse zur Verminderung des gegenseitigen Smug
gelhandels der Unterthanen existiren bisher noch nicht, so sehr sie auch
im Interesse des edlen Handelsstandes und der Moralität überhaupt
zu wünschen wären. — Nur in wenigen deutschen Bundesstaaten (ja
doch in Würtemberg, Baden und Schwarzburg-Rudolstadt) entschlo
man sich zu beträchtlichen allgemeinen Einkommensteuern zur Deckung
der sehr gewachsenen Staatsbedürfnisse. Es war sehr edel, daß die
die reicheren Mitglieder des Staats die Nothwendigkeit fühlten, di
bedrückteren Mitbürger zu erleichtern. Allenthalben fast aber fehlen
in Deutschland starke Erbschaftssteuern, die doch so billig sind, wenn
wie wir erlebten, durch große Staatsanleihen, das Einkommen der
Nachkommenschaft von den Zeitgenossen anticipirt wurde. In solchem
Falle müßte man weder Fideicommisse, noch Erbschaften der As- oder
Descendenten ausnehmem. Wer erbt, kann leichter zahlen, als der
jenige, der erst verdienen soll, und eben so billig scheint, daß derjenige
Erbe, der viel erbte, leichter und mehr an Procenten zahlt, als der
jenige, welcher wenig erbte. Die Staatsschulden haben überdem das
Vermögen so mancher Privaten direct durch Gewinn auf diese Staats
schulden, indirect durch höhere Stellung des Zinsfußes, als sonst der
Fall gewesen wäre — unmäßig vermehrt, und die Grundstücke in klei
nen Parcelen, die eine mäßige Familie anständig ernähren, sind bei
der wachsenden Bevölkerung und allem Fallen mancher Landesproducte
neben vermehrten Staats- und Gemeindeabgaben, dennoch im ganzen
nicht sehr im Preise gewichen. Reich ist unsre Literatur allerdings
an allem Altwissenschaftlichen, über die Finanzen der Griechen, Römer
und über ihr Abgaben- und Münzwesen ꝛc. Dagegen verlautet über
das Finanzwesen der jetzigen souverainen Staaten wenig, außer den
Discussionen der Landtage und den in Folge der Staatsbedürfniß
ergangenen Verordnungen. Doch ist hierüber die reine wissenschaft
liche Kritik in Prüfung allgemeiner Grundsätze unverboten, und dürft
wissenswürdig sein. Viele Schriften erscheinen dagegen, welche di
Abkaufung beim Zehnt- und Dienstwesen der Landleute auch bei der
Huth und Weide auf fremden Gründen, durch gesetzliche Beförderungs
mittel, empfehlen. Im Großen wirkt hier keine Regierung edler und
besonnener als die königlich preußische. Folge davon sind die großen
Theilungen der Gemeinheiten, die nicht seltenen Abtrennungen entle
gener Gutsparcelen, welche sich dann in behauſete Familienstellen ver
wandeln, die durch ihre Abfriedigung vom fremden Eigenthum der
Nachkommenschaft zur Spatencultur einen Weg bahnen, Ab- und Zu

Digitized by Google

[illegible] oft nothwendig machen, und neue Straßen befördern. [illegible] Staaten fehlt noch ein ganz vollständiges, zweckmäßiges [illegible] zur Begünstigung der kleinen Cultur in mäßigen Familienstellen, [illegible] der niedrige Kaufpreis mancher rohen Erzeugnisse der [illegible], deren Besitzer zur Theilung und Vererbpachtung der [illegible] Grundstücke eigener Bewirthschaftung, so wie die [illegible] zur Beförderung und die Männer von Sachkenntniß zur [illegible] Mitwirkung einzuladen. Ein vortreffliches Werk [illegible] Finanzwissenschaft ist: von Jacob Handbuch der Finanzwissen[illegible] 2 Bände. gr. 8. 1822. Eine vollständige Literatur der Came[illegible] ist in Ersch Literatur der Politik, Leipzig bei Brock[illegible] (Preis 1 Thlr. 16 Gr.) enthalten.

*Campher, ist ein eigenthümlicher, den ätherischen Oelen und [illegible] verwandter, näherer Bestandtheil einer sehr großen Anzahl [illegible] Wurzeln, Rinden, Blüthen und Blättern und überhaupt der mei[illegible] Blumen, welche ihn bei der Destillation zugleich [illegible] Oel liefern. In größerer Menge ist er in dem, [illegible] Baum (Laurus camphora) vorhanden, dessen [illegible] Theile in China und Japan in einer Blase mit Wasser de[illegible], wobei sich der rohe Campher in kleinen Körnern im [illegible], der mit Stroh versehen ist, sublimirt. Mit eini[illegible] Kalk wird er hernach in Europa durch Sublimation [illegible], und gelangt in Form convex- concaver Kuchen in den Han[illegible] — Aus dem Laurus sumatrensis, der auf Sumatra, Malacca [illegible], also gerade unter der Linie wächst, quillt freiwillig der [illegible] von Barros; er ist zwischen dem Holze und der Rinde völ[illegible], der aber bisher kein Ausfuhrsartikel nach Europa ist. [illegible] des Zimmtbaums (Laurus cimmamomum), auch ein [illegible] der heißesten Tropen, liefern ebenfalls Campher. Der ge[illegible] Campher ist weiß, durchsichtig, cristallisirt in Nadeln von [illegible], eigenthümlichen Geruche, von brennendem, hinterher [illegible] Geschmack. Er ist etwas zähe und verflüchtigt [illegible] nach an der Luft, ist auflöslich in Alcohol, Äther, äthe[illegible] und fetten Oelen, und wird durch Wasser daraus gefället. [illegible] Schwefelsäure löset ihn in der Kälte unzersetzt auf. Mit [illegible] und Phosphor geht er Verbindung ein. Bei 300 Grad F. [illegible] er gleich dem Oel und sublimirt sich unverändert. Seine Be[illegible] sind Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, ohne ausge[illegible] Verhältniß dieser Stoffe zu einander. Die Sublimation mit [illegible] den Geruch und Geschmack.

*Candia (Kandia), in den ältesten Zeiten Idaea vom Berge [illegible] die größte griechische Insel im Mittelmeer. Ein [illegible] durchschneidet die Insel deren westl. Theil die Venetianer [illegible] Sphachia (vorhin Leuke), den östlichen Lasthi oder Sethia [illegible] nannten. Die Thäler und die Seeküste sind sehr frucht[illegible] und wo sie nicht gesund sind, rührt das von der Verwahrlosung [illegible] unter türkischer Regierung her. Getreide, Wein, [illegible], Flachs, Hanf, Baumwolle, Tabak, Wachs, Honig, Mohn [illegible] hier trefflich. Die Viehzucht erlaubt in dieser menschenar[illegible] dem Vieh Sommerweide im Gebirge und im Winter [illegible]. Nach der trojanischen Sage schiffte der König Idomeneus [illegible] Schiffen nach Ilium. Die griechische Mythologie versetzte viele [illegible] Heldengeschichten nach dieser, Kreta genannten, Insel. [illegible] Saturn und später Minos als König 1300 J. vor der

christl. Zeitrechnung. Eine Zeitlang war Kreta nach Verbannung der Könige eine Republik und hernach ein Sitz der ciliciſchen Seeräuber bis die Römer ſie unterjochten. Sie verblieb dem oſtrömiſchen Reich bis die Saracenen ſolche 823 eroberten, welche die Feſtung und Stad Kandia erbaueten. 962 nahm ſie ihnen Nicephorus Phocas wieder Ein Markgraf von Montferrat erhielt ſolche in der Theilung des by zantiniſchen Reichs durch die Lateiner und 1204 Venedig durch Kauf Nach einem 24jährigen Kriege mußte dieſes die herrliche Inſel an di Türken abtreten. Die Türken hatten hier 3 Paſchen zu Kandia Canea und Retino. Wegen der Fehden dieſer Paſchen unter einande gelang es den Weſtgebirgsleuten im Agelick Sphachia ſich unter türki ſchem Schutze ſelbſt zu regieren. Da man aber dieſen Bergleuten of die Verträge nicht hielt, ſo pflegten ſie dann jedesmal zu den Waffe zu greifen, wurden oft geſchlagen, aber niemals in ihren Berge ganz unterjocht. Sie waren es, von denen die Paſchen Geißeln (1821 verlangten, und die dadurch aufgebracht der Inſurrection der Griechen beitraten. Sie war einſt ſehr volkreich. Ihre Berge voll Höhlen alſo kalkigt, ſind noch nicht unterſucht. Die Häfen ſind trefflich Unter der venetianiſchen Regierung waren die Kandioten ſchon im Ruf keinen Bruch ihrer Privilegien zu dulden, und ließen nicht zu, daß die Venetianer, wie in andern Diſtricten Griechenlands, einen Landes adel degli possidenti gründeten, und dadurch den übrigen Theil der Einwohner unter das Joch der Podeſtas hielten. Hätte man die Berg bauern bewaffnet als die Türken zuerſt dort landeten: ſo würde wahr ſcheinlich den Türken unmöglich geworden ſein, ſich auf Kandia zu be haupten. Die Sphachiaten ſpielen in der Geſchichte Kandia's die nämliche Rolle, als die Mainotten auf Morea, nur entgingen ſie dem Tribut des Kopfſchatzes nicht.

*Cannä, eine Stadt in der neapolitaniſchen Provinz Puglia an der Mündung des Aufidus am adriatiſchen Meere, iſt noch jetzt be rühmt durch die große Schlacht, welche hier die Römer gegen Hanni bal und die Carthaginenſer verloren. Folgendes war die Veranlaſ ſung der Niederlage der Römer. Gleich den Vorgängern im Oberbe fehl des römiſchen Heers wider die Carthaginenſer beobachteten die Conſuls Aemilius Paulus und Terentius Varro den Defenſivpla wider Hannibal, der immer dahin ſtrebte, durch einen entſcheidende Schlag Roms Schickſal in dieſem Kriege raſch zu beſtimmen, weil aber der römiſche Senat unterrichtet war, daß das römiſche Heer 87,000 Mann betrug, und daß jenes ihres Gegners nur 50,000 Mann und darunter 10,000 Reuterei enthielt und jenem dabei bekannt war, daß Hannibal weder Verbündete noch einen Stützpunkt für ein etwa ge ſchlagenes Heer habe, deſſen Ernährung aus einem verheerten Land im Rücken immer ſchwieriger wurde: ſo ertheilte der Senat Befeh an die Conſuls, durch eine Hauptſchlacht den langen Krieg zu been digen. Hannibal entdeckte bald die Veränderung in den Operationen ſeiner Gegner, und um die Römer zu verleiten eine Hauptſchlacht zu wagen, gönnte er dem Conſul Terentius Varro die Freude, in leichte Treffen der Reuterei Sieger zu heißen, indem die carthaginenſiſche Reuterei ſich jedesmal raſch nach dem Hauptquartier Hannibals zu Cannä, das ſchon im Jahr zuvor abgebrannt worden war, zurückzog Von der andern Seite gaben die Römer ihre feſte Stellung zu Canu ſium auf, und ſchlugen öſtlicher ein paar Meilen, um Hannibal nec mehr einzuengen, ein neues Lager auf und zwar an beiden Ufern de Aufidus. Endlich fanden die Römer das Schlachtfeld am rechten Ufe

Digitized by Google

des Aufidus zu enge und gingen deshalb auf das linke Ufer mit dem ganzen Heere hinüber. Der Consul Varro lehnte seinen rechten Flügel an den Fluß und breitete sich weit in die Ebene aus. Zur nämlichen Zeit überschritt bei einer Furth Hannibal den Aufidus und stellte sein kleineres Heer den römischen Kriegern entgegen. Das römische Heer hatte auf dem rechten Flügel die römische, auf dem linken die verbündete Reiterei und alles Fußvolk in der Mitte in gewohnter Schlachtordnung der Legionen dieses Volks. Schlau stellte Hannibal die numidische Reuterei derjenigen der römischen Verbündeten und die Spanier und Gallier den Römern gegenüber. Seine Infanterie aus Afrika, theilte er in zwei Massen, jede der beiden Massen stand nahe bei der Reuterei. Gesondert von beiden Flügeln durch einen freien Raum standen in der Mitte im stumpfen Winkel die Spanier und Gallier zu Fuße, und hinter solchen noch ein starkes Corps. In der Mitte übernahm Hannibal selbst das Commando. Berechnet hatte er, daß der Wind Volturnus, der in Apulien in damaliger Jahreszeit in gewissen Stunden in einer bekannten Richtung wehet, in der Periode des Angriffs Staub und Sand den Römern entgegen streuen und sie verhindern würde, seine Evolutionen zu errathen, ehe sie entschieden. Die leichten Truppen beider Heere begannen das Treffen, die Römer mit Wurfspießen, die Gegner mit balearischen Schleuderern, deren einer gleich anfangs den Consul Paulus Ämilius verwundete, indem er die erste Unordnung herstellen wollte. Heftig war das erste Anprellen der römischen Reiterei auf diejenige aus Spanien und Gallien, und als der Kampf lange dauerte, verließen die Kämpfer ihre Rosse und griffen einander zu Fuße an. Die gewandteren Gallier und Spanier warfen aber schnell die römische Reiterei, die ihre Pferde verlassen hatte und hieben Alles, was floh, nieder. Das römische Fußvolk wollte seine Reiterei retten, und zog sich nach dem Flügel im Bogen hin, in welchem es mit vielem Nachtheile focht, und fiel das spanische und gallische Fußvolk an, das sich in guter Ordnung nach Hannibal's Befehl in die großen leeren Räume zwischen der Mitte und den Linien, fechtend immer weiter zurückzog. Dies veranlaßte nun schnell, daß Hannibal vom Mittelpunkte aus, den unvorsichtig vordringenden und eingeengten Römern mit eben der afrikanischen Infanterie, die er für diese Benutzung geschont hatte, in die Flanke fiel. Nun schwankte der Kampf nicht länger zwischen den Kriegern und überall fielen die eingedrängten Römer, unter ihnen der Consul Paulus Ämilius und beide Proconsuls Servilius und Atilius. Was vom Schlachtfelde floh, hieb in der Ebene die numidische Reiterei nieder. Nur 15,000 Gefangene gelangten in die Disposition der Sieger. Der Römer Verlust betrug nach ihren eigenen niedrigsten Angaben 45,000, nach den höchsten sogar 70,000 Mann. Von den gefallenen Rittern der Römer ließ Hannibal die Goldringe sammeln und schickte davon einige Scheffel zum Zeichen des Siegs nach Carthago. Geschwächt hatte aber auch der Sieg das Heer Hannibals. Vorsichtig drang er bis Rom vor, hoffte vergebens Insurrection in der Stadt und Abfall der italienischen Verbündeten. Geld fehlte dem carthagischen Feldherrn immer und daher die Recrutirung. Dieser Mangel und nicht das kurze Wohlleben des Winterquartiers in Capua, war der wahre Grund, warum er nach 17 Feldzügen immer mehr geschwächt, endlich Italien aufgeben mußte. Man vergl. den Art. Hannibal. Bd. 4.

Canossa, unweit Regaio im Herzogthum Modena, ein jetzt in Trümmern liegendes Bergschloß, im 11. Jahrh. eine Besitzung der

bekannten Markgräfin Mathilde von Toscana, und berüchtigt wegen der harten Buße, welcher Papst Gregor VII. daselbst den von ihm in den Bann gethanen Kaiser Heinrich IV. (s. d. Art. Bd. 4.) unterwarf.

*Cantemir (Demetrius), Hospodar der Moldau, geb. 1673, leitete sein, in der Moldau ansäßiges Geschlecht griechischer Religion von Tamerlan her. Wenigen Griechen hat die Pforte jemals so viel Zutrauen bewiesen, als diesem Manne. Sie versprach ihm 1710 Erlassung alles Tributs, und künftig mit Beibehaltung der Würde in der Moldau auch die Hospodarschaft der Wallachei, um bei den oft mißlichen Freundschaftsverhältnissen mit Österreich, Polen und Rußland auf ihn ganz zählen zu können. Als aber nach einer Veränderung im Divan dieser weder Wort hielt, noch Zutrauen zu beweisen fortfuhr, trat er mit Peter dem Großen in Unterhandlung, welcher ihm den Besitz der Moldau als ein souveraines, in Cantemir's Familie erbliches, Fürstenthum unter russischem Schutz versprach. Allein als der türkische Krieg für Rußland höchst unglücklich ausfiel, folgte er seinem Beschützer nach Rußland, wurde russischer Fürst und Geheimerrath, beförderte die Gründung einer Akademie in St. Petersburg und starb 1723 in der Ukraine auf seinen Gütern. In latein. Sprache schrieb er seine Geschichte des Wachsthums und des Sinkens des osmannischen Reichs, die Nicol. Tindal in's Englische übersetzt, 1734 in 2 Folianten in London herausgab. Diese Geschichte befaßt den türkischen Staat vom J. 1300—1711. Schmidt übersetzte solche 1745 in's Deutsche. Sie hat noch jetzt als treues Gemälde des anarchischen Staats großen Werth. Auch sein Sohn Antiochus oder Constantin Demetrius war als Hofmann, Diplomatiker und Gelehrter gleich berühmt. Er wurde 1709 in Konstantinopel geboren. Der Vater und geschickte Lehrer bildeten den Jüngling, der als Lieutenant der kaiserl. Cavaliergarde ein Hauptwerkzeug des Sturzes der Familie Dolgorucky wurde. Der 23jährige Jüngling wurde russ. Gesandter am londoner Hofe, liebte die große Welt, die schönen Künste und Gelehrten, schnell faßte er mehrere lebende Sprachen, als er im J. 1736 in Gefahr des Erblindens gerieth. Er wurde in Paris geheilt, und ging nun ganz zu den ernsten Wissenschaften über, besonders zur Algebra und zur Naturlehre, worüber er außer seinen geschätzten Satyren Tractate in russ. Sprache schrieb. Er kränkelte an Nierenschmerzen und Husten ein sieches Leben fort, suchte Herstellung in Italiens wärmerer Zone vergebens, und starb dort 1744. Seine Satyren wurden in's Deutsche übersetzt, und fanden damals Beifall.

*Cap nennt man jedes sich in's Meer erstreckende Vorgebirge. Eins der wichtigsten in der Erdbeschreibung ist das Cap der guten Hoffnung an der Südspitze von Afrika. Der Portugiese Bartholomeo Diaz entdeckte solches 1493. 1497 umschiffte solches der Portugiese Vasco di Gama. Aber erst im J. 1600 lernten die Holländer diese Landspitze als einen wichtigen Schifffahrtspunkt betrachten, um hier auf der Seereise von Holland nach dem asiatischen Archipel und rückwärts neue Lebensmittel und frisches Wasser an Bord zu nehmen, auch die Kranken in's Hospital zu bringen, die keinen weiteren Transport ertragen konnten. Sie hatten nur die Absicht, dort so viel Schiffsprovision zu produciren, als die dort anlandenden Schiffe bedürften, und die Kolonie niemals ordentlich als einen, gegen starke Militärangriffe von Seiten der Wilden im Innern und gegen Anariffe von der Meerseite haltbaren Punkt in tüchtigen Vertheidigungsstand gesetzt, und doch eignete sich das mildeste Klima in ganz Afrika in und um das

Digitized by Google

Cap, und ein Gebiet, geschützt durch drei Gebirgsketten gegen das innere Afrika, die sich nach der Capstadt hin abdachen, allerdings dazu, eine wichtige Kolonie einmal zu begründen, wenn auch von dem jetzigen Territorialgebiete wirklich $\frac{7}{8}$ wegen dürrer Ebenen (Karroo) und Sandsteingebirge unbewohnbar sein sollte. Der Nordostwind herrscht hier im Winter vom Mai bis September. In der Regel ist die Witterung dann milde und nur bisweilen regnigt, stürmisch und kalt. In den übrigen Monaten herrscht der Südostwind mit großer Heftigkeit. Der Sommer ist sehr heiß, außer in den Stunden des Seewindes, aber darum nicht ungesund. Die europäischen Bäume werfen nur auf ein Paar Monate ihre Blätter ab, die afrikanischen sind immer grün. Die Rechte der Priester nimmt sich in der ganzen Kolonie Jedermann. Im Mobiliar, außer in Kupferstichen und Gemälden, ist der Luxus mäßig, in der Tafel und in der Kleidung groß. Wer frei ist, will hier nicht dienen, und kaum für andre arbeiten. Ein guter Schütze ist fast jeder geborne Afrikaner. Handwerker (meist geborne Deutsche) in der Capstadt und Bauern auf dem Lande, obgleich oft im Kriege mit wilden Caffern, Hottentotten und Buschmännern, fanden hier bisher bei einigem Gewerbfleiße guten Wohlstand und ein bequemes Leben. Als Ludwig XIV. der Republik der Niederlande 1672 den Untergang drohte, war es der Republikaner Wille, im schlimmsten Falle lieber nach dem Cap und nach Batavia auszuwandern, als Frankreichs Joch zu tragen. Das spätere Waffenunglück des angreifenden Heers, ersparte ihnen die wirkliche Vollziehung dieses Entschlusses. Vom J. 1600, wo die Holländer die Capstadt gründeten, bis 1806, wo sie solche mit der Kolonie an die Britten verloren, und im Frieden von 1814 letzteren abtraten, vermehrte sich zwar der Wohlstand der Capstadt von 15,000 Einwohnern, unter denen sich 10,000 Sclaven befinden, aber an große Kolonialverbesserungen hatten die holländischen Statthalter niemals gedacht. Ganz andere Plane umfaßt seitdem in dieser Kolonie die brittische Regierung, und die wichtigsten Veränderungen sind hier bereits erfolgt. Die Stadt ist der Hauptpunkt der Kolonialregierung, und Waffenplatz für ein Land- und Seemilitär von wenigstens 5000 Mann. Die brittische Regierung erweiterte nach dem Binnenlande das Gebiet, durch Ansiedlung einer bewaffneten Kolonie von Europäern, die Linientruppen decken, und hat Arbeiter, Handwerker und Culturunternehmer aus dem Mutterlande eingeladen, daselbst Gewerbe und Landwirthschaft zu ergreifen. Sie fürchtet nicht den Krieg mit Afrika's Wilden, selbst nicht mit den Caffern; sondern schreibt ihnen vielmehr Gesetze vor, nach denen sie ihnen Frieden und Handel anbietet, und die Schiedsrichterin ihrer Streitigkeiten sein will. Sie hat dort an Linientruppen ein beträchtliches Corps eingeborner Hottentotten und ostindische Seapoys stationirt, die die Strapatzen eines Kriegs mit den Wilden besser als Europäer ertragen. Bekanntlich gab die Regierung der Britten den Franzosen die Insel Bourbon 1802, behielt aber dagegen Mauritius. Als Rheedeplatz und Vertheidigungspunkt ist Mauritius viel wichtiger als Bourbon, aber es producirt an nothwendigem Bedarf weniger als Bourbon, und diesen Mangel kann das Cap ersetzen, wenn das der Kolonie Mauritius leichter scheint, als die Verproviantirung von Madagascar, woselbst man ohnedem keine Getreidearten bauet, an denen die Capkolonie bei der Trägheit der Capbauern so reich sein könnte, wenn nur nicht der Menschenhand fehlte. Doch wird jährlich viel Waizen nach England zur Saat verschifft. Nach den Gewässern des großen austral-

schen Continents und selbst nach den äußersten Küsten des eisigen Süd-pols, hat England ein großes Interesse vom Cap aus Wallfischfangs-expeditionen anzuordnen, eine Idee, die die Holländer während ihres Besitzes nicht aufgefaßt hatten. An sich ist die Rheede der Capstadt nicht einmal ganz sicher, aber die Kolonie hat die Saldanhabai, die Falsebai, Tafelbai, Limonsbai, Woodsbai. Weil hier Passatwinde wehen: so ist bald die eine, bald die andere Bai an der westlichen oder östlichen Küste die sicherere, nach der verschiedenen Ankunft und dem verschiedenen Aufenthalt der Schiffe. Übrigens fehlen noch allen diesen Baien sichere Molo's, selbst nahes Quellwasser hie und da. Die jetzige Regierung fängt aber an, jedem solchen Mangel allmälig abzuhelfen. Den höchst vernachlässigten Weinbau hat die Regierung durch den mäßigen Einfuhrzoll in England und den beginnenden Verbrauch in Ostindien, so wie durch polizeiliche Aufsicht auf die Behandlung der Reben und des Kelterns, wenigstens schon verzehnfacht. Trefflich gedeiht dort ferner Tabak und die edle Schafzucht, die einzige zahme Thierart, die auch in den Karroos wenigstens an der Grenze Weide finden kann. Sogar hat das Cap an einigen schlecht bewohnten Punkten Schiffsbauholz, und an seiner höchsten Gebietsbreite nur eine Länge von kaum 3 Graden. Die brittische Industrie ist sehr thätig, dort alle Producte Afrika's und Ostindiens zu acklimatisiren. Auch wollte man Malayen und Chinesen daselbst kolonisiren. Geschieht solches mehr im Großen als bisher: so unterlassen diese gewiß nicht sorgfältige Versuche zu machen, auf dem Cap sich die Producte ihres vaterländischen Klima's dort zu verschaffen. Die Kolonie befindet sich im Ganzen besser unter der umsichtigen brittischen Regierung, als unter der holländischen, und die Bewohner sollen nach dem britt. Kolonialsystem auch gewisse beschränkte politische Rechte erhalten. Die Eintheilung in 4 Landvogteien hat die Regierung beibehalten, weicht aber darin durchaus von der holländischen Verwaltung ab, daß sie auch die Ansiedelung kleiner Landstellen begünstigt, und die unmäßigen Weiderechte der zuerst seßhaft gewordenen afrikanischen Bauern beschränkt, und durch Anlegung ordentlicher Erdbücher, das Grundeigenthum nach brittischem Kolonialrechte feststellt.

*Capellen heißen ursprünglich kleine geistliche, entweder selbstständige (z. B. auf Kirchhöfen außer den Städten) oder in Kirchen und Privathäusern selbst angebrachte Gebäude ohne Taufstein, in welchem jedoch nur gewisse gottesdienstliche Handlungen begangen werden. Da nun in diesen kirchlichen Capellen auch bisweilen geistliche Musiken aufgeführt wurden: so belegte man die Gesellschaft der dazu beauftragten Tonkünstler mit demselben Namen, und überhaupt die Tonkünstlervereine vornehmer Personen oder Regenten. (S. den Art. Orchester Bd. 7.) Die schwächste Besetzung einer solchen Capelle kann nicht weniger als 4 Ausüber für die erste und zweite Geige, zwei für die Bratsche, vier für die Bässe und zwei für jedes erste und zweite Blasinstrument in sich fassen. Denn die Geigeninstrumente müssen, wenn sie gegen einfach besetzte Blaseinstrumente die gehörige Wirkung machen sollen, vierfach besetzt sein. Im Allgemeinen werden alle diese Musiker nur zum Begleiten oder Ripien zu spielen gebraucht, und brauchen keine Solospieler zu sein. Concertspieler nennt man diejenigen Musiker der Capelle, welche Solo zu spielen vermögen. Außer den Instrumentalisten, hat eine Capelle auch Sänger, als erste und zweite Sopransängerinnen, deren Stelle auch die Castraten einnehmen, Tenoristen und Bassisten. Sie können gleich den Instrumenta-

Digitized by Google

sten, entweder bloße Chorsänger oder auch Solosänger sein. An der Spitze steht der Capellmeister (maestro di capella), dessen Amt es ist, für das Bedürfniß der aufzuführenden Musiken zu sorgen, sie richtig zu besetzen, das Einstudiren derselben zu leiten, und bei der Aufführung selbst die Direction zu übernehmen. Der Capellmeister muß außer der umfassendsten Harmoniekenntniß auch jedes einzelne Orchesterinstrument wenigstens theoretisch kennen, und in den Stimmen vorkommende Fehler anzugeben oder zu verbessern verstehen. Er leitet seine Capelle bei Kirchenmusiken mit der Orgel, bei Theater- u. Kammermusiken mit dem Flügel, bei kleineren Musiken und schwacher Besetzung auch wohl mit der Geige. In der neueren Zeit haben die Capellmeister angefangen, ohne Instrument mit dem Tactstocke aufzuführen, oder durch das Instrument wenigstens nur nachzuhelfen. Der Capellmeister hat die Partitur vor sich (s. d. Art. Bd. 7.). Aus dieser leitet er insbesondere den Gesang, und überläßt die Führung der Capelle selbst meistens dem Concertmeister, der an der Spitze der Geige steht. In Italien wird jeder bei einer großen Kirche, bei einem Theater, oder bei einem Conservatorium angestellte Tonsetzer Concertmeister genannt.

•**Carmin** ist das mit einem erdigen oder metallischen Oxyd verbundene rothe Pigment der Cochenille oder der Lackschildlaus. Sie sitzt am liebsten ihren Sitz auf Cactuspflanzen. Da die Schönheit dieser theuern Farbe nicht allein in Folge des angewandten Verfahrens, sondern auch des quantitativen Verhältnisses der Zuthaten sehr modificirt wird: so hat man über die Bereitung der künstlichen Carmine höchst abweichende Vorschriften. Diejenigen Fabriken, welche den besten Carmin bereiten, verhehlen ihre Methode als ein Fabrikgeheimniß; Neuspanien hat die beste natürliche Cochenille.

•**Caroline Amalie Elisabeth**, Königs Georg IV. von Großbritannien und Hannover Gemahlin, s. d. Art. Wallis (Prinzessin von), Bd. 10, und ihre Rückkehr nach England, den dort eingeleiteten Ehescheidungsproceß und ihren Tod im Jahre 1821 erzählt der Art. Georg IV. in der Neuen F. des Conv. Lex.

Carrey, s. God save the King.

•**Carthagena**, eine uralte Stadt in Spanien an den Küsten des Königreichs Murcia, die starke Handlung treibt, und einen Hafen hat, der zu den drei großen Kriegshäfen von Spanien gehört, und der beste im ganzen mittelländischen Meere ist. Das Bassin desselben ist sehr tief und reicht dicht an die Stadt. Die Hügel dicht umher, die steilen Höhen und einer Insel vor dem Hafen sichern den Eingang vor allen Winden. Die Stadt liegt mit der Citadelle im Hafen auf einer Halbinsel. Sie hat 29,000 Einw., treffliche Schiffswerfte, ein Seearsenal, eine Seecadettenschule, mathematische, nautische und Pilotenschulen, ein Observatorium, einen botanischen Garten, eine Segeltuchfabrik, Fischerei, Handel mit Barilla, Seide, rothem Gestein ꝛc. In ihrer Nähe benutzten die Carthager Silberminen von so bedeutendem Ertrage, daß Hannibal dadurch zu der Ausführung seines Feldzugs wider die Römer über die Alpen in Stand gesetzt wurde. In der Nähe liegen heiße Quellen und gute Salzwerke. Die Stadt wurde von dem carthaginensischen Feldherrn Hasdrubal erbaut, und war vormals noch ansehnlicher, als jetzt. **Carthagena** in Indien oder Neu-Carthagena ist eine Provinz, mit der Hauptstadt gleiches Namens in dem südamerikanischen Freistaat Columbia. Die Gegend ist so feucht, daß das dortige harte Holz dauer-

haster ist als Eisen, das der Rost schnell verzehrt, und daher un= sund. Hier findet man den besten Cacao. S. Südamerika, Bd.

*Cassel (Hessen=), oder Kurhessen. Alle hessische und nicht b= kurhessische Stammlande regierte der Landgraf Philipp der Großm= thige, der zum Lutherthum überging. Er war ein sehr bedeute= der deutscher Reichsfürst und Führer des schmalkaldischen Bundes m= dem unglücklichen damaligen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachse= Die große Türkengefahr des Jahrhunderts war wahrscheinlich der p= litische Grund, welcher die Kurfürsten zur Wahl Kaiser Carl V. b= stimmte, so sehr sonst auch das Fürsten=Interesse damaliger Zeit g= bot, weder diesen noch den andern Bewerber um die deutsche Kaise= krone, König Franz von Frankreich, zu wählen. Der unglückliche Au= gang des schmalkalder Bundes brachte auch Philipp den Großmüthig= in kaiserlichen Verhaft, und selbst seine eigne Erfahrung, wie nac= theilig die Theilung von Land und Leuten den Fürstenhäusern b= einem so mächtig gewordenen Kaiserhause werden könne, hielt dies= großen Fürsten nicht ab, seinen vier ehelichen Söhnen, jedem ein= Landestheil, durch sein Testament nach seinem Ableben (1567) einzu= räumen. Unbeerbt starben die beiden Brüder Philipp und Ludwig= Gründer der Linien Butzbach und Marburg. Die den beiden Linie= Cassel und Darmstadt, besonders im 30jährigen Kriege, so nachtheili= gewordne Eifersucht wurde schon angefacht, durch die Theilung de= butzbacher und marburger Erbschaft. Beide Regentenhäuser befol= ten durch ihre Ministerien, wenn die deutschen Fürsten sich unein= waren, gemeiniglich eine entgegengesetzte Politik. Sogar führten ihr= Vergrößerungspläne sie fast immer, wie bei der hanauischen Erbschaf= in neue Streitigkeiten unter einander, und scheint jene Uneinigkeit er= in den jüngsten Tagen unsrer Zeit gänzlich zu erlöschen. Sein Sohn= Wilhelm IV., stiftete die Linie Hessen=Cassel mit der Dotation de= ungefähren Hälfte der väterlichen Erblande. Schmalkalden, ein Thei= von Schauenburg, nebst dem Fürstenthume Hersfeld, wurden dazu er= worben, bis zum westphälischen Frieden. Hessische Söldner nahmen= als Bundestruppen anderer Continentalmächte, fast an allen europäi= schen und türkischen Kriegen Theil. Dies System verbesserte die Fi= nanzen, aber nicht so sichtbar den Wohlstand des Landes, und bracht= den glänzenden Hof selbst in ausländische Familienverbindungen, welc= den Landgrafen Friedrich I. zum schwäbischen Throne führten. D= dieser ohne ehelige Nachkommen starb, fiel nach seinem Tode di= wirkliche Regierung an seinen Bruder, den langjährigen Statthalte= Wilhelm VIII., der Hanau erwarb, aber noch den 7jährigen Krie= als brittischer Bundesgenosse erlebte, der den hessischen Kriegern Eh= und dem Lande viel Unglück brachte. Sein Sohn Landgraf Friedrich II= hatte einen glänzenden Hof, ein großes Militär, das im engl. Sold= gegen Nordamerika's Unabhängigkeit focht. Hessen erfuhr manch= Landesverbesserungen seines reichen und die Kunst liebenden Fürsten. Ueber seinen Sohn, Landgraf Wilhelm IX. (s. d. Art. Wilhelm I.) — Das Regentenhaus hat an Nebenlinien, a) die ältere philippsthale= Linie, Residenz Philippsthal, b) die jüngere Philippsthal=Barchfeld= Residenz Barchfeld. c) die reich apanagirte Linie Rothenburg mi= 8 standesherrlichen Aemtern im Kurstaat und mit den fürstl. Standes= herrschaften Ratibor und Corvey unter preußischer Landeshoheit. De= jetzige Landgraf Victor Amadeus geb. 1779 ist der einzige dieser Linie= und bisher, obgleich vermählt, ohne Leibeserben.

Digitized by Google

Cathéten (Katheten) sind diejenigen beiden Seiten eines rechtwinklichten Dreiecks, die den rechten Winkel einschließen, jede an sich kleiner als die dritte Seite, oder die Hypothenuse, zusammen aber größer als diese. Der merkwürdige Lehrsatz, daß ihre Quadrate zusammengenommen, dem Quadrate der Hypothenuse gleich sind, ist unter dem Namen des Pythagoreischen Lehrsatzes, oder Magister mathesecos bekannt und berühmt.

Catholische Majestät, ein Titel, den Papst Alexander VI. den Königen von Spanien eigenthümlich beigelegt hat, zum Andenken der 1491 durch Ferdinand von Arragonien vollendeten Vertreibung der Mauren aus Spanien. Schon früher, und zwar seit der toledischen Kirchenversammlung im J. 589 hatten jedoch verschiedene spanische Könige diesen Titel geführt.

Cenci, eine im Anfang des 17. Jahrh. erloschene ansehnliche Familie in Rom. Von ihrem tragischen Ende erzählt die freilich nicht ganz verbürgte Sage Folgendes. Befleckt durch die gröbsten Laster, hatte das damalige Haupt der Familie Cenci auch blutschänderische Anschläge auf die Unschuld seiner schönen Tochter gemacht. Auf's Höchste gereizt, beschlossen Mutter und Tochter den Tod des unnatürlichen Vaters. Einer der gedungenen Mörder ward bei Vollführung der That ergriffen, und nannte auf der Folter Mutter und Tochter als Urheberinnen des Mords. Diese leugneten, und alle Qualen der Folter vermochten nicht, der Tochter das Geständniß abzupressen. Nun ward der eingeständige Mörder zu ihr gebracht. Ihr Blick, voll Verachtung des Feigen, ihre Vorwürfe, und die Nachricht, daß ihr zarter Körper, gestärkt durch das Bewußtsein ihrer Unschuld, die Martern der Folter überstanden habe, erschütterten den Banditen. Er nahm sein Geständniß zurück, und nichts war vermögend, ihn zur Wiederholung seiner frühern Aussage zu bewegen. Jetzt ward auch die Mutter auf die Folter gespannt. Sie gestand, und — ein Blick, ein Wort von dieser in ihr unglückliches Schicksal mit verwickelten geliebten Mutter, zerrüttete die Standhaftigkeit der Tochter, deren Heldenseele, bei aller Abscheulichkeit des auf ihr ruhenden, aber doch nicht genugsam erwiesenen Verdachts, sie den berühmtesten Herrinnen der alten Römerzeit gleich stellt. Mutter und Tochter wurden, nach erfolgtem Geständniß, nebst dem Bruder, dem letzten Sprößlinge des Hauses entdeutet, ihre Güter eingezogen, und von dem damaligen Papste (Paul V., Borghese) seinen Neffen geschenkt. Der Boden, auf welchem die jetzige Villa Borghese steht, gehörte früher zu einem der Landsitze der Cenci. Im Palaste Colonna zu Rom wird dem Reisenden ein treffliches Gemälde, angeblich von Guido Reni, als das Porträt der unglücklichen Vatermörderin gezeigt, und dieses hinreißend schöne, den fühlenden Beschauer tief erschütternde Mädchenbild, ist die Veranlassung der in ganz Europa verbreiteten Kenntniß der obigen Schauergeschichte.

Centner gemeiniglich von 100 oder 112 Pfd. Gewicht. Bei den so verschiedenen Gewichten in Deutschland ist der Centner eben so ungleich als die Pfunde. Der französ. metrische Centner hat 100,000 Grammen Gewicht gleich 100 Kilogrammen.

Cerachi (Joseph), geb. in Rom, war schon durch die Werke seines Meißels berühmt, als die Revolution in seiner Vaterstadt seinem Geiste eine neue Richtung gab, die ihn trieb, die Kunst mit der Politik zu vertauschen. Er gehörte 1799 zu den feurigsten Anhängern der neuen Republik. Als er, nach der Herstellung der päpstlichen

Herrschaft, Rom verlassen mußte, ging er nach Paris, wo der erst Consul Buonaparte seine Büste bei ihm bestellte. Ceracchi aber lie sich mit den jungen französischen Künstlern, die er in Rom gekann hatte, und deren streng republikanische Meinungen mit seinen Ansichte übereinstimmten, in eine Verschwörung gegen Buonaparte ein, in wel chem er nur den Unterdrücker seines Landes sah. Er wurde im Oct 1800 mit Arena, Damerville und Topino Lebrün, in der Oper ver haftet. Als er vor dem Gerichte stand, schien die Nothwendigkeit, sic vertheidigen zu müssen, ihn zu empören, und er antwortete nur ein silbig. Er wurde mit seinen Mitschuldigen zum Tode verurtheilt, un ging im Februar 1801 mit großer Standhaftigkeit zum Blutgerüste Die Kunst verlor in dem Zöglinge Canova's, der beinahe schon de Nebenbuhler seines Lehrers war, sehr viel.

Chalkographie, s. Kupferstecherkunst. Bd. 5.

Chaloupe, ein großes, zum Dienst der Seeschiffe bestimmte Boot, welches gewöhnlich durch Ruder in Bewegung gesetzt wird, zu wellen aber auch Mast und Segel hat. Während das Schiff unter wegs ist, liegt die Chaloupe und in ihr die kleinen Böte, mit Taue befestigt, auf dem Verdeck, und nur auf der Rheede, oder etwa in Noth fällen wird sie in's Meer gelassen. Sie dient hauptsächlich zum Trans port der schweren Sachen, die zum Schiffe gehören. Kanonier-Cha loupen sind dergl. Bötel, die an ihrem Vordertheile mit einer Kanon (gewöhnlich 24pfünder) versehen sind. Sie sind oft von großem Nutzen weil sie dem feindlichen Schiffe nur die sehr schmale Vorderseite zu wenden, und daher von dem Geschütz desselben nicht leicht zu treffen sind, auch ohne Schwierigkeit sich an Stellen zurückziehen können, di wegen ihrer Seichtigkeit den tiefer gehenden großen Schiffen unerreichbar sind.

*Chambery, Hauptstadt des Herzogthums Savoyen mit 12,000 Einwohnern in einem ziemlich weiten sich rundenden Thale, welches mäßige Berge einfassen. Der zahlreiche, aber nicht reiche Landesadel verzehrt hier nach italienischer Sitte die Einkünfte seiner Landgüter. Ein Erzbischof, der hier residirt, vermehrt nebst vielen Fremden die Nahrung und die Annehmlichkeiten der Stadt, welche eine öffentliche Bibliothek und eine Ackerbaugesellschaft hat. Ihr Landsmann Graf Boigne, der in Indien große Reichthümer erwarb, bereichert noch immer mehr seine Vaterstadt mit wohlthätigen Stiftungen und Verschönerungen. Die nahen Bäder werden stark besucht. Hier herrscht jeder Gewerbfleiß, der sich in dem bergigen Savoyen ansässig gemacht hat, besonders in Destillation, in Leinen, Leder, Seife, Spitzen und Hüten. Alle nahen Berge des Thals sind mit Villen, Gärten und Landgütern besetzt.

Chambre ardente, ehemals in Frankreich ein schwarz ausgeschlagenes, mit Kerzen erleuchtetes Zimmer, in welchem Staatsverbrecher höhern Ranges gerichtet wurden. — Als König Franz II. im 16. Jahrh. einen Gerichtshof, um gegen die Protestanten zu verfahren einsetzte, die gewöhnlich zum Feuer verurtheilt wurden, nannte das Volk denselben, mit Anspielung auf die Todesart, ebenfalls Chambre-ardente.

*Chatillon (Congreß zu), vom 3. Febr. bis 15. März 1814 und gleichzeitige Kriegsereignisse. Die Unterhandlungen, welche die Verbündeten schon zu Frankfurt im Novbr. 1813, mit Napoleon angefangen, dann aber seit dem 8. Januar 1814, als sie den Schauplatz des Krieges in das Herz von Frankreich verlegten, abgebrochen hatten

Digitized by Google

wurden auf's neue fortgesetzt in dem für neutral erklärten Städtchen Chatillon-sur-Seine (Hauptort eines Bezirks in dem Departement Côte d'or, mit 3700 Einw.), wo Herr von Caulaincourt (Herzog von Vicenza), der an Marets (Herzog von Bassano) Stelle Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, die Antwort des Fürsten Metternich auf seinen letzten Brief erwartete. Lord Castlereagh leitete daselbst die Unterhandlungen im Namen Großbritanniens; außer ihm befanden sich noch daselbst drei brittische Minister, der Lord Cathcart, Aberdeen und Stewart. Im Namen Rußlands unterhandelte der Graf von Razumoffski, im Namen Ostreichs der Graf Stadion, und im Namen Preußens der Baron von Humboldt. Die Geschichte dieses Congresses, der sich in den letzten Tagen des Januars versammelte, steht mit dem Gange des Krieges im genauesten Zusammenhange. Nach der Schlacht bei Brienne oder la Rothière (s. d. Art. Brienne Bd. 2.) zog sich Napoleon über Troyes am 8. Februar nach Nogent an der Seine, 23 Stunden von Paris, zurück. Die Verbündeten hatten ihrerseits in dem Kriegsrathe zu Brienne am 2. Febr. beschlossen, die französische Armee nicht mit vereinter Kraft zu verfolgen, weil das Land für zwei Heere auf einer Straße nicht hinreichende Verpflegungsmittel darbot; Schwarzenberg und Blücher trennten sich also, um auf Paris zu marschiren, jener über Troyes, das er am 7. Febr., Napoleons Heertheile zurückdrängend, besetzte, an beiden Ufern der Seine, dieser über Arcis und Chalons, um hier die Heertheile von York, Kleist und Langeron aufzunehmen, längs der Aube und Marne nach Meaux hin. Allein Blücher drang, den Marschall Macdonald verfolgend, statt die Nordarmee aus Belgien abzuwarten, in einzelnen Heerhaufen, wodurch er seine Kräfte zersplitterte, zu rasch durch die Champagne vor. Zwischen ihm und der Hauptarmee blieb ein leerer Raum von drei bis vier Märschen, den Napoleon, ungeachtet der verdorbenen Wege, mit rascher Kühnheit zum größten Nachtheil für die Alliirten benutzte. Unterdessen war der Congreß bereits am 3. Febr. eröffnet worden, in dem Napoleon sich zur augenblicklichen Auslieferung aller festen Plätze in den von Frankreich abzutretenden Ländern erbot, sobald die Verbündeten ihm einen Waffenstillstand zugeständen. Allein diese verlangten, sogleich die vorläufigen Bedingungen eines Friedens zu unterzeichnen, der Frankreich seine alten Grenzen sichere, wenn Napoleon ihnen sechs der wichtigsten Grenzfestungen einräumte. So stand die Unterhandlung, als Napoleon, — rechts von Schwarzenberg diesseits Troyes bedroht, links von Blücher überflügelt, dessen vorderster Heerhaufen unter York bis la Ferté sous Jouarre, am 9. Febr., drei Tagemärsche von Paris, vorgedrungen war, — plötzlich durch einen Seitenmarsch die Mitte der Linie, auf welcher die durch starke Zwischenräume getrennten Abtheilungen des schlesischen Heeres sich befanden, senkrecht durchschnitt, so daß er nun im Rücken und in der linken Flanke des Feindes vordrang. Er ließ nämlich 36,000 Mann unter Victor, Oudinot und Milhaud an den Uebergangspunkten der Seine und Yonne gegen Schwarzenberg zurück, und eilte von Nogent über die Seine links mit den Heertheilen von Ney und Marmont, nebst den Garden unter Mortier, 30,000 Mann stark, am 9. Februar nach Sezanne, warf sich am 10. bei Champaubert, mit 6000 Pferden auf die russische Heerabtheilung des Generals Alsusieff, der 5000 Mann Fußvolk und 24 Kanonen hatte. Dieser mußte sich, nach tapferem Widerstande, mit 2000 Mann ergeben; 2000 Mann entkamen durch die Wälder, und 15 Kanonen fielen in feindliche Gewalt. Napoleon stand jetzt im Rücken der unter

Sacken und York vorgeschobenen Heertheile. Jener marschirte daher 2000 Mann stark, eiligst von la Ferté nach Montmirail zurück, wurde aber hier am 11. Febr. von Napoleon, der Montmirail schon besetzt hatte, nach einem blutigen Kampfe in den Dörfern l'Epine und Marchais, geschlagen, und zog sich, durch die Ankunft eines Theils des Heerhaufens von York gedeckt, mit einem Verluste von 2400 Mann an Todten, 1000 Gefangenen und 9 Kanonen, in der Nacht nach Chateau-Thierry zurück, das er, nachdem sein Nachtrab auf den Höhen von Nesle am 12. nochmals geschlagen worden war und über 2000 M. verloren hatte, fliehend erreichte. Hier deckte Prinz Wilhelm von Preußen mit 2000 M. den Uebergang auf das rechte Ufer der Marne, worauf Sacken und auch York, der indeß von Meaux zurückgewichen war, beide von Macdonald verfolgt, sich nach Rheims zurückzogen. Unterdessen hatte Blücher auf die erste Kunde von Napoleons Bewegung den Heertheil des General-Lieutenants von Kleist und die Abtheilung des Generals Kapzewitsch, am 12. in der Stellung bei Bergeres zusammengezogen, und war in der Meinung, Napoleon sey von den Generalen York und Sacken zurückgewiesen, mit 20,000 Mann nach Etoges vorgerückt, wo er Marmont, den Napoleon ihm entgegen gesandt hatte, am 13. angriff und ihn, um sich mit Sacken und York zu vereinigen, nach Montmirail hin bis Vauchamp zurücktrieb. Aber schon am 14. ereilte Napoleon hier und bei Joinvillers den preußischen Vortrab. Bald sah sich Blücher von allen Seiten angegriffen, und seine Lage jetzt erkennend, beschloß er den Rückzug; das Fußvolk schaarte sich in Massen, die Batterien zwischen sich, die Reiterei auf den Flügeln. An diesem Tage bei Vauchamp und Etoges, rettete die Tapferkeit der Preußen und der Heldenmuth ihrer Führer, Blücher, Gneisenau, Kleist und Prinz August von Preußen, das Heer von Schlesien. Denn trotz ihrer Ueberlegenheit an Reiterei, vermochten die Franzosen nicht die preußischen Vierecke zu durchbrechen; vergebens hatte Grouchy Champaubert und mit 6000 Reitern die Straße nach Etoges besetzt, um Blücher den Rückzug abzuschneiden. Obgleich vom Feinde umzingelt, warfen die Preußen und Russen seine wiederholten Flankenangriffe zurück, und zogen fechtend in gedrängten Schaaren fort, bis sie den Wall von Etoges erreichten. Auch hier mußten sie sich durch Massen des feindlichen Fußvolks, das ihnen dahin zuvorgekommen war, durchschlagen, wobei die Nachhut, von Grouchy's Reiterei in den Flanken, und von Marmont's Fußvolk von vorn angegriffen, größtentheils zersprengt und gefangen wurde. Erst in der Nacht gelangte Blücher, mit einem Verluste von 4000 M. und 9 Kanonen, in die Stellung bei Bergeres. Am 16. wich er, ohne weiter verfolgt zu werden, nach Chalons an der Marne zurück, wo er sich mit York und Sacken und mit den herbeieilenden Schaaren von Langeron vereinigte. Das schlesische Heer hatte in diesen sechs Tagen ein Viertheil seiner Stärke, beinahe 15,000 Mann verloren, war aber jetzt von neuem über 60,000 M. stark. — Unterdessen waren Witgenstein und Wrede über die Seine in Napoleons Rücken vorgedrungen, und Fürst Schwarzenberg hatte die an der Seine stehenden Heerabtheilungen aus Sens am 11., aus Nogent am 12., aus Montereau am 15., so wie aus Provins und aus andern Orten vertrieben, so daß das Heerlager der verbündeten Monarchen am 16. bis Bray vorgerückt war. Dies bewog den Kaiser Napoleon am 15. bei Etoges von der Verfolgung Blüchers abzulassen, und er zog in Gewaltmärschen, mit seinem jetzt auf 100,000 Mann verstärkten Heere, von Montmirail am 16. bis Meaux, um von hier aus

Digitized by Google

sich auf die einzelnen Abtheilungen des feindlichen Hauptheeres zu werfen. Allein Schwarzenberg empfahl sofort den drei auf dem rechten Seineufer staffelweise vorrückenden Heerestheilen in der Angriffsbewegung einzuhalten. Doch Wittgenstein setzte willkürlich seinen Marsch weiter fort; daher geschah es, daß nicht nur sein Vortrab unter Pahlen von dem General Gerard bei Mormant und Nangis am 17. angegriffen wurde, wo er einige tausend Mann und 10 Kanonen verlor, sondern daß auch am 18. bei Montereau, am linken Ufer der Seine, wo die Yonne in die Seine fällt, ein nachtheiliges Gefecht geliefert werden mußte, wo jedoch der tapfre Kronprinz von Würtemberg an der Spitze des vierten Heertheils, mit etwa 10,000 M. und 38 Stück Kanonen, den Uebergang über die Seine, dem an Victors Stelle getretenen General Gerard und dem Kaiser Napoleon selbst, die ihn mit 30,000 M. und 60 Kanonen angriffen, — so wie Schwarzenberg es ihm befohlen — bis zum 18. Abends verwehrte, und sich hierauf, indem er über die Brücke nach Montereau unter dem feindlichen Geschützfeuer ging, nach einem Verluste von 2800 Mann, ohne die Gefangenen und das unbrauchbar gemachte Geschütz, ungehindert auf das Hauptheer zurückzog. Dadurch gelang es dem Fürsten Schwarzenberg alle Massen seines Heeres am 19. wieder bei Troyes zu vereinigen. Jetzt hoffte Napoleon, den Fürsten hier zu einer Schlacht zu zwingen, wo alles ihm den entscheidendsten Erfolg versprach; dazu kam noch die Nachricht von einem Siege, den der Vicekönig von Italien gegen Bellegarde am Mincio, vom 8. bis 10. Februar, erfochten hatte*), was Napoleons Zuversicht so sehr erhob, daß er seine Foderungen zu Chatillon in einem stolzeren Tone noch höher spannte, als bisher. Allein Fürst Schwarzenberg ging noch in der Nacht durch Troyes über die Seine, und stellte sich am 21. mit Blücher auf's neue eng verbunden, längs beiden rechten Ufer dieses Flusses bis Mory auf. Dieser vielfach getadelte Rückzug am 19., auf welchem am 25. auch der über die Aube bei Colombé nach Chaumont hin folgte, weil Augereau von Lyon aus die Verbindung des Hauptheeres mit der Schweiz bedrohte, rettete dieses Heer der Verbündeten, welche jetzt beinahe Alles verloren sahen, was sie seit der Schlacht bei Brienne gewonnen hatten. Schwarzenberg entsandte nun Bianchi mit 30,000 Mann, um längs der Saone gegen Augereau vorzurücken; zugleich wurde dem Kaiser Napoleon, als dessen Heerlager noch zu Montereau war, am 19. Febr. Waffenstillstand angetragen, und ein Eilbote aus Chatillon überbrachte ihm den Entwurf eines vorläufigen Friedens, unterzeichnet von sämmtlichen Bevollmächtigten der verbündeten Mächte zu Chatillon den 17. Febr. 1814. Aus dem Umstande, daß dieser Tractat zwischen den Mächten Oestreich, England, Rußland und Preußen, und „Sr. Majestät, dem Kaiser der Franzosen, seinen Erben und Nachfolgern," abgeschlossen werden sollte, sieht man, daß die englischen Bevollmächtigten an keinen frühern Artikel, die Anerkennung von Napoleons Kaisertitel betreffend, gedacht, sondern diesen Titel als schon zustanden angenommen hatten. Die Bedingungen fand der in Paris errichtete Regentschaftsrath, dem der Kaiser den Entwurf mittheilte, annehmbar; allein eine

*) Der Adjutant des Vicekönigs brachte ihm jene Nachricht in dem Augenblicke, wo er bei Montereau gesiegt hatte. Napoleon fertigte ihn sogleich mit den Worten ab: Retournez auprès d'Eugène, racontez-lui, comment j'ai arrangé ces gens-là! C'est de la canaille que je chasserai à coups de fouet!!

Nebenbestimmung, die von den Verbündeten geforderte Besetzung von Paris bis zum endlichen Frieden, beleidigte Napoleons Würde so sehr, daß er mit dem Ausrufe: „Er sey jetzt näher bei Wien, als die Verbündeten bei Paris", die Vorschläge verwarf, jedoch mit Östreich besondre Unterhandlungen anzuknüpfen suchte. Eben so wenig nahm er den von den Verbündeten am 23. Febr. wiederholten Antrag eines Waffenstillstandes an, willigte aber ein, daß nach den am 25. Febr. von Fürsten von Lichtenstein überbrachten Vorschlägen, die Unterhandlungen zwischen Flahault und dem östreichischen General Duca, dem Grafen Schuwaloff und dem preuß. General Rauch, in dem Dorfe Lusigny fortgesetzt wurden. Doch sein Versuch, Östreich von den Verbündeten zu trennen, war vergeblich; der Kaiser Franz schien zwar einer Ausgleichung mit Napoleon nicht abgeneigt zu seyn; allein durch einen Unfall wurde der mit seinen Vorschlägen beauftragte Unterhändler B. v. B. unterwegs aufgehalten, und der für Napoleon günstige Augenblick ging dadurch verloren. Denn die vier Mächte vereinigten sich bald aufs engste gegen Frankreich zur Herstellung und Behauptung des Friedens durch den, für die Dauer von zwanzig Jahren, am 1. März abgeschloßnen Tractat zu Chaumont, nach welchem sie, wenn Napoleon die ihm gemachten Friedensvorschläge nicht annähme, den Krieg fortsetzen, wenn er sie aber annähme, den Frieden, so wie er von ihnen beschlossen sey, mit vereinter Kraft aufrecht erhalten wollten. So wurde das Schutz- und Trutzbündniß von Chaumont die diplomatische Grundlage der noch bestehenden europäischen Staatenverhältnisse; wir haben ihm daher einen eigenen Artikel gewidmet. (S. Chaumont.) Während dies geschah, rückte Napoleon, unter beständigen Gefechten, der Hauptarmee nach und besetzte am 25. Febr. Troyes. — Blücher hatte sich indeß von Schwarzenberg wieder getrennt und ging am 24. bei Bar demont über die Aube, um in der linken Flanke des Feindes, wo Marmont und Mortier vor ihm zurückwichen, gegen die untere Marne vorzudringen, und sich der aus Flandern heraneilenden Nordarmee zu nähern. Das Hauptheer unter Schwarzenberg aber zog sich bis an seine zu Langres befindlichen Unterstützungen zurück, so daß nunmehr das östreichische Heer von 50,000 Mann im Süden, unter dem Prinzen von Hessen-Homburg, und das schlesische im Norden, mit Winzingerode's und Woronzoff's Heertheilen der Nordarmee unter Bülow vereinigt, die beiden Flügelheere der Hauptarmee bilden sollten. Napoleon konnte jetzt mit ganzer Macht entweder auf Schwarzenberg fallen und ihn zur Schlacht nöthigen, oder auf Blücher. Aber wie den vorsichtigen, besonnenen Schwarzenberg zur Schlacht zwingen? Er eilte also Blüchern nach; doch Tettenborn, dessen leichte Truppen von dem Heere, das aus Flandern kam, das linke Marneufer durchstreiften, entdeckte schon am 27. Febr. Napoleons Marsch in der Richtung von Arcis sur Aube, über Fère Champenoise und Sezanne nach Jouarre. Auf die davon an Blüchern und Schwarzenberg gemachte Meldung, stellte letzterer sofort seinen Rückzug ein, schlug die feindlichen Heertheile unter Macdonald, Oudinot und Gerard zurück, erzwang am 27. Febr. im Sturm auf Bar, den Übergang über die Aube, besetzte aber erst nach dem Gefechte bei Laubressel am 3. März, das nur elf Stunden von Bar sur Aube entfernte Troyes am 4., worauf er seine frühere Stellung an der Seine wieder einnahm. Unterdessen aber ward Blücher, der bereits den Marschall Marmont bis auf wenige Meilen von Paris zurückgedrängt hatte, durch den Kaiser rechts ab nach dem Aisne hin getrieben, und würde hier, von Mortier und Marmont, in Ver-

Digitized by Google

...ung mit dem heraneilenden Napoleon, zwischen Jouarre und Fis... eingeschlossen und gänzlich geschlagen, wo nicht vernichtet worden ...e, wenn nicht im rechten Augenblicke, Major von Martens von Bü... s Heer, das gegen Soissons herabzog, den Commandanten von ...ssons*), den Brigade-General Moreau, am 3. März durch angebo... ehrenvolle Bedingungen zu capituliren bewogen oder vielmehr ...reiben hätte. Nun zog sich Blücher durch Soissons auf das rechte ...er der Aisne zurück, und bewerkstelligte seine Vereinigung mit Win... gerode und Bülow. Dieser war nämlich aus Flandern über Aves... in Frankreich eingedrungen, hatte am 26. Febr. la Fère, wo sich ...ächtliche Kriegsvorräthe und 100 Kanonen befanden, durch den ...eral Thümen wegnehmen lassen, sich hierauf mit Winzingerode ...einigt, und war von Laon her am 2. März gegen Soissons vorge... t. Blücher nahm jetzt mit dem auf 100,000 Mann starken Heere ...4. März eine Stellung bei Craone, und hielt Soissons besetzt, wo ...rral Rudzewitz mit 5000 Russen den von Mortier am 5. März ...ssten Sturm zurückwies. Napoleon mußte daher oberhalb Soiss... über den Aisne gehn; dieß that er, nachdem er von Fismes aus ...5. Rheims genommen und sich der Aisne-Brücke bei Bery au Bac ...ächtigt hatte, am 6. März. Hierauf griff er am 7. die Generale ...ken und Woronzoff auf den Höhen von Craone mit solchem Erfolg ..., daß die Russen, zwar unbesiegt, jedoch mit einem Verluste von ...0 Mann an Todten und Verwundeten, sich nebst der Besatzung von ...ssons, in die Stellung von Laon zurückzogen. Die Franzosen zähl... 3000 Todte und Verwundete. Entscheidender war die Schlacht ...Laon am 9. März. Diese Stadt von 7000 Einwohnern diente, ...er vortheilhaften Lage wegen, den Verbündeten als Waffenplatz. ...Sie hielt die Anhöhe vor Laon besetzt, Kleist und York standen auf ...r linken, Winzingerode auf dem rechten Flügel. Dem am meisten ...rdern linken Flügel wurden als Unterstützung noch die Heertheile ...n Sacken und Langeron zugewiesen. Da Sümpfe und Engwege den ...gang erschwerten, so konnte Napoleon erst Nachmittags den linken ...gel des Feindes durch Marmont mit Macht angreifen lassen, wäh... sein linker Flügel mit dem rechten feindlichen von früh 8 Uhr ...in ein stehendes, meist unentscheidendes Gefecht verwickelt blieb. ...r Stellung von Blüchers Mitteltreffen war unangreifbar. Nach ...ßer Anstrengung gelang es endlich Marmont, den preußischen lin... Flügel gegen Laon zurückzudrängen und sich gegen Abend des Dor... Athies zu bemächtigen, die Entscheidung der Schlacht am folgen... Tage erwartend. Da führte plötzlich um 7 Uhr Abends, General ...f, selbst Kleist, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, und der Rei... reiche unter dem General Ziethen in die rechte Flanke des Fein... ein brach, einen nächtlichen Ueberfall in dem Dorfe Athies aus,

*) Hielt sich Soissons, ein militärisch-wichtiger, jedoch nur von Mauer und Graben umgebener Platz, vier und zwanzig Stunden länger, so konnte der eingeschlossne Blücher hier nicht über den Aisne zurückgehn, noch sich mit Bülow vereinigen. In Soissons, das eine steinerne Brücke hat, und der Schlüssel von Paris für ein Heer aus den Niederlanden ist, laufen sechs Heerstraßen zusammen. Darum hatte Winzingerode diese Stadt bereits am 14. Febr. mit Sturm genommen; allein nach dem Treffen bei Montmirail besetzte sie Mortier wieder am 19. Febr. General Moreau wurde vor ein Kriegsgericht gestellt; aber der 31. März rettete ihm das Leben.

den gleichzeitig von vorn ein Angriff mit dem Bajonette so kräftig unterstützte, daß die im Rücken und auf beiden Flügeln angegriffenen Franzosen nach kurzem Widerstande aus dem Dorfe getrieben und völlig in die Flucht geschlagen wurden. Sie verloren 46 Kanonen und mehr als 2500 Gefangene; Marmonts Heerhaufen und die Reiterei unter Arrighi waren beinahe ganz zerstreut oder aufgerieben. Dessen ungeachtet griff Napoleon am 10. früh, statt sich sogleich zurückzuziehn, aus einem unbegreiflichen Eigensinn, mit seiner geringen Macht den rechten Flügel Blüchers und das Hintertreffen mit verdoppelter Heftigkeit an, sah sich aber am Abende, nach einem hartnäckigen Kampfe, mit beträchtlichem Verluste, gezwungen, am 11. nach Chavignon und Soissons zurückzuweichen. Hätte Blücher den nächtlichen Sieg am 9. rasch benutzt, so würde er dem Kaiser Napoleon eine gänzliche Niederlage beigebracht haben. Jetzt rückte er ihm nur langsam nach und blieb bis zum 18. März auf dem rechten Aisneufer stehn. Unterdessen hatte der 15,000 Mann starke russische Heertheil des Grafen St. Priest dem preußischen General Jagow, der aus den Ardennen herab über Vitry heranzog, am 12. März das schwach besetzte Rheims erstürmt. Napoleon bahnte sich daher sofort, durch die Wiedereinnahme von Rheims, den Weg nach der Aube hin zum Angriff auf Schwarzenberg, der schon am 14., als er die Kunde von Blüchers Siege bei Laon erhalten, seine Heermassen wieder am rechten Seineufer und die Aube aufwärts nach Arcis hin in Bewegung gesetzt hatte. (S. den dritten Abschnitt der Geschichte des Feldzugs vom J. 1814, unter dem Art.: Paris, Einnahme im J. 1814). Während Napoleon das schlesische Heer an dem Aisne zu vernichten hoffte, waren die Unterhandlungen zu Lusigny am 5. März erfolglos abgebrochen worden, und zu Chatillon stockte das Friedensgeschäft gänzlich, weil Napoleon nicht nachgab. Endlich bestimmten die Verbündeten den 10. März als die Schlußfrist, bis zu welcher Napoleon entweder den ihm vorgelegten Friedensentwurf annehmen, oder einen demselben entsprechenden Gegenentwurf übergeben sollte. Allein statt dessen legte Herr von Caulaincourt einzelne Punkte vor, welche die Unterhandlungen nur in die Länge gezogen haben würden. Man bewilligte ihm also noch eine Frist von fünf Tagen, worauf Caulaincourt am 15. März, also nach der Schlacht bei Laon, einen Friedensentwurf übergab, nach welchem Napoleon 1) Italien nebst Venedig als Königreich für Eugen Beauharnois und dessen Erben verlangte, 2) auf Holland zwar verzichtete, jedoch die Niederlande nebst der Schelde und Nimwegen behalten wollte. Das linke Rheinufer sollte bei Frankreich bleiben, Joseph aber für Spanien, so wie Hieronymus für Westphalen, Eugen für Frankfurt und Napoleons Neffe Ludwig für das Großherzogthum Berg angemessene Entschädigungen erhalten. Doch selbst mit diesen Vorschlägen war es dem französischen Kaiser nicht voller Ernst. Er hoffte noch immer auf glückliche Erfolge, um dann jene Punkte zurückzunehmen. Der Herzog von Bassano schrieb nämlich am 19. März, unmittelbar vor dem Treffen bei Arcis für Aube, (s. d. Art. Paris, Einnahme) einen Brief an den Herrn Caulaincourt: „Der Kaiser wünsche, selbst nach dem Abschlusse des Tractats, dadurch so wenig fest gebunden zu sein, daß er noch, bis zu dem letzten Augenblicke, sich nach den kriegerischen Ereignissen richten und von den Umständen Vortheil ziehen könne." (S. Schöll, Traités de paix etc. X. 413.) Dieser Brief war den Alliirten noch nicht in die Hände gefallen, als sie, im Sinne des Tractats von Chaumont, am 15. März die Unterhandlungen

Digitized by Google

Chatillon abbrachen, und in einer Erklärung zu Vitry am 25. März, alle in dem Augenblicke ihres Marsches auf Paris, die Gründe, warum sie dies gethan und den Krieg fortzusetzen beschlossen hätten, bekannt machten. (Den weitern Gang des Kriegs erzählt der Art. Paris, Einnahme im J. 1814). Vergl. Prokeschi Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschall Schwarzenberg. Wien 1823. Koch: Mémoires pour servir à l'histoire de la Campagne de 1814. Paris 1819. 2 Vol. und die Beitr. z. Gesch. d. Feldz. in Frankr. in d. J. 1814 und 1815, unter dem Commando des Kronprinzen von Württemberg, herausgeg. von den Officieren des K. Würtemb. General-Quartiermeister-Stabs. Stuttg. 3 Hefte mit Plan u. Karte. K.

Chenal, kommt von dem englischen Worte Channal (Kanal) ist also aus der englischen Sprache in die französische übergegangen. Im Meere oder in Seeströmen bedeutet dieser Ausdruck ein enges, sich schlängelndes Fahrwasser zwischen Klippen und Sandbänken oder Inseln, in denen man nur mit Hülfe eines Lootsen schiffen kann. Bei inländischer Kanalschifffahrt nennt man so das Fahrwasser, das zur Herstellung der Tiefe von Zeit zu Zeit abgelassen und ausgemodert wird.

Chenille nennt der Seidenweber rauhe, sammtartige Fäden, die er zu seiner broschirten Arbeit gebraucht. Der Stoff zur Chenille wird auf einem Seidenwirkerstuhl wie glatter Taffent mit mehr oder weniger einzelnen Kettenfäden, je nachdem er rauh werden soll, gewirkt, dann in Streifen zerschnitten und auf einer Spinnmühle über einen Faden gesponnen. So bekommt man rauhe sammt- oder plüschartige Schnure, von verschiedner Dicke, die die Franzosen Chenille nennen, weil sie den haarigen Raupen ähnlich sehen.

Cherbourg, eine Stadt und Seehafen am Kanal im franz. Departement Manche zwischen den Vorgebirgen la Hogue oder Rhaz Barfleur und Rhaz de Barfleur. An der Landseite fehlen die Festungswerke. Die Bevölkerung zählt 11000 Einwohner, hat ein Handelsgericht, eine Börse, Schiffahrtsschule und eine gelehrte Gesellschaft. Die Stadt hat einen fruchtbaren Boden, in ihrer Nähe auch Porcellan- und Sodafabriken, Viehhandel und eine Niederlage von Kolonialwaaren. 6 Forts beschützen die Rheede. Seit 2 Jahrhunderten hat die franz. Regierung ungeheuren Aufwand gemacht, um hier einen Kriegshafen für ihre Kriegsflotte zu begründen, aber alles vergebens bis Napoleon im J. 1808 die frühern Wasserbauwerke aufgab, die am Ende nichts geleistet hatten, als daß der Wellenschlag auf der Rheede etwas geschwächt worden war, und daß hier bei gewissen Winden etwa 40 Linienschiffe sicher ankern konnten, auch daß sich auf dieser Rheede viel Schlamm anhäufte. Das jetzige, im Felsen ausgegrabene Bassin hat ungefähr 1000 Fuß Länge und 770 Fuß Breite, und 50 Fuß Tiefe und kann folglich 50 Linienschiffe aufnehmen, aber mit ihm fängt schon die Strömung an, Schlamm nieder zu schlagen. Dem Hafen fehlen Thore, daher ist die Strömung bei der Fluth so stark, daß häufig 10 bis 12 Ankertaue zur Festlegung eines Schiffes nöthig sind. Im J. 1813 fing Napoleon an, eine eben so große Docke ausgraben zu lassen, um die Kriegs-Schiffe zu ihrer bessern Erhaltung, so lange sie nicht ausgerüstet worden sind, trocken zu legen. Diese ist jetzt beinahe fertig und hat mit dem Bassin an 100 Mill. Franken ohne die frühern vergeblichen Kosten zur Verbesserung der Rheede gekostet.

Cherson, Hauptstadt des russischen Gouvernements Cherson,

wurde 1778 angelegt, und ist wohl befestigt. Sie liegt am Dnieper 4½ Meile von der Mündung desselben, ist hübsch und regelmäßig a baut, und hat gegen 2000, zum Theil steinerne Häuser und 22,00 Einwohner. Die Stadt besteht aus vier Theilen: der Festung mi einer Kirche, einer Münze, einem Zeughause und einer Stückgießere der Admiralität mit den großen Seemagazinen und Schiffswerften der griechischen Vorstadt mit einem großen Kaufhofe und der Soldatenvorstadt. Die Admiralität ist jetzt nach Nikolajew versetzt, das bequemer und gesünder liegt. In den Hafen laufen jährlich, außer einigen österreichischen und französischen Schiffen, 400 griechische platt Fahrzeuge ein. Allenthalben wo große Ströme gegen die Mündun einen sehr geringen Fall haben, bildet sich im Gewässer durch Niederschlag viel Schlamm und folglich wird das Flußbette seichter. Dann entstehen durch desselben Erhebung über den Spiegel des Wassers Moräste und Inseln, zwischen denen sich ein engeres Bette wieder einwühlt. Diese Verschlammung geht aber um so rascher, wenn zwei so bedeutende Flüsse, als der Dnieper und der Bog, sich in einen gemeinschaftlichen Busen des Meers stürzen. Ist das Übel auf's äußerste gestiegen, so bleibt kein andrer Rath, als den vereinigten Flüssen ein neues sehr tiefes Bette zu graben, und solches zu bedeichen, damit es sich selbst wenigstens für einige Jahrhunderte zu reinigen fähig ist. Diesen Kanal hatte Potemkin bei der Anlage von Cherson vergessen daher alle, einigermaßen tiefgehende Schiffe einen Theil ihrer Ladung beim Einlaufen in Oczakow, dessen Hafen 17 Fuß tief Wasser hat, löschen, oder dort beim Auslaufen eine volle Ladung einnehmen. — Die Statthalterschaft Cherson ist eine trockne, sich gegen Süden allmälig erhebende Steppe mit fetten Wiesen und ungefähr 18 Limanen an den Flüssen. Die Küste ist im Boden überall mit Eisentheilen geschwängert und trägt nichts reichlicher als Salzpflanzen, weshalb sie sich zur Schafzucht eignet. Im Sommer ist das Klima heiß und im Winter kalt. Die Einwohnerzahl beträgt 600,000 Köpfe. Reichlich gedeiht der Maulbeerbaum auf den salzigen Boden, den er liebt, aber die Einwohner denken nicht daran, diesen Vorzug zum Seidenbau zu benutzen. Auch zu Oelsaaten würde sich aus der nemlichen Ursache der Boden eignen, und der Absatz nicht fehlen, aber die Landwirthschaft ist hier noch zu sehr in der Kindheit, um alle Vortheile eines Anbaues von Producten, welche gesucht werden, zu benutzen. Merkwürdig wurde Cherson im J. 1787, wo Kaiser Joseph und Catharina die Zweite diese Stadt besuchten, und zugleich die glänzendsten Feste angestellt wurden.

Chrysalide, s. Schmetterlinge. Bd. 8.

Ciprian (der Heilige), im J. 200 nach Christi Geburt zu Karthago geboren, stammte aus einer angesehenen Familie und war Lehrer der Beredtsamkeit daselbst. Im J. 246 bekehrte er sich zum Christenthum, vertheilte sein Vermögen unter die Armen und lebte äußerst enthaltsam. Die Gemeinde in Karthago wählte ihn zum Presbyter und 248 zum Bischof. Er wurde das Licht der Geistlichkeit und der Tröster des Volks. Zwar floh er während der Verfolgung der Christen unter dem Kaiser Decius, ermahnte aber seine Kirche stets beim Glauben am Christenthum zu beharren. Im J. 251 berief er eine Kirchenversammlung zu Karthago, um die Büßungen derer zu bestimmen, welche während der Verfolgung abtrünnig geworden, jedoch zum christlichen Glauben reuig zurückkehren wollten. Andre Kirchenversammlungen zu Karthago beschlossen, die von Ketzern Getauften noch

Digitized by Google

einmal zu taufen. Als 257 wieder eine Christenverfolgung ausbrach, wurde er nach Curuba 12 Stunden von Karthago verbannt. Am 14. Sept. 258 traf ihn der Tod eines Märtyrers, weil er wider den Befehl der heidnischen Obrigkeit in Karthago's Gärten das Evangelium gepredigt hatte. Lactanz nennt ihn den ersten beredten christlichen Schriftsteller. Doch hat seine Schreibart etwas von der Härte seines Lehrers Tertullian. Wir haben von ihm eine Erklärung des Vater Unser und 81 Briefe die viel Aufklärung über die Geschichte der Kirche zu seiner Zeit geben. 1726 erschienen seine Werke vollständig gedruckt in Folio.

Cipriani (Giambattista), Maler und Kupferstecher, wurde geboren 1732 zu Pistoja und starb 1785 zu London. Man kennt seinen Lehrer nicht, weiß aber desto besser, daß ihm Correggio Ideal war. 18 Jahr alt kam er nach Rom, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Bald erwarben ihm seine Talente einen glänzenden Ruf. Einige kunstliebende Engländer, die sich eben dort befanden, bewogen ihn nach London zu gehen. Hier ward er eins der ersten Mitglieder der dort 1769 gestifteten königl. Akademie. Cipriani's Zeichnung ist correct, seine Köpfe haben Anmuth und Lieblichkeit. Sein Colorit ist harmonisch und der allgemeine Eindruck seiner Composition einnehmend. Zu Arioste's rasendem Roland lieferte er eine Reihe kleiner Kupfer, worin man die ganze Anmuth seines Talents findet. Mehrere artige Kupferstiche von Bartolozzi, sind nach Cipriani's Manier.

*Clairon (Claire Josephe Legris de la Tüde), berühmt unter dem Schmeichelnamen ihrer Jugend, war 1723 in der Nähe von Condé geboren. In einem Vorgefühl ihres künstlerischen Berufs widersetzte sie sich als junges Mädchen den Foderungen ihrer armen und strengen Mutter, die sie zu weiblichen Arbeiten anhielt. Ihre frühsten Lebensjahre waren daher keineswegs heiter. Eine Darstellung des Grafen Essex und der verliebten Thorheiten, der sie nach langen Bitten zusehen durfte, machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie Schlaf und Eßlust verlor; ihrem Gedächtniß blieben aber die Worte, die sie nur einmal gehört hatte, so gegenwärtig, daß sie für immer sie vollständig auswendig wußte. Clairon erklärte, daß sie Schauspielerin werden wollte; ihre Mutter stritt mit Ohrfeigen und Machtgeboten dagegen, mußte aber doch endlich nachgeben, und, zwölf Jahr alt, trat Clairon nicht mit ausgezeichnetem Erfolg, doch auch ohne zu mißfallen, auf dem italienischen Theater auf. Da sie wegen ihrer zu kleinen Gestalt und wegen andrer Theatereifersüchteleien nicht aufkommen konnte: so ging sie in die Provinz, spielte in Rouen, wo sie dann auch als Tänzerin und Sängerin auftrat, zu Gent, Havre, Dünkirchen und erhielt von dorther die Aufforderung, zur pariser Oper zurückzukehren, 1743. Doch bald wußte sie bei dem französischen Theater anzukommen, wo sie anfangs blos zu Zöfchenrollen benutzt wurde, bis sie mit ihr eigenthümlicher Hartnäckigkeit die ernsten Rollen des Trauerspiels verlangte, die sie sich weislich voraus bedungen hatte. Mißtrauisch und spöttelnd wurde ihr der tragische Scepter zugestanden; ihren Beruf dazu hatte man bei ihren komischen Darstellungen ganz übersehn. Sie trat zum ersten Male am 19. Sept. 1743 in der Rolle der Phädra auf, und ihr Triumph war um so vollständiger, je unerwarteter er war. Alle Zeitgenossen kamen in der lautesten Bewunderung ihres Talents überein und in der Anerkennung ihres feinauffassenden und kräftig wiedergebenden Geistes. Zwar fand die Schauspielerin Dumesnil, in deren Rollenfach sie wetteifernd ein-

trat, fortwährend noch Auszeichnung, doch trug wohl das Lob, da Voltaire in den glänzendsten Versen ihr spendete, vor allem dazu be daß Clairon's Name bald jeden ihrer Vorgängerinnen verdunkelt Die Verse Dorat's zu Ehren Clairon's sind bekannt:

Ses pas sont mesurés, ses yeux remplis d'audace,
Et tous ses mouvemens deployés avec grâce.
Accents, gestes, silence, elle a tout combiné.
— — — — — — — — — — —
Quel auguste maintien! quelle noble fierté!
Tout jusqu' à l'art chez elle a de la vérité.

Doch diese stolze Haltung wurde im täglichen Leben Clairon's zu seh bemerklich und nur oft lästig. Namentlich fühlte sich die Eigenlieb ihrer Mitschauspieler um so mehr durch dieses herabsehende Aeußer und dies vornehme Fernhalten verletzt, das sicher nur scheinbar war da die Welt sich erzählte, daß sie zuweilen gegen Leute, die keineswegs Könige und Fürsten waren, viel Herablassung und Vertraulichkeit be weise. Zwei und zwanzig Jahre lang war sie der geschmeichelte Lieb ling des französischen Parterre's, als sie auf einmal in einer gerechte Anwandlung des Unwillens über einen Taugenichts unter den Schau spielern des französischen Theaters, zugleich mit Lekain und ander aufzutreten verweigerte. Aber dieser Taugenichts Dubois hatte bedeu tende Gönner, und so kam es, daß dem Geschrei der Zuschauer die sich schon im Saale versammelt hatten: Frétillon à l'hôpital Clairon au fort l'Evêque! diesmal Genüge geschah. Clair ward am folgenden Tage (im April 1765) in's Gefängniß gebrac und erschien nie wieder vor einem Publicum, das ihr diese Schmac zugedacht hatte. Man erzählt sich, daß der Polizeibeamte, der ge kommen war, sie in's Gefängniß zu bringen, auf ihre Versicherung daß dieses Verfahren ihrer Ehre nicht nachtheilig sein könne, da de König selbst ihr diese nicht rauben könnte, trocken geantwortet habe daß, wo nichts sei, der König sein Recht freilich verloren habe. Ih rem Rufe hatte Graf Caylus durch eine Schmähschrift gegen (Histoire de Mlle. Cronel dite Frétillon, 1743) so sehr geschade daß solche Bemerkungen Glauben fanden. Clairon hatte ein sehr be deutendes Vermögen erworben, das aber durch des Abbé Terray Fi nanzoperationen bedeutend abnahm. Mit dem Markgrafen von Ansp als Freundin lebend, folgte sie diesem nun an seinen Hof nach An spach, wo sie 17 Jahre zubrachte. Dann kehrte sie nach Paris zu rück und starb dort am 13. Januar 1803. Ein bleibendes Verdien hat sie sich durch die Herausgabe ihrer Denkschriften erworben (Me moires d'Hippolyte Clairon et reflexions sur la déclamatio théâtrale, Paris 1799. 8.) deren letzter Theil der Schauspielerin Raucourt zugeschrieben wird. Da sie genaue Nachrichten über da Verfahren geben, das sie beobachtete, um zu solcher Auszeichnung zu gelangen, und über die Eigenthümlichkeiten ihres Talents: so müß sie allen, die nach gleichen Kränzen streben, belehrend und nütz sein, selbst bei aller Verschiedenheit deutscher und französischer Darstel lungsweise. Diese Denkschriften sind, besser geordnet, ganz neuerli zu Paris wieder erschienen: Mémoires de Mlle. Clairon, actri du théatre françois, écrits par elle-même, nouv. éd. mis dan un meilleur ordre. 1822. 8. Die vorausgehende Notice sur Mll. Clairon hat Hrn. Andrieux zum Vf. und ist für die, welche sich f die franz. dramatische Darstellungskunst interessiren, höchst anziehend

Clement (Jacques), der Mörder Heinrichs III. von Frankreich, geb. im Dorfe Sorbon im Sprengel des Erzbisthums Rheims. Er war noch nicht lange im Orden der Dominicaner und fünf und zwanzig Jahre alt, als der Parteigeist der Ligue (s. d. Art. Bd. 5.) den schwachköpfigen Schwärmer zur Ermordung des Königs (s. Heinrich IV., Bd. 4.) aufreizte. Besonders ermunterte ihn sein Prior Bourgoing, dem er seinen Entschluß anvertraute, und ermahnte ihn, zu beten und zu fasten, um den Willen Gottes zu erkennen. Man soll ihn sogar eine nächtliche Stimme haben hören lassen, die ihn zum Morde des Tyrannen aufrief. Die Herzogin von Montpensier, die Schwester der Guisen, (s. Guise, Heinrich, Bd. 4.) der Häupter der Ligue, wird beschuldigt, seinen Entschluß befestigt und ihn durch die Versicherung gereizt zu haben, daß er, wenn er Rettung fände, vom Papste zum Cardinal erhoben, wenn er umkäme, aber unter die Zahl der Heiligen versetzt werden sollte. Der Schwärmer reiste im Julius 1589 von Paris ab und begab sich nach St. Cloud, wo der König sich aufhielt. Der Generalprocurator, zu welchem man ihn führte, faßte einigen Argwohn und ließ ihn in der Nacht belauschen, wo man ihn denn in tiefem Schlafe und in dem offen vor ihm liegenden Brevier die Stelle fand, wo von der Ermordung des Holofernes durch Judith die Rede ist. Am folgenden Morgen vor den König geführt, gab er vor, der Überbringer wichtiger Nachrichten von Paris zu sein; aber während der König den Brief las, den der Verräther ihm gegeben hatte, durchbohrte ihn der Mönch und ließ das Messer in der Wunde. Die Höflinge, Lognac und Guesle, die auf des Königs Geschrei wieder hereintraten, erstachen sogleich den Mörder. Clement's Leichnam ward auf einer Schleife zum Richtplatz geschleppt, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt. Die katholische Geistlichkeit, deren Werkzeug er geworden war, betrachtete ihn als Märtyrer. Als seine Mutter einige Zeit nachher in Paris erschien, ermunterten die Mönche das Volk, der heiligen Mutter des Heiligen entgegen zu ziehen. Sein Bild ward auf den Altären aufgestellt, und man wanderte nach St. Cloud, um die mit seinem Blute getränkte Erde aufzusammeln. Selbst Papst Sixtus V. hielt dem Mörder eine Lobrede in der Versammlung der Cardinäle und verglich ihn mit Judith und Eleazar.

Cobi (chinesisch Schamo), die Hochebene Asiens vom 105ten bis 120sten Grad der Länge. Sie fängt an am südlichen Abhange des Gebirges Yen Chai, ist mehr als 400 deutsche Meilen lang und bis 200 breit. Sie erstreckt sich von Westen nach Osten bis China in einer Fläche von 40,000 QM. Auf der ganzen Erde liegt kein Land höher über dem Meer. Sie ist voll Salzseen und Salzwüsten, steht aber ohne Vegetation und mit hohen Gebirgen umgeben. Sie hat, wie die afrikanischen Wüsten, einige, aber wenige Oasen mäßiger Fruchtbarkeit. Weder geographisch, noch geologisch ist sie bisher untersucht, und verdient es doch vielleicht mehr, als irgend ein andres unbekanntes Land. Die sogenannten Oasen sind eigentlich gar bevölkert, sondern dienen den Mongolen, die sie mit den Heerden durchziehen, nur zum Aufenthalt auf eine Zeitlang. Kein andrer Theil der Erde eignet sich, so wie dieser, zur Schafzucht im Großen. Sand und Steine bedecken den größten Theil der Oberfläche dieser Wüste. Ihre Flora ist arm, aber doch gewiß sehr unbekannt zu nennen, an welchen Stellen und nach welchen Gegenden die Salzpflanzen hier ab- und zunehmen. Die Kälte ist der

hohen Lage wegen sehr scharf; in der Tiefe von einigen Fußen fin
det man immer Eis. In der wärmern Jahreszeit hat die Wüst
an manchen Stellen Gräser im Ueberfluß. Die meisten Bäch
der Wüste verlieren sich schnell im Sande, weil sie keine mensch
liche Industrie bisher besser leitet. Die Seen, deren ein
Menge sich auf einem Boden finden, der so wenig Fall hat, sin
zum Theil, aber lange nicht alle, salzig. Der östliche Theil de
Wüste heißt Bargu.

*Coburg, ein sächsisches Fürstenthum der ernestinischen Linie
Es besteht aus dem Fürstenthum Coburg mit 31,000, dem Fürsten
thum Saalfeld 24,000, dem hennebergschen Amte Themar 5300
dem Fürstenthum Lichtenberg, von einer dortigen Burg so genannt
mit 25,700 Einwohnern, deren Gesammtzahl daher 86,000 beträgt
Es hat gegen 600,000 Fl. Einkünfte und eine mäßige Staatsschuld
Zerstreut liegen diese Staaten, weil erst in unserm Jahrhundert i
den Fürstenhäusern eines Stammes das Austauschen der Landes
theile zur Ründung des Staats gebräuchlich wurde, und weil di
Unterthanen, so wenig als die Staatsdiener, das Wechseln de
Gesetze lieben, die jene befolgen und diese vollziehen lassen müssen
und daher bei den häufigen Landestheilungen erloschener Geschlechte
es Unterthanen und Dienern ungefällig war, die Staaten durch Tau
sche auszurunden; indeß hat Coburg durch den Staatsvertrag von
21sten August 1811 mit Baiern die Hoheitszwistigkeiten mit letztren
gänzlich ausgeglichen und 1791 (28sten Juli) die Erbfolge zwische
den vier gothaer Linien (Gotha, Meiningen, Coburg und Hildburg
hausen), die alle vom Herzog Ernst dem Frommen von Gotha (star
1675), Bruder des Stifters der weimarischen Linie Herzogs Wil
helm, abstammen, dagegen drei andere Linien, Coburg, Eisenber
und Römhild, die andere Söhne des Herzogs Ernst des Frommen
stifteten, längst erloschen sind, festgesetzt; endlich im Vertrage von
5ten Mai 1805 den nexus gothanus des Fürstenthums Saalfeld
mit dem Fürstenthum Altenburg völlig aufgehoben. — Dagegen i
noch unbekannt, welche Landesvergrößerung beim möglichen Erlö
schen der gothaer Linie das Fürstenthum Coburg erwartet. — Fruchtbar ist dies Fürstenthum an den gewöhnlichen Producten und Pflan
zen des deutschen Klima's, hat dabei viel Wald- und Berg
werkserzeugnisse und eben daher viel Gewerbe in Leinen-, Tuch
und Baumwollenweberei, Eisenhämmer, Blaufarbenwerke, Por
zellan, Marmor und Steinmühlen, auch in Veredlung der Waldpro
ducte zur Ausfuhr. Der jetzige Herzog hob das Näherrecht auf un
ertheilte im Mandat vom 11ten Dec. 1809 seinen Vasallen die Ver
sicherung, den Lehnsverband zum Vortheil der Lehnsbesitzer aufzuhe
ben, und hat die Vertheilung der Gemeinheiten eingeführt. In de
Versicherung einer Verfassungsurkunde vom 16ten März 1816 ver
sprach der Herzog: 1) daß er die Rittergutsbesitzer als geborne un
die Glieder des Bürger- und Bauernstandes als gewählte Stände
ansehe. 2) Allgemeine Gesetze, welche die persönliche Freiheit un
das Eigenthum betreffen, sollen vor der Beistimmung der Stände
keine Kraft haben, die Gesetze aus der Rheinbundsperiode revidir
werden. Die Stände haben das Petitionsrecht und das Recht de
Bewilligung und Vertheilung der Steuern. Die Rechte der Ritter
gutsbesitzer sollen genau bestimmt werden.

Cocosbaum. Er gehört zum Palmengeschlecht. Eine Art hei
die guineische Cocospalme und wächst in Südamerika wild. Sie h

Digitized by Google

ar einen dünnen, dabei stachlichten Stamm, der kaum 1½ Zoll im Durchschnitt hat, aber eine sehr saftige Frucht trägt. Die andere Art heißt die Nußcocospalme. Diese ist viel nützlicher und ihre Nüsse werden auch von uns gebraucht. Der Stamm dieses Baums hat etwa 1½ Fuß im Durchschnitt und wird 70 bis 80 Fuß hoch. Man findet sie in Asien und Afrika und hin und wieder auch in Amerika. Er liefert den Indianern und andern Reisenden allerlei Nahrung und Bequemlichkeit. Das Holz ist weich und schwammigt, die Rinde knotig und der Stamm schießt gerade in die Höhe, ohne sich in Nebenäste zu zertheilen. Aus dem Gipfel schießen die Blätter hervor, welche gefiedert, an 10 Fuß lang und 1½ Fuß breit, sehr hart sind und eine rückwärts gebogene schwertförmige Gestalt haben. Die Indianer decken mit denselben ihre Hütten und Wohnungen, verfertigen daraus eine Art Sonnenschirme, Mäntel und andere Geräthschaften. Sie schreiben auf die Spitzen der Blätter, aus den zarten Fasern verfertigen sie schöne Matten, die großen Ribben brauchen sie zu Besen. Ganz oben in der Mitte der Krone des Baums entsteht eine große Knospe, aus welcher der Blumenbusch hervorgeht, der dem Blumenkohl nicht unähnlich ist, daraus gemeiniglich 10 bis 15 Nüsse hervorkommen. Rings um die dicke Herzknospe wachsen viele kleinere. Diesen zapft man den Saft ab, der nach 24 Stunden sauer wird, und destillirt aus solchem Arrack. Manche essen auch diese Herzknospe, wenn sie noch weich und unaufgebrochen ist. Jede Nuß hat 3 bis 4 Loth süßen Saft, mit welchem man den Durst löscht; auch soll derselbe die Wassersucht zu heilen vermögen. Oeffnet man die grüne Nuß mit einem Messer, so springt der Saft hoch heraus. Ist dieser abgezapft, so findet man einen andern genießbaren weißen und dicken Saft, der dem Milchrahm sehr ähnlich ist. Er heißt Cocana und steht in der Mitte der Schaale. Das Mark der grünen Nüsse ist eine angenehme Speise. Wirft man solches in's Wasser, so wird es knorpelartig weiß und dient zu Fleisch- oder Reißbrühen. Der Saft schmeckt in der reifen Nuß widerlich, verdickt sich und vertrocknet endlich ganz. Nun hat die Nuß eine Größe von 5 bis 6 Zoll im Durchschnitt erhalten und sie ist reif. Die äußere Schaale derselben ist braun, hanfartig, hat viele Fasern, aus welchen Seile gemacht werden. Die zweite Schaale ist auch braun, hart wie ein Stein und innwendig glatt. Man verfertigt daraus Stockknöpfe, Zunderbüchsen, Salzgefäße u.s.w. Die dritte Schaale ist weiß und weich. In dieser liegt der Kern von der Größe eines Apfels und der Festigkeit einer Mandel. Dieser Kern hat viel Öl, das zum Brennen und andern Ölgebrauch dienlich ist.

Collegiatstiftkirche, Conventualkirche, ist eine Kirche, bei welcher der Stifter wenigstens drei Geistliche ansetzte, die ein Collegium ausmachten, eine Brüderschaft unter sich hielten, ein Haus hatten, in welchem sie zusammen wohnten und ein eignes gemeinschaftliches Siegel führten. Die Domkirche dagegen hat, außer dem Collegio oder Capitel, den Bischof an ihrer Spitze, der die Regierung hat. Die Domherren sind eben so des Bischofs, als die Cardinäle des Papstes Gehülfen.

***Cölln** (Friedrich von), ein preußischer Staatsdiener, der durch seine politische Schriftstellerei während des Kriegs von 1806 und 1607 in Ruf kam. Er war 1764 im Lippe'schen geboren und befand sich bei der Katastrophe von 1806 bei der Oberrechenkammer in Berlin angestellt. Hier durch seine Weigerung, den von den Franzosen

gefoderten Dienstleid zu leisten, brodlos geworden, warf er sich auf eine Schriftstellerei, die, so sehr sie auch bei dem Haufen des Publicums Beifall fand, doch um so tadelnswerther war, da sie die Schwächen der preußischen Verwaltung und die sämmtlichen Staats- und Finanzverhältnisse Preußens auf die schonungs- und rücksichtloseste Weise aufdeckte, den Feinden des Staats dadurch auf mannichfaltige Weise Vorschub leistete und die Regierung, ja selbst die königliche Familie dadurch herabwürdigte. Er trat zuerst mit den sogenannten vertrauten Briefen über die innern Verhältnisse Preußens auf, die nach und nach bis auf 6 Bände ausgedehnt wurden. Als Commentar zu denselben erschien zugleich das berüchtigte Journal „Feuerbrände." Nach dem Frieden kam von Cölln wegen seiner Schriftstellerei in Untersuchung und wurde nach Glatz auf die Festung geführt. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit wurde ihm der Besuch der Bäder zu Landeck gestattet, den er hierauf benutzte, um nach Österreich zu entfliehen. Se. Majestät der König schlug späterhin die gegen ihn eingeleiteten Untersuchungen nieder; er trat wieder in preußische Staatsdienste und wurde zum Chef eines literarischen Büreau's ernannt, das dem Staatskanzler über Preußen betreffende Schriften und Aufsätze Bericht zu erstatten hatte. Er starb am 13ten Januar 1820.

*Cöln, vormals eine freie Reichsstadt und Sitz des kurfürstlich cölnischen Domcapitels, ist jetzt die Hauptstadt des cölnischen Regierungsbezirks, der Provinz Jülich-Cleve-Berg, und eine der größten und ältesten deutschen Städte am linken Rheinufer, in der Länge einer Stunde und in der Form eines Halbzirkels. Agrippina, Gemahlin des Kaisers Claudius, erbaute solche. Eng, schmutzig und öde sind die Gassen der Stadt, welche mit dem Glanze der Hanse, der sie angehörte, ihre Haupteichthümer und während der französischen Herrschaft am Rhein ihre wohlhabende Geistlichkeit und den besten Theil ihrer Kunstschätze verlor. Alt, aber der Ewigkeit trotzend, stehen die großen Kaufhäuser in den Gassen der alterthümlichen Stadt, nur eine kleine Anzahl der neuen Gebäude zeichnet sich durch äußere Schönheit aus. Die schönsten öffentlichen Plätze sind der Neumarkt mit seinen Linden, der Heumarkt und der Altmarkt. Noch hat Cöln außer seiner Domkirche 20 andere Kirchen, 5 Klöster, 7500 Häuser und zwischen 50—60,000 Einwohner. Eins der erhabensten Werke der gothischen Baukunst ist der hiesige, unvollendet gebliebene Dom, in der Form eines Kreuzes. Von 1248 bis zur Reformation wurde an solchem gebauet. Vollendet ist nur der 200 Fuß hohe Chor mit der ihn umgebenden Capelle. Das Schiff tragen 100 Säulen, von denen die mittleren 40 Fuß im Umfange haben; allein es hat nur ⅓ seiner Höhe und eine Decke von Holz. Der eine Thurm, deren jeder 500 Fuß erhalten sollte, hat nur 250 Fuß Höhe und der andere nur erst 21 Fuß. Am erstaunenswürdigsten erscheint das Riesengebäude beim Eintritt in das Thurmende der Kirche. Das Auge verliert sich in dem ungeheuern Raum und die dicksten Pfeiler scheinen schmächtig. Hinter dem Hochaltar ist die Capelle der heiligen drei Könige im jonischen Styl von Marmor. In einem prächtig geschmückten Kasten liegen hierin einige Reliquien. Auf der linken Seite des Chors ist die goldne Kammer mit dem Domschatz. Er besitzt aber seine alten Reichthümer nicht mehr ganz. Ueber die wieder aufgefundene Original-Zeichnung des Doms sehe man Georg Müllers Beschreibung mit 9 Kupfertafeln groß Folio und 26 S. Text, 1818. Die Kirche der

Digitized by Google

heil. Gereon hat auch eine kühne Kuppel mit 8 Gallerien. Die Kirche des heil. Kunibert hat einen Altar gleich dem berühmten Altar der Peterskirche in Rom. Die Peterskirche von Rubens, der dort getauft wurde, das immer bewunderte Gemälde des Märtyrertodes des Apostels Petrus; auch ist das Damenstift der heiligen Ursula merkwürdig. Das hiesige Rathhaus hat ein schönes Portal mit einer doppelten Reihe von Marmorsäulen. Die Jesuiterbibliothek, obgleich beraubt, hat noch 60,000 Bände. Viele Gemälde hiesiger Kirchen und Stiftungen raubten oder vernichteten die Franzosen. (Man vergleiche hierüber den Artikel Boisserée und Boisserée'sche Gemäldesammlung.) Doch gibt es hier immer noch schöne Kunstsammlungen. Die schöne Lage zum Handel erhält Cöln immer noch vielen Handel, wenn gleich der Stapel aufgehört hat. Die hiesigen Rheinschiffe laden 1000 Schiffpfund und darüber. Die Gewerbe in Tuch, Linnen, Spitzen, Baumwolle und Seide, Taback, Steingut sind noch bedeutend, ebenso die Destillation des cölnischen Wassers, dessen Versendung seit dem 7jährigen Kriege immer mehr zunahm. Es gibt jetzt darin 15 Fabriken, die jährlich davon einige Millionen Flaschen liefern. Letztere kommen von Stolberg, 3 Stunden von Aachen.

•Comes palatinus, ein Pfalzgraf, in den ältern Zeiten Hof- und Gerichtsbeamter, welcher von den deutschen Kaisern zu Verwaltung der Kammergüter, die in ganz Deutschland zerstreut lagen, angestellt wurde, und in den Ländern seines Bezirks an die Stelle der frühern kaiserlichen Commissarien (Missos, Sendgrafen) trat, und zugleich vom Kaiser bevollmächtigt war, Doctoren, Licentiaten, Magister und Notarien zu creiren, Poeten zu krönen, uneheliche Kinder zu legitimiren u. s. w. Sie wohnten in den kaiserlichen Schlössern (Palatium, Palast, Pfalz) und hatten, wenn die Kaiser nicht zugegen waren, in Gemeinschaft mit den Herzögen und Grafen, für die Aufrechthaltung des Landfriedens und der öffentlichen Sicherheit, wie überhaupt für die Handhabung der Gerechtigkeit zu sorgen; so daß jene keinen Landtag halten, noch etwas von Wichtigkeit in den ihnen anvertrauten Ländern ausführen durften, ohne Zuziehung und Vorwissen der Pfalzgrafen. Sie scheinen also gleichsam ein Damm gewesen zu sein, welchen die Kaiser der Macht jener Herren entgegensetzten, um sie aufzuhalten, wenn sie die Schranken durchbrechen wollte. Als aber das kaiserliche Ansehen immer mehr zu sinken begann, machten auch die Pfalzgrafen sich nach und nach, wo sie konnten, zu erblichen Besitzern ihrer Gerichtssprengel. — Aus den Zeiten der sächsischen Kaiser kennen wir Pfalzgrafen zu Sachsen, in Kärnthen, Burgund, am Rhein, in Schwaben, Hennegau, Holland, Seeland, Pfyrt, Kiburg, Namur, Toussillon, Carbaigne und Zütphen. Der Schwabenspiegel dagegen theilt Deutschland in vier Hauptprovinzen: Sachsen, Baiern, Schwaben und Franken, deren jede ihren eigenen Pfalzgrafen hatte. Alle diese Pfalzgrafschaften schwanden nach und nach, als solche, aus der deutschen Geschichte, und nur die einzige Pfalz am Rhein behielt wenigstens ihren Namen bis auf die neuern Zeiten, und das Reichs-Vicariat in den Landen fränkischen Rechts; so wie den Kurfürsten zu Sachsen, welche in der Mitte des 15ten Jahrh. aufhörten, sich Pfalzgrafen zu nennen, von dieser ihrer ehemaligen Würde, bis zur Auflösung des deutschen Reichs das Vicariat in den Landen sächsischen Rechts verblieben war. Obgleich nun bei den eingetretenen Aenderungen in der Verfassung des deutschen Reichs der frühere Zweck bei der Bestellung von Pfalz-

grafen von selbst aufgehört hatte; so fuhren dennoch die Kaiser fort von Zeit zu Zeit dergleichen zu ernennen, die aber keinen Gerichtsstand hatten, keine Kammergüter verwalteten, und nur die obengenannten geringern Rechte der ehemaligen Pfalzgrafen ausübten. So finden wir, daß 1310 Graf Berthold zu Henneberg in den Fürstenstand erhoben und zum Pfalzgrafen ernannt; auch daß 1524 Graf Gabriel von Ortenburg, sammt seiner Nachkommenschaft, von Kaiser Carl V. mit dieser Würde belehnt wurde. Selbst Gelehrten von bürgerlichem Stande ward dieselbe zuweilen ertheilt. — In Frankreich gab es, vom ersten Ursprunge der Monarchie an, Pfalzgrafen (Comtes palatins, oder du palais), königliche Hofbeamte, Hofrichter, die ungefähr denselben Wirkungskreis hatten, wie die deutschen. Noch unter den Königen aus capetingischem Stamme führten die Grafen von Champagne, von Toulouse, Guyenne und Flandern den Titel Pfalzgrafen, und nannten sich, um zu zeigen, daß sie diese Würde nicht von dem römischen Kaiser, sondern von ihrem Könige hätten, Comtes palatins de France, auch wol kurzweg Comtes de France oder du Royaume.

*Comma nennt man in der mathematischen Klanglehre zwei Intervalle, die sich als Differenzen bei der Vergleichung und Berechnung der Intervallenverhältnisse entwickeln. Das gewöhnlichste dieser kleinen Intervallen ist das sogenannte syntonische Comma, oder das Comma des Didymus, dessen Verhältniß 81 — 80 ist. Es macht den Unterschied aus, der sich zwischen einem großen und kleinen ganzen Tone befindet; denn wenn man von dem Verhältnisse des großen ganzen Tons 10 : 9 abzieht, so bleibt der Rest oder Unterschied zwischen beiden ganzen Tönen 81 : 80. Ein anderes mit dem Namen Comma bezeichnetes Intervall ist das diatonische oder pythagorische, oder die Differenz zwischen der reinen Octave 2 : 1 und zwischen dem Verhältnisse desjenigen Tons, der als Octave durch die Addition von zwölf reinen Quinten oder Quarten zum Vorschein kommt, nämlich das Verhältniß 531,441 : 224,288. — Comma, ein Interpunktionszeichen, s. Interpunktionszeichen, Bd. 5.

*Comos oder Komos, war der griechische Name für die lustigen Zechgelage junger Leute, die singend dann in die Häuser ihrer Bekannten und Geliebten zogen, um Ständchen zu bringen, und Komus war der Name der Zech- und Schmauslieder selbst. Als Gott dieser Festschmäuse kommt Komus bei keinem bewährten alten Schriftsteller vor. Seine ganze Gottheit ist eine Erfindung der neuern Zeit, die den Namen der Festlieder, in denen man den Freudengeber pries, auf den Genius übertrug, unter dessen Schutz man sich in der alten Welt jede heitre Stunde dachte. Zu seiner Darstellung benutzte man eine andeutende Stelle in Philostrat's Gemälden I, 8.

*Concetti sind, nach der Uebereinkunft der italienischen und französischen Kunstrichter, glänzende aber eigentlich schielende Urtheile und zugespitzte, weit hergeholte Wortspiele und Tiraden, die besonders durch den italienischen Dichter Marino in bösen Ruf gekommen sind. Der Geschmack daran war eigentlich eine Entwickelungskrankheit aller Literaturen. Spanier und Engländer haben lange an ihr gelitten. Marino, der sie in Italien einheimisch machte, hatte sie in Frankreich sich zugezogen, wo ein Dichter einst den Wind des Aeolus Landreiter, die Sonne die Fürstin der Kerzen ꝛc. genannt hatte,

Digitized by Google

und Deutschland hat Lohenstein gehabt und hat noch manchen, der vor ihrer Augen an ihr leidet.

*Condillac (Etienne Bonnot de), Mitglied der französischen und der berliner Akademie, war 1715 zu Grenoble geboren. Seine Familie bestimmte ihn zu dem einzigen Stande, in dem der unbemittelte Adel Glück machen konnte: aber weder er, noch sein Bruder, der Abbé Mably, fühlten einen andern Trieb in sich, als das Bedürfniß, von ihren Kenntnissen den nützlichsten Gebrauch zu machen. Diese Neigung für die ernsten Studien äußerte ihren Einfluß auf seinen geselligen Umgang. Während die ausgezeichnetsten Männer unter seinen Zeitgenossen in der Geselligkeit selbst den erfreulichen Eindruck ihrer Werke vorausnahmen, lebte Condillac zurückgezogener und fremd in ihren Kreisen. Sein Essai sur l'origine des connaissances humaines (1746. 2 Bde in 12.) machte die Welt zuerst auf einen Denker aufmerksam, der mit so vielem Scharfsinne alle Erscheinungen, welche der menschliche Geist darbietet, durch den Satz der Ideenverbindung zu erklären versuchte. Vielleicht führte ihn diese glückliche Bemerkung zu weit in seinen Folgerungen; so wie denn auch die zweite Hälfte dieses Werks, über den Ursprung der unter sich so eng verketteten Künste der Einbildungskraft, mehr geistreich, als gründlich und erschöpfend schien. So sehr auch Locke's Entdeckungen im Gebiete der Erfahrungsseelenlehre auf dies Werk mochten Einfluß gehabt haben, doch kann man Condillac den Ruhm nicht streitig machen, genauer erörtert und tiefer geforscht zu haben. Doch glaubte er selbst zu bemerken, daß er die ersten Regungen der menschlichen Geistesthätigkeit nicht genug aufgeklärt habe, und diesem Mangel abzuhelfen, entstand sein zweites Werk: Traité des systèmes, (1749. 2 Bde.), das durch Hinweisungen auf genauere Beobachtungen vielleicht mit am nützlichsten eingegriffen hat. Man würde Condillac mißverstehen, wenn man glaubte, er habe alle Systeme mißbilligt; aber statt jener Grundsätze und Erklärungen, die Cartesius, Spinoza, Malebranche als Pfeiler ihrer Gebäude hingestellt hatten, foderte er Beobachtungen der einfachsten Art, die mit verwandten zusammengestellt, das natürlichste System bilden würden. Sein: Traité des sensations, (1754. 2 Bde.), möchte deutschen Forschern jetzt am wenigsten genügen, obgleich die geistreiche Art, wie er die Aufgabe: das Bewußtwerden sinnlicher Eindrücke zu erklären, gelöst hat, immer anziehend bleibt. So vielen Beifall diese Schrift auch fand, so war sie doch diejenige, welche ihm empfindliche Beurtheilungen zuzog. Man glaubte in Diderots' und Büffon's Werken den Ideengang schon gelesen zu haben, dem Condillac gefolgt war, und gekränkt durch diese Vermuthung, schrieb dieser nun seinen: Traité des animaux (1775), in welchem er Büffon's Meinungen durch Grundsätze widerlegte, welche er in seinem Traité des sensations aufgestellt hatte. Der Scharfsinn und die Klarheit, die alle Schriften Condillacs unterscheiden, verschaffte ihm die Auszeichnung, zum Lehrer des Infanten, Herzogs von Parma, eines Neffen Ludwigs XV., erwählt zu werden. Die enge Freundschaft, die zwischen ihm und dem andern Miterzieher, H. von Keralio, bestand, machte dies Verhältniß ihm erwünschter. Man verdankt diesem Anlasse jenen geistreichen Cours d'études (1755. 13 Bde. 8.), in welchem er, mit demselben entwickelnden Talente, die Lehren, Zeichen innerer Eindrücke untersucht und ihnen nachforschend bis zu ihren künstlichen Vervielfältigungen, in diesen Darstellungsmitteln eine Aufregung neuer geistiger Eindrücke nachweist. So wurde

nothwendig seine Sprachlehre eine allgemeine; seine Kunst zu schre
ben, eine Anweisung, der vorherrschenden Gedankenfolge den ang
paßtesten Ausdruck zu geben. In demselben Sinne waren die Kun
zu urtheilen und die Kunst zu denken gearbeitet, welche Theile jen
genannten Werkes sind. Auch seine Geschichte ist in diesem Sin
gearbeitet, und sie möchte, abgesehen von der Nüchternheit ihres Vo
trags, zunächst der Vorwurf treffen, daß sie nach voraus festgeste
ten Ansichten die Begebenheiten darstellt. — Condillac kehrte na
Vollendung der Erziehung des jungen Fürsten zu seiner frühern Z
rückgezogenheit in Paris zurück, wo er 1768 in die französische Ak
demie aufgenommen wurde, die er, etwas kalt angehört, seit de
Tage seines Eintritts nie wieder besuchte. Noch gab er eine Schri
Le commerce et le gouvernement considérés relativement l'u
à l'autre, 1776, eine Anwendung seiner auf die ersten Grundsä
zurückgehenden Methode auf mehrere Annahmen in der Staatsve
waltung. Es fand dieses Werk weniger Beifall, weil Condillac
blos Analysen aufgenommen hatte, wo bestimmte Angaben doch
Rathe gezogen werden mußten. Seine Logik, das letzte seiner Werk
wurde durch eine Aufforderung veranlaßt, für die polnischen Schul
ein Lehrbuch auszuarbeiten. Die Zurückführung der Gedanken a
ihre einfachsten Anfänge, als das sicherste Mittel, die Wahrheit
finden, ist auch hier von ihm dringend empfohlen. Dieses Lehrbu
erschien nur wenige Monate vor seinem Tode und erst lange nachh
erschien seine: Langue des calculs, 1798. Condillac war auf seine
Gute Flux bei Bougenoi am 3. Aug. 1780 verschieden. Die Sammlu
seiner Werke, deren neue Bearbeitung er selbst angefangen hatte,
schien zu Paris 1798 in 23 Bänden, und in demselben Jahre no
mals ebendas. in 35 Bänden. Eine neuere Ausgabe von 1803 beste
aus 31 Duodezbänden.

*Condorcet (Marie Jean Antoine Nicolas Caritat Marqu
von) war am 17. Sept. 1743 zu Ribemont bei St. Quentin geb
ren. Seine Familie, die zu den ältesten der Dauphiné gehörte, hä
es ihm leicht machen müssen, auf dem bequemsten Wege zu ein
Bedeutendheit zu kommen, die er glaubte nur seinem Talente v
danken zu dürfen. Durch Unterstützung seines Oheims Jacques M
rie von Condorcet, Bischof von Lisieux, ward er im Collegium v
Navarra zu Paris erzogen. Bei einer öffentlichen Prüfung, der d'
lembert, Clairaut und Fontaine zuhörten, erwarb ihm die Art, n
er einen mathematischen Satz durchführte, den Beifall dieser Männ
und dieses Lob entflammte den 16jährigen Jüngling so sehr, daß
von nun an sich blos den exacten Wissenschaften zu widmen beschl
Der Herzog von Rochefaucauld wurde sein Wohlthäter und füh
ihn als 19jährigen jungen Mann in die Welt ein; aber der Re
den sie bot, konnte ihn nicht den ernstesten Studien untreu m
chen. Er überreichte der Akademie der Wissenschaften in einem Al
von 21 Jahren einen Essai sur le calcul intégral, der Fonta
zu der Äußerung brachte, er sei eifersüchtig auf dieses Talent. D
seinem später erschienenen: Mémoire sur le problème des tr
points erschien es nochmals etwas erweitet in seinen Essais d'a
lyse. Ein Werk dieses Gehalts verschaffte ihm 1769 die verdie
Auszeichnung eines Sessels in der Akademie der Wissenschaften. D
überraschender Leichtigkeit und Gewandheit behandelte Condorcet
schwersten Aufgaben der Größenlehre, doch schien sein immer wei
strebender Geist sich mehr in Andeutungen, als in Ausführungen

Digitized by Google

[illegible], die Formeln hingestellt zu haben, überließ er [illegible] Anwendung auf die einzelnen Fälle. Damals war Grand- [illegible] Secretair der Akademie der Wissenschaften. Die Lob- [illegible] Mitglieder der Akademie, die dieser pflichtmäßig hal- [illegible], [illegible] an Fontenelle, aber so, daß man ihn lebhaft [illegible]. Condorcet glaubte ein Talent in sich zu fühlen, das auch [illegible] eignen könne, und gab daher 1773 seine Eloges des aca- [illegible] morts avant 1699. Obgleich auch sie vieles zu wünschen [illegible] ließen, so fand man sie doch so ausgezeichnet, daß die Stelle [illegible] Secretairs der Akademie im J. 1777 ihm selbst von seinen Geg- [illegible] verweigert ward. Die Verpflichtung, die ihm dadurch [illegible], [illegible] jedem andern Anlaß sein müssen, sich in dem unendli- [illegible] Felde der Wissenschaften, über deren ausgezeichnetste Förderer [illegible] Bericht geben mußte, und in der Darstellung der neuesten [illegible] zu verlieren; ihn entfernten diese mannichfaltigen For- [illegible] nicht von seinen mathematischen Studien. Durch seine [illegible] in Kometen gewann er 1777 den von der Akademie zu Ber- [illegible] gesetzten Preis, und fortwährend bereicherte er die Acten der [illegible] Gesellschaften von Petersburg, Berlin, Bologna, Turin [illegible] durch die tiefsinnigsten Beiträge aus dem Gebiete der hö- [illegible] Analysis. Doch zog eine vorwaltende Neigung ihn zu den [illegible] Forschungen. Nur des Ministers Maurepas Abnei- [illegible] gegen Condorcet verzögerte seinen Eintritt in die französische [illegible] bis 1782. Durch eine Rede über den Gewinn, der der [illegible] Gesellschaft aus der Vereinigung der physischen und mo- [illegible] Wissenschaften zuwächst, nahm er Besitz von diesem ihm längst [illegible] Ehrenplatze. Mit Türgot im vertrautesten Verhältniß, [illegible] zu einer genauern Prüfung des Systems der Ökonomisten [illegible], und durch d'Alembert zu sehr lebhafter Theilnahme an der [illegible] Lage. Aus allen seinen Schriften ergibt sich ein Glaube an [illegible] Menschheit und eine höhere Ansicht des Menschenlebens, welche [illegible] einzelne Erscheinung besonders in der Umgebung ist, in welcher [illegible]. Zunächst zeigte sie sich in den 1776 zu London herausge- [illegible] Eloges et Pensées de Pascal. Dieselbe Gesinnung be- [illegible] für die Sache der Amerikaner das Wort zu reden und selbst [illegible] Negern und ihrer allmäligen Heranbildung zur Freiheit ein- [illegible] zu sein (Reflexions sur l'esclavage des nègres). 1787 [illegible] Voltaire's Leben, gleichsam als Nachtrag zu der voll- [illegible] Ausgabe von Voltaire's Werken, die er mit Noten und Ein- [illegible] geliefert hatte, und sprach darin die Bewunderung unver- [illegible] aus, die ihm des großen Mannes Genius durch seine vielsei- [illegible] Thätigkeit und seinen Eifer für die Sache der Menschheit ab- [illegible] hatte. Es war jene Zeit, wo die schon unvermeidliche Re- [illegible] durch die Wünsche aller Bessern herbeigerufen und durch die [illegible] der geistreichsten Schriftsteller herbeigeeilt ward. Daß Con- [illegible] hinter der Meinung der besten jener Zeit nicht zurückbleiben [illegible] war vorauszusehen. Zwar entfremdete ihn diese Ueberzeugung, [illegible] von den Rechten des Bürgers und Menschen hatte, gegen den [illegible] von Rochefoucauld, seinen frühern Wohlthäter; aber doch [illegible] bei seinen, der Volkspartei so günstigen Schriften (Sur les [illegible] provinciales, später in der Bibliothèque de l'hom- [illegible] und der feuille villageoise, die er mit Cerutti heraus- [illegible] andern Beweggrund voraussetzen, als jenen Enthusiasmus [illegible] für Recht und Gute, der ihn wol manchmal über die Grenzen

Digitized by Google

des zunächst Erreichbaren täuschte. Seine Feinde haben versichert, daß die Verweigerung der Stelle als Lehrer des Dauphin, um di er angehalten hatte, ihn in die Volkspartei gestürzt hätte. Je ge mäßigter sein Aeußeres war, desto mehr war der Sturm seiner auf geregten Leidenschaftlichkeit zu fürchten. D'Alembert, der ihn zu einem seiner Testamentsvollstrecker ernannt hatte, verglich ihn ei nem schneebedeckten Vulkane. Anfangs weniger vom Volke gekannt, war er nicht mit zu den Generalstaaten ernannt worden. Weit all gemeinern Einfluß verschaffte ihm seine feuille villageoise, wo e die ersten Grundzüge des Staatshaushalts und der Staatenverhält nisse in der höchsten Einfachheit vorträgt. Auf die Nachricht vo der übereilten Flucht des Königs stellte er (in einer damals be wunderten Rede) die Königswürde als eine antisociale Einrichtun dar. Den königlichen Schatz, bei dem er seit 1791 als Commis sair angestellt war, gab man auf seinen Antrag den Namen: Na tionalschatz. Endlich ward er von Paris zum Abgeordneten in de gesetzgebenden Versammlung gewählt und bald, so wenig auch sein Körperkräfte ihn dazu zu eignen schienen, zum Secretair der Ver sammlung ernannt. Im Februar des Jahres 1792 ward er zum Präsidenten ernannt, verfaßte die Kundmachung an die Franzose und an Europa, wodurch die Abstellung der Königswürde erklär ward, stimmte in der Nationalconvention, wo er als Deputirte des Aisnedepartements seinen Platz hatte, zwar meist mit den Gi rondisten, dann im Prozeß über Ludwig für die härteste Strafe, di aber nicht die Todesstrafe sein dürfe, und trug zugleich darauf an die Todesstrafe in Zukunft ganz abzuschaffen, die nur bei Verbrechen gegen den Staat Statt finden sollte. Diese Theilnahme am Prozeß des unglücklichen Königs war der Grund, weshalb sein Name au der Mitgliedschaft der petersburger und berliner Akademieen gestriche ward. Die Revolution vom 31sten Mai 1793 verhinderte, daß ein von Condorcet selbst ausgearbeitete Constitution nicht in Kraft trat Die durch jenen Tag herbeigeführte, die er ohne Schonung und Rück halt mißbilligte, ward der Anlaß seiner Anklage vor den Schranke am 8ten Juli. Als Brissot's Mitschuldiger ward er am 3ten Octo ber in den Anklagestand versetzt. Gezwungen, sich zu verbergen ward er bald außer den Schutz des Gesetzes erklärt; nur die Freund schaft verließ ihn nicht. Eine edle Frau, Madame Verney, ver barg ihn acht Monate lang und sorgte für sein Leben und seine Er heiterung, selbst durch kleine Gedichte. In dieser Verborgenheit ent warf Condorcet, ohne alle äußere Hülfsmittel und selbst von de Schrecken umgeben, die seine Lage herbeiführte, jene vortrefflich Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit hu main, noch voll Enthusiasmus für jene Freiheit, deren Entartun er eben so hart büßte. Nur die Menschlichkeit der edlen Frau, de ren Schutz er angefleht hatte, verließ ihn, den alles verlassen hatte nicht in dieser peinlichen Lage, und als Erwiederung der tröstende Worte, mit der sie seinen Kummer zuweilen erheiterte, schrieb e die: Epitre d'un Polonois exilé en Sibérie à sa femme, vo der Gesinnungen, die der eigentliche edlere Grundzug seines Leben waren. Endlich erfuhr er durch die öffentlichen Blätter, daß To desstrafe denen drohe, welche Geächtete aufgenommen hätten. Trotz aller inständigen Bitten der großmüthigsten Frau, war sein Entschlu nun gefaßt, sie zu verlassen. Je suis hors de la loi, sagte ihr; il faut que je vous quitte. Mais vous n'êtes point hor

Digitized by Google

de l'humanité, war die Antwort der Wohlthäterin. Doch ging er am 19ten März 1794 Abends 8 Uhr verkleidet aus Paris. Er hatte gehofft, bei einem Freunde, Herrn Suard, ein augenblickliches Unterkommen zu finden. Man wies ihn ab. Im Gehölze und in den Steinbrüchen auf der Höhe von Mont-Rouge verborgen, mußte er endlich seine Freistätte vor Hunger verlassen. Er ging in ein schlechtes Wirthshaus zu Clamar, bestellte sich einen Eierkuchen von sechs Eiern und erregte durch sein vernachlässigtes Aeußere die Besorgnisse der Wirthin wegen der Bezahlung. Sie zu beruhigen, zieht er ein Taschenbuch aus der Brust, das mit seiner Kleidung, seinem langen Barte nicht zu passen schien. Ein zufällig gegenwärtiges Mitglied des Revolutionstribunals von Clamar fragte nach dem Paß. Seine Antwort schien eben so verdächtig, wie sein Heißhunger. Man zwang ihn, mit zu dem Ort zu gehen, wo das Sitzungslocal der Comité revolutionaire war. Auf halbem Wege fiel Condorcet in Ohnmacht. Ein Winzerpferd bringt ihn weiter. Man schließt ihn bis auf weitere Untersuchung in einen Kerker. Am andern Morgen (den 28sten März) fand man ihn todt auf dem Boden des Zimmers ausgestreckt, wahrscheinlich durch ein Gift getödtet, das er zu gleichem Zwecke schon längst bei sich trug und von dessen früherm Gebrauche ihn nur die Liebe zu einer Gattin und einer Tochter abgehalten. So endete Condorcet. Als Gelehrter hatte er beinahe schon in seiner frühesten Jugend alle die Auszeichnungen vereinigt, die den gelehrtesten Schriftstellern meist nur am Schlusse eines mühevollen Lebens zufallen. Es würde unbegreiflich sein, wenn über einen Mann von seiner Art und seiner Richtung die Meinungen einstimmig wären. Als ein Urtheil, das viele andere andeutet, mag das von Rivarol über seine Schreibart gelten: er schrieb mit Opium auf bleierne Tafeln. Von seinen zahlreichen Schriften, denn auch an einer Menge Zeitblätter hatte er Theil genommen, ist 1804 zu Paris eine vollständige Sammlung erschienen, in der aber seine mathematischen Werke nicht mit aufgenommen sind. (Oeuvres complètes, publiés par Garat et Cabanis, 21 Bände, 8.) Das vollständigste Verzeichniß derselben gibt eine: Notice sur la vie et les ouvrages de Condorcet, par Ant Dianyère. 1796. 8.

Congreß und Congresse. Das einfachste Mittel, um auf dem diplomatischen Wege die verschiedenartigen Ansprüche kriegführender Mächte oder auch solcher Staaten, die in gespannten Verhältnissen sich befinden, gegen einander auszugleichen und dadurch das Friedensgeschäft vorzubereiten und abzuschließen, oder einem Bruche vorzubeugen und überhaupt streitige Gegenstände des Staateninteresse zu vermitteln, ist ein Congreß *). Es versammeln sich die Bevollmächtigten der Betheiligten, oder auch nur die der vermittelnden Mächte an einem bestimmten, gewöhnlich neutralen Orte, um theils durch Notenwechsel, theils durch mündliche Besprechung die Verhandlungen zu einem gütlichen Ziele zu führen. Man unterscheidet den Präliminarcongreß, auf welchem das Vorläufige, Zulassung oder Vertretung der verschiedenen Mächte, Ort und Zeit der Zusammenkunft, Umfang der Neu-

*) Die Versammlung der Repräsentanten der Union der nordamerikanischen Freistaaten unter einem Präsidenten wird der Congreß genannt. Der im J. 1823 versammelte 18te Congreß besteht aus 212 Repräsentanten der 24 Staaten, welche jetzt die Union bilden. S. den Art. Vereinigte Staaten. Bd. 10.

tralität, Sicherheit der Gesandten und Staatsboten, Ceremoniel und Geschäftsform der Verhandlung, bestimmt wird, — von dem Hauptcongreß, der den Gegenstand selbst zum endlichen Abschlusse bringen soll. Gewöhnlich werden solche Vorfragen durch vermittelnde Mächte auf dem gesandtschaftlichen Wege entschieden; dann tritt sogleich der Hauptcongreß zusammen. Auch bestimmen die, zu einem Congresse versammelten Gesandten, nach geschehener gegenseitigen Bewillkommnung, in einer Präliminarconferenz den Tag der Eröffnung, die Reihenfolge der Gegenstände, die Form der Verhandlung, den Rang der einzelnen Mächte unter sich (seit 1815 ist die alphabetische Ordnung beliebt worden s. d. Art. Ceremoniel Bd. 2.) und die Zeit der Sitzungen. Die Eröffnung des Congresses beginnt mit dem Verlesen und Auswechseln der Vollmachten in vidimirten Abschriften, welche, im Fall die verhandelnden Theile über die Annahme eines Vermittlers (Mediateurs) übereingekommen sind, diesem übergeben werden. Darauf verhandeln die Gesandten der betheiligten Mächte entweder unmittelbar unter sich oder mit dem Vermittler, und zwar in einem gemeinschaftlichen Versammlungszimmer, oder abwechselnd in den Wohnungen; im Fall ein Vermittler da ist, in dessen Wohnung. Diese Verhandlungen werden schriftlich oder mündlich fortgesetzt, bis man zu der Unterzeichnung eines Tractats schreiten kann, oder bis die eine oder die andere Macht durch die Abberufung ihres Gesandten den Congreß auflöst. — Die Congresse sind ein Erzeugniß des praktischen europäischen Völkerrechts und je mehr sich das neuere Staatensystem ausgebildet hat, desto umfassender und wichtiger sind die Congresse geworden, bis sie, seit dem zu Wien im J. 1814 und 1815 gehaltenen Congresse, die Bedeutung eines europäischen Friedensrathes erlangt haben. Die Geschichte derselben ist daher zugleich die Geschichte des europäischen Staatensystems. Es scheint, daß Heinrich IV. und Sully, als sie die Idee hatten, aus Europa einen Staatenverein zu bilden, dessen Glieder sich ähnlich an Macht, ihre Streitigkeiten durch einen Senat entscheiden lassen sollten, diese Form zu verhandeln zuerst für räthlich gehalten haben. Indeß wurden vor dem dreißigjährigen Kriege keine förmlichen europäischen Congresse gehalten. Denn die Congresse welche in Roskild 1568, in Stettin 1570, und vom Czar Iwan IV dazu aufgefordert, durch den Papst in Kiwerova-Horka 1581 flg. dann in Stolbowa 1617, bei Wiasma 1634, zu Stumsdorf 1635 und in Brömsebro 1645, die darnach benannten Friedensschlüsse zur Folge hatten, betrafen einzig die nordischen Staatenverhältnisse. Die Geschichte der europäischen Friedensversammlungen beginnt also mit dem Congresse zu Münster und Osnabrück. Nach der Wichtigkeit ihres Einflusses auf die Gestaltung von Europa gibt es drei Hauptabschnitte in der Geschichte der Congresse: 1) von der Begründung des neuen europäischen Staatensystems durch den Doppel-Congreß welcher den westphälischen Frieden zur Folge hatte, bis zu dem utrechter Frieden (von 1648—1713); 2) von der Befestigung des Einflusses der brittischen Kolonial- und Seemacht auf die Continentalpolitik von Europa durch den utrechter Frieden, bis auf den wiener Congreß (von 1713—1815); 3) von der Wiederherstellung des politischen Gleichgewichtssystems in Europa und der Aufstellung des Legimitäts- und Stabilitätsprincips durch den Congreß zu Wien und die heilige Allianz bis jetzt. In jedem dieser Congresse seit 1648 traten einige Hauptmächte an die Spitze der übrigen, und bestimmten gewissermaßen den Gang der gegenwärtigen und der nachfolgen-

Digitized by Google

der Verhandlung durch die Feststellung allgemeiner Grundlagen. Die Völker selbst kamen dabei jedoch erst seit dem wiener Congresse in Betrachtung; in welcher, und mit welchen Resultaten? darüber steht nur der Geschichte das unparteiische Urtheil zu. Aus seinem Standpuncte hat Bignon die Interessen der Völker und der Kabinette gegen einander abgewogen in seiner neuesten Schrift: Les Cabinets et les peuples, depuis 1815, jusqu'à la fin de 1822. Nach der von uns aufgestellten Ordnung der drei Perioden wollen wir die wichtigsten Congresse nach einander aufführen, wobei wir auf den Art. Friedensschlüsse Bd. 3. mit verweisen. I. Von 1648—1713. — 1) Congreß zu Münster und Osnabrück. Es ist merkwürdig, daß während des dreißigjährigen Krieges derjenige Souverän, welcher, außer Spanien, zuletzt unter allen europäischen Fürsten der einzige war, der den westphälischen Frieden nicht anerkannte, daß der Papst durch seinen Nuntius Ginetti in Köln im J. 1636 die ersten Friedenseröffnungen machen ließ; auch sandten der Kaiser und Spanien förmliche Gesandte nach Köln, die unter der Vermittlung des Papstes mit Frankreich und Schweden zu unterhandeln bereit waren; allein eben jener Vermittlung wegen beschickte Frankreich diesen Congreß nicht; dagegen vereinigte es sich mit Schweden zu Hamburg zu gemeinschaftlichen Friedensverhandlungen; endlich entschloß sich auch der Kaiser in dem Präliminartractate zu Hamburg 1641, mit beiden Mächten zu Münster und zu Osnabrück zu unterhandeln. Des Ranges wegen, den Frankreich und Schweden sich streitig machten und um das Zusammentreffen der protestantischen Gesandten mit dem Nuntius zu vermeiden, wählte man jene beiden, von Frankreich dazu vorgeschlagenen Städte, die nur sechs Stunden von einander entfernt waren, und setzte fest, daß beide Versammlungen nur einen Congreß bilden sollten. Doch erfolgte die Eröffnung dieses ersten großen europäischen Friedensrathes erst im December 1644. In Münster wurde alles durch die Vermittler: den päpstlichen Nuntius und den Gesandten der Republik Venedig, verhandelt; in Osnabrück unmittelbar, und zwar lateinisch; s. das Weitere unt. dem Art. Westphälischer Friede. Bd. 10. — 2) Congreß in den Pyrenäen. Frankreich und Spanien setzten den Krieg, welchen in Deutschland der westphälische Frieden geendigt hatte, noch bis 1659 fort. Dann ward, nachdem der Präliminarfriede zu Paris am 7. Mai geschlossen worden war, die Fasanen-Insel im Bidassoafluße an der Grenze beider Staaten zum Congreßorte gewählt, und Kardinal Mazarin hielt mit dem spanischen Minister, Don Louis de Haro, vom 13. Aug. bis zum 25. Nov. 1659, überhaupt fünf und zwanzig Conferenzen unter einem Zelte, wobei jener stets italienisch, dieser spanisch sprach. Der schon am 7. Nov. unterzeichnete pyrenäische Friede sicherte Frankreich sein politisches Uebergewicht; Spanien erkannte den münsterschen Frieden an und trat Roussillon, Conflans und einige Plätze in den Niederlanden an Frankreich ab, das den geächteten Prinzen von Condé wieder in seine Würden und Güter einsetzte; auch wurde Lothringen seinem Herzoge zurückgegeben. — 3) Der Congreß zu Breda endigte, unter englischer Vermittelung, den Krieg zwischen Großbritannien auf der einen, und den Niederlanden, Frankreich und Dänemark auf der andern Seite, durch den Frieden zu Breda, den 31. Juli 1667, der vorzüglich die gegenseitigen Kolonien in Westindien und den Sundzoll betraf. — 4) Der Congreß zu Aachen endigte den sogenannten Devolutionskrieg zwischen Frankreich und Spanien, unter Vermittelung

des Papstes, durch den aachner Frieden, den 2. Mai 1668, durch den Frankreich die in den spanischen Niederlanden eroberten Plätze behielt, die Franche-Comté aber an Spanien zurückgab. — 5) In dem Kriege Ludwigs XIV. mit den Niederlanden, von 1672 bis 1678, wurde anfangs ein Congreß zu Köln 1673 eröffnet, aber schon im folgenden Jahre, weil der kaiserliche Gesandte den kurkölnischen gewaltsam aus Köln entführt und nach Wien geschickt hatte, aufgelöst. Darauf leiteten die brittischen Gesandten (unter ihnen befand sich der berühmte Ritter Temple), und der päpstliche Gesandte, als Vermittler, die Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich, Spanien, den Niederlanden, dem deutschen Kaiser, Schweden, Dänemark, Brandenburg und einigen kleinern Staaten auf dem Congresse zu Nimwegen, seit 1676 bis zu dem Abschlusse des Friedens von Nimwegen 1678, der aus mehreren Separatfriedensschlüssen bestand: zwischen Frankreich und den Niederlanden; zwischen Frankreich und Spanien; zwischen Frankreich, Schweden und dem deutschen Reiche im J. 1679, von welchem der Friede mit Brandenburg zu St. Germain en Laye und der mit Dänemark zu Fontainebleau und Lund, so wie der zu Nimwegen zwischen Schweden und Holland, die unmittelbaren Folgen waren. So trug die französische Diplomatik, welche die Alliirten trennte, auf diesem Congresse den Sieg davon, und Ludwigs XIV. politisches Uebergewicht war auf längere Zeit befestigt. — 6) Hierauf veranlaßte die Wegnahme Strasburgs, welche mitten im Frieden 1681 geschah, und Ludwigs Reunionssystem das große haager Schutzbündniß gegen Frankreichs Uebermuth und Ländersucht, dessen Seele Wilhelm III. war. Es vereinigten sich nämlich Schweden und Holland, dann der Kaiser, Spanien und einzelne deutsche Reichskreise mit einander zur Aufrechthaltung des westphälischen und des nimweger Friedens, und statt der Waffen, welche der Kaiser bereits gegen die Türken führen mußte, wählte man den Weg der Unterhandlung. Dies war der Zweck des merkwürdigen Congresses zu Frankfurt im J. 1681, der zwar französischer Seits im Dec. 1682 abgebrochen, in der Folge jedoch zu Regensburg fortgesetzt wurde und einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Frankreich im J. 1684 bewirkte. Aber vergebens suchten die europäischen Mächte durch Bündnisse unter sich, insbesondre durch die große augsburger Verbindung (Association) vom J. 1686, welche der Statthalter Wilhelm III. in Holland zu Stande brachte, der Herrschsucht Ludwigs einen Damm zu setzen; denn schon im Sept. 1688 überzogen die französischen Heere die Rheinländer. Dies und die Vertreibung des Hauses Stuart durch Wilhelm III. aus England (im Nov. 1688) hatte einen neunjährigen Krieg zur Folge. — 7) Die Rücksicht auf die spanische Erbfolge bewog jedoch den siegreichen Ludwig durch besondere Verträge die Alliirten zu trennen, und als dies nicht ganz gelang, Schwedens Vermittelung nachzusuchen, wodurch der Congreß zu Ryswick, ein Schlosse beim Haag, im Mai 1697, zu Stande kam. Man unterhandelte zwar, nachdem ein runder Tisch im Conferenzsaale allem Rangstreite ein Ende gemacht hatte, auf die Grundlage des westphälischen und nimweger Friedens; allein es gelang dennoch der französischen Staatskunst abermals, durch einzelne Verträge mit den Verbündeten das allgemeine Friedenswerk zu leiten und das deutsche Reich zur Annahme der von Frankreich mit Spanien, Großbritannien und den Niederlanden festgesetzten Bedingungen zu nöthigen. Der Friede zu Ryswick wurde von den Seemächten am 20. Sept. und vom Kaiser

30. Oct. 1697 unterzeichnet. — In diese Periode fallen noch einige Congresse, auf denen die europäische Diplomatik die Staatenverhältnisse der nordischen Mächte in Hinsicht auf Polen und die Pforte ordnete. — 8) Der berühmteste ist der zu Oliva, einem Kloster bei Danzig, im Mai 1660, wo Frankreich den Frieden zwischen Schweden und Polen vermittelte, und den zugleich der deutsche Kaiser, der Kurfürst von Brandenburg, der Herzog von Curland und andre kleine Fürsten beschickten. Die Bevollmächtigten der Republik der Niederlande, von Dänemark und von Spanien wurden nicht zugelassen. Der Friede zu Oliva, vom 3. Mai 1660, befestigte das politische Uebergewicht Schwedens im Norden, sicherte ihm den Besitz von Liefland und bestätigte die Souverainität Preußens; zugleich vermittelten England, Holland, und Frankreich den Frieden zu Kopenhagen, 27. Mai 1660, zwischen Schweden und Dänemark; endlich wurde das Friedenswerk von Oliva vervollständigt durch den Frieden zwischen Schweden und Rußland zu Kardis, den 1. Jul. 1661. — Da nun auch der Congreß zu Nimwegen die Verhältnisse der nordischen Staaten mit betroffen hatte, so verflochten seitdem mehrere Bündnisse der Europäischen mit den nordischen Staaten das Interesse der letztern mit dem von Europa. — 9) Zwischen Polen und Rußland fanden ebenfalls besondere Congresse Statt: zu Radzyn 1670, zu Moskau 1673, zu Radzyn und Andrussow 1684, die endlich den Definitivfrieden zu Moskau 1686 zur Folge hatten, wodurch Polens Macht, die schon der Tractat von Oliva erschüttert hatte, den zweiten Stoß erhielt; die Grenzen zwischen Rußland und Polen blieben so, wie sie dieser Friede bestimmt hatte, bis 1772. — 10) Der Congreß zu Altona, 1687, wo der deutsche Kaiser und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg die Streitigkeiten Dänemarks mit dem Hause Holstein-Gottorp vermittelten, bewirkte, nachdem auch Großbritannien und die Generalstaaten als Vermittler hinzugetreten waren, den Frieden zu Altona 1689, durch welchen der Herzog von Holstein sein Land mit voller Souverainetät wieder erhielt. — Endlich gehören auch in diese Periode: 11) die Friedensconferenzen zu Carlowitz, im Jan. 1698, wo zuerst ein türkischer Sultan in die Formen der europäischen Diplomatik sich fügen lernte, indem er die Vermittelung Großbritanniens und Hollands annahm, worauf sein erster Dragoman, Maurocordato, das diplomatische Talent der griechischen Nation glänzend bewährte, indem er durch einen runden Tisch alle Rangstreitigkeiten beseitigte, und mit dem deutschen Kaiser, Polen, Venedig und Rußland, die einzelnen Friedensschlüsse oder Waffenstillstandsverträge zu Carlowitz 1699 zu Stande brachte, in welchen zuerst der Macht der Pforte ein Ziel gesteckt wurde; doch mußte Venedig auf Candia und die Inseln des Archipels verzichten; es behielt nur Morea, die ionischen Inseln und einige Plätze in Albanien. — II) Von 1713—1814. — 1) Den spanischen Erbfolgekrieg endigte der Congreß zu Utrecht, wohin Frankreich, England, die Generalstaaten, Savoyen, der Kaiser, Portugal, Preußen, der Papst, Venedig, Genua, Kurmainz, Kurcöln, Kurtrier, Kurpfalz, Kursachsen, Kurbaiern, Hannover und Lothringen im Januar 1712 ihre Bevollmächtigten schickten, nachdem bereits Frankreich und Großbritannien in den Friedenspräliminarien zwischen sich, den 8. Oct. 1711, die Grundlinien des Friedensgeschäfts gezogen und dadurch gewissermaßen schon die Bestimmung der neuen Staatenverhältnisse entschieden hatten. Auch zu Utrecht gelang es der französischen Diplomatie, die Verbin-

dung der interessirten Mächte zu trennen durch den Beschluß, daß jeder der Alliirten seine Foderungen einzeln übergeben sollte. Der Zwist unter ihnen nahm noch zu, als sie sahen, daß die Unterhandlungen von England meist insgeheim und unmittelbar mit dem Kabinette von Versailles geführt wurden. Die Resultate waren acht Separatfrieden, welche Frankreich, Spanien, England, Holland, Savoyen und Portugal in den J. 1713 bis 1715 unter sich schlossen, indem sie Österreich und das Reich sich selber überließen; s. den Art. Utrechter Friede. Bd. 10. Seitdem trat die brittische See- und Handelsmacht in der Reihe der Hauptstaaten voran, und Englands Interesse leitete jetzt das Schicksal des sogenannten europäischen Gleichgewichts. — 2) Der Congreß zu Baden, im Juni 1714 war nur eine Formalität, um den zu Rastadt von Eugen und Villars im Namen des Kaisers und Frankreichs geschlossenen Frieden, welcher auf dem zu Utrecht ruhte, in einen lateinisch abgefaßten Reichsfrieden umzuwandeln. — 3) Auch der Congreß zu Antwerpen war eine Folge des utrechter Friedensrathes. Dort vermittelte England zwischen dem Kaiser und den Generalstaaten den Barrieretractat vom 15. Nov. 1715. — 4) Der Congreß zu Cambray 1722 betraf die Streitigkeiten zwischen dem Kaiser, Spanien, Savoyen und Parma, in Hinsicht der Vollziehung des utrechter Friedens und der Bedingungen der Quadrupleallianz, wobei England und Frankreich die Vermittelung übernahmen; allein Philipp V. von Spanien, beleidigt durch die Zurückschickung seiner, mit Ludwig XV. verlobten Tochter (im April 1725) rief seine Minister von Cambray ab, und schloß hierauf allein seinen Frieden mit Österreich zu Wien, den 20. April 1725, worin er die Garantie der pragmatischen Sanction übernahm. Das bald darauf geschloßne Schutzbündniß zwischen Österreich und Spanien hatte eine Gegenallianz zwischen England, Frankreich, den vereinigten Niederlanden, Dänemark, Schweden, Hessen-Cassel und Wolfenbüttel zu Herrnhausen zur Folge; wogegen Rußland, Preußen und einige deutsche Stände sich an die wiener Allianz anschlossen. So schien ein allgemeiner Krieg nahe zu sein, als Österreich durch einstweilige Aufhebung der Compagnie zu Ostende, und Spanien durch den Tractat zu Pardo mit England, zur Ausgleichung die Hand bot. — 5) Der Congreß zu Soissons im Junius 1728, sollte diese Ausgleichung auch zwischen Österreich, Frankreich, England und Spanien bewirken; allein es gelang dem französischen Staatsminister, Kardinal Fleury, Spanien von Österreich zu trennen, worauf Frankreich, Spanien und England das Friedens- und Schutzbündniß zu Sevilla 1729, dem auch Holland beitrat, errichteten, um ihren Willen Österreich als Gesetz vorzuschreiben. Dadurch wurde der Congreß zu Soissons aufgelöst und das beleidigte Österreich griff zu den Waffen. Aber die Garantie der pragmatischen Sanction, welche England und Holland übernahmen, bewog den Kaiser Carl VI. 1731 die Bestimmungen des Tractats von Sevilla anzuerkennen. — 6) Der Congreß zu Aachen im April 1748, an welchem Frankreich, Österreich, England, Spanien, Sardinien, Holland, Modena und Genua Theil nahmen endigte den österreichischen Erbfolgekrieg durch den aachner Frieden den 18. Oct. 1748. — 7) Der siebenjährige Krieg zwischen England und Frankreich wurde, ohne daß ein Congreß sich versammelt hatte, geendigt; Österreich, Sachsen und Preußen aber schlossen ihren Frieden auf dem Congresse zu Hubertsburg, der sich im December 176[illegible] versammelt hatte, am 15. Februar 1763. — 8) Der Congreß zu Te[illegible]

Digitized by Google

ßen, im März 1779, entschied den baierschen Erbfolgestreit zwischen Österreich und Preußen, unter französischer und russischer Vermittelung; doch schickten auch Kurpfalz, Kursachsen und Zweibrücken Bevollmächtigte, nur nicht der, um dessen Erbfolge es sich handelte, der Kurfürst von Baiern; s. d. Art. Teschner Friede, v. 13. Mai 1779. Bd. 9. — 9) Hierauf boten Rußland und Österreich ihre Vermittelung in dem amerikanischen Freiheitskriege zwischen England und Frankreich an. Wien sollte die Congreßstadt sein: allein Frankreich lehnte die Vermittelung ab, und als nachher österreichische und russische Minister an dem, in Paris im Oct. 1782 eröffneten Friedenscongresse der Minister Frankreichs, Spaniens, Englands, Hollands und der vereinigten Staaten, als Vermittler Theil nehmen wollten, kamen die Friedenspräliminarien, am 30. Nov. 1782 und am 20. Jan. 1783, ohne ihr Wissen, zu Stande, so wie der Definitivfriede zu Versailles und zu Paris den 3. Sept. 1783, und mit Holland den 20. Mai 1784. — 10) Die Streitigkeiten Josephs II. mit der Republik Holland über die Eröffnung der Schelde und andere Gegenstände im J. 1784, veranlaßten Frankreich, seine Vermittelung anzutragen, und es wurde zu Versailles ein Congreß am 8. Dec. d. J. von dem französischen Minister Grafen Vergennes, mit dem kaiserlichen und den holländischen Bevollmächtigten eröffnet. Er hatte den Tractat zu Fontainebleau vom 3. Nov. 1785 zum Enderfolg, durch welchen der Barriere-Tractat von 1715 und der wiener Tractat von 1731 aufgehoben, die Grenzen von Flandern, wie sie 1664 waren, wieder hergestellt, und an den Kaiser einige Landstriche abgetreten, auch eine Summe von 10 Mill. Gulden (wozu Frankreich, damit der Congreß nicht abgebrochen würde, die Großmuth hatte, 4½ Mill. beizutragen, an den Kaiser als Entschädigung bezahlt wurden. Dagegen blieb die Schelde geschlossen und der Kaiser entsagte seiner übrigen Ansprüche. — 11) Als Leopold II. den Aufstand der Niederlande mit den Waffen zu dämpfen im Begriff war, wurde in Folge der reichenbacher Convention, ein Mediationscongreß im Haag, von den Gesandten Oesterreichs, Preußens, Hollands und Englands im Sept. 1790 eröffnet, bei welchem man auch die Deputirten der belgischen Provinzen zuließ. Jene Mächte schlossen damals die haager Convention vom 10. Dec. d. J., nach welcher jedoch der Kaiser den belgischen Provinzen die alten Verfassungsgesetze nur so, wie sie zur Zeit des Todes der Kaiserin Maria Theresia gegolten hätten, bestätigen wollte. Darüber entstanden neue Streitigkeiten und Unruhen. Endlich stellte Franz II. im März 1793 die alte Verfassung, wie sie unter Carl VI. gewesen war, wieder her, und beschwor zu Brüssel, im April 1794, die joyeuse entrée; allein zu spät, denn bald darauf wurde Belgien von den Franzosen erobert. — 12) In der Geschichte des Revolutionskriegs ist der Congreß zu Rastadt denkwürdig, ob er gleich fruchtlos war. Er wurde von der Reichsdeputation unter dem Vorsitze des kurmainzischen Directorial-Subdelegirten, Freiherrn von Albini, in Gegenwart des kaiserlichen Bevollmächtigten, des Grafen Metternich, am 9. Dec. 1797, eröffnet, und am 7. April 1799 durch den kaiserlichen Bevollmächtigten mittelst eines kaiserlichen Commissionsdecrets aufgelöst. Die alte Würde des deutschen Reichs zeigte sich während desselben bloß in einer leeren und schwerfälligen Förmlichkeit, mit welcher der grobe und beleidigende Uebermuth der französischen Bevollmächtigten den schneidendsten Contrast bildete. Die Deputation übergab ihre Noten in deutscher, die französische Gesandt-

schaft in französischer Sprache. In Hinsicht auf den Gegenstand aber glich die Deputation einem an Händen und Füßen gelähmten Menschen mit verbundnen Augen, da ihr die geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio und die Bedingungen der geheimen rastadter Convention vom 1. Dec. 1797 unbekannt geblieben waren. Daraus entstanden Mißtrauen und Uneinigkeit, vorzüglich zwischen Österreich und Preußen; indem nun die Deputation gewissermaßen im Finstern tappte, stieß sie überall auf Hindernisse und gab Blößen, so daß der Subdelegirte von Baden, als Beweggrund seiner Abstimmung für die Abtretung des ganzen linken Rheinufers, unt. and. den Zorn anführte, in welchen die Minister Frankreichs gerathen wären, als sie gehört hätten, daß man ihnen nur einen Theil jener Uferländer anbieten wolle! Die französische Diplomatie verleugnete zu Rastadt jede Form des Anstandes; die deutsche benahm sich oft kleinlich und furchtsam; die Verhandlung selbst war nur ein blinder Kampf mit dem Spiele verborgner Interessen und mit dem Trotze des republikanischen Stolzes; das Ganze endigte mit einem blutigen Frevel (am 28. April 1799), den wahrscheinlich die gewaltsame Maßregel eines Mannes von heftigem Charakter, der sich persönlich rächen wollte, und die blinde Wuth eines damit beauftragten Subaltern-Officiers verschuldet hat. (S. das Weitere unter dem Art. Rastadter Congreß. Bd. 8.) Die Grundlagen der Abtretung des linken Rheinufers und der Entschädigung der dadurch verletzten Erbfürsten und Säcularisation der geistlichen Länder, welche die Reichsdeputation zu Rastadt bereits angenommen hatte, wurden, ohne Zuziehung des Reichs, vom Kaiser nachmals in dem luneviller Frieden 1801 zu Friedensartikeln erhoben. — 13) Der Congreß zu Amiens, wo Joseph Buonaparte und der Marquis von Cornwallis über den Definitivfrieden zwischen Frankreich und England vom Dec. 1801 bis zum 27. März 1802 unterhandelten, und wobei Malta der schwierigste Punkt war, wo der spanische und der holländische Bevollmächtigte aber nur dann an den Verhandlungen Theil nahmen, wenn diese das Interesse ihrer Mächte betrafen, erreichte seinen Zweck in dem, von allen vier Bevollmächtigten am 27. März 1802 unterzeichneten Tractate von Amiens, welchem auch die Pforte beitrat (am 13. Mai 1802), der aber schon am 18. März 1803 durch Englands Kriegserklärung wieder aufgehoben wurde. — 14) Napoleon unterhandelte seine Friedensschlüsse gewöhnlich mit den Waffen in der Hand; es bedurfte dann keines Vermittlers. Vergebens bot daher Österreich vor dem Frieden zu Tilsit 1806 seine Vermittelung an; eben so wenig hatte früher Haugwitz in Wien 1805 Preußens Dazwischenkunft geltend machen können. Als aber Napoleon, um Spanien zu unterwerfen, seinen Rücken in Deutschland und Polen sichern und deshalb mit Rußland sich enger verbinden, zugleich aber einen Versuch, mit England einen allgemeinen Frieden einzuleiten, machen wollte, da versammelte er den ersten europäischen Monarchen- und Minister-Congreß zu Erfurt im Oct. 1808. Napoleon kam den 27. Sept. in Erfurt an und wenig Stunden nach ihm der Kaiser Alexander. Noch waren daselbst versammelt die Könige von Sachsen, Baiern und Würtemberg, der damalige König Hieronymus von Westphalen, der Großfürst Constantin, Prinz Wilhelm von Preußen, die Herzoge von Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha und Holstein-Oldenburg und mehrere andere Fürsten, so wie die Staatsminister der genannten Höfe, außerdem noch der preußische, der dänische, der würzburgische, der fürst-primatische, der baden-

Digitized by Google

[illegible] Staatsminister u. a. m.; im Namen des Kaisers von Österreich erschien der Baron von Vincent, mit einem Schreiben, worin der Kaiser seine friedlichen Gesinnungen gegen Frankreich bezeugte. Die Verhandlungen betrafen eine Verminderung der dem preußischen Staate von Frankreich aufgebürdeten Leistungen und die Aufnahme des Herzogs von Oldenburg in den Rheinbund, hauptsächlich aber den Frieden mit England, die Verhältnisse zwischen Frankreich und Österreich und die Angelegenheiten der Türkei. Auf den Friedensantrag der Kaiser von Frankreich und Rußland, mittelst eines gemeinschaftlichen Schreibens vom 12. October, erklärte die brittische Regierung ihre Bereitwilligkeit, wenn auch Schweden und die spanische Regierung auf dem Congresse durch Bevollmächtigte erschienen; da Napoleon aber der spanischen Nation dieses Recht nicht zugestehen wollte: so wurden die Verhandlungen im December abgebrochen. Unterdessen war auch die Versammlung in Erfurt bereits am 14. Oct. auseinander gegangen, nachdem Napoleon den Frieden mit Österreich gesichert zu haben glaubte, und mit dem Kaiser Alexander gewisse Verabredungen getroffen hatte, deren Inhalt nicht genau bekannt ist. (S. Schöll Traités de paix. IX. 194.) — In diese Periode gehören noch: 15) Die beiden fruchtlosen Congresse zu Braunschweig im Laufe des nordischen Kriegs; der erste löste sich auf im Februar 1713, und der zweite im März 1714. — 16) Der Congreß, welchen der holsteinische Minister, Baron von Schlitz, genannt Görtz, im Namen Carls XII., mit den Bevollmächtigten des Czaren im J. 1718 auf den Alandsinseln hielt; allein den daselbst auf ziemlich billige Bedingungen für Schweden verhandelten Frieden vereitelten der Tod Carls XII. und der Parteigeist des schwedischen Adels, dessen Opfer Görtz wurde. Die schwedische Regierung brach die Unterhandlungen mit Rußland auf den Alandsinseln ab, und schloß unter Frankreichs Vermittelung, auf dem Congresse zu Stockholm, besondere Friedensschlüsse mit Hannover den 20. Nov. 1719, darauf im J. 1720 mit Preußen, Dänemark und vorläufig mit Polen. Endlich mußte Schweden, unter Frankreichs Vermittelung, den Frieden auch von Rußland annehmen, der nach den vom Czar dictirten Bedingungen, die Rußlands Uebergewicht im Norden feststellten, auf dem zu Nystadt im Mai 1721 versammelten Congresse, am 10. Sept. 1721, unterzeichnet wurde. Darauf folgte auch der Abschluß des Definitivfriedens mit Sachsen und Polen, mittelst bloßer Declarationen in den J. 1729 und 1732. — 17) Der im J. 1741 zwischen Schweden und Rußland ausgebrochene Krieg wurde auf dem zu Abo von russischen und schwedischen Bevollmächtigten gehaltnen Congresse, nachdem Schweden, statt des Kronprinzen von Dänemark, den Bischof von Lübeck, Adolf Friedrich Herzog von Holstein-Gottorp, zum Thronfolger erwählt hatte, durch den Definitivfrieden zu Abo den 17. Aug. 1743 geendigt, worauf das petersburger Bündniß zwischen Rußland und Schweden im J. 1745 zu Stande kam. — Während Rußland in seinen Friedensschlüssen mit Schweden, Polen und der Pforte, die Vermittelung fremder Mächte, vorzüglich unter Catharina's II. Regierung, nicht mehr zuließ, fand diese in den Kriegen Österreichs mit der Pforte Statt. — 18) Der Congreß zu Passarowitz endigte den, in den J. 1714 und 1715 ausgebrochnen Krieg der Pforte mit Venedig und Österreich durch die Vermittelung Großbritanniens und Hollands, im Frieden zu Passarowitz den 21. Jul. 1718, nach welchem Morea, ohne daß davon im Tractate selbst

Erwähnung geschah, der Pforte als eroberte Provinz verblieb. — 19) In dem Kriege Rußlands mit der Pforte 1736 suchte die Pforte Österreichs, Hollands und Großbritanniens Vermittelung; allein Rußland lehnte die Vermittelung der Seemächte ab, so daß der Congreß zu Niemiroff in Polen, im Juni 1737, blos aus den Bevollmächtigten der Pforte, Rußlands und Österreichs bestand. Als aber auch Österreich der Pforte den Krieg erklärte, so übernahm Frankreich die Rolle eines Vermittlers. Die Verhandlungen wurden zwar schon im October abgebrochen, jedoch durch den französischen Gesandten, Herrn von Villeneuve, der deshalb sowohl vom Kaiser Carl IV., als auch von der Kaiserin Anna geheime Instructionen erhielt, von denen jedoch ihre Minister, Graf von Sinzendorf und Graf Ostermann, welche ihrerseits über einen besondern Frieden mit der Pforte unterhandelten, nichts wußten, auf's neue angeknüpft und theils in Konstantinopel, theils im Lager des Großvezirs fortgesetzt. Endlich schloß der österreichische General, Graf von Neipperg, auf eine sehr übereilte Art den 1. Sept. 1739 einen Präliminarvertrag ab, dessen Garantie Frankreich als Vermittler übernahm, und nach welchem Belgrad, ob es gleich in gutem Vertheidigungszustande war, den Türken übergeben wurde. Hierauf brachte Villeneuve auch den für die Pforte äußerst vortheilhaften Definitivtractat von Belgrad sowohl mit Österreich, als mit Rußland den 18. Sept. 1739 zu Stande und unterzeichnete den letztern als Bevollmächtigter der russischen Kaiserin, ohne daß der, ebenfalls zum Abschlusse des Friedens mit der Pforte bevollmächtigte Feldmarschall Münnich darum wußte. — 20) In dem Kriege Rußlands mit der Pforte von 1768 bis 1774 wurde zu Fockschany in der Moldau im Aug. 1772 ein Congreß von russischen und türkischen Bevollmächtigten gehalten, bei welchem auch ein österreichischer und ein preußischer Minister erschienen; allein Catharina erkannte sie nicht als Vermittler an, und sie erfuhren bloß ingeheim von dem türkischen Gesandten den Gang der Verhandlungen. Dieser Congreß ging aber bald auseinander; auch ein zweiter Congreß, der sich im Oct. 1772 zu Bucharest versammelte, wo jene beiden Minister nicht zugelassen wurden, löste sich ohne Erfolg, wahrscheinlich durch Frankreichs Einfluß auf den Divan, schon im März 1773 auf. Endlich sahe sich der von Adrianopel abgeschnittene Großvezier genöthigt, ohne weitere Unterhandlung, auf die vom russischen Feldherrn, Grafen von Rumanzoff, gemachten Bedingungen, den Frieden zu unterzeichnen in dem Zelte des russischen Feldherrn zu Kutschuk-Kainardgi, den 21. Juli 1774. — 21) In dem russisch-österreichischen Kriege mit der Pforte von 1787 folg. lehnte Catharina ebenfalls jede Vermittelung ab; allein Österreich mußte sie annehmen, und es versammelte sich im Juni 1790 ein Congreß zu Reichenbach, wo Graf Herzberg im Namen Preußens mit Österreich unterhandelte, und an welchem auch Polen, Großbritannien und die Generalstaaten Theil nahmen. Um einen Krieg mit Preußen zu vermeiden, entschloß sich Österreich, das Ultimatum des preußischen Kabinets anzunehmen; so kam die reichenbacher Convention vom 27. Juli zu Stande, nach welcher Österreich mit der Pforte den Frieden zu Sziskowe den 4. Aug. 1791 abschloß, wo sich ein Congreß von österreichischen und türkischen Bevollmächtigten, so wie von den Ministern der vermittelnden Mächte, Großbritannien, Preußen und Holland, im Januar d. J. versammelt hatte. Hierauf wurde in St. Petersburg über den Frieden Rußlands mit der Pforte von jenen vermittelnden Mächten un-

Digitized by Google

terhandelt; indeß kamen die Friedenspräliminarien unmittelbar zwischen dem Großvezier und dem Fürsten Repnin, schon am 11. Aug. 1791 zu Galacz, und hierauf der Friede zu Jassy den 9. Jan. 1792, zu Stande. — 22) In dem letzten Kriege Rußlands mit der Pforte, von 1806–1812, ward nach Alexanders Zurückkunft von Erfurt, von russischen und türkischen Ministern ein Congreß zu Jassy im Aug. 1807 gehalten, wo die Foderungen Rußlands aber die Pforte bewogen, die Unterhandlungen bald abzubrechen. Endlich mußte die Pforte sich entschließen um Friede zu bitten, und es versammelte sich ein Congreß zu Bucharest im December 1811, wo, durch Großbritanniens und Schwedens Vermittelung, ungeachtet der französische Kaiser in seinen Bündnissen mit Österreich und Preußen, im März 1812, die Integrität der Besitzungen der Pforte stipulirt hatte, der Friede am 28. Mai 1812 in demselben Augenblicke zu Stande kam, als Napoleons Heere im Begriff waren, in Rußland einzudringen. — III. Von 1814 bis jetzt. Nachdem während des großen Kampfes des verbündeten Europa mit Napoleon der Congreß zu Prag im J. 1813, und der Congreß zu Chatillon im Febr. und März 1814 (s. d. Art. Chatillon) erfolglos auseinander gegangen waren, und der pariser Friede vom 30. Mai 1814 eine neue Ordnung der europäischen Staatenverhältnisse herbeigeführt hatte: so wurde in diesem Friedenstractate bestimmt, daß ein allgemeiner Congreß zu Wien die Verfügungen desselben vervollständigen sollte. — 1) Dieser Congreß übertraf an Würde, Glanz und Bedeutung alle bisherigen. Persönlich waren zugegen: die Kaiser von Österreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg, der Kurfürst von Hessen, die Großherzoge von Baden und Sachsen-Weimar u. a. m., sowie die ersten europäischen Staatsmänner und Minister: vom Papst Kardinal Consalvi, von Österreich Fürst Metternich und der Freiherr von Wessenberg, von Rußland Fürst Rasumowski, Graf Stackelberg und Nesselrode, von Großbritannien Lord Castlereagh, dann Herzog Wellington, Cathcarth, Clancarty und Stewart, von Preußen Fürst Hardenberg und Baron von Humboldt, von Frankreich Fürst Talleyrand, v. Dalberg u. A., von Baiern Fürst Wrede, Graf Rechberg, von Hannover Graf Münster; ferner die Gesandten von Spanien, von Portugal, von den Niederlanden, von Dänemark, von Sardinien u. s. w. Der Congreß wurde eröffnet den 1. Nov. 1814, und geschlossen den 25. Mai 1815. Herr von Gentz führte das Protocoll. Auf ihm bildeten für die europäischen Sachen den engern Verein die fünf Hauptmächte, die den pariser Frieden geschlossen hatten: Österreich, Preußen, England, Rußland und Frankreich, unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich; zu dem in einzelnen Fällen noch die drei andern: Spanien, Portugal und Schweden, gezogen wurden. Für die deutschen Angelegenheiten bildeten Österreich, Preußen, Baiern, Hannover und Würtemberg einen Ausschuß, zu dessen Verhandlungen aber später auch die Bevollmächtigten der übrigen deutschen Souveraine und freien Städte gezogen wurden. Da man über die meisten Hauptpunkte schon im Ganzen einverstanden und vorzüglich darauf bedacht war, Frankreichs Eroberungspolitik für die Zukunft zu hemmen: so erleichterte die persönliche Gegenwart, der Charakter und die wechselseitige Freundschaft der Monarchen die endliche Feststellung. Am schwierigsten waren die Bestimmungen über Polen und Sachsen, sowie über die innern Verhältnisse des deutschen Bundes; eine unerwartete Begebenheit, Napoleons Rückkehr von Elba

nach Frankreich, machte endlich das Interesse jedes Einzelnen sch
gen und führte plötzlich den Abschluß der von den acht Mäch
Oesterreich, Preußen, England, Rußland, Frankreich, Spa
Portugal und Schweden, unterzeichneten, aus 121 Artikeln beste
den Congreßacte herbei am 9. Junius 1815. Die Wiederherstel
des europäischen Staatensystems ward darin im Allgemeinen gegr
det auf das Princip der Legitimität. Österreich erhielt zurück:
neue lombardisch-venetianische Königreich, mit Einschluß des Vel
außerdem drei Secundogenituren: Toscana, Modena und Parma;
neue Königreich Illyrien, das venetianische Dalmatien nebst Ra
und dem Golfo di Cattaro; ferner durch Verträge mit Baiern: T
und Vorarlberg (ohne das Amt Weiler), Salzburg bis an die Sa
die, 1809 abgetretenen Theile des Inn- und Hausruckviertels;
Rußland den, 1809 abgetretenen Theil von Ostgalizien. In Anse
der Wiederherstellung der übrigen Staaten verweisen wir auf die
sondern Artikel und bemerken hier bloß im Allgemeinen, daß P
land, als eine bedeutende Vergrößerung seiner Macht, Warschau
ter dem Namen des Königreichs Polen erhielt; daß Krakau eine f
Stadt wurde; daß Preußen, weil es nicht in seinen Länderbesitz
1806 wieder hergestellt werden konnte, durch neue Theilungen
Abtretungen sich für Ostfriesland, Hildesheim ꝛc., die an Hann
kamen, — für Anspach und Baireuth, die bei Baiern blieben,
schädigen ließ, indem es ein Stück von Polen (das Herzogthum
sen), fast die Hälfte des Königreichs Sachsen, Schwedisch-Pomm
Cleve, Berg und den größern Theil des linken Rheinufers bis an
Saar erhielt, damit es hier für Deutschland eine feste Vormauer
gen Frankreich bildete. Dänemark, das Norwegen an Schweden
getreten hatte, bekam Sachsen-Lauenburg und wurde wegen d
Provinz und wegen Holstein, Mitglied des deutschen Bundes. Ba
erhielt als Ersatz für seine Abtretungen an Österreich: Würzb
Aschaffenburg, den jetzigen Rheinkreis am linken Rheinufer u. s.
(seine weitern Ansprüche auf den Main- und Tauberkreis und
Heimfall des Neckarkreises sind unbefriedigt geblieben). Hann
erhielt die Königswürde und mehrere neue Provinzen, wodurch es
abrundete. Dieses Contiguitätsprincip konnte aber weder bei Bai
noch bei Preußen befolgt werden. Aus Holland und Belgien w
das Königreich der Niederlande mit einer festen Grenze gegen Fr
reich gebildet. Die niederländische Provinz Luxemburg aber w
als Großherzogthum dem deutschen Bunde zugetheilt. Großbri
nien behielt Malta, Helgoland, einige eroberte Kolonien und er
die Schutzhoheit über die wieder hergestellte Republik der joni
Inseln. Der Schweizerbund ward durch drei Cantone vergrößert
durch die Anerkennung seiner beständigen Neutralität zu einer Sc
grenze für Frankreichs schwache Seite erhoben. Dem wiederherge
ten Staate des Königreichs Sardinien wurde Genua als Herzogt
einverleibt, mit Bewilligung eines Freihafens; zugleich ward
Thronfolge der Linie Carignan zugesichert. Ferner wurden wi
hergestellt: das Großherzogthum Toscana, das Herzogthum Mod
der Kirchenstaat und das Königreich beider Sicilien, indem M
seinen Untergang sich selbst zuzog. Lucca wurde der Infantin Marie
von Spanien gegeben; erhielt jedoch späterhin eine andere Bestimm
(s. d. A. Parma Bd. 7. und Lucca Bd. 5.). Spanien sollte an
tugal Olivenza zurückgeben, was aber des, von portugiesischen T
pen besetzten Monte-Video's wegen bis jetzt noch nicht geschehen

Digitized by Google

durch die wiener Congreßacte die Territorialverhältnisse [illegible] Gleichgewichtssysteme auf's neue geordnet wurden, brachte [illegible] Umstände auch die deutsche Bundesacte vom 8. Juni [illegible] der allgemeinen Congreßacte mit enthalten ist, zu Stande [illegible] Deutschland, B. 3.). In dieser hatte der 13. Art.: [illegible] Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung Statt [illegible] die gütlichen Widersprüche zwischen den constitutionell gesinnten [illegible] und den Anhängern der alten Staatsformen, vorzüglich in Baiern und Würtembergs, erfahren. Auch haben [illegible] derselben spätere Verhandlungen und eine Additionalacte zur Folge gehabt; einige Punkte derselben, z. B. der über [illegible] sind noch nicht vollzogen. Doch erhielt Deutschland [illegible] Congresse wenigstens die politische Bestimmung, der [illegible] von Europa zu sein. Die wichtige Episode der wiener [illegible] welche die Achtserklärung Napoleons am 13. [illegible] bis am 25. März 1815 erneuerte Verbindung Österreichs, [illegible] Großbritanniens und Preußens gegen Napoleons Rückkehr [illegible] französischen Thron betrafen, ist in den Art. Buonaparte [illegible] Russisch deutscher Krieg mit Frankreich im J. 1815 [illegible] Jener Verbindung traten auf dem wiener Congresse [illegible] Portugal, Hannover, Baiern, Sachsen, Würtemberg, [illegible] Dänemark, Hessen, Baden u. a. m. bei; nicht aber [illegible] Schweden. Dieser Krieg entschied insbesondre die sogenannte [illegible] Frage. Anfangs hatten England und selbst Österreich [illegible] Vereinigung des ganzen Königreichs Sachsen mit Preußen [illegible] allein die Note des Herzogs von Sachsen-Coburg vom [illegible] die Protestation des Königs von Sachsen, Friedrichsfelde [illegible] Jan. 1814, der Widerspruch Frankreichs und das Gewicht [illegible] Stimme bewirkten endlich, daß man jene Vereinigung [illegible] worauf der Fürst Metternich am 12. Jan. 1815 die Theilung [illegible] vorschlug, welche eine besondere Verhandlung Metternichs, Talleyrands und Wellingtons mit dem nach Preßburg eingeladenen König von Sachsen zur Folge hatte, der endlich auf die Grundlage des vorgeschlagnen Abtretung zu Laxenburg im Mai, unter Österreichs Vermittelung, mit Preußen und Rußland über den Frieden unterhandelte, den er zu Wien am 18. Mai 1815 unterzeichnete, worauf [illegible] 21. Mai auch auf das Herzogthum Polen förmlich Verzicht [illegible] so daß die neue Vertheilung der polnischen Länder, wie sie [illegible] Rußland und Preußen durch ihre Verträge zu Wien am 3. Mai [illegible] geordnet hatten, vollzogen werden konnte. — Nach der Entscheidung [illegible] Territorialfragen betraf eine andre Verhandlung des wiener [illegible] die Abschaffung des Sklavenhandels (s. d. Art. Bd. 9.), [illegible] eine die freie Schiffahrt auf dem Rheine, der Weser [illegible] Elbe (s. d. Art. Bd. 8, 10, 3.). Ob nun gleich die nähere Bestimmung [illegible] Feststellung dieser und mehrerer anderer Gegenstände späteren [illegible] vorbehalten blieb: so enthielt dennoch die wiener [illegible] Congreßacte, deren Originalurkunde in den Archiven des k. k. [illegible] zu Wien niedergelegt wurde, die Grundlage für die neue [illegible] Gestaltung Europas, dessen Staatensystem, nach der Erklärung [illegible] Wiederhersteller selbst, ein freies sein soll. In Bezug auf [illegible] Gleichgewicht scheint es zwar, als ob durch Polens Vereinigung [illegible] Rußland das Übergewicht dieser Macht auf dem Continente [illegible] groß geworden, während Großbritannien kein Gegengewicht [illegible] Seemacht beschränkt; allein es hat sich gleichwohl in dem

Digitized by Google

wieder hergestellten Staatensystem Europa's, aus dem Tractate vo
Chaumont (s. d. Art. Bd. 2.), durch die Form der wiener Verhan
lungen, eine Aristokratie der Hauptmächte factisch und diplomatisch gebi
det, wie sie ehemals nicht Statt fand. Diese Aristokratie schreibt sich ab
selber ihre Gesetze vor, indem sie sich auf die allgemeinen Angelegenheite
beschränkt. Sie hat durch den Heiligen Bund (s. d. Art. Bd. 4
und durch die spätern Congresse ihre nähere Entwickelung und Anwe
dung erhalten; so daß sie jetzt gewissermaßen einen europäischen S
nat bildet, der als vermittelnde Behörde den allgemeinen Friede
durch das Princip der Stabilität der, auf dem wiener Congresse geor
neten Staatenverhältnisse, zu erhalten bemüht ist. — Diese Gesta
tung ist jetzt allgemein in's Leben getreten, obgleich der Papst dur
den Cardinal Consalvi, den 14. Juni 1815, gegen diejenigen Artik
der Congreßacte protestiren ließ, durch welche er Avignon und V
naissin, sowie die deutsche Kirche ihre verlornen Besitzungen nic
wieder erhielt. Auch hatte der Johanniterorden vergeblich seine Wi
derherstellung vom wiener Congresse verlangt. — 2) Die Grundsäg
und Beschlüsse des wiener Congresses erhielten ihre weitere Befest
gung und Anwendung zuerst in den Conferenzen der Minister Öste
reichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands mit dem französ
schen Minister, Herzog von Richelieu, zu Paris, welche den Abschlu
des pariser Tractats vom 20. Nov. 1815 zur Folge hatten, nachde
die Territorialverhältnisse mehrerer deutscher Fürsten bereits dur
das pariser Protocoll der Bevollmächtigten der vier verbündete
Mächte vom 3. Nov. in Bezug auf Frankreichs Abtretungen und au
das Vertheidigungssystem des deutschen Bundes, neue Bestimmunge
erhalten hatten, und die Art der Ratification der wiener Congreßact
und des Beitritts der einzelnen Mächte zu derselben festgesetzt worde
war. Außer diesem Haupttractate wurden auf dem Congresse zu Pa
ris noch mehrere andre Beschlüsse von den vier alliirten Mächten ga
faßt, z. B. die Convention vom 2. Aug. 1815, die Bewachung Na
poleons Buonaparte betreffend, der Definitivtractat vom 5. Nov
1815, welcher die jonischen Inseln als vereinigte Staaten unter de
ausschließenden Schutz Großbritanniens stellte; die Neutralitätsac
der Schweiz vom 20. Nov. 1815, welche auch Frankreich mit unter
zeichnete; der Allianztractat der vier Hauptmächte von demselbe
Tage, durch welchen sie sich zur gemeinschaftlichen Aufrechthaltung de
neuen politischen Ordnung verbanden, und deshalb Frankreich mit ei
ner Armee einige Jahre lang besetzt hielten. Nach dem Schlusse de
Congresses zu Paris wurden noch zwölf besondere Verträge von de
verschiednen größern und kleinern Staaten unter sich in den J. 181
1817 und 1818 geschlossen, welche theils die neue Ausgleichung de
Territorialverhältnisse, theils die, von Frankreich übernommenen Zah
lungen, den Rückfall Parma's an die spanische Infantin, Herzogi
von Lucca, und die Abschaffung des Sklavenhandels betrafen. —
3) Zu der Vollendung des Werks der Monarchen fehlte noch die völ
lige Aussöhnung mit Frankreich durch die Zurückziehung der englisch
preußisch-österreichisch-russisch-deutschen Besatzungsarmee von 150,00
Mann. Sie ward, nach Vollziehung der von Frankreich übernomme
nen Geldverpflichtungen, hauptsächlich unter Wellington's Vermittelun
von den vier verbündeten Mächten auf dem Congresse zu Aachen be
schlossen (im Oct. und Nov. 1818), wovon der Eintritt Frankreich
in den Bund der Hauptmächte die Folge war. Die fünf Mächte er
ließen hierauf zu Aachen die berühmte Declaration vom 15. Nov

Digitized by Google

1818, Briefe, im Geiste des heiligen Bundes, die Grundsätze und Formen der Politik für die Zukunft aussprach, deren Zweck ein dauerhafter Friedensstand sein soll. Doch gab auch Stourdza's (s. d. Art. Bd. 9.) fameuses Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, in Aachen die Veranlassung, daß hier und dort Mißtrauen gegen die deutschen Regierungen und den deutschen Volksgeist überhaupt entstand. Unglücklicherweise wurde dieses Mißtrauen durch einzelne Mißbräuche der Preßfreiheit und durch die Ausschweifungen einer schwärmerisch politisirenden Jugend, von welcher zwei fanatische Jünglinge zu Frevelthaten hingerissen ließen, bis zu einem Argwohn gesteigert, was allgemeine sicherheitspolizeiliche Maßregeln in Deutschland zur Folge hatte. — Diese wurden beschlossen auf dem Congresse zu Carlsbad, wo sich im August 1819 die Minister von Österreich, Preußen (Graf Bernstorff), Baiern, Hanover, Sachsen, Würtemberg, Baden, Sachsen-Weimar, Mecklenburg und Nassau versammelten, um sich unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich, wobei Herr von Gentz das Protocoll führte, theils über die Ergänzung der, die innere Organisation Deutschlands betreffenden Beschlüsse des wiener Congresses, theils über den gefährlichen moralisch-politischen Zustand Deutschlands zu berathen. Was sie beschlossen hatten, wurde am 20. Sept. d. J. auf dem Bundestage zu Frankfurt gesetzlich bekannt gemacht, und es wurden hierauf die deutschen Staaten eingeladen, nach dem Sinne des monarchischen Princips eine angemessene Auslegung des 13. Artikels der Bundesacte, die Einführung landständischer Verfassungen betreffend, abzugeben; es wurde eine Vollziehungscommission zur nöthigen Ausführung der gefaßten Beschlüsse errichtet; es wurden die deutschen Hochschulen in disciplinarischer und die öffentlichen Lehrer in politischer Hinsicht unter die Aufsicht von Curatoren gestellt; es wurden die Ordensverbindungen der Studenten, namentlich die Burschenschaft, die Strafe der Relegation und der Ausschließung von öffentlichen Ämtern, verboten; es wurde für alle periodische Blätter und Schriften, die weniger als 20 Druckbogen zählten, eine Censur angeordnet, welche jedoch nur fünf Jahre lang in Wirksamkeit bleiben sollte; es wurde endlich eine Centralbehörde zur Untersuchung der, in mehren Bundesstaaten entdeckten revolutionären Umtriebe (s. den Artikel Umtriebe, Anhang z. Bd. 10.) zu Mainz errichtet. — 5) Bald hierauf versammelte sich, um die Organisation des deutschen Bundes zu vervollständigen, am 25. November 1819 ein Minister-Congreß zu Wien, der, unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich, aus Bevollmächtigten von sämmtlichen deutschen Bundesstaaten bestand, und die Schlußacte der, über Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes gehaltnen Conferenzen am 15. Mai 1820 zu Wien unterzeichneten. (Abgedruckt im Polit. Journ. Juni und Juli 1820, u. vgl. den Art. Deutschland, Bd. 8.) Hatten diese beiden Minister-Congresse, inwiefern sie dem Umsichgreifen demokratischer Ideen entgegenarbeiteten, nur mittelbar das allgemeine Staatssystem von Europa berührt: so betrafen dagegen die, seitdem gehaltenen Monarchen-Congresse zu Troppau, Laibach und Verona allein politische europäische Angelegenheiten. — 6) Den Congreß zu Troppau, welcher daselbst vom October bis zum Dec. 1820 versammelt war, und hierauf Neapels wegen nach Laibach verlegt wurde, veranlaßte zunächst die durch die stehenden Heere in Spanien, Portugal und Neapel bewirkten Staatsveränderungen veranlaßt. Die Minister von Österreich, Preußen und Rußland faßten in Troppau mehrere,

die Ruhe von Europa betreffenden Beschlüsse. Ein Auszug der, t
den Conferenzen von Friedrich von Gentz aufgenommenen Protocoll
wurde in Form eines Rundschreibens mehrern Bundesgesandten, s
wie dem französischen und dem großbritannischen Gesandten bei dem
Bundestage mitgetheilt, nach welchem die Stifter der heiligen Allianz
in Beziehung auf die Revolution in Neapel, den Congreß nach Lai
bach zu verlegen beschlossen. Österreich sollte, wenn es zum Krieg
mit Neapel käme, sich allein damit befassen; Rußland und Preußen
aber sollten den Frieden in dem übrigen Europa bewachen und für
die völlige Sicherheit der österreichischen Erbstaaten Garantie leisten.
In der, deshalb von den drei Monarchen aus Troppau an die andern
Regierungen erlassenen Erklärung ward der Grundsatz aufgestellt, daß
den Mächten das Recht zustehe, gemeinschaftliche Maßregeln der Vor
sicht gegen Staaten zu nehmen, deren Umformung, durch Aufruhr
erzeugt, den rechtmäßigen Regierungen Gefahr drohe, vorzüglich,
wenn dieser Geist der Unruhe durch geheime Agenten den benachbar
ten Staaten mitgetheilt würde. Hierauf wurde der König von Sici
lien eingeladen, sich als Vermittler zwischen seinem irre geleiteten
Volke und den Staaten, deren Ruhe dadurch gefährdet sei, nach Lai
bach zu begeben. „Das System der verbündeten Mächte ziele jedoch
weder auf Eroberung, noch solle der Unabhängigkeit anderer Mächte
nahe getreten werden." Gegen dieses Recht der Einmischung in die
innern Angelegenheiten benachbarter Staaten, welches auch Großbri
tannien in Laibach nicht förmlich anerkannte, erschien die bekannte
Schrift von Bignon: du congrès de Troppau. Indeß wurde es von
den übrigen Mächten, namentlich von Frankreich, auf dem Congresse
zu Laibach, der vom Ende des Decembers 1820 bis in die Mitte des
Mai 1821 dauerte, in das positive Völkerrecht diplomatisch aufge
nommen. In Laibach waren Alexander, Franz I., Ferdinand I., und
mehrere italienische Fürsten in Person zugegen, um durch gemein
schaftliche Berathung die Ruhe Italiens gegen die Carbonari (s. d.
Art. Bd. 2.) zu sichern, dem weitern Umsichgreifen erzwungner, von
den stehenden Heeren ausgehender Staatsveränderungen Einhalt zu
thun, und die Ordnung in Neapel und Sicilien, so wie auch späterhin (im März) die alte monarchische Gewalt in Piemont und Genua
wieder herzustellen. Uebrigens bildeten die Staatsminister Öster
reichs, Rußlands und Preußens (der König von Preußen konnte nicht
persönlich Theil nehmen) mit ihren Kanzleien (von Gentz als Proto
collführer) so wie die Gesandten von Frankreich, Großbritannien,
Sardinien, Rom und den übrigen Staaten Italiens, in Laibach einen
noch zahlreichern Kreis von Staatsmännern, als in dem Congresse
zu Troppau vereinigt waren. Die Resultate der Beschlüsse von Lai
bach, von wo aus die alliirten Mächte eine Declaration wegen Nea
pel erließen, waren, als gütliche Mittel fruchtlos blieben, die Be
setzung von Neapel, Sicilien und Piemont durch österreichische Ar
meen, wodurch die, daselbst dem Könige aufgedrungne spanische Con
stitution abgeschafft, die alte Verfassung wieder hergestellt und das
monarchische Princip befestigt wurde (s. d. Art. Sicilien, beide, und
Piemont, Bd. 8 u. 7.). Im Fall dies zu bewirken Österreich nicht ge
lungen wäre, würde eine russische Armee von 80,000 Mann, die schon
den Marsch nach Ungarn angetreten hatte, in Italien eingerückt sein.
Nachdem die Ruhe in Neapel und Piemont wieder hergestellt war,
beschlossen die beiden Kaiser den Congreß zu Laibach durch eine, von
den Ministern Österreichs, Preußens und Rußlands unterzeichnete

Digitized by Google

Declaration vom 12. Mai 1821, in welcher sie erklärten, daß Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit, welche die Berathungen der Monarchen geleitet, jederzeit die Vorschrift ihrer Politik sein würden. — Indessen war der Aufstand der Hellenen ausgebrochen; die dadurch entstandene Spannung zwischen der Pforte und Rußland konnte durch die Vermittlung des österreichischen und des englischen Ministers in Constantinopel nicht beigelegt werden; zugleich erregte der Zustand Spaniens und Portugals Besorgnisse für die Sicherheit der monarchischen Regierung, und insbesondre für die Ruhe Frankreichs; endlich schienen die Angelegenheiten Italiens eine neue Organisation der politischen Verhältnisse der dortigen Staaten zu fordern. Dies alles trug die beiden Kaiser, welche schon in Laibach einen Congreß im Dec. 1822 zu Florenz zu halten beschlossen hatten, einen Congreß zu Verona zu versammeln, welcher vom Oct. bis in den Dec. 1822 dauerte. Vorbereitende Conferenzen wurden bereits im Sept. zu Wien, wo Kaiser Alexander am 7. d. M., nebst dem Staatssecretär, Grafen Nesselrode, eingetroffen war, von den Staatsministern der fünf Hauptmächte gehalten. Der König von Preußen aber begab sich unmittelbar nach Verona, wo er und der Kaiser von Österreich am 1. Oct., Kaiser Alexander am 16., und die Könige von beiden Sicilien und von Sardinien, nebst mehrern andern italienischen Fürsten, daselbst eintrafen. Diesmal erschien auf dem Congresse kein brittischer Staatsminister; denn der Marquis von Londonderry hatte, in einem Anfalle von Schwermuth, durch die Last und die Verwickelung des von ihm befolgten politischen Systems gedrückt, sich selbst den Tod gegeben, sein Nachfolger Canning aber wollte, dem Grundsatze strenger Neutralität getreu, das brittische Staats- und Handelsinteresse nicht durch gewaltsame Einmischung in die innern Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel gefährden. Er schickte daher den Herzog von Wellington nach Wien und Verona, wohin sich auch der dortige brittische Gesandte am wiener Hofe begab. Von Seiten Frankreichs erschienen der Staatsminister, Vicomte nunmehriger Herzog von Montmorency, und der franz. Bothschafter am brittischen Hofe, der Vicomte von Chateaubriand. Außer diesen waren noch andere russische (z. B. Graf Pozzo di Borgo), französische und andere Diplomatiker in Verona gegenwärtig; preußischer Seits Graf Bernstorff und der Fürst Hardenberg. Dieser verließ jedoch, nach Entscheidung der Hauptfrage, Verona, um Mailand und Genua zu sehen, wohin sein Monarch eine Reise nach Rom und Neapel unternahm. Fürst Hardenberg starb in Genua den 26. Nov. Unter den übrigen, in Verona anwesenden Personen wurde der Banquier, Baron Rothschild bemerkt. Auch fand der durchreisende Kronprinz Oscar von Schweden eine ausgezeichnete Aufnahme. Über den Gang der Verhandlungen zu Verona, bei welchen Fürst Metternich den Vorsitz und Hr. von Gentz das Protocoll führte, ist jetzt (Jan. 1823) nur so viel bekannt, daß die Continentalmächte Frankreich die verlangte Befugniß mit bewaffneter Macht die Halbinsel zur Wiederherstellung einer monarchischen Verfassung zu zwingen, zugestanden und im nöthigen Falle Unterstützung versprochen haben; da jedoch England an diesen Berathungen nicht Theil nahm und stets zu friedlichen Maßregeln rieth, da auch der französische Finanzminister, Graf von Villele, der, wie Krieg gegen die spanischen Cortes laut fordernden, sogenannten Partei der Fanatiker, die triftigsten Gründe für die Beibehaltung des Friedens entgegenstellte, und die von Verona nach Paris zurückgekom-

menen Staatsmänner diese Ansicht unterstützten, da endlich die in Catalonien aufgestellte Glaubensarmee von den constitutionellen Truppen unter Mina geschlagen worden war: so versuchte Frankreich im December 1822 zuerst den Weg gütlicher Unterhandlungen, um die Cortes zu einer Abänderung ihrer Constitution im Sinne des monarchischen Princips zu bewegen. In Ansehung der Spannung zwischen Rußland und der Pforte, beschloß man zu Verona, durch den brittischen Gesandten bei der Pforte, Lord Strangford, der deshalb nach Verona berufen worden war, ein Ultimatum der Pforte vorlegen zu lassen, das die genaueste Erfüllung des bucharester Vertrags von 1812 verlangte; man wollte sich jedoch der griechischen Insurgenten auf keine Art annehmen, daher auch die, in Ancona angekommenen Deputirten derselben in Verona nicht zugelassen wurden. In Ansehung Piemonts wurde die gänzliche Räumung dieses Landes von österreichischen Truppen, in Ansehung Neapels und Siciliens aber eine beträchtliche Verminderung des dortigen österreichisen Besatzungsheers beschlossen, die weitere Organisation des italienischen Staatensystems ward jedoch vor der Hand noch ausgesetzt. Indeß begab sich König Ferdinand I. von beiden Sicilien, von Verona auf unbestimmte Zeit nach Wien. Auch die Form des deutschen Bundestages zu Frankfurt sollte von Verona aus eine Abänderung erhalten; endlich wurden einige Actenstücke, die geheimen Gesellschaften betreffend, in Berathung gezogen; über diese und andre Gegenstände werden jedoch die Endbeschlüsse noch erwartet. Bis auf Neapel und Piemont, ist also kein eigentliches Resultat des Congresses zu Verona bekannt, sondern in Ansehung der spanischen und der türkischen Frage der Weg der Unterhandlung eingeschlagen worden, so daß die Berathungen über die spanische Sache in Paris fortgesetzt werden. Die Monarchen verließen Verona in der Mitte des Decembers, um in ihre Staaten zurückzukehren. Die merkwürdigste Erscheinung auf diesem Congresse ist daß das brittische Ministerium, seit Canning's Eintritt in dasselbe einen, von der Continentalpolitik abweichenden Gang gewählt und durch den Herzog von Wellington jedes gewaltsame Einschreiten in Spanien, wenn der König ungefährdet bliebe und Spanien seine Constitution nicht weiter zu verbreiten suche, widerrathen hat. Aber auch im Osten ging Englands Politik dahin, jede Ergreifung der Waffen zu vermeiden. Werfen wir einen Gesammtblick auf alle vierzig Congresse, die seit dem westphälischen Frieden in Europa gehalten worden sind: so wird man nicht allein durch die fortgeschrittene Bildung der diplomatischen Kunst überrascht, indem wir jetzt erleben, daß ein österreichischer Internuncius in der Audienz bei dem Großvesir türkisch spricht, und ein Großvesir seinen Gegengruß deutsch ausdrückt, während im J. 1738 das österreichische Kabinet nicht einmal den Namen des regierenden Sultans wußte, weil es den, im J. 1730 abgesetzten Sultan Achmed noch auf dem Throne zu sehen glaubte; sondern es bietet sich auch die erfreuliche Bemerkung dar, zu sehen, wie nach und nach der Charakter der europäischen Politik sich veredelt, wie die kleinlichen Interessen einseitiger Staatskunst vor den größern des allgemeinen Staatensystems und des Friedens von Europa zurückweichen; wie die Monarchen selbst durch gegenseitige Besprechung den Gang der Verhandlungen abkürzen und vereinfachen, und wie die ersten Staatsmänner immer mehr den Grundsatz, daß die Sicherheit des Throne eben so sehr durch das Heil der Völker, als die Völker-Wohlfahrt durch die Heiligkeit des Kronenrechts und der Herrscherpflichte

Digitized by Google

dringt sei, als den wahren Angelpunkt aller Staatskunst vor Augen haben!

K.

Consolato del mare, s. Handelsrecht. Bd. 4.

Constable, der Name eines Amts in England. Die allgemeine Obliegenheit aller hohen und niedern Constables ist Beschützung des Landfriedens. Der Lord Ober-Constable, der siebente in der Reihe der Kronbeamten, war in frühern Zeiten, nebst dem Marschall von England, Richter des Rittergerichtes, oder Kriegsgerichts, und hatte eine ausgedehnte Gewalt, die aber später beschränkt, und nicht mehr erblich blieb, auch nicht für immer sondern nur für eine bestimmte Feierlichkeit, z. B. bei einer Krönung verliehen wurde. Eine ähnliche Würde gleichen Namens besteht noch in Schottland, und ist in der gräflichen Familie Errol erblich. Jetzt nennt man Ober-Constables (high-Constables) diejenigen Polizeibeamten, die in gewissen Bezirken seit der Regierung Eduards I. als Aufseher der öffentlichen Sicherheit angeordnet wurden, und entweder von den sogenannten Mannengericht (court leet) oder von der Versammlung der Friedensrichter gewählt werden. Unter ihnen stehen die in einzelnen Gemeinden bestellten Constables, welche Geschworne bei dem Mannengericht der Gemeine, oder in deren Ermangelung zwei Friedensrichter wählen. Der Constable hat eine sehr ausgedehnte Gewalt, unter den gesetzlichen Bedingungen zu verhaften, seine Hauptobliegenheit aber ist, bei Tag und Nacht in seinem Bezirke für die öffentliche Sicherheit zu wachen. Sein nächster Vorgesetzter ist der Friedensrichter (s. d. Art. Bd. 3.) Er selber aber wählt seine ihm verantwortlichen Wächter. Die in 26 Bezirke (Wards) abgetheilte Stadt London, hat eben so viele Constables, die von den Bewohnern jedes Bezirks am Thomastage gewählt, und dann von einer aus Rathsherrn (Aldermen) zusammengesetzten Behörde beeidigt werden. Jeder dieser Constables muß das Wappen des Königs und der Stadt London über die Thüre seiner Wohnung setzen. Es giebt auch einige von gewissen Oertern benannte Constables z. B. Constable des Tower, des Schlosses Windsor, welche so viel als Schloßaufseher oder Kastellane sind.

Constitutionen. Was eine Constitution, oder ein Inbegriff der Staatsgrundgesetze sei, wird unter dem Art. Staatsverfassung entwickelt werden. Sie sind theils herkömmlich entstanden, theils ursprünglich, entweder vertragsmäßig oder vom Souverain gegeben. Die letzten heißen oktroirte oder bewilligte Constitutionen. Hier ist nur die Absicht, die verschiednen constitutionellen Staaten, welchen entweder die alte ständische Verfassung, oder das neuere Repräsentativsystem zu Grunde liegt, zusammen zu stellen. Bekanntlich beruhen die constitutionellen Staaten des Mittelalters auf dem altgermanischen Vasal- und Corporationssystem, welches die Wahlform der eigentlichen Volksrepräsentation ausschließt, und womit bald weniger, bald mehr, bald nur eine scheinbare Theilnahme an der Regierungsgewalt verbunden war. Jene Wahlform aber, oder das sogenannte demokratische Princip war in Europa ursprünglich nur in der Verfassung von San Marino, in einigen deutschen freien Reichsstädten und in einigen Kantonen der Eidgenossen vorhanden; in andern, wo das Patriziat war, war das aristokratische Princip der Regierung theils mit unumschränkter Gewalt verbunden, theils mit demokratischen Elementen vermischt. Eben so gab es in monarchischen Staaten eine ständische Verfassung, theils mit aristokratischen, theils mit demokratischen Elementen. Die Wahlform in der brittischen Constitution stellte zwar in

einem monarchischen Staate das Bild einer Volksvertretung auf; al
das Repräsentativsystem im demokratischen Sinne, verbunden mit w
licher Theilnahme an der Ausübung wesentlicher Regierungsre
ward erst durch die Verfassung der vereinigten Staaten ganz au
bildet, und nachher von Frankreich der Constitution von 1791 und
nachfolgenden, so wie von andern Staaten, ihren neuen Verfassu
zu Grunde gelegt. — I. Die Constitutionen der Feudalstände
Mittelalters und die des Corporationssystems haben sich meistens
kömmlich erhalten: 1) in der österreichischen Monarchie. Es beste
nämlich a) in dem Erzherzogthum Niederösterreich, in Steyern
und Kärnthen, in Böhmen, Mähren, und nach dem k. k. Rescr
vom 13. Apr. 1817, und nach der Bekanntmachung: Lemberg d
Mai 1817, auch in Galizien und Lodomerien mit Einschluß der
kowina, die Landstände aus vier Klassen: Prälaten, Herren, Rit
stand und Bürgerstand; den letztern vertreten die Magistrate der
niglichen oder landesfürstlichen Städte durch Abgeordnete. — In
rol besteht wiederum, nach der Ständeverfassung vom 24. März 1
die 4te Klasse aus dem Bauern-, die 3te aus dem Bürger-, die
aus dem Herrn- und Ritter- und die 1ste aus dem Prälatenst
Allein sie haben das alte Recht der Steuerbewilligung nicht wieder
halten; doch gestattet man ihnen, Bitten und Vorstellungen im Na
des Landes dem Landesfürsten zu überreichen. — In dem k. k.
theile von Schlesien machen bloß die Herzoge und Fürsten, dann
freien Standesherren und die, dem Landesfürsten unmittelbar un
worfne Ritterschaft die Stände aus. — Salzburg und Vorarlb
so wie Krain und Görz sehen der Organisirung einer landständis
Verfassung entgegen. b) in dem lombardisch-venetianischen Königr
beruhen nach der Constitution vom 24. Apr. 1815 die Stände
dem Corporationssystem. Es bestehen nämlich die beiden Central
gregationen zu Mailand und Venedig und die verschiednen Provin
congregationen, aus den, dort vom Könige, hier von der Central
gregation und dem Gubernium ernannten Deputirten der adligen
nichtadligen Güterbesitzer und der königlichen Städte, unter dem S
fitz des k. k. Gouverneurs oder Delegaten. Jede der drei Corp
tionen schlägt nämlich drei aus ihrer Mitte zu Deputirten vor.
Rechte aller dieser Stände bestehen fast nur in der Bewilligung
königlichen Postulate, in der Vertheilung und Aufbringung der S
ern, einige haben auch das Recht, mit der Regierung zu berathsc
gen und das Petitionsrecht. c) In Ungarn haben die vier Klassen
Reichsstände; der hohe Klerus, die Reichsbarone und Magnaten,
Ritterstand und die königl. freien Städte, bedeutende Rechte (s.
garn Bd. 10.). Der Adel und die Städte wählen ihre Abgeor
ten und geben ihnen Vorschriften. Im J. 1808 waren auf dem Re
tage, der Reichspalatin an der Spitze, gegenwärtig: 273 Präl
Reichsbarone und Magnaten, und 485 Ablegaten und Deputirte.
In Siebenbürgen übt der Großfürst gewisse Majestätsrechte nur
Theilnahme der, von ihm berufenen Repräsentanten der drei N
nen: Ungarn, Szekler und Sachsen, aus; die e bestehen theils
k. k. Beamten, theils aus vom Regenten ernannten, theils aus
den verschiednen Corporationen gewählten Deputirten. — 2) in
sardinischen Monarchie, und zwar auf der Insel Sardinien, wo
Geistlichkeit, die Ritterschaft und die Deputirten der Städte und
ken das Gesetzgebungs- und Besteurungsrecht gemeinschaftlich mit
Könige ausüben. — 3) im Königreiche Schweden bestehen auch

Digitized by Google

der neusten Constitution vom 7. Juni 1809, die alten Reichsstände aus vier Klassen: 1) Adel oder Ritterschaft nach drei Kurien; 2) Geistliche; 3) Bürger; 4) Kron- oder Reichsbauern. Der Reichstag hat das Recht der Gesetzgebung, der Besteurung, und der Aufsicht über die Finanzverwaltung, Bank und Münze; der König hat ein unbedingtes Veto. Übrigens ist in jenem Verfassungsgesetze vielfache Rücksicht auf die neuern Constitutionen andrer Staaten genommen. — 4) Im Königr. Sachsen bestehn die Landstände aus 3 Klassen: 1) Prälaten, Fürsten, Grafen und Herren, nebst den Deputirten der Universität Leipzig; 2) die Ritterschaft, zu welcher noch seit 1820 in den einzelnen 4 Kreisen von sämmtlichen Rittergutsbesitzern 29 Wahlstände gezählt werden, wobei blos der Besitz und das Zutrauen der Wähler, nicht Geburt oder Ahnenprobe entscheiden sollen; 3) die von den Stadträthen gewählten Abgeordneten der Städte. Von der Landschaft hängt das Steuerwesen, die Bewilligung und Bestimmung der Auflagen und die Abnahme der dahin gehörigen Rechnungen ab; auch müssen ihr wichtige, allgemeine Landesgesetze und ähnliche Angelegenheiten zur Berathung vorgelegt werden. 5) Eben so besteht noch die alte Landschaft des Herzogth. Sachsen-Gotha, nach drei Gesammtstimmen der Grafen, Ritter und Städte, nebst einer ständischen Deputation. Die Landschaft des Fürstenthums Altenburg besteht aus der Ritterschaft und den Städten. 6) Auch im Herzogth. Sachsen-Meiningen bilden die Rittergutsbesitzer und die Städte die alten Landstände. — 7) Im Königreiche Hannover ward den 7. Dec. 1819, mit Beibehaltung des alten Corporationssystems, die allgemeine Ständeversammlung in 2 Kurien oder Kammern abgetheilt. Die erste besteht aus den mediatisirten Fürsten und Grafen, dem Erblandmarschall, den Mitgliedern der Ritterschaft, den Bischöfen und Äbten; die zweite aus den Mitgliedern des Schatzkollegiums bürgerlichen Standes und den Deputirten der geistlichen Güterverwaltung, der kleinern Stifter, der Universität, der Städte und der freien Grundbesitzer, die nicht zur Ritterschaft gehören. Die Ständeversammlung hat das Recht der Steuernbewilligung und der Mitverwaltung derselben, auch werden sie bei neu zu erlassenden allgemeinen Landesgesetzen zu Rathe gezogen. Eine neue Staatsverwaltung ward durch das kön. Edict vom 26. Oct. 1822 gebildet. — 8) Im Fürstenthum Liechtenstein ist den 9. Nov. 1818 die, in Österreich bestehende landständische Verfassung eingeführt worden; die Landstände bestehen aus der Geistlichkeit und den von den Vorstehern und Altgeschwornen jeder Gemeinde vorgestellten Mitgliedern der Landmannschaft. Sie dürfen Vorschläge machen. 9) In den Staaten der Großherz. von Mecklenburg, Schwerin und Strelitz; 10) in den Fürstenth. Reuß bestehen noch die alten Landstände; so auch 11) in dem dänischen Herzogth. Sachsen-Lauenburg. — 12) Die Sieben-Inseln Republik wurde d. 21. März 1800 errichtet und nach der, unter russischem Einflusse gegebnen Constitution vom 6. Dec. 1803 aristokratisch regiert. Dies blieb so, als die Inseln 1807 an Frankreich kamen; allein den 17. Juni 1814 besetzte sie der brittische General Campbell, und die Rep. kam unter brittischen Schutz, worauf Maitland als britt. Commissar den seit 1803 zu Korfu bestandnen Senat auflöste, und mit dem 1. Jan. 1818 eine neue Constitution einführte, nach welcher die gesetzgebende Versammlung von dem Corps der adeligen Wahlmänner, und die Senatoren aus der Mitte der gesetzgebenden Versammlung gewählt werden.

II. Das alte Corporationssystem und die Repräsentation des

Volks durch gewählte Stellvertreter hat die brittische Constitution ver bunden. Das Oberhaus besteht nämlich aus dem hohen Adel, de Erz- und Bischöfen; das Unterhaus aus den, von den Freeholder oder freien Grundbesitzern der Shiren, und den Bürgern der Städt und Flecken, die das Wahlrecht besitzen, in den Wahlversammlunge erwählten Abgeordneten zum Parlamente. Die Inseln Man, Jersey Guernsey, Malta, Gozzo, Helgoland, Gibraltar und die Kolonien habe keine Repräsentanten im Parlamente. Der König ist unverletzlich aber seine Minister sind der Nation verantwortlich. Zur Gesetzgebung ist eine Übereinstimmung der drei Stimmen (des Königs, des Ober und Unterhauses) nothwendig; im Unterhause aber kommen ausschließ lich alle Geldbills zum Vortrage. Seien auch die Gebrechen der Re präsentation des brittischen Volks (s. den Art. England Bd. 3. noch so groß: so ist es dennoch eine, durch die Erfolge der englischen Constitution bewährte Thatsache, daß eine Constitution, welche den eigenthümlichen Geiste und Charakter eines Volks entspricht, diese Volk nicht nur bei seiner politischen Selbstständigkeit und Würde er hält, sondern dasselbe auch zu einem höhern Wohlstande und zu einem bedeutenden politischen Gewichte in Hinsicht der auswärtigen Verhält nisse erhebt. Übrigens hat sich aus ihr zuerst der Kampf des dritten Standes gegen die alte Feudalaristokratie entwickelt.

III. Eine allgemeine Volksrepräsentation wurde zuerst durch di Constitution der vereinigten Staaten eingeführt. Dies geschah 1787 und seitdem sind ihr eine Menge ähnlicher nachgebildet worden, bi man endlich das demokratische Princip durch das Zwei-Kammernsystem wieder mit dem aristokratischen verbunden und durch ständische Formen neutralisirt hat. In den V. St. ist die gesetzgebende Gewalt einem Congresse anvertraut, der aus einem Senate und einem Hause der Repräsentanten besteht. Alle sechs Jahre werden die Senatoren von der Legislatur der einzelnen Staaten, von jedem 2, die Repräsentanten aber alle 2 Jahre von dem Volke der einzelnen Staaten, und zwar auf eine bestimmte Zahl von Köpfen ein Repräsentant erwählt. Vorrechte einzelner Bürger finden nicht Statt, so wenig als in Ansehung der Re ligion. Der Präsident wird, so wie der Vicepräsident, alle vier Jahre durch die von jedem Staate ernannten Wähler nach der Stimmen mehrheit bestimmt; im Falle mehrere gleiche Stimmenzahl für sich haben: so wählt das Haus der Repräsentanten durch Kugeln einen davon zum Präsidenten, der Senat aber den Vicepräsidenten. Der Präsident übt mit Rath und Einwilligung des Senats die vollziehende Gewalt aus. Auch die richterliche Gewalt ward in der Ausübung von der gesetzgebenden und der vollziehenden getrennt. Jeder einzelne Staat hat eine, durch seine eigne, von der Union genehmigte Consti tution, geordnete republikanische Regierungsform. Allgemein gesetzlich ist die persönliche und die Preßfreiheit, so wie das Petitionsrecht des Volks. Diese Hauptzüge einer Verfassung, in welcher das aristokra tische und das oligarchische Princip nicht vorhanden waren, wurden von Frankreich, und dann von mehren Staaten, welche sich von den Fesseln des Lehnsystems befreiten, in ihre monarchischen Verfassungs gesetze, bald mehr bald weniger mit aristokratischen Elementen ver mischt aufgenommen. Einige dieser Constitutionen waren jedoch nur vorübergehende Erscheinungen. Der Raum gestattet nicht, sie alle einzeln zu charakterisiren, wir stellen sie daher historisch zusammen mit Angabe ihrer Eigenthümlichkeit.

A. Frankreich hat seit der Revolution neun verschiedene Con

Digitized by Google

Staatsgesetze erhalten: 1) die monarchisch-demokratisch-repräsentative Constitution von 1791; 2) die republikanisch-demokratische vom 24. Juni 1793, welche noch weniger ausführbar, als die vorige, gar nicht ins Leben eintrat; 3) die vom 23. Sept. 1795, welche eine Directorialregierung einsetzte, und das gesetzgebende Corps der Nationalversammlung in den Rath der Alten und in den Rath der Fünfhundert spaltete; allein sie übertrug die Wahl der Repräsentanten den sogenannten Urversammlungen oder der Volksmasse unmittelbar, und es fehlte der Regierung eines Staates, wie Frankreich, die Kraft der Einheit; daher stellte 4) die Constitution vom 13. Dec. 1799 die Gewalt eines Oberconsuls, umgeben von einem Staatsrathe und den Ministern, mit dem Rechte der Initiative auf; sie errichtete zugleich einen Erhaltungssenat, dessen Mitglieder auf Lebenszeit ernannt wurden, ein Tribunal, welches über die Vorschläge zu Gesetzen berathschlagte, und einen Gesetzgebungskörper, welcher über die Gesetzesvorschläge abstimmte. Auch wurde eine dreifache Wahlstufe festgesetzt, indem die Bürger eines Gemeindebezirks ein Zehntel aus sich als Bürger bezeichneten, die sie zur öffentlichen Geschäftsführung für tauglich hielten; die in den Gemeindeverzeichnissen eines Departements genannten Bürger wählten wieder aus ihrer Mitte ein Zehntel, und die in diesem Departemental-Verzeichnisse genannten Bürger erwählten gleichfalls den zehnten Theil aus ihrer Mitte, welche aus allen Departements zusammengenommen das Nationalverzeichniß bildeten, aus welchen der Senat die Gesetzgeber, die Tribunen, die Consuln, die Cassationsrichter und die Rechnungs-Commissarien wählte. In dieser, der Monarchie die Rückkehr ebnenden Constitution vermißte man die früher angenommenen Grundsätze über die Preßfreiheit u. a. m. Sie wurde bald in wesentlichen Punkten durch sogenannte organische Senatusconsulte verändert und ergänzt. 5) Die organischen S. C. vom 2. und 4. Aug. 1802, erhoben den Oberconsul Napoleon Buonaparte zum lebenslänglichen, ersten Consul und ertheilten ihm mehrere monarchische Vorrechte; endlich übertrug ihm 6) ein Staatsverfassungsgesetz, das organische S. C. vom 18. Mai 1804, die erbliche Kaiserwürde, und Frankreich hatte nunmehr eine durchaus monarchische Constitution mit einigen demokratischen Formen; eine derselben, das Tribunat, wurde durch das organische S. C. vom 19. Aug. 1807 aufgehoben. 7) Nach Napoleons Sturz entwarf der Senat die 5te Constitution vom 6. Apr. 1814, welche eine erbliche Aristokratie in den Familien der Senatoren aufstellte, übrigens aber die Garantien der Volksfreiheit enthielt. Allein bekanntlich nahm Ludwig XVIII. zu St. Omer am 2. Mai 1814 nur gewisse Grundlagen davon an, welche das Repräsentativsystem in zwei Körpern, die Verantwortlichkeit der Minister, die Unabsetzbarkeit der Richter, die Unwiderruflichkeit des Verkaufs der Nationalgüter, die Fähigkeit jedes Franzosen zu allen Civil- und Militairstellen u. s. w. betrafen. 8) Hierauf gab der König die von einer, von ihm niedergesetzten Commission ausgearbeitete 6te, noch jetzt gültige Constitution vom 4. Juni 1814, oder die charte constitutionelle, welche eine, von des Königs Ernennung abhängige Pärs- und eine, von den Wahlcollegien, deren Organisation noch bestimmt werden sollte, zu ernennende Deputirtenkammer, als Organe der Gesetzgebung, einführte, vieles aber unbestimmt ließ. Es ward daher, nach Napoleons Rückkehr von Elba, von demselben 9) ein neuer Verfassungsentwurf, als Zusatzartikel zu der 4ten Constitution, am 22. Apr. 1815 bekannt gemacht, und vom Volke im Juni auf dem sogenannten Maifelde angenommen;

allein nach Ludwigs XVIII. Rückkehr trat die von ihm gegebne Charte sogleich wieder in Kraft; es ist aber seitdem, besonders durch das letzte Wahlgesetz, das demokratische Princip derselben in Ansehung der Repräsentation des Volks außerordentlich geschwächt worden. (S. d. Art. Frankreich Bd. 3.)

B. Ähnliche Veränderungen erfuhren die Niederlande in ihrer Staatsverfassung. Hier mußte der Widerstand der Anhänger des Föderalismus gegen die der Unität (die Demokraten) durch einen Gewaltstreich beseitigt werden, ehe die, der dritten französischen nachgebildete 1ste Constitution der batavischen Republik vom 23. Apr. 1798 von der bereits zum zweiten Male berufenen Nationalversammlung angenommen wurde. Eine 2te Constitution vom 16. Oct. 1801 war zwar der franz. vierten von 1799 nachgebildet; allein es fehlte auch ihr die Einheit in den Maßregeln der Regierung; daher erhielt die batavische Republik, unter des Kaisers Napoleons Einflusse, eine 3te mehr monarchische Constitution am 15. März 1805, in welcher ein Rathspensionair an die Spitze der Regierung kam; sie durfte nur wenig verändert werden, als der Staatsvertrag mit Frankreich vom 24. Mai 1806 das neue Königreich Holland auf das festeste an das Interesse der französischen Politik knüpfte. Dies geschah 4) durch das constitutionelle Gesetz des Königr. Holland vom 10. Juni 1806, welches bis 1810 galt, wo am 9. Jul. Holland dem französischen Reiche einverleibt wurde. — Im Dec. 1813 aber wurde der Sohn des letzten Erbstatthalters, der jetzige König Wilhelm I. als Souverain der Niederlande anerkannt; dieser berief die Notabeln im März 1814, welche den von ihm vorgelegten Constitutionsentwurf annahmen. So erhielt der auf dem Congresse zu Wien mit Belgien vereinigte und zum Königreich erhobne Staat der Niederlande seine gegenwärtige 5te Constitution vom 24. Aug. 1815, die, ungeachtet des Widerspruchs der katholischen Notabeln von Belgien, auch für die belgischen Provinzen, folglich für alle 17 Provinzen des gesammten Königreichs im J. 1815 in Wirksamkeit gesetzt wurde. Diese Verfassung beruht auf dem Repräsentativsystem. Die Generalstaaten, welche das niederländische Volk repräsentiren und mit dem Könige gemeinschaftlich die gesetzgebende Gewalt ausüben und das Budget bestimmen, bestehen aus zwei Kammern. Die Mitglieder der ersten ernennt der König auf Lebenszeit; die der zweiten werden von den Ständen der Provinzen auf drei Jahre gewählt. Die Staaten (Stände) der einzelnen Provinzen aber sind aus drei Ständen: Ritterschaft, Städten und Landleuten zusammengesetzt.

C. Polen, welches bis 1791 eine aristokratisch-monarchische Republik war, that den ersten Schritt zu einer constitutionellen, volksmäßigen Verfassung, als den polnischen Städten der Freiheitsbrief vom 14. Apr. 1791 ertheilt wurde, welcher den ganzen Bürgerstand in Polen für die neue Ordnung der Dinge gewann und begeisterte. Bald darauf ward die Constitution vom 3. Mai 1791 angenommen. — Sie trug ganz das Gepräge der polnischen Nation; und es ist merkwürdig, daß sie vier Monate früher vollendet wurde, als die erste französische Constitution; allein die unter Catharina's II. Schutze gebildete targowitzer Conföderation führte ihren Untergang und die Herstellung der alten Verfassung herbei. Endlich erhielt das, von Napoleon im tilsiter Frieden gestiftete Herzogthum Warschau die, von ihm zu Dresden am 22. Juli 1807 unterzeichnete Constitution, welche im Ganzen zwar das Gepräge einer Nationalverfassung trug, jedoch die Vernichtung der

Digitized by Google

Leibeigenschaft und die Gleichstellung aller Bürger vor dem Gesetze aussprach. Nach der Vereinigung des Königreichs Polen mit Rußland durch den wiener Congreß, nahm Kaiser Alexander am 30. Apr. 1815 den Titel eines Königs von Polen an, und gab diesem Staate die Constitution vom 27. Nov. 1815, welche der polnischen Nation eine Nationalrepräsentation ertheilte, die in einem Landtage besteht, der aus dem Könige und zwei Kammern zusammengesetzt ist. Die erste Kammer bildet der Senat, dessen Mitglieder der König ernennt; die zweite wird von 77 Landboten und 51 Abgeordneten der Gemeinen gebildet. Die Landboten werden in den Provinzialversammlungen der Bürger (Diätinen), die Abgeordneten werden in den Communalversammlungen (der nicht adligen Bürger) erwählt; das Königreich ist behufs in 77 Bezirke und in 51 Communensprengel 8 für die Stadt Warschau, 43 für das übrige Land) abgetheilt. — Auch der, auf dem wiener Congresse neugebildete Freistaat Cracau erhielt am 3. Mai 1815 eine neue, von dem F. Metternich, dem F. Hardenberg und dem Gr. von Rasumoffsky unterzeichnete Constitution, welche nach liberalen Grundsätzen entworfen ist, und der demokratischen Staatsform sich nähert. Die Repräsentanten-Versammlung besteht 1) aus den Abgeordneten der Gemeinden, deren jede einen wählt; 2) aus 3, vom Senate (der Regierungsbehörde abgeordneten Mitgliedern; 3) aus 3, vom Domkapitel abgeordneten Prälaten; 4) aus 3, von der Universität abgeordneten Facultätsdoctoren; 5) aus 6 im Amte stehenden Landesrichtern. Der Senat besteht aus 12 Mitgliedern und einem Präsidenten. Neun Senatoren, den Präsidenten mit inbegriffen, werden von der Repräsentanten-Versammlung gewählt; die übrigen vier vom Domkapitel und von der Universität, wozu jede Körperschaft zwei ihrer Mitglieder ernennt.

D. Schweden und Norwegen haben, obwol unter Einem Könige vereinbart, zwei verschiedne Constitutionen. Die schwedische, oben bereits erwähnte, vom 7. Juni 1809, beruht größtentheils auf dem alten reichsständischen Corporationssystem. Norwegen gab sich, als es nach dem kieler Frieden (14. Jan. 1814) seine Selbständigkeit behaupten wollte, die demokratisch-monarchische eidswolder Constitution vom 17. Mai 1814, welche auch der König von Schweden, als König von Norwegen annahm. Sie erhielt nur, in Folge der Vereinigung der Reiche Norwegen und Schweden, durch Norwegens außerordentlichen Storthing zu Christiania den 4. Nov. 1814, einige nähere Bestimmungen, und heißt daher jetzt die Constitution vom 4. Nov. 1814. Nach derselben übt das Volk die gesetzgebende Macht durch das Storthing aus, welches aus einem Lagthing (gesetzgebenden Körper) und einem Odelsthing (den Grundeigenthümern) besteht. Die stimmberechtigten Einwohner ernennen Wahlmänner, und diese ernennen die (75 bis 100) Mitglieder des Storthings, wobei das numerische Verhältniß so bestimmt worden ist, daß die Repräsentanten der Landstädte sich zu denen des Landes wie 1 zu 2 verhalten. Das Storthing erwählt dann unter seinen Mitgliedern ein Viertheil, welches das Lagthing ausmacht; die übrigen drei Viertheile bilden das Odelsthing.

E. Spaniens alte Monarchie wurde zuerst unter Napoleons Einfluß, durch die von ihm nach Bayonne berufene Junta erneuert, worin sie die Constitution Joseph Napoleons vom 6. Juli 1808 entwarf und annahm. Allein die Regentschaft, welche in Ferdinands VII. Namen Spanien regierte, gab dem Reiche am 19. März 1812 eine

neue Verfassung, die Constitution der Cortes, welche jedoch Ferdinand VII. bei seiner Rückkehr auf den Thron durch die Erklärung zu Valencia vom 4. Mai 1814 aufhob, in der Folge aber, durch den Aufstand des Heeres und der Städte dazu genöthigt, am 7. März 1820, annahm und beschwor. Dieses Verfassungsgesetz hob nicht nur die alten Feudal- und hierarchischen Formen in Spanien auf, sondern es beschränkte auch die königliche Gewalt durch das demokratische Princip so sehr, daß in Spanien eine sehr zahlreiche Gegenpartei entstand, worauf drei der ersten Continentalmächte auf dem Congresse zu Verona im Dec. 1822 sich für eine Abänderung desselben im monarchischen Sinne nachdrücklich erklärten. Durch die neuern Ereignisse wurde diese Constitution unter dem 1. Oct. 1823 wieder aufgehoben, und verweisen wir wegen des Näheren auf den Art. Spanien.

Auch Portugal hat eine, der spanischen ähnliche, jedoch die königliche Gewalt noch mehr einschränkende Constitution auf eine ähnliche Weise durch die, am 24. Aug. 1820 ausgebrochne Revolution, erhalten, die von den, seit dem 26. Jan. 1821 in Lissabon versammelten Cortes entworfen, dann von dem Könige am 1. October 1822 beschworen wurde, jedoch durch eine abermalige Revolution wieder aufgehoben ist. — In Neapel hatten ebenfalls die im Heere und unter dem Volke verbreiteten Anhänger der spanischen Constitution, die Einführung derselben gewaltsam erzwungen, worauf das, in Neapel am 1. October 1820 versammelte Parlament des Königreichs beider Sicilien auf die Grundlage der, vom Könige bereits am 13. Juli beschwornen, spanischen Constitution, eine neue für Neapel und Sicilien im Januar 1821, entwarf, die aber durch das Einrücken eines österreichischen Heeres, in Folge der Beschlüsse des laibacher Congresses, schon im März 1821 vernichtet wurde. Dasselbe geschah in Piemont, wo die am 10. März 1821 durch einen Soldatenaufstand proclamirte spanische Constitution nach dem Einrücken der Österreicher, zu welchen ein Theil der k. sardinischen Armee unter dem General Latour stieß, in Turin am 10. Apr. d. J. wieder abgeschafft wurde.

F. Italien hat in der neuern Zeit unter allen Ländern Europens die meisten politischen Umbildungen, in Hinsicht auf constitutionelle Repräsentation seiner Völker, erfahren. a) Savoyen, Nizza und Piemont wurden von 1796 und 1798 bis 1814, nach den, für Frankreich gegebenen Constitutionen regiert; seit 1814 regiert der König ohne repräsentative Staatsformen. Genua verlor 1797 seine aristokratische Staatsform und erhielt durch des Generals Buonaparte Mitwirkung in der Convention zu Montebello vom 6. Juni 1797, eine demokratische Verfassung, die vom 2. Dec. 1797 bis 1802 galt, wo sie durch die, der cisalpinischen Constitution nachgebildete, von Buonaparte und Talleyrand unterzeichnete Constitution vom 26. Juni 1802 ersetzt, jedoch bald durch ein neues Verfassungsgesetz vom 1. Dec. 1802, großentheils wieder erneuert wurde. Am 4. Juni 1805 ward jedoch die ligurische Republik Frankreich einverleibt und Genua erlangte erst am 19. Apr. 1814 durch Lord Bentinck, im Namen Großbritanniens, seinen alten Namen und die vor 1797 gültig gewesene aristokratisch-republikanische Verfassung wieder. Allein der wiener Congreß hob diese auf und theilte die Rep. Genua als Herzogthum dem Könige von Sardinien zu, womit auch in Genua die repräsentative Staatsform erlosch; indeß erhielt das neue Herzogthum einen Senat, ein eignes Obergericht und Provinzialräthe, ohne deren Zustimmung keine neuen Steuern einge-

Digitized by Google

über werden können. — b) Die ehemalige cisalpinische Republik erhielt ihre erste, der französischen von 1797 nachgebildete Verfassung, in welcher das demokratische Princip vorherrschend war, vom Gen. Bonaparte den 29. Juni 1797; allein schon im J. 1798 machte der franz. Gesandte Trouvé wesentliche Veränderungen in derselben, und bald ward sie mit der Republik selbst durch die Waffen Österreichs und Russlands im J. 1799 vernichtet. Hierauf durch den Sieg von Marengo im J. 1800 wieder hergestellt und provisorisch regiert, erhielt sie von einer, zu Lyon berufenen Staatsconsulta, als italienische Rep. eine neue Constitution vom 28. Januar 1802, und zum Präsidenten den ersten Consul. Diese Verfassung behauptete in ihren drei Wahlcollegien; der Grundeigenthümer, der Gelehrten und der Kaufleute, einen wesentlichen Vorzug vor der franz. Constitution vom J. 1799. Als aber die ital. Republik in das Königreich Italien verwandelt und Napoleon am 16. März 1805 König von Italien geworden war, gab er diesem Staate drei constitutionelle Statute, vom 16. März, vom 27. März und vom 5. Juni 1805, wodurch die monarchische Form des Staats ausgebildet wurde. Nach Napoleons Falle, gründete hier Kaiser Franz das lombardisch-venetianische Königreich, und gab ihm das auf dem Corporationssystem beruhende Verfassungsgesetz vom 24. Apr. 1815 (S. oben). — c) der aristokratische Freistaat Lucca erhielt 1799 von einem franz. General eine, der französischen vom J. 1795 nachgebildete demokratische Constitution, die aber kaum in's Leben treten konnte, weil die Verbündeten in Italien vordrangen. In Folge des Siegs bei Marengo, ließ Napoleon von einer Constitutions-Commission eine neue, der cisalpinischen von 1802 ähnliche Constitution entwerfen, die am 26. Dec. 1801 als Staatsgrundgesetz ausgesprochen wurde. Allein im J. 1805 bat die Republik den Kaiser um einen Fürsten aus seiner Familie. Dieser war der Gen. Bacciochi (s. d. Art. Bd. 1.) Fürst von Lucca und Piombino, und Napoleon gab das Constitutionsstatut vom 23. Juni 1805. Im J. 1814 ertheilte der wiener Congreß dieses Fürstenthum, das im Wesentlichen nach der Verfassung von 1805 regiert werden sollte, der vormaligen Königin von Etrurien; allein eine neue Verfassung ist noch nicht eingeführt. — d) der Kirchenstaat wurde vom Gen. Berthier am 15. Febr. 1798 in eine römische Republik verwandelt, welche eine von Daunou entworfene, der franzöſ. von 1795 ähnliche Constitution am 20. März 1798 erhielt, die aber mit der Auflösung der Rep. im J. 1799 verschwand. Nach der Wiedereinsetzung des Papstes im J. 1814, erließ er für die bessere Gestaltung des Innern am 6. Juli 1816 zwar keine neue Constitution, aber doch ein zweckmäßiges, organisches Decret. — e) der kleine Freistaat S. Marino behauptet noch jetzt seine alte demokratische repräsentative Verfassung, mit einigen aristokratischen Elementen. — f) Neapel erhielt von seinem damaligen König, Joseph, zu Bayonne am 20. Juni 1808 eine, vom Kaiser Napoleon bestätigte Constitution, die aber dessen Nachfolger, Joachim, nicht in Wirksamkeit setzte; erst nach seiner Niederlage im J. 1815 ließ er durch seinen Minister Agar eiligst eine Constitution entwerfen, die aber blos angeschlagen, nicht eingeführt wurde. — Früher hatte Lord Bentinck dem Königreiche Sicilien, das damals, unter brittischem Schutze, von dem Könige Ferdinand IV. und bald nachher von dessen Sohne Franz regiert wurde, im J. 1812 eine, der brittischen nachgebildete Constitution gegeben, welche die gesetzgebende Gewalt ausschließlich dem Parlamente (das aus zwei Kammern bestand, den Pairs und den Gemeinen), die vollziehende dem König, und die

richterliche eignen, unabhängigen Behörden übertrug, und die Feud verfassung völlig aufhob. Diese Verfassung galt bis zum 28. Jul. 181 an welchem Tage Ferdinand IV., der die Regierung von neuem übe nommen, die von England vorgeschriebene Constitution zugleich m dem bisherigen sicilischen Parlamente aufhob. Als er aber, nach M rat's Besiegung, durch die wiener Congreßacte auch Neapel im J. 18 zurück erhielt: so rief er die beiden Kammern des sicilischen Parlamen wieder zusammen und ließ ihnen den neuen Constitutionsentwurf f Sicilien vom 16. Mai 1815 mittheilen, welcher viel Ähnliches n der, von Ludwig XVIII. im J. 1814 gegebnen Charte hat; alle auch diese Constitution trat nicht in's Leben. Nachdem Ferdinand I aber am 8. Dec. 1816 Neapel und Sicilien zu einem vereinigt Reiche erhoben und den Namen: Ferdinand I., König des Reichs b der Sicilien angenommen hatte: so erließ er für die gesammte M narchie das organische Gesetz vom 12. Dec. 1816, welches die A schaffung des Feudalismus bestätigte, eine Nationalrepräsentatio jedoch nicht wieder einführte (s. oben E. Spanien).

G. Deutschland, dessen ehemalige Reichsverfassung ganz auf de feudal-aristokratischen und Corporationsprincip der verschiednen Stän beruhte, hatte zwar die Conföderationsacte des Rheinbundes vo 12. Jul. 1806, die Einführung neuer Constitutionen in einzelnen Sta ten veranlaßt; allein die, in derselben angekündigte Bundesversamm lung trat nie in Wirklichkeit; eben so wenig war darin von ein Repräsentation der einzelnen Völker des Bundes die Rede. Dagegen hat die deutsche Bundesacte vom 8. Juni 1815, nicht nur die Eröf nung einer Bundesversammlung zu Frankfurt am M., welche di Souveräne und die freien Städte durch Gesandte bilden, zur Folg gehabt, sondern auch in dem 13. Art. ausgesprochen: „in allen Bun desstaaten wird eine landesständische Verfassung Statt finden." D Auslegung dieses Artikels veranlaßte viele Streitigkeiten und bewirkt daß man endlich die historische oder die ständische, und die monarch sche Basis als das Wesen jeder neuen landesständischen Verfassun ansah. In Folge der Rheinbundes- und der deutschen Bundesact entstanden, seit 1806 und seit 1815, in den deutschen Staaten ver schiedne Constitutionen, welche theils mehr dem neuern repräsentat ven, theils mehr dem ältern ständischen und Corporationssystem zu näherten. Diejenigen Staaten, welche die alten Feudalstände un Corporationsverfassung ganz beibehalten oder auf's Neue hergestel haben, sind schon unter I. genannt worden. 1) Das Königreich Wes phalen, welches von 1807 bis 1814 bestand, erhielt zuerst auf deu schen Boden, eine dem französischen Repräsentativsysteme nachgebilde und darum dem deutschen Nationalcharakter nicht sehr angemesse Constitution, welche wiederum andern Staaten des Rheinbundes zu Muster diente. Sie ward von Napoleon gegeben am 15. Nov. 180 und durch das Statut vom 23. Dec. 1808 ergänzt. — Wie die wes phälische, so ist auch erloschen: 2) das ähnliche Verfassungsgesetz de Großherzogthums Frankfurt vom 16. Aug. 1810—1813. 3) Das Kö nigreich Baiern begründete eine völlig neue Nationalrepräsentatio durch die Constitution vom 1. Mai 1808 und sechs organische Edicte doch wurden durch das Decret vom 22. Dec. 1811 die Majoratsherren un adeligen Lehnsbesitzer für geborne Repräsentanten der bairischen Natio erklärt. Indessen machte der König schon am 20. Oct. 1814 und a 26. Mai 1815 bekannt, daß er seinen Staaten eine angemessnere Ver

Digitized by Google

fassung vom 17. Mai 1818 erschienen war, durch die vom Staats-
rathe von Zentner bearbeitete Verfassungsurkunde und 10 Edicte
vom 26. Mai 1818, welchen das, zu Rom am 5. Juni 1817 abge-
schlossene Concordat vorausgegangen war. Dadurch erhielt Baiern
(seit dem Febr. 1819), nach dem Vorbilde des brittischen Parla-
ments und der französischen Kammern, eine öffentliche Ständever-
sammlung in zwei Kammern, wo die Nation ihre Staatsmänner und
Staatsdiener nach ihrem öffentlichen Charakter kennen lernte. Diese
Verfassung war übrigens eine vom König gegebene; sie ward nicht erst
den Ständen zur Prüfung vorgelegt. Sie ist ferner keine repräsen-
tative, sondern eine ständische; denn sie geht bei der Wahl der Volks-
vertreter nicht von der Gesammtbevölkerung des Reichs, sondern von
der Eintheilung der Staatsbürger in verschiedene Stände (Adel, Geist-
lichkeit und Gelehrte, Bürger, Bauern) aus. Zugleich wurden durch
königl. Edicte die Vorrechte der Mediatisirten und des übrigen hohen
Adels, in Hinsicht der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, der Begünsti-
gung bei den Abgaben, der Fideicommisse und Majorate u. s. w. be-
stätigt. Uebrigens enthält sie alle Grundlagen der bürgerlichen und
politischen Freiheit des baierischen Volks, als die Freiheit des Gewis-
sens, die Preßfreiheit, die Gleichheit vor dem Gesetze, die gleiche
Berechtigung zu allen Graden des Staatsdienstes, die Gleichheit in
der Besteuerung, der bestimmte Antheil der Stände an der Gesetzge-
bung, ihr Recht der Steuerbewilligung nach dem vorgelegten Budget,
wie ihr Recht der Beschwerdeführung und die Verantwortlichkeit
aller Staatsdiener. Auch besteht nach dem königlichen Befehl vom 1.
Jan. 1822 in sämmtlichen 8 Kreisen ein Landrath, der von einem
Wahlcollegium gewählt wird. 4) In dem Königreiche Würtemberg
hatte der erste König Friedrich schon 1806 die, auf alten Verträgen
beruhende landständische Verfassung aufgehoben, und er regierte streng
monarchisch nach dem, von ihm gegebnen Organisationsdecrete vom 18.
März 1806. Als aber der wiener Congreß die Einführung einer
ständischen Verfassung in allen Bundesstaaten aussprach: so wollte er
durch das Manifest vom 11. Jan. 1815 die Einführung einer ständi-
schen Verfassung in seinen Staaten beschleunigen; allein die von ihm
im März 1815 berufne ständische Versammlung verwarf die, ihr vor-
gelegte neue Verfassung, indem sie die Wiederherstellung der alten
verlangte. Darüber verzog sich die Entscheidung und nach dem Tode
des Königs (am 30. Oct. 1816) vertagte sein Nachfolger, König
Wilhelm I., die ständische Versammlung bis zum 3. März 1817,
worauf er den Geheimen Rath durch Verordnung vom 8. Nov. 1816
neu organisirte, und von demselben einen neuen Verfassungsentwurf
vom 3. März 1817 den Ständen vorlegen ließ, gegen den sich aber
die Mehrheit erklärte. Hierauf ließ der König die Versammlung
aus einander gehen und bereitete durch die Organisation der untern
Staatsverwaltung (vorzüglich in Ansehung des Gemeindewesens) vom
31. Dec. 1819 eine neue Verfassung vor, die auch endlich mit der
im Juli 1818 berufnen ständischen Versammlung auf dem Wege des
Vertrags, am 25. Sept. 1819 zu Stande kam. Nach derselben, wel-
che auf denselben Grundlagen der bürgerlichen und politischen Freiheit
ruht, wie die baierische und die der deutschen neu-constitutionellen Staaten,
theilt es zwei Kammern: die der Standesherren und die der Abgeord-
neten. Zu der ersten gehören theils geborne, theils vom König erblich oder
auf Lebenszeit ernannte Mitglieder. Die zweite besteht aus den vom rit-
terschaftlichen Adel, von der Geistlichkeit, von den Städten und den

Oberamtsbezirken gewählten Abgeordneten. Auch ist der jedesmalige Kanzler der Landesuniversität Mitglied. Der Gewählte ist als Abgeordneter des ganzen Landes anzusehen. So lange die Stände nicht versammelt sind, vertritt ihre Stelle ein von ihnen gewählter ständischer Ausschuß. 5) Dem Großherzogthum Baden ward schon am 5. Juli 1808 eine neue Verfassung zugesichert; indeß erhielt es durch das Edict vom 26. Nov. 1809 eine neue Verwaltungs-Organisation. — Das Zusammentreten der Landstände aber wurde erst, in Folge des wiener Congresses, von dem Großherzoge Carl im März 1816 beschlossen. Endlich gab er die neue Verfassungsurkunde vom 22. Aug. 1818, welche sich durch ihre zeit- und volksgemäße Grundsätze vortheilhaft auszeichnet. Hierauf versammelten sich die Landstände in zwei Kammern (die zweite besteht aus den, von den Wahlmännern der Städte und Aemter erwählten Abgeordneten) im April 1819; allein der Widerspruch derselben gegen das, vom Großherzog Ludwig am 16. Apr. 1819 gegebne Edict, die Standes- und grundherrlichen Rechte betreffend, und andre Mißverständnisse bewirkten die plötzliche Vertagung der Ständeversammlung am 28. Juli 1819, welche erst im Juni 1820 wieder eröffnet wurde, worauf man jenes Edict bis 1822 aussetzte. Auch erschien das Gesetz wegen Verantwortlichkeit der Minister und obersten Staatsbehörden v. 5. Oct. 1820. 6) Das Großherzogthum Hessen erhielt von seinem Souverän eine landständische Verfassung von 2 Kammern den 18. März 1820. (Die Abgeordneten der zweiten Kammer werden von dem angesessenen Adel, von gewissen Städten und von bestimmten Wahldistricten gewählt.) Die von beiden Kammern einmüthig angenommne neue Verfassungsurkunde vom 17. Dec. 1820 ist seitdem ganz in Kraft getreten. 7) Das Fürstenthum Waldeck mit Pyrmont erhielt von seinem Fürsten am 28. Jan. 1814 ein Verfassungs- und Organisationsdecret, das aber zu mehrern Widersprüchen Anlaß gab; daher berief der Fürst im März 1816 die Stände nach Arolsen, wo der Landesvertrag vom 19. Apr. 1816 die neue, sehr liberale Verfassung des Landes festsetzte, nach welcher die Bewohner in einer allgemeinen Versammlung und durch eine Deputation als vollziehende Behörde repräsentirt werden durch die Besitzer bisheriger Rittergüter, durch die Bürgermeister der Städte und durch die von den Gemeinden selbst gewählten Repräsentanten des Bauernstandes. 8) Das Herzogthum Nassau erhielt schon durch das Patent vom 2. Sept. 1814 eine landständische Verfassung von zwei Kammern, wozu bloß die Mitglieder der zweiten gewählt werden, in der ersten aber, oder auf der so genannten Herrenbank, lebenslängliche und erbliche Mitglieder sitzen. Damit stand die, am 1. Juli 1816 bekannt gemachte neue Landverwaltungsorganisation in genauer Verbindung. Späterhin ward auch bestimmt, daß die Sitzungen der zweiten Kammer der Abgeordneten öffentlich sein sollen. Zwei Patente vom 3. Nov. 1815 ordneten die Wahl der Landstände und ertheilten den gesammten adeligen Gutsbesitzern sechs Virilstimmen auf der Herrenbank, welche sie durch sechs, aus ihrer Mitte erwählte Deputirte vertreten lassen. 9) Sachsen-Weimar hatte schon am 20. Sept. 1809, als es zum Rheinbunde gehörte, eine Constitution erhalten. Nachdem es aber durch den wiener Congreß zum Großherzogthume erhoben worden war, erfolgte am 1. Dec. 1815 die Organisation des Staatsministeriums; hierauf erschien am 30. Jan. 1816 eine großherzogl. Verordnung, die Bildung und Zusammenberufung einer ständischen Berathungsversammlung zur Entwer-

Digitized by Google

sung der Landesverfassungsurkunde betreffend. Auf diesem Landtage wurde durch dies (von dem deutschen Bunde garantirte) Grundgesetz über die landständische Verfassung vom 5. Mai 1816 eine gemeinschaftliche Repräsentation, ohne eine Vertheilung derselben in zwei Kammern, angenommen, zu der jeder Stand (Rittergutsbesitzer, Bürger und Bauern) zehn, aus ihrer Mitte und die Universität Jena einen Deputirten erwählt. Der Stand der Gelehrten, Künstler, Kaufleute und Fabrikanten erhielt also keine eigene Repräsentation; übrigens war in der neuen Verfassung das Zweckmäßigste mit hoher Liberalität berücksichtigt. Die Wahlen sind durchaus frei, und die Freiheit der Presse war darin unbedingt ausgesprochen. Doch wurde auf dem, am 17. Dec. 1820 eröffneten Landtage die Öffentlichkeit der Landtags-Sitzungen verneint, und die Verabschiedung eines Staatsdieners nach den bestehenden Gesetzen, ohne Urthel und Recht, befohlen. Nur Auszüge aus den Verhandlungen sollten durch den Druck bekannt gemacht werden. 10) Der Herzog von Sachsen-Koburg gab seinem Lande durch das Decret vom 16. März 1816 die Grundzüge einer Verfassung, welche den 21. Aug. 1817 als Urkunde erschien, nach welcher die, von jedem Stande gewählten Abgeordneten der Ritterschaft, Städte und Dorfgemeinden in Einer Versammlung die Interessen des ganzen Landes vertreten; auch besteht, wenn der Landtag nicht versammelt ist, ein Ausschuß, der über die Verfassung und Gesetz-Vollziehung wacht. Die ständische Verfassung, Wahl- und Landtagsordnung wurde durch die Manifeste vom 15. Dec. 1820 bestimmt, und der erste Landtag im J. 1821 gehalten. 11) Auch der Herzog von Sachsen-Hildburghausen versprach schon im J. 1815, den Bauernstand in die Landschaft einzuführen, und der Entwurf einer neuen landschaftlichen Verfassung vom 27. Nov. 1817 wurde von den Ständen geprüft, den 7. Jan. 1818 angenommen, dann als Landesgrundgesetz bekannt gemacht, und unter die Garantie des deutschen Bundes gestellt. Die, aus den von den Rittergutsbesitzern, den Städten, den Aemtern und dem geistlichen Stande gewählten Abgeordneten bestehende Landschaft wird fortwährend durch einen Ausschuß repräsentirt. 12) Das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt erhielt am 8. Jan. 1816 eine neue Organisation der ständischen Verfassung, nach welcher die Rittergutsbesitzer, Städte und Landeigenthümer die Repräsentanten des Landes wählen; die landschaftliche Verfassung wurde den 21. April 1821 gesetzlich angenommen und zugleich ein ständischer Ausschuß angeordnet. 13) Dem Fürstenthum Lippe-Schaumburg gab die Verordnung vom 15. Jan. 1815 eine neue, zeitgemäße, ständische Verfassung, nach welcher der Landtag aus den Besitzern adeliger Güter und aus den, von den Städten und den Amtsunterthanen gewählten Deputirten besteht. 14) Auch das Fürstenthum Lippe-Detmold erhielt eine, von der Fürstin-Vormünderin Pauline selbst entworfne, auf die Wahlform gegründete, neue, in jeder Hinsicht ausgezeichnete, landständische Verfassung den 8. Juni 1819, gegen welche aber die alten Landstände von Ritterschaft und Städten, so wie der Fürst von Schaumburg, als Agnat, protestirt haben. 15) In dem Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel wird eine neue, am 19. Jan. 1820 von den Ständen unterschriebne Landschaftsordnung eingeführt, nach welcher die Ständeversammlung aus 2 Sectionen besteht. In der ersten erscheinen sechs Prälaten und die Besitzer der 78 Rittergüter; in der zweiten die übrigen landtagsfähigen 6 Prälaten, 19 von den Städten und 19 von den

Dienst- und meierfreien Landgutbesitzern gewählte Deputirte. Unt den Deputirten der Städte befindet sich jedoch der erste Bürgerme ster, kraft seines Amts. Beide Sectionen bilden ein Ganzes und repr sentiren das gesammte Land. In Hinsicht der Steuerbewilligung die alte Verfassung beibehalten. 16) Der freien Stadt Frankfur welche von ihrem ehemaligen Landesherrn, dem Fürsten Primas, ei freisinnig abgefaßte Organisation am 10. Oct. 1806 erhalten hatt ward schon von dem Staatsminister, Freih. v. Stein, ein Const tutionsentwurf am 19. Jul. 1814 empfohlen; allein der Senat erli im J. 1816 eine Ergänzungsacte zu der alten frankf. Stadtverfassun welche von den Bürgern am 18. Juli 1816 mit Stimmenmehrhe angenommen wurde. Nach ihr sind die vormaligen Rechte der patr zischen Geschlechter erloschen und die ganze Bürgerschaft wird dur den gesetzgebenden Körper repräsentirt. 17) 18) 19) Die drei Hans städte Hamburg, Lübeck und Bremen haben ihre alte, freie Verfa sung, welche Hr. v. Villers in seiner Schrift: Constitution de troi villes libres-anséatiques etc. (Lpz. 1814) abgedruckt hat, im J 1814 wiederhergestellt.

II. Die Eidgenossenschaft der Schweiz, welche das französisch Directorium im J. 1799 in eine helvetische Republik mit einer demo kratischen Regierungsform verwandelt und der hierauf Napoleon durc die Mediationsacte vom 19. Febr. 1803 eine, aus alten und neue Elementen gebildete, neue Föderativverfassung gegeben hatte, tra auf's Neue zusammen, durch den zu Zürich am 8. Sept. 1814 abge schlossenen Bundesvertrag. In den Bund der 19 Cantons wurde drei neue: Wallis, Genf und Neufchatel aufgenommen. Jeder Canto hat seine eigne, aus den alten Elementen und den Grundsätzen de Mediationsacte gebildete Repräsentativ-Verfassung; in einigen herrsch das aristokratische, in andern das demokratische Princip vor; doch i keiner mehr rein aristokratisch. Einige hingegen sind rein demokra tisch, wie Wallis, Graubünden, Zug u. a. (vergl. die einzelnen Ar tikel). Neufchatel insbesondere hat eine aristokratisch-demokratisch monarchische Verfassung mit einer landständischen Repräsentation vo seinem souverainen Fürsten, dem Könige von Preußen, London de 18. Juni 1814 und 26. Dec. 1814 erhalten.

I. Endlich sind auch in Amerika repräsentative Verfassungen in de neuen demokratischen Freistaaten: Südamerika oder Buenos Ayres, Chili und Columbia entstanden, welche ihre Befestigung von der Zei noch erwarten. Andre sind im Werden, wie die von Peru, Meri und Brasilien. Die nordamerikanische Constitution hat ihnen großen theils als Muster gedient. Paraguay wird ohne Verfassung von D. Francia regiert. In Haiti erhielt das Königreich im J. 181 eine Verfassungsurkunde. Die demokratische Verfassung der Republi Haiti vom 27. Jan. 1807 wurde 1816 erneuert; und nachdem da Königreich im J. 1820 und das ehemalige spanische St. Domingo im J. 1822 mit der Republik vereinigt worden waren, auf der ganzen Insel eingeführt. Nach derselben ist zur Verwaltung der gesetzgeben den Gewalt, nach Art der amerikanischen Verfassung, eine Kammer der Repräsentanten und ein Senat verordnet; die ausübende Gewal aber einem von den Bürgern frei erwählten Präsidenten anvertraut. Bloß Indier, Afrikaner, Mulatten und Mestizen können Bürger die ses Freistaats sein. Weiße sind des Bürgerrechts unfähig.

Digitized by Google

(13.) Jan. 1822 zu Epidauros, im ersten Jahre der Unabhängigkeit, bekannt gemacht hat. Die Regierung soll künftig aus zwei Körpern bestehen, dem durch gewählte Abgeordnete gebildeten, gesetzgebenden Senat und dem Vollziehungsrathe. — Allein noch ist die innere sittlich bürgerliche Zerrüttung dieser neuen politischen Masse zu groß, als daß eine geordnete Regierung schon in das Leben eintreten kann.

Nach dieser Uebersicht derjenigen Staaten, welche theils repräsentative, theils ständische Verfassungen im zeitgemäßen Sinne, d. i. wobei eine wahre Stellvertretung und eine freie Theilnahme an der Beförderung des allgemeinen Landes- und Volksinteresse Statt findet, erhalten haben, müssen noch anhangsweise diejenigen Staaten genannt werden, welche IV. ohne besondre Verfassungsgesetze, weder mit ständischen, noch mit repräsentativen Formen regiert werden. Diese sind: 1) Piemont, Savoyen und Nizza; 2) Toscana, Parma und Modena; 3) beide Sicilien; 4) der Kirchenstaat; 5) Preußen, mit Ausnahme von Neufchatel; doch hat das königl. Dekret vom 22. Mai 1815 der gesammten Monarchie eine repräsentative Verfassung zugesichert, und es wird bereits an der Bildung von Provincialständen gearbeitet, aus welchen künftig die Versammlung der Repräsentantenkammer gewählt werden soll. 6) Das Kurfürstenthum Hessen. Hier wurde zwar die alte, ständische Verfassung von 1806 im J. 1813 wiederhergestellt; allein der Kurfürst berief auf den, im März 1815 eröffneten Landtag nicht bloß die Abgeordneten der drei Stände, des Adels, der Geistlichkeit und der Städte, sondern auch die des Bauernstandes; darüber entstanden Streitigkeiten, und als die Versammlung gegen den neuen Constitutionsentwurf Widerspruch erhoben, ward sie völlig aufgelöst. Seitdem regiert der Kurfürst ohne Stände, hat aber am 29. Jun. 1821 das Staatsministerium und die Verwaltung neu organisirt. 7) Die Landgrafschaft Hessen-Homburg. 8) Das Herzogthum Anhalt. Zwar erhielt das Herzogth. Anhalt-Köthen von seinem Souverän am 23. Dec. 1810 eine Constitution, die, so wie die darauf gegründete Organisation der Verwaltung ganz den Einrichtungen des damaligen französischen Reichs nachgebildet war. Allein beide wurden von dem Vormunde des Nachfolgers schon am 24. Oct. 1812 suspendirt. Seitdem besteht auch in Köthen, wie in den beiden andern Herzogthümern Anhalt, die alte, gemeinschaftliche landständische Verfassung und das davon abhängige landschaftliche Credit- und Schuldenwesen, unter der Oberdirection des jedesmaligen Senior des herzogl. Hauses, aber ein eigentlicher Landtag ist seit 1698 nicht gehalten worden. Doch werden, so oft es nöthig ist, von dem Senior Deputations- und Landständungstage ausgeschrieben. 9) Die Fürstenthümer Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen. 10) Das Fürstenth. Schwarzburg-Sondershausen. 11) Das Herzogthum Oldenburg. 12) Das Herzogthum Holstein, doch soll, nach öffentlichen Nachrichten, in beiden eine landständische Verfassung eingeführt werden. 13) Das Königreich Dänemark, wo die alte ständische Verfassung im J. 1660 aufgehoben wurde. 14) Das Kaiserthum Rußland.

Ueber die mannichfaltigen Formen der einzelnen Verfassungen und ständischen Versammlungen sind theils die Artikel der betreffenden Staaten, und der Art. Ständeversammlungen, theils die publicistische Sammlung nachzusehen, welche unter dem Titel: „Die Constitutionen der europäischen Staaten" (Leipz. 1817 bis 1820) in 3 Theilen erschienen und mit historischen Einleitungen versehen ist. Ein vierter Theil wird diese, zweckmäßig angelegte Sammlung beschließen. Eine

andre historisch-kritische Sammlung der vorzüglichsten Regierungs- und Staatsurkunden der Völker, welche Benj. Constant, Gregoire Lanjuinais u. A. in Paris seit 1818 herauszugeben angefangen haben, ist auf 7 Octavbände berechnet. K.

Conti (Abt Antonio Schinelle), ein zu Padua 1677 geborner, venetianischer Patricier, ist berühmt wegen seiner mathematischen Forschungen, die Newton's Aufmerksamkeit auf ihn zogen. Den geistlichen Stand hatte er aufgegeben, weil er nicht Beichte sitzen wollte. Mathematik und philosophische Untersuchungen hatten ihn angezogen; er ging nach Paris, 1715 nach London, wo er auf J. Newton's Antrag zum Mitglied der k. Gesellschaft aufgenommen ward, und in den Streit zwischen Leibnitz und Newton verwickelt, durch das Bestreben keinem zu mißfallen, keinem genügte. Zufällig war er in den Besitz einer Handschrift gekommen, die Newton's System der Zeitrechnung enthielt. Durch Conti's Mittheilung kam sie in Freret's Hände, der sie mit scharfen Noten bekannt machte. Newton nannte dies eine Unrechtlichkeit und so ist Conti's Name schon darum sicher, nicht vergessen zu werden. Kränklichkeit zwang ihn, 1726 Frankreich zu verlassen und den mildern Himmel seines Vaterlandes aufzusuchen. Er verließ von da an Venedig nur für kürzere Zeit, ganz seinen literarischen und rein dichterischen Beschäftigungen hingegeben. Denn nach der Art seines Landes konnte er sich dem Dienste der Musen nicht versagen. Oft hatte man ihn aufgefordert, seine Werke herauszugeben. Von den 6 Bänden, die er beabsichtigte, sind nur die beiden ersten erschienen (Venedig 1739. 4.) von denen der erste ein langes Gedicht: il Globo di Venere enthält, das platonische Ideen über das Schöne versinnlichen sollte. Zwei Jahre nach Conti's Tode, der 1749 zu Padua erfolgte, erschienen zu Florenz vier seiner Trauerspiele (Junius Brutus, Cäsar, Marcus Brutus und Drusus) die nicht dazu beitrugen, seinen dichterischen Werth außer allen Zweifel zu setzen. In seinen Werken erkannte man überall mehr den abstracten Denker, als den gestaltenden Dichter; und seiner Sprache macht man den Vorwurf, daß sie bei aller Kräftigkeit, doch keineswegs frei von fremdartigen Einmischungen sei.

Contratöne, s. d. Art. Tabulatur. Bd. 9.

Contumar, widerspänstig, ungehorsam, ein Rechtsausdruck. — Ein Angeklagter, welcher der, von dem Gerichte an ihn gelangten Aufforderung sich zu stellen, nicht Folge leistet, vielmehr der etwa verwirkten Strafe durch die Flucht zu entgehen sucht, heißt contumar, und wird, den Umständen nach, in contumaciam verurtheilt.

Conventionalstrafe, s. d. Art. Strafrecht. B. 9.

*Copal ist der ausgetrocknete Harzsaft des Baums Rhus copallinum. Sein Vaterland ist China, Amerika, in den Antillen und in Afrika. Dies Harz ist sehr hart, fest und glänzend. Man bildet daraus 3 Firnisse, a. ätherischen mit Schwefeläther, Rosmarin oder Lavendelöl; b. spirituösen, mit Zusatz starken Alkohols; c. fetten. Hier schmilzt man den Copal bei gelinder Wärme, gießt erhitztes Leinöl zu, und nachdem beides sich verbunden hat und abgekühlt worden, Terpentinöl, um den Malern und Lakirern zu dienen.

Corinna, die Tochter des Achelodoros, zu Tanagrä in Böotien geboren, war eine Zeitgenossin des Pindar, den sie in einem feierlichen Wettstreite zu Theben besiegt haben soll, daher ihr Bild, durch eine Siegerbinde ausgezeichnet, im Gymnasium zu Tanagrä aufgestellt war. Nach Pausanias, der dies erzählt (IX, 22), war sie so

Digitized by Google

schön, daß wohl ihre Reize auf dies Urtheil eingewirkt haben können. Wahrscheinlich erwarb ihr die Zartheit und Weichheit ihrer Gesänge den Beinamen der Fliege in demselben Sinne, wie Sappho und Erinna Bienen genannt wurden. Von den fünf Büchern Gedichten, welche die Alten ihr zuschreiben, sind uns nur wenige Fragmente erhalten. Welker hat in Creuzer's Meletem. e disc. antiquit. II, 10 ff. die Nachrichten über sie zusammengestellt und kritisch gewürdigt.

Corinth, (Korinth) türkisch Koritho, jetzt nach neuern Verheerungen in Morea eine Stadt von kaum 2000 Einwohnern. Ruinen, Weinberge, Felder, Haus- und Ölgärten liegen zwischen den einzelnen Häusergruppen an der, zwischen den Meerbusen von Ägia und Lepanto sich erstreckenden Landenge. Die Ruinen dieser, vormals prächtigsten Stadt in Griechenland bestehen aus versunkenem Gemäuer und wankenden Säulen, die nichts mehr tragen. Verschüttet ist der nördliche Hafen Lechäon am korinthischen Meerbusen, eben so der östliche, Cenchrea, am saronischen, und nur noch Spur vom seichtesten Schoenos, ebenfalls nördlich belegen, der nichts als eine Kay für den Marktverbrauch der prächtigen Stadt war, ist noch zu sehen. Die Höfen sind nur Sümpfe, welche die Luft verpesten. Ein gemeinschaftliches Schicksal aller alten griechischen Städte. Die jetzigen Kirchen, die Moscheen und die Privathäuser sind aus den Bruchsteinen des alten Korinths wieder erbaut worden. Für die Türken hatte nur die Festung Akrokorinthos Werth. Diese war daher von ihnen noch einigermaßen erhalten worden. In der langen, letzten griechischen Belagerung wurde sie indeß sehr beschädigt. Der Äolier Sysiphus war Gründer des alten Korinths, seinem Stamm folgten die Heraklieden, diesen die Aristokratie der Bachiden, und dieser eine reine Volksdemokratie, die sich an die Spitze des achäischen Bundes stellte. Mit Mäßigung verfuhr dieser Bund, aber Roms Aristokratie duldete wohl Könige und Aristokratien, aber keine Demokratien in der Nähe, für die Roms Patrizier immer Abneigung empfanden. Der Consul Mummius zerstörte die Hauptstadt des demokratischen Bundes von Grund aus. Erbaute gleich Julius Cäsar wegen der trefflichen Handelslage die Stadt Korinth wieder: so vermochte er doch nicht, Wohlhabenheit in ihre Mauern zurückzurufen. — Das alte Korinth gab der zierlichsten Säulenordnung den Namen. Korinthisch nannte man alle innern Einrichtungen des Luxus und Reichthums im Innern der Paläste. Die Byzantiner hatten ein eignes Hofamt des sogenannten corinthiarii, der auf die innern Schmuckmobilien die Aufsicht führte. Athen war gegen Korinth das sonst freilich gebildetere Athen, dessen Luxus vorherrschte in allem, was öffentlichem oder gemeinnützigem Gebrauch gewidmet war. Auch in Ausschweifungen zeichneten sich Korinths Hetären vor den Athenerinnen aus, und umgaben sich mit einem Aufwand, der die Liebhaber verarmte. — Es war in Korinth Mode der guten Gesellschaft, eine theure Hetäre, wie unter den vornehmen Türken ein Serail, zu unterhalten. Die berühmte Landenge ist ein schmaler Bergrücken, wo die isthmischen Spiele in dem Fichtenhaine vor dem Tempel des Neptun gefeiert wurden. Der Preis der Sieger bestand in einem Fichtenkranze, aber dafür prangten bis zur Zerstörung des heiligen Hains zwischen seinen ehrwürdigen Bäumen die Bildsäulen der Sieger zum Andenken für die Enkel. — Zu den wenigen vernünftigen, aber eben daher unvollendet gebliebnen Verwaltungsplanen des römischen Nero gehört die unter seiner Regierung begonnene Durchgrabung der korinthischen Landenge, von der

man noch Spuren sieht. Diese Durchgrabung blieb unausgeführt, weil der kleinliche Neid der moralisch-bessern Nachfolger sonderbar genug es anstößig fand, das Gemeinnützige zu vollführen, was ein Scheusal der Menschheit zufällig ausgeheckt hatte.

Corinthen, s. Rosinen. Bd. 8.

*Corneille (Peter), der Schöpfer des französischen Trauerspiels und der älteste in der Zeitfolge unter den Schriftstellern, welche das Zeitalter Ludwig XIV bildeten, war am 6. Juni 1606 zu Rouen geboren, wo sein Vater General-Advocat bei dem Gerichtshof war, der der marmorne Tisch hieß. Seine Jugendbildung fällt in die Zeiten der Hofintriguen und Unruhen während der Minderjährigkeit und der ersten Regierungsjahre Ludwig XIII. Die Einwirkungen dieser Periode konnte man selbst in seinen vollendetsten Werken spätrer Bildung nachfühlen. Ein etwas zweideutiges Glück bei der Geliebten seines Freundes, zu der er arglos von diesem selbst gebracht worden war, war der erste Anlaß, daß er sich als Lustspieldichter versuchte. Er brachte dies Abentheuer in Verse, und unter dem Namen Melite erschien es 1629 auf der Bühne. Der Erfolg erhob seinen Muth. Clitandre, die Wittwe, la Galerie du Palais, die Zofe und der Königsplatz (1635) kamen nach und nach auf die Bühne. Voltaire hat diese Stücke, die mehr als Bezeichnungen der Zeit betrachtet werden müssen, welcher sie angehören, blos abdrucken lassen, ohne sie einer genauern Würdigung werth zu halten. Doch fanden sie zu ihrer Zeit so vielen Beifall, daß für sie sich eine eigne Schauspielergesellschaft bildete, und manche haben späterhin, in dem Einzelnen blos verjüngt, Anerkennung von einem Publikum erhalten, das Corneille durch seine Leistungen zu größrer Strenge erzogen hatte. Die Vernachlässigung der Natur theilte er mit seinem Zeitalter. Dem Seneca nachgebildet und eben so deklamatorisch, wie dessen Werke, war seine Medea (1635). Vielleicht hätte Corneille kurz nach ihrem Erscheinen allen dramatischen Arbeiten entsagt, wäre nicht ein Zufall entscheidend für seine ganze schriftstellerische Richtung geworden. Kardinal Richelieu, damals allmächtig, hielt mehrere Dichter im Solde, die Lustspiele nach seinen Angaben ausführen mußten. Demüthig nannten sie ihn dafür ihren Herrn. Auch Corneille, dessen Stücke gern gesehen wurden, sollte in gleiches Verhältniß treten. Aber eine Änderung, die er sich in einem übergebnen Plane erlaubte, verdarb alles. Corneille zog sich unter einem schicklichen Vorwande nach Rouen zurück. Dort schlug ihm einst Herr von Chalon, ein ehemaliger Secretair Marien's von Medicis, im Gespräche vor, sich vom Lustspiele zum Trauerspiele zu wenden, und empfahl ihm die Spanier als Muster. Im Sinne der Franzosen aufgefaßt, meinte er, müßten die, von ihnen behandelten Stoffe Wirkung thun. Er wurde sein Lehrer der spanischen Sprache. Corneille ging auf den Vorschlag ein, und der Cid (1636) bestätigte die Voraussetzung des einsichtigen Freundes. Die Bewundrung und den rauschenden Beifall der ganzen Hauptstadt schien nur einer nicht zu theilen, der Kardinal Richelieu, der durch des Dichters Selbständigkeit und freimüthige Verschmähung zugesagter Gunst lebhaft gekränkt, die neugestiftete Akademie veranlaßte, ihre Meinung über den Cid auszusprechen. Chapelain, der Wortführer dieser Gesellschaft, suchte durch gelehrte Beweise ihrem Stifter zu genügen, ohne allzusehr gegen die Stimme des Publikums anzustoßen. Die Sentimens de l'académie française sur la tragi-comédie du Cid, sind ein wichtiges Actenstück, das der Rechtlichkeit der französischen Gelehrten größre Ehre bringt, als ihrer Einsicht.

Digitized by Google

Weniger gnädig war das Urtheil derer, die durch Herabwürdigung des großen Dichters in der Gunst des Ministers zu steigen hofften. Corneille sah sich, durch Werke sie zu widerlegen. 1639 erschien sein Horatier (Horace, wie die frühern Ausgaben sagen, erst die spätern haben Horaces) durch den er den Vorwurf mangelnder Schöpferkraft glücklich widerlegte, den man noch bei seinem Heraclius (1647) nach Calderon, und dem Lügner 1642 nach Pedro de Roras wiederholte. Vielleicht war dieser Vorwurf Anlaß an dem Mißgriff, der Corneille später immer mehr von Stoffen der neueuropäischen Geschichte entfernte. Denn fast ausschließlich warf er sich in die römische Geschichte; denn Patriotismus der ältern und die ehrgeizige Politik der spätern Römer mußten ihm, wie ein geistreicher Kunstrichter sagt, die ritterliche Ehre und Treue ersetzen, deren Darstellung im Cid eine Verwandtschaft mit dem Geiste spanischer Dramatiker voraussetzen läßt. Die Verehrer Corneille's unter den franz. Kunstrichtern haben den Horatier Mängel zugestanden, die von den Deutschen noch mehr hervorgehoben wurden. Die erstern sind geneigt, Cinna (1639) für sein Meisterstück zu halten; nur wenn man Polyeuktes nicht gedenkt, wird diese Schätzung im Auslande wahr gefunden werden. Die glückliche Mischung des Rührenden mit dem feierlich Ernsten, zu dem Corneille sich so sehr neigt, macht dieses Stück anziehender, als seine übrigen. Dafür ist im Tode des Pompejus (1641), trotz der edlen Weise, wie der Sinn römischer Optimaten im Kampfe gegen seine Unterdrücker dargestellt ist, doch ein Hang zum Schwülstigen nicht zu verkennen, das bei solchen Stoffen sich so leicht aufdrängt. Sehr verdienstlich war seine Bearbeitung des Lügners. Sie gab im Lustspiele, statt des Herkömmlichen Erfundnen, Natur und Wahrheit. Die Vergleichung mit dem spanischen Original (lo Sospechosa verdad) würde selbst jetzt auch für Freunde der dramatischen Kunst belehrend sein. Mit derselben Fruchtbarkeit fuhr Corneille fort, das Theater zu versorgen; aber seine Kraft schien sich erschöpft zu haben. Rhodogüne, das Lieblingsstück des Dichters 1646, läßt einen schmerzlichen Eindruck, den die, mit der Kunst symmetrisch gehäuften Schrecken keineswegs zu verdrängen im Stande sind. Corneille's spätre Werke (Heraklius 1647; Don Sanche von Aragonien; Andromeda, ein Stück im Sinne des damaligen beliebten, mit Musik, Festzügen, Tanz), sind weniger gelesen, und verdienen es selbst nach der Meinung der Franzosen wenig mit Ausnahme des Nicomedes, 1652, der, durch Talma's Talent belebt, sich fortwährend mit Beifall auf der Bühne erhielt. Der muthige Spott gegen das Schicksal gibt dem Helden eine Eigenthümlichkeit, die von der größten Wirkung ist. Nur bemerkt man darin jene, in Komischen sich gefallende Rhetorik, welche bei vielen seiner Stücke so breit macht. Perharite (1653) mißfiel völlig. Bestürzt und mißtrauisch an seinem Talente, wollte Corneille sich der dramatischen Kunst entziehen, und fing an, zu seinem Troste, das Buch De imitatione J. Chr., dessen erstes Buch er schon in Verse gebracht hatte, ganz treu so zu übersetzen. Die albernen Mährchen über den Anlaß zu diesem Unternehmen verdienen keine Widerlegung. Sechs Jahre wendete Corneille auf diese Arbeit, deren Aufnahme ihn über den traurigen Unfall hätte trösten können; aber sein Herz hing am Theater, welches die Bühne verschafft. Durch Fouquet bewogen, wagte er sich noch neue auf den Schauplatz. Ödipus 1659, Sertorius 1662 sollten ihm die ehemalige Gunst der Zuschauer wieder zu verschaffen, die er durch glänzende Decorationen im goldnen Vließen nebenbei zu be-

Digitized by Google

stechen suchte; aber alle folgenden: Otho, Agesilaus, Attila u. s. w. ver riethen einen Dichter, der ohne Nebenbuhler sich entwickelt hatte, un noch den Palmen mit schon verschwindenden Kräften nacheilte. Selte werden diese Darstellungen in der Auswahl seiner Werke mit aufge nommen; von den drei und dreißig Stücken, die er hinterlassen hat kommen nur etwa 8 auf das Theater. Doch möchten manche, mit Lu und Liebe gespielt, vielleicht größerer Aufmerksamkeit werth sein, al man gewöhnlich ihnen schenkt, obgleich Corneille von dem ersten Au genblicke seines Auftretens an, sich der Gunst des Publikums wohl z erfreuen hatte. Jetzt hat sein Ansehn durch die Zeit gewonnen, scho längst nannten die Franzosen ihn den Großen; wenn auch Voltaire der Herausgeber seiner Werke, und Laharpe, diesen berühmten Vorgänge benutzend, nicht durchaus beifällige Urtheile über Corneille's Verdienst aussprachen. Was A. W. Schlegel über ihn gesagt hat, ist allen Lite raturfreunden erinnerlich. Die Schwächen in der Anlage mehrere seiner Stücke sind schon von Lessing mit glänzendem Witze dargethan worden. Lebhaft muß man bedauern, daß seine großen Anlagen durch die Hinwendung zu dem starren Römerwesen in der Entwicklung ge stört wurden, welche sie im Cid so glänzend versprachen. Durch die Begebenheiten seiner Zeit angeregt, nahm er politische Händel für tra gische Stoffe; selbst Voltaire bemerkte ihren Einfluß auf die Anord nung des Cinna und auf den Erfolg, den sie hervorbrachten, und über sah nicht, daß die eben aufglimmenden jansenistischen Streitigkeiten das Interesse an mehrern Stellen des Polyeukt erhöhen mußten, welche durch sie erst veranlaßt sein mochten. — Im Leben hatte Corneille wenig Einnehmendes. Seine Unterhaltung war schleppend und nicht gewählt. Wie Turenne, hielt man ihn eher für beschränkt. Im Aeu ßern glich er einem kleinen Kaufmann aus Rouen, und sehr begreiflich ist's daher, daß er mit etwas rauhen Sitten und nicht unbedeutendem Gefühl seines Werthes bei Hofe sich nicht an seinem Platze fühlen konnte. Sein Ruf und seine Talente machten ihn nicht reich. Er lebte so mittelmäßig, daß es zuweilen nach Dürftigkeit aussah. Seit 1647 war er an Maynard's Stelle in die franz. Akademie aufgenom men, und als er am 1. Octbr. 1684 Frankreich entrissen ward, starb er als der älteste dieses Kreises. Mit seiner Gattin, einer Tochter des Generals Andely, hatte er drei Söhne erzeugt, von denen zwei ihn überlebten. Von dem ältesten dieser beiden lebte ein Abkömmling noch im J. 1813, eben so wenig vom Schicksal begünstigt, wie die Ur enkelin des großen Corneille, der Voltaire, durch die Herausgabe der Werke ihres Großonkels, die Gemeinschuld seines Vaterlandes abtrug. Die neusten Ansichten der Franzosen über diesen, um die Bildung ihres Theaters so hochverdienten Mannes findet man in einem Eloge de Corneille par M. Victorin-Fabre, die im Jahre 1807 den Preis der franz. Akademie davon trug, und seitdem auf's neue aufgelegt wor den ist. Die genaueste und vollständigste Ausgabe seiner Werke, be reichert durch die Hauptwerke seines Bruders, Voltaire's Commentar und eine Auswahl von Palissot's Noten, ist die von Renouard be sorgte, Paris 1817 in 12 Octavbänden.

*Corneille (Thomas), der zwanzig Jahr jüngere Bruder des vorhergehenden, wurde am 20. Aug. 1625 zu Rouen geboren. Ein durch sein ganzes Leben sich bewährende Verehrung gegen seinen Bru der Peter, mit dem er bis zu seinem Tode in der herzlichsten Einig keit lebte, bestimmte ihn, sich, wie dieser, der dramatischen Dichtkunst zu widmen, für die er übrigens schon bei den Jesuiten Anlage bewiesen

Digitized by Google

[illegible] ein Lustspiel in lateinischen Versen, das er in dem Colle[illegible] hatte, fand sein Regent so vorzüglich, daß er es, statt [illegible] war, bei der Preisvertheilung aufführen zu lassen beschloß. [illegible] ermuthigt und durch den Beifall, den seines Bruders Werke [illegible] erhielt, entstand sein erstes Lustspiel, das öffentlich 1647 gege[illegible] wurde. Es war nach Calderon bearbeitet und fand Beifall. Die[illegible] glückliche Verlöbniß folgten bald mehrere ähnliche, den Spaniern [illegible] Stücke. Die Zahl seiner dramatischen Arbeiten steigt auf [illegible] 20; doch sind die Mehrzahl derselben so vergessen, daß [illegible] Verzeichniß in der Geschichte der franz. Akademie nicht rich[illegible] gefunden wird. Zu ihrer Zeit wurden aber die Lustspiele des jün[illegible] Bruders beinahe mit mehr Interesse gesehn, als die des großen [illegible] Dieser sich zum Muster nehmend, versuchte sich Thomas auch [illegible] Trauerspiele, und namentlich fand sein Timokrat (1656) so [illegible] Beifall, daß die Schauspieler endlich müde, von der [illegible] durch baten, man möchte ihnen erlauben, etwas Andres zu ge[illegible] da verdrängen sonst alle andre Stücke. Seitdem kam er nie wie[illegible] auf die Bretter. Gleichen Rausch brachte Camma und Pyrrhus [illegible] (1658), bei deren Darstellungen die Zuschauer sich so zudräng[illegible] daß auf dem Theater kaum für die Spielenden Raum blieb. Wir [illegible] uns, aus der Liste seiner dramatischen Werke diejenigen an[illegible] zuführen, welche noch jetzt Aufmerksamkeit verdienen, z. B. Ariane, [illegible] mit Racines Bajazet die Zusammenstellung bestand, und in der [illegible] weil jeder Zusammenstellung gewachsen war; das heroische [illegible] der Unbekannte (1675), das 1724 bei einem Feste in den [illegible] wieder vorgenommen wurde, wo dann Ludwig XV. mit al[illegible] seinen Frauen vom Hofe im Ballette tanzte; vor allen Graf Essex [illegible], der bekanntlich mit Stilico und Ariane noch jetzt zuweilen dem [illegible] vorgeführt wird. Läge nicht die Aufforderung zu nahe, [illegible] seinen Bruder zu vergleichen, man würde vielleicht Thomas [illegible] Schwächer, als sein Bruder, war er doch nach Vol[illegible] Worten, derjenige, der in jeder Beziehung ihm am nächsten [illegible] Vielleicht verleitete diese Verwandschaft ihn zu einem Mißken[illegible] seiner Kräfte; denn, wenn gleich weniger in die Augen fallend, [illegible] waren so eingreifend war sein Verdienst als Sprachforscher. [illegible] er endlich im J. 1685 seinem Bruder nach einstimmiger Wahl im [illegible] der franz. Akademie gefolgt war, den die öffentliche Mei[illegible] ung ihn als ein gerechtes Erbe zuerkannte, schloß er sich dem Unter[illegible] eines franz. Wörterbuchs an, das bekanntlich 1694 endlich er[illegible] gab Noten zu Vaugelas Bemerkungen, fügte zum Dict. de [illegible] einen Nachtrag, in dem er die Kunst und wissenschaftlichen [illegible] erklärte, der als Grundlage der nachmaligen Encyklopädie [illegible] werden kann. Außerdem fleißiger Mitarbeiter am Mercure [illegible], den sein Freund du Visé herausgab, und als Gelehrter eben [illegible], als als Dichter, verdiente er die Mitgliedschaft in der Akad. [illegible], welche ihm schon dem Grabe näher zu Theil ward. [illegible] er in seinem hohen Alter das Gesicht und starb, von seinen [illegible] hochgeehrt und wegen seiner geselligen Tugenden geliebt, [illegible] am 8. Dec. 1709. Im Umgange war er heiter und geist[illegible] Er hinterließ zwei Kinder; die Tochter seines Sohnes Franz [illegible], welche Voltaire an den Gr. de la Tour du Pin vermählte. [illegible] den Werken seines Bruders findet man gewöhnlich eine Auswahl [illegible] Dramen beigefügt. Seine übrigen Werke, jetzt meist durch bes[illegible] ersetzt, sind nicht zusammengedruckt worden.

Digitized

*Cornelius (Peter), zu Düsseldorf geboren, gegenwärtig D rector der Kunstakademie daselbst, bildete sich unter Langer später i Rom, wo die Liebe für die alten Meister der italienischen und deut schen Schule, welche er mit einigen sinnverwandten Freunden in Wor und That zeigte, seinem Streben Aufmerksamkeit und Theilnehme gewann. Das Lebendige seiner Auffassung und das Charakteristisch seiner Darstellungen ist auch von denen anerkannt worden, welche stren ge Richtigkeit der Zeichnung im Einzelnen und in den ausgeführten Gemälden technische Fertigkeit und Farbe vermißten. Staffeleige mälde gibt es von ihm fast gar nicht. Dafür besitzen Kunstliebhabe von ihm sehr geistreich und sorgfältig ausgeführte Federzeichnungen und erfreuen sich seiner Scenen aus Göthe's Faust, gestochen von Ru scheweih, 3 Lieferungen jede zu 4 Blättern, Queerfolio, so wie an de Blättern zum Nibelungenliede. In diesen erkennt man vorzüglich jen Fülle von Formen und jene plastische Auffassung der dichterischen Ge danken, in der wohl wenige der jetzt lebenden deutschen Künstler ihn gleichstehen möchten. Zum Beleg dieser Behauptung verweisen wi an das so reich und zugleich tiefgedacht componirte Titelblatt. Eben war Cornelius mit Studien zu Darstellungen aus Dante für die Ville Massimi zu Rom beschäftigt, als ihm vom kunstliebenden Kronprinzen von Baiern die malerische Ausschmückung der Prachtsäle seiner Glyp tothek zu München aufgetragen wurde. Daher verließ Cornelius im J. 1819 Rom, und lebt seitdem abwechselnd in Düsseldorf und München, wo er fortwährend an der Ausführung der zum Theil in Rom schon entworfenen Cartons mit Lust und Liebe arbeitet. Der Gegenstand dieser Fresken ist aus dem Mythenkreise des Homer, He siodus und der alten Heroenwelt genommen. Erst wenn sie ganz voll endet sein werden, dürfte ein genügenderes Urtheil über sie an der Zei sein doch können wir an das tübinger Kunstblatt 1820. N. 20. ver weisen, wo sich bestimmtere Angaben über die innere Anordnung finden

Coroner, in England, eine Gerichtsperson, welche im Namen der Regierung (der Krone), mit Beihülfe eines Geschwornen-Gerichts über die Ursachen gewaltsamer Todesfälle Untersuchung anstellt, und beurtheilt, ob darüber ein weiteres gerichtliches Verfahren einzuleiten sei, oder nicht. Der Klassen, unter welche Todesfälle dieser Art ge bracht werden, sind vier: Lunacy (Geistesverwirrung), Manslaugh ter (zufälliger Todtschlag), Murder (Mord), und endlich, wenn kein anscheinende Ursache vorhanden ist, Death by the visitation of God (Tod durch göttliche Heimsuchung.)

*Cosmisch, was auf das Weltgebäude und die Sonne insonderheit Bezug hat; so geht z. B. ein Stern zugleich mit der Sonne (kosmisch) unter. Cosmogenie, die Lehre von der Entstehung der Welt. Cosmologie, die Wissenschaft der Welt im Allgemeinen. Cosmopolit, ein Weltbürger; tadelnd wirft man bisweilen einen Zerstörer des Bestehenden im Vaterlande vor, daß er das Idealisch der Menschheit im Ganzen, dem Wohl seines Vaterlandes und seine Ruhe vorziehe.

*Coster (Laurens), Johann's Sohn, ein wohlhabender und an gesehener Bürger zu Harlem, war in dieser Stadt 1370 oder 71 ge boren, erscheint 1417 als Officier der dasigen Bürgergarde, seit 141 als Mitglied des großen Raths, in welchem er abwechselnd die Stel len eines Schöppen und eines Schatzmeisters verwaltete, seit 1421 al Küster der großen oder Parochialkirche zu Harlem, von welchem, da mals sehr ehrenvollen Amte, er auch seinen Beinamen erhielt, un

Digitized by Google

[illegible] vorzüglich bei der Seuche, welche in der zweiten Hälfte des [illegible] in Harlem wüthete, indem im Jahre 1440 bereits seiner [illegible] erwähnung geschieht. Dies ist Alles, was die zuverlässigen [illegible] in gleichzeitigen Stadtregister von ihm besagen. Über [illegible] Jahre später, um die Mitte des 16. Jahrhunderts zeigen sich [illegible] von Sagen, welche der Stadt Harlem die Erfindung der [illegible] beilegte, bis auf einmal Hadrian Junius in seiner [illegible] von 1561 bis 1571 geschriebenen, aber erst 1588 nach seinem Tode [illegible] Batavia nach mündlichen Berichten bejahrter Leute, welche [illegible] wieder von andern hatten, eine vollständige Erfindungsgeschichte der Buchdruckerei lieferte, in welcher Coster die erste [illegible] bei seinen Spaziergängen im benachbarten Stadtholze [illegible] (Junius) anfangs zum Zeitvertreibe Buchstaben in [illegible] geschnitzt, dann diese Versuche bis auf ganze Zeilen ausgedehnt und endlich gewagt, volle Seiten in Holztafeln zu schneiden, auf [illegible] habe er den Druck des Spegel onzer Behondenisse [illegible] versucht. Hierauf sei er zu dem Gusse bleierner oder zinnerner Lettern fortgeschritten. Aber ein gewisser Johann, den er als [illegible] angenommen, habe ihm seinen ganzen Druckapparat in einer [illegible] entwendet, und sei damit erst nach Amsterdam und [illegible] in die Kirche und Mainz geflohen, an welchem letztern Orte dieser [illegible] Veranlassung zu größerer Verbreitung der, von Coster [illegible] Kunst geworden sei. Eine unbefangene und selbst von aller [illegible] in Deutschland freie Kritik hält dieses Sagengewebe auf [illegible] Stelle aus; aber in Holland ist man noch heute so fest davon [illegible] daß man nicht nur 1622 Coster eine Statue errichtete und [illegible] bereits 1618 vor Alter einstürzte, mit wahrer Verehrung [illegible] haben auch 1740 das Jubiläum seiner Erfindung feierte, [illegible] und diese Feier öffentlicher Bekanntmachungen zufolge im laufenden Jahre 1823 wiederholen, da man die Gerechtigkeit der holländischen Ansprüche durch Meermann's: origines typographicae (1765) und Lenge's Verhandeling over het Oorsprong der Boekdrukkunst hinlänglich bewiesen glaubt. Mit welchem Rechte, lehrt die [illegible] der letzten Schrift im Hermes. E.

Cottin (Sophie Ristaud), mehr gekannt unter dem Namen Sophie Cottin, die achtungswerthe Verfasserin von Malvina, Amalie [illegible] und andern bekannten Unterhaltungsschriften, war 1773 zu [illegible] im Departement Lot und Garonne geboren. Schon im 17. [illegible] mit einem Banquier aus Bordeaux verheirathet, kam sie bald [illegible] nach Paris, wo sie ihren Mann nach wenigen Jahren verlor. [illegible] sie über ihr Schicksal verfügen konnte, zog sie sich von der [illegible] Welt zurück und lebte ihrem Kummer und geistigen Beschäftigungen, [illegible] ihrer Neigung von jeher zusagten. Der Tod ihres Gemahls, [illegible] sie zärtlich geliebt hatte, fiel in die Jahre der stürmischen [illegible] Um sich zu zerstreuen schrieb sie das, was ihren Geist [illegible] beschäftigte, nieder, ohne daran zu denken, daß er einem andern [illegible] wichtig sein könnte, als dem Kreise ihrer nähern [illegible] deren Erheiterung sie beabsichtigte. In der Leichtigkeit, wie [illegible] sie ihre Gedanken mittheilte, entwickelte sich eine Anlage, die in früheren Jahren selbst von ihren nächsten Umgebungen war verkannt worden. Ihre ersten Versuche der Art waren kleine, leichtentworfene [illegible] und eine Geschichte von zweihundert Seiten. Eben brauchte [illegible] eine Freunde funfzig Louisd'or, um Frankreich, aus dem er [illegible] war, zu verlassen. Madame Cottin verkaufte die einzelnen

Digitized by Google

und die Würde seiner Gedanken entschuldigten bei den Engländern die sich durch den schwärmerischen Trübsinn des Ganzen recht in ihrer Eigenthümlichkeit ergriffen fühlten, selbst die lockre Art, wie die Betrachtungen verflochten und gleichsam durch einen Scherz herbeigeführt waren. In einer, diesem Gedichte beigegebnen Note spricht sich auf's bitterste gegen die englische Klosterschulenerziehung aus, in der er einen Grund seines gestörten Seelenfriedens suchte. Sie mag als Gegengift wider diese, jetzt angepriesene, Methode interessant sein. Cowper's Schwermuth nahm auf's neue zu, nicht erheitert durch seine Geschichte des John Gilpin, die er seiner Freundin Mistriß Austen, nacherzählte. Zu seiner Zerstreuung fing er eine Übersetzung der Iliade und Odyssee in reimlosen Versen an, der das Verdienst der Treue in Vergleich der Popeschen zuerkannt wird. Diese Arbeit wurde sein Trost und nur ungern sah er sie zu Ende gehen, denn er schied von ihr, wie man sich von einem lieben Freunde trennt. Die wiederholten, zum Theil kostbaren Ausgaben (letzte uns bekannt Lond. 1816. 8. 4 Bde.) beweisen, daß Cowper's Verdienst nicht unerkannt ist, obgleich die von ihm gewählte Versart, blank verse, wohl dazu beiträgt, daß seine Werke nicht ganz ungetheilten Beifall finden. Man hält sie für einen Mangel technischer Fertigkeit. Fortwährend kränklich, was an der Ungleichheit seiner Hervorbringungen sehr bemerklich ist, starb Cowper 1800. Man findet seine letzten Gedichte vereinigt in: Cowper's life and posthumous works by W. Haylay. L. 1809. oder 12. 8. 4 Bände, worin auch eine charakterisirende Darstellung seiner Verdienste und Eigenthümlichkeiten gegeben ist.

*Crapelet, Vater und Sohn, zwei der ausgezeichnetsten pariser Buchdrucker neuerer Zeit. Den Vater, Charles, welcher zu Bourmont am 13. Nov. 1762 geboren war, 1789 seine Officin errichtete und am 19. Oct. 1809 starb, könnte man den französischen Baskerville nennen. Wie dieser suchte er mit Eleganz die möglichste Einfachheit zu verbinden, und die Buchdruckerkunst von den frembartigen Verzierungen zu befreien, mit denen besonders die französischen Officinen so sehr überladen waren, und von welchen sich selbst der verdiente Didot nicht ganz loszureißen vermochte; aber er übertraf sein Vorbild durch gefälligere Form der Typen und durch größeres Ebenmaß des Drucks. Seine Drucke sind eben so correct als sauber, und eben durch ihre Einfachheit schön. Auch hat er mehrere gelungene Pergamentdrucke geliefert, und seine Kunstfertigkeit sogar durch einen Golddruck bewährt (dreizehn Exemplare von Audebert oiseaux dorés. Par. 1802, f. 2 Bde). Das väterliche Geschäft hat A. G. Crapelet mit eben so viel Thätigkeit als Geschmack noch weiter ausgedehnt und vervollkommnet. Denselben Grundsätzen huldigend, wie sein Vater, ist es ihm doch gelungen, diesen an Eleganz noch zu übertreffen. Sein Lafontaine (1814), Montesquieu (1816), Rousseau und Voltaire (beide 1819) sind rühmliche Denkmale seines Geschmacks, und die Großvelinpapiere dieser Ausgaben sind als wahre Prachtdrucke zu betrachten. Auch steht seine Officin im In- und Auslande in dem verdienten Ansehen. Die Worte, de l'imprimerie de Crapelet, gereichen jeder Ausgabe zur allgemein gültigen Empfehlung, der geschmackvolle und schwer zu befriedigende Renouard läßt seinen ganzen Verlag bei ihm drucken, und die Officin ist so beschäftigt, daß bereits im Jahre 1818 zwei und zwanzig Pressen in vollem Gange waren. Auch ist Herr Crapelet als Schriftsteller aufgetreten. Eine zweimalige Reise

Digitized by Google

gab ihm Veranlassung zu den ohne seinen Namen erschienenen Souvenirs de Londres en 1814 et 1816 (Par. 1817, 8.), welche sich durch unbefangene und feine Beobachtung und gefällige Darstellung empfehlen. Vier Jahre darauf sah er sich durch die [illegible] doch nicht ganz discrete Erwähnung seiner Person in Dibdin's bibliographical, antiquarian and [illegible] tour genöthigt, eine Übersetzung desjenigen Briefes dieses Buchs, welcher von den pariser Buchdruckern und Buchhändlern handelt, mit berichtigenden Noten herauszugeben (Par. 1821, gr. 8.), worin er persönlich sehr schätzbare Erörterungen über diese Gegenstände [illegible]

A — s.

Crébillon (Prosper-Jolyot de), war zu Dijon am 15. Febr. [illegible] Schon die Jesuiten seiner Vaterstadt, bei denen er seine [illegible] brachte, bemerkten Talent an ihm, aber auch störrische [illegible] Zum Anwalt bestimmt, sollte er bei einem Procurator, seinem Prieur, den Rechtsgang kennen lernen; aber beide waren Freunde des Theaters, so daß des jüngern Studien bei [illegible] nicht gedeihen. Da außerdem der Procurator bemerkte, daß Créb. durch seine Leidenschaftlichkeit zum Anwalt verdorben sei, in seinem Urtheile über dramatische Werke aber Einsicht in Plan und Überlegung verrieth: so drängte er den jungen Mann, der bis dahin nur in kleinen Liedern und einzelnen Versen versucht hatte, sich dem Drama zu widmen. Créb. gab nach; aber das erste Stück, das er vollendet hatte, Brutus Söhne, ward von den Schauspielern verworfen. Créb. verbrannte die Handschrift und wollte mit [illegible] nichts mehr zu schaffen haben; doch Prieur erneuerte seine [illegible], und Idomeneus kam wirklich zu Stande und 1705 auf [illegible]. Einigen Stellen zu Gunsten ertrug man die übrigen [illegible] und die Leichtigkeit, mit der Créb. binnen 5 Tagen den letzten Akt, der bei der ersten Aufführung mißfallen hatte, ganz umschuf, [illegible] Empfänglichkeit für das Talent des jungen Dichters, die seit [illegible] seines Atreus, 1707, in lebhaften Beifall überging. [illegible] auch die Genugthuung gehabt, Zeuge des Erfolgs dieser [illegible] zu sein. Obgleich krank, hatte er sich in eine Loge tragen [illegible] und mit einer Umarmung sagte er zu dem jungen Tragiker: [illegible] ersticken; ich habe Sie zum Dichter gemacht, und ich hinterlasse [illegible] Ihnen einen Mann, der der Nation angehört. Was die Franzosen [illegible] Créb. zu besitzen glauben, verdanken sie den uneigennützigen [illegible] dieses vorsichtigen Mannes. Aber ein wunderlicher Geschmack [illegible] unnatürlichen Wüthereien, zu denen in der Rhodogune der [illegible] Anlaß war, nun weit von Créb. im Atreus überboten, wurde [illegible], daß er sich in dieser Manier vollends verlor. Mit jenem [illegible] mögen unbefangene Hörer wünschen, daß dieser blutgefüllte [illegible] Becher. 1709 erschien Elektre, eben so declamatorisch breit [illegible] so verwirrt gehalten, wie seine frühern Werke; doch sagte [illegible] dem Geschmacke eines Volks zu, das an solchen blutbenetzten Liebesscenen [illegible] kein Aergerniß nahm. Für Créb. Meisterstück gilt Rhadamiste [illegible], wenigstens hat La Harpe es als solches anpreisen wollen. Man erzählt sich, daß der sterbende Boileau, dem Leverrier die [illegible] dieses Trauerspiels vorlas, seinem Freunde zugerufen habe: „Um Gott, wollen Sie mich früher todt machen! Das ist ein Schauder, gegen den die Boyer und Pradon wahre Sonnen sind. Es wird mir leichter vom Leben zu scheiden, da unser Jahrhundert [illegible] Zeuge reicher wird.“ Dieses Urtheil des berühmten

Digitized by Google

Kritikers ist vielfältig erklärt worden, um es gegen Boil- und gegen Crébillon zu brauchen. Jetzt möchten die Meisten leau übereinstimmend fühlen. Binnen 8 Tagen erlebte Rhadam Auflagen, und Paris und Versailles wetteiferten in Bewundrun hatte Créb. eingeredet, daß ihm das Schreckliche gerathe, dah er im Grausenhaften nicht genug zu thun. Xerres (1714) üb Bisherige, verschwand aber bald von der Bühne. Semiramis die in den Sohn verliebte Mutter, die auch nach der Erkenn von ihrer Leidenschaft geheilt wird, wurde lebhaft getadelt. Jahre später erschien sein Pyrrhus (1726) und fand gegen die tung des Verf., der diesmal die Gräßlichkeiten gespart hatte nahme. Kummer, Noth im Hause und Dürftigkeit schienen an die Kraft seines Geistes zu lähmen. Sein kleines Erbe mitübernommene Schulden und Gerichtskosten darauf gegange Frau, die er liebte, die Tochter eines pariser Apothekers, war gestorben, kurz nach dem Tode seines Vaters. In der Verlass der er sich fühlte, wies er mit genialer Unbiegsamkeit alle E rück, die ihm von mehrern Seiten angeboten wurde. Erst a von Pompadour Voltaire zu demüthigen wünschte, dachte man billon. Der König gestand ihm neben der Stelle eines Cens Polizeigericht, eine jährliche Pension von 1000 Fr. und eine S der Bibliothek zu. So den Sorgen entnommen, endete er sei tilina, der im J. 1749 auf königliche Kosten mit allem Prunke maligen Hoftheaters aufgeführt ward. Ueberpriesen durch die die Voltaire herabsetzen mochte, ist dies Stück später von Le unter seinen Werth herabgesetzt worden. Um die Manen Cic sühnen, die durch seinen Catilina nach dem allgemeinen Gefü digt worden waren, schrieb er, 76 Jahre alt, sein Triumvirat, in seinem 81sten Jahre auf die Bühne brachte. Die Ehrerbiet gen den Greis erhielt das Stück, welches die Achtung gegen de ter verminderte. Seinen Cromwell ließ er auf höhere Weis vollendet. Soviel über seine dramatischen Leistungen, deren W deutscher Kunstrichter streng, aber nicht ungerecht, ziemlich tief setzt. Nur die Geschmacklosigkeit seiner Zeit konnte ihn so hoch als ihn sogar einige neuere franz. Kunstrichter hinaufgerückt Denn im Allgemeinen bemerkt man nirgends ein Bestreben zur bung der tragischen Kunst, sondern nur ein Folgen in dem vo neille eingebahnten Wege, in einigen Stellen mit glücklicher S mung. Vielleicht hätten glückliche äußere Verhältnisse seinem G eine edlere Richtung gegeben; aber verlassen, oder vernachlässi er glaubte, von den Menschen, suchte er im Umgange mit und Katzen, die er auf den Straßen zusammenlas (und die kr waren ihm oft die liebsten), eine Entschädigung und in einem losen, gegen die bessere Sitte anstoßenden Leben eine Art Genuß dem Jahre 1731 war er Mitglied der Akademie. Die Bosheit, jene sonderbare Liebe zu den Thieren, mit denen er sich rings u schon eigen deutete, behauptete auch lange Zeit, daß ein Bruder ein Kartheuser, eigentlicher Verf. seiner Stücke sei. Einst als m in großer Gesellschaft fragte, welches seiner Stücke er für sein halte, antwortete er, auf seinen Sohn zeigend: dies halte er für schlechtestes. — Wahrscheinlich weil's der Kartheuser nicht gemach rief der junge Créb. empfindlich. Man kann aus dieser Anecdote theilen, in welchen Verhältnissen beide mit einander lebten. A Folgen einer vernachlässigten Rose am Fuße starb Créb. am 17.

Digitized by Google

[illegible] im Alter von 88 Jahren. Ludwig XV. ließ ihm ein prächtiges [illegible] in der Kirche S. Gervais errichten, das aber dann erst [illegible] wurde, als man dies Monument nach dem Museum der [illegible] (aux petits Augustins) versetzte. Ueber ein feierliches [illegible], welches die franz. Schauspieler ihm zu Ehren in [illegible] brachen ließen, hat Voltaire, fortwährend sein verspottender Nebenbuhler, boshaft gespottet. Großmüthiger war Créb. gegen Voltaire mit Selbstgefühl, aber mit Anerkennung wenn [illegible] schrieb und mit Wahrheit von sich sagen konnte:

Jamais fiel n'a jamais empoisonné ma plume.

[illegible] richtigen Ausgabe, die Ludwig XV. nach der gelungenen [illegible] des Catilina von Crébillon's Werken zu Gunsten des Vf. [illegible] ließ (Oeuvres de Crébillon, imprimerie R. du Louvre, [illegible] 3 Bde. 8.) gibt es noch mehrere andre, auch eine von Didot [illegible] 1812. 3 Bde. 8., denen allen aber sechs Verse im Catilina fehlen, die, als deutsam gegen die Marquise von Pompadour, [illegible] Darstellung weggelassen worden waren.

Crébillon (Claude-Prosper-Jolyot de), des vorigen Sohn, [illegible] geboren, gehört zu den Schriftstellern, die in einer [illegible] Zeit ihr Glück machen. Durch die Darstellung des, nur [illegible] verhüllten Nackten und durch Spitzfindigkeiten, [illegible] den leichtfertigsten Sitten das Wort redet, hat Crébillon [illegible] eine Verderbenheit allgemeiner zu verbreiten, die in [illegible] Klassen der pariser Gesellschaft zu seiner Zeit wohl zu [illegible], die man aber doch nicht durch ganz Frankreich verbreitet [illegible]. Späterhin hat sich, besonders durch die Revolution [illegible] Begebenheiten, welche ihr folgten, der Sinn der Franzosen [illegible], daß Darstellungen solcher Lüderlichkeiten, wie man bei [illegible] jetzt mißbilligt werden. Man kommt überein, selbst seinem [illegible] Style Dunkelheit und Unverständlichkeit Schuld zu geben, [illegible] seiner systematischen Verderbtheit den Reiz abzusprechen, der [illegible] scheinbar entschuldigt und erträglich macht. Hätte er [illegible] Begeisterung: man würde dem Rausche der Sinne und [illegible] einer zu angespannten Einbildungskraft vielleicht Manches [illegible] halten, was bei einer innern Verdorbenheit, die sich hinter [illegible] Kunstgriffe einer arglistigen Dialektik verbirgt, widerlich erscheint. Bei alle dem sollen seine Sitten mit denen, welche er schilderte, in Widerspruche gestanden haben. Man rühmt seine Heiterkeit, [illegible] guten Sinn und sein unbescholtnes Wesen. In dem Kreise [illegible] (einer Sonntagsgesellschaft) war er beliebt, und der [illegible] wo Piron, Gallet, Collé zusammenkamen und Lieder dichteten [illegible], bestand durch seine Geselligkeit in Ehren. Mit seinem [illegible] habe er in ziemlich gutem Verhältnisse gelebt. Von seinen [illegible], die jetzt ziemlich vergessen waren, sind die vorzüglichern: [illegible] de la marquise *** au comte de *** 1732. 2 Bde. 12.; [illegible] schlüpfrigste: Tanzaï et Neadarne, 1732. 2 Bde. 12., [illegible] unverständlicher Anspielungen. Les égaremens du coeur et [illegible], à la Haye 1736, 3 Bde, vielleicht das gelungenste, doch [illegible]. Zu den üppigsten Darstellungen gehört: le Sopha, 1745, [illegible] Buch, das er nur darum eine moralische Erzählung genannt haben kann, weil es gegen alle Grundsätze der Moral anstößt. [illegible] mehr, als Petron, sein. In demselben verdorbnen Sinne [illegible] die meisten seiner andern Schriften gearbeitet: Les amours de

Digitized by Google

Zeonikisul, 1746. Les heureux orphelins. 1754. La
le moment. 1753. Ah, quel conte, 1764. Le hasard
du feu, 1763. Lettres de la duchesse de **, 1768.
Atheniennes, 1771. — Noch zweifelt man, ob die ihm
schriebnen Briefe der Marquise von Pompadour wirklich von
stammen. In der Ausgabe seiner Werke (1779, 7 Bde. 12.)
nicht mit begriffen. Crébillon hatte nie ein öffentliches Am
det, bis auf eine kleine Censorstelle. Er starb zu Paris am
1777.

Crescentiis (Petrus de), der Hersteller der Agronomi
ropa und sonach einer der verdientesten Männer seiner Zeit,
J. 1230 zu Bologna geboren. Unterrichtet in allen Kenntniss
man damals zu Bologna erlangen konnte, bestimmte er sich
als Sachwalter und Beisitzer der Podesta; der Rechtspraxis,
die Unruhen in seiner Vaterstadt zwangen, seine Heimath un
alle bisherigen Beschäftigungen aufzugeben. Er durchreiste Ita
sammelte gemeinnützige Beobachtungen. Endlich nach 30jähri
wesenheit durfte er nach seiner, wieder beruhigten Vaterstadt zu
ren. Als 70jähriger Greis machte man ihn zum Senator der
Seine vielfältigen Erfahrungen über den Landbau brachte er
einem Gütchen in S. Nicolas bei Bologna, in Anwendung, a
Pflege er den Rest seines Lebens verwandte. Was er darüber
hatte, ist uns noch erhalten in seiner Abhandlung über den
(Ruralium commodorum l. XII.), die er auf den Wunsch
aufsetzte. Berichtigt durch die Verbesserungen der Gelehrten
logna, denen P. Crescenzi seine Arbeit vorgelegt hatte, ist sie e
würdiges Denkmal für die Geschichte jener Zeit, über die sie
erhebt, und für die Bildung des menschlichen Geistes überhaup
stolo Zeno hat bewiesen, daß diese 12 Bücher, in deren Anord
dem Columella vorzugsweise gefolgt zu sein scheint, ursprüngli
nisch geschrieben waren. Eine sehr frühe italienische Übersetz
libro della agricultura di Pt. Crescentio Flor. 1487. f.),
wegen der Reinheit ihrer Sprache hochgeschätzt wird, hat die
veranlaßt, daß Crescenzi seiner Muttersprache sich bedient hätte
cenzi kannte die Alten und hatte sie benutzt, ohne sie deshalb
schreiben. Seine Grundsätze sind einfach und verständig, auf b
Erfahrungen gestützt und frei von manchen Vorurtheilen, die ne
hunderte lang nachher im übrigen Europa in großem Ansehn
Alle diese Vorzüge wurden schon sehr früh anerkannt. Kaum
nen, ward sein Buch durch Europa verbreitet. Man übers
in's Italienische, in mehrere andre europäische Sprachen, nam
für Carl V. von Frankreich in einer prächtigen Handschrift
die noch vorhanden ist, und kaum war die Buchdruckerkunst e
so wurde es auch vervielfältigt. Die älteste bekannte, aber seh
Ausgabe erschien zu Augsburg 1471 in Folio. Jene früheste
nische Übersetzung, für deren Verf. Lorenzo Benvenuti von S.
niano von Mehrern gehalten wird, gehört noch zu den Sprach
und findet sich hier auf's neue abgedruckt, Mailand 1805. 8.
Sammlung der Classici italiani. Eine genauere, aber nicht
schätzte Übersetzung besorgte Sansovino. — Genaueres über Cr
und sein Werk verdankt man dem Prof. Filippo Re, zu Bolo

Crescenzi (D. Juan Baptista), Marquis de la Torre
gegen das Ende des 16. Jahrh. geb., zeigte schon als Knabe ei
lage zu den bildenden Künsten. Unter Pomerancio bildete er sich

[illegible], und zog durch einige Jugendarbeiten die Auf-
[illegible] des Papstes Paul V. auf sich, der ihm den Ausbau der
[illegible] übertrug. Kardinal Zapata nahm ihn 1617 mit
[illegible], wo er die Gunst Philipp III. zu erlangen wußte. Ei-
[illegible] seiner Arbeit verschafften ihm den Auftrag, jenes
[illegible] im Escurial auszuführen, das durch seine Pracht
[illegible] der einzelnen Theile zu den merkwürdigsten Denk-
[illegible] gehört. Eine genauere Darstellung mit Kupfern
[illegible] Geschichte des Escurial, der auch Kupfer bei-
[illegible]. Die Bronzen daran sind von römischen Künstlern aus-
[illegible] IV. bezeugte Crescenzi seine Zufriedenheit für die
[illegible], die er bei diesem Baue und einigen gleichzeitigen be-
[illegible], durch die Erhebung zum Granden von Castilien, mit
[illegible] Marquis della Torre, und durch andre Auszeichnun-
[illegible] folgten. Sein Haus stand bis zu seinem Tode im
[illegible] offen, die dort reiche Schätze für alle Zweige
[illegible] fanden.

[illegible] (Giovanni Maria), als Literator und Dichter gleich
[illegible] zu Macerata in der Mark Ancona, am 9. Octbr. 1663
[illegible] an zeigte er Neigung für die Dichtkunst; be-
[illegible] Ariost's Verse ihm wie von selbst ein, durch eine
[illegible] Roland mit Kupfern, zu denen er die entspre-
[illegible] aufsuchte. In Macerata machte er im Jesuitercolle-
[illegible], schrieb schon im 13. Jahre eine Tragödie (Darius),
[illegible] Mitglied einer Akademie und im 16. Doctor der
[illegible] schickte ihn 1681 nach Rom, um sich dort unter
[illegible] Oheims in den Rechtskenntnissen zu vervollkomm-
[illegible] betrieb er noch die Dichtkunst. Zufällig waren
[illegible] Canzonen von Filicaja zugekommen, die ihm das
[illegible] den poetischen Sinn seiner Zeitgenossen eröffneten.
[illegible] mit allem, was er früher versucht, fühlte er sich auf ein-
[illegible], nur die großen Muster der alten Zeit nachzuahmen,
[illegible] ihn seine innere Ueberzeugung, auch Andre zu dieser
[illegible] Natur zurückzuführen. Crescimbeni gehörte zu allen
[illegible], die damals in Rom bestanden, von denen eine
[illegible] Verse, als die andre, lieferte. Aus ihnen wählte er
[illegible], die er zu seinen Ansichten zu bekehren
[illegible] Vereinigung bildete eine neue Akademie, die mit etwas
[illegible], wegen des ländlichen Sinnes der Stifter, den Na-
[illegible] annahm. Man gab sich griechische Namen, versammelte
[illegible] und an ländlichen Plätzen und übertrug die Leitung
[illegible], die mit förmlicher Gleichheit der Rechte und An-
[illegible] werden sollten, einem Custode. Erster Custode
[illegible], der den Namen Alfesibeo Cario annahm, und von
[illegible] zu Olympiaden hatte er die Freude, sich in seiner Würde
[illegible]. In den Gärten des Klosters S. Pietro in Mon-
[illegible] am 5. Oct. 1690 die erste akademische Zusammenkunft ge-
[illegible] reichte der Raum dieses reizend gelegnen Gartens nicht
[illegible] Lieberkreis zu fassen, da alle andern Akademien mit ihm
[illegible] zu werden wünschten, auswärtige als arkadische Kolonien
[illegible] zu werden verlangten. Man mußte weitere Gärten suchen,
[illegible] man sich in den Gärten Farnese. Crescimbeni,
[illegible] das Gelingen seines Plans und nur in seiner Ausfüh-
[illegible], war doch nicht der unthätigste unter den Dichtern. 1698

Digitized by Google

erschien seine Istoria della volgar poesia, ein Werk unsäglichen Sammlerfleißes, aber ohne Ordnung und Kritik zusammengetragen. Nach kurzen Unterbrechungen durch Reisen und Krankheiten gab er seinen: Trattato della bellezza della volgar poesia R. 1700. 4., der 3 Auflagen in kurzer Zeit erlebte, und wie das frühere Werk, erst durch die Commentari intorno alla storia della v. poes. R. 1702. 5 Bde. in 4. erst genießbar wurde. Clemens XI. Gnade setzte ihn in eine bequemere Lage; bisher hatte er sehr beschränkt aus eignen Mitteln bestanden. Bei der Ruhe seines Kanonikats, die höchstens durch die Streitigkeiten der Arkadier gestört wurde, denen er zuvorzukommen eilte, wuchs die Anzahl seiner Werke rasch heran. Von Nostradamus Leben der provençalischen Dichter gab er eine bereicherte Uebersetzung; vermehrte seine Commentari durch vier reich ausgestattete Bände; gab seine Geschichte der Arcadia und die Leben der arkadischen Dichter. Fast um dieselbe Zeit erschienen die beiden ersten Bände Verse (rimo) seiner lieben Arkadia, die Beifall fanden und wegen der Ändrung, die man bemerken konnte, auch verdienten. Durch geistliche Auszeichnungen vergalten die Päpste Clemens XI. und Benedict XIII. die Freude, welche ihnen Crescimbeni's Thätigkeit und seine Leistungen machten. Endlich erhielt auch die Arkadia durch ein Geschenk König Johann V. von Portugal ein Grundeigenthum, das sie der fernern Wanderungen überhob. Nachdem sie fast alle 7 Hügel durchzogen war, kehrte sie zu dem zurück, wo sie ausging. Das noch stehende Theater ward auf dem Janiculus erbaut und am 9. Sept. 1726 die ersten olympischen Spiele an dieser feierlichen Stelle zu Ehren des Königs von Portugal, wie billig, auf's herrlichste begangen. Die Gedichte, die Crescimbeni dabei vorlas, fanden lebhaften Beifall. Allmälig erlag aber sein Körper den, öfter schon zurückgekehrten Anfällen eines Brustübels. Nachdem er noch, mit Erlaubniß des Ordensgenerals, durch Ablegung der Gelübde in die Gesellschaft Jesu eingetreten war, in deren Kleidung er zu sterben begehrte, verschied er am 8. März 1728. Noch bei seinem Leben hatte er sich in der Kirche S. Maria Maggiore ein Denkmal errichten lassen, das nur die einfachen Buchstaben trug, I. M. C. P. ARC. c. Ioannes Marius Crescimbenius pastorum Arcadum custos. Dann neben seinem Wappen die arkadische Hirtenpfeife. Er war so sanft, wohlwollend, entgegenkommend, bescheiden, daß sein Verlust durch ganz Italien lebhaft empfunden wurde. Unter seinen zahlreichen Werken, zum Theil Gelegenheitsschriften, lobpreisende Lebensbeschreibungen, dürften nur die schon genannten ihm einen rühmlichen Platz in der Literaturgeschichte seines Vaterlandes für alle Zeiten sichern. Vor seiner Istoria d'Arcadia ediz. di Roma 1712. 12. findet man ein Leben Crescimbeni vom Canonicus Mancurti aus Imola, gedruckt zu Verona 1730.

Creutz (Gustav Philipp Graf von), eben so ausgezeichnet in der Literatur seines Vaterlandes als in seinen Geschichtsbüchern, war in Finnland 1726 geb. Zwar für's öffentliche Leben gebildet, fühlte er entscheidende Neigung zur Dichtkunst und entzog sich daher oft den Freuden der großen Welt, um in ländlicher Zurückgezogenheit der gigantischen Natur seines Vaterlandes und seinen Lieblingsschriftstellern sich schwärmerisch hinzugeben. Damals ging eine lebhaftere Theilnahme an geistiger Unterhaltung zunächst von Friedrich II. Schwester, Luise Ulrike aus, die seit 1751 in Schweden regierte. Zu dem nähern Kreise ihres Umgangs, wo heimische Sprache und Dichtkunst sinnig geübt

Digitized by Google

und gepflegt wurde, gehörte Gr. Creutz. Noch ehrt man seinen Atis og Camilla, Sth. 1761. 8., ein erotisches Gedicht in 5 Gesängen, das jenen Vereinigungen sein Entstehen verdankte, als eine der lieblichsten Musengaben in schwedischer Sprache. Noch wird es als Muster des zarten Ausdrucks, eben so wie sein Brief an Daphne bewundert. Bald darauf ward Creutz vom König Adolph Friedrich zum schwedischen Minister in Madrid ernannt. Mehrere Briefe an Marmontel über seinen dortigen Aufenthalt beweisen, wie glücklich er beobachtete. Einige Jahre später vertauschte er den Posten in Madrid mit dem gleichen in Paris, wo sein Haus von nun an dem Talente gastlich offen stand. Namentlich schloß er sich an Marmontel und Gentry enger an, deren Erfolge ihm, wie als wären es eigne, Freude machten. Noch wurde ihm während seines 20jährigen Aufenthalts zu Paris die Freude, mit dem ehrwürdigen Benjamin Franklin am 3. April 1783 einen Bundes- und Handelsvertrag zwischen Schweden und der jungen Republik der Vereinigten Staaten, Namens seines Königs, abzuschließen. Seine Verdienste zu belohnen, berief ihn Gustav nach Schweden zurück, stellte ihn an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, ernannte ihn zum Rector der Universität Upsala, und schmückte ihn mit dem Seraphinenorden. Aber sein schwächlicher Körper erlag bald dem rauhen Klima seines Vaterlandes. Lebhaft von seinem König und seinem Volke betrauert, starb Creutz im J. 1785. Die vom König Gustav erkaufte creutz'sche Büchersammlung befindet sich noch im Schlosse zu Haga. Unter dem Titel Vitterhets Arbeten of Creutz og Gyllenborg, sind seine hinterlassnen Schriften mit denen seines Freundes Gyllenborg, Stockh. 1788. 8. herausgekommen. Bei einem Seraphinenkapitel am 28. April 1786 las König Gustav selbst des ehrenwerthen Mannes Vorrede.

Creuz (Friedrich Carl Casimir Freiherr von), ein jetzt fast ganz vergessener deutscher Dichter im Lehrfache, war zu Homburg vor der Höhe 1724 geb. Er zeigte schon so früh so großes Talent und so große Brauchbarkeit für öffentliche Geschäfte, daß er, noch nicht 22 Jahr alt, als Hofrath in der Regierung von Homburg mit Sitz und Stimme angestellt ward. Zwischen den Familien von Homburg und Darmstadt bestanden damals sehr lebhafte Streitigkeiten. Die Leitung der homburgischen Ansprüche ward Creuz übertragen, der nach manchen Proben seiner Anhänglichkeit für die diesseitige Sache (denn ein ganzes Jahr lang mußte er auf einer darmstädter Veste seinen Eifer büßen) und nach vielfältigen Anerkennungen seiner Treue, sie endlich zu vermitteln und durch eine Verheirathung völlig auszugleichen wußte. Während dieser Zeit hatte er Reisen nach Berlin und Wien machen müssen, wo ihm überall die verdiente Aufnahme wurde. Die Akad. der Wissenschaften zu Berlin namentlich ernannte ihn 1751 zu ihrem Mitgliede und der Kaiser ehrte seine Kenntnisse durch den Titel eines Reichshofraths. Den Anstrengungen seines Berufs, denn ihm war die oberste Leitung des homburger Landes übergeben, und seinen schriftstellerischen Nachtwachen erlag sein Körper schon am 6. Sept. 1779. So wenig seine dichterischen Erzeugnisse auch jetzt bekannt sind, so sind sie es doch, die seinem Namen hier die Stelle verdienen. Zwar kommen mit Recht seine Oden und Lieder (2 Bde. Frankf. a. M. 1769), den meisten eben so sententiös nüchtern vor, wie sein Seneca (Frankf. 1754, 8.). Doch muß man nicht vergessen, daß er durch Gediegenheit und ernste Würde der Gedanken, die sich namentlich in

seinen Gräbern, 6 Gesänge, zeigt, eine Periode der deutschen Literatur mit herbeiführte, deren wir uns noch erfreun.

*Creuzer (mit ganzem Namen: Georg Friedrich, in spätern Schriften blos Friedrich), einer der geehrtesten Philologen und Alterthumsforscher Deutschlands, ist zu Marburg am 10. März 1771 geb. Auf den Frühverwaisten wirkte sehr wohlthätig ein gelehrter Oheim, der Landprediger Bang, der den Fleiß des Knaben vorzüglich auf Klassisches hinwies. Nach Vollendung seiner Studien zu Marburg und Jena lebte Creuzer eine Zeitlang in und bei Gießen mit dem ernstlichen Durchforschen der griechischen Geschichtschreiber beschäftigt, nebenher durch Unterricht thätig. Jener Periode seines Lebens gehört seine erste schriftstellerische Arbeit: Herodot und Thucydides. Versuch einer nähern Würdigung ihrer historischen Grundsätze, Leipz. 1798. 8. (auch 1803), die eben so, wie seine Schrift: De Xenophonte historico 1799. 8. mit Beifall aufgenommen wurde. Ein kürzerer Aufenthalt zu Leipzig als Hauslehrer im J. 1798, wo er auch Beck's und Hermann's Vorträge nicht versäumte, befestigte ihn in der Liebe zu den Alten. Nach Marburg zurückgekehrt, bestimmte er sich dem akademischen Leben, und Savigny bot alles auf, um ihn ganz für diesen Beruf zu gewinnen, und ihn durch Uebertragung der Professur der Eloquenz 1802 noch näher an Marburg zu binden. Aufs neue versenkte sich Creuzer in die griechischen Geschichtschreiber (die historische Kunst der Griechen Lpz. 1803) und fand bei ihrem gründlichem Studium Erholung von den lästigsten Amtsarbeiten, deren Nutzen ihm nicht einleuchten wollte. Diese ewigen Elogia u. s. w. verleideten ihm alle andern, sonst erwünschten Verhältnisse zu Marburg. Willig folgte er daher, als 1804 der Ruf als Lehrer der Philologie und alten Historie zur neugekräftigten Universität Heidelberg an ihn erging. Schon der Ort, wo neben der reizenden Natur so viele Erinnerungen auf den Empfänglichen einwirken, bewies seine aufregende Kraft an Creuzer und an den mit ihm dort verbundenen Gelehrten. Zur Herausgabe der Studien verband er sich mit Daub (später von dem letztern allein besorgt, 1803—1819. 6 Bde.). Allein gab er seine, leider noch nicht fortgesetzten: Historicor. grac. antiquissimor. fragmenta, 1805. 8. leitete durch seine Schrift: das akademische Studium des Alterthums 1807 die Errichtung des noch unter ihm blühenden philologischen Seminars ein und nahm, obgleich nur für kurze Zeit, Antheil an den so kräftig auftretenden heidelberger Jahrbüchern. Außerdem wirkte er durch Wort und Beispiel auf einen großen Kreis ihn liebender Schüler. Die gewünschten Vorlesungen über Mythologie und Archäologie führten Creuzer nun einem Gebiete gerade zu, das er bei der bisherigen Richtung seiner Forschungen ohnehin fortwährend berührt hatte. Als erste Probe seiner Ansicht über den Zusammenhang der Mythen der alten Welt kann sein Dionysus s. Commentatt. academ. de rerum Bachicarum originn. Heidelb. 1808, gelten. Creuzer zufolge nämlich gibt es eine älteste Masse griechischer Poesie (denn Griechenland muß uns die ganze alte Welt aufschließen), deren Inhalt aus dem Oriente entlehnt ist. Homer, und besonders Hesiodus statt als Urheber und Schöpfer der Religion oder auch nur der Mythologie gelten zu können, setzen vielmehr eine ganze Welt von Poesie, Philosophie und Theologie voraus. Jener Masse ältester griechischer Poesie ist aber auch das Symbolische, ja selbst das Magische und Allegorische schon beizulegen. Zwar hat diese, dem Oriente entlehnte Poesie sich den wechselnden Formen der Zeiten angeschmiegt, ist aber

Digitized by Google

ihrem Inhalte nach, den Griechen nie ganz fremd geworden. Sie erhielt sich in den Priesterschaften und Mysterien, wurde späterhin von Historikern und Philosophen untersucht, kann aber von uns noch in ihren wesentlichen Lehren erkannt und dargestellt werden. Als älteste Ueberlieferer dieser alten Weisheit gelten ihm die Pelasger, wenn nicht ein herrschender Priesterstamm, doch ein Stamm mit herrschenden Priestern. Aber auf Griechenlands Boden gediehen nicht abgeschlossne Priesterreinrichtungen. Die Hellenen vertrieben die Pelasger. Nach dem Erlöschen der alten Geschlechter wurde das Hellenische immer mehr abgewandt vom Morgenländischen, wurde heller, aber inhaltleerer. Priestergeschlechter hatten sich kastenmäßig zusammengezogen, und was von alter bedeutungsvoller Poesie noch übrig war, fand sich in die Mysterien zusammengedrängt. Bei Homer und Hesiodus sind deutliche Spuren, daß sie ältre Begriffe und Überlieferungen selbst schon mißverstanden, doch bei beiden auch Beweise, daß sie in der alten Theologie nicht unwissend wären. In einer höhern Offenbarung müssen wir demnach den ersten Keim der höhern Lehren solcher Art finden, und das scheinbar Gelöste zu diesem Urzusammenhange hinaufdeutend, müssen wir bei ähnlichen Sinnbildern und Allegorien auf eine gleiche Uransicht schließen. Die gelehrteste Entwickelung gab Creuzer diesen Sätzen in seiner: Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen, deren neue Ausgabe (Lpz. und Darmstadt 1819. 21. 8. 5 Bde, nebst einem Atlasse) den Widerspruch noch lebhafter erregte, den die frühere, weniger durchgeführte schon erfahren hatte. Namentlich ist G. Hermann in den Briefen über Homer und Hesiodus, vorzüglich über die Theogonie, Heidelb. 1818, dann in einem Briefe an Creuzer über das Wesen und die Behandlung der Mythologie, Lpz. 1819, ihm mit einer Klarheit und Consequenz entgegengetreten, die seiner Ansicht viele Freunde gewonnen hat. Weniger möchte das J. H. Voß erreicht haben, der seinem Widerspruche (Jen. L. Z. 1821. N. 81—87) durch gehässige Nebenzuflüsterungen glaubte Gewicht geben zu müssen. Sicher hat die Uebersicht der im Hauptwerke mit allem Prunke holländischer Gelehrsamkeit ausgestatteten Sätze durch einen, von Moser besorgten Auszug der Symbolik und Mythologie, Lpz. und Darmst. 1822. 1 Bd. 8. für Viele an Faßlichkeit gewonnen. Nur durch eine kurze Pause wurde Creuzer's unermüdete Thätigkeit zu Heidelberg unterbrochen. Einem ehrenvollen Antrage der Prof. der Philologie zu Leyden war er auf Wyttenbach's und Meermann's Zureden in augenblicklicher Mißstimmung gefolgt; aber noch ehe er die ihm bestimmte Lehrkanzel bestiegen hatte (durch die Rede: De civitate Athenarum omnis humanitatis parente; Lugd. Bad. 1809. 8. wollte er von ihr Besitz nehmen) fühlte er die Einwirkung eines ihm feindlichen Klimas und kehrte noch im Oct. desselben Jahres 1809 nach Heidelberg zurück, wo er, von treuen Freunden herzlich empfangen, rasch in den Kreis seiner vorigen Wirksamkeit wieder eintrat. Seitdem erschien von ihm eine Ausgabe von: Plotinus de pulcritudine, acced. Procli disp. de pulcritudine et unitate, Nicephori Nathanaelis antitheticus. Heidelb. 1814. 8. und nebst mehrern andern Aufsätzen, eine Darstellung seines Lebens in den Zeitgenossen, gewiß das dankenswertheste Geschenk für die große Menge seiner Verehrer und Schüler. Creuzer führt den Titel: Geh. Hofrath.

Crevenna, Peter Anton, gewöhnlich Volongaro Crevenna genannt, gehört zu den geachtetsten neuern Bibliographen Italiens. Er war zu Mailand geb. und verdankte einem Stiefvater, Jacob Philipp

Bolongaro (dessen Namen er annahm), ein beträchtliches Vermögen. Liebe zu den Wissenschaften, besonders literärgeschichtliche Forschungen, füllten die von einem großen Handelsgeschäfte freien Stunden und wurden ihm Anlaß, sich eine auserlesene Büchersammlnng anzuschaffen, die er fleißig benutzte. Durch die gelehrten Nachrichten, die er über den Bestand seiner Bibliothek bekannt machte, oder bekannt machen ließ, haben die Werke, die zu ihr gehörten, bei den Liebhabern Werth und diese Verzeichnisse selbst bibliographische Autorität erlangt. Zuerst erschien ein Catalogue raisonné de la collection des livres de M. Crévenna. Amst. 1776 gr. 4. 6 Bde. Noch ist unentschieden, ob er von Crevenna oder von Ocheda herstammt. Durch genaue Beschreibungen von Incunabeln, durch Collationen seltner Bücher, und zum erstenmale gedruckter Briefe mehrerer Gelehrten des 17. und 18. Jahrh. ist dieser Katalog ein für die Literärgeschichte wichtiges Werk geworden. Doch reicht er nicht hin, um die Bedeutenheit der crevennaschen Bibliothek kennen zu lernen. Man muß ihn dafür mit dem andern Catalogue des livres de la bibl. de M. Crévenna Amst. 1789. 6 Theile in 8. vergleichen, der wieder durch beigedruckte Preise, durch neue, sehr gehaltreiche Noten, obgleich bei weitem nicht alle des frühern Verzeichnisses angenommen sind, eigenthümlichen von den Bibliothekaren anerkannten Werth hat. Diese Liebhaberei war nicht blos ein müßiger Zeitvertreib. Schon die genannten beiden Werke würden dagegen zeugen; aber außerdem ist bekannt, daß Crevenna eine Geschichte des Ursprungs und der Fortschritte der Buchdruckerkunst beabsichtigte, zu der schon eine große Menge Facsimiles vorräthig lagen. Wahrscheinlich hinderte eben die Menge der Kupferplatten (Crevenna ließ meist die ganze erste und letzte Seite der ausgewählten Werke stechen) das Erscheinen des Buchs. Man muß bedauern, daß nach seinem Tode keine Probe gegeben worden ist. Ungeachtet seiner Liebe zu diesen Studien hatte sich Crevenna doch im J. 1790 vom größten Theile seiner Bibliothek durch Versteigerung getrennt. (Was ihm nachgeblieben war, erfährt man durch den Catal. de la bibl. de feu M. Crévenna. Amst. 1793. 8.) Bald verließ er Holland, wo er bisher gelebt hatte, um sein Vaterland wieder zu sehen. Auf der Reise starb er zu Rom am 8. Oct. 1792.

*Crillon (Louis de Balbe), einer der größten Kriegshelden des 16. Jahrhunderts und Freund Heinrich IV. war aus einer angesehener piemontesischen Familie, im J. 1541 zu Murs in der Provence geb. Als jüngerer Sohn gab man ihm von einer der Familie gehörigen Besitzung den Namen Crillon, ein Name, den er durch Thaten und Tugenden bald so verherrlichte, daß die Häupter des Hauses Balbe ihn zu dem Ihrigen machten. Der Soldat nannte unsern Crillon den Mann ohne Furcht (l'homme sans peur), Carl IX., Heinrich III. und die Königin Margarethe nannten ihn nur „le brave.“ Heinrich der Große gab ihm aber den Beinamen: „le brave des braves.“ Dabei glich sein Freimuth und seine edle Gesinnung seiner Tapferkeit, und er war durch Menschlichkeit und Tugend nicht minder berühmt als durch seine Heldenthaten. Seine lange Laufbahn verherrlichte fünf Regierungen, Heinrichs II., Franzens II., Carls IX., Heinrichs III. und insbesondere die Heinrichs IV. Wir können ihm darin nicht ins Einzelne folgen und beschränken uns daher aufs Allgemeine. In seinem ersten Feldzuge (1557) trug er durch eine kühne und glänzende Waffenthat viel zur schnellen Eroberung von Calais bei. Crillon ist der Erste in der Sturmlücke; er trifft hier den Festungs-

Digitized by Google

Commandanten, ergreift ihn und wirft ihn in den Graben. Die Engländer hatten eilf Monate zur Wegnahme des Platzes gebraucht; die Franzosen erobern ihn in acht Tagen wieder. In der Folge zeichnete er sich in den Schlachten zu Dreux, von Jarnac und von Moncontour (1561, 1563, 1569) gegen die Hugenotten aus. Als Maltheserritter that sich der junge Held auf den Kreuzzügen gegen die Türken sehr hervor. Selim II. hatte die Insel Cypern von den Venetianern erobert. Der Schrecken vor den Waffen der Muselmänner erfüllte ganz Europa, eine Coalition wurde gebildet, eine große Flotte versammelt und die berühmte Schlacht von Lepanto (1571) geliefert. Crillon hatte in diesem furchtbaren Kampfe Wunder der Tapferkeit gethan, und die Wahl, die große Siegesnachricht dem Papste und dem Könige von Frankreich zu überbringen, fiel daher auch auf ihn, ob er gleich verwundet war. Er ward vom Papst (Pius V.) und vom König von Frankreich (Carl IX.) mit Gnaden und Ehren überhäuft. Die Mordscenen der Bartholomäusnacht, deren Vorbereitungen man Crillon sorgfältig verborgen hatte (1572), wurden von ihm laut gemißbilligt. Wir finden Crillon im nächsten Jahre bei der berühmten Belagerung von La Rochelle und in der Folge fast bei allen andern Ereignissen, wo es Tapferkeit und Muth galt. Heinrich III. wagte es, ihm die Ermordung des Herzogs von Guise, die von den Ständen in Blois beschlossen war, anzutragen. Crillon lehnte den Antrag mit Entsetzen ab: „Ich kann die Ehre nicht mit einer Schandthat beflecken" ist seine Antwort. Der König will ihm Gründe vortragen. „Sprechen Sie nicht aus, Sire, ruft ihm Crillon zu, und erlauben Sie, daß ich mich vom Hoflager entferne, um darüber erröthen zu können, daß mein König, für den ich tausendmal mein Leben zu opfern bereit bin, mir das Opfer meiner Ehre und meines Ruhms hat zumuthen wollen." Unter Heinrich IV. focht Crillon für denselben gegen die Liguisten mit dem größten Heldenmuth. Bei dem Gefecht, das Heinrich bei Arquès in der Normandie gegen den Herzog von Mayenne lieferte, war Crillon nicht gegenwärtig. Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß Heinrich ihm das berühmt gebliebene Billet schrieb: pends toi, brave Crillon, nous avons combattu à Arquès et tu n'y étais pas. Adieu, brave Crillon, je vous aime à tort et à travers. Wir führen von seinen spätern Kriegsthaten nur noch einige an. Es gelingt Crillon sich persönlich in Quillebeuf zu werfen, das nur von einer kleinen Schaar tapferer Männer gegen die Armee des Marschalls Villars vertheidigt wird. Villars fordert die Stadt auf's neue auf, und stellt Crillon vor, daß es ihm unmöglich sei, einen fast offnen Platz, ohne Munition, ohne hinreichende Besatzung gegen seine Armee zu halten, Crillons heldenmüthige Antwort war: Crillon est dedans, et Villars est dehors. Villars hierüber aufgebracht, befiehlt Sturm zu laufen, aber Crillon schlägt den Angriff zurück und die Belagerung wird aufgehoben. Von diesem denkwürdigen Tage her datirt sich die kühne Antwort: „daß ein Platz von Crillon vertheidigt, sich nur durch Abkommen übergebe." Der junge Herzog von Guise, der sich mit Crillon in Marseille befand, vor dessen Hafen eine spanische Flotte kreuzte, erlaubte sich hier einen Scherz mit ihm, der aber Gelegenheit wurde, Crillon's Heldensinn in seiner ganzen Größe zu zeigen. Guise dringt mit einigen seiner jungen Freunde um Mitternacht in Crillon's Schlafgemach. Sie wecken ihn hastig auf und rufen aus, es sei alles verloren; die Spanier hätten sich des Hafens und aller wichtigen Punkte der Stadt selbst bemeistert; es sei keine

Digitized by Google

Rettung möglich. Nun schlägt der junge Herzog Crillon vor sich mit ihm zu retten. Crillon weist diesen Antrag mit Unwillen ab: es ist besser, ruft er aus, mit den Waffen in der zu Hand sterben, als den Verlust dieses Platzes zu überleben. Er bewaffnet sich, stürzt die Treppe hinunter, bis ihn endlich das Lachen des jungen Herzogs belehrt, daß nur Scherz mit ihm getrieben worden. Crillon dreht sich ernsthaft um, faßt den Herzog bei der Brust und sagt: „Junger Mensch, versuche es nie, damit zu spielen, das Herz eines braven Mannes auf die Probe setzen zu wollen. Bei Gott, hättest du mich schwach gefunden, ich stieße Dir jetzt diesen Dolch in's Herz." Als endlich der Friede mit Savoyen die Kriege geendigt, welche Europa erschüttert hatten, zog sich Crillon nach Avignon zurück und starb daselbst 1616 im 75. Jahre. Die Geschichte zeigt uns diesen großen Helden glänzend im Gefecht, weise im Rathe, ein Sklave seines Worts und jeder Pflicht; er wankte in seiner Treue an Heinrich III. nicht, auch als die Krone für ihn verloren schien; er war Heinrich IV. treu, als noch alles erst zu erobern war. Aber Crillon hatte auch viele Eigenheiten. In seinem Freimuth trieb er es bis zur Rohheit. Seine eigene Empfindlichkeit hatte aber keine Grenzen, und nur ein verletzendes Wort brachte ihn außer sich. Im Fluchen und Schwören suchte er seine Meister und in den letzten Tagen seines Lebens besiegelte er das Versprechen, nicht mehr zu schwören, mit seinem Lieblingsschwur. Neben Bayard ist Crillon der großartigste Charakter dieser Art, den man in der franz. Geschichte findet.

*Crillon-Mahon (Louis, Herzog von), aus der Familie des Vorstehenden, war 1718 geb. Er widmete sich früh dem Dienst der Waffen, und machte 1733 in Italien unter dem Marschall von Villars seinen ersten Feldzug. Bald zog er durch seinen Muth und seine Besonnenheit die Aufmerksamkeit seiner Obern auf sich. In dem Feldzug von 1742 unter dem Herzog von Harcourt warf er sich mit 150 Baiern und 200 Franzosen in Landau an der Iser und hielt die feindliche 10,000 Mann starke Vorhut einen ganzen Tag auf. In den Unterhandlungen die Übergabe betreffend, sagte der junge Krieger: „Ich führe einen großen Namen, dessen Ehre ich erhalten und vermehren muß." Der feindliche Befehlshaber antwortete ihm auf einen Ausdruck seines großen Ahnherr anspielend: „pends toi, brave Crillon, tu seras pris." An dem großen Siege bei Fontenoi (1745) hatte Crillon Antheil und in der Nacht, die der Schlacht folgte, eroberte er mit einem kleinen Detaschement noch einen Artilleriepark von 50 Kanonen. Auch an dem für die französischen Waffen im ganzen so wenig ehrenvollen siebenjährigen Kriege nahm Crillon Theil und erwarb sich, wo er einzeln focht, viel Ruhm. Er befehligte z. B. in Weißenfels, als Friedrich der Große mit seinem Heere auf dem Zuge nach Roßbach davor eintraf, „Ich wurde hier, erzählt Friedrich selbst in seinen Memoiren, mit meiner ganzen Armee von 17 Compagnien franz. Grenadiere aufgehalten, die ein Abkömmling des großen Crillon befehligte." Bekanntlich war gegen Ende des siebenjährigen Kriegs von einer Landung in England die Rede. Crillon wurde dabei eine Hauptrolle zugedacht, und er erhielt zu dem Ende in den drei Provinzen Picardie, Artois und Boulonnais den Oberbefehl. Es blieb aber, wie 50 Jahr später unter Napoleon, bei bloßen Drohungen. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges bewogen Mißverhältnisse mit dem franz. Ministerium Crillon, die franz. Dienste mit den spanischen zu vertauschen. Es war eben der Krieg mit Por-

Digitized by Google

[illegible] ausgebrochen, und Crillon kam noch zeitig genug bei der span. Armee an, um der Übergabe von Almeida beiwohnen zu können. In dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege bemächtigte sich Crillon (1782) auf eine höchst ausgezeichnete Weise der Insel Minorca, erhielt dafür die Würde und den Titel eines Herzogs von Mahon, ward zum Grand von Spanien und zum General-Capitän aller spanischen Armeen ernannt. Die Belagerung von Gibraltar wurde jetzt unternommen und auch hier erhielt Crillon den Oberbefehl. Wir verweisen deshalb auf den Art. Gibraltar. Nach dem Frieden von Versailles erhielt Crillon das Gouvernement der Königreiche Valencia und Murcia, und starb in Madrid im J. 1796, ohne an den letzten Feldzügen gegen Frankreich Theil genommen zu haben.

*Cromwell (Oliver, Protector der Republik England, Schottland und Irland), eine der gewaltigsten dämonischen Naturen, welche in dem Abgrunde einer Revolution entstiegen; ein Staatsmann und Feldherr, der, das Evangelium in der einen, das Schwert in der andern Hand, den Aufruhr aller Elemente des religiös-politischen Fanatismus erregte und übermältigte, dann mit schlauer, kühner Herrscherlust Großes vollbrachte, noch Größeres vorbereitete, und von der Mitwelt angestaunt, gefürchtet und verlästert, erst von der Nachwelt gewürdigt, in den Hallen der Geschichte jetzt vor uns steht, als ein Riesenbild der Menschenkraft, die durch Großthaten mit Verbrechen gepaart, den Sieg der Klugheit und den Nachruhm kalter Bewunderung erkämpfte, nicht den Sternenkranz der Unsterblichkeit. Oliver Cromwell geb. zu Huntingdon den 25. Apr. 1599, stammte aus einem adeligen Geschlechte, das durch Richard Williams, der von seiner Mutter Bruder, dem bekannten Staatssecretär Heinrichs VIII., Thomas Cromwell, den Namen Cromwell annahm, und durch William ap Yeton bis zu den Baronen des elften Jahrhunderts hinaufstieg. Sein Vater, Robert Cromwell, wurde als Besitzer des Fleckens Huntingdon Parlamentsglied; zugleich unternahm er, um seine zahlreiche Familie zu erhalten, ein großes Brauereigeschäft. Oliver Cromwell wurde streng und sorgfältig erzogen. Schon früh beschäftigte seine Einbildungskraft die Ahnung einer großen Zukunft. Als Kind hatte ihn ein großer Affe aus der Wiege genommen, und war mit ihm, zum Schrecken der Familie, auf das Dach gestiegen. Späterhin wurde der kleine, wilde Waghals von einem Pfarrer aus dem Wasser gezogen. Die ungewöhnlich strenge Behandlung in der lateinischen Schule verleidete dem fähigen und ehrgeizigen Knaben allen geregelten Fleiß; dagegen spielte er mit großem Feuer in einem alten Lustspiele die Rolle des Tactus, der Krone und Purpurmantel findet; auch erinnerte sich Cromwell aus seiner Jugend der traumartigen Erscheinung eines Weibes, die vor sein Bett gekommen sei und ihm gesagt habe, daß er der größte Mann des Königreiches werden würde. Vom siebzehnten Jahre an studirte er zu Cambridge mit großem Eifer, doch hat er athletische Übungen bis zur Rauflust getrieben haben. Nach einem Jahre schickte ihn seine Mutter in eine londoner Bildungsanstalt für Rechtsgelehrte, er brachte aber seine Zeit meistens in lüderlicher Gesellschaft zu. Dieses wüste, wilde Leben setzte er auf seinem väterlichen Erbgute fort, und überwarf sich dabei mit seinen Eltern. Denn in seiner Natur lag eine gewisse Unruhe, die ihm seinen Erschütterungen zum Bedürfniß machte. Endlich hatte er die Kraft, den Fehlern und Thorheiten seiner Jugend zu entsagen, als er [illegible] Jahr alt, mit Elisabeth, der Tochter des Sir James Bour-

chier, vermählte; einer Frau, welche stets tadellos gelebt hat. Auf seine Sinnesänderung wirkte insbesondere noch der nähere Umgang mit einer religiösen Sekte ein, die späterhin unter dem Namen der Puritaner und Independenten politische Furchtbarkeit erhielt. Zugleich studirte er die besten militairischen Werke, und theologische Schriften, von dem dunkeln Vorgefühl einer großen Bestimmung geleitet. Im Jahre 1625 trat er für den Flecken Huntingdon in König Carls erstes Parlament. Hier bemerkte er mit Unwillen die Mißbräuche in der Staatsverwaltung; auch zogen ihn zwei ausgezeichnete Männer, der berühmte Hampden und St. John, die seine Verwandten waren, auf die Seite der Opposition. Beide haßten die herrschende Kirche, und ihre puritanische Denkart ging auf Cromwell über, dessen Gemüth schon früh zur Schwärmerei sich hinneigte. Er glaubte nämlich oft, dem Tode nahe zu sein und rief dann zur ungewöhnlichen Stunde die Ärzte herbei, welche ihn für einen milzsüchtigen Visionär erklärten. Von seinen großen Talenten hatte man keine Ahnung; nur Hampden's scharfer Blick erkannte sie schon damals. In dem Parlamente des J. 1628 eiferte Cromwell stark gegen die vermeintlichen Prediger des Papismus, fand aber wenig Glauben. Darauf zog er sich auf eine Meierei zurück, erstattete das in frühern Jahren im Spiele gewonnene Sündengeld, und widmete sich seit 1635, zu Ely, wo er Grundstücke geerbt hatte, ganz der Landwirthschaft. Indeß verhinderte er daselbst das Austrocknen der Sümpfe, wodurch er sich bei dem Landvolke, welches die Fischerei hatte, so beliebt machte, daß man ihn den Herrn der Sümpfe nannte. In der Folge beförderte er desto eifriger die gesetzlich angeordnete Austrocknung derselben. Schon näherte sich der Sturm, welcher die Ruhe und den Wohlstand Englands erschütterte. Der an sich gerechte und gute König wollte ohne Parlament regieren; doch würde selbst die Willkür, mit welcher er Steuern ausschrieb, die ihm das Volk in der verfassungsmäßigen Art ohne Schwierigkeit bewilligt hätte, einen Aufstand erregt haben, wenn nicht religiöse Ideen und Sektenhaß die Gemüther entflammt und das Volk in den politischen Kampf mit fortgerissen hätten. Die Freunde der in der That schon aufgehobenen Verfassung ahneten diesen Ausbruch so wenig, daß sie mit ihren Familien nach Neu-England auswandern wollten; unter ihnen hatten sich Hampden, Pym, Haslerigge, Cromwell und andre Männer, die nachher in der Revolution so furchtbar hervortraten, bereits eingeschifft, als die Regierung ihnen die Auswanderung verbot, weil der König befürchtete, sie möchten durch ihren störrigen Geist die ohnehin schon mit der englischen Kirche entzweite Kolonie noch mehr aufwiegeln. So arbeitete Carl selbst der Gunst des Schicksals entgegen! Cromwell kehrte nach Ely zurück, wo er ein frommes, achtbares Leben führte. Er schrieb damals im Tone des Pietisten an seinen Freund St. John, daß er „für seinen Gott handeln und dulden wolle." Auch hielt er bei sich Zusammenkünfte von Sektirern, die er selbst durch Predigten und Gebete erbaute. Endlich nöthigten die schottischen Händel den König, ein Parlament zu versammeln. Hier sprachen Cromwell, den die Stadt Cambridge gewählt hatte, und andre so laut ihre Unzufriedenheit mit der kirchlichen und bürgerlichen Einrichtung des Landes aus, daß der König das Parlament aufhob; allein schon nach sechs Monaten, im Nov. 1640, mußte er ein neues berufen. In diesem sogenannten langen Parlamente (vom Nov. 1640 bis 1653 April) machte sich Cromwell fast nur durch seine bäurische und nachlässige Kleidung, und durch den

Zornaiser seiner Rede, welcher oft in Grobheit ausartete, bemerkbar. „Aber dieser Tölpel, versicherte Hampden, der so ungeschickt spricht, wird der größte Mann in England sein, wenn es mit dem Könige zum Bruche kommt.“ An der Beschwerdeschrift des Parlaments gegen den König, welche man die Staatsremonstration nannte, die mit einer geringen Mehrheit durchging und den Bürgerkrieg herbeiführte, nahm Cromwell thätigen Antheil. Denn er war aus Überzeugung Puritaner, und ging, ohne damals schon zu den Parteihäuptern zu gehören, mit kühner Entschlossenheit gerade auf das Ziel los; doch fand seine Schlauheit bald auch die krummen Wege. Beim Ausbruche des Krieges im J. 1642 zum Capitain, dann zum Obersten ernannt, ward er in seiner Heimath eine Reiterschaar von erprobten Puritanern, die Alles wagten für ihren Glauben an die Sache Gottes. Schon die Art, wie der 43 Jahr alte Cromwell ihnen seinen Geist einflößte, wie er sie in den Waffen übte und an die strengste, zugleich ascetische, Mannszucht gewöhnte, bewies jenen Scharfblick, mit dem er in der Folge drei Königreiche beherrschte. Seine erste Waffenthat war die Besetzung von Cambridge, wo er mit puritanischem Eifer, zur Bestreitung der Kriegskosten, im Namen Gottes alles Silbergeschirr für das Parlament in Beschlag nahm; hierauf zerstreute er die Anhänger des Königs und bemächtigte sich ihrer Vorräthe. Dadurch erleichterte er die schnellere Bildung des parlamentarischen Heers, während er die des königlichen erschwerte. Dabei hielt er streng auf die pünktlichste Ordnung; nur die herrschende Kirche behandelte er mit puritanischer Wildheit. Durch den Entsatz von Ganisborough gründete er seinen Waffenruhm. Seitdem wetteiferte er an Muth und Tapferkeit, an schneller Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes mit den geübtesten Kriegern und mit den erfahrensten Feldherrn. Bei Marston-Moor d. 2. Juli 1644 entschied die von ihm gebildete Reiterei, unter Fairfax und seiner Anführung den Sieg. Nun stieg auch sein politischer Einfluß. Zugleich Puritaner und Republikaner, dachte er wie Ireton und Hampden; er sprach sich aber kühner und bestimmter aus; dadurch wurde er von selbst das Haupt der zu Allem entschlossenen Partei. Bei aller wirklichen und scheinbaren Aufrichtigkeit, fing er schon jetzt an, die geheime Rolle zu spielen, für welche sein Scharfblick und seine Menschenkenntniß bald das klügste Verfahren erkannte. Er diente stets, wie Hobbes bemerkt, der stärksten Partei so gut er konnte, und trieb mit ihr die Sache so weit sie wollte. Als er einst aber vor dem Parlamente den Grafen von Manchester der Feigheit beschuldigte, weil er nach der Schlacht bei Newbury (1643) der Reiterei nicht erlaubt hatte, den Feind auf dem Rückzuge anzugreifen, aus Furcht, daß sie Alle, wenn sie geschlagen würden, als Rebellen und Verräther behandelt werden könnten: so warf ihm der Graf öffentlich vor, wie er daran denke, durch die sogenannten ehrlichen Leute an die Spitze eines Heeres zu kommen, das sowol dem Könige als dem Parlamente Gesetze vorschreiben könnte. Zum Glück für den Generallieutenant Cromwell, wußte der Einfluß der Independenten, wie man seine Partei nannte, die Untersuchung dieser Sache zu verhindern; doch hielten ihn seitdem die englischen Presbyterianer für einen gefährlichen Menschen, und der Oberfeldherr Esser suchte ihn mit Hülfe der Schotten, die ihn haßten, weil er sie verächtlich behandelte, zu stürzen. Da ergriff Cromwell, gemeinschaftlich mit seinen Freunden, eine Maßregel, die das Meisterstück seiner heuchlerischen Politik war. An einem Fasttage ließ er alle Prediger in

London über die Nothwendigkeit predigen, daß das Parlament sich nur dadurch von dem Vorwurfe des Eigennutzes befreien könne, wenn die Mitglieder desselben ihre einträglichen Civil- und Militairstellen niederlegten, und es Gott überließen, andre Werkzeuge zur Ausführung der guten Sache zu erwählen, wenn die bisherigen dazu nicht würdig sein sollten. Darauf wurde dem Parlament die sogenannte Self-denying Ordinance vorgelegt, nach welcher Sir Harry Vane, Cromwell u. A. m. ihre Entlassung anboten; denn „das Heer bedürfe einer strengern Zucht, und vor Allem christlicher Heerführer.“ Der Vorschlag ging durch; Esser wurde verabschiedet, und der eifrige, aber willenlose Sir Thomas Fairfax kam an seine Stelle. So spielte Cromwell seit 1644, seine Rolle hinter Vane und Fairfax, indem er Männer von den verschiedensten Charakteren und Parteien für einen Plan zu gewinnen wußte, den jeder für sich allein verworfen haben würde. Da sich der ehrliche, aber einfältige Fairfax zum Heerführer nicht geeignet fühlte: so erlangte er als Ausnahme von jenem Beschlusse, daß Cromwell, der den Blick des Feldherrn mit rascher Thatkraft vereinigte, unter ihm wieder angestellt wurde und den Oberbefehl über die Reiterei erhielt. Nun bildete Cromwell das ganze Heer wie früher einen Theil desselben; auch war er es, der eben dadurch den Alles entscheidenden Sieg bei Naseby (d. 14. Jun. 1645) erfocht, wo der König sein ganzes Fußvolk nebst dem Geschütze verlor. Cromwell erbeutete Carls I. Briefwechsel mit der Königin, woraus das Parlament alle diejenigen Stellen durch den Druck bekannt machte, welche dem König und der Königin in der öffentlichen Meinung schaden mußten. Nach jenem Siege und nach der Eroberung von Bristol, schrieb Cromwell an das Parlament in jenem mystisch-frömmelnden Tone, der seine Gedanken verhüllte: „Glaube und Gebet haben gesiegt; die tapfern Männer, welche mit gestritten, bitten das Parlament und Alle, die des Segens des Himmels sich erfreuen, daß man nur Gott den Herrn preisen, ihrer aber vergessen möge.“ Dieser Geist wurde jetzt in dem Heere, das die Offiziere und vorzüglich Cromwell durch Predigten erbauten, bis zum Fanatismus gesteigert, zugleich ward aber auch die Mannszucht so befestigt, daß Schwören, Trunk, Plünderung und andre Ausschweifungen fast gar nicht vorfielen. Dadurch gelang es dem General Cromwell die letzten Anstrengungen der königlichen Partei, welche er mit fanatischer Erbitterung verfolgte, gänzlich zu vernichten. Carl I. suchte endlich Schutz bei dem schottischen Heere. Dieses verkaufte aber seinen König (d. 5. Mai 1646) für rückständigen Sold an das Parlament, wobei Cromwell einer von den Commissarien war. Gegen die Erwartung der Nation wurde Carl von den Häuptern der Kriegspartei und der Independenten als Gefangner behandelt, und jene Frömmler trieben ihre Härte so weit, daß sie dem unglücklichen Monarchen sogar den Trost entzogen, einen seiner Kapläne bei sich zu haben. Das Parlament sah sich jetzt im Besitz der höchsten Gewalt; es theilte Belohnungen aus, und Cromwell wurde mit einem Einkommen von 2500 Pf. St., aus den Gütern des Marquis von Worcester, zum Baron ernannt. Als aber das Parlement die von Cromwell durch den religiös-politischen Geist der Independenten fanatisirte Armee entlassen wollte, ernannte sie aus Cromwell's Creaturen und aus den wildesten Schwärmern einen Rath von Offizieren, und eine Versammlung von Corporalen und Sergeanten, genannt Agitators, welche dem Parlement die trotzige Erklärung übergaben, daß sie nicht eher die Waffen niederlegen

Digitized by Google

weilten, als bis die Freiheit der Nation befestigt sei. Einige Soldaten betrugen sich dabei so kühn, daß das Parlement sie verhaften ließ, worin Cromwell nicht nur das Haus unterstützte, sondern auch mit Thränen im Auge über den Trotz der Truppen sich beklagte, unter welchen man sogar einen Anschlag auf sein Leben gemacht habe. Einige Mitglieder jedoch erkannten in ihm den geheimen Urheber jener Schritte und schlugen daher seine Verhaftung vor; allein an dem nämlichen Tage begab sich Cromwell zur Armee, um, wie er an das Unterhaus schrieb, die getäuschten Soldaten wieder zur Ordnung zurückzuführen; zugleich bat er, daß Fairfax und andre Offiziere ihm hierin beistehen möchten. An demselben Tage (d. 3. Jun. 1647) hatte einer von den Agitators, ein gewisser Joice, den König von Holmby mit Gewalt entführt und der Armee in die Hände geliefert. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dies auf Cromwell's Anstiften geschehen sei; denn er soll damals die Absicht gehabt haben, den König wiederherzustellen. Als er aber die fanatische Stimmung des Heers in der Nähe sah, überzeugte er sich, daß er ohne Lebensgefahr einen solchen Schritt nicht wagen könne. Auch war er im Oberbefehl nur der Zweite, und auf den Beistand der einflußreichsten Männer, die wie St. John und Vane ihm an Schlauheit, oder wie Ludlow, Haslerigge und viele Andre an Kühnheit gleichkamen, durfte er gar nicht rechnen. Denn sie waren sämmtlich eifrige Republikaner und fest entschlossen, mit dem Königs das Königthum zu vernichten. Cromwell soll selbst seinen Schwiegersohn, den talentvollen Ireton, seiner politischen Grundsätze wegen gefürchtet haben; er mußte also die einmal übernommne Rolle fortspielen, und um sich in der Gunst des Heeres zu erhalten, Gesinnungen, welche er nicht mehr hatte, fortwährend heucheln. Persönlich achtete er den König als einen rechtschaffnen und gewissenhaften Mann; er soll sogar dessen Flucht von Hamptoncourt begünstigt und gewünscht haben, daß er aus dem Königreiche entkommen möchte; auch sprach er nie ohne Thränen von der ersten Zusammenkunft des Königs mit seinen Kindern: „es sei für ihn der rührendste Anblick gewesen, den er je gehabt.“ Cromwell, der im Privatleben mild und edel gesinnt war, schloß sich endlich, der Gewalt der Umstände nachgebend, ganz an die Männer des sogenannten Gemeinwohls an, und vertheidigte in ihrer Versammlung bei der Berathung über die künftige Regierungsform nur schwach die Monarchie, welche jene Zeloten ein Uebel und eine Sünde nannten, weil sie Gott als ihren Herrn und König ansahen. Cromwell hatte jetzt die Denkart seiner Leute kennen lernen, und mit seinem plumpen Leichtsinn, der ein Hauptzug in seinem Charakter war, hob er die Sitzung auf, indem er dem Ludlow ein Kissen an den Kopf warf und dann die Treppe hinabeilte, wo ihm ein andres nachgeworfen wurde. Am folgenden Tage sagte er zu Ludlow, daß er den Vorschlag der Abschaffung des Königthums ebenfalls wünschenswerth fände; nur halte er ihn nicht für ausführbar. Bald darauf lernte Cromwell die Macht seiner Partei ganz kennen. Denn als ihn Major Huntington im Hause der Lords anklagte, daß er nebst Ireton die Armee gegen das Parlament aufreize und eine militairische Regierung unter dem Namen des Königs beabsichtige, überwog der Einfluß der Independenten den der Presbyterianer, und da man eben den Aufstand der Walliser und Schotten zu bekämpfen hatte: so wagte man nicht, den unentbehrlichen Mann schuldig zu finden oder abzusetzen. Hierauf unterwarf Cromwell durch raschen Ueberfall Wallis, und weil Fairfax aus presbyterianischer Bedenklichkeit den Heerbefehl gegen die Schotten ablehnte: so

übernahm er ihn um so lieber, da er den schlechten Zustand des schottischen Heers genau kannte, und die Schotten von vielen Jahren her haßte. Mit einer weit geringern Macht schlug er das schottische Heer bei Preston, worauf ihn Edinburg als Befreier aufnahm. Nun folgte das Trauerspiel von der Verurtheilung des Königs (s. d. Art. Carl I. enthauptet d. 29. Jan. 1649. Bd. 2), wozu Cromwell auf Ireton's Rath sich entschloß, und wobei er mit rohem Leichtsinn eine Hauptrolle übernahm, da er nicht Muth noch Kraft in sich fühlte, um das Verbrechen zu hindern. Seine Gefühllosigkeit ging so weit, daß er nicht nur der Hinrichtung aus einem für ihn besonders ausgeschmückten Fenster zusah, sondern auch den Leichnam des Königs im Sarge sich zeigen ließ. Die Republik wurde errichtet, und Cromwell stimmte, um einen Beweis von seiner republikanischen Tugend zu geben, für den Tod des Lord Capel, weil, wie er sagte, die Freundschaft, welche er für diesen treuen Anhänger des Königs fühle, der Pflicht für das Gemeinwohl nachstehen müsse. Dennoch lag Grausamkeit nicht in Cromwell's Natur! Aus kluger Berechnung seiner eignen Lage vergoß er Blut. Denn er fürchtete mehr noch die Partei seiner alten Freunde, der Levellers, der Gleichmacher, als die Royalisten. Endlich gelang es ihm, durch strenge Maßregeln jene Fanatiker zu unterdrücken, worauf er, zum Erstaunen seiner Feinde, die nichts mehr als seine Abwesenheit wünschten, das Heer nach Irland führte. Der Sieg sollte ihn noch höher stellen in der Gunst des Volks. Stürmend nahm er Drogheda (im Spt. 1649), wo er Alles niederhauen ließ. „Diese Strenge, sagte er, wird uns mit Gottes Gnade viel Blutvergießen ersparen." Ohne Widerstand öffneten die meisten Städte ihre Thore, und auf die Furcht vor seinem Namen vertrauend, drang Cromwell, ungeachtet sein Heer durch Seuchen sehr geschwächt war, mit verwegner Keckheit tief in das Land ein, wo Schrecken, Feigheit und Verrath ihm überall entgegen kamen. Binnen sechs Monaten waren die Anhänger des Königthums in Irland gänzlich unterdrückt. Nun übergab er den Oberbefehl an Ireton, und unternahm nach dem Willen des Parlaments, auf dringendes Zureden seiner Freunde, einen ähnlichen Vertilgungszug gegen Schottland, wo Karl Stuart, nachmals Karl II., als König anerkannt worden war. Anfangs hatte Cromwell verlangt, Fairfax möchte den Heerbefehl führen, allein dieser Feldherr nahm ihn nicht an, weil er mit Beschämung fühlte, welch eine Null er geworden war. Ehe Cromwell in's Feld ging, unterhielt er sich mit Ludlow über die künftige Staatsform Englands. „Der Herr wolle, daß sein Volk nach den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit regiert werde; so verkündigte es der 110te Psalm." Hierauf erklärte er seinem Freunde eine Stunde lang diesen Psalm, und trug ihm dann den Befehl über die Reiterei an. — Bei dem Einrücken in Schottland erließ Cromwell einen Aufruf an „Alle heilig Gesinnte und Mitgenossen des Glaubens der von Gott erwählten in Schottland." So lautete der revolutionäre militärische Styl jener Zeit! Doch Cromwell's Verachtung der Schotten wurde ihm gefährlich. Von seiner Rückzugslinie abgeschnitten und ohne Lebensmittel, würde er bei Dunbar sich haben ergeben müssen, wenn die Schotten eine Schlacht vermieden hätten. Als Cromwell sie vorrücken sah, rief er aus: „der Herr hat sie mir in die Hand gegeben!" — Der Sieg bei Dunbar d. 3. Sept. 1650 befreite den glücklichen Feldherrn von seinen Feinden, den Presbyterianern. Er zog in Edinburg ein. Demüthiger als je, dankte Cromwell, als er bald darauf von einer gefährlichen Krankheit genesen war, dem Lord-

Digitized by Google

Präsidenten des Staatsraths von England für die, „so unverdiente Theilnahme" an seiner Gesundheit: „In der That, Mylord, Euer Dienst bedarf meiner nicht; ich, ein armes Geschöpf, war ein verstrecktes Gebein, und bin noch immer ein unnützer Knecht meines Herrn. Ich erwartete den Tod; doch der Herr hat es anders gewollt. Aber in Wahrheit, Mylord, ich wünsche nicht zu leben, außer, wenn der Herr die Gnade verleiht, mein Herz zu erproben, in frömmerer Treu und Dankbarkeit und in größerm Nutzen und Eifer für das Land, dem ich diene." — Unterdessen hatte König Karl neue Kräfte gesammelt; aber Cromwell schnitt ihn durch geschickte Märsche bei Sterling von seinen Unterstützungspunkten ab, doch, wider sein Erwarten, drang der Fürst in England ein, so daß selbst London in Furcht gerieth. Man that Alles, um Cromwell's Heer zu verstärken, und dieser handelte als Feldherr eben so thätig als entschlossen, während im Lager des Königs Schwäche und Zwietracht die Streitkräfte lähmten. Carl wurde bei Worcester d. 3. Sept. 1651 gänzlich geschlagen. Dieser Sieg, den Cromwell die Krone der Gnade Gottes nannte, gab den Männern des Gemeinwohls die volle Gewalt über drei Königreiche. Doch hatte Cromwell schon jetzt auf die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten entscheidenden Einfluß. Er bewirkte es, daß die fast gänzlich getrennten Continentalverhältnisse wieder angeknüpft und im Ganzen dem Handelsinteresse untergeordnet wurden. Man gab nach seiner Idee die Navigationsacte 1651, welche England's Seemacht gründete. Zu gleicher Zeit faßte der von der Stadt London als Befreier des Vaterlands gefeierte Feldherr den Gedanken, die Herrschaft ganz an sich zu reißen. Denn der einzige Mann, den er scheute, Ireton war gestorben. Als nun einige Parlamentsglieder und die vornehmsten Officiere sich mit ihm über die neue Regierungsform berietben, empfahl er die Aufstellung einer Art von monarchischer Gewalt, schwieg aber, als einige Rechtsgelehrte in der Versammlung den jungen Herzog von Gloucester zum König auszurufen vorschlugen. Indeß wurde das lange Parlament, das seine Macht behaupten wollte, dem Volke immer verhaßter, weil es die Holländer zum Kriege herausforderte, und die Gefangenen von Worcester theils im Gefängnisse umkommen, theils in die Kolonie als Sklaven verkaufen ließ. Noch tiefern Eindruck auf das Volk machte ein furchtbares Gewitter am Tage der Hinrichtung eines londoner Geistlichen, Namens Love. Nun brach Cromwell sein Stillschweigen. Er klagte gegen seine Freunde über die Herrschsucht, die Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit des Parlaments. Durch ihren Beistand ermuntert, wagte er endlich den entscheidenden Schritt, und jagte dasselbe den 20. April 1653 „zur Ehre Gottes" mit 300 Soldaten auseinander. Als Lord-General berief er jetzt einen Kriegsrath, worin Lambert einen höchsten Rath von zehn bis zwölf Personen einzusetzen vorschlug, Harrison aber für einen Rath von 70 Männern stimmte, weil der jüdische Sanhedrin so viele Mitglieder gezählt habe. Zuletzt beriefen die Officiere des Kriegsraths, nach ihrer Wahl, aus den drei Königreichen ein Parlament von 128 Personen, welches man nach dem Lederhändler Gottlob Barebone, der darin die Hauptrolle spielte, das Praise-God Barebone's Parlament nannte. Cromwell eröffnete dasselbe mit einer Rede, worin er sagte, durch die Gnade Gottes sei der Tag gekommen, an dem die Heiligen anfangen werden, auf der Erde zu regieren. Nach 15 Monaten sollte ein andres jährliches Parlament an dessen Stelle treten; allein schon nach fünf Monaten bewog Cromwell jene zur Regierung

ganz unfähige Versammlung, die Sorge für das Gemeinwohl in sein Hände zu legen. Nunmehr trat der Rath der Officiere (12. Dec. 165[illegible] wieder in den Besitz der höchsten Gewalt, und erklärte, daß Oliver Cromwell, als Lord-Protector, die Regierung allein führen, jedoch einen Rath von 21 Männern zum Beistand haben sollte. Der neue Protector benahm sich mit Würde und Festigkeit. Er und General Lambert entwarfen sogleich eine Constitution, oder das sogenannte Regierungsinstrument, nach welchem der Protector mit dem Rechte des Krieges und Friedens bekleidet, das Parlament dreijährig einmal berufen sollte, es aber vor fünf Monaten nicht auflösen durfte; Gesetzvorschläge, die es ihm vorlege, sollten, wenn er sie nicht binnen zwanzig Tagen bestätigte, ohne seine Zustimmung als Gesetze gelten; doch könne er, mit Zustimmung seines geheimen Raths, Gesetze geben, die in der Zwischenzeit verbindliche Kraft hätten. Unmittelbar nach seinem Tode sollte der Rath einen andern Protector erwählen; aber kein Protector nach ihm sollte das Heer befehligen. Cromwell schloß sogleich einen vortheilhaften Frieden mit Portugal, und wandte die Kraft des Staats auf die Erweiterung der Seemacht und des Handels. Frankreich und Spanien suchten die Freundschaft des glücklichen Usurpators, der sich endlich mit Mazarin verband, um Englands Kolonialmacht zu erheben. Um Schottland ganz zu unterwerfen, befahl er dem General Monk, jeden Ort, der Widerstand leiste, zu plündern und die Besatzung niederzuhauen, was Monk mit solcher Strenge vollzog, daß der Schrecken den blindesten Gehorsam zur Folge hatte. Der Adel fürchtete, der Priesterstand haßte den Protector, aber das Volk, dem er gerecht und freundlich sich bewies, liebte ihn, denn es wurde von ihm weniger gedrückt, als es bisher unter seinen Grundherren der Fall gewesen war. Mit noch größerer Strenge behandelte der Protector Irland. Seine Begnadigungsacte war in der That ein verzweifeltes Mittel gegen ein verzweifeltes Uebel. Die noch übrigen Bewohner der von Feuer, Schwert und Pest verwüsteten Insel mußten bei Todesstrafe in einen unfruchtbaren Landstrich der Grafschaft Connaught ziehen, der unter sie vertheilt wurde; das Grundeigenthum der übrigen Insel erhielten die Eroberer. Harrington rieth sogar, ganz Irland den Juden in Erbpacht zu geben. So groß war der Haß wegen des, von den Irländern an den Protestanten im Oct. 164[illegible] verübten Blutbades! Indeß führte Cromwell daselbst, wie in Schottland, eine gerechtere Verwaltung ein, welche nach einigen Geschlechtsfolgen den Zustand der Insel sehr verbessert haben würde. Doch in England selbst war die Lage des überall gefürchteten Protectors nicht weniger, als gesichert. Ein Mitglied des Parlaments erklärte laut, es sei ihm unerträglich, nach dem Sturze der Tyrannei eines Einzigen, die Freiheiten der Nation von einem Andern gefesselt zu sehen, dessen Recht kein andres Maß habe, als die Länge seines Schwertes; und Cromwell fand so viel Widerspruch, daß er nach den ersten fünf Monaten das Parlament aufhob. Uebrigens war seine Staatsverwaltung, den Umständen gemäß, musterhaft. Er unterhielt hinreichende Verpflegungsmagazine; der Sold der Armee war stets einen Monat voraus gesichert; das Staatseinkommen wurde, ohne neue Auflagen, streng und sparsam verwaltet. Zu Richtern ernannte er die redlichsten und aufgeklärtesten Männer, ohne Rücksicht auf ihre frühern politischen Meinungen. Als man ihm vorstellte, daß Hale, den er zum Oberrichter des ersten Gerichtshofes ernannt hatte, einer der erklärtesten Feinde der Revolution gewesen sei, antwortete er: „Ich weiß es, aber er ist ein al-

Digitized by Google

gemein geachteter Mann, und ich will in ihm eine Scheidewand aufrichten zwischen meiner Rache und meinen Feinden!" Nie versuchte der Protector, in den Gang der Rechtspflege einzugreifen. In Religionssachen befolgte er den Grundsatz der Duldung. Jeder konnte seinem Gewissen folgen. Auch im Uebrigen hätte Cromwell gern nach seinem richtigen Blicke gerecht und milde regiert, Wissenschaften und Künste befördert und Balsam in die Wunden der Nation geträufelt; aber wie er die Gewalt erworben, so mußte er sie auch, wider seinen bessern Willen, durch eine, oft tyrannische Strenge behaupten. In gleicher Furcht vor den Royalisten, wie vor den Levellers, konnte er sich nicht einmal auf die Officiere der Armee verlassen; er traute selbst den Soldaten nicht, und würde zu seiner Leibwache ein Regiment Schweizer in Dienste genommen haben, wenn er nicht besorgt hätte, sich dadurch verhaßt zu machen und seine Furcht zu verrathen. Mit Hülfe der Fanatiker hielt er die Royalisten in Zaum, und diese dienten ihm als Gegengewicht gegen jene, daher er den, mehrmals im Kriegsrathe gemachten Vorschlag, alle Royalisten zu ermorden, eben sowol aus Klugheit, als aus Abscheu verwarf. Doch mußten sie ein Zehntel von dem Betrage ihres Vermögens abgeben und wurden stets wie Feinde angesehen; auch sollte bei ihnen der gewöhnliche Rechtsgang nicht Statt finden. Um diese Auflage einzutreiben und die Verdächtigen zu richten, vielleicht auch, um die Einheit des Heers aufzulösen, theilte der Protector England in zwölf Cantons, und stellte jeden unter die unumschränkte Gewalt eines Major-Generals, von dessen Beschlüssen man nur an den Protector appelliren konnte; doch hob er dieses verhaßte Pascha-Regiment bei Zeiten wieder auf. Dagegen erhob er die brittische Seemacht. Der berühmte Admiral Blake und andere brittische Seehelden machten der holländischen Marine unter Tromp u. A. den Sieg streitig. In dem Frieden mit Holland (15. Apr. 1654) behielt England die Ehre der Flagge, und dem englischen Colonialhandel gab die Schiffahrtsacte einen neuen Schwung. Der mit Spanien von 1655 bis 1658 glücklich geführte Krieg, in welchem Jamaika und Dünkirchen erobert wurden, machte das neue Parlament, aus welchem Cromwell alle Republikaner bei der Wahl sorgfältig ausgeschlossen hatte, so nachgebend, daß es ihm zuletzt den Königstitel antrug. Allein Einzelne, darunter Lambert, der zweite Befehlshaber des Heers, welcher nach Cromwell Protector zu werden hoffte, und die Mehrzahl der Offiziere widersprachen so bestimmt, daß Cromwell, aus Furcht, Cäsar's Schicksal zu haben, die Annahme verweigerte. Auch sein Schwager Desborough und sein Schwiegersohn Fleetwood widerriethen es ihm; selbst sein ältester Sohn, Richard, war im Herzen Royalist. Dafür gab ihm nun das Parlament (1657) durch eine Akte, genannt: demüthige Bittschrift und Vorschlag, den Titel Hoheit und das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, und er wurde ein zweites Mal mit den Zeichen seiner Würde, dem Sammetmantel von Purpurfarbe, als Sinnbild der Gerechtigkeit und Gnade, der Bibel, dem Stabe und dem Schwerte, von dem Sprecher feierlich bekleidet. Von allen Seiten erhielt Cromwell Beweise der höchsten Verehrung; doch benebelte der Weihrauch der Bewunderung nicht seinen Verstand: er sah die Dinge ruhig, klar und sorgenvoll an, wie sie waren. Shakspeare selbst hat keine dramatischere Lage dargestellt, als die, in welcher Cromwell sich befand; aber, darin unähnlich dem verzagten und verzweifelnden Macbeth, sein Geist erweiterte sich mit seinem Glücke. Er gab die Grundsätze, von denen er ausgegangen

war, als unhaltbar auf. Gern hätte er auch das verschuldete Übel wieder gut gemacht; aber die Männer, welche er bisher als Werkzeuge gebraucht hatte, waren ihm entgegen, und das Blut des Königs ließ sich nicht versöhnen. Seine, vom Glücke keineswegs aufgeblähte Gemahlin rieth ihm, den verbannten König unter gewissen Bedingungen wieder auf den Thron zu setzen; allein er gab ihr und Andern, die dasselbe riethen, zur Antwort: „Nie kann mir Carl Stuart den Tod seines Vaters vergeben, und könnte er es, so ist er der Krone nicht werth.“ Cromwell, der Herr von drei Königreichen, der mächtigste Fürst in Europa, der größte Mann in einem Zeitalter, dem es an großen Männern nicht fehlte, und würdiger, als irgend Einer, so hoch zu stehn, hätte er auf rechtem Wege sich erhoben, war in den letzten Jahren seines Lebens sehr unglücklich. Nach dem Wunsche seines Herzens würde er verfassungsmäßig und freisinnig regiert haben; aber die Selbsterhaltung nöthigte ihn, streng und argwöhnisch zu handeln. Weil er Usurpator war, wurde er Despot. Er regierte zuletzt ohne Parlament, da keins ihm gefügig sich zeigte, und die Frömmler, die ihn einst gepriesen, nannten ihn jetzt einen schändlichen Tyrannen. Ihre Verschwörungen gegen sein Leben hielten ihn in fortwährender Furcht. Er ging nie ohne Wache aus; man wußte nicht, wohin er fahren wollte; er kehrte gewöhnlich auf einem andern Wege zurück; er trug unter seiner Kleidung einen Panzer, und schlief selten zwei Nächte nach einander in demselben Zimmer. Auf seinem Sterbelager hat er, nach Ludlow's Erzählung, Besorgnisse geäußert, daß man sein Andenken beschimpfen und seine Asche mit Füßen treten werde. Einen fanatischen Prediger fragte er, ob es wahr sei, daß die Auserwählten nie mehr fallen könnten? Und als jener dies betheuerte, versetzte er: So bin ich errettet; denn ich bin überzeugt, daß ich mich einst im Zustande der Gnade befunden habe. Die starken, geistigen Mittel, welche man ihm gab, brachten in dem, durch das dreitägige Fieber geschwächten Körper eine Art Wahnsinn hervor. Er versicherte seinen Ärzten, was die Schwärmer in seiner Umgebung ihm eingeredet hatten, daß er nicht sterben würde, was sie auch von seiner Krankheit denken möchten; denn Gott sei mächtiger als die Natur, und Gott habe ihm seine Wiederherstellung versprochen. Seine letzten Worte schienen die eines Vermittlers zu sein, der für das Volk zu Gott betete. Cromwell starb den 3. Sept. 1658, in einem Alter von 59 Jahren, und wurde in der Westminster-Abtei begraben. Um ihn legten die meisten Höfe von Europa Trauer an, selbst der von Versailles. War Cromwell als Feldherr groß, so war er noch größer als Regent. In der Mitte seiner Familie und einiger Freunde lebte er ohne Prunk und Stolz, einfach und zurückgezogen, wie ein Privatmann. Dabei war er nüchtern, mäßig, unermüdet arbeitsam und genau in seinen Geschäften. Sein Aeußeres flößte weder Liebe, noch Vertrauen ein. Seine Gestalt hatte weder Adel, noch Anmuth, seine Sprache und Sitten waren ungebildet und gemein, seine Stimme ohne Wohllaut; in öffentlichen Reden drückte er sich kräftig und mit Feuer aus, aber unzusammenhängend und geschmacklos. Dagegen besaß er außerordentliche Scharfsichtigkeit und Menschenkenntniß; niemand wußte so, wie er, die Menschen zu gewinnen und für seine Absichten zu brauchen. Die kühnsten Plane entwarf er eben so schnell, als er sie rasch und unerschrocken ausführte; kein Hinderniß schreckte ihn zurück, und an Hülfsmitteln war er nie verlegen. Auf seinen Münzen stand sein Wahlspruch: Pax quaeritur bello. Verschlossen und kalt, aber er

fällt von großen Planen, erharrte er geduldig die Gunst des Augenblicks und wußte sie zu benutzen. Den feinsten Machiavellismus und die Klugheit des Argwohns verband er mit der Maske der Frömmigkeit und Tugend; doch war er ein eben so aufrichtiger, als toleranter Calvinist. Da seine Politik oft mit seiner Gesinnung im Widerspruche war, so zeigte er sich bald grausam, bald gemäßigt, selbst gegen seine erklärten Feinde. In dem Umgange mit Andern erlaubte er sich oft muthwillige und gemeine Scherze, die mit der Strenge und Härte seines Charakters so wenig übereinstimmten, als das Galimathias und der plumpe Ton seines Gesprächs mit dem hohen Sinn, der in einigen seiner Reden weht, und mit der Kraft seiner Rede, durch die er nicht blos über den unwissenden und fanatischen Soldatenhaufen, sondern auch über die Parlamentsversammlung herrschte. Seine Politik war die des Eigennutzes und der Klugheit; seine Größe war aus Ungerechtigkeit und Verbrechen entsprungen; darum fiel die Macht seines Hauses mit seinem Tode in das vorige Nichts zurück. Er hatte seinen ältesten Sohn, Richard, zu seinem Nachfolger ernannt; aber das Werkzeug seiner Größe, der fanatisch-religiöse Republikanismus des Heers und der Offiziere, Fleetwood an der Spitze, zerstörte Cromwell's Werk. Der sanfte, mit allen Tugenden des Privatmanns begabte Richard wurde von den aufrührerisch gesinnten Offizieren genöthigt, das Parlament aufzulösen, und im Gefühl seiner Schwäche, legte er selbst, wenig Tage nachher, denn 22. April 1659, seine Protectorwürde nieder. Auch sein Bruder Heinrich, der Muth, Tapferkeit und Milde vereinigte, gab seine Statthalterschaft in Irland, wo er seit 1654 die Ruhe glücklich behauptete, den Handel emporgehoben und durch eine gerechte Verwaltung die Liebe des Volks sich erworben hatte, an das Heer zurück: und starb als Privatmann in England. Richard lebte sehr eingeschränkt, da seine Güter durch die Begräbnißkosten des Vaters verschuldet waren. Nach der Wiederherstellung Carls II. hielt er sich auf dem festen Lande auf, und kehrte erst im J. 1680 nach England zurück, wo er unter dem Namen Clark, zu Cheesnut in der Grafschaft Hertford, als ein Weiser, in ruhiger Verborgenheit, von Wenigen gekannt, das stille Glück der Häuslichkeit genoß. Er starb 1712, in einem Alter von 86 Jahren. Des Vaters Leichnam wurde auf Carls II. Befehl im J. 1661, geächtet und unter dem Galgen begraben. Ueber Oliv. Cromwell's Leben sehe man vorzüglich die Geschichtswerke von Clarendon und Hume, die Memoiren von Ludlow, die von Whitelocke, und die von Noble; ferner die Schriften über Cromwell's Leben von Banks, von Jeudy Dueour (Par. 1795) und das treffliche Werk von Villemain (Hist. de Cromwell. Paris. 2 T. 1819); außerdem noch die Sammlungen von Cromwell's Briefen und Staatsschriften, welche Th. Carbe 1736, und Nickel's, 1743, zu London herausgegeben haben; das neueste Werk: Memoirs of the Protector, Oliver Cromwell, and of his Sons, Richard an Henry, hat ein Nachkomme der Familie, Oliver Cromwell, London 1820, 4. herausgegeben. Es enthält Originalbriefe und andere Familien-Papiere. Vergl. Quart. Rev. July 1821 K.

•Cronstadt (Kronstadt). Stadt und Festung an der Mündung der Newa, welche Peter I. 1710 auf der Insel Retusari erbaute. Sie hat jetzt, außer 10,000 Matrosen, die sich dort wenigstens immer befinden, 30,000 Einwohner. Ein Fort, Kronstot genannt, auf zwei Inseln, schließt die Einfahrt der Newa, die 2000 Schritte Breite hat, völlig, seitdem man die nördliche Mündung der Newa, zur Austiefung der

südlichern, durch versenkte Schiffe gesperrt hat. Unter den drei Häfen ist der Kriegshafen, 25 Fuß tief, der sicherste, aber die beiden andern sind tiefer, wenn gleich nicht so sicher vor allen Winden. Weil die Newa nicht gleiche Tiefe, als hier bis St. Petersburg behält: so nehmen hier große, ausseglende Schiffe den letzten Theil ihrer Ladung ein und entladen sich beim Einlaufen eines Theils in sogenannter Lichter. Der Hafen dient zugleich der kaiserlichen Marine und der Hauptseehandelsstadt des Reichs. Alle Gebäude, die ein großer Kriegshafen bedarf, sind hier. Merkwürdig ist der Kanal, welcher sich 358 Faden in's Meer erstreckt, auch im ganzen 1050 Faden Länge hat, bei einer Breite von 100 Faden in der Oberfläche, und mit großen Quadern ausgesetzt ist. Er hat 24 Fuß Tiefe.

Crozat (Joseph Anton, Marquis du Châtel), gehört zu den großmüthigsten Kunstfreunden des vorigen Jahrhunderts. Sein, als Finanzier in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. bekannt gewordner Vater hinterließ ihm ein so beträchtliches Vermögen, daß er sich seiner Liebe für die Künste ganz hingeben und seine Stelle als Parlamentsrath zu Toulouse (wo er 1696 geboren war) gegen die eines königlichen Vorlesers vertauschen konnte. Sein ganzes Leben gehörte den Kunstschätzen, die er vereinigt hatte, und den Künstlern, die sie zu benutzen wünschten. Von der Menge der Gemälde (ein Katalog über die Gemälde erschien 1755, 8.) und Handzeichnungen, die er besaß, kann man sich eine Vorstellung durch das Cabinet de Crozat, Paris 1729. fol. machen, von dem aber nur der erste Theil (140 Kupfer) ganz vollendet ist. Als er bei der Fortsetzung Schwierigkeiten fand, gab er 40 Kupfer ohne Text, als zweite Hälfte des ersten Bandes, obgleich weit mehrere vollendet da lagen, die später durch Mariette (1792. 2 Bde. in Fol.) und weiterhin durch Basan in's Publikum kamen. Einen bedeutenden Theil dieser Gemäldesammlung machten die Handzeichnungen aus, mehr, als 19,000 Stück, auf die er über 450,000 Livres verwandt hatte. Während der 60 Jahre, die er daran sammelte, wurde in ganz Europa kein Kabinet verkauft, das nicht theilweise in das seine überging. Crozat war für die Bereicherung desselben 1714 selbst in Italien gewesen, und jährlich kam Corn. Vermeulen von Antwerpen nach Paris, um ihm zuzuführen, was die Niederlande hergegeben hatten. Einige bedeutende Sammlungen machte man ihm freiwillig zum Geschenke. Eben so bedeutend in ihrer Art war seine Sammlung von Antiken, Sculpturen, besonders geschnittner Steine. Sie beliefen sich auf etwa 1400. Durch eine allgemeine Beschreibung, die Mariette davon gegeben hat, als sie in den Besitz des Herzogs von Orleans gekommen waren (1742), war dieser Schatz, der sich gegenwärtig bekanntlich zu Petersburg befindet, von jeher bei den europäischen Gelehrten in Ansehn. Nach Crozat's Tode, der 1740 erfolgte, kamen seine Sammlungen als ein Vermächtniß an seinen Bruder, den Marquis du Châtel. Die Description sommaire des Collections de M. Crozat, avec des réflexions sur la manière de dessiner des principaux maitres Par. 1741, die Mariette gegeben hat, ist das Einzige, was uns über dieses prächtige Museum jetzt noch Nachricht gibt, in dessen reichen Sälen einst Kunstfreunde und Künstler regelmäßig zusammenkommend, stets neuen Stoff zu neuen Werken und neuen Ansichten fanden.

Cueva (Juan de la), gehört als einer der Umwandler der dramatischen Poesie in Spanien, noch zu den hochgeehrten Namen. Von seinem Leben ist sehr wenig bekannt; man weiß blos, daß er in Se-

Digitized by Google

villa um die Mitte des 16. Jahrh. geboren war. Eine große Leichtigkeit in der Verskunst, worin Ovid sein Muster war, bestimmte ihn, sich der dramatischen Dichtkunst zuzuwenden, wo eben Torres Naharro sich glücklich dem Versuche einiger gelehrten Theaterfreunde widersetzt hatte, dem Volke das griechische und römische Drama aufzudringen. Vereinigt in seinem Streben mit Naharro, Lope de Rueda und Christoph de Castillejo, befestigte er die alte Eintheilung in comedias divinas y humanas, indem er den einzelnen Stücken durch größere Mannichfaltigkeit der auftretenden Personen, durch vollendetere Verse und durch die Eintheilung in drei Jornadas ein ächtnationales Interesse gab. Seine, in Spanien jetzt sehr seltnen Werke findet man im Parnaso español. T. 8. p. XVI. Das Früheste, was von ihm erschienen war, sind: Poesias liricas. Sevilla 1582. 8., einerlei Inhalts mit dem Coro febeo de romances historiales, Sev. 1588. 8. Sein Heldengedicht: La conquista de la Betica, ib. 1603. 8. (auch in Fernandez Sammlung Th. 14. und 15.) in zwanzig Gesängen, entschuldigt durch Schönheiten der Ausführung die Mängel des Plans. Die Comedias (y tragedias) ib. 1588. 8., vier Trauerspiele, fanden zu ihrer Zeit Beifall in dem dichtungsreichen Sevilla, beleidigten aber damals durch die Einmischung allegorischer Personen in die Handlung. Im Parnaso español findet man auch eine ars poetica von Cueva in Terzet's geschrieben, die darum besonders merkwürdig ist, weil sie uns über altspanische Dramatik manche willkommne Aufschlüsse gibt. Cueva starb im Anfange des 17. Jahrh.

Cujas (Jaques, bekannter unter dem lateinischen Namen Cujacius), war der Sohn eines Gerbers zu Toulouse mit Namen Cujaus, dem er 1520 geboren wurde. Seinen eigenmächtig verkürzten Namen änderte er später in de Cujas um. Durch Fleiß und Talent kam er dem Unterricht seines Lehrers der Rechtswissenschaften Arnoul Ferrier so entgegen, daß er vom ersten Augenblicke seines Auftretens an allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Schon 1547, bei seinem ersten Vortrage über die Institutionen vor den Kindern des Präs. Dufaur, bewunderte man seine Klarheit. Doch mußte er 1554 sich zu Toulouse einen mittelmäßigen Menschen, Forcadel, vorgezogen sehen, als ein Lehrstuhl der Rechte offen ward. Die Capitularen dieser Stadt haben diese Schmach später von sich abzuwehren gesucht; doch bleibt ihnen immer der Vorwurf, durch absichtliche Verzögerung der öffentlichen Bewerbung Cujas von sich entfernt zu haben. Schon hatte ihn die Schule von Cahors unterdessen in ihre Mitte berufen und von allen seinen Schülern gefolgt, war Cujas dahin abgegangen (1554). Aber nur ein Jahr blieb er dort; denn Margaretha von Valois, die durch Michael von Hopital's Wahl zu ihrem Kanzler einen Beweis ihres Scharfblicks gegeben hatte, ließ auch Cujas Talent nicht unbeachtet, als sie Bourges, den Hauptort ihres Leibgedinges, zur ersten Rechtsschule jener Zeit zu erheben, entschlossen war. Auf Hopital's Auffoderung ging Cujas dahin ab, und lehrte dort mit kurzer Unterbrechung, zu der ihn die Eifersucht seines Collegen Duaren zwang, bis 1567, wo er nach Valence sich begab, auch dort den Glanz einer Schule erhebend, der sein Name hinreichte, um sie allbesucht zu machen. Damals zerrütteten Frankreich die unglücklichsten Parteien; auch Cujas sah sich gezwungen, ihnen zu weichen. Er war 1575 nach Bourges zurückgekehrt, ging der Besorgnisse wegen nach Paris, wo er aber nur blieb, um Rechtsvorträge zu halten; eine Begünstigung, die nur ihm ausdrücklich zugestanden ward, da die Rechtsschule zu Paris erst seit Ludwig XIV. besteht, und wandte

Digitized by Google

sich dann wieder nach Bourges (1577), das er, obgleich die glänzendsten Vorschläge ihn nach Bologna lockten, doch nicht verließ. Cujas verdankte seinen Ruf zunächst dem Zurückgehen auf die Quellen des römischen Rechts in ihrem ganzen Umfange und der klassischen Art ihrer Benutzung. Indem er die römischen Gesetzbücher durch Zuziehung von Handschriften, von denen er selbst an 500 besaß, an unzähligen Stellen berichtigte, den ganzen Reichthum einer gründlichen Gelehrsamkeit aufbot, um das Dunkle zu erklären und an seinen Platz zu stellen, ward er der Stifter der sogenannten humanistischen Jurisprudenz, die seine geistreichen Vorträge, freigesprochne, aber scharfaufgefaßte Deductionen der einzelnen Sätze in jenen Zeiten doppelt anziehend machen mußte. Außerdem vermehrte die Bewunderung seiner Schüler gegen ihn die Theilnahme, die der große Lehrer ihren persönlichen Schicksalen bewies, und eine Klugheit, die sich eben so fern von theologischen Zänkereien hielt (nihil hoc ad edictum praetoris, war sein Sprüchwort,) als durch treue Anhänglichkeit an der Sache Heinrichs IV. Vertrauen einflößen mußte. Der Schmerz über die Lage Frankreichs soll seinen Tod beschleunigt haben, der zu Bourges am 4. Oct. 1590 erfolgte. Die ungeheure Menge seiner Zuhörer, denn aus allen Ländern Europa's eilte man herbei, ihn zu hören, wich darin von seinem hochgeehrten Willen ab, daß man ihn sehr feierlich bestattete und durch Inschriften, nach damaliger Sitte, den Schmerz über seinen Verlust aussprach. Cujas war kurz, untersetzt und kräftig, von feiner, aber durchgreifender Stimme. Er hatte, wie Alexander der Große, die Eigenheit, über die er oft scherzte, daß sein Schweiß gut röche. Seine zahlreichen Werke hatte er alle, mit dem Bauche auf der Erde liegend, geschrieben. Nur zu sehr ging ein Wunsch seines Testaments in Erfüllung. Er hatte befohlen, daß seine Bücher vereinzelt würden, um nicht durch Mißbrauch seiner Randnoten seinem Andenken ein Makel zu sein, doch daß sie durchaus nicht an Jesuiten verkauft werden sollten; und die Buchhändler von Lyon erstanden seine Handschriften, um sie als Maculatur zu gebrauchen. Die bei seinem Leben von ihm selbst besorgte Ausgabe seiner Werke, bei Nivelle, 1577, ist gut und genau, aber unvollständig; eben so enthält auch die, von Colombet besorgte Ausgabe, Paris 1617 und 1634, nicht alle seine Schriften. Eine vollständige Ausgabe besorgte Fabrot, Paris 1658, Fol. 10 Bde., die durch Merillii variantes, Roberti obss. und ein weitläufiges Register vermehrt, zu Neap., Ven. et Mutinae 1758—1783. in 11 Foliobänden nachgedruckt wurde. Sehr brauchbar für die Benutzung dieser großen Reihe von Bänden ist das Promptuarium operum Jac. Cujacii, auctore Dom. Albunensi. Neap. 1765. 2 Folianten. Seine Animadversiones et Obss., ein Schatz von gelehrten Winken und Ausführungen, sind zu Halle 1737. 4. durch J. C. Uhl wieder aufgelegt worden. Cujas war zweimal verheirathet gewesen. Die Kinder, die aus beiden Ehen ihm nachblieben, haben durch Sittenlosigkeit eine Art von Berühmtheit zu erlangen gesucht. Sein Sohn Jac. Cujas starb sehr früh an den Folgen seiner Ausschweifungen. Weiter noch trieb es seine Tochter, die Frucht seiner zweiten Ehe. Zwar schon im 15. Jahre verheirathet, weil man ihr ein frühes Bedürfniß abmerkte, griff sie doch diesem Zeitpunkte zuvor. Ihren ersten Mann ärgerte sie zu Tode; den zweiten hatte sie zwar 15 Jahre, doch war das Verhältniß das ungebundenste, das sich denken läßt. Auf's neue Witwe, setzte sie ihre frühere Weise fort, aber nach verschwendetem

Digitized by Google

großem Vermögen, so dürftig, daß sie von den Wohlthaten der Freunde ihres Vaters leben mußte.

Culm, Schlacht bei, den 30. Aug. 1813. Vandamme's Niederlage bei Kulm (einem böhmischen Dorfe im leutmeritzer Kreise, 3 St. von Töplitz) rettete nicht blos Töplitz und Prag, sondern sicherte auch die Fortdauer des großen Bündnisses mit Österreich gegen Napoleon, und brach, nebst den gleichzeitigen Siegen der Verbündeten, unter dem Kronprinzen von Schweden bei Großbeeren (d. 23. Aug.) und unter Blücher an der Katzbach (d. 26. Aug.) (s. d. Art.), zuerst die Angriffsmacht Napoleon's. Sie verdient daher eine besondre Darstellung. Die Hauptarmee der Verbündeten unter dem Fürsten Schwarzenberg war aus Böhmen über Peterswalda, Seyda, Marienberg und Annaberg nach Sachsen vorgerückt, um die Verbindungslinien des Feindes auf dem linken Elbufer zu durchschneiden. Sie hatte sich aber rechts ab nach Dresden gewandt, wo St. Cyr den Mittelpunkt von Napoleon's Stellung an der Elbe mit 30,000 Mann zu behaupten nicht im Stande war. Allein Napoleon war auf die erste Kunde von jenem Vorrücken des böhmischen Heeres in Eilmärschen aus Schlesien herangezogen und hatte, den Schlachtplan bei Dresden und die gänzliche Niederlage des Feindes schon in Stolpen berechnend, von hier am 25. Abends den General Vandamme mit der ersten Heeresabtheilung, 32 Bat. und 5000 Pferde, 30,000 Mann stark, entsendet, der am 27. über die, schon früher geschlagne Schiffbrücke bei Königstein über die Elbe ging, den rechten Flügel der Verbündeten von der Hauptrückzugsstraße derselben über Pirna nach Peterswalde abschnitt und auf die Nachricht von dem Erfolge der Schlacht am 27. in Böhmen gegen Töplitz vordrang, wo er dem, über das Erzgebirge hinab zurückweichenden Feinde in den Rücken und die Seite fallen sollte. Unterdessen war der Angriff der Verbündeten auf Dresden (s. d. Art.) am 26. mißlungen, und in der Schlacht bei Dresden am 27. hatte sich Napoleon durch das Umgehen und die Niederlage des linken feindlichen Flügels der Straße nach Freiberg bemächtigt. Dadurch ward Schwarzenberg genöthigt, schon am 27. Nachmittags sich auf dem einzigen, ihm noch übrigen Rückwege, über Dippoldiswalda nach Altenberg und dann auf Seiten- und Feldwegen über den Kamm des Erzgebirges in seine feste Stellung bei Töplitz im Egerthale zurückzuziehen. Doch gab er dem Grafen Barclay auf dem Schlachtfelde vor Dresden den Befehl, seinen Marsch so einzurichten, daß er den Heerhaufen unter Ostermann-Tolstoy, welcher sich vor Vandamme von Pirna zurückziehen mußte, aufnehmen und mit ihm die Engpässe von Peterswalda erreichen könnte. Allein Barclay ließ dem General Ostermann sagen, er möge sich, im Fall ihm Vandamme den Rückzug nach Peterswalda schon abgeschnitten hätte, über Turn an die Hauptarmee anschließen. Doch Ostermann sah ein, daß dadurch dem Feinde das ganze Egerthal offen gelassen würde. Er wagte es also, den Befehlen Barclay's nicht zu gehorchen, und dieser Entschluß rettete das Heer. Mit dem Bajonette erstürmte er den Paß nach Böhmen und erreichte am 28. Peterswalda. Aber voll Ungestüm und den Marschallsstab im Auge, stürzte Vandamme ihm nach und über die Höhe von Nollendorf in den Kessel hinab, wo er die kleine Schaar von 8000 Russen bis Kulm zurückdrückte. Hier erfuhr Ostermann durch den König von Preußen, der schon in Töplitz angekommen war, die gefahrvolle Lage des, mit Gepäck und Geschütz im hohen Erzgebirge verwickelten Heers, bei welchem sich der Kaiser

Alexander befand. Sofort beschlossen am 29. die Feldherren (Ostermann, Yermaloff, Knorring, Prinz Gallizin und Großfürst Constantin), mit ihrem Leben eine Stellung zu behaupten, von der die Sicherheit ihres Monarchen abhing. Heldenmüthig vertheidigten an diesem Tage die Russen jeden Schritt des Bodens. Gegen Mittag rief der König von Preußen das österreichische Regiment Erzherzog Johann Dragoner, unter dem Obersten Sück, herbei, das sogleich in die Linie der Russen eintrat. Der Kampf war mörderisch. Viertausend Garden lagen auf dem Schlachtfelde; dem tapfern Ostermann riß eine Kanonenkugel den linken Arm weg; dennoch behauptete er und sein Nachfolger im Oberbefehl, Miloradowitsch, die Stellung bei Arbisau. Vandamme brach endlich, als es dunkel wurde, das Gefecht ab und bezog ein Lager bei Kulm, wo er die Ankunft des Kaisers oder Mortier's am nächsten Morgen gewiß erwartete. Nun war Napoleon zwar am 28. mit den Garden bis Pirna vorgegangen, bald aber, keinen Unfall ahnend, (man sagt, wegen einer kleinen Unpäßlichkeit) mit der alten Garde nach Dresden zurückgekehrt, wohin er später auch Mortier mit der jungen Garde von Pirna abrief. Unterdessen aber hatte sich die Heerabtheilung unter Kleist, auf den Vorschlag des Generals Grollmann, Chefs des Generalstabs, von Glashütte, Breitenau und Fürstenwalda aus, von der kleinen Straße über den Geiersberg, weil diese Wege über Graupen nach Töplitz hinab vom Heerzuge schon angefüllt waren, seitwärts auf Nebenwegen nach der großen Straße von Peterswalda gewendet, um über Nollendorf in den Rücken von Vandamme zu marschiren. Wäre nun Napoleon oder Mortier mit der jungen Garde von Pirna nachgerückt, so war Kleist verloren und Vandamme siegte. Dagegen hatte Schwarzenberg, der gegen 6 Uhr Abends von Altenberg her in der Ebene von Kulm angekommen war, die Russen bei Arbisau verstärken lassen und die Stellung des Feindes erkannt. Zugleich zog er in der Nacht die österreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi von Dux näher an das Schlachtfeld. Unterrichtet von Kleist's Seitenmarsche nach Nollendorf, ließ er auch ihn einladen, zur Beihülfe an der Schlacht, die er am nächsten Tage zu liefern entschlossen war. Nach seiner Anordnung sollte Vandamme auf seinem linken Flügel umgangen, dadurch aber zwischen Kulm und das Gebirge eingeengt und aufgerieben werden. Barclay, dem die Leitung des Heeres an dem ruhmvollen Tage des 30. Aug. von Schwarzenberg übertragen war, griff den Feind mit Anbruch des Tages an, worauf Knorring, Colloredo und Bianchi die Höhen des linken Flügels erstürmten. Noch stand die Schlacht und Vandamme behauptete die Rückzugsstraße nach Peterswalda, als um 11 Uhr Kleist von Nollendorf (daher sein Name: Graf Kleist von Nollendorf), wo Vandamme nur französische Heerhaufen erwartete, herab in des Feindes Rücken stürmte. Jetzt sah sich Vandamme in dem Kessel vor Kulm eingeschlossen. Vergebens wollte er sich nach Nollendorf durchschlagen. Die französische Reiterei warf sich auf die Preußen, und das Fußvolk folgte in geschlossenen Vierecken. Aber es gelang nur den Generalen Dumonceau, Philippon und Corbineau, sich durch die preußischen Bataillone des linken Flügels einen Weg zu bahnen und der Gefangenschaft zu entrinnen; denn die österreichischen Dragoner, Erzherzog Johann, hatten die französischen Vierecke gesprengt. Wenige entrannen, und der bei Kulm noch fechtende Theil des französischen Heeres war völlig umzingelt. So mußte Vandamme sich nebst drei Generalen, darunter der General Haxo vom Genie, und 10,000 Mann, gefangen

Digitized by Google

ergeben. Die Franzosen verloren 5000 Todte und das ganze Geschütz von 81 Feldstücken. An diesem Tage war das verbündete Heer ungehindert von dem Gebirge nach Töplitz hinabgezogen, wo es sich wieder zum Vorrücken nach Sachsen ordnete. Napoleon wagte jetzt keinen neuen ernstlichen Angriff auf Böhmen und die Stellung bei Töplitz; er begnügte sich, die Gebirgspässe zu behaupten. Aber die Verbündeten fühlten sich durch ihren dreifachen Sieg zu dem festesten Vertrauen auf den Erfolg des großen Kriegsplanes erhoben, und am 1. Sept. feierte der König von Preußen mit seinem ganzen Heere den Sieg durch einen Gottesdienst auf freiem Felde bei Kulm. Ein besonderes Todtenfeld in Töplitz umschließt die Gebeine der an ihren Wunden gestorbnen Krieger; und bei Arbisau erinnert ein von Eisen gegossenes, pyramidalisches Kreuz, das der König von Preußen hat aufrichten lassen, an den Sieg bei Kulm in Böhmens Thermopylen! K.

Culmination bedeutet in der Astronomie das Durchgehen der Sterne durch die Mittagslinie, weil sie in dem Augenblicke des Durchgangs den höchsten Gipfel (culmen) oder Punkt ihrer Bahn erreicht haben. Ein Stern culminirt, d. i. er geht durch die Mittagslinie, hat seinen höchsten Standpunkt am Himmel erreicht.

Cumberland, (Richard), der Sohn des nachmaligen Bischofs von Kilmore, war 1732 zu Cambridge geboren. Die Anhänglichkeit seines Vaters für die Sache des Hauses Hannover verschaffte Cumberland die Stelle eines Privatsecretairs bei Lord Halifax, die mit dem Sturze dieses Ministers zu Ende ging. Die Muße, die ihm dadurch wurde, benutzte Cumberland zu literärischen Arbeiten und Verbindungen, die seinen Namen nicht eben berühmt gemacht haben würden. Doch mit dem Wiederauftreten des Lord Halifax trat auch Cumberland wieder in's öffentliche Leben ein, folgte seinem Gönner nach Dublin, wo er die angetragene Würde eines Baronets ausschlug. Nach seiner Rückkehr nach England erhielt er eine einträgliche Stelle in der Kammer des Handels und der Kolonien, und konnte nun ganz unabhängig sich seinem Hange für dramatische Dichtkunst hingeben, der sich bei ihm schon als 12jährigen Knaben gezeigt hatte. 1765 erschien sein Sommermährchen (Sommers-tale), ein Stück, das vielen Beifall fand, aber durch die 1769 erschienenen Brüder und den Westindier, die mit rauschendem Jubel aufgenommen wurden, in Vergessenheit gerathen ist. Die beiden letztern gelten für die vorzüglichsten englischen Lustspiele im edlern Style, so von Kunstrichtern bezeichnet, die freilich Shakspeare sehr unartig finden. Die Aufmunterung, die seine Stücke erhielten, hatte Einfluß auf Cumberland's Fruchtbarkeit; so entstand sein Liebhaber nach der Mode, ein Lustspiel; seine Tragödien: die Schlacht von Hastings und seine Karmeliterin, die für das beste seiner tragischen Werke gilt. Weniger wollten seine Romane gefallen (Arundel, 2 Bde; Johann von Lancaster; Heinrich) besonders durch die Entschuldigung der ehelichen Untreue, die er hier zu übernehmen schien. 1780 ward ihm ein Auftrag an den spanischen Hof gegeben, den er zur Zufriedenheit seiner Regierung erfüllte. Die Nachbildungen von berühmten spanischen Malern waren eine literärische Scherbe, die er von dieser Reise heim brachte. Da nach seiner Rückkehr die Handelskammer aufgelöst ward, so zog er sich nach Turnbridge zurück, wo er in glänzenden, geselligen Verhältnissen lebte. Aber der Genius schien von ihm gewichen. Außer den Denkschriften über sich selbst, 2 Bde. 4., fanden alle seine spätern Schriften wenig Beifall. Häusliche Mißverhältnisse, selbst Mangel, obgleich eine seiner

Tochter an Lord Bentinck verheirathet war, verkümmerten den Abend seines Lebens; namentlich fühlte er sehr lebhaft den Tod eines seiner Enkel, der an den Folgen einer Züchtigung gestorben war, die er als Mid-Shipman eines Schiffs erdulden mußte. Er starb zu Turnbridge den 7. Mai 1811. Sein Observer, a collection of moral, literary and familiar essays, letzte Ausg. Lond. 1810, 8. 3 Bde, ist selbst den Philologen wichtig, weil Cumberland, ein Enkel Richard Bentley's, manche der dort niedergelegten Nachrichten über griech. Lustspiel und griech. Literatur diesen Papieren entnommen haben mochte.

Cunigunde, bekannt unter dem Namen: die heilige, war des Grafen Siegfried von Luxemburg Tochter und vermählt mit dem Herzoge Heinrich von Baiern. Als dieser nach Otto's III. Tode von der Mehrzahl der deutschen Stände, der dann die Völker folgten, im J. 1002 zu Mainz zum König der Deutschen erwählt ward, theilte sie am 6. Juni mit ihrem Gemahle die Ehren der Krönung. Trotz der Empörungen und Unruhen, von denen Deutschland gährte, eine Folge des Widerspruchs, den Heinrich's II. Wahl gefunden hatte, beschloß er, doch nach Italien zu ziehen, um dort sein Ansehn gegen die welschen Kronprätendenten zu befestigen. Seinem Erscheinen größere Würde zu geben, ließ er sich 1004 zu Pavia krönen, hielt es aber von politischem Einfluß, sich bei einem spätern Römerzuge 1014 durch Benedikt VIII. in der Hauptstadt der Welt den Kaiserschmuck anlegen zu lassen. Kunigunde ward damals aufs neue gekrönt. Einer Sage zufolge sollen beide Gatten ein Gelübde ewiger Enthaltsamkeit gethan haben. Von Seiten des Kaisers darf man dies bezweifeln, da er auf einem Reichstage zu Frankfurt sich über die Unfruchtbarkeit seiner Gemahlin beschwert haben soll. Späterhin wagte sich der Leumund sogar an den Ruf der gottesfürchtigen, aber noch mehr die Kirchendiener ehrenden Kaiserin, und den Begriffen der Zeit gemäß, unterwarf sie sich einem Gottesurtheile, indem sie barfuß über glühende Pflugscharen wegschritt. Das glückliche Bestehen dieser Feuerprobe soll den beschämten Kaiser von der Unschuld seiner Gemahlin so fest überzeugt haben, daß er nie wieder zweifelte. (M. s. über diese jungfräuliche Ehe: Schurzfleisch de innocentia Cunigundis Viteb. 1700. 4. und Gundling von der heil. Kunigunde und derselben vermeinten Keuschheit, in seinen: Otiis III. 151.) Sicher ist, daß Heinrich's II. Ehe kinderlos blieb. Als der Tod den Kaiser von einer Regierung abrief, der er sich niemals ganz gewachsen fühlte, und die er nur auf den Wunsch der, von ihm so sehr begünstigten Geistlichen wieder übernahm, zog sich Kunigunde in das, von ihr gestiftete Kloster Kaffungen bei Kassel zurück und nahm endlich am Jahrestage ihres Witwenstandes (am 13. Juli 1025) aus den Händen des Bischofs von Paderborn den Nonnenschleier. Funfzehn Jahre lang lebte sie nun, der Welt vergessend, frommen Werken, wie jene Zeit sie foderte, bis zu ihrem Tode am 3. März 1040. An der Seite ihres Gemahls ist sie zu Bamberg beigesetzt und mit ihm theilt sie die Ehren der Seligsprechung. Heinrich war 1152 durch Eugen III. kanonisirt worden; Kunigunden setzte Innocenz III. im J. 1200 unter die Heiligen. Nach Heinrich, als letztem Kaiser aus dem sächsischen Regentenstamme, ist ein, 1736 gestifteter sachsischer Orden für Kriegerverdienst genannt worden, der 1768 erneuert wurde.

*Curland, das Herzogthum dieses Namen besteht nicht mehr als unabhängiger Staat. Ein Theil desselben war Semgallen; jetzt ist beides eine russische Statthalterschaft von 500 Q.M. und 450,000

Digitized by Google

Curl. Kurland liegt an der Ostsee, ist ein sehr flaches Land, hat [illegible] viele Seen und wenig Höhen. Östlich ist die Düna der Grenzfluß. Eigenthümliche Küstenflüsse sind: die Aa, Windau und Liebau. Moor ist hier häufig und eben so Sand. Die Luft ist rauh, aber gesund. Getreide, Flachs und Hanf werden viel ausgeführt, auch Leinsaat, des blos seiner starken, aber vorsichtigen Austrocknung, damit es nicht unterwegs verdirbt, den Ruf verdankt, bessern Flachs, als inländisches Leinsaat im Auslande zu erzeugen. Die mäßige Bevölkerung Kurlands ersetzt solchem seine Wälder und reiche Jagden, der geringe Fall der Gewässer seinen Überfluß an Fischteichen; Bienen- und Rindviehzucht sind blühend. Es gleicht Holstein durchaus, nur daß der Himmel in Kurland rauher ist. Folge der Lage ist, daß es nur Torf und Eisen an Mineralien besitzt. Die Einwohner sind Deutsche, Liven, Polen und Juden. Die herrschende Sprache ist hier die deutsche. Fabriken, außer Branteweinbrennereien, findet man wenige. In Liebau und Windau ist der Haupthandel und die ehemalige herzogliche Residenz Mitau, Residenz des Statthalters. Hier, wie in Liefland, regierte einst der deutsche Orden und schuf in beiden Landen das große Gutseigenthum mit dem höchsten Glanze der Gutshoheit der Leibeigenschaft. So lange die Ordensaristokratie hier herrschte, bewachte sie die Gutsaristokratie so strenge, daß der Bauer Eigenthum mit erblichem Dienst besaß, aber nicht Leibeigner war und nicht von der Familienstelle abgetrieben werden konnte. Erst nach dem Untergange der Ordenslandshoheit unter den Herzogen, beschränkt durch die Gutshoheit und deren Repräsentanten, die Oberräthe, entstand jenes Trübsal und das Legen der Bauernstellen in den Rittergütern, um große Landwirthschaften unter einer Direction zu bilden. In Lehnsverbindung mit Polen, wo der Bauer freilich noch unglücklicher war, bildete der kurländische Magnat sein Verhältniß zu den Bauern seiner Gerichtsbarkeit immer polnischer aus. Der letzte Heermeister, Gotthard Kettler, nahm es, um Schutz gegen das immer weiter vordringende Rußland zu erhalten, 1561 unter Abtretung Liefflands von Polen zu Lehn, und vererbte es bis in's 18. Jahrh. auf seine Nachkommen. 1710 vermählte sich der sechste Herzog von Kurland, Friedrich Wilhelm, mit der russischen Prinzessin Anna; er starb 1711, und seitdem übte Rußland den größten Einfluß auf die Wahl der kurländischen Regenten. Anna, Tochter des Bruders vom Kaiser Peter, Czar Iwan, der vor ihm starb, blieb unter Kaiser Peter des Großen Schutz noch eine Zeitlang Regentin. Zwar trat ihres Gemahls Oheim, Ferdinand, die Regierung an, er lebte aber im Auslande und wagte dennoch, die Gutshoheit des kurländischen Adels zu verletzen. Nun ordnete der polnische Oberlehnshof in Abwesenheit des kinderlosen Ferdinands eine Landesverwaltung an, mit deren Verfahren und der Absicht der nähern Vereinigung Kurlands mit der Republik Polen, die Stände (Gutsherren) und die Oberräthe des Herzogthums unzufrieden waren. Gegen das Verbot der Regierung, hielten 1726 die Stände einen Landtag und bestimmten, daß des Königs von Polen natürlicher Sohn (Moriz von Sachsen) sammt seiner männlichen Nachkommenschaft ihrem Herzoge Ferdinand auf dem Throne Kurlands folgen solle. Diese Wahl, in aller Rücksicht wider die Verfassung, blieb ohne Folgen. Als aber die herzogliche Wittwe Anna 1730 den russischen Thron nach Peters II. Tode bestieg, ließ sie Kurland militairisch besetzen und erklärte dem polnischen Hofe, daß sie Kurland bei seinem Verfassungsrecht, als ein Lehn der Republik unter eignen Herzogen zu

stehen, beschützen wolle. Ferdinand starb und sie ließ nun 1737 ihren Günstling und Oberkammerherrn, Grafen Ernst Johann von Biron oder Biren, einen gebornen Kurländer (aus dem Bürgerstande), der schon 1735 die Standesherrschaft Wartenberg zum Fideicommiß für seine männlichen Erben gekauft hatte, zum Herzog wählen. 1740 starb aber Anna, und ihre Thronfolgerin, Kaiserin Elisabeth, verwies den, in Rußland gehaßten Biron nach Sibirien. Die Stände von Kurland wählten nun 1741 einen Schwager der russischen Großfürstin-Regentin, Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, zum neuen Herzog, und als dieser Wahl der Oberlehnsherr seinen Beifall versagte, den polnisch-sächsischen Prinzen Carl, zu dessen Vortheil die damalige russische Kaiserin Elisabeth allen Ansprüchen auf Kurland entsagte. 1759 empfing nun dieser Fürst wirklich die Huldigung. Als aber Kaiser Peter III. den vorgedachten, nach Siberien verwiesenen Herzog von Biron zurückgerufen hatte, setzte ihn 1763 die Kaiserin Catharina II. wieder ein, und der Herzog Carl mußte wieder weichen. Polen erkannte nach der Restauration den Herzog Ernst Johann abermals an und belehnte ihn von neuem mit Kurland; doch trat er 1769 seinem Sohne Peter die Regierung ab. Im Lande war keine Empörung, aber der Adel und der Bürgerstand traten stets feindlich gegen einander auf und beider Theile Ultra's suchten bald beim Hofe zu St. Petersburg, bald beim warschauer Schutz. Ihrem Beispiel folgte ihr Herzog, nicht so sehr um die unzufriednen Unterthanen unter sich zu versöhnen, als um seine Regentenrechte über beide fester zu stellen. Als in Polen 1792 die Revolution ausbrach, war es sehr nahe daran, daß die dortige Insurrection, der freilich der König Stanislaus anfangs, obgleich unfreiwillig, beitrat, von einer Insurrection in Kurland wider die Vorrechte des kurländischen Adels nachgeahmt wurde. In dieser Lage der Dinge suchten Kurlands Gutsherren bei der Kaiserin Catharina Schutz, und am 18. März 1795 beschloß der kurländische Landtag, den aber blos der Adel verfassungsmäßig bildete, Kurland unbedingt dem russischen Scepter zu unterwerfen. Eine ständische Deputation zeigte dem Herzog, der in St. Petersburg weilte, diesen Beschluß an und foderte ihn zur Beistimmung auf; der Herzog hatte keine Söhne, wohl aber fünf Prinzessinnen, und für solche in Schlesien bereits das Fürstenthum Sagan unter königl. preußischer Hoheit und in Böhmen die Herrschaft Rachod erworben. Er stimmte bei. Über seine Familie lese man den Art. Curland, Anna Charlotte Dorothea, Herzogin, Bd. XI. Wir fügen nur noch hinzu, daß der Fürst Biron, Carl Friedrich Wilhelm, Bruderssohn des letzten Herzogs von Kurland, jetzt im Besitz der Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien, als eines Mannserblehns, in Folge eines Prozesses, lebt und zwei Söhne hat, Namens Peter Calixt und Peter Gustav. Sein Vater Gustav entsagte gegen eine jährliche Rente von 36,000 Thlr. Albertus im J. 1809 für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf das Herzogthum Kurland. Im J. 1818 bestätigte der Kaiser Alexander die Urkunde des kurländischen Adels, welche den Bauernstand in Kurland für frei erklärte und seine Verhältnisse zu den dortigen Gutsherren ordnete.

*Cuvier (Georg Leopold Christian Friedrich Dagobert, Baron von) wurde am 25. August 1769 zu Mümpelgard geboren, das, damals zu Würtemberg gehörig, vom Prinzen Friedrich als Statthalter seines Bruders verwaltet ward. Frühgeweckte Anlagen und ein ernster Sinn für geistige Unterhaltung erregten von Cuvier noch als Kind und Knabe ungewöhnliche Erwartungen. Sein Vater war Offizier im Regimente

Digitized by Google

Wolbeck; da er sich aber zu schwach für den Soldatenstand fühlte, so beschloß er, Landprediger zu werden, was für unbemittelte Protestanten im Mümpelgard'schen die meisten Aussichten eröffnete, wenigstens eine sorgenfreie Zukunft versprach. Zur Erlangung der Stipendien, mit deren Hülfe er in Tübingen studiren wollte, mußte er eine Prüfung bestehen. In ihr ward er durch einen übelwollenden Examinator abgewiesen. Das Verfahren war jedoch so ungerecht, daß Prinz Friedrich selbst es für Pflicht hielt, Cuvier durch eine Stelle in der Carlsakademie in Stuttgart für jene Kränkung zu entschädigen. Begreiflich waren aber die Pläne für den geistlichen Stand dadurch beseitigt. In Stuttgart lernte Cuvier zwar zunächst die Rechtswissenschaften, aber bald zogen ihn naturhistorische Studien, für die ihm eine höhere Weihe geworden war, vor allem andern an, und beschäftigten namentlich die, seinem Privatfleiße überlassnen Freistunden. Cuvier verdankt dieser Periode die genauere Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur, die man in seinen Werken bemerkt hat; einen Vorzug, den ihm so wenige seiner Landsleute streitig machen können. Die beschränkte Lage seiner Eltern, die als Staatspensionäre sich in jenen Zeiten doppelt verlegen fühlten, zwang ihn, auf der Stelle von seinen Kenntnissen Vortheil zu ziehen. Einer seiner frühern Mitschüler, Parrot, war Hauslehrer bei einem Grafen D'Hericy in der Normandie geworden und wünschte jetzt, sich weiter zu versuchen. Er trug seine Stelle Cuvier an, der unbedenklich in sie eintrat. Seine Verhältnisse ließen ihm Muße und er benutzte diese, um sich mit aller Kraft seines Genius den Naturwissenschaften zuzuwenden, die eben auf dem sichern Boden der Erfahrung sich zu erheben anfingen. Cuvier's Scharfsinn bemerkte sehr bald, daß im weiten Reiche der Naturwissenschaften die Zoologie hinter den Fortschritten zurückgeblieben war, zu denen Linné die Pflanzenkunde erhoben hatte und zu der eben durch vereinte Bemühungen deutscher und französischer Gelehrten die Mineralogie heranreifte. Zunächst galt es genaue Beachtung der einzelnen thierischen Organe, um ihren Zusammenhang und ihre Einwirkung auf das animalische Leben fester zu bestimmen, dann Widerlegung der träumerischen Systeme, die durch unstatthafte Erklärungen und Annahmen eher gestört, als gefördert hatten. Beiden Ansprüchen zu genügen, fühlte sich Cuvier berufen. Untersuchungen der Meergeschöpfe, welche der nahe Ozean ihm verschaffte, mußte ihm als Vorübung dessen dienen, was er bezweckte. Eine natürliche Ordnung der zahlreichen Klasse von Geschöpfen, welche Linné: vermes, genannt hat, war seine erste Arbeit und die Klarheit, mit der er darin seine neuen Beobachtungen und seine geistvollen Ansichten vortrug, verschafften ihm die genauere Bekanntschaft der Naturforscher in Paris. Geoffroy Saint-Hilaire bestimmte ihn, nach der Hauptstadt zu kommen, öffnete ihm die Sammlungen für Naturgeschichte, denen er vorstand, verband sich mit ihm zur Herausgabe mehrerer Werke über die Anordnung der Säugethiere und bewirkte, daß Cuvier bei der Centralschule zu Paris angestellt ward (Mai 1795). Noch in demselben Jahre nahm ihn das wiederhergestellte Institut als Mitglied in seine erste Klasse auf. Zunächst für den Bedarf jener Centralschulen gab Cuvier sein: Tableau élémentaire de l'histoire naturelle des animaux, 1798. 8., wodurch er den Ruf seines Namens begründete. Er galt von nun an für einen der ersten Zoologen Europa's. Die Stelle als Prof. der vergleichenden Anatomie, die ihm zunächst ertheilt wurde, um den veralteten Mertrud zu unterstützen, gab ihm Gelegenheit, sein dar-

stellendes Talent zu entwickeln. Man mußte eben so sehr die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, als die Gabe bewundern, sie glänzend und klar vor einem gemischten Kreise vorzutragen. Bald vereinigte er in den Hörsälen des Lyceums, wo er einige Jahre lang Vorträge über Naturgeschichte hielt, Alles, was auf Geist und Bildung Anspruch machte, eben so sehr durch die Gewandtheit seiner gründlichen Auseinandersetzungen, als durch die großen, alle Reiche der Natur umfassenden Überblicke. Dieses Verdienst als Lehrer, neben so vielen als Gelehrter, wurde durch die Stelle, die D'Aubenton beim College de France inne gehabt hatte, würdig belohnt (Jan. 1800) und durch den stürmendsten Beifall, den seine Vorträge in den überfülltesten Sälen erregten. Nur Fourcroy konnte gleicher Anerkennung sich rühmen. Solche Vielseitigkeit war der Auszeichnung eines Fürsten sicher, der in der Wahl seiner Beamten zunächst nach Brauchbarkeit fragte. Cuvier war Napoleons Scharfblick nicht entgangen. In dem Departement des öffentlichen Unterrichts, in dem er nach und nach die bedeutendsten Würden bekleidete, wirkte er durch glückliche Abänderungen und rasches Bethätigen. Bekannt unter uns ist besonders der, Deutschland so ehrende Bericht, den er 1811 erstattete, als er von der Reise, als Oberaufseher aller Lehranstalten, aus Holland und Deutschland zurückkam. Damals war Noël sein Begleiter. 1813 ernannte ihn der Kaiser zum Requetenmeister im Staatsrath und übertrug ihm wichtige Anordnungen in Mainz. Die zurückgekehrten Bourbons bestätigten ihn bis auf die neuere Zeit in seinen frühern Würden, erhoben ihn zum wirklichen Staatsrath, anfangs für die Abtheilung der Gesetzgebung, später für die Verwaltung des Innern. Vielleicht waren diese öffentlichen Verhältnisse Cuvier's nicht immer geeignet, um ihn, besonders in der letzten Zeit, in der Meinung der Mehrzahl zu erheben. Die Nothwendigkeit, die ihm oblag, Maßregeln zu vertreten, welche von vielen Freisinnigen laut gemißbilligt wurden, entfremdete den Staatsrath Cuvier wol manchem Franzosen, der in dem Gelehrten Cuvier einen Stolz seines Volks sah. Die neuesten Maßregeln des Kanzlers der pariser Universität, Abbé Frayssinous, haben Cuvier bestimmt, wie die öffentlichen Blätter erzählen, seine Entlassung von der Stelle eines Universitätsraths selbst zu geben (Dec. 1822.). Neben dieser staatsbürgerlichen Thätigkeit gehört aber Cuvier's Zeit unausgesetzt dem Studium der Naturwissenschaften in ihrem weitesten Umfange und der genauesten Erforschung eines Gebiets, dessen Grenzen er selbst durch so rühmliche Entdeckungen bis zu ungeahnten Fernen hinaus erweitert hat. Kaum begreift man, wie der, von allen Seiten angeregte Mann zu solchen Unternehmungen, als ihn beschäftigen, ausreiche. Wir brauchen nur an sein: Recherches sur les ossemens fossiles. 1811, 4 Vol. 4., N. A. 1822. zu erinnern, eine neue Schöpfung untergegangner Thiergeschlechter, — an seine: Leçons d'anatomie comparée recueillies par M. M. Duméril et Duvernoy. 1805, 5 Bde. 8.; an seine: Recherches anatomiques sur les reptiles regardés encore comme douteux, 1807, 4., an die Mémoires pour servir à l'histoire de l'anatomie des mollusques, 1816, 4., um eben so viel Meisterwerke der sorgfältigsten Beobachtung und der geistreichsten Auffassung unsern Lesern in's Gedächtniß zu bringen. Als beständiger Secretair der Akademie in der Klasse der physikalischen Wissenschaften liegt es außerdem Cuvier ob, die Lobreden auf die verstorbnen Mitglieder des Instituts in den öffentlichen Sitzungen zu halten. Mehrere derselben, die jetzt schon im

Digitized by Google

Druck erschienen sind, gehören zu den geistreichsten Arbeiten der Art, welche Frankreich in neuerer Zeit aufzuweisen hat. Sie haben ihm den Ruhm des beredtesten Franzosen aus diesem gelehrten Vereine jetzt auch im Auslande erworben. Wie billig, nahm ihn die französische Akademie durch einstimmig freie Wahl unter die Anzahl ihrer Verzig auf. Fast alle gelehrten Vereine Europa's wetteiferten, durch Ehrendiplome ihm ihre Verehrung zu beweisen. Neben so vielen nützlichen Einrichtungen, die er durch seinen amtlichen Einfluß beförderte, verdankt Frankreich ihm ausschließlich die Errichtung eines Kabinets für vergleichende Anatomie, das, als die reichste osteologische Sammlung Europa's, die Schätze aus allen Naturreichen im Pflanzengarten vermehrt hat.

D.

Darmsaiten werden besonders in Rom und Neapel, aus sorgfältig ausgesuchten Gedärmen der Schafe, Lämmer, Ziegen und Katzen, verfertigt, und auf einem Darmhaspel und Seilerrade zusammengedrehet. Die Zurichtung der Gedärme zu diesem Zwecke ist sehr mühsam. Die groben Darmsaiten, z. B. zu den Wippen der Drechsler, verfertigen die Seiler.

Darú (Graf), Pair von Frankreich, 1767 in Montpellier geboren, kann als einer der ersten Staatsmänner Frankreichs, die aus der Schule der Revolution und Napoleons hervorgegangen, betrachtet werden. Er ist bei den Deutschen durch die Posten als General-Intendant, welche er 1805, 1806 und 1809 in Österreich und Preußen bekleidete, nicht in guter Erinnerung, welches für uns jedoch kein Hinderniß sein darf, ihn mit Unparteilichkeit zu würdigen. Darú trat schon im 16. Jahre in die militairische Laufbahn; nachdem er eine ausgezeichnete Schulbildung erhalten hatte. Er gab sich, wie alle jungen Männer von Geist, beim Ausbruch der Revolution ihren Grundsätzen völlig hin, wie sie ihm zugleich in der Kriegsverwaltung eine glänzende Laufbahn eröffnete. In den Einzelnheiten derselben wollen wir ihm hier nicht folgen, sondern vor allem nur das bemerken, daß die Beschäftigung mit Poesie und Literatur ihn nie, weder im Lager noch unter den fremdartigsten Arbeiten, verließ. Seinen Ruf als Dichter setzte er durch eine meisterhafte Uebersetzung des Horaz fest, eine Uebersetzung, welcher für Welttleute keine andere Literatur etwas Gleiches entgegenstellen kann. Die erste Ausgabe erschien 1800. Um dieselbe Zeit erschien seine Cléopédie oder Chronik der literarischen Reputationen, ein Gedicht voller Geist und feiner Wendungen. Napoleon mit seinem Scharfblick fand ihn aus dem Haufen bald heraus, und wendete ihm besondere Gunst zu, wogegen Darú nicht minder diesem ausgezeichneten Manne, der 15 Jahre lang Frankreichs und Europens Schicksal lenkte, mit unbegrenztem Eifer ergeben war. Es wurden ihm die wichtigsten Geschäfte verliehen, deren er sich jedesmal im Interesse Frankreichs und seines Kaisers mit der äußersten Consequenz entledigte, durch die er sich freilich auf andern Seiten aber auch eben so großen Haß, als unrichtige Beurtheilung zuzog. Als Mitglied des Staatsraths erntete Darú ebenfalls den Ruhm, mit dem Kaiser der fleißigste und thätigste der Arbeiter desselben zu sein. Es gibt fast keinen Posten in der höhern Verwaltung, den Darú nicht bekleidet hätte, und die erste Restaura-

tion fand ihn im Besitz des Portefeuilles der allgemeinen Kriegsverwaltung. Blücher glaubte ihm seinen Haß durch eine Sequestration seiner Besitzungen bei Meulan empfinden lassen zu müssen, eine Maßregel, die zu unbillig war, um nicht gleich, sobald sie nur zur Kenntniß der Monarchen gekommen, aufgehoben zu werden. Im J. 1818 ward er von Ludwig XVIII. in die Kammer der Pairs gerufen. Schon seit 1805 war Darú Mitglied des National-Instituts. Von eigentlichen Staatsämtern seit der Restauration entfernt, widmete sich Darú seit diesem Zeitpunkte vorzüglich geschichtlichen Studien, und wir verdanken seinem Fleiße und Genius zwei wichtige historische Werke: Das Leben Süllys, und Venedigs Geschichte, welches letztere gewiß zu den wichtigsten Erscheinungen gehört, die die neuere Literär-Geschichte im Gebiet der Historie darbietet. Sie erschien 1819 in 7 Bänden. Eine 2. Ausgabe ist in 8 Bdn. 1821 ans Licht getreten. Als Mitglied der Pairs-Kammer ist er einer der eifrigsten Vertheidiger der Grundsätze, welche die Revolution herbeigeführt, und die königl. Verfassungs-Urkunde sanctionirt hat.

Decemvire, s. Appius Claudius Crassinus. Bd. 1.

Defterdar, türkischer Staatsbeamter, s. Osmanisches Reich. Bd. 7.

*Degen, ein bekanntes Seitengewehr. Das Schwert (Ritterschwert, Schlachtschwert) unterscheidet sich vom Degen 1) durch größere Schwere und Länge, und 2) dadurch, daß es zweischneidig, und zu Hieb und Stich gleich brauchbar ist, während der Degen in der Regel am Griff dreikantig ist, keine Schneide hat, und nur zum Stoß oder Stich dient. Zwar unterscheidet man Stoß- und Hau-Degen, doch sind letztere wenig im Gebrauch, wie denn auch das Schwert gegenwärtig nur bei Enthauptungen angewandt wird. Staatsdegen sind sehr leichte, öfter reich verzierte, und nur zum Putz dienende Degen. Der Pallasch, das Seitengewehr der schweren Reiterei, ist ein breites einschneidiges Schwert mit abgerundeter Spitze, und dient daher nur zum Hauen. Er hat gewöhnlich ein großes, die ganze Hand bedeckendes Gefäß, während der Degen nur ein sogenanntes Stichblatt hat, und die ehemaligen Schwerter nur einen, mit der Klinge ein Kreuz bildenden, Queerstab zum Schutze der Hand hatten. Der Säbel ist das Seitengewehr der leichten Reiterei und des Fußvolks, bei jener länger, bei diesem kürzer; er unterscheidet sich von dem Pallasch durch seine Krümmung. Die sehr stark gekrümmten türkischen Säbel haben das Eigenthümliche, daß sie, wie unsre Sicheln, die Schneide innerhalb der Krümmung haben. Die Griechen und Römer führten kurze, breite Schwerter, gewöhnlich von Kupfer, und trugen sie an der rechten Seite, wahrscheinlich um dadurch in der Handhabung des Schildes nicht gehindert zu werden. Ihnen ähnlich sind unsre sogenannten Hirschfänger, deren sich die Jäger bedienen.

*Delambre, einer der thätigsten, gelehrtesten und berühmtesten Astronomen unserer Zeit, 1749 zu Amiens geboren. Zum Lehrer hatte er in seiner Vaterstadt den Abbé Delille, der später sein College beim National-Institut und beim Collège de France war, und stets sein Freund blieb. Er widmete sich zuerst vorzüglich linguistischen Studien, machte sich die meisten lebenden Sprachen eigen, und wurde als einer der besten französischen Hellenisten betrachtet. Erst im 36. Jahre gingen seine Studien zur Astronomie über. Nachdem er die Werke des Lalande mit einem Commentar bereichert hatte, wurde er Lalandes Freund und Zögling, der mit Stolz von Delambre sagte,

daß er sein bestes Werk sei. Kaum hatte Herschel den Uranus entdeckt, so folgte Delambre mit steter Aufmerksamkeit der Bahn desselben. Obschon dieser Planet nach 8 Jahren erst einen kleinen Theil seiner mehr als 80jährigen Bahn zurückgelegt hatte, so fertigte er dennoch gegen das Jahr 1790 schon die Uranustafeln an, die seitdem von allen Astronomen bei ihren Berechnungen benutzt werden. Diese und seine Tafeln über den Lauf des Jupiter und des Saturnus, ferner die einzelnen Abhandlungen für die Akademie der Wissenschaften, und seine wichtigen Berechnungen der Bahn der Trabanten des Jupiters, verschafften ihm einstimmig die Aufnahme als Mitglied des Nationallasituts. Er und Mechain maßen von 1792 bis 1799 den Meridian von Frankreich. Die nördlichen trigonometrischen und astronomischen Operationen, von Dünkirchen an, bestimmte Delambre, und Mechain setzte sie bis Barcelona fort. Zur Verification maß hernach Delambre nach einem neuen Verfahren und mit der größten Sorgfalt 2 Basen, jede von 6000 Klafter, die eine bei Melun, die andere bei Perpignan. Die ganze Manier und die Resultate dieses Verfahrens theilte Delambre in seiner Base du système métrique mit, welche 1810 einen der Decennalpreise erhielt. Bei der ersten Errichtung des Bureau des longitudes ward er zum Mitglied desselben ernannt. 1802 ward ihm von Napoleon der wichtige Posten eines General-Inspectors der Studien zugetheilt, und 1803 wählte ihn die Klasse der Wissenschaften zu ihrem beständigen Secretair, wogegen er das General-Inspectorat aufgab. Jedoch ward er von Napoleon auch zum Schatzmeister der Universität ernannt. Seine ersten Sonnentafeln hatte Delambre 1792 geliefert. Ihre Wichtigkeit bestimmte ihn aber, seine Beobachtungen der Sonne fortzusetzen, und so erschienen 1806 seine neuen Tafeln, die seitdem allen astronomischen Berechnungen zum Grunde gelegt werden. Eben so arbeitete er seine Tafeln für die Bahn der Trabanten des Jupiter im J. 1817 um, und bereicherte jene mit neuen Beobachtungen. Als er 1807 Lalande im Collège de France ersetzte, ward er dadurch zu einer neuen allgemeinen Untersuchung aller großen Probleme in der theoretischen und praktischen Astronomie geführt, aus welchen Untersuchungen sein classischer Traité d'astronomie théorétique et pratique. 3 Vol. in 4. 1810 hervorging. Diesem Traité folgten von den J. 1817 bis 1822 die nicht minder classischen Geschichtbücher über die Sternkunde, die unter den Titeln: Hist. de l'Astronomie ancienne 1817, in 2 Quartbänden; Hist. de l'Astron. du moyen âge 1819, in einem; Hist. de l'Astron. moderne 1821, in 2, und Hist. de l'Astron. du 18. siècle in 2 Quartbänden, zusammen also in 7 Quartbänden erschienen sind, eine Reihe von Werken, wie keine Nation gleiche aufzuweisen hat, und die des Verfassers Namen unvergeßlich machen werden. Auch als Secrétaire perpétuel der Akademie der Wissenschaften hat Delambre die größten Verdienste, die vollständig aufzuzählen es uns aber hier an Raum fehlt. Er starb 1822.

Delhi, richtiger Dehly, auch Schah-Dschihanabad, d. h. Stadt des Schah-Dschihan (Jehan), der sie erbaute. Diese ehemals hochberühmte zweite Haupt- und Residenzstadt des Großmoguls in Hindostan (Agra war die erste) ist noch jetzt (nach den schrecklichen Verwüstungen, die sie 1738 von dem berüchtigten Schah Nadir, 1747 von den Afghanen, und in neuern Zeiten von den Mahratten erleiden müssen) eine der ansehnlichsten Städte Hindostans. Sie gehört jetzt zu den unmittelbaren brittisch-ostindischen Besitzungen, und liegt in der Prä-

sidentschaft Calcutta, am westlichen Ufer des Flusses Dschumnah (Jumna), wo sie sich auf 8 engl. Meilen in der Länge, und an einigen Orten auf 4 Meilen in der Breite ausdehnt. Das ehemalige kaiserl. Residenzschloß, mehrere prachtvoll gebaute kaiserl. Grabmäler, zahlreiche glänzende Moscheen und eine Menge gut gebauter Privathäuser und reicher Kaufläden sind eine Zierde der auch in ihrem Verfalle noch großen und merkwürdigen Stadt. Was selbst die glaubhaftesten Reisenden von der ehemaligen Pracht derselben und von den unermeßlichen Reichthümern erzählen, welche die mogolischen Kaiser daselbst aufgehäuft hatten, grenzt an das Fabelhafte. Wir erwähnen hier, der Kürze wegen, nur des sogenannten Pfauenthrons, der von massivem Golde war, und dessen Rücklehne ein Pfauenschwanz bildete, an welchem man durch zahllose Edelsteine aller Art das natürliche Farbenspiel nachgeahmt hatte. Er ward auf 75 Millionen Thaler geschätzt; Nadir Schah führte ihn als Beute mit hinweg, und man hat den Werth dessen, was dieser Eroberer an baarem Gelde, Kleinodien, kostbaren Gefäßen und Waffen aller Art allein aus den kaiserlichen Schatz- und Rüstkammern, imgleichen an Elephanten, Pferden und Kameelen aus den kaiserlichen Ställen raubte, auf die unglaubliche Summe von 425 Millionen Thalern berechnet.

Delisle oder De L'Isle (Guillaume) berühmter Geograph, geb. 1675 zu Paris. Seine Neigung zur Geographie verrieth sich schon in seiner Kindheit, und von Cassini unterrichtet, entwickelte sich sein Geist so schnell, daß er früh den Gedanken faßte, dem ganzen Gebäude der Geographie eine neue Grundlage zu geben, und im 25. Jahre hatte er seine Aufgabe gelöset, da er 1700 eine Weltcharte, Charten von Europa, Asien und Afrika, einen Himmels- und einen Erdglobus von einem Fuß im Durchmesser herausgab. Er legte dabei, was seine Vorgänger, meist blindlings den Längenbestimmungen des Ptolemäus folgend, vernachlässigt hatten, die bis zu seiner Zeit gemachten astronomischen Beobachtungen zum Grunde, die er aber mit den, von alten und neuern Reisenden angegebenen Ortsentfernungen und den vorhandenen Reisebeschreibungen sorgfältig verglich; und so erwarb er, bei prüfender Benutzung der critischen Arbeiten einiger Vorgänger, den Ruhm, der eigentliche Begründer des geographischen Systems der Neuern zu sein. Die Anzahl seiner Charten zur Geographie der alten und neuen Welt beläuft sich auf mehr als hundert, und darunter zeigt die letzte Ausgabe seiner Weltcharte von 1724 die Fortschritte, welche die Geographie zwei Jahre vor seinem Tode gemacht hatte. Wie weit diese auch seitdem gekommen ist, so sind doch jene Charten, sowohl für die Geschichte der Wissenschaft, als auch selbst zur Bestimmung verschiedener hier bereits in Uebereinstimmung mit den Beobachtungen neuerer Reisenden angegebenen Punkte, noch immer schätzbar. Delisle unterrichtete Ludwig XV. in der Geographie, und erhielt dafür den früher nicht üblichen Titel eines königlichen Geographen. Sein Bruder, Joseph Nicolas, geb. 1688 zu Paris, widmete sich gleichfalls von früher Jugend an der Astronomie, und hatte bereits, ehe er die Grundsätze der Wissenschaft kannte, durch ein selbsterfundenes sinnreiches Verfahren verschiedene Aufgaben derselben gelöset. Unter Lieutauds und Cassinis Leitung machte er schnelle Fortschritte, die ihm die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften erwarben. Seine Beobachtungen des Durchgangs des Merkurs durch die Sonne, 1723, und der Sonnenfinsterniß von 1724 erhöhten seinen

Digitized by Google

Ruhm, und die Kaiserin Catharina rief ihn nach Petersburg, um durch ihn eine Schule für die Astronomie anlegen zu lassen, wozu schon Peter I. ihn früher aufgefordert hatte. Die neue Schule ward durch Delisles Bemühungen bald berühmt. Er benutzte die Zeit, die sein Lehramt ihm übrig ließ, zu verschiedenen Reisen, und sammelte viele schätzbare Nachrichten für Naturkunde und Geographie. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland kaufte der König seine reichhaltigen Sammlungen für Astronomie und Geographie, die dem Marine-Depot übergeben wurden, und bestellte ihn zum Aufseher darüber. Bis zu seinem Tode, 1768, setzte Delisle seine Beobachtungen mit unermüdetem Eifer fort, und bildete unter andern Schülern auch Lalande. Sein wichtigstes geographisches Werk ist das Mémoire sur les nouvelles Découvertes au Nord la mer du Sud (1752), welches das Ergebniß der Bemühungen der Russen zur Entdeckung eines Weges aus dem Südmeer in die Gewässer nördlich von Amerika enthält. Seine Mémoires pour servir à l'histoire et aux progrès de l'astronomie, de la géographie et de la physique (1738) blieben unvollendet, und sein Avertissement aux astronomes sur l'éclipse annulaire du soleil que l'on attend le 25. Juin (1748), ist eine vollständige geschichtliche Uebersicht aller ringförmigen Sonnenfinsternisse.

Delorme (Marion), geb. um 1612 zu Chalons in der Champagne. Sie war die Geliebte des unglücklichen Cinq-Mars, der dem Cardinal Richelieu unterlag, erwartete aber nicht den Tod ihres Geliebten, ehe sie neue Verbindungen anknüpfte, und ihr Haus war der Sammelplatz der feinsten jungen Höflinge. Als sie sich 1650 in die Parteiungen der mißvergnügten Prinzen verwickeln ließ, entzog sie der Verhaftung nur durch eine wirkliche oder vorgebliche Krankheit, und wußte bald nachher das Gerücht von ihrem Tode zu verbreiten. Sie soll ihrem Leichenbegängniß am Fenster zugesehen haben. Sie reisete darauf nach England, heirathete einen reichen Lord, kam nach einigen Jahren als Witwe mit vielem Gelde zurück, ward unterwegs von Räubern angefallen und gezwungen, den Hauptmann derselben zu heirathen, und als sie nach einigen Jahren wieder Witwe geworden war, heirathete sie einen gewissen Lebrun in der Franche-Comté, mit welchem sie später nach Paris kam, wo sie 1706, erschüttert durch den Tod ihrer Freundin, der berühmten Ninon de Lenclos, in großem Mangel als Witwe starb. La Borde hat im Anhange zu den von ihm herausgegebenen Briefen der Ninon (Paris 1816, 3 Bde.) Marions abenteuerliches Leben erzählt.

Denon (Dominique Vivant, Baron von). Dieser ausgezeichnete französische Künstler und Kunstkenner, welcher gegenwärtig fast 80 Jahre zählt, wurde zu Chalons-sur-Saone geboren, und stammt aus einem adeligen Geschlechte. Schon in jüngeren Jahren zur Vollendung seiner Studien nach Paris gesandt, entwickelte sich hier sein Talent für die Künste schnell, und seine persönliche Liebenswürdigkeit gefiel Ludwig XV so, daß er ihn zum Gentilhomme ordinaire bei seiner Person ernannte. Späterhin ging er als Gesandtschaftscavalier nach Petersburg, wo ihn aber Catharina mit ängstlichem Auge bewachte: dann ward er mit einer diplomatischen Sendung nach der Schweiz beauftragt, die er verließ, um eine Stelle bei der französischen Gesandtschaft in Neapel anzunehmen. Der Aufenthalt in dieser Stadt, und Reisen durch das Land, bis nach Sicilien und Malta, gaben ihm Gelegenheit, sein Talent für die Zeichnung zu üben, und waren Veranlassung zur Herausgabe der Voyage pittoresque en

Sicile, welche 1788 zu Paris, ausgestattet mit aller typographischen Pracht, erschien, und großen Beifall erhielt. Der Tod des Ministers Vergennes, seines Gönners, — nach Andern, die Ungunst der Königin Maria Caroline, endete Denons Laufbahn zu Neapel. Doch fesselte ihn das Studium der großen Maler an Italien; besonders hielt er sich mehrere Jahre zu Venedig auf. Dort glänzte er in den Cirkeln der Gräfin Albrizzi, welche für eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen galt, und gern berühmte und ausgezeichnete Männer um sich versammelte. Denon hat auch eine Stelle in den „Ritratti" dieser Dame erhalten, wo sie seinem Charakter, seiner Leidenschaft für die Kunst, seiner Anmuth, seiner Fröhlichkeit die größten Lobsprüche macht, und auch jene unschuldige Bosheit, welche das Lächerliche Anderer in ihm aufregt, in Schutz nimmt. Die Aufmerksamkeit, welche die Revolution überall auf die Franzosen lenkte, vertrieb ihn aus Venedig. Zu Florenz konnte er eben so wenig lange verweilen, als in der Schweiz; er mußte nach Frankreich zurück, und zwar zur Zeit des Terrorismus; doch selbst Robespierre fand Gefallen an ihm, weswegen auch Denon der Nachrede nicht entgangen ist, den jacobinischen Grundsätzen gehuldiget zu haben. Endlich lernte er Buonaparte kennen, und verband sich sogleich auf das engste mit ihm. Er begleitete ihn erst auf seinen italienischen Feldzügen, und dann nach Ägypten, und das Werk, welches die Frucht dieser Reise war, hat Denons Ruhm noch fester begründet, vorzüglich die Kupfer, die dasselbe zieren. Denon zeigt sich hier als höchst geschickter und gewandter Zeichner; die todte und die lebende Natur, die Monumente der Jahrhunderte, und der Araber, der die Wüste durchfliegt, sind mit Treue und Wahrheit dargestellt. Als er mit Buonaparte nach Paris zurückgekommen war, ward er zum Generaldirector der Museen ernannt, und was die bildende Kunst zur Verherrlichung der Thaten Buonapartes hervorbringen sollte, Denkmäler, Schaumünzen u. s. w., ward seiner Oberaufsicht anvertraut. Er begleitete Napoleon auf allen seinen Feldzügen, zeichnete, und hatte besonders das Geschäft, in allen eroberten Ländern die Kunstwerke auszuwählen, welche als Siegstrophäen nach Paris geschleppt wurden, und unsere ausgeplünderten Sammlungen und Museen gaben das beste Zeugniß, wie er sich dieses Auftrags entledigte. 1815 hatte er die Demüthigung, daß der Raub wiedergefodert wurde, und jeder zurückerhielt, was ihm gehörte. Bei dem Sturze Napoleons waren ihm seine Ämter gelassen; er verlor sie erst, als er 1815 sich dem Usurpator wieder genähert hatte. Gegenwärtig lebt er zurückgezogen, und die Herausgabe seiner reichen Kunstsammlungen, die durch Kupferstich und Steindruck vervielfältigt werden sollen, machen die Beschäftigung seines hohen Alters aus.

Depeschen, der ursprünglichen Bedeutung nach: amtliche Schreiben, welche eine schnelle Ausfertigung erfodern. Dem heutigen Sprachgebrauch zufolge, versteht man darunter Briefschaften und Papiere, welche einem Courier zur Besorgung anvertraut sind.

Derflinger (Georg, Freiherr von) früher Dörfling genannt, preußisch-brandenburgischer Generalfeldmarschall, einer der ersten Helden des von Friedrich Wilhelm, dem großen Churfürsten, gegründeten preußischen Militairstaats, war geboren im März 1606, nach einigen Nachrichten in einem österreichischen Dorfe im Lande ob der Ens. Nach Pauli, war Georg Dörfling der Sohn eines protestantischen Landmanns in Böhmen. Er trieb anfangs das Schneiderhandwerk, und wollte, wegen der Unruhen in Böhmen, um sich den Religions-

Digitized by Google

bedrängen nach der Schlacht auf dem weißen Berge zu entziehen, nach Berlin wandern. Als man ihn aber, weil er kein Geld hatte, nicht über die Elbe setzen wollte, warf er sein Bündel in den Strom und griff zum Schwert. Eine Zeitlang diente er als Gemeiner, unter dem General von Thurn; dann trat er in schwedische Kriegsdienste, wo er unter Gustav Adolphs, hierauf unter Banners und Torstenson's Fahnen focht. Die Botschaft von dem Siege bei Leipzig (1642), zu welchem er als Oberster an der Spitze seines Reiterregiments viel beigetragen hatte, überbrachte er der Königin Christina, welche ihn dafür zum Generalmajor ernannte. Nach dem Frieden, als Fremder aus dem schwedischen Heere entlassen, wandte er sich nach Brandenburg, und trat 1654 als Generalmajor der Cavallerie in die Dienste des Churfürsten Friedrich Wilhelm, der seine Talente und seinen Muth zu belohnen bald Gelegenheit fand. 1657 ward Dörfling geheimer Kriegsrath, 1670 Generalfeldmarschall, 1677 Obergouverneur aller pommerschen Festungen, und 1678 Statthalter von Hinterpommern und Camin. Er hatte sich seit 1654 in allen Feldzügen des grossen Churfürsten, gegen die Polen, Schweden und Franzosen, durch Klugheit, Schnellblick, Thatkraft und Tapferkeit ausgezeichnet. Auch brauchte ihn der Churfürst zu Gesandtschaften, und Kaiser Leopold erhob ihn 1674, auf Ansuchen seines Landesherrn, in den Reichsfreiherrnstand. Von seinen Waffenthaten führen wir nur einige an. Durch den Überfall der Schweden an der Havel und die Wegnahme von Rathenau am 15. Jun. 1675 bahnte Derflinger dem großen Churfürsten die Bahn zu dem Siege bei Fehrbellin (s. d. A.), am 18. Juni, wo er den Oberbefehl unter dem Churfürsten hatte. 1678 eroberte er Stralsund. 1679 führten er und der Churfürst die Truppen auf Schlitten über den curischen Haf, überfielen das schwedische Heer und jagten es nach Liefland. Der tapfere Derflinger, dessen Betragen stets einfach, bescheiden und, wie seine Sprache, offen, nicht selten derb war, behielt auch als Greis noch seinen muntern, thätigen Geist und sein frisches, kräftiges Herz. Er starb 1695, in einem Alter von 89 Jahren. Nach seinem Tode ward auf ihn eine Gedächtnißmünze geprägt, deren Rückseite Mars und Hercules als seine Ahnen darstellt; die Hauptseite zeigt das wohlgetroffene Brustbild des Helden. Sein Geschlecht erlosch mit seinem Sohne, Friedrich, Freiherrn von Derflinger, der als kön. preuß. Generallieutenant 1740 zu Berlin ohne Erben starb. Vergleiche Pauli's Leben großer Helden ꝛc. IX., Königs authent. Nachr. von dem Leben Derflingers, Stendal, 1786, und das biogr. Lex. preuß. Milit. I.

Descendenten, s. Absteigende Linie. Bd. 1.

Desfontaines (Pierre François Guyot, Abbé) geb. zu Rouen 1685, gest. zu Paris 1745, einer von denjenigen Literatoren Frankreichs, die bei uns mehr durch ihre Streitigkeiten mit Voltaire, und durch die groben Schmähschriften dieses Helden der französischen Literatur des 18. Jahrh., als durch ihre eigenen Geisteserzeugnisse bekannt geworden sind. Wenn indeß Voltaire durch die Überlegenheit seines Witzes die Lacher auf seine Seite zu ziehen wußte, so sind die unparteiischen Beurtheiler doch längst darüber eins, daß das Recht keineswegs so ganz auf seiner Seite war, und daß die Critiken des Abbé Desfontaines zwar strenge, aber nicht ungerecht zu nennen sind. Eine der Schriften des Abbé, welche besonders das Unglück hatte, die Galle des verwöhnten und reizbaren Dichters in Bewegung zu setzen, war das bekannte Dictionnaire néologique, wovon 1750 (Amster-

dam und Leipzig) die 6. Auflage erschien; ein Werk, welches bestimmt war, die Reinheit der französischen Sprache in der Art, wie die großen Männer des 17. Jahrh. sie ausgebildet hatten, zu bewahren und zu vertheidigen, und in diesem Betracht unstreitig viel Gutes gewirkt hat.

Deutsche Kaiser, s. die Art. Deutschland, Deutsches Reich und Kaiser. Bd. 3 u. 5.

Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, geb. 1499, Geliebte König Heinrich II. von Frankreich, stammte aus dem alten Geschlechte Poitiers in der Dauphiné. Sehr jung an den Groß-Seneschal der Normandie, Louis de Breze, vermählt, ward sie im 31. Jahr Wittwe, und einige Zeit nachher die Geliebte des jungen Herzogs von Orleans, und als dieser Thronfolger geworden war, entzündete sich der bitterste Haß zwischen ihr und der Herzogin von Etampes, der Geliebten Franz. I., welche über die bejahrte Nebenbuhlerin bitter spottete. Diana rächte sich an ihr durch Verweisung, sobald Heinrich II. 1547 König geworden war, in dessen Namen sie unbeschränkt herrschte. Bis zu seinem Tode (1559) übte sie durch Geist und Anmuth eine so unerschütterliche Gewalt über ihn aus, daß abergläubische Zeitgenossen ihr Zauberkräfte zuschreiben. Sie zog sich sodann auf ihr Schloß Anet zurück, wo sie eine wohlthätige Anstalt für 12 arme Witwen stiftete, und 1566 starb. Man hat Denkmünzen mit einem Bilde, das den Gott der Liebe mit Füßen tritt, und der Umschrift: Omnium victorem vici, die Besiegerin des Allbesiegers.

*Didot. Mehrere Personen dieser berühmten Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie haben sich durch Erfindungsgabe und Talent, durch den großartigen Sinn in Betreibung ihrer Kunst und ihres Gewerbes, durch die vielen und schönen Werke, die aus ihren Pressen hervorgingen, so ausgezeichnet, daß man sie wohl mit Elzeviren, diesen berühmten holländischen Buchdruckern und Verlegern des 17. Jahrh., zusammenstellen kann. I. François Ambroise Didot, Sohn des berühmten Buchdruckers und Buchhändlers, François Didot, geb. 1730, erfand die gegossenen Stegen und die Pressen mit einem Zuge. Aus seiner Schriftgießerei gingen die schönsten Typen hervor, die man bis dahin in Frankreich gesehen hatte, und bei ihm wurde zuerst auf Velinpapier gedruckt. Auf Fehlerlosigkeit wandte er die größte Sorgfalt. Auf Befehl Ludwigs XVI. besorgte er eine Sammlung französischer Classiker, für den Unterricht des Dauphins bestimmt. Er starb 1804. II. Pierre François Didot, Bruder des Vorhergehenden. Ihm wurde von seinem Vater das Buchhändlergeschäft übergeben; er kaufte aber auch eine Druckerei dazu, und wurde Buchdrucker von Monsieur, dem jetzt regierenden Könige Ludwig XVIII. Er trug durch Verbesserungen zu den Fortschritten seiner Kunst bei, und hat einige sehr schöne Ausgaben geliefert. Er starb 1795. III. Pierre Didot der Aeltere, der sich an die Männer des ersten Ranges in seiner Kunst gereiht hat, Sohn von François Ambroise, wurde geb. 1762, und übernahm 1789 von seinem Vater die Druckerei. Er vollendete zuerst die von jenem angefangene Sammlung für den Dauphin. Bald aber genügte ihm dies nicht mehr; bei dem allgemeinen Schwunge, den so viele technische Bestrebungen durch die Revolution nahmen, strebte er nach dem Ruhme, Frankreichs Bodoni zu werden, und faßte den Plan zu Prachtausgaben von classischen Schriftstellern in Folio, die die besten vorhandenen, wo möglich, übertreffen sollten. Er scheute keine Kosten, sie mit allem Glanze und allen Zierden der zeichnenden

Digitized by Google

Kunst, wozu er die ersten Meister berief, auszustatten. Selbst einen Theil seines Vermögens opferte er diesem Lieblingsgedanken. Sein Virgil (1798) erschien dieser Anstrengungen würdig, noch mehr aber sein Racine von 1801, den die Franzosen für das erste typographische Erzeugniß aller Länder und Zeiten halten. Von diesen und einigen andern ähnlichen Ausgaben sind nur 250 Exemplare abgezogen. Unter den aus seiner Presse hervorgegangenen Werken bemerken wir noch Visconti's Iconographie als vorzüglich ausgezeichnet. Nach einem nicht geringern Ziele strebte Didot in der Schriftgießerei, und widmete der Verbesserung der Lettern die Anstrengung von 10 Jahren. So brachte er Typen von 18 verschiedenen Arten, nach einem neuen Verhältnisse abgestuft, hervor: mit diesen druckte er 1819 einen Boileau und die Henriade. Auf die Correctheit und Reinheit des Textes, auf vollkommene Gleichheit in der Orthographie wendet Didot nicht geringere Sorgfalt, als auf typographische Schönheit. Auch als Literator hat er sich bekannt gemacht: vor den Ausgaben des Virgil und Horaz stehen lateinische Vorreden von ihm, und außerdem hat er mehreres, in französischer Prosa sowohl als in Versen, geschrieben. Von allen Regierungen hat er Ehrenbezeugungen erhalten, von der Republik, Napoleon und Ludwig XVIII.; von Letzterm den Orden des heiligen Michael. IV. Firmin Didot, Bruder des Vorhergehenden, Drucker und Schriftgießer. Er ist Erfinder einer neuen Schreibschrift, und eines besondern Verfahrens, die Lettern zu verbinden, welche er Stereotypen nannte, (s. d. Art. Buchdruckerkunst Bd. 2). Auch er hat sich in der Dichtkunst nicht ohne Glück versucht. V. Henri Didot, Sohn des Pierre François und Vetter der beiden Vorhergehenden, zeichnete sich schon früh als Schriftschneider aus; dann aber suchte er besonders das Gießen der Lettern zu vervollkommnen, welches ihm auch durch Erfindung eines neuen Gießinstruments gelang. Er nennt sein Verfahren fonderie polyamatypo; es ist dasselbe nicht nur bei weitem zeitersparender als das alte, sondern die gelieferten Lettern sind auch wohlfeiler.

Diemen (Anton van), Oberbefehlshaber des holländischen Ostindiens, geb. 1593 zu Cuylenburg. Unglücklich als Kaufmann, und von seinen Gläubigern verfolgt, ging er nach Indien, wo er durch seine Schönschreibekunst den Grund zu seinem Glücke legte, und schnell bis zur höchsten Würde stieg. Er zeigte in dieser Stelle ein ausgezeichnetes Talent zur öffentlichen Verwaltung, und trug viel zur Befestigung der holländischen Handelsmacht in Indien bei. Abel Tasman, den er 1642 mit zwei Schiffen in's Südmeer schickte, gab hier einem Lande, das lange für einen Theil von Neuholland gehalten, aber durch spätere Untersuchungen als eine Insel erkannt worden ist, den Namen Van Diemens Land, und entdeckte Neu-Seeland. Ein anderer Seefahrer, den er aussandte, machte in den Gewässern nördlich von Japan Entdeckungen, welche durch Seereisen in unsern Tagen bestätigt worden sind. Ein Theil des nordwestlichen Neuhollands, den man auch Van Diemens Land nennt, wurde wahrscheinlich erst später, vielleicht auch durch Tasman entdeckt. Van Diemen starb 1645 mit dem Rufe eines geschickten und redlichen Befehlshabers.

Digeriren heißt beim Scheidekünstler oder Apotheker die Vorbereitung eines oder mehrer Körper, die erweicht oder aufgelöset werden sollen, indem man solche mit einer Flüssigkeit in einem verschlossenen Gefäße einer gelinden Wärme kürzere oder längere Zeit aus-

setzt, wodurch unter anderm Essenzen, Elixire und Tincturen gewonnen werden.

Dillenius, berühmter Pflanzenkenner, geb. 1687 zu Darmstadt, machte sich schon vor Linné (s. d. Art. Bd. 5.) durch Untersuchungen über die Fortpflanzung der Gewächse, besonders der Kryptogamen, bekannt. Auf die Einladung des reichen Pflanzenkenners, Wilhelm Sherard, ging er 1721 nach England, wo er theils in London, theils auf dem Landsitze seines Freundes zu Eltham lebte. Hier gab er verschiedene Werke heraus, besonders das 1732 erschienene Prachtwerk: Hortus Elthamensis, wozu er alle Abbildungen mit der größten Treue selber gezeichnet hatte, und seine letzte Schrift über die Moose (Historia Muscorum), die seinem Ruhme die Krone aufsetzte. Sherard stiftete, wie man glaubt, eine eigene Lehrstelle der Botanik auf der Universität zu Oxford, zu Gunsten seines Freundes, der auch 1747 hier starb.

Dionysius der Areopagit (Beisitzer des Gerichtshofes zu Athen, der Areopag genannt wurde), um die Mitte des 1sten Jahrh. durch den Apostel Paulus zum Christenthume bekehrt, und erster christlicher Bischof zu Athen, wo er den Märtyrertod erlitt, ist durch die ihm beigelegten griechischen Schriften und als vermeinter Schutzheiliger Frankreichs merkwürdig. Diese wegen schwer verständlicher Mystik dunkeln Schriften über die himmlische Hierarchie, die Namen Gottes, die kirchliche Hierarchie und die mystische Theologie, nebst einer Anzahl Briefe, die durch Styl, Inhalt und historische Beziehungen augenscheinlich einen Verfasser verrathen, der nicht vor der Mitte des 4ten Jahrh. gelebt haben kann, kamen als Werke des Dionysius erst im 6ten Jahrh. auf verdächtige Weise zum Vorschein. Blendende neuplatonische Phantasien über das göttliche Wesen und die Ordnungen der Engel und seligen Geister, glanzvolle Schilderungen der Ceremonien des katholischen Cultus, Verherrlichungen der Hierarchie, Lobpreisungen des Mönchlebens und mystische Deutungen der Kirchenlehre gaben ihnen so großen Reiz, daß die darin vorkommenden Ungereimtheiten für den versinsterten Clerus des 7ten Jahrh. kein Hinderniß mehr waren, sie fleißig zu lesen und durch Voraussetzung ihrer Aechtheit den apostolischen Ursprung einer Menge viel später aufgekommener kirchlicher Gebräuche und Anstalten in ihnen erwiesen zu sehen. In Frankreich, wo ein Dionysius im 3ten Jahrh. die christliche Gemeine zu Paris gestiftet hatte, wurden sie im 9ten Jahrh. begierig aufgenommen und aus diesem Dionysius ohne Untersuchung der Areopagit gemacht, um das Alter der gallicanischen Kirche bis in das 1. Jahrh. hinaufrücken und einen unmittelbaren Schüler der Apostel als Schutzheiligen des Reichs verehren zu können. Der Gebrauch dieser oft in das Lateinische übersetzten Schriften gab dem Mönchsleben in der abendländischen Kirche neuen Schwung, und zur Entwicklung der mystischen Theologie den ersten Anstoß. Das Kloster St. Denys bei Paris, ursprünglich dem Stifter des Christenthums in Paris, nun dem Areopagiten Dionysius gewidmet, stritt sich im 11ten Jahrh. mit dem Kloster St. Emmeran in Regensburg über die Aechtheit seiner Gebeine, die beide zu besitzen meinten und vom Papste anerkennen ließen, und im 14ten Jahrh. hatte eine Kirche in Paris von dem Kopfe des Heiligen noch ein drittes Exemplar. Daß aber eben sowohl diese Reliquien als jene Schriften unecht sind, und Dionysius der Areopagit weder solche Schriften hinterlassen, noch je in Frankreich gelehrt habe, ist im 17ten Jahrh. durch die französischen Critiker

Digitized by Google

Delle, Sirmond und Launoi außer Zweifel gesetzt, und kein Gelehrter wagt jetzt noch, ihn Frankreichs Schutzheiligen zu nennen.

Dionysius, der Kleine (wegen seiner kurzen Gestalt), ein scythischer Mönch, der in der ersten Hälfte des 6ten Jahrh. Abt eines Klosters in Rom war und um 545 starb, ist als Urheber der christlichen Zeitrechnung unvergeßlich. Er berechnete 526 einen Ostercyclus (s. Calender Bd. 2.) und setzte nach den zuverlässigsten alten Angaben die Geburt Christi in das J. 753 nach Roms Erbauung. Die dadurch begründete, jetzt geltende Zeitrechnung, nach Jahren seit der Geburt Christi kam erst im 8. Jahrh. öffentlich in Gebrauch. Schnellern Beifall fand seine Sammlung von Kirchengesetzen, nämlich von sogenannten apostolischen Canonen, für die römischen Bischöfe günstigen Beschlüssen der Concilien und amtlichen Briefen römischer Bischöfe seit dem Ende des 4ten Jahrh., die man Decretalen nennt. Die Gleichstellung der letztern mit den Concilienbeschlüssen war diesen Bischöfen so schmeichelhaft und der Inhalt der Briefe ihrer Vorgänger eine so erwünschte Aufforderung, ältere Anmaßungen zu erneuern, daß diese Sammlung bald das Ansehen einer anerkannten Quelle des canonischen Rechts erhielt. Dionysius war, wie sein Freund Cassiodor ihm nachrühmt, ein guter lateinischer Stylist und Kenner der griechischen Sprache, aus der er viel übersetzte. Sonst weiß man von ihm nur, daß er den Aberglauben der Theopaschiten begünstigte.

Diren, s. Eumeniden Bd. 3.

Dispache heißt die Auseinandersetzung oder Vertheilung eines Seeschadens unter die zur Theilnahme verpflichteten Personen, nach demjenigen Seerecht, welchem Schiff und Ladung zur Zeit des erlittenen Schadens unterworfen waren. Die in den großen Seehäfen von der Obrigkeit zu diesem Geschäfte angesetzte Person heißt Dispacheur. Dieser entwirft nach Gesetzen, Herkommen, Schiffspapieren und Verklarung (dem über den Schaden aufgenommenen Protocoll) die Berechnung, und bestimmt die Ausgleichung zwischen den Versicherern, Befrachtern und andern dabei betheiligten Personen. (Vergl. d. Art. Avarie Bd. 1.)

Dollart, ein Meerbusen der Nordsee zwischen Ostfriesland und der holländischen Provinz Gröningen, am Ausflusse der Ems, 2½ deutsche Meilen lang und 1¼ Meile breit, dessen wir hier nicht erwähnen würden, wenn er nicht durch die Art seiner Entstehung, aus einem vom Meere verschlungenen ansehnlichen Strich Landes, merkwürdig wäre. Den über diese merkwürdige Begebenheit vorhandenen ältern Nachrichten zufolge, brach zuerst im J. 1277 das Wasser mit unwiderstehlicher Gewalt herein, und da die Fluten sich in den folgenden Jahren, vornehmlich 1287, wieder einstellten, so bildeten sie nach und nach den jetzigen Meerbusen, auf dessen Stelle zuvor an funfzig größere und kleinere Ortschaften sollen gestanden haben. Auf den ältern, von Sanson, Allart ꝛc. herausgegebenen Charten des Fürstenthums Ostfriesland, auch auf der homannischen vom J. 1730, findet man Abbildungen des verschlungenen Landstrichs, deren Richtigkeit freilich dahin gestellt bleiben muß. Durch die Vervollkommnung der Wasserbaukunst sind übrigens in den letzten Jahrhunderten dem Meere, besonders an der flachen ostfriesischen Seite, wieder bedeutende Strecken Landes abgewonnen worden, und durch dauerhafte Eindeichungen vor ähnlichen Unfällen gesichert.

Dominique le Pree, berühmter Arlequin des italienischen Theaters (eigentlich Joseph Dominique Biancolelli), geb. 1640 zu Bologna, ward 1660 vom Cardinal Mazarin nach Paris berufen, wo

er unter der italienischen Schauspielergesellschaft den Arlequin mit dem größten Beifall bis zu seinem Tode 1638 spielte. Als die Schauspieler des französischen Theaters die Italiener hindern wollten, auf ihrer Bühne französische Stücke zu geben, wollte Ludwig XIV. die Gründe beider Parteien hören. Baron und Dominique mußten vor ihm erscheinen. Jener hatte im Namen der Franzosen gesprochen, und als die Reihe an Dominique kam, fragte er den König, wie er sprechen solle. Sprich wie du willst, antwortete der König. Mehr brauche ich nicht, hob Dominique wieder an: ich habe gewonnen. Der König ließ es lachend dabei, und seit jener Zeit gab das italienische Theater ungehindert französische Stücke.

Domremy la Pucelle, Geburtsort der Jeanne d'Arc (s. d. Art. Bd. 5.) ist ein kleines Dorf im französischen Depart. der Vogesen (Wasgau), nicht weit von der Stadt Vaucouleurs (im Maas-Depart.) und liegt in einer fruchtbaren Gegend, die viele Weideplätze und gute Viehzucht hat. Hier zeigt man noch das Haus, in welchem das begeisterte Hirtenmädchen geboren wurde. Nahe bei demselben ist das ihr errichtete Denkmal, mit ihrem Brustbilde von Marmor, das am 10. Sept. 1820 feierlich eingeweiht wurde. Der Präfect des Vogesen-Depart. hatte nämlich jene Hütte gekauft, um sie für das Denkmal, welches er durch den Ingenieur Jollois bauen ließ, zu erhalten. Dabei befindet sich eine Schule zum unentgeltlichen Unterrichte junger Mädchen. S. die Beschr. mit Kpf. in der Hist. abrégée de la vie et des exploits de Jeanne d'Arc, par Jollois, fol. 1821. In Vaucouleurs machte bekanntlich die Jungfrau zuerst dem Commandanten ihre göttliche Sendung zur Rettung des Königsreichs kund.

*Donau, ein deutscher Fluß, den die Römer, von seinen Quellen bis Wien, Danubius, und unterwärts Ister nannten, entspringt aus 3 Quellen, der Brege, Brigach und einer kleinern auf dem Schloßhofe des Fürsten zu Fürstenberg, 2050 Fuß über dem Meere, 28° 10′ L. 47° 58′ Breite, wo das vereinigte Gewässer den Namen Donau erhält. Nachdem sie die Iller oberhalb Ulm aufgenommen, wird sie schon schiffbar, indem sie 8 bis 12 Fuß Tiefe hat, und durchströmt im Osten das Königreich Baiern, dann von Engelhartszell bis Orsowa (140 Meilen) den österreichischen Kaiserstaat, und zuletzt die Türkei, bis sie, nach einem Lauf von 532 Meilen, und nachdem sie 30 schiffbare Flüsse, und unter solchen die Iller, Wernitz und Altmühl, den Regen, die Rabe, den Lech und Inn, die March, Iser, Enz, Drau, Sau, Murr, Theiße, Aluta und Morawa, den Sireth, Pruth und Temes, nebst 90 andern Flüssen aufgenommen hat, sich in's schwarze Meer ergießt. Ihre Mündung hat 5 Arme, genannt Kili-, Suline-, Kedrillo-, Porteßa- und Islawa-Bogasi. Der erste Arm ist die Hauptmündung und der tiefste. Er steht jetzt, als zu dem von der Pforte an Rußland abgetretenen Beßarabien gehörig, unter russischer Landeshoheit. Der vierte und fünfte sind indeß gleichfalls schiffbar. Die Strömung des Flusses bringt so viel Wasser in's schwarze Meer, daß man solches in der Entfernung von 10 Meilen von der Küste noch wahrnehmen kann. Dies viele Gewässer führen der Donau der Schwarzwald, die schwäbische Alp, der Böhmerwald, die tyroler, steyermärker, kärnthischen und krainischen Alpen, das morlachische Gebirge, das karpathische und bulgarische zu. Ihre einst gefürchteten Strudel und Wirbel hat die Kunst in Deutschland und Ungarn viel gefahrloser gemacht, aber Orsowas Untiefen und andere Hindernisse unter türkischem Scepter hindern das fernere Herabschiffen bis in's schwarze Meer. Der Fluß ist überhaupt fisch-

Digitized by Google

reich, seine Thaten sind aber am berühmtesten. Am Ufer der Donau wurde sein Blut vergossen, um Deutschland und Pannonien vom römischen Scepter zu befreien; in ihrem Thale befestigte das Haus Habsburg seine deutsche Monarchie, und behauptete sich nach langem Kampfe gegen die Wildheit der Muselmänner; im nämlichen Thale kämpfte lange in unserm Jahrh. das Haus Österreich unglücklich wider Napoleons Übermacht, und behauptete sich dennoch am Ende in glänzenderer Macht als jemals.

Donnerlegion, Legio fulminatrix. Diesen schon unter dem Kaiser Augustus einer Legion im römischen Heere beigelegten Namen bezieht die christliche Sage auf folgende Begebenheit. Der römische Kaiser Marcus Aurelius gerieth, nach Vertreibung der Marcomannen und Quaden aus Ungarn über die Donau, bei Verfolgung dieser deutschen Völker in ihre Heimath, Böhmen und Mähren, mit einem Theile seines Heeres, im J. 174, in ein von Bergen eingeschlossenes ödes Thal, wo den vom Hauptheere abgeschnittenen Römern der Wassermangel, bei anhaltender Hitze und Dürre, nicht weniger gefährlich wurde, als die Anbringen des Feindes. In dieser äußersten Noth fiel plötzlich ein Regen, der die Römer erquickte, und gleich darauf traf ein Hagel- und Donnerwetter den Feind, den sie nun glücklich zurückschlugen und gänzlich besiegten. Der Kraft des Gebetes, zu dem die Noth den Kaiser und seine Krieger, nach ihren verschiedenen Religionen, angetrieben hatte, wurde diese wunderbare Rettung zugeschrieben, und unter den heidnischen und christlichen Schriftstellern, welche sie in den Hauptumständen übereinstimmend erzählen, sahen die Bekenner jeder Religion darin eine Wirkung des Gebets ihrer Glaubensgenossen. Nach Dio Cassius (Excerpt. Xiphilin. L. LXXI. cap. 8.) sollte ein ägyptischer Zauberer im Gefolge des Kaisers, nach Capitolinus (Vita Marc. Aurel. cap. 24.) das Gebet des Kaisers selbst, nach Tertullianus (Apologet. cap. 5. Ad. Scapul. cap. 4.) und Eusebius (Hist. eccl. L. V. cap. 5.) allein das Gebet der Christen in seinem Heere das Wunder bewirkt, und deshalb die Legion, zu der sie gehörten, den Namen fulminatrix erhalten haben. Doch dieser Zusatz ist historisch unerweislich, und das der ersten Apologie des Märtyrers Justinus gewöhnlich beigedruckte griechische Schreiben des Kaisers Marcus Aurelius, das die Begebenheit ganz im Sinne der christlichen Schriftsteller erzählt, augenscheinlich unecht. Die bekannte bildliche Darstellung jener Rettung des römischen Heeres auf der zu Rom noch vorhandenen Marmorsäule, zu Ehren des Marcus Aurelius, auf der man neben römischen Soldaten, die den Regen auffangen, auch einen betenden Krieger erblickt, wird dadurch noch kein zuverlässiges Denkmal einer öffentlichen Anerkennung des Antheils der Christen an dieser Begebenheit. Er gehört daher unter die frommen Vermuthungen, wenn auch die Rettung selbst geschichtlich beglaubigt ist.

Doppelmayr (Joh. Gabr.), dieser thätige und sehr bekannte Mathematiker ward 1671 zu Nürnberg geboren, studirte anfänglich zu Nürnberg, Altorf und Halle die Rechte, machte aber bald Mathematik und Physik zu Hauptgegenständen seiner Beschäftigung, besuchte Holland und England, und erhielt nach seiner Rückkehr die mathematische Professur am Egydien-Gymnasium zu Nürnberg, die er 36 Jahre lang verwaltete. Er gab viele mathematische, geographische und astronomische Werke heraus, unter welchen sein Himmels-Atlas seinen Namen am weitesten verbreitete. Er erwarb sich Leibnitzens

ist, und durch 1600 Wahlmänner 2 Deputirte ins Parlament schickt. Dover ist, in Folge der drohenden französischen Landungsanstalten, von der Seeseite trefflich durch Strand- und hochliegende Batterien, ferner durch seine Martellothürme und sein 320 Fuß über der Meeresfläche steil am Ufer liegendes Castell, von einer Oberfläche von 25 Acres, von der Seeseite und einigermaßen auch von der Landseite befestigt. Dies Castell hat für 2000 Mann bombenfeste Casematten und einen Brunnen von 370 Fuß Tiefe, der solches gegen Wassermangel schützt. In und an den vielen Gebäuden und Thürmen dieses schönen Castells zeigt man manche Alterthümer, angeblich römischen Ursprungs. Gewiß ist die Grundmauer einer Redoute nahe beim Castell der Überrest einer ehemaligen Warte der Römer oder eines Pharus, den sie anlegten. Die vielen Thürme des Castells tragen jeder den Namen seines Erbauers. Auf der höchsten Felsspitze steht das Burgschloß, 92 Fuß hoch, ist wohlerhalten und dient als Zeughaus und zu Magazinen aller Art. Minen umgeben das Castell und machen jeden Versuch, es zu erstürmen, gefährlich.

Drastisch, aus dem Griechischen entlehnt, was stark und schnell wirkt; z. B. drastische Arzneien, als heftige Abführungsmittel ꝛc. Neuere Schriftsteller haben diesen Ausdruck auch in der Ästhetik gebraucht.

Drei, Dreizahl (Trias). Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß die Zahl Drei eine vom frühesten Alterthum her geheiligte Zahl war, (vgl. z. B. Mos. 4, 19, 12.) und noch heute sagt das Sprichwort: aller guten Dinge sind drei. Dies muß seinen Grund in der Natur dieser Zahl haben. Die Zahl Drei stellt uns die Einheit und den Gegensatz, das Princip und die Momente der Entwickelung, oder auch den Gegensatz und die verbindende Einheit (Synthesis) dar; sie ist die erste ungerade Zahl, die auch die erste gerade enthält; hierin liegt ihre eigenthümliche Bedeutung und Vollkommenheit. Schon im Alterthum mußte man wahrnehmen, daß sie überall zu finden ist, wo man Entwickelung des Mannichfaltigen wahrnimmt. Daher Anfang Mitte, Ende, am Himmel versinnlicht durch Aufgang, Culminationspunkt, Niedergang; Morgen, Mittag, Abend; Abend, Mitternacht, Morgen; und überhaupt in den sogenannten Dimensionen der Zeit: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Aber auch im Raume kehrt diese Dreizahl zurück, in oben, mitten, unten; rechts, mitten, links, und überhaupt in den Dimensionen des Raums; Länge, Breite, Dicke oder Tiefe. Für das Gesicht stellt sich die Dreizahl dar in der regelmäßigen Figur des Dreiecks, welches ebenfalls zu unendlichen symbolischen Darstellungen angewendet worden ist, und für das Ohr am vollkommensten im Dreiklang (s. d. Art. Bd. 3.) (Trias harmonica). Da das Dreifache auch die Grundlage der Symmetrie ist, so empfiehlt sich auch das Dreigestaltete, abgesehn von den symbolischen und andern Bezeichnungen, die sich daran knüpfen, in der Architektur und den Geräthschaften, welche einfacher Art sind. Hierher gehören die Triglyphen in der Architektur; der Dreifuß; der Dreizack, die drei Blitze des Jupiter; die ältere dreisaitige Lyra; obgleich die Dreizahl bei den erstern Gegenständen, so wie bei dem dreiköpfigen Cerberus, noch speciellere symbolische Beziehungen hat. Auch bei der Entwickelung unserer Gedanken begegnen wir, wie schon oben angedeutet, jener Trias in dem Setzen (Thesis), Entgegensetzen (Antithesis) und vereinigen (Synthesis) wieder, ja aller vielfachen Zahl Ursprung in unserm Geiste ist nur aus jenen ursprünglichen Functio-

Digitized by Google

nen des Denkens, die sich in den zusammengesetzten des Begreifens, Urtheilens und Schließens wiederholen, erklärbar. Daraus folgt jedoch keineswegs, daß wir sie erst auf die Dinge übertragen. In Hinsicht auf die Methode der philosophischen Entwickelung hat man verschiedenen Gebrauch von der Trias gemacht, wohin z. B. die Identität in der Triplicität bei Schelling gehört. Andere (wie z. B. Joh. Jac. Wagner) haben der Vierzahl (Tetrakty) mit Pythagoras einen höhern Rang beigelegt, in welcher man die erste Potenz und den diagonalen Gegensatz erkennt.

Dreifelderwirthschaft. Sie entstand in Italien, nachdem die Völkerwanderung und das System der Besitzer großer Landstrecken, mit dem wenigsten Kostenaufwande für Arbeiter und thierische Hülfe große Landgüter zu bestellen, folgende Rotation in Gang gebracht hatte: daß man nämlich das Ackerland in einem Jahre 4 bis 7 mal brachpflügte, dann im Herbste Wintergetreide säete, und hierauf mit Sommergetreide, als zweite und letzte Saat, schloß. Die Armuth an Dünger war wohl die erste Veranlassung dieses Feldsystems, mit dem Kaiser Carl der Große in Italien auf seinen Römerzügen bekannt geworden war. So weit die Domainen seines Staats reichten, führte er auf solchen die nämliche Feldbestellung ein, die damals allerdings, unter den kaum seßhaft gewordenen Franken mit ihrer gleichen Erbtheilung unter den Söhnen, eine Verbesserung der Landwirthschaft zu sein schien. Sie bildete sich zuerst in einem Lande, dessen Bevölkerung damals sehr abnahm. In Italien selbst und allenthalben in Deutschland, wo sich die Menschen vermehren, hat man in unsern Zeiten angefangen, die reine Brache abzuschaffen, und in dem für die Brache bestimmten Jahre Kartoffeln, Rüben, Mohn, Flachs, Hanf, Erbsen u. s. w. zu säen. So steht auch jetzt in Mitteldeutschland fast allgemein die Feldbestellung. Bis nach Holstein, dem alten Hauptsitz der Sassen am rechten Elbufer, ist jedoch die Dreifelderwirthschaft niemals vorgedrungen, und wahrscheinlich auch niemals in den südlichen Niederlanden (Belgien) herrschend gewesen, weil dort schon in der Periode der römischen Herrschaft eine zahlreiche Bevölkerung und eine starke Getreide- und Flachscultur bestand. Längst hätte man allenthalben statt der Dreifelderwirthschaft die vernünftigere Wechselwirthschaft eingeführt, wenn sich nicht mit jener das Zehntsystem der Gutsherrn an den Feldern ihrer sogenannten Unterthanen und Domainen, und die sogar die auf's weiteste getriebene Benutzung der Stoppel- und Brachweide auf fremdem Boden vor Maitag und nach Michaelis, ja sogar in der Periode der Begrünung der Brache mit Unkräutern und Erdflöhen eingeschlichen hätte. Noch fördert die Dreifelderwirthschaft, mit ihrem Mangel aller Befriedigung, das Vergnügen großer Hasenjagden und der Parforcejagden. Daher sind die Jagdthiere allenthalben zum Schaden der Production sehr häufig, wo die Dreifelderwirthschaft herrscht, und so selten wo, wie in Holstein und Meklenburg, Stoppelwirthschaft oder Wechselwirthschaft, im Wechsel tief und flach wurzelnder Gewächse, die beide mehr Production liefern, eingeführt sind. Es ist übrigens allerdings ein Vorurtheil, daß die Dreifelderwirthschaft auf gleicher Bodenfläche am meisten Getreide liefere, selbst wenn solche die Stallfütterung des Hornviehs unterstützte. Die Landwirthschaft, welche in einer gegebenen Zahl von Jahren im Stande ist, den meisten Dünger nachhaltig zu schaffen, wird dadurch fähig, zugleich die Getreide, viel Fleisch für die Schlachtbank und viele Handelsgewächse zu erzeugen. Dieses zu erreichen, muß aber der Wechselwirth-

schaft und sogar der Schlag- oder Koppelwirthschaft leichter werden, als der Dreifelderwirthschaft, selbst wenn diese die Stallfütterung des Hornviehs unterstützt. So lange die Römer vieler Krieger bedurften, die auf einer großen Anzahl von Familienstellen kleiner Oberfläche im heißen Italien viel zu produciren gezwungen waren, um sich von ihrem Boden zu ernähren, zwang sie dies, die Spatencultur mit der tiefen Erdrührung zur Hand zu nehmen, denn nur alsdann konnten das Getreide und alle flach wurzelnden Gewächse in den Sommermonaten sich erhalten, ehe diese eintraten, den Boden beschatten, und dadurch in einiger Feuchtigkeit erhalten. Seitdem diese gartenmäßige Bestellung verschwunden ist, die von Zeit zu Zeit das Feld gewissermaßen rejolte, ist das erste Kornland der Welt (Sicilien) nicht immer mehr im Stande, seine mäßige Bevölkerung von 1,600,000 Einwohnern mit Getreide zu versorgen, während es früher, bei einer ungleich stärkeren Bevölkerung, davon ausführte. Nächst dem Italiäner gebraucht den Grabscheit bei seiner Feldbestellung der fleißige Niederländer in Belgien, und das eben so gut in der üppigen flandrischen Marsch, als in der sandigen Campine von Nordbrabant, wenigstens alle 6 Jahre. Sein Hauptaugenmerk ist, viel Vieh zu ernähren, und wenn ihm dies gelungen ist, finden sich die reichen Getreideernten von selbst, als Folge eines sehr fruchtbaren Bodens. Weil aber der Belgier ebenfalls weiß, daß ein zu üppiger Boden nur mäßig producirt, so saugt er durch erschöpfende Saaten einen überreichen Boden wieder aus, und baut dafür auch nicht, wie so häufig in England der Fall ist, Lagerkorn.

Dreifuß. Der Dreifuß (Tripus) gehört zu den symbolischen Geräthen des griechischen Alterthums. Wir finden ihn zuerst mit bacchischen Religionsideen, dann auch mit dem delphischen Orakel oder Apollodienst (s. Pythia Bd. 7.), dann überhaupt als Symbol der Weissagung, göttlicher Herrschaft und Weisheit, mit verschiedenen Heiligthümern, vornehmlich in Delphi, Athen, Theben, Dodona, wo man auch einen musikalischen Gebrauch von ihnen machte, in Verbindung. Creuzer bemerkt, daß man dieses Geräth, wie die dreisaitige Lyra, auch auf die drei Jahrszeiten des ältesten Calenders bezogen habe. Sehr häufig finden wir auch den Greif als Bewahrer desselben. In der homerischen Zeit und bis zu Anfang freierer Kunstübung, um die 50. Olympiade, bediente man sich des Dreifußes daher auch hauptsächlich zu Weihgeschenken, ferner als Preise in den Wettspielen, die ja auch mit Gottesdienst in Verbindung standen. So wurde, Olymp. 48, 3, der erste Wettkampf, in welchem der Sieger einen Kranz erhielt, gleichzeitig mit der Ernennung der sieben Weisen, unter welchen, der Sage nach, der Dreifuß herumging, gefeiert. Auch bis zu späterer Zeit erhielt sich der Dreifuß als Preis dionysischer Festchöre. Sehr alt sind die Sagen von geraubten, geschenkten oder verlornen Dreifüßen, auf welche sich fast überall Herrscherrechte und andere Ansprüche und Anmaßungen gründen. So ist z. B. der Dreifußraub des Hercules bekannt, wovon der Candelaberfuß in dem königl. Antikencabinet zu Dresden eine interessante Darstellung gibt. Die älteste Statuengruppe, welche diesen Gegenstand vorstellt, und von Pausanias XIII, 4, erwähnt wird, war ein Weihgeschenk, welches die Phocäer, wegen eines über die Thessalier erfochtenen Sieges, nach Delphi sandten. Es bestand aus großen Bildern des Hercules und Apollo, die sich um den Dreifuß stritten, und die Athene auf der einen, die Leto und Artemis auf der andern Seite. Die weitere Ausführung des hier Angeführten hat Ottfried Müller in seiner Dissertation de tripode Del-

Digitized by Google

phico (Lpz. 1820. 4.) und in der als Fortsetzung davon zu betrachtenden Abhandlung in Böttigers Amalthea, Bd. 1. S. 319. ff. angegeben, wo man auch erläuternde Abbildungen findet.

Droske, nicht Droschke oder gar Troschke, ist ein aus der russischen Sprache entlehntes Wort, und bezeichnet einen leichten, vierrädrigen Wagen, welcher unbedeckt ist, und auf dessen Seitensitzen bald mehr, bald weniger Personen sitzen können. Die niedrigen Räder dieses Fuhrwerkes sind mit Kothflügeln versehen, damit die auf demselben Fahrenden nicht von dem aufwärts geschleuderten Staube, Koth und andern Unreinigkeiten beschmutzt werden.

Droz. Es giebt drei berühmte Mechaniker dieses Namens. 1) Pierre Jacquet, geb. zu Chaux de Fond, im Fürstenthum Neufchâtel in der Schweiz. Er war zum geistlichen Stande bestimmt, als er aber eine seiner Schwestern mit Uhrmacherarbeit, ein Gewerbzweig, der zu jener Zeit eingeführt wurde, beschäftigt sah, erwachte in ihm eine lebhafte Neigung zu dieser Beschäftigung. Über gewöhnliche Handwerksarbeit sich erhebend, suchte er bald einen Theil des Uhrwerks zu vervollkommnen, und es gelang ihm in kurzer Zeit, in gewöhnlichen Uhren ein Glocken- und Flötenspiel anzubringen. Versuche zur Erfindung des immerwährend fortwirkenden Triebwerks (s. Perpetuum mobile, Bd. 7.) brachten ihn auf einige wichtige Entdeckungen. Er verfertigte unter andern eine Pendeluhr, welche, mittelst der Vereinigung zweier Metalle von gleicher Dehnbarkeit, ohne aufgezogen zu werden, im Gange blieb, so lange die Theile nicht durch Reibung abgenutzt waren. Späterhin machte er sein berühmtes Schreib-Automat, das durch ein im Innern der Figur befindliches Uhrwerk Hände und Finger sichtbar bewegte und schöne Züge schrieb. Seine letzte Arbeit war eine astronomische Uhr, wobei ihn aber der Tod 1790 überraschte. 2) Henri Louis Jacquet, des Vorigen Sohn, geb. 1752 zu Chaux de Fond. Von früher Jugend mit der Mechanik beschäftigt, kam er schon als Jüngling von 22 Jahren mit einigen von ihm erfundenen Werken nach Paris, worunter ein sehr künstliches Automat, ein junges Mädchen, war, das verschiedene Stücke auf dem Claviere spielte, dem Notenblatte mit Augen und Kopf folgte, nach geendigtem Spiele aufstand und die Gesellschaft grüßte. In Paris ließ er durch einen von seinem Vater gebildeten Handwerker ein Paar künstliche Hände für einen verstümmelten jungen Mann machen, der damit fast alle Bedürfnisse befriedigen konnte. „Junger Mann," sagte der berühmte Vaucanson zu Droz, als er dieses Kunstwerk sah: „Sie fangen damit an, womit ich aufhören wollte." Er starb 1791 in Neapel, wohin er zur Herstellung seiner Gesundheit gereist war. Die Automate beider Künstler sind jetzt in Amerika. 3) Jean Pierre Droz verband sich um 1783 mit Boulton in Birmingham, zur Verfertigung der sämmtlichen englischen Kupfermünzen. Für die pariser Münze machte er ein Druckwerk, das mit einem Schlage und mit geringerm Kraftaufwand, als bei dem gewöhnlichen Verfahren, auch mittelst einer besondern Vorrichtung zugleich mit beiden Seiten den Rand der Münze prägt.

Dschamy (Djamy), eigentlich Abdalrahman, berühmter persischer Dichter, geb. 1414, hatte jenen Beinamen von seiner Heimath Dschem, in der Provinz Khorazan. Von früher Jugend an weihte er sich den Studien, und verdunkelte bald die größten Geister seiner Zeit. Der Sultan Abu Said rief ihn an seinen Hof nach Herat; aber Dschamy, ein Anhänger der Lehre der Sophi, zog die Verzückungen

eines Mystikers den Vergnügungen des Hofes vor. Er setzte sich oft in die Halle der großen Moschee zu Herat, wo er sich freundlich mit Leuten aus dem Volke unterhielt, sie in den Lehren der Tugend und des Glaubens unterrichtete, und sie immer durch seine milde Beredsamkeit zu gewinnen wußte. Als er 1492 starb, war die ganze Stadt in Trauer. Der Sultan ließ ihm auf öffentliche Kosten ein glänzendes Leichenbegängniß austrichten, und die Erde öffnete sich, sagten die persischen Dichter, wie eine Muschel, um diese unschätzbare Perle aufzunehmen. Er war einer der fruchtbarsten Schriftsteller Persiens, und hinterließ über 40 Werke, meist mystischen Inhalts. Sieben der anziehendsten Schriften vereinigte er unter dem Titel: Die sieben Sterne des Bärs. Dazu gehören: Jusuf und Zuleika, eines der unterhaltendsten Werke in der persischen Sprache, wovon Law in den Asiatick Miscellanies Bruchstücke bekannt gemacht hat, und die anmuthige Dichtung Medschnun und Leila, die Hr. von Chezy (1807, 2 Bde.) ins Französische übersetzte. Sein Behariſtan, eine Darstellung der Sittenlehre in Prosa und Versen, wird mit Sadi's Ghuliſtan verglichen. Bruchstücke daraus ließen Jenisch (in der Anthologia persica, Wien) und Wilken (in der Chrestomathia persica, Leipzig 1805) abdrucken.

Dschaggernath, Jaggernath, Jaggernauth, eigentlich Dschagatnatha, d. i. der Herr der Welt, der berühmteste und heiligste Tempel in Hindostan, im Bezirke von Cuttack, auf der Küste von Orissa. Die Pagode liegt dicht an der Küste, unweit des Tschikasees, in einer öden, unfruchtbaren Sandgegend, und zeigt sich als eine formlose Steinmasse. Das Götzenbild ist ein geschnitzter Holzblock, mit einem furchtbaren, schwarzbemalten Gesichte und weit aufgesperrtem, blutrothen Maul. Es ist prächtig bekleidet, und die angeführte Benennung desselben, Dschagatnatha, einer der vielen Namen des Welterhalters Wischnu (s. Indische Mythologie, Bd. 5.). An Festtagen wird der Thron des Bildes auf einen 60 Fuß hohen, auf Rädern sich bewegenden Thurm gestellt, begleitet von zwei andern Götzenbildern, seinem weißen Bruder, Balaram, und seiner gelben Schwester, Schubudra, die gleichfalls auf besondern Thürmen sitzen. An dem Hauptthurm sind 6 lange Schiffstaue befestigt, woran das Volk ihn zieht. Die Priester und ihre Gehülfen stehen um den Thron, auf dem Thurme, und wenden sich zuweilen mit unzüchtigen Gesängen und Geberden an die Verehrer. Auch die Wände des Tempels, wie die Seiten des Thurmwagens, sind mit den unzüchtigsten Sinnbildern in großer, dauerhafter Bildhauerarbeit bedeckt. Während der Thurm sich vorwärts bewegt, werfen sich andächtige Schwärmer zu Boden, um sich von den Rädern zerquetschen zu lassen, und die Menge empfängt solche Handlungen mit lautem Beifallruf, als gottgefällige Opfer. Im Tempel wird eine Anzahl von feilen Weibern für die Pilger unterhalten, so wie mehrere geweihte Stiere, welche gewöhnlich von den Pilgern mit Kräutern gefüttert werden, aber bei dem Mangel an Pflanzen meist draußen zu sehen sind, wo sie oft ekelhafte Nahrung fressen. Ein Knochen des Krischna wird im Tempel als kostbare Reliquie aufbewahrt, aber nur Wenigen gezeigt. Jährlich, besonders an zwei Hochfesten, im März und Julius, strömen die Pilger in zahllosen Schaaren zu der Pagode. Man rechnet deren mindestens 1,200,000 jährlich, von welchen, wie man behauptet, in der Regel 9 Zehntheile unterwegs durch Mangel, Beschwerde oder Krankheit weggerafft werden. So viel ist wenigstens gewiß, daß

Digitized by Google

[illegible] auf 12 Meilen in der Runde der Weg zum Heiligthum mit Menschengebeinen bestreut ist. Viele alte Leute unternehmen die Wallfahrt in der Absicht, auf dem heiligen Gebiete zu sterben. Nicht weit vom Tempel ist ein Platz, von den Europäern Golgatha genannt, wohin man gewöhnlich die Leichname wirft und wo man immer Hunde und Geier sich nähren sieht. Die von den Pilgern bezahlten Abgaben werfen ein ansehnliches Einkommen ab, das, nach Abzug der Kosten zur Unterhaltung des Tempels, der Regierung zufällt. Als 1803 die Landschaft von den Engländern den Mahratten entrissen ward, traten jene in alle Rechte der frühern Besitzer, aber die Abgabe ward während der Verwaltung des Marquis von Wellesley den Pilgern nie abgenommen; nach seiner Abreise aus Indien hingegen (1806) von der englischen Regierung eine Verordnung zur Verwaltung der Pagode und Besteuerung der Pilger erlassen. Die Aufsicht über die Tempel und die Priester ward 1809 dem Rajah von Kurdah übertragen, mit der Verpflichtung, die alten Anordnungen zu handhaben. Eine Straße von Kalkutta zu dem Tempel ward seit 1810 angelegt, wozu ein reicher Hindu, Rajah Sukmoy Roy, 16,000 Pfund Sterling beitrug, unter der Bedingung, daß sie seinen Namen führe.

* Ducesnois (eigentlich Josephine Rasin), geb. 1785 zu St. Amand bei Valenciennes, in unserer Zeit die erste tragische Schauspielerin der Franzosen. Sie verrieth von ihrer Kindheit an einen ausserordentlichen Beruf zur Schauspielkunst. In Valenciennes betrat sie [illegible] zuerst die Bühne und erwarb im Lustspiel wie im Trauerspiel allgemeinen Beifall. Mit ihren ersten Leistungen nicht zufrieden, widmete sie einen Zeitraum von 5 Jahren der ernsten Ausbildung ihrer Anlagen, wobei sie sich dabei von dem Dichter Legouvé (s. diesen Art., Bd. 5.) leiten ließ. Diese unzünftige Bildung aber machte der unbekannten Fremden die Fürsten der Bühne abgeneigt. Erst 1802 erhielt sie, auf Napoleons Befehl, Zutritt auf dem Theatre français, und gewann auch bei ihrer ersten Erscheinung in der Rolle der Phädra allgemeinen Beifall. Was ihren Zügen an Regelmäßigkeit abgeht, ersetzen ein edler Wuchs, eine reine anmuthige Sprache, Einfachheit und Wahrheit des Spiels, tiefes Gefühl für Poesie, und besonders die Wärme ihres Vortrags. Eben so sehr entzückt sie als Hermione, Semiramis, Dido, und in der Rolle der Roxane ward sie bekränzt. Nach diesen glänzenden Erfolgen zog sie sich auf einige Monate zurück, um einer neuen Schauspielerin, der reizenden Georges (s. diesen Art., Bd. 4.), freies Feld zu lassen. Im Februar 1808 trat sie wieder als Amenaide auf; aber vielleicht würde sie sich noch länger, oder gar auf immer, zurückgesetzt gesehen haben, wenn nicht die Kaiserin Josephine die förmliche Anstellung der Künstlerin 1804 veranlaßt hätte. Es entstand nun ein heftiger Kampf zwischen den Anhängern der beiden Nebenbuhlerinnen; es gab stürmische Auftritte im Theater und die Zeitschriften nahmen Partei. Besonders war Geoffroy (s. diesen Art., Bd. 4.) einer ihrer heftigsten Gegner. Aber [illegible] sich, trotz des Parteigeschreis, die öffentliche Meinung. Durch ihrer jüngern Nebenbuhlerin in Rollen, die Kraft und Tiefe [illegible], der Preis zuerkannt, so behauptete doch die ältere Künstlerin [illegible] den Vorzug. Seit 1808 wurde sie durch Krankheit [illegible] lange Zeit von der Bühne entfernt, ist aber 1822 von [illegible] aufgetreten.

Dumarsais (César Chesneaux), berühmter Sprachforscher, geb. [illegible] zu Marseille. Sein Leben war eine Kette von Unfällen und

Digitized by Google

schnell betrogenen Hoffnungen. Früh vaterlos, verlor er sein Vermögen durch eine verschwenderische Mutter; eine ererbte Büchersammlung wurde verkauft, und der siebenjährige Knabe war so untröstlich über diesen Verlust, daß er alle Bücher, deren er sich bemächtigen konnte, auf die Seite schaffte, um sie aus dem Schiffbruche zu retten. Er trat in die Gesellschaft der Väter des Oratoriums, verließ sie aber im 25sten Jahre, verheirathete sich in Paris und ward Advocat. Trügliche Aussichten verleiteten ihn, diese Laufbahn bald wieder zu verlassen. Überreich an Kindern, von seiner Frau gequält, überließ er ihr seine geringe Habe, widmete sich dem Hofmeisterleben, ohne auch hier etwas anderes als getäuschte Hoffnungen und Undank zu ernten, eröffnete endlich eine eigene Erziehungsanstalt, die ihm kaum seinen Lebensunterhalt gab, sah zuletzt noch die Erwartung, einen reichen, auf St. Domingo verstorbenen Sohn zu beerben, vereitelt, und starb, von Armuth und Leiden gebeugt, 1756. Seine Verdienste wurden von seinen Zeitgenossen übersehen, sein bestes Werk blieb 30 Jahre lang ein ungekannter Ladenhüter, und erst 50 Jahre nach seinem Tode wurden seinem Andenken die Unbilden, die er von seiner Mitwelt erfahren hatte, von einem Gelehrtenverein vergütet. Scharfsinn und feine Beurtheilungskraft, ein reines Gemüth, einfache Sitten und Standhaftigkeit im Unglück, erwarben ihm die Achtung Aller, die ihn kannten. Den La Fontaine der Philosophen nannte ihn treffend D'Alembert. Degerando hat 1803, in einer vom französischen Institute gekrönten Preisschrift, die Verdienste des gründlichen Forschers gut gewürdigt. Seine Werke wurden 1797 zu Paris in 7 Bänden herausgegeben. Die bedeutendsten sind: Die Darstellung einer neuen Lehrart der lateinischen Sprache; seine vorzügliche Abhandlung über die Tropen, die Grundsätze der (allgemeinen) Sprachlehre, und seine Beiträge zur Encyclopädie. In den beiden letzten Bänden stehen 4 Aufsätze (der Philosoph, die Vernunft, die christliche Religion, über die Vorurtheile,) die ihm nicht gehören.

Dunciade, s. Duns, Pope und Palissot, Bd. 3 und 7.

Düval (Alexandre), einer der glücklichsten und beliebtesten französischen Lustspieldichter unserer Zeit, ist 1767 in Rennes geboren. Er widmete sich erst dem Seedienst und machte unter dem Admiral Grasse den amerikanischen Krieg mit. Dann ward er als Secretair bei der Deputation der Stände von Bretagne, die sich in Paris befand, angestellt. Verhältnisse bewogen ihn, seinen Abschied zu nehmen, und er wurde nun als Ingenieur-Geographe bei dem Canalbau von Dieppe gebraucht. Seine Leidenschaft für's Theater bewog ihn, 1791 als Schauspieler beim Théatre français anzutreten. Bald aber riefen ihn die Gefahren des Vaterlandes wieder unter die Waffen, und er machte die ersten Feldzüge des Revolutionskrieges als Freiwilliger mit. Eine Zeitlang zum Théatre français zurückgekehrt, traf ihn während derselben das Schicksal aller Schauspieler dieses Theaters, ins Gefängniß geworfen zu werden, und er entging, nebst seinen Cameraden, dem Blutgerüste nur durch die heldenmüthige Dreistigkeit eines Schreibers im Comité der allgemeinen Sicherheit, der es wagte, die Anklage-Documente bei Seite zu schaffen. Durch den 9ten Thermidor befreit, verließ er jetzt das Theater, um sich blos der Literatur zu widmen, in der er bald für einen der glücklichsten Lustspiel- und Opern-Dichter galt. Man hat von ihm gegen 50 Stücke, von welchen viele sich auf dem französischen Repertoire erhalten haben. Auch sind von mehreren deutsche Bearbeitungen erschienen,

Digitized by Google

z. B. den Baard in Schottland durch Kotzebue, vom Haustyrannen, einem trefflichen Charaktergemälde, durch Iffland; seine kleinen Opern, z. B. maison à vendre, le prisonnier und mehrere andere gehören zu den Lieblingsdarstellungen der französischen und der deutschen Bühne.

E.

Earl (ausgespr. Nerl), ein dem Titel Graf ziemlich entsprechender englischer, von Wilhelm dem Eroberer geschaffener Adelstitel, mit welchem damals eine Art von Gerichtsbarkeit und gewisse Einkünfte verbunden waren. Die von Wilhelm ernannten Earls (von Arundel, von Chester, von Cornwall ꝛc.) behaupteten bis auf Eduard III., der seinen Sohn, den sogenannten schwarzen Prinzen, 1335 zum ersten Herzog (Duke) von Cornwall machte, den ersten, und bis auf Richard II., welcher 1385 Robert de Vere, Earl of Oxford, zuerst den Marquis-Titel (Marquis of Dublin) beilegte, den zweiten Rang unter dem englischen Adel; seitdem aber, und bis jetzt, stehen die Earls auf der dritten Stufe. Das Wort ist altsächsischen Ursprungs.

Eau de Cologne, Cölnisches Wasser, ist eine wasserhelle, angenehm riechende, geistige Flüssigkeit, welche theils blos des Wohlgeruchs wegen, theils aber auch zur Aufregung der Nervenfunctionen gebraucht wird. In dem letztern Falle werden einige Tropfen davon auch innerlich genommen, gewöhnlich aber riecht man bei Ohnmachten, Schwächen ꝛc., an Tücher, welche damit befeuchtet sind, und reibt es in die Schläfegegend, oder auch in andere Stellen, welche schmerzhaft sind, ein. Dies Mittel wird aus Weingeist und aromatischen Kräutern oder flüchtigen Ölen auf sehr verschiedene Art bereitet. Einige nehmen stärkern Weingeist, andere schwächern; einige mischen blos aromatische Öle dem Weingeist bei, andere destilliren denselben über aromatische, wohlriechende Pflanzen. Eine gute Vorschrift zur Bereitung desselben ist folgende: Man mische zu zwei Pinten (Kannen) Weingeist von 80°, 24 Tropfen Ol. Neroli, de cedro, de Cedrat., cort. aurant., citri, bergamott. und rosmarin., man füge 2 Quentchen kleine Cardamomen hinzu und destillire das Ganze im Marienbade, bis man drei Viertheil des Weingeists abgezogen hat. Eine andere empfohlene Vorschrift ist folgende: Es werden 13 Pfund über Kohlen gereinigter Weingeist, 3½ Pfd. Rosmarinspiritus, 2½ Pfd. Melissenspiritus, 3 Unzen Bergamottöl, 1 Loth Citronenöl, ½ Loth Cedernöl, 1 Quentchen Rosmarinöl und 1½ Quentchen Neroli-Essenz (ätherisches Öl der Orangeblüthen) zusammengemischt. — Eau de Luce ist eine Verbindung von Bernsteinöl und flüchtigem Alkali (ammon. liquid.). Es muß weiß, wie Milch, ein wenig dick sein und sich gleichmäßig erhalten. Der Geruch desselben ist stark und durchdringend, der Geschmack scharf und beißend. Diese Eigenschaften sowohl, als auch den Nutzen, den es hat, verdankt es dem Ammonium. Man trägt es in kleinen, wohlverwahrten Fläschchen bei sich, und gebraucht es bei Ohnmachten, als Riechmittel. Außerdem reibt man es bei Lähmungen und Rheumatismen ein und bedient sich desselben auch gegen die Stiche der Insecten und Vipern ꝛc. Eine Vorschrift dazu: Man löse in 4 Unzen höchst rectificirten Weingeist 10 Gran feine Seife auf, füge dem filtrirten

Spiritus 1 Quentchen Succindl hinzu und vermische ihn mit so viel ätzender wässeriger Ammonium-Auflösung, als nöthig ist, der Flüssigkeit ein milchiges Ansehen zu geben.

*Eckhel (Joseph Hilarius), einer der größten Kenner der Münzwissenschaft, geb. 1737 zu Enzersfeld in Österreich unter der Ens. Von den Jesuiten erzogen, trat er sehr jung in den Orden und verwaltete verschiedene Lehrämter, bis er endlich Professor der Beredsamkeit in Wien wurde und zugleich die Aufsicht über das Münzcabinet des dortigen Jesuitercollegiums erhielt, da unter allen Zweigen der Alterthumskunde, welcher er mit dem größten Eifer oblag, die Münzkunde ihn anzog. Das reiche kaiserliche Münzcabinet und die ansehnlichen Sammlungen vieler Liebhaber waren die Schulen, wo er durch Vergleichung der alten Münzen nach und nach jenen sichern und schnellen Blick erwarb, der die Prüfung der Denkmäler selbst erleichtert und dem gelehrten Kenner das scharfe Urtheil gibt, wodurch die wissenschaftliche Bildung vollendet wird. Er fand die alte Münzkunde auf einem Standpunkte, wo sich das Bedürfniß fühlbar machte, sie mit treuer Benutzung der Vorarbeiten zur Wissenschaft zu erheben, ihre Grenzen abzustecken und nach festen Grundsätzen ein lichtvolles System derselben aufzustellen. Dies war die Aufgabe, der er alle seine Forschungen widmete. Eine Reise nach Italien, die er 1772 machte, gab ihm Gelegenheit, die neue Anordnung der alten Münzen, die seinem Systeme zum Grunde lag, in der reichen Sammlung zu Florenz auszuführen. Nach seiner Rückkehr 1774 ward er zum Aufseher des Münzcabinets zu Wien und zum Professor der Alterthumskunde ernannt, und nach der Aufhebung seines Ordens widmete er sich ganz seiner Wissenschaft. Die erste Frucht seiner Forschungen war sein ausgezeichnetes Werk: Nummi veteres anecdoti, das 1775 in 2 Quartbänden erschien, und worin er über 400 unbeschriebene Münzen bekannt machte. Darauf folgte die neue Ausgabe des, ursprünglich von Fröhlich und Khell, seinen Vorgängern, besorgten Verzeichnisses des kaiserlichen Münzcabinets, das nach der von ihm eingeführten Methode geordnet ist. Nach diesen Vorbereitungen erschien endlich 1792 der Anfang des Werkes, das ihn den größten Münzkennern an die Seite stellte, Doctrina nummorum veterum, das 1798 mit dem achten Bande vollendet wurde. Dieses treffliche Werk umfaßt die ganze alte Münzkunde, deren Theile in lichtvoller Ordnung, bei steter Anwendung einer gelehrten und scharfsinnigen Critik, dargelegt werden. Wenige Tage nach der Vollendung desselben starb er. Sein Leben erzählt ausführlich der 1. Bd. von Schlichtegrolls Nekrolog.

*Eckmühl: Feldzug an der Donau (19—23. April 1809); die Schlachten bei Tann, Abensberg und die bei Eckmühl (am 22. April) bis zur Einnahme von Wien (am 13. Mai). — Als Österreich, durch den in Spanien gegen Napoleons Herrscherplan entzündeten Volkskampf ermuthigt, ohne Bundesgenossen, höchstens auf England und die Pforte vertrauend, alle seine Streitmassen und die vom Erzherzog Johann kaum erschaffene Landwehr, mit einer zuvor nie entfalteten Spannkraft aufbot, um unter des Erzherzogs Carl Heerbefehl (während der rastlose Minister Graf von Stadion nebst dem Herrn von Gentz und Andern, deren freisinnige Proclamationen die deutschen Völker zu den Waffen riefen, die Geschäfte leitete) die politischen Folgen des preßburger Friedens, den Rheinbund und Frankreichs Machtkreis in Deutschland, Polen und Italien zu vernichten und seine frü-

Digitized by Google

sere unabhängige Stellung in dem europäischen Staatensystem wieder anzunehmen; als bereits 6 Armeecorps unter dem Generalissimus, Erzherzog Carl, nebst 2 Reserven, 220,000 Mann stark, die Isar und München (am 16. April), so wie die Donau und Regensburg (am 20. April) behaupteten, während das 7. Armeecorps, unter dem Erzherzog Ferdinand von Este, 36,000 Mann stark, in das Herzogthum Warschau eindrang, und 2 Armeecorps, zusammen 80,000 Mann unter dem Erzherzog Johann, nachdem Tyrol (am 11. April) für Oesterreich sich erhoben, Italien bedrohten, da entschied Napoleons Sieg bei Eckmühl den Feldzug von 1809, an der Donau bei Regensburg, und warf Österreich aus dem kühnen Angriffsplane in alle Nachtheile eines gefahrvollen Vertheidigungskrieges zurück. Darum gehört die kurze Geschichte jenes fünftägigen Feldzuges in den Bericht der welthistorischen Schlacht von Eckmühl. Napoleon, der am 13. April von Paris abgereist war und am 16. dem Könige von Baiern zu Dillingen versprochen hatte, ihn binnen 14 Tagen in seine Hauptstadt zurückzuführen und ihn größer zu machen, als je einer seiner Vorfahren gewesen, nahm am 18. sein Hauptquartier zu Ingolstadt. Hier wollte er die vereinzelten Corps seines Heers unter Davoust, Oudinot und Massena, die Baiern unter Lefebvre und die Würtemberger unter Wandamme, zusammen 200,000 Mann, vereinigen. Poniatowsky sollte, das russische Hülfsheer erwartend, Warschau, der Vicekönig Eugen sollte Italien und Marschall Marmont Dalmatien vertheidigen. Er selbst bereitete sich zum Angriff. Deshalb erkämpfte Oudinot am 19. April bei Pfaffenhofen seine Vereinigung (am 20.) mit Massena, und Davoust, der von Regensburg heranzog, lieferte an demselben Tage bei Tann (einem Marktflecken im baierschen Unterdonaukreise) und Rohr, dem Erzherzog Ludwig, den zugleich die Baiern, welche der Kronprinz, Deroi und Wrede, unter Lefebvre's Oberbefehl, anführten, im Rücken angriffen, ein blutiges Treffen, worauf er sich, nebst den Baiern, mit dem Heere unter Napoleon vereinigte. Nun griff Napoleon selbst an. Er warf sich nämlich, während Davoust 3 Corps des großen österreichischen Heeres unter dem Erzherzog Carl beschäftigte, mit den Baiern und Würtembergern, die er durch Anrede begeisterte, und mit den französischen Schaaren unter Lannes und Massena, bei Abensberg (Stadt unweit Regensburg) am 20. April auf den kaum 60,000 Mann starken, vom Erzherzog Ludwig und dem General Hiller befehligten linken Flügel des österreichischen Hauptheeres. Wrede griff das feindliche Mittelstreffen an, die Würtemberger, unter Neubronn, umgingen den rechten und Lannes schlug den linken Flügel; dadurch wurden Ludwig und Hiller von der Donau und von dem Erzherzog Carl abgeschnitten. Sie wichen mit großem Verluste nach Landshut zurück. Hier (am 21.), von Napoleon von vorn und von Massena auf dem rechten Isarufer im Rücken angegriffen, wurden sie abermals geschlagen und mit noch größerem Verluste über die Isar geworfen. Unterdessen hatte Carl nicht nur Regensburg am 20. besetzt, daselbst ein französisches Regiment gefangen genommen und mit dem Corps, das unter Collowrat aus der Oberpfalz heranzog, sich vereinigt, sondern auch auf dem rechten Donauufer, durch die Wegnahme der Höhen von Abbach, am 21. eine Stellung bei Eckmühl (einem Dorfe im baierschen Regenkreise, an der Laber), dem Hauptpasse von Regensburg, genommen, von wo er, an der Spitze von 4 Armeecorps, unter Rosenberg, Hohenzollern, Collowrat und Johann von Liechtenstein, den Sieger von

Abensberg im Rücken bedrohte und der Straße nach Donauwerth, das den Besitz von Baiern entschied, sich zu bemächtigen hoffte. Allein Davoust und Lefebvre hielten ihn am 21. auf, und während Bessieres am 22. Hillers Rückzug nach dem Inn verfolgte, zog Napoleon selbst mit den Heertheilen unter Lannes, Massena, den Würtembergern und den Cuirassierdivisionen Nansouty und St. Sülpice, von Landshut nach der Donau, gegen den Erzherzog Carl, und griff ihn um 2 Uhr Nachmittags bei Eckmühl an, wo bereits die Baiern und Davoust im Treffen standen. Rasch nahm jetzt der blutige Kampf eine entscheidende Wendung. Die Würtemberger im Vordertreffen eroberten das Dorf Burghausen; hierauf erstürmte der baiersche General Seidewitz mit 2 baierischen Reiterregimentern eine österreichische Batterie, welche die Straße von Landshut nach Regensburg bestrich; sofort umflügelte nun Lannes die Österreicher auf der linken Flanke, während Davoust, Lefebvre und Montbrün von vorn angriffen. Als hierauf die Österreicher in ihrer zweiten Stellung hartnäckig Stand hielten, nahm das würtembergische Fußvolk das Dorf Eckmühl mit Sturm. Dies entschied. 16 französische Reiterregimenter brachen jetzt in die wankenden Linien der Österreicher auf der Ebene hinter Eckmühl ein und warfen sieben österreichische Regimenter in die Flucht. Dadurch ward das feindliche Fußvolk umflügelt und in Unordnung gebracht. Der Erzherzog Carl selbst rettete sich aus der Mitte eines durchbrochenen Vierecks nur durch sein schnelles Pferd. So wurden 110,000 tapfere österreichische Krieger, unter einem trefflichen Feldherrn, die auf einem Raume von 3½ Meile Länge standen, von 130,000 Mann Franzosen und Deutschen, die sich auf einer Linie von 8 Meilen ausdehnten, von allen Seiten angegriffen, links umflügelt, im Mitteltreffen von Punkt zu Punkt geworfen und gänzlich geschlagen. In der Nacht führte der Erzherzog seine fliehenden Schaaren auf Schiffbrücken über die Donau, wo er sie hinter dem schlecht befestigten Regensburg zu seinem Rückzugskampfe aufstellte. Stürmend verfolgte Napoleon den erfochtenen Sieg. Die französischen Cuirassierdivisionen Nansouty und St. Sülpice warfen beim vierten Angriffe die österreichische Reiterei, welche Regensburg decken wollte, über die Donau. Noch behaupteten sechs österreichische Regimenter die Stadt, während Carl sein Heer am linken Donauufer auf die Höhen vor Stadt am Hof zog. Endlich schoß das französisch-baierische Geschütz Bresche, stürmend drang die französische Infanterie unter Lannes in Regensburg ein, und nach blutigem Kampfe in den Straßen wurde Napoleon Meister der Stadt. Regensburg, das die Österreicher von dem Dreifaltigkeitsberge beschossen, gerieth in Brand und wurde geplündert, so auch das mit Regensburg durch die steinerne Brücke verbundene Stadt am Hof, das die Franzosen in der Nacht zum 24. besetzten. Die Österreicher hatten auf dem nahen Berge an der Straße nach Böhmen eine Stellung genommen und schossen Stadt am Hof in Brand, um ihren Rückzug zu sichern. Napoleon, den am 23. eine matte Kugel leicht am Fuße gestreift hatte, erließ am 24. einen Tagsbefehl, in welchem er verkündigte, die Frucht des fünftägigen Feldzugs der drei gewonnenen Schlachten bei Tann, Abensberg und Eckmühl und der Gefechte bei Freising, Landshut und Regensburg, seien 100 Kanonen, 40 Fahnen, 50,000 Gefangene, 3 Pontons und 5000 Fuhrwerke; er setzte hinzu: „Binnen 4 Wochen sind wir in Wien.“ Davoust, Herzog von Auerstädt, erhielt den Titel eines Fürsten von Eckmühl. An demselben Tage hob Napoleon in Regensburg den deutschen Ritterorden in allen Staa-

Digitized by Google

ten des Rheinbundes auf. — Größer noch waren die strategischen Folgen des Kampfes bei Eckmühl und Regensburg. Der österreichische General Jellachich mußte München räumen, wo der König von Baiern am 3. wieder eintraf. Das österreichische Hauptheer aber führte der Erzherzog Carl, durch das Corps unter Bellegarde verstärkt, über Cham und Waldmünchen nach Budweis in Böhmen, worauf er dasselbe am linken Donauufer, am Fuße des Bisamberges und im Marchfelde, zu einem glorreichern Kampfe, der späterhin bei Aspern und Wagram Statt fand, wieder aufstellte. Doch Wien konnte er nicht retten. Denn auf dem kürzern Wege drangen Napoleons Heermassen auf dem rechten Donauufer, ohne den Volksaufstand in Tirol zu achten, über den Inn, dann nach mehreren blutigen Gefechten, u. a. bei Tittmanig, Salzburg, und vorzüglich bei Ebersberg, wo am 3. Mai Hiller mit 35,000 Mann, darunter die tapfere Wiener Landwehr, einen hartnäckigen Widerstand leistete, und hierauf bei Krems und Stein auf das linke Donauufer sich zog, über die Ems nach Österreichs Hauptstadt vor, die am 12. Mai mit Capitulation genommen wurde. Napoleon nahm am 13. sein Hauptquartier zu Schönbrunn. Vergebens suchte der Erzherzog bei Linz dem französischen Heere in den Rücken zu kommen. Die Würtemberger unter Vandamme und die Sachsen unter Bernadotte warfen bei Urfar am 17. Mai des Corps von Gollowrat mit Verlust über die Donau zurück. Drei Tage nachher unternahm Napoleon selbst den Übergang über die Donau, was die denkwürdigen Schlachten auf dem Marchfelde, die bei Aspern oder Eßlingen und die bei Wagram zur Folge hatte, wo Carls Feldherrntalent sich glorreicher bewährte, als an der Donau bei Regensburg. Hört man den Verf. der Schrift: „Das Heer von Innerösterreich ꝛc.," so war vorzüglich die persönliche Uneinigkeit zwischen den drei Hauptpersonen des Kriegsministeriums, zwischen dem F. M. L. Grafen Grünne, dem eigentlichen militairischen Ordner, zwischen dem technisch und wissenschaftlich gelehrten Gen. Quartiermeister, G. M. Mayer, der aber schon im Februar 1809 als Commandant nach Brod verwiesen wurde, und dem Freiherrn von Wimpffen, Generaladjutanten des Erzherzogs Carl (man kennt diesen Meinungszwist aus den Briefen des Fürsten de Ligne, des Grafen Grünne und des Gen. M. Mayer) Schuld an der völligen Abänderung des Mayerschen Planes der ersten Aufstellung des Heers, nach welchem es von Böhmen aus vordringen sollte, so wie an der hieraus entstandenen Unentschlossenheit in den ersten Bewegungen, bei dem dadurch verspäteten wirklichen Ausbruche des Krieges. Über den Kriegsplan und die einzelnen Ereignisse vergl. man v. Valentini's Versuch einer Geschichte des Feldzugs von 1809 an der Donau. 1818. K.

Eichstädt (Aichstädt), die Hauptstadt des baierschen Regenkreises an der Altmühl, mit 6000 Einwohnern, war ursprünglich ein vom heil. Willibald um das Jahr 740 in einem Eichwalde des Nordgaus angelegtes Kloster, dann der Sitz eines gefürsteten, vom heil. Bonifacius im 8. Jahrh. gestifteten Bisthums im fränkischen Kreise, das auf 22 QM. etwa 58,000 cathol. Einw. zählte, 1802 aber secularisirt, und als ein Fürstenthum an Baiern, dann an den Großherzog von Toscana, damaligen Churfürsten von Salzburg, endlich im preßburger Frieden 1805 wieder an Baiern abgetreten, und von diesem 1810 zu dem jetzigen Regenkreise gezogen wurde. Gegenwärtig ist Eichstädt die Residenz des gewesenen franz. Vicekönigs von Italien, Eugen Beauharnais (S. Eugen B. Bd. 3., Herz. von Leuchten-

berg), der 1817, nach Verzichtleistung auf das durch den wiener Congreß ihm in Italien zugesicherte Fürstenthum von 50,000 Seelen, das ehemalige Stift Eichstädt und die Landgrafschaft Leuchtenberg, mit den übrigen Besitzungen, die er noch dazu kaufte, unter baierischer Landeshoheit, als eine freie Standesherrschaft erhielt, von welcher er den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg und Fürsten von Eichstädt führt. Seit dem April 1818 bestehen in der Residenz Eichstädt 3 herzogliche Canzleien: der Domänen, des Innern mit der Polizei und Justiz. Das Residenzschloß hieß ehemals die Wilibaldsburg. Die Domkirche und die Walpurgiskirche, in welcher die Brustgebeine der heil. Walpurgis das sogenannte Walpurgisöl — eine Art Bergöl — geben sollen, sind bekannt.

Einspritzungen (Injectionen), sind theils in der Chirurgie, theils in der praktischen Anatomie gewöhnlich. In der Chirurgie werden nämlich, vermittelst einer kleinen Spritze, in natürliche oder durch Krankheit entstandene Höhlen und Canäle, theils um da befindliche schädliche Stoffe fortzuschaffen, theils um Medicamente an die krankhafte Stelle selbst zu bringen und verschiedene Heilzwecke zu erreichen, Flüssigkeiten, die nach Maßgabe dieser Zwecke verschieden sind, hineingebracht. Wunden und Geschwüre sucht man dadurch zu reinigen, wenn sie sich weit unter der Haut hinverbreiten, oder auch zu reizen, zu verbessern u. s. w., und schon Cato, der Censor, soll sie bei Fistelgängen in Anwendung gezogen haben. Bei Krankheiten der Nase und der Höhlen, die mit derselben in Verbindung stehen, bei solchen, welche ihren Sitz im Halse haben, bei den Krankheiten der Ohren, der Harnblase und Urethra des Uterus und der Vagina, zur Radicalcur des Wasserbruchs, werden die Einspritzungen sehr häufig in Gebrauch gezogen, und leisten oft großen Nutzen. Zur Entfernung des Eiters, der Jauche, des Bluts, oder auch fremder, von außen eingedrungener Körper schickt sich reines, laues Wasser am besten, und reicht vollkommen aus. Außerdem werden bald adstringirende Mittel, um übermäßige Absonderungen zu beschränken, bald reizende, um Entzündung z. B. bei dem Wasserbruch zu erregen, oder auch um die Absonderung zu vermehren und zu verbessern, bald beruhigende, um Schmerzen und andere Zufälle zu mäßigen, der wässerigen Flüssigkeit hinzugefügt. Bei Lähmungen und andern Krankheiten der Speiseröhre, welche das Schlingen verhindern, und den Hungertod herbeiführen, hat man nahrhafte Flüssigkeiten in den Magen gespritzt. Endlich aber hat man in verzweifelten Fällen auch sogar Blut von Thieren oder andern Menschen in die Adern gespritzt (s. Transfusion). Ja auch Medicamente hat man auf demselben Wege unmittelbar in das Blut gebracht, z. B. den Brechweinstein, um Erbrechen zu erregen, wenn ein fremder Körper so fest in der Speiseröhre steckt, daß er das Schlingen verhindert, und doch weder vor- noch rückwärts bewegt werden kann. Nach Maßgabe des Ortes, wo die Einspritzung gemacht werden soll, muß die Mündung der Spritze sich bald an einer längern, bald kürzern, bald geraden, bald gebogenen Röhre befinden. Die Größe der Injectionsspritze aber richtet sich nach der Menge der Flüssigkeit, die man einspritzen, und nach der Kraft, die man dabei anwenden will. An Leichen spritzt man verschiedene gefärbte, in der Wärme flüssige, in der Kälte gerinnende Flüssigkeiten in die Gefäße, um auch die kleinern sichtbar und dadurch es möglich zu machen, daß sie gehörig präparirt werden können. Namentlich findet dies in Hinsicht auf die Arterien, Venen und lymphatischen Gefäße statt. Die anatomische

Digitized by Google

Kunst hat es hierin so weit gebracht, daß auch selbst die kleinsten Atomen dem Auge sichtbar werden.

Elbe, entspringt aus dem sogenannten Elbbrunnen zwischen preußischer und österreichischer Gränze in der schlesischen Herrschaft Kynast, und erhält sofort Zuwässerung von 10 andern Quellen. Die Quelle liegt 4260 Fuß über dem Meeresspiegel. In den ersten 2½ Meilen bis Hohenelbe sinkt der Wasserspiegel 2814 Fuß. Die beiden Bäche, große und kleine Elbe, fließen bei Geedorf zusammen. Bei Melnick in Böhmen wird die Elbe schiffbar durch die Aufnahme der Moldau, tritt bei Außig in Sachsen, bei Mühlberg in Preußen, fließt dann zwischen Hannover und Meklenburg auf einer, und dem dänischen und hamburger Gebiet, auf der andern Seite, nach einem Laufe von 148 Meilen in die Nordsee bei Cuxhaven, nachdem sie 53 Flüsse und über 300 Bäche aufgenommen. Im Ganzen fließt der Fluß schnell. Bis Hamburg kommen mit der Fluth Seeschiffe herauf, der Fluß wird hernach aber viel seichter. Er ist sehr fischreich und hat einige Goldkörner in den sächsischen Bergzuflüssen, auch Carniole, Granaten ꝛc. Brücken hat der Fluß zu Dresden, Meißen, Torgau, Wittenberg und Magdeburg. Die Elbe ist der erste große deutsche Fluß, der eine freie Schiffahrtsoctroi, der wiener Congreßacte gemäß, 1822 erhalten.

Elbeuf, eine der ersten französischen Fabrik- und Manufacturstädte, in der Normandie gelegen, 4 Stunden von Rouen und 26 Stunden von Paris. Insbesondere werden hier sehr viele Tücher, Ratine und andere Zeuge von tuchartigem Gewebe verfertigt. Die Gattung derselben weicht denen von Louviers und Sedan in der Feinheit, steht ihnen aber in Dauer und Haltbarkeit der Farben nicht nach. Der Hauptabsatz derselben ist in Frankreich selbst. Jedoch gehen auch viele kleine Partien nach Italien, Spanien und der Levante.

Elementarunterricht, der erste Unterricht jedes Fachs, welcher Anfängern, die noch keine Vorkenntnisse haben, ertheilt wird; dann bezeichnet man aber auch mit diesem Ausdrucke insbesondere den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. Von diesen Gegenständen des Elementarunterrichts scheint eine neue pädagogische Schule die sogenannten Elementarpunkte, auf welche der Unterricht zurückgeführt werden müsse, Schall oder Worte, Form oder Zahl entlehnt zu haben, weil bei dem Lesen alles auf das Wort oder den Ton, bei dem Schreiben alles auf die Form der Schriftzeichen, und bei dem Rechnen alles auf die Zahl hinausläuft.

Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, die einzige Tochter des Churfürsten Carl Ludwig von der Pfalz, geb. zu Heidelberg 1652, war eine durch Geist und Charakter ausgezeichnete Fürstin, die ein halbes Jahrh. an Ludwigs XIV. Hof lebte, ohne daß französische Sitte ihr deutsches Gemüth veränderte. Sie ward am Hofe ihrer Tante, der nachmaligen Churfürstin Sophie von Hannover, trefflich erzogen, hierauf als ein Opfer der Politik, in ihrem 19. J. mit dem Herzoge Philipp von Orleans vermählt. Sie war nicht schön, hatte ein männlich einfaches Wesen und war dabei voll Lebendigkeit und Geist. Leider durfte sie auf die Erziehung ihrer Kinder gar nicht einwirken. Ihr zweiter Sohn war der nachmalige Regent. Die Maintenon war ihre Feindin, Ludwig XIV. aber ihr gewogen, da ihr gerades offenes Wesen, ihre Munterkeit und ihr Witz ihn anzogen. Sie begleitete ihn öfter auf die Jagd, die sie sehr liebte. Für deutsche Gelehrte behielt sie die anhänglichste Verehrung, besonders für Leibnitz, dessen Briefwechsel sie selbst mit französischen Gelehrten be-

sorgen half. Sie starb 1722 zu St. Cloud. Sich selbst und ihre Verhältnisse hat sie mit naiver Laune sehr originell in ihren deutsch geschriebenen Briefen geschildert, die ein anziehender Beitrag zur Charakteristik des Hofes Ludwigs XIV. sind. Man findet einen Auszug des Denkwürdigsten aus diesen Briefen in des Prof. Schütz: Leben und Charakter der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Leipz. 1820.

Elixir, elixir, elixirium, wird bald von dem arab. al-ecsir, chemisches Arzneimittel, bald von ἀλέξω ich helfe, oder ἕλκω ich ziehe aus, bald endlich von eligere, auswählen, abgeleitet, ist die Bezeichnung vieler Medicamente, welche aus Wein oder Weingeist und verschiedenen harzigen, bittern Pflanzenstoffen bestehen. Das Wort ist jedoch nach und nach fast ganz außer Gebrauch gekommen, und wird durch Tinctur ersetzt. Allgemein bekannt sind aber Fr. Hoffmann's und Stoughton's Magenelixire. Jenes (elix. viscerale Fr. Hofmanni) wird bereitet, indem die Extracte des card. ben., cent. min., cort. aurant., cort. chinae, myrrh. aq., in Mallaga oder Ungarwein aufgelöst und ein wenig tinct. caryophyll. aromat. und tinct. croci hinzugesetzt wird. Es ist angenehm von Geschmack, und befördert die Verdauung. Stoughton's Magenelixir besteht aus absynth., gentian. rubr., rhabarb., cascarilla und cort. aurant., welche zusammen mit Weingeist infundirt werden. Bei Verdauungsbeschwerden kann es ebenfalls nützlich sein, und befördert die Auslee rung, auch soll es Würmer abtreiben.

Elsflether Zoll, s. Oldenburg Bd. 7.

*Email, (encaustum) nennt man leicht schmelzbare Glasflüsse, mit welchen man strengflüssigere Metalle überzieht. Die Bereitung desselben ist sehr verschieden. Im allgemeinen kann man 10 Theile Blei und 3 Theile Zinn durch anhaltende Calcination oxydiren. Dem erhaltenen Oxyde fügt man 10 Theile Quarz, oder Feuersteinpulver, und 2 Theile Kochsalz hinzu, und läßt das Gemenge im Schmelztiegel vollkommen schmelzen. Man erhält dadurch ein weißes Email und eine Grundlage des gefärbten Emails, indem man gleich Anfangs bei dessen Bereitung andere Metalloxyde hinzugefügt. Die so erlangten Emails werden zerstoßen, und das Pulver mit Wasser geschlämmt; die feuchte Masse trägt man auf die blanke Metallfläche, läßt solche getrocknet unter der Muffel einschmelzen und schleift und polirt die erhaltene Fläche. Sollen die emaillirten Körper Malerei erhalten, so werden sie mit Metallfarbe bemalt und abermals eingebrannt. Das englische Emailliren eiserner Gefäße gehört noch zu den Fabrikgeheimnissen.

Embonpoint ist der Zustand blühender Gesundheit, in welchem der Körper stark, säftereich, ja sogar fett ist, ohne jedoch auf irgend eine Weise dadurch belästigt zu werden. Lymphatische, venös-phlegmatische und robuste Constitutionen werden leichter stark, als schwarzgallichte, sanguinisch-floride und nervöse. Ferner beobachtet man, daß Weiber eine größere Anlage zum Embonpoint haben, als Männer. In der frühesten Jugend findet man die Kinder beiderlei Geschlechts, bei denen die lymphatische Constitution gewöhnlich ist, bekanntlich dick, rund, fett; in dem sechsten, siebenten Lebensjahre werden sie mager und wachsen mehr in die Länge; die Neigung zu raschen Bewegungen verhindert die Anhäufung einer größern Fettmasse. Wenn der Organismus den Wendepunkt des Lebens überschritten hat, bei Frauen, wenn sie keine Kinder mehr bekommen, in den dreißiger Lebens-

Digitized by Google

jahren bei den Männern, beobachtet man aufs neue mehr Embonpoint, bis endlich in dem höhern Lebensalter, bei Greisen, wieder die Magerkeit und Trockenheit des Körpers überhand nimmt. In diesem der Natur gemäßen Verhältnisse des Embonpoints aber macht der Genuß sehr reichlicher und nahrhafter Speisen und Getränke oft eine Abänderung, so daß der Körper früher, als gewöhnlich, stark wird. Ferner ist eine mäßige, mehr kalte als warme Luft, so wie die feuchte Atmosphäre in andern Gegenden dem Embonpoint günstig. Endlich trägt auch die Ruhe des Körpers und des Gemüths viel dazu bei, daß der Körper früher und mehr Embonpoint gewinnt. Es ist schon erwähnt, daß dieser Zustand ein Beweis von guter Gesundheit ist, auch kann er bei vielen Menschen die Ausbildung von Krankheiten verhindern. Erreicht er aber nach und nach einen verhältnißmäßig sehr hohen Grad, so belästigt er den Körper, tritt in das Gebiet der Krankheit über, und wird zur Corpulenz, wovon der besondere Artikel nachzusehen ist.

Emden an der Emsmündung, im Fürstenthum Ostfriesland, die erste Handelsstadt des Königreichs Hannover, hat 11,000 Einw. Bedeutender war der Platz unter preußischer Landeshoheit, wegen der damaligen Handelsfreiheit Ostfrieslands, doch ist der Seehandel noch immer sehr wichtig, und sieht, nach der Vereinigung der Ems und des Rheins, so wie der Austiefung der Oberems, einer höheren Blüthe entgegen. Der Hafen kann nur mit der Fluth Schiffe aufnehmen, die 12 bis 13 Fuß tief gehen. Die sogenannte Rheede ist desto sicherer. Bei den zunehmenden Einengungen des Dollart durch neue Landbedeichungen ist wahrscheinlich, daß die Unterems künftig mehr Tiefe erhalten werde, als sie jetzt hat. Emden hat eine Bank, die es schon unter Preußen besaß, jetzt wiedererhalten. Die Häringsfischerei ist sehr wichtig. Noch bestehen hier 460 große und kleine Handlungshäuser. Nach Aurich führt von Emden eine Canalfahrt. Die hohen Abgaben Hannovers haben den Branteweinbrennereien sehr geschadet.

Englische Kunst. Wir begreifen unter dieser allgemeinen Überschrift alles, was wir über die Leistungen der Engländer im Fache der bildenden Künste zu sagen haben, und wir können uns dabei kurz fassen. In der That ist das in so mancher Hinsicht reich begabte England in diesem Punkte arm zu nennen, und der göttliche Funken, der allein den höhern Künstler macht, scheint in dem feuchten brittischen Clima verloschen zu sein. Kein englischer Maler, Bildhauer, Stein- oder Stempelschneider, kein englischer Componist wird unter den ersten Künstlern, die Europa hervorgebracht hat, genannt. Erst die Mitte des vorigen Jahrh. sah zu London, unter Reynolds Leitung, eine Art von Malerschule entstehen, aber wem könnte es einfallen, die größtentheils manierirten, in Erfindung und Farbengebung verfehlten Arbeiten, selbst der ausgezeichnetsten ihrer Zöglinge, eines West, Westall, Opie rc. den Schöpfungen der vorzüglichsten Maler des Festlandes an die Seite zu stellen? Am glücklichsten sind die englischen Zeichner, wenn sie, dem Ideal entsagend, sich mit der Nachahmung gemeiner Natur begnügen; und dies ist denn auch wohl Ursache, daß die Sculptur in England noch niedriger steht, als die Malerei, weil erstere mehr dem Ideal, als der mechanischen Nachahmung angehört. In dem Art. **Bildhauerkunst** Bd. 2. haben wir übrigens, unter Nr. 4., einige der besten englischen Bildhauer aufgeführt. Englische Schaumünzen, die als Kunstwerke zu betrachten wären, sind uns noch gar nicht vorgekommen, und gehören also wenigstens zu den Seltenheiten.

Am mindesten ausgezeichnet aber sind Englands Bewohner im Fache der musikalischen Composition, und nicht einem ihrer Tonsetzer ist es gelungen, sich in der Fremde einen Namen zu erwerben. Dagegen gedeihet alles, was zu den mechanischen Künsten gehört, und wobei der berechnende Verstand vorherrscht, die Phantasie aber eine untergeordnete Rolle spielt, nirgend besser als auf den brittischen Inseln. Die englischen Architekten, Inigo Jones und Christoph Wren (s. d. Art.) sind wirklich große Männer in ihrem Fache; die Leistungen der englischen Kupferstecher- und Holzschneidekunst sind, wie es scheint, noch immer unübertroffen, und die festländischen Optiker, Mechaniker und Metallarbeiter aller Art achten sich für geehrt, wenn man die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes ihren englischen Vorbildern an die Seite setzt.

Entwöhnen (des Kindes von der Mutterbrust). Hierbei ist zu berücksichtigen, wann und wie es geschehen soll. So angemessen die Muttermilch für das neugeborne Kind ist, so wenig nützt es, wenn das Stillen zu lange fortgesetzt wird. Im Gegentheil deutet der Ausbruch der Zähne die Fähigkeit an, festere Nahrungsmittel zu genießen, und zugleich regt sich dann auch das Bedürfniß dazu. Dies findet aber allezeit noch vor dem Ablauf des ersten Lebensjahres Statt, und das Ende desselben wird man daher im Allgemeinen ungefähr als den Zeitpunkt annehmen können, in welchem das Kind zu entwöhnen ist. Es kann bei Kindern, welche gesund sind, und bei denen die Zähne sehr frühzeitig ausbrechen, früher schon geschehen; bei schwächlichen, kränklichen Kindern muß es länger verschoben werden; während wirklicher Krankheiten, oder auch während der Zahnarbeit soll es nie geschehen. Für Mutter und Kind ist es am zuträglichsten, wenn das Kind langsam entwöhnt wird; bei der erstern vermindert sich dann gleichzeitig nach und nach die Milchabsonderung, und es werden die Beschwerden vermieden, welche mit dem plötzlichen Entwöhnen unvermeidlich verbunden sind; das Kind aber gewöhnt sich nach und nach an andere Nahrungsmittel, und es wird die große Unruhe und öfters mehrere Nächte anhaltende Schlaflosigkeit vermieden, welche bei dem plötzlichen Entwöhnen so viel Noth macht. Das Kind bleibt gesund und gut genährt. Hierbei ist weiter nichts erfoderlich, als daß die Mutter dem Kinde jeden Tag seltener die Brust, und dagegen anderweite angemessene Nahrungsmittel in größerer Menge und öfter, als vorher, gibt. Diese Nahrungsmittel müssen aber, sowohl während des Entwöhnens, als auch einige Zeit nach demselben, immer noch sehr leicht verdaulich, mehr flüssig, als fest und hart sein; insbesondere müssen alle Eigenschaften in denselben vermieden werden, welche reizend wirken, Säure veranlassen, oder sonst bestimmte Differenzen in dem Organismus hervorrufen.

Epée (Charles Michel, Abbé de l'). Dieser Wohlthäter einer unglücklichen Menschenclasse wurde 1712 zu Versailles geboren, wo sein Vater als Baumeister lebte. Der junge Epée widmete sich dem geistlichen Stande, betrat zwar, da er das damals, bei Gelegenheit der Jansenistischen Religionsstreitigkeiten, eingeführte Formular nicht unterzeichnen wollte, für einige Zeit die Laufbahn des Rechtsgelehrten, kam aber späterhin wieder auf seine erste Bestimmung zurück, und wurde Prediger und Canonicus zu Troyes. Seine Bekanntschaft und geistige Übereinstimmung mit dem berühmten Bischof Soane, zog ihm hier indeß den Unwillen des damaligen Erzbischofs von Paris zu, der in seinem orthodoxen Eifer so weit ging, dem Abbé für einige Zeit die Ausübung des Beichtstuhls, sogar gegen seine Zöglinge zu unter-

Digitized by Google

gen. Der Gedanke, sich dem Unterrichte Taubstummgeborner zu widmen, und mittelst einer Zeichensprache diese Unglücklichen geistig der menschlichen Gesellschaft wieder zu geben, von welcher sie sonst durch eine traurige Kluft getrennt sind, ward von ihm zwar nicht zuerst aufgefaßt, doch war derselbe, seiner Versicherung nach, rein in ihm selbst, ohne äußere Anregung entstanden. Schon am Ende des 16. Jahrh. hatte nämlich ein spanischer Benedictiner-Mönch, Pedro de Ponce, im Kloster zu Ona den Versuch gemacht, ein Paar taubstummgeborne Kinder des Connetable von Castilien zu unterrichten, und es war ihm auch so gut damit gelungen, daß diese nicht allein lesen und schreiben, sondern auch Rechnen, Religion und mehrere Sprachen lernten, und sogar einige Kenntnisse in der Physik und Astronomie erwarben. Auch anderwärts, z. B. in England und der Schweiz, wurden den Verschiedenen gleich glückliche Versuche mit Taubstummen gemacht, und 1748 kam ein Spanier, Pereira mit Namen, nach Paris und stellte der Akademie der Wissenschaften einige von ihm gebildete Taubstumme vor, die durch ihre Kenntnisse allgemeines Erstaunen erregten. Keiner von allen diesen früheren Lehrern solcher von der Natur Verwahrlosten hat jedoch über die Art und Weise, wie er seinen Unterricht einrichtete, etwas bekannt gemacht, und man hatte hierüber, außer den Werken von J. P. Bonet und Ramirez (beides gleichfalls Spanier), immer nur unvollkommene Nachrichten. So ist es erklärlich, daß de l'Epée gewissermaßen für sich Erfinder dieser Unterrichtsmethode wurde, die er zuerst an zwei taubstummgebornen Schwestern versuchte, und mit einem so glücklichen Erfolge gekrönt sah, daß er sich entschloß, sein ganzes Leben und alle seine Kräfte fortan diesem wohlthätigen Geschäfte zu widmen. Wirklich wurde der edelmüthige Mann auch ein wahrer Vater der Unglücklichen, für deren Ausbildung er in einer, einzig auf seine Kosten gegründeten, Anstalt Sorge trug. Hier verwendete er seine ganzen Einnahmen und alles was ihm menschenfreundliche Gönner, z. B. der Herzog von Penthièvre, zukommen ließen, zur Erziehung und Ernährung seiner Zöglinge, deren Zahl sich bald ansehnlich vermehrte, und für deren Bedürfnisse er mit solcher Aufopferung sorgte, daß es ihm selbst oft am Allernothwendigsten fehlte, und er so unter andern einmal, im bereits vorgerückten Alter, einen Winter ohne Feuerung zubrachte, nur um seine Kinder, die, während er oft mehr als ärmlich einherging, stets gut gekleidet waren, keinen Mangel leiden zu lassen. Diese Aufopferung und dieser Eifer für die leidende Menschheit ging bei ihm so weit, daß seine Vermögensumstände dadurch in Unordnung geriethen, und er deswegen manchen Verdruß von seinen Verwandten hatte: dennoch ließ er die Kaiserin Catharina II., die ihn unterstützen wollte, bitten, ihm lieber, statt Geschenke, einen Taubstummen aus ihrem Reiche zu senden. So brachte ihn auch sein Mitleiden mit einem armen taubstummen Jüngling, den er 1778 auf der Straße von Versailles, ganz mit Lumpen bedeckt, fand, in viele Verdrießlichkeiten. Er glaubte nämlich, in diesem Verlassenen den ausgestoßenen Erben der reichen gräflichen Familie Solar zu entdecken, nahm ihn zu sich und foderte dessen Rechte zurück. Es entstand ein weitläufiger Prozeß, der zwar anfänglich zu Gunsten seines Schützlings entschieden, später aber, als er sowohl wie der Herzog von Penthièvre (nach dem Abbé de l'Epée, der einzige Beschützer des armen Joseph Solar) gestorben waren, umgestoßen wurde, wodurch der junge Mann aller seiner Ansprüche beraubt, und ins tiefste Elend versetzt gezwun-

gen ward, als gemeiner Cürassier Dienste zu nehmen, und nach kurzer Zeit im Hospitale starb. (Bouilly hat diesen Stoff unter dem Titel: „l'Abbée de l'Epée," zu einem Schauspiel benutzt, welches Kotzebue unter gleichem Titel für die deutsche Bühne bearbeitete, wo es sich noch immer auf den Repertorien hält.) Der Abbé de l'Epée starb 1789, beweint von seinen Schützlingen, betrauert von allen Guten, die in ihm einen ächten Wohlthäter der Menschheit verehrten. Ungeachtet seiner vielfältigen Bemühungen deshalb, war er doch nie so glücklich, seinen Lieblingswunsch, Gründung einer Taubstummen-Anstalt auf öffentliche Kosten, zu erreichen, und erst sein Nachfolger in seiner wohlthätigen Wirksamkeit, der bekannte Abbé Sicard, der die Unterrichtsmethode noch um Vieles erweitert und verbessert hat, gelangte dahin. Man hat von l'Epée mehrere Schriften über den Unterricht der Taubstummen sowohl, wie über die von ihm befolgte Methode, von denen eine auch ins Deutsche übersetzt ist. Bemerken wollen wir nur noch, daß keine einzige gelehrte Gesellschaft Europa's, außer der philanthropischen in Paris, sich durch die Aufnahme dieses seltenen Menschen unter ihre Mitglieder, ehrte.

Ephraimiten. Friedrich der Große ließ im siebenjährigen Kriege (1759) zu Leipzig eine Münzstätte anlegen, welche er an die Juden Ephraim, Itzig u. Comp. verpachtete. Diese, von Jahr zu Jahr erhöhte, Pachtsumme soll zuletzt bis auf 7 Mill. Thaler des daselbst geprägten schlechten Geldes gestiegen sein. Die jüdischen Münzpächter schlugen, besonders unter königl. polnischem und churfürstl. sächsischem Wappen, ungeheure Summen Achtgroschenstücke, welche mit jedem Jahre geringhaltiger wurden, so, daß die feine Mark, im Jahre 1761, bis auf 35 Thlr. stieg, und der alte August- und Friedrichsd'or 20 Thlr. galt. Um das Publicum zu täuschen, war anfangs auf diese geringen Münzen die Jahrszahl 1753 gesetzt. Das Volk gab diesen Achtgroschenstücken den Namen Ephraimiten. Nach Beendigung des Krieges wurden sie von der sächsischen Regierung verrufen und um einen verhältnißmäßigen Preis eingelöst.

Epinay, (Louise, Frau von). Diese durch Rousseaus Liebe und Anklagen zuerst bekannt gewordene geistreiche Frau, war die Tochter eines Herrn Tardieu Dreclavelles, der im Dienste Ludwigs XV. sein Leben in Flandern verlor, und seine Familie in sehr mittelmäßigen Umständen hinterließ. Dies und die Gewogenheit, welche Dreclavelles am Hofe genoß, machte, daß man einige Sorge für die Tochter trug, und sie mit dem ältesten Sohne des Herrn Delalive de Bellegarde, dem man eine Generalpächter-Stelle gab, verband. Die Verschwendung des jungen Mannes verkümmerte jedoch bald seiner Gattin das Glück, welches ihr durch diese Verbindung hatte gesichert werden sollen. Während der Tage des Glanzes und der Jugend war es aber noch, daß sie die Bekanntschaft des Philosophen von Genf machte, der, leicht beweglich in seinen Gefühlen, wie er stets war, nicht ermangelte, der minder schönen, als anmuthigen und geistreichen Frau, seine ganze Zuneigung mit einer Glut zu widmen, deren Tiefe und Stärke er selbst in seinen berühmten Confessions schildert. Auch Mad. d'Epinay war nicht unempfindlich für die Huldigungen ihres „Bären", wie sie ihn wegen mancher seiner Angewohnheiten und Eigenheiten zu nennen pflegte, und sie that in jener Zeit so viel ihr möglich war, um ihm eine seinen Wünschen entsprechende Existenz zu verschaffen. In ihrem Park von la Chevrette, im Thale Montmorency räumte sie ihm ein Häuschen (die so berühmt gewordene Ein-

siedelei) ein, und hier war es, wo der Verfasser der neuen Heloise in seiner romanesken Liebe zu Mad. d'Epinay so lange glückliche Tage verlebte, bis er auf den, von ihm selbst bei seiner Freundin eingeführten bekannten Baron Grimm glaubte eifersüchtig werden zu müssen, und nun, in Folge dieses, von ihm keineswegs verhehlten Gefühls, zwischen ihm und Mad. d'Epinay erst Kälte, dann ein Widerwille eintrat, der sich nur zu schroff in den Bekenntnissen des Philosophen ausspricht. Eine Vertheidigung des spätern Benehmens der Frau d'Epinay gegen Rousseau findet sich in Grimms „Correspondence", woselbst auch Nachricht über einige von ihr geschriebene Werke gegeben wird, deren berühmtestes „les Conversations d'Emilie" ist, in welchem die Verfasserin in einem etwas kalten, aber wohlgeregelten Styl, die Lehren der Moral für Kinder so geistreich als anziehend entwickelt, und für welches sie 1783 von der Akademie den durch Montbion (damals Kanzler beim Grafen Artois) für nützliche Schriften dieser Art ausgesetzten Preis erhielt, während Mad. Genlis, die sich gleichfalls durch ein Buch „Adele und Theodor" darum bewarb, zurückstehen mußte. Außerdem hat man von ihr noch „Lettres à mon fils und Mes moments heureux". Ein Auszug ihrer höchst anziehenden Memoiren und ihres Briefwechsels, ihre Verhältnisse zu Duclos, Rousseau, Grimm, Holbach, Lambert u. A. betreffend, erschien in Paris in 3 Bänden (1818). Sie geben das treueste Bild der eben so verfeinerten, als in den Geschlechtsverhältnissen höchst verderbten Sitten unter den höheren Ständen Frankreichs während der Regierung Ludwigs XV. Mad d'Epinay starb 1783, bald darauf nachdem ihr erstgenanntes Buch von der Akademie so rühmlich anerkannt wurde.

Erbadel. Über keinen Gegenstand sind in neuerer Zeit die Meinungen so verschieden gewesen, als über den Adel, und indeß beide Parteien ihn aus Grundsätzen bestritten und vertheidigt, haben beide offenbar nicht gewußt, wovon die Rede war. Die einzige verständige Weise, über den Adel zu reden, ist die: daß man in historischer Weise zeigt, was er gewesen, und wie er entstanden; dann, was er geworden. Denn der Adel ist seiner Natur nach etwas Historisches; er hat tausend Jahre und länger in der Geschichte der europäischen Völker bestanden, und eine Anstalt, die so durch die Geschichte der Jahrhunderte geht, läßt sich nur in historischer Weise zur Klarheit bringen. Von jeher hat die Gesellschaft aus Familien bestanden, denn nirgend lebt der Mensch einzeln, und überall hält er sich zu seinem Weibe und zu den Kindern, die sie ihm geboren. Die Familie ist das erste Element des Staates. Wachsen die Familien zu Stämmen an, vermehren sie sich und verzweigen sie sich zu mehreren Ästen, so pflegen die Familien der Erstgebornen, als der natürlichen Häupter des Stammes, Vorzüge vor den andern zu genießen. Sie werden die gebornen Richter und Anführer des Stammes. Vielfach ist auch das oberste Priesterthum mit der Anführer- oder Königsstelle verknüpft, wie wir dieses in der Schrift bei Melchisedek finden, der zu gleicher Zeit Priester und König, d. h. Häuptling eines Stammes war. Denn der Staat beruhet überall mit der Religion auf denselben Grundfesten. Ähnliches finden wir in der Geschichte Roms. Die Könige hatten zugleich das oberste Priesterthum, und erst als die Tarquinier verjagt wurden, und die Römer die Republik und die Freiheit auf die Trennung der Gewalten bauten, da trennten sie das oberste Priesterthum von der ersten Magistratur des Staates. Als dieser endlich so groß geworden

Digitized by Google

war, daß er wieder einer Einheit bedurfte, die ihm nach harten Kämpfen unter den Cäsaren wurde, so verbanden sie das oberste Priesterthum auf's Neue mit der obersten Gewalt, und Augustus war Caesar und pontifex maximus. In Roms Geschichte sieht man, was der Adel ist: etwas anders, als ein Gedankending ohne alle Wirklichkeit, wie Kant meinte. Kurz nach Erbauung der Stadt lebten in ihr zweierlei Familien, die der Patricier und die der Plebejer. Dieser kleine Menschenverein, der damals wahrscheinlich keine tausend Familien umfaßte, hatte sich im Kriegsstande gebildet, der überall der Naturzustand der Gesellschaft ist. Die Patricier waren die Sieger und die Stifter des Staates, die Plebejer die Besiegten; jene waren der Adel, diese das Volk. Denn nach den Begriffen der altitalischen Völker verlor das Volk, welches im Kriegsspiele unterlag, jedesmal an den Sieger Eigenthum und Leben, da beide in diesem Spiele Alles an Alles setzten. Wenn nun der Sieger den Überwundenen das Leben ließ, und einen Theil ihres ehemaligen Eigenthums gegen einen Zins, den sie jährlich ihm davon zu entrichten hatten, wiedergab, so geschah dieses nicht aus Großmuth, oder aus irgend einer menschenfreundlichen Anwandlung, sondern rein aus Klugheit und des Vortheils wegen, weil die Ländereien, wenn sie keine Besteller mehr hatten, auch völlig ohne Werth für den Besieger waren. Nach diesen Grundsätzen hat Rom bei allen seinen Eroberungen in Italien verfahren, und da es zugleich einen Theil der Ländereien für sich nahm, so hatte es zuletzt den großen ager publicus erhalten, welcher dem Staate angehörte, und den er an seine Bürger verpachtete. (S. die Art. Agrarische Gesetze und Gracchen. Bd. 1 u. 4.) Die Patricier in Rom waren die eigentlichen Bürger, welche volles Bürgerrecht hatten; die Plebejer, die jenen unterworfen waren, auch Römer, allein bloße Passivbürger. Die Patricier waren im Besitz der Geheimnisse der Religion und der Regierung, sie schlossen rechtsgültige Ehen und lebten in Geschlechtern. Die Plebejer waren entfernt von jenen Geheimnissen; sie konnten keine rechtsgültige Ehen stiften und keine Geschlechter gründen; die Kinder waren den Eltern nicht bürgerlich verwandt. Hier sehen wir an einem Beispiele, was der Adel ist, und was adelige Familien sind. Es sind die, welche volles Bürgerrecht besitzen, die eigentlichen Actionaire der Gesellschaft, welche im Besitze der Geheimnisse des Staates und der Religion sind. Indeß waren nach hundert oder zweihundert Jahren die Plebejer zahlreich und mächtig geworden; sie waren, gleich den Patriciern, in denselben heiligen Mauern der Stadt geboren, hatten für die Stadt gekämpft, hatten an den Eroberungen Theil gehabt, welche die Stadt gemacht. Sie verlangten nun auch Bürgerrechte. Die Patricier setzten sich dagegen; es entstand ein Kampf, und in diesem erwarb Canulejus den Plebejern (Jahr der Stadt 310) das Recht, gleich den Patriciern bürgerliche Ehen zu schließen. Um den Aufruhr zu stillen, der zu den Zeiten des Servius ausgebrochen war, gab man ihnen die ersten eigenthümlichen Ländereien. In dem Besitze von Grundeigenthum und von rechtsgültigen Ehen, bei denen die Kinder den Eltern auch bürgerlich verwandt waren, wurden die Plebejer immer mächtiger, und 400 Jahre nach Erbauung der Stadt finden wir sie in allen großen Ämtern des Staats. Denn nun entstanden auch mächtige Familien unter den Plebejern, in denen sich Reichthum und Ruhm vom Vater auf den Sohn vererbten. Diese bildeten eine neue Art Adel, den plebejischen (Dienstadel, der im Staatsdienst erworben). Die Patricier aber bil-

Digitized by Google

denn den hohen Adel des Staats. Man sieht an Roms Beispiele, daß der Adel eine Staatsanstalt ist, und daß es zu einer großen Verwirrung der Begriffe führen muß, wenn man die beiden Worte: Adel und Edel, mit einander verwechselt, wie dieses so häufig von denen geschieht, die sich um das Historische des Gegenstandes so wenig bekümmern. — Gehen wir vom römischen Adel zum deutschen über. Zu Hermanns Zeiten war jeder deutsche Landbauer ein Edelmann, nämlich in dem Sinne, daß er völlige Staatsbürgerrechte besaß, daß er Actionär der Gesellschaft war. Knechte hatten die Deutschen zwar, wie Tacitus meldet, aber in geringer Anzahl, und sie saßen auf kleinem und unwehrigen Gute, das sie gegen eine Abgabe bauten. Allein die Germanen waren ein Urvolk, bei denen kein doppelter Gesellschaftsvertrag durch Eroberung entstanden war. Alle Bauern besuchten die Landtage, zu denen sie eingeladen wurden, und zu denen sie, wie Tacitus erzählt, langsam herbeizuwandern, so wie ihnen solches genehm war. Da, wo Alle von demselben Blute und demselben Stamme sind, und also kein doppelter gesellschaftlicher Vertrag vorhanden ist, da entwickelt sich der Adel aus den Stammesältesten, aus den Besitzern der Oberhöfe und (wie bei den fränkischen Stämmen) aus Kriegsruhm, da dieser immer zu größerem Besitze führt. Diesen Charakter behielt der deutsche Bauernadel bis auf Carl den Großen und dessen nächste Nachfolger. Er gründete sich auf adeliges Schwert, adeligen Besitz und adelige Abstammung. Das Schwert war adelig, weil jeder Ackerbauer im Heerbanne diente, in dem kein Knecht erscheinen durfte. Der Ackerhof war adelig, weil er ein ächtes Eigenthum des Wehren war, der darauf wohnte, und der keinen höhern Herrn über sein Gut erkannte. Seine Abstammung war adelig, weil seine Eltern frei geboren waren, und in einer rechtsgültigen Ehe gelebt hatten, die vor der Familie geschlossen werden. Dieser allgemeine Adel des deutschen Ackerbauers ging später an dem Beamten-Elemente unter, das Carl der Große in die Verfassung eingeführt, indem er den gesammten Reichsboden in Gaue theilte, und jedem Gau einen Reichsbedienten, unter dem Namen eines Grafen vorsetzte, der die gesammte Kriegeseinrichtung unter sich hatte, den Heerbann seines Gaues jährlich dreimal musterte, und, je nachdem der Kaiser den dritten oder sechsten Mann bei seinen Reichskriegen foderte, ihm diese zuführte. Zugleich war er in sehr vielen Fällen Richter. Um die Grafen in ihren Amtsverrichtungen zu beobachten, hatte Carl sogenannte Sendgrafen (Missi) angeordnet, welche die Beschwerden der Unterthanen gegen ihre Grafen anhörten und erledigten. Wie das Institut der Sendgrafen unter Carls schwachen Nachfolgern in Verfall gerieth, wie sich nun aus den Grafen die Landeshoheit nach und nach entwickelte, und wie hierdurch das Reich einer neuen Form entgegenarbeitete, das kann bei dem Art. Landeshoheit Bd. 5. nachgelesen werden. Carl der Große war der erste Germane, der den alten Thron der römischen Cäsaren bestieg, und das Römerreich im Abendlande herstellte. Die deutschen Bauern waren nun Bürger des Reichs geworden, und aus Bürgern des Reichs wurden nach und nach Unterthanen des Reichs. Der Graf des Gaues schonte seine eigenen Güter, und von diesen bot er die Leute nicht zum Kriegesdienste auf. Andere Bauern, die sahen, daß die Bauern, welche den Grafen für ihren Herrn erkannten, es viel besser hatten, als sie, hielten es der Klugheit für angemessen, den Grafen ebenfalls für ihren Herrn anzuerkennen, und ihm, als solchen, jährlich einen gewissen Zins von ihrem Gute zu geben. Sie verloren hierdurch das ächte

Digitized by Google

Eigenthum am Gute, und hörten auf schöppenbare Leute zu sein, weil sie ihr Ächtwort verloren. Bischöfe und Klöster hatten durch ihren Einfluß sich unabhängig vom Grafen gemacht, indem sie einen Voigt (advocatus) erwählt, der ihre Leute anführte. Die Bauern, welche unter der Bischofsmütze, oder unter dem Prälatenhute standen, hatten es ebenfalls besser, als die anderen, da sie ihre Hülfe in der Nähe hatten, und beide, der Bischof wie das Kloster, schon ihres eigenen Vortheils wegen nicht wollten, daß ihre Bauern gar zu sehr geschunden und geplagt würden. Andere Bauern, die dieses sahen, begaben sich ebenfalls in den Schutz des Bischofs oder des Klosters, übertrugen ihnen ihre Höfe, erkannten sie als ihre Herren und bezahlten ihnen Zins. Hiedurch verloren sie ebenfalls das ächte Grundeigenthum, obgleich sie nach wie vor auf den Höfen blieben. Allein sie hielten es für besser, die gegenwärtige Ruhe mit dem Verluste der Freiheit zu erkaufen, um den Plackereien des Grafen zu entgehen, indem sie unter den Voigt des Klosters kamen. Daß die Aufmahnung zum Heerbanne von Carl dem Großen in ein Aufgebot verwandelt wurde, die manitio in eine bannitio, und daß der Graf, als Reichsbedienter, aufbieten konnte und gar nicht zu mahnen brauchte, das führte den Untergang der freien Landeigenthümer herbei. Hiedurch kam es denn, daß der freien Hofbesitzer, die noch ächtes Eigenthum besaßen, immer weniger wurden, und daß der deutsche Ackerboden sich überall in Lehn-, Pacht-, Zins- und Bauerngut verwandelte. Diejenigen Familien, die in dieser Periode noch ächtes Eigenthum bewahrt hatten, zogen sich von den Pacht-, Zins- und Lehnleuten zurück, und hießen freie und schöppenbare Leute (in Urkunden liberi und liberi scabini), ihre Güter: Freigüter und Freiebankgüter. Diese Familien wurden also dadurch aus den andern Bauernfamilien herausgehoben; nicht daß sie gestiegen, sondern daß jene gesunken; nicht daß sie besser, sondern daß jene schlechter geworden. Dieses waren die ingenui der Deutschen des Mittelalters: achtbare und schöppenbare Leute, die sich nun zusammenhielten und untereinander heiratheten, weil in der ganzen Welt sich das Gleiche zu dem Gleichen gesellt. Der hohe Adel unter ihnen waren die frühern Edelinge, welche auf den Haupthöfen gewohnt, und zu Hauptleuten und Richtern gewählt worden, welche Stellen, wenn sie lange bei einem Hofe bleiben, leicht erblich werden. Dieses ist der altgermanische Bauernadel. Von diesem unterschied sich der Lehnadel, der sich auf folgende Weise in der Nation gebildet. Schon zu den Zeiten des Tacitus und früher, zogen aus Deutschland Schwärme junger Krieger auf Eroberung aus. Dieses waren die Gefolge (comitatus), die sich um einen Herzog gesammelt, der einen Zug angekündigt hatte, welcher ihnen genehm war. Denn wenn ihr Stamm in thatenloser Ruhe erschlaffte, so zogen sie zu einem andern, der eben im Kriege begriffen war, oder mit einem Herzoge, der einen Zug in die Fremde vorhatte. Anfangs waren dieß blos Beutekriege, später wurden es Eroberungskriege, als bei der zunehmenden Schwäche des römischen Reichs immer mehr Zusammenhang und Folge in diese Züge kam. Diese kleinen Kriegsstaaten ließen einen Theil der Ländereien dem Volke, das sie besiegt, einen Theil nahmen sie für sich, und gaben diese an einzelne Glieder desselben zum Lehn, mit der Verpflichtung: daß, wenn der Herzog wieder in Krieg zöge, der Lehnmann von seinem Lehnhofe ihm gewappnet zuzöge. (S. d. Art. Lehnwesen Bd. 5.) Diese Lehne waren also Land-Actien des Kriegsstaates, und die Lehnträger waren, in Beziehung auf die unterworfene Nation, die

Digitized by Google

zwischen ihnen wohnte, (wie z. B. in Gallien die Gallier zwischen den Franken,) die Edelleute. Dieser Lehnadel wurde aber nicht so hoch gehalten, als der Bauernadel der Heimath. Denn der Lehnträger hatte an seinem Lehne kein ächtes Eigenthum, wie sein Vater in der Heimath es an seinem Bauernhofe hatte. Jener erkannte einen Herrn über sich, dieser aber nicht, und war so frei, als der Kaiser. Als später die Lehneinrichtung auch in Deutschland eingeführt wurde, als die alte Kriegseinrichtung des Heerbannes verdrängt war, und die meisten Freien und Edeln Güter zu Lehn empfangen hatten, so hielt sich der alte und unabhängige Bauernadel doch immer noch höher, als den Lehnadel. Wenigstens war dieß noch im 12. Jahrh. der Fall, wie aus nachfolgender Anekdote erhellet. Als Kaiser Friedrich der Rothbart einst mit seinem Gefolge durch ein Städtchen des Bisthums Costanz ritt, und alle Einwohner ihm entgegeneilten, blieb ein Freiherr von Krenchingen vor der Hausthür sitzen und lüpfte nur den Hut. Der Kaiser fragte: „Wer seid ihr, daß ihr meine Majestät verachtet, und nicht aufsteht, wie Dienstmannen zu thun schuldig sind.“ Der Ritter antwortete: „Mein Name ist Krenchingen. Mein Geschlecht ist alt; an Gütern, Leib und Sachen bin ich so frei, daß ich weder vom Kaiser, noch von einem andern Herrn etwas zu Lehn trage. Jener ist, als frei erwählter Oberhaupt des deutschen Volkes, Herr meines Willens, so lange er kaiserliches Regiment übt: für meiner Güter Herrn aber erkenne ich ihn nicht.“ Dieser Antwort wurde Friedrich froh und sprach: „Ihr habt die rechten Gedanken von der Freiheit und von den Pflichten eines freien Mannes. Auf daß ihr aber dem Reiche größeren Dienst leisten möget, so empfahet, wenn ihr wollt, ein Lehn und das Recht, für euch und eure Nachkommen Münzen mit des Kaisers Bildniß zu schlagen. Denn ich halte euren adeligen Sinn in Ehren.“ Der Lehnadel war also die zweite Art von Adel, der sich in der Nation bildete. Außer diesem entstand noch eine dritte Art von Adel, welches der Dienstadel, oder der Adel der Dienstmannschaft war. Aus diesem hat sich die nachherige Ritterschaft gebildet. Die Fürsten, Grafen und Bischöfe hielten sich ein Gefolge von Dienstleuten, welche sie auf Reisen begleiteten, was damals nicht anders als gewappnet geschehen konnte, und die für Löhnung (beneficia) dienten. Da diese Gefolge immer an den Höfen beisammen waren, und viele müßige Zeit hatten, so führten sie unter sich die Ritterspiele ein, und übten sich beständig in den Waffen. Hiedurch gelangten sie denn bald zu demjenigen Ansehen, welches jetzt im Heere die Garde hat. Sie hatten in ihrer Verfassung drei Stufen, indem nämlich einer zuerst gewisse Jahre als simplex oder Waffenjunge dienen mußte; dann wieder gewisse Jahre als famulus oder Knappe (von 14 bis 21), bis er endlich durch den Ritterschlag zum Ritter gemacht wurde. (S. d. Art. Ritterwesen Bd. 8.) Diese Abtheilung in Stufen war uralt. Schon zu den Zeiten des Tacitus fand sie sich in den Gefolgen, wie man aus den Worten sieht: Quin etiam Comitatus gradus habet. Das Ganze bildete sich nach dem in dieser Periode herrschenden Innungs- und Zunftwesen. Der Ritter- oder Ministerial-Adel unterschied sich dadurch vom Lehnadel, daß er immer am Hofe war und zusammen, dagegen der Lehnmann nur dann in curia domini erschien, wenn sein Lehnherr ihn bei einem Kriege einforderte. In Urkunden heißen die Lehnadeligen die Edelmannen; die Ritteradeligen aber die Dienstmannen. Es war natürlich, daß diese drei verschiedene Arten von Adel, welche neben einander bestanden, sich vielfach mit einander verbanden,

und daß der ursprüngliche Bauernadel zugleich Lehnadel wurde und auch Dienstadel. Die Ritterspiele, welche die verschiedenen Ritterschaften unter sich einführten, und wozu sie die benachbarten Ritterschaften mit einluden, scheinen die Ursache gewesen zu sein, daß der Bauernadel und der Lehnadel nach und nach ganz in die verschiedenen adeligen Knappschaften der Dienstleute traten, um so als Meister mit an diesen Vergnügungen der adeligen Gilden Theil nehmen zu können. Diese Gilden hielten darauf, daß Niemand Meister wurde, der nicht seine gehörige Zeit als Geselle gestanden, und dasjenige, was zu einem vollkommenen Ritter gehörte, als Gefechte zu Fuß und zu Pferde, mit Lanze und Schwert, Gezeltangriffe, Ring- und Stechrennen u. s. w., zunftmäßig gelernt hatte. Ebenfalls nahmen sie keinen zum Gesellen auf, der nicht seine gehörige Zeit als Lehrbursche oder Famulus gestanden. Bald nahmen sie auch, nach Art und Weise der Gilden, Niemanden als Lehrbursche auf, der nicht Meisterskind war, und der nicht mit 4 Wappen beweisen konnte, daß seine Eltern und Großeltern schon Meistersöhne und Meisterstöchter gewesen, und zu irgend einer adeligen Dienstmannschaft gehört hatten, bei der diese Wappen aufgeschworen waren. (S. d. Art. Ahnenprobe *). Die älteste bekannte Ahnenprobe ist die von 1119 vom Turniere in Göttingen. Wer nun das Unglück hatte, daß er von Eltern geboren war, die keine Dienstmanns-Kinder gewesen, der konnte in keine adelige Dienstmannschaft mehr aufgenommen werden, sobald diese sich einmal abgeschlossen, und festgestellt hatten, daß sie, wie jede andere Zunft, blos Meisterskinder zu Lehrlingen aufnehmen wollten, und er konnte zu keinem Feste und zu keinem Turniere gelangen, welche diese Zunft gab, wenn er auch übrigens noch so frei geboren, noch so begütert, und von noch so gutem Bauernadel war. Dadurch, daß diese Dienstmannschaften sich so strenge abschlossen, wurde der Werth, zu einer solchen Zunft zu gehören, um so größer. Der Ritterschlag, wodurch die Aufnahme in die Zunft geschah, wurde vom Landesherrn gegeben, der an der Spitze der Ritterschaft seines Landes stand, und selber zu ihr gehörte. Nous sommes tous gentilshommes, sagte der ritterliche König Heinrich IV. von Frankreich. Doch konnte auch ein anderer Ritter jenen Schlag geben, wie dieses von Bayard, dem Ritter sonder Furcht und Tadel, geschehen, der nach der Schlacht von Marignan den König Franz I. zum Ritter schlug. (S. d. Art. Bayard Bd. 2.) Der Kaiser, der erste Edelmann des Reichs, bediente sich des Rechts, verdiente Männer zu Rittern zu schlagen, vielfach, und ohne sich an die drei Stufen zu kehren, auch ohne zu fragen: ob ihre Eltern und Großeltern Meistersöhne und Meisterstöchter gewesen, und schon zu irgend einer Dienstmannschaft gehört. Darüber, daß er sie zum Ritter geschlagen und ihnen ein Wappen verliehen, das sie überall führen konnten, auf Rüstungen, Pettschaften, Grabsteinen u. s. w., wurde ihnen ein Brief ausgefertigt, in welchem der Kaiser sagte: daß er sie der adeligen Schaar seiner Getreuen beigesellt, und allen Fürsten, Grafen, Herolden, Wappenkundigen u. s. w. befahl, sie und ihre Nachkommen dafür anzuerkennen, und zwar bei Strafe von 50 Mark löthigen Goldes. Dieses sind die Adelsbriefe, die im 15. Jahrh. zuerst aufgekommen, und die eigentlich Ritterbriefe heißen müßten, indem sie die Meisterbriefe sind, wodurch bewiesen wird, daß Jemand zu der Ritterinnung gehört. Denn es kann einer sehr adelig

*) Dieser Art. Ahnenprobe, welcher mit diesem Aufsatze gewissermaßen ein Ganzes macht, folgt am Schlusse desselben als Anhang.

Digitized by Google

sein, und doch nicht zur Ritter-Innung gehören. Auch können seine Vorältern dazu gehört haben, allein wenn diese sich seit 4 Generationen bei keiner Innung mehr haben aufschwören lassen, so kann er jetzt nicht mehr aufgenommen werden. Die Ritter, die zu den geschlossenen Dienstmannschaften gehörten, hielten sich von den Rittern, welche der Kaiser gemacht, entfernt, und ließen sich in ihre Zunftgerechtsame nicht hereinreden. Mit dem Ende des 15. Jahrh. änderte sich die Kriegseinrichtung, das Pulver wurde eingeführt, und die Dienstmannschaften und Ritterspiele hörten nach und nach auf. Das letzte Turnier war das Pariser von 1559. (S. d. Art. Turniere.) Bei den Ahnenproben aber, welche bei Domstiften und Landtagen eingeführt wurden, kamen die Reichsritter nicht in Betracht, da hierbei nur die Ritterschaft des Landes zu entscheiden hatte, und diese sich an keine fremde Ritter kehrte. — Man sieht an dieser Darstellung der Geschichte des Adels in Deutschland, und der verschiedenen Arten des Adels, daß der Gegenstand sich nur geschichtlich behandeln läßt, und daß alles Vernünfteln aus Grundsätzen sich in völlig leere Rednerei verlieren muß. Wie es gekommen, daß die Nachkömmlinge der ehemaligen Dienstmannschaft gegen das Jahr 1600 den Beschluß gefaßt, blos solche Landsassen auf offenen Landtagen zuzulassen, die mit 8 Schildern Ahnenprobe leisten konnten, dieses ist im Art. Landstände erzählt worden. Die Verwirrung der Begriffe, welche im 18. Jahrh. über den Adel geherrscht und bis ins 19. herüber gedauert hat, mochte wohl ihren Hauptgrund darin haben, daß man die vier verschiedenen Arten desselben: 1) den Bauernadel, 2) den Lehnadel, 3) den Ritter- oder Dienstmannsadel, und 4) den Briefadel (den Ritterschlag des Kaisers), mit einander verwechselte, woraus nothwendigerweise sehr verwirrte Ansichten entstehen mußten, wie solcher z. B. in Kotzebue's Schrift über den Adel (die 1792 erschien) eine Menge zu finden. Hiezu kam noch, daß man Adel und Edel mit einander verwechselte, und von dem einen Worte Dinge behauptete, die nur vom andern gelten.

B — g.

Anhang zu vorstehendem Artikel Erbadel: Ahnenprobe.

Ahnenprobe. Die ersten Ahnenproben in Deutschland haben sich wahrscheinlich auf den Beweis von einer freien Abkunft beschränkt, da mit freier Geburt eben so große Vorzüge verknüpft waren, als mit unfreier große Nachtheile. Denn die Unfreien konnten keine Ehen schließen, keine rechtmäßige Weiber haben, keine Hausfrauen; sie hinterließen keine Wittwen, sondern nur Relicten, und ihre Kinder waren ihnen bürgerlich nicht verwandt, und erbten daher auch von ihnen nicht. Ja, selbst wenn sie ihre Freiheit erkauft hatten, oder sonst freigelassen worden waren, so genossen ihre Nachkommen erst in der dritten Generation alle Rechte der Freien. Alle Handwerker-Zünfte, Innungen nahmen daher nur freigeborne unter sich auf, theils wegen der Ehre, theils weil mit Menschen, die so wenig Rechte besaßen, wie die Hörigen, nichts zu machen war *). Bei der Aufnahme in

*) Ein Kaufmann in Riga, der als ein armer russischer Bauer hingekommen, durch Fleiß und Ordnung sein Glück gemacht, wie das in den gewerbreichen Seeplätzen häufig ist, und ein Vermögen von 60,000 Thlr. erworben hatte, wurde von seinem Gutsherrn, dem er mit seinem Leibe hörig, vor einigen Jahren als Knecht zurück[illegible] wie d[illegible] Vermögen Gutsherrn, Knecht zur[illegible]

irgend eine Zunft oder Innung mußte also der Lehrbursche den Beweis führen, daß er von freien Eltern stamme, und daß seine Eltern ebenfalls Freigeborne gewesen. Dieser Beweis wurde durch Zeugen geführt, und da es damals, um ein Zeugniß abzulegen, nicht hinreichend war, daß man ein Mensch sei, sondern die Fähigkeit, Zeugniß abzulegen, immer an Genossenschaft geknüpft war, so mußten die Zeugen, die die freie Geburt des Aufzunehmenden mit einem Eide bezeugten, auch jedesmal aus der Zunft oder Innung sein, bei der die Aufnahme geschehen sollte. Dieses ist wohl eine der Ursachen, daß die Innungen sich überall so gern darauf beschränkten, blos Meisterskinder unter sich aufzunehmen, weil für diese sich der Beweis der Freigeborenheit am leichtesten führen ließ. Es brauchte dann blos nachgewiesen zu werden, daß ihre Mutter eine Meisterstochter gewesen, denn da der Vater schon Meister war, so war für diesen der Beweis der freien Geburt schon bei seiner Aufnahme geführt worden. Die Dienstmannschaften, welche sich im 11. und 12. Jahrh. aus den Gefolgen der Fürsten, Bischöfe und Grafen bildeten, hatten, wie im Art. Erbadel gezeigt worden, eine Einrichtung, wie alle Innungen und Zünfte der damaligen Zeit. Sie waren in drei Stufen getheilt, in Lehrjungen (famulus), Knappen (armiger) und Meister oder Ritter (miles). Bei der Aufnahme in diese Dienstmannschaft mußte also, wie bei allen andern Innungen, freie Geburt von Eltern und Großeltern nachgewiesen werden, und dieses war denn dasjenige, was wir Ahnenprobe nennen. Ebenfalls nahmen diese Innungen lieber Meisterssöhne als Lehrjungen auf, als fremde, weil von diesen der Beweis leichter zu führen war, und dieses führte dann nach und nach dahin, daß sie endlich blos Meisterssohne aufnahmen, die nämlich durch Zeugen beweisen konnten, daß ihr Vater und ihre Mutter, ihre beiden Großväter und ihre beiden Großmütter schon Meisterssöhne und Meisterstöchter gewesen. Damals beruhte nämlich noch alles auf Zeugenbeweis, und schriftliche Beweise mit Wappen und Stammbäumen sind vor dem 16. Jahrh. bei den Ahnenproben gar nicht zugelassen worden. Bei den Turnieren oder Ritterspielen, welche diese adeligen Dienstmannschaften anstellten, wurde die Ahnenprobe gleich von Anfang eingeführt. Schon auf dem Turniere in Göttingen (1119) wurde das Gesetz gemacht, daß Niemand solle zugelassen werden, der nicht von edeln Eltern geboren sei, und solches mit 4 Ahnen (also Eltern und Großeltern) beweisen könne. Auf dem Turniere in Würzburg wurde 1479 festgesetzt, daß Keiner solle zugelassen werden, der nicht außerdem durch zwei Zeugen erhärten könne, daß er seit 15 Jahren zu andern Turnieren sei zugelassen worden. Auf diese Weise sicherte sich die adelige Knappschaft gegen das Eindringen der durch kaiserliche Majestät gemachten und geschaffenen Ritter, welche keine Meisterskinder waren, und auch nicht die gehörige Lehrzeit als Waffenjunge und Knappe bestanden, und die ritterlichen Spiele und Kämpfe zunftgerecht erlernt hatten. Im Anfange des 16. Jahrh. wurde von den Ritterschaften bestimmt, daß sie keinen zu den Turnieren zulassen wollten, der nicht vier Ahnen von väterlicher und vier von mütterlicher Seite aufweisen könne, der also nicht allein selber Meisterskind sei, sondern dessen Eltern, Großeltern und Urgroßeltern ebenfalls schon Meisterskinder gewesen, und zur adeligen Knappschaft

fordert, und er mußte kommen. Auch konnte er von seinem Herrn seine Freiheit nicht kaufen, und seine Kinder blieben ebenfalls hörig.

Digitized by Google

gehört haben. — **Adelsprobe bei Domstiftern.** In der Carolingischen Einrichtung des Reichs waren die Domstifter Schulen, in denen die Jugend zum Dienste des gemeinen Wesens und der Kirche vorbereitet wurde, und adelige wie bürgerliche wurden ohne Unterschied aufgenommen, nur mußten die letztern natürlich freien Standes sein, und dieses wurde dann, wie bei andern Korporationen und Innungen, durch zwei Zeugen erhärtet, die zu der Korporation gehörten. In dem Domstifte zu Munster wurden bis zu Anfange des 14. Jahrh. außer den Adeligen auch noch Bürgerliche zu Domherren auf- und angenommen. Allein gegen die Mitte desselben, als die Adeligen fast alle Präbenden inne hatten, machten sie den Beschluß: daß keiner solle zugelassen werden, der nicht adeligen Herkommens sei, der also nicht allein den Beweis einer freien Abstammung bei der Aufnahme führen könnte, sondern auch den einer adeligen. Dieser Beschluß wurde 1399 vom Papste Bonifacius IX. bestätigt. Bei einem Streite, der 1557 bei der Aufnahme des Johann von Schenking als Domherrn entstand, faßte das Capitel 1564 den Beschluß: daß Keiner solle aufgenommen werden, der nicht 4 Ahnen habe (also Eltern und Großeltern), deren Wappen von zwei Zeugen, die ebenfalls turnierbürtig, beschworen werde. (Später setzte das Capitel 8 Ahnen fest, und im 18. Jahrh. verlangten sie sogar 16.) Zugleich setzten sie fest, daß diese 4 Ahnen den Adel müßten geerbt, und nicht erst von Päpsten, Kaisern und Königen erhalten haben. Derjenige also, der geadelt werden, konnte nicht in der obersten Linie stehen, wohl aber seine Kinder. In Osnabrück erhielt das Capitel vom Papst Leo X. 1517 die Bestätigung, daß Keiner in dasselbe gelangen könne, der nicht von adeligen Eltern geboren sei. Später wurden auch 8 Ahnen gefordert. In Hildesheim haben sich die Bürgerlichen am längsten im Domcapitel gehalten, da noch 1593 im dortigen Domstifte Adelige und Bürgerliche vermischt waren. Später setzten die Domherrn auch hier eine Ahnenprobe von 8 fest. Im cölner Domstifte, dem mächtigsten und reichsten von allen, wurde nicht allein die Ahnenprobe eingeführt, und dadurch Bürgerliche ausgeschlossen, sondern das Domcapitel setzte unterm 1. März 1669 fest: daß die edeln Thumbherren, welche in diesem hohen Stifte angenommen werden, vom Stocke, Namen und Stamm eines edeln freien Standes sein müßten, also, daß die Stammhäuser, aus denen sie entsprossen, dem heiligen Reich immediate unterworfen sein müßten. Hierdurch ward der ganze landsässige Adel ausgeschlossen, der einen Landesherrn über sich erkannt hatte. Im deutschen Orden wurden, nach dem Zeugnisse des Comthurs Johann von Valandt, von der ersten Stiftung (1230) bis zum Jahr 1492 theils rittermäßige, theils bürgerliche Standespersonen von dem Convente gewählt. Bald nachher ward aber festgesetzt, daß nur ritterbürtige angenommen werden sollten. 1555 verlangte man nur 4, später stieg man bis auf 16 Ahnen. — **Ahnenprobe bei Landtagen und Ritterstuben.** Joh. Hinsen gibt davon folgenden Bericht, der die Sache klar und kurz darstellt. „Wenn in einem Lande groß Beschwer vorgefallen, haben die Landesherrn außer den vornehmsten Rathsgliedern der Städte, auch die vornehmsten Beerbten vom platten Lande zu einer Zusammenkunft veranlaßt, und ihren Rath und Beistand ersucht; und dergleichen Zusammenkünfte sind Landtage genannt worden. Obgleich in alten Zeiten die vornehmsten Eingesessenen des platten Landes, als welche am meisten bei dergleichen Sachen interessirt waren, ohne auf ihr adeliges oder unade-

liges Herkommen zu sehen, zu solchen Landtagen sind verschrieben worden, so haben doch, als verschiedene neubemittelte Geschlechter sich auch aufs Land begaben, die Adeligen die Weise eingeführt, daß nicht jene, sondern sie allein dazu möchten verschrieben werden; obgleich vom Anfang nicht darauf gesehen worden, daß diejenigen, so vom platten Lande auf den Landtagen erscheinen wollten, ihre Ahnen, 4 von Vaterseite und 4 von Mutterseite, haben vorbringen und beweisen müssen." So weit Hinsen. Im Herzogthum Westphalen wurden 1584 noch alle und jede adelige und andere westphälische Landsassen zum Landtage verschrieben. Wie es gekommen, daß die gemeinen Landsassen vielfach weggeblieben, ist in dem Art. Landstände Bd. 6. erzählt worden. Im J. 1601 faßten die adeligen Landsassen, welche auf dem Landtage in Westphalen beisammen waren, den Beschluß, in Zukunft blos solche Adelige zuzulassen, welche mit 8 Ahnen beweisen könnten, daß ihre Großeltern schon Meisterskinder gewesen. Denselben Beschluß hatte der clevisch-märkische Adel auf dem Landtage von 1599 gefaßt, und man kann das Jahr 1600 als Normal-Jahr der Adelsproben bei den Landtagen ansehen, so wie das Jahr 1660 für die Steuerfreiheit des Adels. Das Landsassiat hatte mit dem Ritterthum nichts zu thun. Bei Landtagen kamen nur die Steuerrollen in Betracht, und die Meistbeerbten hatten deswegen das Recht zu erscheinen, weil sie zugleich die Meistbezahlenden waren, und weil es überall gebräuchlich, daß man diejenigen am ersten anspricht, von denen man das Meiste zu erhalten wünscht. Wie diese Aufschwörungen auf Landtagen geschahen, wie diese Beweise über die Abstammung von Meisterskindern geführt wurden, das sieht man am besten in den Verordnungen, welche hierüber von den verschiedenen Ritter-Innungen beliebt worden. Auf dem jülicher Landtage wurde 1659 Folgendes festgesetzt: 1) daß 4 Ahnen von Vater- und 4 von Mutter-Seite sollten beschworen werden, so wie solches bei allen Zeiten bräuchlich; daß die Ahnen, so wie die Wappen und Zeugen, bei offenen Landtagen präsentirt werden, auch zu Jedermanns Einsicht ein Jahr lang offen liegen sollten, und wenn dann Niemand etwas Erhebliches dagegen einzuwenden gehabt, solle die Aufschwörung beim nächsten Landtage geschehen; 2) daß bei den acht Wappen jedesmal die Taufnamen stehen sollten; 3) daß jedes Wappen besonders beschworen, und die Thumstifter und ritterlichen Orden benannt werden sollten, wo solches bereits aufgeschworen; denn bei einer Ritter-Innung galt das Zeugniß der andern; 4) in dem Eide wird beschworen, daß die Abstammungen richtig aufeinander folgen, daß sie von keinen Bastarden herkommen, und daß sie wahre zum Schild geborne Wappen seien. Bis ins 18. Jahrh. hatte man sich meistens mit 8 Schilden begnügt, aber nun fing man an, eine Generation weiter zu fodern und 16 Schilde zu verlangen. Die Ahnenprobe mit 16 Schilden wurde auf den jülich- und bergischen Landtagen erst 1753 eingeführt. Im Clevisch-Märkischen wollte man es schon 1647; allein der große Churfürst von Brandenburg verweigerte diesem Beschlusse die landesherrliche Bestätigung, indem solches unchristlich sei und zu Meineiden führen werde, da man doch in sehr vielen Fällen nicht wissen könne, was vor 200 Jahren geschehen, und solches also auch nicht beschwören. Im Herzogthum Westphalen hatte man aber 1651 schon die Aufschwörungen mit 16 Schilden eingeführt. — Dieses mag genug sein über das, was die Ahnenprobe bei Turnieren, Domstiftern und Ritterstuben früher gewesen. Es fragt sich jetzt nur noch: ob sie auch in Zukunft stattfinden

Digitized by Google

wird? Wahrscheinlich nicht. Denn die adeligen Dienstmannschaften und die Turniere, welche solche zuerst vor 700 Jahren eingeführt, sind bereits vor 300 Jahren verschwunden. Von den Domstiftern sind nur wenige noch übrig, und ob diese sie beibehalten oder aufgeben, ist völlig gleichgültig; ob die Domherren, und die Kammerjunker und Kammerherren ritterbürtig sein müssen, oder nicht, das berührt die Gesellschaft nicht im geringsten, da es völlig unbedeutend ist. Was endlich die Ahnenprobe bei Landtagen betrifft, so fällt diese von selber weg, da das Bewilligungsrecht der Steuern überall auf die Meistberechten übergegangen, und die Ehre unmittelbar an die Last geknüpft ist. In der baierschen Verfassung ist bestimmt worden, daß bei adeliger Abstammung blos die Väter in Betracht kommen, und nicht mehr, wie früher, auch die Mütter. Dasselbe war sonst auch in Frankreich, wo es nie für eine Mißheirath galt, wenn ein Sprößling aus einem alten Hause die Tochter eines Kaufmanns oder eines reichen Financiers heirathete, woher denn selbst die Montmorency's in einem deutschen Domstifte, wie z. B. Strasburg, nicht konnten aufgenommen werden. In England, wo die ganze Gesellschaft aristokratisch geordnet ist, gilt es ebenfalls für keine Mißheirath, wenn ein Lord eine Bürgerliche heirathet. Dort ist der Adel ein Thronlehn, das immer auf den Altesten übergeht, und nur der jedesmalige Inhaber des Lehns ist adelig. Seine Brüder und Söhne sind nur adelsfähig und werden adelig, so wie das Thronlehn eröffnet wird, und sie in dieses einrücken. Doch werden in England die Abstammungen und Wappen sehr sorgfältig nachgeführt, und es ist ein besonderer Wappenherold vorhanden, dessen Amt von der Krone abhängt, und vor dem jede Familie ihr Wappen präsentirt und eintragen läßt, um sich so nachher zu jeder Zeit einen glaubhaften Act über sie verschaffen zu können. Viererlei Quellen gibt es für den Adel, der entweder 1) Bauernadel, 2) Lehnadel, 3) Dienstmannsadel, und 4) Briefadel sein kann (s. d. Art. Erbadel), und wer seinen Adel durch Ahnenprobe beweisen will, muß zeigen, daß er aus einer dieser Quellen geflossen. Will er ihn aus der ersten Quelle herleiten, aus der des Bauernadels, so muß er zeigen, daß die Ahnen, von denen er abstammt, ächte Eigenthümer reichs- und landtagsfähiger Güter waren, auf denen sie das Jagdrecht übten, und von denen sie auf offenen Reichs- und Landtagen erschienen sind. Einen andern Beweis kann er durch die Schöppenbarkeit führen, wenn er darthut, daß seine Ahnen in kaiserlichen und Reichs-Landgerichten, welche unter dem persönlichen Vorsitze eines Bischofs, Herzogs oder Grafen gehalten wurden, die Stelle eines Schöppen bekleidet haben; denn diese Gerichte wurden nur von freien Leuten gehegt, die ächtes Eigenthum besaßen und ihr Ächtwort erhalten hatten. Derjenige, der seinen Adel aus der zweiten Quelle, aus der des Lehnadels, herleiten will, muß zeigen, daß seine Ahnen kaiserliche oder Reichslehne besaßen und daß sie in dieser Eigenschaft als Lehnschöppen den Lehngerichten beigewohnt. Wer ihn aus der dritten Quelle, dem Dienstmannsadel, herleitet, muß zeigen, daß seine Ahnen wahre kaiserliche, fürstliche oder gräfliche Dienstleute gewesen, und bei den Gerichten, welche unter dem Vorsitze ihres Herrn gehegt wurden, als pares curiae erschienen sind. Wer endlich seinen Adel aus der vierten Quelle, dem Briefadel, herleitet, muß zeigen, daß die Ahnen, von denen er abstammt, durch offene kaiserliche oder fürstliche Briefe in den Adelstand erhoben worden, und diese Briefe vorliegen, von deren Alter es dann abhängt, ob der Be-

Digitized by Google

sitzer zum alten Adel kann gerechnet werden. Denn da der Adel, nach Mösers Ausdruck, etwas ist, was erst in einer Reihe von Jahren zur Reife kommt und in mehren auf einander folgenden Geschlechtern, so hat er in den ersten Geschlechtern nur noch wenig Werth. Wenn man über die Natur der Gesellschaft und der Familien nachdenkt, so findet man, daß jede Ahnenprobe mit Großeltern und Urgroßeltern völlig abgeschlossen ist, weil alles Weitere über Menschengedenken hinaus liegt und „Menschengedenken" ist für die Gesellschaft der größte historische Abschnitt und wird es ewig bleiben. Wer war sein Vater? Ein Beamter. Wer sein Großvater? Ein Kaufmann. Wer sein Urgroßvater? Ha, das weiß Niemand mehr, und wer die Tochter aus dem Hause zu heirathen gesonnen, wird wenig danach fragen, in der festen Ueberzeugung, daß drei Generationen hinreichen, daß Familienadel sich bilde und zur Reife komme, obgleich er vielleicht einiges Bedenken würde getragen haben, die Tochter des Urgroßvaters unmittelbar zu heirathen. Der Familienadel nimmt die Menschen in ihrer nächsten Vergangenheit; die entferntere kann dabei nicht in Betracht kommen, denn da die Anzahl der Voreltern sich in jeder Generation verdoppelt, so wird diese Zahl nach 20 oder 30 Generationen so groß, daß jede Familie in der 30sten Linie Menschen aus allen Ständen zu Vorfahren hat. Jeder Mensch hat 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, und in der sechszehnten Generation, nach 500 Jahren, 65,536 Voreltern. Unter diesen 65,536 Vorfahren, welche jeder von uns im 16ten Jahrh. hat, sind Menschen aus allen Classen, Bürger und Bauern, Dienstleute und Edelleute, Bettler und Diebe, Cyrliche und Schelme. Da sich indeß immer mehr oder weniger entfernte Verwandte heirathen, die einige Generationen vorher gemeinschaftliche Voreltern haben, so hat keiner gerade 65,536. Die wenigsten Voreltern finden dann Statt, wenn sich immer Vettern und Nichten heirathen. Bis zur 16ten Generation hat einer dann nur 115 Voreltern. Zwischen diesen beiden Zahlen ist die Anzahl der Voreltern eingeschlossen, aber Niemand weiß, wie viel er eigentlich hat, auch wenn alles in seiner Familie rechtmäßig hergegangen. Die wenigsten Voreltern haben die fürstlichen Häuser, weil diese immer unter sich heirathen, und wer ihrer in Europa in allem nur noch zwanzig vorhanden, die Kronen tragen und regierende sind. Allein auch unter diesen mag wohl keiner sein, das seinen Stammbaum so vollständig bis ins 14te Jahrh. dar zulegen vermöchte, daß man genau bestimmen könnte, wie groß die Ahnenzahl des jetzt regierenden Fürsten in 16 Generationen sei. Absteigend geht es eben so, und nach 16 Generationen haben wir Enkelkinder unter den Reichen, indeß andere ihren Unterhalt mit Betteln finden. Es ist ungemein schwer, sich eine klare Vorstellung von dem Gange der Familien zu machen. Für die Bürgerlichen ist es ganz unmöglich, und selbst bei den Adeligen ist mit der vierten oder fünften Generation schon alles abgeschnitten. Aber alles dieses hindert nicht, drei oder vier Generationen als ein zusammenhängendes Ganze zu betrachten, und so wie der Mensch darauf hält, daß seine Eltern und Großeltern ordentliche Leute gewesen, eben so wird er auch bei seinen Kindern und Enkeln darauf halten. Weiterhin nimmt mit der Kenntniß auch die Theilnahme ab, und die Urgroßeltern liegen eben so, wie die Urenkel, tief am Horizonte in dunkeln und undeutlichen Gefühlen. Man wird daher den Geburtsadel immer als etwas ansehen können, das, mit Möser zu reden, in drei oder vier auf einander folgenden Geschlechtern zur Reife kommt. Und dieses ist das Verständige an der

Ehe. Das Unverständige war, daß die Stammbaum-Maler die Teutberge bis auf Christum, die Grafen Salm bis vor Christi Geburt, und die Herzoge von Croy bis auf die Sündfluth in ihrer Ahnenfolge zurückführten, da mit dem 12. Jahrh. doch alles Urkundliche zu Ende, und man selbst bei unsern alten Dynastenhäusern, sobald man in diese Gegend kommt, schon keinen sichern Zusammenhang mehr unter die Personen bringen kann, weil weder Tauf- noch Sterbebücher geführt wurden, und der Urkunden so wenige sind, in denen noch überdieß fast immer blos die Vornamen stehen, da erst später Geschlechtsnamen angenommen wurden. B—g.

Erbämter, waren die erblichen Ämter derjenigen Geschlechter von hohem Adel, welche bei der Kaiserkrönung die Reichs-Erzämter als Vicarien der Churfürsten verwalteten. Erbkämmerer: der Fürst von Hohenzollern; Erbmarschall: der Graf von Pappenheim; Erbschatzmeister: der Graf von Sinzendorf; Erbschenk: der Graf von Althann; Erbtruchseß: der Graf Truchseß von Zeilberg. In verschiedenen deutschen Staaten gibt es noch Erbämter gewisser Familien, die bei den Feierlichkeiten des Regierungsantritts des neuen Regenten bestimmte Geschäfte zu verrichten haben. Auf dem königl. sächs. Landtage gibt es einen Erbmarschall.

Erbauung. Dieses deutsche Wort ist nach dem griechischen οἰκοδομή gebildet und bedeutet Fortschritt im Guten, nach der Bestimmung des Sprachgebrauchs: im religiösen Guten. Sehr häufig versteht man unter Erbauung nichts weiter als die Erregung guter Gefühle, Erweckung und Schärfung des Sinnes für das Schöne, Edle und Übersinnliche. Und auf diese Art kann man ganz zufällig erbaut werden, z. B. in der Natur, durch den Anblick des gestirnten Himmels, in Gesellschaft durch ein rührendes Gespräch u. s. w. Hat es aber bei der bloßen Anregung guter Gefühle sein Bewenden, und wird keine bleibende Wirkung erzeugt, so kann man nicht von Erbauung sprechen: denn es wird nichts in uns auferbaut. Wenn dies geschehen soll, so müssen wir über die Dinge, die unser Gefühl bewegen, nachdenken, danach gewisse Grundsätze bilden, und Entschließungen fassen. Dazu gehört aber absichtliche Sammlung des Gemüths. Denn wer sich mit jenen zufälligen Anregungen begnügt, wird wenig an Veredlung gewinnen, indem er dann erst in Gefahr steht, blos von äußern Umständen und zufälligen Eindrücken sich lenken zu lassen. Nur wer sich über die Sphäre des Sinnlichen erhebt, das innere Heiligthum der Seele sorgsam erspäht, seine Vorstellungen von der Bestimmung des Menschen berichtigt, und mit Hülfe der sie begleitenden Gefühle Entschließungen faßt, die er von neuem immer belebt, nur der wird veredelt. Demnach ist Erbauung eben so wenig Erleuchtung allein, als Belehrung allein, und wer erbauen will, muß sich eben so wenig blos an den Verstande, als blos zu dem Herzen oder zu der Einbildungskraft wenden, sondern muß den ganzen Menschen bearbeiten. Natürlich muß bei dieser Bearbeitung das religiöse Element das vorherrschende, das überwiegende sein. Von Gott, dem Urquell alles Wahren und Guten, gehen alle Betrachtungen aus, auf ihn führen sie alle zurück. Die Offenbarungen Gottes sind aber nicht nur in der Schrift, sondern auch in der Natur aufgethan, wie verdächtig auch dieses Wort manchem sein mag. Diese Erbauung zu bewirken, gibt es drei Wege: Verstand, Herz und Sinnlichkeit; und nach der eigenthümlichen Verschiedenheit der zu bearbeitenden Personen richtet sich nun die Art und Weise, auf die man denselben beikommen kann. Gott selbst wirkte,

wie uns die Bibel erzählt, nach dieser Verschiedenheit durch jeden di
ser verschiedenen Wege. Bald überzeugte er den Verstand, bald rühr
er das Herz, bald erschütterte er die Sinnlichkeit, doch so, daß
ganze Mensch aufgeregt wurde. Auch in diesem Fache haben sich, w
das in allen Dingen geschieht, die Extreme berührt. Es gab Zeite
wo man auf dem Gebiete des Glaubens ausschließend den Verstand
schäftigen wollte, und es glich die Aufklärung dem Sonnenlichte ein
kalten Wintertages, das blos erleuchtet, aber nicht erwärmt.
einer andern Zeit, namentlich in unsern Tagen, finden Viele das
der Welt wieder in bloßer Anregung von Gefuhlen, und erzeugen
mit die immer mehr um sich greifende Empfindelei, Überspannu
Schwärmerei, so daß einige Sprecher auch in den protestantis
Gottesdienst gern die Gebräuche einschwärzen möchten, welche du
die Sinnlichkeit auf das Gefühlsvermögen in hohem Grade wirke
Aber die Wahrheit liegt mitten inne. Das geheime, innere, geist
Leben, was man Mystik nennen kann, ist allerdings dem wahren C
stenthume nicht fremd, und wohl fehlte Kant darin, daß er das W
sen der Religion einzig und allein in der Pflichterfüllung bestehen l
Religion ist etwas ganz anderes, was mehr empfunden als ausgesp
chen werden kann, weil das Gefühl eben so viel Antheil daran h
als der Verstand, dem die Sprache dient. Es ist das Gefühl
Verwandtschaft mit Gott; aber Thorheit ist es, sich diese Verwand
schaft näher versinnlichen zu wollen, in üppigen Gefühlen zu schw
gen und einen unmittelbaren Umgang mit Gott vorzugeben. Versta
und Herz haben also bei der Erbauung gleichen Antheil. Zur Bef
derung dieser Erbauung ist bereits in der christlichen Kirche eine
fentliche Anstalt errichtet; doch ist sie, so manchen eigenthümlichen V
theil sie gewährt, allein doch nicht hinreichend: denn nicht jeder P
diger in der Kirche kann die Zuhörer in gleichem Grade erbauen, u
auch von den letztern wird nicht jeder auf gleiche Art erbaut. J
Classe, jede Gegend, fast jeder einzelne Mensch hat seinen gewi
Kreis von Ideen und Empfindungen, in welchem er sich bewegt, u
ist auch zu einer Zeit fähiger und empfänglicher für die Erweckun
und Mittheilung religiöser Einsichten und Gefühle, als zu einer a
deren; nicht zu gedenken, daß Mancher durch körperliche Umstände o
andere Ursachen verhindert ist, an jener öffentlichen Anstalt Theil ne
men zu können. Daher muß nothwendig mit der kirchlichen Erbauu
die Privaterbauung verbunden werden, die in stiller Einsamkeit
Hause, allein, oder im Kreise der Familie geschieht. Denn diejeni
Erbauungen, die von mehren, einander oft ganz fremden Perso
sonst noch außer der Kirche in Privathäusern geschieht, die man C
ventikel heißt, und denen man neuerlich das Wort reden will, füh
zu manchen üblen, dem gemeinschaftlichen Christensinne fremden
müthsbewegungen, zu anstößigen, und wie die neueste Geschichte le
wirklich gefährlichen Auftritten, daß sie ohne alle Rücksicht verbo
werden sollten. Selbst wenn sie unter der Leitung eines Geistlic
stehen, nehmen sie gewöhnlich einen sehr verderblichen Charakter a
was Reinhard in dem 5. Bde. seiner Moral erwiesen hat. In gro
Städten zumal, wo der Erbauung suchende Zuhörer die Wahl zwisc
mehren Geistlichen hat, sind sie verwerflich und unstatthaft. Die
regelte Privaterbauung aber greift ohne Zweifel am tiefsten ein, w
sie die Frucht eignen Nachdenkens und einer freien Geistesthätigkeit
Allein ein sehr großer Theil der Menschen, bei weitem der grö
steht noch nicht auf einer solchen Stufe der Bildung, diese religiö

Digitized by Google

Selbstbetrachtungen anzustellen und zu pflegen; daher für diese gute Erbauungsschriften nöthig sind. Und auch dem gebildeten, mit einer gründlichen Kenntniß der Religion ausgerüsteten und an Durchforschung übersinnlicher Gegenstände gewöhnten Christen wird eine solche Lectüre höchst willkommen sein; indem z. B. ein mit speculativen Dingen anhaltend beschäftigter Mann am meisten der Gefahr ausgesetzt ist, das rege Gefühl des Religiösen zu schwächen, wo nicht gar zu verlieren. Was nun den Inhalt eines guten Erbauungsbuchs betrifft, so ist natürlich die Zusammenstimmung mit dem ächten Geiste des Christenthums das Haupterforderniß. Abergläubische, schwärmerische, eine nüchterne Prüfung der Vernunft nicht aushaltende Grundsätze, die, wie die meisten Tractätlein ein müßiges Dahingeben in eine frömmelnde Empfindelei begünstigen, und so manche einseitige, oft lieblose Urtheile über Andersdenkende unterhalten, können nie wahrhaft erbauen, d. h. sie können nie dem Verstande, dem Gefühle und dem Willen eine kräftige Nahrung gewähren. Anlangend die Form, so muß diese Klarheit, Lebendigkeit, Herzlichkeit, Würde, Schönheit in sich vereinigen. Und da wiederum der durch diese Schriften zu bewirkende Einfluß auf die Erhebung und Stärkung des ganzen inwendigen Menschen zum Theil durch die Verschiedenheit des Alters, Geschlechts und Standes, der Gemüthsart, des Gefühlsvermögens, der Lebensverhältnisse u. s. f. bedingt wird, so ist es nöthig, solchen Schriften die möglichste Individualität zu geben. Denn was die Empfindungsweise des einen anspricht, ihr wohlthut, greift darum nicht in gleichem Grade in das eigenthümliche Gefühlsvermögen eines Andern ein. Aus diesem Grunde hat man rücksichtlich unserer kirchlichen Andachtsübungen den freilich in größeren Gemeinden unausführbaren Vorschlag gethan, die Gemeinde, wie in der Brüdergemeinde, gleichsam in einzelne Chöre zu vertheilen; wodurch überdem die Idee der in Christo eng verbundenen Einheit verloren geht. Immer wird der einzelne Christ unter den Schriften, welche den Zweck der Erbauung befördern sollen, diejenigen auswählen, die seinem Geiste und Herzen zusagen. Wer nun bei Lesung einer solchen Schrift so in den Gegenstand hineingezogen wird, daß er ihrem erfrischenden und erquickenden Eindrucke, ihrer erwärmenden und tröstenden Kraft, ihrem belebenden und beseligenden Einflusse sich mit Innigkeit überläßt, und gar auf keine Weise widerstehen kann, so, daß er durch dieselbe über sich selbst erhoben, und gleichsam in eine andere Welt versetzt wird, aus der er mit dem Entschlusse geistiger und moralischer Erhebung zurückkehrt, der ist durch sie erbaut. Gewiß wird jeder Mensch, der auf der gefahrvollen Reise durch's Leben es nöthig hat, alle Tage für seine geistige Natur Schutz und Obdach gegen die rauhen Stürme der Zeit und des Lebens zu suchen, dergleichen Schriften willkommen heißen, und namentlich auch die achten, welchen ihn veranlassen, dem lieben, freundlichen Schutzgeiste der christlichen Religion täglich ein erquickendes und wohlgefälliges Opfer anzuzünden. Diese Veranlassung geben die sogenannten Morgen- und Abendandachten. Und je öfter sich der Christ bei den Unfällen der irdischen Wallfahrt, bei Krankheiten, Verlust an Eigenthum, Ehre u. s. w. tief gekränkt und erschüttert fühlt, jemehr er im Gefühl der Geschäfte, beim Zusammensein mit verführerischen Reisegefährten, im Drange der Umstände u. s. f. befürchten muß, den großen Zweck seines Daseins aus dem Auge zu verlieren, desto begieriger wird er sich nach Schriften umsehen, die den innern, geistigen Sinn schärfen, die Einfalt des Herzens sichern, dem Glauben und dem Gewissen immer kräftigere Stützpunkte geben. Dies

thun alle die bessern Schriften, welche mit Beziehung auf diese Eigenthümlichkeiten des Lebens, namentlich die Störungen desselben, geschrieben sind.

Erbliche Krankheit. Der Einfluß der Eltern auf den Organismus der Kinder ist so groß, daß sich nicht nur die allgemeinen Kennzeichen des Menschengeschlechts, sondern auch die besondern Eigenschaften, welche einen Menschen von dem andern unterscheiden, auf die Kinder zum Theil wenigstens verbreiten. Daher ist das Aussehen der Kinder dem der Eltern in mancher Hinsicht ähnlich, und nur durch das selbstständige Leben, welches die erstern vom Augenblicke ihrer Erziehung zu führen anfangen, wird die gänzliche Gleichheit verhindert. So wie aber die äußere Form des Kindes der der Eltern ähnlich ist, so sind es auch die innern Organe, und ihre bei dem einzelnen Menschen verschiedene Beschaffenheit, größere oder geringere Thätigkeit und Ausbildung, mit einem Worte, ihre Eigenartigkeit hat mit der der Eltern manche Ähnlichkeit. Da aber in der besondern Beschaffenheit der einzelnen Organe und Functionen ein wichtiger Theil der größern Anlage zu Krankheiten liegt, so folgt von selbst, daß auch diese forterben müsse. Und in der That beobachtet man nicht selten, daß der Sohn in demselben Lebensalter von einer Krankheit ergriffen wird, in welchem der Vater daran litt. Solche Krankheiten werden erbliche genannt, und sie sind eigentlich nicht selbst ererbt, sondern nur die Anlage dazu ist es. Darum erfordert die wirkliche Ausbildung von erblichen Krankheiten immer noch manche andere Umstände, welche sie begünstigen; darum ist auch die erbliche Krankheit nicht nothwendig angeboren, so wie die ererbte Anlage. Darum sind angeborne Krankheiten sehr häufig keine erblichen, sondern hängen oft von Umständen ab, welche während der Schwangerschaft auf den Fötus einwirkten. Der Einfluß des Vaters auf erbliche Krankheiten kann natürlich nur während der Zeugung Statt finden; die Mutter wirkt auch während der Schwangerschaft und durch das Stillen noch auf das Kind, und es ist möglich, daß auch hiedurch noch die Gelegenheit zu erblichen Krankheiten gegeben wird. Die Krankheiten, welche am häufigsten erblich vorkommen, sind: die Skrofeln, Flechten, Blutungen, vorzüglich aus den Lungen, und die Hämorrhoiden, die Schwindsucht, Gicht, der Gries und Stein, Skirrhus und Krebs, die Geistes- und Gemüthskrankheiten, hysterische und hypochondrische Beschwerden, der Schlagfluß, die Epilepsie und organische Krankheiten einzelner Theile, vorzüglich des Herzens. Sie haben das Eigenthümliche, daß sie mehr von innern, als äußern, mehr von prädisponirenden, als von Gelegenheitsursachen erzeugt werden, und als constitutionelle Krankheiten erscheinen. Alle Krankheiten, welche einen erblichen Ursprung haben, lassen sich viel schwerer und seltener beseitigen, als es möglich ist, wenn sie mehr von zufälligen, äußern Gelegenheitsursachen abhängen. Darum ist es besonders wichtig und nöthig, daß man ihre Entstehung und Ausbildung bei Zeiten zu hindern suche. Die Mittel dazu sind folgende: a) Wer eine erbliche Anlage besitzt, der heirathe keine Person, welche dieselbe Anlage hat, sondern eine solche, welche von entgegengesetzter Constitution ist. Aus diesem Grunde schon sind Heirathen unter nahen Verwandten nicht zulässig, durch welche die Erblichkeit der Krankheiten ganz besonders bedingt wird. Aus demselben Grunde scheint auch die Liebe sich den Personen vorzüglich zuzuwenden, welche von entgegengesetzter Constitution, von anderm Temperamente sind. b) Man richte von der Geburt an alle Umstände, unter denen das Kind lebt, so ein, daß die ererbte Anlage nicht nur nicht begünstigt, sondern

Digitized by Google

im Gegentheil bekämpft wird. c) Man vermeide die zufälligen Gelegenheitsursachen, welche die Entstehung der erblichen Krankheit begünstigen, immerdar und vorzüglich in dem Lebensalter, in welchem die Krankheit bei dem Vater entstanden war. Die ärztliche Behandlung der erblichen Krankheiten selbst unterscheidet sich nicht eben wesentlich von der, welche bei denselben, aber unter andern Umständen entstandenen Krankheiten erforderlich ist.

Erfrischungsinseln, Isles of refreshment, sonst Tristan d'Acunha, nach ihrem portugiesischen Entdecker genannt, eine Gruppe von drei kleinen Inseln, im südlichen atlantischen Ocean, (73° 6′ S. B. u. 14° 12′ W. L. von Paris) zwischen Afrika und Südamerika. Sie wurden im J. 1810 von einem amerikanischen Küstenfahrer aus Salem, Jonathan Lambert, auf's neue entdeckt. Dieser Robinson Crusoe unserer Zeit nahm sie in Besitz, und machte in einem Manifeste v. 4. Febr. 1811, das sein erster Staatsminister, André Millet, ebenfalls ein amerikanischer Seemann, unterzeichnet hatte, allen Nationen bekannt, daß er der Souverain dieser Inseln sei, welche den Namen Erfrischungsinseln führen sollten. Die größte, Tristan d'Acunha, ist etwa 6 englische Meilen lang und eben so breit; sie hat einen 8000 Fuß hohen Pic, vortreffliches Wasser, zwei gute Häfen (Port Reception), und ist reich an Vögeln, Seethieren, wilden Ziegen und Schweinen. Die üppige Vegetation ist der vom benachbarten Cap der guten Hoffnung gleich. Die zweite, ehemals Isle des rossignols, hat Lambert Lowells-Insel, und die dritte, ehemals l'Innaccessible, Montades-Insel genannt. Brittische und amerikanische Seefahrer haben bereits seine Einladung, daselbst zu landen und Erfrischungen einzunehmen, befolgt; auch versorgt der amerikanische Minister in Brasilien und ein Agent des Erbfürsten Lambert auf dem Cap, den neuen Staat mit Samen und Pflanzen.

Erhitzend werden in der Medicin solche Körper genannt, welche theils an der Stelle des Körpers, an welche sie gebracht werden, ein Gefühl von Brennen erregen, theils es bewirken, daß, wenn sie in größerer Menge in den Körper kommen, sich eine bedeutende Wärme über denselben ausbreitet. Es gehört natürlich die äußere Wärme selbst vorzüglich hieher; alsdann beobachtet man diese Eigenschaft auch von den mehrsten ausländischen und einigen inländischen Gewürzen und dem ätherischen Ölen, die sich in ihnen befinden, so wie von allen Dingen, in welchen der Weingeist den Hauptgegenstand ausmacht. Da aber die größere Wärme nur eine einzelne Erscheinung ist, welche ihren unmittelbaren und nächsten Grund in den organischen Verhältnissen nur haben kann, und da die Wirkung der erhitzenden Dinge sich nicht blos auf diese Wärme beschränkt, sondern da sie vielmehr neben derselben noch eine Menge andere Erscheinungen veranlassen; so folgt von selbst, daß diese Bezeichnung weder von der ursprünglichen noch von der Totalwirkung entlehnt ist. Jene anderweitigen Folgen aber, welche die erhitzenden Dinge haben, bestehen in lebhafteren Aufregungen, welche sie in dem Körper überhaupt, vorzüglich aber in dem materiellen Gefäßsysteme erzeugen. Der Blutumlauf wird beschleunigt, die Respiration lebhafter, die Hautfarbe mehr geröthet, Schweiß bricht aus, Durst entsteht, die geistigen Thätigkeiten werden im Anfange aufgeregt, später unterdrückt, selbst Krämpfe entstehen nicht selten. So groß auch der Nutzen ist, den diese Mittel bisweilen haben, so viel Mißbrauch wurde zu verschiedenen Zeiten mit ihnen getrieben und viel Schaden gestiftet. Namentlich wollte man im 12. Jahrh., dem

Systeme, welches von Sylvius aufgestellt wurde, zufolge, die Schärfen und Gifte, die man für Ursachen der mehrsten Fieberkrankheiten hielt, durch erhitzende Mittel aus dem Körper treiben, und verursachte dadurch, nach Sydenham's vollgültigem Zeugnisse, Verschlimmerung dieser Krankheiten. Und die reizenden Mittel, welche in den neuesten Zeiten von den Ärzten, die sich zur Brownschen Schule und zur Erregungstheorie bekannten, so verschwenderisch angewendet wurden haben dieselbe Bedeutung und stifteten denselben Schaden in sehr vielen Fällen, wo vielmehr beruhigende, mäßigende antiphlogistische Mittel an ihrer Stelle gewesen wären.

Ermenonville, ein Dorf im Seine-Departement, zehn Stunden von Paris, der Landsitz des Herrn von Girardin, ist bekannt durch seinen schönen 2600 Morgen großen Park, in welchem Rousseau's Asche auf einer Pappelinsel ruht. Den Sommer über wallfahrten Einheimische und Fremde, besonders Engländer, von Paris häufig dahin, um das Andenken Rousseau's zu feiern. Der Boden von Ermenonville ist reich an historischen Erinnerungen. Er diente den Bürgerkriegen einst zum Schlachtplatze; dann bewohnte hier die schöne Gabriele d'Estrées ein Jagdschloß, von dem noch ein Thurm steht, der den Namen dieser Geliebten Heinrichs IV. führt. Nach ihr bekam Ermenonville jener treue Waffengefährte Heinrichs, der den König nur zwei Tage überlebte, vom Schmerz über Ravaillac's Frevelthat hinweggerafft. Noch merkwürdiger wurde Ermenonville in neuerer Zeit. J. J. Rousseau starb hier, wo er nur sechs Wochen gelebt hatte. Seine Gebeine wurden von der Pappelinsel in's Pantheon versetzt. Auch zeigt man zu Ermenonville die Plätze, wo der große Kaiser Joseph ausruht. Uebrigens ist der Schmuck der Kunst auf diesem schönen Landsitze nicht minder groß, als der Reichthum der Natur. Der alte Girardin, Verfasser eines guten Werks über schöne Gartenkunst, hatte in einem Laufe von dreißig Jahren an drei Mill. Franken auf die Verschönerung von Ermenonville verwandt. Seine drei Söhne wollten den gemeinschaftlichen Besitz aufheben, daher wurde Ermenonville im J. 1821 zum öffentlichen Verkauf ausgeboten. Schon hatte die sogenannte schwarze Bande, welche alles Schöne und Merkwürdige zerstörte, um Geld und nutzbaren Boden zu gewinnen, das höchste Gebot gethan, als Herr Stanislaus von Girardin, der liberale Deputirte von der linken Seite, mit 100,000 Franken jene Gesellschaft überbot und dadurch das von ihm für 1½ Mill. Franken erstandene väterliche Erbgut für die Freunde der Kunst, der Natur und historischen Denkmale fortdauernd erhielt.

Erotomanie (von ἔρως, die Liebe, und μανία, die Raserei) ist eine Form von Gemüths- und Geisteskrankheit, in welcher geliebte Gegenstände die fixen Ideen abgeben, mit welchen sich der Kranke fortdauernd beschäftigt. Geilheit und physische Reizungen fehlen bei dieser Krankheit, und machen den Unterschied zwischen derselben und der Nymphomanie und Satyriasis aus, bei welchen sie vorhanden sind. Kranke, welche an Erotomanie leiden, lenken ihre Neigung einem bestimmten Gegenstande, oft einem solchen zu, den sie nur einmal gesehen Gelegenheit hatten, bisweilen aber auch einem solchen, der sie nie wieder lieben kann, z. B. einer Statüe, selten einem eingebildeten. Schmutzige Reden, unverschämte Äußerungen, welche in der Nymphomanie vorhanden sind, fehlen hier gänzlich, ja die Kranken scheinen nicht einmal an die Gunstbezeugungen zu denken, welche sie hoffen könnten. Ihre Augen sind lebhaft, beseelt, der Blick leidenschaftlich

Digitized by Google

ihre Annäherungen bleiben immer in den Grenzen des Anstandes; sie vergessen sich gewissermaßen selbst, eine reine, oft geheime und verborgene Verehrung weihen sie ihrer Gottheit; mit kindlicher Treue befolgen sie die Vorschriften und richten sich nach dem Eigensinn derselben. Sie gerathen in Entzücken, wenn sie die oft eingebildeten Vorzüge des Geliebten betrachten, in Verzweiflung, wenn derselbe entfernt ist. Alsdann werden sie blaß, trübsinnig, unruhig und träumerisch, sie verlieren Appetit und Schlaf. Bei der Rückkehr desselben sind sie trunken vor Freude, ihr Glück spiegelt sich in ihrem ganzen Wesen ab, auf krampfhafte Weise wird ihre Muskelbewegung gereizt, sie sprechen viel und immer nur von ihrer Liebe, sie träumen von derselben und unterliegen oft dem Alpdrücken. Furcht, Hoffnung, Eifersucht, Freude und Weh quälen sie wechselsweise, sie vernachlässigen und fliehen ihre Freunde und Verwandte, verachten ihr Glück und alle geselligen Verhältnisse, und sind der schwierigsten und bizarrsten Handlungen fähig. Bisweilen tritt die Erotomanie unter der Form der stillen Melancholie auf; die Kranken rasen nicht, sondern sie sind still und traurig, sie verfallen in Fieber, welches auf nervöse Weise verläuft und von Lorry sogar als besondere Fieberart (fièvre érotique, Liebesfieber) aufgeführt wird. Die Erkenntniß desselben ist bisweilen, bei geheimer Liebe, schwierig, doch verräth sich die Leidenschaft beim Anblick des Geliebten, oder wenn auch nur dessen Name genannt wird, das Gesicht wird belebt, der Puls schnell, frequent, stark und krampfhaft. Daran erkannte Hippokrates die Liebe des kranken Perdicar zu der Concubine seines Vaters, Erasistratus die Liebe des Antiochus zu seiner Stiefmutter Stratonice. Das Fieber verläuft oft schnell tödtlich. Außerdem geht die Erotomanie in völlige Verrücktheit über, führt zum Selbstmord, verursacht Bleichsucht, Onanie, Hysterie, Satyriasis, Nymphomanie u. s. w. Sie hängt zum Theil von denselben Ursachen ab, wie andere Gemüthskrankheiten. Doch sind Jünglinge, welche ein reizbares Nervensystem, eine lebhafte Einbildungskraft haben, die von Sinnlichkeit und Vergnügungssucht beherrscht werden, durch Romanenlecture verdorben, durch fehlerhafte Erziehung und Müßiggang verwöhnt sind, derselben vorzüglich unterworfen. Aber auch bei den Mädchen findet man sie vorzüglich, die in ein gewisses Alter kommen, ohne Befriedigung für ihr Herz und ihre Sinne gefunden zu haben; am allermeisten bei denen, deren Gefühle aufgeregt, aber nicht befriedigt worden. Die Behandlung solcher Kranken muß sich nicht blos auf die körperlichen Functionen erstrecken, mehr noch muß man auf das Gemüth derselben einzuwirken suchen.

Ersticken wird die Todesart genannt, welche durch mehr oder weniger schnelle Hinderung des Athemholens erfolgt, sei es, daß die Luftröhre von außen (z. B. durch Bänder bei Erhängten und Strangulirten, oder durch manche Geschwülste, die sich in der Nähe derselben befinden) so zusammengedrückt wird, daß die Luft weder ein- noch ausströmen kann, oder daß sich fremde Körper (z. B. Speisen, Knochen rc.) oder auch krankhafte Producte (z. B. die Afterhaut im Croup, Eiter in großer Menge) in der Luftröhre senken und die Höhle derselben verstopfen. Ferner muß der Aufenthalt im luftleeren Raume, das Ertrinken (s. d. Art.), oder auch das Einathmen von irrespirablen Gasarten Erstickung herbeiführen. Endlich können auch Verwundungen beider Höhlen der Pleura, heftige Krämpfe und Lähmungen der Respirationsmuskeln zu den Ursachen der Erstickung gerechnet werden, insofern auch in solchen Fällen der Tod durch Hemmung der

Respiration veranlaßt wird. Nach Maßgabe dieser verschiedenen Ursachen des Erstickens beobachtet man, daß die Erscheinungen, unter denen es erfolgt, mannichfaltig verändert werden. Wenn ein fremder Körper, der in den Larynx eingedrungen ist, den Zutritt der Luft nur zum Theil verhindert, so entsteht Husten und Krampf, das Gesicht wird roth, bläulich, aufgetrieben, die Gefäße desselben scheinen wie injicirt. Nach dem Tode findet man die Lungen vom Blut überfüllt, und die Luftwege voll von schäumender Flüssigkeit, das Herz ist sehr ausgedehnt, und beide Ventrikeln von schwarzem Blute angefüllt. Wenn aber die Luftwege plötzlich ganz verstopft werden, so verliert der Mensch sehr bald das Bewußtsein und die Bewegungsfähigkeit, die stieren Augen drängen sich hervor, das Gesicht wird roth, aber das Herz behält noch eine Zeitlang sein Bewegungsvermögen; die Lungen sind dann weniger von Blut überfüllt, und sie enthalten keine schäumende Flüssigkeit. In allen Fällen von Erstickungsgefahr ist natürlich vor allen Dingen das Hinderniß des Athmens zu entfernen, und nur wenn dies zeitig genug möglich ist, kann das Leben erhalten werden. So mannichfaltig nun aber eben diese Veranlassungen sind, eben so verschiedene und mannichfaltige Mittel sind in Gebrauch zu ziehen, welche hier nicht angegeben werden können.

Ertrinken ist die Todesart, welche dadurch herbeigeführt wird, daß die äußere Mündung der Respirationswege in irgend einer andern Flüssigkeit als in der Luft sich befindet. Dem wirklichen Tode aber geht oft ein Scheintod (Asphyrie) vorher, welcher, wenn er nicht allzu lange gedauert hat, es möglich macht, auch scheinbar bereits Ertrunkene zu retten. Diese Voraussetzung, welche die Erfahrung vielfältig bestätigte, gab Veranlassung dazu, daß man nicht nur den Zustand des Ertrinkens auf das sorgfältigste untersuchte, sondern auch, zumal in der Nähe des Meeres und größerer Flüsse, öffentliche Anstalten errichtete, um Ertrunkene zu retten, und daß sich ganze Gesellschaften diesem Zwecke widmeten. Auch für die gerichtl. Arzneikunde gewährt diese Todesart einen schwierigen Gegenstand, und gibt zu mancherlei oft schwer zu beantwortenden Fragen Veranlassung; z. B. ob ein im Wasser gefundener Körper wirklich ertrunken, oder auf andere Weise um das Leben gekommen sei. Dieser Umstand aber erzeugte natürlich eine große Aufmerksamkeit auf die Zeichen dieser Todesart, welche im Leichname zu finden sind. Aber trotz der vielfältigen Bemühungen, ist doch noch manches in der Lehre vom Ertrinken zweifelhaft und ungewiß. Dies gilt sowohl von der Art und Weise, wie der Tod erfolgt, als auch von dem Wesen der Asphyrie, die dem Tode vorhergeht, ja auch die Zeichen des Ertrinkens und die Hülfsmittel, Scheintode zu retten, sind noch ungewiß. Taucht man mit Willkühr den Kopf unter das Wasser, so fühlt man sich sehr angegriffen, Ohrenbrausen, ein Kitzeln in der Nase, Ziehen auf der Brust und Stumpfsinn entstehen. Wer unwillkürlich in das Wasser fällt, der macht instinctmäßig alle Anstrengung, sich heraus zu arbeiten, er hält den Athem an, den Kopf in die Höhe und rückwärts gebogen, mit den Händen greift er nach allen festen Körpern, die sich darbieten, selbst an den Grund des Wassers klammert sich der Unglückliche an und sucht sich festzuhalten. Diese Anstrengungen dauern, im Verhältniß zu den Kräften und der Geistesgegenwart, längere oder kürzere Zeit; endlich wird der Verunglückte erschöpft, sinkt unter, wird bewußtlos, will Athem holen und zieht Wasser ein, und das Leben verschwindet. Wird der Körper aus dem Wasser gezogen, so findet man ihn ge-

Digitized by Google

...öhnlich sehr kalt, die Glieder sind steif, das Gesicht aufgetrieben, ...wid, oft blaß, die Augen halb offen, die Pupille erweitert, der Mund ...mit Schaum angefüllt, die Brust und Oberbauchgegend aufgetrieben. ...Bisweilen ist der Körper noch warm, und doch nicht wieder zu bele... ...en, das Gesicht dunkelblau und aufgetrieben, die Halsvenen strotzend. ...Das Letztere findet Statt, wenn das Ertrinken in Alkohol, in Sümp... ...fen oder in warmem Wasser Statt findet, oder wenn Jemand be... ...runken, mit vollem Magen, oder erhitztem Körper in das Wasser ...fällt. Bei Leichenöffnungen Ertrunkener findet man den Kehldeckel ...emporgehoben, blutigen Schaum in der Luftröhre und in den Bron... ...chien, die Lungen weich und ausgedehnt, viel schwarzes, flüssiges Blut ...in der rechten, weniger in der linken Herzhöhle, ein wenig Wasser im ...Magen, die Gefäße des Hirns von Blut strotzend. Der Tod wird ...bald durch Erstickung und Luftmangel, bald aber auch auf apoplekti... ...sche Weise herbeigeführt, in dem letztern Falle erfolgt er sehr schnell, ...und sehr wenig Wasser ist hinreichend, denselben herbeizuführen, wenn ...der Verunglückte nur mit dem Gesichte zuerst hineingeräth. Alsdann ...fehlt bei der Leichenöffnung der Schaum in der Luftröhre und die Ge... ...fäße des Kopfes sind mehr angefüllt. Außerdem aber können noch ...Bestandtheile, die sich zufällig in dem Wasser befinden, z. B. irrespi... ...rable Gasarten, die Todesart modificiren und compliciren. Die haupt... ...sächlichsten Hülfsleistungen, wodurch man Ertrunkene wieder in das ...Leben zurückzurufen sucht, bestehen darin, daß man zuerst den Mund ...von Schleim und Schmuz befreiet, und den Körper dann vorsichtig ...(am besten auf den Armen, den Kopf etwas erhöht) an den Ort ...trägt, der zu solchen Hülfsleistungen bestimmt ist. Das sogenannte ...Stürzen, Stoßen und Drücken auf die Herzgrube muß als höchst schäd... ...lich unterlassen werden. Alsdann muß der Verunglückte so schnell als ...möglich entkleidet, in ein mäßig warmes Bett oder Bad gebracht, nach ...und nach mehr erwärmt und mit Flanell oder den bloßen Händen flei... ...ßig gerieben werden. Giebt er noch Lebenszeichen, so hält man ...ein Riechfläschchen unter die Nase, oder bringt den Bart einer ...Feder in die Nase und in den Mund. Wenn aber nach 5 Minu... ...ten noch keine Lebenszeichen sich äußern, so schreitet man zu dem ...Einblasen von Luft. Dies geschieht entweder vermittelst eines Bla... ...sebalgs, oder vermittelst irgend einer Röhre, welche in die Nase ...des Leblosen gebracht, und in welche hineingeblasen, indem das ...andere Nasenloch zugedrückt wird; oder man kann auch mit dem ...Munde in die Nase blasen und den Mund des Verunglückten zuhal... ...ten. Während der Eine Luft einbläst, muß ein Anderer die Brust und ...den Unterleib treiben und sie abwechselnd sanft zusammendrücken, um ...die Respiration nachzuahmen. Während dies geschieht, besorgt ein ...Anderer ein Tabakrauchklystier, und wenn sich in 4 Minuten keine ...Lebenszeichen einfinden, so wird es angewandt, zugleich aber mit dem ...Einblasen von Luft fortgefahren. Diese Mittel müssen stundenlang ...fortdauernd angewandt werden. Bemerkt man aber die ersten Lebens... ...zeichen, z. B. den anfangenden Schlag des Herzens, eine Ausdehnung ...der Brust, oder eine Bewegung der Augenlieder und des Augapfels, ...so hört man auf, Luft einzublasen, setzt jedoch den Gebrauch der üb... ...rigen Mittel so lange fort, bis der Verunglückte freier athmet. Als... ...dann erst kann man dem Kranken ein wenig warmen Wein, oder aro... ...matischen Aufguß einflößen. So lange er nicht athmet, darf er nichts ...in den Mund bekommen, weil dies zu leicht in die Luftwege fließt. ...In den seltenen Fällen, wo die Asphyxie complicirt ist, müssen diese

Digitized by Google

Hülfsmittel nach Umständen modificirt werden, alsdann können auch bisweilen Aderlässe nützlich sein, welche jedoch, wie andere Mittel, nur von erfahrnen Ärzten angewandt und verordnet werden können.

Erwin von Steinbach, berühmter Baumeister im 13. Jahrh., s. Münster (Strasburger Bd. 6.)

*Eschenburg (Johann Joachim), herzogl. Geh. Justizrath und Professor am Carolinum zu Braunschweig, geb. 1743 zu Hamburg, gest. 1820, gehörte zu den ausgezeichneten Literatoren Deutschlands. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Hamburger Johanneum; hierauf in Leipzig, wo Ernesti, Gellert, Morus und Clodius seine Lehrer waren, dann unter Heyne und Michaelis in Göttingen studirend, kam er später durch Verwendung des Abts Jerusalem und dessen Sohnes als Hofmeister nach Braunschweig, woselbst er dann in der Folge die durch des Dichters Zachariä Tod erledigte Professur am dortigen Carolinum erhielt, welche Stelle er auch bis an seinen Tod bekleidete. Vorzüglich verdankt Deutschland ihm die nähere Bekanntschaft vieler guten englischen Schriftsteller in Kunstsachen, wie z. B. Breton, Webb, Burney, Fuesly und Hurd, die von ihm übersetzt und mit zum Theil sehr lehrreichen Zusätzen und Erläuterungen bereichert worden sind. Auch gab Eschenburg zu verschiedenen Zeiten in eigenen Zeitschriften und Magazinen Bericht von den neuesten und bemerkenswerthesten Erscheinungen in der engl. Literatur, wodurch die Liebe und Anerkenntniß zu den Geistesschätzen dieses Inselvolkes mächtig unter den Deutschen gefördert wurde. Das größte Verdienst erwarb er sich aber durch seine Übertragung des Shakespeare. Wenn schon hierin nicht der Erste, indem Wieland bereits vor ihm Ähnliches begonnen hatte, bleibt ihm doch noch immer, und nachdem so viele andere treffliche Verdeutschungen des großen Tragikers angefangen worden sind, das Verdienst, der vollständigste zu sein, und seine Übersetzung der sämmtlichen Werke des Dichters wird bis zu diesen Augenblick noch gesucht, obschon ihr der Schmuck der Metrik und die haarspaltende wörtliche Genauigkeit abgeht, die einige andere zieren, aber auch zugleich durch letztere manchen deutschen Leser zurückschrecken; auch standen ihm bei Anfertigung derselben, durch seine vielfachen literarischen und geselligen Verbindungen, Hülfsmittel zu Gebote, die nicht leicht ein Anderer in diesem Maße haben dürfte, und seine eigene Bibliothek enthielt, schon vor beinahe 20 Jahren, blos in Bezug auf Shakespeare, mehr als 400 Bände, Kupferwerke und andere versinnlichende Erläuterungen nicht mit gerechnet. Übrigens wird die von ihm von 1798 bis 1806 in 12 Bänden herausgegebene verbesserte zweite Auflage von mehreren Literatoren hinter die erste gesetzt. Ein bleibendes Verdienst erwarb sich Eschenburg auch noch durch die Herausgabe seiner am Carolinum gehaltenen Lehrvorträge, seiner Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften, seinem Lehrbuche der Wissenschaftskunde und seinem Handbuche der klassischen Literatur. Im Umgange war er höchst liebenswürdig, und trotz der ihm zuweilen entschlüpfenden Satyre, doch allgemein beliebt. Drei Jahre vor seinem Ende feierte er noch sein 50jähriges Amtsjubiläum. Seit 1787 verwaltete er das Directorium des Braunschweigischen Intelligenzblattes, in welchem letztern er in früherer Zeit manche lehrreiche und allgemeinnützige Aufsätze abdrucken ließ. Eschenburg war auch noch Senior des Cyriacus-Stiftes in Braunschweig und Ritter des Guelfenordens. Im 6ten Supplementbande von Jördens Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten findet sich ein genaues Verzeichniß sowohl aller seiner eige-

ge
Cyria
Im 6t
Prosaiste

nen Werke, als seiner Übersetzungen und Herausgaben anderer Dichter früherer und späterer Zeit, wie z. B. Burkard Waldi, Martin Opitz, Hagedorn, Ebert und Bürger.

Esprits. Diese ursprünglich französische Benennung entspricht fast ganz unserer deutschen: Geister. Man gab sie, obwohl ehedem mehr als jetzt, allen den Flüssigkeiten, welche durch Destillation von Substanzen gewonnen wurden, die entweder weingeistige oder andere sehr flüchtige und stark riechende Bestandtheile enthalten. So liefert Wein, Bier, Cyder, jedes seinen besondern Esprit, im Grunde freilich nichts anders, als Alkohol oder Weingeist. Eben so läßt sich aus jeder Pflanze, die nicht ganz arm an ätherischem Öl ist, als Pfeffermünze, Kerbel, Orangeblüthen u. s. w. ein Esprit ziehen; ja selbst die Ergebnisse der Destillation mehrer mineralischer Substanzen, als Salpeters, Vitriols, Grünspans u. s. w., wurden sonst unter die Esprits gerechnet. Jetzt bedient man sich statt dieser Benennung, die so verschiedene Erzeugnisse umfaßt, lieber der bestimmteren, welche die neuere chemische Nomenclatur an die Hand gibt; doch kommt sie bei weingeistigen Wassern und Arten von Spiritus häufig noch vor. (S. Spiritus Bd. 2. und Abgezogene Wasser Bd. 1.)

Eßwaaren. Diese Benennung begreift alles unter sich, was der Mensch als Nahrungsmittel zu sich nehmen kann. Nur Substanzen aus dem Thier- und Pflanzenreiche können dazu dienen, und zwar blos solche, die keine zu vorstechende chemische Eigenschaften zeigen. Doch werden mehrere Substanzen, die in dieser Beziehung für sich keine Nahrungsmittel abgeben könnten, in Verbindung mit andern Eßwaaren gebraucht, theils ihren Geschmack zu verbessern, theils ihre Verdauung zu befördern, theils auch ihre Zubereitung zu erleichtern, wozu die Gewürze, das Salz, einige Säuren gehören. Die Haupterfodernisse einer guten Eßwaare sind, daß sie schmackhaft und der Gesundheit zuträglich sei. Letzteres erfodert sowohl von Seiten des Einzelnen, als auch der öffentlichen Gesundheitspolizei die strengste, kaum zu weit zu treibende Aufmerksamkeit, nicht nur in Bezug auf die zur Eßwaare dienende Substanz selbst, sondern auch auf ihre Zubereitung und Aufbewahrung. Hieher gehörige Vorschriften sind: Fleisch, Fett, Milch u. s. w. muß man durchaus nur von gesunden Thieren zur Eßwaare nehmen, was besonders zur Zeit herrschender epidemischer Viehkrankheiten viel Vorsicht erfodert; auch das Fleisch gehetzter Thiere ist als ungesund zu verwerfen; das Fleisch muß weder, wenn es noch ganz frisch ist, wo es durch das Kochen nicht mürbe und leicht verdaulich genug wird, noch auch, wenn es schon Zeichen anfangender Fäulniß zeigt, zur Eßwaare zubereitet werden; in welcher letztern Hinsicht wenigstens der Arzt vom Genuß des schon in anfangender Fäulniß begriffenen Wildprets abrathen muß; von mehrern Thieren muß man es vermeiden, das Fleisch zu gewissen Zeiten als Eßwaare zu gebrauchen, wo es ungesund wird; z. B. das Wildpret zur Brunstzeit, mehrere Fische zur Laichzeit, die Austern in den warmen Sommermonaten. Bei vegetabilischen Substanzen hat man sich besonders vorzusehen, daß man nicht schädliche mit unschädlichen verwechsle, oder mit ihnen vermischt zur Eßwaare anwende. Mehr Vorsicht hierin hätte unzählige Unglücksfälle verhüten können, wozu jedem leicht die Beispiele in den nicht seltenen Vergiftungen durch Pilze und Stierling beifallen werden; auch die Vermischung des Getreides mit schädlichen Samen, wie von Lolch und Trespe, hat, besonders in manchen Jahren, sehr viel Unheil angerichtet, und man schreibt unter an-

dern die Kriebelkrankheit auf ihre Rechnung. Unter den Früchten dürfen, nur mit wenig Ausnahmen, nur die völlig reifen zu Eßwaaren gewählt werden; unreife sind meist noch zu sauer oder herbe, und geben leicht zu Colikschmerzen, ja selbst Ruhren Veranlassung. Von den Erdäpfeln behaupten Viele, daß sie vor dem Zustande der Reife, oder, wenn sie erfroren sind, schädliche Wirkungen als Nahrungsmittel äußern; Andere läugnen es. Ganz vorzüglich hat man sich vor gewinnsüchtigen Verfälschungen von Eßwaaren zu hüten, von denen hier nur auf einige aufmerksam gemacht werden mag. Das Fleisch wird öfters von den Fleischern aufgeblasen, um ihm ein feistes, weißes Ansehen zu geben, was, abgerechnet, daß es eine ekelhafte Gewohnheit ist, auch zu schädlichen Folgen Veranlassung geben kann, wenn ein krankhafter Athem das Aufblasen verrichtet. Das Brotmehl wird nicht selten mit Wicken- oder Bohnenmehl verfälscht gefunden, wodurch das daraus gebackne Brot eine der Gesundheit sehr nachtheilige Beschaffenheit annimmt. Dem Brote selbst wissen die Bäcker (in London findet dies fast allgemein Statt) durch Zusatz von Alaun, kohlensaurem oder schwefelsauren Kali, oder kohlensaurer Magnesia ein weißeres und lockeres Ansehn zu geben. Der Essig wird durch Schwefelsäure oder schädliche Vegetabilien geschärft; grün eingelegten Früchten durch Grünspan eine lebhaftere Farbe mitgetheilt; Conditorwaaren nicht selten mit giftigen Mineralfarben gefärbt u. s. w. Bei der Zubereitung der Eßwaaren nehme man zum Kochen ein reines, nicht zu hartes Quellwasser, koche sie, zumal wenn sie saure Bestandtheile enthalten, nicht in unverzinnten kupfernen oder schlecht glasurten bleiernen Gefäßen, oder lasse sie wenigstens nicht darin stehen u. s. w. Welche Eßwaaren am gesundesten sind, darüber lassen sich keine allgemeine Bestimmungen geben, weil dabei Körperbeschaffenheit, Lebensart, Jahreszeit, Clima sehr in Betracht kommt.

Estrées (Gabriele d', Herzogin von Beaufort). Diese berühmte Geliebte Heinrich IV. von Frankreich wurde um das Jahr 1571 geboren. Sie war die Tochter Antoine d'Estrées, eines Abkömmlings aus einem der ältesten adeligen Häuser in der Picardie, der eine Zeitlang die Stelle eines Grand-maître de l'artillerie bekleidete, welche nachher der Marquis de Rosni (Sülly) erhielt, und sich in der Vertheidigung von Noyon gegen den Herzog von Mayenne auszeichnete, weshalb ihn denn auch Heinrich IV. mit dem Gouvernement der Provinz Isle de France belohnte. Gabriele, ausgezeichnet durch seltne Schönheit, mochte ungefähr 20 Jahr alt sein, als Heinrich IV. sie bei einem Besuche auf dem Schlosse Coeuvres zum erstenmale sah, und sich sogleich von ihren Reizen gefesselt fühlte. Gabriele indeß, damals in einer Herzensverbindung mit dem Herzoge von Bellegarde, zeigte sich anfangs den Wünschen des Königs wenig geneigt, der jedoch in seinen Bewerbungen nicht nachließ, und, des schönen Mädchens wegen einmal Leben und Freiheit wagend, sich als Bauer verkleidet durch die feindlichen Vorposten schlich, um nur die Geliebte zu sehen. So viel Zuneigung rührte endlich das Herz der Dame; sie wurde die Geliebte des ritterlichen Königs, der, obschon sein Lebelang ein großer Verehrer des zweiten Geschlechts, doch nie ein weibliches Wesen so treu und innig verehrte, wie die Tochter des alten Estrées. Um sein Glück jetzt ruhiger, und weniger durch den etwas strengen Vater gestört, genießen zu können, vermählte Heinrich die Geliebte nur zum Schein mit einem Herrn Damerval von Liancourt; doch wurde später diese freilich nur nominelle Ehe wieder unter dem Vor-

Digitized by Google

gnade von Blancourts Unfähigkeit gelöst, was der Welt um so seltsamer dünken mußte, da der gute Mann in früherer Ehe nicht weniger als 14 Kinder gezeugt hatte, und überdem auch Jedermann das Verhältniß des Königs zu Gabrielen kannte. Heinrichs Plan bei dieser Scheidung war eigentlich, die Geliebte neben sich als rechtmäßige Gattin auf den Thron zu heben, und er leitete deswegen nicht allein die Scheidung von Margarethe von Valois ein, sondern erhob auch die Grafschaft Beaufort zu einem Herzogthum, mit welchem er dann Gabrielen belehnte, und sie so gewissermaßen in Stand setzte, sich zu ihrem und ihr einen Rang am Hofe zu verschaffen. Am mehrsten widersetzte sich Sülly der Ausführung dieses Vorhabens, indem er dem Monarchen die daraus entspringenden Nachtheile oft und vielmals, wiewohl mit keinem andern Erfolge vorstellte, als daß Gabriele seine bittere Feindin ward, und sich einst, angereizt durch die Gegner des Ministers, so weit vergaß, beim Könige dessen Entlassung zu fodern. Heinrichs Antwort hierauf war eben so edel als königlich. „Wenn ich einen von euch beiden meiden muß," erwiederte er, „so will ich eher zehn Geliebte wie Dich, als einen Minister wie Sülly verlieren." Und dennoch liebte er seine Gabriele so innig, daß er ihr einst in einem Augenblicke der Gefahr schrieb: „Wenn ich unterliege, so kannst Du mich zu gut, um fürchten zu dürfen, ich würde fliehen. Mein letzter Gedanke wird Gott, mein vorletzter wirst Du sein." Trotz des Königs festem Willen und Gabrielens Wünschen, kam aber die Heirath zwischen beiden dennoch nicht zu Stande. Gegen Ostern 1599, wo schon die Unterhandlungen zu der Scheidung des Königs von seiner Gemahlin eingeleitet waren, entfernte sich Gabriele, auf Antrieb des Beichtvaters des Königs, René Benoit, während der Passionszeit vom Hofe und begab sich nach Paris, wo sie bei dem reichen Banquier Zamet wohnte. Hier wurde sie am grünen Donnerstage plötzlich, gleich nach der Tafel und nach dem Genuß einer Orange, von so fürchterlichen Verzuckungen befallen, daß ihr schönes Gesicht aufs gräßlichste entstellt ward, und sie den Sonnabend darauf unter großen Schmerzen starb. Ein Schlagfluß, verbunden mit Convulsionen, hieß es, habe ihrem Leben ein Ende gemacht; niemand zweifelte jedoch an der wahren Ursache ihres Todes. Des Königs Schmerz bei diesem Verlust war groß, und Gabriele wurde, was nicht oft bei Geliebten von Monarchen der Fall ist, allgemein bedauert; auch verdiente sie dies durch die Güte und Sanftheit ihres Charakters, so wie durch die Bescheidenheit, welche sie nie verließ, und sie stets abhielt, sich in die Angelegenheiten des Staates zu mischen. Sie hatte dem Könige drei Kinder geboren, die beiden nachherigen Herzoge Cäsar und Alexander Vendome, und eine Tochter, Catharine Henriette, welche später dem Herzog von Elbeuf vermählt wurde. Ihrer vor einigen Jahren in Frankreich erschienenen Lebensgeschichte ist ein interessanter Briefwechsel zwischen ihr und ihrem königlichen Liebhaber beigefügt.

•Etiquette, ist das auf Überlieferung oder geschriebene Vorschrift sich stützende Ceremoniel, nach welchem, sowohl im gegenseitigen Umgang als im eigenen Leben, die Art zu leben unter den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt ist. Wenn Wel und Würden in der Welt stets nur die Belohnungen des wahren Verdienstes und mithin immer mit diesem vereint wären, so bedürfte es allerdings keiner besondern Vorschrift über die Ehrenbezeugungen, welche diesem oder jenem zukommen, sondern das allgemeine Anerkenntniß des Verdienstes des eben zu Ehrenden würde Jedermann

schon von selbst dahin bringen, ihm das freiwillig zu zollen, was die vorgeschriebene Etiquette befiehlt; allein da sehr oft der unvermeidliche Fall eintritt, daß namentlich die erblichen Vorrechte nicht allezeit von Personen besessen werden, die durch ihre moralische und geistige Eigenthümlichkeit zur freien Anerkenntniß zwingen, so erfodert die bürgerliche Ordnung sowohl, als, selbst in gewissem Betracht, eine gesunde Philosophie, daß Regeln festgestellt werden, nach welchen sich der einmal in einem niedrigeren Stande Lebende, zu dem in höheren Ständen sich Bewegenden, zu benehmen hat. Ohne diese conventionelle Schutzmauer der höheren Classen der Gesellschaft, die, sobald sie nur nicht bis ins Lächerliche, Kleinliche und Kindische (wie wol hin und wieder geschieht) getrieben wird, sonach allerdings nothwendig und wohlthätig ist, würden bald Stolz, Anmaßung, Neid und Eigennutz das Band zertrümmern, auf welchem alle und jede staatliche und gesellige Einrichtung beruht, und selbst der Würdige mit dem Unwürdigen in der allgemeinen Gleichheitsschwindelei untergehen, wie wir dies während einer kurzen Zeit in der französischen Revolution gesehen haben, wo auch, verführt durch in der Praxis unhaltbar sich erweisende Theoreme von unbedingter Gleichheit, jede Schranke bürgerlicher Convenienz und Ständeabsonderung niedergerissen ward. Zu leugnen ist indeß, bei aller Anerkenntniß der Nothwendigkeit einer solchen conventionellen Vorschrift über das Benehmen der verschiedenen Stände zu einander, auch nicht, daß diejenigen Länder und Völker, bei denen die Etiquette in einem hohen Grade und bis in die kleinsten Details festgestellt, herrscht, selten weder zu den freien noch zu den glücklichen gehören, und daß sehr häufig dieser äußere gemachte Glanz und Würde der Großen um so sorgfältiger von ihnen in Ehren gehalten wird, je mehr es an der innern, wahren Würdigkeit fehlt. Als Roms Imperatoren sich mit einem steifen und prunkenden Ceremoniel umgaben, da hatten sie schon längst aufgehört, Herren der Welt zu sein, und der byzantinische Kaiserhof war nie mehr in leerer Prunksucht und todtem Formelwesen in Hinsicht seines Benehmens und seines Lebens vertieft, als wie die Provinzen nicht mehr gehorchten und die Barbaren bis unter die Mauern der Hauptstadt schwärmten. Überall hat aber Etiquette da mit ihrem Schein eintreten müssen, wo die Sache fehlte. Übrigens kann Philipp der Gute, Herzog von Burgund, dessen Stolz ihn trieb, sich den Königen im Range gleich zu setzen, gleichsam als der Vater der neuern, seitdem manche Höfe bald mehr bald minder tyrannisirenden Etiquette betrachtet werden, denn, eben um es in den Augen der leicht verblendlichen Menge den höchsten Fürsten in der Christenheit gleich zu thun, umgab er sich mit einer solchen Menge Diener und Hofleute und legte ihnen ein so steifes und ängstliches Ceremoniel auf, daß nur später der spanische Hof, an welchem die Mauren einst Fröhlichkeit und Lust einheimisch gemacht hatten, den seinen darin noch übertraf. Heut zu Tage hat die allgemeine Entwickelung neuer und freisinniger Ideen und das fast überall vorherrschende Streben nach Vernunftgenüssen, die lächerliche Steifigkeit jener alten Etiquette sowol an den Höfen, als im Leben der vornehmeren Stände, bedeutend gemindert, und man findet nur noch hie und da einige Wenige, die, befangen im Vorurtheil, oder der Macht vieljähriger Gewohnheit unterliegend, auch hierin an dem Alten und Veralteten kleben.

Evertsen (Johann), Admiral der holländischen Flotte, ausgezeichnet durch seine Tapferkeit, lebte in der zweiten Hälfte des 17.

Digitized by Google

Jahrh. Zu jener Zeit stand bekanntlich die Macht der Holländer zur See auf ihrer höchsten Stufe. Die Ruyter, Tromp und Wassenaer (s. die Art. Bd. 8, 9, 10.) hatten durch ihre Siege der niederländischen Flagge die Achtung aller Nationen erworben, und mehrere Glieder der aus Zeeland stammenden Familie der Evertsen, sämmtlich Gefährten und Zöglinge jener Seehelden, traten würdig in die Fußtapfen dieser großen Männer. Ein Bruder von Johann Evertsen, Namens Cornelius, gleichfalls Admiral in den Diensten der Republik, starb den Tod für's Vaterland in der blutigen Schlacht am 15. Juli 1666 gegen die Engländer. Johann Evertsen befand sich damals seit Jahr und Tag außer Diensten. Kaum erhielt aber der heldenmüthige Mann die Nachricht von dem Ende seines Bruders, so schrieb er an die Generalstaaten: „Ich wünsche wieder in Thätigkeit zu treten, um meinem Vaterlande nützlich zu sein. Mein Vater, vier Brüder und ein Sohn starben bereits im Dienst für die Republik auf dem Bette der Ehre. Möchte es mir vergönnt sein, gleich ihnen mein Ende im Kampf gegen die Feinde des Staats zu finden!" Der Wunsch dieses Braven ward erfüllt. Am 4. Aug. desselben Jahres bestand er ein Gefecht gegen die Engländer, in welchem er ein Bein verlor und wenige Tage nach seiner Verwundung starb. Die Staaten von Zeeland ließen ihm und seinem Bruder Cornelius in der Peterskirche zu Middelburg ein prachtvolles Denkmal setzen, woselbst auch die Asche dieser beiden Braven ruht, zu denen später noch ein andrer Admiral Cornelius Evertsen, ein Sohn von Johann Evertsen (welcher 1679 starb), und Galin Evertsen, gleichfalls Admiral in holländischen Diensten und Nachkomme von dem ältern Cornelius Evertsen, der im Jahr 1721 endete, gelegt wurden.

Ewald (Johann), einer der originellsten dänischen Dichter der neuern Zeit, besonders als Tragiker und Elegiker ausgezeichnet, wurde 1743 zu Kopenhagen geboren, im Schleswigschen aber, wo sein Vater Prediger war, erzogen. Die Erziehung, welche er bekam, war für seinen Geist, wie der seine, höchst unpassend. Der Vater, ein strenger und bigotter Mann, wollte aus dem Sohn einen Theologen nach seinem Schlage machen, und der junge Ewald trachtete nach nichts, als in die Welt hinaus. Eine Menge Heiligen-Legenden, die er lesen durfte, entflammten seine Einbildungskraft. Das Loos eines Missionärs, der in fernen Erdtheilen unter Heiden und Barbaren Fährlichkeiten sonder Zahl zu bestehen hat, schien ihm eine Zeit lang das beneidenswertheste; später ergriff ihn die Lectüre des Robinson Crusoe dermaßen, daß er wirklich einmal heimlich davonging, um auch eine wüste Insel zu suchen. Durch diesen jugendlichen Fehltritt ward die Strenge des Vaters noch verdoppelt, der immer noch den Gedanken festhielt, einen Theologen aus dem Sohn zu bilden, und ihn deswegen nach Kopenhagen schickte. Hier ward jedoch dem Jünglinge der Zwang, welcher seinen Neigungen, die ihn jetzt vorzüglich zum Militär hinzogen, angethan wurde, bald so unerträglich, daß er auf's neue entfloh und sich in Hamburg von preußischen Werbern anwerben ließ. Als man ihn aber in Magdeburg, wohin er geschafft wurde, laut dem Versprechen gemäß, ihn unter die Husaren zu geben, in ein Infanterie-Regiment steckte, entwischte er während des Laufes des siebenjährigen Krieges den preußischen Fahnen und trat in österreichische Dienste, wo man ihn nicht allein besser behandelte, sondern, da er sich bei mehreren Gelegenheiten auszeichnete, auch zum Officier ernennen wollte, falls er zum Katholicismus überträte. Dies verwarf

Ewald jedoch, und bald darauf durch seine Familie losgemacht, kehrte er nach Kopenhagen zurück und begann nun mit Ernst, sich dem vom Vater so gewünschten Studio der Theologie zu widmen. Nicht lange, so riß ihn jedoch eine unglückliche Leidenschaft auf's neue aus dieser Bahn. Ein schon aus früheren Zeiten her geliebtes Mädchen ward ihm untreu, und Welt und Leben dadurch dem Tieffühlenden verhaßt. Unthätig schlenderte er nun, in Gram versunken, umher, und nichts vermochte seinen Kummer zu lindern. Er war damals 23 Jahre alt und hatte noch keine Ahnung von dem Dasein des in ihm schlummernden Talentes. Ein Ereigniß weckte den heiligen Funken in ihm. König Friedrich V. von Dänemark war gestorben, und es sollte eine Trauer-Cantate gedichtet werden. Der Zufall wollte, daß man ihm die Sache übertrug, und der Erfolg war so glänzend, daß sich schnell die Augen aller Kenner und Verehrer der Poesie auf den jungen Mann richteten, der nun, ermuntert von der kopenhagener Akademie der Wissenschaften, beschützt von Bernstorff und Karstens, mit Rath unterstützt von dem damals in Kopenhagen lebenden Klopstock, schnelle Fortschritte auf der betretenen Bahn machte, und bald in der Ode und in der Tragödie zu den ausgezeichnetsten Dichtern seines Volks gerechnet wurde. Sein „Balders Tod," ein aus dem Sagenkreis der Edda genommener Stoff, und sein „Rolf" (ein Trauerspiel, dessen Stoff aus der alten Geschichte Dänemarks ist), sind Werke, die bei manchen Mängeln das Gepräge ächter Genialität an sich tragen, und mehrere seiner Oden und Elegieen gehören zu dem Besten, was die neuere Zeit in dieser Hinsicht hervorbrachte. Eine vom Minister von Bernstorff für Ewald projectirte Reise nach Schottland, um daselbst die Gesänge Ossians zu sammeln, unterblieb wegen Kränklichkeit des Dichters, dessen ökonomische Lage, da die Unterstützung, welche ihm die Regierung reichte, stets sehr klein war, fortwährend in solcher Beschränkung sich befand, daß er genöthigt war, sich durch Gelegenheitsgedichte einen kleinen Erwerb zu verschaffen. Der von seinen Landsleuten bewunderte, von seinen zahlreichen Freunden geliebte Mann starb, nachdem er Jahre lang mit allen Übeln einer durch ein etwas unordentliches Leben sich zugezogenen Gicht und mit Mangel und Noth gekämpft hatte, in Armuth 1781, kaum 38 Jahre alt. Eine schöne Ausgabe seiner sämmtlichen Dichtungen kam bald nach seinem Tode in 4 Bänden in Octav heraus.

Ewald, dänischer General, ein älterer Bruder des Vorhergehenden, geboren 1725, trat zuerst in hessische Dienste, wo er den Feldzug in Amerika mitmachte und dabei ein Auge verlor. Später in die Dienste seines Vaterlandes tretend, stieg er von Grad zu Grad, bis zum General, und wurde 1809 von seiner Regierung an der Spitze eines Corps Dänen und Holländer ausgesendet, um den damals auf eigne Hand gegen Frankreich sich erhebenden Major Schill (s. diesen Art., Bd. 8.), der sich nach Stralsund gezogen hatte, zu bekämpfen. General Ewald nahm die Stadt, in welche sich Schill in Eile verschanzt, mit Sturm, und der Tod des abenteurenden Parteigängers, der weder die damaligen Verhältnisse seines Vaterlandes, noch die ganze Lage Deutschlands bei seinem unüberlegten Beginnen erwogen hatte und durch seine That seine Regierung in keine geringe Verlegenheit setzte, endete eine Angelegenheit, deren trauriger Ausgang voraus zu sehen war. Ewald, den früher schon, nach dem Feldzug von Amerika, der Landgraf von Hessen mit dem Löwenorden und sein König später mit den dänischen Orden geschmückt hatte, erhielt das

Digitized by Google

und der französischen Ehrenlegion und erwarb sich zugleich durch die
renge Mannszucht, welche er seine Truppen in der eroberten Stadt
alten ließ, daselbst die allgemeinste Achtung. Er starb 1813 in sei-
m 88sten Jahre. Man hat von ihm ein sehr geschätztes Werk in
lnischer Sprache, über den Krieg der leichten Truppen.

Excellenz, ein Titel, den zuerst die longobardischen Könige
führt haben sollen, und den sich, nach ihnen, auch mehrere römi-
he Kaiser, namentlich Carl der Große, Conrad I., Friedrich I. ꝛc.
legten. Späterhin ging er, besonders in Italien, auf die kleinern
rsten über, bis auch diese, nachdem Papst Urban VIII., 1630, den
rdinälen die Eminenz ertheilt hatte, ihn gegen die Altezza ver-
schten, um so mehr, da schon früher einige Gesandte vom ersten
nge zu Rom, sich denselben angemaßt hatten. Seitdem ist nun,
rch den allgemeinen Gebrauch, die Excellenz in einen bloßen Amts-
er Dienstitel umgewandelt worden, der sich in keinem Falle auf
nder oder Verwandte übertragen läßt, der Strenge nach mit dem
nte jedesmal wieder aufhört und nur von wirklichen Ministern, von
n ersten Hof- und Militair-Würden, Ambassadeuren oder Gesand-
n (bevollmächtigten Ministern) geführt wird.

Extremitäten. So nennt man in den zeichnenden Künsten
e Hände und Füße. Die Behandlung derselben hat, schon in tech-
scher Hinsicht, für den Künstler ihre Schwierigkeiten, mehr aber
ch, in wiefern die organischen Theile eines bestimmten Ausdrucks
hig sind. Die leichteste Bewegung der Hand kann sehr charakteri-
sch sein, und eben so das leichte oder feste Auftreten des Fußes, eine
mpfhafte Bewegung der Zehen ꝛc. Göthe sagt zwar (in Kunst und
erthum am Rhein 1. Bd. 3. Hft.), jeder sittliche Ausdruck gehöre
s dem obern Theile des Körpers an, und die Füße seien in sol-
m Falle überall im Wege. Wir haben jedoch eine andere Meinung
d glauben vielmehr, daß eine Verlegenheit hier nur in dem Vermö-
n des Künstlers ihre Ursache haben könne. Sehr treffend bemerkt
atelet: Es würde oft schwer, ja unmöglich sein, die Disposition
d Bewegung der Extremitäten, die Stellung einer Figur oder ih-
n Gemüthszustand zu bestimmen, wenn man die Köpfe verdeckte.
reville, der größte der französischen Komiker, stellte einst in einer
sellschaft, in welcher sich auch Garrick befand, einen Betrunkenen
r, zur Bewunderung aller Anwesenden. Da rief ihm Garrick zu:
reville, Ihre Füße sind nüchtern! Diese Bemerkung enthält einen
fen Sinn und den Schlüssel zur vorliegenden Frage. Indessen würde
n Unrecht haben, die Anwendung nur bei lebhafteren Gemüthszu-
den gelten zu lassen. Ihre Richtigkeit läßt sich an den herrlichsten
ilden und Bildwerken späterer Zeit nachweisen; anders setzt eine
mphe den Fuß, anders Pallas Athene; eine andere Haltung ist in
r Hand der ehrwürdigen Matrone, und eine andere in der Hand
r schüchternen Jungfrau. Einem scharfsehenden Beobachter müßte
sogar gelingen, richtige physiognomische Urtheile bisweilen selbst
f Hände und Füße auszudehnen.

*Eyck (Johann van), auch Johann oder Jan von Brügges ge-
nnt, letzteres von seinem Wohnort Brügges, Ersteres von dem Ort
ner Geburt, Maaseyck (im Bisthum Lüttich), war der Sohn eines
lers, dessen Familienname nicht bekannt geworden ist, und wurde,
e Einige behaupten, um 1370 geboren, nach Andern aber erst am
hlusse des 14. Jahrh.: eine Meinung, die durch manche Umstände
mliche Wahrscheinlichkeit erhält. (S. hierüber: Waagen, über Hu-

bert und Johann van Eyck, und Schopenhauer, Johann van Eyck und seine Nachfolger.) Ein älterer Bruder, Hubert van Eyck, (geb. ungefähr ums Jahr 1366), der gleichfalls ein zu seiner Zeit berühmter Maler war, unterrichtete den jüngern Johann in den Anfangsgründen der Kunst, und das Talent dieses seltenen Genies entwickelte sich bald mit solchem Glanz und solcher Kraft, daß er in Kurzem seinen Lehrer bei weitem übertraf und die Bewunderung seiner und späterer Zeiten wurde. Von den Lebensumständen dieses ausgezeichneten Künstlers, so wie seines Bruders und Lehrers Hubert, weiß man nur Folgendes: Die Brüder van Eyck erwählten sich Brügges zu ihrem Wohnort, wo damals, des ungemein blühenden Handels wegen, ein Zusammenfluß vieler Großen und Reichen war und sie reichliche Beschäftigung zu finden hoffen konnten. Gegen das Jahr 1420, oder bald nachher, zogen sie aber auf ziemlich lange nach Gent, um daselbst gemeinschaftlich ein Werk von sehr großem Umfange auszuführen, welches ihnen der 1419 zur Regierung gelangte Herzog, Philipp der Gute, von Burgund, einer der prachtliebendsten und reichsten Fürsten seiner Zeit, übertragen hatte. (Es ist die jetzt im Museum zu Paris befindliche berühmte Anbetung des Lammes, ein Gemälde, welches in seinen verschiedenen Theilen über 300 Figuren enthält und ein Meisterstück vom ersten Range ist. Es ist auf Holz mit Flügelthüren gemalt, die äußerlich die Bildnisse der beiden Künstler und ihrer Schwester Margarethe, gleichfalls einer Malerin, oder, wie Andere dafür halten, der Gattin Johann van Eycks, zeigen. Von diesen Flügelthüren befindet sich übrigens dermalen eine zu Berlin in der Sammlung des Herrn Solly, und ist diese die Hauptveranlassung, warum man in neuerer Zeit gegen die zuerst von Sandrart aufgestellte Meinung, Johann van Eyck sey um das Jahr 1370 geboren worden, annimmt, sein Geburtsjahr falle wol um 20 oder 30 Jahre später, denn eben jene Bildnisse der Brüder van Eyck, die, wie das ganze Gemälde, zwischen 1420 bis 1430 entstanden, zeigen den ältesten bereits als einen Mann von sehr vorgerückten Jahren, einen Sechziger ungefähr [was denn auch mit der Angabe seines Geburtsjahres übereinstimmte], den andern, Johann, aber als einen Dreißiger, welches er damals nicht mehr hätte sein können, wäre er wirklich um 1370 geboren worden.) Hier, in Gent, an dem glänzenden Hofe des Herzogs Philipp, hatten nun die Brüder die beste Gelegenheit, durch Erblickung von prächtigen Stoffen, Geschmeiden, Waffen, Geräthen, Festen u. dgl. m. ihren Geschmack vollends auszubilden, und besonders benutzte dies Johann bei seinen Arbeiten, in welchen fast sämmtlich diese Gegenstände von einer ganz außerordentlichen Naturwahrheit sind. Hubert erlebte übrigens die Vollendung des erwähnten großen Gemäldes in Gent nicht und es ward von Johann allein beendet, der sich hierauf wieder, einsam wie er nun war, denn auch seine Schwester Margarethe starb in Gent und wurde, wie Hubert, in der St. Johanniskirche daselbst beigesetzt, mit seiner schon in Gent genommenen Frau nach Brügges begab, woselbst er bis an seinen Tod blieb und noch viele herrliche Werke verfertigte. Was den Ruf dieses ausgezeichneten Künstlers noch besonders, schon bei seinen Lebzeiten, außer seinen Verdiensten als Maler selbst, erhöhte, war die von ihm bewirkte Einführung der Ölmalerei, deren gänzliche Erfindung ihm sogar von Mehreren noch lange nach seinem Tode, wiewohl fälschlich, zugeschrieben wurde. Das Wahre ist, wie neuere, scharfsinnige Untersuchungen über diesen Gegenstand ergeben haben, daß der

Digitized by Google

Gebrauch, die Farben mit Öl zu mischen, zwar schon lange vor Johann van Eyck bekannt war, jedoch die Sache selbst immer nur auf eine so unvollständige Art ausgeführt wurde, daß man in Hinsicht des Trocknens, besonders bei dunkeln Farben, fast unübersteigliche Hindernisse fand, die erst durch unsern Künstler dadurch gehoben wurden, daß er auf den Gedanken kam, das anzuwendende Öl vorher durch die Hitze des Feuers oder der Sonne abdampfen zu lassen, und überhaupt das Mittel erfand, wodurch den bisher immer bei dieser Malerei unvermeidlichen Übelständen völlig und dermaßen abgeholfen wurde, daß von ihm an die Ölmalerei, als die dauerhafteste und schönste, allgemein wurde, und man die sogenannte, bis auf ihn gewöhnliche Methode a tempera (d. h. die Mischung der Farben mit verdünntem Eigelb und einem aus Pergamentschnitzeln gekochten Leim) verließ, welche sowohl wegen ihrer geringen Haltbarkeit, als wegen des Mangels an Lebhaftigkeit und Verschmelzung der Farben, viele Nachtheile hatte. Ferner erwarb sich Johann van Eyck noch große Verdienste um die Kunst durch das, was er in Hinsicht auf die Linien- und Luftperspective und die Glasmalerei leistete. In Betreff der ersteren bemerken wir hier nur, daß bis auf ihn es fast allgemeine Sitte war, statt des Hintergrundes den Gemälden einen flachen Goldgrund zu geben, aus welchem dann die Figuren ohne Perspective hervortraten, wie dies an unzähligen Bildwerken aus der früheren Zeit noch zu sehen ist. Selbst van Eyck beobachtete diese Gewohnheit noch bei seinen ersten Arbeiten, und faßte erst, weitergeschritten auf seiner künstlerischen Laufbahn, die bis dahin nur dann und wann, und höchst unvollkommen angewendete Idee auf, den Bildern durch einen naturgemäßen Lufthintergrund eine natürlichere Gruppirung und eine Perspective zu geben *). Dies gelang ihm denn auch, wie mehrere seiner noch vorhandenen Arbeiten zeigen, auf eine so ausgezeichnete Art, daß er hierin wohl und füglich der Vater der neuen Kunst genannt werden kann, die durch ihn gewissermaßen einen neuen Umschwung und die erste Grundlage zu der hohen Stufe von Ausbildung erhielt, welche sie seitdem in den schönsten Zeiten der berühmtesten nach ihm lebenden Meister, sowohl der Niederlande, als Italiens, erhielt. Was die Glasmalerei anbelangt, so schreibt man ihm die Erfindung zu, auf ganzen Scheiben, mit Verschmelzung der Farben und sehr zarten Übergängen des Colorits, dergestalt malen zu können, daß keine Verwischung möglich ist, was man bis dahin nur durch Zusammenfügung (Mosaïque) vieler bunter Glasscheiben zu erreichen vermochte. Der Einfluß, welchen somit Johann van Eyck, sowohl als Künstler selbst, wie als Erfinder oder vielmehr als Verbesserer mehrerer Zweige der Kunst sich erwarb, mußte nothwendig groß sein, und die hiedurch gewissermaßen von ihm gestiftete Schule steht mit Recht an Berühmtheit den besten gleichzeitigen oder spätern nicht nach, wenn man ihr gleich den Vorwurf einer meist verfehlten Zeichnung der Extremitäten des menschlichen Körpers (ein Fehler, der durch das, vermöge eines übertriebenen Schamgefühls, verhinderte Studium des Nackten und der Anatomie überhaupt herbeigeführt wurde) nicht ersparen kann. Die Gesichter, Gewänder, Gruppirung, Vertheilung des Lichtes und Schattens, sind dagegen bei Johann van Eyck und

*) Gleichzeitig mit ihm, jedoch nicht in der Vollkommenheit, wie er, wandten auch Pietro della Francesca und Paolo Uttella die Linienperspective, statt des Goldgrundes, an.

seinen meisten Schülern stets ausgezeichnet, und der Glanz seiner Farbengebung so blendend als prachtvoll. Man hat von Johann van Eyck noch viele Arbeiten, die theils in Kirchen und Museen, theils in den Kunstsammlungen von Privaten aufbewahrt werden. Zu den Schülern dieses großen Künstlers rechnet man, außer den ziemlich gleichzeitigen Antonello von Messina, Rogier van Brügge, Hans Hemling u. A., auch noch die spätern großen Meister, Albrecht Dürer, Lucas van Leyden, Hans Holbein, Lucas Kranach u. s. w., über deren Leben und künstlerisches Verhältniß zu Johann van Eyck, Johanna Schopenhauer, in ihrem bereits oben erwähnten Werke, interessante Nachrichten ertheilt.

•Eylau (Schlacht bei), den 8. Febr. 1807. Am Ende des ersten Feldzuges in dem Kriege Napoleons mit Preußen und Rußland, hatte der russische Oberbefehlshaber, nach der Niederlage bei Pultusk am 26. Dec. 1806, den Franzosen Warschau und das rechte Weichselufer bis Elbingen überlassen müssen. Allein kaum war das Heer wieder mit allem Nöthigen versehen, so beschloß Bennigsen, mit sieben Heertheilen gegen die untere Weichsel nach Thorn hin vorzudringen, um Graudenz, Danzig und Colberg zu befreien, deren Besatzungen hierauf zu den preußischen Truppen unter Lestocq stoßen sollten. Dadurch hoffte er auch die obere Weichsel nebst Warschau wieder zu gewinnen, und den Krieg an die Oder zu versetzen. Napoleon aber rüstete sich seinerseits, Danzig, Ostpreußen und den Pregel zu erobern. Schon rückte der Fürst von Pontecorvo von Elbingen her gegen Königsberg vor, als die Vorhut des russischen Heeres unter Markow an der Passarge erschien, und ihn nach dem Gefechte bei Mohrungen (20 deutsche Meilen von Königsberg), am 25. Jan. 1807, nöthigte, sich nach Straßburg (15 deutsche Meilen von Mohrungen) zurückzuziehen, wo er sich mit Ney vereinigte. Darauf schob Bennigsen seinen rechten Flügel über Osterode und Löbau gegen die Weichsel zwischen Culm und Elbingen vor. Jetzt erkannte Napoleon den Plan des russischen Heerführers. Er verließ daher mit den Garden Warschau am 30. Januar, und zog alle Theile seines Heeres nach Wittenberg in Ostpreußen heran, um Bennigsen einzuschließen und ihm alle Wege zum Rückzuge hinter den Pregel abzuschneiden. Schon hatte sich der Vortrab des rechten französischen Flügels bei Ortelsburg auf die linke Seite des russischen Heeres geworfen, als Bennigsen unerwartet seinen Plan aufgab, und, statt bis an die Weichsel vorzudringen, nach Osterode zurückging Es war nämlich ein Adjutant des Major-General der französischen Heere, des Fürsten von Neufchatel, von den Kosacken aufgefangen worden, der dem Fürsten von Pontecorvo den Befehl bringen sollte, sich bis Thorn zu ziehen, damit die ihm nachrückende russische Armee von Napoleon in ihrer Flanke umgangen werden könnte. Nun begann mit dem Gefechte bei Passenheim, am 1. Februar, ein achttägiger Kampf, der mit der blutigen Schlacht bei Eylau endigte, durch welche keins von beiden Heeren seinen Zweck erreichte, Napoleon aber den empfindlichsten Schlag erhielt, der ihn seit 1796 getroffen. In den ersten Tagen schien es zwar, als ob Napoleons Plan, der russischen Armee den Rückzug abzuschneiden, gelingen würde, allein in dem Treffen, welches am 3. bei Allenstein oder Bergfried, wo Soult die Brücke über die Alle nahm, und in den Gefechten, welche am 4. und 5. bei Deppen, wo Ney Vortheile erkämpfte, in der Verfolgung der Russen vorfielen, ließen diese sich nicht aus der Fassung bringen. Bennigsen zog sich zwar nicht ohne Verlust, aber doch

Digitized by Google

in guter Ordnung zurück; er bot sogar mehrmals dem Feinde die Stirn, und hielt ihn, wenn es ihm nützlich schien, mit seltner Festigkeit ganze Tage lang auf. So geschah es, daß, nachdem in dem Treffen mit der russischen Nachhut bei Hoff oder Landsberg, obgleich die Reiterhaufen unter d'Haupoult und dem Großherzoge von Berg den Sieg entschieden, alle Versuche der Marschälle Soult und Augereau, die Russen auf ihrem Rückzuge in Unordnung zu bringen, vereitelt worden waren, die Quartiere der beiden Heere Nachts mehrere Stunden lang in sehr geringer Entfernung einander gegenüber sich befanden. Hier erwartete Napoleon so gewiß einen Hauptsieg zu erkämpfen, daß der Fürst von Neufchatel, am Morgen des 7. Febr., der Gemahlin des Kaisers die gewagten Worte schrieb: „Wir werden morgen in Königsberg sein." So begann der zweitägige Kampf von beinahe 300,000 Kriegern, um, in und bei Preußisch-Eylau, einem Städtchen von 1500 Einwohnern, am Arschensee in Ostpreußen, 6 Meilen von Königsberg. Am 7. Nachmittags gelang es Soult, sich der von den Russen besetzten Anhöhen vor Eylau zu bemächtigen; doch wurden die Russen unter dem Generalmajor Barclay de Tolly (dem nachmaligen Kriegsminister) erst am Abend aus dem Städtchen Eylau selbst vertrieben, indem sie nach einem hartnäckigen Kampfe ihre Stellung bei der Kirche und auf dem hochliegenden Kirchhofe aufgaben, den die Franzosen sofort mit einer starken Batterie besetzten. Dadurch bekam Napoleon Abends um 10 Uhr alle Vortheile des Bodens in seine Gewalt. (Vergl. Bothmers Plan von der Schlacht bei Eylau.) Nun lagerten sich die Heertheile von Soult und Augereau vor dem Orte, durch den sie am folgenden Tage vordringen sollten; Davoust aber und Ney erhielten Befehl, durch künstliche Bewegungen, jener den linken, dieser den rechten Flügel des an Zahl schwächern russischen Heeres zu umgehen. Man schätzte die Stärke des französischen Heeres (3. 4. 6. 7. Corps, die Reiterei, unter Murat, und die Garden) auf 90,000 Mann. Dies war das Vorspiel der Schlacht am 8ten. Mit Anbruch des Tages rückten 70,000 Russen in dichtgeschaarten Haufen vor, um sich durch einen Angriff in Masse auf den linken Flügel der Franzosen des Städtchens wieder zu bemächtigen. Den linken Flügel führte Gen. Lieut. Ostermann; den rechten Gen. Lieut. Tuschkow; das Mitteltreffen Gen. Lieut. Baron Sacken; die Vorhut Fürst Bagration; die Reiterei Gen. Lieut. Fürst Gallitzin. Gen. Lieut. Doctorow führte die beiden Heersäulen, welche aus der Mitte der russischen Stellung vordrangen. Napoleon hatte seinen Standpunkt auf dem Kirchhofe genommen, und konnte von dem Kirchthurme das ganze Schlachtfeld übersehen; die Anhöhen von Sergallen aber, welche Eylau beherrschten, waren von den Russen nicht besetzt worden. Vergebens drangen daher die russischen Scharfschützen bis an den Kirchhof vor; aber auch Napoleon machte, nachdem er den Marschall Davoust durch die Division St. Hilaire verstärkt hatte, vergebliche Anstrengungen, um mit dem 7ten Heertheile, unter Augereau, und einem Theile der Garden den Mittelpunkt der russischen Schlachtlinie zu durchbrechen; denn die Ungeduld, mit der er, ohne die Entwickelung seiner beiden Flügel unter Davoust und Ney abzuwarten, die mörderischen Angriffe auf das russische Centrum wiederholte, vermehrte nur seinen Verlust; zugleich war ein dicker Nebel mit Schneegestöber Schuld, daß die Spitze der Augereauschen Heersäule zu weit links gerieth, daher auch der von Napoleon jetzt angeordnete Angriff der gesammten Reiterei unter Murat und Bessieres auf das russische, durch einen Wald gedeckte Fuß-

Digitized by Google

voll nichts entschied. So wurde zwölf Stunden lang gefochten, unter einem Feuer von 300 Kanonen. Endlich langten Davouſt und Ney auf beiden Flügeln des ruſſiſchen Heeres an. Der linke wurde von Davouſt hart gedrängt, und war ſchon umgangen, ſo daß ſelbſt das ruſſiſche Mitteltreffen der rückgängigen Bewegung des linken Flügels folgen mußte, als gegen Abend der von dem 6ten Heerhaufen unter Ney bei Wackern vergebens aufgehaltene Heertheil (5600 Preußen und das ruſſiſche Infanterie-Regiment Wiborg), unter dem General Leſtocq, auf dem rechten ruſſiſchen Flügel eintraf, und während dieſer das Feuer aus einer preußiſchen Batterie unter dem General Sanit deckte, hinter der Armee weg dem linken Flügel zu Hülfe eilte, wo der preußiſche Feldherr den entſcheidenden Punkt, Kuſchitten, mit Sturm nahm, und die Franzoſen unter Davouſt bis Klein-Sausgarten zurückwarf. Hätte in dieſem Augenblicke, um 9 Uhr Abends, der ruſſiſche General die von Leſtocq dringend erbetene Unterſtützung geleiſtet, ſo würde dieſer thätige und einſichtsvolle General den Franzoſen nicht blos den Sieg entriſſen, ſondern auch Klein-Sausdorff genommen und den rechten Flügel des franzöſiſchen Heeres völlig geſchlagen haben. Allein Bennigſen hielt das Heer, deſſen rechter Flügel von Ney ebenfalls umgangen war, nach achtſtündigem Kampfe für zu erſchöpft, als daß er, zumal bei ſeinem Mangel an Kriegsbedarf, am 9. aufs Neue vorzurücken gewagt hätte. Zufrieden mit dem Vortheile, dem Feinde einen großen Verluſt zugefügt und Königsberg gerettet zu haben, trat er ſeinen Rückzug an. Murat verfolgte ihn am 9. mit der Reiterei, wurde aber bei Mansfeld mit Verluſt zurückgeworfen. Das franzöſiſche Hauptquartier blieb noch einige Tage in Eylau, wo Napoleon am 9. die Stellungen der verſchiedenen Heertheile auf dem mit Leichnamen und Verwundeten bedeckten Blutfelde in Augenſchein nahm. Nach einigen unbedeutenden Gefechten mit den Ruſſen, zuletzt bei Oſtrolenka am 18., führte er an dieſem Tage ſein Heer rückwärts hinter die Paſſarge. In Folge der Schlacht von Eylau, die Napoleon erſt einige Tage nach dem Rückzuge der Ruſſen als gewonnen anſehen konnte, mußte jener Feldherr ſeinen Angriffsplan aufgeben, und ſich mit dem errungenen Zweck der Vertheidigung begnügen. Die Ruſſen hatten 13 Adler und 6 Fahnen genommen; aber an Todten 7000 Mann (nach andern Berichten 12,000 M.) verloren. Unter 18,000 Verwundeten befanden ſich neun Generale. Der Verluſt der Franzoſen ward auf 42,000 Mann geſchätzt; ſie ſelbſt gaben ihn weit geringer an. Drei franzöſiſche Generale waren gefallen, darunter Corbineau; fünf waren verwundet, darunter Augereau, deſſen Heertheil ganz aufgelöſt und den übrigen einverleibt werden mußte. Bennigſen ſtellte jetzt ſein Heer am Pregel und vor Königsberg wieder auf, wo er Verſtärkungen an ſich zog. Hätte er mit Napoleons Schnelligkeit den Angriff erneuert, ſo würde wahrſcheinlich das franzöſiſche Heer gänzlich geſchlagen worden ſein. Doch rückte ſein Hauptquartier bald wieder bis Landsberg vor. Napoleon aber wagte nicht, bei dem Zuſtande ſeines Heeres, das die geſchickteſten Artillerieoffiziere, ſo wie den Kern der Reiterei verloren, und eine Menge Kranke hatte, bei dem Mangel an Lebensmitteln, und auf den durch Schnee und Thauwetter verdorbenen Wegen, die Ruſſen anzugreifen. Er ging daher in ſeine Cantonnirungen an der Weichſel zurück, wo er ſich auf den Belagerungskrieg von Danzig und andern Plätzen beſchränkte, und ſein Heer wieder herſtellte. Nach Schöll (VIII. D. 405) ſoll er aus ſeinem Hauptquartier zu Oſterode, am 26. Febr., und zu Frankenſtein, am 27.

Digitized by Google

April, dem Könige von Preußen einen Separatfrieden haben antragen lassen. Dagegen schlossen der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm am 26. April 1807 einen Vertrag zu Bartenstein, der die Wiederherstellung Preußens und die Beschränkung Frankreichs auf die Weichselgrenze bezielte, welchen aber einige Wochen später, nachdem Bennigsen, erst am 5. Junius, den Feldzug in Ostpreußen an der Passarge angriffsweise erneuert hatte, die Schlacht bei Friedland Bd. 3. und der Friede zu Tilsit Bd. 9. vernichteten.

K.

F.

Fabretti (Raphael), einer der größten Alterthumsforscher, wurde 1613 zu Urbino im Kirchenstaate geboren, und bestimmte sich anfänglich dem Studio der Rechtswissenschaften, denen er auf der Schule zu Cagli oblag, woselbst er auch im 18. Jahre den Doctorhut erhielt. Hierauf sich nach Rom begebend, wo ein älterer Bruder von ihm, mit Namen Stephan, als angesehener Rechtsanwalt lebte, gewann er bald, auf diesem classischen, mit den schönsten Werken des Alterthums bedeckten Boden, die Neigung für jene Wissenschaft, in welcher er sich nachher durch gründliches Studium, Scharfsinn und Geist so großen Ruhm erwarb, und die ihm zu Theil werdende Gunst einiger Großen unterstützte ihn mächtig auf der begonnenen Bahn. Durch den Cardinal Lorenzo Imperiali in Staatsgeschäften nach Spanien gesendet, ward er, nach glücklicher Beendigung derselben, von Alexander VII. erst zum Schatzmeister des heil. Stuhles, bald darauf aber zum Rechtsanwalt der päpstlichen Gesandtschaft bei dem madrider Hofe ernannt, und die glückliche Muße, welche ihm dieser durch 13 Jahre behauptete Posten in Spanien gewährte, ward von ihm zur Vervollkommnung in den archäologischen Wissenschaften benutzt, in denen er dann auch solche Fortschritte machte, daß ihm nur noch eine nochmalige genaue Untersuchung der römischen Alterthümer mangelte, um seinen Kenntnissen das Siegel der Vollendung zu geben. Das Glück wollte ihm auch hierin wohl. Carlo Bonelli, zu jener Zeit Nuncius in Spanien, war zum Cardinal ernannt, und nahm Fabretti mit zurück nach Rom. Auf der Reise durch Frankreich und Oberitalien untersuchte Fabretti jetzt nicht allein alle ihm aufstoßenden Denkmäler des Alterthums, sondern schloß auch mit den berühmtesten Gelehrten seines Faches, mit Menage, Mabillon, Harduin und Montfaucon, dauernde Freundschaften, und endlich in der Hauptstadt der Christenheit ankommend, ward er daselbst zum Appellations-Rath am Capitolinischen Gerichtshofe befördert, ein Amt, welches ihm abermals hinreichende Muße gewährte, seinen Lieblingsbeschäftigungen mit unermüdlichem Fleiße obzuliegen. Bald wies ihm jedoch das Vertrauen des Cardinals Cesi abermals eine andere Laufbahn an. Er mußte diesen Herrn, der die Legatur von Urbino erhalten hatte, als Rechtsbeistand begleiten, und erhielt dadurch Gelegenheit, seinem Vaterlande sich auf mannichfache Art nützlich zu erweisen. Nach Verlauf von 3 Jahren kehrte er jedoch nach Rom zurück, das er nun nicht mehr verließ, und fand daselbst an dem Papste von Innocenz XI., dem Cardinal Gasparo Carpegna, einen mächtigen und wohlwollenden Beschützer. Von jetzt an überließ sich Fabretti gänzlich seinem Eifer für die Alterthumskunde, und gleich die ersten Werke, welche von ihm in diesem Fache erschienen (drei Dis-

sertationen über die römischen Aquäducte und sein Syntagma de columna Trajani), erwarben ihm die allgemeinste Anerkennung aller Männer von Fach, ausgenommen des Holländers Gronovius, mit welchem er wegen Auslegung einiger Stellen im Titus Livius in eine schriftstellerische Fehde gerieth, die von beiden Seiten, nicht ganz ohne Verletzung des guten Tons, eine gute Weile fortgeführt wurde. Mit demselben Fleiß und derselben Gelehrsamkeit untersuchte Fabretti später auch die dermalen im Museo Capitolino befindlichen und auf die Belagerung von Troja Bezug habenden Basreliefs, die unter dem Namen Table iliaque bekannt sind, und die einst vom Kaiser Claudius angelegten unterirdischen Canäle zum Abfluß der Gewässer des Sees Fucinus, und sowohl hierbei, als bei Erklärung der zahlreichen von ihm entdeckten und gesammelten Inschriften, die ganze Tiefe seiner archäologischen und archäographischen Kenntnisse entwickelnd, verbreitete er seinen Ruf immer mehr. Schon von Carpegna war ihm die Aufsicht über das sogenannte unterirdische Rom, oder die Catacomben anvertraut worden, und die Schätze, welche Fabretti hier in diesem ihm ganz angemessenen Wirkungskreise zu Tage förderte, und mit denen er zum Theil nicht allein sein Haus zu Urbino, sondern auch seinen Landsitz ausschmückte, wurden der Gegenstand seines letzten Werkes. Gleichen Schutz, wie der Cardinal Carpegna, ließ ihm aber auch der unter dem Namen Alexander VIII. den päpstlichen Stuhl besteigende Cardinal Ottoboni angedeihen. Er ernannte Fabretti zum Secretario de Memoriali, zum Canonicus an der Kirche St. Maria Transtiberiana, und zuletzt zum Canonicus bei St. Peter; der auf Alexander VIII. folgende Innocenz XII. machte ihn aber zum Oberaufseher des geheimen Archivs der Engelsburg, welchen Platz denn der Alterthumsforscher bis an sein Ende (1700) behielt. Mehrere Abhandlungen von Fabretti erschienen erst nach seinem Tode, und eine Lebensbeschreibung von ihm, verfaßt von seinem Nachfolger im Amte als Aufseher des geheimen Archivs, dem Cardinal Rivieri, befindet sich in Crescimbeni's Vite degli Arcadi illustri, so wie eine andere von dem Abbé Macotti verfaßte, Fabroni's Vitae illustrium Italorum. Die von ihm hinterlassene reiche Sammlung an Inschriften und Monumenten wurde vom Cardinal Stopani, welcher unter Benedict XIV. Urbino verwaltete, gekauft, und befindet sich jetzt im herzoglichen Palast daselbst. Man erzählt, daß Fabretti's Pferd, auf welchem er gewöhnlich seine Excursionen in die Umgegenden von Rom machte, um Alterthümer aufzusuchen, nach und nach so daran gewöhnt worden sei, vor jedem Monumente stehen zu bleiben, daß es oft auch dann nicht weiter ging, wenn sein in Gedanken verlorner Reiter vielleicht eine am Wege liegende, halbverschüttete Inschrift nicht bemerkte, und dadurch nicht selten Veranlassung zur Auffindung manches wichtigen Denkmals gab. Unter dem Namen Jasithous, welches die griechische Übersetzung von Fabretti's Vornamen Raphael ist, und welcher Benennung er sich auch in seinen Streitschriften mit Gronovius bediente, war Fabretti in die Zahl der Arcadier aufgenommen worden.

Fahrenheit (Gabriel Daniel), geb. zu Danzig gegen das Ende des 17. Jahrh., und bekannt geworden durch eine neue Einrichtung der Thermometer und Barometer, sollte anfänglich, dem Willen seiner Angehörigen gemäß, sich der Handlung widmen. Seine Neigung für die Physik zog ihn jedoch von diesem Stande ab, und nachdem er, um seine Kenntnisse zu erweitern, Deutschland und England bereist hatte, ließ er sich in Holland nieder, woselbst die berühmtesten Männer seines

Digitized by Google

sches, ein Gravesande u. a. seine Lehrer und Freunde wurden. 1720 kam er zuerst auf die Idee, sich des Quecksilbers statt des bis dahin üblichen Weingeistes, bei Anfertigung der Thermometer, zu bedienen, ein Verfahren, wodurch dies Instrument ungemein an Genauigkeit gewann; auch theilte er die Scala derselben, die Reaumür nur in 80 Grade getheilt hatte, in 180 Grade. 1724 gab er eine eigene Abhandlung über die Anfertigung der Thermometer heraus, und außerdem finden sich noch in den Transactions philosophiques desselben Jahres, und lateinisch in den in Leipzig herausgekommenen Acta eruditorum, fünf Aufsätze von ihm über verschiedene, auf diesen Gegenstand Bezug habende und in die Physik einschlagende Dinge; auch beschäftigte er sich, während seines Aufenthaltes in Holland (woselbst er 1740 starb), mit Anfertigung einer Maschine zum Austrocknen von den, Überschwemmungen ausgesetzten Gegenden, auf welche er denn auch ein Privilegium von der Regierung der Niederlande erhielt, das Ganze indeß nicht vollenden konnte, indem ihn der Tod zu früh überraschte. Die Veränderungen, welche Gravesande, dem er den Auftrag ertheilt hatte, zum Besten seiner Erben das Werk zu vollenden, später daran anbrachte, machten aber das Ganze bei dem ersten Versuch so unbrauchbar, daß man seitdem die weitere Ausführung unterlassen hat.

Falieri (Marino), Doge von Venedig, in der Mitte des vierzehnten Jahrh., war vorher Befehlshaber der Truppen der Republik bei der Belagerung von Zara in Dalmatien, wo er einen glänzenden Sieg über den König von Ungarn erfocht, dann Gesandter der Republik in Genua und Rom. Sein Charakter ist historisch treu gezeichnet in Byron's Trauerspiel: Falieri, London 1821, wozu Folgendes aus Falieri's Leben den Stoff gegeben hat. Ein Patrizier, Michael Steno, verliebte sich in ein Fräulein im Gefolge der Dogaressa. Getäuscht in seinen Absichten, suchte er sich durch einige Zeilen zu rächen, welche für die Gemahlin des Doge kränkend waren, und weshalb der Doge, ein Mann von wildem, furchtbar aufbrausenden Temperamente, strenge Bestrafung foderte. Da nun dem Patrizier blos kurze Gefängnißstrafe zuerkannt wurde, so beschloß Falieri an der gesammten stolzen Aristokratie, die er von ganzer Seele haßte, furchtbare Rache zu nehmen, und bildete eine Verschwörung, um an einem bestimmten Tage alle Senatoren zu ermorden und die Macht des Senats zu vernichten. Allein wenig Augenblicke bevor der Plan ausgeführt werden sollte, wurde er verrathen, und der Doge mit den Verschworenen verhaftet und hingerichtet. Dies geschah 1355. Mehr über diese letzte Befestigung des von dem Doge Gradenigo im J. 1297 eingeführten Erbaristokratismus, erzählt Daru in seiner Hist. de Venise.

*Falke, der, eine Art Raubvögel, die zu den Habichten gerechnet wird, und sich durch einen kürzern Hals, einen kurzen Schnabel gleich von der Wurzel an, und andere Kennzeichen von den Adlern und Geiern unterscheidet. Es gibt davon viele Arten, z. B. Lerchenfalke, Taubenfalke ꝛc. Mehrere derselben, besonders der Edelfalke, lassen sich zur Beize abrichten, daher Falkenbeize, oder die Jagd mit Falken, über andern dazu abgerichteten Raubvögeln. Diese Art zu jagen ist in Europa wie im Morgenlande sehr alt. Im Mittelalter war sie die Hauptbelustigung der Fürsten und des Adels, und da auch die Frauen Theil daran nahmen, so kam sie, besonders in Frankreich, sehr in Aufnahme. In einem merkwürdigen, von Curne de Sainte-Palaye in seinem Werke über das Ritterwesen auszugsweise mitgetheilten, alten Gedichte des Capellans Gasse de la Bigne von den

Digitized by Google

Jagdbelustigungen (Roman des déduits), das im 14. Jahrh. geschrieben wurde, ward bei der Verhandlung über die gegenseitigen Vorzüge der Jagd mit Hunden und der Falknerei, von dieser besonders auch gerühmt, daß Königinnen, Herzoginnen und Gräfinnen mit Einstimmung ihrer Gemahle den Sperber auf der Hand tragen können, ohne zu Verunglimpfungen Anlaß zu geben, und alle Belustigungen der Falkenjagd mitgenießen dürfen, wogegen ihnen bei der Jagd mit Hunden der Wohlstand höchstens gestattet, mit ihrem Gefolge in breiten Wegen über Waldblößen auf ihren Zeltern zu reiten, um die Hunde vorüberlaufen, oder die Windhunde jagen zu sehen. Der feine Ritter bestrebte sich, zu zeigen, wie angelegen es ihm war, einer verehrten Frau durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit für seinen Falken zu gefallen. Man mußte ihn zu rechter Zeit loszulassen wissen, ihm schnell folgen, ihn nie aus dem Gesicht verlieren, durch Zuruf ihn ermuntern, die gefaßte Beute schleunig aus seinen Klauen loswickeln, ihn streicheln, die Haube ihm aufsetzen und dann geschickt ihn auf die Faust seiner Gebieterin stellen. In Deutschland stand die Falknerei schon unter Kaiser Friedrich II. in hohem Ansehen. Er war ein so eifriger Falkenjäger, daß er selbst mitten im Kriege seine Lieblingsbelustigung sich nicht versagte, und hat eine eigene, von seinem Sohn, Manfred von Hohenstaufen, mit Anmerkungen begleitete Schrift über die Falknerkunst (Reliqua librorum Frid. II. de arte venandi cum avibus etc., herausgegeben von J. G. Schneider, Leipz. 1788. 2 Bde. 4.) hinterlassen. Selbst im Lehnwesen stößt man auf Spuren der Achtung, worin einst die Falknerei in Deutschland stand, in den sogenannten Habichtslehnen, wie denn schon im 14. Jahrh. Beispiele sich finden, daß für ein Ritterlehn der Vasall jährlich mit einem wohlabgerichteten Habicht, worunter man ehedem häufig Falken verstand, so wie man auch zur Falkenbeize oft abgerichtete Habichte gebrauchte, und einen zum Gebrauch des Stoßvogels dienenden Hund, sich einstellen mußte. In Frankreich stand die Falknerei unter Franz I. im höchsten Glanze, obgleich der König, der Vater der Jägerei genannt, die Jagd mit Hunden vorzog. Die Falkneranstalten standen unter dem Befehl eines Oberfalkenmeisters, der 4000 Livres Gehalt bezog, 15 Edelleute, 50 Falkenmeister unter sich hatte, über 300 Beizvögel gebot, das Recht genoß, überall im ganzen Königreiche nach Belieben zu jagen, und von allen Vogelhändlern, die ohne seine Erlaubniß nicht einen einzigen Vogel verkaufen durften, eine Abgabe erhielt. Die Falknerei, die jährlich gegen 40,000 Livres kostete, folgte dem König überall, wie die Jägerei. Ein Edelmann, der sich durch seine Geschicklichkeit in der Falknerei bei Hofe empfahl, wurde von dem Könige mit so viel Gnade überhäuft, daß er in glänzende Umstände kam, und 60 Pferde für seine eigene Falkenjagd unterhalten konnte. Die alte Eifersucht zwischen Jägern und Falknern zeigte sich auch in dem Gebrauche, daß am Feste der Kreuzerfindung im Mai, wo die Vögel sich mauserη, die Jäger, alle grün gekleidet, mit Trompeten und Spießgerten kamen, um die Falkner aus dem Hofe zu jagen, und die Hirschjagd zu beginnen, wogegen die Falkner im Winter, wo die Hirsche nicht mehr zur Jagd taugten, wieder die Jäger austrieben und die Hunde einsperren ließen. Die Falkenjagd blieb in den europäischen Ländern bis in's 17. Jahrh. in Ansehn, und kam erst nach der Erfindung des Schrots allmälig in Verfall. In neueren Zeiten hat man in England, wo die Falknerei gleichfalls sehr beliebt war, wieder angefangen, sich mit der Beize zu belustigen, doch kann sie hier, wegen der allge-

Digitized by Google

mein eingeführten Einfriedigung der Felder, noch weniger als anders-
wo in Aufnahme kommen. Unter den morgenländischen Völkern ver-
stehen sich vorzüglich die Perser sehr gut auf die Abrichtung der Beiz-
vögel. Sie gewöhnen die Falken auf alle Arten von Vögel zu stoßen,
und haben sogar Falken zur Jagd der Gemsen und Gazellen, welchen
die Stoßvögel sich auf die Nase setzen, um den Hunden Zeit zu geben, die
flüchtigen Thiere einzuholen. Die Kunst, Falken und ähnliche Vögel zur
Jagd anzurichten, wird Falknerkunst oder Falknerei (Fauconnerie)
genannt. Der weiße oder isländische Falk gilt unter allen in Europa
für den schönsten und geschicktesten zur Beize. Unter den übrigen Ar-
ten werden besonders der Geierfalk, der Sperber, der Baumfalk, der
Schlechtfalk, der Taubenfalk, der kleine Falk und der gemeine deutsche
Falk, der abgerichtet Edelfalk heißt, zum Beizen gebraucht. Die Fal-
ken werden jung aus dem Neste genommen, und Monate lang mit
frischem Fleisch von Tauben und Waldvögeln aufgezogen, ehe man sie
zum Sitzen auf der Hand gewöhnt, wozu sie durch Sitzen auf Stan-
gen und Baumästen vorbereitet werden. Späterhin gewöhnt man sie
durch langwieriges Wachen, das sie zahm und kirr machen muß, zum
Tragen der ledernen Haube, und nachher auf Waidwerk. Ist der Falk
völlig gezähmt, oder berichtet, wie's in der Falknersprache heißt, so
wird er in's Feld getragen, und wenn sich eine Beute zeigt, die
Haube abgenommen, worauf er schnell in die Höhe zieht, seinen Raub
faßt, und auf des Jägers Lockung damit zurückkehrt.

Färberröthe, eine Pflanze, die man auf vorzüglich gutem
Boden unter dem Namen Krapp mit Nutzen anbauet. Sie bedarf sehr
sorgfältiger Pflege, und wird sowol frisch als getrocknet gebraucht.
Sie hat schwache viereckige gegliederte Stengel. Erhält sie eine Stütze,
so klettert sie 8 Fuß hoch, sonst rankt sie auf der Erde. Jedes Gelenk
hat 5 bis 6 lanzenförmige Blätter, 3 Zoll lang, in der Mitte fast
1 Zoll breit und an beiden Enden zugespitzt. Aus den Gelenken kom-
men im Junius Zweige, die kleine Blumen mit 4 gelben Blättern
tragen. Die Frucht ist eine freilich nur kaum in Süddeutschland rei-
fende Beere schwarzer Farbe, mit einem runden Samenkorn. Die
runden Wurzeln sind dauernd, werden bisweilen einen Finger dick, und
haben ein gelbrothes Mark. Sie färben die Knochen der Thiere,
welche davon fressen, roth.

*Favart (Charles Simon), der Schöpfer der komischen Oper
im veredelten Styl unter den Franzosen, war der Sohn eines Paste-
tenbäckers in Paris, und wurde daselbst 1710 geboren. Auf dem von
Ludwig XIV. gestifteten Collegium vollendete Favart einen Theil sei-
ner Studien, und, sich bald der Poesie ergebend, trat er mit einem
Gedicht: „La France délivrée par la Pucelle d'Orleans," auf,
welches ihm den Preis in den Jeux floraux verschaffte. Seinen
eigentlichen Dichterruhm errang er sich aber erst durch seine zahlreichen
Arbeiten für das italienische Singspiel und die komische Oper. Da die
letztere jedoch, mit welcher Favart auf's innigste verbunden war, im
J. 1745, in Folge der Cabalen der Italiener, denen durch die fran-
zösische komische Oper großer Abbruch geschah, eingehen mußte, so sah
sich der Dichter gezwungen, die Direction einer wandernden Truppe
zu übernehmen, welche der Marschall von Sachsen auf seinen Feldzügen
nach Flandern mitnahm. Eine Stelle aus einem seiner Briefe zeigt
die Beschaffenheit seiner damaligen Lage. „Ich war," schreibt er,
„genöthigt, dem Hauptquartiere zu folgen, und der Feldherr, den
Charakter unserer Natur kennend, und wissend, daß auf den Franzo-

sen ein Bonmot, ein Couplet, oder ein Chanson oft mehr wirkt, als die beste Rede, beauftragte mich häufig, die Begebenheiten des Tages passend in die Darstellungen auf unserer wandernden Bühne zu verweben," und so mußte denn, setzt der Herausgeber der Anecdotes dramatiques hinzu, Favart oft vor dem Beginn einer Schlacht oder sonstigen entscheidenden Begebenheit, sein Talent dazu anwenden, die Menge anzuregen, wie dies z. B. den Abend vor der Bataille von Rocour der Fall war, wo der Dichter auf des Marschalls Befehl in der Eile ein Couplet entwarf, das von einer beliebten Actrice in den Zwischenacten vorgetragen wurde, und in welchem die bevorstehende Schlacht als etwas schon abgemachtes und der Sieg unzweifelhaft dargestellt wurde. So wohl es nun auch hier im Ganzen Favart ging, so hatte er doch den Schmerz, sehen zu müssen, wie seine Gattin (s. d. nachfolgenden Art.) dem Sieger von Fontenoy und Rocour nur zu sehr gefiel, und wie der in diesem Punkt keineswegs zartgesinnte Held kleinlich genug war, ihn und selbst seine Frau so lange zu verfolgen, bis er sich am Ziele seiner Wünsche sah. Endlich zurückgekehrt in die Hauptstadt, widmete sich Favart gänzlich der dramatischen Poesie, und schrieb in dieser Periode, vereint mit dem Abbé Voisenon, der unterdeß der Hausfreund bei ihm geworden war, eine Menge seiner besten Sachen, an denen denn auch zuweilen Mad. Favart, geistvoll und gebildet wie sie war, schöpferischen Antheil mit hatte, so daß man bei den meisten derselben annehmen kann, daß Favart selbst den Plan, Styl, Charakteristik und Dialog gab, seine Frau die einzelnen Züge von Naivetät und weiblicher Schalkheit einmischte, von dem Hausfreunde aber, der zu seiner Zeit in der Literatur viel zu sehr überschätzt wurde, nur die nicht immer glücklichen Wortspiele, frostige Allusionen und überhaupt der Klingklang herrührte, der sich denn doch zuweilen in den Favartschen Stücken findet. Die Zahl dieser Arbeiten ist, wie wir bereits bemerkten, sehr groß, und mehrere derselben, wie z. B. Soliman II. oder die drei Sultaninnen, Ninette à la cour, (wonach Weiße in Leipzig [s. d. Art.], seine bekannte Operette: „Lottchen am Hofe," dichtete), la Chercheuse d'Esprit, l'Astrologue de Village u. a. sind zum Theil noch auf den Repertorien der französischen Opernbühnen, zum Theil auch in Übersetzungen und Bearbeitungen auf die andern Nationen übergegangen. In der letzten Zeit seines Lebens zog Favart, der 1792 in dem bedeutenden Alter von 80 Jahren starb, eine Pension von 800 Franken von dem italienischen Theater. Frischheit der Ideen, Grazie und Natürlichkeit im Ausdruck sanfter Empfindungen, richtige Zeichnung seiner meist ländlichen Charaktere, und eine reine und angenehme Diction, im Versbau wie in der Sprache, gehören zu den Hauptvorzügen von Favart's Muse. 1763 kam eine Gesammtausgabe seiner Werke in 8 Bänden (denen 1772 noch 2 Bde. nachgeliefert wurden), und 1809 eine Auswahl der besten Operetten in 3 Bänden heraus. — Ein Sohn von ihm, Charles Nicolas Favart (geb. 1749, gest. 1806), ausgezeichnet als Schauspieler auf dem italienischen Theater, hat gleichfalls mehrere Stücke verfaßt, die nicht ohne Beifall aufgenommen wurden.

Favart (Marie Justine Benedicte geb. Düronceray), die zu Avignon 1727 geboren, zu Lüneville erzogen wurde, woselbst ihr Vater in der Capelle des Königs Stanislaus Leszinsky angestellt war. Durch Talent und Schönheit ausgezeichnet, kam die junge Düronceray 1744 nach Paris, wo sie im folgenden Jahre, unter dem Namen Demoiselle Chantilly, auf dem Theater de l'Opéra comique debu-

Digitized by Google

rirte, und sich eben so viel Beifall als Schauspielerin, wie im Ballet als Tänzerin erwarb. Eben dieser allgemeine Beifall war aber auch mit die Ursache, warum die andern Theater auf die Unterdrückung der ihnen so vielen Schaden zufügenden komischen Oper drangen, und Dem. Chantilly, jetzt aus den ihr so sehr zusagenden Fächern des Gesanges und Tanzes herausgerissen, sich auf die einfache Pantomime beschränken mußte. Ihr Talent erwarb ihr indeß auch hier fortwährend die Bewunderung des Publicums. Um diese Zeit vermählte sie sich mit Favart, dem sie, als derselbe die Direction des ambulanten Theaters bei der flandrischen Armee übernahm, dahin folgte. Hier fand sie bald an dem Marschall von Sachsen einen eben so glühenden, als sein Ziel mit jedem Mittel verfolgenden Verehrer. Lange weigerte sich Mad. Favart, die Wünsche des Marschalls zu erfüllen; da derselbe aber endlich in seiner verliebten Heftigkeit so weit ging, nicht allein ihren Mann möglichst zu bedrücken, sondern auch sie selbst, mittelst seiner Verbindungen, in ein Kloster bringen ließ, woselbst sie über Jahr und Tag schmachten mußte, so fügte sie sich endlich den despotischen Wünschen; worauf sie dann mit ihrem Manne wieder nach Paris zurückkehrte, wo sie als theilhabendes Mitglied in der italienischen Oper auftrat, und sich fortdauernd des allgemeinsten Beifalls erfreute. Sie starb den 30. April 1772 in ihrem 45sten Jahre, und hinterließ den Ruhm, eine eben so geistreiche und ausgezeichnete Künstlerin, wie liebenswürdige Frau gewesen zu sein. Noch bemerken wir, daß sie die Erste war, welche es wagte, Soubretten und Landmädchen (ihr Hauptfach) in der diesen Ständen angemessenen Tracht zu spielen; denn bis dahin hatte man, befangen in höfischer Ziererei und Steifheit, die Kammermädchen und Bäuerinnen auf den französischen Bühnen nie anders als in dem gesuchten Putz der Hofdamen, mit Geschmeide bedeckt, mit hohen Aufsätzen und weißen Handschuhen auftreten sehen. Als sie das Erstemal in dem natürlich-idealisirten Costüm einer Dörferin (in der Favartschen Operette: „Bastien et Bastienne") erschien, machte dies zwar eine ungemeine Sensation, bald fand man aber, wie billig, die Sache gut, und sah die liebenswürdige Künstlerin so nur noch lieber. Um den Antheil zu bezeichnen, den sie an den dichterischen Werken ihres Mannes hatte, hat man dem 5ten Bande derselben ihren Namen als Verfasserin vorgesetzt.

*Fehrbellin, ein Städtchen in der Mittelmark von Brandenburg, ist besonders durch den Sieg des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, 1675 am 18. Jun. erkämpft, historisch merkwürdig geworden. Der genannte Churfürst gehörte zu den wenigen Fürsten, die eben so rasch und tapfer im Felde sind, als sie die Stimmung der Cabinette zu ihrem Vortheil zu leiten wissen. Durch beides hat er zum Emporkommen des brandenburgischen Hauses nicht wenig beigetragen, und durch den Sieg bei Fehrbellin rettete er namentlich sein Land unter den bedenklichsten Umständen, die es damals geben konnte. Als Mitglied des deutschen Reichsverbandes hatte er, als 1674 der Krieg des Reichs gegen den eroberungssüchtigen Ludwig XIV. beschlossen wurde, 16,000 Mann seiner Truppen nach dem Elsaß geführt, für die er von Österreich, Holland und Spanien Subsidien bezog. Je mehr man am Hofe zu Paris das Gewicht eines solchen Heerführers zu schätzen wußte, je mehr man ihn fürchtete, je mehr man endlich darüber erbittert war, daß der Churfürst nicht blos als Mitglied des Reiches, sondern in Folge der Subsidien feindlich auftrat, desto mehr arbeitete man von dort aus, ihm Feinde im Rü-

ken, in seinem Lande zu erwecken, und die Schweden, von Frankreich aufgemuntert, fielen von Pommern her in die Mark Brandenburg ein. Es geschah dieses zu Ende 1674 unter dem General Wrangel. Der Churfürst, welcher am Main in den Winterquartieren stand, verlangte von Österreich, von Holland, von Hannover und den andern deutschen Fürsten die Hülfe, die ihm, der nur für Deutschlands Sache in diesen Krieg verwickelt war, und der ihn zu vernichten drohte, mit doppeltem Rechte gebührte. Gleich unmittelbar seine Verpflichtungen gegen das deutsche Reich aufzugeben, hätte ihm hier wohl am meisten genügt, da die Schweden nur wegen dieser von Frankreich aufgefodert waren, in Wilhelms Länder einzufallen. Allein weil Turenne bereits nur die bessere Jahrszeit erwartete, die Armee des Reichs, welche schon von ihm bei Mühlhausen geschlagen war, auf's neue anzugreifen, die Schweden selbst aber vor der Hand jede eigentliche böse Absicht läugneten, und sich das Ansehn gaben, als würden sie nächstens nach Schlesien vorgehen: so hoffte der Churfürst, durch Unterhandlungen mehrere Monate lang das zu erlangen, was ihm die Gewalt der Waffen binnen acht Tagen verschaffte. Er brach endlich, da die ersteren ohne Wirkung blieben, im Anfange des Junius aus Franken so still und unvermuthet auf, und marschirte so rasch, daß, als er Magdeburg am 11. Jun. erreicht hatte, die am rechten Ufer der Havel liegenden Schweden noch nicht das Geringste davon erfahren hatten, wie er ihnen so nahe auf dem Nacken sei. Der Churfürst säumte nicht, von seinem raschen Zuge die Früchte zu erndten. Magdeburgs Thore wurden fest verschlossen gehalten und keinem der Ausgang gestattet; Abends um 9 Uhr am folgenden Tage ging die ganze Reiterei über die Elbe, zehn leichte Geschütze begleiteten sie; 1000 Mann ausgesuchtes Fußvolk folgten auf 146 Wagen nach, von denen jeder einen Kahn geladen hatte. So wurde den ganzen Tag marschirt, und am folgenden (14. Jun.) stand der Churfürst Abends eine Stunde vor Rathenau. 600 Mann Fußvolk gingen sogleich in den mitgebrachten Kähnen über die Havel. Die Reiterei hatte sich durch List und Gewalt in den Besitz der Brücke gesetzt. Mit Tagesanbruch war die ganze Stadt umringt, der Eingang erzwungen, und alles, was sich von Schweden vorfand, niedergehauen oder gefangen genommen. Durch diesen Überfall war die schwedische Linie, die sich von Havelberg bis Brandenburg ausdehnte, im Mittelpunkte durchbrochen, und der Churfürst unterließ nicht, seinen Vortheil zu verfolgen. Die Schweden eilten rasch von Brandenburg nach Rauen zu, immer in den Flanken und dem Rücken auf's lebhafteste von den preußischen Dragonern gedrängt, und auf jedem Schritte Gefangene, Gepäck verlierend. Der Churfürst hatte bereits die Brücken, die über das hinter Fehrbellin fließende Wasser führten, abwerfen lassen, und die davon zurückkehrenden Reiter trafen bereits auf die Schweden, die nun wohl sahen, daß ohne Schlacht auf dem diesseitigen Ufer der fernere Rückzug nicht möglich sei. Sie machten daher bei Havelberg, eine Stunde von Fehrbellin, Halt. Der Churfürst fand bei seinen Unterbefehlshabern, als er den Angriffsplan mittheilte, die Meinungen verschieden. Es schien diesen zu gewagt, mit bloßer Reiterei, denn das Fußvolk hatte nicht folgen können, die Feinde anzugreifen. Dagegen brachte der erstere in Anschlag, wie der Feind bestürzt, und der General Wrangel, der das ganze feindliche Heer befehligte, mit den besten Truppen in Havelberg abgeschnitten sei; wie Unentschlossenheit alle Schritte der Schweden hier lähmen müsse; und so griff er

Digitized by Google

m Morgen des 18. rasch an. Sein linker Flügel litt anfangs nicht
enig vom feindlichen Geschütz. Endlich warf er die feindliche gegen-
erstehende Reiterei. Das schwedische Fußvolk machte einen raschen
.griff auf das brandenburgische Geschütz, allein die brandenburgischen
.trabanten und die damit verbundenen anhaltischen Krieger trieben
e zurück, und so war bald nach 8 Uhr der Sieg entschieden. Der
Feind zog nun, doch in ziemlicher Ordnung, nach Fehrbellin, und hin-
erließ 1500 Todte, außer eben so viel Verwundeten. In der Nacht
stellte er die Brücken wieder her, und als früh Morgens die churfürst-
lichen Truppen einrückten, nahmen sie den größten Theil des Geschüz-
es und Gepäckes. Die Feinde eilten nun in vollem Marsche nach
Rappin und Wittstock, daß der Churfürst sie kaum erreichen konnte.
Was der Gefangenschaft entging, wendete sich zum größten Theil nach
Hamburg und nahm hier andere Kriegsdienste. In unsern Tagen
würde diese Schlacht freilich kaum für ein kleines Treffen gelten.
20,000 Mann betrug die Stärke des in den Staaten des Churfürsten
stehenden feindl. Heeres überhaupt. Man kann also die Masse der
en Brandenburg nach Fehrbellin hin aufgejagten Feinde höchstens zu
10,000 Mann annehmen. Allein der Churfürst selbst führte nur in
allem etwa 6000 Mann heran, lauter Reiter, durch den Marsch aus
Franken erschöpft, und gewann mit ihnen die Schlacht, so daß der
Feind auf dieser Seite nicht mehr Stand halten konnte, und auf der
andern nicht mehr zu halten wagte. Er hatte mit einem Schlage die
Sicherheit und Ruhe seines Landes hergestellt, und machte sich zum
Herrn vom größten Theile Pommerns. In so fern hatte das Treffen
Folgen, wie sie manche große Schlacht in neuerer Zeit nicht hatte.
Ein Denkmal auf der Anhöhe bei Fehrbellin erinnert an jenen Tag.
Der Stallmeister Froben soll an diesem Tage dem Churfürsten das
Leben dadurch gerettet haben, daß er ihm sein Pferd gab, um die
Aufmerksamkeit der Feinde von dem Schimmel, den der Churfürst ritt,
zu leiten. Eine Kanonenkugel streckte den Edeln nun bald zu Boden.
Allein Pufendorf in seiner Geschichte des gr. Churf. v. Brandenb.
sagt nichts davon, sondern bemerkt nur, es habe denselben eine Kugel
getödtet, als er zurückgeritten sei (retro equitantem). Da er in
Berlin selbst (1694) diese Worte schrieb, so dürfte also jene Aufopfe-
rung wohl in Zweifel gezogen werden. Ludwig XIV. hatte indessen
seinen Zweck, den im Felde so thätigen, kräftigen Churfürsten aus
der Nähe seiner Feinde zu verdrängen, indem er ihm die Schweden
ins Land zog, vollkommen erreicht, denn Friedrich Wilhelm war nun
theils damit beschäftigt, Pommern zu erobern, theils das Eroberte
zu beschützen, und daher nicht im Stande, am Kriege gegen Ludwig
XIV. Theil zu nehmen, mit dem er im Gegentheil auf jede Bedin-
gung einen Separatfrieden zu schließen suchte.

Felbiger (Johann Ignaz von), ein um das katholische Schul-
wesen verdienter Mann. Er war am 6. Jan. 1724 in Groß-Glogau
geboren, studirte in Breslau, widmete sich dem geistlichen Stande, ging
in ein Kloster zu Sagan, und ward 1758 Prälat. Lange schon hatte
ihn der Gedanke, wie nothwendig dem Schulwesen eine Verbesserung
sei, beschäftigt. Er reiste daher nach Berlin, um die Einrichtungen
der daselbst königl. Realschule näher kennen zu lernen. Hier war die
hübsche Literalmethode eingeführt, deren Eigenthümliches darin be-
steht, daß man blos mit den Anfangsbuchstaben der Worte die Haupt-
gegenstände des Unterrichts an die Tafel schreibt, und insbesondere
die Folge der Hauptideen in den Lehrgegenständen tabellarisch auf diese

Digitized by Google

Weise vorstellt. Felbiger begann mit der Schulverbesserung seines Stifts, und dehnte dieselbe, unter königlicher Unterstützung, auch auf alle katholische Schulen Schlesiens aus. Nach seinem Plane wurden Schulseminarien (s. Schullehrerseminarien) angelegt, in welchen sich jeder Prediger mit der neuen Lehrart bekannt machen mußte. Zu Sagan hatte Felbiger eine Vorbereitungsschule gestiftet, und nach diesem Muster wurden andere, ein Hauptseminar aber in Breslau angelegt, dessen Directoren und Lehrer Felbiger selbst unterwies. 177[illegible] berief ihn die Kaiserin Maria Theresia zum Generaldirector des Schulwesens nach Wien, wo er in den gesammten österreichischen Schulen die Literalmethode einführte, und viele Methode- und Schulbücher herausgab, unter welchen besonders sein Catechismus häufig in Schulen gebraucht wird. 1782 entließ ihn Kaiser Joseph der Oberdirection. Er ging nach Preßburg, und starb hier als Propst des Collegiatstifts, am 17. Mai 1788.

Feldärzte und Feldlazarethe kamen wahrscheinlich aus dem Orient zu uns. Kaiser Mauritius hatte im 6. Jahrh. wenigstens schon eine Einrichtung zum Transport der Verwundeten, und nannte ihre Pfleger deputatos. Sie hatten an der linken Seite des Sattels zwei Steigbügel, um die Verwundeten aufzunehmen, und mußten zum Beistand der ohnmächtig gewordenen eine Flasche Wasser bei sich führen. Der byzantinische Kaiser Leo VI., im 9. Jahrh., nennt diese deputatos Aerzte und Krankenwärter. König Heinrich V. von England nahm 1415 auf ein Jahr den Nicolaus Colnet als Feldarzt an. König Gustav Adolph von Schweden, der im Kriegswesen manches verbesserte, soll bei jedem Regimente 4 Wundärzte angestellt haben. Bei den Österreichern wurden 1718 die Compagnie-Feldscherer abgeschafft, und dafür Regimentschirurgen mit 6 Gesellen angenommen. In der Mitte des 16. Jahrh. hatte man in Deutschland bereits, freilich sehr unvollkommene, Feldlazarethanstalten.

Ferien. Feriae waren bei den alten Römern gewisse zur Ruhe von aller Arbeit und zum Gottesdienste bestimmte Tage. Bekanntlich ist dieser Ausdruck in unsere Sprache übergegangen, wo er, bei den Schulen, und auch wohl bei den Gerichtshöfen, die außergewöhnlichen oder doch nur einmal im Jahre eintretenden Ruhe- oder Feiertage bezeichnet.

Ferney, ein durch Voltaire's langen Aufenthalt daselbst berühmt gewordenes französisches Dorf, an der schweizerischen Grenze etwa eine deutsche Meile von Genf gelegen. Unter Ludwig XIII. und XIV. waren die Einwohner, größtentheils Protestanten, gezwungen worden auszuwandern, um den religiösen Verfolgungen zu entgehen. Voltaire kaufte sich 1762 hier an, und bemühete sich durch rastlose Thätigkeit und Unterstützung aller Art, die er sich neu ansiedelnden Bewohnern zufließen ließ, Ferney zu heben, und aus dem Dorfe eine Stadt zu bilden. Insbesondere suchte er den Kunstfleiß, und vor allen die Uhrenfabrikation, in Aufnahme zu bringen. Er zog zu diesem Zwecke viele geschickte Arbeiter von Genf, und erregte dadurch großes Mißvergnügen in letzterm Orte. Die zahlreichen Fremden, die aus allen Theilen der gebildeten Welt Ferney besuchten, um Voltaire, den Mann des Jahrhunderts, zu sehen, trugen ebenfalls viel zu der Belebung dieses Orts mit bei. Im J. 1775 war die Bevölkerung bereits auf 1,200 Seelen angewachsen. Nach Voltaire's Tode sank sie aber eben so schnell, und man zählt in Ferney jetzt nur noch etwa 600 Seelen. Das Schloß, welches Voltaire bewohnte, ist von seinen

Digitized by Google

Erben in demselben Zustande erhalten, und wird von allen Fremden als Merkwürdigkeit besucht.

•Ferrand (Graf Ant.), Mitglied der französischen Akademie, und Verfasser mehrer geschätzter geschichtlichen Werke, ist 1752 geboren. Als Rath beim pariser Parlamente zeichnete er sich vor der Revolution durch Beredsamkeit und Patriotismus aus. Er widersetzte sich den Anleihen, die das Ministerium verlangte, und foderte den König auf, durch die Einheit des Throns mit dem Parlamente den öffentlichen Credit zu befestigen. Der Gang, den indessen die Revolution bald nach ihrem Ausbruche nahm, bestimmte ihn zur Auswanderung. Erst im J. 1801 kehrte er nach Frankreich zurück, ohne jedoch an öffentlichen Geschäften Theil zu nehmen. Jetzt erschien aber sein berühmtes Werk: Der Geist der Geschichte (l'esprit de l'histoire, 4 Vol. 5me édit. 1816.) Dann setzte Ferrand aus Rülhiere's Papieren die Geschichte Polens fort. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris war er einer derjenigen, welche sich am kräftigsten für die Zurückberufung der Bourbons verwendeten. Er wurde dafür von Ludwig XVIII. gleich nach seiner Rückkehr ins Ministerium gerufen. In die Comité ernannt, welche mit dem Entwurf der Verfassungsurkunde beauftragt wurde, hat er an dieser den größten Antheil. Später trat er aus dem Ministerio in die Pairskammer. Im J. 1817 erschien noch von ihm: Théorie des Révolutions, in 4 Bdn.

Feuerschwamm wird gemeiniglich von Birkenschwamm verfertigt, in starker Salpeterlauge gekocht, im Backofen getrocknet, und dann durch Klopfen und Schlagen zum Feuerschwamm zubereitet. Wenn man in dessen Oberfläche feingestoßenes Schießpulver einreibt, so zündet er noch leichter, und heißt dann Pulverschwamm. Auch fängt der Schwamm schnell Feuer, wenn man 2 Loth gereinigten Salpeter in so viel heißes Wasser schüttet, als der Schwamm zur Sättigung bedarf, und ihn dann trocknen läßt.

•Feuerversicherung oder Brand-Assecuranz wird sowohl durch die Staatsverwaltung als durch Privat-Compagnien veranstaltet. Ihr Begriff liegt in dem Worte, und bedarf derselbe daher keiner Definition. Der Gegenstand derselben sind hauptsächlich Gebäude; aber auch Mobilien und Waaren können, besonders bei den Privat-Compagnien, assecurirt werden. Da wo die Staatsverwaltung die Brandassecuranz für das Land regulirt, wird als Grundsatz betrachtet, daß jeder Eigenthümer von Gebäuden nach gewissen Verhältnissen und Taxationen daran Theil nehmen müsse. Was nun in einem gewissen Zeitraume durch Brand verloren geht, wird auf die Gesammtheit der Eigenthümer von Gebäuden vertheilt. Der Verwaltungsgrundsatz ist also hier gegenseitige Garantie, die unstreitig ihre großen Vortheile hat. Indessen hat diese Einmischung der Staatsverwaltung auch ihre Inconvenienzen, indem sie es dem Eigenthümer nicht zuläßt, den vollen Werth seines Gebäudes versichern zu können; auch läßt sich die Staatsverwaltung nicht auf Versicherung von Waaren und Mobilien ein. Es haben sich deshalb in den bedeutendsten Handels- und Hauptstädten Europa's große Compagnien zusammengethan, die auf jede Feuersgefahr und für jeden Gegenstand (Pretiosen, Gold und Silber und Documente ausgenommen) Versicherung geben. Die großen Capitalien dieser Gesellschaft, die Schnelligkeit, womit sie ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen pflegen, die aufmerksame Verwaltung, begründen die Vorliebe, welche das Publicum zu diesen Instituten hat. Als das wich-

Digitized by Google

tigste und bedeutendste in Europa gilt die berühmte Phönix-Ges schaft in London. Auch in Paris haben sich mehrere Anstalten ähn cher Art gebildet. In Deutschland macht seit mehreren Jahren d Leipziger Feuerversicherungsanstalt, die ebenfalls auf große Capit und eine solide Verwaltung begründet ist, sehr ansehnliche Geschäf und kann man bei derselben die billigsten Prämien, und im Fall ein Unglücks die solideste Entgegnung erwarten. Auch in Gotha hat s eine ähnliche Anstalt auf den Grundsatz der gegenseitigen Garan gebildet, die ebenfalls guten Fortgang zu haben scheint.

Feuerzeug, eine Geräthschaft zur örtlichen Erzeugung d Feuers, oder zur Erregung des Verbrennungsprocesses. So gem und bekannt das gewöhnlichste Feuerzeug, Stahl und Feuerstein, ist, wichtig ist gleichwohl diese Erfindung, da sie gleichsam der Talism ist, welcher dem Menschen das mächtigste Element, die erste und wi tigste Kraft der Natur dienstbar macht, die dadurch jederzeit und üb all hervorgerufen werden kann, um durch seine Erscheinung und Wi samkeit dem geselligen und cultivirten Menschen die wichtigsten Die zu leisten. Der Gebrauch des Stahls und Feuersteins, um damit Zu der und Schwefel zu entzünden, beruht auf dem Erfahrungssatze, d durch das Reiben zweier harter Körper an einander Wärme erzeu wird, welche, wenn das Reiben stark genug ist, in sichtbares Feu oder Entzündung übergeht. Daher bekanntlich rohe Völker, deren I dividuen viel körperliche Stärke besitzen, keines besondern Feuerzeu bedürfen, da ihre Kräfte ausreichen, trockene Hölzer durch heftig Reiben zu entzünden. Unser gewöhnliches Feueranschlagen ist eb falls ein Reiben, und der den Stein schnell streifende Stahl wird dur diese Reibung theilweise an seiner Oberfläche electrisch entzündet, d entzündeten Theile erscheinen als Funken, und wenn man diese auf e nem weißen Papier auffängt, um sie, nach dem Erkalten, mit ein Loupe (Vergrößerungsglas) zu untersuchen, so findet man schlacke tige Kügelchen, deren Substanz verkalkter (oxydirter) Stahl ist. D nicht alle Feuerstahle zum Feueranschlagen gleich gute Dienste leis beruht auf der verschiedenen Güte und Härtung des Stahls, wo sie verfertigt sind, und wenn ein Feuerstahl, auch am schärfsten St nur sparsame Funken schlägt, so ist es ein Zeichen, daß er entw aus schlechterm Stahl gemacht, oder zu weich (schlecht gehärtet) Auch die Feuersteine sind, hinsichtlich der Härte, von verschied Werthe; ein zu weicher Stein schlägt sich bald stumpf, und nic der hat Gelegenheit, sich eines scharf geschliffenen Achats, der frei am längsten hält, zum Feuerstein zu bedienen. Da nun auch der Zund (wenn man Feuerschwamm, Zündschwamm dazu gebraucht) nicht imm gut fängt, so ist das Feueranschlagen nicht selten ein langsames u mühvolles Geschäft, was wohl geeignet sein mußte, in denkenden K pfen die Triebfeder zur Erfindung eines Geschwindfeuerzeugs zu w den, dessen Gebrauch die gewünschte Bequemlichkeit und Schnelligk gewähren könnte. Man kennt gegenwärtig folgende Arten solch Feuerzeuge: 1. das mechanische Feuerzeug, in Form eines Flin ten- oder Pistolenschlosses, dessen aufgezogener, mit einem Flintenst versehener Hahn (wie beim Schießgewehr) die Pfanne aufschlägt u den darin befindlichen Lumpenzunder entglimmt. Diese Erfindung e leichtert und beschleunigt allerdings den Gebrauch des Stahls u Feuersteins, so lange letzterer scharf genug bleibt. Der Werth ei solchen Feuerzeugs beruht daher vorzüglich a) auf der leichten Bewe lichkeit des Pfannendeckels (welche man durch Einölen, oder besser dur

Digitized by Google

streichen des Gewindes mit Knochenfett unterstützen muß), b) auf
Güte und Härte des Stahls, woraus der Pfannendeckel besteht.
Das pneumatische Feuerzeug. Dieses besteht in einer klei-
Luftcompressionspumpe, ähnlich der zu einer Windbüchse gehöri-
. Die Entzündung des Feuerschwamms oder Zunders wird hier
ch schnelles Zusammenpressen der Luft bewirkt. Gegen dieses Feuer-
g läßt sich aber die gegründete Einwendung machen, daß zwar der
ig sicher ist, die auf seine Anschaffung aber zu verwendenden Ko-
mit der geringen Bequemlichkeit, welche es gewährt, zu wenig
Verhältniß stehen. 3. Das electrische Feuerzeug (Tachy-
um, Gasopyrium, Brennluftlampe ꝛc.) Die vollständige Beschrei-
g dieser sinnreichen Vorrichtnng würde den Raum eines besondern
kels erfodern, und wäre dennoch ohne Zeichnung nicht vollkommen
lich zu machen. Die Einrichtung ist, der Hauptsache nach, fol-
de: Von zwei über einander angebrachten, mit ihren engen Mün-
gen in einander übergehenden (gewöhnlich gläsernen) Gefäßen ent-
t das obere Wasser, das untere Wasserstoffgas (Brennluft, brenn-
res Gas). Durch einen Hahn wird die Gemeinschaft zwischen bei-
Gefäßen für die meiste Zeit aufgehoben, durch das Drehen dieses
ns wird sie wieder hergestellt, und zugleich ein Seitenrohr geöff-
, durch welches aus einer engen Mündung Wasserstoffgas aus dem
ern Gefäße entweicht, weil bei der Eröffnung des Hahns Wasser
dem obern Gefäße in das untere herabfiel, und das daselbst ein-
schlossene Gas durch Verengerung des Raums gepreßt wurde. Durch
selbe Drehung des Hahns wird zugleich die Trommel eines kleinen
vorgenen Electrophors in Bewegung gesetzt, welches dadurch elec-
ch wird, und seine Electricität einem messingenen Säulchen (als
ductor) mittheilt, welches in der Nähe des Seitenrohrs mit ei-
wagerechten Spitze versehen ist, welcher gegenüber in einiger Ent-
ung eine Gegenspitze angebracht ist. Wenn nun beim Drehen des
hns ein electtrischer Funke aus der Spitze des Conductors in die
genspitze schlägt, so geht der Weg des Funkens gerade durch den
Gasstrom, welcher dadurch entzündet wird, so daß man ein Papier
r einen Wachsstock daran anstecken kann; der Hahn aber wird so-
ch wieder geschlossen, um den Gasstrom zu hemmen. Diese Ge-
hschaft eignet sich, wegen der nöthigen Aufsicht zur Unterhaltung
gutem Stande, mehr für den im Experimentiren geübten Physiker,
zu allgemeinem Gebrauch, welchem schon die Kostbarkeit dieses
erzeugs entgegen ist. 4. Das Phosphorfeuerzeug. Bekannt-
ist der Phosphor unter allen brennbaren Substanzen eine der ent-
lichsten; denn er leuchtet im Dunkeln schon vermöge der bloßen
ührung der Luft, deren geringste Bewegung das Leuchten erhöht.
bedarf daher nur einer geringen Reibung des Phosphors mit festen
pern, um ihn völlig zu entzünden und schnell verbrennen zu lassen.
ier dessen Anwendung zu einem Geschwindfeuerzeuge. Der Phos-
r wird zu diesem Behuf in einem Gläschen aufbewahrt, das mit
m eingeschliffenen Glasstöpsel versehen ist, und man hat außerdem
s für einen Vorrath von Schwefelhölzchen zu sorgen; denn mit ei-
n solchen nimmt man beim Gebrauch etwas Phosphor aus dem Gläs-
auf, und reibt es ein wenig am Rande des letztern oder an einem
dern Körper, so erfolgt sogleich die Entzündung des Schwefelhölz-
s, um damit ein Licht anzustecken oder sonst Feuer anzumachen.
ß der Gebrauch dieses Feuerzeuges Vorsicht erfodert, braucht kaum
ähnt zu werden, indem z. B. das Zerbrechen des Gläschens mit

augenblicklicher Entzündung seines Inhalts verbunden sein würde. Wer sich also eines solchen Feuerzeugs bedienen will, darf nicht versäumen, zur Vermeidung dieser Gefahr, das Gläschen mit einer Blechkapsel versehen zu lassen, worauf man auch schon an manchem Orte beim Verkauf der Phosphorfeuerzeuge Rücksicht genommen hat. Da übrigens der Phosphorgeruch, zumal in Verbindung mit dem Schwefelgeruch, für feine Riechnerven zu angreifend und widrig ist, so eignet sich diese Vorrichtung nicht zu Jedermanns Gebrauch, obgleich die Kosten derselben nicht bedeutend sind. 5. Das chemische Feuerzeug. Statt des Phosphors befindet sich in dem hiezu bestimmten Gläschen Vitriolöl, und die Zündhölzchen sind am geschwefelten Ende mit einer Mischung aus gleichen Theilen übersoxygenirt-salzsauren (chlorinsauren) Kalis und Goldschwefels mittelst Gummiwasser bestrichen: ein augenblickliches Eintauchen eines solchen Hölzchens mit dem tingirten Ende in das Vitriolöl bewirkt die Entzündung. Dieses Feuerzeug wäre unstreitig unter allen das bequemste, wenn nicht die Aufbewahrung und der Gebrauch des Vitriolöls viel Vorsicht erfoderte, indem man es hier mit einer Säure (concentrirter Schwefelsäure) zu thun hat, wovon das kleinste verspritzte Tröpfchen Zeuge und Tücher aller Art durchfressen vermag. 6. Das galvanische Feuerzeug Wollaston's. In einem an beiden Enden offenen, etwas plattgedrückten silbernen Schneider-Fingerhut wird ein Zinkplättchen isolirt befestigt. Vom Zink und vom Silber erheben sich Drähte, welche durch ein kurzes, sehr dünnes Stückchen Platindraht mit einander Gemeinschaft haben. Taucht man nun den Fingerhut in verdünnte Salpetersäure, so wird der Platindraht glühend, so daß man Zunderschwamm daran anzünden kann. — Zu allgemeinem Gebrauche in der Qualität eines Geschwindfeuerzeugs dürften einst die jetzt noch wenig bekannten Zündfidibus gelangen. Es sind dieses 4 bis 5 Zoll lange und etwa 1 Zoll breite Papierstreifen, deren jeder an einem Ende mit einer Schwefelmasse bestrichen ist, mit welcher ein über das Papierende hervorragendes Streifchen eines sehr entzündlichen Feuerschwamms fest vereinigt ist. Der Schwamm wird, wie gewöhnlich, auf der Kante eines Feuersteins (am besten eines Flintensteins) angeschlagen, und wenn der Stahl gut und der Stein nicht allzu stumpf ist, so wird selten ein Schlag versagen. Der glimmende Schwamm entzündet die Schwefelmasse, und diese entflammt dann das Papier, um daran wieder ein Licht ꝛc. anzustecken. Die Zündfidibus eignen sich daher, wie jedes Geschwindfeuerzeug, zunächst für Männer, die nicht erst auf einen Dienstboten warten wollen, wenn sie Feuer brauchen, sondern es lieber selbst jedesmal ohne Zeitverlust zu ihrem Dienst hervorrufen; sie stellen ein Feuerzeug dar, welches Wohlfeilheit und Gefahrlosigkeit in sich vereinigt, und es bedürfte, um es allgemeiner zu machen, nur noch einer einfachen Vorrichtung, einer leichten, nicht kostspieligen Maschinerie, wodurch es auch zum Hausgebrauch für Frauen geeignet wäre.

Fielding (Henry), geb. am 22. April 1707 zu Sharpham-Park in der Grafschaft Sommerset, stammte aus einem edlen, dem herzoglichen Hause Kingston nahe verwandten Geschlechte, und war durch dieses Verwandtschaftsband auch mit der berühmten Marie Wortley Montague befreundet. Sein Vater, englischer General, hatte eine zahlreiche Familie, und der Aufwand, den diese einem Manne kostete, dem überdies leichtsinnige Sorglosigkeit eigen war, scheint die erste Ursache gewesen zu sein, daß Fielding früh in jene ungewisse Lage geworfen ward, womit er, kurze Zwischenzeiten abgerechnet, fast während

Digitized by Google

seines ganzen Lebens zu kämpfen hatte. Er empfing den ersten Unterricht von einem Geistlichen, Namens Oliver, welchen er in dem Pfarrer Aubrey, in seinem Romane Joseph Andrews, geschildert hat. Später kam er auf die Schule zu Eton, wo jene Neigung zu classischer Gelehrsamkeit in ihm geweckt wurde, deren Spuren man in allen seinen Schriften findet. Zum Rechtsgelehrten bestimmt, ging er nach Leyden, wo er sich mit Eifer seiner Wissenschaft gewidmet haben soll. Die Unterstützung aus der Heimath aber blieb bald aus, und Fielding sah sich in seinem 20. Jahre genöthigt, nach London zurückzukehren, und der lebenslustige Mann, der bei einer wohlgefälligen Gestalt eine ungewöhnlich rüstige Körperkraft besaß, überließ sich unbesonnen allen Lockungen zu Zerstreuungen und Ausschweifungen. Sein Vater versprach ihm zwar eine jährliche Unterstützung, aber sie blieb aus, und Fielding mußte die Hülfsmittel, die er bei seiner Lebensweise immer dringender brauchte, in seiner Feder suchen. Er hatte, wie er zu sagen pflegte, keine andere Wahl, als ein Lohnschreiber oder ein Lohnkutscher zu werden. Anfänglich schrieb er für die Bühne, die zu jener Zeit, wo Congreve, Farquhar und Vanbrugh ihre Geistesgaben ihr widmeten, in hohem Ansehen stand. Seine beiden ersten Stücke Love in several masks und The Temple Beau, fanden eine Zeitlang Beifall. Lustspiele und Possen gingen nun rasch nach einander über die Bretter, und von 1727 bis 1735 wurden deren 18 aufgeführt; doch ist keine seiner dramatischen Arbeiten, deren man überhaupt 28 zählt, heutiges Tages noch bekannt, das burleske Trauerspiel: Däumchen (Thom Thumb) und die beiden Possen: Der falsche Arzt (The Mock Doctor) und das ränkevolle Kammermädchen (The intriguing Chambermaid) ausgenommen. Alle diese Schauspiele warf er mit sorgloser Eile zusammen, und es war nichts Ungewöhnliches, daß er an einem Vormittag ein paar Aufzüge vollendete, und ganze Auftritte auf das Papier schrieb, worein sein Lieblingstabak gewickelt war. Bei einzelnen Blitzen seines Geistes und manchen glücklichen Zügen in der Charakterzeichnung, sind sie doch nicht unverdient in Vergessenheit gefallen, und leiden besonders an einer Schwerfälligkeit, die sich aus dem Umstande, daß Fielding nicht in dem, seinem Geiste zusagenden Felde war, erklären lassen möchte. Die ungewissen Hülfsmittel, welche die Bühne ihm gab, suchte er dadurch zu sichern, daß er 1735 an die Spitze einer Gesellschaft trat, die er aus entlassenen Schauspielern sammelte, und die unter dem Namen der Schauspielertruppe des Groß-Moguls seine Stücke auf dem kleinen Theater in Haymarket aufführen sollte; aber der Plan mißlang völlig. Bald nachher verheirathete er sich mit einem schönen und liebenswürdigen Mädchen, die ihm eine Mitgift von 1500 Pfund brachte, und da er um dieselbe Zeit durch den Tod seiner Mutter ein Landgut in der Grafschaft Derby erbte, das jährlich 200 Pfund eintrug, so hatte er ein Einkommen, wovon man zu jener Zeit anständig leben konnte. Er zog aufs Land, nahm aber zum Unglück seine Unbesonnenheit und seinen Leichtsinn mit, und in drei Jahren war er ohne Landgut, ohne Obdach, ohne einen Schilling Einkünfte, und brachte wahrscheinlich weiter nichts mit nach London, als die Kenntniß des Landlebens und seiner Annehmlichkeiten, die ihn später in Stand setzten, den unvergleichlichen Junker Western (im Ton Jones) zu schildern. Er widmete sich nun wieder mit Eifer der Rechtswissenschaft, und nach der gewöhnlichen Vorbereitung im Temple übernahm er Sachwaltergeschäfte; die ältern Rechtsgelehrten aber, die auf das Fortkommen der jüngern

Berufsgenossen einen fördernden oder hemmenden Einfluß auszuüben im Stande sind, mochten einem Schöngeist und Lebemann nicht so viel Fleiß zutrauen, daß sie ihm Aufträge hätten geben mögen, und Fielding soll durch sein Betragen dieses Mißtrauen gerechtfertigt haben. Die nachtheiligen Folgen seiner Lebensweise zeigten sich auch, und seine Geschäftsthätigkeit wurde durch Gichtbeschwerden unterbrochen, die allmälig seine Kräfte untergruben. Er nahm seine Zuflucht wieder zur Bühne, aber ohne Erfolg, und politische Streitschriften, Flugblätter und Aufsätze in Zeitschriften gaben ihm zunächst die Mittel zum Unterhalte der Seinigen. Endlich führten ihn zufällige Umstände um 1741 dahin, sich einem Fache zu widmen, das er aus dem Verfalle, worin er es fand, erheben und zu einem classischen Gebiete der englischen Literatur umbilden sollte. Unter allen Erzeugnissen des englischen Genius sind Fieldings Romane vielleicht am meisten ausschließend volksthümlich; sie sind nicht nur im eigentlichsten Sinne des Wortes ganz unübersetzbar, sondern sie möchten selbst von denjenigen Bewohnern Schottlands und Irlands, die mit Alt-Englands Sitten und Eigenheiten nicht ganz vertraut sind, kaum völlig verstanden oder ganz genossen werden können. Diese Volksthümlichkeit scheint darin ihren Grund zu haben, daß Fielding in verschiedenen Lebenszeiten einen genauen Verkehr mit allen Volksclassen in England hatte, aus welcher er, unnachahmlich in seiner Auswahl und lebendiger Schilderung, seine Bildnisse aufgegriffen hatte. Der Roman Pamela, der 1740 erschien, hatte Richardson (s. d. Art. B. 8.) berühmt gemacht. Fielding war es vielleicht überdrüssig, ein Buch überschätzen zu hören, das man sogar von der Kanzel empfahl, vielleicht war ihm auch, als einem Schriftsteller, der für das nöthige Brod arbeitete, jeder Gegenstand willkommen, der gerade die Menge beschäftigte, oder vielleicht konnte sich der böse Geist des Witzes nicht enthalten, die Götzen des Tages zu verspotten; genug er wollte die Darstellung, die Grundsätze und Charaktere des viel gelesenen Buches lächerlich machen, und so entstand die Geschichte des Joseph Andrews. Die Literatur erhielt ein Werk, das weit besser war, als sich von einem solchen Beweggrunde hätte erwarten lassen. Die hier so fein verspottete Pamela ist fast vergessen, aber Joseph Andrews wird immer gelesen wegen der trefflichen Sittengemälde, die er uns liefert, und vor allem wegen der unvergleichlichen Schilderung des Abraham Adams, die allein hinreichend sein würde, Fieldings Vorzüge in diesem Fache zu begründen. Der gekränkte, für Lob und Schmeichelei so empfängliche Richardson war höchlich beleidigt, und seine Erbitterung so groß, daß er Fielding, selbst nach dessen Tode, mit den unedelsten Schmähungen verfolgte; dieser hingegen scheint diese feindseligen Angriffe nicht erwiedert zu haben, und wenn er ungereizt die erste Beleidigung zufügte, so ließ er auch zuerst vom Kampfe ab, und gestand seinem Nebenbuhler öffentlich die Vorzüge zu, die ihm gebührten. Nach der Herausgabe seines ersten Romans wollte er sich wieder zur Bühne wenden, und schrieb ein Lustspiel, der Hochzeittag, das letzte Stück, das bei seinen Lebzeiten aufgeführt wurde, aber im Ganzen wenig Beifall fand. In den nächsten Jahren gab er, außer verschiedenen Flugschriften, einen Band vermischter Aufsätze heraus, worunter auch die Reise aus dieser in die andere Welt war, eine Schrift, die viel von der ihm eigenen Laune enthält. Darauf folgte die Geschichte Jonathan Wilds des Großen, worin er einem berüchtigten Räuber eine Reihe erdichteter Abenteuer beilegte; und wenn auch die Anlage des Buches ungeschickt und die Schilderung des vollendeten

Digitized by Google

kters zurückstoßend ist, so gibt es doch in Fieldings berühmterem Werken wenig Stellen, die mehr das Gepräge seines eigenthümlichen Geistes hätten, als die Scene zwischen dem Räuber und dem Gefängnißprediger. In derselben Zeit gab er die Jacobiten-Schrift (The Jacobite-Journal) heraus, die gegen die Grundsätze der Anhänger des Hauses Stuart gerichtet war. An ähnlichen Werken, besonders an der Zeitschrift The Champion, hatte er bedeutenden Antheil; aber sein Eifer für die Grundsätze der Whig-Partei blieb lange unbeachtet, während Schriftsteller von weit geringern Vorzügen freigebig belohnt wurden. Endlich erhielt er 1749 ein kleines Jahrgeld, nebst dem Amt eines Friedensrichters von Westminster und Middlesex, das zu jener Zeit deswegen verrufen war, weil dieser Beamte, gegen die sonst gewöhnliche Einrichtung, für seine dem Gemeinwesen geleisteten Dienste Gebühren erhielt, und dadurch verleitet wurde, jeden unbedeutenden Streit, der vor seinem Richterstuhl kam, zu entflammen, und seinen Unterhalt von Dieben und Gaunern zu ziehen. Fielding, nie zart und ekel in der Wahl seines Umgangs, wurde es noch weniger in den Verhältnissen, worein sein Amt ihn brachte; aber obgleich er durch die mit seinem Berufe verbundenen Umstände immer gleichgültiger dagegen wurde, in seinen Lebensgewohnheiten achtbar zu erscheinen, so hat ihm doch niemand vorgeworfen, daß er dabei je die Grundsätze eines rechtlichen Mannes verläugnet habe, oder seine eigene Angabe bezweifelt, daß er ein Amtseinkommen von 500 Pfund, in dem schmutzigsten Gelde auf Erden, wie er sagt, auf 800 herabgebracht habe, wovon ein ansehnlicher Theil seinem Schreiber zugeflossen sei. Während dieser Zeit schrieb er einige, durch seine Berufsgeschäfte veranlaßte Abhandlungen, unter andern eine Untersuchung über die Zunahme von Dieben und Räubern, die viele gute, zum Theil späterhin von der Regierung benutzte Winke enthält, und ein Werk über das engl. Recht, das er handschriftlich hinterließ. Unter allen den nachtheiligen Umständen, worin sich ein Schriftsteller befand, der bald von unangenehmen Amtsarbeiten, bald von der Nothwendigkeit gedrängt war, sich durch Flugschriften das tägliche Bedürfniß zu verschaffen, entstand sein Meisterstück Tom Jones, das 1750 erschien und durch vorzügliche Erfindung und glückliche Entwickelung der Geschichte, durch wahre, kräftige und geistreiche Charakterschilderung die hohe Auszeichnung verdient, die es erhielt. Es ist nicht zu läugnen, wir finden auch in diesem Werke zuweilen Anlaß zu glauben, daß Fieldings Begriffe von Anstand und Achtbarkeit, durch seine unglücklichen Lebensverhältnisse, und durch den Umgang, wozu diese ihn verurtheilten, ein wenig herabgewürdigt waren, dagegen aber muß für manche anstößige Stellen die Sitte seiner Zeit, die in gewissen Fällen eine kräftigere Sprache erlaubte, als unsere Tage, Entschuldigung geben, und er sprach vermuthlich nach den Ansichten seiner Zeit, wenn er sagt, es sei nichts in seinem Buche, das auch des keuschesten Lesers Auge beleidigen könne; nach den Ansichten unserer Zeitgenossen aber gibt es viele Stellen, die das Zartgefühl zurückstoßen, und es läßt sich nur dafür sagen, daß sie eher spaßhaft roh, als verführend zu nennen sind, und daß sie durch den Geist und die Gründlichkeit, womit in andern Stellen die Sache der Sittlichkeit geführt und gefördert wird, vergütet werden. Er schildert das Leben, wie es war, mit allen seinen Schatten, und mit mehr als allen Lichtern, die jene zuweilen heben. Amalia (1751) war Fieldings letztes Werk von Bedeutung, aber im Ganzen weniger anziehend, als Joseph Andrews und Tom Jones, wiewohl es

Digitized

durch Charaktere gehoben wird, die mit einer Kraft und Schärfe gezeichnet sind, wie es nur Fielding vermochte. Trotz früherer unglücklicher Versuche, unternahm er eine neue Zeitschrift: das Journal von Coventgarden; aber es war sein Fehler, daß er kein Unternehmen der Art, wozu seine schriftstellerische Gewandtheit, sein Witz und seine Kenntnisse ihn ausgezeichnet geschickt machten, fortführen konnte, ohne sich in Parteigezänk und unbedeutende Streitigkeiten einzulassen, wie er denn auch bei dieser Gelegenheit unter andern mit Smollet (s. d. Art. Bd. 9.), der sonst unter allen Schriftstellern am meisten sein Geistesverwandter war, in eine kurze Fehde gerieth, die beiden Parteien keinen Ruhm brachte. Fieldings Lebenskraft war indeß fast erschöpft, und die Anstrengungen, womit er den Plan des damaligen Ministers, heimlichen Räubereien vorzubauen und die Polizei der Hauptstadt zu verbessern, unterstützte, untergrub vollends seine zerrüttete Gesundheit. Auf den Rath seiner Ärzte ging er 1754 nach Portugal. Unterwegs schrieb er mit der zitternden Hand eines Sterbenden die unvollendet gebliebene Reise nach Lissabon, ein auffallendes Beispiel seiner natürlichen Seelenstärcke, welche, mit Niedergeschlagenheit und krankhafter Reizbarkeit kämpfend, hier noch immer einige Blitze des glänzendsten Witzes leuchten ließ. Drei Monate nach seiner Ankunft in Lissabon starb er, 48 Jahr alt, in der Kraft seines gereiften Geistes. Seine Werke sind oft, z. B, mit seiner Lebensgeschichte von Murphy (1784, in 10 Octavbänden), und seine Romane neuerlich im ersten, auch unter besondern Titel verkäuflichen Bande der in Edinburgh erschienenen Novelist's Library, mit einer trefflichen, in diesem Art. benutzten biographisch-critischen Einleitung von Walter Scott herausgegeben worden. Von Tom Joms lieferte Bode eine gute Verdeutschung.

Fiesole, mit diesem Namen des Klosters, in welchem er eingekleidet wurde, wird einer der berühmtesten unter den Wiederherstellern der Malerkunst in Italien kurz bezeichnet. Sein Familienname soll Santi Tosini gewesen sein, und man weiß nur, daß er 1387 in Mugello, einer Landschaft des florentinischen Gebiets, geboren wurde. Im J. 1407 trat er in den Dominicanerorden und erhielt den Namen Bruder Johannes (Fra Giovanni); daher nennt man ihn immer Fra Giovanni da Fiesole. Seinen gewöhnlichen Beinamen Angelico, oder il beato (der Selige) hat er sich durch sein frommes Leben und den Geist seiner Schilderungen erworben, in denen Andacht und Engelsschönheit herrschend sind. Man nennt, ohne hinlänglichen Grund, den Gherardo Starnina als seinen Lehrer, und führt an, daß er sich durch das Studium der Bilder des Masaccio vervollkommnet habe. Letzteres ist auch nicht wahrscheinlich, da Masaccio 15 Jahre jünger als Fiesole war. Er hatte sich früher mit der Malerkunst zu heiligem Gebrauch beschäftigt und nebst seinem ältern Bruder, einem Miniaturmaler, verschiedene Chorbücher mit kleinen Bildern verziert. Diese erste Richtung seiner artistischen Fähigkeit ist auch bei seinen nachherigen Werken in dem reichlichen Gebrauch der Vergoldung, der Behandlung der Farben und der sorgfältigen Ausführung kleiner Zierrathen sichtbar. In seinen Gemälden aber sah man mehr von der alten Weise des Meisters Giotto, als in denen der meisten damaligen Maler. Der Dominicanerorden begünstigte unter seinen Mitgliedern auch die Erwerbung und Ausübung weltlicher Wissenschaften und Fertigkeiten, und Johann widmete seine Kunst ausschließlich religiösen Darstellungen, bei denen er die Erbauung der Gläubigen zum Zweck

Digitized by Google

hatte. Er verzierte aber nicht nur die heiligen Bücher, sondern unternahm auch bald große Frescobilder zunächst für sein Kloster. Er arbeitete viel und fleißig, und der Erwerb seiner Werke wurde zu mildthätigen Gaben verwandt. Sein Verdienst wurde bald anerkannt. Cosmus von Medicis, der den frommen Maler persönlich kannte und liebte, ließ durch ihn das Kloster S. Marco und die Kirche St. Annunziata verzieren. In dem Kloster S. Marco hat er jede Zelle mit einem großen Frescobilde geschmückt, und unter mehreren Gemälden an den Wänden zeichnet sich noch jetzt eine schöne Verkündigung aus. Diese Bilder verschafften ihm solchen Ruhm, daß selbst Nicolaus V. ihn nach Rom berief und durch ihn seine Privatcapelle im Vatican, die Capelle des heiligen Laurentius, mit den wichtigsten Scenen aus dieses Heiligen Leben ausschmücken ließ. Eine Beschreibung dieser Capelle befindet sich in Hirts Italien und Deutschland, 1. St., auch sind rohe Umrisse von diesen Bildern 1810 zu Rom erschienen (La pittura della Capella di Nicolo V. etc.) von Franc. Giangiacomo Romano. Vasari erzählt die rührendsten Züge von der Frömmigkeit, Demuth, Unschuld und Sittenreinheit unsers Meisters, welche zugleich bestätigen, wie er die Kunst als eine ernste und heilige Sache betrieben. Man erzählt, daß er nie an einer Lebens- und Leidensgeschichte ohne die tiefste Rührung gearbeitet habe, und daß er in der Unschuld seines Glaubens nie zu Veränderung eines seiner Gemälde zu bewegen gewesen, indem er seine Kunst nur als Werkzeug einer höhern Eingebung betrachtet habe. Er war ein so strenger Beobachter der Regeln seines Klosters, daß der Papst, welcher bemerkt hatte, wie sehr ihn sein frommes Fasten und sein großer Fleiß beim Arbeiten angriff, ihm Fleisch zu essen befahl; worauf er in seiner Unschuld erwiedert haben soll: „mein Prior erlaubt mir's nicht!" Auch war er seinen Ordensobern so ergeben, daß er ohne ihre Erlaubniß weder für fremde Klöster, noch für Privatleute eine Arbeit übernahm, und jenen den Preis derselben überließ. Machte man ihm Vorwürfe darüber, so sagte er: „der wahre Reichthum besteht darin, wenig zu bedürfen." Die ihm vom Papst angebotene Würde eines Erzbischofs von Florenz lehnte er demüthig ab, aber auf seinen Vorschlag erhielt sie der Bruder Antonino, den er für würdiger dazu erklärte. Ihm genügte seine kleine Zelle, in welcher er sich der unablässigen Betrachtung des Himmlischen und der Darstellung heiliger Geschichten widmete. Er starb endlich 1455, im 68sten Jahre seines Alters, in Rom, wo er auch noch die Capelle des heiligen Sacraments im Vatican gemalt hat, und wurde von seiner Kirche selig gesprochen. Sein einziger unbestrittener Schüler, von welchem man noch Werke hat, ist Benozzo Gozzoli, dessen zahlreiche und wohlerhaltenen Gemälde sich im Campo santo in Pisa befinden. Nach A. v. Schlegels Urtheil hat derselbe die Farbenpracht, die Mannigfaltigkeit in den Hintergründen, die Wahrheit in den Geberden der Handelnden von seinem Lehrer ererbt, aber in der Anmuth und zarten Gemüthlichkeit denselben nicht ganz erreicht. Lanzi hat den Angelico, sowohl wegen der überirdischen Schönheit seiner Köpfe und seiner Engel- und Heiligenfiguren, als auch wegen der Lieblichkeit seiner Farben, die er mit ungemeiner Kunst behandelte, den Guido seines Zeitalters genannt. In der Gallerie von Florenz befinden sich mehrere Staffeleibilder dieses Meisters, deren Farbenglanz noch ganz unverändert ist. Eines, welches die Geburt Johannes des Täufers darstellt, zeichnet sich vornehmlich durch die naive Grazie

aus, die bei den Künstlern jener Zeit noch so selten ist. Hieher gehört auch das Tabernakel, auf welchem Madonna mit den vier Evangelisten über Lebensgröße steht. Eines seiner schönsten und größten Gemälde aber, auf welchem Jesus die Maria mitten unter einer Menge von Engeln und Heiligen in den mannigfaltigsten Stellungen und Ausdrücken krönt, im untern Rahmen aber die Geschichte der Maria und die Wunder des heil. Dominicus dargestellt sind, zierte ehemals die Kirche dieses Heiligen zu Fiesole; jetzt befindet es sich in der Gallerie des Louvre zu Paris, und ist uns kürzlich in 15 Blättern, von Ternite trefflich gezeichnet, bekannter geworden. (Paris 1817. Fol.; in der griech. lat. Buchhandlung.) Diesen Blättern hat A. W. v. Schlegel eine Ansicht vom Leben des Malers und eine sehr belehrende Erklärung des Gemäldes beigegeben, welcher Vasari's Beschreibung desselben vorausgeschickt ist. Schlegel, der die oben angeführte Äußerung Lanzi's sehr untreffend findet, fällt über den Künstler überhaupt folgendes Urtheil: „Johann von Fiesole theilt im Ganzen die Tugenden und Mängel seiner Zeitgenossen. Im Verständniß der malerischen Wirkung und in mannigfaltigen wissenschaftlichen Theilen ist er, vielleicht aus Anhänglichkeit an die ihm ehrwürdige alte Weise, einigermaßen zurückgeblieben. Seine eigenthümlichen Vorzüge sind Süßigkeit, Zartheit und Anmuth. Seine Einbildungskraft nimmt nicht eben einen kühnen Schwung in das Gebiet des Außerordentlichen und Wunderbaren, wie z. B. die des Orgagna, aber nirgends auch wird man Dürftigkeit oder Ohnmacht gewahr. Seine Kunst ist eine ergiebige Quellader, die gleichmäßig, ohne Ungestüm und ohne Zwang, einem liebevollen, durch Andacht und Beschaulichkeit geläuterten Gemüthe entfließt. Siehe über diesen Meister auch Quandt im Kunstblatte zum Morgenblatt 1816. Nro. 17—20.

Filicaja (Vincenz von), einer derjenigen italienischen Dichter des 17. Jahrh., welcher sich mit dem mehresten Erfolge dem hereinbrechenden Strome des Ungeschmacks in der Poesie in seinem Vaterlande entgegenstellte, wurde 1642 zu Florenz geboren, wo er zuerst das Collegium der Jesuiten und dann die Akademie von Pisa besuchte. Seine ersten praktischen Versuche waren einer Geliebten gewidmet; da ihm indeß der Tod die Verehrte bald entriß, so nahm er sich vor, nie wieder eine Leidenschaft zu besingen, deren Glück, seiner Meinung nach, für ihn auf immer verschwunden war, und seine Leier von nun an blos heiligen oder heroischen Gegenständen zu widmen. Bei seiner Rückkehr nach Florenz ward er zum Mitgliede der Akademie della Crusca ernannt, und bald darauf verheirathete er sich mit der Tochter eines Senators, Scipio Capponi, mit welcher er, nach dem Tode seines Vaters, aufs Land zog, und sich hier ganz der Erziehung seiner Kinder und der ihn begeisternden Muse hingab. Eine Menge Gedichte, theils in lateinischer, theils in italienischer Sprache, wurden hier von ihm gedichtet; da er indeß, vermöge seiner großen Bescheidenheit, selbst mehr daran auszusetzen fand, als die wenigen Freunde, denen er sie mittheilte, so gab er nichts davon heraus und würde auch wahrscheinlich so fortgefahren haben, sein herrliches Talent zu vergraben, hätten nicht seine Freunde am Ende selbst das Geheimniß gebrochen. Er hatte nämlich die um diese Zeit Statt findende Befreiung des von den Türken belagerten Wiens durch Johann Sobiesky von Polen und den Herzog von Lothringen, so wie die bald darauf folgende Niederlage der Türken in sechs verschiedenen Oden gefeiert, die, bekannt werdend, die größte Bewunderung erregten.

Digitized by Google

und von dem Großherzog von Florenz selbst jenen Fürsten mitgetheilt wurden, deren Sieg er darin verherrlichte. Sie wurden hierauf 1684 in Florenz gedruckt, und sein Ruf, als erster damaliger Dichter Italiens, war nun gegründet. Seine sehr beschränkten bürgerlichen Verhältnisse verbesserten sich indeß durch die ihm wiederfahrende Anerkennung keineswegs, und erst die Königin Christine von Schweden nahm sich des bedrängten Dichters an, ernannte ihn zum Mitgliede der von ihr in Rom errichteten Akademie ausgezeichneter Männer, und ließ seine beiden Töchter auf ihre Kosten erziehen, sich dabei ausbedingend, daß niemand es erführe, weil sie sich schäme, so wenig für einen Mann, wie er, zu thun. Später wandte sich denn endlich auch der Blick des Großherzogs von Florenz auf ihn. Einer seiner Söhne, der jedoch bald starb, ward von demselben als Page in Dienste genommen und Filicaja selbst zum Senator und Gouvernements-Secretair der Regierung von Volterra, und später von der zu Pisa, ernannt. In diesen Ämtern wußte sich Filicaja die Liebe und Achtung des Publicums und des Souverains zu gewinnen, und trotz seiner vielen Geschäfte noch immer Zeit zu finden, um auch hier seinem Lieblingsfache noch ferner zu leben. Im vorgerückteren Alter und durch den Verlust mehrer seiner Kinder erschüttert, wandte sich sein Geist indeß immer mehr auf religiöse Gegenstände, und einzig jetzt damit und mit der Herausgabe einer gefeilten Gesammtausgabe seiner Werke beschäftigt, überraschte ihn der Tod im 65sten Jahre seines Alters, am 24. September 1707 zu Florenz. Sein Sohn Scipio gab nun die beabsichtigte Gesammtausgabe unter dem Titel: „Poesie toscane di Vizenzo da Filicaja" heraus und widmete sie Cosmus III. Eine andere Ausgabe, mit dem Leben des Dichters von Thomas Bonaventuri, erschien 1720, und eine dritte in 2 Bänden in Venedig 1762, nach welcher die später erschienenen sämmtlich geordnet sind. Besonderes Verdienst hatte Filicaja in der Dichtungsart der sogenannten Canzonis, und einige seiner Sonette, wie z. B. das, welches mit den Versen:

„Italia, Italia, o tu cui feo la sorte
Dono infelice di Bellezza" etc.

beginnt, gehören in Hinsicht ihres lyrischen Schwunges zu dem besten, was man in dieser Art hat.

Findling, ein Kind, welches von seinen Eltern an irgend einem Ort gebracht, weggesetzt, verlassen und von andern gefunden wird. Obgleich bei den alten Völkern die Vernichtung der Frucht nicht bestraft wurde, so führte doch das natürliche Gesetz darauf, sie lieber auszusetzen und es dem Zufalle zu überlassen, was aus ihnen werde. Man wählte gern zu diesem Zwecke sehr besuchte Örter, damit eine größere Hoffnung der Rettung übrig bliebe. In Athen und Rom geschah es an bestimmten Orten. Erst in dem 4. Jahrh. konnten die Kaiser Valentinian, Valerius und Gratian diese grausame Gewohnheit durch Gesetze verbieten, welche jetzt in allen gesitteten Staaten als Verbrechen beurtheilt und geahndet wird. Doch auch in den ältesten Zeiten suchte der Staat die ausgesetzten Kinder zu retten und zu erhalten, die Findelhäuser aber sind erst eine Einrichtung der neuesten Zeiten. Das Pariser wurde 1620 eingerichtet, und hat seit dieser Zeit bis 1807, 464,628 Kinder aufgenommen. Durch dieselben wird nicht nur das Aussetzen der Kinder, sondern auch der Kindermord und das Abtreiben der Frucht sehr beschränkt, ferner werden die Kinder oft sehr verdorbenen Menschen entrissen, physisch und moralisch besser

erzogen, als bei schlechten Eltern und schlechten Ziehemüttern, und es nimmt, vermittelst derselben, der Staat die verlassensten, hülflosesten und unglücklichsten Wesen in seinen Schutz. So wie daher Waisenhäuser dem Staate nöthig sind und ihm zur Ehre gereichen, so findet dasselbe in Hinsicht auf die Findelhäuser in noch höherem Grade Statt. Zwar hat man hier und da ihren Nutzen bezweifelt und mancherlei Bedenken geäußert, welche aber theils zu beseitigen, theils in ihrer Richtigkeit darzustellen sind. Man glaubt z. B., daß die Sitten mehr gefährdet und verschlechtert werden, wovon wir oben das Gegentheil erwähnten. Ferner macht man die große Sterblichkeit, welche in den Findelhäusern herrscht, ihnen zum Vorwurf. Indessen ist dieselbe in den bessern bereits sehr vermindert worden, und vorzüglich dadurch, daß man die Kinder zur Erziehung an auswärtige, auf dem Lande lebende, säugende Mütter gibt und diese in gehöriger Aufsicht behält, und es bleibt wahrscheinlich, daß von den Kindern, welche Privatpersonen sogenannten Ziehemüttern ohne Aufsicht überlassen, bei weitem mehrere auf unmenschliche Weise vernachlässigt und getödtet werden, als im Findelhause sterben. Gut eingerichtete Findelhäuser wird daher die medicinische Polizei allezeit für eine große Wohlthat und für ein Zeichen der Humanität des Staats zu halten haben.

*Fingal (Fin Mac Coul oder Fionghal), ist der Vater des schottischen Barden Ossian und durch dessen Gesänge so berühmt geworden, wie Achill durch den alten Homer. Er war Fürst in Morven (Morvhein), einer Provinz des alten Caledoniens, in der zweiten und auch wohl in der ersten Hälfte des dritten Jahrh. nach Chr. Geb., und schon seine Vorfahren scheinen lange über den Stamm geherrscht zu haben, an dessen Spitze er sich so sehr als Held und Mensch auszeichnete. Wie groß der Umfang seines Reiches war, ist schon darum nicht zu bestimmen, weil wahrscheinlich Jagd die Hauptbeschäftigung seines Stammes war, der sich also keine Gränzen bestimmen ließ. Indessen dürften die Herrscher der Hebriden, der nördlichen und westlichen Hochländer von ihm zu Lehn gegangen sein, und er selbst möchte seinen Sitz in der Nähe von Glenco, zu Selma, gehabt haben. Wenn sich in allen Theilen der Hochländer große Gebäude, Gewölbe ꝛc. finden, die seinen Namen tragen und auf die Ehre Anspruch machen, daß er darin gehaust habe, so kann dies Folge des mit der Jagd verbundenen unstäten Aufenthalts sein. Seinen kriegerischen Ruhm verdankte Fingal besonders den Kämpfen, die er mit den das jetzige England beherrschenden Römern bestand. In ihre Provinz machte er oft Streifzüge, und brachte dann den Wein und das Wachs der Fremden als köstliche Beute heim. Ob der Römer Caracul, den Ossian nennt, Caracalla gewesen sei, ist, obschon Gibbon, Whiteber und Macpherson es meinen, sehr unwahrscheinlich, da dieser im Anfange des 3ten Jahrh. herrschte und Fingal 283 starb. Zur See waate er häufig Fahrten nach Schweden, den Orkney-Inseln, nach Irland; Ossian bezeichnet diese Punkte mit den Namen: Lochlin, Innistore und Ullin. Besonders sind solche Züge durch die zwei übrig gebliebenen epischen Gedichte Ossians, Fingal und Temora, verherrlicht. Im letztern erscheint der Held mit seinem Enkel Oscar, Ossians Sohne. Wann und ob er im Kampfe starb, ist nicht ausgemittelt; das Jahr 283 wird indessen für die Zeit seines Todes genommen, den Ossian gelegentlich besingt, ohne die näheren Umstände anzugeben. So klagt er z. B.: „Fingal ist hinweggegangen und die Hallen seiner Väter haben seine Fußtapfen vergessen. Der Sturm

Digitized by Google

us Norden öffnet deine Thore, o König, und ich sehe dich auf dem Nebel sitzen, dunkel glänzest du in deinen Waffen. Deine Gestalt ist icht mehr das Schrecken der Tapfern, sie gleicht einer feuchten Wolke, enn die Sterne mit feuchten Augen hinter ihr sind. Dein Schild t gleich dem erbleichenden Monde, dein Schwert ist Dunst, mit Feuer vergoldet. Schwach und kraftlos ist der Held, der vorher im Glanze wandelte. Doch dein Schritt geht auf den Winden der Wüste, und der Sturm bringt Finsterniß aus deiner Hand. Du nimmst die Sonne in deinem Zorne weg und verbirgst sie in deinen Wolken. Die Söhne der schwachen Menschen sind erschrocken, und tausend Regengüsse stürzen herab." Der Charakter Fingals ist der edelste, den ein Dichter je geschildert hat, man mag ihn von Seiten dessen betrachten, was Bewunderung erregt, oder von Seiten dessen studiren, was ihm Liebe zu gewinnen vermag. Unbesiegbar in der Schlacht, ist er auch Vater seines Volks. Großmuth und Menschenliebe lassen ihm Mitleiden mit dem besiegten Feinde haben: „kein Armer ging betrübt von Fingal weg!" — „Oscar, bekämpfe die Stärke in Waffen, aber schone die schwache Hand!" — „Mein Arm war die Stütze der Gekränkten, der Schwache stand hinter meinem glänzenden Stuhl!" Dies sind einige der Züge, die Ossian ihm leiht, um das Herz für ihn zu gewinnen. Sein Ruhm ist aber auf der andern Seite überall verbreitet; die Tapfersten erkennen seine Größe an; bei seinem Namen zittert der Feind. Wie in jener Zeit der Held oft auch gefeierter Barde war, so erscheint auch Fingal als solcher, und der Vater des Dichters Ossian scheint auf diesen seine Harfe vererbt zu haben. So finden wir ihn einmal, wie er den Barden zuruft: „Steht auf und preiset die unglückliche Moina. Ruft ihren Geist mit euren Gesängen auf die Hügel herab, daß sie bei den Schönen von Morven verweile, gleich dem Strahle der Sonne anderer Tage und der Freude der Helden. Ich habe die Mauern von Balclutha gesehen, doch sie waren verödet. Das Feuer ist in den Hallen verlöscht und die Stimme des Volkes wird nicht mehr gehört. Der Strom der Glutha ist von dem Fall der Mauern aus seinem Bett gewichen. Die Distel allein schüttelt ihr Haupt und der Wind säuselt durch das Moos. Aus den Fenstern schauen die Füchse, und das Gras schießt auf den Wänden empor. Verwüstet ist die Wohnung Moina's und Schweigen herrscht im Hause ihrer Väter ꝛc." „So sang, schließt Ossian, der Held, und tausend Barden standen auf, die Stimme des Königs zu hören. Sie glich dem Tone der Harfe beim Lispeln des Frühlings. Wer kann dir gleichen, König von Morven!" — Fingalshöhle (Melodiehöhle, Uabhinn), eine auf Basaltsäulen ruhende Grotte auf der hebridischen Insel Staffa, die zu den schönsten unterirdischen Naturmerkwürdigkeiten gehört. Sie ist 300 Fuß lang, 150 Fuß hoch und 50 Fuß breit, und wird von einem See durchschnitten, den man beschiffen kann. Auf beiden Seiten ragen theils ganze, theils abgebrochene, aber sehr regelmäßig von der Natur gebildete Säulen von Basalt empor, die mit ihren abgestumpften Enden das Gewölbe bilden und tragen. Die im Innern der Höhle von dem Felsen herabträufelnde Feuchtigkeit bildet so harmonische Töne, daß sich der Reisende, der diese Grotte besucht, durch eine Art von unsichtbarer, einem Zauber ähnlichen Musik überrascht findet, daher sie auch den Namen Melodiehöhle bekommen hat.

*Finsterniß. Bekanntlich erklärt unsere bisherige Physik die Finsterniß als bloße Negation (Verneinung, Mangel) des Lichts, wie

Digitized by Google

die Kälte als Negation oder Mangel der Wärme. Dies ist aber unstatthaft und eine nichtssagende Erklärung, da es überhaupt keine Gegensätze geben kann, wovon der eine die bloße Verneinung des andern wäre; denn das Nichts, der Mangel, ist ja kein Satz, keine Position, folglich auch kein Gegensatz, keine Gegenposition, sondern es wird vielmehr durch das Wort Mangel das Daseyn einer Position geläugnet. Wäre z. B. die Kälte blos Mangel an Wärme, so könnte man sie nicht empfinden, denn nur was ist und wirkt, kann empfunden werden, nicht aber was mangelt, also nicht ist und nicht wirkt. Ist irgend ein Satz real (wirklich), so muß es auch sein Gegensatz seyn, und daher ist auch die Finsterniß der reale Gegensatz des Lichts. Die bekannte Sage von der ägyptischen Finsterniß, daß man sie mit Händen greifen konnte, deutet wenigstens darauf hin, daß die Alten von der Realität der Finsterniß überzeugt waren. Die Finsterniß ist der Gegensatz des Lichts, und aus der rechten Erkenntniß des letztern (man vergl. den Art. Licht, Bd. 5.) wird auch die wahre Ansicht der erstern hervorgehen, wenn man die wissenschaftliche Kenntniß der Elemente (man s. auch diesen Art. Bd. 3.) zu Rathe zieht. Wenn das Licht die Erscheinung der Wechselwirkung zwischen der Sonne und den Planeten ist, welche mit einander um die Oberherrschaft streiten, mit vorherrschender Sonnenthätigkeit, so wird auch die Finsterniß das Resultat der Wechselwirkung entgegengesetzter Thätigkeiten sein, aber ein Resultat, welches den Gegensatz des Lichts darstellt. In diesem Wechselspiel oder Kampfe ist aber die Sonne nicht mit begriffen, denn die Nachtseite des Planeten ist die von der Sonne abwärts gekehrte. Hier kann der Streit nur innerhalb des Planetenreichs fallen, d. h. die Wechselwirkung kann nur zwischen seinen Elementen Statt finden, in welche der Planet oder dessen Einheit, unter dem kräftig erregenden Einfluß der Sonne, zerfallen ist. Der größte Theil der planetischen Materie hat sich der Sonnenherrschaft entzogen, ist undurchsichtig und fest geworden: Erde, Erd-Element (als fester Kern des Planeten); ein anderer kleiner Theil hat sich dem Zepter der Sonne unterworfen, sich gleichsam ihrer Erziehung hingegeben, und ist daher solar (sonnenhaft), d. h. durchsichtig, leicht, gasig, Licht- und Wärmeorgan, mit einem Worte ätherisch geworden: Luft. Das Mittel zwischen diesen beiden entgegengesetzten Elementen hält das neutrale Wasser, welches weder fest noch gasig, sondern gleichsam beides zugleich, oder ein Drittes aus Beiden, d. h. flüssig ist, und auch in allen übrigen Eigenschaften das Mittel zwischen den genannten beiden Extremen des Planeten hält, daher beiden nur vermittelnd entgegengesetzt ist. So stehen also Erde und Luft, oder Atmosphäre, einander feindlich gegenüber, jedes mit dem Streben, sich in diesem Streit zu behaupten und auf Kosten des Andern zu erhalten. Das Streben der Erde oder des Erd-Elements geht auf Verfestung der Luft, um diese gleichsam als Nahrungsmittel in sich aufzunehmen und in seine Substanz zu verwandeln, was aber nur theilweise gelingt, und nicht ohne Mitwirkung (Vermittelung) des Wassers. Ein gleiches selbstisches Streben hat im Gegentheil auch die Luft, welche das Feste zu lösen, zu verflüchtigen und so in sich aufzunehmen, gasig zu machen sucht. Dies gelingt ihr am meisten bei Tageszeit, wo sie durch die Mitwirkung der Sonne in ihrem Assimilationsgeschäft unterstützt wird. Dagegen hat zur Nachtzeit die Erde in ihrer verfestenden, erstarrenden Thätigkeit das Übergewicht, und der Ausdruck dieses Strebens und Ankämpfens ge-

Digitized by Google

gen die Luft offenbart sich als Finsterniß. Wenn nun die Finsterniß der Gegensatz (nicht die Negation) des Lichtes ist, so wird sie ein dem Sonnenlichte, überhaupt dem kosmischen Lichte entgegengesetztes Licht sein müssen, und wenn das kosmische Licht das Medium des Sehens für das Kopf- oder Tagauge ist, so wird die Finsterniß, als planetisches Licht, das Medium des Sehens für ein anderes, dem Tagauge entgegengesetztes Auge, d. h. für ein Nachtauge sein. Daß es ein solches Auge gibt, davon belehren uns die Erscheinungen des Hellsehens im Somnambulismus (s. d. Art. Bd. 9.), indem es eine durch häufige Beobachtungen bestätigte Thatsache ist, daß die Somnambulen, in der Regel, zu ihrem Sehen sich nicht des Kopfauges bedienen (welches in diesem Zustande anschauungslos schläft), auch dazu nicht des gewöhnlichen Lichts bedürfen. Da nun die Finsterniß in aller Hinsicht der Gegensatz des (kosmischen) Lichtes ist, so muß auch die Verleiblichung der planetischen Thätigkeit oder Wechselwirkung, die man Finsterniß nennt, die entgegengesetzte der Lichtverleiblichung sein, die sich im Äther darstellt (s. den Art Licht, Bd. 5.). Die dem Äther entgegengesetzte Materie ist aber der feste Erdstoff, welcher daher als der Leib der Finsterniß erscheint, wenn diese als verfestende Thätigkeit des Planeten betrachtet werden muß. Die Finsterniß trifft daher in so fern mit dem Erdmagnetismus (s. den Art. Magnetismus, Bd. 6.) zusammen, als dieser dem Lichte eben so entgegengesetzt ist, als die Finsterniß. — Diese Ansicht von dem Wesen der Finsterniß (wovon das Verdienst einem Runge gebührt) ist noch neu, und man muß die Ausbildung derselben zu einer Theorie von der Folgezeit erwarten, wozu die nöthigen Erfahrungen hauptsächlich die fernere Geschichte des thierischen Magnetismus liefern dürfte.

Firniß, Malerfirniß. Firniß ist allgemein der Name eines jeden, mehr oder weniger glanzgebenden und gegen Feuchtigkeit schützenden Anstrichsmittels. Nach dieser Erklärung sind die Lackfirnisse vorzugsweise Firnisse, und es gehört die Farbe, die man einem Firniß beimischen soll, nicht mit zum Begriff desselben, weil sie eben nur Beimischung, nichts Wesentliches ist. Malerfirniß ist ein aus Leinöl bereiteter Firniß, dessen man sich in der Ölmalerei bedient, um die Farben damit anzumachen (anzureiben) und aufzutragen. Die mit diesem Firniß vermischten (eingerührten) Farben heißen Ölfarben, womit man sowohl hölzerne Geräthe anstreicht, als auch Gemälde, Ölgemälde verfertigt, welche ihre Dauer gegen die Feuchtigkeit der Luft, Watten u. dgl. dem Firniß (Malerfirniß) verdanken. Die Bereitung dieses Firnisses beruht darauf, daß man das Leinöl mit Bleioxyden oder Bleikalken (z. B. Bleiglätte, Bleiweiß, Mennige), welchen man auch etwas weißen (Zink-) Vitriol zusetzt, vermischt, wodurch dem Leinöl die schleimigen Theile entzogen werden, indem sie sich in der Wärme mit den genannten Dingen verbinden; denn der schleimige Bestandtheil der fetten Öle ist eben das, was sie schmierig macht, d. h. das Trocknen derselben verhindert. Daher nennt man den Malerfirniß auch trocknendes (entschleimtes) Leinöl. Man erreicht denselben Zweck, in gewissem Grade, auch ohne Zusatz, durch bloßes Eindicken (Ankochen), auf welche Art der Druckerfirniß (Firniß der Buch- und Kupferdrucker) bereitet wird. Außer der Bestimmung des Malerfirnisses zur Ölmalerei und zum Anstreichen mit Ölfarben, bedient man sich desselben auch zur Bereitung der fetten Lackfirnisse (Öllacke), als Lösungsmittel der Erdharze. (S. d. Art. Lackiren Bd. 5.)

Firnißbaum wächst in Nordamerika und Japon. Der Gummi desselben ist der Stoff der feinsten chinesischen Firnisse, womit die Chinesen fast alle Mobilien überziehen. Dieser Gummi entschwitzt diesem Baum bereits im 7. und 8. Jahre seines Alters. Der Einschnitt in die Rinde liefert zwar mehr Gummi, reift ihn aber früher, als sich sonst die Vegetationsjahre auszudehnen pflegen, dem Absterben. Dieser giftige Saft muß, um nicht beim Kochen als Gift dem Firnißverfertiger zu schaden, sehr vorsichtig behandelt werden. 50 Stämme geben in einer Nacht 16 Unzen Firniß.

Fitz, eine bei englischen Eigennahmen nicht ungewöhnliche Vorsetze-Sylbe (Fitz-Herbert, Fitz-Clarence, Fitz-James), welche in so fern mit dem schottischen Mac, dem irländischen O' und dem hebräischen Ben verwandt ist, daß sie, gleich jenen, so viel als Sohn bedeutet, und in Verbindung mit dem Namen, welchem sie vorgesetzt wird, auf den Stammvater derer, die sie tragen, hinweiset; wobei jedoch der wesentliche Unterschied nicht zu übersehen ist, daß Fitz immer die uneheliche Abkunft bezeichnet. So sind die Fitz-Clarence, deren die Zeitungen jetzt öfter erwähnen, Söhne des königl. Herzogs Clarence und der Schauspielerin Mrs. Gordon. Eine solche Abkunft thut übrigens in England der bürgerlichen Ehre so wenig Abbruch, daß selbst unter dem hohen Adel viele Fitze ihren königlichen Erzeuger ungescheut in ihren Stammbaum setzen.

Fiume, bedeutender Seehafen am äußersten Ende des Golfs von Quarnaro am adriatischen Meere. Fiume ist zugleich die Hauptstadt des illyrischen Kreises gleichen Namens, und zählt gegen 800 Häuser und 10,000 Einwohner. Man findet hier unter andern das Appellations-Gericht für die Seeküstenländer oder das Gouvernement Triest, ein Wechsel-Gericht, Sanitätsamt, Gymnasium, ein italienisches Theater u. s. w. Die Fabriken sind bedeutend, und wird hier besonders viel Rosoglio, Tabak, Tuch, Zucker, Pottasche, Wachs, Seilerarbeit verfertigt und damit ansehnlicher Verkehr getrieben. Der Handel beschäftigt sich mit der Ausfuhr dieser Gegenstände und anderer Nationalproducte, so wie mit dem Vertriebe nach dem Innern der österreichischen Staaten, von Salz, Gewürzen, Reis und andern Objecten, deren Einfuhr erlaubt ist. Von 1809—1813 war es im Besitz Frankreichs. Es liegt etwa 20 Stunden von Triest.

Firmillner (Placidus), Benedictiner und Astronom im oberösterreichischen Stift Kremsmünster, ward den 28. Mai 1721 in Achleiten, einem Dorfe in der Nähe, geboren. Im Kloster, dessen Abt sein naher Verwandter war, machte er die ersten Studien, und vollendete sie in Salzburg, mit steter Vorliebe zur Mathematik. 1745 kehrte er für immer ins Kloster zurück, dessen Novize er schon 1737 geworden war. Er bekleidete von nun an bei der um diese Zeit in Kremsmünster errichteten adeligen Ritterschule 40 Jahre lang mit Ruhm die Professur des Kirchenrechts, in welchem er große Kenntnisse hatte, auch ein theologisches Werk herausgab. Aber sein vorzüglichstes Verdienst erwarb er sich als Beobachter und Schriftsteller um die Sternkunde, nachdem der Abt, sein Oheim, 1747 einen eigenen mathematisch-physikalischen Salon im Kloster errichtet, und von 1748—1758 eine Sternwarte zur Beschäftigung seiner Conventualen erbauet hatte. 1762 ward Firmillner wegen seiner mathematischen Kenntnisse zum Astronomen des Klosters ernannt, ungeachtet er sich zuvor nie mit der ausübenden Sternkunde abgegeben, und nicht einmal in der Literatur dieser Wissenschaft zu Hause war. Aber die Liebe

Digitized by Google

zu ihr besiegte alle Schwierigkeiten. La Landes Werke, und ein gemeiner Dorfzimmermann, der weder lesen noch schreiben konnte, aber große mechanische Talente hatte, wurden seine Hauptstützen. Letzterer bauete nach seiner Anleitung sehr gute Mauer-Quadranten, Zenith-Sectoren, Passage-Instrumente und Pendel-Uhren. Den übrigen Bedarf gab die Fremde, und so ward die Sternwarte zu Kremsmünster bald eine der besteingerichtetsten und berühmtesten Deutschlands durch Firmianers Thätigkeit, der ihre Geschichte und seine Beobachtungen in eignen Werken (1765, 1776 und 1791) bekannt machte, und in mehreren gelehrten Journalen und Denkschriften als Mitarbeiter auftrat. Seine Verdienste um die Wissenschaft sind groß. Nur durch seine vielen (damals noch sehr schwierigen) Merkursbeobachtungen, ward La Lande in den Stand gesetzt, seine genauen Merkurs-Tafeln zu fertigen. Er war einer der ersten Beobachter und Berechner der Uranusbahn, fertigte auch Tafeln darüber. Er war der erste, der Bodens Vermuthung, daß der von Flamsteed 1690 beobachtete, und dann verschwundene 34. Stern des Stiers der Uranus gewesen, prüfte und theoretisch erwies. Eigen war ihm, wie wenig andern Astronomen, daß er alle seine Beobachtungen auch selbst, und zwar doppelt berechnete. Er starb d. 27. Aug. 1791, 72 Jahre alt. Der Charakter dieses Musters eines wahren Ordensmannes war sanft und liebenswürdig.

Flaggenofficiere heißen die vornehmsten Seeofficiere, welche über ihre Flagge am Bord ihres Schiffes führen dürfen. Der Oberbefehlshaber auf einer Flotte besetzt provisorisch alle erledigt werdende Officierstellen. Am Kriegsrath auf einer Flotte nehmen nur die Flaggenofficiere und der erste Hauptmann Theil. Wenn aber nicht wenigstens drei auf der Flotte sind, so beruft der Admiral die Hauptleute, deren Meinung er vernehmen will. Jeder Flaggenofficier, welcher ein Schiff besteigt, wird mit Trommelschlag und der Wache im Gewehr empfangen. Vor dem obersten Befehlshaber wird Marsch geschlagen. Die Zahl der Wirbel ist nach ihrem Range verschieden.

Flarman (John), neben Chantrey und Westmacot der ausgezeichnetste Bildhauer Englands, Professor an der königlichen Akademie zu London, wurde in Europa vorzüglich bekannt durch mehrere Kunstwerke, in denen er als ein geistreicher Manierist, die Antike ziemlich modern auffassend, Homers Werke, dann Äschylus, Hesiodus und Dante erläutert hat. (The Odyssee of Hom. engr. by Th. Piroli. Roma 1793. 4.; in Deutschland zuerst nachgestochen von Riepenhausen, Göttingen 1803, dann von Schnorr u. A. The Iliad, engr. by Piroli. L. 1795. La divina commedia di Dante Alighieri. 1795. 4. Compos. from the tragedies of Aeschylus, engr. by Piroli. 1794.) Alle diese Umrisse sind außer in Deutschland, auch in Frankreich, Paris, Nitot-Dufresne, an XI., wiederholt worden, und der Eifer, mit dem dies geschah, beweist dafür, daß er die Art traf, wie die Meisten das Antike gern sehen möchten. Man kann selbst behaupten, daß er immer den prägnantesten Moment gewählt, daß er diesen Moment auf eine Art dargestellt habe, die nach keiner Seite Erweiterungen zuließe; Bilder sind sie selten, organisch geschlossen fast nie; doch erschien seine Form zu einer Zeit, wo Angelicas Oberflächenheit und Davids Kälte überall wiederkehrte, neu, kühn, und darum ansprechend. „Unläugbar findet sich in Fl. erwähnten Illiaden, sagt ein Kunstrichter, dem man das Stimmrecht zugestehen wird, mancher glückliche Gedanke, er hat in den Gegenständen aus

den griechischen Dichtern den Geschmack antiker Vasengemälde und Basreliefe nachzuahmen getrachtet, in den Darstellungen aus Dante hingegen die dem Geiste derselben so passende Einfalt der alten florentinischen Bilder benutzt; deßungeachtet ist selbst das gelungenste dieser Stücke immer blos als ein leicht hingeworfener Gedanke zu betrachten, und nur in solcher Hinsicht schätzbar. Sie für wirkliche, Prüfung ertragende Kunstwerke erklären, heißt die wahre Kunst, die Vollendetes fodert, verkennen; diese Manier nachahmen, ist verderblich." So Göthe (Winkelmann und sein Jahrh.). Während seines Aufenthalts in Rom beschäftigte sich Flaxman viel mit dem Belvedere'schen Torso. Auch er, wie Tischbein, dachte an eine Gruppe, wo Hebe dem von allen Mühen des Lebens geprüften Sieger den Labebecher der ewigen Götterjugend darreicht. Außerdem bewunderte man sein Talent, charakteristische Gruppen aus dem Volksleben gleichsam im Fluge aufzufassen, wofür seine Skizzenbücher Beweis gaben. Von seinen plastischen Werken war stets weniger die Rede. Mehrere derselben befinden sich in England (wohin er 1794 zurückkehrte), und namentlich rühmt Dallaway, der Flaxman den Poussin der Sculptur nennt, sein Basrelief zum Andenken des Dichters Collins in der Kirche zu Chichester. Bekannt sind außerdem seine Denkmäler des Lords Mansfield, Lord Howes, Abercrombies, die Büste Washingtons und die Statüe Reynolds. Flaxmans Geschmack liebt bei öffentlichen Monumenten das Colossale. Statt des Hauses des Gouverneurs zu Greenwich, das den Platz nicht gehörig schließt, hatte er eine Statüe der Siegesgöttin, auf Schiffsschnäbeln stehend, von 230 Fuß Höhe, vorgeschlagen. Zur Empfehlung seiner Angabe findet man die Gründe in einer Letter of the committee for raising the naval pillar or monument. L. 1799. 4. Auch Nelsons Andenken trug er an durch ein ähnliches Standbild zu ehren. Durch einen erleuchteten Stern auf der Brust sollte es den Schiffen zur Nachtzeit als Richtpunkt dienen. Sein Urtheil über den Werth der Elgin-Marmor trug vorzüglich dazu bei, ihren Ankauf dem Parlamente zu empfehlen.

*Fleck (Joh. Fried. Ferd.), einer der vorzüglichsten deutschen Schauspieler, dessen Andenken die Kunstgeschichte nicht untergehen läßt, ward in Breslau am 12. Jan. 1757 geboren. Sein Vater war Rathsherr in dieser Stadt, und bestimmte seinen Sohn zur Theologie, worauf dieser im J. 1776 die Universität Halle bezog. Die Richtung seines Geistes war nicht der Art, um auf dieser Bahn an ein günstiges Fortkommen glauben zu können, nachdem er bemerken mußte, daß die kühnen Ideen, die in ihm lebten, hier in mancher Hinsicht gebunden, zum Theil gar nicht anwendbar waren. Als nun noch während der Universitätsjahre, durch den Tod seines Vaters, alle Unterstützung von Hause aufhörte, beschloß er Schauspieler zu werden. Schon früher hatte er in Privat-Cirkeln zuweilen Rollen spielen müssen, und namentlich fast immer Mädchen-Rollen, weil man dazu seine hübschen Gesichtszüge in ihrer Jugendlichkeit sehr passend fand. Er ging von Halle nach Dresden, ließ sich bei der dortigen Hofschauspieler-Gesellschaft engagiren, und trat zuerst in Leipzig auf, kam aber bald nach Hamburg, wo er, neben Schröder, zuerst seinen Ruf begründete, so daß im J. 1783, wo er, 26 Jahr alt, nach Berlin kam, sein erstes Erscheinen (am 12. Mai des genannten Jahres) von dem damaligen Director Döbbelin auf dem Theaterzettel mit folgenden Worten angekündigt wurde: „Herr Fleck, dieser berühmte Schauspieler vom Hamburger Theater, wird, als Graf Horazio Ga-

Digitized by Google

rucelli, heute zum ersten Male auftreten." Er spielte in einem längst vergessenen Schauspiel: „Natur und Liebe im Streit" von Hrn. Krien, dem Verfasser der „Laura Rosetti," die auch wohl nur Wenige kennen mögen, und erwarb in dieser Rolle, wie in jeder folgenden, so ausgezeichneten Beifall, daß man ihn nicht wieder fortließ. Er blieb nun bei der Döbbelinschen Gesellschaft, bis 1786 (vom 1. Oct. an) der König Friedrich Wilhelm II. die Berliner Bühne zum Nationaltheater erhob, und Fleck bei diesem angestellt wurde. Vier Jahre darauf (1790) ernannte ihn der König zum Regisseur, und später, als der Professor Engel an fortwährender Kränklichkeit litt, wurden ihm auch mehrere Directions-Geschäfte übertragen. Sein Ruf als Schauspieler hatte ihn indessen so hoch gestellt, daß die Berliner seinen Namen nur mit Enthusiasmus nannten, und die allgemeine Stimme ihn zu den berühmtesten Darstellern der Vorzeit und Gegenwart zählte. Um ihn als Künstler zu bezeichnen, gibt es nichts Treffenderes, als was Tieck (im Phantasus, Bd. 3) über ihn mittheilt. Nachdem er zuvor angedeutet, daß Fleck in Rollen, die wirklich dichterische Höhe haben, oder doch wenigstens in ihrer Grundlage zu poetischer Auffassung geeignet sind, seine Genialität leuchten ließ, man ihn also nur nach dem beurtheilen müsse, was er wirklich darstellen wollte, fährt er also fort: „In jenen Schauspielen, die Flecks Sinne zusagten, floß ihm der ganze Strom der hellsten und edelsten Poesie entgegen, umfing ihn und trug ihn in das Land der Wunder; als Vision trat alles auf ihn zu, und diese Poesie und Begeisterung schufen, ihn tief bewegend, durch ihn so große und erhabene Dinge, wie wir schwerlich je wieder sehen werden. Er war schlank, nicht groß, aber vom schönsten Ebenmaß, hatte braune Augen, deren Feuer durch Sanftheit gemildert war, fein gezogene Brauen, edle Stirn und Nase; sein Kopf hatte in der Jugend Ähnlichkeit mit dem Apollo. In den Rollen eines Esser, Tancred (nach der alten Übersetzung), Ethelwolf (nach Fletcher), war er bezaubernd, am meisten als Infant Pedro, in Ines de Castro, der, wie das ganze Stück, sehr schwach und schlecht geschrieben ist, von ihm gesprochen klang aber jedes Wort wie die Begeisterung des edelsten Dichters. Sein Organ war von der Reinheit der Glocke, und so reich an vollen, klaren Tönen, in der Tiefe wie in der Höhe, daß nur derjenige mir glauben wird, der ihn gekannt hat: denn wahres Flötenspiel stand ihm in der Zärtlichkeit, Bitte und Hingebung zu Gebot, und ohne je in den knarrenden Baß zu fallen, der uns oft so unangenehm stört, war sein Ton in der Tiefe wie Metall klingend, konnte in verhaltener Wuth wie Donner rollen, und in losgelassener Leidenschaft mit dem Löwen brüllen. Der Tragiker, für den Shakespeare dichtete, muß, nach meiner Einsicht, viel von Flecks Vortrag und Darstellung gehabt haben; denn diese wunderbaren Übergänge, diese Interjectionen, dieses Anhalten, und dann der stürzende Strom der Rede, so wie jene zwischengeworfenen naiven, ja an das Komische grenzenden Naturlaute und Nebengedanken, gab er so natürlich wahr, daß wir gerade diese Sonderbarkeit des Pathos zum Theil verstanden. Sah man ihn in einer dieser großen Dichtungen auftreten, so umleuchtete ihn etwas Überirdisches, ein unsichtbares Grauen ging mit ihm, und jeder Ton seines Lear, jeder Blick ging durch unser Herz. In der Rolle des Lear zog ich ihn dem großen Schröder vor, denn er nahm sie poetischer und dem Dichter angemessener, indem er nicht so sichtbar auf das Entstehen des Wahnsinns hinarbeitete, obgleich er diesen in seiner ganzen furchtbaren Erhabenheit erscheinen ließ. Wer

damals seinen Othello sah, hat auch etwas Großes erlebt. Im Macbeth mag ihn Schröder übertroffen haben, denn den ersten Act gab er nicht bedeutend genug, und den zweiten schwach, selbst ungewiß; aber vom dritten war er unvergleichlich, und groß im fünften. Sein Shylock (obgleich nach einer ganz schlechten Bearbeitung) war grauenhaft und gespenstisch, aber nie gemein, sondern durchaus edel. Viele der Schillerschen Charaktere waren ganz für ihn gedichtet; aber der Triumph seiner Größe war, so groß er auch in vielem sein mochte, der Räuber Moor. Dieses Titanen-artige Geschöpf einer jungen und kühnen Imagination erhielt durch ihn solche furchtbare Wahrheit, edle Ergebenheit, die Wildheit war mit so rührender Zartheit gemischt, daß ohne Zweifel der Dichter bei diesem Anblick selbst über seine Schöpfung hätte erstaunen müssen. Hier konnte der Künstler alle seine Töne, alle Furien, alle Verzweiflung geltend machen, und entsetzte sich der Zuhörer über dies ungeheure Gefühl, das im Ton und Körper dieses Jünglings die ganze volle Kraft antraf, so erstarrte er, wenn in der furchtbaren Rede an die Räuber, nach Erkennung seines Vaters, noch gewaltiger derselbe Mensch raset, ihn aber nun das Gefühl des Ungeheuersten niederwirft, er die Stimme verliert, schluchzt, in Lachen ausbricht über seine Schwäche, sich knirschend aufrafft, und nun noch Donnertöne ausstößt, wie sie vorher noch nicht gehört waren. Alles, was Hamlet von der Gewalt sagt, die ein Schauspieler, der selbst das Entsetzlichste erlebt hätte, über die Gemüther haben müßte, alle jene dort geschilderten Wirkungen traten in dieser Scene wörtlich ein. Auch die sogenannten Charakter-Rollen in bürgerlichen Dramen gab er tüchtig, edel und brav, und mischte ihnen einen Humor bei, der sie höchst liebenswürdig machte. Von den rührenden Figuren war der Oberförster in den Jägern eine seiner schönsten, launigsten und tiefsten Darstellungen (Iffland selbst hat ihn nie darin erreicht), und Kotzebue konnte sich glücklich schätzen, daß ein solches Talent ihn in Berlin zuerst bekannt machte." — So, erhaben in der Tragik und groß in Gebilden des wirklichen Lebens und des Humors, stand er da, keine Theorie erreichte ihn, und jeder Maßstab fehlte, weil er fast in allen seinen Rollen nur mit sich selbst verglichen werden konnte. Die Einwirkung seiner Meisterschaft auf andere Schauspieler konnte nicht fehlen; viele bildeten sich nach ihm, und noch heute hört man von ältern Schauspielern oft die Worte: „So hat es Fleck gemacht!" womit aller Streit ihnen wie abgethan ist. Die letzte Rolle, in welcher er mit seiner hohen geistigen Kraft alle Herzen erschütterte, war Schillers Wallenstein, den nach ihm auf der berliner Bühne noch keiner hat so darstellen können, daß er auch nur genügt hätte. Fleck starb am 20. Dec. 1801, im noch nicht vollendeten 45. Jahre, und alle Worte, die Trauer auszudrücken, die darüber sich in Berlin verbreitete, die noch jetzt fortdauert, sind unzureichend. Iffland selbst gab die erste Anzeige von seinem Tode, und sagt darin, nachdem er von dem Seelenton, von der Kraft und dem Feuerstrom der Leidenschaft sprach, der zu Höhen und in Abgründe mit sich fortriß, am Schlusse Folgendes: „Die innere Kraft, welche ihm beiwohnte, hat es für ihn unnöthig gemacht, sein Talent durch geringe Hülfsmittel, welche sie sein mögen, geltend zu machen. Er war der Vertraute der Natur, und wandelte in ihrem Geleite seine Künstlerbahn mit steter und stiller Gewalt. Der Ton der Gutmüthigkeit, womit er so innig rührte, war nicht das Werk der Kunst; er kam aus seiner redlichen Seele. Neidlos war sein Herz, sein Sinn mittheilend, und

Digitized by Google

ein hohes, reges Ehrgefühl war die Richtschnur seines Thuns. Seinen Freunden treu, bis zur gänzlichen Aufopferung, kann er Undankbare gemacht haben, niemals aber hat er Unglückliche gemacht.“ Diese Aeußerungen mögen Fleck als Menschen bezeichnen, der auch im geselligen Leben sich vor Vielen auszeichnete. Zu erwähnen ist noch, daß er seine Gattin (jetzt Mad. Schröck) zur Schauspielerin bildete, die fortdauernd als Muster gilt für die feineren jovialen Rollen, und in mehreren Fächern sich Bedeutsamkeit gewann. Auch eine seiner Töchter, Mad. Unzer, ist ein Liebling des Publikums in Hamburg. Ihr Gatte, geschickter Arzt und Sohn des berühmten Unzer, ist sehr jung gestorben. Flecks zweite Tochter wurde auf der berliner Bühne, in naiven Schauspiel- und Gesangs-Rollen, sehr gern gesehn, aber bald dem Theater entzogen, indem sie sich mit dem als Künstler und Schriftsteller geschätzten Professor Gubitz in Berlin verheirathete. Obgleich der Name Fleck bei keinem Theater-Personale zu finden sein wird (denn auch sein einziger Sohn starb früh), dennoch bleibt er unvergeßlich und gesellt sich zu den Namen derer, die als Heroen der Darstellungskunst im Munde des Volks leben. Sein Bildniß ist mehrmals in Kupfer gestochen, und auf seinen Tod (von Abramson) eine Medaille geprägt; auch den Ort, wo er ruht, bezeichnet ein Denkmal.

Fleury (Claude), Abbé, Erzieher mehrer königlichen Prinzen von Frankreich, und Verfasser einer großen Kirchengeschichte, ward 1640 zu Paris geboren. Im Jesuiter-Collegium zu Clermont gebildet, wurde er erst von seinem Vater, einem Advocaten, gleichfalls zum Rechtsgelehrten bestimmt, und fing auch 1658 an, als solcher beim Gerichtshofe des Parlaments aufzutreten; bald entschied er sich doch für den geistlichen Stand, und übernahm 1672 die Leitung des jungen Prinzen von Conti, der mit dem Dauphin gemeinschaftlich erzogen wurde. Hier lernte ihn der König Ludwig XIV. kennen, welcher ihm später die Erziehung des jungen Grafen von Vermandois übertrug, und, als dieser 1683 starb, ihn nach Verlauf einiger Jahre zum zweiten Hofmeister des Prinzen von Bourgogne, Anjou und Berry, so wie zum Abt des Cisterzienser-Klosters Loi-Dieu ernannte. Mit dem berühmten Fenelon sich nun in die Sorge des Unterrichts der genannten Prinzen theilend, wandte Fleury, der ein sehr eingezogenes Leben führte, seine Mußestunden zur Ausarbeitung mehrer wichtigen Werke an, die seinen Namen auf die Nachwelt brachten. Nachdem sein und Fenelons Geschäft bei den Kindern der königlichen Familie beendet war, belohnte ihn Ludwig XIV. noch mit dem Priorate von Argenteuil, und als dieser Monarch starb, und Ludwig XV. (Fleury's und Fenelon's einstiger Zögling) zur Regierung kam, da zog er von diesem, seiner gemäßigten Gesinnungen in den damaligen Streitigkeiten zwischen den Molinisten und Jansenisten wegen, zu seinem Beichtvater ernannt, welche Stelle er auch bis ein Jahr vor seinem Tode behielt, wo er sie dann, großer Altersschwäche wegen, niederlegte. Er starb 1723, 83 Jahre alt. Fleury war, nach dem Zeugniß seiner Zeitgenossen, eben so gelehrt als bescheiden, eben so fein und weltmännig als einfach in seinen Sitten, und von einer Redlichkeitsliebe und einem Fleiße beseelt, wie man dies alles zusammen selten vereinigt findet. Von seinen vielen im Laufe seines Lebens herausgegebenen Arbeiten nennen wir nur: seine Institutiones du droit ecclésiastique (1687, 2 Bd.), seine große Kirchengeschichte in 20 Quartbänden (Paris 1691), auf deren Ausarbeitung er 30 Jahre verwandte, und die vom Jahre, Fleury des Oratoriums, in 16 Bän-

den fortgesetzt wurde, so daß das Ganze aus 36 Quartbänden besteht (mehrere Ausgaben davon erschienen in Brüssel, Caen u. a. O.); ferner seine Reden über die Freiheiten der gallicanischen Kirche, über das öffentliche Recht in Frankreich, seine Geschichte des französischen Rechts u. s. w., welches alles Werke von bleibendem Werthe sind, so verschieden auch die Meinungen über die hin und wieder darin ausgesprochenen Ansichten sein mögen.

Flöße. Um verschiedene Gattungen Hölzer, besonders Bau-, Schiff- und Zimmerholz, aus Ländern, die viele Waldungen haben, zu Wasser ausführen zu können, werden auf mehreren Strömen in Süd- und Norddeutschland Flöße oder flache Fahrzeuge erbaut, die, wenn sie von einiger Bedeutung sind, sich dem Auge als schwimmende Inseln darstellen. Die größten und merkwürdigsten Fahrzeuge solcher Art hat, unter dem Namen Holländer-Flöße, nur der Rheinstrom aufzuweisen, weil Holland, des meisten Holzes für seine Marine, so wie anderes Bauholzes bedürftig, dem großen Holzhandel, der einen der wichtigsten Artikel der Ausfuhr auf dem Rhein ausmacht, den vortheilhaftesten Markt darbietet, da es nur einen Theil seines Bedarfs bei offener See aus dem Norden beziehen kann. Ein Holländer-Floß ist aus ganzen, in der Länge an einander gelegten Baum-Stämmen oder Balken von Eichen, Tannen, Föhren und Fichten, die 86 bis 92 Fuß Länge, 20 bis 30 Zoll Dicke haben, und durch Floßband und Floßwieden mit einander verbunden werden, zusammengesetzt. Es besteht durchgehends aus drei Haupttheilen, nämlich dem Steifstücke und zwei Knieen, oder einmastigen Flößen, deren jeder wieder aus drei Theilen, dem Mittelstücke und zwei Anhängen, zusammengesetzt ist. An den äußeren Seiten der letzteren befinden sich überdieß noch viele einzelne, oder zu zwei und vier der Breite nach mit einander verbundene Tannenstämme befestiget. Die ersten heißen Streich-, die andern Schormäste. Das Steifstück ist der wesentlichste und vornehmste, aber auch der unbehülflichste Theil eines Holländer-Flosses. Zuweilen macht es auch mit seinen Anhängen das Ganze aus, und besteht, den Boden mitgerechnet, aus vier, und an manchen Stellen aus fünf Lagen Holzes übereinander. Die Richtung in der Fahrt wird ihm durch die Knie oder beweglichen Vorderflöße gegeben. Die Anhänge zu beiden Seiten haben eine verschiedene Bestimmung. Während der Fahrt dienen sie, den ersten Stoß beim etwaigen Anlaufen des Flosses an die Ufer abzuhalten, beim Landen dazu, daß das Floß zum Stehen gebracht wird, und endlich bieten sie bei Unglücksfällen das Holz zu neuen Böden dar. Am äußersten Ende des Flosses befinden sich eine Reihe Ruder (auch Riemen und Streiche genannt), die sich je zwischen zwei und zwei hölzernen Zapfen bewegen. An dem einen Ende hat es gewöhnlich 20, und am entgegengesetzten Ende 22 dergleichen Ruder, außer denen, die sich auf jedem Anhange desselben befinden. An jedem Ruder sind in der Regel sieben Mann zum Arbeiten angestellt. Der Steuermann, welcher das ganze Fahrzeug dirigirt, gibt auf einem erhabenen Stuhle das Zeichen, ob rechts oder links gerudert werden soll. Dem Flosse geht eine Stunde weit ein Nachen voraus, um wegen der Schiffe, Mühlen und Brücken Warnung zu geben. Es wird von 16 bis 20 Nachen (jeder mit 7 Mann), wegen der nöthigen Anker, Seile und Taue, begleitet. Einen Nachen mit Ankern, den man voraus an das Land führt, um dem Flosse in den Krümmungen die Richtung desto sicherer zu geben, nennt man den Postwagen. Die Bestandtheile eines solchen

Digitized by Google

großen Flosses sind folgende: Eine beinahe vollständige Wohnung für den Flößer, Küche, Bäckerei, Kammer des Küchenmeisters, Waschhaus, Magazin für die Lebensmittel, Wohnung des Steuermanns, eine Hütte für die Ankerknechte, 6 Hütten für die Ruderknechte, wovon jede 30 Mann aufnehmen kann, Viehställe, ein Schlachthaus, eine Wohnung der Köche und eine Hütte für 7 Mann am sogenannten Kopfbänder. Das Floß hat rechts und links Anhänge, um es flott zu halten, wenn es vor Anker liegt. Die sogenannten Knie des Flosses dienen zu dessen Leitung in den Krümmungen des Stromes, und auch diese haben ihre Anhänge. Die Bemannung eines Holländerflosses besteht gewöhnlich aus 500 Köpfen. Es hat 20—40 Anker bei sich, und bedarf für eine Reise nach Dordt in Holland 40—50,000 Pfund Brot, 12—20,000 Pfd. Fleisch, 10—15,000 Pfd. Käse, 10—15 Centner Butter, 8—10 Centner gesalzenes und 60—80 Centner trockenes Gemüse, 5—600 Ohm Bier u. s. w. Den besten Begriff von der Größe eines solchen Flosses macht man sich, wenn man bedenkt, daß die Rheinschifffahrts-Verwaltung an den Zollämtern für Mannschaft, Provision, Anker und Geräthschaften 6000 Centner in Zollung bringen läßt, die nicht verzollt werden. Solche große Holländer-Flöße, die man nach der Verschiedenheit ihres Baues gepackte oder ungepackte nennt, werden nicht auf einmal, sondern aus den vom obern Rhein, dem Neckar, dem Main und der Mosel kommenden kleinern Flößen zusammengesetzt. Die Haupt-Bauplätze hiezu sind bei Mannheim, am äußersten Ende des Neckars, kurz vor seiner Mündung in den Rhein, zu Cassel, Mainz gegenüber, beim Einfluß des Mains in den Rhein, oder unterhalb der Stadt an dem sogenannten Gartenfelde, und zwischen Andernach und Unkel an dem Rhein. Für die kleinern Flöße, die über den Main zum Bauplatz bei Cassel gebracht werden, liefern die Waldungen des Fichtelberges und die baierischen Provinzen Bamberg, Würzburg und Baireuth das erfoderliche Holz. Der Schwarzwald in dem Königreiche Würtemberg und Großherzogthume Baden gibt hauptsächlich die Materialien zu Erbauung der kleinen Flöße, die von der Nagold und Enz in den Neckar, und von der Kinzig oder Murg auf den Rhein gebracht, und vorzüglich zu Mannheim, weniger aber zu Mainz, in große Flöße vereinigt werden. Für die Flößchen der Enz und Nagold sind Pforzheim und Durrhausen die Stapelplätze, wo gewöhnlich durch Aneinanderfügung dreier derselben breitere Maschinen gemacht werden, die man Thalflöße nennt, und den Neckar herab bis Mannheim schwimmen läßt, um da zur Erbauung der Holländer-Flöße zu dienen. Die Waldungen zunächst der Mosel sind die Holzmagazine für die kleinen, auf diesem Strome herabkommenden, aus Kiefern und Fichten zusammengesetzten, sogenannten Marine-Flößchen, die auf dem Bauplatze zu Andernach in eigentliche Holländer-Flöße verwandelt werden. Die Flößerei auf den kleinen Nebenströmen, der Sieg, Ruhr und Lippe, ist im Verhältniß zum Ganzen nur unbedeutend. Die stärkste ist in der Regel die vom Oberrhein und dem Neckar. — Man verführt auf den Flößen auch Sägholz unter den verschiedenen Namen: Bretter, Borden, Latten, Dielen und Rahmschenkel, so wie auch Faß-, Daub- und anderes Werkholz. Die Murg- und Rheinschifferschaft liefert allein auf den Rheinstrom im Durchschnitt jährlich 500,000 Stück Borden zum Verkauf. Das gewöhnliche Rheinfloß- und Marineholz unterscheidet sich dadurch von einander, daß letzteres schärfer behauen und beschlagen ist, und wenig oder gar keine Schaalkante hat. Die Holz-

körper der Flöße sind sehr verschieden; denn es gibt balkenartige, welche rechtwinkelige, von gleichen oder ungleichen Seiten umgebene Grundflächen haben, wie z. B. die Eichenruthen; runde und spitzige, als Eichen, Kiefern und Tannen, die oben rund und spitzig zulaufen; walzenförmige Holzkörper, deren beide Durchmesser gleich lang sind, ihr Körper aber gerade und von verschiedener Länge ist, auch runde abgekürzte stumpfe oder spitzige Kegel, zu welchen letztern die meisten Main-Tannen und Kiefern gehören, die geflößt zu werden pflegen. In den letzten Jahren hat die Flößung des Eichenholzes bedeutend zugenommen. — Wie beträchtlich der Holzhandel durch Flöße auf dem Rheinstrom, und besonders die Ausfuhr nach Holland ist, läßt sich leicht nach der Quantität des an den rheinischen Zollstätten vorbeigeführten Holzes, so wie des dafür entrichteten Zollbetrages bestimmen. Man kann annehmen, daß im Durchschnitt jährlich zwischen 60—70,000 Cub. Meter Eichen- und andern harten Holzes, und zwischen 70—80,000 Cub. Meter Tannen- und andern weichen Holzes durch die Flöße des Rheins nach Holland verführt werden. Die Floßgebühren machen beiläufig den 5½ der gesammten Einnahmen der Rheinzölle aus. Im J. 1818 betrugen sie 472,945 Francs 99 Centim., im J. 1819 508,012 Francs 58 Centim., und im J. 1820 488,879 Francs 61 Centim. Um die Zollgebühren, welche von den Flößen bezahlt werden müssen, zu berechnen, werden diese nach der Länge, Breite und Tiefe unter Wasser gemessen. Das Product aus diesen drei Vermessungen stellt den rohen Cubic-Inhalt des unter Wasser gehenden Theiles des Körpers dar. Um sofort den reinen, für den Anschlag geeigneten Inhalt zu erhalten, werden für den Last' der nicht in Holz besteht, und für die holzleeren Räume, bei großen Flößen 6000, bei andern 4000 Centner abgezogen. Dieser reine Cubik-Inhalt des unter Wasser gehenden Theiles im Verhältniß der specifischen Schwere des Floßkörpers zu der specifischen Schwere des Wassers (welches bei Flößen mit Anhängen wie 8 zu 9, und ohne Anhänge wie 11 zu 12 angenommen ist) vermehrt, liefert den ganzen anschlagbaren Inhalt eines solchen Floßkörpers. Das Floßrecht muß in jedem Staate bei dem Landesherrn nachgesucht, und kann nur von ihm bewilligt werden, da es unter die Regalien gehört. Wo auf einem Flusse Schiffahrts-Freiheit Statt hat, kann die Regierung die Fahrt mit Flößen nicht untersagen; es müssen aber die Floßvorschriften zu Verhinderung der Schaden genau beobachtet werden. Insofern die Flöße nicht zum Verkauf der Hölzer, aus welchen sie zusammengesetzt sind, sondern vielmehr zu Verführung leichter Waaren auf Flüssen dienen, sind sie uralten Ursprungs und haben viele Ähnlichkeit mit den ersten Fahrzeugen der Alten. Die Araber bauten sie schon zu dem Gebrauche auf dem Euphrat. In China gibt es noch ganze Dörfer, die aus Flößen von starkem Bambusried erbauet sind, und auf den großen Flüssen umherschwimmen, um ihre Nahrung zu treiben. — Floß heißt auch in der Schiffersprache ein aus 3 bis 4 Masten mit Brettern belegtes Gerüst, um sicher darauf stehen zu können, wenn das Schiff kalfatert wird.

Flugsand findet sich in den Gegenden, wo der Hauptbestandtheil des Bodens Sand ist, wenn die cultivirte Erde der Oberfläche weggeschwemmt, oder durch unvorsichtige, zu häufige Erdrührung allmälig verschwunden ist. Die Natur gibt jedem solchen Boden Pflanzen, die, wenn sie auch nur ein Jahr vegetiren, durch die Faulung der Wurzeln das Erdreich fester machen. Manche schießen aber im Frühjahr kräftig empor aus den Wurzeln, welche der Winter nicht vertilgt hat. Plaggt

Digitized by Google

man aber einen solchen Boden ab, oder vernichtet die Wurzeln gänzlich, so ist die Oberfläche zu trocken, um sich gegen den dürren Wind halten zu können, und der Sand der Oberfläche wird immer weiter auf bessere Aecker getrieben, die dann auch versanden. Das Übel ist in der Richtung herrschender Winde am stärksten, und nur durch Sandhafer, Anpflanzung von Stauden und Pflanzen, die einen dürren Boden allenfalls ertragen können, endlich durch todte Zäune, die die Macht des Windes brechen, und durch Aufhören aller Weide, bis sich die Erde einigermaßen gesetzt hat, läßt sich dies am Seestrande und hier und da in Gemeinheiten herrschende Übel allmälig austilgen.

•Formey (Johann Samuel), Professor und immerwährender Secretair der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wurde daselbst 1711 geboren. Seine Familie gehörte zu den Refugiés, die einst der Religion wegen aus Frankreich auswanderten, und von denen ein Theil sich in den preußischen Staaten niederließ. Formey widmete sich anfangs der Theologie, und noch vor seinem 20. Jahre ward er von der französischen reformirten Gemeine zu Brandenburg (an der Havel) zum Prediger erwählt, sechs Wochen darauf aber schon wieder nach Berlin gerufen, und in gleicher Eigenschaft bei der friedrichsstädter Gemeine angestellt. Seine Kränklichkeit zwang ihn jedoch bald, sein Amt mit einem Gehülfen zu theilen, und von jetzt an legte er sich, bei der größern, ihm gewordenen Muße, mehr auf Literatur. Außer mehreren Uebersetzungen, gab er von 1733 an mit Beausobre die Bibliothèque germanique, später das Journal littéraire de l'Allemagne und den Mercure et Minerve (gleichfalls ein periodisches Blatt), und von 1750 bis 1759 mit Perard die Nouvelle bibliothèque germanique heraus. Fast zu gleicher Zeit übernahm er auch die Stelle eines Directors und ersten Lehrers am französischen Gymnasium in Berlin, welche er 1739 mit der eines Professors der Philosophie an derselben Anstalt vertauschte. Als Friedrich II. 1740 den Thron bestieg, und die Akademie umschuf, ward Formey durch Maupertuis dem Könige zum Secretair und Historiographen derselben vorgeschlagen. Sein Geist und seine Thätigkeit gewannen ihm hier des großen Königs Vertrauen und Zuneigung, und als 1748, nach Jariges Tode, die verschiedenen Secretariatsstellen dieses Instituts in Eine zusammengeschmolzen wurden, da erhielt er die Verwaltung derselben, mit dem Titel eines immerwährenden Secretairs. In den gelehrten Streitigkeiten, welche sich bald nach Voltaire's Aufenthalt in Berlin zwischen diesem und Maupertuis erhoben, und in denen der König selbst ziemlich lebhaft Partei nahm, wußte sich Formey mit so viel Umsicht zu benehmen, daß er, ohne seinen Ansichten und seiner Würde etwas zu vergeben, sich doch die Achtung und Gewogenheit aller Streitenden erhielt, und Friedrich II. nichts an ihm auszusetzen fand, als daß er in seinen philosophischen Ansichten nicht mit seinem Liebling Voltaire übereinstimmte. Durch seinen schriftstellerischen Fleiß und die Gewogenheit der Großen, die er sich zu erwerben wußte, hatte Formey sich nach und nach ein hübsches Vermögen gesammelt, und auch auf seine Kinder ging das Wohlwollen über, welches er genoß. 1778 erhielt er noch die Stelle eines Secretairs bei der Prinzessin Henriette Marie von Preußen; 1788 aber wurde er Director der philosophischen Classe an der Akademie. Friedrich II. erwies ihm, so lange er lebte, die größte Achtung, und auch der Nachfolger dieses Königs schätzte und ehrte den vielfach verdienten Mann. Formey starb d. 7. März 1797, beinahe 86 Jahr alt; und merkwürdig ist, daß dieser in Deutschland geborene und nie über

die deutschen Grenzen gekommene berliner Gelehrte, der noch dazu eine deutsche Mutter hatte, doch niemals dahin gelangte, das Deutsche geläufig und ganz richtig zu sprechen, sondern stets Franzose in Sprache und Eigenthümlichkeit blieb. Seine sehr vielen schriftstellerischen Arbeiten sind meist in Meusels gelehrtem Deutschland verzeichnet, und ihr größter Theil in französischer, einiges auch in lateinischer Sprache verfaßt, welches letztere Idiom er so gut als das Französische sprach und schrieb. Beinah eben so gewandt war Formey auch im Griechischen, und nicht minder wohlbewandert im Hebräischen. Außer den gemeldeten Stellen bekleidete Formey auch noch einige wichtige Ämter bei dem franz. Departement. Er war Geheimerath, Mitglied des franz. Oberdirectoriums, Director des Orangehauses, und einer der Stifter und ältesten Verpfleger der Ecole de Charité, für die er viel und lange rühmlich wirkte. Seine akademischen Abhandlungen gehören meist in das Gebiet der praktischen Philosophie, oder sind Denkschriften auf verstorbene Akademiker, Reden bei öffentlichen Sitzungen (durch welche er sich, so wie früher durch seine Kanzelvorträge, vielen Beifall erwarb) u. s. w. Für den geistlichen Stand, aus welchem er, bald nach seiner Ernennung zum Secretair der Akademie, gänzlich trat, behielt er übrigens stets, gegen die Sitte der Philosophen seiner Zeit, große Hochachtung, und seine Bescheidenheit blieb, bei allen Auszeichnungen, die ihm wurden, stets gleich groß. In seinen Souvenirs d'un Citoyen finden sich anziehende Nachrichten über ihn. Bemerken wollen wir noch, daß Formey nicht allein Mitglied der petersburger, londoner und vieler andern gelehrten Gesellschaften war, sondern daß ihm, der, wie wir schon erwähnten, nie vollkommen des Deutschen mächtig war, auch die greifswalder gelehrte Gesellschaft zur Beförderung und Reinigung der deutschen Sprache ein Patent als Mitarbeiter zutheilte.

*Forstwesen ist der gemeinschaftliche Begriff der Theorie und Ausübung einer Wissenschaft, welche, zu den jüngern gehörend, und zuerst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. ausgebildet, die Lehre von der zweckmäßigen Behandlung der Waldungen zum Gegenstande hat. Die Gesammtheit der hierauf abzielenden Grundsätze wird Forstwissenschaft, und der Inbegriff der Maßregeln, welche über die Anwendung dieser Grundsätze auf ein gegebenes Holzland zu nehmen sind, Forstwirthschaft, und Forstwirth daher derjenige genannt, der sich mit der pfleglichen Erziehung und zweckmäßigen Benutzung des Holzes zu beschäftigen Beruf und Bestimmung hat. Das Forstwesen pflegt man in das Innere und Aeußere einzutheilen. Unter jenem werden alle in dem Umfange der Wälder, und in Absicht auf ihre unmittelbare Benutzung und Erhaltung abzielende Verrichtungen, und die Personen verstanden, denen dieselben aufgetragen sind, während mit dem Ausdruck, äußeres Forstwesen, jene Geschäftsverbindung bezeichnet wird, welche zwischen dem inneren Waldhaushalte und den Staatsbehörden Statt findet, und deren Charakter sich in höherer Anordnung und Leitung, nicht aber in unmittelbarer Ausübung ausspricht. Mit dieser Eintheilung vereinigt sich im Wesentlichen die neuere und streng wissenschaftlichere Abtheilung der Forstwissenschaft, oder vielmehr der Forstwirthschaft, welche in der zwiefachen Richtung thätig erscheint: die schon vorhandenen Wälder zu erhalten, zu beschützen, zweckmäßig zu benutzen, daher für die ununterbrochene Fortdauer der Benutzung, in der technischen Sprache, Nachhaltigkeit der Benutzung, zu sorgen, und demnach die genutzten Flächen mit Holz wieder zu bestellen; dann

Digitized by Google

die Walderträgnisse unter die Staatseinwohner im Verhältnisse des allseitigen Bedarfes angemessen zu vertheilen, den Holzbau mit den übrigen Zweigen der Urproduction im entsprechenden Verhältnisse zu halten, seinen Gang und seine operative Wirksamkeit der Staatsverfassung anzupassen, und die politischen Interessen der Wälder zu bewachen. Nach der Verschiedenheit dieser verschiedenartigen Zwecke des Waldhaushaltes zerfällt derselbe in die Waldwirthschaft und in die Staatsforstwissenschaft. Jene gehört zu den Ausflüssen des Eigenthumsrechtes, und nach der Verschiedenheit der Waldbesitzer ergibt sich der Begriff eines Domanial-, gemeinheitlichen, gutsherrlichen, Privat- ꝛc. Waldhaushaltes. Auf den unmittelbaren Waldbetrieb soll die Staatsregierung nur insofern wirken, als sie in der Behandlung ihrer Domainenwaldungen eine Musterwirthschaft zur Nachahmung aufstellt, wogegen die Thätigkeit der besondern Staatsforst-Regiminal-Behörden sich darin äußern muß, zweckmäßige Vertheilung der Waldflächen zu erstreben, damit einerseits die Gebiete der Land- und Forstwirthschaft gehörig abgegrenzt, anderseits die allseitigen und allortigen Bedürfnisse hinreichend befriedigt werden. Die Waldungen, so wie jedes andere Eigenthum, gegen Angriffe und Beschädigungen zu schützen, liegt in den allgemeinen Pflichten der Sicherheitspolizei, und die Staatsforstbehörde wird in dieser Beziehung um deswillen nur in das Interesse der Sache besonders gezogen, weil genaue Würdigung und Beurtheilung der Forstvergehen, und dadurch Bestimmung des zu leistenden Schadenersatzes und der zu erlegenden Strafe, durch technische Kenntnisse und Urtheil bemessen werden muß. Mit jenen Maßregeln, welche aus Zweck und Wirksamkeit des Staatsforstwesens hervorgehen, hängt dessen nicht selten die innere Waldbehandlung so innig zusammen, daß, ohne auf dieselbe direct zu wirken, die Staatsbehörden Gefahr laufen, ihre Zwecke zu verfehlen. Es kann daher Fälle geben, wo selbst die innere Behandlung der Waldungen vorgeschrieben werden muß, wenn die Aufgabe der forstlichen Regierungskunst erschöpfend gelöst werden soll, und wo daher präceptive Beschränkungen der aus dem Eigenthumsrechte fließenden freien Verfügbarkeit über Benutzung der Holzgründe gerechtfertigt erscheinen. Es ist demnach eben so verwerflich, den Waldhaushalt der Staatsbürger der beschränkenden und anordnenden landesherrlichen Oberaufsicht ohne Restriction und Bedingung unterzuordnen, als nicht zu rechtfertigen, denselben unbedingt frei zu geben, und der Hauptgrundsatz des Staatsforstwesens spricht sich, in Beziehung auf den Privathaushalt, darin aus, daß die Regierung dort imperativ einzuwirken habe, wo die Rücksichten des mit dem guten Zustande der Waldungen eng verbundenen Gemeinwohls, von einem durch Zeitconjuncturen mächtiger wirkenden größeren Scheininteresse des Augenblicks überwogen, und, die Pflicht für die Zukunft dem schnöden Vortheile der Gegenwart aufgeopfert zu sehen, Gefahr droht. Mit dem Privathaushalte tritt der gemeinheitliche nicht in gleiche Kathegorie, da es bei demselben von dem Gebrauche der obervormundschaftlichen Rechte und Pflichten des Staates abhängt, zu bestimmen, auf welche Weise die innere Wirthschaft unmittelbar oder mittelbar zu modificiren sei. — In objectiver Hinsicht werden die Waldungen eingetheilt, und zwar in Ansehung ihrer Substanz, in Laub- und Nadelholz, ihrer Behandlung, in Hoch-, Mittel- und Niederwald, und die aus ihrer Benutzung erfallenden Erträgnisse in Haupt- und Nebennutzungen. Die Laubholzwaldungen bestehen aus jenen Holzarten, deren Blätter eine größtentheils mehr breite als lange Form und

wässerige Säfte haben, und, bis auf wenige Gattungen, an den Bäumen nicht überwintern, sondern im Herbst abfallen. Die Nadelhölzer haben dagegen nadelförmige, meist überwinternde, und sich in längern Zeiträumen, z. B. von 3 zu 3 Jahren, nicht gleichzeitig, sondern allmälig und unmerklich erneuernde Blätter (Nadeln) und harzige, ölige Säfte. Die in Deutschland herrschenden eingebornen, im Forstbetriebe vorzüglich brauchbaren Laubholzgattungen sind: die Eiche, die Rothbuche, die Birke, der Hornbaum, die Esche, Ulme, Linde, Erle, Ahorn. Die Akazie, nordamerikanischer Abkunft, wurde in neueren Zeiten in Deutschland einheimisch, nicht aber mit den von ihr geträumten Vortheilen, und es hat überhaupt bis jetzt kein fremder Forstbaum solche Vorzüge erprobt, welche nicht an eingebornen Hölzern nachgewiesen werden könnten, so daß dieselben durch exotische Holzarten zu verdrängen, zu rechtfertigen wäre, ohne dadurch den Nutzen bestreiten zu wollen, den einzelne Fremdlinge neben einheimischen Hölzern gewähren. Die vorzüglichsten Nadelholzarten sind: die Kiefer oder Föhre, die Fichte, die Weißtanne und die Lerche, letztere nur im südlichen Deutschland einheimisch, nun aber in ganz Deutschland angezogen. Unter Hochwaldwirthschaft wird jene Waldbehandlung verstanden, wo man jede Holzart ihr natürliches Alter erreichen läßt, und wo daher der Natur überlassen bleibt, das geschlagene Holz durch Samen zu verjüngen. Für diese Behandlung eignen sich alle Holzarten, jedoch pflegt man im Hochwalde nur die besonders hochstämmigen zu erziehen. Wenn dagegen der Benutzung des Holzes ein engeres Ziel gesteckt wird, als an der natürlichen Wachsthumsperiode desselben, und wenn die Verjüngung der Waldungen durch die Aeußerung der angestammten Reproductionskraft, daher durch den Ausschlag der Stauden bezweckt wird, so ergibt sich der Begriff von Niederwald. Für diese Wirthschaftsmethode eignen sich nur die Laubhölzer, weil das Nadelholz am Stocke nicht ausschlägt. Schlagwaldungen nennt man die Niederwälder dann, wenn die Absicht des Forstwirthes dahin geht, Holz von einer nicht ganz unbedeutenden Stärke zu erziehen, und bei solchen Waldungen wird die Abholzung in wiederkehrenden Zeiträumen von 30 bis 40 Jahren vorgenommen, in der Forstsprache: sie stehen auf 30 bis 40jährigem Umtriebe. Buschhölzer nennt man jene Waldungen, welche in sehr kurzen Zeiträumen abgeholzt werden, und Rindenschläge diejenigen, bei denen die directe Nutzungsabsicht auf Gewinnung gerbstoffhaltiger Rinden geht. Daß bei der Wahl dieser verschiedenen Rindenwaldwirthschaftsmethoden die Natur der Holzarten, insbesondere daher ihre Stoßenverhältnisse, ihre Lebensdauer und die Ausschlagungsfähigkeit der Stöcke wesentlich entscheiden, liegt im Begriff der Sache. Wenn örtliche Verhältnisse gebieten, beide Wirthschaftsarten in Verbindung zu setzen, wo z. B. der schnelle Umsatz des Waldcapitals nöthig, dabei aber die Erziehung starken Bau- und Werkholzes unentbehrlich ist, entsteht der Mittelwald oder Compositionsbetrieb, der besonders in der französischen Forstsprache durch die Benennung, futaie sur taillis, sehr richtig bezeichnet wird. Eigentlich wird alle Niederwaldwirthschaft zu einer Art von Mittelwaldwirthschaft, da die immer ausgehenden Stöcke durch neue Holzpflanzen aus dem Samen ersetzt werden müssen. Der Umtrieb der Hochwaldungen richtet sich nach der physikalischen, ökonomischen, oder mercantilen Haubarkeit, daher nach der Natur, nach dem Holzbedarfe einer Gegend, und nach dem Geldbedarfe der Waldeigenthümer. Die natürliche Haubarkeit tritt bei einer und derselben Holzart verschieden ein, nach der

Verschiedenheit der Lage und des Climas. Das mildere Clima beschleunigt, das strengere verzögert die Haubarkeitsperiode, welche zunächst durch den Grundsatz bestimmt wird, daß bei längerm Stehenbleiben (Ueberhalten) der Stämme, der Verlust an Holz- und Geldertrag durch die Vermehrung an Holzmasse (Zuwachs) nicht ausgeglichen werde. In allen Laubholzhochwäldern wird die Verjüngung immer durch die Natur, und gewöhnlich durch Führung dreier Hiebe, des Besamungs- oder Dunkel- des Licht- und des Abtriebs- oder Reinigungsschlags, bewirkt. In Nadelholzwaldungen findet auch der kahle Abtrieb und die Wiederbestellung der Schlagfläche durch Handsaat Statt. — Alle jene Grundsätze, welche das Verfahren bei den Waldnutzungen angeben, machen die Lehre der Forstbenutzung aus, und befassen sowol die Haupt- als die Nebennutzungen. Unter jenen wird der Holzertrag der Wälder im engern Sinne Hauptziel ihrer Bewirthschaftung, unter diesen alles dasjenige verstanden, was aus den Nebenbestandtheilen des Holzes, z. B. der Rinde zur Benutzung als Gerbestoff, den Holzsamen zur Gewinnung von Öl, zur Schweinemast ꝛc. eingeht; dann, was Benutzung und Verwerthung im Walde nach Erzeugtwerden der Gegenstände liefern, z. B. das Gras als Viehfutter, dürres Laub, wo es, ohne die Verbesserung des Waldbodens zu beeinträchtigen, genommen werden kann, und Forstunkräuter zur Streu, Steine und ähnliche Producte. Auch rechnete man den Jagdertrag zu den Forstnebennutzungen, aber unrichtiger Weise, da die Jagd ein selbständiger Gegenstand des Betriebes und Einkommens ist, und auch nicht ausschließlich in Wäldern ausgeübt wird. Eben so wenig sind Waldbodenzinse Forstnebennutzungen, da jeder in einen andern Cultur- und Benutzungsstand übergegangene Bestandtheil des Waldes aufgehört hat, Wald zu sein. Indem die Holzbedürfnisse eines Waldes sich in der Verwendung des Holzes zur Aufführung von Gebäuden, zu Gewerben und zur Feuerung aussprechen, so muß die vorzügliche Rücksicht in der Forstbenutzung dahin gehen, die verschiedenen Holzarten zweckmäßig zu fördern, und jeder Bestimmung jenes Holz zuzuweisen, was für dieselbe am besten sich eignet, und was nur dazu, und nicht mit größerem Vortheile zu anderen Verwendungen abgegeben werden könnte. Daher muß eine genaue Ausscheidung der Holzsorten Statt finden, und der Forstwirth die vorläufige Zurichtung des Holzes zu dem verschiedenen Gebrauche auch um deswillen noch vorbereiten, um dadurch den Transport zu erleichtern und den Transportaufwand zu vermindern, so wie selbst die zweckmäßigsten Transportmaßregeln zum Bereiche des forstwirthschaftlichen Wirkens gehören. Der Indegriff aller hierauf abzielenden Grundsätze, mit Einschluß der Kenntniß der zur Holzgewinnung, Zurichtung und zum Transport dienenden Werkzeuge und Anstalten, begründet den Begriff der Forsttechnologie. — Nicht alle Waldungen sind in einem guten Zustande, sondern manche theilweis holzleer. Diese nicht bestandenen Waldtheile (Blößen, Öbungen) wieder mit Holz zu bestellen, muß daher ebenfalls Sorge des Forstwirthes sein, worüber er durch die Lehre der Holzzucht oder des Holzanbaues Anleitung erhält. Solche künstliche, durch Saat oder Pflanzung gemachte Waldanlagen nennt man Culturen. Die Blößen entstanden meistens durch fehlerhafte Wirthschaft, gewinnsüchtige Angriffe auf die Waldungen, Unglücksfälle, Verheerungen durch Thiere und ähnliche Veranlassungen. Gegen solche nachtheilige Ereignisse Waldungen zu sichern, ist Gegenstand des Forstschutzes, womit die Staatsforstregierung jene Anordnungen in Verbindung

Digitized by Google

setzen muß, welche darauf abzwecken, den Forstschutz in der Ausübung zu unterstützen, durch zweckmäßige innere Anstalten zu erleichtern, auf Vermeidung von Vergehen hinzuwirken, und von ihrer Wiederholung, durch Bestrafung der begangenen und entdeckten Vergehen, abzuschrecken. Diesen Theil des Forstwesens zu ordnen und zu regeln, übernimt die Forstpolizei, deren Ausübung zum Theil den Forstbedienten, zum Theil aber auch eigenen Forst- oder den allgemeinen Landes-Justiz- und Polizeibehörden überlassen ist. Eine eigene gesonderte Forst-Polizei-Gerichtsbarkeit bleibt immer ein Mißstand in einer guten Forstverfassung und Quelle manches Übels. Nur dann, wenn alle Räder in der Maschine der Forstverwaltung gehörig zusammen und in einander greifen, wenn Einheit und Übereinstimmung in den Geschäften dieselbe vereinfachen, wenn in der ganzen ob- und subjectiven Forstverfassung vom Höchsten bis zum Niedersten Zusammenhang und Verbindung ist, sind die wichtigen Zwecke des forstlichen Betriebes erreichbar, wozu besonders gehört, daß jeder Forstbediente die Pflichten und Befugnisse seines Amtes genau kenne, Collisionen und Reibungen unter den verschiedenen Dienstesclassen vermieden werden, jeder Forstbediente für seinen Dienstgrad und den Umfang seines Wirkens die nöthige Bildung habe, daß daher für zweckmäßige Bildung und Unterricht, zugleich aber auch dafür ausreichend gesorgt werde, daß die Besoldung dem Dienstgrade, den damit verbundenen Ausgaben und dem Bildungsaufwande der Forstbedienten gehörig entspreche, und endlich aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt sei, daß einerseits den localen Bedürfnissen der Forstdiener begegnet und anderseits das Interesse der Forstverwaltung gegen hinreichende ausdehnende Besoldung gesichert werde. Die Forst-Direction wird daher die Vorschläge zweckmäßigerer Forstgesetze der Staatsgesetzgebung machen, für zeit-, sach- und ortsgemäße Instructionen der Forstbedienten aller Grade sorgen, eben so angemessene Besoldungs-Systeme und Etats entwerfen, und den forstlichen Schulunterricht und die praktische Ausbildung der angehenden Forstwirthe leiten. Ein Zweig der Forst-Direction ist das Forst-Material-Rechnungswesen, dessen Anordnung und Leitung von der Forst-Direction ausgehen muß. Den administrirenden und ausübenden Forstwirthen Gelderhebung und Verrechnung aufzutragen, ist, einzelne Fälle ausgenommen, z. B. bedeutende Beschränkung der Waldungsbezirke, ein sehr verwerfliches Verfahren. Nur dann vermag Forstbetrieb die Stufe beruhigender Vollkommenheit zu ersteigen, wenn nicht nur die gegenwärtige Benutzung gehörig geleitet, sondern zugleich das Interesse der Zukunft bewacht und controllirt wird. Die Waldungen regelmäßig zu benutzen und zu verjüngen, lehren die Wahrheiten der Forstbenutzung und des Holzanbaues, welche aber nicht die Bestimmung ausdrücken, in welchen Verhältnissen des Raumes ein gegebener Wald benutzt werden soll, um sich gleich bleibende Nutzungen immer zu liefern, sondern dies ist Gegenstand eines besondern Zweiges der Forstwissenschaft, der Forsttaxation und Forsteinrichtung, deren Grundlage die Forstvermessung, Aufnahme und Chartirung ist. — Die Forstwissenschaft wurde, wie schon gesagt, spät zu der Würde einer eigenen Wissenschaft erhoben. Drohender Holzmangel auf der einen Seite machte den Regierungen Werth und Wichtigkeit der Waldungen eben so fühlbar, als auf der andern Seite in der bessern Benutzung des Holzüberflusses den Staatsfinanzen neue Hoffnungen erschienen, welche bedeutende Summen aus der Verwerthung dieser Naturschätze, aus den Waldungen des Ober-Rheins, des Spessarts und

Digitized by Google

des Fichtelgebirges und mehrer andern, für den Vortheil der holländischen Marine- und Landbauten, beträchtliche Summen bezogen. Denkende, aufgeklärte Forstwirthe fingen an, die Abstracte eigener und fremder Erfahrungen zusammenzustellen und in der Natur der Wälder das System der Wissenschaft aufzusuchen. In Nord-Deutschland wurde zuerst das Licht angezündet und der oft rohen Jagdherrschaft über die Waldungen der Stab gebrochen und der Grund zu einer auf natürliche Principien gestützten Forstwissenschaft gelegt. Sowohl Lehrer auf Universitäten, als im praktischen Dienste stehende einsichtsvolle Männer wirkten für diesen wichtigen Zweck mit Eifer, Wärme und Erfolg durch Schriften und Handlungen, und immer werden die Namen eines Kramer, Gleditsch, Beckmann und Zanthier mit Achtung genannt werden. Dieser letztere war der erste, der den forstwissenschaftlichen Unterricht förderte und selbständig zu Ilsenburg im Stollberg-Wernigerödischen ins Leben rief. Hiernächst machte das Forstwesen in Preußen, in Grundsatz und Ausübung, rasche Fortschritte, und während Burgsdorf mit dem ersten vollständigen System der Forstwissenschaft die deutsche Literatur bereicherte, sorgte er selbst zu Tegel bei Berlin für Unterricht und Bildung künftiger Förster. Aber auch im südlichen Deutschland war man in der Ausbildung des Forstwesens nicht unthätig, obgleich anderartige Local-Verhältnisse und ein anderer Geist der Regierungen dem schnellen Aufschwunge dieses Faches nicht so günstig war, wie im Norden unseres Vaterlandes; indessen wurden doch früh schon Lehrstühle der Forstwissenschaft an Hochschulen, oder auch besondere Forstlehr-Institute errichtet, wie im Churfürstenthum Mainz, in Baiern, Würtemberg und im Breisgau, und Männer, wie Mühlenkamp, Dätzl, Reuter, Jäger und Trunk, machten sich mehr und weniger um die Forstwissenschaft verdient. Man fing nun auch an, einzelne Theile dieser Wissenschaft mit besonderem Eifer und Fleiße zu beleuchten, wie z. B. Hennert über Forsttaration mit Scharfsinn und Gründlichkeit schrieb. Die schnellsten und kräftigsten Fortschritte machte indessen die Forstwissenschaft vom letzten Jahrzehende des vorigen Jahrhunderts an, und besonders war es Hartig, der kräftig Hand ans Werk legte, und vorzüglich viel für die Bildung der Forstleute that. So wie der unsterbliche Werner von Freiberg allen Zonen Bergleute sendete, so versah Hartig lange Zeit hindurch aus seinen Lehranstalten zu Hungen und Dillenburg einen großen Theil von Deutschland mit Forstwirthen. Hierdurch und durch die Entwerfung einfacher und für die unteren Classen der Forstdiener leicht faßlicher Lehrbücher, erwarb sich Hartig eine gewisse Berühmtheit, die ihm immer bleiben wird, wenn auch schon in späterer Zeit die Wissenschaft weiter geführt und strenger logisch und gründlicher behandelt wurde. Hartig zeichnete sich besonders in Theorie und Praxis des Taxationswesens aus. Von nun an folgten sich die Forstlehranstalten schnell, unter denen aber einige nur vorübergehende Erscheinungen waren, und die Literatur fing an, den Überfluß zu strotzen, nicht immer durch Erweiterung des Volumens auch an Vergrößerung des Kerns gewinnend. Besonders wurden nun die Hülfswissenschaften der Forstkunde mit regerem Eifer betrieben, und Bechstein, hochverdient um die Bildung junger Forstleute durch die Gründung der Forstlehranstalt zu Waltershausen, nun zu Dreißigacker, wird immer unter den Naturforschern Deutschlands, welche ihre Thätigkeit vorzüglich gegen die Forstwissenschaft richteten, eine der ersten Stellen einnehmen. In neuerer Zeit ist

Digitized

zwar die Zahl der deutschen Forstschulen wieder geschmolzen, allein jene der Schriftsteller hat zugenommen. Unter denen des ersten Ranges glänzen die Namen eines Witzleben, Cotta und Hundeshagen eben so hell, als sich durch fleißige Bearbeitung und Ausführung einzelner Theile der Forstwissenschaft ein Laurop, Hoßfeld, Schleevogt, Heldenberg, Maier, Nebauer, König und andere verdient, zum Theil aber auch einer für die Wissenschaft gewinnlosen Viel- und Breitschreiberei schuldig machten, so wie selbst aus zu weit getriebener Speculations-, Reformations- und Neuerungs-Sucht auch die gehaltvollsten und gediegensten Schriftsteller sich in die Räume unpraktischer Vorschläge verirrten.

*Fracht, im eigentlichen Sinne, heißt die Ladung, welche man einem Fuhrmann zu Lande, oder Schiffer anvertraut, um sie von einem Orte zum andern zu überbringen. Je nachdem das Schiff oder der Frachtwagen ganz oder zum Theil belastet ist, wird die Ladung ganze oder halbe Fracht genannt. Nimmt der Frachtfahrer (Schiffer oder Fuhrmann) eine neue Ladung für den Rückweg mit, so bezeichnet man dieselbe mit dem Namen Rück-Fracht. Im uneigentlichen, aber sehr gewöhnlichen Sinne nennt man auch die Fracht den, entweder durch wechselseitige Übereinkunft, oder durch obrigkeitliche Verfügung festgesetzten Fuhr- oder Schifferlohn, für richtigen Transport der Ladung von einem zum andern Orte. Der Frachtfahrer zu Land und zu Wasser erhält bei der Einladung des ihm zur Fortbringung anvertraueten Gutes einen offenen Frachtbrief. Dieser enthält, der Regel nach, 1) den Ort, Tag, Monat und Jahr, wo und wann die Güter eingeladen wurden; 2) den Namen des Fuhrmanns, und woher er ist; 3) die Zahl der Güter, Packen, Kisten oder Fässer, welche ihm für seinen Frachtwagen oder sein Schiff übergeben wurden, nebst deren Zeichen, Nummern, Gewicht und Beschaffenheit; 4) den für die Fracht, nach dem Gewicht oder den einzelnen Stücken, bedungenen Lohn (falls nicht derselbe durch eine obrigkeitliche Taxe bestimmt ist), wie viel im Voraus darauf bezahlt wurde, und in welcher Geldsorte er bezahlt werden soll; 5) die weitern besondern Bedingungen mit dem Schiffer oder Fuhrmann, z. B. in Ansehung der Zeit der Überlieferung u. s. w. Er wird von dem Versender, er sei Eigenthümer oder Spediteur der Ladung, mit seiner Namensunterschrift versehen, und auf der Außenseite des Frachtbriefes die Aufschrift gesetzt, an wen die Güter abgeliefert werden sollen. — Der Schiffer bedarf auf denjenigen Flüssen, wo eine gute Schifffahrts- und Zollordnung eingeführt ist, außer seinen Frachtbriefen über die einzelnen Güter (die man in der Handels-Schifffahrts-Sprache Stückgüter heißt), auch eines Manifestes, das aus den Frachtbriefen zusammengesetzt wird. Dasselbe muß gewöhnlich enthalten: 1) Namen und Wohnort des Schiffseigenthümers und dessen, der das Schiff führt; 2) Namen des Schiffs, dessen Tragbarkeit und Flagge; 3) Einladeort und Bestimmungsort der Waaren; 4) Nummern der Frachtbriefe nach der Zahlenfolge; 5) Namen der Versender und Empfänger; 6) Zeichen und Zahl der Colli oder Gebinde; 7) Benennung der Waaren; 8) Gewicht derselben, und 9) Unterschrift des Schiffers, mit Versicherung der Richtigkeit des Inhalts. Das Manifest dient vorzüglich zur Leichtigkeit und Sicherheit der Gebühren-Erhebung an den Zollstellen der Flüsse, wobei aber doch dem Zoll-Beamten, bei obwaltendem Verdachte, stets die Befugniß bleibt, die Ladung selbst zu besichtigen und mit dem Manifeste zu vergleichen. Haben die Schifffahrts- oder Zoll-

Digitized by Google

beamten die Gattung und Menge der Waaren an dem Einladungsorte mit dem Manifeste übereinstimmend gefunden, so atteſtiren ſie daſſelbe. Für deſſen Inhalt bleibt aber der Schiffer in jedem Fall verantwortlich, er mag es ſelbſt abgefaßt, oder ſich fremder Hülfe dazu bedient haben. Unter Fracht (Nolis), in Beziehung auf Schifffahrt zur See, verſteht man den Miethzins, welcher entweder für das ganze Schiff, oder einen Theil deſſelben, für eine ganze Reiſe, oder beſchränkte Zeit, tonnen- oder centnerweiſe, oder in Bauſch und Bogen entrichtet wird. Den darüber geſchloſſenen Vertrag, der ſchriftlich verfaßt werden muß, nennt man Certapartei (Charte-partie) oder (beſonders auf dem mittelländiſchen Meere) Noliſſement. So wie der Schiffer auf Flüſſen mit Frachtbriefen und einem Manifeſte verſehen ſein muß, ſo iſt es Pflicht des Capitains eines Seeſchiffes mit Güterladungen, daß er an Bord habe: 1) die Urkunde über das Eigenthum des Schiffes; 2) aus welchem Hafen es ausgelaufen iſt; 3) das Verzeichniß der Mannſchaft, die Connaiſſements oder Certapartien; 4) Beſcheinigung, daß das Schiff, und von wem es gemiethet iſt; 5) die Beſcheinigungs-Protocolle; 6) die Beſcheinigungen über die baar oder durch Caution berichtigten Zölle, und 7) das paraphirte Regiſter über alles, was ſeine Geſchäfte betrifft. Beim Einlaufen in einen Hafen des Landes, dem das Schiff angehört, muß der Capitain binnen einer beſtimmten Friſt ſein Geſchäftsregiſter viſiren laſſen und ſeinen Bericht abſtatten, über Zeit und Ort der Abreiſe, genommenen Weg, erlittene Zufälle, auf dem Schiffe etwa entſtandene Unordnungen und alle Merkwürdigkeiten der Reiſe. Läuft der Capitain in einen fremden Hafen ein, ſo hat er dieſelben Pflichten gegen den Conſul ſeiner Nation, der ihm die Zeit ſeiner Ankunft und Abreiſe, nebſt dem Zuſtande und der Natur ſeiner Ladung beglaubigt. — Frachtfahrer, ſie ſeien Fuhrleute zu Lande oder zu Waſſer, übernehmen mehrere Verbindlichkeiten gegen die Abſender der ihrem Geſchirr anvertraueten Ladungen. Sie müſſen dieſelben in dem Zuſtande, in welchem ſie ihnen übergeben wurden, abliefern. Sie haben daher für jeden Schaden zu haften, der nicht durch Zufälle, unabwendbare Gewalt oder durch einen innern Fehler an den Gütern veranlaßt wurde. Sie ſind verpflichtet, den Transport innerhalb der feſtgeſetzten Zeit zu vollenden, es ſei denn, daß eine unwiderſtehliche Gewalt ſie aufgehalten habe. Dagegen hat der Frachtfahrer, nach erfolgter unwiderſprochener Annahme der Ladung von Seiten des Empfängers, das Recht auf vollſtändigen Empfang des Frachtlohns und der Nebenkoſten, in der bedungenen oder obrigkeitlich vorgeſchriebenen Art; auch ſteht ihm bis zur Befriedigung ſeiner Foderung eine ſtillſchweigende Hypothek an der Ladung zu. Gegen den Staat iſt er verpflichtet, alle in Hinſicht der Frachtfahrerei beſtehende Verordnungen genau zu beobachten, und begründet iſt im Gegenſatze ſein Recht auf Güte und Sicherheit der Wege, auch Schadloshaltung im Fall erlittener Beſchädigung und erlegten Weg- oder Geleitsgeldes. Der Inbegriff von Geſetzen, Herkommen und Rechtsſprüchen, welche die bei Gelegenheit des Transportes einer Ladung vorkommenden Rechtsfälle entſcheiden, heißt das Frachtfahrer-Recht. Unter allen Geſetzbüchern neuerer Zeit enthält der Code Napoléon und das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch über dieſen Rechtstheil die beſtimmteſten und zweckmäßigſten Verfügungen. Das neueſte und beſte Werk über das Frachtfahrer-Recht hat 1820 D. Münter zu Hannover herausgegeben. — Fracht-Regulirung. Die Beſtimmung des Fracht-

Digitized by Google

lohns kann auf zweierlei Art geschehen, entweder durch eine vertragsmäßige Verabredung zwischen dem Frachtfahrer und Versender, oder durch eine obrigkeitliche Taxe nach dem Gewicht oder den Gattungen der Güter und nach den Entfernungen der Einladungs- von den Ausladungsorten. Die erstere Art ist die fast allgemeine für die Transporte zu Lande auf den Frachtwagen. In den größern Handelsstädten wird selten eine besondere Verabredung hierüber nöthig, da sich ein gleichförmiger Frachtlohn gewöhnlich unter den Frachtfahrern selbst regulirt und dieser von den sogenannten Güterbestätern bekannt gemacht wird. Auf einigen der vorzüglichsten Flüsse Deutschlands, deren Handelsschifffahrt geregelt und von Bedeutung ist, sind dagegen die Frachttaxen besonders in der Art eingeführt, daß die betreffenden obrigkeitlichen Behörden gleichsam vermittelnd zwischen den Foderungen der Schiffer und den Anträgen der Kaufleute einschreiten. Es ist natürlich, daß der Waaren-Versender, er sei Eigenthümer oder Spediteur, den möglichst niedrigen, der Schiffer aber den möglichst hohen Frachtlohn wünscht und daß die Schifffahrtsbehörde den Streitigkeiten bei diesen entgegengesetzten Interessen und den hieraus entstehenden Unterbrechungen in regelmäßigem Transport der Güter am besten vorbeugen kann, wenn sie durch Bestimmung eines Mittelpreises auf jeden der beiden Theile eine unparteiische und gerechte Rücksicht nimmt. Am gründlichsten und ausführlichsten ist die Frage, über die zweckmäßige Regulirung der Wasserfrachten, von den Handels- und Schifffahrtsbehörden des Rheinstroms erörtert worden; und, so wie seit geraumer Zeit die Rheinschifffahrts-Einrichtungen Muster für die Schifffahrts-Anstalten nicht blos der Seitenströme, z. B. des Mains, Neckars, der Mosel u. s. w., sondern auch selbst entfernter Hauptströme waren, so wurde auch das System der Frachten-Regulirung auf dem Rheinstrom bald als Vorbild für die Handels-Schifffahrt anderer Staaten angesehen. Es ist daher nützlich, sowohl das Historische, als das positiv Bestehende der Fracht-Regulirung, mit Blicken auf die verschiedenen Meinungen hierüber und die zukünftigen wahrscheinlichen Verhältnisse, in leichten Umrissen darzustellen. Schon in frühern Jahrhunderten, wo überhaupt das Taxensystem mehr als jetzt unter die allgemeinen polizeilichen Maßregeln gehörte, war die Taxfrachten-Regulirung in einem großen Theile der Rheinufer-Staaten herkömmlich. Gewöhnlich wurden hierüber auch in den Zollconferenzen (Zollcapiteln, d. h. Zusammenkünften der Regenten der Rheinufer-Staaten oder ihrer Bevollmächtigten) zu Bacharach weitläufige Verabredungen gepflogen. Nach und nach ward es Herkommen, daß die Churfürsten von Mainz und Cöln die Frachtpreise, jener für die mittelrheinische Stromstrecke, dieser für die Strecke von Cöln nach Holland, regulirten. Die holländische Regierung war dagegen im Besitz, die Preise für die Fahrt aus ihren Häfen nach Holland zu bestimmen. Da aber diese Taxregulative nur für unbestimmte Zeit erlassen und höchst unvollständig waren, so daß bei vielen Artikeln noch besondere Verabredungen zwischen Versender und Schiffer nothwendig wurden, so konnten sie dem Zwecke wenig entsprechen. Den Schiffern nützten sie oft gar nichts, weil in den beiden Stapelstädten Mainz und Cöln keine Rang- oder Reihefahrten existirten, jene daher um geringere Preise, als die Taxe, fahren mußten, wenn sie Ladung haben wollten, obwohl die Taxfracht und ein geringeres Gewicht der Güter auf den Frachtbriefen notirt wurden, welche widerrechtlichen bedeutenden Vortheile sich die Commissio-

Digitized by Google

airs und Spediteurs einzig zum Schaden der ohnehin gedrückten Schiffer zueigneten. Um daher das alte unzureichende Tax-Frachten-System in eine zweckmäßigere Ordnung zu bringen, ward in der Convention über die Rheinschifffahrts-Octroi vom J. 1804, Art. 13 verordnet: daß die Rheinschifffahrts-Verwaltung von einer frankfurter Messe zur andern die Frachten bestimmen solle, welche in den beiden Stationsstädten (Mainz und Cöln) von den Gütern bezahlt werden müssen, die daselbst für verschiedene Orte eingeladen werden. Sie hat über dieses zu entwerfende Reglement das Gutachten der Handelskammern von Cöln, Mainz, Strasburg und der obrigkeitlichen Behörden von Düsseldorf, Frankfurt und Mannheim einzuholen, und wenn diese nicht einstimmig sind, soll sie einen Mittelpreis annehmen. Die durch das Tarreglement bestimmten Frachtlöhne dürfen nie überschritten werden. So bestehet die Frachten-Regulirung gegenwärtig noch auf dem Rheinstrome, und in ähnlicher Art geschieht sie auf dessen Nebenströmen, nur mit dem Unterschiede, daß bei entgegengesetzten Anträgen der Schiffer und Handelsleute, nicht, wie von der Rheinschifffahrts-Verwaltung, der Mittelpreis arithmetisch calculirt, sondern nach billigem Ermessen frei regulirt wird. Inzwischen haben sich in das Verfahren bei der Rheinfrachten-Tax-Regulirung, das schon ursprünglich mehr zum Vortheile der Häfen des linken, damals französischen, als des rechten Rheinufers berechnet war, noch unter der ehemaligen General-Direction der Rheinschifffahrt verschiedene Mißbräuche eingeschlichen, welche die Willkür begünstigten und der List, so wie den Verabredungen einzelner Handelskammern für ihr besonderes Interesse, freien Spielraum öffneten. Da hierunter Baden, als der bedeutendste Handelsstaat des rechten Rheinufers, am meisten litt, so entwarf der badensche Commissair bei der Central-Commission für die Rheinschifffahrt im J. 1820 eine Verbesserung des Verfahrens beim Vollzug des Art. 13 in der Octroi-Convention, welche den Beifall der Stimmenmehrheit in der Commission erhielt und wonach deren Beschluß abgefaßt wurde. Die Minorität, aus den drei großen Rheinufer-Staaten, Frankreich, Preußen und Holland, bestehend, widersetzte sich, wegen verschiedener Neben-Interessen, dessen Vollzug, und so blieb er aus politisch-diplomatischen Rücksichten, die bisher überhaupt schon manches Unheil in die Rheinschifffahrts-Verhandlungen gebracht haben, ganz unausgeführt. (S. das gründliche Werk: Neue Organisation der Schifffahrts- und Handelsverhältnisse auf dem Rheinstrome, Basel 1822.) Für die Zukunft ist es, zufolge des der Rheinschifffahrts-Central-Commission von Preußen vorgelegten Entwurfs eines Schifffahrts-Reglements, im Antrag, die Frachtpreise, wie seit dem März 1822 auf der Elbe geschieht, der freiwilligen Übereinkunft der Schiffer und Verfrachter oder deren Commissionaire zu überlassen. Ob dieses Freiheits-Princip, das auf den Flüssen, deren Schifffahrt noch ungeregelt ist, wie z. B. der Donau, dem Inn, der Isar u. s. w., seit alten Zeiten besteht, für den Transit- und Commissionshandel, dem regelmäßige Transportanstalten unentbehrlich sind, gute Folgen haben wird, ist aus der bisherigen Erfahrung ziemlich leicht zu beurtheilen. Bei starker Concurrenz der Schiffer überbieten sie sich in Hinsicht des mindesten Frachtpreises. Die Noth zwingt sie, den billigen Anspruch auf Kostenersatz, Arbeitslohn und Gewinn aufzugeben. Dies führt zu Unterschleifen, die Frachtfahrer zu Wasser weit leichter ausführen und scheinbar entschuldigen können, als Fuhrleute zu Lande, und es tritt

Digitized by Google

noch überdies der Nachtheil ein, daß der Mangel an pecuniairer Kraft des Schiffers, das theure Schiff und Geschirr in gutem Stande zu erhalten, mehr Unglücksfälle zur Folge hat, die er entweder nicht zu ersetzen, oder leichter von sich abzuwenden vermag. Die Maxime der Frachtlohns-Bestimmung zu Lande ist in dieser und noch mancher andern Hinsicht auf die Handelsschifffahrt nicht anwendbar. Es haben daher selbst die unter der vormaligen Rheinschifffahrts-General-Direction zum Gutachten aufgefoderten rheinischen Handelskammern darauf angetragen, daß die Tax-Frachten-Regulirung auch fernerhin beibehalten werden möge, weil sie dem Schiffer seine zureichende Nahrung bei einem mühseligen Gewerbe, dem Kaufmann dagegen größere Sicherheit für seine Güter-Versendungen, durch gute Fahrzeuge, Geräthschaften und eines zureichenden Erwerbes gesicherte Arbeiter, gewähre, ihn nicht zum Zeitverlust mit Accorden über die Frachten so verschiedenartiger Artikel nöthige, vor dem Vorwurfe seiner Correspondenten sichere, daß andere, gewinnsüchtige und weniger delicate, Spediteurs bessere Bedingungen anbieten, um die Spedition an sich zu reißen u. s. w. Auf der Weser, deren Schifffahrts-Regulative nach den rheinischen als die besten anzusehen sein dürften, bewilligt der bremer und oberländische Handelsstand den zu den Rangfahrten gewählten Schiffern mit ihrer Einwilligung die Taxfrachten nach drei Classen. Diese richten sich nach der Höhe des Fahrwassers und der Größe der Zölle, ohne daß man Schiffer zuläßt, die sich zu niedrigern Schiffsfrachten erbieten, weil, wie es im Regulative heißt, die Schiffergesellschaft zur Sicherheit der Kaufleute, müsse anständig auf Schifferweise leben und gute Fahrzeuge unterhalten können. — Der richtige Mittelweg über Fracht-Regulirung scheint uns daher darin zu liegen, daß man sie in der Regel, besonders wenn der Eigenthümer oder Spediteur einer Ladung ein ganzes Schiff befrachtet, der Übereinkunft zwischen Schiffer und Kaufmann überlasse, ausnahmsweise aber die Schifffahrts-Behörde, vermittelnd oder entscheidend bei den Reihe- oder sogenannten Beurthfahrten, die regelmäßig von einem Hafen zum andern zum Transporte der Stückgüter geschehen müssen, eintrete, wenn sich beide interessirte Theile nicht vereinigen können. Der entscheidenden Behörde muß in diesen Fällen nicht, wie einst ein gewisses Ministerium glaubte, die Zeit, welche der Schiffer von einem Orte zum andern zubringt, als Grundlage der Frachtbestimmung dienen, sondern die combinirte Rücksicht, wie viel Thal- und Bergreisen der Schiffer machen kann, auf den Anschaffungs- und Unterhaltungswerth seines Schiffes, den Abgang bei der Reise, die Reisekosten, den Arbeitslohn und den Beitrag zur Unterhaltung der Familie des Schiffers.

*Fraueneis und Frauenglas gehören zum spathigen Gyps, einem auf der Erde sehr verbreiteten Fossil, dessen herrschende Farbe die weiße ist, übrigens mit fast allen Hauptfarben vorkommt. Die Hauptbestandtheile sind Kalk und Schwefelsäure. Beide Arten lassen sich in zarte, durchsichtige und glänzende Blättchen spalten. Frauenglas dient im westlichen Rußland häufig zu Fensterscheiben. Fraueneis verliert durch Feuer seine Durchsichtigkeit. Geschmolzen mit einem angemessenen Thone vermischt, fließt es am Ende zu einer festen, milchfarbigen Masse, die zu Vasen, Lampen u. s. w. verarbeitet wird.

*Freiberg, eine wichtige Bergstadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, am Münzbach, und unweit der östlichen Mulde. Sie verdankt ihren Ursprung der Entdeckung der Silberberg-

werke im 12. Jahrh., wo Bergleute vom Harz sich hier anbauten. Der reiche Bergsegen lockte immer mehr Ansiedler herbei; Freiberg erhob sich schneller, als andere Theile des Meißnerlandes, und hatte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. gegen 30,000 Einwohner. Der dreißigjährige Krieg zerstörte den Wohlstand der Stadt, die seitdem nicht wieder zu ihrer frühern Volksmenge gelangte. Sie hat jetzt 1100 Häuser mit 9000 Einw. In der Domkirche ist die fürstliche Begräbnißcapelle, wo deren Erbauer, Herzog Heinrich der Fromme, der lange in Freiberg seinen Sitz hatte, und 1541 hier starb, mit seinen Nachkommen, bis auf den Churfürsten Johann Georg IV., der 1694 die Leiche der protestantischen Fürsten seines Hauses schloß, begraben liegen. Unter den Grabmälern ist das sehenswertheste des Churfürsten Moriz (s. d. Art. Bd. 6.) Denkmal mit seinem lebensgroßen Bilde von Alabaster, in dessen Nähe man die Rüstung sieht, die er in der Schlacht bei Sieversshausen (1553) trug. In dem Chor der Kirche ruht auch der Mineralog Werner (s. d. Art. Bd. 10.). Die Stadt hat ein gutes Gymnasium, mit einer ansehnlichen Büchersammlung; die wichtigste Lehranstalt aber ist die 1765 gestiftete Bergakademie, die vorzüglichste Bergwerksschule in Europa, von welcher die wissenschaftliche Begründung oder Ausbildung mehrer Zweige der Naturwissenschaften ausgegangen ist. Seit Werner (1775) ihren Ruhm verbreitete, zählt man über 300 Fremde, sowol aus Deutschland, als andern europäischen Ländern, und selbst aus andern Welttheilen, deren Lehrerin sie gewesen ist, und die Namen der berühmtesten Naturforscher unserer Zeit glänzen unter ihren Zöglingen. Sie besitzt seit 1791 ein eigenes Gebäude, das außer den Lehrsälen und dem chemischen Laboratorium, die Bibliothek, die Mineralienverkaufsanstalt und das reiche Wernerische Museum enthält, oder die auf Oryctognosie und Bergbau sich beziehenden wissenschaftlichen und technischen Sammlungen, die Werner theils bei seinen Lebzeiten, theils in seinem letzten Willen der Akademie überließ. Die Lehranstalt hat gegen 10 Lehrer für die gesammte Bergbau- und Hüttenkunde und deren Hülfswissenschaften. Mehrere Inländer erhalten freien Unterricht, genießen ein Jahrgeld, und jedem dieser Zöglinge ist ein sogenanntes Freigedinge, d. i. eine Arbeit in irgend einer Grube, angewiesen, welche er in Freistunden, wie ein gemeiner Bergmann, jedoch gegen etwas höhern Lohn, besorgt. Eine Vorschule für die Akademie ist die Hauptbergschule. — Die Stadt hat verschiedene Gewerbzweige, als Spinnereien, Spitzenklöppeln, Tuchmanufacturen, eine Fabrik leonischer Tressen, eine Schrotgießerei (beide die einzigen in Sachsen) Bleiweiß- und Bleiglättefabriken. Die wichtigsten Erwerbquellen aber sind der Bergbau und die darauf gegründete Fabrikation. Dies gibt uns Veranlassung, hier über den sächsischen Bergbau, die darauf sich beziehenden Anstalten und die Bergwerksverfassung umständlicher zu reden, als es in der statistischen Übersicht, welche der Art. Sachsen enthält, wird geschehen können. — Freiberg, hinsichtlich der obern Verwaltung noch jetzt der Mittelpunkt des sächsischen Bergbaues, und der Sitz mehrer der wichtigsten dazu gehörenden Anstalten, war auch die Wiege desselben, wiewohl einige Gründe anzudeuten scheinen, daß schon die Sorben vor dem 12. Jahrh. Bergwerke im Meißnerlande bearbeiteten. Der Bergbau blieb nicht lange auf die Gegend von Freiberg eingeschränkt, sondern verbreitete sich bald auch über andere Theile des Erzgebirges. Die blühendste Zeit desselben fällt ins 15. Jahrh., wo die Silbergruben bei Schneeberg und Annaberg, und die Zinnbergwerke bei Altenberg entdeckt wur-

den. Der Ertrag des Silbers war sehr reich, obgleich die gewöhnlichen Angaben von unermeßlichem Gewinn Übertreibungen sind; schon im 16., und noch mehr im 17. Jahrh. aber nahm derselbe auffallend ab, wogegen Eisen, Kobald, Schwefel und andere Mineralien desto reichern Ersatz gaben; später stieg jedoch der Silbergewinn wieder, besonders seit der Mitte des 18. Jahrh., und fiel wieder in dessen letztem Jahrzehend. Seit 1788 war der jährliche Silberertrag stets über 50,000 Mark, und betrug in dem Zeitraume von 1793 bis 1815 über 30 Mill. Thaler. An dem in den neuesten Zeiten gefallenen Ertrage des Bergbaues sind theils die verminderte Ausbeute vieler Gruben, theils die vermehrten Kosten der Bearbeitung, zumal bei dem Bau in großer Tiefe, und endlich die der Gewerbsamkeit überhaupt nachtheiligen Zeitumstände Schuld gewesen. In den ältesten Zeiten war der Bergbau meist Raubbau, d. h. man bearbeitete die Erzgruben, so lange sie ohne viele Mühe und Kosten Ausbeute gaben, und ließ sie dann liegen. Schon früh aber, wie es scheint, erhielt das Bergwesen eine geordnete Verfassung, die jedoch erst im 16. Jahrh. besser eingerichtet wurde. Seitdem ist durch die Einführung der General-Schmelzadministration, durch die Stiftung der Bergakademie, besonders hinsichtlich der wissenschaftlichen Bearbeitung, durch verbesserten Maschinenbau, durch Anlegung von Canälen und durch Einführung der Amalgamation, für die Verbesserung des Berg- und Hüttenwesens sehr viel gethan worden. Der Bergbau, obgleich Staatseigenthum, wurde schon in frühern Zeiten Privatpersonen frei gegeben, jedoch mit Vorbehalt des Obereigenthums, das durch Belehnung ausgeübt wird, der obersten Leitung des Erzbaues und des Verkaufsrechts des Silbers, und gewisser Abgaben. Wer einen Erzgang aufgefunden zu haben glaubt, erhält die Erlaubniß zu schürfen oder aufzusuchen, selbst auf fremdem Grund und Boden, nur nicht auf besäeten Aeckern und auf Feuerstätten. Ist der Versuch fruchtlos, so muß alles wieder in vorigen Stand gesetzt werden, im entgegengesetzten Falle aber wird der Unternehmer mit dem Erzgange beliehen. Die Gruben sind (mit Ausnahme der einzigen landesherrlichen bei Freiberg) entweder Eigenlehnerzechen, die der Besitzer allein oder mit einigen Gehülfen bearbeitet, oder Gewerkzechen, die aus 128 Antheilen oder Kuxen bestehen, deren Inhaber die Kosten des Baues gemeinschaftlich bestreiten. Die Gesellschaft der Kuxenbesitzer hat einen Bevollmächtigten, Schichtmeister genannt, der die Zeche unter der Oberaufsicht des Bergamtes verwaltet, und jener jährlich Rechenschaft ablegt. Hat eine Gesellschaft eine über ein Jahr unbearbeitet liegen lassen, so verliert sie das Besitzrecht, oder die Zeche fällt ins Freie, wie man es nennt. Der Ertrag der Silbergruben, welche Ausbeute geben, wird den Kuxenbesitzern vierteljährlich in gemünztem Silber bezahlt. Der gesammte Bergstaat steht unter dem geheimen Finanz-Collegium, als der höchsten Behörde, und theilt sich, hinsichtlich der Aufsicht und Gerichtsbarkeit über die Gruben, in 6 königliche und 5 herrschaftliche Bergämter, in Ansehung der Aufsicht über die Zehnten, oder der Abgabe für die Überlassung des Bergbaues an Privatpersonen, in 2 Ober-Zehntenämter, zu Freiberg und Annaberg. Die unmittelbaren Oberbehörden sind das Ober-Bergamt und das Ober-Hüttenamt, die ihren Sitz zu Freiberg haben. Jenes leitet den eigentlichen Erzbau, dieses führt die Aufsicht über die Schmelzhütten und das Amalgamirwerk. In frühern Zeiten wurden die gewonnenen Erze überall, auch in den Hütten der Privatbesitzer geschmolzen, seit dem Anfange des 18. Jahrh. aber müssen alle Silber-, Blei- und Kupfer-

Digitized by Google

rze an die General-Schmelzadministration zu Freiberg abgeliefert werden. Rechtssachen minder wichtiger Art werden von den Bergämtern, wichtigere von dem Bergschöppenstuhl entschieden, den der Stadtrath zu Freiberg bildet. Die Vorzüge der sächsischen Bergwerkverwaltung sind selbst von Ausländern anerkannt worden. „Ihr Zweck" — sagt d'Aubuisson in seinem Werke: Des Mines de Freiberg en Saxe et de leur exploitation. Leipzig 1802, III. 8. — „ist vornehmlich, den gebauten Gruben lange Dauer zu sichern, sie zu verbessern, und die Mittel herbeizuschaffen, die Unglücksfälle abhelfen und die Eröffnung neuer Erzgänge möglich machen können. Bei wenigen ähnlichen Verwaltungen herrscht so viel Ordnung und Sparsamkeit. Die eingeführte Verwaltung der Zechen ist den Gewerkschaften unstreitig vortheilhaft, doch ist der Nutzen dieser Gesellschaften nur ein untergeordneter Zweck der verwaltenden Behörde, der Hauptzweck aber die Erhaltung und Verbesserung des Bergbaues, wodurch dem Staate die Dauer und Stetigkeit der ihm aus den Bergwerken zufließenden Einkünfte, und 10,000 Bergleuten ihr Lebensunterhalt gesichert wird." Die statistische Übersicht in dem Art. Sachsen gibt die wichtigsten Zweige des Bergbaues an. Unter den Revieren, in welche der sächsische Bergstaat getheilt wird, ist Freiberg das bedeutendste. Eine Beschreibung aller Arten von Erzgängen in demselben kann man in Werners neuer Theorie von der Entstehung der Gänge (Freiberg 1791), in des verstorbenen verdienstvollen Berghauptmanns von Trebra Merkwürdigkeiten der tiefen Hauptstölle des Bergamtsreviers Freiberg (Freiberg 1804) und in dem angeführten Werke d'Aubuisson finden. Hier sind die reichsten Silberbergwerke Sachsens, und unter diesen vorzüglich die Grube Himmelsfürst, die sowol hinsichtlich ihrer Ergiebigkeit, als der Regelmäßigkeit ihres Baues und der Vollkommenheit ihrer Maschinen eine der ersten in Europa ist. Sie ist seit mehr als 4 Jahrhunderten geöffnet, wird seit 200 Jahren ununterbrochen gebaut, liefert jährlich für 95,000 Thaler Silber, und gab in den Jahren 1769—1818 überhaupt 2176 Centner, wie die Inschrift einer Silberstufe sagte, die dem Könige am Tage seiner Jubelfeier überreicht wurde. Zu den in der Nähe von Freiberg befindlichen wichtigen Anstalten zur Förderung des Bergbaues gehören die großen Silberschmelzhütten mit 8 Rohöfen und 14 Reverberiröfen, und vorzüglich das 1787 gegründete, und nach dem zerstörenden Brande 1795 vollkommen wieder hergestellte Amalgamirwerk (s. Amalgama Bd. 1.) wo man jährlich gegen 60,000 Centner Erze amalgamirt, und dadurch eine jährliche Ersparniß von 10,000 Klaftern Holz bewirkt. Der 1788 angelegte sehenswerthe Churprinzen-Canal führt bald auf, bald neben der Mulde die Erze entfernter Gruben zum Amalgamirwerk, in dessen Nähe Rähne mit 60—90 Centner Erz durch eine sinnreiche Maschine 30 Ellen hoch aus der Mulde in den Canal gehoben werden.

Friedrich II., der Hohenstaufe, und Enkel Friedrichs I.) des Rothbarts, wurde seinem Vater, Kaiser Heinrich VI., am 26. Dec. 1194 von der normännischen Constantia (der Erbtochter von Sicilien diesseits und jenseits des Faro) zu Jesi in der Mark Ancona geboren. Kein Fürst im Mittelalter, etwa Carl den Großen ausgenommen, hat diese universalhistorische Wichtigkeit, als Friedrich II.; Wenigen wurde eine so ausgezeichnete Individualität, eine solche Kette der merkwürdigsten Schicksale und eine so eigenthümliche Stellung nach Ort und Zeit zu Theil. Darum stehe hier, bis der Geschichtschreiber des großen Geschlechts, dem Friedrich angehörte, ihn bald würdiger und nach grö-

Digitized by Google

ßerem Maßstabe geschildert haben wird, nur ein kurzer Abriß seines, in mehr als einem Erdtheile und in mehr als einem Fache menschlicher Thätigkeit ausgezeichneten Wirkens. Die schönste und merkwürdigste Zeit des Mittelalters knüpft sich, unter vielen Beziehungen, an seinem Namen, und kaum ist Eine der großen Erscheinungen jener Zeit, welche an seiner langen Regierung von 1209 bis 1250, ohne Einfluß auf sie zu haben und von ihm zu erfahren, spurlos vorüber gegangen wäre. Man gedenke jener merkwürdigen Zeit, wo durch einen Gregor VII. und Innocenz III. das System der Hierarchie auf einen fast für unmöglich gehaltenen Grad gesteigert worden war; wo in dem Entstehen der Ritterorden (zum Kampf gegen die Ungläubigen und zur Territorialerweiterung des päpstlichen Machtgebietes) so gut wie in der Stiftung der Bettelorden und der Inquisition furchtbare Säulen und Stützen jenes geistlichen Baues aufgerichtet wurden; wo die europäische Menschheit durch die Kreuzzüge, (fast eine umgekehrte Völkerwanderung von 10 Mill. Menschen) zum erstenmale von einer allgemeinen, im Kreuzeszeichen versinnlichten Idee ergriffen und einander näher gebracht waren, ohne sich noch als Hebel des Papstes zu erkennen; wo in Waldensern und Albigensern bereits, nachdem schon mancher Einzelne ohnmächtig, doch unvergessen laut geworden war, ein Protestantismus des Mittelalters laut wurde; wo das Ritterthum eine höhere durch Religion geadelte Stellung und planmäßige Organisation erhielt; wo der freie Bürgerstand sich immer glücklicher ausbildete, und in Deutschland von Friedrich gegen die Aristokratie begünstigt, in Oberitalien von ihm als päpstliches Werkzeug bekämpft wurde, hier und dort aber in großen Conföderationen nach außen, und Corporationen nach innen Kraft und Stützpunkt fand; wo gegen das Faustrecht, dem zufolge das Recht der Stärke das stärkste Recht war, zuerst ein Landfriede in deutscher Sprache geboten, und in seinen frühesten, kaum merklichen Anfängen das geheime Gericht der Fehme zu arbeiten begann; wo die ersten Universitäten den Geist der Prüfung und Forschung anregten; wo der Provençalen Gesang schon eine liebe Heimath in Deutschland und Italien, und bei Kaisern und Königen Ehre und Übung gefunden hatte: diese Zeit denke man sich als Folie, und zeichne dann den großen Hohenstaufen darauf oder hinein, der in so mancher Hinsicht als das Kind seiner Zeit, in so mancher als den Zeiten des großen Baier Ludwig angehörend erscheint. Ohne körperlich groß zu sein, zeigte Friedrich, wohlgebaut, blond, mit schöner Stirn und fast antik gebildeter Nase, Auge und Mund mild und freundlich, einen kräftigen, schnell für sich einnehmenden Mann. Geistig betrachtet, war er Erbe der besten Eigenschaften von Allen seines großen Geschlechts, ein kühner, tapferer, freigesinnter Mann, mit den trefflichsten Anlagen, voller Kenntnisse, griechisch, lateinisch, italienisch, deutsch, französisch und arabisch (Sprachen seiner Unterthanen) wohl verstehend, dabei streng, selbst leidenschaftlich rasch, mild und freigebig, wie die Zeit es mit sich brachte, vergnügt, üppig und lebensfreudig, wie die Stimmung es vergönnte. Und wie sein Körper durch Fertigkeit in aller ritterlichen Kunst, Geschmeidigkeit und vollendete Gewandtheit sich zugeeignet, so war seinem, in der Erziehung vernachlässigten, nur durch sich selbst gebildeten Geiste, durch eine frühe Schule der Leiden eine Biegsamkeit des Charakters geworden, welche die im Purpur Geborenen so selten kennen, und eine Schwungkraft, die ihn eben dann wieder erkräftigte und aufrichtete, wo ein anderer, von Schmerz und Jammer erdrückt, sich selber verloren haben würde.

ihn eb
n Schmerz.

Digitized by Go

Er mußte aber auch der Körper wie der Geist eines Mannes beschaffen sein, der in dem in ein Staaten-Aggregat schon damals zersplitterten Deutschland eine übermächtige Aristokratie, im obern Italien eine übermächtige Demokratie, im mittlern Italien eine übermächtige Hierarchie bekämpfen, und in seinem südlichsten Erbstaate die feindlichen Elemente von sechs Völkern zu Einem Ganzen unter sich versöhnen und durch innere Bande vereinigen sollte; der von weltlichen wie geistlichen Waffen, von Gegenkönigen wie von Bann und Interdict bekämpft, siegreich und besiegt, 40 Jahre ausdauern, die Empörung seines Sohnes, die Verrätherei und Giftmischerei des wertheften Freundes, den Verlust seines Lieblingskindes überstehen, und nur im letzten Augenblick seines Lebens, nicht ohne die bittere Überzeugung, einen schweren Kampf umsonst gekämpft zu haben, die scharfgefaßten Zügel und das feste Scepter niederlegen sollte. — Friedrich Roger (diesen Namen erhielt er in der Taufe zu Assisi) stand bis 1209, wo er die Regierung des untern Italiens und Siciliens selbst übernahm, unter der Vormundschaft des Papst Innocenz III. Aber schon die Belehnung mit Neapel und Sicilien, und die Krönung des vierjährigen Knaben hatte die Kaiserin Constantia mit Aufopferung der wichtigsten Kirchenrechte dem Papste abkaufen müssen. Magnaten-Parteien, dem Kirchenoberhaupt willkommen, theilten das Land, und theilten es noch, als Friedrich 1209, funfzehnjährig, ohne Rath und Leitung, ein Scepter nahm, dem er weder durch Geld, noch durch ein Kriegsheer oder einen Staatsrath Ansehn verschaffen konnte. Was er demnach wurde und leistete, war sein eignes Werk und Verdienst. Die von deutschen Fürsten dem dreijährigen Kinde zugesagte deutsche Königskrone hatte nach Heinrichs VI. Tode, dessen Bruder, Herzog Philipp v. Schwaben, seinem Neffen nicht retten können oder wollen, aber sie auch im Kampfe mit Otto IV., einem welfischen Gegenkönig, nur unachtbar getragen, bis er 1208 auf der Altenburg, der königl. Pfalz von Bamberg, einer Mörderhand erlag. Als aber der nun alleinanerkannte Otto dem Papste mißfällig wurde, der, wie in weltlichen Dingen überhaupt, so auch im (seit 1137 dauernden) Welfen- und Ghibellinenstreite das Schiedsrichteramt für sich begehrte, und sich, seit der Hohenstaufen Herrschaft in Neapel, in der Lombardei ein Bollwerk gegen Deutschland geschaffen hatte: rief Innocenz selbst den jungen Hohenstaufen auf den deutschen Thron. Nicht an dem Namen, sondern an der Sache hing seine Politik. Wie durch ein Wunder kam 1212 Friedrich, trotz allen Nachstellungen der Welfischen Partei, in Deutschland an, und wurde von der Hohenstaufischen mit offenen Armen empfangen. Schwaben erkannte ihn als seinen gebornen Herzog an. Der tapfere, aber stolze Otto hatte Manchen sich verfeindet; ein unglücklicher und unkluger Feldzug gegen Frankreich brach seine Macht; Friedrich wurde, nachdem er sich zu einem Kreuzzuge verpflichtet hatte, 1215 zu Aachen gekrönt, und Otto starb 1218 halb vergessen in seinen alt-sächsischen Erblanden. Der Besitz der deutschen und sicilianischen Kronen schien ihm die Hoffnung einzugeben, sich des ganzen Italiens mit der Zeit bemächtigen, die Lombardei bezwingen und den anmaßlichen geistlichen Universalmonarchen zur Würde des ersten Bischofs der Christenheit herabdrücken zu können. Aber er verrechnete sich in seiner Zeit, die seiner Ansicht und Aufklärung noch lange nicht gewachsen war, und Vorurtheile, die er besiegt, noch nährte. Wenn er auch eben seiner Unternehmung nicht unterlag, so hätte er doch zwei Menschenalter leben müssen, um sie zum Ziel zu führen. Groß,

Digitized by Google

wie der Plan selbst, war auch seine Besonnenheit, ihn nur langsam vorzubereiten, nichts zu übereilen. Er ließ demnach 1220 seinen ältesten Sohn Heinrich zum römischen König wählen, und begütigte den darüber aufgebrachten neuen Papst Honor III. (seit 1216, mit der Entschuldigung, daß diese Maßregel zum bevorstehenden Kreuzzug unerlässig gewesen sei, auch wolle er Sicilien nie mit dem Reiche vereinigen. Hierauf ging er, unbekümmert um die von den Mailändern verweigerte eiserne Krone, nach Rom, erhielt (1220) die Kaiserkrönung, und eilte seinen Erblanden als glorreich gekrönter Kaiser zu, die er fast als Flüchtling verlassen hatte. Dort galts, den Kreuzzug zuzurüsten, vorher aber die innern Verwirrungen des Landes auszugleichen. Allein das Übel lag zu tief in der ganzen Verfassung, hing selbst zu sehr mit den päpstlichen Vorrechten im Lande zusammen, als daß nicht Honorius gleich sehr darüber, wie über den verzögerten Kreuzzug, hätte murren sollen. Doch ging Friedrich auch gern in des edeln Deutsch-Ordens-Meister Hermann von Salza Vorschlag ein, sich mit der Tochter des Titularkönigs von Jerusalem, Johann von Brienne, zu vermählen, und seines Schwiegervaters Titel anzunehmen. Selbst der Papst gestand nun Aufschub zu, der Friedrichs Erblanden herrliche Früchte brachte. So unduldsam dieser gegen Ketzer im Reiche sein mußte, so schwere Edicte er gegen sie verhängte, deren Kinder, wenn sie nicht etwa ihre Ältern anzeigten, er sogar bis ins zweite Geschlecht aller Ämter und Ehren für unfähig erklärte, so schonend versetzte er, mit freier Glaubensübung, seine Araber von Sicilien nach Unter-Italien, und schuf sie zu seinen nützlichsten und treuesten Unterthanen um. Sein neues Gesetzbuch, bestimmt, nicht blos Kirche und Staat auszugleichen, nicht blos Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauer zu versöhnen, sollte für so verschiedene Völkerstämme, wie Römer, Griechen, Deutsche, Araber, Normannen, Juden und Franzosen, passen, und doch das Bestehende so viel als möglich schonen. In diesem Sinne arbeitete sein Petrus de Vineis, der noch als Student zu Bologna gebettelt hatte, bis zum J. 1231 den neuen Codex aus, ein Meisterstück, wenn man die Schwierigkeit der Aufgabe, die zu lösen war, erwägt. Doch was vermag die beste Gesetzgebung, wenn nicht der Unterthan zu ihr herauf gebildet wird? Darum gründete Friedrich im Paradies der alten Welt, in seinem Neapel, außer der gran corte, 1224 auch eine Landesuniversität mit einer Sorgfalt, die viele spätere Institutionen gleicher Art weit hinter sich zurücklässt. Für Arzneikunde blühte die hochberühmte Schule zu Salerno fort. Nicht minder glänzten die schönen Redekünste an Friedrichs Hofe wie in Deutschland, und Friedrich selbst kann mit zu den Erfindern der verfeinerten toscanischen Dichtkunst gerechnet werden; und die bildende Kunst fand unter Friedrichs Mäcenat einen Nicola, Masuccio und Tomaso da Stephani, so wie die Kunstsammlungen zu Capua und Neapel, selbst durch Nachgrabungen bei Augusta in Sicilien vermehrt, entstanden. Wie hoch stand Friedrich im 13. Jahrh. gegen den Barbaren des 16., der dies Museum zu Capua niederreißen und dessen Schätze zu Grunde gehen ließ! — Vor dem für 1227 anberaumten Kreuzzuge wollte Friedrich auf einem allgemeinen Reichstag zu Cremona, die Gesinnungen der Lombarden kennen lernen, und sich zu deren König krönen lassen. Doch dies verweigerten die Mailänder, erneuerten schnell ihren alten Bund mit 15 Städten, und ließen weder König Heinrich noch seine Deutschen zum Reichstag durch. Dafür traf sie die Reichsacht, und Honorius, der es wohl bei der bloßen Freude über jener Städte Hart-

Digitized by Google

sächtigkeit nicht hatte bewenden lassen, entschied sogar zu ihren Gunsten. Doch hatte er noch immer den Schein des Friedens gerettet. Ganz anders dachte sein Nachfolger Ugolino, Graf von Segna, als Gregor IX. Alle Leidenschaften des neuen Hierarchen kannten nur Ein Ziel: vollendeten päpstlichen Despotismus. Er drang sogleich auf den versprochenen Kreuzzug. Ein großer Haufe Wallbrüder hatte sich in Italien eingefunden; aber schon wütheten auch ansteckende Seuchen. Doch half kein Zaudern. Selbst erkrankt, bestieg der Kaiser ein Schiff, mit ihm der heilige Ludwig, Landgraf von Thüringen. Aber nach 3 Tagen mußte man zu Otranto wieder landen, weil Friedrich kränker wurde, und Ludwig sogar starb. Die Flotte kehrte vor Morea um, und der Kreuzzug war vereitelt. Das hatte der schadenfrohe und boshafte Gregor nur erwartet, schleuderte nun den Bann gegen den unschuldigen, umsonst sich rechtfertigenden Kaiser, und belegte dessen Länder mit dem Interdict. Aber Friedrich war größer als sein Unglück, und trat 1228 einen neuen Kreuzzug an. Dafür gebot Gregor dem Patriarchen von Jerusalem und den drei Ritterorden, sich dem Kaiser in allem zu widersetzen, und ließ Friedrichs Erblande durch seine Schlüsselsoldaten und Johann von Brienne erobern und verwüsten. Trotz dem gelang es Friedrich, was keinem wieder nach dem edeln Herzog Gottfried (1099) gelungen war, durch einen Vergleich mit Sultan Corradin von Aegypten, einen 10jährigen Waffenstillstand und Jerusalem, die heiligen Orte, das ganze Land zwischen Joppe, Bethlehem, Nazareth und Acre, und die wichtigsten Seestädte Tyrus und Sidon für sich zu erhalten. Das Volk jauchzte; aber der Neid des Patriarchen und der Ritter knirschte. Jerusalem, wo Friedrich sich am 18. März selbst die Krone aufsetzte, da kein Priester auch nur Messe lesen wollte, wurde mit dem Interdict belegt, und Friedrich selbst an den Sultan verrathen, wovon der biedere Sarazen dem Kaiser selbst die erste Kunde gab. Schnell ging nun der Kaiser und König nach Unteritalien zurück, eroberte, nach fruchtlosen Verhandlungen mit Gregor, sein Erbland wieder, und vereitelte alle Ränke des wüthenden Papstes, der ihn 1230 endlich vom Banne lösen mußte. Nur die Lombarden wollten nichts vom Frieden wissen, verlegten seinem Sohne den Weg zum Reichstag von Ravenna, und ließen sich durch Gregors Ermahnungen zum Frieden wenig täuschen, ja, während Friedrich endlich den Papst mit seinen Römern aussöhnte, suchte dieser den König Heinrich insgeheim gegen seinen Vater zur Rebellion zu bewegen, wobei er ihm offenen Empfang bei den Lombarden verhieß. Schon war Heinrichs Anhang auch in Deutschland groß genug, aber plötzlich stand auch Friedrich da, und der betäubte Heinrich bat fußfällig um Gnade. Als aber bald der unglückliche, verblendete Jüngling (man sagt durch Gift) ein neues Attentat auf seinen Vater machte, wurde er mit Weib und Kind nach San Felice in Apulien zu ewiger Haft geschickt. Im grellen Lichte steht es freilich da, daß Friedrich fast um dieselbe Zeit, mit Prunk und Geräusch, die dritte Hochzeit mit Isabelle von England feiert, wo er den Sohn der ersten Gemahlin in den Kerker schickt und auf dem großen Reichstage zu Mainz 1235 förmlich absetzen läßt. Dort wurde auch für Landfrieden und Gerechtigkeitspflege, für Handel (dessen Wichtigkeit wenige Fürsten, so wie Friedrich, damals einsahen) und Ackerbau heilsam gesorgt. Nun endlich glaubte sich Friedrich den Lombarden gewachsen, und rüstete sich zu Augsburg 1236. Ezzelinos da Romano (des Gewaltherrn von Verona) Freundschaft, nebst den ghibellinisch gesinnten Städten

Oberitaliens, sollten sein kleines Heer verdoppeln. Doch unterbrach noch ein schnell beendeter Kampf gegen den in die Reichsacht erklärten letzten Babenberger Friedrich, Herzog von Österreich, den schon begonnenen Krieg, und Conrads, seines zweiten Sohnes, Wahl zum römischen König (1237). Ein herrlicher Sieg bei Corte-Nuova am Oglio (26. und 27. Nov. 1237) brach, nach Wiederaufnahme des Kriegs gegen die welfisch gesinnten Städte Oberitaliens, die Macht der Lombarden, selbst der Caroccio von Mailand ging verloren; außer dieser Stadt, Bologna, Piacenz und Brescia, unterwarfen sich alle Städte; aber Gregors Grimm wuchs, zumal da noch der Kaiser seinen natürlichen Sohn Enzio (Entio) zum König von Sardinien ernannte, und sich zur Unterwerfung des Rests der Lombardei rüstete. Am Palmsonntag 1239 sprach er den Bann von neuem gegen Friedrich aus. Doch führte dieser seinen Krieg fort, litt aber durch geheime Verrätherei Ezzelinos, die er, argwohnfrei, nicht ahnete, manchen Nachtheil. Um den Krieg von Grund aus zu beenden, wendete er sich nun plötzlich gegen den Papst selbst (1240), drang durch Spoleto in den Kirchenstaat, eroberte Ravenna und ließ den Papst in seiner Hauptstadt zittern; Rom würde seine leichte Beute geworden sein, hätte er den letzten Rest von Aberglauben in seiner Brust besiegen und ans verzweifelte Übel auch ein verzweifeltes Mittel setzen können. Da aber und in den Edicten gegen die Ketzer waren die Banden, die den sonst so großen Friedrich noch an seine Zeit gefesselt hielten. Auch kannte er Gregor nicht, wenn er ihn zum Frieden zwingen zu können meinte. Er wollte seine Sache ohne den letzten Schwertstreich lieber auf einer Versammlung von Kirchenvätern vermittelt sehen, fand aber bald, daß nur seine entschiedensten Feinde dazu eingeladen wurden, und mahnte nun alle Prälaten von der Reise nach Rom ab, ja, er ließ endlich, da alle Warnung nichts fruchtete, seinen Sohn Enzio die Genuesische Flotte angreifen und vernichten, und über 100 auf derselben nach Rom eingeschiffte Prälaten nach Neapel als Gefangene bringen. Dieser Schlag streckte endlich den unbezwinglichen Gregor (21. Aug. 1241) aufs Todtenbett; aber er entriß selbst noch durch seinen Tod dem Kaiser den fast gewissen Sieg. Ueber diesen Unternehmungen hatte freilich Friedrich die nach Deutschland vordringenden Mogolen nicht selbst bekämpfen können, doch kehrten sie ohnehin nach ihrem Siege auf der Wahlstadt (1241) wieder um. Nach der ephemeren Erscheinung Cölestins IV. und langem Interregnum erzwang Friedrich endlich eine Wahl; aber Sigibald Fiesco, als Cardinal sein Freund, wurde als Innocenz IV. der furchtbarste seiner Gegner. Alle menschliche Empfindung war in ihm erstickt, die Kirche war sein eignes Selbst geworden, und die kälteste Entschlossenheit leitete ihn. Er bestätigte Gregors Bann, und entfloh plötzlich aus Italien, wo ihm des Kaisers Nähe zu gefährlich schien, nach Lyon (1244). Das war fast das schrecklichste, was Friedrich treffen konnte, denn nun blieb nur die Wahl, entweder als gemeiner Verbrecher vor dem Richterstuhl eines Priesters zu erscheinen, oder den ungeheuren Kampf mit dem Aberglauben des Jahrhunderts zu beginnen. Der Papst erneuerte nun den Bann, und berief ein allgemeines Concilium nach Lyon. Vor diesem führte Thaddäus von Sueffa, des Kaisers Kanzler, dessen Sache mit schlagender Beredsamkeit und Wahrheit, und widerlegte die boshaftesten wie die abgeschmacktesten Beschuldigungen. Umsonst ließ sich Friedrich, der Ketzerei beschuldigt, von einigen Geistlichen im Glauben prüfen; so religiös und rein ihn auch diese fanden, er war schuldig, weil er es sein sollte.

Der heilige Vater sprach den schrecklichsten Fluch, die Priester schwiegen, löschten ihre Kerzen und warfen sie zu Boden. Doch nicht blos durch die aufgesetzte Krone zeigte Friedrich, daß er noch Kaiser sei, fürstlich rechtfertigte er sich vor Europa's Fürsten, und während Innocenz an des Landgrafen Heinrich von Thüringen Wahl zum deutschen König arbeitete, focht er siegreich gegen die Lombarden, vereitelte eine Verschwörung an seinem Hofe, und verlor selbst den Muth nicht, als sein Sohn Conrad von jenem Gegenkönig Heinrich geschlagen wurde. Bald siegte Conrad wieder, und Heinrich starb schon 1247. Die tiefste Wunde schlug Petrus de Vineis dem Menschen Friedrich. Petrus hatte längst an seiner Treue gewankt, jetzt wähnte er sich entdeckt, und suchte Friedrich zu vergiften. Friedrich, tiefgebeugt, ließ ihn blenden und ins Gefängniß werfen. Dort tödtete sich der Unglückliche selbst. Und doch schien mit ihm sein guter Genius gewichen; Friedrich wurde fortan mistrauisch gegen seine Freunde, verlor Parma durch Empörung, und in einer davor angelegten Lagerstadt, Vittoria, eine entscheidende Schlacht, mit ihr sein Heer, seinen Schatz und seinen Freund Thaddäus von Suessa; bekam in Deutschland an dem eiteln Wilhelm von Holland einen Gegenkönig, sah seinen Sohn Enzio in die Hände der erbitterten Bolognesser fallen, und Ezzelino sich zu seinen Feinden schlagen. Seine eigene Gesundheit wankte, er wollte im Frieden sterben. Aber Innocenz jauchzte mit bittern Spott über diese Unfälle, und verwarf die annehmlichsten Bedingungen der Versöhnung. Doch noch einmal ermannte sich Friedrich, siegte in der Lombardei, und würde vielleicht über den in der allgemeinen Achtung immer mehr sinkenden, so wie in seiner politischen Stellung immer unsicherern Innocenz bald gesiegt haben, wenn ihn nicht selbst, am 13. Dec. 1250, zu Fiorentino der Tod in den Armen seines natürlichen Sohnes Manfred überrascht hätte. Er sollte Europa den hellen Tag der Vernunft noch nicht heraufführen, welchen es schwerlich schon ertragen hätte; aber sein Kampf für das Licht bleibt immer welthistorisch, und wenn auch noch ein Jahrhundert politischer und weltlicher Barbarei erfolgte, in welchem das edle Geschlecht der Hohenstaufen blutig unterging, so zeigte sich doch schon an dem ihm ähnlichen Ludwig dem Baier, daß Friedrichs Beispiel kein verlornes war, und daß eine große Idee, wenn sie einmal ins Leben getreten ist, so leicht dem Leben nicht wieder entzogen werden kann.

Friedrich III., der Schöne, Erzherzog von Österreich und Gegenkönig Ludwig des Baiern. Ihn gebar 1286 Elisabeth, Erbtochter Meinhards III. von Kärnthen, ihrem Gemahl, Herzog (seit 1298 deutschem Könige) Albrecht I. Nachdem sein älterer Bruder, Rudolph der Sanftmüthige, 1307 gestorben, und sein Vater am 1. März 1308 von Johann von Schwaben ermordet worden war, übernahm er, als der älteste noch lebende Sohn, die Regierung des Herzogthums für sich und seine jüngern Brüder. Wie er dort die Räuber ausgerottet, wie er mit seinem Vetter, Herzog Ludwig von Baiern, gleichfalls einem Enkel des großen Restaurators Rudolph von Habsburg, nur mütterlicher Seits, wegen der vom Landesadel ihm übertragenen Vormundschaft über die niederbairischen Herzoge gerechtet, aber 1313 bei Gamelsdorf geschlagen worden, trit in den Hintergrund der Geschichte, als er nach seines Vaters und Großvaters Kaiserkrone zu streben begann. Die von bei seines Vaters Tode, 1308, auf die Krone gemachte Rechnung [illegible] die Wahl Heinrichs VII. von Luxemburg. Als dieser aber plötzlich im Abendmahl, welches er durch ein Brechmittel wieder von sich zu geben zu fromm gewesen sei, vergiftet, bleibt zweifelhaft) zu Buon-

Digitized

convento in Italien verstorben, machte er ernstlichere Anstalten. Schnell söhnte er sich zu Ranshoven und Salzburg mit Ludwig aus, entsagte der Vormundschaft über Niederbaiern, und gewann das Herz des werthen Jugendfreundes zurück. Wie einst in den Tagen harmloser Kindheit zu Wien, wachten und schliefen sie zusammen. Hier versprach in traulicher Stunde Ludwig, die deutsche Krone auf keinen Fall anzunehmen, ja seinem Freunde allen Vorschub dabei zu leisten. So wies er wirklich eine Botschaft der zu Frankfurt versammelten Fürsten, die ihm die Krone boten, an seinen Friedrich, und erst nach langer Unterhandlung erklärte er sich zur Annahme bereit. So sah sich Friedrich von seinem Jugendfreunde hintergangen. Doch konnte er noch auf treuere Anhänger rechnen. Sonderbarer Weise waren damals, außer den drei geistlichen, alle weltlichen Churstimmen getheilt, indem Ludwigs eigner Bruder, Rudolph, für Friedrich stimmte, von den zwei sächsischen Linien die wittenberger für Friedrich, und die lauenburger für Ludwig sprach. So maßte sich auch, dem Böhmenkönig Johann gegenüber, der für sein Böhmen zitterte, und darum auf Österreichs Kosten Ludwig erhoben wünschte, Heinrich von Kärnthen die böhmische Krone und Stimme an, und sprach für Friedrich. Nur die brandenburger Stimme, zwischen den Brüdern Waldemar und Heinrich getheilt, war für Ludwig einig, der auch Mainz und Trier zu seinen Wählern zählte, während Friedrich nur von Cöln begünstigt war. Am 19. Oct. 1314 trafen beide Parteien zahlreich bei Frankfurt, die österreichische in Sachsenhausen, die baiersche oder luxemburgische auf dem alten Wahlfelde jenseits des Mains ein. Keine schloß sich an die andre an, jede wählte ihren Candidaten. Aber nur Ludwig den Baier ließ Frankfurt ein, und auf dem hohen Altar der Kirche S. Bartholomäus wurde der Neugewählte seinem Anhange und dem Volke gezeigt. Umsonst belagerte Friedrich die Stadt. Auch mit der Krönung zu Aachen kam Ludwig ihm zuvor, während Friedrich zu Bonn auf einer Tonne im freien Felde die Königskrone Deutschlands aufgesetzt bekam. Deutschland war von neuem zerrissen, wie in den Tagen des vierten Heinrichs, Philipps und des Schwaben Friedrich. Nur das Schwert konnte jetzt entscheiden. Da schien Friedrich, durch seinen kriegerischen Bruder, Leopold, den Glorreichen, die Blume der Ritterschaft genannt, das größere Gewicht zu haben, während Ludwig seinen eignen Bruder Rudolph erst zur Ruhe zwingen mußte. Beide Gegner machten den Papst (der sich in der Folge zu dem obersten Verweser des erledigten Reichs erklärte) mit ihrer Wahl bekannt, beide suchten ihre Partei zu verstärken; allein wenn auch Herzog Leopold bei Speier und Augsburg mit seines Bruders Gegner hart genug zusammentraf, wenn bei Eßlingen fast in den Fluthen des Neckars hartnäckig gekämpft wurde, so führte es keine Entscheidung herbei. Friedrichs Kriegsmacht, durch drückende Kriegssteuer in Österreich unterhalten, durch den Zug gegen den Grafen von Trentschin getheilt, durch seines Bruders unglückliche Schlacht gegen die Schweizer bei Morgarten (15. Nov. 1315) geschwächt, konnte sich fast nur, so wie die Ludwigs, auf den kleinen Krieg einlassen. Friedrichs glänzendes Beilager zu Basel, mit Elisabeth von Arragonien, die alle Reize der Schönheit, Dichtung und Liebe verherrlichten, gab ihm nur eine Gefährtin für seine Leiden, die ihr zahllose Thränen, und dadurch das Licht der Augen kosteten, und sie wenige Monate später dem Gemahle in die Gruft nachfolgen ließen. Auch ein in diese Zeit fallender Bund der böhmischen Herren, die Lipa an der Spitze, 1317, mit Friedrich, um einen seiner Brüder an König Johanns Stelle zu

Digitized by Google

setzen, und seine Verbindungen, in Italien angeknüpft, vermochten ihm ein dauerndes Übergewicht noch keineswegs zu sichern, so lange nicht eine Hauptschlacht zwischen beiden Gegnern günstig für ihn ausfiele. Zwar wurde Baiern 1320 von Friedrich und Leopold schrecklich verwüstet, und Ludwig, auf seine festen Orte beschränkt, durch diese Noth und durch den sonderbaren Unfall bei Mühldorf auf den Höhen, 1319, mit dem Gedanken selbst nach und nach vertraut, dem Reiche lieber gänzlich zu entsagen. Allein sein Anhang richtete seinen alten Muth bald durch neue zahlreichere Unterstützung wieder auf, und mit dieser glaubte er seinem, mit großem Heere von Salzburg heranziehenden Gegner entgegen treten zu können. So kam es, fast in derselben Gegend, wo 522 J. später die Schlacht bei Hohenlinden vorfiel, und am funfzigsten Jahrestage der Erwählung Rudolphs von Habsburg, auf der Behenwiese zwischen Mühldorf und Ampfing zur Schlacht. Ludwigs Heer war das geringere, und Friedrich erwartete sogar noch seinen mit Truppen aus Schwaben herbeieilenden Bruder Leopold, und sandte Eilboten ihm entgegen, die aber von den Fürstenfelder Mönchen aufgehalten wurden. Ludwig zögerte, gleichfalls noch auf Verstärkung hoffend. Friedrich, ohne Kunde von Leopold, beschloß, gegen den Rath der Sterndeuter und der Kriegskundigen, den Angriff (28. Sept. 1322). In vergoldeter Rüstung, königlich geschmückt, stand er in des Heeres Mitte, wo Dietrich von Pilichdorf den Banner Österreichs hielt. Ihm rechts stand sein Bruder Heinrich. Ludwig hatte, seinen Mann wohl kennend, dem unansehnlichen, aber kriegerfahrensten Ritter seiner Zeit, Seifried Schweppermann, aus der Oberpfalz, den Oberbefehl anvertraut, und mit ihm focht Johann von Böhmen und Heinrich von Niederbaiern. Burggraf Friedrich von Nürnberg blieb jenseits des Isen, den Ludwig überschritt, mit seinen Reitern im Hinterhalt. Zehn Stunden wurde mit Heldenkraft gestritten, schon lag König Johann unter Pilichdorfers Rosse, und seine Böhmen waren von den Ungarn hart bedrängt, schon wankte Ludwigs Heer, als Schweppermann den Burggraf mit seinen Schaaren verbrechen ließ. Seine österreichischen Farben täuschten Friedrich, der ihn für Leopold hielt; sein ungestümer Angriff enttäuschte sie schrecklich, und entschied für Ludwig. Schon war die Flucht der Österreicher allgemein, schon ihr Banner mit Erzherzog Heinrich selbst in der Feinde Händen, als immer noch Friedrich tapfer kämpfte. Albrecht Rindsmaul, Schwager Schweppermanns, Pfleger von Neustadt, setzte ihm hart zu; des Königs Roß stürzte: da ergab sich Friedrich dem Burggrafen von Nürnberg; die Schlacht war verloren. Den hohen Gefangenen nahm sofort das feste Schloß Trausnitz auf, bei Nabburg, im Thale an der Pfreimt. Herzog Leopold, schon auf dem Wege zu seinem Bruder, war schnell nach Schwaben zurückgegangen, gebeugt über seines Hauses Fall, doch muthig auf seines Bruders Rettung bedacht. Fast drei Jahre brachte Friedrich auf der Trausnitz in enger, aber anständiger Haft zu, und solche Lage drückte zwar seinen sonst so lebensfreudigen Geist darnieder. Er ließ Bart und Haupthaar wachsen, schnitzte Pfeile, die er nicht gegen seine Feinde brauchen konnte, deren einige noch heute übrig sind. Die edle Königin that umsonst Wallfahrten, fastete und kasteiete sich, und weinte sich um ihre Augen. Leopold aber, dem ein Versuch, die Trausnitz zu erobern und Friedrich zu entführen, mißlungen war, suchte Ludwig

Johann XXII. und im Hause Luxemburg und Böhmen mächtige Gegner zu erregen, und wirklich suchte der Papst dem Könige Carl von Frankreich Deutschlands Krone zuzuwenden. Da gedachte, selbst

geängstigt, Ludwig seines Gefangenen, und hörte williger, wenn ihm der fromme Abt der Carthause Maurbach, Friedrichs Beichtvater, von Versöhnung mit seinem Herrn sprach. Ludwig eilte endlich (März 1325) nach Trausnitz, und kündigte dem Gegenkönig Freiheit an, nachdem dieser allem Anspruch auf das Reich entsagt, die Wahlurkunden und die besetzten Länder herauszugeben, und mit seinem Bruder ihm gegen den Papst selbst beizustehen sich verpflichtet hatte. Doch gelobte Friedrich mit einem Eide, sich wieder einzustellen, wenn die Bedingungen nicht zu erfüllen wären. Aber weder Leopold, noch Papst Johann erkannten diese Bedingungen an, Friedrich wurde sogar von seinem Eide entbunden, und — zu groß zum angerathenen Wortbruch — stellte er sich zu München wieder bei Ludwig als Gefangenen ein. Solche deutsche Treue rührte tief den Kaiser Ludwig; er nahm ihn nur als Freund bei sich auf, aß und schlief mit ihm, und vertraute ihm, da er zu seinem Sohne nach Brandenburg eilen mußte, gegen Leopold die Vertheidigung der bairischen Erblande an. Das konnte freilich der erstaunte Papst mit seiner Politik nicht reimen. Endlich soll (die Baiern läugnen es) Ludwig seinem Freunde selbst die Mitregierung des Reiches angeboten haben (Sept. 1325), womit auch Leopold zufrieden war; aber die Churfürsten und der Papst verwarfen diese Auskunft. Überdies starb auch Herzog Leopold, den Ludwig am meisten fürchtete, und mit ihm Friedrichs Stütze; daher kam auch ein zweiter Vertrag (wenn die Urkunde wirklich ächt ist), daß Ludwig Italien und die römische Krone nehmen, Friedrich als römischer König in Deutschland herrschen sollte, nicht in Erfüllung. Noch einmal sah (1327) Ludwig seinen Freund zu Insbruck, wo dieser Hof hielt, aber man merkte bald, daß die alte Freundschaft lau geworden war; darum griff auch Friedrich nicht, nach Ludwigs Willen, zu dem Schwert, als sein eigner Bruder, Otto der Fröhliche von Österreich, gegen ihn sich rüstete; er zog es vor, sich mit ihm schnell auszusöhnen. Es drängte ihn, der Welt zu entsagen. Auf dem einsamen Guttenstein an der Piesting lebte er frommen Betrachtungen und wehmüthigen Erinnerungen, und starb am 13. Jänner 1330. In der Carthause zu Maurbach, seiner Stiftung, wurde er begraben, nach deren Aufhebung, 1783, seine Gebeine in dem Münster von St. Stephan beigesetzt wurden. Er hatte (so zeichnet ihn ein Neuerer) von seiner einnehmenden Gestalt den Beinamen des Schönen erhalten. In seinen Sitten, seiner Gesinnung, seiner Art war nichts, was mit dieser Benennung im Widerspruch gestanden hätte. Er war ein liebenswürdiger und ritterlicher Mann, aber keineswegs ausgezeichnet durch große Eigenschaften im Felde oder im Rathe. Aber der reichere Geist und die unzerstörbarere Kraft war bei seinem glücklicheren und doch so wenig glücklichen Gegner. —Br—

Friedrich, als röm. Kaiser III., als deutscher König IV., als Erzherzog v. Österreich V., Sohn Herzogs Ernst des Eisernen und der masovischen Cymburgis, mit der forterbenden großen Lippe, war zu Insbruck (21. Sept. 1415) geboren, und wurde das Haupt der über Steiermark, Kärnthen und Krain herrschenden Linie, während in Tyrol und Niederösterreich zwei andere, endlich auch an ihn (1458, 1463 u. 1496) und seinen Sohn mit ihren Ländern fallende Linien (die albertinische und leopoldinische) regierten. Kaum mündig geworden, holte er, nach Fürstensitte jener Zeit, im gelobten Lande den heil. Grabes- und den Cypernorden. Er übernahm 1435 mit seinem unruhigen Bruder Albrecht, dem Verschwender, die Regierung seiner Lande, die freilich

Digitized by Google

wenig mehr als 16,000 Mark eintrugen, und wurde Vormund für seine Vettern Sigmund von Tyrol und Ladislav Posthumus von Niederösterreich, Ungarn und Böhmen. Friedfertig und Ruhe liebend, keusch und mäßig, der Astrologie, Alchemie und Botanik besonders hold, nicht ohne Verstand und guten Willen, aber ohne Kraft, Beharrlichkeit und Strenge, völlig ohne sichern politischen Blick, hatte eben ihn das Schicksal ausersehen, in einer Zeit aufzutreten, welche an politischen und religiösen Gährungen, an den folgereichsten Reibungen und Entwickelungen so fruchtbar war; wo sich in einer Menge Anzeigen unverkennbar eine neue Ordnung der Dinge ankündigte, welche zu begreifen und lebendig in sich aufzunehmen, bei welcher kräftig mitzuwirken, Ehre und Pflicht gewesen wäre. Fiel doch in die Zeit seiner 53jährigen Regierung über Österreich und seiner 53 Herrscherjahre als deutscher König die Eroberung Constantinopels durch die Türken; das durch griechische Flüchtlinge und vermehrte Universitäten in Deutschland und Italien höher angeregte Wiederaufleben der Wissenschaften; die Erfindung der Buchdruckerei, die größte, nach der Sprache und Schrift; das sichtbare Ausbilden der westeuropäischen Staaten zu einem Staatensystem, das in der Idee des Gleichgewichts seinen Stützpunkt suchte, und sich im Kampfe über Italien practisch beurkundete; das verhängnißvolle Ende des Herzogthums Burgund, der Anlaß 200jähriger Kriege; die durch die costnitzer und baseler Kirchenschlüsse erschütterte päpstliche Macht; die großen Seeentdeckungen von der pyrenäischen Halbinsel aus; in Deutschland, das unter 1500 Herren sich theilte, selbst der letzte Kampf des Faustrechts mit dem tiefgefühlten Bedürfniß einer gesetzmäßig innern Gestaltung! — Als er 1440 von den deutschen Fürsten einstimmig auf den deutschen Thron berufen wurde, und nach dreimonatlichem Bedenken ihrem Wunsche nachgab, und sich dann 1442 krönen ließ (womit bis 1740 die ununterbrochene Reihe deutscher Kaiser aus habsburgischem Mannsstamme beginnt), lag darin mehr als Eine Aufforderung, in die großen Interessen seiner Zeit kräftig einzugreifen; aber die Geschichte hat fast mehr zu erzählen, was unter ihm, als was durch ihn geschah. Unheimlich war ihm alles, was ihn aus seiner engen Sphäre riß, und es fehlte ihm vor allem an einer tüchtigen Gesinnung für sein Deutschland. Freilich ist in Deutschlands und seiner eigenen Lage manche Entschuldigung für ihn bereit. Anfangs bei kleiner und noch getheilter Hausmacht, mit seinem eigenen Bruder und übermächtigen Nachbaren, wie Böhmen und Ungarn, in offenem Streite, gab die Kaiserwürde allein wenig Stärke, wo fast 1500 Reichsstände die Kaisersmacht, von fast gar keinen Krongütern mehr unterstützt, zum Schattenbilde herabgewürdigt, durch Zwietracht und Gesetzlosigkeit allen Reichsbeschlüssen getrotzt, und alle Reichstage durch Zaudern und Verschieben unnütz, oder nur darin fruchtbar gemacht hatten, daß immer einer den andern nöthig machte. „Wiewohl, sagte damals Äneas Sylvius (Pius II., Piccolomini), ihr den Kaiser für euern Herrn und König anerkennt, so ist sein Ansehen nur ein bildhaftes; ihr gehorcht ihm nur, wenn es euch gefällt, und was gefällt euch selten. Ihr wollt unabhängig sein, und weder Fürsten noch Stände geben dem Kaiser, was des Kaisers ist. Er hat keinen Schatz, kein Einkommen. Daraus entspringt denn, daß ihr immer in endlose Kriege verwickelt und allen Übeln einer getheilten Macht ausgesetzt seid.“ Gleich im Anfang seiner Regierung kam Friedrich in einen Krieg mit seinem Bruder Albrecht, der in Vorderösterreich regierte, und in Gefahr, sein ganzes Erbland zu verlieren. Für 70,000 [illegible]

Kronen erkaufte er die Räumung seiner Länder. Als sein Mündel Ladislav, zu dessen Zurückgabe an seine Unterthanen in Niederösterreich, Böhmen und Ungarn er von Ulrich Eyzinger (1452) mit 16,000 Mann durch die Belagerung von Wienerisch-Neustadt gezwungen wurde, nachdem eine frühere Belagerung (1446) durch Johann Corvin zu gleichem Zweck nichts ausgerichtet hatte, kinderlos gestorben war (1457), kam N. Österreich an Friedrich, O. Österreich an Albrecht, und ein Theil von Kärnthen an Siegmund von Tyrol, Wien aber blieb allen gemeinschaftlich. Bei diesem Todesfall erlebte Friedrich die durch ein kräftigeres Benehmen leicht vermiedene Demüthigung, daß, trotz seiner Ansprüche auf Böhmen und Ungarn, in ersterem Lande ihm Georg Podiebrad, in letzterem Matthias Corvinus vorgezogen wurde. Kaum war dies verschmerzt, als sein Bruder Albrecht 1462 die Hauptstadt Wien gegen Friedrich insurgirte, und dieser, hier belagert, nur von seinem Gegner Podiebrad gerettet werden konnte. Bei dieser Noth hatte er sich endlich einmal entschlossen gezeigt und erklärt, eher solle die Burg sein Gottesacker werden, ehe er meuterischen Unterthanen sich ergebe. Erst mit Albrechts Tode (1463) bekam er von dieser Seite Ruhe. Was auf seinen Reichstagen geschah, beschränkte sich auf einige wenig beachtete Gesetze über den Landfrieden (ja das Faustrecht wurde gleichsam sanctionirt, weil die Fehde, drei Tage zuvor angekündigt, und nicht von Donnerstag bis Sonntag geführt, erlaubt wurde); auf ein unwichtiges Edict zur Verbesserung der Münzen im Reiche (während er selbst mit seinem Bruder Schinderlinge schlug); auf eine Beschränkung des Vehmgerichts auf rother Erde, das ihn selbst einmal vorzuladen sich erdreistet; auf einen Plan zur Aushebung der Reichshülfe, die in die große und die kleine oder eilende getheilt wurde, aber bei der Kostenvertheilung auf die einzelnen Stände fast übergroße Schwierigkeiten fand; auf einen Plan zur Errichtung eines Reichskammergerichts, welches erst unter seinem Sohn zu Stande kam (1495). Auch war der schwäbische Bund (1488), so heilsam er sich gegen die ungestüme Aristokratie erwies, mehr ein Werk der allgemeinen Noth, als seiner Politik. Was man endlich unter dem Namen der Reformation dieses Kaisers (1441) rühmt, war wohl wenig mehr, als ein entweder von den Städten, oder von einem Mann aus Friedrichs Umgebungen ausgegangener Entwurf zu einer Magna Charta Deutschlands, für die weltlichen, wie für die geistlichen Stände; und wenn auch treffliche Ideen, z. B. zu einem allgemeinen Nationalgesetzbuch Deutschlands, zur Entfernung des römischen Rechtes und des geistlichen Standes von Berathung weltlicher Sachen, zu Gleichförmigkeit der Münzen, Maaße und Gewichte, zur Gestaltung des Handels und Gewerbes, so wie der Streitkräfte der Nation u. s. w., darin niedergelegt waren, so war das Ganze wahrscheinlich blos Privatarbeit, und gewiß nie zur öffentlichen Sanction gekommen. Ja, seine Schlaffheit gab sogar dem schlauen Äneas Sylvius, der des Papstes nicht weniger, als Friedrichs geheimer Secretair war, den leichten Sieg, in den traurigen wiener Concordaten (Febr. 1448) an Nicolaus V. alles wieder aufzuopfern, und alle Rechte hinzugeben, die das Concilium zu Basel, den Päpsten gegenüber, erstritten hatte. Auch die Kaiserkrone, die er mit der lombardischen zugleich 1452 zu Rom sich holte, gab ihm weder höhere moralische Kraft, noch vermehrte politische Selbständigkeit. Selbst die erste Berührung seiner portugiesischen Gemahlin, Eleonore, ließ er von astrologischen Bestimmungen abhangen. Nur im Aufstand zu Wi-

Digitized by Google

trabe zeigte er den persönlichen Muth, in die Rebellen mit dem Stocke einzuhauen. Dafür kaufte er allenfalls den Räubern Frieden ab; erneuerte seinem Hause den erzherzoglichen Titel, und pflegte seine Pflanzen, während die Türkennoth immer größer wurde. Eben so wenig wagte er etwas gegen Mailand, als dort, nach Erlöschen des Mannstammes der Visconti, der Usurpator Sforza sich behauptete. Wie unglücklich und schwankend er in seiner Politik nach außen war, bezeugen seine Verhältnisse mit Ungarn und mit Böhmen, und die Art, wie er sich, um die dem Hause Österreich entrissenen Krongüter wieder zu erlangen, in die Angelegenheiten der uneinigen Schweizer-Cantone mischte, und wie er, selbst zu schwach, vom Reich verlassen, ein fremdes Kriegsvolk aus Frankreich unter dessen Dauphin herbeirief, das bei S. Jacob an der Birs, von der Schweizer Tapferkeit eines andern belehrt, seine Waffen zum Theil gegen Deutschland und Österreich selbst wendete. Noch größre Gefahr drohte ihm in Deutschland selbst. In der pfälzischen Erbfolgesache (1449) verfeindete er sich mit Friedrich dem Siegreichen (Bruder des verstorbenen Ludwigs), der statt seines Neffen Philipp die Chur für sich verlangte, und als Friedrich widersprach, Mainz, Trier und eine Anzahl deutscher Fürsten auf seine Seite brachte, und selbst dem Böhmen Georg Podiebrad Aussicht zur Kaiserkrone machte. Mehrmals versammelten sich die mißvergnügten Prinzen und erließen an den Kaiser (1461) Briefe voll der bittersten Vorwürfe, und mit seiner Absetzung drohend, schrieben sie seiner Schwäche und Regierungsunfähigkeit alles Elend Deutschlands zu. Wenig würden Friedrichs Unterhandlungen, bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit ihm, gefruchtet haben, wenn nicht dem schlauen Pius II., der Frieden stiftete, mit einem solchen Kaiser mehr, als mit einem geheimen Calixtiner und einem Podiebrad dazu, gedient gewesen wäre. Fast ohne Widerstand ließ Friedrich die Osmanen 1469 bis Krain und 1475 fast bis Salzburg vordringen; ruhig sah er die Fürsten Sachsens im Bruderkriege sich befehden. Seiner schwankenden Politik, der zufolge er die Könige von Böhmen und Ungarn unter sich verfeindete, hatte er es zuzuschreiben, daß endlich beide gegen ihn die Waffen kehrten, und besonders Matthias ihn so in die Enge trieb, daß Friedrich auch nicht einer Stadt in seinen Erblanden mehr mächtig war. Auch Carl den Kühnen, dessen reiche Erbtochter er für seinen Sohn verlangte, täuschte er bei den Unterhandlungen zu Trier (1473) über die Erhöhung Burgunds zu einem Königreiche, die er durch schleuniges Wegeilen abbrach, und gerieth dafür mit Herzog Carl selbst in einen Krieg, dem er persönlich beiwohnte, ohne etwas auszurichten, da er einen Bund mit Frankreich, Schweiz und Lothringen durch 200,000 Kronen sich von Carln abkaufen ließ. Als endlich sein 1486 zum römischen König erwählter Sohn, Maximilian, nach Carls Tode (1477) die Hand der Maria und mit ihr die reichen Niederlande davon getragen hatte, wurde dieser mit Frankreich, und über die Vormundschaft für seine Kinder mit den eignen Niederländern in Krieg verwickelt, und 1488 selbst gefangen genommen. Dies rüttelte den alten Friedrich aus seiner Unthätigkeit, und er zog diesmal in Person dem Sohne zu Hülfe. Maximilian verschaffte dann seinem Vater Österreich wieder; nur die durch Matthias Tod, 1490, erledigte ungarische Krone mußte er Ladislav von Böhmen lassen. Endlich, nach so vielen vereitelten Planen, die ihn indeß weniger beunruhigten, als der Gedanke, wegen eines ihm abgenommenen Beines nach seinem Tode der einbeinige Kaiser genannt zu werden, starb Friedrich III. an zu reich-

lichem Genuß von Melonen den 19. Aug. 1493, und überließ es seinem größern Sohne, das von Friedrich auf seine Bücher und Paläste gesetzte Anagramm A. E. I. O. U. (Austriae Est Imperare Orbi Universo?) zu verwirklichen. —Br.—

Froben, Johann, ein berühmter Buchdrucker, war zu Hammelburg in Franken 1460 geboren, und ging nach Vollendung seiner Studien nach Basel, wo er Anfangs Corrector in Amerbachs Officin war und 1491 eine eigne Officin errichtete, deren erster Druck eine lateinische Bibel war. Seine Drucke, welche sich durch große Correctheit empfehlen, waren meist theologischen, vorzüglich patristischen Inhalts; doch verdankt man ihm auch mehre vorzügliche Ausgaben alter römischer Classiker. Seine griechische Type ist nicht schön, seine lateinische rund und deutlich, ohne gefällig zu sein, vorzüglich hat seine Majuskel etwas Schwerfalliges. Seine Titelblätter sind gewöhnlich etwas überladen, doch sind die Randeinfassungen bei vielen derselben nach Zeichnungen von Holbein und nicht ohne Verdienst. Auch kennt man von ihm einen Pergamentdruck (die zweite Ausgabe des Erasmischen neuen Testaments von 1519). Er war ein vertrauter Freund des Erasmus von Rotterdam, der sein Hausgenosse war und alle seine Schriften von ihm drucken ließ. Er starb an den Folgen eines unglücklichen Falles im J. 1527. Seine Officin wurde von seinen Söhnen Hieronymus und Johann, und später von seinen Enkeln Ambrosius und Aurelius mit geringerm Glücke fortgesetzt.

Froissart (Jean), ein berühmter französischer Dichter und Historiker, der gegen das Jahr 1338 zu Valenciennes geboren wurde, wo sein Vater wahrscheinlich Wappen- und Schildermaler war, ein Gewerbe, welches in jenen Zeiten der Adelherrschaft seinen Mann nähren mochte. Die, durch Vorsetzung des Prädicats „Ritter" auf einer Copie von Froissarts Manuscripten entstandene Meinung, als stamme er aus adeligem Geschlechte, ist ungegründet, und vermuthlich dieser Titel ihm nur von einem spätern Abschreiber seiner Werke, im Gefühl der Hochachtung für dieselben, geliehen worden. In seiner Jugend war Froissart dem geistlichen Stande bestimmt, und erhielt demnach eine diesem Beruf angemessene gelehrte Erziehung; bald entwickelte sich aber bei ihm seine Neigung zu der Poesie, die zugleich mit einer großen Vorliebe für die Schönen, für Feste, Freuden und Galanterie verbunden war, so daß er gleichsam, sowol in seinem Leben und Abenteuern, als in seinen Schriften, ein treues Bild des heitern und fröhlichen Charakters seiner Landsleute in jenen Zeiten darstellt, wo noch Liebe, Gesang und ritterliche Courtoisie beinahe die ausschließlichen Aren waren, welche sich das gesellige Leben drehte. Nachdem er kaum seine Studien vollendet und erst 20 Jahre alt war, begann er, auf die Ermunterung seines lieben Meisters und Herrn, des Messire Robert de Namur, die Geschichte der Kriege seiner Zeit zu schreiben, welche Beschäftigung da er zugleich mehrere Reisen unternahm, um den Schauplatz der beschreibenden Begebenheiten selbst zu untersuchen, denn auch mit diente, ihn in etwas von einer Neigung zu heilen, die er zu einer gen und reizenden, aber weit über seinen Stand erhabenen Dame, faßt hatte, mit welcher er durch gemeinschaftliches Lesen von Dichtern und Romanen vertraut worden war, und deren später erfolgte Vermählung ihn so unglücklich machte, daß er es in Frankreich nicht glaubte länger aushalten zu können, und deswegen nach England ging, wo man ihn sehr günstig aufnahm, und besonders Madame Philippa Hainaut, König Eduards III. Gemahlin, die ihn schon als Knaben

Digitized by Google

kannt hatte, sich zu seiner Beschützerin erklärte. Diese seine Beschützerin verschaffte ihm auch die Mittel, einige Zeit wieder in Frankreich in der Nähe seiner vornehmen Angebeteten leben zu können; bald aber kehrte er doch an den Hof von England wieder zurück, wo man den fröhlichen Dichter und Sänger edler Ritterthaten so gern hatte, und von hier aus Schottland bereisend, folgte er dem schwarzen Prinzen nach Aquitanien und Bordeaux, und wollte ihn sogar auf seinem Zuge nach Spanien gegen Heinrich Trastamare begleiten. Später ging er mit dem Herzog von Clarence nach Italien, als dieser die Tochter Galeazzo Viscontis heirathete, und ordnete die Festlichkeiten an, welche der sogenannte grüne Graf, Amadeus VI. von Savoyen, seinem Herrn zu Ehren gab. Als endlich seine Gönnerin Philippe starb, gab er alle Verbindung mit England auf, und trat, nach noch manchen Abenteuern als Diplomat und Krieger (zu welchen beiden Dingen er sich übrigens, wie er selbst erzählt, gar nicht paßte), als Hauscaplan in die Dienste des Herzogs Wenzel von Brabant, der selbst Dichter war, und von dessen Poesien, die er mit den seinigen untermengte, er eine Ausgabe veranstaltete, die eine Art von Roman, unter dem Titel: „Meliador," bildet. Nach Wenzels bald erfolgendem Tode, ging er nun in die Dienste des Grafen Gui de Blois, der ihn ermunterte, seine Geschichte, oder Chronik vielmehr, fortzusetzen, weshalb er denn eine Reise zu dem Grafen Gaston Phöbus de Foy unternahm, um aus dem Munde der an dessen Hofe lebenden bearnischen und gasconischen Ritter die Thaten zu hören, welche sie allzumal verrichtet hatten. Auf diesem Wege ward er nun mit dem Ritter Messire Espaing du Lion bekannt, der alle Kriegszüge mitgemacht hatte, und ihm die Data davon so offen und naiv ertheilte, daß der aus diesen Berichten entstandene Theil der Froissartschen Chronik, in Betreff des Tons und Styls, zu dem Besten gehört, was der Dichter lieferte. Später, und nachdem er noch viele Abenteuer bestanden, ging er noch einmal nach England, wo Richard II., ein Sohn des schwarzen Prinzen, damals herrschte, und woselbst er so lange blieb, bis dieser Fürst den Thron verlor, worauf er denn, dies Ereigniß noch beschreibend, nach Flandern ging, allwo er wahrscheinlich um's J. 1400 starb, als bis wohin überhaupt seine Geschichtserzählungen reichen, deren Colorit und Styl ganz das Gepräge seines bewegten Lebens tragen, und köstliche Documente des Charakters und der Sitten seiner Zeit sind. Von den Copien seiner Geschichtswerke, die man in verschiedenen Bibliotheken findet, ist die auf der breslauer Bibliothek die beste und vollständigste, die deshalb auch so hoch gehalten wird, daß man, als 1806 die Franzosen diese Stadt durch Capitulation einnahmen, ausdrücklich in einem eigenen Artikel dieses Vertrages ausbedung, daß dies Manuscript der Stadt verbliebe. Froissart's Poesien werden aber im Manuscript in der königlichen Bibliothek in Paris aufbewahrt. Übrigens erschien von seiner Chronik von Frankreich, England, Schottland, Spanien und Bretagne vom J. 1326 bis 1400 (die durch einen Unbekannten bis 1498 fortgesetzt ist) sehr früh in Paris eine Ausgabe in Quart, in 4 B. die 1503, 1514, 1518 und 1530 neu gedruckt worden ist. Andere Ausgaben sind später noch in Paris und London, und neuerdings eine Übersetzung von Th. Jones 1808, mit einem Supplement 1810 in England erschienen. Auch hat man eine Übersetzung in's Flamändische von G. P. van der Loo. Die von Dacier begonnene neue Ausgabe der Froissartschen Schriften wurde durch die Revolution unterbrochen, und ist bis jetzt noch nicht vollendet.

Digitized by Google

Fruchtbarkeit ist die Eigenschaft organischer Wesen, neue Individuen derselben Art zu erzeugen. Diese Kraft ist bei einigen in ganz unglaublich hohem Grade vorhanden; in einem Mohnkopfe hat man 32,000 Samenkörner gezählt; die Ulme erzeugt jährlich an 100,000 Körner, ja unsere Obstbäume: Kirschen, Pflaumen u. s. w., wie zahlreich ist der Same, den sie jährlich hervorbringen. Da nun in jedem Samenkorn die Fähigkeit ist, ein Individuum derselben Art zu werden, so müßte bald, wenn jedes einzelne dazu emporwüchse, die ganze Erdoberfläche von einer solchen Pflanzenart bedeckt werden. In den niedern Thierclassen ist die Fruchtbarkeit nicht minder groß; die Königin der Bienen legt jährlich über 5 bis 6000 Eier; die großen Schwärme von Mücken, Heuschrecken, welche bisweilen in den Feldern der Tartarei erscheinen und ganze Strecken Landes verödeu; die Raupen, welche auch in unsern Gegenden in manchem Jahre so zahlreich sind, lassen auf eine sehr große Fruchtbarkeit schließen. Der kleinste Hering hat 10,000 Eier, ein Karpfen, der nur ½ Pfund schwer ist, 100,000, ein größerer 262,280; ein Barsch 324,640; der Roggen eines Störs wog 119 Pfund, da nun 7 Eier einen Gran schwer sind, so folgt, daß hier 7,653,200 Eier vereinigt waren. In dem Stockfisch hat man die Zahl der Eier auf 9,344,000 berechnet. In den höhern Thierclassen vermindert sich die Fruchtbarkeit, doch ist sie auch im Menschen noch größer als die Sterblichkeit. Bei diesem aber ist sie nach Maßgabe des Climas, der Jahrszeiten, der Nahrungsmittel, Gewohnheiten, Sitten, des Temperaments und der individuellen Beschaffenheit der Eheleute sehr großer Mannichfaltigkeit unterworfen und in sehr verschiedenem Grade vorhanden, so daß neben unfruchtbaren Ehen andere vorkommen, in welchen eine sehr große Menge von Kindern geboren werden.

Fualdes (der Mord des). Dieser im Anfange des J. 1817 zu Rhodez (einer kleinen, aber nahrhaften Fabrikstadt im Departement Aveyron im südlichen Frankreich) sich zugetragene Mord gehört, theils der Art seiner Ausführung wegen, theils wegen der Menge der dieserhalb in Untersuchung gekommenen Personen, theils endlich auch noch wegen der, während der Untersuchung selbst sich einmengenden mannichfachen Parteiumtriebe, zu den merkwürdigsten und verwickeltsten Criminalfällen neuerer Zeit, und erweckte eben dieserhalb sowol in Frankreich, als im Auslande, ein ungemeines Interesse, das selbst nach Beendigung des Verfahrens vor dem zweiten Gerichtshof, an welchen die Sache verwiesen worden war (der Assise zu Alby im Departement Tarn) noch dadurch wieder von neuem angeregt wurde, daß, durch neue Inzichten veranlaßt, die Sache noch einmal wieder aufgenommen und zu neuer Untersuchung vor den Criminalhof zu Toulouse gebracht wurde, wodurch denn abermals mehrere, bis dahin noch gar nicht in die Sache verflochtene Personen implicirt, und in der Meinung Vieler das früher zu Alby ausgesprochene und zum Theil auch ausgeführte Urtheil als ein unrechtes erschien. Eine kurze Darlegung des Herganges dieser verwickelten Sache wird den Leser möglichst darüber aufklären; wem indeß daran gelegen ist, sich über das Detail der Untersuchung selbst (die höchst merkwürdig und nicht immer frei von allen Einwirkungen fremdartiger Dinge war) genauer zu unterrichten, den müssen wir, da dies alles hier anzuführen der Raum nicht erlaubt, auf die zu jener Zeit in Frankreich deshalb erschienenen Pamphlets, so wie auf die französischen öffentlichen Blätter (als Journal des Débats, Constitutionel etc.) verweisen, wo die durch Stenographen nachgeschriebenen gerichtlichen Verhandlungen, weitläufigen Zeugenver-

Digitized by Google

dore u. s. f. zu finden sind *). — Fualdes, ein Mann von mittleren Jahren, von Religion ein Protestant, seinem politischen Glauben nach der Partei der Liberalen, oder auch Buonapartisten, seines Vaterlandes gehörig, bekleidete unter der kaiserlichen Regierung den Posten eines Procurators beim Criminalhofe zu Rhodez, und stand sowol hierdurch, als durch seine ansehnlichen Vermögensumstände, mit den angesehensten Männern des Orts in mannichfacher Verbindung. Seit der Restauration hatte er sich von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, und lebte nur noch als bloßer Privatmann, unter der Hand Geldgeschäfte treibend. Dies, und Verwandtschaft in einem ziemlich weitläufigen Grade, brachte ihn schon seit Jahren besonders mit ein Paar Honoratioren des Ortes, dem Mäkler Jausion und dem Kaufmann Bastide-Grammont (die Beide Schwäger waren), auf einen so vertrauten Fuß, daß diese beiden als seine genauesten und gleichsam Hausfreunde angesehen wurden. Plötzlich entspann sich unter den drei Menschen ein Zwiespalt, dessen erste Veranlassung der von Fualdes schnell gefaßte Entschluß war, Rhodez mit einem andern Wohnorte zu vertauschen. Was ihn hierzu eigentlich bewog, ist dunkel, doch sollen die seit der Restauration im südlichen Frankreich begonnenen Protestantenverfolgungen, so wie manche andere, damit in jenen Gegenden zugleich auftauchende Parteiumtriebe, die nicht unwahrscheinlichen Ursachen gewesen sein. Genug, er verkaufte seine liegenden Gründe, und begann, Allen, am mehrsten aber Jausion und Bastide unerwartet, die ausgeliehenen Capitalien einzuziehen, unter denen aber diese Beiden oben an standen. Jausion hatte nämlich durch die von Fualdes erhaltenen Vorschüsse sein Geschäft in einen bedeutenden Schwung gebracht, war aber dem Darleiher noch sehr verpflichtet; derselbe Fall fand mit Bastide statt, der an Fualdes 10,000 Francs schuldete. Beide konnten für den Augenblick diese Fonds ohne den größten Nachtheil nicht entbehren, und da deßungeachtet ihr Gläubiger auf Abmachung drang, so geriethen sie, und namentlich Bastide, der einen heftigen und finstern Charakter hatte, mit ihm deswegen am Morgen des 19. März 1817 in einen lebhaften Wortwechsel, dessen Ende jedoch zuletzt darauf hinauslief, daß man eine neue Zusammenkunft auf den Abend desselben Tages verabredete, wo dann die Sache weiter betrieben werden sollte. Diese Zusammenkunft hatte indessen nicht so statt, wol aber fand man am andern Morgen um 6 Uhr den Leichnam des mit Messerstichen ermordeten Fualdes eingepackt, wie einen Ballen Kaufmannswaaren, außerhalb des Ortes in dem vorbeifließenden Aveyron. Die Nachricht hiervon verbreitete sich natürlich mit Blitzesschnelle, und während die Behörden die zur Entdeckung der Thäter nöthigen Schritte thaten, erschienen schon um 7 Uhr (also nur eine Stunde nach Auffindung des Leichnams) Jausion mit seiner Frau und Schwägerin, der Gattin des Bastide, in der Wohnung des Ermordeten, und begannen, unter lauten Beileidsbezeugungen, die Papiere des Unglücklichen zu durchsuchen, wobei sie so weit gingen, daß sie nicht allein sein Pult erbrachen und mehrere Papiere, Rechnungsbücher u. dgl., sondern auch einen Beutel mit Geld und andern Effecten mit fortschleppten. Eine Sache, die sie um so leichter ausführen konnten, da der Sohn des Ermordeten auf einer Reise begriffen, und sonst niemand im Hause war, der sich ihnen, den Verwandten, füglich hätte hierin widersetzen können. Um 10 Uhr fand sich auch Bastide ein, noch einmal die Papiere durchwühlend. Mehre Tage, während welcher der junge Fual-

*) Auch die Abendzeitung gab damals eine Darstellung dieser Sache.

Digitized by Google

des zurückgekehrt war, vergingen nun, ohne daß man eine Spur der Mörder zu entdecken vermochte; endlich gab ein Kind die Veranlassung dazu. In der Straße Hebdomadiers, einer der lebhaftesten der Stadt, befand sich ein Haus, dessen Besitzer, Bancal mit Namen, Schenkwirthschaft trieb, und das, theils der es am mehrsten besuchenden Gäste aus den geringeren Ständen wegen, theils aber, weil es zugleich ein bekannter Gelegenheitsort zu verliehten Rendezvous war, nicht in dem besten Rufe stand. Dieser Wirth hatte eine 10jährige Tochter, Madelaine, welche sich im Gespräch die Andeutung entschlüpfen ließ, sie wisse wol, wo und von wem der Hr. Fualdes ermordet worden sei. Auf weiteres Befragen enthüllte sich nun, daß der Mord im Bancalschen Hause selbst begangen, und daß dabei nicht allein eine Menge Personen gegenwärtig, sondern auch das Kind selbst, welches man schlafend geglaubt hatte, in einer Nebenkammer Zeuge davon gewesen war. Sogleich wurden nun Bancal und seine Frau (ein bereits ziemlich bejahrtes Weib), ferner, auf weitere Nachrichten, ein ehemaliger Trainsoldat, Namens Collard, dessen Geliebte, Anne Benoit, so wie auch noch drei Andere, mit Namen Bach, Missonier und Bousquier, und 25 Tage nach dem Morde, auf Ansuchen des jungen Fualdes, Bastide und Jausion festgenommen, und das Verfahren nach der franz. öffentlichen Procedur, unter einem ungeheuern Andrang von Zuhörern von nah und fern, begonnen. Kaum hatte man indeß damit den Anfang, wiewol nicht ohne Schwierigkeiten, gemacht, indem die damals in voller Gährung des Meinungskampfes einander auch in Rhodez und dem umgebenden Departement, gegenüber stehenden Parteien der Katholiken und Protestanten, und wieder der sogenannten Royalisten und Buonapartisten, die Sache aus ihren individuellen Gesichtspunkten anzusehen begannen, und besonders die zahl- und einflußreiche Familie der beiden Hauptbeschuldigten, Jausion und Bastide (die sich, nebenbei bemerkt, längst schon als eifrige Anhänger der Restauration und des alten Glaubens bei allen seit 1814 im südl. Frankreich vorfallenden, oft mit großen, leider aber unbestraft gebliebenen, Verbrechen begleiteten Reactionen gegen die Protestanten und Freunde der kaiserl. Regierung, gezeigt hatten) alles anwendete, um, wo möglich, durch diese Parteimittel ihre Angehörigen zu retten: als neue Entdeckungen zu neuen Verhaftungen führten. Es lebte nämlich gleichfalls in Rhodez, getrennt von ihrem Gatten, einem ehemaligen Officier, eine Dame, mit Namen Marie Françoise Clarisse Manson, die eine Tochter des dasigen Prevotal-Gerichts-Präsidenten Enjalran war, und allgemein, trotz ihrer schwärmerischen Reizbarkeit und mancher, durch schlecht gewählte Romanenlectüre genährter Überspannung, als eine liebenswürdige Frau anerkannt wurde. Von dieser erfuhr man nun durch einen Officier, Namens Clemandot, der den Verehrer der Dame machte, von ihr indeß nicht begünstigt wurde, daß sie in Gesellschaften im Eifer des Gesprächs so genaue Umstände von der That erwähnt habe, als sei sie dabei gewesen; und da nun billig von den Behörden hierauf Rücksicht genommen und Mad. Manson deshalb zur Rede gestellt wurde: so erklärte sie denn auch endlich, sowol vor dem Präfecten als ihrem Vater, „daß sie sich (warum? wollte sie jedoch nicht enthüllen, da ihr weibliches Zartgefühl dadurch compromittirt werde) am Abend des 19. März, in männlicher Kleidung, in der Straße Hebdomadiers befunden und erschreckt durch den Lärm, welchen der Überfall eines Menschen auf der Straße verursacht, in das erste offene Haus geflüchtet habe, welches denn das Bancalsche gewesen sei.

Digitized by Google

hier habe man sie gleich beim Eintritt im Dunkeln ergriffen, und in ein Cabinet geschoben, wo sie dann vor Entsetzen ob der verübten That in Ohnmacht gefallen, dadurch aber den Mördern verrathen worden sei, von denen nun Einer auf sie zugestürzt wäre, um auch sie zu erwürgen. Durch die Dazwischenkunft eines Andern sei dieser aber in seinem Vorhaben gestört worden, und sie habe nun auf den Körper des ermordeten Fualdes einen furchtbaren Eid ablegen müssen, nichts zu verrathen, und sei darauf von einer dritten, gleichfalls beim Morde implicirten Person in Sicherheit gebracht worden." Mehr war durchaus nicht aus ihr herauszubringen, indem sie sich bei allen Fragen auf den schrecklichen Eid, den sie hatte leisten müssen, und auf die, wie sie sagte, ihr von mehreren Seiten her gewordene Drohung berief, daß man sie und ihr einziges Kind durch Gift oder Dolch hinopfern werde, falls sie einen der Mörder nenne. Aus der nun solchergestalt vorläufig von dem Gerichtshof in Rhodez eingeleiteten Untersuchung, die indeß gleich im Anfange dadurch wieder noch schwieriger gemacht wurde, daß sich der, hauptsächlich bei der That mit implicirte Bancal im Gefängnisse vergiftete *), ergab sich nun folgende Darstellung des ganzen Herganges. Als Fualdes, der mit Jansion und Bastide-Grammont getroffenen Verabredung gemäß, in den Abendstunden am 19. März seine Wohnung verließ, um sich zu der besprochenen Zusammenkunft zu begeben, ward er in der Straße Hebdomadiers, durch welche ihn sein Weg führte, unfern des Bancalschen Hauses, von mehreren, postenweis vertheilten, Männern, die sich durch Pfiffe Signale gaben, plötzlich überfallen, ihm der Mund verstopft und er so in die Unterstube des genannten Hauses geschleppt, deren Fenster nur durch schlecht anliegende Laden verwahrt waren und auf die um diese Zeit nichts weniger als todte Straße gingen. Hier zwangen nun die Anwesenden, eine Rotte von zehn bis elf Personen, worunter einige Weiber, den Unglücklichen, eine Menge Wechsel (Indossements) zu unterschreiben, und nachdem dies geschehen, ward er, entkleidet und an allen Gliedern gebunden, auf eine Bank nahe am Fenster lang ausgestreckt und hier förmlich und langsam, gleich einem Thiere, ordentlich geschlachtet, der Leichnam aber darauf auf die gemeldete Art eingepackt und von Einigen aus der Mörderschaar in der Nacht zur Stadt hinaus und in den Aveyron getragen. — Bedenkt man nun hierbei, daß die That der Festnehmung des Fualdes sowohl, wie seine Ermordung, in einer Straße, in einem Hause und zu einer Zeit vorging, wo Menschen fast unablässig noch hin- und hergingen, daß ferner die Stube, in welcher dies so höchst methodische und grausame Verbrechen begangen wurde, im Erdgeschoß war, mithin durch die nur undichten Laden sehr leicht ein Vorübergehender, angelockt durch das nothwendig dabei statt findende Geräusch, einen Blick in das Zimmer werfen konnte; daß überdem noch nicht allein die Kinder des Bancalschen Ehepaars in einem dicht neben dem Schauplatz befindlichen Cabinette schliefen, in einem andern Seiten-

*) Die Art, wie dieser Mensch dies bewerkstelligte, ist höchst merkwürdig. Nach Sitte der dortigen Landeseinwohner geringen Standes, trug er stark mit Nägeln besetzte Holzschuhe (Sabots). Aus dem einen derselben zog er die Nägel, urinirte in den andern, und warf die Nägel dahinein, dies dann so lange stehend lassend, bis sich der Rost des Eisens in dem Urin auflöste, worauf er dann die Jauche verschluckte, und so, nach heftigen Krämpfen, verschied

Digitized by Google

cabinette aber, wie sich später noch ergab, außer der Mad. Manson, noch ein verschleiertes fremdes Frauenzimmer sich befand: so muß man in der That sowohl über die grenzenlose Kühnheit der vereinigten Mordbande, die nur durch frühere ungestraft gebliebene Verbrechen, oder durch die Hoffnung, Schutz in der durch Parteigeist furchtbar verunreinigten Zeit zu finden (vielleicht durch beides zugleich), zu solcher Dreistigkeit im Frevels gelangt sein konnte, noch mehr aber über die Schwäche eines Gerichtshofes erstaunen, der, all' dieser Inzichten ungeachtet und nach Abhörung mehrer hundert Zeugen, weder den Muth noch die Kraft hatte, der Sache, mit ernster Zurückweisung der sich selbst bis zu ihm erkühnenden Drohungen der Angehörigen der Hauptbeschuldigten, völlig auf den Grund zu gehen, sondern, um sich aus dem Dilemma zu retten, seine Zuflucht zu der Ausrede nahm: „er erkenne sich für incompetent in dieser Angelegenheit." Das Verfahren war übrigens zu Rhodez vor dem Assisengericht, den 18. Aug. (1817), eröffnet worden. Am 22. desselben Monats wurde Mad. Manson zum Erstenmale öffentlich und im Beisein einer ungeheuren Volksmenge, die den Gerichtssaal füllte, als Zeugin verhört. Drohungen, die ihr früher schon von allen Seiten gekommen waren und deren für sie leicht zu errathende Urheber zum Theil sich gegenwärtig befanden, hatten die zartorganisirte, ohnedem reizbare Frau schon vorher eingeschüchtert; als man sie nun den Mördern, und besonders Bastide, gegenüber stellte, sank sie in Ohnmacht, und nahm darauf, wieder zu sich gekommen, ihr früher vor ihrem Vater und dem Präfecten abgelegtes Geständniß zurück, hartnäckig läugnend, daß sie am bewußten Tage im Bancalschen Hause gewesen sei. Und als man ihr nun hierauf alles das vorhielt, was sie theils gegen benannte beide Personen, theils auch, nach Aussage des Clemandot, gegen Andere, in Gesellschaften, über einzelne Thatsachen bei dem ganzen Hergange erzählt hatte, da rief sie in ihrer Angst aus: „sie könne die Wahrheit nicht sagen, und sie habe jene Umstände nur einem andern Frauenzimmer nacherzählt, das gegenwärtig gewesen sei." Auf die weitere Frage, wer diese Person sei, suchte sie aber neuerdings Ausflüchte, und gab nur zu verstehen, „es möge wohl Dem. Rose Pierret (ein junges und schönes, aus guter Familie stammendes Mädchen) gewesen sein." Als man jedoch mit diesen schwankenden Angaben sich nicht begnügen wollte und immer weiter mit Fragen in sie drang, da rief sie endlich, in der letzten Sitzung der Assise, am 5. Sept., schmerzlich aus: „Ach, noch sind nicht alle Schuldige in Fesseln, aber über meine Lippen darf die Wahrheit nicht!" Am 12. Sept. sprachen nun die Geschwornen ihr fast einstimmiges Urtheil aus. Nach demselben ward der Wittwe Bancal, dem Bastide, Jausion, Bach und Collard der Tod, dem Missonier und der Anne Benoit zeitlebens die Galeere, dem Bousquier ein Jahr Zuchthaus zuerkannt, Mad. Manson aber, auf Antrag des General-Procurators, wegen falschen Zeugnisses in Verhaft genommen. Umtriebe aller Art begannen nun in Rhodez. Die Familien des Bastide und Jausion setzten alle Hebel in Bewegung, um, wo möglich, die Genannten zu retten; und da nun zu gleicher Zeit die Verurtheilten bei dem Cassationshofe mit Appellation einkamen, wirklich auch im Verfahren nicht immer nach allen streng vorgeschriebenen Regeln gehandelt worden war, so entschied dieser am 10. Oct.: daß das Urtheil der Assise in Rhodez, wegen nicht beachteter Förmlichkeiten des Gesetzes, nichtig und die ganze Sache von einem andern Gerichtshofe neuerdings zu untersuchen sei. Dies geschah

Digitized by Google

nun vor der Assise zu Alby. Ehe jedoch hier noch das Verfahren eröffnet werden konnte, schrieb Mad. Manson im Gefängnisse zu Rhodez, getrieben von Angst vor den Drohungen jener Menschen, die an dem Geschick der Mörder so vielen Antheil nahmen, und gemartert zugleich durch das Gefühl, ihre weibliche Ehre durch die ganze Sache so compromittirt zu sehen, ihre damals zu einer so großen Berühmtheit gelangenden Memoiren, deren erste, 3000 Exemplare starke Auflage am 12. Jan. 1818 in Paris erschien und noch denselben Tag vergriffen ward. Sechs andere Auflagen folgten so dieser ersten im Laufe des Jahres. Das Ganze machte einen außerordentlichen Eindruck. Nicht allein widerrief sie in diesem Buche ihre frühere mehrmalige Aussage, daß sie am 19. März in der Straße Hebdomadiers verkleidet gewesen, sondern läugnete auch, daß ihr jemals von irgend einer Seite Drohungen gekommen seien, um ihre Aussage zu bestimmen, und sagte endlich: wie dagegen ihre früheren Geständnisse vor dem Präfecten ihr abgedrungen worden wären. Daß das Ganze indeß weiter nichts, als ein ungemein listiges und scharfsinniges Gewebe von Unwahrheiten war, die diese Frau in der Angst ihres Herzens, bearbeitet auf jedem Wege von der Bastidischen Familie und deren Anhange, aufstellte, ergab sich jedoch später zur Genüge, so wie ebenfalls, daß nicht allein Familieninteresse, sondern auch das politischer und religiöser Meinungen bei dieser ganzen Sache, und namentlich bei den Bestrebungen, die Mörder ihrer verdienten Strafe zu entziehen, im Spiele war. Desto mehr Ehre machte es aber der Regierung, daß sie hierbei eine Unparteilichkeit und einen Rechtswillen zeigte, die alle die geheimen Machinationen der Feinde der Protestanten und Liberalen in jenen Gegenden scheitern ließ, und so wenigstens Einigen jener Elenden ihr Recht gab, die namentlich im J. 1817, gestützt auf manche Erscheinung der Zeit, jeden Frevel gegen anders Glaubende, in weltlichen und geistlichen Dingen, sich erlaubt hielten. Den 25. März 1818 begann die Assise zu Alby ihre Sitzungen. An 300 Zeugen wurden hier nach und nach verhört, und unter andern auch Rose Pierret, von der, wie oben bemerkt, die Manson geäußert hatte, sie sei das verschleierte Frauenzimmer im Bancalschen Hause gewesen. Dies bestätigte sich jedoch nicht, sondern es ergab sich, daß es eine Andere, Namens Charl. Artabosse, war. Durch das Zeugniß eines Fischers aus der Gegend von Rhodez kam nun auch heraus, daß unter den mehreren Personen, die am 19. März Nachts 11 Uhr den Ballen, in welchem der Leichnam des Fualdes lag, nach dem Aveyron geschleppt hatten, sich Jausion, Bastide, Bancal und Bach befanden, und obschon Bastide am heftigsten widersprach, so vermochte er doch kein genügendes Alibi (oder Beweis seines Anderswobefindens) zu stellen. Endlich fing auch Mad. Manson, trotz aller bisher bewiesenen Gewandtheit, in ihren neuerdings gegebenen Aussagen an, zu schwanken, und dies um so mehr, je mehr die Wittwe Bancal sich nach und nach zum Geständniß entschloß und zuletzt feierlich zugestand (was sie bisher immer noch geläugnet hatte), daß nämlich der Mord in ihrem Hause und in ihrer Gegenwart geschehen sei. Sie (Mad. Manson) gab nun zu, daß sie doch während der That in Männertracht verborgen im Bancalschen Hause gewesen sey; wer sie aber von da wieder aus den Händen der sie bedrohenden Mörder fortgeschafft, dies wollte sie noch immer nicht gestehen und berief sich auf Unwissenheit. So standen die Sachen, als plötzlich eine unerwartete Erklärung von Seiten der Mad. Manson den Schleier, welcher noch über

Digitized by Google

mehrere Punkte der Angelegenheit hing, zerriß und das, man möchte sagen, dramatische Interesse des ganzen Herganges auf den höchsten Grad steigerte. Bei einem neuen Zeugenverhöre und Confrontation derselben mit den Angeklagten, während der Gerichtssaal mit Menschen überfüllt war und Stenographen bereit standen, jedes Wort der Aussage schnell zu Papier zu bringen, erhob sich auf einmal Bastide, welcher bisher und auch jetzt allen gegen ihn gerichteten Fragen und Inzichten einen kalten, höhnischen Spott entgegengesetzt hatte, mit kühner Festigkeit, und forderte, fußend auf seine Kenntniß des Charakters der Manson und der Angst, welche sie vor den Drohungen seiner Anhänger hatte, sie auf, die Wahrheit zu sagen. Der kecke Bösewicht hatte sich indeß diesmal in seiner Rechnung geirrt. Mad. Manson, zermürbt gleichsam durch die Länge des Verfahrens und gebeugt in ihrem Innern durch den Verlust ihres einzigen geliebten Kindes, welches ihr, in Folge der während ihrer Gefangenschaft von ihrem Manne gemachten Reclamationen, genommen worden war, hatte nicht mehr die Kraft, der Wahrheit zu widerstehen, und ermahnte durch den Ton, mit welchem sie auf Bastidens Anrede antwortete, denselben, von ihr abzustehen. Wie verblendet, achtete dieser aber nicht darauf, und mit Kühnheit von neuem in sie dringend, rief er aus: „Nichts da, keine Sylbenstecherei mehr. Stehen Sie Rede, Madame!" Jetzt war das Maß voll. Wie ergriffen von Begeisterung, erhob sich nun auch Mad. Manson, drängte sich durch die Gendarmen bis dicht vor den Auffoderer, sah ihn fest an und sprach: „Bastide, sehen Sie mich an, kennen Sie mich?" Nein! erwiederte dieser kalt, wie immer; und empört über dieses freche Wort, rief sie nun mit lauter Stimme und mit dem Fuße stampfend: „Elender, du kennst mich nicht, und wolltest mich erwürgen!" Erschöpft sank sie hierauf bewußtlos nieder; nachdem sie aber wieder zu sich gekommen, erklärte sie: „Sie habe in Rhodez gelogen, in Alby wolle sie die Wahrheit sagen. Nun erfolgte das offene Geständniß von ihr, daß sie am Abend des 19. März, eines geheimen Liebeshandels wegen, sich in Mannskleidern auf der Straße Hebdomadiers aufgehalten habe, daß der durch den Überfall des Fualdes entstehende Lärm sie in das offene Haus Bancals getrieben, daß sie dort in einem Seitencabinette Zeugin des Mordes gewesen, daß, als ein Geräusch sie verrathen, Bastide auf sie eingedrungen sei, um sie zu erwürgen, daß aber Jausion sie aus seinen Händen befreit und, nachdem sie eidlich Verschwiegenheit auf den Leichnam des Fualdes gelobt, sie fortgeschafft habe, und daß endlich ihre oben erwähnten, im Gefängnisse verfaßten Memoiren nur darum von ihr wären niedergeschrieben worden, um sich und ihr Kind gegen die ihr von Unbekannten angedrohten Nachstellungen zu sichern (welche Furcht sie denn auch bewogen gehabt hätte, der Madame Pons, einer nahen Verwandtin des Bastide und ihrer Freundin, zu versprechen, ihre in Rhodez gemachten Geständnisse zu widerrufen), endlich aber auch, um ihren Frauenruf zu retten. Gleich nach dieser wichtigen Erklärung gestanden nun auch die bisher noch immer läugnenden Collard und Bach die That ein. Ersterer, der das Bancalsche Schenkhaus fleißig zu besuchen pflegte, war durch den Wirth desselben zu der That beredet und gedungen worden. Aus Beider Aussagen ging hervor, daß Bastide, Jausion, Bancal (Mann und Frau), Collard, Bach, ein gewisser Bessiere Veynac und Pence-d'Istournet, ferner Bastidens Bruder, Louis Bastide, noch ein Mann, Namens René, und außer der Bancal auch noch zwei Frauenzimmer,

Digitized by Google

von denen die ein Collards Geliebte, Anne Benoit, war, beim Morde beschäftigt gewesen. Die Indossements, welche Fualdes hatte unterschreiben müssen, hatte Jausion zu sich genommen, Bastide-Grammont aber darauf dem Unglücklichen erklärt, daß er sterben müsse. Fualdes setzte sich nun zur Wehre gesetzt; Bastide war über ihn hergefallen und hatte ihn zu Boden geworfen. Jetzt flehte Fualdes nur um ein paar Minuten, um beten zu können. Bastidens Antwort war: „Wohl um dich mit dem Teufel zu versöhnen." Das Ringen ging nun von Neuem los; Jausion und Bastide machten den Unglücklichen fest und schnitten ihm darauf, nachdem er auf die Bank gelegt worden, die Gurgel ab. Die Bancal fing das herabströmende Blut in einem Gefäß auf, rührte es um, gleichwie geschieht, wenn ein Schwein geschlachtet wird, und gab es dann, es hinaus in den Hof tragend, den Säuen zu fressen. Während dem hörte man ein Geräusch in der einen Kammer neben an (in der andern schliefen die Bancalschen Kinder, deren eines, wie oben schon berichtet, gleichfalls durch sein Wachen Zeuge des Mordes ward und die erste Entdeckung veranlaßte); als man hineindrang, fand man darin ein verkleidetes Frauenzimmer (die Manson). Bastide wollte sie erwürgen; Jausion und Bach hielten ihn jedoch zurück und schafften die Person, nachdem sie geschworen, fort. Hiermit nahte sich denn das Verfahren seinem Ende. Alle Beschuldigten gestanden nach und nach mit mehr und minderer Ausführlichkeit die That ein; nur Bastide-Grammont und Jausion verharrten hartnäckig beim Läugnen. — Den 4. März (1818) schloß der Gerichtshof seine Sitzungen. Das einstimmige Urtheil der Geschwornen war: Bastide-Grammont und Jausion sind beide aus Vorsatz des Mordes, zugleich aber auch des Diebstahls mit Einbruch schuldig (wegen der Erbrechung von Fualdes Pult am Morgen nach der That, und Wegnehmung der Papiere und des Geldes); die Bancal ist mitschuldig am Morde aus Vorbedacht; Collard und Bach schuldig der Theilnahme am Morde; Anna Benoit schuldig ohne Vorbedacht; Missonier, Bousquier u. d. A. schuldig als Theilnehmer an dem Fortschaffen der Leiche. Diesemnach wurden die Bantal, Bastide-Grammont, Jausion, Collard und Bach zum Tode, Anna Benoit zum Brandmal und lebenslanger Karrenarbeit, die Andern aber, nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Strafbarkeit, zu ein- und zweijähriger Gefängnißstrafe, Geldbußen ꝛc. verurtheilt; Bach jedoch, mehrer bei ihm eintretenden mildernden Rücksichten wegen, der Gnade des Königs empfohlen. Die Manson ward, als unschuldig bei der That, sogleich in Freiheit gesetzt, indem das bereits erduldete Gefängniß ihr als Strafe für ihr früheres Verschweigen angerechnet wurde. Diese Sentenz ward denn nun auch, da der Cassationshof in Paris sie bestätigte, bald darauf in ihrer ganzen Ausdehnung vollzogen und nur das über Bach gesprochene Todesurtheil vom Monarchen in 20jährige Zwangsarbeit verwandelt. Am 3. Juni 1818 wurden Bastide-Grammont, Jausion und Collard zu Alby hingerichtet; die Hinrichtung der Bancal aber noch durch einen eingegangenen Befehl des Königs erst aufgeschoben und dann deren Strafe, in Betracht ihres Alters, in lebenslange Gefangenschaft verändert. Von den Delinquenten starb nur Collard reumüthig und seines Verbrechens eingeständig: Bastide und Jausion verharrten bis auf den letzten Athemzug ihres Lebens beim Läugnen und gingen, der Eine (Jausion) dem Tode mit eben dem Anstande und, man möchte sagen, der gesellschaftlichen Geschliffenheit, der Andere (Bastide) aber mit demselben Trotz, Kälte und

Digitized by Google

Hohn entgegen, mit welchen sie während der ganzen Untersuchung, sowohl im Kerker, wo sie, trotz aller Verwendungen ihrer Familie, gleich andern Verbrechern, mit schweren Ketten belastet waren, als vor den Schranken des Gerichtes, im Angesichte Tausender von Zuhörern, sich benommen hatten. Das größte Mitleid erregte und verdiente gewissermaßen durch ihre treue Liebe, die Anne Benoit. Ihre eigene empfindliche Strafe war ihr nichts. Sie fühlte nur den Schmerz um den Tod ihres unglücklichen, durch Bancals Einflüsterungen verführten Geliebten (Collard), und flehte in den rührendsten Ausdrücken die Richter an, ihr Blut für das des Geliebten zu nehmen und ihn zu schonen. An 100,000 Francs hatte dieser merkwürdige Proceß gekostet; 60,000 Francs waren dem jungen Fualdes aus der Vermögensmasse der Verurtheilten als Schadenersatz zugesprochen worden; doch reichte diese Masse kaum zur Deckung der genannten Kosten hin, und so ward auch sein bürgerlicher Wohlstand durch ein Ereigniß ruinirt, das an schauderhafter Verwickelung kaum seines Gleichen in der neuern Criminalgeschichte hat. Mad. Manson anlangend, so sprach sich, in Betreff ihrer, der neu erwachte Fanatismus in jenen Gegenden auf eine merkwürdige Art aus. Die, übrigens sich selbst zugezogenen, Leiden der reizenden Frau enthusiasmirten die Menge aufs Aeußerste; man strömte weit und breit herbei, um sie zu sehen, und da sie nun, durch die erlebten Ereignisse sowohl, als durch die Trauer um ihr Kind erschüttert, auf einmal begann, sich vom Irdischen weg und dem Himmel zuzuwenden, d. h. mit andern Worten und richtiger gesagt, aus einer galanten Frau eine eifrige Beterin wurde: so geschah es bald, daß das durch Missionaire u. dgl. fleißig bearbeitete Land- und auch Stadtvolk jener Gegenden anfing, in ihr eine Art von Märtyrerin zu sehen und nicht genug Rühmens von der „heiligen Huberta von Aveyron" (wie man sie bereits zu nennen begann) machen konnte. Das Interesse für sie beschränkte sich, wiewohl auf andere Art, indeß nicht allein auf die südlichen Departements. Der ganze Proceß, die Art, wie sie in denselben verflochten war, ihre Memoiren u. s. f. hatten in der Hauptstadt Frankreichs die Neugier, in Betreff ihrer, aufs Höchste gespannt. Alles wünschte sie zu sehen, und Einer aus der Menge jener Speculanten, deren es in Paris so viele gibt, faßte daher den Entschluß, ihr 120,000 Franken zu bieten, wenn sie zu ihm in die Hauptstadt kommen und sich in dem berühmten Tivoli wolle für Geld sehen lassen. Mad. Manson schlug dies seltsame Anerbieten jedoch ab, mußte sich aber bald darauf von neuem nach Alby begeben, weil, in Folge einer neuen Anklageacte vom 27. Oct. 1818, eingereicht bei dem obersten Gerichtshofe zu Toulouse durch den königlichen General-Procurator Gary, der kaum beendete Proceß noch einmal aufgenommen und dadurch neuerdings sowohl einige bis dahin völlig unbezüchtigt gebliebene Personen (als der ehemalige Polizeicommissair Constans) und Andere, die bei der vorigen Entscheidung theils freigesprochen, theils nur als wenig gravirt verurtheilt worden waren (wie die Notare Vence d'Istournet, Bessiere Veynac und noch einige Andere), der bedeutendsten Theilnahme am Morde, ja selbst einer größern, als Bastide-Grammont, Jausion und auch Collard, bezüchtigt wurden, was denn namentlich in Hinsicht auf Jausion die Vermuthung erregte, es sey durch das erste Verfahren ein Justiz-Mord begangen worden. Ein gewisses Resultat hat jedoch diese erneute Untersuchung, eben in Betreff der Vermuthung wegen Justiz-Mordes, nicht gegeben; auch gelang es nicht, die aufs Neue Angeschuldigten zu

Digitized by Google

überführen, und die Meinung, daß bei dieser zweiten Untersuchung es wohl einer gewissen Partei besser, wie bei der ersten, möge gelungen sein, ihre in diese Sache verwickelten Anhänger zu schützen, ist, wenn auch nicht bewiesen, doch in Frankreich, und namentlich bei denen sehr allgemein, die durch die seit 1814 veränderten Zeitumstände schon manchen Druck, besonders in den südlichen Provinzen des Reiches, erfahren mußten. Bemerken wollen wir hier nur noch, daß den Bruder des hingerichteten Bastide-Grammont, Louis Bastide, bald nach der Execution der Verurtheilten ein unheilbarer Wahnsinn befiel.

Füchse heißen, in der Studentensprache, die neuen Ankömmlinge auf Universitäten. Diese Benennung führen sie so lange, bis sie selbst im folgenden Jahre neue Ankömmlinge erblicken. Man will diesen Namen, was beim ersten Anblicke ziemlich unwahrscheinlich scheint, aus dem alten Testamente ableiten. Im 16. Jahrhunderte nämlich unterschieden sich streng alte und neue Bursche. Die neuen mußten den alten in jeder Rücksicht dienen, besonders mußten sie sich dazu hergeben, durch polizeiwidrige Streiche die sogenannten Philister (Nichtstudenten) in ihren Rechten zu kränken. Weil sie nun den armen Bürgern und Bauern eben so großen Schaden zufügten, als die Füchse, die im Buche der Richter erwähnt werden, auf den Feldern der Philister anrichteten: so soll man sie, die man wegen ihrer langen Federn (pennae), womit sie die Collegien besuchten, Pennäle hieß, auch Füchse (vulpes) genannt haben. (Vergl. Pennalismus, Bd. 7.)

Fuchsinseln, 16 an der Zahl, zwischen Kamtschatka und dem festen Lande von Amerika. Der Name stammt von den vielen hier befindlichen grauen, rothen und braunen Füchsen. Sie sind größer als die sibirischen, aber ihr Haar ist gröber. Die größte dieser Inseln heißt Agne Alaeska. Sie hat zwei Vulcane. Aus dem einen, Agajisch, quillt ein starker heißer Sprudel; der andere heißt der brüllende Berg, speiet kein Feuer, raucht aber beständig. Der Boden der Insel ist Felsengrund, mit Lehm und Thon in den Thälern. Der Graswuchs hat nur grobe Gräser und die Insel fast kein Holz. An Vögeln gibt es Adler, Schneehühner, Enten, Seeraben und Seepapageien. Die Einwohner sind mäßiger Statur, von brauner Haut und haben schwarze Hände. Sie tragen Pelzhemden mit langen Ärmeln von Vogelbäuchen; bei schlechter Witterung hüllen sie sich in Streifen von Gedärmen der Seethiere. Auf dem Kopfe haben sie einen Sonnenhut ohne Boden, mit Entenfedern und Glascorallen geschmückt. Durch den mittleren Nasenknorpel ziehen sie ein Loch, worin ein vierzölliges knöchernes Stäbchen getragen wird; auch in der Unterlefze machen sie auf jeder Seite eine Öffnung, in welche ein Stift oder Zahn eingesetzt werden kann. In den Ohren tragen sie Glascorallen oder Bernstein. Das Haupthaar schneiden sie sich über den Augen rein ab, verzehren das Ungeziefer an ihrem Körper und verschlucken den Nasenschleim. Ihre Hände waschen sie erst mit Urin, dann mit Wasser, und lecken letzteres ab. Ihre meiste Nahrung sind Fische und Wallfischfett; sie lieben, aber genießen selten Zwiebeln und Wurzeln. Sie wohnen wie die Kamtschadalen, haben rohe Sitten und die meisten 3 oder 4 Weiber.

Fulgurit, ein durch die Wirkung des Blitzes chemisch verändertes Fossil. Man hat ein solches Erzeugniß auch Astrapyalith (von ἀστραπή, ἅλος und λίθος, wörtlich Blitzglasstein) genannt. Die

Digitized

merkwürdigste Art derselben sind die Blitzröhren (s. diesen Artikel).

Fulhame. Eine Engländerin, welche 1792 Versuche anstellte, ob Gold, Silber, Platina, Blei, Arsenik und andere edle oder unedle Metalle durch chemische Prozesse auf verschiedenen, besonders seidenen Zeugen angebracht und festgesetzt und diese so in Gold- und Silberstoffe u. s. w. verwandelt werden können. Sie schrieb an essay on combustion with a view of a new art of dying and painting, wherein the phlogistic and antiphlogistic hypotheses are proved erraneous. London 1794. 8., 182 S., deutsch übersetzt unter dem Titel: Versuch über die Wiederherstellung der Metalle durch Wasserstoffgas, Phosphor, Schwefel u. s. w., von Lentin, Göttingen 1798. So viel steht bisher fest, daß man ihre Ideen nicht in den Manufacturen und Fabriken Englands benutzen zu können glaubte; aber daraus folgt nicht absolut, daß ihre genialen Ideen, ferner verbessert, nicht wirklich einmal ein Industriezweig für den Luxus werden können.

G.

Gabel. Der Gabeln wird zuerst in einem fürstl. Inventario über Silberwerk vom J. 1379 gedacht. Vorher kannte man blos das Messer beim Zerlegen mancher Speisen. Aus Italien kam der Gebrauch derselben zu uns; man hielt es so sehr für Tafellurus, sich derselben zu bedienen, daß manche Klosterordnungen den Religiosen den Gebrauch der Gabel untersagten.

Galaktometer, ein Milchmesser, von Cadet de Vaux Erfindung. Grad ein, zeigt die ganz reine Milch; Grad zwei, Milch mit einem Viertel Wasser; Grad drei, Milch mit einem Drittel Wasser; Grad vier, Milch mit der Hälfte Wasser. Indeß ist bekanntlich jede letzte Milch fetter, als die erste bei der Melkung, ferner die Milch einer schwerträchtigen Kuh fetter, als diejenige einer frischmilchenden; auch übt die Nahrung und die Jahreszeit, ja die Regenzeit, einen Einfluß auf den Butterreichthum der Milch. Der Gebrauch scheint daher unsichern Resultaten unterworfen zu sein.

Gasometer, Luftmesser, nennt man das von Lavoisier und andern erfundene Instrument, um durch Verbrennen aus den Elementen des Wassers, Wasser zu bilden, theils die verhältnißmäßigen Massen derselben genau zu messen, theils das solchergestalt gebildete Wasser genau zu sammeln und zu wägen. van Marum in Harlem, von Haug, von Seguin, Vogt und Pearson haben diese Maschine sehr vereinfacht.

Gassenerleuchtung kannte im Alterthume schon Rom, Antiochia u. s. w., höchst wahrscheinlich wenigstens in den Hauptstraßen und auf den Hauptplätzen, durch Laternen. In Paris wurde 1524, 1526 und 1553 den Einwohnern bereits empfohlen, von 9 Uhr Abends an, wegen Raub und Mordbrand auf den Gassen Lichter vor den Fenstern brennen zu lassen. Im Nov. 1558 erhielt die Stadt Laternen. 1667 erhielt Paris die jetzige Erleuchtung, welche London 1668 nachahmte und 1736 die jetzige einführte. Ihre Straßenerleuchung erhielten Amsterdam 1669, Berlin 1679, Wien 1687, Leipzig 1702, Dresden 1705, Frankfurt a. M. 1707, Basel 1721. Die Art der Gassenerleuchtung ist übrigens sehr verschieden und mehr oder minder gut.

Digitized by Google

In neuerer Zeit gebraucht man vorzüglich dazu in der Mitte der Straßen hängende Reverberen (Lichtwerfer).

Gefiedert. 1) eigentlich was mit Federn versehen, 2) uneigentlich in der Botanik Moosstengel, die an zwei gegen einander über stehenden Seiten einfache, in einer Fläche liegende Äste haben (in der botanischen Kunstsprache pinnatus); doppelt gefiedert (bi-pinnatus), wenn die Äste desselben eben so regelmäßig als der Hauptstengel getheilt sind; dreifach gefiedert (triplicato pinnatus), wenn die Ästchen der Äste wieder gefiedert sind. Es gibt der Bestimmungen über das Gefiedertsein der Blätter und Äste in der Pflanzenlehre noch viele, worüber die Compendien dieser Wissenschaft nachzusehen sind.

Gendarmes. So nannte man anfänglich in Frankreich die Masse des bewaffneten Volks (gens armata), hernach aber, nach Einführung der stehenden Soldtruppen, ein Corps schwerer Reiterei, das die Hauptstärke des Heeres ausmachte und mit Helmen, Cüraſſen, Pistolen, gepanzerten Pferden ꝛc. versehen war. Seit Ludwigs XIV. Zeit behielten sie blos Pistolen, Halfter und Degen bei. Theils versahen sie den Dienst beim Könige, theils machten sie das erste Corps der französischen Reiterei aus. Übrigens bestand es aus lauter Edelleuten und gehörte zu den königl. Haustruppen. Die Revolution hob dies Corps auf. Seitdem nannte man dort Gendarmerie ein Corps, das an die Stelle der vormaligen Maréchaussée, zur Sicherheit der Straßen dienend, eintreten sollte. Sie dient zu Fuß und zu Pferde, gehört zwar zum Militair, steht aber in Dienstgeschäften zur Verfügung der Verwaltungsbehörden. In Preußen wurden vor der neuen Organisation des Heers die königl. Garden theilweise ebenfalls Gendarmes genannt. Durch einen gewissen Übermuth, der mit ihrem Verhalten im Felde nicht sehr übereinstimmte, hatte sich dies Corps sehr verhaßt gemacht. Es wurde 1806 nach der Schlacht von Jena bei Prenzlau zu Gefangenen gemacht und mußte von den Siegern viele Demüthigungen erleiden. Jetzt werden auch in vielen deutschen Staaten besonders die berittenen Polizeidiener Gendarmen genannt.

*Geologie. Man hat zeither in der wissenschaftlichen Betrachtung der Erdoberfläche und des Baues der Erdrinde die Begriffe von Geologie und Geognosie, die nach der eigentlichen Wortbedeutung wenig verschieden sind, weder gleichförmig noch scharf bestimmt. Nach Werners Ansicht umfaßt das Gebiet der Mineralogie die Gesammtheit aller Verhältnisse und Beziehungen, welche sich an den Mineralien beobachten lassen, und begreift die Oryktognosie (oder die eigentlich sogenannte Mineralogie, welche die Mineralien nach ihren äußern Kennzeichen bestimmen und ordnen lehrt), die mineralogische Chemie, welche die chemischen Eigenschaften und Verhältnisse der Mineralien aufzählt, die Geognosie, welche den äußern und innern Bau des Erdkörpers, die Entstehungsverhältnisse der Mineralien und die Arten ihres Vorkommens betrachtet, die mineralogische Geographie, welche die geographische Vertheilung der einfachen und zusammengesetzten Mineralien auf der Erdoberfläche angibt, und die ökonomische Mineralogie, die mit der verschiedenen Benutzung der Mineralien bekannt macht. Der Geologie aber gab Werner eine sehr umfassende Bedeutung, indem er darunter nicht nur die Geognosie in dem angegebenen Sinne, sondern selbst die Geographie, die Hydrographie, die Meteorologie und die Geogonie, oder die hypothetische Lehre von der Entstehung der Erde, die sogenannte Theorie der Erde, begriff. Die französischen und auch mehre englische Naturforscher verstehen unter Geologie ungefähr das,

was nach Werners Ansicht Geognosie genannt wird, oder überhaupt die Naturgeschichte des Erdkörpers. Die von ihnen angenommene Eintheilung der auf die Kenntniß der Erdoberfläche sich beziehenden Lehren scheint auch allerdings bequem zu sein, und es ließe sich die Mineralogie im weitesten Sinne des Wortes als derjenige Zweig der Naturgeschichte, die uns mit allen Eigenschaften und Verhältnissen der Mineralien — der Bestandtheile der Erdrinde — bekannt macht, in eigentliche Mineralogie oder Erkenntnißlehre der Mineralien (Oryktognosie) und Geologie abtheilen. Diese beruht auf jener als Grundlage, und man kann mit Kirwan die Mineralogie, in Beziehung auf Geologie betreffend, das Alphabet des ungeheuren und geheimnißvollen Buches der belebten Natur nennen. Der Mineralogie im eigentlichen Sinne ist in diesem Werke ein eigener Artikel gewidmet. Die Geologie würde in der umfassenden Bedeutung, die wir diesem Worte beigelegt haben, die Lehre von der Atmosphäre, von den Gewässern des Erdballes und von den Gebirgen, das heißt, denjenigen meist zusammengesetzten Mineralmassen, welche die Erdrinde hauptsächlich bilden, in sich begreifen, woran sich dann die aus der erkennbaren Beschaffenheit der Erdrinde erschlossenen Vermuthungen über die Geschichte der Erdbildung anreihen lassen. Die Naturgeschichte der Lufthülle des Erdballs ist in dem Art. Atmosphäre, Bd. 1., zu suchen, und über die Wasserbedeckung desselben handeln umständlich die Art. Wasser, Meer, See, Flüsse, Bd. 10, 6, 8, 3. Es bleibt uns daher nur noch derjenige Theil der Geologie übrig, der die Naturgeschichte der festen Bestandtheile der Erdrinde betrachtet, und den man auch häufig Geognosie nennt. Wir werfen hier einen Blick auf die Physiognomie der Erdoberfläche, auf den innern Bau der Erdrinde und auf die gegenseitige Lage und die Bildungsweise der Mineralmassen, woraus jene Oberfläche besteht, und endlich auf die verschiedenen Ansichten über die Entstehungsgeschichte der Erde. Der speculative Theil der Geognosie beschäftigte früh die Aufmerksamkeit der Menschen. So behaupteten die ägyptischen Priester den Ursprung der Erde aus Wasser; der griechische Philosoph Thales hatte dieselbe Meinung aus Aegypten mitgebracht, wogegen Zeno an die Bildung der Erde durch Feuer glaubte. Alle solche Meinungen aber führten zu keinem Aufschlusse über die Bestandtheile und den Bau der Erdrinde. Der Sachse Georg Agricola (geb. 1494 zu Glauchau) und sein Zeitgenosse, der Franzose Bernhard von Palissy, waren die ersten Beobachter, die über die Bildung der Mineralien wissenschaftliche Ansichten aufstellten. Bei dem vorherrschenden Hange zu müßigen scholastischen Streitigkeiten aber blieben die Keime, die in ihren Beobachtungen lagen, unfruchtbar. Erst um die Mitte des 18. Jahrh., wo Maillet und nach ihm Linnee die Entstehung der Erde aus dem Niederschlage des Meeres zu erklären suchten, und der Deutsche Lehmann schon den Unterschied zwischen Urgebirgen und Flötzgebirgen aufstellte, wurde man wieder zu geognostischen Untersuchungen geleitet, und es wurden einzelne fleißige Beobachtungen über das Vorkommen der Mineralien in verschiedenen Ländern geliefert; aber vor Saussure und Werner (s. beide Art. Bd. 8. u. 10.) hatte die Geognosie kaum wissenschaftlichen Bestand. Der unermüdete schweizerische Naturforscher, welcher der Untersuchung der Gebirge seiner Heimath 20 Jahre seines Lebens widmete, öffnete zuerst unserm Blicke die Urgebirge und bezeichnete die Grenzen, wo sie sich von der zweiten Gebirgsformation scheiden. Der berühmte Stifter der deutschen Schule der Mineralogie, welche die vorzüglichsten

Digitized by Google

Gebirgsform Europa's unmittelbar oder mittelbar gebildet hat, bestimmte die Gesetze der Schichtung der Mineralien, lehrte das relative Alter derselben auffinden und jedes Mineral durch alle erlittenen Veränderungen verfolgen. Mit ihm beginnt, in so fern sie die mineralische Beschaffenheit der Gebirgschichten angeht, die eigentliche Geognosie. In die Fußstapfen dieser wissenschaftlichen Beobachter traten unter den Franzosen Dolomieu (s. d. Art. Bd. 3.), der zuerst die Natur der Vulkane untersuchte und seinen Nachfolgern Spallanzani, Faujas de St. Fond, Breislac, Cordier den Weg bahnte, Raymond, der für die Pyrenäen ward, was Saussure für die Alpen, Cuvier und Delametherie; unter den Engländern der scharfsinnige Hutton, Playfair, Jameson, Macculloch; unter den Deutschen A. v. Humboldt, Steffens, v. Buch, v. Raumer u. a. m. Bei der Betrachtung der Erdoberfläche beschäftigen uns zuerst die Ungleichheiten derselben, und zwar 1. die allgemeinsten, nämlich Meeresboden und trocknes Land, wovon jener gegen $\frac{3}{4}$ der Erdoberfläche bedeckt, und dieses, in beiden Halbkugeln, nördlich und südlich vom Äquator, ungleich vertheilt, in verschiedener Gestalt und Größe und in vielfach getrennten Massen erscheint (s. Erde, Bd. 3.); 2. das Flachland und Hochland, das auf allen Abtheilungen des trockenen Landes in verschiedenem Verhältnisse sich findet, wie denn z. B. Europa (s. d. Art. Bd. 3.) ein großes Flachland hat, das nördlich und südlich von zwei Hochlanden begrenzt ist; 3. in dem Hochlande das Alpenland, das aus Berggruppen besteht, die in der Mitte ihre höchsten Spitzen (faite, bei den französischen Geologen) haben; das in Ketten fortlaufende Bergland, das aber nicht durch eine Centralkette verbunden ist und daher nie Gruppen bildet; und das in sanften, wellenförmigen Erhöhungen ansteigende Hügelland, das verbindende Mittelglied zwischen Hochland und Niederung (vergl. Berge, Bd. 2.); endlich 4. die Niederung, die aus weitgedehnten, nur wenig über die Meeresfläche sich erhebenden Ebenen besteht, und durch Höhlungen, welche die Flußgebiete bilden, zerschnitten wird. Die Grenzen, wo das trockne Land das Wasser berührt, die Küsten, bestehen bald aus hochansteigenden, oder niedrigen, bald aus abschüssigen, unregelmäßigen Felsen, zuweilen aus niedrigen Sandhügeln (Dünen), und in den Tropenländern nicht selten aus Korallenriffen. Der Meeresgrund hat eben so viele Ungleichheiten, als das trockne Land, die in mancher Hinsicht mit den auf diesem bemerkbaren Ungleichheiten zusammenhängen, was schon deswegen der Fall sein muß, weil das jetzige trockne Land einst Meeresboden war (s. Meer, Bd. 6.). Nur erst von der Nordsee aber haben wir bis jetzt eine so genaue Karte, als Stevensons Darstellung (im 3. Bde. der Memoirs of the Wernerian Natural History Society) der Ebenen und Tiefen im Grunde jenes Meeres liefert. Nach solchem Überblicke der Ungleichheiten der Erdoberfläche muß zunächst von den Veränderungen die Rede sein, welche die Wirksamkeit des Wassers und der Atmosphäre darin hervorgebracht hat. Die Wirkungen des Wassers auf die Erdoberfläche sind theils störend, theils bildend, und in beiden Fällen wirkt das Wasser entweder mechanisch, oder chemisch. Mechanisch zerstörend wirken a) Regengüsse durch Abspülung, Flüsse durch Unterwaschung der festen Gebirgschichten, Zerreißung der Ufer und zuweilen Durchbrechung einschließender Felsen, wo Flußbetten, z. B. bei dem Rhein, der Donau und der Elbe, eine Reihe von Becken oder Seen bildeten, die sie gewaltsamen Ausgang öffneten; b) die Meere durch Aushöhlung felsiger Küsten, deren Schichten von ungleicher Härte sind, oder

in Niederungen durch Überschwemmung eines Küstenstriches und Anschwemmung eines andern, und endlich durch Zerreißung von Landengen und Bildung neuer Inseln. Die chemisch zerstörenden Wirkungen des Wassers hängen von der Beschaffenheit der Gebirgsart ab, welche es bedeckt, und finden besonders bei Kalkstein, Gyps und Steinsalz statt. Der Einfluß der Atmosphäre zeigt sich hauptsächlich sowol durch Trennung der Felsen, durch Verwitterung ihrer Oberfläche, durch Bildung von Höhlen, besonders Sand- und Kalkstein, als auch durch chemische Zersetzung, wie es z. B. beim Feldspath geschieht, der durch atmosphärischen Einfluß zerbröckelt wird und sich endlich in Porzellanthon verwandelt. Diejenigen mechanisch bildenden Wirkungen des Wassers, die noch fortdauernd thätig sind, zeigen sich besonders in der Entstehung des angeschwemmten Landes, wie an den Ufern des Mississippi, des Amazonenflusses, des Nils, oder in den Betten ehemaliger Seen, wo zuweilen, wenn diese zu verschiedenen Zeiten die einschließenden Felsen durchbrochen haben, durch Anschwemmungen auf beiden Seiten Terrassen entstehen, wie die merkwürdigen Parallelstraßen im Thale Glen Roy in Schottland; in der Zunahme der Meeresküsten durch Anspülung und durch Abnahme der Meerestiefe, was in der Ostsee, im Mittelmeere und in der Nordsee der Fall ist, wie denn die Niederlande einen großen Theil ihres Flächenraumes solchen bildenden Wirkungen des Meeres verdanken. Eine minder wohlthätige Wirkung sind sowol die Dünen, Sandanschwemmungen, welche, wenn ihnen nicht durch wildwachsende oder künstlich angebaute Pflanzen Einhalt geschähe, weit ins Binnenland vorrücken würden, als auch die Sandbänke, die wahrscheinlich durch das Begegnen von Seeströmen oder durch den Niederschlag solcher Strömungen, die durch unterseeisches oder trocknes Land gehemmt werden, entstehen. Beispiele der chemisch bildenden Wirkung des Wassers sind das Seesalz, das sich an mehren Binnenseen als Niederschlag aus dem Seewasser bildet, Morasterz und Sumpfeisenstein, Kalksinter (vergl. Stalaktit, Bd. 9.), und Kalktuff, wovon der unweit Rom aus Kalkwasser abgesetzte Travertiner als Baustein dient. Auch die Vulkane wirken zerstörend und bildend, doch sind diese Wirkungen weit beschränkter und örtlicher, als bei dem Wasser, wie denn durch die Ausbrüche derselben weder je die Lage der Schichten, durch welche sie sich den Weg bahnen, verändert worden ist, noch Berge nicht vulkanischer Art dadurch entstanden sind. Nach der Betrachtung der Oberfläche der Erde wendet sich die Untersuchung zu dem innern Bau derselben, in so fern dieser unserer Beobachtung oder unsern, auf Naturverhältnisse und Erscheinungen gebauten Schlüssen offen liegt. In diesem Gebiete der eigentlichen Geognosie gebührt den Forschungen der Deutschen, und besonders Wernern und seiner Schule, der Preis. Selbst die erste Grundlage, worauf durch spätere Beobachtungen die Eintheilung der Gebirgsarten gebaut wurde, verdanken wir, wie bereits erwähnt, einem deutschen Geognosten. Das Ansehen der Gebirge, oder der festen Erdrinde, so wie selbst alte Sagen der Völker von gewaltsamen Umwandlungen, führen uns auf eine hohe Fluth in der Urzeit, die demjenigen, der die Aufeinanderfolge der Gebirgslager beobachtet, und über den Spuren gewaltsamer Zerstörung durch Wasser die Erzeugnisse des tiefsten Meeresgrundes, selbst auf den höchsten Punkten des festen Landes, verbreitet findet, zur Thatsache wird. Bei der Voraussetzung aber, daß die Gebirgslager sich aus einer Flüssigkeit, worin ihre Bestandtheile sich in aufgelöstem Zustande befanden, niedergeschlagen haben, muß das auf einem andern auf-

Digitized by Google

liegende Gebirge für später gebildet gehalten werden, als dasjenige, das die Grundlage desselben ist. Die Entstehung verschiedener Gebirgslager aus der Wasserbedeckung einer und derselben Bildungszeit, erkennen wir an der Übereinstimmung der Lager, sowol hinsichtlich ihrer Gemeng- und Bestandtheile, als auch der Lagerung, die auf gleiche Fluthrichtung, auf gleichartige Entstehungsumstände schließen läßt. Die ältesten, allen spätern zum Grunde liegenden Gebirge sind ganz frei von Organischen Überresten (s. d. A.), und das Pflanzenreich und die Thierwelt scheinen erst zu der Zeit, wo das jüngere Gebirge sich bildete, vorhanden gewesen zu sein. Das Grundgebirge wird daher als das Erzeugniß jenes ursprünglichen flüssigen Zustandes angenommen, woraus der Erdkörper sich bildete; in dem jüngern, aufgelagerten Gebirge hingegen sehen wir die Wirkungen und Erzeugnisse einer Überschwemmung, wodurch die Erdoberfläche große Veränderungen erlitt. Von diesen Gebirgbildungen aber sind die spätesten zu unterscheiden, welche durch jene einzelnen und theilweisen Bewegungen der süßen Gewässer des festen Landes entstanden sind, wovon oben die Rede war. Man nimmt, nach den Ergebnissen der Beobachtung der Gebirgslager, vier große Wasserbedeckungen an, woraus sich die vier Hauptclassen der Gebirge gebildet haben. Diese Ansicht hat eine höhere Wahrscheinlichkeit durch Humboldts Beobachtungen erhalten, die ihn auf die Meinung führen, daß der Wärmestoff, als geognostisches Phänomen, das Seinige zur Entstehung der Gebigsmassen beigetragen habe, und daß die Bestandtheile der Gebirge einst luftförmig gewesen sein, und aus diesem Zustande größtentheils zu tropfbaren Flüssigkeiten haben zusammenrinnen können. Die ersten Niederschläge bildeten die Urgebirge, die ersten festen Gebilde, aus welchen der Kern der Erdrinde entstand. Sie begreifen den Granit, den Gneis, den Glimmerschiefer, den Urkalkstein (Dolomit), den Serpentin, den Granulit, Urthonschiefer, Syenit, Porphyr, Quarz, Topasfels. Der Granit ist unter diesen die älteste Bildung, und die ihn bedeckenden Massen sind spätere Niederschläge aus derselben Flüssigkeit. In diesen spätern Bildungen, besonders dem Gneis, dem Glimmerschiefer, dem Urthonschiefer, findet man Spalten, oder sogenannte Gänge, die sich später mit Erz oder Gestein, oder mit beiden zugleich füllten, und daher Ganggebirge heißen. Die später erfolgten Niederschläge zeichnen sich durch die Schichtung ihrer Lagen und die wechselnde Mannichfaltigkeit ihrer Bestandtheile aus, und zunächst auf die uranfänglichen Gebirge setzen die Übergangsgebirge, die hinsichtlich ihrer Lagerung aus jenen gleichsam in die mit Zerstörung begleitete nächstfolgende Gebirgbildung übergehen. Sie sind frei von organischen Überresten, doch deuten die, wiewol selten darin vorkommenden, Versteinerungen auf die Zerstörung organischer Gebilde. Man rechnet dazu Thonschiefer, Flötzkalkstein, Grünstein, Kieselschiefer, Grauwacke, Übergangsgyps. Die dritte Gebirgbildung ist das Flötzgebirge, woraus gewöhnlich die niedern Bergrücken bestehen. Es ist die vorzügliche Lagerstätte versteinerter organischer Überreste der Vorwelt, besonders von Seethieren, deren Originale zum Theil nicht mehr vorhanden sind. Hieher rechnet man das Sandsteingebirge, den Flötzkalkstein, Flötzgyps, Steinsalzgebirge, Kreidengebirge, Salzengebirge, Steinkohlengebirge und (die jüngste Bildung) Flötztrapp. Diese drei Classen von Gebirgen bilden die feste Erdrinde. Das jüngste Gebirge ist das aufgeschwemmte Land, das aus den Umwälzungen entstanden ist, die in den Schichten anderer Gebirge vorgingen. Solche Auf-

schwemmungen findet man theils in wirklichen Gebirgen als Ausfüllung der Thäler, oder als Lagerungen auf Abplattungen, theils auch in Niederungen, wo sie das hügelige und flache Land bilden. Sie bestehen meist aus einem Sande, der durch ein Bindemittel verhärtet ist, oder auch aus Mergelschichten, und enthalten selten Seeproducte, wol aber Stücke von versteinertem Holze, ganze Baumstämme, Abdrücke von Fischen und Pflanzen, wie auch Knochen, ja ganze Gerippe von Landthieren, wovon die Originale zum Theil auch ausgestorben sind. Merkwürdig ist, daß unter diesen Thiergerippen sich viele in Ländern befinden, wo jetzt die lebenden Originale nicht mehr ausdauern können, z. B. Elephanten im nördlichen Asien. (S. d. Art. organische Überreste). Man unterscheidet bei dem aufgeschwemmten Lande, plattes Land und Seifengebirge. Jenes hat entweder eine völlig ebene Oberfläche, oder nur hier und da unbeträchtliche Erhebungen; dieses aber findet sich vorzüglich in den Thälern eigentlicher Gebirge, und enthält meist Geschiebe. Außer diesen durch Niederschläge entstandenen Gebirgen gibt es noch solche, welche durch die Wirkung unterirdischer Hitze entstanden sind. Diese Gebirgsarten sind entweder echtvulkanische, oder solche, die Erzeugnisse wirklicher Vulkane sind, wie Lava, Tuff, oder unecht vulkanische, nämlich Thon und Eisensteine, die durch Erdbrände verhärtet und zum Theil geschmelzt worden sind. Unter den vielen Hypothesen, wodurch man die Entstehung der Erde zu erklären versucht hat, nennen wir nur folgende. Der Engländer Burnet hielt die Erde für ein anfänglich flüssiges Chaos von allerlei Stoffen, wovon die gröbern niedergesunken wären, die feinern das Wasser, die feinsten die Luft gebildet hätten. Büffon hielt die Erde für ein von der Sonne abgestoßenes Stück eines Kometen, das anfangs glühte, dann erlosch und verhärtete. Hutton hielt eine fortwirkende unterirdische Hitze für die bildende Kraft. Newton und Whitehurst stellten schon die Meinung von dem Ursprung der Erde aus einem Niederschlag der Flüssigkeit auf, eine Ansicht, die dann Delüc und Werner, auf gründliche Beobachtungen sich stützend, besser begründet haben.

Gerechtigkeits-Ritter, s. Ahnen. Bd. 1.

Gherardesca (die Familie). Ugolino, Manfred und Bonifazio Gherardesca. Philipp Gherardesca. Die Familie Gherardesca gehörte im Mittelalter zu den berühmten und ihre Glieder spielten verschiedentlich bedeutende Rollen in der Geschichte der italienischen Freistaaten damaliger Zeit. Ursprünglich stammten sie aus dem Toscanischen, und die Grafschaften Gherardesca, Donavatico und Montescudaio (in den Maremmen zwischen Pisa und Piombino) gehörten ihnen. Gegen Anfang des 13. Jahrh. schlossen sich die Grafen Gherardesca im politischen Interesse an die damals mächtige und reiche Republik Pisa an, wo sie besonders auf Seiten des Volkes, welches schon zu jener Zeit gegen die gern um sich greifende Aristokratie kämpfte, standen. Im übrigen hielten sie es jedoch bei dem großen Streit zwischen den Ghibellinen und Guelfen, welcher bekanntlich Italien so lange verheerte und endlich damit endete, daß dies gesegnete Land zu politischer Nichtigkeit herabsank, mit der Partei der schwäbischen Kaiser, und in den verwüstenden, für Italien wie für Deutschland gleich unglücklichen Feldzügen dieser Fürsten, stritten sie mit Tapferkeit und Treue für die einmal — freilich als Italiener unvolksthümlich genug — erwählten Paniere der Ghibellinen. Zwei aus dieser Familie, die Grafen Gerard und Galvano Donavatico, theilten das traurige Geschick

Digitized by Google

des jungen Conradin von Hohenstaufen und endeten, nachdem sie ihn auf seinem unglücklichen Zuge nach Neapel begleitet hatten, mit ihm auf dem Blutgerüste. Dieser Unfall, so wie die Feindseligkeiten, in welche die Gherardescas früher schon (um d. J. 1287) mit den Viscontis, welche der Partei der Guelfen angehörten, gerathen waren, und die so einflußreich waren, daß ganz Pisa sich dieserhalb in zwei Parteien theilte, schadeten jedoch im Ganzen der Macht dieses ehrgeizigen und herrschsüchtigen Geschlechtes keineswegs so, wie man hätte vermuthen sollen, und wir sehen im Gegentheil, wie bald nach dem Schicksale, welches die Grafen Gerard und Galvano in Neapel traf, das nunmehrige Haupt der Familie, der durch seinen und der Seinen entsetzlichen Tod berühmt gewordene Ugolino Gherardesca, den kühnen Gedanken faßte, Unterdrücker seiner Vaterstadt (Pisa) und seiner Mitbürger zu werden. Das Beispiel der Della Scala in Verona, der Visconti in Mailand, reizte den ehrsüchtigen Mann, und als erste Magistratsperson in der Republik und als Haupt der Ghibellinen in der Stadt, glaubte er nur wenig Schwierigkeiten überwinden zu dürfen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Ganz der Politik seines Hauses und seiner Zeit entgegen, beging er jedoch den Fehler, die Partei der Ghibellinen gewissermaßen zu verlassen und sich den Guelfen so weit zu nähern, daß er seine Schwester an Johann Visconti, Oberrichter zu Gallura und Haupt der Guelfen in Pisa, zur Gattin gab. Dies machte ihn Allen verdächtig, und in der That hatten die Pisaner aller Farben nicht Unrecht, ein Bündniß mit Verdruß zu betrachten, welches die geheime Übereinkunft zwischen Visconti und Ugolino zum Grunde hatte, die Freiheit der Stadt zu stürzen. Nach Ugolinos Plan sollte Visconti ihm nicht allein die Hülfe der Guelfen in Toscana sichern, sondern auch unbemerkt die Soldtruppen zuführen, die er in Sardinien zu seinen herrschsüchtigen Zwecken gesammelt hatte. Der Plan scheiterte jedoch an der Wachsamkeit der Pisaner. Gallura ward am 24. Juni 1274 verbannt und Ugolino selbst verhaftet. Wüthend hetzte nun der Erstere die Guelfen gegen Pisa auf, sein früher Tod zu San-Miniato befreite indeß die Republik von diesem gefährlichen Gegner, wogegen aber Ugolino, der bald darauf gleichfalls verbannt ward, sich mit den Florentinern und Lucchesern verband und durch Hülfe dieser beiden, an deren Spitze er mehrere Siege über die Pisaner erfocht, seine Landsleute im J. 1276 nöthigte, ihn zurückzurufen. So wieder seinem ersten Plane sich nähernd, trachtete er nun dahin, sich sowol die Freundschaft der Ghibellinen in der Stadt, als der Guelfen auswärts zu sichern, und seiner Klugheit, wie seinem Reichthum, gelang dies nur zu gut. Die sonst so wachsamen Republikaner ließen sich wirklich einschläfern, und als im J. 1282 der für Pisa so unglücklich ausfallende Krieg mit Genua ausbrach, glaubte Ugolino, es sei nun an der Zeit, die Kraft des Volkes, das ihm bisher noch immer in seinen Bestrebungen widerstanden hatte, zu brechen. Am Tage von Maloria (d. 6. August 1284), denkwürdig durch die Niederlage der pisanischen Flotte, die seitdem sich nie wieder hob, und wo 11,000 Pisaner in die Gefangenschaft der Genueser fielen, verrieth Ugolino, getrieben von Durst nach Herrschaft, zuerst sein Vaterland und gab, den Untergang der Macht des freien Volkes wünschend, durch absichtliche Flucht das Zeichen zum Verlust der Schlacht; denn so wie er mit seinem Schiffe sich wendete, hielten die Andern alles für verloren und stürzten in wilder Verwirrung ihm nach; die alten Feinde Pisas, die Florentiner, Lucheser, Sieneser, die Städte Pi-

Digitized by

stoja, Prato, Volterra, San-Geminiano und Colla — alle Anhänger der Guelfen — standen aber auf die Nachricht von diesem Unfalle auf, um mit einem entscheidenden Schlage das alte Pisa, die Hauptstütze der Ghibellinen in Italien, für immer zu vernichten. Der Staat, am Rande des Abgrunds, sah sich nun genöthigt, sich dem in die Arme zu werfen, der ihn durch seine Treulosigkeit in diese Lage versetzt hatte. Ugolino, längst im Geheim verbunden mit den Häuptern der Guelfen, übernahm die Unterhandlungen mit den Feinden der Stadt, und diese waren so erfolgreich für ihn, daß er sich endlich fast ganz am Ziele seiner Wünsche sah. Die Häupter der Ghibellinen wurden verbannt, die Florentiner besetzten mehrere Schlösser und Ugolino herrschte, unter dem Schutz der alten Feinde Pisas, über das entwürdigte Vaterland, das er dadurch noch mehr schwächte, daß er den Lucchesern den Weg bis vor die Thore der Stadt durch Übergabe mehrerer Castelle bahnte, und mit Genua nicht Frieden schloß, um die dort gefangen gehaltenen Streiter nicht zurückkehren zu lassen. Während er indeß auf diese Art das Vaterland unterdrückte und seinem Haß gegen seine Feinde durch Ächtungen freien Lauf ließ, entspann sich in seiner eigenen Familie ein Aufstand gegen ihn. Nino de Gallura, sein Neffe, empört über diese Tyrannei, vereinigte vergebens die ansehnlichsten Familien sowol von der Ghibellinischen als Guelfischen Partei, die Gualandi, Sismondi, Lanfranchi u. a., um Pisa aus der Schmach, in welche es gesunken war, zu retten. Nach einem Kampf von fast drei Jahren gelang es Ugolino's List, durch Hülfe des Erzbischofs von Pisa, Roger Ubaldini, das Bündniß jener Gegner zu trennen und die Ghibellinen sich wieder zu Freunden zu machen. Die Lanfranchi und Andere verließen den Nino de Gallura; dieser ward nebst vielen seiner Freunde verbannt, und Roger Ubaldini, zum Dank für seine Mühe, von Ugolino, der ihm versprochen hatte, die Herrschaft über Pisa mit ihm zu theilen, aus dem Volkspalast gewaltsam vertrieben. Jetzt kannte des Usurpators Herrschsucht keine Grenzen mehr; auf jede Art ward das Volk von ihm gemißhandelt, seine eigenen Anverwandten am Leben bedroht und ein Neffe des Erzbischofs von ihm ermordet. So viele Frevelthaten empörten endlich Alles gegen ihn, und Roger Ubaldini, ehrgeizig, hinterlistig und grausam wie Ugolino, trat an die Spitze der Verschwornen. Schlau wußte er den Plan bis zu seiner Reife den Augen des Tyrannen zu verdecken, und erst als dieser fortwährend, zum Schaden des Ganzen, auf Krieg mit Genua bestand, kam die Sache zum Ausbruch. Den 1. Juli 1288 ward auf Ubaldinis Veranstalten plötzlich die Sturmglocke gezogen, Ugolino von allen Seiten angegriffen und endlich nach einer bis auf den Abend dauernden, hartnäckigen Gegenwehr, mit zweien seiner Söhne, Gaddo und Ugueccione, und zweien seiner Enkel, Nino, genannt le Brigata, und Aurel. Nuncio, gefangen genommen. Dies sind die fünf Personen, deren entsetzlichen Tod Dante in seinem unsterblichen Gedichte, la divina Comoedia, in der Abtheilung l'Inferno, erwähnt. Roger, oder Rugieri Ubaldini, ließ nemlich die Unglücklichen gleich nach ihrer Gefangennehmung in den Thurm von Gualanti, seitdem torre di fame genannt, bringen, und seiner Rache kein Ziel setzend, warf er, ein Ungeheuer in Menschengestalt, nach einigen Monaten die Schlüssel zu demselben in den Arno und weihte die Eingesperrten dem Hungertode. Dichter und darstellende Künstler haben seitdem das schreckliche Ende Ugolino's und der Seinen oft zum Gegenstand gewählt, und die Nachwelt hat über der entsetzlichen Strafe die Verbrechen vergeß-

Digitized by Google

sen, deren Ugolino im Leben sich schuldig machte. Da mehrere von Ugolino's Söhnen, Enkeln und übrigen Verwandten sich während dieser schrecklichen Entwickelung theils nicht in Pisa befanden, theils durch die Flucht entkamen, so gelang es der Familie Gherardesca, bald wieder zu Glanz und Ansehen sowol in ihrer Vaterstadt als anderwärts zu kommen, und wir finden schon 1320 einen Rieri Donatico Gherardesca an der Spitze der Verwaltung in Pisa wieder. Ein natürlicher Sohn dieses Rieri war Manfred Gherardesca, der als Feldherr der Pisaner Cagliari mit schwacher Macht gegen Alfons IV. von Aragonien vertheidigte, und am 28. Febr. 1324 bei Luco Cisterna durch seine Tapferkeit den Sieg streitig machte. Auch gelang es den Aragoniern nicht eher, Cagliari einzunehmen, bis Manfred, schwer verwundet bei einem Ausfalle, einen rühmlichen Tod fand. — Ein anderer Gherardesca, mit Namen Benifazio, ward 1329 zum Capitain von Pisa ernannt, als diese Stadt das Joch des berühmten Castruccio Castracani und Kaiser Ludwigs des Baiern abwarf. Seine Rechtschaffenheit und Einsicht erwarben ihm die Liebe der Mitbürger und die Stadt verdankte ihm den vortheilhaften Frieden, den sie bald nach dieser Zeit mit ihren alten Feinden, den Guelfen, schloß. Eben so unterdrückte er siegreich eine Verschwörung der Adeligen gegen die Freiheit der Bürger (1335) und zwang die Ehrsüchtigen, die Stadt zu verlassen. 1340 starb dieser wackere Mann an der Pest, und die dankbaren Pisaner ernannten seinen elfjährigen Sohn, Reiner, zu seinem Nachfolger in dem Amte eines Capitains. Schon 1348 starb aber Reiner gleichfalls an der Pest, und da die Familie Gherardesca um diese Zeit durch dieses schreckliche Übel viele ihrer Glieder verloren hatte, so zogen sich die wenigen übrigen auf ihre Stammbesitzungen in den Maremmen zurück und nahmen nur noch selten Antheil an den politischen Begebenheiten von Pisa. — In neuerer Zeit zeichnete sich ein Philipp Gherardesca, aus Pistoja gebürtig, (1730) in der Musik als Compositeur und großen Pianist, aus. Noch jung kam er zu dem berühmten P. Martini nach Bologna, dessen bester Schüler er binnen kurzem wurde. 1766 schrieb er seine erste Oper, die in Bologna mit großem Beifall aufgenommen wurde. Gleichen Erfolg hatten seine Arbeiten für die Theater zu Florenz. 1770 ernannte ihn der Großherzog Leopold von Toscana, der ihn in Pisa hatte kennen und schätzen lernen, zu seinem Hof-Capellmeister. Von dieser Zeit an arbeitete Gherardesca fast nichts mehr für das Theater, sondern widmete, dem Wunsche des Großherzogs gemäß, seinen ganzen Fleiß dem musikalischen Unterricht der zahlreichen Kinder seines Herrn. Wie Leopold endlich den deutschen Kaiserthron bestieg, blieb Gherardesca in Diensten von Ferdinand III. (dem Sohne Leopolds), und als Toscana in Folge der Kriege mit Frankreich an Louis Bourbon, König von Etrurien, kam, behielt Gherardesca auch hier seinen Posten bei und ward von dem neuen Fürsten noch besser belohnt, als von dessen Vorgängern. Sein berühmtestes, bis jetzt aber noch nicht durch den Druck allgemein bekannt gewordenes Werk ist das Requiem, welches er 1803 auf den Tod des Königs von Etrurien schrieb. Außerdem hat man von ihm noch mehre, von Kennern sehr geschätzte Sonaten für das Fortepiano und Violen. Gherardesca starb 1808 zu Pisa in dem hohen Alter von beinahe 80 Jahren, was um so bemerkenswerther ist, da er übel gewachsen und fast stets kränklich war.

Giannone (Pietro), ein durch seine Schicksale wie durch seine

Digitized by Google

Werke gleich berühmt gewordener Schriftsteller, wurde den 7. Mai 1676 zu Ischitella, in der Provinz Capitanata (Königreich Neapel) geboren und verdankte seine Bildung größtentheils dem bekannten Rechtsgelehrten Gaetano Argento in Neapel, in dessen Hause sich damals regelmäßig fast alles versammelte, was jene Hauptstadt an ausgezeichneten Geistern hatte. Hier war es auch, wo Giannone den Plan zu seinem berühmtesten und das Geschick seines ganzen Lebens bestimmenden Werke, seiner Storia civile del regno di Napoli (4 Bde. in 4. Neapel 1723) faßte, zu deren Ausarbeitung er 20 Jahre brauchte, und bei welcher ihm besonders Angelo di Costanzos Werk über Neapel zum Führer diente. Die Schärfe, mit welcher Giannone in seinem Buche das Streben des römischen Hofes beleuchtete und überhaupt das Treiben der Geistlichkeit in den verschiedenen Zeiten und Verhältnissen würdigte, zogen ihm gleich nach Erscheinen desselben den Haß und die Verfolgungen des römischen Hofes, so wie fast des ganzen Clerus zu, und weder das Ansehen des damaligen Vicekönigs von Neapel, noch die Gewogenheit des vernünftiger denkenden Cardinals Althano, noch der Beistand der Stadtgemeinde von Neapel, die Giannone zu ihrem Anwalt in Rechtssachen ernannt hatte, vermochten den Sturm zu beschwören, der von Rom aus über ihn kam. Pfaffen hetzten den dummgläubigen Pöbel der Hauptstadt gegen ihn auf, der sich so weit vergaß, daß er den Mann beschimpfte, welcher das Verfinsterungs- und geistige Unterdrückungssystem des römischen Hofes aufdeckte, und die Rache der erzürnten Geistlichkeit ging so weit, daß die anstößige Schrift verbrannt, ihr Verfasser aber in den Bann gethan wurde. Müde dieser hierarchischen Umtriebe, verließ Giannone endlich (1723) Neapel und suchte in Wien einen Zufluchtsort. Wirklich fand er auch hier durch den Schutz des Prinzen Eugen und die Verwendung sowol des Kanzlers Zinzendorff als des nachher so berühmt gewordenen Grafen Bonneval und des Ritters Garelli, damaligen Leibarztes des Kaisers, einigen Schutz, ja sogar eine jährliche Unterstützung von 400 Gulden aus der Secretariatscasse der sicilischen Gesandtschaft, indeß betrachtete ihn Kaiser Carl VI. doch mit höchst mißtrauischen Augen, und als 1734 Don Carlos den Thron von Neapel bestieg, ward ihm nicht allein sein kleines Jahrgeld entzogen, sondern auch der längere Aufenthalt in Wien verweigert. Giannone begab sich nun nach Venedig, um daselbst seine schon in Wien begonnene Schrift: Il triregno, essia del regno del cielo, della terra, e de papa, ein Werk, an welches er 12 Jahre Arbeit wandte, fortzusetzen. Leider machten seine ferneren Schicksale es ihm aber unmöglich, das Ganze nach dem angelegten Plane zu vollenden, und er kam nur in seiner Darstellung bis zu dem 9. Jahrh. Einige bittere Satyren gegen den römischen Hof, die er noch in Wien, wo der Cardinal Pignatelli ihn des Kirchenbannes entband, geschrieben hatte, wurden auf den Rath seiner Freunde, von ihm gar nicht dem Druck übergeben. So zuvorkommend Giannone nun auch anfangs in Venedig aufgenommen wurde, wo besonders der Senator Angiolo Pisani sich seiner annahm, so änderte sich doch auch hier sein Verhältniß bald, besonders dadurch, daß er den ihm gemachten Antrag, in die Dienste der Republik als Anwalt zu treten, ablehnte, und da man nun noch den Argwohn zu hegen begann, als stimme seine politische Meinung keineswegs mit den Ansichten des damals noch sehr herrschsüchtigen Venedigs in Betreff des Seerechts überein, welches diese Republik über das adriatische Meer übte, und er auch noch dazu die Unvorsichtigkeit beging, mit den Gesandten

Digitized by Google

von Frankreich und Spanien häufig umzugehen, so war dies hinreichend, den Argwohn der argwöhnischsten aller Regierungen zu wecken. Eines Nachts (im September 1735) überfielen ihn die Sbirren der Republik, und der arme Schriftsteller ward, gleich einem staatsgefährlichen Feinde, über die Grenze nach dem Ferrareſischen gebracht, und sein Bemühen, durch eine zu Gunsten der Seeherrschaft Venedigs über das adriatische Meer kurz vorher herausgegebene Schrift, die den Titel führte: Lettera intorno al domini del mare Adriatico ed al trattati seguiti in Venezia tra papa Alessandro III, e l'imperador Federico Barbarossa, den Verdacht des Senats zu zerstreuen, somit zu Schanden gemacht. Verlassen wie er jetzt war, da er einen früher erhaltenen Ruf als Professor des römischen Rechts an die Universität zu Padua unter dem Vorwande, er verstehe nicht genug Latein, abgelehnt hatte, und besorgt vor neuen Verfolgungen, nahm er hier den Namen Antonio Rinaldo an, und begab sich, nach kurzem Aufenthalte in Modena, Mailand und Turin, nebst seinem Sohne, nach Genf, wo er nicht allein von den ausgezeichnetsten Männern mit Achtung aufgenommen wurde, sondern auch die liberalste Unterstützung fand. Zufrieden endlich, ein Asyl gegen die Umtriebe seiner unversöhnlichen Feinde gefunden zu haben, schickte er sich nun an, die Nachträge zu seiner Geschichte von Neapel drucken zu lassen, als ihn ein neues Unglück betraf. Verlockt durch einen Nichtswürdigen, beging er die Unvorsichtigkeit, sich zur Feier des Osterfestes (1736) in ein zu Savoyen gehöriges Dorf zu begeben, wo er alsbald arretirt und erst auf das Schloß Miolan, dann in das Fort von Seve und endlich, nach mehreren Jahren, in die Citadelle von Turin gebracht wurde. Seine Freiheit erhielt der unglückliche Mann nie wieder, und er starb am letztgenannten Orte, ein Opfer priesterlichen Hasses, nach 22jähriger Gefangenschaft, die zum Theil so hart war, daß man ihm selbst den Anblick seines Sohnes verweigerte, in einem Alter von 72 Jahren. Seine Manuscripte wurden sogleich nach seiner Verhaftung, auf Ersuchen des päpstlichen Hofes, nach Rom gebracht, und sein Bemühen, bei den später entstandenen Concordats-Streitigkeiten zwischen den Höfen von Turin und Rom, durch eine Schrift zu Gunsten des Königs von Sardinien, sich seine Freiheit zu verschaffen, blieb eben so fruchtlos, als sein auf die falschen Einflüsterungen eines Geistlichen, des Pater Prever, den 4. April 1738 herausgegebener Widerruf der in seiner Storia civile ausgesprochenen Grundsätze. Nach seinem Tode erschienen noch von ihm Opere postume in difesa della sua Storia civile etc. (Lausanne 1760), aus denen die schärfsten Stellen gegen die römische Geistlichkeit schon 1738 in Haag, unter dem Separat-Titel: Anecdotes ecclesiastiques, herausgekommen waren.

Gichtel (Joh. Georg), ein bekannter Mystiker und Schwärmer des 17. Jahrh., wurde 1638 zu Regensburg geboren, und zeigte schon in seinem 12. Jahre die unverkennbaren Anlagen zu dem, was er einst werden sollte. Stundenlang unterhielt er sich in diesem Alter, auf dem Felde herumschweifend, seinem Vorgeben nach, mit Gott, und im 16. Jahre hatte er bereits häufige Visionen. So erschien ihm z. B. einmal der Weltgeist in Gestalt eines großen, vielfarbigen Rades, und nur seine natürliche Schüchternheit und Zaghaftigkeit hielt ihn, wie er selbst berichtet, davon ab, sich in diesen seinen Stern hineinzustürzen. Da er sich später dem Studium der Jurisprudenz ergab, in welchem er sich durch Fleiß und Pünktlichkeit viele Freunde erwarb, so daß er bald als Rechtsgelehrter recht anständig, ja sogar im Überflusse leben

konnte, so schienen sich diese mystischen Träumereien etwas bei ihm zu verlieren, aber leider kehrten sie nur zu bald verstärkt zurück und rissen ihn aus einer eben so ehrenvollen als einträglichen Bahn. Veranlassung dazu gab eine unpassende Ehe, die er, 26 Jahr alt, mit einer reichen Wittwe schloß, die aber weit älter war als er. Die Zwietracht, welche dadurch in der Familie seiner Frau entstand, deren Schwiegersöhne ihn vor seiner Verheirathung bereits einmal thätlich mißhandelt hatten, weil er sich, als Rechtsbeistand, der Angelegenheiten seiner nachherigen Frau emsig annahm, erfüllte ihn mit dem tiefsten Kummer und brachte ihn erst zu dem Entschluß, den weltlichen Gütern, mit denen er nunmehr reichlich gesegnet war, zur Ehre Gottes und zum Heil seiner Seele, zu entsagen, und, da dies seinem ängstlichen Gemüthe noch nicht genug schien, endlich auf den Gedanken, nach Amerika zu gehen um dort in Dürftigkeit und Demuth den Heiden das Christenthum zu lehren. Wirklich begab er sich auch nach Zwoll in Holland, wo damals ein ihm ähnlicher Schwärmer, mit Namen Brekling, sein Wesen trieb, um unter diesem heiligen Manne sich zu seinem wichtigen Berufe als Missionair auszubilden, doch hielt er sich daselbst nicht lange auf, sondern kehrte auf die Nachricht, daß ein gewisser Baron Weiß in Regensburg gleichfalls vom Schwindel einer exaltirten Frömmelei befallen war, dahin zurück, um sich mit diesem zu vereinigen. Dies bekam ihm aber schlecht; denn da er hier anfing, mit ungestümen Eifer das ganze Kirchenwesen reformiren zu wollen, und dies zu vielen ärgerlichen Auftritten Veranlassung gab, so sperrte man ihn erst einige Monate ein, zog sein ganzes Hab und Gut ein und ließ ihn, mit der Weisung, bei harter Ahndung nie zurückzukehren, durch die Büttel über die Grenze bringen. Gichtel ging nun nach Wien, woselbst er neben seinen frommen Faseleien noch auf die Träumereien der Alchymie verfiel, und, als es auch hier nicht mehr mit ihm fortwollte, wieder nach Zwoll, zu seinem Freunde Berkling. Das gute Einverständniß mit diesem dauerte indeß auch nicht lange; eingebildet wie sie beide waren, vereinigten sie sich, und da Gichtel auch hier anfing, das Volk mit seinen Rebeleien zu verwirren, so ward er erst einigemal festgesetzt, und endlich ganz aus Zwoll und Ober-Yssel verbannt (1668). Er begab sich nun nach Amsterdam, damals dem Zusammenflusse schwärmerischer Thoren, und lebte hier, meist in großer Dürftigkeit, einzig von den Wohlthaten seiner anfänglich sehr zahlreichen Anhänger, die er durch Predigten wider die Sündlichkeit des Ehestandes, schauderhafte Prophezeihungen von göttlichen Strafgerichten u. s. w. erbaute. Auch hatte er hier abermals Visionen. Lange dauerte dies Wesen jedoch nicht. Bald entstand Zwiespalt unter dem frommen Haufen und viele seiner sonstigen enthusiastischen Verehrer wurden seine erbitterten Feinde, und beschuldigten ihn, nicht ohne Unrecht, er verbreite Arbeitscheu und Feindschaft in die Familien da Arbeiten und Sorgen für die Bedürfnisse des Lebens nach seiner Lehre sündlich war, weil der Mensch sich allein der Gnade Gottes überlassen und sich um nichts weiter kümmern und mühen sollte. Dieser Abfall des größten Theils seiner Gemeinde versetzte aber Gichtel in solche Noth, daß er, wie er selbst bekennt, fünfmal auf dem Punkt stand, sein Elend durch Selbstmord zu enden; allein er hatte weder den Muth dazu, noch die Kraft, von seinen Verirrungen zu lassen, in die er vielmehr immer tiefer sank, und das traurigste Leben führte, bis ihn endlich der Tod im Jahre 1710 erlöste. Er starb zu Amsterdam, arm, vergessen und verachtet. Zwei Jahre vor seinem Tode ver-

Digitized by Google

lor er zwei Nägel am rechten Fuße, an deren Stelle ihm eine Art Krallen herauswuchsen. Der unglückliche Mann hielt dies für Adlerklauen und glaubte ganz fest, dies sei ein Zeichen, daß der Geist nun bald bei ihm zum Durchbruch kommen werde. Geschrieben hat Gichtel mehreres, was theils von ihm selbst, theils von seinen Freunden und Schülern herausgegeben wurde, und was in neuester Zeit, wo mystische Schwärmerei leider wieder viele Anhänger fand, aus dem Staube der Vergessenheit theilweise wieder hervorgezogen ward. Man hat von Gichtel mehrere Lebensbeschreibungen; wir nennen hier nur die von Reinbeck (Berlin 1732) und die von seinem Schüler Rautenberg. Unter die eifrigsten seiner Anhänger gehörte der Kaufmann Johann Wilhelm Überfeld aus Frankfurt a. M. Als Gichtel starb, stellte sich dieser Mann an die Spitze des schwärmenden Häufchens, dessen Glieder sich unter einander Engelsbrüder nennen, noch hie und da existiren und in der Enthaltung vom zweiten Geschlecht und in Müssiggang das Heil der Seele setzen.

Gigli (Hieronymus), ein berühmter italienischer Literator, gleich merkwürdig durch seinen Geist wie durch seine Lebensbegebnisse. Er wurde zu Siena den 14. Oct. 1660 geboren, und sein eigentlicher Name war Renci. Ein reicher Verwandter, Namens Hieronymus Gigli, von besonderer Vorliebe für den sich früh entwickelnden Knaben beseelt, nahm ihn aber an Kindesstatt an, und der junge Renci trug hinfort den Namen seines Wohlthäters, dessen Sorge für ihn so weit ging, daß er für seinen Schützling sich auch um eine reiche Frau umsah, die sich denn auch bald fand, worauf der junge Mensch, auf Antrieb des alten Gigli, noch nicht volle 15 Jahr alt, verheirathet wurde. Da nun bald hierauf der alte Verwandte starb, so sah sich Hieronymus Renci, oder wie er nun hieß, Gigli, in einem Alter von ungefähr 18 Jahren, Besitzer eines ansehnlichen Vermögens, Gatte und Vater mehrer Kinder. (Seine Frau, die bedeutend älter war, gebar ihm nach und nach deren zwölf.) Schon als Knabe hatte sich Gigli durch Geist und Fleiß ausgezeichnet; jetzt erwarben ihm seine Talente schnell einen ausgezeichneten Ruf. Seine lyrischen und dramatischen Dichtungen, die rasch auf einander folgten, wurden überall mit dem größten Beifall aufgenommen, und er gewann durch die letztern mehr Ruhm als Apostolo Zeno und Metastasio. Zu diesem äußern Glück kam noch, daß er in seinem Hause ein angenehmes Leben führte, und er hätte nun in ungetrübter Heiterkeit leben können, wäre ihm nicht sein unbezähmbarer Hang zur Satyre und Spöttelei daran hinderlich gewesen. Er bekam dadurch zahllose Feinde, und da sich sein beissender Witz besonders gegen alles wandte, was Heuchelei hieß, um so gefährlichere. Eine von ihm unter dem Titel Don Pilone veranstaltete Uebersetzung von Molieres Tartüffe zog ihm vorzüglich den Haß der Geistlichkeit seiner Zeit zu, der dadurch noch mehr gesteigert wurde, daß er dies Stück einst selbst mit einigen seiner Freunde öffentlich auf dem Theater in Siena aufführte, wobei mehrere dort bekannte Personen, zum unglaublichen Jubel der zahlreichen Zuschauer, in Kleidung und Benehmen aufs treueste dargestellt wurden. Aber nicht allein gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst und seine Angehörigen, richtete sich Gigli's Witz, und in einem andern Drama, la Sorella di Don Pilone genannt, persiflirte er nicht nur sich mit allen seinen Schwächen und Eigenheiten, sondern auch seine Gattin, wegen ihrer oft in Geiz ausartenden Sparsamkeit, seine Verwandten und Hausgenossen. Als er es nun endlich noch, bei Gelegenheit der Herausgabe

der Werke der heil. Catharina, unternahm, in einem angehängten Vocabolario delle opere di Sta. Catharina e della lingua sanese die Ausſprüche der berühmten Akademie della Crusca, deren Mitglied er war, anzugreifen, da brach der lange verhaltene Sturm gegen ihn los, und Gigli, verleumdet und angeklagt von allen Seiten, unterlag, wie natürlich, zuletzt der Überzahl ſeiner Gegner, unter denen ſich beſonders die Jeſuiten auszeichneten. Sein Name wurde aus der Liſte der Profeſſoren von Siena, der Mitglieder der Akademie der Crusca u. a. gelehrten Geſellſchaften, die früher es ſich zur Ehre gerechnet hatten, ihn unter ſich zu ſehen, ausgeſtrichen, und er ſelbſt aus ſeiner Vaterſtadt gewieſen. Da nun überdies noch ſeine Vermögensumſtände, durch Verſchwendung und Unachtſamkeit, ſehr zerrüttet waren, ſo ſah ſich Gigli in einer ſehr trüben Lage, und gezwungen, in Rom, wohin er ſich wandte, im Allgemeinen ſowol als im Einzelnen, alles das zu widerrufen, was er Verwundendes für die Crusca und die überhaupt durch ſeine Schriften Getroffenen, früher herausgegeben hatte. Hierdurch erlangte Gigli nun zwar die Erlaubniß, nach Siena zurückkehren zu dürfen, ſeine Lage ward indeß nicht beſſer. Die Sparſucht ſeiner Frau hatte ſich in den abſcheulichſten Geiz verwandelt, und zänkiſch, frömmelnd und unleidlich geworden, dazu viel älter als er, machte ſie ihm ſein Haus zur Hölle; auch Anfälle von Waſſerſucht vermehrten ſeine Leiden, die endlich ſo drückend wurden, daß er ſich entſchloß, wieder nach Rom zu gehen, um wenigſtens frei von häuslichen Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten ſeine Tage zu beſchließen. Er ſah nun faſt niemand mehr als ſeinen Beichtvater, und ſtarb an wiederholten Anfällen der Waſſerſucht, den 4. Jan. 1722, 69 Jahr alt in Rom, ſo arm, daß die Koſten ſeines Begräbniſſes von einigen frommen Brüderſchaften beſtritten werden mußten. Kurz vor ſeinem Ende verbrannte Gigli noch ſelbſt mehrere ſeiner kleinen Schriften, Ergüſſe ſeiner bittern Spottſucht. Die von ihm nachgelaſſenen Werke ſind ſehr zahlreich und zum Theil höchſt geiſtreich und witzig. Beſonders iſt dies mit einigen erdichteten geſchichtlichen und biographiſchen Aufſätzen der Fall, durch welche er ſelbſt einen Apoſtolo Zeno myſtificirte, ſo daß dieſer ſie lange Zeit für echt hielt, und im Giornale de Letterati d'Italia ganz ernſthaft davon ſprach. Von Charakter war Gigli offen und brav, voll wahrer Frömmigkeit und ein Feind aller Verſtellung und Heuchelei. Als Mitglied der Arkadier in Rom trug er den Namen Amaranto sciatidico.

Gioja (Flavio) von Einigen auch Gira und Giri genannt, ein Seefahrer aus Paſitano, einem Dorfe in der Nähe von Amalfi, gebürtig, lebte zu Ende des 13. und Anfange des 14. Jahrh., und ward lange faſt allgemein für denjenigen gehalten, welcher zuerſt die Eigenſchaft des Magnets zur Beſtimmung des Weges auf dem Meere anwandte, und ſomit Erfinder des Compaſſes war. Häufige und gelehrte Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand zerſtörten indeß dieſe Annahmen, und brachten das Reſultat, daß jene wichtige, auf die Civiliſation und den Gang der Weltbegebenheiten ſo einflußreich geweſene Entdeckung weder dem 13. Jahrh., noch dem Amalfitaner Gioja zugeſchrieben werden kann, und daß im Gegentheil ſchon die europäiſchen Seefahrer des 12. Jahrh. ſich der Magnetnadel bedienten, um Richtung und Pfad auf dem ſtürmiſchen Element der Wogen zu finden. Welcher Zeit und welchem Volk man übrigens die Ehre der erſten Anwendung des Magnets zu dieſem Zwecke zuſchreiben ſoll, darüber ſind die Stimmen noch immer getheilt, doch iſt die Meinung, daß die

Digitized by Google

Chinesen lange vor unserer jetzigen Zeitrechnung bereits sich der Magnetnadel bedienten, nun ziemlich allgemein. Von den Chinesen sollen die Araber (Sarazenen) des Mittelalters den Gebrauch dieses nützlichen Werkzeuges erlernt haben, und von diesen die Kenntniß durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen sein. Anderen Behauptungen zufolge soll Gerbert, Erzbischof von Magdeburg und nachheriger Papst Sylvester II., sich schon zu Anfang des 10. Jahrh. zur Auffindung des Meridians eines Instrumentes bedient haben, welches von Einigen für eine Magnetnadel gehalten ward, doch ist diese Annahme von Andern (namentlich dem Physiker Montucla) widerlegt und dahin berichtigt worden, daß Gerbert, erfahren in der Astronomie, zu seinem Zwecke (Auffindung der Mittagslinie), ein Fernrohr anwandte, und damit den Polarstern beobachtete. Sei dem nun wie ihm wolle, so viel ist gewiß, und selbst schon durch die Angaben des Albertus Magnus, in dessen Werk: de Mineralibus (Lit. II. tract. 3. Cap. 6.) bewiesen, daß man mehr als hundert Jahre vor Gioja bereits sich bei Seefahrten der Magnetnadel bediente, und daher das Verdienst des amalfitanischen Schiffers nur darin bestehen kann, die bereits vorhandene Erfindung vervollkommnet zu haben. Dies ist denn auch wirklich der Fall, und Gioja allerdings berechtigt, Anspruch auf den Dank der Nachwelt zu machen. Bis auf ihn hatte man nur eine höchst unvollkommene Einrichtung, zufolge welcher die wegweisende Nadel, auf ein paar Strohhälmchen oder dünne Holzsplitter gelegt, in einem Gefäß mit Wasser schwamm, und so durch ihre Richtung die Himmelsgegenden anzeigte, natürlich dies aber nur dann vermochte, wenn die See ruhig und das Schiff ohne große Schwankungen war. Er war der erste, der die Vorrichtung erfand, die Nadel dermaßen zu befestigen, daß sie stets, und in jeder Lage unverrückt nach Norden zeigt, und wie einflußreich diese Entdeckung war, geht allein schon daraus hervor, daß gleich darauf die ganze Nautik einen andern Charakter annehmen, und der bis dahin sich nur selten aus dem Gesichtskreis der Küsten entfernende Schiffer nun dreist und kühn sich auf die weitesten Meere wagen konnte. Daß Gioja daher im eigentlichen Sinn der Vater der neueren Schifffahrt ist, und die Nachwelt ihm den Gewinn zu danken hat, welchen sie seitdem aus der Vervollkommnung derselben zog, ist klar. Später ist Giojas Erfindung vielfach verbessert worden, und selbst darüber unter den verschiedenen Nationen ein ehrgeiziger Rangstreit entstanden. So behaupten z. B. die Franzosen, daß sie es waren, welche die Windrose unter der von Gioja aufgehangenen Magnetnadel im Compas anbrachten (daher der allgemeine Gebrauch stammen soll, durch eine Lilie den Nordpunkt zu bezeichnen), die Engländer hingegen rühmen sich des Gedankens, die ganze Vorrichtung in eine Büchse eingeschlossen zu haben (daher der Name Boussole), und die Deutschen, daß sie zuerst diejenigen gewesen wären, welche den darauf verzeichneten Himmelsgegenden die üblichen Namen: Süd, West, Nord und Ost, gegeben hätten. Daß die Almafitaner schon die Windrose in die jetzt noch beibehaltenen 32 Striche theilten, beweist gleichfalls unter andern Montucla, so wie, daß die Engländer die ersten waren, welche auf den Schiffen für die Boussole eine solche Vorrichtung erfanden, daß diese stets, mag das Fahrzeug auch welche Lage es will annehmen, in horizontaler Richtung bleibt.

Giunti, Giuntinen. Die berühmte alte Buchdruckerfamilie der Giunti (Junta, Junta, Juncta und Giunta, auch Zonta genannt), stammte nicht aus Lyon, wie man behauptet hat, sondern aus Florenz,

wo sie schon 1354 vorkommt. Der dort noch fortblühende Zweig wurde durch ein Decret vom J. 1789 zum Range einer Patricierfamilie erhoben. Seit dem Ende des 15. Jahrh. erscheinen die Giunti als Buchhändler und Buchdrucker; und zu Venedig, zu Florenz, später zu Lyon, endlich zu Burgos, Salamanca und Madrid vermehren ihre Officinen durch sehr beachtenswerthe Drucke die Hülfsmittel der europäischen Bildung. Die älteste dieser Druckereien scheint die venetianische zu sein, gestiftet durch Lucas Anton Giunta, der aus Florenz sich nach Venedig um 1480 gewandt hatte. Anfangs, von 1482—98, betrieb er Buchhändlergeschäfte, indem er anderwärts drucken ließ (Catharina da Siena dialogo de la divina providentia. Ven. Mthi. da Codeca, 1482, 4.). Seit 1499 aber besaß er eine eigne Officin, deren erstes Product J. Mar. Politiani constitut. ord. Carmelitarum, 4. sind. Seine letzten Drucke sind vom J. 1537, dem Jahre seines Todes. In der Kirche St. Giovanni und Paolo findet sich sein Grabmal. Unter der Firma: haeredes L. A. de Giunta ging die Druckerei nach seinem Tode fort; zunächst unter der Leitung seines Sohnes, Thomas Giunta, der das Unglück hatte, daß am 4. Nov. 1557 seine Druckerei abbrannte, doch wurde sie hergestellt, und dauerte unter wechselnder Oberaufsicht noch bis ins folgende Jahrh. fort. Im J. 1644 kommen die haeredi di Tommaso Giunta als Compagnons des Handlungshauses Fr. Baba vor; diese Verbindung läßt sich noch 1648 nachweisen. Der letzte uns bekannt gewordene Druck der venetianischen Officin ist vom J. 1657 datirt (Ili, Ochi libri III. de febribus. Ven. ap. Juntas, 1657, 4.). Ein Verzeichniß der Drucke dieser Officin, aber nur bis zum J. 1550, liefert Eberts bibliograph. Lexicon am Schlusse des ersten Bandes. Sie unterscheiden sich durch nichts von den damaligen Officinen Venedigs, wie sie gewöhnlich waren, und stehen tief unter den bessern der Manucci, des Giolito u. a. Blos auf den Erwerb berechnet, ohne daß sie höhere wissenschaftliche Zwecke verfolgt hätten, zeichnen sich die Giuntinen aus Venedig weder durch Typen, noch durch Papier aus. Pergamentdrucke scheinen die venetianischen Giunti gar nicht gegeben zu haben; griechische Drucke wenig. Die Ausgabe des Cicero von 1534 durch Victorius ist fast der einzige bedeutende Druck. Nicht ohne Werth sind die Missaldrucke. In seiner Vaterstadt Florenz begründete das nachmals so blühende Gewerbe, Philipp Giunta, der Sohn eines gleichnamigen Vaters, Lucas Antons Bruder. Wahrscheinlich genoß Philipp den Unterricht des Christoph Landinus. Der Treppe der Kirche der Cassinermönche zu St. Maria in Florenz gegenüber hatte er eine Druckerei, aus der als erster Versuch der Zenobius von 1497 hervorging. Die Reihe der von ihm und seinen Erben, die nach dem Tode Philipps (am 16. Sept. 1517) unter abwechselnder Leitung die Druckerei forterhielten, bis zum J. 1550 gegebnen Werke findet sich am vollständigsten bei Ebert, im bibliogr. Lexicon. Der letzte Druck der florenzer Officin scheint Buonarotti rime, 1623, 4. zu sein. Dibdin in seinem Decameron hat wahrscheinlich zu machen gesucht, daß Philipp Giunta die griechischen Typen des Buchdruckers Calliergus gekauft habe; der Kauf könnte aber nicht vor 1528 Statt gefunden haben. Die Typen dieser Officin an sich dürfen übrigens die Vergleichung mit denen der Manucci nicht scheuen; nur an Mannichfaltigkeit möchten sie diesen etwa nachstehen. Die Cursiv möchte sogar den Vorzug verdienen. Aber besser ist bei den Aldus das Papier, besser die Schwärze und das Ensemble des Drucks.

Digitized by Google

Außerdem hat die florenzer Officin Großpapiere und mehre gut gearbeitete Pergamentdrucke geliefert. Wahrscheinlich ist, daß sie selbst eine Schriftgießerei besaßen, aus der sich gleichzeitige florenzer Drucker versorgten. Zur Ehre einer besondern Sammlung sind die Giuntinen noch nicht gelangt, ob sie dieselbe gleich eben so sehr zu verdienen scheinen, als die Aldinen; denn sicher war das Urtheil viel zu voreilig, das behauptete, die Giunti hätten nur Wiederholungen Aldinischer Texte geliefert. Gewiß ist der innere Werth ihrer Drucke bedeutender, als man gewöhnlich glaubt. Durch ein sonderbares Geschick sind diese weniger bekannt; doch haben die genauer untersuchten italienischen Schriftsteller ihrer Officin erwiesen, welche wesentliche Ausstattungen sie durch die Gelehrten gewannen, mit denen sich die Giunti, eben so wie die Manucci, zu umgeben verstanden. Weniger gilt dieses Lob den Leistungen der lyoner Officin, gestiftet durch Jacob de Giunta, aus Florenz, Franzesco Giuntas Sohn, der noch 1519 zu Venedig vorkommt, seit 1520 aber zu Lyon erscheint, anfänglich blos als Verleger, seit 1527 aber auch als Drucker. Nach seinem 1548 erfolgten Tode setzten seine Erben thätig das Gewerbe fort, von dem noch 1592 sich Spuren finden. Nicht so leicht zu entwirren ist das Verhältniß, welches zwischen den italienischen und den spanischen Officinen und unter diesen letztern selbst Statt fand. Zu Burgos druckte Juan Junta 1526, 28 und 51. Philipp Junta, vielleicht Eine Person mit dem florenzer Philipp dem Jüngern von 1582—93; zu Salamanca druckt 1534—52 ein Juan de Junta, der allem Anscheine nach eine und dieselbe Person mit dem Juan Junta von Burgos ist, und 1582 Lucas Junta. Zu Madrid Giulio Giunta 1595, der am 27. Januar 1618 starb; dann Thomas Junta oder Junti 1594—1624, der seit 1621 als königlicher Buchdrucker auftritt. Über ihre Werke siehe Eberts bibl. Lexicon.

Glaz, eine Grafschaft im preußischen Regierungsbezirk Reichenbach, von hohen Gebirgen an allen Seiten eingeschlossen, 8 Meilen lang und 5 Meilen breit, sehr fruchtbar mit reiner Luft und mehreren Heilquellen zu Kützwer, Reinerz, Altwilmsdorf und Landeck. Nahe bei Reinerz liegen im Gebirge die sogenannten Seefelder, die beständig unter Wasser stehen, das niemals friert und niemals zu- oder abnimmt. Im Wolfsgrunde ist der Wasserfall und sind die Höhlen im Gebirge merkwürdig. Die Hauptstadt gleichen Namens, ist eine wichtige Festung.

Gleditsch (Joh. Theophilus), Professor der Naturwissenschaft und Botanik, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, ward zu Leipzig den 5. Febr. 1714 geboren, woselbst er auch seine Studien vollendete, und nach des bekannten Professor Hebenstreits Abgang, der seine Stelle in Leipzig niederlegte, um eine wissenschaftliche Reise nach Afrika zu unternehmen, die Aufsicht sowol über den botanischen, als über den, damals durch seine Anlagen und seine seltenen Gewächse berühmten Groß-Bosenschen Garten erhielt. Mehrere botanische Excursionen durch Sachsen, nach dem Harz und dem thüringer Wald, welche Gleditsch machte, so wie sein Aufenthalt erst zu Annaberg, wo der Doctor Hänel (gleichfalls ein bekannter Naturforscher) sein Lehrer wurde, dann zu Berlin, wo er der Schüler von Bubbäus, Schaarschmidt, Senff und Neumann ward, erweiterten noch seine Kenntnisse und setzten ihn in den Stand, sowol die Flora Berolinensis, als die von Leipzig mit neuen Beobachtungen zu bereichern. In Berlin selbst ward Gleditsch durch den damaligen

König Friedrich Wilhelm I. dem Hrn. von Ziethen, einem großen Freunde der Pflanzenkunde, empfohlen, was denn zur Folge hatte, daß der junge Naturforscher 1736 eine systematische Beschreibung der seltenen Gewächse in Druck gab, die in Ziethens Garten zu Trebnitz gezogen wurden. Gleditsch ließ sich hierauf eine kurze Zeit als Arzt zu Lebus nieder, begab sich aber von da bald wieder weg und nach Frankfurt an der Oder, wo er Doctor ward und als Lehrer der Physiologie, der Botanik und Materia medica, auftrat. Ein Anerbieten von dem damaligen Herzog von Sachsen-Weimar, Ernst August, welcher Gleditsch hatte kennen lernen, als Leibarzt nach Weimar zu kommen, schlug letzterer aus, und zog die ihm zugleich angetragene Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Berlin (welche Akademie damals eben errichtet ward) und zum Director des botanischen Gartens, vor. Bald darauf erhielt er auch die Stelle eines zweiten Professors der Anatomie. Ein Vorschlag, nach Petersburg zu kommen, woselbst man ihm einen jährlichen Gehalt von 2000 Rubel zusicherte, ward gleichfalls von ihm abgelehnt, und er erhielt dafür von Friedrich II. eine Gehaltszulage von jährlich 200 Thlr., auch gab er von nun an, auf ausdrückliches Verlangen des großen Königs, öffentliche Vorlesungen über die Forstwissenschaft, wobei sich Gleditsch den Ruhm erwarb, der Erste zu sein, welcher ein geordnetes System über diesen wichtigen Zweig öffentlicher Verwaltung aufstellte. Seine zahlreichen Schriften und die vielen tüchtigen Schüler, welche er zog, beweisen übrigens die Kenntnisse und die verdienstvolle Thätigkeit dieses ausgezeichneten Gelehrten, der im Oct. 1786, allgemein bedauert, seine irdische Laufbahn beschloß. Zu beklagen ist, daß mehrere der trefflichen Lehren und Erfahrungen von Gleditsch in den verschiedenen Zweigen der administrativen Ökonomie nicht immer und überall so beherzigt worden sind, wie sie es verdienten. Übrigens war er ein Mann von eben so großer Bescheidenheit als Gelehrsamkeit. Mehrere seiner noch jetzt in Ehren gehaltenen Werke wurden erst nach seinem Tode von seinem Schwiegersohne, dem geheimen Finanzrath Gerhard in Berlin, herausgegeben. Zu den vorzüglichsten seiner Schriften gehören sein Catalogus plantarum (über den Ziethenschen Garten zu Trebnitz), seine Consideratio epicriseos Siegesbekianae in Linnëi Systema plantarum etc., seine Lucubratiuncula de fuco subgloboso sessili et molli in Marchia reperiundo (wovon auch eine deutsche Übersezzung in dem 3. Bde. seiner Dissertationen über Botanik sich findet); seine systematische Einleitung zum Studium der Forstwissenschaft; seine theoretisch-practische Geschichte der Medizinalpflanzen; seine Naturgeschichte der nützlichsten einheimischen Gewächse; seine Botanica medica (von F. W. A. Lüders, einem der ausgezeichnetsten Schüler von Gleditsch, herausgegeben); und seine Bemerkungen in Bezug auf Botanik und Medizin. Außerdem ist Gleditsch noch Verfasser einer Menge schätzenswerther Dissertationen, die zum Theil in den Memoiren der Freunde der Naturwissenschaft in Berlin, zum Theil in den Annalen der berliner Akademie, zum Theil auch in den Mannichfaltigkeiten von Dr. Martini, abgedruckt sind, so wie mehrerer die Pflanzenkunde betreffenden systematischen Cataloge, und Herausgeber der 2. Ausgabe der Linneischen Philosophia botanica. Eine Lebensbeschreibung von Gleditsch, von von Wildenow und Usteri verfaßt, kam 1790 in Zürich heraus, und sein Porträt findet sich im 4. Bde. der Krü-

Digitized by Google

nitzschen Encyclopädie. Zu seinem Andenken hat der Naturforscher Catesby ein exotterisches bohnenartiges Gewächs Gleditsia benannt.

*Gleichung heißt in der Algebra der Ausdruck derselben Größe unter verschiedenen Benennungen, oder ein Gleichheitsverhältniß zweier verschieden benannten Größen. Glieder der Gleichung heißen die beiden verschieden benannten Größen, die durch das Zeichen = (d. h. ist gleich) getrennt werden; z. B. $9 + 6 = 20 - 5$, oder $3 - 1 = 5 - 3$. Die durch die Zeichen + oder − verbundenen Größen, woraus jedes Glied besteht, heißen Sätze der Gleichung. Es können in einer Gleichung neben bekannten Größen auch unbekannte oder unbestimmte enthalten sein, z. B. in der Gleichung $mx + ny = a - b$ sind m n a b bekannte oder bestimmte, x und y aber unbekannte Größen. Die Wurzel der Gleichung heißt der Werth der unbekannten Größe. Hinsichtlich der höhern oder niedern Potenz (s. d. Art. Bd. 7.) worauf die unbekannte Größe in einer Gleichung steigt, theilt man die Gleichungen in einfache, quadratische, kubische und biquadratische. Man betrachtet die Gleichungen aus einem doppelten Gesichtspunkt, entweder als das letzte Ergebniß, worauf man bei der Lösung einer Aufgabe kommt, oder als ein Mittel zu einer endlichen Lösung. Gleichungen der ersten Art haben nur eine unbekannte, mit mehrern gegebenen oder bekannten vermischte Größe, die zweite Art enthält verschiedene unbekannte Größen, die mit einander verglichen und verbunden werden müssen, bis man zu einer neuen Gleichung gelangt, die nur eine unbekannte Größe unter bekannten enthält. Um den Werth dieser unbekannten Größe zu finden, wird die Gleichung auf verschiedene Art umgewandelt, wodurch sie endlich auf den einfachsten Ausdruck gebracht wird. Ueber Gleichung astronomischer Bedeutung vergl. die Art. Zeitgleichung und Sonnenzeit, Bd. 10 u. 9.

Gleim (Joh. Wilh. Ludw.), geb. zu Ermsleben, einem Städtchen im Fürstenthum Halberstadt, am 2. April 1719, gest. zu Halberstadt am 18. Febr. 1803, als Secretair des Domstifts daselbst und Canonicus des Stifts zu Waldeck. Seinen Vater, den Obersteuereinnehmer des ermslebenschen Kreises, verlor er schon 1735, da er auf der Schule zu Wernigerode war. Ein gedrucktes Trauergedicht auf den Tod seines Vaters beurkundet sein früh geübtes Talent zur Poesie. Wohlthätige Familien erhielten den armen verwaiseten Knaben auf der Schule bis Michaelis 1738, da er die Hochschule zu Halle bezog und in den dürftigsten Umständen heiter den Studien oblag. Seine Lehrer waren der Canzler Ludwig, Heineccius der Jurist, Böhmer, und besonders der Vater der deutschen Ästhetik, Alexander Baumgarten; zuletzt auch noch der von Friedrich dem Großen aus der Verbannung zurückberufene Freiherr Christian von Wolf. Seine Freunde wurden Uz, Rudnick und Nicolaus Götz, welche gleichzeitig mit ihm studirten, und zu denen ihn gleiche Liebe zur Poesie hinzog. Auf dem deutschen Parnaß herrschten damals zwei Parteien: die Gottschedische zu Leipzig, nüchtern, modern, den Franzosen besonders zugethan, und die Bodmersche zu Zürich, den Musiern der Griechen und Römer nachstrebend. Die verbündeten Jünglinge zu Halle waren auf der Seite der letztern. Im J. 1740 verließ Gleim die Universität, um als Secretair nach Copenhagen zu gehen; sein Schicksal aber führte ihn als Hauslehrer in das Haus eines Obersten von Schulz nach Potsdam, wo ihn der Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen zu Brandenburg-Schwedt, kennen lernte und als Secretair in seine Dienste nahm. In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft von Ewald

Digitized

Christian v. Kleist; dieser ward sein vertrautester Freund, und seitdem nennt man in der deutschen Literatur die Namen Gleim und Kleist, als poetisch verbrüdert, wie man im Alterthume Orest und Pylades nur immer vereint genannt findet. Zu Gleim und Kleist gesellten sich bald Pyra, Sulzer, Hirzel, Spalding, Ramler, Graun und einige andere Gleichgesinnte, welche der Sache der Bodmerschen Partei allen möglichen Vorschub leisteten, dem gleichstrebenden Bunde der Jünglinge zu Leipzig durch Sinn und That eng sich anschließend. Die freiere und geistreichere Ausbildung der deutschen Sprache, Art und Kunst ward hierdurch nicht wenig befördert. Der zweite schlesische Krieg trennte 1744 die vereinten Freunde, und raubte Gleimen seinen wohlwollenden Prinzen, welcher vor Prag fiel. Das Jahr darauf ward Gleim Secretair des „alten Dessauers," von welchem ihn jedoch dessen harter, rauher Charakter bald wieder entfernte. Gleim ging wieder nach Berlin zurück, lebte dort einige Jahre unter mancherlei gescheiterten Plänen zu anderweitiger Versorgung, bis er 1747 als Dom-Secretair nach Halberstadt berufen wurde. Schon 1744 war von ihm der mit großem Enthusiasmus in Deutschland aufgenommene Versuch in scherzhaften Liedern erschienen, in welchen er sich der Gattung des leichteren Liedes, des anakreontischen Scherzes, der geselligen Grazie in Sprache, Bild und Lehre, und den rhythmischen Formen des Alterthums besonders zugethan erwieß. Auch im Dramatischen hatte er sich schon 1743—45 versucht, und sein blöder und dreister Schäfer war mit großem Beifall aufgenommen worden. Noch größeres Aufsehen machten in denselben Jahren seine satyrischen Gedichte: die Schäferwelt, die Bürgerwelt, und das Glück der Spitzbuben. Gleim fand seine Lage in Halberstadt höchst erwünscht; gutes Auskommen und durch Amtsgeschäfte nicht eben sehr von den Musen und geselligen Freuden entfernt, dabei von seinen Domherren in jeder Beziehung geachtet und werth gehalten. Sie lernten ihn bald als einen eben so klugen und gewandten Arbeiter, als einen geistreichen und heitern Gesellschafter kennen. Von allen seinen Freunden in Apollo getrennt, lebte er die erste Zeit nur in beständigem Briefwechsel mit ihnen; Lange, Lessing, Geßner, Zachariä, Ebert, Lichtwer, Wieland u. a. vergrößerten zunächst den Kreis seines poetischen und wissenschaftlichen Umgangs, der die Freude seines ganzen Lebens war. 1749 erschienen die beiden Liedersammlungen, welche er zu Halberstadt drucken ließ, mit den angeblichen Druckorten Amsterdam und Zürich. 1750 lernte er auch Klopstock, Schmidt, Gellert, Rabener, die Cramers und Schlegel kennen, welche er von Zeit zu Zeit nach Halberstadt zu versetzen wußte, des Lebens und Dichtens mit ihnen froh zu sein. Mit allen jenen Männern verband er sich auf das herzinnigste, denn Freundschaft war sein Lebenselement. Er war Freund mit Rath und That, treu, offen und ehrlich, ohne Falsch, aber mit aller Heftigkeit und Eifersucht der Liebe. Er hatte das seltene und beglückende Talent, in Jedem das Treffliche aufzufinden, anzuerkennen, und sich dessen wie des eigenen Guts zu erfreuen. Die verschiedensten Charaktere fanden sich durch seine innige, lebendige, starke Freundschaft vereint und beglückt; jeder wandte sich in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens, guten und bösen, an ihn, der thätigsten Hülfe und lebhaftesten Theilnahme gewiß. Des Freundes Angelegenheiten lagen ihn am Herzen wie seine eigenen; er ruhte nicht eher bis ein Wunsch erfüllt, ein Zweck erreicht, das Beste erwählt, das Schlimmste beseitigt war. Jeder seiner Freunde konnte ihm, wie

Klopstock, sagen: Du Eifersüchtiger, der du mein Herz tyrannisch, liebreich herrschend, bewahrst! In der Liebe war Gleim weniger glücklich. Er hat sich nie verheirathet; sein Hauswesen besorgte, die Zeit seines Lebens hindurch, seine geistreiche Nichte, Sophie Dorothea Gleim, welche unter dem Namen Gleminde häufig, unter andern auch von J. G. Jacobi besungen ward. 1756 gab Gleim das erste Buch seiner Fabeln und seine Romanzen in Druck; letztere waren die ersten Erscheinungen in dieser Dichtart in Deutschland und vermehrten seinen Ruhm nicht wenig, der indeß erst in den sieben Kriegsjahren des großen Friedrichs II. seine höchste Höhe erreichte durch die Kriegslieder, welche er unter dem Namen und im Charakter eines preußischen Grenadiers sang. Gleim wußte sich so sehr und so lange unter diesem Namen zu verbergen, selbst vor seinen vertrautesten Freunden, daß man späterhin öfter behauptet hat, er habe diese Lieder wirklich nicht gesungen, sondern nur bekannt gemacht. Er wollte die Geschichte jenes denkwürdigen Kriegs schreiben, aber er fand dazu den Beruf nicht in sich, auch die Freunde riethen dem anakreontischen Dichter von dem mühseligen Vorhaben ab. Rabener schrieb: er wolle Gleimen die Geschichte jenes grausamen Kriegs nur unter der Bedingung verzeihen, wenn er sie in anakreontischen Versen schreibe und die ganze Mordgeschichte anstatt der Capitel in Trinklieder eintheile! Gut, erwiederte Gleim, wenn ich der Curtius unsers Alexanders nicht sein soll, so will ich doch sein Homer sein! und er sang die unvergleichlichen Kriegslieder, die in Ton, Schwung, Kraft und lebendiger Anordnung bis jetzt unerreichte Muster geblieben sind, und ihrem Verfasser einen hohen Rang unter den vaterländischen Dichtern gegeben haben. Sogar die Franzosen, hinter denen die Kriegslieder mit Siegesspott drein jauchzten, priesen sie und versuchten Nachbildungen, in denen dann der herrliche Waffenklang der deutschen Lieder zum dünnen cliquetis de nos armes herabsank. Nur ihm, dem besungenen königlichen Helden allein, blieben diese Lieder und ihr Verfasser unbekannt. Nach den Kriegsliedern versuchte sich Gleim in Oden nach dem Horaz, Petrarchischen Gedichten, in Versificirungen des Philotas von Lessing und des Tod Abels von Klopstock; Gedichten nach den Minnesingern und Sinngedichten; alles zum Theil mehr von der Muse des Dichters als vom Berufe zeigend. Gleim lebte mehr im Genießen, als im Streben, und in beidem arglos und unbefangen; ob ein poetischer Wurf gelang, ob nicht, er hatte ihn angenehm beschäftigt. Ein Reihe jüngerer Freunde reihte sich in dieser Zeit den ältern an: die Karschin, Georg Jacobi, Benjamin Michaelis, Wilhelm Heinse, Johannes Müller, Göckingk, Jähns, Klamer Schmidt u. s. w. Die meisten von ihnen wußte Gleim in Halberstadt anzusiedeln; sein Eifer für bürgerliches Wohl wie für ihren literarischen Ruhm kannte keine Grenzen. Der Verein so vieler geistreicher junger Männer gab ihm den Plan ein, in Halberstadt eine vorbereitende Akademie zu stiften, welche er später in seinem letzten Willen als eine Schule der Humanität bezeichnete. Er fand das höchste Lebensglück in dem Genuß des Schönen und Guten, wie ihn die schönen Künste und Wissenschaften gewähren; dieses Glück seinen Mitmenschen zu bereiten, war sein liebster Gedanke; eine Frucht desselben war die Stiftung jener Schule, welche jedoch, auf nicht zureichendem Grunde, wenig ausführbar erschien. Die Lieder fürs Volk sollten Heiterkeit und das Glück fröhlicher Armuth unter der arbeitenden Classe verbreiten. Gleim hatte ein seltenes Talent, mit den Menschen aller

Digitized by Google

Stände auf das Erfreulichste umzugehen; jene Lieder zeugen davon; sie sind darauf hingerichtet, die arbeitende Classe nicht von der Arbeit abzuziehen, sondern sie ihr zur Quelle des Vergnügens und der Zufriedenheit zu machen. Gleim war ein Menschenfreund im edelsten und vollsten Sinne des Worts; als solcher sang er sein Halladat oder das rothe Buch, im Sinne eines weisen Derwischs aus dem Morgenlande; man könnte, in Bezug auf Göthes westöstlichen Divan, diese Sammlung Gleims westöstliches Hüttchen nennen. Der Inhalt derselben ist die Lehre von Gott, Menschen und Tugend aus reinmenschlichem Standpunkt. Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund! Herder sagt von Halladat: überall die Stimme: wer Ohren hat zu hören, der höre! Gleim hat wirklich die Morgenlandsposaune aus der Hand des Engels erhalten. Das Buch blieb aber der Masse fremd; der fremde Ton, die Kindes-einfältige Innigkeit dieser Gedichte, ließen nur die Fähigsten den Schatz darin erkennen. Leser dieses Halladats, sprach Gleim, werden erst dann sich finden, wenn die bekehrten Atheisten einst wieder sagen werden: Wäre kein Gott, so müßte man einen erfinden! Dem Halladat folgte eine kleine Sammlung Episteln, welche in ihrer Art gleich originell und trefflich sind, und um so schätzbarer, da wir Deutschen in dieser poetischen Gattung noch heut zu Tage sehr arm sind. Den Kreis der Freunde um Gleim bildeten in dieser Periode Joh. Dav. Hartmann, Fischer, Streithorst, Tiedge, Franz v. Kleist u. a. m. Nachdem Friedrich II. zu den Unsterblichen hinweggegangen war, ward Gleims Enthusiasmus für den großen König zu glühender Vaterlandsliebe; der preußische Grenadier trat hinter den deutschen Patrioten zurück. Die französische Revolution erfüllte ihn mit Grausen. Er sah im Geist die Stürme derselben auch über das theure deutsche Vaterland hereinbrechen. Die steife, kraft- und seelenlose Art, mit welcher die deutschen Diplomatiker den anmaßenden Republikanern gegenüber standen, opfernd und kleinmüthig nachgebend, ohne Würde, ohne Selbstbewußtsein, ohne Charakter, erfüllte den Greis mit bitterm Ingrimm. Unaufhörlich predigte er Einigkeit der Deutschen, Kampf auf Leben und Tod für Unabhängigkeit des Vaterlandes; er gab Soldaten-, Marsch- und neue Kriegslieder heraus, Zeitgedichte, politische Fabeln u. s. w., um richtige Begriffe von Freiheit und Gleichheit, Fürst und Volk und echter Vaterlandsliebe zu verbreiten. Seine Stimme verhallte einsam in dem allgemeinen Aufruhr aller politischen Elemente. Als sein politischer Eifer nirgend Eingang und Erfolg fand, suchte er Ruhe vor der greuelreichen Gegenwart. Die leidenschwere Zeit scheuchte ihn aber nicht in eine Timonshöhle, sondern er baute sich ein Hüttchen, mitten unter das jüngere, seiner Überzeugung nach in unglücklichem Wahne verirrte Geschlecht, um Eintracht, Liebe und Freude zu lehren und Alles, was dem Leben Frieden, dem Geiste Licht und Stärke gibt. Außer den jährlichen Besuchen der ältern Freunde Herder, Stolberg, Eschenburg, J. H. Voß mit ihren Familien, erheiterten die letzten Jahre des Greises auch noch die öftern Besuche der jüngeren und jüngsten Freunde: v. Retzer, Baggesen, Jean Paul Friedr. Richter, Seume, Falk und viele Andere, denen er hülfreich, trostreich und väterlich zugethan war. Gleims Herz lebte, wie er selbst im hohen Alter zu sagen pflegte, seit 50 Jahren von Blüthen und Früchten der Freundschaft, deren die reichlichsten und erquickendsten die Familie des Grafen zu Stolberg-Wernigerode in des Greises Hüttchen trug. Zwei Jahre vor seinem Ende erblindete Gleim auf beiden Au-

Digitized by Google

gen, eine Operation blieb ohne Erfolg. In der Dunkelheit seiner Tage blieb sein Geist noch mehr wie zuvor auf die großen Begebenheiten hingerichtet, und auf jenen außerordentlichen Mann, der das Schicksal der Völker und Staaten bestimmte, und damals noch Erwartungen erregte, daß er als Mensch sich noch größer erzeigen werde, denn als Held.

Kröne dein Werk mit dem ewigen Frieden, erhabener Krieger! —
Setze die Krone nicht dir, setze dem Werke sie auf!

So rief ihm Gleim an der Schwelle des Grabes zu. Der große Gedanke des Hüttners kam aber nicht in die Seele des erhabenen Kriegers. Im 84. Jahre seines Lebens nahm Gleim Abschied von seinen Freunden, starb still und gottergeben, und ward begraben in seinem Garten vor Halberstadt; seiner eigenen Anordnung gemäß, stehen einfache Urnen, mit den Namen seiner ihm vorangegangenen ältesten Freunde, um die Stätte seiner Ruhe her. Herder nennt ihn den Mann von deutschem Gemüth, den biedersten Mann und Freund. Klopstocks Ode, die seinen Namen trägt, hat ihn, seiner Persönlichkeit nach, treu und wahr und unvergeßlich gezeichnet; seines Geistes Bild, seines Herzens Sprache lebt in seinen kleinsten Sprüchen und Gedichten. Hagedorn und er gaben uns das leichte, fröhliche, naive Lied: er früher als Hagedorn und Andere, die wahre Kindesfabel, die spielende Romanze, das tyrtäische Kriegslied. Als eines Vaters der Jünglinge, als eines Freundes der Menschen lebt sein Andenken in den Herzen aller Guten und Edlen, welche ihm den schönsten aller Ehrennamen gegeben haben: Vater Gleim. Siehe Gleims Leben, aus seinen Briefen und Schriften von Wilhelm Körte, Halberstadt 1811. Gleims sämmtliche Werke, erste Originalausgabe, aus des Dichters Handschriften durch W. Körte, 7 Bdchn. Halberstadt 1811—1813.

*Glogau, preußische Hauptfestung in Schlesien, im Regierungsbezirk von Liegnitz und unweit der Oder gelegen. Die Einwohnerzahl beträgt gegen 10,000, worunter viele Juden. Auf dem Schlosse residirten die ehemaligen Herzoge von Glogau aus dem alten Königsgeschlechte der Piasten. Als 1476 die Herzoge von Glogau ausgestorben waren und das Fürstenthum an die Krone Böhmen fiel, wurde hieher ein kaiserl. österreichischer Commandant gelegt, der zugleich den militairischen Oberbefehl in Schlesien führte. So blieb es, bis Friedrich II. 1741 Glogau eroberte, das ihm nach dem Friedensschlusse von 1742 auch blieb. Friedrich ließ es noch stärker befestigen. Nach der Schlacht von Jena wurde Glogau von den würtembergischen Truppen unter Vandamme und Seckendorf berennt und von dem preuß. Commandanten v. Reinhard nach geringem Widerstande übergeben. Jetzt blieb Glogau bis zum 15. April 1814 in französischen Händen, an welchem letztern Tage es in Folge des mit dem Grafen Artois nach der ersten Restauration der Bourbons abgeschlossenen Waffenstillstandes an Preußen wieder übergeben wurde. Die Blokade der Festung im J. 1813 (nachdem die Franzosen sich über die Elbe zurückgezogen hatten) durch ein preuß. russ. Corps war ohne Erfolg geblieben und hatte nach der Schlacht von Bautzen selbst wieder müssen aufgehoben werden. Es ist in der Stadt ein lebhafter Verkehr. Der Dichter Gryphius ist hier geboren.

*Gluck (Christoph, Ritter von). Dieser große Tondichter, dem die lyrische Scene ihren Glanz und ihre dramatische Vervollkommnung verdankt, stammte von einer angesehenen Familie in der Ober-Pfalz, und wurde 1714 geboren. Obschon er sich von früher Jugend an der

Digitized

Musik widmete und bedeutende Anlagen zeigte, so ging es doch mit ihm wie mit dem Philosophen von Genf, d. h. die Welt fand erst in der letzten Hälfte seines Lebens Gelegenheit, ihn zu bewundern, indem der Componist bereits das 40ste Jahr überschritten hatte, als er die ersten seiner unsterblichen Meisterwerke ans Licht treten ließ. Den Anfang seiner musikalischen Studien machte Gluck in Prag, wo er bald als ausgezeichneter Violoncellist bekannt wurde. 17 Jahr alt bereiste er darauf Italien und studirte daselbst unter dem berühmten San-Martini die Composition. Seine in Mailand geschriebene erste Oper: Artaxerxes, wurde daselbst, so wie eine andere: Demetrius, in Venedig gegeben (1742). Eine dritte: der Sturz der Giganten, componirte er für die Oper in London, wohin er sich 1745 begeben hatte. Diese Periode seines Lebens ist die fruchtbarste in Hinsicht der Menge seiner Productionen. An 45 Opern wurden von ihm in dem Zeitraume von 18 Jahren geschrieben, in allen aber zeigte sich noch nicht die Größe und Tiefe, die der Dichter der Töne in seinen spätern Werken entwickeln sollte. Gluck hatte bisher dem damals herrschenden Styl und Geschmack der italienischen Oper gefolgt und so mithin nur Momentanes gegeben, obschon er recht wohl fühlte, was eigentlich fehlte und wie wenig das Ganze seiner Musik auf eigentlichen dramatischen Werth Anspruch machen konnte. Ein Haupthinderniß zur Erreichung eines wahrhaft dramatischen Ganzen für den Componisten war aber immer die hergebrachte Seichtigkeit und innere Lossigkeit der lyrischen Dichtungen, welche er zur Unterlage seiner Tongemälde erhielt, und erst als ihn das Geschick mit einem Manne bekannt machte, der den Muth und die Kraft hatte, trotz der Mode einen andern Weg hierin einzuschlagen, vermochte er auch seinerseits, dasselbe zu thun. Dieser Mann war der Florentiner Ranieri di Calzabigi, den Gluck in Wien kennen lernte und der dem Componisten nun eine Reihe Texte lieferte, die durch ihren engverbundenen Inhalt und durch die richtige Motivirung der einzelnen Situationen unter einander gar sehr gegen jene losen und leicht zusammengewürfelten Arien, Duette, Dialogen u. s. w. abstachen, welche man gewöhnlich mit dem Namen Operndichtung beehrt, und in denen von einem dramatischen Zusammenhang unter sich und Fortschreiten durchaus nicht die Rede ist, sondern im Gegentheil alles dem momentanen Effect oder der Eitelkeit eines Sängers oder einer Sängerin geopfert wird, die nur, mit Hintansetzung des Ganzen, in einer einzelnen Situation oder Arie gern glänzen wollen. Die Opern Helena und Paris, Alceste und Orpheus, welche Gluck von 1762 — 64 in Wien schrieb und die auch daselbst gedruckt wurden, machten in ihrer großartigen Neuheit ungeheures Aufsehen und gründeten mit den später folgenden (der Armida und den beiden Iphigenien) den unsterblichen Ruhm ihres Componisten. Selbst in dem durch lose Speise verwöhnten Italien fand die ernste, erhabene Muse des deutschen Künstlers würdige Anerkennung, und die Theater von Rom, Parma, Neapel, Mailand und Venedig beeilten sich, Glucks Helena und Orpheus aufzuführen. (An Alceste wagte man sich jedoch, wie Gluck selbst sagt, wegen Schwierigkeit der Aufführung damals in Italien noch nicht.) Der Beifall, den diese Opern fanden, war so groß, daß die Bühne in Bologna allein in einem Winter mit seinem Orpheus — den zu hören und zu sehen, Fremde von allen Orten herbeiströmten — an 900,000 Lire einnahm. So groß indeß der Triumph des Componisten schon mit diesen Gaben war, so viel höher sollte er noch durch

Digitized by Google

seine bereits erwähnten späteren Werke werden. Der Bailli von Rollet, der während seines Aufenthaltes in Wien mit Gluck bekannt geworden war, unternahm es, Racines Iphigenia in eine Oper umzuwandeln, und bot seinem Freunde den Text zur Composition an, worauf Gluck auch um so lieber einging, da ihn die Idee ergriffen hatte, die französische Sprache eigne sich besser zum Ausdruck tiefer, kräftiger und männlicher Gefühle, selbst in der Musik, als die italienische. (Eine Ansicht, welcher Rousseau in Betreff des Gesanges in seinen bekannten Abhandlungen freilich geradezu widersprach und die auch durch die Zeit, trotz der Erfolge, welche Glucks Muse auf den französischen Bühnen machte, nicht bestätigt worden ist.) Mit einer bisher noch nie aufgewendeten Sorgfalt machte sich Gluck nun ans Werk und brachte, statt sonst nur 2 bis 3 Wochen zur Niederschreibung einer Oper brauchend, ein ganzes Jahr zu, ehe er mit der Musik eines Meisterwerks zu Stande kam, das eigens für Frankreichs Hauptstadt von ihm verfertigt ward, und welches er nun den Parisern anbot. Aber hier fand der deutsche Componist fast unübersteigliche Hindernisse, welche ihm Nationaleitelkeit und eingewurzeltes Vorurtheil in den Weg thürmten. Auf die bloße Anzeige von dem Unterfangen, der großen pariser Oper ein Werk seiner Feder anzubieten, erhoben sich ganze Schaaren der Musiker von Profession und alle sogenannten Kunstkenner, und nimmermehr würde Gluck sein Ziel erreicht haben, hätte sich die Königin Marie Antoinette, seine Schülerin einst und Gönnerin von Wien aus, der Sache nicht angenommen und durch einen Befehl die Aufführung bewirkt. Zu Anfang des Jahres 1774 kam der 60jährige Gluck selbst nach Paris, und den 19. April wurde endlich die vielbesprochene Oper zum erstenmal gegeben. Das Theater war überfüllt von Zuschauern aus allen Classen und der Eindruck, den das Ganze hervorbrachte, ungeheuer. Gleich die Ouvertüre mußte — was unerhört in den Annalen der Musik in Frankreich war — wiederholt werden, und mit jedem einzelnen Musikstück stieg der Enthusiasmus des Publicums. Bald darauf ward auch die Oper Orpheus, deren Text ins Französische übersetzt worden, in die Scene gesetzt und mit gleichem Entzücken aufgenommen. Ein paar andere Opern: l'arbre enchanté und la Cythère assiegée, welche im nächstfolgenden Jahre zur Aufführung kamen, machten weniger Glück, desto mehr aber wieder seine berühmte Alceste, in welcher, wie in den Furienchören im Orpheus, die Schrecken des Tartarus den Hörer zu umschweben scheinen. Noch mehr sprach Armida an, die man früher mit Lully's weichlicher Musik ungern gehört hatte. Dreißigmal nach einander wurde diese große Oper gegeben, und der Ruhm, welchen sie ihrem Componisten brachte, nur noch von dem übertroffen, der seinem letzten großen Meisterwerke, der Iphigenia in Tauris, folgte. Ein paar andere Opern, Roland, und die Danaiden, wurden nicht vollendet; das Brouillon der ersteren warf Gluck ins Feuer, als er vernahm, daß sein musikalischer Gegner Piccini (s. d. Art. Bd. 7.) dasselbe Sujet zu componiren vorhatte, und an der Vollendung der andern hinderte ihn der Tod. (Sie wurde seitdem nicht ohne Glück von Salieri vollendet.) 1787 kehrte der Ritter Gluck mit einem sehr ansehnlichen gesammelten Vermögen nach Deutschland zurück, woselbst er zu Wien noch in demselben Jahre, den 15. November, starb. Merkwürdig ist noch der Streit, der auf Veranlassung der Reform, welche Gluck durch seine im größten Styl geschriebenen Compositionen in der Musik in Frankreich bewirkte, daselbst zwischen seinen Vereh-

Digitized by

rern und den Anhängern der alten italienischen und französischen Schule, an deren Spitze gewissermaßen der allerdings auch geniale Piccini stand, ausbrach. Ganz Paris nahm Partei, man stritt mit Wort und Feder, und lange Zeit hindurch feindeten sich die Gluckisten und Piccinisten mit derselben Bitterkeit an, mit welcher sich früher Jansenisten und Jesuiten, später Royalisten und Jacobiner anfeindeten. Gluck und Piccini selbst, zu ihrer Ehre sei es gesagt, theilten das Gefühl nur kurze Zeit und hatten sich, da Einer den Andern, trotz abweichender Meinungen und Ansichten, schätzen mußte, längst ausgesöhnt, als ihre blinden Bewunderer noch immer gegen einander zu Felde zogen. Erwähnung verdient hierbei auch noch der Umstand, daß in diesem musikalischen Meinungsstreite J. J. Rousseau sich für Gluck, Marmontel für Piccini erklärte, natürlich beide mit derjenigen Haltung und Anerkennung der Verdienste der Gegenpart, die man von Männern, wie die genannten, erwarten kann. Ein Jahr nach Glucks Tode ward auf Befehl Ludwig XVI. die auf Subscription von Houdon in Marmor verfertigte Büste des großen Tonsetzers im Foyer des Operntheaters aufgestellt. In Betreff einer dramatischen Durchführung der Musik steht Gluck unerreicht in seiner Kunst da, und die Tiefe des Ausdrucks, welchen er sowol in die erschütterndsten als in die sanftesten Scenen, ohne alle vulgäre Verzierungen von Cadenzen, Trillern, Läufern u. dergl. zu legen wußte, läßt sich nicht mit Worten darlegen. Die Arie in der Alceste: Caron t'appelle etc., ist auf eine einzige Note gesetzt und dennoch von einer Wirkung, die jedes Herz ergreift und die nie von denen unter unsern heutigen Componisten wird erreicht werden, die nur Noten über einander bauen und die Orchester mit Lärminstrumenten überfüllen können. Dabei band sich Gluck, ganz gegen die Sitte der mehresten andern Tondichter, streng an den Genius der Sprache, und nie sieht man ihn zu Gunsten irgend einer Passage die Worte ungebührlich dehnen oder kürzen. Die Trompete ward durch ihn zuerst in die französischen Orchester eingeführt, und ihr sparsamer und zweckmäßiger Gebrauch erhöhte damals ebenso die Wirkung seiner großen Musiken, wie jetzt ihr lächerlicher Mißbrauch bei manchen Compositionen den beabsichtigten Effect imponirender Größe zerstört.

God save the King! (Gott erhalte den König!) der Refrain (Wiederholungsvers) und die gewöhnliche Benennung eines englischen Volksliedes, welches zugleich als der bekannteste und berühmteste aller Volksgesänge angesehen werden kann. Über den Verfasser und Urheber der Melodie sind die Meinungen noch nicht völlig einig. Wahrscheinlich ist es, daß Heinrich Carey, der um die Mitte des 18. Jahrh. lebte, beides war; er soll jedoch, bei aller Anlage zur Musik, der Regeln des Setzens so unkundig gewesen sein, daß er, nach Einigen, sich an D. Harrington in Bath, nach Andern aber an Christoph Smith, Händels Schreiber, wandte, um seinen rohen Entwurf verbessern und den Baß hinzufügen zu lassen. Vermuthlich ist aus dieser letzten Angabe die Sage entstanden, daß die Weise des Volksliedes von Händel herrühre. Es ward, wie es scheint, zum erstenmal in Gentlemans Magazine im J. 1745, als bei der drohenden Landung des jungen Stuart die Erwerbung der Anhänglichkeit an den herrschenden Königstamm zeitgemäß war, mit der Melodie bekannt gemacht, und wurde, als es D. Arne (der Componist des andern Volksliedes: Rule Britannia) auf die Bühne brachte, bald ein beliebtes Volkslied. Die Weise ist seitdem durch die Hände verschiede-

Digitized by Google

ner Künstler gegangen, welchen sie ihre jetzige Ausbildung verdankt; aber obgleich die Harmonie des Gesangs seit Bach und Kotzwara unstreitig verbessert wurde, so ist doch der Rhythmus noch der ursprüngliche. Nach einer Nachricht im New Monthly Magazine (Bd. IV. S. 389) gibt es einen ohne Zeitangabe von Riley und Williams herausgegebenen Abdruck des Liedes, worin Anton Young, Organist zu London, als Verfasser der Melodie genannt wird. Es werde endlich auch die Angabe erwähnt, daß dieses berühmte Volkslied, wie auch Burney, der Verfasser der Geschichte der Musik, einmal behauptet haben soll, ursprünglich nicht auf einen König Georg gemacht worden sey, sondern in der ältesten Lesart gelautet habe: God save great James our King (Gott segne unsern großen König Jakob), und Burney setzte hinzu: es sey ursprünglich für Jakobs II. katholische Capelle gedichtet und gesetzt worden; der Verfasser aber möge Gründe gehabt haben, seinen Antheil an der Erhöhung der Feierlichkeit eines dem Lande verhaßten Gottesdienstes geheim zu halten.

Goldgulden. Man glaubt, sie seien aus den Goldschillingen der Franken entstanden. 1252 schlug man die ersten zu Florenz, daher nannte man solche florenzer. Jeder wog ½ Ducaten (Werth 21 Groschen). Das Gepräge hatte auf der einen Seite eine Lilie, auf der andern das Bild Johannis des Täufers. Die ersten päpstlichen Goldgulden sind vom Papst Johann XXII. 1551 fingen die rheinischen Kurfürsten an, sie in Silber zu prägen (Werth 72 Kreuzer). Hannover schlägt Goldgulden seit 1749.

*Goldoni (Carlo), der berühmteste italienische Lustspieldichter des 18. Jahrh., wurde 1707 zu Venedig geboren, wo sein Großvater, ein Modenese, eine Art von Generalpachter und Verwalter der sämmtlichen, im venetianischen Gebiet liegenden Güter des Herzogs von Massa und Carrara war. Der Tod dieses in seiner Art genialen Mannes, welcher nur den Aufwand etwas zu sehr liebte, versetzte die Familie in einige ökonomische Verlegenheit. Julius Goldoni, der Vater unsers Dichters, war ein guter Hausvater, aber wenig lebensgewandt, die Verwickelungen, welche der Tod des alten Goldoni herbeiführte, wurden ihm zuwider, er fühlte sich der Last dieser Sorgen nicht gewachsen, und um ihnen zu entgehen, verließ er Venedig und begab sich nach Rom. Seine Gattin, eine geborne Salvioni, eine geistreiche, lebhafte Frau, blieb aber mit ihren beiden Kindern, ein paar Knaben, Carl und Johann, zurück, und widmete sich ausschließend der Erziehung ihres ältesten Sohnes, dessen früh sich aussprechender Geist ihn zu ihrem Liebling machte. (Der jüngere kam früh in eine Pension und wurde später Soldat.) Etwas eigenes Vermögen setzte die Wittwe in den Stand, unabhängig zu leben. In des Großvaters Hause war stets ein Zusammenfluß von Künstlern, Musikern, Schauspielern und dergl. gewesen; man hatte häufig selbst Comödien und Operetten aufgeführt; Goldoni's Vater hatte ein kleines Puppentheater erbaut und zur Freude des Kleinen oft die Vorstellungen auf demselben geleitet; was Wunder, daß der Knabe Carlo, lebhaft und phantasiereich wie er war, früh einen großen Geschmack an dergleichen Dingen fand. Er las alles, was er in dieser Hinsicht habhaft werden konnte, besonders die Werke von Cicognini, damals einer der beliebtesten Comödiendichter seines Vaterlandes, und kaum 8 Jahr alt, fing er schon selbst an zu schaffen. Dieser poetische Versuch, eine Comödie, erregte das Erstaunen der

Verwandten. Man sendete eine Abschrift an den Vater, der unterdessen, auf Betrieb seiner Freunde in Rom, sich in einen Mediciner umgewandelt und in Perugia niedergelassen hatte, um daselbst Kranke von ihren Übeln zu befreien. Entzückt über den Geist seines ältesten Sohnes, verlangte der neue Arzt ihn bei sich zu haben, und die Mutter mußte endlich einwilligen. Ein Bruder des Grafen Rinalducci, der Abbate war und gerade nach Rom reiste, nahm den Knaben mit nach Perugia, und Julius Goldoni, voll Freude, seinen hoffnungsvollen Sohn bei sich zu haben, that alles mögliche, ihm den Aufenthalt an diesem Orte angenehm zu machen. Die Neigung des Vaters und Sohnes vereinte sich in Hinsicht des Theaters; man beschloß, ein kleines gesellschaftliches zu errichten und miethete deshalb einen Saal. Bekanntlich durfte aber zu jener Zeit in den päpstlichen Staaten kein Frauenzimmer auf der Bühne erscheinen; deswegen übertrug man dem jungen Goldoni meist die Mädchenrollen, die er auch bei seinem hübschen und zierlichen Äußern recht gut ausführte und so z. B. in Gigli's berühmter Sorellina di don Pilone (s. d. Artikel Gigli) mit großem Beifall auftrat. Die wissenschaftliche Ausbildung des Jünglings wurde jedoch glücklicherweise über diesen Beschäftigungen nicht vergessen. Er genoß Unterricht bei den Jesuiten und später kam er nach Rimini, um daselbst bei den Dominicanern seinen humanistischen Cursus zu machen. Die Steifheit seines eigensinnigen Lehrers verleidet ihm hier den Aufenthalt; eine herumwandernde Schauspielertruppe zieht ihn dagegen desto mehr an. Er sieht hier Frauenzimmer auf dem Theater und wird hingerissen. Die Comödianten gewinnen ihn gleichfalls lieb; es sind meist Landsleute von ihm, und als die Gesellschaft endlich aufbricht, entschließt er sich, des Lebens in Rimini müde, ihnen heimlich nach Chiozza zu folgen, woselbst damals seine wieder beisammen lebenden Eltern wohnten. Die Mutter verzeiht den leichtsinnigen Streich des Jünglings gern; der Vater, der nun seinen Sohn zur Medicin bestimmt und ihn deswegen fleißig bei seinen Krankenbesuchen mitnimmt, am Ende auch. Dies Leben gefällt aber unserm Goldoni noch weniger; um loszukommen, faßt er den Entschluß, sich im nahen Venedig der Rechtskunde zu widmen, und die Mutter bringt es so weit, daß der Vater einwilligt. Kaum ist der junge Mensch in Venedig, so schreibt ein entfernter Verwandter, ein Graf Goldoni-Vidoni, er wolle dem Jüngling eine Freistelle im päpstlichen Collegio auf der Universität zu Pavia verschaffen, und der Vater nimmt dies begierig an. So wird Goldoni abermals aus der kaum begonnenen Laufbahn herausgerissen und in eine neue Welt geschleudert. Seine Commilitonen im Collegio sind meist junge und ziemlich lockere Abbees, die sich wenig um den eigentlichen Zweck ihres Aufenthalts in Pavia bekümmern, dagegen aber desto mehr die Stutzer machen. Goldoni folgt natürlich ihrem Beispiel. Die Jurisprudenz wird als Nebensache betrieben, desto eifriger aber das Tanzen, Reiten, Fechten, die Musik und das Spiel. Doch versäumt der wißbegierige Jüngling dabei auch nicht ganz, seinen Geist mit manchen nützlichen Dingen zu bereichern, und seine sich immer mehr entwickelnden dichterischen und rednerischen Anlagen erwarben ihm manche Freunde, aber auch Feinde, denn der Witz, welcher ihm zu Gebote stand, traf oft sehr scharf. Zu seinem Schaden mußte er dies bald erfahren. Er schrieb auf Antrieb einiger jungen Leute, die ihn nachher verriethen, eine satyrische Atellane (eine Art ungeregelter Comödien bei den Römern), worin er mehrere Indivi-

Digitized by Google

duen aus angesehenen Familien in Pavia dem Gespött Preis gab, und die Folge war, daß er aus dem Collegium und selbst aus der Stadt verwiesen wurde. Nicht wagend, zu den Seinigen zurückzukehren, beschloß er, ohne Mittel auf gut Glück nach Rom zu gehen. Ein Mönch, den er unterwegs fand, brachte ihn von diesem Vorhaben ab und dahin, nach Chiozza zu reisen und die Eltern um Verzeihung zu bitten, die ihm denn auch endlich gewährt wurde. Sein Vater nahm ihn nun mit nach Udine (im Friaul), wo Goldoni, ernster als in Pavia, sich den Wissenschaften widmete, jedoch nebenher noch manchen leichtsinnigen Streich trieb und deswegen noch verschiedentlich den Aufenthalt ändern mußte, bis er endlich zu dem Vice-Kanzler des Criminalgerichts in Chiozza als Secretair kam und hierauf diesem Beamten nach Feltre folgte, wo er dann, 22 Jahr alt, gleichfalls eine Anstellung erhielt und sich seinem Amte mit großem Eifer widmete. Die Bühne war in dieser Zeit seine einzige Erholung; eine leidliche Truppe spielte in Feltre; ein Liebhabertheater im Palast des Gouverneurs, bei welchem er selbst mit auftrat und auf welchem Comödien und selbst Trauerspiele gegeben wurden, fesselte ihn aber noch mehr. Bald ernannte man ihn zum Director desselben und er richtete nun nicht allein ein paar Opern von Metastasio zum Behuf der Aufführung ohne Musik ein, sondern schrieb auch selbst zwei Lustspiele (der gute Vater und die Sängerin), die eben so vielen Beifall fanden, wie sein Spiel. Durch die Unbeständigkeit seines Vaters wurde er indeß bald wieder aus dieser ruhigen Lage gerissen. Julius Goldoni hatte nämlich eine Anstellung als Arzt zu Bagnacarollo in der Legation Ravenna erhalten und verlangte, sein Sohn solle bei ihm leben. Goldoni gehorchte; aber kaum daselbst angekommen, starb der Vater und hinterließ die Familie in mißlichen Umständen. Jetzt beschloß der junge Mann, sich ernstlich auf die Jurisprudenz zu legen. Er disputirte in Padua und ging darauf nach Venedig, um daselbst zu advociren. Die Clienten fanden sich jedoch nur sparsam ein und er sah sich genöthigt, sich nach anderm Erwerb umzuthun. Er schrieb kleine Almanache, von denen einige Beifall fanden, begann eine Oper (Amalasunte) und dergl. Ein Prozeß, in welchem der erste Advocat Venedigs sein Gegner war, und den er gewann, erwarb ihm Ruf, und es hätte vielleicht alles gut gehen mögen, wären nicht durch einen unglücklichen Liebeshandel neue Verwickelungen erfolgt. Ein übereilt gegebenes Eheversprechen stürzte ihn in endlose ökonomische Sorgen. Er verließ Venedig und ging nach Mailand, seine Oper Amalasunte als einzige Habe mit sich nehmend. Seine Hoffnungen, durch dieselbe hier sein Glück zu machen, scheitern. Der berühmte Sänger Caffarelli empfängt ihn mit jenem bäuerischen Stolz, der gefeierten Histrionen so leicht eigen wird, und einer der Directoren der Oper setzt ihm noch freundlich genug auseinander, daß das Stück nicht in Musik gesetzt werden könne. Traurig verbrennt Goldoni das Manuscript, nicht wissend, was er beginnen soll; der Resident der Republik Venedig nimmt sich indessen seiner an, und der Dichter arbeitet nun sein musikalisches Intermezzo, „der venetianische Gondoliere" aus, das Beifall findet und das erste Stück ist, welches Goldoni bekannt macht. Die Kriegsereignisse, welche Italien in diese Zeit verwüsten (1733), wirken auch störend auf des Dichters Arbeiten, der Mailand verlassend, bald in Cremona, bald in Pizzighettone, bald in Parma lebt, von Marodeuren geplündert wird, in Verona zu einer Comödiantentruppe stößt, mit dieser wieder nach

, in
nach

Venedig kömmt, und hier durch Aufführung seines, während dieser Zeit geschriebenen Trauerspiels Belisar, Ruf und Namen erwirbt. Eine zweite Tragödie, Rosamunde, mißfällt dagegen und der Verfasser, jetzt wieder in leidlichen Verhältnissen, geht nun mit einer andern Truppe, die fast nichts als Stücke von ihm aufführt, nach Padua. So wandert er bis 1736 unstät mit den Unstäten herum in einem ewigen Taumel von Intriguen und Zerstreuungen lebend, bis ihn endlich in Genua die Liebe an ein ordentliches Mädchen, die Tochter eines Notars, bindet, mit welcher er sich verehlicht und nach Venedig zieht, wo er nun erst begann das Fach dramatischer Dichtungen zu cultiviren, in welchem er sich auszeichnen sollte, das der Charakter- und Sittenstücke nämlich, worin Moliere, den er um diese Zeit anfing zu studiren, ihm zum Vorbilde ward. Der herrschende Geschmack in seinem Vaterlande an den Maskenstücken und der extemporirten Comödie, legte ihm, der sich vornahm, das Theater in dieser Hinsicht zu reformiren, indeß große Hindernisse in den Weg, und er sah sich deswegen oft genöthigt, der alten Gewohnheit des Publicums und der Schauspieler — unter denen damals der berühmte Arlequin Sacchi mit seiner Gesellschaft in Venedig glänzte — nachzugeben. 1739 widerfuhr ihm die Ehre, zum genuesischen Consul in Venedig ernannt zu werden, einen Posten, dem er zwar mit Geschick und Fleiß vorstand, der ihm aber wenig oder nichts einbrachte, und nicht verhinderte, daß der Dichter ein paar Jahre später (1741) sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, Venedig abermals zu verlassen, um anderwärts ein Auskommen zu suchen. Er begab sich mit seiner Familie nach Bologna und gedachte von da weiter nach Genua zu gehen, aber die Kriegsunruhen verhinderten ihn daran, und er wandte sich nun nach Modena und Rimini, wo er für die dortigen Schauspielergesellschaften arbeitete, und sich leidlich befand, bis ihn österreichische Husaren auf dem Wege nach Pesaro rein ausplündern, und zum Überfluß ein schurkischer Postillon noch ihn und seine Gattin unterwegens auf freiem Felde sitzen läßt und davon fährt. Auf seinem Rücken trägt Goldoni seine Gattin durch einige ausgetretene Flüsse, und endlich trotz aller Hindernisse im Hauptquartier der Österreicher anlangend, erhält der Dichter sein geraubtes Eigenthum wieder und kehrt nach Rimini zurück, wo der General en Chef der Österreicher, Fürst Lobkowitz eintrifft, und für Goldoni, der die Direction des Theaters übernimmt, eine Aera von Wohlhabenheit und Behaglichkeit angeht, die so lange dauerte, bis die Truppen aufbrachen, worauf er nach Toscana geht, in Florenz und Siena gute Aufnahme findet und in Pisa von den Arkadiern, deren Sitzung er beiwohnt, beredet wird, das Theaterwesen zu verlassen und zum Jus zurückzukehren. Goldoni gibt diesen Rathschlägen Gehör, und zahlreiche Kundschaft wird dem wiedergebornen Advocaten. Da hört Sacchi diese Veränderung, und beschwört ihn um neue Stücke. Goldoni arbeitet nun des Nachts für die Bühne, während er am Tage Rechtshändel verficht, und je mehr Stücke er dem Director nach Venedig sendet, desto mehr begehrt Sacchi, der meistens auch die Gegenstände dazu gibt. In derselben Zeit ernennen ihn auch die Arkadier unter dem Namen Polisseno Fegeio zu ihrem Mitgliede. Eine Zurücksetzung, die ihm in Pisa widerfährt, verleidet ihm aber plötzlich seinen Stand und den Ort; und die Rechtsgelehrsamkeit noch einmal an den Nagel hängend, folgt er dem Rufe einer guten Schauspielergesellschaft, die ihn als Theaterdichter annimmt, und geht nach Mantua. Von hier kommt er wieder nach fünfjähriger Abwesenheit nach Venedig, und

Digitized by Google

nun für das Theater San-Angelo arbeitend, beginnt er den Riesenkampf mit dem eingewurzelten Geschmack an Arlequinaden und improvisirten Stücken, und seinem Genie und seiner ungemeinen schriftstellerischen Fruchtbarkeit gelingt es endlich, den Sieg davon zu tragen, und eine neue Ära in der Kunst heraufzuführen. Bald stürzen ihn aber Sorgen und Ärger aufs Krankenlager; der Directeur wird durch seinen Fleiß reich und er bleibt arm, und als er eine billige Vergütung seiner angestrengten Arbeiten fordert, erhält er nichts als die magere Erlaubniß, alle Jahre einen Band seiner Werke herausgeben zu dürfen. Dennoch bleibt er seinen übernommenen Verbindlichkeiten treu, folgt der Gesellschaft nach Turin und geht erst nach Ablauf seiner Contractzeit auf bessere Bedingungen zum Theater St. Luca über, zugleich eine neue Ausgabe seiner Werke auf Subscription besorgend, wodurch sich denn seine Umstände merklich verbesserten, zugleich aber auch seine Gegner, die Verfechter der alten Commèdia dell' arte neuen Stoff zu Anfeindungen und Verlästerungen fanden. 1758 erhielt er einen Ruf nach Parma an den Hof von Don Philipp, woselbst er einige Opern dichtete, die von Duni und Piccini in Musik gesetzt wurden, und er selbst den Titel eines Hofpoeten erhielt. Eine Reise nach Rom und endlich die Ausführung seines lang gehegten Wunsches, Frankreich zu sehen, folgten dieser Excursion. 1761 kam er in Paris an, wohin ihn die italienischen Schauspieler gerufen hatten, und woselbst mehrere seiner Stücke ungemeinen Beifall fanden. Zwei Jahre hatte er Urlaub von den Vorstehern der Bühne in Venedig erhalten; sie waren bald abgelaufen und Goldoni bereitete sich schon zur Rückreise, als ihm durch die Dauphine die Stelle eines Lectors und Lehrers der italienischen Sprache bei den Töchtern Ludwigs XV. verschafft wurde. Eine Zeit lang lebte der Dichter jetzt in recht angenehmen Verhältnissen; der Tod des Dauphins, der Dauphine und des Königs von Polen, änderte jedoch auch dies wieder, indem durch die eintretende Hoftrauer sein Amt und sein Gehalt suspendirt wurde und er erst nach 3 Jahren auf Verwendung seiner königl. Schülerinnen einen Jahrgehalt von 3600 Livres erhielt, welches ihn denn auch bewog, einen Ruf nach Lissabon, so wie einen andern nach London abzulehnen und Frankreich für immer zu seiner Heimath zu machen. Beim Ausbruch der Revolution verlor der 85jährige Dichter aber seine, auf die Civilliste des Königs, angewiesene Pension und das Decret des Nationalconvents vom 7. Jan. 1793, welches ihm auf Cheniers Antrag für die Folge den entzogenen Gehalt sicherte und ihm den Rückstand auszuzahlen gebot, fand ihn schon im Sterben. Er verschied den Tag darauf im beinahe vollendeten 86. Jahre. Seine 76jährige Wittwe erhielt eine Pension von 1200 Franken bis an ihr Ende und den Rest von dem ihrem Manne zurückbehaltenen Gehalte. Goldoni's Verdienste um das italienische Theater sind nicht zu verkennen, und viele seiner zahlreichen Stücke erhalten sich noch auf den Bühnen seines Vaterlandes, und in Übersetzungen auch auf denen des Auslandes, wie z. B. der Diener zweier Herren, der Schwätzer, der Lügner u. a. Von seinen Werken sind fast zahllose Ausgaben erschienen, von denen die 1809 in Lucca in 26 Bänden herausgekommene die vollständigste und hübscheste sein dürfte. Übersetzungen und Bearbeitungen einzelner seiner Sachen hat man eine große Menge sowol ins Französische als Deutsche und Englische, und viele neuere Lustspieldichter schöpfen noch oft ihre Stoffe aus der reichen Fundgrube seiner Laune und seiner Weltbeobachtung, welche letztere ihn

besonders in den Stand setzten, sich in den verschiedenartigsten Genres, und meist mit Glück zu versuchen. Doch sagte seinem Talent das eigentliche Charakter- und Intriguenstück am mehrsten zu, und man muß hier wahrhaft sowol die Reichhaltigkeit seiner Erfindungsgabe in Betreff der Anlage, die immer, trotz seinem vielen Schreiben, neu war, als die große Naturgemäßheit und Treue der Zeichnung seiner Charaktere in jeder Situation bewundern. Man hat von ihm noch selbst verfaßte Memoiren zur Geschichte seines Lebens und des Theaters seiner Zeit, die äußerst interessant sind und von John Black ins Englische übertragen (1813), auch neuerdings in der in Paris herausgekommenen Collection des Mémoires sur l'art dramatique, jedoch etwas verkürzt, aufgenommen worden sind. Goldoni schrieb sie in französischer Sprache, der er durch Fleiß so mächtig geworden war, daß er selbst ein paar Lustspiele darin dichtete, wovon das Eine (le Bourru bienfaisant) 1771 in Fontainebleau und Paris öfters mit großem Beifall gegeben ward, und sich auch seitdem auf dem Repertoir erhalten hat. Zu Goldoni's heftigsten Gegnern in Italien — wo man ihm überhaupt im Allgemeinen nicht immer die Anerkennung zollte, welche er wol verdiente — gehörte Gozzi (vergl. d. Art.), der, reich mit Witz begabt, nicht allein den Verdränger der Masken auf der Scene mit Epigrammen und Impromptus überschüttete, sondern auch in seinem Eifer für die Commedia dell' arte die ganze Akademie der Granelleschi in Venedig gegen ihn aufwiegelte; ein Verfahren, welches Goldoni edelmüthig in seinen Memoiren mit Stillschweigen übergeht.

*Görres (Joh. Joseph), ward geb. zu Coblenz am 25. Jan. 1776. Sein Vater war ein wohlhabender Kaufmann und seine Mutter stammte aus einer der vornehmsten Familien der Stadt. Er erhielt seine erste Bildung in dem akademischen Gymnasien seiner Vaterstadt, und seine Studien waren vorzüglich auf Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften gerichtet. Auch ein satyrischer Geist entwickelte sich in ihm, und Lehrer wie Mitschüler entgingen demselben nicht. Einen Beweis davon gab er noch als Knabe, als er in einer poetischen Aufgabe, den Gegenstand derselben verlassend, seinen beißenden Witz über den päpstlichen Stuhl und den Churfürsten ergoß, so daß der Lehrer zwar seine Arbeit ablas, sie aber dann öffentlich zerriß. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien faßte er 1793 den Entschluß, die Arzneikunde zu studiren, zu welchem Ende er die Universität in Bonn zu beziehen gedachte. Dieser Plan aber ward aufgegeben, und die unruhigen Zeiten, wo Coblenz bald von dieser, bald von jener Armee besetzt war und sein endliches Schicksal sich noch gar nicht absehen ließ, wirkten auf Görres Studien nicht vortheilhaft ein. Wie alle feurigen Köpfe, wendete auch er sich zur Politik und zu den Ideen, welche die französische Revolution herbeigeführt hatten, und die man zudem in Coblenz, als dem Hauptvereinigungspunct der Emigrirten in den J. 1789—92, richtiger beurtheilen konnte, als anderwärts. In Görres zeigte sich ein Talent für die öffentliche Rede, das sich späterhin sehr entwickelt hat. Noch nicht 20 Jahre alt, wendete er es in Clubbs und Volksversammlungen an, und zog dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit nicht wenig auf sich. Görres fing in dieser Zeit ein Journal unter dem Titel: das rothe Blatt, an, das ganz den Stempel seines politischen Charakters trug. Seine feste Unparteilichkeit gegen alle öffentlichen Personen, sie mochten eingeborne oder eingedrungene sein, sein verständiges und zugleich kraftvolles Auftreten, so wie seine Uneigennützigkeit, gewannen ihm bald alle Herzen, und sein Wort wurde von Freund und Feind geachtet. Aber es

Digitized by Google

ergab sich, daß der (vorige) Churfürst von Hessen sich in einem Aufsatze beleidigt fand, und Görres's Blatt wurde unterdrückt. Jedoch lebte es unter dem veränderten Titel „Rübezahl im blauen Gewande" wieder auf, bis es endlich Görres selbst aufgab. Das linke Rheinufer war immer noch nicht mit Frankreich förmlich vereint, sondern wurde durch oft wechselnde Regierungscommissaire, die die Quellen des schon stark genug mitgenommenen Landes als eine gute milchgebende Kuh betrachteten, nach den Normen der französischen Verfassung und Verwaltung, jedoch mit vieler Willkür administrirt. So erlaubte sich 1799 der commandirende General Leval, die Mitglieder der Municipalität ganz willkürlich abzusetzen. Görres übernahm es, ihm an der Spitze der patriotischen Partei Gegenvorstellungen zu machen, und als diese nicht fruchteten, wurde beschlossen, ihre Beschwerden dem Volks-Repräsentanten Lacanal in Mainz vorzutragen. Leval ließ aber Görres und die ihn begleitenden Patrioten in einiger Entfernung von Coblenz auf öffentlicher Landstraße arretiren und zurückbringen, ohne daß man für diese Gewaltthat Genugthuung hätte erhalten können. Solchen Anmaßungen und Willkürlichkeiten und überhaupt der Ungewißheit, welche über dem politischen Schicksal der Rheingegenden schwebte, ein Ende zu machen, wurde von der patriotischen Partei des linken Rheinufers beschlossen, eine Deputation nach Paris zu senden und förmlich die gänzliche Vereinigung dieser Lande mit Frankreich nachzusuchen. Görres trat an die Spitze derselben und ging im Nov. 1799 nach Paris ab. Aber eben war die Revolution des 18. Brümaire eingetreten und die neue Regierung hatte wegen des linken Rheinufers noch kein System angenommen, so daß sie nicht einmal zu einer Audienz beim ersten Consul gelangen konnten. Görres veranlaßte also eine baldige Zurückberufung und in einer kleinen Schrift: Resultate meiner Sendung nach Paris, gab er seinen Mitbürgern einen getreuen Bericht darüber. Das öffentliche Leben war Görres, nachdem er es so in der Nähe kennen gelernt hatte, völlig zuwider geworden und er beschloß, sich von demselben gänzlich zurückzuziehen. So nahm er eine Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte und Physik bei der Secondair-Schule in Coblenz an. Die Naturphilosophie wurde sein Lieblingsstudium. In diese Zeit fallen seine Schriften: Aphorismen über Organologie (1802); Organologie (1805); und Glaube und Wissen (1806). Im J. 1806 verließ Görres Coblenz und ging nach Heidelberg, wo er durch seinen geistreichen und lebhaften Vortrag bald viele Zuhörer fand. Er lebte hier viel mit Brentano, Arnim u. A. und gab sich ganz dem Studium des Mittelalters hin. Mit beiden gab er die Einsiedler-Zeitung heraus, auch die deutschen Volksbücher. Nach einem 2jährigen Aufenthalte in Heidelberg kehrte er nach Coblenz zurück, wo man ihm seine Lehrerstelle an der Secondairschule offen gehalten hatte. Mit Glück und Erfolg hatte er sich in Heidelberg auch auf die persische Sprache gelegt, worüber seine später erschienene Mythen-Geschichte der asiatischen Welt und das Heldenbuch des Iran den Beweis liefern. Die Wendung, welche die Kriegsbegebenheiten in Rußland nahmen, fachte wie bei vielen Andern, die alle Hoffnungen zu einer Befreiung Deutschlands aufgegeben hatten, auch bei Görres den erloschenen Muth wieder an. Er wurde Mitglied des Tugendbundes, und als am 1. Jan. 1814 die deutschen Armeen über den Rhein gingen, der seit 20 Jahren die Scheidelinie zwischen Frankreich und Deutschland gewesen, lernte er auch die Männer zum Theil persönlich kennen, mit denen er in jenem Bunde sich vereint hatte. Eine Zeitschrift zur Erweckung und Erhal-

tung des ächt deutschen Sinnes schien besonders in den Rheingegenden, die durch so viele Bande an Frankreich hingen, ein großes Bedürfniß. So entstand im Februar 1814 der rheinische Merkur, ein Blatt, wie man es in Deutschland noch nicht gesehen hatte. Dasselbe erhielt durch kraftvolle und eigenthümliche Sprache, durch deutsche patriotische Gesinnung, durch Consequenz der Grundsätze, durch Aufklärung über die wichtigsten Fragen, die Politik des Tages und die Zeitgeschichte betreffend, auf die öffentliche Meinung einen so entschiednen Einfluß, daß sogar die Franzosen den Merkur la cinquième puissance nannten, und die englischen Tageblätter denselben jedesmal fast vollständig übersetzt lieferten. Görres verstand es nicht, oder er verschmähte es, einzulenken, als sich Gegenwirkungen zeigten, die mit dem Geist des rheinischen Merkurs im offensten Widerspruch standen. So wurde das Blatt im Februar 1816 verboten. Jetzt ging Görres mit seiner Familie nochmals nach Heidelberg, um die Schätze der alten Zeit, welche von Rom zurückgekommen waren, zu benutzen. Er war, späterhin nach Coblenz zurückkehrend, wieder bei der Hungersnoth im J. 1817 an der Spitze eines Bürgervereins sehr thätig. Der Aufenthalt des Staatskanzlers in Engers im J. 1818 gab Veranlassung zu der merkwürdigen Übergebung (12. Jan.) der Addresse der Stadt und Landschaft Coblenz, welche die Wünsche und Hoffnungen des Landes dem Fürsten vortrug. Hiebei ist nachzuholen, daß Görres von dem Generalgouverneur des Mittelrheins, Justus Gruner, zum Director des öffentlichen Unterrichts in seinem Gouvernement war ernannt worden. Hierüber traten späterhin mancherlei Reibungen ein und der Gehalt blieb unbezahlt, bis der Staatskanzler bei seiner Anwesenheit in Engers die Sache entschied und Görres alle Rückstände vollständig auszahlen ließ. Die vorhin erwähnte Adresse von Görres wurde vom König und dem Kronprinzen jedoch nicht gnädig aufgenommen, und Görres hätte, wenn die gewöhnlichen Berechnungen der Klugheit in seinem Charakter gelegen hätten, von diesem Zeitpunkt an als preuß. Unterthan leiser auftreten sollen, als es von ihm geschah. Die Ermordung Kotzebues durch Sand, der Angriff auf Ibel durch Löning, der Lärm, welcher über die demagogischen Umtriebe in Deutschland gemacht wurde: der Zusammenfluß aller dieser Umstände und die Gegenwirkungen, welche man von mehr als einer Seite zu erblicken glaubte, hatten eine große Gährung in den Gemüthern hervorgebracht. Görres glaubte dabei kein unthätiger Zuschauer sein zu dürfen, und so entstand die Schrift, welche er im Sept. 1819 unter dem Titel: Deutschland und die Revolution, herausgab. Diese Schrift, welche fast gleichzeitig von Scheffer in Paris ins Französische übersetzt wurde, erregte in Deutschland großes Aufsehen und in Berlin ein solches Mißfallen, daß der Befehl ertheilt wurde, den Verfasser zu arretiren und auf eine Festung zu bringen. Allein Görres rettete sich und floh nach Frankreich, wo er völkerrechtlichen Schutz fand, in so fern er sich, gab man ihm zu verstehen, ruhig verhalten würde. Die Artikel, welche bei seiner Ankunft in Frankreich über den Umfang und die Grenzen dieses Schutzes zwischen Görres und den pariser Zeitungen nach ihren verschiedenen politischen Farben gewechselt wurden, hatten selbst ein wissenschaftliches Interesse. Görres verweilte, nachdem er sich vergebens erboten hatte, in seine Heimath zurückzukehren, in so fern man ihn vor seine natürlichen Richter (die coblenzer Assise mit ihren Geschwornen) stellen wolle, ruhig in Straßburg, bis der Tod des Herzogs von Berry den franz. Ministern Gewalt gab, ihnen ver-

Digitized by Google

dächtige Personen nach Willkür eine Zeit lang einsperren zu können, eine Gewalt, die, der franz. Verfassung zuwider, Görres so aufregte, daß er sich für die Dauer dieser Exceptionsgesetze aus Frankreich entfernte und nach der Schweiz ging, wo die Bibliotheken von St. Gallen, Schafhausen und Zürich ihm Hülfsmittel für seine historischen Forschungen darboten. Im J. 1821 erschienen bei Metzler in Stuttgart schnell nach einander „Europa und die Revolution" und „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit" beides Schriften, die ihre Bewunderer wie ihre Feinde fanden. Man verbot solche hin und wieder in Deutschland, was bei diesen Schriften vielleicht weniger nöthig scheinen konnte, da die mystische Sprache, welche in allen Schriften v. G. herrscht, die Orientirung in denselben sehr schwierig macht, so daß wenige von der Mehrzahl der Leser mögen zu Ende gelesen werden. Wer nicht mit Görres selbst alle Fächer des tiefsten menschlichen Wissens durchgearbeitet hat, und nicht in der allgemeinen, so wie in der Mythengeschichte der alten und neuen Welt so bekannt ist als der Verfasser, wird in Görres Schriften, seiner an Bildern überschwenglich reichen Sprache wegen, vieles völlig unverständlich und selbst ohne Belehrung im Ganzen finden, wenn er auch Seiten in ihnen sollte bewundern und dem Schönsten und Reichgedachtesten an die Seite setzen müßte, was in der deutschen und in irgend einer Sprache geschrieben worden. Über seine neueste Schrift: Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona, müssen wir dasselbe Urtheil fällen. Aus der Vorrede zu derselben ersieht man, daß Görres jetzt wieder in Straßburg lebt. —k—

* Götze (Joh. Melchior) ehemaliger Senior des Ministeriums zu Hamburg, ein, unter dem Namen des Zionwächters zu seiner Zeit bekannter Polemiker oder Streittheolog Er war zu Halberstadt am 16. Oct. 1717 geboren, studirte zu Jena und Halle, ward 1741 Adjunct des Ministeriums zu Aschersleben; 1750 zweiter Prediger an der heil. Geistkirche zu Magdeburg, 1752 Pastor; 1755 Pastor an der Catharinenkirche zu Hamburg; 1760 Senior, und starb den 19. Mai 1786. Er hatte auf alle diejenigen, welche Aufklärung zu befördern suchten, ein wachsames Auge. Basedow, Alberti (ein helldenkender College Götzes), Büsching, Göthe (die Leiden Werthers), Bahrdt und Semmler waren die vorzüglichsten Gegenstände seiner Kampflust. Er hat viel geschrieben, unter andern viel Predigten und Streitschriften, die, da sie mit Recht vergessen sind, hier anzuführen, sich nicht der Mühe lohnt. Seine Vertheidigung und seine ausführliche Vertheidigung der Complutensischen Bibel gegen Wetstein und Semmler (Hamb. 1765), so wie sein Versuch einer Historie der gedruckten niederdächsischen Bibeln vom Jahre 1470—1621 (Halle 1775), Verzeichniß seiner Sammlung seltner und merkwürdiger Bibeln in verschiedenen Sprachen mit kritischen und literairischen Anmerkungen (Halle 1777) und die Fortsetzung (1779) beurkunden ihn indeß, auch nach dem Zeugnisse seiner Gegner, als einen Mann, nicht ohne Kopf und ohne Kenntniß. Seine Neigung, in jeder, von der seinigen abweichenden, theologischen Ansicht Socinianismus (s. Socinianer Bd. 9) zu wittern und dagegen zu warnen, gab auch zu mancher lächerlichen Anekdote Veranlassung. Einst fragte Götze einen bei ihm aus- und eingehenden Fleischer, wessen Predigten er am meisten besuche. Nachdem der unbefangene Fleischer den Namen des Predigers genannt hatte, dessen Predigten er gewöhnlich anzuhören pflege, warnte ihn Götze vor demselben als vor einem Socinianer. Als am nächsten Sonntage

Digitized

der Fleischer jetzt, in Folge des Götzeschen Raths, in eine von seiner Wohnung entfernt liegende Kirche geht, um den Socinianer nicht mehr zu hören, begegnet ihm einer seiner Mitbürger. Dieser fragt ihn, warum er nicht mehr die Predigten des Mannes besuche, die er sonst fleißig angehört habe. Der Senior Götze, erwiederte der ehrliche Fleischer, hat mir gesagt, daß dieß ein Socinianer sei. Ihr seid alle beide irre, entgegnete der Mitbürger, ich bin ja mit ihm aufgewachsen; er ist kein Socinianer, ein Hannoveraner ist er.

Gouda, auch Ter Gouw, eine Stadt am Flusse Gouwa, einem der vielen Arme, in welche sich der Rhein zersplittert, liegt in der niederländischen Provinz Holland, hat ungefähr 4000 Häuser, und etwa 16,000 Einwohner. Der in neuern Zeiten gesunkene Hauptnahrungszweig derselben ist die Verfertigung thönerner Tabakspfeifen, womit noch jetzt 2400 Arbeiter, die jährlich für 1½ Million holländ. Gulden (833,333 Thlr.) Waare liefern, ihren Unterhalt erwerben. Diese Fabrikation verdient besonders als ein merkwürdiges Beispiel des ehemaligen Gewerbfleißes der Holländer hier aufgeführt zu werden, indem die traßartige Thonerde, woraus man die Pfeifen brennt, nicht im Lande selbst gefunden, sondern aus der Gegend von Lüttich, Cöln und Coblenz hergeführt wird. Der gegenwärtige Verbrauch beträgt ungefähr 12,000 Tonnen Erde, die etwas über 100,000 Gulden kosten. Die Verminderung des Absatzes an Pfeifen hat ihren Grund hauptsächlich darin, daß man auch in andern Ländern so klug geworden ist, Fabriken der Art anzulegen, deren Erzeugnisse zwar den holländischen an Güte nachstehen, wegen ihres geringen Preises aber doch immer Abnahme finden.

Gracioso, der theatralische Beiname des Possenreißers, oder lustigen Bedienten, einer komischen Maske, oder stehenden Rolle, die in allen drei Arten des spanischen Lustspieles, besonders aber in den Intriguenstücken (Comedias de Capa y espada) unter verschiedenem Namen vorkommt, dem Hanswurst ähnlich. Mit dem Harlekin der ältern Bühne, wovon man ihn hat ableiten wollen, hat er in so fern Ähnlichkeit, daß er zuweilen etwas plump und gefräßig ist, andere Züge aber, eine Geschwätzigkeit und Furchtsamkeit, hat er nicht mit jenem gemein. Man könnte eher im Sosias des Plautus, oder im Davus und andern Sklavenrollen des Terenz sein Muster finden. Bei Lope de Vega ist diese allgemeine Charakterform zuweilen mit dem Tölpel derselbe Charakter, wie ihm denn überhaupt die spanischen Dichter auf die mannichfaltigste Weise Nebenzüge beilegen, ihn bald sehr verschlagen und klug, bald possirlich einfältig schildern. In einigen Stücken kommt ein zweiter Gracioso (gracioso secondo) vor, ja man findet auch wohl noch mehrere, worunter auch eine Graciosa ist. Selten wird diese Charaktermaske als Werkzeug gebraucht, durch ihre Listen die Verwickelung zu knüpfen, sondern der lustige Diener dient meist nur dazu, die Triebfedern, die seinen Herrn bestimmen, zu parodiren, was oft auf die anmuthigste und geistreichste Weise geschieht. In den Lustspielen des Augustin Moreto y Cabana zeichnen sich die Rollen des Gracioso durch glücklichen Witz besonders aus.

*Grammont (Philibert, Graf von), Sohn des französischen Marschalls dieses Namens. Sein Großvater war der Gemahl der schönen Corisandre d'Andouins, und er scheint auf ihr Verhältniß mit Heinrich IV. in seinen von Hamilton (s. d. Art. Bd. 4.) herausgegebenen Memoiren anzuspielen, wo er behauptet, es habe nur von seinem Vater abgehangen, Heinrichs IV. Sohn zu sein, da der König

Digitized by Google

ihn habe anerkennen wollen, was aber von jenem abgelehnt worden sei. Er diente schon in früher Jugend unter Conde de Turenne, und als er an mehreren Belagerungen und Schlachten Theil genommen, machte er auch den Krieg in Holland mit, und zeichnete sich überall durch seine Tapferkeit aus, wiewohl er nie weder Heere befehligte, noch Unterhandlungen leitete. Er stieg nach und nach zu Ehren und Würden, fiel aber in Ungnade, als er es wagte, Ludwig XIV. die Liebe der schönen Lamotte Houbancour streitig zu machen. Aus Paris verwiesen, ging er, zwei Jahre nach Carls II. Rückkehr, an dessen üppigen Hof, wo seine Munterkeit, sein lebhafter Hang zu Vergnügungen, sein Witz, sein Glück und noch mehr seine vielleicht nicht allzu redliche Geschicklichkeit im Spiele unter der herrschenden Verderbtheit und Lüderlichkeit großen Beifall finden mußten. Saint Evremont, der geistreiche Epikuräer, dessen Held Grammont war, Büssy Rabutin und Hamilton, Grammonts Schwager, versichern, dieser sei in seinen Liebeshändeln mehr unternehmend als glücklich gewesen, aber bei der Freigebigkeit, die er in seinen Verschwendungen zeigte, besaß er doch viele Mittel, Weiber zu fesseln, die es mit den Herzenseigenschaften nicht so genau nahmen. Wie er Hamiltons Schwager ward, ist in dem, diesen betreffenden Art. erzählt worden. Seine Gemahlin ward Hofdame der Königin von Frankreich, gefiel aber nicht allgemein am Hofe. Grammont setzte den Epikureismus, worin St. Evremont sein Lehrer gewesen war, so lange als möglich fort, ohne auf den frommen Rath seiner Frau viel zu achten, bis er in seinem 75. Jahre von schwerer Krankheit befallen ward. Nach seiner Genesung soll er den Bemühungen, ihn zu bekehren, williger entgegen gekommen sein. Er starb, 86 Jahre alt, 1707. Eine seiner beiden Töchter heirathete den Grafen von Strafford.

Grasse, Graf von, insbesondere durch die große Seeschlacht bekannt und selbst berühmt, die er im J. 1781 gegen den englischen Admiral Rodney verlor. Er wurde 1723 geboren, und früh in Seedienste tretend, schwang er sich bald zur Stelle eines Befehlshabers empor. 1779 verließ er mit einer Escadre von 4 Linienschiffen und mehren Fregatten den Hafen von Brest, um sich mit dem Marquis d'Estaing, der zu Martinique stationirt war, zu vereinigen. Noch in demselben Jahre lieferte er dem Admiral Biron ein glückliches Treffen auf der Höhe von Neu-Granada und im folgenden Jahre befand er sich bei den Seeschlachten, welche der franz. Befehlshaber Guichen mit dem Admiral Rodney am 17. April und 15. und 19. Mai in denselben Breitengraden schlug. Zu Anfang von 1781 lief Grasse von neuem von Brest mit 20 Linienschiffen aus, und bestand mehre glückliche Gefechte mit den Engländern unter Hood, half Tabago einnehmen und unterstützte durch die Blocade der Bay von Cheasapeak die Unternehmungen der Generale Washington, Rochambeau und Lafayette so glücklich, daß der in Yorkstown verschanzte englische Feldherr Cornwallis sich genöthigt sah, die Waffen zu strecken. Hierauf nach den Inseln unter dem Winde segelnd, machte er mit dem General Bouillé einen Versuch, Barbados zu nehmen, was jedoch wegen Ungunst der Witterung nicht gelang, dagegen aber die Festung Bristonchill auf St. Christoph von ihnen eingeäschert und nach Eroberung dieser Insel auch die Inseln Neris und Montserrat genommen wurden. Bis hierher hatte Grasse fast stets glücklich gegen die Engländer gefochten allein Glück und Geschick schienen ihn auf einmal zu verlassen, als er mit dem Auftrage, sich mit den Spaniern zu vereinigen und Jamaika

zu nehmen, von Martinique absegelte und unterwegs auf die viel stärkere englische Flotte unter Rodney stieß. Um ein einzelnes Schiff seiner Escadre zu retten, das mit den Engländern handgemein wurde, ließ er sich, ohne seine Vereinigung mit den Spaniern erst zu bewirken, in eine Schlacht ein, die so unglücklich ausfiel, daß er selbst mit seinem Admiralschiffe „la Ville de Paris," von 100 Kanonen, den Feinden in die Hände fiel und hierauf nach England gebracht wurde. Zu seinem Ruhme gereicht indeß noch hierbei, daß er sich in diesem unglücklichen Kampf bis auf's äußerste vertheidigte und nicht eher ergab, bis sein Schiff demontirt war. Nach abgeschlossenen Frieden zwischen England und Frankreich, kehrte Grasse in sein Vaterland zurück, woselbst er zu Paris 1788 starb. Vor seinem Tode gab er noch Memoiren heraus, in welchen er sich über die letzten Vorfälle seiner kriegerischen Laufbahn zu rechtfertigen und die Schuld der verlorenen Schlacht auf einige der unter ihm commandirenden Officiere zu schieben suchte; dies hatte jedoch, da die Thatsache, sein übereiltes Anbinden mit einem überlegenen Feinde vor Augen lag, weiter keinen Einfluß auf die öffentliche Meinung in Frankreich, und er blieb diesem Lande für den Verlust, den er verursacht hatte, verantwortlich.

Gravesande (Wilhelm Jakob) ein berühmter Gelehrter des 18. Jahrh., wurde 1688 zu Herzogenbusch in Holland geboren, und stammte aus einer alten Patricierfamilie aus Delft, die sich in dem Kampfe der Niederlande gegen Spanien durch ihre Anhänglichkeit an den Prinzen von Oranien ausgezeichnet hatte und deren voller Name Storm van's Gravesande war. Unser Gravesande studirte zu Leyden die Rechte, wandte sich aber bald, getrieben von innerer Neigung, mehr noch den physikalischen und mathematischen Wissenschaften zu und gab bereits im 19. Jahre seinen „Versuch über die Perspective" heraus, ein Werk, welches die Aufmerksamkeit aller Männer vom Fach erregte, und ihm die größten Lobsprüche von Bernouilli zuzog. Später pro gradu disputirend, erlangte er die juristische Doctorwürde und gab dann von 1713 bis 1722 im Verein mit mehren jungen Gelehrten seines Vaterlandes das Journal literaire heraus, welches später in Leyden unter dem Titel: Journal de la republique des lettres, noch einige Jahre fortgesetzt wurde. Die Beiträge, welche Gravesande zu diesem periodischen Werke lieferte, gaben demselben besonders Berühmtheit, und seine Abhandlungen über die Construction der pneumatischen Maschinen, über die Theorie der Kräfte und über den Stoß in Bewegung gebrachter Körper, über die Bewegung der Erde u. s. w. interessirten die Mathematiker eben so wie seine Betrachtungen über die Lage und die Freiheit, die Philosophen. 1715 ging Gravesande als Gesandtschaftssecretair nach London, wo er mit dem Bischof von Salisbury, Burnet, bekannt und in die königl. Societät der Wissenschaften aufgenommen wurde. Zurückgekehrt in sein Vaterland, ward er 1717 zum Professor der Mathematik und Astronomie in Leyden ernannt. Einige Jahre darauf lud ihn der Landgraf von Hessen-Cassel zweimal (1721 und 1722) zu sich ein, um sein Gutachten über das von Orfireus damals aufgestellte Perpetuum mobile (in Gestalt einer Rede) zu vernehmen, welches denn dahin ausfiel, daß Gravesande es nicht für durchaus unmöglich hielt, eine Maschine zu verfertigen, die in ununterbrochener Bewegung durch sich selbst sein könne; einen Grundsatz, den er damals sowol wie später in einigen kleinen Gelegenheitsschriften und Reden näher entwickelte

Digitized by Google

und durch Gründe zu belegen suchte. In der Folge erhielt er auch noch den Lehrstuhl der Philosophie, den er mit demselben Ruhm ausfüllte, wie den der mathematischen Wissenschaften. Der schnell hinter einander erfolgende Tod seiner beiden einzigen, hoffnungsvollen Söhne beugte ihn tief. Er verfiel in eine langwierige Krankheit, die ihn endlich den 28. Febr. 1742 in einem Alter von 55 Jahren in's Grab stürzte. Gravesande besaß einen ungemein scharfen und umfassenden Geist, und er konnte z. B. während des Geplauders mehrer Menschen, wie er dies oft während seines Aufenthaltes in England gethan hatte, wo die Gesandtschaftscavaliere sich häufig in seinem Zimmer aufhielten, die verwickeltsten mathematischen Berechnungen durchführen. Von Charakter war er eben so ausgezeichnet und seinem Vaterlande innig ergeben. Er schlug deswegen einen sehr vortheilhaften Ruf von Peter I. nach Petersburg, und einen andern nach Berlin, an die dortigen eben neu errichteten Akademien aus, und diente seinem Geburtslande auch noch während des Successionskrieges, in welchem bekanntlich Holland mit verwickelt war, theils durch seine Rathschläge bei finanziellen Angelegenheiten, theils durch seine Kunst im Dechifferiren aufgefangener Depeschen. Für Newton hatte er von Anfang an eine ungemeine Verehrung, doch war er deswegen nicht so blind, um nicht bei weiterem Studium Leibnitz in den Punkten beizupflichten, wo derselbe mit Recht anderer Meinung wie der Engländer ist. Sein Wirken für die Vervollkommnung der physikalischen Wissenschaften war groß, und eben so seine Verdienste in der Philosophie, wo er sich der von Spinoza und Hobbes aufgestellten fatalistischen Lehre von der Vorherbestimmung mit aller Kraft widersetzte. Von seinen vielfachen trefflichen Schriften nennen wir nur hier, außer den vorher schon erwähnten, 1) Physices elementa mathematica, experimentis confirmata (nebst einer Einleitung in die Newtonsche Philosophie. Haag, letzte Ausgabe 1742. Ist auch ins Englische und Französische übersetzt). 2) Matheseos universalis elementa etc. (Leyden 1727). 3) Introductio ad philosophiam, metaphysicam et logicam (in 3 Aufl., Leyden). 4) Arithmetica universalis, de Newton (Haag, 1732).

Grävius (Joh. Georg, eigentlich: Gräfe), berühmt als Philolog und Kritiker, wurde 1632 zu Naumburg an der Saale geboren, und erhielt seine erste gelehrte Bildung auf der bekannten Schul-Pforta. Hierauf nach Leipzig gehend, studirte er, dem Willen seines Vaters gemäß, die Rechte, fühlte sich jedoch stets mehr von den philologischen Wissenschaften als von den Pandecten angezogen. Eine Reise, die er in Geschäften seines Vaters nach Ostfriesland machen mußte, entschied endlich über seinen fernern Lebensberuf. Die Gelegenheit, Holland zu sehen, wo damals Salmasius, Heinsius und Friedrich Gronovius glänzten, war zu günstig, als daß Grävius sie nicht hätte benutzen sollen. Einmal mit diesen Männern bekannt geworden, konnte er sich nicht entschließen, sich sobald wieder von ihnen zu trennen. Ein Umstand trug noch mehr dazu bei, ihn an Holland zu fesseln. Die Latinität war in jener Periode durch das Beispiel des übrigens geistreichen Justus Lipsius fast auf allen deutschen Universitäten in Verfall gerathen. Man hatte sich, aus Sucht sich auszuzeichnen, von Cicero entfernt und suchte nun mühsam den bei weitem weniger reinen und gedrängten Styl eines Ennius und Pacuvius und die Platitüden eines Plautus nachzuahmen. Statt die ohnedem nicht sonderlich schwungvolle Sprache der alten Römer nach ihren besten Meistern zu studiren, suchte man sie wo möglich noch trockener und kürzer zu machen,

und zerhackte Perioden und anmuthlose Wendungen waren die Frucht dieses verfehlten Strebens. Grävius, in solcher Schule gebildet, hatte bisher noch keine Ahnung von der Schönheit des Ausdrucks in der alten Sprache Latiums gehabt, wenn sie mit Geist und Feinheit behandelt wird. Gronovius lehrte ihn dies kennen, und sein Entschluß war gefaßt. Er hing die Jurisprudenz, die ihn nie sehr angezogen hatte, an den Nagel, und widmete sich, zwei Jahre in Deventer bleibend, den Humanioribus. Hierauf sich nach Amsterdam begebend, setzte er dort seine Studien unter David Blondel und Alexander Morus fort; auch trat er hier auf Antrieb seiner Lehrer von der lutherischen zur reformirten Confession über. Im J. 1656 erhielt er einen Ruf als Professor nach Duisburg, woselbst er zwei Jahre blieb und dann dem Wunsche seines einstigen Lehrers Gronovius, der nach Leyden ging, Gehör gab und dessen bisher verwaltete Stelle am Gymnasium zu Deventer übernahm, obgleich ihm von Seiten des berliner Hofes die besten Anerbietungen gemacht wurden, wenn er in Duisburg bleiben wollte. In Deventer blieb er jedoch wiederum nur drei Jahre und begab sich, den Wünschen der Utrechter nachgebend, nach dieser Stadt, woselbst er an die Stelle von Amilius als Professor der Geschichte eintrat. Sein schon in Duisburg sich ausbreitender Ruf stieg nun immer höher, und Leyden sowol als Amsterdam bewarben sich um seinen Besitz; auch der Churfürst von der Pfalz suchte ihn für Heidelberg zu gewinnen und eben so die Republik Venedig für Padua, wo ihm außer einem sehr bedeutenden Gehalt auch noch die Versicherung völliger Religionsfreiheit und Sicherstellung vor dem Zeloteneifer der Inquisition garantirt wurde; indeß alle diese glänzenden Anerbietungen, so wie die oft wiederholten des preußischen Hofes, vermochten Grävius nicht zu bewegen. Er blieb in Utrecht bis an sein Ende (d. 11. Jan. 1703) und hatte die Freude und den Lohn, Schüler aus fast allen Ländern und Ständen stets um sich versammelt zu sehen, wie ihm denn z. B. König Wilhelm III. (von England) — der ihn zu seinem Historiographen ernannte — ganz besonders den Unterricht des jungen Prinzen von Nassau anvertraute. Auch Ludwig XIV. schätzte den seltenen Gelehrten und ließ ihm zum Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste ein ansehnliches Geschenk übergeben. Die von Grävius besorgten Ausgaben des Hesiod, Cicero, Catull, Tibull, Properz, Justin, Sueton, Florus, Cäsar u. a. classischer Autoren befestigten seinen Ruhm als gründlicher und — was zu seiner Zeit selten war — auch eleganter Sprachforscher, und sein Thesaurus antiquitatum romanarum, so wie der nach seinem Tode von Burmann beendete Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae etc. gereichen ihm wahrhaft zur Ehre. Ein Sohn von ihm, Theodor Georg, welcher 1691 als Magister Legens der Beredsamkeit und Geschichte in Utrecht angestellt ward, schien in die Fußstapfen des Vaters treten zu wollen; der frühzeitige Tod des jungen Mannes zerstörte indeß diese Hoffnung. Im Ganzen hatte Grävius 18 Kinder, von denen ihn jedoch nur 4 Töchter überlebten. Er selbst hatte 13 Geschwister.

*Gray (Johanna) bekannt in der Geschichte Englands durch ihr unverdientes unglückliches Schicksal, war eine Urenkelin König Heinrich VII. und die älteste Tochter des Marquis von Dorset. Als ihr Großonkel, Heinrich VIII., starb, und dessen Sohn Eduard VI. ihm in der Regierung folgte, zählte Johanna 10 Jahre. Wegen des neuen Königs Minderjährigkeit wurde Eduard Seymour, Herzog von Som-

Digitized by Google

merset und Onkel Eduard VI. zum Reichsverweser ernannt; dies empfand dessen Bruder, Thomas Sommerset, übel, und Johann Dudley, Viscount von Lisle, ehrgeiziger und ränkesüchtiger Hofmann, nährte in der Hoffnung, beide Sommersets zu stürzen und sich dadurch den Weg zur ersten Reichsstelle zu bahnen, den Zwiespalt. Sein Vorhaben gelang ihm auch nur zu gut. Der Reichsverweser klagte seinen Bruder mehrer Staatsverbrechen wegen an, und das, durch die Tyrannei des Tudors längst an feiges Gehorchen gewöhnte Parlament verdammte den Unglücklichen ohne weiteres zum Tode. Jetzt hatte Lisle nur noch den einen Gegner zu stürzen und auch dies glückte seiner List. Eduard Seymour wurde seiner Stelle beraubt, und Johann Dudley, zum Herzog von Northumberland ernannt, nahm nun seinen Platz ein, den er aber, so lange Sommerset lebte, nicht ruhig glaubte besitzen zu können und deswegen seine Macht so lange anwandte, bis der gestürzte Reichsverweser das Schaffot bestieg. Jetzt schien Northumberland nichts mehr im Wege zu stehen, als die Kränklichkeit des Königs, nach dessen Absterben, dem Testamente Heinrich VIII. zu Folge, seine Töchter Maria und Elisabeth zum Thron gelangen sollten, unter denen Lisle mit Recht den kaum gewonnenen Einfluß wieder zu verlieren fürchtete, da beide ungleich ehrgeiziger und selbstständiger waren, als der schwache Eduard. Dies zu verhindern, und nach des Königs Tode, das Scepter in Hände zu bringen, die ihm günstiger wären, war nun Northumberlands eifrigstes Bemühen, und die Verwickelungen in des achten Heinrichs Familie mußten ihm als Behelf dienen. Anna Baylen, die Mutter der beiden Prinzessinnen, war unter dem Vorwande der Untreue von Heinrich VIII. auf's Blutgerüst gebracht worden; auf der Geburt von Maria und Elisabeth ruhte daher ein Flecken, und Northumberland benutzte dies sowol als Mariens Bigotismus und Vorliebe für die katholische Religion, um Eduard VI. dahin zu bringen, seine Schwestern von der Erbfolge auszuschließen und dafür Johanna Gray, die sich kurz vorher mit dem Lord Guilford, einem jüngern Sohne von Northumberland, vermählt hatte, zu seiner Nachfolgerin zu erwählen. Nach einigen Schwierigkeiten willigte auch das eigens deswegen zusammenberufene Parlament, freilich mehr gezwungen wie freiwillig, ein, und Johanna, deren sanfter und rechtlicher Sinn eben so wenig nach einer Krone strebte als die Mittel billigte, welche angewendet wurden, sie ihr zu verschaffen, ward weiter gar nicht gefragt, sondern als nun Eduard VI. bald darauf (1553) in seinem 16. Jahre starb, fast mit Gewalt aus ihrer Zurückgezogenheit zu Sion-House, von ihrem ehrgeizigen Schwiegervater und ihrem, gleichfalls durch den Glanz des Diadems verblendeten Vater gezogen und auf den Thron gehoben, um ihn nach wenigen Tagen wieder mit dem Kerker zu vertauschen. Es war nämlich Northumberland nicht gelungen, weder das Volk noch den Adel auf seine Seite zu bringen, im Gegentheil zeigten sich beide seinen ehrgeizigen Absichten längst abgeneigt, und da nun Heinrich VIII. älteste Tochter, die herrschsüchtige Maria, auch der Schlinge entging, welche er ihr gleich nach Eduards, von ihm mehre Tage verheimlichten Tode legte, und nicht von seinen Anhängern aufgehoben wurde, so sammelte sich bald ein ansehnliches Heer in Suffolk (wohin Maria sich gerettet hatte) und proclamirte, in Übereinstimmung mit dem größten Theile des Parlaments, Heinrich VIII. Tochter zur rechtmäßigen Königin. Anfangs versuchte Northumberland zwar durch die Gewalt der Waffen dennoch seinen Plan, Johannen auf dem Thron zu erhal-

Digitized by Google

ten, durchzusetzen; die Schwäche seiner Streitkräfte nöthigte ihn aber bald um so mehr davon abzustehen, da bei Annäherung von Mariens Heere auch die Hauptstadt sich für diese erklärte. Er glaubte nun durch schleunige Unterwerfung sich noch retten zu können; Mariens strenger und harter Charakter vereitelte indeß diese Hoffnung. Er wurde auf ihren Befehl nebst dreien seiner Söhne und einigen Anhängern, sobald die neue Königin in London eingezogen war, in den Tower gesetzt und bald darauf hingerichtet. Während all dieser Vorgänge hatte Johanna und ihr Gemahl bereits eben daselbst gelebt, und der Herzog von Suffolk diese Festung auch gegen die anrückenden Truppen der Maria zu vertheidigen gesucht; gezwungen indessen, die Thore zu öffnen, waren somit auch Johanna und Guilford in die Hände der Siegerin gefallen, und beide nun an demselben Ort als Gefangene bewacht, wo sie kurz vorher noch im Glanz gebietender Majestät gewohnt hatten. Ein Spruch des Parlaments verurtheilte nun die unglücklichen Gatten, deren einziger Fehler der war, den ehrgeizigen Absichten ihrer Verwandten nicht genug Widerstand geleistet zu haben, zwar gleichfalls zum Tode, allein Maria bestätigte, nicht aus Menschlichkeit, wol aber aus Staatsgründen, diesmal das Urtheil nicht, und Johanna und Guilford blieben blos in strenger Haft. Da indeß nicht lange nach Marias Thronbesteigung überall der Geist des Mißvergnügens sich zeigte, der auch bald in offene Empörung gegen eine Fürstin ausbrach, deren finsterer Charakter und religiöser Fanatismus so vortrefflich zu dem ihres Gemahls, Philipp II. von Spanien paßte, so konnte es nicht fehlen, daß sich eine Gelegenheit fand, um Johanna und ihren Gemahl vollends zu verderben. In der Grafschaft Kent war die Fahne der Empörung aufgepflanzt worden, und die Aufrührer hatten selbst die Hauptstadt kurze Zeit bedroht. Lord Guilford und seine Gemahlin, noch immer im Tower sitzend, waren völlig unwissend in der Sache: dennoch mußten sie jetzt als Opfer fallen. Maria konnte es der Lady Gray nicht verzeihen, einige Tage auf dem Thron von England gesessen zu haben. Sie ließ beiden von neuem den Proceß machen und beide fielen unter dem Beil des Henkers. Den 12. Febr. 1554 bestieg Johanna Gray das Schaffot. Sie war in kurzem Zeitraum die dritte Königin, welche England auf diese Art enden sah. Eine vierte (Maria Stuart) folgte ihr in nicht viel Jahren nach. Vor ihrem Tode sendete die eifrig katholische Maria ihr noch Geistliche von dieser Kirche zu, um die Ketzerin zu bekehren; Johanna Gray aber, fest an den Lehren ihres Glaubens haltend und wohlbewandert in den Schriften der Gottesgelehrten, wieß standhaft alle diese Versuche zurück und starb mit dem Muth der Unschuld und der Ergebung einer Christin. Siebzehn Jahr war die unglückliche Fürstin alt, als ihr Blut floß, und äußere und innere Reize schmückten sie in gleichem Grade. Sie las und schrieb Griechisch und Lateinisch, war sanft und wohlthätig und ein Muster ehelicher Zärtlichkeit. In der Nacht vor ihrem Tode schrieb sie noch einen Trostbrief an die Gräfin Pembrocke, ihre Schwester, und einen an ihren Gemahl, der ihr Schicksal mit ihr theilen sollte, und den sie noch den Schmerz hatte, zum Tode führen zu sehen. Mehre dramatische Dichter haben das Schicksal dieser liebenswürdigen und unglücklichen Fürstin zum Vorwurf ihrer Arbeiten gemacht; da Johanna Gray aber ein durchaus mehr leidender als handelnder Charakter ist, so hat der Erfolg gezeigt, daß die traurige Katastrophe ihres Unterganges sich durchaus eben so wenig zu einer dramatischen Darstellung eignet wie das Ende ihrer unglücklichen Vorgängerin, der

Digitized by Google

Anna Baylen, die bekanntlich auch schon mehrfach ohne Glück auf das Theater gebracht worden ist.

Gregoriusfest, ein ehedem in mehreren Gegenden, besonders in Sachsen beliebtes Schul- und Jugendfest, welches bald nach Ostern gehalten wurde. Die Art und Weise, wie es gehalten wurde, war verschieden. Gewöhnlich zogen die Schüler, auf eigne Weise, als Bergleute, Essenkehrer, Jäger u. s. w. gekleidet, durch die Stadt; an andern kleinern Orten erschienen sie nur mit Bändern ausgeputzt und jeder gab durch Hersagung eines Reimes vor den Häusern der Vornehmern zu erkennen, welche Standesperson aus der bürgerlichen Gesellschaft er vorstelle. Einer war ein Arzt, oder vielmehr Quacksalber, mit einem Arzneikasten; ein Andrer ein Corporal mit einem Degen und Stocke; ein Dritter, mit einer Trommel versehen, stellte einen Tambour u. s. w. vor. Dieses Fest war unstreitig eine Nachahmung des bei den Griechen unter dem Namen Panathenäen bekannten Volks- und Freudenfestes. Auch zu Rom feierte man jährlich zwei Minervenfeste durch feierliche Umgänge. Aller Schulunterricht hörte während dieser Feier auf. Diese Feste erhielten durch die Länge der Zeit eine Heiligkeit und ließen sich schwer abschaffen. Nach dem Übergange heidnischer Völker zum Christenthume mußte man daher diesen Festen andre Namen geben und ihnen andre Zwecke unterlegen. Papst Gregor IV. verordnete daher im J. 828, daß zur Ehre eines seiner Vorgänger, Gregor I., welcher die erste Singschule in Rom gestiftet hatte, um die Zeit, da das große Minervenfest fiel, ein eignes Schul- und Kinderfest unter dem Namen des Gregoriusfestes gehalten wurde. (Jugendz. 1808. Nr. 30, 31, 34, 37). — **Gregoriussingen** nennt man den Umgang, welchen jährlich nach Ostern die Dorfschulmeister, besonders in Sachsen, in Begleitung ihrer Schulkinder, durch das Dorf halten, wobei vor jedem Hause, oder vor jeder darin wohnenden Familie, ein Lied oder eine sogenannte Arie abgesungen wird, wofür dem Schullehrer eine Kleinigkeit an Gelde gereicht wird, die als ein Theil seiner Besoldung in Anschlag gebracht ist. In mehreren kleinern Städten, wo sonst dieses Gregoriussingen auch gewöhnlich war, ist diese, den Schullehrerstand herabwürdigende Bettelei, nachdem sich mehrere Stimmen in öffentlichen Blättern darüber erhoben hatten, durch Mitwirkung einer weisen Stadtobrigkeit, mit Recht abgeschafft und die Lehrer sind auf andere Weise entschädigt worden.

Gresham (Sir Thomas), der Gründer der londoner Börse, war ein Sohn des Lord Mayors dieser Stadt und 1519 geboren. Auf dem Collegio zu Cambridge machte Thomas Gresham seine humanistischen Studien und widmete sich dabei zugleich der Handlung. Eduard VI., beständig in Geldverlegenheiten, gebrauchte den reichen und gewandten jungen Kaufmann zu Regulirung seiner Geldangelegenheiten in Antwerpen, und obschon dieser König nur kurze Zeit regierte, so mußte doch Gresham an vierzig mal für ihn nach jenem reichen Ort reisen, wo damals die Rothschilde jener Tage wohnten. Unter Elisabeth ward Gresham zum Ritter ernannt (1559), und auch dieser Königin besorgte er ihre Geldgeschäfte im Auslande. Sein dadurch sich ungeheuer mehrendes Vermögen setzte ihn in den Stand, einen Plan auszuführen, den bereits sein Vater gefaßt hatte. Die Kaufleute Londons hatten nämlich damals noch keinen bestimmten Versammlungsort, woselbst sie sich über ihre Geschäfte besprechen, Handel abschließen konnten u. dergl. Ihnen ein solches, den Verkehr

ungemein erleichterndes Zusammenkommen zu verschaffen, bat Gresham nur um einen Platz zur Errichtung eines Gebäudes, und als ihm dies bewilligt ward, ließ er nach dem Muster des berühmten Börsengebäudes in Antwerpen ein ähnliches aufführen, welches noch jetzt eine Zierde Londons ist. Den 7. Juni 1556 ward der erste Stein dazu gelegt und schon 1569 das Ganze vollendet, worauf es den 29. Jan. 1570 von der Königin Elisabeth selbst besucht und feierlich „königliche Börse" (The royal Exchange) getauft wurde. Auf Greshams Rath fing Elisabeth nun auch an, die Staatsgeldgeschäfte nicht mehr blos mit ausländischen Kaufleuten abzumachen, wodurch Englands reicher Handelsstand ungemein gewann. Kurz vor seinem Tode entschloß sich Gresham, das prachtvolle Hotel, welches er in der Stadt bewohnte, einem wissenschaftlichen Collegium zu widmen, und er bestimmte daher in seinem 1575 den 5. Juli niedergesetzten Testamente, daß das halbe Börsengebäude dem Lord Mayor und der Gemeinde von London, die andere Hälfte aber der Kaufmannsgilde unter der Bedingung gehören solle, daß sie für alle Zeiten sieben Professoren (der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin, der Astronomie, der Geometrie, der Musik und der Rhetorik) jeden mit 50 Pf. Sterling jährlich besolden sollten und daß diese Lehrer in dem von ihm bewohnten Hotel Wohnung und Raum zu ihren Vorlesungen erhielten. Nebenbei setzte er auch noch mehrere milde Stiftungen für arme Kranke, Gefangene und andere hülfsbedürftige Personen aus. Er starb den 21. Nov. 1579, und man befolgte seine Anordnungen pünktlich, so daß in seiner ehemaligen Wohnung nun bis gegen das Ende des 18. Jahrh. die von ihm festgesetzten Vorlesungen in den genannten Wissenschaften gehalten wurden. Um diese Zeit ward aber auf Antrag der Bewohner der Citi das Greshamsche Gebäude niedergerissen, um durch ein anderes ersetzt zu werden: bei welcher Gelegenheit denn die ganze Lehranstalt in die untern Säle der Börse verlegt ward, wo sie sich noch befindet. Man erzählt von Gresham, der zu seiner Zeit der reichste Particulier in England war, daß er einst die Königin Elisabeth auf seinem Schlosse Osterley bei Brentford in Middelesser, nicht allein aufs glänzendste bewirthete, sondern auch, zum Erstaunen der Königin und ihres ganzen Hofes über Nacht eine lange Mauer, welche die Fürstin noch an einen Platz hingewünscht hatte, so still aufführen ließ, daß weder Elisabeth noch sonst ein Mensch etwas davon vernahm, und Alle am andern Morgen um so mehr überrascht waren. Wegen seines großen Reichthums und seiner engen Verbindung mit dem Hofe, nannte ihn, der übrigens auch ein geistreicher und wissenschaftlich gebildeter Mann war, das Volk häufig nur den „königlichen Kaufmann."

Gretna (eigentlich Graitney-) Green, ein Pfarrdorf in der schottischen Grafschaft Dumfries, an der Straße nach England, seit länger als 70 Jahren in der Geschichte zärtlicher Abenteuer als die Zuflucht berühmt, wo bedrängte Liebende den Hindernissen, die ihrer Neigung entgegen traten, auswichen, und heimlich ihre Verbindung feierten. In Schottland bedurfte es nämlich keines Aufgebotes, keiner Einwilligung der Ältern und keines Priesters zur Trauung, und die Erklärung des liebenden Paares vor einem Friedensrichter, daß es ledig und nicht in verbotenem Grade verwandt sei, war hinlänglich zur Schließung einer Ehe, die sein Ausspruch knüpfte und die von allen Gerichten als gültig anerkannt wurde. Wer daher in England, wo andere Gesetze gelten, nicht an das Ziel seiner Wün-

Digitized by Google

sche kommen konnte, eilte mit seiner Geliebten nach Gretna Green. Ein Grobschmidt, der zugleich Friedensrichter war, knüpfte während einer langen Reihe von Jahren viele solcher Verbindungen. Man rechnet, daß hier jährlich 65 solcher Vermählungen geschlossen wurden, was, jede zu dem gewöhnlichen Preise von 15 Guineen gerechnet, ein jährliches Einkommen von 1000 Pf. Sterl. gab. Die neuern Strafgesetze gegen unbefugte Verehelichungen, die mit Verbannung bestraft werden sollen, werden diesem Mißbrauche ein Ende machen.

Gribeauval (Jean Baptiste Vaguette de), ein ausgezeichneter Ingenieur und Artillerist, wurde 1715 zu Amiens geboren. Er trat in das Regiment Royal-Artillerie ein, wo er bald Offizier bei der Pionier-Compagnie wurde und 1752 von dem damaligen Kriegsminister d'Argenson den Auftrag erhielt, nach Berlin zu reisen, um die von Friedrich II. zu jener Zeit zuerst eingeführte leichte Regiments-Artillerie zu besichtigen. Diesen Auftrag vollführte Gribeauval nicht nur mit dem größten Fleiß, sondern überreichte bei seiner Zurückkunft auch zugleich einige höchst wichtige Abhandlungen über die Grenzen und Festungen der Länder, die er bereiset hatte. Er ward hierauf zum Obristlieutenant ernannt, und trat bald darnach als General und Commandant des Artillerie- und Mineur-Corps, mit Bewilligung seines Königs, in österreichische Dienste, wohin ihn der Graf von Broglio empfohlen hatte, weil damals Maria Theresia, beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges, geschickte Artillerie-Offiziere besonders suchte. Hier eröffnete sich ihm nun eine weite Bahn, seine Kenntnisse und seinen Muth zu zeigen. Bei der Belagerung von Glaz commandirte er mit, und seinen trefflichen Anordnungen hatte Österreich es vorzüglich zu danken, daß dieser wichtige Platz, der Schlüssel von Oberschlesien, den Preußen entrissen wurde. Später fand er sogar Gelegenheit sich mit den großen Preußenkönig selbst sehr rühmlich zu messen. In Betreff der Minen folgte Friedrich mit fast unbedingtem Vertrauen dem Systeme von Belidor; Gribeauval hatte sich dagegen eine andere Verfahrungsart ausgedacht, und der Erfolg bewieß, daß er Recht hatte. Die Preußen belagerten Schweidnitz und Friedrich II. leitete das Unternehmen selbst. Gribeauval vertheidigte unter des Marschall Guasco Oberbefehl den Ort. Ein unterirdischer Kampf entspann sich nun hier, in welchem sowol der König als der General, jeder nach seinem Systeme verfuhren und einander den Rang streitig zu machen suchten. Friedrich ließ nach Belidors Methode vier große Minen springen, aber umsonst! Gribeauvals treffliche Gegenanstalten vereitelten jeden gewiß gehofften Erfolg, und wo der König auch seine Feinde unter der Erde angriff, überall fand er die wirkungsvollste Gegenwehr, so daß er 63 Tage nach Eröffnung der Trancheen, und nach den heftigsten Anstrengungen, sich genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben. Schon waren die Befehle deshalb gegeben, als eine glücklich geworfene Bombe Alles änderte. Ein Pulvermagazin flog in die Luft, dadurch entstand eine Bresche, welche die Österreicher nöthigte, sich zu ergeben. Gribeauval ward nun als Gefangener seinem königl. Gegner vorgestellt, der wirklich für einen Augenblick sich hinreißen ließ, den Mann, dessen Talent ihn gewissermaßen überwunden hatte, nicht sehen zu wollen. Bald siegte aber in des großen Königs Seele die bessere Empfindung. Er ließ Gribeauval zu sich kommen, zog ihn an seine Tafel, und beehrte ihn mit den gerechtesten Lobsprüchen. 1762 ward Gribeauval von der Kaiserin zum Feldmarschall-Lieutenant und Großkreuz des Marien-There-

sien-Ordens ernannt; nach geschlossenem Frieden kehrte er aber auf Choiseuls Einladung nach Frankreich zurück, wo er als Marechal de Camp und Generalinspecteur der Artillerie angestellt wurde, und hier sich bis an sein Ende auf vielfache Art um das Genie-, Fortifications- und Artilleriewesen verdient machte. Eine Zeit lang, mehr durch Choiseuls und des Grafen Bellegarde, als durch eigene Schuld, in Ungnade gefallen, ward er doch, als Ludwig XVI. auf den Thron kam, in seine alte Wirksamkeit und noch kurz vor seinem Tode, auf des Königs ausdrücklichen Befehl, zum Oberaufseher des großen Arsenals ernannt. Er starb kurz vor dem völligen Ausbruch der Revolution, den 9. Mai 1789, eben so geschätzt als Mensch wie als Krieger.

Grimaldi (die Familie). Die Grimaldis gehören zu den ältesten und angesehensten Geschlechtern Genuas und sind eine von den vier, zum hohen Adel gerechneten Familien in dieser Stadt. Die in späteren Zeiten zu einem Fürstenthume erhobene Herrschaft Monaco gehörte über 600 Jahre (von 980 an) den Grimaldis, und diese und die Fieskos spielten in Genuas Geschichte stets eine große Rolle besonders in den Perioden der Kämpfe zwischen den Ghibellinen und Guelfen, zu welcher letzteren Partei beide Familien gehörten. Reiche Besitzungen im Königreich Neapel, in Frankreich, und noch an einigen Orten Italiens, vermehrten den Einfluß der Grimaldi, aus deren Schooß mehrere berühmte Männer hervorgingen. Wir nennen hier Einige: 1) Raimund Grimaldi war der erste Genueſe, der die Kriegsflagge seiner Republik jenseits der Meerenge von Gibraltar führte. Zu Gunsten Philipp des Schönen von Frankreich, der in einen langen und blutigen Streit mit den Flammändern verwickelt war, segelte Grimaldi unter dem Titel eines Admirals von Frankreich (1304) mit 16 genueſiſchen Galeeren und 20 franzöſiſchen Schiffen nach Zeland, wo das von den Franzoſen beſetzte Zric-Zee von den Flammändern hart bedroht wurde. Er ſchlug hier den Grafen Gui von Flandern, der die feindliche, an 80 Schiffe ſtarke Seemacht befehligte, und nahm ihn ſelbſt gefangen. 2) Antonio Grimaldi lebte in der erſten Hälfte des 14. Jahrh. und zeichnete ſich gleichfalls im Seedienſte aus. Die Catalonier hatten ſich feindlich gegen Genua bewieſen, das für den Augenblick, wegen innerlicher Zwiſtigkeiten, außer Stand war, die Unbill zu rächen. Als der günſtige Moment ſich dazu nahte, überkam Antonio Grimaldi das Commando der Flotte mit dem Auftrag, die Küſten von Catalonien zu verwüſten. Dieſen Auftrag vollführte der Genueſe nur zu gut. Die ſpaniſchen Küſten, Majorca und Minorca waren Zeugen der Rache ſeiner Landsleute, und eine aragoniſche Flotte von 42 Schiffen ward von ihm geſchlagen. Ein und zwanzig Jahre ſpäter wandte ſich aber das Glück. Grimaldi wurde von der überlegenen Seemacht der verbündeten Venetianer und Catalonier, unter Anführung von Nicolaus Piſani dergeſtalt geſchlagen, daß er ſelbſt nur mit genauer Noth dem Verderben entging, von der ganzen genueſiſchen Seemacht aber nur 17 Schiffe entkamen. Durch dieſe Niederlage, die auf der Höhe von Coiera, den 29. Aug. 1353 ſtatt fand, wurden die Genueſer genöthigt, ſich dem Beherrſcher von Mailand, Johann Visconti, der ihnen Schutz vor ihren Feinden, den Venetianern, zuſagte, zu unterwerfen. 3) Ein anderer Grimaldi, Giovanni, machte ſich durch den Sieg berühmt, den er am 23. Mai 1431 über den venetianiſchen Admiral Nicolaus Traviſani auf dem Po davontrug, obſchon Carmagnola, der berühmteſte General jener Zeit, mit einer anſehnlichen Landmacht

Digitized by Google

am Ufer des Flusses zum Beistand des venetianischen Admirals bereit war. Durch ein glückliches Manöver wußte Grimaldi die venetianische Flotte von dem Ufer zu trennen, wo die Landmacht ihre Stellung hatte, (drei Miglien unterhalb Cremona), und so gelang es ihm nicht allein, die Feinde völlig zu schlagen, sondern ihnen auch 28 Galeeren und 42 Transportschiffe, nebst einer unermeßlichen Beute abzunehmen. 4) Dominico Grimaldi, Cardinal, Erzbischof und Vice-Legat von Avignon, lebte im 15. Jahrh. Ehe er noch diese hohen Würden erhielt, übertrug ihm Pius V. die Oberaufsicht über die Galeeren des Kirchenstaates, und Grimaldi wohnte daher, obschon damals bereits Bischof (1571), der berühmte Seeschlacht von Lepanto bei, bei welcher Gelegenheit er sich durch seinen Muth soll ausgezeichnet haben. Nicht minder eifrig zeigte sich dieser kriegerische Prälat in Verfolgung der Ketzer, und die Annalen der römischen Kirche rühmen von ihm, daß es ihm gelungen sei, in dem ihm anvertrauten Sprengel das Gift der Häresie gänzlich zu unterdrücken. Er starb 1592 und hinterließ einen Band Briefe, in welchen diejenigen Ereignisse seiner Zeit, bei denen er die Hand mit im Spiele hatte, besprochen werden. 5) Ein Neffe von diesem Dominico Grimaldi, war Hyronimus Grimaldi, der später gleichfalls zur Würde eines Cardinals emporstieg. Er wurde 1597 in Genua geboren und bereits im 28. Jahre zum Vice-Legaten der Romagna, drei Jahre aber später zum Bischof von Albano und Gouverneur von Rom ernannt. Urban VIII. sandte ihn als Nuncius nach Deutschland und Frankreich, und die guten Dienste, die er hier dem römischen Hofe erwieß, erwarben ihm 1643 den Cardinalshut. Zur Dankbarkeit beschützte nun Grimaldi auch nach Urbans Tode dessen Familie und lud dadurch den Zorn von Innocenz auf sich, der, so lange er lebte, die Bulle nicht unterzeichnete, durch welche Grimaldi zum Erzbischof von Aix ernannt war. Erst unter Innocenz Nachfolger, Alexander VII., konnte er sein neues Amt antreten (1655), wo er sich sogleich, seine Diöcese bereisend, damit beschäftigte, die Sitten der ihm untergebenen Geistlichen zu bessern. Er gründete vorzüglich zu diesem Zweck in Aix ein Seminarium für Geistliche, das er sehr reich beschenkte, und aus welchem seitdem mancher ausgezeichnete Mann hervorgegangen ist; desgleichen stiftete er ein Hospital für Arme und vertheilte von seinem großen Vermögen an 100,000 Livres unter Hülfsbedürftige. Mehreren Conclaven beiwohnend, trug Grimaldi besonders mit zur Wahl von Innocenz XI. bei, dessen Tugenden er verehrte. Obschon er später zum Dechanten des heil. Collegiums in Rom ernannt wurde, so konnte er sich doch nicht entschließen, die ihm anvertraute Gemeine zu verlassen. Er blieb in Aix, wo er 90 Jahr alt, 1685 starb. 6) Nicolo Grimaldi; geboren 1645, widmete sich gleichfalls dem Dienste der Kirche und wurde 1706 von Clemens XI. mit dem römischen Purpur bekleidet. Doch genoß er diese Würde nicht lange, denn bereits 1717 starb er, ein ungeheures Vermögen hinterlassend. 7) Noch ein Geronymo Grimaldi, dessen Geburtsjahr 1674 ist, ward mit dem Cardinalshut geschmückt. Früher sandte ihn der römische Hof nach Avignon, dann als Nuncius nach Brüssel. In derselben Würde war er auch nach Polen und Deutschland abgeschickt. Später verwaltete er als Cardinal die Legatur Bologna. Er starb 1733, erst 59 Jahr alt, auf dem Schiffe, welches ihn nach Neapel bringen sollte, woselbst er seine schwache Gesundheit wieder herzustellen hoffte. — Außer diesen Grimaldis finden wir noch meh-

rere Gleichnamige, die sich zu verschiedenen Zeiten in Wissenschaft und Kunst hervorthaten. Wir nennen hier 1) Giacomo Grimaldi, einen Literator des 16. Jahrh., dessen Tiraboschi mit großem Lobe gedenkt. Er wurde zu Bologna geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und machte sich besonders als Aufseher des Archivs der Peterskirche in Rom, durch die Ordnung verdient, welche er in das Ganze dieser kostbaren Sammlung brachte; auch suchte er die unter Paul V. aufgefundenen alten Inschriften durch erläuternde Bemerkungen zu erklären. Ein Verzeichniß seiner antiquarischen und philologischen Schriften findet sich im 4. Bande der Scriptor. Bolognesi. Er starb 1623. 2) Giovanni Francesco Grimaldi, genannt Bolognese, weil er in dieser Stadt geboren ward, lebte im 17. Jahrh. und zeichnete sich als Maler, Architekt und Kupferstecher aus. In der erstgenannten Kunst hatte er sich Correggio zum Vorbild gewählt, und er arbeitete einige Zeit lang mit Albano zusammen. Vom Cardinal Mazarin nach Paris gerufen, malte er mehrere Frescos im Louvre. Als Architekt war er nicht minder ausgezeichnet und seine Arbeiten mit dem Grabstichel sind sehr gesucht. Innocenz X. ließ ihn die Verzierungen der Frescos im Vatican und im Quirinal machen. Mehrere seiner besten Gemälde findet man in der Kirche St. Maria del Monte in Rom; auch das pariser Museum besitzt einige sehr ausgezeichnete von ihm. Er starb 1680, 74 Jahr alt. Ein Sohn von ihm, Alessandro, ist gleichfalls als Maler nicht unbekannt; doch erreichte er den Vater nie. 3) Francesco Maria Grimaldi, Mitglied der Gesellschaft Jesu, wurde 1618 in Bologna geboren und zeichnete sich in der Folge als Mathematiker aus. Er stand dem P. Riccioli in dessen wichtigen mathematischen Arbeiten bei, und gab später ein Werk über die Mondflecken heraus, denen er andere Namen als die ihnen von Hevelius gegebenen, beilegte. Noch hat man von ihm: Physico-mathesis de lumine, coloribus et iride, aliisque annexis (2 Bände, Bologna 1665. in 4.) Dieser gelehrte Jesuit starb in seiner Vaterstadt im Jahre 1663. 4) Francesco Grimaldi, gleichfalls im 17. Jahrh. lebend, ward im Königreich Neapel geboren und trat, wie der Vorige, zu der Gesellschaft Jesu. Er ist als lateinischer Dichter berühmt und man hat noch mehrere bucolische und dramatische Dichtungen von ihm, die von seinem Talent zeugen. Als Professor der Rhetorik am Jesuiten-Collegium zu Rom angestellt, starb er daselbst 1738, ungefähr 60 Jahr alt. 5) Ein anderer Peter Grimaldi, gleichfalls Jesuit und aus Civita-Vecchia gebürtig, lebte im 18. Jahrh. und war lange als Missionair in Ostindien. Man erzählt von ihm, daß er bei seiner Rückkehr nach Europa eine Maschine erfunden habe, mittelst welcher er von Calais nach Dover innerhalb einer Stunde in der Luft dahingeschwebt oder „geflogen" sein soll. Dieß soll im Jahr 1751 geschehen sein, und mehrere Schriftsteller, wie z. B. Pingeron in seiner Übersetzung des Werkes von Milizia, und Fontenai in Dict. des Artistes, sprechen davon. Da sie jedoch nichts Näheres von der ganzen Sache angeben, auch bei der später erfolgten Erfindung des Luftballons (1784) in den darüber erschienenen Schriften jener früheren Versuche gar nicht gedacht wird, so muß man allerdings einigen Zweifel in die Wahrheit jener, dem P. Grimaldi zugeschriebenen Luftreise setzen. 6) Constantin Grimaldi, geboren 1667 in Neapel, woselbst er auch 1750 starb, war eigentlich Rechtsgelehrter, zeichnete sich aber durch seine bedeutenden Kenntnisse auch in der Geschichte, Medicin und Theologie aus. Am berühmte-

Digitized by Google

sten wurde er durch seinen Streit mit den Benedictinern, die als blinde Anhänger der Aristotelischen Philosophie, damals Lettere apologetiche herausgaben, in welchen sie gewaltig über Cartesius loszogen und sich in Schimpfen und Schmähen gegen ihre Gegner erschöpften. Grimaldi nahm sich nun des gelästerten Cartesius an und führte in einer bittern Gegenschrift die guten Patres ad absurdum. Noch lebte 7) im 18. Jahrh. ein Franz Anton Grimaldi (starb 1784) in Neapel, der sich durch mehrere gute Geschichtswerke über Neapel und dieses Landes Verfassung bekannt machte.

•Gruner (Carl Justus von), ein Sohn des fürstl. Osnabrückischen Vice-Kanzleidirectors Johann Christian Gruner, eines zu seiner Zeit um das Land wohlverdienten Mannes, wurde den 28. Febr. 1777 zu Osnabrück geboren. Justus Möser hielt ihn über die Taufe; daher der Vorname, den Gruner mit besonderer Freude führte. Der frühe Tod des Vaters stürzte die Familie, aus der Wittwe und zwölf Kindern bestehend, in manche Verlegenheiten; die Kraft und Umsicht der Mutter und eine Pension, welche der Landesherr den Hinterlassenen auszahlen ließ, halfen jedoch die schwierige Lage überwinden. Gruner studirte in Göttingen und Halle, an welchem letztern Orte er jedoch bald mit dem damals dort commandirenden und mit den Studenten in steten Händeln lebenden Prinzen Wilhelm von Braunschweig (dem nachher als Herzog bei Quatrebras gebliebenen) in Reibungen kam und deswegen sich wieder von da entfernte. Er ward nun als Richter in seiner Vaterstadt angestellt, gab die Stelle indeß wieder auf und ging, um die Menschen und das Leben kennen zu lernen, auf Reisen. Hier lernte er den nachherigen Minister Stein, damals Oberpräsident zu Minden, und Blücher kennen, und erhielt endlich (1803) — was er sich lange gewünscht hatte — durch Verwendung des General-Lieutenants v. Knesebeck, eine Anstellung in preußische Staatsdienste, erst bei dem Colonisationsgeschäft für Südpreußen (wo er sich der deshalb nöthigen Werbungen halber im Reich aufhielt), dann durch den in den fränkischen Fürstenthümern dirigirenden Minister v. Hardenberg, als Kammerrath in Anspach. Bei einer von hier aus gemachten Reise nach Paris schloß er in großer Übereilung ein Ehebündniß, welches eben so schnell wieder gelöst wurde. 1805 ward er als Director der Kriegs- und Domainenkammer nach Posen versetzt, wohin ihm seine zweite Gattin, eine geborne von Pöllnitz aus Anspach, folgte. Bei dem Einrücken der Franzosen in Posen (Nov. 1806) hatte Gruner eben eine Collecte für die Wittwe des unglücklichen Palm veranstaltet. Seine Gegner verfehlten nicht, ihn deshalb bei Davoust als verdächtig anzugeben. Gruner ließ sich dies nicht irren; mit der Liste in der Hand ging er selbst zu dem Marschall und bat für eine Unglückliche, die an den gegen ihren Mann erhobenen Beschuldigungen keinen Theil habe, und Davoust war edel genug, diese Unbefangenheit nicht übel zu deuten und selbst einen sehr bedeutenden Beitrag zu unterzeichnen. Später glaubte Gruner dennoch aus Posen entweichen zu müssen; er entfloh heimlich nach Königsberg, und als die Franzosen auch hierher kamen, nach Tilsit. Hierauf, nach der Räumung Königsbergs vom Minister Stein bei der Reorganisirung des zertrümmerten Staates angewendet, kam Gruner dann 1809 nach Berlin, um die neue Städteordnung einzuführen und das Amt eines Polizeipräsidenten zu übernehmen. In dieser, zu jener Zeit eben so schwierigen als wichtigen und gefahrvollen Stelle benahm er sich mit der größten Klugheit, konnte jedoch dem Schicksale nicht entgehen, daß

Digitized by Google

die ohnedem schon längst auf ihn aufmerksamen und seit Schills abenteuerlichem Zuge noch mehr zum Argwohn gestimmten Franzosen ihn verfolgten und ihn indirect zwangen, seine Stelle niederzulegen (1811), worauf sich dann Gruner bald, nachdem er eine kurze Zeit lang das Polizeifach im Staatsrathe bearbeitet hatte, ob aus eigenem Antrieb oder vielleicht auf geheimen Befehl? ist ungewiß, nach Friedland in Böhmen begab (1812), von wo aus er nebst einigen Gleichgesinnten und unterstützt von England und Rußland, Verbindungen durch ganz Deutschland zum Sturz der Napoleonischen Herrschaft anknüpfte. Der Plan dieser Vereinigung soll gewesen sein, bei tieferem Eindringen der Franzosen in Polen die im Rücken der Armee gelegenen Magazine zu verbrennen und dann durch einen allgemeinen Aufstand in Deutschland (dem stets vielfach getheilten, in Meinung, Form und Ansichten!) den letzten Schlag auszuführen. Mag hiervon wahr sein, so viel da will, die französische Wachsamkeit kam den Absichten zuvor. Gruner wurde in Prag auf Requisition des preußischen Hofes festgenommen und nach Peterwardein an der slavonischen Grenze abgeführt. Erst zu Ende des folgenden Jahres kam er durch die Verwendung des petersburger Hofes, welcher ihn als russischen Staatsrath reclamirte, wieder los. Jetzt aber trat Gruner in große Wirksamkeit. Durch den Minister Stein, welcher in Frankfurt a. M. die Centralverwaltung der schnell gebildeten Generalgouvernements leitete, erhielt er die Direction des vom Niederrhein, wo er, in Düsseldorf seinen Sitz nehmend, vorzüglich viel für die damalige allgemeine Sache that. Mit Görres bekannt werdend, den er hinwiederum zum Director des öffentlichen Unterrichts in den Rheinlanden seines Gouvernements ernannte, nahm Gruner hier auch durch manchen Aufsatz an dem damals vielgelesenen rheinischen Merkur Theil, und nicht lange darauf ward ihm auch noch die Leitung der Angelegenheiten in den Ländern des Mittelrheins angewiesen, wo er denn seinen Sitz in Trier nahm. Nach Napoleons zweitem Sturz, in Folge der Schlacht von Waterloo, erhielt Gruner von preußischer Seite die Leitung der hohen Polizei in Paris und der Umgegend, und als der Friede 1815 mit Frankreich geschlossen war, sollte er die Stelle eines Gesandten am sächsischen Hofe übernehmen. Dies wurde jedoch in einen Gesandtschaftsposten bei der Eidgenossenschaft abgeändert, wo denn Gruner, nachdem er noch vorher vom Könige von Preußen in den Adelsstand erhoben worden war, seinen Sitz in Bern nahm. Seine durch die vielfachen Lebenswechsel und Arbeiten zerrüttete Gesundheit vermochte indeß nicht durch die Alpenluft wieder hergestellt zu werden, und er ging 1819 nach Wiesbaden, wo er den Winter über zubrachte und daselbst den 8. Februar 1820, erst 43 Jahre alt, starb. Den 13. Oct. 1814 beehrte ihn Kaiser Alexander mit dem St. Annen-Orden erster Classe. Sein bei Napoleons Rückkehr von Elba, den 24. März 1815, von Düsseldorf aus an die Bewohner jener Gegenden und den Landsturm von Berg erlassener Aufruf zur Ergreifung der Waffen gegen Frankreich, machte zu jener Zeit viel Aufsehen; auch ließ er zugleich am 19. April desselben Jahres in seinem Verwaltungsbezirk einen allgemeinen Buß- und Bettag halten, um „den Segen Gottes zur Vollendung des großen Befreiungswerkes in Deutschland zu erflehen." Verdient machte er sich noch besonders während seiner oben erwähnten Amtsführung in Paris, wo er, beengt durch mancherlei Schranken, das Möglichste leistete, dadurch, daß er genau über die Zurückerstattung der von den Franzosen früher

Digitized by Google

eroberten Kunstschätze wachte und des listigen Fouché vielfachen Winkelzügen kräftig entgegentrat. Einige von ihm herausgegebene Schriften, theils staatswirthschaftlichen und polizeilichen, theils vermischten Inhaltes, findet man, so wie die nähern Andeutungen über die einzelnen Momente seines bewegten Lebens, in der von Fr. C. verfaßten Biographie von ihm im XXI. Hefte der Zeitgenossen angegeben.

Guebriant (Jean Baptiste Budes, Graf von), Marschall von Frankreich und einer der ausgezeichnetsten Krieger seiner Zeit, wurde 1602 auf dem Schlosse Plessis-Budes in der Bretagne geboren. Als jüngerer Sohn einer zwar alten, aber verarmten Familie, blieb ihm kein anderer Weg, als durch Talente sich emporzuschwingen. Er trat früh in Kriegsdienste, machte einen Feldzug in Holland mit und war hierauf bei der Expedition in Languedoc und den Belagerungen von Aire und Bigan. Hier ward er durch eine Musketenkugel gefährlich im Gesicht verwundet, endlich aber doch wieder hergestellt und hierauf zum Hauptmann bei dem Regiment Piemont ernannt. 1632 trat er in demselben Grade in die Garde ein und zeichnete sich bei den Feldzügen in Deutschland durch Muth und kriegerischen Geist aus. Bald darauf zum Marechal de Camp befördert, führte er 1636 die Armee von Veltelin in die Franche-Comté, um sich daselbst mit dem Herzog von Longueville zu vereinigen. Hierauf wieder nach Deutschland zurückkehrend, diente er unter dem Herzog Bernhard von Weimar, der ihn mit seinem besondern Vertrauen beehrte. 1638 schlug er die Österreicher bei Breysach und half hierauf diese Stadt einnehmen. Im folgenden Jahre brachte er dem Herzog von Lothringen in der Franche-Comté eine Niederlage bei und bemächtigte sich Pontarliers und des Schlosses von Jour. Da Bernhard von Weimar, nicht ohne Verdacht der Vergiftung, plötzlich starb und Bannier oder Banner ihm im Commando folgte, Guebriant mit diesem aber sich nicht wohl vertragen konnte, so eröffnete sich der Feldzug von 1641 unter ziemlich ungünstigen Auspicien; doch versäumte Guebriant nichts, was der gemeinschaftlichen Sache günstig war, und Bannier war bei seinem nicht lange darauf erfolgenden Tode so gerecht, die Verdienste des französischen Generals vollkommen anzuerkennen und ihm, wie Bernhard von Weimar auch gethan hatte, seinen Degen als Zeichen seiner Hochachtung zu hinterlassen. Jetzt hatte Guebriant das Commando allein und schlug den 29. Juni 1641 die siegreiche Schlacht bei Wolfenbüttel. Im folgenden Jahre brachte er aber den Österreichern bei Ördingen eine Niederlage bei und nahm die Generale Mercy und Lamboi gefangen. Dieser Sieg erwarb ihm die Würde eines Marschalls von Frankreich. Bei der Belagerung von Rothweil im J. 1643 wurde er in den Trancheen von einer Falkonetkugel tödtlich getroffen, hatte indessen noch die Freude, als Sieger in die durch ihn eroberte Stadt einzuziehen, woselbst er am 24. Nov. 1643, als 41 Jahre alt, starb. Seine Leiche ward nach Paris gebracht und Ludwig XIV. ehrte sein Andenken durch ein prachtvolles Leichenbegängniß. Die Erfolge, welche Guebriant im Felde davontrug, wurden, wie Voltaire in seiner Geschichte der Zeit von Ludwig XIV. sagt, öfters durch Niederlagen getrübt. Wenn man indeß bedenkt, daß dieser Krieger fast stets nur ein aus den verschiedensten Nationen zusammengesetztes Heer befehligte, in welchem oft die Franzosen in Minderzahl waren, und daß ihm von Seiten des schwankenden Cabinets im Louvre gleichfalls oft Hindernisse in den Weg gelegt wurden, die seine freie Thätigkeit hemmten, so wird man ihm immer

müssen die Gerechtigkeit widerfahren lassen und gestehen, daß er zu den ausgezeichnetsten Feldherren seiner kriegerischen Zeit gehörte.

*Guerillas hießen im spanischen Revolutionskriege leichte Kriegerschaaren, die dem Feinde in vielfacher Hinsicht Schaden thaten, dabei aber durch ihre auf den Gebirgskrieg berechneten Bewegungen gegen seine Angriffe gesichert waren. Es war der General Juan Martin, mit dem Beinamen El Empecinado, der zuerst in der Nähe von Madrid, selbst zur Zeit, als Saragossa eingenommen und Spanien nach den Niederlagen seiner Heere ohne Rettung verloren zu sein schien, eine solche Schaar errichtete. Romana aber führte sie allgemeiner ein. Sie trugen wesentlich bei, das Vertrauen des Volkes auf endlichen glücklichen Erfolg, diese moralische Kraft der Nation, zu erhalten, welche wieder den Muth zum Widerstand gegen den Feind belebte. Sie streiften selbst bis in die von dem Feinde besetzte Hauptstadt und überzeugten dadurch täglich jedermann, daß der Widerstand, wie die Franzosen gern geglaubt wissen wollten, keineswegs aufgehört habe. Ihre oft glücklichen, unter den Augen der Bewohner der Hauptstadt ausgeführten Unternehmungen stärkten die Ausdauer der Bürger, und nicht minder wichtig war es, daß sie alles, was sich irgend Günstiges für die Sache der Spanier ereignete, blitzschnell überall und oft mit Übertreibungen verkündigten, wodurch die Wirkung der von den Franzosen auch in Spanien versuchten Entstellung oder Verschweigung der Wahrheit vereitelt ward. Auch der bekannte englische General Robert Wilson hatte auf die Bildung, die Organisation und die Erfolge der Guerillas großen Einfluß.

Guevara (Louis Valez de las Duenas y), ein dramatischer Dichter Spaniens, den man seines Witzes und seiner Laune wegen nur den spanischen Scarron zu nennen pflegt, wurde zu Ecija in Andalusien 1574 geboren. Er hatte sich der Rechtskunde gewidmet und lebte als Advocat in Madrid, wo er öfters durch seinen stets fließenden Witz und seine unerschöpfliche gute Laune selbst bei den ernstesten Rechtsverhandlungen sowohl die stets zahlreich versammelten Zuhörer, als die Richter zum Lachen brachte. So erzählt man von ihm, daß er einst einen Verbrecher dadurch vom Tode rettete, daß er während der Verhandlung die Richter durch ein Bonmot dermaßen in heitere Stimmung versetzte, daß sie nun unmöglich mehr die Sache so ernst und schwer nehmen konnten, wie sie eigentlich war. Der Fiscal aber, nicht so voll Bonhommie wie die Andern, trug wegen dieser Unregelmäßigkeit auf Guevara's Bestrafung an, und wirklich verurtheilte auch das Gericht den muntern Sachwalter zu einer ziemlich ansehnlichen Geldstrafe. Dieser Vorgang wurde dem König (Philipp IV.) hinterbracht, der, als er Guevara deswegen selbst vernahm, durch die drollige Erzählung des ganzen Herganges sich gleichfalls so belustigt fuhlte, daß er nicht allein dem Beklagten die Geldstrafe zurückzahlen ließ, sondern dem Verbrecher auch das Leben schenkte und ihn blos verbannte. Von diesem Augenblick an genoß aber Guevara der besondern Gunst des Monarchen, welcher sein Talent, Verse zu machen, kannte und ihn veranlaßte, Komödien zu dichten (Philipp IV. dichtete zuweilen selbst welche, die er dann dem Guevara zur Durchsicht übergab und die hernach öfters am Hofe aufgeführt wurden). Auf dieser neuen Bahn machte Guevara nicht wenig Glück. Seine Stücke wurden mit großem Beifall aufgenommen und verdienen auch wegen ihrer trefflichen Charakterzeichnung und ihres großen Reichthums an ächt komischen Zügen die Lobsprüche, welche ihnen Lope de

Digitized by Google

Vega ertheilt. Was jedoch am mehresten Guevara's dichterischen Ruhm begründete, war sein „Diablo conjuelo, o memorial de la otra vida," ein eben so elegant als witzig geschriebener Roman, in welchem der Dichter die Sitten seiner Landsleute und das Leben in Madrid zu seiner Zeit auf das witzigste und geistreichste schildert und mit einer unnachahmlichen Satyre geißelt. Le Sage's bekannter „Diable boiteux" ist eine Art Fortsetzung davon, und der spanische Roman diente dem spätern Autor gewissermaßen zum Anlehnungspunkt. Von diesem Romane von Guevara hat man übrigens eine wörtliche Übersetzung ins Französische (vom Verf. der Lectures amusantes) und eine ins Italienische. Guevara starb zu Madrid, 72 Jahr alt, im Januar 1646, bis an sein Ende sich der Gunst des Monarchen erfreuend und bis an sein Ende ein oft übertrieben leidenschaftlicher Verehrer des andern Geschlechts. Viele seiner Witzworte sind in seinem Vaterlande ins Volk übergegangen, und heut zu Tage hört man solche noch oft als Sprüchwörter jenseits der Pyrenäen. Ein anderer Guevara (Sebastian) lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und machte sich als Romanzendichter bekannt und beliebt. Valladolid war seine Vaterstadt, und sein Todesjahr 1610. Außer diesen beiden gibt es noch zwei geschätzte Dichter dieses Namens (Peter und Johann Baltram), wovon der Erste 1596 und der Andere, der mehrere Theaterstücke schrieb, 1702 starb. Ferner ist noch als Verf. einer geistreichen Abhandlung über die Malerei Don Philipp Guevara aus dem Hause Ladron de Guevara bekannt, welcher mehrmals von Carl V. zu Gesandtschaften gebraucht wurde und sich bei der Einnahme von Tunis auszeichnete. Seine eben erwähnte Abhandlung wurde 1788 in Madrid von Antonio Ponz im Druck herausgegeben. Ein Sohn dieses Philipp Guevara, Diego Guevara, welcher 1566 starb, war einer der ausgezeichnetsten Mathematiker Spaniens.

*Guicciardini (Francesco). Dieser berühmte Geschichtschreiber wurde den 6. März 1482 zu Florenz geboren, wo seine Familie, die übrigens noch besteht, in angesehenen Verhältnissen lebte. Anfänglich der Rechtskunde sich widmend, erwarb sich Guicciardini schnell einen so großen Ruf, daß er schon im 23sten Jahre die Professur der Rechte erhielt und, ohngeachtet er noch nicht das von den Gesetzen seines Landes dazu vorgeschriebene Alter erreicht hatte, zum Gesandten an den Hof Ferdinands von Aragonien ernannt wurde. Drei Jahre darauf rief ihn Leo X. an seinen Hof und übertrug ihm die Verwaltung von Modena und Reggio. Diese Stelle bekleidete er auch unter Hadrian VI. zu allgemeiner Zufriedenheit, und als hierauf Clemens VII. (von Medicis) den päpstlichen Stuhl bestieg, ward er in die von den Parteien der Guelfen und Gibellinen zerrissene Romagna gesendet, woselbst es ihm durch strenge und gewissenhafte Ausübung der Gerechtigkeit bald gelang, die Ruhe wieder herzustellen. Auch sorgte er hier durch Anlegung von Landstraßen, Aufführung öffentlicher Gebäude, Errichtung nützlicher Anstalten, vielfach für das allgemeine Beste. Zum General-Lieutenant des heiligen Stuhls ernannt, vertheidigte er sodann mit großer Tapferkeit das von den Franzosen belagerte Parma (wenigstens berichtet er dies in seiner Geschichte selbst; Angeli, Verfasser einer Geschichte von Parma, meldet dagegen das völlige Gegentheil von ihm und bezüchtigt ihn ungemeiner Feigheit), und wurde später von den Florentinern nach dem Tode des Johann von Medicis ersucht, an dessen Stelle das Commando

der berühmten schwarzen Schaar, der Elite der damaligen Truppen in Italien, zu übernehmen, wogegen jedoch der Papst in so fern protestirte, daß er wenigstens Guicciardini noch für einige Zeit in seinen Diensten behalten konnte. Er stillte hier auch noch in der Eigenschaft eines päpstlichen Dieners den in Bologna ausgebrochenen Aufstand und kehrte hierauf, ungeachtet der heilige Vater ihn noch länger an sich zu fesseln suchte, in seine Vaterstadt zurück, wo er fortan in Zurückgezogenheit zu leben beschloß und (1534) sein großes Geschichtwerk über Italien begann, das seitdem in vielfachen Auflagen neu erschienen ist und ihm einen bleibenden Rang unter den ersten Historikern erworben hat. Auch in seiner Zurückgezogenheit nützte Guicciardini indeß immer noch dem Vaterlande und seine Rathschläge hielten oft die Ausbrüche der übertriebenen Verschwendungs- und Herrschsucht des Alexander Medicis, welcher den Geschichtschreiber sehr hoch schätzte, zurück. Derselbe Fall war auch mit Carl V., dessen Interesse Guicciardini in seinen Verhandlungen mit Neapel beförderte und der einst, als sich seine Hofleute darüber beklagten, daß er den Florentiner ihnen vorzöge, erwiederte: „Ich kann jeden Augenblick hundert Grands von Spanien, aber in hundert Jahren keinen Guicciardini machen.“ Als Alexander Medicis durch seinen Verwandten Lorenzo ermordet wurde (1536) und die Florentiner unter des Cardinal Cibo Vorsitz die alte republikanische Verfassung herstellen wollten, da trat Guicciardini, einsehend, wie wenig das entartete Volk noch dazu tauglich war, fast allein auf und bewies, daß, wenn der Staat nicht eine Beute der Fremden und Factionen werden sollte, die monarchische Regierungsform beibehalten werden müßte; und seine Beredsamkeit und die Kraft seiner Gründe errang den Sieg über die Menge, und Cosmus von Medicis wurde zum Großherzog von Florenz proclamirt. Guicciardini starb 1540 und wurde seiner Anordnung gemäß ohne Pomp in der Kirche Sancta Felicita zu Florenz beigesetzt. Seine strenge Rechtschaffenheit und sein edler Eifer fürs Beste des Staates machten, daß er allgemein bedauert wurde. Man erzählt von ihm, daß seine Liebe zu den Studien so groß gewesen sei, daß er oftmals zwei bis drei Tage, ohne sich niederzulegen und ohne Speise zu nehmen, bei seinen Arbeiten verweilte. Ein Werk von ihm, das später ins Französische übersetzt wurde: „Rathschläge in Staatssachen,“ erschien 1525 zu Antwerpen.

Guido (Gui) von Arezzo, d. h. aus Arezzo gebürtig, lebte im 11. Jahrh. als Benedictinermönch in dem Kloster Pomposa im Herzogthum Ferrara. Er ist in der Geschichte der Tonkunst einer der merkwürdigsten Männer und nicht mit Unrecht nennt man ihn den Vater der neueren Musik. Bis auf ihn hatte man aus Mangel einer Bezeichnung der einzelnen Töne in der Octave nur mühsam den sogenannten canto fermo (die einzige damals gebräuchliche Singart) einüben können, und die Sache war um so schwieriger gewesen, da sich eben deswegen das Verhältniß der halben Töne zu dem Verhältniß der verschiedenen Tetrachorden nicht wohl bestimmen ließ und daher fast stets eine unreine Intonation erfolgte. Lange sann Guido nach, diesem Übel durch Aufstellung einer festen und sichern Regel, wie jetzt die diatonische Tonleiter ist, abzuhelfen, und er erkannte endlich, daß die ersten Sylben der zu jener Zeit häufig vorkommenden Hymne des heiligen Johannes:

Digitized by Google

Ut queant laxis *Famuli tuorum*
Resonare fibris *Solve polluti*
Mira gestorum *Labii reatum*
Sancte Joannes,

durch die gebräuchliche Intonation eine aufsteigende diatonische Scala in folgender Gestalt bilden:

La
Sol
Fa
Mi
Re
Ut,

die, als Grund beim Gesange angewendet, ein richtiges Maß der diatonischen Töne innerhalb des Raums von einem Ton bis zu dessen Wiederkehr (Octave) geben. Nun hatte man zwar die sieben Töne, welche eine Octave bilden, schon vor ihm nach den ersten Buchstaben des Alphabets A, B, C, D, E, F, G genannt, allein Guido setzte nunmehr das Verhältniß folgendermaßen fest: C = ut, D = re, E = mi, F = fa, G = sol, A = la. Für das B allein fand sich in Guido's neuem Tonsystem, der die Hexachorden den Tetrachorden der Griechen substituirte, keine entsprechende Sylbe; spätere Musiker jedoch nahmen Si, andere Bi, noch andere Ei, Ni, Ci oder Za noch dafür an, wie denn überhaupt die Tonbenennungen seitdem nicht bei allen Völkern dieselben wurden, sondern die Italiener z. B. statt des dumpfklingenden Ut, Do setzten, die Engländer sich überhaupt nur 4 Sylben bedienen (mi, fa, sol, la), und die Deutschen den Gebrauch, die Scala mit Buchstaben zu bezeichnen (C, D, E, F, G, A, H), beibehielten. Diese Tonleiter war aber nicht das Einzige, was Guido erfand. Wie man sagt, war er der Erste, welcher unsere heutige Art von Noten auf über einander gestellten Linien (um dadurch zugleich die Höhe des Tons zu bezeichnen) einführte, indem man dies früher beim Niederschreiben der Töne durch lateinische Buchstaben angedeutet hatte; auch bereicherte er die Musik noch durch Einführung des C und F Schlüssels und erweiterte das aus 15 Saiten bestehende Diagramma der Griechen auf 21 (2 Octaven und eine Sexte, F A B C D E F G a b | c d e f g $\begin{matrix} a & b \\ a & b \end{matrix}$ | $\begin{matrix} c & d \\ c & d \end{matrix}$) welches System seitdem nach der griechischen Gamma, auch Scala oder Main harmonique benannt wurde; letzteres, weil Guido zur Erleichterung des Studiums auf den Gedanken gekommen war, eine linke Hand zu zeichnen, auf deren Fingern durch Buchstaben die Töne des Claviers nach den Regeln der Tonveränderung, die man vor der Einschiebung des siebenten Tones (Si oder H) hatte annehmen müssen, um über die nach alter Art in dem Solfeggio nur gebrauchten 6 Töne nach oben oder unten hinausgehen zu können, angegeben waren. Ferner bestimmte er den Umfang, das Verhältniß und die Intervallen sowol der Octaven unter einander, als der Quinten und Quarten. Diese auf die Ausbildung der Kunst ungemein wichtig einwirkenden Erfindungen sind ihm jedoch zum Theil von diesen und jenen abgestritten worden, und sollen bald früher, bald später von Andern gemacht worden sein. Dem sei indeß wie ihm wolle, so viel bleibt immer gewiß, daß durch seine unbestreitbare Aufstellung der Singscala ein ungemeiner Gewinn entstand, indem nun, wie dies Guido an seinen Zöglingen selbst bewies, mit Leichtigkeit in wenig Wochen richtig erlernt werden kann, was sonst das angestrengteste

Studium und den eisernen Fleiß von Jahren erforderte. Von seinem Leben weiß man nur, daß er viel von Feinden und Neidern seines musikalischen Ruhmes zu leiden hatte und deswegen eine Zeit lang gezwungen war, sein Kloster zu verlassen und sich nach seiner Vaterstadt zurückzuziehen. Durch Johann XIX. oder XX. ward er aber wieder in Pomposa eingesetzt, und das Machtgebot dieses Papstes, der sich sehr für Guido's musikalische Entdeckungen interessirte und ihre Zweckmäßigkeit einsah, machte endlich auch die Gegner des gelehrten Mönchs verstummen. Gerbert, Abt von St. Blasien im Schwarzwalde, hat in seinem Werke: Scriptores ecclesiastici de musica sacra alles gesammelt, was er von Guido's von Arezzo Werken habhaft werden konnte; doch haben diese Sachen jetzt nur noch antiquarischen Werth, besonders da durch die spätere Hinzufügung der siebenten Notenbenennung in der Octave seine Methode der Übertragung des Tons in eine andere Octave, unbrauchbar geworden ist. Daß nach Guido's Tode, dessen Zeit sich nicht genau bestimmen läßt, andere Orden, wie z. B. die Camaldulenser, und andere Länder (die Normandie und Deutschland) auf die Ehre Anspruch machten, den Vervollkommner der Musik besessen zu haben und deswegen mancherlei unhaltbare Aufstellungen vorbrachten, mag hier nur noch schlüßlich erwähnt sein.

Guiscard (Robert), Herzog von Apulien und Calabrien, ein Sohn des berühmten Tankred von Hauteville, ward um das Jahr 1015 geboren. Hauteville hatte eine Menge Söhne, und seine Besitzungen in der Normandie waren nur klein. Dies veranlaßte seine drei ältesten Söhne, Wilhelm den Eisenarm, Dagobert und Humphrey, sich nach Italien zu wenden und ihre Dienste den dortigen, in steten Kriegen begriffenen Fürsten anzubieten. Glück, Muth und List verhalfen Wilhelm Eisenarm, der die Schwäche der italienischen Fürsten trefflich zu benutzen verstand, zum Besitz von Apulien, und Robert von Guiscard, heranwachsend in dieser Zeit, brannte vor Begierde, das glänzende Loos seiner Brüder in Italien zu theilen. Ein Häuflein Abenteurer fand sich in jener zu allen abenteuerlichen Unternehmungen aufgelegten Zeit bald, das in Hoffnung auf reiche Beute bereit war, ihm zu folgen, und Robert, dem nicht weniger Muth einwohnte, wie seinen Brüdern, zeichnete sich nun bald in einer Menge von Gefechten so aus, daß die von seinen Thaten begeisterten Krieger ihn nach seines Bruders Humphrey Tode einstimmig zum Grafen von Apulien ausriefen; eine Würde, welche Guiscard auch kein Bedenken trug anzunehmen, obschon Humphreys Kinder dadurch in ihren Rechten gekränkt wurden. Bald darauf eroberte er auch Calabrien, in dessen Besitz ihn Papst Nicolaus II. bestätigte, der ihn nicht lange vorher, wegen seiner vielfachen Gewaltthätigkeiten, in den Bann gethan hatte. Aus Dankbarkeit für diese Gefchmeidigkeit des Pontifex machte Robert sich nun verbindlich, dem römischen Stuhle jährlich einen Tribut zu entrichten und von daher schreibt sich denn das bis in unsern Zeiten herüber bestandene Lehnrecht des päpstlichen Hofes über Neapel. In Apulien selbst herrschte Guiscard mit großer Willkür. Dies Land hatte bis auf ihn noch mehrere Privilegien und eine Art Verfassung gehabt; kaum war er aber am Ruder, so vernichtete er dies alles, und da natürlich hierüber unter dem Adel — denn dieser hatte damals allein Rechte — Mißvergnügen und Verschwörungen entstanden, so bestrafte Robert mehrere mit dem Tode und unterwarf die Andern. Jetzt dachte er auch noch darauf, Sicilien zu erobern, dessen

Digitized by Google

Besitz ihm der gefällige Nachfolger des heiligen Petrus schon im voraus zugesagt hatte. Er sandte deswegen den jüngsten seiner Brüder, Roger, dessen Tapferkeit sich bereits in manchem Kampf bewährt hatte, an der Spitze von nur 300 entschlossenen Kriegern nach dieser Insel, und wirklich nahm auch Roger im Jahre 1060 Messina mit dieser kleinen Schaar ein. Im folgenden Jahre schlugen hierauf die beiden Brüder vereint die Sarazenen in der Ebene von Enna, und nur die Zwistigkeiten, welche unter den Siegern ausbrachen, vernichteten einen Theil der Folgen dieses Sieges. Guiscard hatte nämlich seinem Bruder die Hälfte von Calabrien versprochen, falls ihm der Zug nach Sicilien gelänge; jetzt wollte er ihm indeß nur ein paar Städte geben, und da Roger hierüber unzufrieden war, so beschloß Robert, den Bruder festnehmen zu lassen. Die Anhänger Rogers kamen ihm aber zuvor; Robert wurde selbst gefangen und Roger war so edelmüthig, diesen Vortheil nicht zu benutzen. Dies brachte Guiscard zur Besinnung; er versöhnte sich mit dem Bruder, gab ihm das Versprochene und die Insel ward nun fast ganz durch diesen tapfern Krieger erobert, der nachher erster Graf von Sicilien wurde, während Guiscard die in Unteritalien noch in den Händen der Sarazenen sich befindenden Städte belagerte, die sich zum Theil ungemein lange hielten, wie z. B. Salerno und Bari, vor welchem letztern Ort Guiscard 4 Jahre lang lag und aller Unbill der Witterung und den Gefahren des Krieges in einer Laubhütte, die er sich an den Wällen dieser Stadt hatte erbauen lassen, trotzte. So gelang es ihm nach und nach, die Provinzen, welche das heutige Königreich Neapel bilden, zusammenzubringen, und er würde seine siegreichen Fahnen auch noch weiter haben flattern lassen, wäre er nicht wegen eines Einfalles in Benevente von Gregor VII. in den Bann gethan worden, was ihn denn nöthigte, seinem Ehrgeiz und seiner Eroberungssucht nach dieser Seite hin Schranken zu setzen. Die Verlobung seiner Tochter Helena mit Constantin Ducas, dem Sohn und Erben von Michael VII. gab ihm später Gelegenheit, sich in die wilden Händel des griechischen Kaiserreichs zu mischen. Er rüstete eine ansehnliche Flotte aus, sandte seinen Sohn Bohemund zur Eroberung von Corfu und schickte sich selbst an, Durazzo anzugreifen. Sturm und ansteckende Krankheiten machten aber dies Unternehmen beinahe scheitern. Alexis Comnenus, damals Herrscher von Constantinopel, nahte sich mit einem überlegenen Heere; es kam unter den Mauern von Durazzo zur Schlacht, in welcher sich der Sieg erst auf die Seite der Griechen neigte; Guiscards unerschütterlicher Muth gab aber der Sache einen andern Ausschlag. Er sammelte die schon fliehenden Haufen der Seinen, führte sie von neuem in den Kampf und errang einen vollständigen Triumph über den sechsmal stärkeren Feind. Durazzo mußte sich ergeben, Robert drang in Epirus ein, näherte sich Thessalonik und versetzte die Hauptstadt des Reichs in Schrecken. Mitten auf dieser Siegesbahn hemmte ihn aber die Nachricht, daß Kaiser Heinrich IV. von Deutschland in Italien eingerückt sei. Er übergab Bohemund den Oberbefehl, und eilte in die Heimath zurück, um Gregor VII., der in der Engelsburg belagert ward, gegen die Deutschen beizustehen. Heinrich IV. ward zum Rückzug genöthigt, Gregor befreit und nach Salerno in Sicherheit gebracht, und Guiscard eilte nun von neuem nach Epirus, wo er die Griechen wiederholentlich schlug, sich mit Hülfe seiner Flotte vieler Inseln des Archipels bemächtigte und eben im Begriff stand, auf Constantinopel los zu gehen, als ihn der Tod auf der Insel Cephalonia

den 17. Juli 1085, im 70. J. seines Alters, von der Welt abrief. Sein Heer zog sich nun zurück und der griechische Kaiserthron war gerettet. Guiscards Leiche wurde auf einer Galeere eingeschifft, die bei Venusa Schiffbruch litt, woselbst man dann die Überreste des kriegerischen Fürsten in der Kirche zum heil. Geist zur Ruhe brachte. Seine Söhne Bohemund und Roger theilten sich, nicht ohne Hader, in die von ihrem Vater eroberten Länder, so daß der Erstere Tarent, der Andere Apulien bekam. Robert Guiscard hinterließ den Ruhm, die Wissenschaften beschützt zu haben und in seinen Privatverhältnissen von einem stets achtungswerthen Charakter gewesen zu sein. Sein Äußeres war kriegerisch und kräftig; seine Tapferkeit unbegrenzt. Die hohe Schule von Salerno nennt ihn ihren Stifter.

Günther (Joh. Christian), wurde 1695 zu Strigau in Niederschlesien geboren, woselbst sein Vater Stadtsyndicus und Arzt war. Die guten Anlagen des jungen Menschen zeigten sich sehr früh; schon in seinem zwölften Jahre verstand Günther Lateinisch und Griechisch und sein poetisches Talent zeichnete ihn bereits auf der Schule zu Schweidnitz vor allen seinen Mitschülern aus, und erwarb ihm die Achtung und Anerkennung der Lehrer. Leider trugen aber die vielen Lobsprüche, welche er von allen Seiten eben dieses Talentes wegen empfing, verbunden mit seiner lebhaften und ungeregelten Einbildungskraft, nur dazu bei, ihn zu verderben. Stolz auf das, was ihm die Gunst der Musen mit Leichtigkeit und ohne Mühe gewährte, versäumte er, seinen Geist mit ernsten Dingen zu nähren, und da ihn zugleich auch seine Lage zwang, auf den Gewinn zu sehen, so fing er an, sein schönes Talent dem Meistbietenden Preis zu geben. Vergebens waren die Ermahnungen seiner akademischen Lehrer in Wittenberg und seiner Freunde und Gönner im Vaterlande; er fuhr fort, ein unordentliches und lockeres Leben zu führen, persiflirte die, so ihm Vorstellungen machten, in bitteren Satyren und ward endlich Schulden wegen festgesetzt. Als er seine Freiheit wieder erhielt, ging er nach Leipzig (1717), wo er an Menke einen Beschützer fand und sich wirklich auf einige Zeit lang so gut benahm, daß man hoffte, er werde endlich einmal dem rohen und wüsten Leben entsagen. In dieser Periode verfaßte er sein Gedicht zur Feier des Friedens, welchen der deutsche Kaiser damals mit den Türken schloß, wodurch denn sein Ruhm als Dichter allgemeine Ausbreitung erhielt, und bald darauf ward er von seinem Beschützer Menke dem Könige von Polen und Churfürsten von Sachsen empfohlen, der den jungen Poeten gern selbst kennen lernen und für ihn sorgen wollte. Der Wirbel eines lüderlichen Treibens hatte aber den Unglücklichen schon wieder ergriffen. Als er in Dresden ankam und dem Könige vorgestellt wurde (1719), war er dermaßen betrunken, daß er kein Wort hervorbringen konnte und der Monarch ihn mit Verachtung entließ. Auch Menke, empört über ein solches, ihn selbst compromittirendes, Benehmen, zog seine Hand von ihm ab und Günther irrte von nun an, immer tiefer in Elend und Ausschweifung versinkend, heimathlos und unstät umher, allein von den Wohlthaten seiner Bekannten lebend und außer Stande, sich durch einen festen Entschluß aus der Tiefe, in welcher er verloren ging, zu retten. Er starb den 15. März 1723, kaum 28 Jahr alt, im schrecklichsten Elend, das traurige Bild eines in Lüderlichkeit und Verwahrlosung untergegangenen Menschen darstellend, dessen Geist und Talent zu den schönsten Erwartungen berechtigte. Er war was man einen geborenen Dichter nennt, und sein Talent so groß,

Digitized by Google

daß selbst in den letzten Augenblicken seines in Jammer und Gemeinheit versinkenden Lebens, noch oft der ihm inwohnende Götterfunke wie ein Blitz durch die Nacht sich zeigte, freilich aber auch immer gleich wieder wie der Blitz von der Nacht der Verworrenheit seines Seins verschlungen ward. Nach seinem Tode kam seine Sammlung, sowohl seiner lateinischen als deutschen Gedichte in 4 Bänden heraus, wovon die 6te Auflage 1764 erschien. Auch eine, angeblich selbst verfaßte Geschichte seines Lebens und seiner Wanderungen, der einige Briefe von ihm an Freunde angehängt sind, erschien 1732 in Leipzig. Mehrere seiner Dichtungen hat Matthison in seiner Anthologie aufgenommen. In Meisters Werken über die deutschen Dichter und in Flögels Geschichte der komischen Literatur findet man vielfache Notizen über Günthers Leben.

Guttenberg (Johann Gänsefleisch von Sorgenloch genannt), der Erfinder der Buchdruckerkunst, wurde gegen das Jahr 1400 in Mainz geboren. Die Familie Guttenberg rechnete sich zu den Patriziern und der Name Gänsefleisch so wie Guttenberg (Gudenberg), kam ihnen von ein paar Grundstücken, die also benannt wurden. 1424 lebte Guttenberg in Strasburg, wo er zwölf Jahre darauf mit einem gewissen Andreas Dryzehn und noch einigen Andern einen Contract abschloß, vermöge welches er sich ihnen für all seine geheimen und wunderbaren Künste verbindlich machte, (d. h. sie den Andern zu lehren und zu ihren gemeinschaftlichen Nutzen anzuwenden versprach). Andreas Dryzehns bald erfolgender Tod machte indeß das Unternehmen, welches die Compagnie wohl vorhatte und das vermuthlich die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst mit in sich schloß, scheitern, um so mehr, da Georg Dryzehn, ein Bruder des Verstorbenen, mit Guttenberg einen Rechtsstreit anfing, der für letzteren ungünstig ausfiel. Wenn und wo übrigens eigentlich die ersten Versuche in der Kunst des Bücherdruckens gemacht worden sind, kann man nicht völlig bestimmt angeben, da Guttenberg selbst unter die von ihm gedruckten Sachen niemals weder seinen Namen noch die Zeit setzte; so viel ist indeß gewiß, daß er gegen 1438 zuerst bewegliche Typen von Holz anwendete. 1443 wandte er sich von Strasburg, wo er bis dahin gelebt hatte, nach Mainz und 1450 ging er die Verbindung mit Faust oder Fust, einem wohlhabenden Goldarbeiter dieser Stadt (der jedoch nicht mit dem bekannten Schwarzkünstler Faust (s. d. Art. Bd. 3.) zu verwechseln ist, ein, vermöge welcher Faust das Geld hergab, um eine Druckerei anzulegen, in welcher dann die lateinische Bibel zum erstenmale gedruckt wurde. Aber schon nach einigen Jahren löste sich dieser Verein wieder. Faust hatte starke Vorschüsse gemacht, die Guttenberg nun zurückzahlen sollte, und da er dies nun nicht wollte oder konnte, so kam die Sache vor die Gerichte und endete damit, daß Faust die Druckerei behielt, die er dann mit Schäffer gemeinschaftlich fortsetzte und vervollkommnete. Durch die Unterstützung von einem Mainzer Rathsherrn, Konrad Hummer, ward Guttenberg aber von neuem in den Stand gesetzt, schon im folgenden Jahre wieder eine Presse anzulegen, in welcher wahrscheinlich das Werk: Hermanni de Saldis speculum sacerdotum (in Quart, ohne Datum und Namen des Druckers) gedruckt wurde. Auch sollen hier, wie einige behaupten, 4 Ausgaben des Donat erschienen sein, die jedoch von Andern wieder der Offizin von Faust und Schäffer zugeschrieben werden. 1457 erschienen auch bereits die Psalmen, mit einer typographischen Eleganz gedruckt, welche hinlänglich beweißt, wie schnelle Fortschritte

die neuerfundene Kunſt machte und mit welchem rühmlichen Fleiß ſie getrieben wurde. Guttenbergs Druckerei beſtand bis 1465 in Mainz. Um dieſe Zeit wurde er von Adolph von Naſſau in den Adelſtand erhoben, ſtarb aber bereits den 24. Febr. 1468. Über ſein Leben ſowol, wie über ſein Wirken und den ganzen Hergang der Erfindung und erſten Ausbildung der Buchdruckerei mit beweglichen Lettern, herrſcht im Ganzen viel Dunkelheit, die jetzt, nach ſo manchem ſeitdem vergangenen Jahrhundert, ſchwerlich mehr aufgeklärt werden dürfte: doch haben mehrere Literatoren, wie z. B. Fiſcher in ſeinem Verſuch zur Erklärung alter typographiſcher Merkwürdigkeiten, (Mainz 1802 in 4.), Wolf in den Monumenta typographica u. ſ. w. (Hamburg 1740), Obarlin in den Beiträgen zur Geſchichte Guttenbergs (Strasburg 1801) u. A. manche ſchätzbare Aufſchlüſſe hierüber gegeben.

Guys (Pierre Auguſtin) aus Marſeille, woſelbſt er 1721 geboren ward, und als Kaufmann erſt in Conſtantinopel, dann in Smyrna etablirt, iſt durch ſeine Reiſen und die darüber herausgegebenen Werke berühmt. Später wurde er zum Mitglied des Inſtituts und der Geſellſchaft der Arkadier in Rom ernannt. Sein erſtes Werk erſchien 1744 und enthält die Begebenheiten ſeiner Reiſe von Conſtantinopel nach Sophia (der Hauptſtadt der Bulgarei) in Briefen. 1748 ſchilderte er gleichfalls in Briefform ſeine Reiſe von Marſeille nach Smyrna und von da nach Conſtantinopel. Am mehrſten verdankt er aber ſeinen literariſchen Ruf ſeiner Voyage littéraire de la Grèce in welchem Werke er nicht allein ſeine vielfachen ſchätzbaren Kenntniſſe entwickelt, ſondern auch mit eben ſo viel Scharfſinn als Sachkenntniß den Zuſtand Neugriechenlands und der Neugriechen mit dem der Altgriechen und ihren ſtaatlichen und bürgerlichen Einrichtungen vergleicht und aus einander ſetzt. Auch als Dichter machte ſich Guys bekannt, und verfaßte bei Gelegenheit einer Reiſe nach Neapel eine Dichtung, die Jahreszeiten, die damals ziemlichen Beifall fand. Als ſeine Voyage de la Grèce erſchien, widmete ihm Voltaire einige ſehr ſchmeichelhafte Verſe, und die Griechen, erfreut, in ihm einen Mann zu finden, der nicht, wie dies gewöhnlich geſchieht, in dieſem unglücklichen und gebeugten Volke nur lauter Nichtswürdige ſieht, überſandten ihm in einem Diplom den Titel eines Bürgers von Athen. Guys ſtarb, 79 J. alt, im J. 1799 auf der Inſel Zante, eben da er im Begriff ſtand, zu der dritten Ausgabe ſeiner Reiſe durch Griechenland neue Materialien zu ſammeln. Ein Sohn von ihm, Pierre Alphonſe, war als Sekretair bei den franzöſiſchen Geſandſchaften nach Conſtantinopel, nach Wien, und nach Liſſabon angeſtellt und erhielt hierauf die Stelle eines Conſuls in Sardinien, ſpäter in Tripolis in Afrika und zuletzt in Tripolis in Syrien, woſelbſt er 1812 ſtarb. Er gab Briefe über die Türkei heraus, in welchen der Verfall dieſes Staates recht gut dargeſtellt iſt. Auch war er der Verfaſſer des Luſtſpiels la Maison de Molière, in 4 Acten, welches Goldoni umgearbeitet hat.

H.

Hafen iſt ein Ort, wo ein Schiff am Meeres- oder Flußufer anlanden und in Sicherheit liegen kann, in Folge der Lage des Orts, der Dämme, welche den Hafen einſchließen, und des Leuchtthurms und der Ketten, womit er verſehen iſt. In den Häfen müſſen Krahne

Digitized by Google

und Hebezeuge zur Aus- und Einschiffung der Waaren bei der Hand sein, und jedes Schiff einen bequemen Landungsplatz haben, zum Zugang für die Mannschaft. Daher hat ein Hafen hin und wieder Brücken und Dämme. Ist der Hafen nicht überall gleicher Tiefe, so legt der Hafenmeister die tiefgehenden Schiffe dahin, wo der Hafen am tiefsten ist. Auch bedarf ein Hafen Werfte, Docken und Zimmerplätze zu Bauten und Reparaturen der Schiffe, Speicher und Packhöfe für Waaren, Werkstätten und Wirthshäuser zur Aufnahme der Seeleute.

Hasenscharte (labium leporinum) wird die Trennung der Lippe in zwei oder mehre Theile deshalb genannt, weil eine ähnliche Bildung bei dem Hasen natürlich ist. Dies Übel entsteht entweder durch zufällige Verletzungen, welche nicht gehörig geheilt worden, oder durch fehlerhafte ursprüngliche Bildung, und ist in dem letztern Falle angeboren. Dann erstreckt sich die Trennung bisweilen auch auf den Gaumen und heißt Wolfsrachen. Schädlich wird die Hasenscharte dadurch, daß sie das Sprechen und Kauen behindert und den Speichel in zu großer Menge ausfließen läßt. Bei der Hasenscharte, welche als Bildungsfehler erscheint, kann man nicht an eine Trennung des früher Vereinigten denken, sondern es ist eben die Vereinigung nicht so, wie es geschehen sollte, zu Stande gekommen. Darum bringt Meckel diesen Bildungsfehler mit andern ähnlichen in eine Reihe und rechnet ihn zu den Hemmungsbildungen. Das Übel ist meistens leicht dadurch zu entfernen, daß 1) die Ränder in der Spalte wund geschnitten, und 2) diese wunden Ränder alsdann durch einen zweckmäßigen Verband mit einander in Berührung erhalten werden. Unter diesen Umständen verwachsen sie, wie jede andere Wunde, und es bleibt am Ende blos eine Narbe an der Stelle der Trennung zurück.

Hausehre. So nannte der Ritter und der gewerbsame Bürger des Mittelalters seine ihm vermählte Gattin. Beide erstern waren thätig für die Ehre ihrer Familie, ihrer Corporation und zugleich für den Erwerb. Dem Vergnügen hingen beide an, aber der Bürger weniger, als der Ritter. Andere Pflichten trafen die Hausfrau in der innern Verwaltung. In allen wichtigen Angelegenheiten hatte sie wenigstens eine berathende Stimme. Sie gab dem Kinde, es sei Sohn oder Tochter, die erste körperliche und geistige Bildung, sie hielt Ordnung in dem oft weitläufigen Haushalt, sie sparte insgeheim, indeß der Eherherr öffentlich prunkte. Je mehr der Eherherr aus Pflicht oder Wahl aushäusig war, je einhäusiger war die Hausehre. Sie war die Anordnerin der Feste und der Schmuck der Turniere, sie leitete die Bewirthung der Gastfreunde. Sie war geliebt und geehrt vom Gatten, aber geschätzt und verehrt von der Familie und von den Gastfreunden. Groß war die Ehrerbietung der Kinder, der Familie, aus der sie getreten war oder in welche sie heirathete, und des Gesindes vor der Matrone. Als Hausfrau wirkte sie kräftig auf die Lebensverhältnisse der Kinder, und ergraute der Gatte, so war sie besonders seine Pflegerin, und dann mehr, als in der Jugend, seine Lebensgefährtin bis zum Grabe.

Haut wird das mit feinen Poren versehene Organ genannt, welche die ganze Oberfläche des Körpers bekleidet und außer dem Nutzen, als Decke zu dienen, auch die Ausdünstung des Körpers und die Resorption wässeriger Flüssigkeiten gleichmäßig erhält. Man betrachtet die Haut als eine Zusammensetzung zweier wesentlicher Organe, deren eins die Oberhaut (epidermis) und die andere die eigentliche

Haut (cutis) genannt wird. Die Oberhaut kann man von der eigentlichen Haut durch Einweichung im Wasser trennen. Sie hebt sich beim Gebrauch von Vesicatorien in die Höhe und blättert bei den Hautkrankheiten von selbst ab. Bei den Negern ist sie schwarz, in Folge einer Absonderung des Kohlenstoffs. Sie ergänzt sich aus dem Eiweißstoff der Lymphe, welche in den lymphatischen Gefäßen die Haut durchzieht. Bei starken Frictionen bildet sie große Schwielen, die ihre Absonderung ungemein vermehren. Das Fett erhält die Epidermis weich, und vermindert sich dessen Menge in den Krankheiten, in welchen Haut, Nägel u. s. w. spröde werden. Bei flechtenartigen Hautkrankheiten erhält die Epidermis bisweilen ein chagrinartiges Ansehen und bildet bald eine Decke seiner Schuppen. Die Epidermis beschützt die Nervenspitzen, welche sonst bald abgestumpft werden würden. Da sie keine Feuchtigkeit durchläßt, so beschützt sie den Körper vor dem Austrocknen. Die Unebenheiten der Oberfläche sind sehr regelmäßig geordnet; zwischen parallel laufenden Furchen laufen die Poren (Schweißlöcher) gegen einander über. Die in der Mitte befindlichen Öffnungen führen in Dampfgestalt die feinsten Flüssigkeiten aus. Die eigentliche Haut bildet eine dichte, dicke, gleichsam aus Faserstoff zusammengesetzte Membran, welche das Muskelfleisch unmittelbar umkleidet. Sie liefert durch Kochen mit Wasser eine größere oder geringere Masse Gallerte, die als Leim benutzt wird. Je zäher die Haut ist, je schwieriger ist die Absonderung des Leims. Seine Güte nimmt mit der Zähigkeit der Haut zu. — Haut nennt man ferner die Schiffsbekleidung mit Bretern oder Planken.

Heiliges Grab. Unter diesem Namen ließ Helena, die Mutter des ersten christlichen Kaisers, Constantin, im 4. Jahrh. in Jerusalem ein Gebäude aufführen, zu welchem man häufig wallfahrtete. Christliche Ordensbrüder sorgten während der Zeit, als Christen im Besitze Jerusalems waren, für die Erhaltung und Wiederherstellung dieses Gebäudes, welches bei der frühern Eroberung Jerusalems durch die Sarazenen gelitten hatte. Nachdem Palästina wieder an die Türken kam, ward den Pilgern der Besuch des heiligen Grabes erschwert. Es entstand daher der Wunsch, durch eine Nachahmung desselben an einem andern Orte die Sehnsucht der Pilger zu befriedigen. George Emerich (geb. 1422, gestorben 1507), nachheriger Bürgermeister in Görlitz in der Oberlausitz, einer der wohlhabendsten Männer seiner Zeit, welcher nicht nur 7 Häuser und 13½ Landgüter besaß, sondern auch noch außerdem seinen 12 Kindern 31,200 ungar. Gülden hinterließ, daher ihn Luther scherzweise den Görlitzer König nannte, reiste zweimal, begleitet von einigen Künstlern, nach Jerusalem (1465 und 1476), ließ das erstemal das heilige Grab genau ausmessen, und nachdem er vor der Stadt Görlitz einen Platz gefunden zu haben glaubte, welcher mit dem, auf welchem sich das heilige Grab in Jerusalem befand, einige Ähnlichkeit hatte, den zur Anlegung eines solchen Gebäudes entworfenen Riß bei der zweiten Wallfahrt genau berichtigen. Nach erhaltener Erlaubniß des Bischofs von Meißen, Johann V., ward sein Plan durch den Baumeister Blasius Böhrer von 1480 bis 1489 ausgeführt. Der dazu gewählte Platz liegt vor dem Nicolaithore. Die Lunig mußte den Bach Kidron, die Hauptkirche zu St. Petri und Pauli das Richthaus des Pilatus, ein Garten den Calvarienberg und ein nordostwärts liegender Hügel den Ölberg vorstellen. Von der erwähnten Hauptkirche führt ein Weg von 286 Schritten (den Weg vorstellend, auf welchem Jesus selbst sein Kreuz trug) zu einer an der

Digitized by Google

kunig erbauten steinernen Capelle. Ein Weg von 647 Schritten (den Weg vorstellend, auf welchem Simon von Cyrene das Kreuz trug) führt durch das Kreuzthor zur Thüre des heil. Grabes. In einer Erhöhung von 37 Schritten stehen drei Linden, welche die drei Kreuze vorstellen, an welchen Jesus und die sogenannten Schächer hingen. Von diesen kommt man zur Kirche zum heiligen Kreuz, einem aus zwei Stockwerken bestehenden steinernen Gebäude, 16¾ Ellen lang, 13½ Ellen breit. Im Untern, welches den Versammlungssaal des hohen Raths vorstellt, steht ein Kasten, hindeutend auf den, in welchen Judas die 30 Silberlinge warf. Hinter dem Altar der Capelle sieht man einen Riß, den zerrissenen Vorhang, den zerborstenen Felsen und die gesprengte Grube andeutend. Ein kleines Gewölbe stellt den Ort vor, in welchem Jesus so lange bleiben mußte, bis alles zu seiner Kreuzigung vorbereitet war. Auf 18 Stufen steigt man in den gepflasterten Saal, in welchem Jesus das letzte Passamahl hielt. Hier findet man nicht nur einen steinernen Tisch, an welchem das Festmahl gehalten ward, mit einer viereckigen Öffnung, in welchem ein Würfel sichtbar ist (hindeutend auf die Vertheilung der Kleider Christi), sondern auch eine steinerne Tafel, die von Pilatus auf Jesus Kreuz angeordnete Inschrift enthaltend. Oben sieht man des Erbauers Bild und ein demselben später errichtetes Denkmal mit verschiedenen Inschriften. Unten ist die Grablegung Christi abgebildet. Aus dieser mit einem Thürmchen versehenen Kirche kommt man zu einem steinernen Behältnisse, den Platz vorstellend, in welchem der Leichnam Jesu gesalbt wurde. Das Gebäude des heiligen Grabes selbst ist aus Quadersteinen aufgeführt, 10½ Ellen lang, 6⅓ Ellen breit und 6⅔ Ellen hoch, in welchen sich Andeutungen der Siegel, mit welchen das Grab verschlossen ward, die Spezereigefäße u. s. w. befinden. Das Grab selbst ist 3⅓ Ellen lang, 3⅓ Elle breit, 6¼ Elle hoch. Nachkommen des Stifters dieses heil. Grabes haben von Zeit zu Zeit die nöthig gewordenen Ausbesserungen besorgt.

Heimweh (Nostalgie). Jedes empfindende Herz fühlt einigen Schmerz bei der Trennung vom Vaterhause und von dem väterlichen Boden. Bei denen, welche sehr reizbar sind, in ein sehr verschiedenes Klima (vorzüglich von Gebirgsgegenden auf ebenes Land) und unter sehr veränderte Umgebungen kommen, welche nicht in sehr hohem Grade beschäftigt sind, und unter andern Umständen geht jenes natürliche Gefühl in eine wirkliche Krankheit über, welche den oben erwähnten Namen trägt. Sie äußert sich durch einen hohen Grad von Traurigkeit, unter welcher bald das ganze Nervensystem leidet. Das Gemüth hat nur für die Idee des Vaterlandes, und was an dasselbe erinnert, Empfänglichkeit; der Wunsch und die Verzweiflung, dasselbe wiederzusehen, sind die einzigen Empfindungen und Vorstellungen, welche alle andere unterdrücken. Dieser Zustand artet in eine wirkliche Melancholie über. Dann gesellen sich krampfhafte Zufälle hinzu. Die Respiration wird schwer, unterbrochen und besteht fast nur aus Seufzern. Der Appetit verliert sich. Eine Todtenblässe verbreitet sich über das Gesicht, der Blick wird stier und matt. Das Herz schlägt unregelmäßig und pocht bei der geringsten Bewegung, die Secretionen werden unregelmäßig, nach den edelsten Organen entstehen Congestionen, der Schlaf flieht oder er besteht höchstens aus Träumen, welche die väterlichen Gegenden hervorzaubern. Bisweilen endet ein plötzlicher Tod diesen Zustand; gewöhnlicher ist es, daß ein schleichendes hektisch-nervöses Fieber entsteht, das den Kranken dem Grabe zuführt, wenn

es nicht möglich ist, die Krankheit zu beseitigen. Dies geschieht freilich am besten dadurch, daß der Kranke in seine Heimath zurückgeht. Schon die Gewißheit, daß dies geschehen werde, hat viele geheilt. Wo dies aber nicht möglich ist, da muß der Arzt mehr durch freundliche und wohlüberlegte Zusprache den Kranken auf andere Gedanken zu bringen suchen, als daß er ihn mit vielen Arzneimitteln bestürmt. Man sieht von selbst, daß das Heimweh zu einer gefährlichen Krankheit sich steigern kann; noch verderblicher aber wird es oft dadurch, daß es sich zu andern Krankheiten hinzugesellt.

Heinrich V., Kaiser der Deutschen; ein Sohn jenes unglücklichen Heinrich IV., den Hildebrand (Gregor VII.) demüthigte, wurde im J. 1081 geboren, und machte sich auf eine traurige Art durch seinen Abfall von der Sache seines Vaters und durch sein unnatürliches Benehmen gegen denselben bekannt (s. d. Art. Kaiser Heinrich IV. Bd. 4.). Auf Paschalis II. Betrieb, wurde Heinrich (1106) in Mainz noch bei Lebzeiten seines Vaters zum König von Deutschland erwählt, und so von dem heiligen Stuhle die Falschheit und der zügellose Ehrgeiz eines entarteten Sohnes belohnt. Doch brachte dieses Verfahren weder dem Papste noch seinem Schützlinge, noch dem in wilder Anarchie zerrissenen Deutschland, das mithalf, die Schmach seiner Kaiser zu bereiten, Gewinn; denn kaum hatte Heinrich V. den Thron bestiegen, so erklärte er sich gegen die Anmaßungen des römischen Hofes, und der unglückliche Investiturstreit verheerte auf's neue das Reich. Ein von ihm gegen die Ungarn und Polen unternommener Krieg war eben so segenlos. Im J. 1111 heirathete er die Tochter König Heinrich I. von England, Mathilde, und gekräftigt durch die reiche Aussteuer, welche ihm diese Prinzessin mitbrachte, unternahm er einen Zug über die Alpen, um sich in Rom vom Papste die Kaiserkrone selbst aufsetzen zu lassen. Da Paschalis dies jedoch nur unter der Bedingung der förmlichen Zugestehung der bereits von Gregor VII. in Anspruch genommenen Rechte thun wollte, und die Bischofe fortfuhren, den Streit zu nähren, so beschloß Heinrich, die Sache durch einen Gewaltstreich zu endigen, und ließ den Papst während der Messe vom Altare weg festnehmen, in den Straßen Roms aber alle, die sich ihm und seinen Truppen widersetzten, niederhauen. Nach zweimonatlicher Gefangenschaft gab Paschalis endlich nach; Heinrich wurde ohne weitere Bedingung zum römischen Kaiser deutscher Nation gekrönt, und empfing knieend von dem stolzen Oberhirten die Erlaubniß, die Gebeine seines unglücklichen, von ihm verrathenen Vaters in geweihte Erde zur Ruhe bringen zu dürfen. Unruhen in Deutschland riefen Heinrich bald wieder aus Italien zurück, während er aber im Vaterlande, in Verbindung mit dem Herzog von Schwaben, gegen Lothar, Herzog von Sachsen, kämpfte, regte der römische Bischof die Empörung in Italien und unter den deutschen Reichsfürsten von neuem gegen ihn an, indem er den früher mit dem Kaiser eingegangenen Frieden für erzwungen erklärte. Zwei Jahre dauerte abermals dieser unselige Streit, der besonders durch den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Würzburg unterhalten wurde, und Deutschland auf's furchtbarste verwüstete, dann zog Heinrich zum zweitenmale nach Italien und zwang Paschalis, nach Apulien zu entfliehen. Nach dessen bald darauf erfolgtem Tode wählten die Cardinäle Gelasius II.; Heinrich hiermit aber unzufrieden, ließ den Erzbischof von Braga, Bourdin, unter dem Namen Gregor VIII. wählen. Gelasius ging nun nach Wien, woselbst er ein Concilium versammelte

Digitized by Google

und Heinrich in Bann that. Dasselbe that auch Gelasius Nachfolger, Calixtus II., auf dem Concil von Rheims. Hierdurch, und durch die steten Empörungen der Großen des Reichs wurde Heinrich endlich gezwungen, nachzugeben. Er unterzeichnete 1122 einen Frieden, in welchem er gelobte, nur diejenigen mit Ring und Stab zu belehnen, die ihm vom heil. Capitel vorgeschlagen würden, und so alles, wofür so lange von seinen Vorfahren gekämpft worden war, aufgebend, brachte er der kaiserlichen Macht einen unheilbaren Todesstoß bei. Um die stets unruhigen Vasallen auswärts zu beschäftigen, suchte er nun einen Vorwand zum Kriege mit Frankreich. Ehe dieser jedoch noch ausbrach, raffte ihn eine damals grassirende Seuche im J. 1125 (den 22. Mai) zu Utrecht weg. Die Welt verlor nichts an ihm, als einen schlechten Sohn, das Reich aber einen Herrscher ohne Kraft, ohne Treue, Glauben und Religion. Unter ihm befestigten sich die Vasallen und Lehnsträger der Krone zu unabhängigen Fürsten, und Deutschlands politische und nationale Theilung wurde somit durch ihn gleichsam für alle Folgezeit sanctionirt. Er war übrigens der letzte Herrscher aus dem fränkischen Kaiserstamm, dem nun bald darauf das schwäbische Haus folgte. Gerhard, Abt von Reichensberg, hat eine Geschichte dieses unwürdigen Fürsten geschrieben, die später (1615) mit der seines besseren Vaters zusammen, von Gretser in Ingolstadt in 4. herausgegeben worden ist.

Heinrich VII., Kaiser der Deutschen, ein Sohn des Herzogs von Luxemburg, wurde nach dem Tode Albrechts I. und nach einer Zwischenregierung von 7 Monaten, den 29. Nov. 1308 zum Kaiser erwählt. Bemerkenswerth ist, daß er der erste deutsche Kaiser war, welcher allein durch das Collegium der Wahlfürsten (Churfürsten) ohne Zutritt der andern Reichsstände, gewählt wurde. Mit ihm zugleich wurde Carl v. Valois in Vorschlag gebracht; doch erhielt Heinrich den Vorzug, besonders durch Betrieb Clemens V., der, obschon Franzose von Geburt, sich doch im geheim zu Gunsten des lothringischen Fürsten erklärte. Eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Kaisers war, die Mörder Albrecht I. zu verfolgen. Johann von Schwaben erlag der Reichsacht, Rudolph von Warth, Tegernfeld und die Andern (s. d. Art. Albrecht I. Bd. 1.) wurden aber grausam hingerichtet. Durch die Vermählung seines Sohnes Johann mit der Erbin von Böhmen sicherte Heinrich seinem Stamme dies bedeutende Königreich zum Nachtheil Herzog Heinrichs von Kärnthen, der eigentlich das nächste Recht dazu hatte, und hierauf nach Italien ziehend, zwang er die Mailänder, ihm die eiserne Krone der Lombarden aufs Haupt zu setzen *). Die hierauf in Oberitalien ausbrechende Revolution unterdrückte Heinrich durch die Gewalt der Waffen, nahm Cremona, Lodi und Brescia mit Sturm, ließ seinen Kanzler Turiani, welcher im geheim Rädelsführer dieses Aufstandes war, verbrennen, und zog nun nach Rom, welches Robert, König von Neapel, besetzt hielt und ihm den Einzug weigerte. Nachdem er die Hauptstadt der Christenheit belagert und endlich in selbe mit Gewalt eingedrungen war, ward er zu Johann vom Lateran von zwei Cardinälen zum römischen Kaiser gekrönt, während noch auf den Gassen und in einzel-

*) Da die Partei der Guelfen die alte Krone der lombardischen Könige über Seite geschafft hatte, so ließ Heinrich eine neue von Stahl machen, mit welcher ihn der Erzbischof von Mailand in der Cathedrale dieser Stadt krönen mußte.

nen Quartieren der Stadt gemordet und geplündert wurde. Hierauf sogleich sich gegen Florenz wendend, verhing er die Acht über Robert von Neapel, und bedrohte die Einwohner von Florenz und Lucca mit dem Tode, wenn sie sich ihm nicht sogleich unterwürfen. Doch wehrten sich diese standhaft und als Heinrich nun seine Waffen gegen Neapel wendete, da überraschte ihn plötzlich der Tod zu Buonconvento im 51. Jahre seines Alters, am 24. Aug. 1313. Wie man behauptet, vergiftete ein Dominicaner aus dem Kloster Montepulciano, Namens Politiano, den gefürchteten Herrscher beim Genuß des Weins im Abendmahle; Clemens V. aber belegte sogleich des Hingeschiedenen Leiche mit dem Bann und hob die gegen Robert von Neapel verhangene Acht auf. Nachdem das Reich abermals 14 Monate ohne Oberhaupt geblieben war, wurde hierauf Ludwig der Baier zum Kaiser erwählt; König Johann von Böhmen, Heinrichs Sohn, sprach aber, 30 Jahre nach seines Vaters Tode, durch eine förmliche Urkunde die Dominicaner von dem Verbrechen frei, seinen Vater vergiftet zu haben; eine Sache, die sich jedoch damals schon wol nicht mehr mit Gewißheit ausmitteln ließ.

Heinrich III., König von Frankreich, war der dritte Sohn König Heinrichs II. und der berüchtigten Catharina v. Medicis, und wurde 1551 zu Fontainebleau geboren. Durch den Tod seines ältern Bruders, des in den Annalen Frankreichs auf eine so traurige Art berühmt gewordenen Carl IX., kam Heinrich im J. 1574 zur Regierung und wurde den 12. Febr. 1575 zu Rheims gekrönt. Als Herzog von Anjou (welchen Titel Heinrich früher führte), focht er mit Glück gegen die Hugenotten und die Siege von Jarnac und Montcontour erwarben ihm so vielen Ruf, daß ihn die Polen im J. 1573 zu ihrem Könige erwählten. Als seines Bruders Tod ihn hierauf auf den Thron von Frankreich rief, wollten ihn die Polen nicht fortlassen, und Heinrich mußte deshalb heimlich einem Lande entfliehen, wo man ihn gern hatte, um das Scepter eines andern zu nehmen, in welchem ein großer Theil der Einwohner ihn haßte. In Wien und Venedig, wohin Heinrich auf seiner Reise nach Frankreich kam, rieth man ihm, die streitenden Parteien der Catholiken und Hugenotten mit Milde zu versöhnen und so seinem Lande die ferneren Greuel eines Bürgerkriegs zu ersparen; leider folgte der schwache und wollüstige Fürst diesen vernünftigen Rathschlägen aber nicht, und sich den Intriguen seiner ränkesüchtigen und boshaften Mutter (Catharina v. Medicis) hingebend, ward das unglückliche Frankreich aufs neue der Tummelplatz der wildesten Anarchie. In seinem Pallast eingeschlossen, zeigte der einstige Sieger von Jarnac und Montcontour nur das traurige Schauspiel eines elenden, alle seine Pflichten vergessenden Fürsten, und während rund um ihn her die Parteien wütheten, beschäftigte er sich blos damit, Frauen zu verführen und elende Intriguen anzuspinnen. Seine Vermählung mit der Tochter des Grafen Vaudemont, aus dem Hause Lothringen, gab neue Veranlassung zu Händeln, da dadurch die allgemein gehaßten Guisen größeren Einfluß bei Hofe erhielten. Von nun an begannen die Kämpfe, in welchen sich Heinrich von Navarra, (nachheriger König Heinrich IV.) so ruhmvoll auszeichnete, und in denen Jahre lang Frankreichs Boden mit Bürgerblut gedüngt wurde. (Vergl. d. Art. Heinrich IV., Heinrich v. Guise, Condé und die Ligue. Bd. 4, 3, 2, 5.) Schwach und ein Spiel der Ränke seiner Hofleute, seiner Mutter und seiner Maitressen, that Heinrich bei allen nun folgenden Ereignissen nichts, und indem so das Ansehen

Digitized by Google

dieses Königs immer mehr in den Augen des Volks und selbst seiner Anhänger sank, ward die Verwirrung immer größer. Gegen seinen ausdrücklichen Befehl kam der Herzog von Guise mit Truppen nach der Hauptstadt, und als Heinrich einen ohnmächtigen Versuch machte, sich dieser Anmaßung zu widersetzen und die empörte Bewohnerschaft der Stadt zur Ruhe zu verweisen, da wurden seine Truppen von dem Volke verjagt (d. 12. Mai 1588, in der Geschichte Frankreichs la journée des barricades genannt) und er selbst gezwungen, nach Chartres zu entfliehen. So zu schwach und feige, um seinen Feinden auf offenem Wege zu widerstehen, nahm Heinrich nun seine Zuflucht zur Hinterlist. Auf dem Reichstage zu Blois (im Oct. 1588), woselbst er sich zum Schein mit den Guisen versöhnte und mit dem Herzog gemeinschaftlich das Abendmal genoß, befahl er deren Ermordung (Herzog Heinrich v. Guise fiel am 23. Dec.; dessen Bruder, der Cardinal, den Tag darauf), doch brachte ihm auch diese Frevelthat keinen Gewinn, und Paris so wie mehrere der vornehmsten Städte des Reichs erklärten sich nun förmlich gegen ihn. Jetzt schloß sich Heinrich III. in seiner Angst an den edlen Heinrich von Navarra, und beide Fürsten belagerten nun gemeinschaftlich die von dem Herzog von Mayenne (Bruder Heinrichs v. Guise und nunmehriges Haupt der Ligue) vertheidigte Hauptstadt. Hier ereilte aber den unwürdigen König sein Schicksal. Er ward am 1. Aug. 1589 in seinem Lager zu St. Cloud von einem Dominicaner, Namens Jacob Clement, einem wüthenden Fanatiker, mit einem Messer in den Leib verwundet und starb den Tag darauf im 16. Jahre seiner Regierung und im 39. seines Alters. Seine für Frankreich gleich unheilvolle Mutter war schon im Januar desselben Jahres gestorben. Ihm folgte, da er keine Kinder hinterließ, der erste der Bourbons, Heinrich IV., auf den Thron, unter dessen, leider nur zu kurzer, Regierung das so lange von Factionen zerrissene Land zu neuer Macht und neuem Glanz emporblühte. Übrigens war durch Heinrich III. sowol, wie durch die Verwaltung der Catharina von Medicis und seiner beiden ältern Brüder Franz II. und Carl IX. jenes System der Lüge, der Intriguen und Unmoralität am französischen Hofe begründet worden, durch welches noch später so viele Übel und Unfälle über das Land kamen, und indem dieser König die Reihe der Fürsten aus dem Hause Valois beschloß, kann man nur bedauern, daß ein so ganz entarteter Stamm nicht früher endete.

Heizung heißt soviel als Erhitzung, Erwärmung durch Feuer. Man braucht die Wörter heizen, Heizung sowol zur Bezeichnung der durch Feuer zu bewirkenden Erhitzung der mancherlei Gattungen von Öfen, deren Wärme zu verschiedenen ökonomischen und technischen Zwecken benutzt wird, als auch bei der Erwärmung der Zimmer durch Öfen (oder Kamine). Letztere sind also Werkzeuge oder Vorrichtungen zum Heizen, Feuerbehälter, kleine Gebäude zum Behuf bequemer Benutzung der Wärme, welche das Feuer (das Verbrennen) entwickelt, für mancherlei Zwecke, mit Beseitigung des Rauchs. Die zunehmende Holztheuerung hat endlich unsere Zeitgenossen vermocht, durch Erfindung zweckmäßiger, auf sparsamen Verbrauch des Brennmaterials berechneter Öfen, Heerde und anderer Feuerstätten, der so lange herrschend gewesenen Holzverschwendung Grenzen zu setzen, und man hat seit einiger Zeit angefangen, vorzüglich den Bau der Stuben- und Kochöfen kunstmäßiger zu betreiben, indem man die durch die Fortschritte der Physik herbeigeführte Kenntniß der Natur der Wärme, der Gesetze

Digitized by Google

der Wärmeentwickelung und Wärmeleitung darauf anzuwenden bemüht ist. Die Zweckmäßigkeit eines Ofens beruht im Allgemeinen vorzüglich auf gehöriger, wohlberechneter Beschränkung des Feuers, in Verbindung mit einer Einrichtung, welche auf möglichste Benutzung der entwickelten Wärme abzielt. Mit einem kleinen Feuer kann man, bei genugsamer Beschränkung desselben, z. B. ein Zimmer, viel besser heizen, als mit einem großen bei schlechter Beschränkung, und je enger ein Feuer, unbeschadet seiner Lebhaftigkeit, beschränkt werden kann, desto mehr wirkt es erwärmend (erhitzend) auf seine Schranke, nämlich auf die Wände und Decken des Behälters, worin es eingeschlossen ist. Vergleicht man mit diesen Grundsätzen die meisten noch jetzt gebräuchlichen Öfen, so sieht man, daß es große, weite und hohe Kasten sind, worin das Feuer sich ohne Hinderniß ausbreiten und emporsteigen kann, so daß bei weitem die meiste Wärme schnell und unbenutzt mit dem Rauche in den Schornstein entweicht. Zur Beurtheilung der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der jetzt gebräuchlichen Öfen ist noch Folgendes in Betrachtung zu ziehen: 1) Da ein Feuer, bekanntlich, um so lebhafter brennt und um so mehr Wärme entwickelt, je mehr die äußere Luft mit dem brennenden Material in Berührung kommt, so sind die Zugöfen, bei welchen die Luft durch eine kleine Öffnung des Ofenlieds (Ofenthürchens) fortwährend einströmt und das Feuer anbläst, den bisher und noch jetzt gewöhnlichen Öfen, die von außen geheizt werden und eines solchen Luftstroms ermangeln, weit vorzuziehen. 2) Da das Feuer aufwärts steigt und daher am meisten nach oben wirkt, so ist dessen Beschränkung in dieser Richtung am nöthigsten, und es ist eine Hauptregel bei der Verbesserung der Öfen, die Höhe des Feuerraums zu vermindern. Diese wichtige Regel hat man zwar neuerlich beim Bau der Kochöfen beobachtet, bei den Stubenöfen dagegen vernachlässigt, deren Feuerraum fast durchgängig zu hoch ist. Mehr als 7, 8, höchstens 9 Zoll Höhe sollte keines Stubenofens, und eben so keines Kochofens Feuerraum enthalten. Man kann daher fast jeden Stubenofen dadurch sehr verbessern und in einen Sparofen verwandeln, daß man in dem Feuerkasten einen Wärmekasten (Wärmerohr), in Form einer Brat- oder Kochröhre anbringt, z. B. nach Pohls Angabe (S. dessen Beschreibung eines Kochofens), dessen Mündung dann viel Wärme in das Zimmer bringt, wenn man nämlich unter dem Wärmekasten ein Ofenlied anbringt, wodurch der Ofen zugleich, wenn er es noch nicht war, in einen Zugofen umgeändert wird, worin der Feuer- oder Wärmestrom den Kasten umspielt. 3) Das zu schnelle Entweichen der Wärme, welche das Brennmaterial entwickelt, muß möglichst verhütet werden; dies geschieht durch Verlängerung des Wegs, den der Feuer- und Rauchstrom, von der Feuerstätte bis zum Ausgang in den Schornstein oder das Kamin zu durchlaufen hat. Darauf beruht die mehr oder weniger zweckmäßige Einrichtung der Ofenaufsätze, welche mit mehren Zügen, doch mit einem nach verschiedenen Richtungen gebohrten Canale von genugsamer Länge versehen sein müssen. Daher die sogenannten Circulirösen, welche, als die ersten verbesserten Stubenöfen, bisher eine bedeutende Rolle gespielt haben. Hierzu eignen sich die bekannten Dietendorfer Öfen, welche lang, schmal und von unbeträchtlicher Höhe sind, am besten, und man versieht einen solchen Feuerkasten mit einem thönernen Aufsatz mit 3 Horizontalzügen aus gebrannten Tafeln oder Kacheln. Die neuesten Circulirösen, welche Mode zu werden angefangen haben, sind ganz aus Eisen gegossen, d. h. Feuerkasten und

Digitized by Google

Aufsatz sind aus einem Guß; sie haben aber, wie fast alle bisherigen Öfen dieser Art, doch in geringerem Grade, den Fehler, daß der Feuerkasten zu hoch und die Züge zu weit sind, mithin die Regel der möglichsten Feuerbeschränkung nicht genug beobachtet ist. Durch die Verengerung der Züge und die Verminderung der Höhe des Feuerraums concentrirt man die Wärme und gewinnt dadurch, außer besserer Heizung der Zimmer, zugleich den Vortheil, daß sich weniger Ruß ansetzt, den nur der abgekühlte Rauch erzeugt. 4) Auch die Materialien, deren man sich zum Ofenbau bedient, sind für die Zweckmäßigkeit der Einrichtungen wol zu berücksichtigen. Eisen, als guter Wärmeleiter, ist überall dienlich, wo es auf schnelle Erwärmung der Zimmer ankommt; aber es hat die Eigenschaft aller Wärmeleiter, beim Mangel des Feuers bald wieder zu erkalten, welches um so mehr der Fall sein muß, je dünner die Eisenplatten sind. Dagegen ist gebrannter Thon ein schlechter Wärmeleiter, und dient daher zum längern Nachhalten der empfangenen Wärme. Aus diesem Grunde sind die gewöhnlichen blechernen Windöfen, welche überdies, in Ermangelung fast aller Circulation, die Wärme schnell in den Schornstein abführen, sehr unzweckmäßig. Zweckmäßiger sind aus obigem Grunde diejenigen Öfen, deren Feuerkasten aus starken Eisenplatten, einen thönernen Aufsatz tragen, wodurch man beide Vortheile, nämlich den des schnellen Heizens und des Nachhaltens der Wärme, vereinigt. Zweckmäßig in jeder Hinsicht ist es daher auch, wenn man, bei Circulröfen mit thönernen Aufsätzen zu den Decken der Horizontalzüge Blechtafeln von geringer Dicke wählt. Es gibt aber auch Öfen, bei welchen das Nachhalten oder die Dauer der Erwärmung allein berücksichtigt ist, worin man daher das Feuer nicht zu unterhalten braucht, und welche darauf eingerichtet sind, daß sie nur zuweilen, aber dann stark, geheizt werden dürfen, um dann desto länger warm zu bleiben, und das Zimmer, worin sie stehen, in angenehmer Temperatur zu erhalten. Von den Backöfen ist diese Eigenschaft bekannt, und jedermann weiß, wie lange sie nach der Heizung die Hitze beibehalten. Aber nicht jeder kennt wol die russischen Stubenöfen, welche in 24 Stunden nur einmal, ohne weitere Unterhaltung des Feuers, geheizt werden, und dennoch die Zimmer, während dieser ganzen Zeit, trotz des kalten Klimas, hinlänglich und gleichmäßig warm erhalten. Sie werden gewöhnlich ganz aus Backsteinen gebaut und mit vielen (senkrechten) Zügen versehen. Bei jeder Heizung wird starkes Feuer gegeben, um die Backsteine möglichst zu erhitzen. Sobald nun das Flammenfeuer vorüber und blos noch reine Kohlenglut vorhanden ist, wird sowol oben das Abzugsrohr, als unten das Schür- oder Heizloch durch wohlpassende Klappen u. dgl. verschlossen, und die Arbeit des Heizens ist geschehen und unter 24 Stunden nicht wieder nöthig. Diese Öfen verbreiten eine angenehme, gleichmäßige und daher gesunde Wärme in den Zimmern, deren längere Dauer durch die überall eingeführten Doppelfenster sehr unterstützt wird. 5) Je mehr Züge endlich die Öfen oder deren Aufsätze enthalten, desto mehr ist es nöthig, daß sie nicht zu selten gereinigt werden, wenn sie jederzeit gute Dienste leisten sollen, da der Ruß die Wärmeleitung und daher die Wirkung des Ofenfeuers schwächt. Man vermeidet übrigens die häufige Erzeugung des Rußes durch die zweckmäßige Einrichtung der Öfen, durch gehörige Beschränkung des Feuers, durch verhältnißmäßige (nicht zu weit getriebene) Verengung der Züge, wodurch die Wärme des Rauchs concentrirt und die Ansetzung des Rußes vermindert wird. Man darf

daher auch die Vermehrung der Züge, d. h. die Verlängerung des Wegs für den Rauch nicht zu weit treiben, weil bei zu großer Abkühlung des letzten nicht nur viel Glanzruß entsteht, sondern am Ende eine rußige Flüssigkeit erzeugt wird, welche herabtropft und die Zimmer verunreinigt. Hinsichtlich der Vermeidung des Rußes sollte man auf die Vervollkommnung der rauchverzehrenden Öfen bedacht sein, deren Feuerkasten die Form eines abgekürzten Kegels haben; sie sind mit einem Seitenrohr versehen, durch welches die äußere kalte Luft in den obern Theil des Feuerrohrs geleitet wird; die kalte Luft drückt den Rauch nieder, so daß er vom Feuer entzündet wird. Natürlich setzt sich in diesen Öfen fast gar kein Ruß an, da es an Rauch fehlt, nur sind sie nach der bisherigen Einrichtung zu kostspielig. Am meisten darf man sich aber für die Verbesserung der Stubenöfen oder die vollkommnere Heizung der Zimmer von der zu erwartenden Einführung der Saugwerke versprechen. Diese gründen sich auf die Erfahrung, daß die Luft, wo sie erhitzt wird, sich sogleich ausdehnt und aufsteigt, während andere kühlere Luft an ihre vorherige Stelle tritt, wodurch man, bei fortwährender Wärmeerzeugung, einen heißen Luftstrom unterhalten kann. Dies geschieht durch eiserne (eisenblecherne), im Ofen oder dessen Aufsatz angebrachte Röhren, deren beide Mündungen sich in das Zimmer öffnen, so daß keine derselben mit dem Rauch des Feuerstroms Gemeinschaft hat. Diese Wärmeröhren werden mit Knien versehen, damit man sie im Innern des Ofens nach verschiedenen Richtungen leiten kann, wie es die Umstände erfordern, z. B. aus dem Feuerkasten in die Züge, wo man sie mit ihren obern Mündungen in passenden Löchern, die in die Seitenwand eines Zugs gemacht werden, mittelst guten Lehms befestigt. Eben so wird auch die untere Mündung eines solchen Wärmerohrs in dem Loche einer Ofenwand befestigt. Es ist klar, daß durch diese Einrichtung eine ununterbrochene Circulation und Erhitzung der Luft während der Heizung (Unterhaltung des Feuers im Ofen) bewirkt werden muß, wobei die erhitzte Luft aus der obern Mündung der Wärmeröhren ausströmt, indem die untere fortwährend kühlere Luft einsaugt, welche innerhalb des heißen Rohrs ebenfalls sogleich erwärmt wird u. s. w. Je näher man den untern Theil eines Wärmerohrs über dem Feuer anbringt, desto stärker ist, natürlich, die Wirkung, aber desto stärker muß auch das Eisenblech sein, woraus dieser Theil gemacht ist, wenn er nicht zu bald verbrennen soll. Auch mit der Zahl der Wärmeröhren steht, begreiflich, der Erfolg eines solchen Saugewerks in genauem Verhältniß, d. h. je mehr man deren anbringen kann, desto besser ist es. Diese Einrichtung ist nicht nur holzsparend, sondern man gewinnt auch dadurch den Vortheil einer gleichmäßigen Verbreitung und Vertheilung der Wärme in den Zimmern, was eben so angenehm als günstig für die Gesundheit ist. Daß man übrigens aus einem Ofen von genugsamer Größe die zweckmäßig angebrachten Wärmeröhren verlängern und in andere Zimmer leiten könne, um diese blos durch das Einströmen der erwärmten Luft (ohne besondere Öfen) zu heizen, leuchtet von selbst ein. Die zu große Mannichfaltigkeit der jetzt gebräuchlichen Stubenöfen, hinsichtlich der Haupteinrichtung, ist eben kein Zeuge von einer hohen Stufe, welche die Ofenbaukunst im Ganzen bis jetzt erreicht hätte. Denn die Anwendung richtiger physicalischer Grundsätze auf diese Kunst fordert auch eine bestimmtere Einrichtung, welche übrigens hinsichtlich der Mannichfaltigkeit der äußern Form und Verzierung dem Geschmack noch freien Spielraum genug läßt. Vor der

Digitized by Google

Hand scheint eine Verbindung zweckmäßig gebauter Circuliröfen mit dem Saugwerk viel Vortheil zu versprechen, und höchst wahrscheinlich würden aus der Vereinigung der Vortheile des rauchverzehrenden Ofens, des Saugwerks und Circulirofens die vollkommensten Stubenöfen hervorgehen. Die Brennmaterialien, deren man sich zum Heizen bedient, sind bekannt, und jedermann weiß, daß man, außer dem Scheitholze und Reißig, auch Steinkohlen, Torf, Lohkuchen, und neuerlich sogar die Sägespäne (in ähnlicher Form, wie die Lohkuchen) dazu anwendet. Jedes dieser Materialien, welche fast sämmtlich, die Steinkohlen ausgenommen, dem Pflanzenreiche angehören, gewährt seine eignen Vortheile, wovon hier das Nähere übergangen werden kann; vom Scheitholze aber, als dem vorzüglichsten Heizmaterial, sollte jeder wissen, daß es nur völlig trocken und kurz (wenigstens drei, in der Regel viermal) geschnitten, in Stubenöfen mit Vortheil verbraucht werden kann. Die Literatur dieses Fachs enthält zwar im Einzelnen mancherlei gute Vorschläge, Vorschriften, Anleitungen zum Bau holzsparender Öfen, Heerde u. s. w., aber alles ist noch zu einseitig und unvollständig; an einem classischen Werke über diesen Gegenstand — wozu auch die Zeit noch nicht reif sein dürfte — fehlt es uns noch. Beachtung hinsichtlich der Wärmeröhren und Fortleitung der erwärmten Luft verdient die noch neue Schrift: Die Heizung mit erwärmter Luft von Meißner. (Diese Heizung mit erwärmter Luft ist 1822 und 23 an verschiedenen Orten in Anwendung gebracht und überall bewährt gefunden worden.)

Hektisch (gr. ἑκτικος, von ἕξις, das Verhalten, Befinden) hat, wie man sieht, ursprünglich eine sehr weite Bedeutung, die jedoch gewöhnlich dahin beschränkt wird, daß damit ein Zustand, Fieber, Krankheit oder auch eine Person bezeichnet wird, bei welcher Abzehrung vorhanden ist. Einzelne Symptome, welche eine solche Krankheit andeuten, werden auch hektisch genannt, z. B. eine hektische Röthe der Wangen, hektischer Husten u. s. w.

Helsingfors im Großherzogthum Finnland, am finnischen Meerbusen, eine See- und Handelsstadt mit einem trefflichen, stark befestigten Hafen, Segeltuch- und Leinwandfabriken und 4000 Einwohnern. Seit der Abtretung des Großherzogthums an Rußland, ist sie wegen ihrer bequemern Lage und der nähern Nachbarschaft von Petersburg, zur Hauptstadt des Landes erhoben, und seit dem 1. Oct. 1819 der Sitz aller Oberlandesbehörden von Abo dahin verlegt worden. Sie hat in dieser Hinsicht schon jetzt bedeutende Vergrößerungen erhalten, und es soll sogar im Werke sein, sie nach einem großen Plane fast ganz neu zu erbauen.

Hemmling, ein ausgezeichneter deutsch-niederländischer Maler aus der Mitte des 15. Jahrh., von dessen Lebensumständen wir nichts weiter wissen, als daß er in Flandern geboren wurde, als armer kranker Kriegsmann in das Johannes-Spital zu Brügge gekommen, und bei seiner Genesung in diesem stillen Aufenthalte sein außerordentliches Talent für die Malerei soll kund gegeben haben. Von seinen in den Niederlanden gebliebenen Werken besitzt jenes Spital die vorzüglichsten; wir nennen darunter nur den berühmten Reliquienkasten der heil. Ursula, von welchem ein Herr von Reverberg zu Gent 1813 unter dem Titel: Ursula, Princesse brittannique d'après la Légende et les peintures d'Hemmling etc. eine genaue und lesenswerthe Beschreibung geliefert hat, welche zugleich Nachrichten von

den übrigen Werken unsers Künstlers enthält. (S. auch den Artikel Boisserée.)

Henriette (Anna), Herzogin von Orleans, eine Tochter des unglücklichen Königs Carl I. von England, wurde in den unruhigen Zeiten des Bürgerkrieges in England, zu Exeter den 16. Juni 1644 geboren. Sie war kaum 3 Wochen alt, als ihre Mutter mit ihr nach Frankreich floh, wo sich dieselbe nach Carls Tode in das Kloster von Chaillot zurückzog, und daselbst ihre Tochter erzog. Da Henriette mit großer Liebenswürdigkeit des Geistes die Reize eines schönen Körpers verband, so wünschte Anna von Österreich, Mutter Ludwigs XIV., daß ihr Sohn sich mit ihr verbinden möchte; diesem Fürsten schien sie aber noch zu jung dazu zu sein, und nun ward Anna um die Hand der Prinzessin für ihren zweiten Sohn, Philipp von Frankreich, Herzog von Orleans. Im März 1661 fand die Vermählung statt und jetzt auf einmal schien es Ludwig XIV. zu reuen, die liebenswürdige Henriette ausgeschlagen zu haben. Er näherte sich ihr dem zufolge, und die Prinzessin soll nicht unempfindlich für die Huldigungen des verführerischen Königs geblieben sein. Dies sowol, als noch einige andere Intriguen mit ein paar Hofleuten, deren Umgang sie wenigstens mit zu leichter Berücksichtigung des Scheins duldete, erweckten die Eifersucht des Herzogs von Orleans, und ihre Ehe war deshalb nicht glücklich. Henriette würde übrigens dadurch noch mehr gelitten haben, als es der Fall war, da ihr Gemahl von einem strengen und finstern Charakter war, wenn sie nicht stets an dem König eine Stütze gefunden hätte, der in späterer Zeit die Prinzessin noch besonders aus Rücksichten der Politik begünstigte. Nachdem nämlich ihr Bruder Carl II. den Thron von England wieder bestiegen hatte, lag Ludwig XIV. viel daran, diesen Fürsten von der Allianz mit Holland und Schweden abzuziehen, weil er schon damals den Plan hegte, sich wo möglich einen Theil von Belgien zuzueignen. Da der gewöhnliche Weg diplomatischer Verhandlungen hierzu aber nicht hinreichen wollte, so beschloß Ludwig seine Schwägerin in diese Sache einzuweihen, und die Herzogin von Orleans ergriff mit um so größerem Vergnügen diesen Vorschlag, da ihr Stolz hierdurch geschmeichelt und ihrem Geiste zur Intrigue ein weites Feld eröffnet wurde. Sie reiste dem zufolge im J. 1670 mit dem Hofe nach Flandern, und von Calais aus, unter dem Vorwande ihren Bruder zu besuchen, plötzlich nach Dover, wo Carl sich eingefunden hatte. Mademoiselle de Keroual, eine Bretagnerin, begleitete sie als Gesellschafterin *), und sowol den Zureden der Schwester als den Reizen ihrer Gefährtin gelang es, den schwachen Carl in der kurzen Zeit von zehn Tagen ganz so zu stimmen, wie der ehrsüchtige Ludwig es wünschte. Kaum war jedoch Madame von Orleans nach Frankreich zurück, so ward sie plötzlich in St. Cloud, während noch Alles sich beeiferte, ihr für den glücklich abgeschlossenen Tractat den Hof zu machen, von heftigen Schmerzen befallen, die immer zunehmend eben so plötzlich als unerwartet ihren Tod am 29. Juni 1670 herbeiführten. Der Verdacht einer Vergiftung erhob sich sogleich, und obschon bei der in Gegenwart des englischen Gesandten vollführten Section die Ärzte das Gegentheil behaupteten, so ist es doch beinahe gewiß, daß sie in der Blüthe ihrer Jahre ein Opfer

*) Diese Dame wurde später die erklärte Geliebte Carls von England und ist unter dem Namen: „Herzogin von Portsmouth" sehr bekannt geworden.

Digitized by Google

nichtswürdiger Rache fiel. So viel man aus den, von der zweiten Gemahlin des Herzogs von Orleans, der Prinzessin von Baiern, hierüber gesammelten Papieren und Nachrichten und andern Nachforschungen hat herausbringen können, soll der Chevalier de Lorraine (der Busenfreund ihres Gemahls), an dessen Ungnade bei Ludwig XIV. sie Schuld war, und der damals im Exil in Rom lebte, gern aber nach Frankreich zurück wollte und es wußte, daß sie das einzige Hinderniß war, das sich der Erreichung seines Wunsches entgegenstellte, der Anstifter dieser Abscheulichkeit gewesen sein. Daß Ludwig zwei Jahre nach dem Tode der Herzogin den Ritter wieder an den Hof kommen ließ, und ihn zum Marschall von Frankreich erhob, entkräftet übrigens diesen Verdacht keineswegs, da der König damals des Ritters großen Einfluß auf die Schritte seines Bruders, des Herzogs von Orleans, sehr bedurfte. Die gewinnende Liebenswürdigkeit ihres Vertrauten machte, daß man die unglückliche Fürstin allgemein bedauerte und sie in Hinsicht ihrer Anmuth und Schönheit oft mit ihrer noch unglücklicheren Ältermutter, der berühmten Maria Stuart, verglich. Ein Ludwig XIV. mündlich abgelegtes Geständniß des Haushofmeisters der Herzogin soll die That des Ritters de Lorraine in des Königs Augen völlig außer Zweifel gesetzt, wie bemerkt aber, Gründe der Politik gegen seinen Bruder und besonders auch gegen England, den Monarchen bewogen haben, das Ganze mit einem Schleier zu bedecken und selbst die nächsten Thäter nicht zu bestrafen.

Herschel (Wilh.), geboren in Hannover 1738, wo sein Vater Tonkünstler war. Von ihm zu gleichem Erwerb angehalten, trat er bereits im 14. Jahre bei einem Regimente als Hoboist ein und ging 1757, zunächst in der Absicht, sich in der Musik weiter auszubilden, nach London. Der Graf von Darlington stellte ihn zuerst als Lehrer eines Musikcorps an, das in der Grafschaft Durham errichtet wurde, und als dieses eingeübt war, ließ sich Herschel als Musiklehrer in Leeds nieder, von wo er bald als Organist nach Halifax ging und diese Stelle wiederum bald mit der noch bessern Organistenstelle in Bath (1766) vertauschte. Während dieses Aufenthalts in England hatte er jeden Augenblick benutzt, um Mathematik im ganzen Umfange zu studiren, und durch das Lesen von Fergusons Wundern des Himmels war besonders eine Liebe zur Sternkunde bei ihm erwacht, welche den Grund zu seinem nachherigen allgemeinen Ruhme legte. Die beschränkten Einkünfte hinderten ihn, trotz dem, daß er in Bath die Concerte leitete, und selbst darin spielte, sich ein Teleskop anzuschaffen, und so kam er auf den Gedanken, selbst an den Bau eines solchen zu gehen, was ihm auch bis 1774 in der Art glückte, daß er durch einen selbst gefertigten Reflector von fünf Fuß den Ring des Saturnus und die Trabanten des Jupiters beobachten konnte. Von jetzt folgten neue Fernröhre schnell auf einander und viele waren in einer Größe, wie sie auf der ganzen Erde nicht gefunden wurden. Mit solchen trefflichen Instrumenten gelang es ihm, Entdeckungen an Entdeckungen zu reihen, Berechnungen auf Berechnungen folgen zu lassen. 1780 kam eine solche Berechnung der Höhe von den Mondgebirgen zum Vorschein; 1787 entdeckte er das Georgsgestirn, das aber den bekannten Namen Uranus erhielt. Georg III. setzte ihn zum Dank für die Entdeckung in eine Lage, daß er blos der Wissenschaft leben konnte. Er zog aufs Land in die Nähe von Windsor. Vorzüglich beobachtete er mit einem 20füßigen Newton die Nebelsterne und die Gruppen oder Haufen derselben, wie er sie nannte, indem er

darthat, daß manche solche Haufen mehr als 50,000 Sterne enthalten. 1787 kettete sich an diese originellen Ansichten die Entdeckung zweier zum Uranus gehörigen Nebenplaneten, denen 1790 und 1794 noch vier neue dergleichen folgten. Ein 1785 zu Stande gebrachtes 40füßiges Teleskop, das 2118 Pfund wog, hatte dazu wesentlich beigetragen. Auch zwei zum Saturn gehörige Trabanten wurden damit gefunden. Ueberhaupt ist Herschel dem Astronomen fast eben so wichtig durch seine Kenntniß der Instrumente und die Verbesserungen daran, als durch seine Entdeckungen am Himmel geworden. Auch in der Physik war er, ein scharfsinniger Beobachter, thätig. So entdeckte er, daß die prismatischen Strahlen der Sonne die Eigenheit haben, auf verschiedene Weise zu hitzen und daß es unsichtbare, außer dem Bereich der rothen vorhandenen, Strahlen gäbe, welche zwar erwärmten, aber nicht feuchteten. Die von Piazzi und Olbers entdeckte Ceres und Pallas wurde von ihm nach dem Durchmesser berechnet, und er that dar, daß beide ein Mittelding zwischen Planeten und Cometen seien (Asteroiden); mehrere solcher Körper würden bald noch gefunden werden. Eine Angabe, die durch die Vesta und Juno bestätigt ist. In dem neuen Jahrhunderte glückte es zwar Herscheln nicht mehr, mit einer wichtigen Entdeckung hervorzutreten; allein unaufhörlich war er beschäftigt, die Bahnen, die Natur einzelner Sterne, ihre gegenseitige Stellung zu einander, das Verhältniß aller zu der ungeheuren Milchstraße mit ihren Sternhaufen, die größtmöglichste Entfernung, in welche noch das bewaffnete Auge sehen und rechnen kann, auszurechnen. Als Schriftsteller lieferte er seine meisten Arbeiten in die Philosophical Transactions und andere englische Zeitschriften. Manches ist aber noch Handschrift. Eine Schwester, Caroline, hat Herscheln fleißig im Beobachten und Aufschreiben des Beobachteten unterstützt. Sie selbst hat mehrere Cometen entdeckt. Das In- und Ausland erkannte die Verdienste des großen Mannes dankbar an. Oxford ernannte ihn 1786 zum Doctor, Georg III. zum Ritter des Guelphenordens 1816. Sein bestes Werk war eine Abhandlung über 145 neue Doppelsterne, die er 1821 schrieb. 1822 starb er am 25. Aug. bei ungeschwächter Geisteskraft, 84 Jahr alt. Er hat einen Sohn hinterlassen, Johann F. W., der in Mathematik und Physik ausgezeichnet ist.

Herzkrankheiten. Die Lehre von den örtlichen Krankheiten, denen das Herz unterworfen ist, wurde in der neuern Zeit vorzüglich sorgfältig abgehandelt; die Alten vernachlässigten dieselbe, weil sie glaubten, die Krankheit des Herzens müsse eben so nothwendig und in eben so kurzer Zeit tödtlich werden, als man dies von der Verwundung desselben meistens beobachtet. Zahlreiche Erfahrungen haben das Unstatthafte dieser Behauptung erwiesen; im Gegentheil sieht man wol jetzt bisweilen da Herzkrankheiten, wo keine vorhanden sind. Zuvörderst aber ist das Herz Bildungsfehlern unterworfen: die Fötuswege bleiben offen, eine oder die andere Kammer oder Vorkammer fehlt gänzlich, oder die Scheidewand ist nicht vollkommen ausgebildet; das arterielle Blut vermischt sich mit dem venösen. Ferner wird das Herz eben so häufig und leicht entzündet, wie andere Organe. Verwundungen, welche nicht durch die ganze Substanz hindurchdringen, Stöße, welche das Herz heftig erschüttern, Gemüthsbewegungen und manche andere Ursachen veranlassen Herzentzündung (carditis), welche bald akut, bald chronisch verläuft und, wenn sie nicht glücklich zertheilt wird, den Tod oder andere Nachkrankheiten herbeiführt. Leh-

Digitized by Google

tere treten dann als organische Krankheiten auf, dahin gehört die Vereiterung, Verdickung oder Verdünnung der Substanz, Verknöcherung (ganzer Höhlen oder einzelner Klappen, Tuberkeln der Kranzgefäße), Ausartung der Substanz, Verengung, Erweiterung der Höhlen und Communicationswege, Zerreißung und Verwachsung des Herzens und Herzbeutels. Endlich leidet das Herz auch manchmal durch größere Menge von Wasser, welches sich im Herzbeutel anhäuft und durch Geschwülste, die sich in der Nähe desselben befinden. Es ist aber klar, daß Fehler eines so wichtigen und edeln Organs, wie das Herz ist, sehr heftige und lebensgefährliche Symptome erzeugen müssen, die Blutbewegung wird mehr oder weniger gestört, bisweilen gänzlich aufgehoben. Das Herz bekommt einen unregelmäßigen Schlag, das Athemholen wird gestört, asthmatische Zufälle stellen sich von Zeit zu Zeit ein, der Puls wird verändert, am Halse oder in der Oberbauchgegend werden Pulsationen bemerkt. Ohnmachten, heftige Angst, Trübsinn und melancholische Stimmung gesellen sich hinzu. Consensuell leidet bald der Kopf, bald der Unterleib in verschiedenen Symptomen. Im Gesicht, an den Spitzen der Finger und Zehen, der Nase und der Zunge beobachtet man eine blaue Färbung, welche, wenn sie constant ist, blaue Krankheit (morbus coeruleus) genannt wird. Ferner entstehen oft und leicht Blutungen. Endlich leidet die Ernährung, wässerige Anhäufungen bilden sich aus. Bald schnell und unvermuthet, bald nach jahrelangen Leiden beschließt der Tod die Leiden des Kranken, die sich aber oft auch durch eine zweckmäßige Diät, durch Aderlässe und andere Hilfsmittel der Kunst gänzlich heben oder vermindern lassen.

Highwaymen werden in England jene Räuber genannt, die auf den Landstraßen und selbst wol in den größern Städten während der Nacht Reisende anzufallen und sie zu berauben pflegen. Widerstand fruchtet selten etwas, da ihrer auch meist einige zusammen sind. Werden sie ertappt, so erleiden sie nach den englischen Gesetzen die Strafe des Galgens. Man macht die Bemerkung, daß diese Straßenräuber meistens junge Leute sind, und es kommt auch wol gar vor, daß sie außerdem noch ein bürgerlich erlaubtes Geschäft treiben.

Hochland (schottisches) heißt der nördliche Theil Großbritanniens oder der durch die Grampian-Berge vom Niederlande geschiedene Theil des Königreichs **Schottland** (s. d. Art. Bd. 8.), dessen wilde, felsige Küsten von vielen Baien und Seearmen zerschnitten sind. Jenes Grenzgebirge, das in der Ferne als eine unzerrissene Masse erscheint, ist durch viele Thäler und Schluchten getrennt, von welchen die größten die Betten der Ströme Leven, Earn, Tay und Dee sind. Außer diesen großen Thälern giebt es noch andere, deren Eingänge, vom Niederlande her, ursprünglich so wild und enge waren, daß sie fast unzugänglich erschienen, ehe sie durch die Kunst geöffnet wurden. Unter diesen sogenannten Pässen sind die merkwürdigsten: Beal macha auf dem See Lomond, Aberfoil und Leny in der Landschaft Monteith, der Paß Glenalmond über den Crieff, der Eingang in die Landschaft Athol bei Dunkeld über den Berg Birnam, und einige Flußthäler. Diese natürliche Grenzscheide war eine der Hauptursachen, daß die Hochländer ein von den Bewohnern der Ebenen ganz verschiedener Stamm geblieben sind. In der Grampian-Kette erheben sich mehre Gipfel von ansehnlicher Höhe, als der Benlomond, der Benlawers, der Schichallain und andere. Die Hochlande erscheinen von diesen Höhen in ernster Pracht. Mit Wolken bedeckt oder von Nebeln ein-

gehüllt, sind ihre Gipfel oft kaum zu erkennen, während ihr öder Anseyn und die tiefen felsigen Rinnen, wovon sie durchfurcht sind, Spuren heftiger Naturgewalt verrathen. Nach den Gipfeln hin ist wenig fruchtbarer Boden, tiefer unten aber findet man eine dünne Decke von Heidekraut, wo nur Raubvögel, weiße Hasen und Schneehühner wohnen. Weiter abwärts leben Rothwild und Haselhühner, und auf nährenden Weiden, die mit üppigem Haidekraut abwechseln, sieht man zahlreiche Schafheerden. Am Fuße der Gebirge öffnen sich viele anmuthige Thäler, die von Bergströmen gewässert, oder von schönen Seen bedeckt, zuweilen auch schön bewaldet sind und verschiedene Getreidearten erzeugen. Viele von diesen Thälern enthalten eine ansehnliche Volksmenge, deren Hauptreichthum aus Heerden besteht. Das Gebiet, das der galische Volksstamm bewohnt, begreift die Grafschaften Sutherland, Caithneß, Roy, Inverneß, Cromarty, Nairn, Argyle, Bute, die hebridischen Inseln und einen Theil der Grafschaften Moray, Banff, Stirling, Perth, Dumbarton, Aberdeen und Angus. Die Grenze bildet eine Linie, die vom Eingang des Pentland-Hafs anfängt, sich um St. Kilda zieht und die ganze Gruppe der östlichen und südlichen Inseln bis Arran einschließt, nach Mull hinangeht, dann bei Ardmore in der Grafschaft Dumbarton auf das schottische Festland hinübergeht, längs der Grampian-Berge nach der Grafschaft Aberdeen läuft, und bei der nordöstlichen Spitze von Caithneß endigt. Die Bewohner sind Abkömmlinge der Celten, und ihr Gebiet bildete das Reich der alten Scoten (s. Schottland B. 8.), sie selber aber nennen ihr Land nur Gaelbach (Galenland) oder Albanich. Die Namen England und Schottland sind überhaupt ganz unbekannt im Galischen, und die Engländer werden von ihnen Sachsen (Sassanach), die Niederschotten aber Gual (Fremde), wie ihr Gebiet Gualdach genannt. Während nach der Vereinigung der Reiche der Pikten und Scoten (s. Schottland) im 9. Jahrh. das schottische Niederland durch den Verkehr mit Südbritannien allmälig zu höherer Gesittung gelangte, bildeten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse im Hochlande auf der Grundlage, welche der Zustand der celtischen Urbewohner darbot, eigenthümlich aus. Die natürliche Beschaffenheit ihres Landes und die Beweggründe, welche die Urbewohner dahin führten, in den Gebirgen ihren Sitz zu wählen, schrieben die Form ihrer Einrichtungen unbedingt vor. Unfähig, mit der Übermacht zu kämpfen, die aus dem ebenen Lande hinaufwärts drängte, und bei dem Wunsche, ihre Unabhängigkeit zu bewahren und sich nicht mit Fremden zu vermischen, vertheidigten sie sich in jenen Bergvesten, die überall das Heiligthum der Freiheit und die Zuflucht derjenigen waren, die sich der Herrschaft mächtigerer Nachbarn widersetzten. Bei der Abwesenheit der Könige, die ihren Sitz im schottischen Niederlande hatten, und durch ihre Gebirgsgrenze geschützt, unterwarfen sie sich nicht immer der Herrschaft des entfernten Oberherrn, der weder Gehorsam erzwingen, noch auch Schutz gewähren konnte. Die Abtheilung des Galenlandes in einzelne Thäler, Schluchten und Inseln, die durch Berge oder Seearme geschieden sind, führte nothwendig zur Bildung kleiner Volksvereine, und Männer von ansehnlichem Vermögen und ausgezeichneten Geistesgaben, unter deren Fahnen die übrigen gefochten, oder unter deren Schutz sie sich angesiedelt hatten, erhoben sich zu Häuptlingen. Jedes dieser Thäler, deren Bewohner, wegen der natürlichen Lage derselben, wenig allgemeinen Verkehr hatten, war der Wohnsitz und das Eigenthum eines Stammes, der Waf-

Digitized by Google

sen zu seiner Vertheidigung, eine hinlängliche Anzahl von Handwerkern zur Verfertigung seiner beschränkten Bedürfnisse, Weide für sein Vieh, Holz zu jeglichem Behufe, Moos und Torf zu Brennmitteln, und ein Jagdgebiet hatte. Diese Stämme wurden daher nicht versucht, ihre Wohnung zu verändern, Fremde zu sich zu locken oder einen allgemeinern Verkehr unter einander zu befördern, und jeder derselben vereinzelte sich. Auf diese Weise theilte sich das Volk in einzelne Massen, die zwar durch Gemeinschaft der Sitten und des Charakters verbunden waren, aber unter verschiedener Obergewalt standen. So bildete sich in jedem Stamm oder Clan eine patriarchalische Regierung, eine Art von erblicher Monarchie, die mehr auf Gewohnheit gegründet und durch allgemeine Einwilligung bestätigt als durch Gesetze geregelt war. Der Hochländer ehrte in seinem Stammhaupte den Abkömmling eines entfernten Ahnherrn, von welchem man die Herkunft des ganzen Stammes ableitete. Der Stamm erwies ihm eine kindliche Ergebenheit, und selbst der Name Clan kommt von dem galischen Worte Klaan, d. i. Kinder. Je mehr die Bande des Blutes und der Befreundung dazu beitrugen, innere Eintracht zu befördern, desto leichter ließen sich die Stämme, bei Beleidigungen von außen, zu Gewaltthätigkeiten verleiten, da die Staatsgesetze keinen Schutz gewährten. Eine nothwendige Folge der Abgeschiedenheit war, daß jeder Stamm meist unter sich Ehen schloß, und durch die Bande naher Verwandtschaft vereinigt war. Viele Glieder eines Clans führten daher mit dem Stammhaupte gleichen Namen. Auf diese Art bildete sich ein herzliches Verhältniß und eine gegenseitige Zuneigung, wie man sie in neuern Zeiten nirgends gekannt hat. Gegen Alle stand das Stammhaupt in den Verhältnissen eines Gutsherrn, Anführers und Richters. Er konnte die jungen Leute auffordern, ihn auf der Jagd zu begleiten, oder unter seinem Banner zu fechten. Das ganze Clanverhältniß beruhte jedoch wesentlich auf der in der Gewohnheit begründeten Gewalt, die das Stammhaupt kraft eines Erstgeburtsrechts besaß, und die durch Lehnsgerechtsame oder grundherrliche Richtergewalt, die ihr zuweilen ein gesetzliches Ansehen gaben, nicht erweitert werden konnte. Die Pflicht der Glieder eines Clans war unvergänglich, und kein Lehnverhältniß, worein sie später traten, keine Verpflichtung irgend einer Art, wodurch sie gebunden werden konnten, durfte dem Dienste vorgezogen werden, welcher ihrem Stammhaupte gebührte. Das Haupt des Clans war gewöhnlich, doch nicht immer, Eigenthümer des gesammten Stammgebietes, oder des größten Theils desselben, wiewol nicht mit unbeschränktem Eigenthumsrechte, sondern er leitete nur die Verwaltung des Gemeindegutes. Ein bestimmter Theil des besten Landeigenthums war ihm als besonderer Antheil zugewiesen, den er zu seinem Vortheil anbauen ließ. Der übrige Theil des Gesammteigenthums wurde durch Verleihungen auf längere oder kürzere Zeit unter diejenige Classe des Clans vertheilt, die aus den Lehnleuten oder Pachtern und Landwirthen bestand. Viele waren die nahen Verwandten des Stammhauptes, oder die Abkömmlinge eines entfernten gemeinschaftlichen Stammvaters. Diesen Brüdern, Neffen, Vettern gab der Häuptling einen Landesantheil auf Widerruf, oder auf kurze Pachtzeit, oder gewöhnlich als Pfandschaft gegen Einlösungssumme festgesetzt war. Diese Landesantheile gaben den Lehnleuten ihren Unterhalt, wurden aber nach zwei Geschlechtsfolgen gewöhnlich zurückgenommen, um nähere Verwandte zu belehnen, worauf die Abkömmlinge der ursprünglichen Besitzer unter die

Gemeinen zurücktraten. Dieser Wechsel des Besitzes war so gewöhnlich, daß dadurch das gemeine Volk in dem Glauben an die ursprüngliche Verwandtschaft mit dem Geschlechte des Stammhauptes bestärkt wurde, da in jedem Menschenalter einige Familien unter das Volk herabstiegen, deren Vorfahren zu den Lehnleuten, oder dem Clan-Adel gehört hatten. Zuweilen erhielten jedoch jüngere Verwandte auf ewige Zeiten einen Landesantheil, oder ererbten, erheiratheten oder erwarben sich selbst ein Besitzthum. In solchen Fällen behielten sie ihren angestammten Rang und standen gewöhnlich an der Spitze einer Unterabtheilung des Stammes, welche sie als unmittelbare Anführer betrachtete, wiewol sie immer von dem Stammhaupte abhängig blieben und ihm gewöhnlich zinsbar waren. Die größern Clans hatten oft mehrere solcher Unterabtheilungen. Die Häuptlinge solcher Zweige und ihre Untergebenen hatten zuweilen einen besondern Namen, bur sloine, oder der genealogische Zuname genannt, der aus dem Taufnamen oder einem Beinamen desjenigen, der den Zweig gestiftet hatte, entstanden war. Wo es keine solchen untergeordneten Häuptlinge gab, standen die Lehnleute und Oberpachter dem Stammhaupte zunächst. Sie wurden als Adelige geehrt, und nannten sich Duinhe Wassal. Eine Feder auf der Mütze bezeichnete diesen Vorzug. Die Lehnleute zerstückten ihre Antheile in kleinere Pachtungen, die sie den Gemeinern gegen zweckmäßigen Zins überließen. Gewöhnlich standen die Gemeinen in so strenger Abhängigkeit von dem Lehnmann, als dieser vom Stammhaupte. Als die Volksmenge in den engen und unfruchtbaren Thälern zunahm, fehlte es bald an Mitteln zum Unterhalt. Die strenge Abgeschiedenheit der Stämme und die oft gewöhnlich erbliche Feindseligkeit, die mehrere derselben trennte, hinderte Ausbreitung in Nachbarthälern, und noch weniger waren Ansiedelungen im Niederlande möglich. Die Folge der übermäßigen Bevölkerung war Trägheit. Besonders zeigten die jüngern Söhne der Lehnleute, oder des Clan-Adels, die ungern unter das gemeine Volk traten, Verachtung friedlicher Betriebsamkeit, und zogen die tapfersten und muntersten Jünglinge aus dem Volke an sich, mit welchen sie oft Raubzüge (Creachs genannt) gegen das Niederland oder gegen feindliche Stämme machten. Da der Hauptreichthum des Landes in Heerden bestand, so machte man, wenn es zu einem Angriffe kam, oder Wiedervergeltung ausgeübt werden sollte, gewöhnlich den Anfang damit, einen Einfall zu thun, um das Vieh der Feinde wegzutreiben. Es gab überdies eine eigene Classe verwegener Abenteurer, die man Cearnachs nannte, und zu Unternehmungen gebrauchte, wo ungewöhnliche Gefahr zu bestehen oder ungemeine Ehre zu erwerben war. In spätern Zeiten aber ward dieser Beruf für weniger achtbar gehalten, und bestand darin, von den Nachbarn im Niederlande Abgaben oder eine Vergütung für den Schutz gegen Plünderungen, Blackrail genannt, zu erheben. Ein andres Mittel zum Unterhalt für die jüngern Söhne der Stammhäupter war der Kriegsdienst auf dem Festlande, besonders in Frankreich und Spanien, und nach der Verbannung des Hauses Stuart, dem die Hochländer treu ergeben waren, ward es noch gewöhnlicher, fremden Fahnen zu folgen. So blieben die Hochländer stets mit dem Kriege bekannt, und der Ruf von den Abenteuern und Siegen ihrer Landsleute in der Fremde nährte die den hochländischen Stämmen eigene Kriegslust. Kriegerischen Sinn und Verachtung der Arbeit fand man selbst bei dem Geringsten unter dem Volke. Die Feldarbeiten wurden meist den Alten und den Frauen überlassen, während rüstige Männer nichts thaten

Digitized by Google

oder sich in anstrengenden Bewegungen übten. Handwerker waren angesehener als bloße Landwirthe. Weberei war eine Arbeit der Weiber, das Schneiderhandwerk aber trieben nur Männer. Der Schmidt, der Waffen machte oder doch ausbesserte, war besonders geachtet, und gehörte zum Hausstande eines hochländischen Stammhauptes, doch bezog man die gewöhnlichen Waffen meist aus dem schottischen Niederlande. Der Häuptling wohnte in der Regel unter seinen Angehörigen. Sein Schloß war der Ort, wo Belohnungen vertheilt und die beneidetsten Auszeichnungen verliehen wurden. Die Stammhäupter unterschieden sich nicht durch Glanz im Anzuge oder Hauswesen, sondern bloß durch zahlreicheres Gefolge und die größere Anzahl ihrer Gäste. Was seine Angehörigen ihm von ihrem Eigenthum darbrachten, wurde zu ihrem freigebigen Unterhalt wieder aufgewendet. Jeder Stammgenosse war im Schlosse willkommen, und wurde nach seinem Range mit einer Höflichkeit und einem Zartgefühle behandelt, wovon man anderwärts kein Beispiel findet. Diese Behandlung hob die Stammgenossen in ihrer eigenen Achtung und knüpfte das Band zwischen ihnen und ihrem Häuptlinge noch fester, dessen Gewalt zwar milde ausgeübt, doch ihrer Natur nach willkürlich war. Die Gesetze, die er verwaltete, waren einfach. Achtung seines Ansehens und Dankbarkeit für seinen Schutz, waren die natürlichen Folgen seiner patriarchalischen Herrschaft, und die Behandlung, welche alle Stammgenossen von ihm empfingen, befestigte jene noch mehr in der unerschütterlichen Treue gegen ihre Häuptlinge, wovon die schottische Geschichte, besonders in den Bürgerkriegen in den Jahren 1715 und 1745, so glänzende Beispiele lieferte. Dies waren im Allgemeinen die Grundzüge der Clanverfassung; zuweilen aber wurde von den Grundsätzen, die sonst als Regel galten, abgewichen, und selbst das Erbrecht, worauf die ganze Einrichtung gegründet war, blieb in einzelnen Fällen unbeachtet. Es gab auch Beispiele, daß unwürdige Stammhäupter entsetzt, ja während der Unruhen nach der Revolution (1689) ward ein Häuptling von seinem ganzen Stamme verlassen, als er ihn gegen die Fahne des Hauses Stuart führen wollte, und die Unterthanentreue siegte über das sonst so starke Band des Lehnverhältnisses. In den frühesten Zeiten huldigten die hochländischen Stammhäupter der Gewalt einheimischer Fürsten, von welchen die schottischen Könige höchstens dem Namen nach als Oberherren erkannt wurden. Es waren die mächtigen Herren der Inseln (Lords of the Isles), deren Geschlecht von den ältesten Zeiten bis auf Jakob V. blühte. Sie herrschten über alle westlichen Inseln, die Hebriden von Ilay nordwärts, und über die westlichen Theile der Grafschaft Inverneß, und als mächtige Bundesgenossen hatten sie Einfluß auf den größten Theil des Hochlandes. In dem übrigen Theil herrschten die Grafen von Athol, von Mar, von Lennox und andere mächtige Herren. Erst im Anfange des 15. Jahrh. wurde das Inselreich von der schottischen Krone abhängig gemacht, jedoch wurde durch die seitdem erfolgte Trennung der Clane die Gewalt der Könige von Schottland wenig befestigt, und wenn auch die Stämme nicht mehr, wie in frühern Zeiten unter einem Haupte, den Landfrieden stören konnten, so brachen sie doch, wenn eine gemeinschaftliche Sache einige von ihnen verband, aus ihren Bergvesten in das ebene Land hervor. Während der Unruhen, die nach Jakob V. Tode Schottland zerrütteten, wurde die Unabhängigkeit der hochländischen Häuptlinge noch mehr befestigt. Als im 17. Jahrh. der kriegerische Geist im schottischen Niederlande verfiel, zeigten die Hochländer

zum erstenmal entschiedene Überlegenheit in der Kriegskunst, die viel beitrug, ihnen ein höheres Gefühl ihrer Wichtigkeit einzuflößen, und sie in der Anhänglichkeit an heimathliche Sitte noch hartnäckiger zu machen. Nicht lange aber nach den ersten Siegen, die sie im Niederlande erfochten hatten, wurden sie von Cromwell in ihren Gebirgen hart gezüchtigt. Er legte starke Besatzungen in mehrere Örter, ließ das Gebirge von fliegenden Heerhaufen durchziehen und die geheimsten Schlupfwinkel durchsuchen, die Schlösser der Häuptlinge verheeren, und zwang endlich die Clane, die Waffen niederzulegen und Bürgschaft für friedliches Betragen zu leisten. Nach der Wiederherstellung des Hauses Stuart, wozu die Treue der Hochländer so viel beigetragen hatte, wurde den Stammhäuptern das ihnen von Cromwell aufgelegte Joch wieder abgenommen, man schleifte oder verließ die zu ihrer Bezwingung angelegten Besten, und die Gesetze gegen die Raubzüge der Hochländer wurden nicht mehr ausgeübt. Unter diesen Umständen befestigte sich die alte Stammverfassung aufs Neue. Unter Wilhelm III. und der Königin Anna hielt die Regierung, mit Kriegen auf dem Festlande beschäftigt, es für das Beste, den Frieden im Hochlande durch Geldvertheilungen zu erkaufen. Die Gefahren, die der 1715 für das vertriebene Haus Stuart ausgebrochene Aufstand drohend gezeigt hatte, führten zu verschiedenen Maßregeln, um die Macht der Stammhäupter zu brechen. Durch die sogenannte Clan-Akte wurde das Eigenthum des Lehnmannes, der in einem Aufstande die Waffen ergriffen hatte, dem treu gebliebenen Lehnherrn und umgekehrt dem pflichtgetreuen Lehnmanne das unbeschränkte Eigenthumsrecht über seine Ländereien zugesprochen, wenn sein Lehnherr sich empört hatte. Eine andere Verordnung entband die Lehnleute von der Pflicht, dem Lehnherrn auf die Jagd zu folgen und in seinen Fehden zu fechten. Die dritte Maßregel war die Entwaffnung der Hochländer, die aber so nachlässig ausgeführt wurde, daß es den Anhängern des Hauses Stuart meist gelang, ihre Waffen zu verbergen, um sie bei günstiger Gelegenheit gegen die Regierung zu gebrauchen. Die wirksamste von allen Maßregeln aber war die Anlegung von Landstraßen aus dem Hochland in das Niederland, und gewiß würde dadurch im Laufe der Zeit eine allmälige Verschmelzung der Bewohner beider Landestheile herbeigeführt worden sein; aber es ereigneten sich Umstände, die eine gewaltsame Auflösung der alten Clanverhältnisse zur Folge hatten. Die Erbitterung, wozu die Maßregeln der Regierung reizten, machte das Volk desto empfänglicher für die Ermahnungen und Ermunterungen, welche das vertriebene Fürstenhaus nicht sparte. Die Häuptlinge boten alles auf, ihre bedrohte Gewalt zu behaupten, und den Neuerungen entgegen zu arbeiten, wodurch die Regierung die Bande des Clanverhältnisses zu schwächen suchte. Ein gefährliches Mittel, wozu sie schritt, erleichterte den Hochländern die Ausführung ihrer Absichten. Es wurden nämlich um das J. 1729 unter den Hochländern Compagnien geworben, welchen man die Söhne der Häuptlinge oder die Lehnleute zu Offizieren, die Stammhäupter selbst aber zu Oberbefehlshabern gab. Dieser sogenannten unabhängigen Compagnien waren sechs, die man gewöhnlich, nach ihrem dunkelfarbigen Tartan, die schwarze Wache (Freicudar Dhu) nannte. Ihre Pflicht war, das Entwaffnungsgesetz zu vollziehen, die Unzufriedenen zu schrecken, Versammlungen des Volkes zu hindern, Befehdungen zwischen feindseligen Stämmen und besonders Raubzüge gegen die Nachbarn zu verhüten. Sie durchzogen in der Absicht das Land, wo-

Digitized by Google

durch sie Gelegenheit erhielten, mit den Verwegensten bekannt zu werden, und es ist gewiß, daß die Stammhäupter diese Anstalt zu ihren Zwecken zu benutzen wußten, oder doch so viel wenigstens offenbar, daß die schwarze Wache ein Mittel war, den kriegerischen Geist zu nähren, den die frühern Maßregeln der Regierung hatten ersticken sollen. Der Aufstand im J. 1745 (s. Carl Eduard Stuart Bd. 9.) war eine Folge des heimlichen Grolls der Hochländer und der Anreizungen von außen. Der unglückliche Ausgang des Kampfes gab der Regierung Anlaß, die patriarchalische Verfassung der Hochländer 1747 aufzuheben, die Entwaffnung derselben strenge zu vollziehen und selbst die Volkstracht zu verbieten. Ehe wir über die seitdem entstandene Umwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse sprechen, sagen wir ein paar Worte über die Sitten der Hochländer. Im Äußern schon unterscheiden sie sich von allen andern Völkern durch ihre eigenthümliche Tracht, von altceltischem Ursprung. Dieser schöne, die leichte und freie Bewegung begünstigende Anzug, war für Krieger, Jäger und Hirten der passendste. Der Stoff der hochländischen Kleidung ist seit Jahrhunderten derselbe geblieben, ein wollener Zeug, zuweilen mit baumwollenem Einschlag, immer gewürfelt in bunten Farben, in frühern Zeiten gewöhnlich dunkelfarbig, später oft in grell abstechenden Farben. Jeder Stamm hatte gewöhnlich seine besondere Farbenmischung im Tartanmuster, um sich von andern zu unterscheiden. Der Haupttheil der Kleidung war das Kilt, ein faltiger Schurz, der die Schenkel umgab und bis auf die Kniee hinabging. Reiter und Alte trugen jedoch zuweilen eine Beinbekleidung, eine Art enger Strumpfhosen, Trois genannt. Die Westen und der kurze Rock waren gestickt oder mit Tressen besetzt. Das Kleid war ein zwei Ellen breites und vier Ellen langes Stück Tartan, das den Leib in breiten, zierlich geordneten Falten umgab, durch einen Gürtel festgehalten ward, und während der untere Theil herab hing, wurde der obere um die linke Schulter gezogen, und ließ den rechten Arm frei. Bei Regenwetter diente es als einhüllender Mantel, und wenn beide Arme frei sein sollten, ward es mit einer silbernen Spange auf der Brust befestigt. Vorne hing eine große Tasche von Ziegen- oder Dachsfell, den Ridicules unsrer Frauen ähnlich. Ein Dolch war, nebst Messer und Gabel, in einer an der Seite hangenden Scheide befindlich. Die Mütze gehörte wesentlich zum hochländischen Anzuge. Statt der Federn, womit die Vornehmen sie schmückten, trugen die Geringern einen Strauß von Heidekraut, oder einen Zweig von Stechpalmen oder Eichen. Die Schuhe bestanden aus dicken Lederstücken, die mit Riemen über den Fuß befestigt waren. Das strenge Verbot dieser Kleidung im J. 1747 war den Hochländern besonders empfindlich, und sie waren oft sinnreich genug, demselben auszuweichen. Erst 1782 wurde dieses Verbot förmlich aufgehoben. Seitdem hat sich die alte Volkstracht allmälig verloren, und ist nur noch in einigen Gegenden, jedoch mit der Tracht der Nieder-Schottländer vermischt, und nur unter der geringern Volksclasse noch üblich. Zu den Waffen der Hochländer gehörte das Schwert an der linken und ein kurzer Dolch (Dick) an der rechten Seite. Eine Flinte, ein paar Pistolen und eine Tartsche waren die übrige Rüstung. In Ermangelung einer Flinte, oder wenn es an Schießbedarf fehlte, bediente man sich einer langen Lanze, Lochaber axe genannt, deren Schaft eine zum Hauen und Stechen taugliche Waffe trug. Jeder Clan bildete, unter dem Oberbefehl des Stammhauptes, ein Regiment, dessen Compagnien die einzelnen Fa-

milien unter der Anführung ihrer Häuptlinge ausmachten. Muth und Freiheitsliebe, Anhänglichkeit an Heimath und häusliche Verbindungen, Gastfreiheit und Hang zu froher Geselligkeit, Redlichkeit im Privatverkehr, und unverbrüchliche Treue gegen bewiesenes Vertrauen, waren ausgezeichnete Charakterzüge des Hochländers und sind es, bei allen Umwandlungen, welche die Sitten in neuern Zeiten erlitten haben, noch immer. Büchergelehrsamkeit war freilich wenig verbreitet und nur unter den Vornehmen, die zum Theil in Frankreich gebildet wurden, aber Vaterlandsgeschichte, Dichtkunst und Musik waren Lieblingsunterhaltungen selbst unter dem gemeinen Volke. Jeder Häuptling hatte seinen Barden, der die Thaten des Geschlechts und einzelne Glieder des Clans besingen mußte. Diese Sänger standen in hoher Achtung und waren wie die Senachies, oder die Ältesten des Stammes, die Bewahrer alter Sagen, wobei eine durch Übung gestärkte und unter einem Volkk ohne geschriebene Literatur leicht erklärliche Kraft des Gedächtnisses sie unterstützte. Das beliebte Instrument war die Sackpfeife, und der Pfeifer mußte im Kampfe durch kriegerische Töne die Begeisterung unterhalten, die der Brand erweckt hatte. Eine warme Einbildungskraft, die von der Erhabenheit und der ernsten Einsamkeit der Landschaften seiner Heimath lebhaft ergriffen wurde, war die Quelle manches eigenthümlichen Aberglaubens. Das Hochland aber ist das einzige Land in Europa, das nie durch Glaubensstreitigkeiten beunruhigt worden ist, oder durch Glaubensverfolgungen gelitten hat. Der Presbyterianismus und der catholische Glaube sind die herrschenden Formen. Die letztere ist auf die Grafschaft Inverneß und auf einige Inseln beschränkt. Unter dem Adel gibt es auch einige Anhänger der bischöflichen Kirche. Protestanten und Katholiken leben brüderlich beisammen. Die 1747 genommenen politischen Maßregeln hatten eine gänzliche Umwandlung der Sitten des Hochlandes zur Folge, die sich freilich erst ungefähr zwanzig Jahre später zeigte, wozu aber jene Maßregeln den ersten Anstoß gaben. Die Veränderung zeigt sich in der Sinnesart und Lage des Hochländers, und verräth sich nicht blos in seinen Sitten und seinem Äußern, sondern selbst sein Land ist umgewandelt. Ländereien, die lange schon unter dem Pflug gewesen waren, sind verwildert, ganze Thäler, einst die Wohnung eines kräftigen Volksstammes, verödet, und Familien, die wie Alpenpflanzen im heimathlichen Boden gewurzelt waren, sahen sich gezwungen, in Manufacturstädten Unterhalt, oder in den Wildnissen der Fremde Zuflucht zu suchen. Der Charakter der Hochländer hat viel von seinem romantischen und ritterlichen Anstrich verloren. Einer der auffallendsten Züge des umgewandelten Hochlandes ist die größere Gleichgültigkeit des Volkes gegen die alten Stammverhältnisse. Lange nach der Aufhebung der Clanverbindung dauerte die Ergebenheit des Volkes gegen seine Stammhäupter fort, und was das Gesetz verweigerte, gab die Treue unvermindert. Es würde den Häuptlingen und Gutsherren leicht geworden sein, sich die alte Anhänglichkeit zu sichern, aber auch hier hat das ungeduldige Verlangen, die Früchte einer neuen Ordnung der Dinge, die mit der Zeit gewiß reif geworden wären, schnell zu ernten, zu vielen Bedrückungen geführt, die allmälig die alten Bande der Liebe und Treue lösten. Noch findet man zwar manche Gutsherren, welche als rühmliche Ausnahmen an die Tage der Vorzeit erinnernd, sich die Anhänglichkeit ihrer Untergebenen gesichert haben; viele aber wurden durch den Aufenthalt in Edinburg oder London ihrer Heimath entfremdet, und die Schwie-

Digitized by Google

rigkeit, den vermehrten Aufwand zu bestreiten, führte sie zu Unternehmungen, die den Zustand der geringern Volksklasse verschlimmerten. Besonders war es die unverhältnißmäßige Vermehrung der Schafzucht, was dem Volk die Mittel zum Unterhalte nahm. Auswanderungen nach Amerika, die Folge der Verarmung und Verödung, haben seit 30 Jahren Tausende entführt, welchen die geliebte Heimath ihrer Väter nichts mehr darbot, als die Aussicht in ein dürftiges Leben.

Hochstädt (Treffen und Schlacht bei), letztere von den Engländern Schlacht bei Blindheim oder Blenheim genannt. Das französische Reich hatte im spanischen Erbfolgekrieg Holland und England, Oesterreich und Savoyen und Portugal zu seinen Feinden. Auch das ganze deutsche Reich kämpfte gegen dasselbe, mit Ausnahme eines einzigen Staates, des baierischen. Der Churfürst von Baiern war Ludwigs XIV. treuester Verbündeter, und da seine Länder nicht nur an Oesterreich grenzten, sondern auch dies auf dieser Seite von keiner Festung gedeckt ist, so war er um so mehr zu fürchten, jemehr er als thätiger, kriegslustiger Fürst selbst im Felde auftrat und den franz. Heeren im glücklichen Falle den Weg nach Wien öffnen konnte. Die letztere Furcht war nicht ungegründet. Er hatte am 20. Sept. 1703 bei Hochstädt, einem Flecken, 3 Stunden von Donauwerth, den kaiserl. General Styrum geschlagen und die Festung Passau erobert. Nur seine Unzufriedenheit mit dem geraden, derben franz. Marschall Villars hatte ihn gehindert, schon in jenem Jahre alle Früchte zu ernten, die dieses Treffen hätte haben können. Jetzt hatte Villars den Oberbefehl an den Marschall Tallard abtreten müssen, der am Rhein den Markgrafen Ludwig von Baden bei Speier schlug, und so war die Lage der kaiserlichen Erbländer äußerst gefährdet. Bereits hatte aber Marlborough, damals die Seele des ganzen Krieges im Felde und Cabinette, den Plan entworfen, den Ausgang des Feldzugs an dem Ufer der Donau entscheiden zu lassen. Italien, Flandern und der ganze Unterrhein sollten nur vertheidigt werden, der Hauptschlag in Süddeutschland fallen, wohin auf der einen Seite die besten kaiserlichen Schaaren unter Eugen vom Rhein herüber kamen, während Marlborough bereits am 2. Jul. nach einem heftigen Kampfe auf dem Schellenberge die baierischen Verschanzungen gestürmt und sich den Weg über die Donau gebahnt hatte, um nun nach Maßgabe der Umstände ins Herz von Baiern einrücken zu können. Zu dem letztern aber war der Gewinn einer Hauptschlacht unumgänglich nöthig, da ohne diese der Marsch nach Baiern nur ein abenteuerlicher Zug gewesen wäre, langes Stehen aber, bei der damaligen Art Krieg zu führen, wo gefüllte und sicher bewachte Magazine als unentbehrlich angesehen wurden, nicht möglich blieb. Zu einer solchen Schlacht ließ sich das baierische und französische Heer am 13. Aug. unter den ungünstigsten Umständen bringen. Beide standen unter Tallards und des Churfürsten unmittelbarem Befehle zwischen dem Dorfe Blindheim und dem Dorfe Kizingen hinter dem Nebelbache, der sich in die in ihrer Flanke vorbeigehende Donau verläuft, und zählten gegen 56,000 Streiter, während Marlborough und Eugen etwa 52,000 vorführten. Aber jene hatten ihre Massen hauptsächlich in die zwei Dörfer geworfen, die sie als die Stützpunkte ihrer Flügel betrachteten, ob sie schon von der Linie der Hauptstellung zu weit nach vorn lagen. Die ganze Masse der Reuterei war hauptsächlich in der Mitte zwischen beiden Flügeln eingeklemmt, da jedes Heer, das baierische wie das französische, die seinige auf beiden Flügeln hatte, und die von

zwei Flügeln nothwendig auf solche Art zusammenstoßen mußte. Ohne Zweifel hätten beide Feldherren diese Mißgriffe eingesehn und verbessert, da Tallard in Blindheim allein 27 Bataillone Fußvolk liegen ließ; allein sie erwarteten so wenig, angegriffen zu werden, daß sie, als sich die Linie der Verbündeten am 13. Aug. früh um 2 Uhr in Bewegung setzte, sie dies für den Abmarsch derselben annahmen. Der größte Theil der Reuterei war auf Fouragiren ausgesandt. Noch um 7 Uhr, als schon die Spitzen der 8 Colonnen, mit welchen Eugen und Marlborough gegen den Nebelbach vordrang, sichtbar wurden, hielt Tallard das Ganze für eine List, den Abzug zu verdecken; allein bald sollte nun der Irrthum schwinden. Mit größter Eile mußten nun die zerstreuten Reuterhaufen zurückkehren und die Kanonen in die Linie aufgefahren werden. Allerdings boten die Franzosen und Baiern alles auf, den Übergang über den Nebelbach und die Eroberung der beiden Dörfer zu verhindern, deren Wegnahme von Marlborough und Eugen als entscheidend für die Schlacht angenommen war. Doch bald änderten diese den Plan dahin ab, in die Mitte dieser unordentlich gehäuften Masse über den Bach herüber einzubrechen, was ihnen auch nach großen Anstrengungen Nachmittags um 5 Uhr gelungen war. Die Massen in Blindheim waren nun abgeschnitten, die Reuterei ward vom englischen Geschütz- und Musketenfeuer vertrieben; nur ein Theil des feindlichen Heeres rettete sich, alles übrige blieb auf dem Schlachtfelde, das mit mehr als 11,000 Todten bedeckt war, oder ward theils hier, theils in dem nun ganz vergessenen und umzingelten Blindheim gefangen. Unter den Gefangenen war der Marschall Tallard selbst; sein Sohn fand den Tod. Die Folgen der Schlacht waren für den ganzen Feldzug, wie Marlborough gehofft hatte, entscheidend. Baiern fiel in die Gewalt Österreichs. Die Gefahr, die diesem drohte, war dahin. Ludwig XIV. Kriegsglück zerfloß wie das von Napoleon nach der Schlacht bei Leipzig, und wenn er doch nach dieser Schlacht noch fast 10 Jahre Trotz bot, so lag es nur an den ewigen Zwistigkeiten unter den Verbündeten selbst, die über die Benutzung eines Sieges so lange stritten, bis er nicht mehr vollkommen zu benutzen war. Marlboroughs Verdienste erkannte das Parlament damit an, daß ihm der Pallast Blenheim geschenkt wurde, der noch im Besitze seiner Nachkommen ist.

Hoffmann. — Unter den spätern Werken sind besonders zu bemerken: die Elixire des Teufels, 1816, vielleicht das Beste unter den größern Arbeiten des Dichters; diesem folgten 1817 die Nachtstücke in zwei Theilen, im Ganzen von untergeordnetem Werth, gegen welche die Serapionsbrüder (23 Erzählungen in 4 Bänden) erfreulich hervortreten. Klein Zaches, genannt Zinnober; die Prinzessin Brambilla, ein Capriccio nach Jacob Callot; Meister Floh, ein Mährchen in sieben Abenteuern zweier Freunde; die Lebensansichten des Kater Murr, nebst fragmentarischer Biographie des Capellmeisters Johannes Kreisler, in zufälligen Maculaturblättern (1820 und 1821); die Doppeltgänger, eine verunglückte Erzählung im zweiten Bande der von Biedenfeld und Kuffner herausgegebenen Feierstunden, schließen den Kreis seiner Schriften. Außer diesen sind noch „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß," einem interessanten Werke (Berlin bei Ferd. Dümmler, 1823, 2 Thle.) in einer Beilage mitgetheilt zwei Erzählungen: des Vetters Eckfenster und die Genesung. Meister Wacht, ein Charaktergemälde des Lebens, welches der Dichter in Bamberg führte, ist in einer Sammlung von Erzählungen und Mährchen von

Digitized by Google

Steffens, v. der Hagen und Hoffmann erschienen. Über der Novelle: der Feind, starb der Verfasser, noch kurz vor den letzten Augenblicken dictirend; sie bezeichnet in ihrer fragmentarischen Gestalt treffend die Unvollendung seiner ganzen dichterischen Wirksamkeit. Diese vier zuletzt genannten Producte erhalten dadurch ein besonderes Interesse, daß Hoffmann dieselben unter Schmerzen des nahen Todes geschrieben hat. Des Vetters Eckfenster ist eine Schilderung des Berliner Marktgewühls nach dem Leben, aber ohne poetische Verbindung. Höher steht: die Genesung, welche außer dem Reize einer gelungenen Darstellung manchen feinen, rührenden Wink über die Seelenstimmung des Kranken mittheilt, die uns in dem Maße um so mehr anzieht, als er sie sichtbar mit männlicher Fassung zu verläugnen strebt. Das bereits oben erwähnte biographische Werk gibt in angenehmer, reichhaltiger Kürze die erwünschten nähern Aufschlüsse über Hoffmanns Laufbahn nach ihren verschiedenen Seiten, bis zu seinem höchst merkwürdigen Tode. Hat er nicht immer gelebt, wie er sollte, hingerissen, verzehrt von mehr als einer Flamme, so ist er dafür gestorben wie ein Mann in der vollsten Bedeutung, und seine letzten Augenblicke zeigen fast mehr als alle seine Werke zusammengenommen, den unverwüstlichen Kern seiner reichen und tiefen Natur. Schwerlich läßt sich der stoische Übermuth weiter treiben als bis zu der Frage, die er schon todtkrank an seinen Freund Hitzig richtete: „Riechen Sie nicht noch den Bratengeruch?" Man hatte nämlich vier Wochen vor seinem Tode den Versuch gemacht, durch Brennen mit glühendem Eisen an beiden Seiten des Rückgrats herunter die Lebenskraft wieder zu erwecken, denn das fürchterliche Uebel, welches ihn allmälig aufrieb, war die Rückenmarksdarre. Mit demselben heroischen Geiste gab er die Erklärung: „er wolle es sich schon gern gefallen lassen, daß er an Händen und Füßen gelähmt bliebe — wenn er nur die Fähigkeit behielte, fort und fort dictando zu arbeiten." So trug und erhob ihn jetzt dieselbe Freiheit des Geistes, die er früher in der Steigerung des Genusses mannichfaltig gesucht und gefunden hatte. Es gibt in dem Leben kräftiger Naturen einen Punkt, in dem Stoicismus und Epikuräismus auf eine außerordentliche Weise zusammentreffen. Von dieser Seite erinnert Hoffmanns Beispiel an manchen berühmten Namen der alten und neuern Zeit. Seine Orgien sind bekannt genug, doch hat er sie nicht gefeiert ohne die Gegenwart jenes Dionysos, dem die Griechen als dem Gotte seliger Geistestrunkenheit Tempel weihten. Daraus allein läßt sich erklären, wie er den Pflichten seines richterlichen Amts streng nachkommen konnte, und dabei dennoch im Stande war, das ungebundenste Leben in der freiesten Metamorphose des Abends, nicht selten auch durch die Nacht bis zum Morgen hinzujagen. Ein starker Charakter subordinirt sich leichter als ein schwacher in allen den Fällen, wo die vorübergehende Subordination unmittelbar auf irgend eine Art zum Vollgenuß der Freiheit führt. Mit dieser un- und außerordentlichen Lebensweise steht das Urtheil über den Werth des Dichters im innigsten Zusammenhange. Auch in seinen Werken herrscht der Ungestüm des Lyrischen vor; das erhellt besonders aus seinem ersten Product, den Phantasiestücken, die er selbst als Fulgurationen des Enthusiasmus bezeichnet hat. Auch später trachtet er überall mehr darnach, sich, als die Welt außer ihm darzustellen; sein liebstes Dichten ist Selbstgenuß, Schwelgerei des geistigen Egoismus. Die Liebe zur Duplicität der poetischen Gestalten ist ein geheimer, unwiderstehlicher Ausfluß dieser

sich unaufhörlich durchwühlenden und reproducirenden Selbstbefruchtung. Daher dringt er äußerst selten zur reinen Objectivität durch, daher mangelt seinen Gebilden fast überall ein bestimmter Grund, eine feste Umgränzung, ein historisches, überhaupt ein gehaltenes Colorit. Das Wunderbarste und das Alltäglichste steht nicht selten unverbunden, unvermittelt, schroff und widerlich einander gegenüber. Klein Zaches ist ein Beispiel für viele. Die Kunst des vollendeten Dichters zeigt sich aber gerade darin, das Wunderbare unvermerkt so nahe an das Natürliche hinzuführen, daß zuletzt eins das andere unterstützt und mit unvertilgbarem Zauber umfließt, wie Göthe nirgends schöner und größer als in seinem Wilhelm Meister und jetzt neuerlich wieder mit eigenthümlicher Freiheit in den Wanderjahren gezeigt hat. Zu dem lyrischen Element gesellt sich häufig bei Hoffmann die Kälte der Reflexion, zum großen Nachtheil einer ungetrübten Darstellung. Es ist kein Widerspruch in diesen auf den ersten Blick scheinbar entgegengesetzten Dingen; denn die Reflexion, wie sie besonders unserer heutigen Bildung herrscht, läuft zuletzt mehr oder weniger auf Selbstbespiegelung hinaus und grenzt mithin nahe an jene Lyrik, die der unersättlichen Persönlichkeit fortwährend Feste gibt und Feuerwerke abbrennt. In einem gewissen Sinne läßt sich daher von Hoffmann sagen, daß er häufig selbst durch sein Feuer erkältet. Zuweilen hat ihn die Übermacht der Reflexion vermocht, einen und den andern allgemeinen Gedanken poetisch zu verkörpern. Seine Freunde und unmäßigen Bewunderer haben diese Verfahrungsweise oft auch da sehen wollen, wo er sicherlich nicht daran gedacht hat; sie sind mit Allegorien bei der Hand, wo es ihm höchstens um eine Arabeske zu thun war. Im Allgemeinem fehlt dem Dichter für dieses Präcipitiren des Geistigen die sichere, durchgängige Haltung, wie denn das schon ein Fehler ist, wenn der Entschluß zu einer solchen poetischen Transsubstantion viel zu nackt aus dem Werke hervorschaut. Auch das Absichtlichste muß bei einem Unternehmen der Art wie eine reine Eingebung heraustreten, so daß man kaum weiß, ob der Dichter es gewollt hat oder nicht. Die tiefste und interessanteste Eigenthümlichkeit, die Hoffmann für immer einen ehrenvollen Platz in den Reihen geistreicher Schriftsteller sichert, liegt in der Art und Weise, wie er das Phantastische entwickelt und dargestellt hat. Es ist bekanntlich Sitte, ihn unter die Romantiker zu zählen, wohin er auch gehören mag, so lange die Verworrenheit dieser Benennung fortdauert. Der Strenge nach läßt er sich durchaus nicht in das hergebrachte ästhetische Pfahlwerk einordnen und einengen, und diese Unmöglichkeit ist der beste Bürge für seinen Werth als Dichter. Eine hohe Originalität soll ihm übrigens damit nicht eingeräumt werden, denn er hat sich nie von fremden Einflüssen losmachen können, namentlich ist er Jean Paul oft mehr nachgegangen, als seinem selbstständigen Geiste ziemt. Dabei käuet er oft bis zum Unangenehmen, Zurückstoßenden das moderne Unwesen wieder, seine Protestation gegen die prosaische Wirklichkeit versinkt mitunter in diese selbst zurück, besonders weht die falsche norddeutsche Bildung aus vielen Declamationen sehr unerquicklich entgegen. Und doch müßten wir ihm eine echte dichterische Eigenthümlichkeit zugestehen? Allerdings, sobald wir ihn aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten. Er wurzelt nämlich mit entschiedener, überwiegender Kraft in jener geheimnißvollen Gegend, wo das dunkle Princip, wie eine wilde Jagd, statt ausgebildete Bilder bunte Caricaturen auf und nieder treibt, die gleich grinsenden Todtenköpfen über sich und uns zu

Digitized by Google

lachen scheinen und jenen furchtbaren Contrast zwischen Scherz und Ernst hervorrufen, bei dem wir nicht wissen, ob unser Herz oder die Welt geborsten ist. So erblickte Hoffmann selbst den Tag nur durch die Nacht oder doch durch die Dämmerung, und dieses gespenstische Wesen erfüllte ihn mit jenem wollüstigen Grausen, das wir uns einigermaßen vorstellen können, wenn wir uns an die Freude erinnern, mit welcher wir als Kinder schauerlichen Mährchen horchten und in der Einsamkeit mit banger Lust den Eindruck derselben erneuerten. Die oft so ungehörige, unerträgliche Einmischung der wunderlichsten Spukgestalten gehörte zu der unabänderlichen Denk- und Empfindungsweise des Dichters; die Liebe zu diesem Überreiz war seine eigentliche poetische Natur, mochte ihn auch nebenbei zugleich die Eitelkeit darauf hinspornen, als auf etwas Ungemeines, Außerordentliches. Der Wein diente ihm dabei als eine bequeme Leiter, in das Wunderland hinüberzuschauen und zuletzt hinüberzuspringen. Sein Leben dürfte daher im Grunde wol poetischer gewesen sein, als seine Werke uns vorkommen. Daraus erklärt sich auch, warum das Sentimentale nie so rein und stark wie bei Jean Paul vordringt. In einigen Darstellungen hat er diese vorherrschende Eigenthümlichkeit seines Wesens glücklich verläugnet und diese gehören deshalb zu dem Besten, was wir von ihm besitzen. Künstliche, oder gar systematische Eintheilungen seiner sogenannten Romantik scheinen völlig unstatthaft. Die Sprache handhabte er mit Überlegenheit, wenn auch nicht ohne Manier, besonders sieht man den Ausdrücken des Enthusiasmus Zwang und zuweilen auch Dürftigkeit an. Im 19. Bande des Hermes befindet sich ein wohlgeschriebener geistreicher Aufsatz über Hoffmanns Schriften. Weniger bedeutet, was Wilibald Alexis über ihn als Dichter gesagt hat in dem Buche: Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß.

*Hofwyl, früher der Wylhof genannt, ein Landgut von mäßigem Umfange, wenig über 200 Morgen enthaltend, ist durch agronomische Versuche, mehrere bedeutende Anlagen und vorzüglich durch ein großes Erziehungsinstitut in den letzten Jahrzehenden berühmt geworden. Es liegt zwischen den Dörfern Seedorf und Buchsen und wird auf der südlichen Seite nur durch einen Wald, über dessen Gipfel man fernher die Spitzen der Blümlisalp und anderer Schneeberge des Oberlandes hervorragen sieht, von den Hochufern der Aar und den schönen Umgebungen der Stadt Bern getrennt. Die Gegend an sich, worin es einen sanft aufsteigenden Hügel einnimmt, gehört nicht zu den angenehmeren der Schweiz, und hat wegen des scharfen Nordostes, dem sie gänzlich offen ist, so daß auf der Höhe kein Nußbaum gedeiht, ein unmildes, wenn gleich gesundes Clima. Was Cultur vermag, davon liefert es einen deutlichen Beweis, denn schwerlich möchte jemand, der in früheren Zeiten dort gewesen, es in seinem jetzigen Zustande wieder erkennen. Noch vor 22 Jahren lag es einsam da, nur durch ein hübsches Wohnhaus mit Garten und kleiner englischer Baumpartie geziert. Nahe dabei sahe man noch eine Gärtnerwohnung und zwei eigentliche Wirthschaftsgebäude. Ein Strich an der benachbarten Holzung ließ sich beinahe als den ergiebigsten Theil des Besitzthums betrachten, denn die Felder waren in üblem Zustande, das Ackerland voller Steine, Unkraut und Quellen, die Wiesen sumpfig und das Vieh an Zahl und Art gering. Ganz anders ist es, was der Reisende jetzt dort vorfindet und als Resultat von der Thätigkeit und dem Unternehmungsgeiste des jetzigen Besitzers (Fellenberg in d. n. F. d. W.) annehmen muß. Mit dem Bo-

den und seinen Bewohnern ist eine große Veränderung vorgegangen; die alten Gebäude des Gärtners und der Wirthschaft sind beträchtlich erhöht und erweitert, und größere und kleinere Bauwerke, ja eins einem Palaste vergleichbar, neu errichtet. Weit über 200 Menschen, sowol Knechte, Mägde und Handwerker, als Gelehrte, Kunstverständige und Erzieher, arme Kinder, die ihr Brot auf den Feldern verdienen, und beglücktere Söhne reicher Ältern, alle speisen an Fellenbergs verschiedenen Tischen. Es ist eine Welt im Kleinen, worin besonders eine eigenthümliche Verbindung zwischen Landbau und Erziehung sich kund gibt. Hat man dies im Allgemeinen bald wahrgenommen und vorläufige Blicke auf das Areal, in die Stallungen, in die Werkstätten oder auf die Spiele und Wohnungen der Jugend gethan, so fühlt man sich veranlaßt, das Einzelne näher zu betrachten. Thun wir das Gleiche. Zunächst in Betreff der Agricultur ist zu bemerken, daß dort von Brache und Triesch keine Rede mehr sei. Die Felder Hofwyls, obschon in Hinsicht des Bodens keineswegs gut ausgestattet, werden alljährlich bebaut und genießen keine andere Erholung, als durch Abwechselung der Pflanzen, die sie hervorbringen müssen. Mancherlei Versuche haben zu der Einsicht geführt, daß vier Jahre nach einander gewechselt werden muß, welche Weise Herr v. F. für die dem größten Theile des Schweizerbodens angemessenste hält und nachzuahmen anräth. Folgende Ordnung hatte günstigen Erfolg: im ersten Jahre Kartoffeln, im zweiten Gerste und Hafer mit Klee, im dritten blieb der Klee stehen, und im vierten ward in den umgebrochenen Klee Wintergetraide gesäet. Der vierte Theil des Ackerlandes wird zum Kartoffelbau verwandt, der besonders nebst andern Wurzelgewächsen eine reichliche Viehfütterung möglich macht. Der Dünger wird freilich nicht geschont, damit die Erde von Jahr zu Jahr an treibendem Stoff gewinne und der Ertrag sich erhöhe. Den Austrag der Crealien gibt Herr v. F. bereits aufs 18fache an. Dazu kommt aber, daß man durch Anwendung der Säemaschine die Hälfte der Aussaat erspart. Ferner werden die Felder rein vom Unkraut gehalten, wozu eins der neu eingeführten Instrumente, der Erstirpator, gute Dienste leistet, und überdies Hände angewandt werden, die sonst nicht jedem Landwirthe zu Gebote stehen, nämlich die der Armenknaben, wovon wir nachher berichten wollen. Wie vom Unkraut, so hat man die Felder von Steinen gesäubert, die sowol oben abgelesen, als ausgepflügt und zu Bauten und Wegbesserung benutzt sind. Eben so wenig sind Hungerquellen und übernasse Plätze in den Äckern anzutreffen. Man hat sie zu zwingen und ihren Wasservorrath noch obenein trefflich zu nutzen gewußt. Tief unterm Boden wurden Stollen oder Abzugskanäle gezogen, worin sich die Feuchtigkeit sammelte und zu trocknen, am Abhange liegenden Wiesen rinnen mußte, um an deren oberem Rande in einem kleinen Graben hinzulaufen und durch zeitiges Stauen gehemmt, sich in der ganzen Wiesenbreite gleichmäßig über das Gras zu ergießen. Gereinigt also, stark im Gehalte verbessert und stets lockerer gemacht, sieht man nun große Fluren mit dem herrlichsten Getraide prangen, das im Ebenmaße in dicht neben einander von der Maschine gezogenen Reihen, nirgend zu dick und zu licht, hoch aufschießt, durch keine unnützen Pflanzen gehindert und verdumpft. Von den gewöhnlichen rothen und blauen Kornblumen ist in Hofwyl nichts zu sehen. Schreiber dieses erinnert sich dabei, wie Herrn v. Fellenbergs liebenswürdige Frau einmal darüber scherzte und jene Zeit zurückwünschte, wo zwischen den nützlichen Ähren auch die

Digitized by Google

anmuthige Cyane zu sehen und zu pflücken gewesen. Daß ehemals die Wiesen versumpft waren, möchte ebenfalls kaum glaublich scheinen, da in einer sich weit dehnenden Niederung der herrlichste Wiesenteppich jetzt daliegt, der sich nur denken läßt. Die Entsumpfung ist nicht ohne viele Mühe bewerkstelligt. Zuerst suchte man durch hinlänglich tiefe Canäle dem Wasser Abfluß zu verschaffen, und als dies wegen zu niedriger Fläche nicht hinreichte, faßte Fellenberg den Entschluß, den ganzen weiten Wiesenplatz zu erhöhen. Die Felder der nahen Höhe, deren Boden an sich der Besserung sehr bedürftig, also ohne sonderlichen Nachtheil abzustechen war, mußten ein ungeheures Quantum Erde an die Tiefe abgeben. Zur Ersparung von Ochsen und Pferden ward die Arbeit im Winter vorgenommen. Zwei Schlitten verband man durch ein langes Seil, das oben am Hügelrande um eine Rolle lief. Wechselnd mußten nun die Schlitten die Erde hinunterfördern, indem der vollgeladene durch sein gewichtvolles Abfahren stets den leeren wieder auf die Höhe brachte. Unten war man später geschäftig, die Erdhaufen über die Wiese zu verbreiten. Als aber sich ferner noch zu tiefe Stellen fanden, stach man an den steilen Ufern eines rasch fließenden Baches so viel Erde ab, als zu ihrer völligen Erhöhung nöthig war, und ließ sie durch das Wasser ihnen zuführen (siehe Nassauer landwirth. Blätter von W. Albrecht, 1819, Nr. 44). Was sonst über die Bewässerung der Wiesen durch umhergezogene Gräben und Quereinschnitte, welche das Wasser in kleineren Massen überall hinleiten, zu sagen wäre, ist gewiß bekannt, da man in vielen Gegenden Deutschlands auf gleiche Weise verfährt. Statt dessen bemerken wir, daß die verbesserten Wiesen und Felder einen zahlreichern Viehstand verlangten, und Fellenberg im Stande war, 40 der herrlichsten Kühe und Munnis (Bullen) von den Alpen kommen und in seinen rein und trocken gehaltenen Ställen reichlich mit Klee und Wurzelgewächsen nähren zu lassen. Anfangs, bevor der Ertrag der Äcker stieg, mußte freilich noch Futter zugekauft werden, worüber die benachbarten Bauern ihre Köpfe schüttelten, so wie sich überhaupt die Meinung verbreitete, man verstehe in Hofwyl wol zu bessern, allein mit zu großem Kostenaufwande. Später hat sich gezeigt, daß nicht übel gerechnet war. Fellenberg wenigstens behauptet, daß der reine Ertrag seiner Landwirthschaft seit Ankauf des Guts sich vervierfacht, der rohe aber versechsfacht habe. Unstreitig wird man dabei auch die andern Anstalten berücksichtigen müssen, deren zahlreiches Personal eine bedeutende Consumtion von Vieh und Vegetabilien veranlaßt, wodurch der Gutsherr im Stande ist, die selbst gewonnenen Producte seinen eignen Anstalten stets um das Maximum des Werthes zu verkaufen. Wir lassen dies dahin gestellt sein, um den Leser aus den Viehställen zu dem kleinen Magazine von Ackergeräthen zu führen, woraus die auf dem Gute selbst abgenutzten ergänzt, die meisten Exemplare aber auf geschehene Bestellungen gegen billige Preise versandt werden. Außer der genannten Säemaschine und dem Ausreißer trifft man daselbst noch eine zusammengesetzte Hacke, welche beim Lockermachen und Häufeln in den Kartoffelfeldern sich erprobt hat. Fellenberg spricht davon, inskünftige noch einen tauglichern Pflug und Hände ersparende Maschinen zum Dreschen einzuführen. Einstweilen sind jene drei allein im Gange. Er läßt sie von eigends auf seinem Hofe wohnenden Wagnern und Schmieden verfertigen, denen der Mechaniker zur Seite steht, welcher die Hauptarbeiten dirigirt und auf Vervollkommnung derselben sinnen muß.

Digitized

Fellenberg selbst ist kein mechanisches Genie. Als er früher Willens war, nach englischen Zeichnungen und Modellen arbeiten zu lassen, nahm er einen Mann in Dienst, der, wie es heißt, aus dem Canton Basel gebürtig, sonst ungebildet und bäuerisch, aber ein erfinderischer Kopf war. Dieser brachte die Säemaschine zu Stande, die bald viel Aufsehen erregte. Wo er sich jetzt aufhalten mag, ist ungewiß; vielleicht weiß er von dem kleinen Antheile nichts, welchen sein Werk an dem anderweitigen Ruhme Hofwyls hat. Sein Nachfolger in dem Geschäfte verstand übrigens das Erfundene zu verbessern und zu verschönern. Außer den genannten Handwerkern sind noch andere in Fellenbergs Dienste und auf seine Rechnung bethätigt, nämlich Schreiner und Sattler, Schuster und Schneider. Ihre Werkstätten gewähren sowol willkommene Bequemlichkeit, weil sie am Orte selbst sind, als auch einen nicht zu verachtenden Vortheil. Die Comptabilität über sie wie über das Ganze hat ihren Sitz in Fellenbergs Wohnhause selbst und kündigt sich dem Fremden durch eine Tafel über dem Eingange an, mit der Inschrift: Büreau der Institute. Man findet darin mehrere kleine, hübsch gearbeitete Modelle von Ackergeräthen, die jedem zu betrachten vergönnt sind. Kennern der Agricultur will man sogar die Einsicht in die das Landwirthliche betreffenden Rechnungsbücher nicht verweigern. Zu den Geschäften des Büreaus gehört unter andern die Lieferung von Kleidungsstoffen, Lehrbüchern, geometrischen Bestecken, Schreibmaterial, Landcharten und andern der Jugend in der Erziehungsanstalt nöthigen Dingen, die in größern Quantitäten aufgekauft werden. In den vorhin bezeichneten Zweigen der Hofwyler Thätigkeit, mit Ausschluß des Büreaus, hat kürzlich ein französischer Graf Villevieille 4 verschiedene Etablissements erblickt. Er nennt sie une ferme-modèle, une ferme-expérimentale, atelier de fabrication des instrumens d'agriculture, atelier de perfectionnement des mécaniques agricoles. So zählt er leicht 9 Instrumente auf. Wir gönnen ihm diese Freude und fahren in unserer Skizze des wirklich Vorhandenen fort, indem wir jetzt zu der ländlichen Armenschule übergehen, welche besondern Beifall erlangt und Herrn v. Fellenberg den ehrenwerthen Namen eines um die Humanität verdienten Mannes verschafft hat. Die Anlage derselben ist so einfach, wie das Columbische [illegible] des Eies; es bedurfte jedoch eines richtigen Blicks und Treffers, um andern Gutsbesitzern darin ein Muster zu liefern. Diese Anstalt hat arme, mitunter ganz verlassene Knaben von ungleichem Alter, auch nicht zu gleicher Zeit, sondern wie sich's traf, bereits 50 an der Zahl, aufgenommen. Sie haben ihr eigenes ärmliches, aber rein gehaltenes Local zum Schlafen und ein anderes für den Unterricht. Ihre Kleidung ist uniform gemacht aus groben Stoffen, doch heil und ordentlich gehalten; im Sommer aus Jacken und Hosen von Drillich bestehend, im Winter natürlich wärmerer Art. Unkosten mußten so viel als möglich vermieden und alles aufs schlichteste eingerichtet werden, wie auch in ihrer Beköstigung geschieht; und da die Kost gesund und hinreichend zur Ernährung junger wachsender und arbeitender Körper ist, so haben sie nicht zu klagen. Ihr Lehrer und Führer ist der häufig genannte Wehrli, kein Gelehrter, sondern ein schlichter, gutherziger Landmann, der bis jetzt Fellenbergs Dienste sonstigen Schulstellen auf dem Lande vorgezogen hat. Es ist mit Dank anzuerkennen, wie er unter seinen Zöglingen, die mit wenig Ausnahmen Verstocktheit und Furcht vor dem Gutsherrn äußerten, wohlthuend gewirkt hat, in-

Digitized by Google

dem seine Milde neben dem Ernst ihrer Lage sehr am Orte war, um ihre Gemüther zu öffnen und dem Keime eines reineren Lebens Luft zu machen. Mit Härte wäre er weniger Erzieher gewesen. Daß nur ein Knabe als unverbesserlich fortgeschickt worden (und die Anstalt besteht schon im 14ten Jahre), zeugt sowol für den Führer, als für Menschennatur, die in jüngeren Jahren fast immer aus den Händen des Verderbens zu retten ist. Als Lehrer ist Herr Wehrli nicht so bedeutend, da ihm das Geschick fehlt, die Köpfe wahrhaft zu bethätigen. Er ist zu langsam, doch thut er, was er kann, und das ist löblich; ja verstände er, mehr zu thun, so genügte ihm wahrscheinlich die abhängige und beschwerliche Lage nicht, worin er sich befindet. Auch soll ja der eigentliche Unterricht im Wissen und geistigen Können nur eine Nebensache in seiner Schule sein. Fellenberg nimmt an, daß sehr wenig Wissen für den Armen hinreiche; Zucht sei die Hauptsache und Gewöhnung zur Arbeit, die ihr künftiger Beruf werden soll. Als solchen betrachtet er die Arbeiten des Landbaues und etwa als Ausnahme die Wahl eines jener Handwerke, welche die Knaben in ihrer Umgebung treiben sehen. Demzufolge ist ihre Lebensart so eingerichtet, daß früh am Tage oder Abends spät, oder in seltenen Stunden, wo sich keine Handarbeit für sie findet, eigentlicher Unterricht ertheilt wird, sowol im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion, als in etwas Anschauungslehre und Geographie des Vaterlandes. Hoffentlich wird man ihnen als Schweizerkindern auch die Erzählungen von der früheren Heldenherrlichkeit ihrer Nation nicht vorenthalten, wozu der wackere Zschocke neuerdings ein populaires Mittel in seiner Schweizergeschichte geliefert hat. Das vorzüglichste Tagewerk der Wehrliknaben (so nennt man sie dort) ist aber auf dem Felde und wo man sonst ihre Kräfte gebrauchen kann. Wehrli ist immerwährend ihr Begleiter oder weiß stets um ihr Geben und Thun. Er wohnt und schläft unter ihnen, er ißt mit ihnen, er arbeitet mit ihnen auf dem Felde und wird gewiß durch dieses Zusammenleben völlig in Stand gesetzt, ihre Neigungen und Fehler kennen zu lernen und auf Zucht und Sitte zu wirken. Zugleich ist es in seiner Art, mitunter auf dem Felde und beim Essen solche Gespräche mit ihnen zu führen, worin er seinen Einsichten gemäß sie über diese und jene Erscheinungen in der Natur aufklärt und unnützem Aberglauben steuert. Erholung durch Spielstunden haben die Kinder nicht. Ihre Erholung besteht im Wechsel der Arbeit, indem Fellenberg behauptet, daß Abmüßigung von aller Arbeit nichts tauge, worin schwerlich andere Erzieher ihm unbedingt beipflichten werden. Warum soll auch das arme Kind weniger Kind sein, als das reiche, und die Freuden der Jugend gänzlich entbehren? Selbst junge Thiere müssen spielen. Ob gemeinschaftliches Singen dafür Ersatz gibt, ist die Frage, obschon es löblich ist, daß sie kirchliche Gesänge und einige andere Lieder auswendig lernen. Wie leicht nun ähnliche heilbringende Armenschulen überall einzurichten sind, geht daraus hervor, daß sie wol im Beginn eine beträchtliche Vorlage erfodern, im Fortgange aber das Capital sich rentirt und jener Wohlthätigkeit, die im Geben besteht, nur eine geringe Anstrengung zugemuthet wird. Ist es möglich, sagt Fellenberg, die Knaben bis in ihr 20stes Jahr zu behalten, so müssen sie besonders durch die stärkeren Arbeiten der letzten 6 Jahre völlig ihre Unkosten abverdient haben. In der That zugleich eine Erweckung ihres Selbstgefühls, daß sie zum eigenen Unterhalt das Übrige beitragen können! Auch sind bereits hie und da,

sogar in Hamburg, solche Schulen nach dem Muster der Fellenbergischen angelegt, und Zöglinge Wehrli's sind es, die ihre Leitung erhalten haben. Neben der männlichen Armenschule gedenkt Fellenberg noch eine weibliche anzulegen. Einem seiner neuen Gebäude hatte er bereits vor 6 Jahren diese Bestimmung zugeschrieben, es aber einstweilen noch anderweitig benutzt. Vielleicht schien ihm die Ausführung bedenklich in so großer Nähe des Philanthropins für Söhne wohlhabender und reicher Ältern, dessen Schilderung wir jetzt versuchen wollen. Diese nun seit 15 Jahren dauernde und im Ruf gestiegene Anstalt zählt über 80 Zöglinge, worunter Engländer, Franzosen und Italiener, und an 22 Lehrer, mit Inbegriff derer, die für Instrumentalmusik, Fechten und Tanzen angestellt sind. Das Local ist das oben erwähnte Palastgebäude nebst andern Häusern, wo der größte Theil des Lehrerpersonals untergebracht ist. Und wie das Äußere, so das Innere; fern alles Unreine, alle Unordnung; Sauberkeit und Anstand herrscht in den Schlafsälen, wie in den Eß- und Arbeitszimmern. Seinen Höhepunct hat das Institut, wie es scheint, im J. 1819 erreicht, wo bekannte politische Maßregeln auch auf das ferne friedliche Hofwyl hinwirkten. Söhne österreichischer Unterthanen mußten auf Befehl des Cabinets ausländische Schulen und Pensionate verlassen; fürstliche Familien, noch kurz zuvor Hofwyl verehrend, zogen ihre Angehörigen aus einer auffallend gewordenen Gemeinschaft mit Söhnen niedern Adels und der Kaufmannschaft zurück. Diesen Glanz, wenn es ein reeller war, verlor Hofwyl, und zugleich mit ihm die schon gefaßte Hoffnung, bessere Fürstenbildung in Europa zu bewirken. Wie anders könnte diese auch möglich gemacht werden, als fern von den Höfen in Gesellschaft anderer Knaben und Jünglinge von solcher Reinheit, Arbeitsamkeit und so bescheiden freiem Anstande, wie Fellenbergs Anstalt sie aufzuweisen hat. Ein Familienband umschlingt hier die Kinder und die Jünglinge. Kein Classengeist hat sich eingeschlichen; denn Brüder wissen unter einander nichts von solchem; und eben so wenig sind Auszeichnungen, sei es durch öffentliche Belobung, Preisgeschenke oder gar Decorationen, dort bräuchlich. Die Zufriedenheit der Lehrer, natürliche Anerkennung des Fleißes und Wohlverhaltens bei gut gezogenen Mitschülern, die wirklich erregte Liebe zum Studium und die Stimme des Gewissens sollen ihr Sporn sein. Unnütze Zerstreuung und verderbliche Einflüsse auf Herz und Geist legen kein Gegengewicht in die Schale und erschweren nicht das Werk der Erziehung. Zu Strafen reicht fast immer ein ernstes, mißbilligendes Wort hin. In dem Punkte humaner Behandlung ähnelt die Schule der Pestalozzischen zu Iferten, wie diese nämlich vor mehreren Jahren in ihrer bessern Periode war; übrigens sind beide in Rücksicht des geselligen Lebens und des Lehrsystems völlig verschieden; Fellenberg wollte nicht eine Elementarschule, sondern eine solche, welche die gesammte Jugendbildung wenigstens bis zum Übergang auf Universitäten in sich fassen sollte. Darum hat er auch von Anfang den Ältern das Recht nicht gestattet, ihm ihre Söhne nach Gutdünken wieder zu nehmen. Er verlangt sie für den ganzen Curs der Erziehung und Belehrung. Von beiden haben wir jetzt, wiewohl sie in einander greifen, besonders zu berichten, und zwar zuerst von dem Gebiete des Erziehens, nämlich von der Tagesordnung und dem Leben der Zöglinge. Der Sonntag ist natürlich vorzugsweise der religiösen Feier gewidmet, da für evangelischen, römischen, und einiger russischen Zöglinge wegen, durch besondere Gunst Kaisers Alexander

Digitized by Google

für griechischen Gottesdienst gesorgt ist. In Betreff der Werktage, so stehen die Zöglinge im Durchschnitt um 5 im Sommer, um 6 im Winter auf. Ist Wetter und Jahreszeit nicht danach, um sich des frühen Morgens im Garten und Wäldchen zu erfreuen, so geht es alsbald ans Vorbereiten und Wiederholen der Lectionen. Um 7 Uhr ruft das Frühstück, und zwar nach Schweizer Art eine Suppe. Gleich darauf gibt es für diesen und jenen eine Extrastunde, z. B. in Musik. Um 8 aber beginnt der Unterricht aller Abtheilungen und dauert bis 12. In einer kleinen Pause um 10 Uhr wird ein Stück Brot genommen; um 12 aber läutet es zu Mittag, worauf sich die Zöglinge mit den Lehrern und der Fellenbergischen Familie zu Tische setzen. Beschäftigt nun wieder eine Nebenstunde hie und da den Einzelnen, so fängt doch der eigentliche Stundenlauf erst um 2 wieder an und dauert bis 4, worauf man eine Stunde gemeinschaftlich im Freien mit Spiel sich ergötzt und etwas Obst mit Brot genießt. Um 5 ist entweder Gesangstunde oder ein andrer wenig anstrengender Unterricht, aber nicht für alle Abtheilungen, und um 6 sitzt man wieder bei den Selbstarbeiten. Die Kleinen müssen früher fertig sein, die Älteren sind fleißig bis zum Nachtessen. Es herrscht hierin keine für sämmtliche Zöglinge gleich streng bindende Regel; dem körperlich schwächeren darf weniger zugemuthet werden, als dem gesunden, und spät Abends zu arbeiten, wird nur dem kräftigen und erwachsenen gestattet. An Abwechselung im Lernen ist gleichfalls kein Mangel. Bald ist's die Musik, bald der Schreiner, oder der Turnplatz, oder der Tanz- und Fechtboden, der den Umgang mit Büchern und Feder unterbricht, und das tägliche Spielen und Tummeln im Freien trägt zu der Gesundheit bei, die von den Gesichtern der Hofwyler Zöglinge strahlt. Auch finden sonstige häusliche Freuden und Privatneigungen und ländliches Treiben immer noch ihre Zeit. Der pfeift einem Vogel, der jagt sich mit Kaninchen, ein dritter hat Papparbeiten vor oder füttert ein Schaf. Jeder jüngere hat sein kleines Gärtchen zu besorgen, und alle wiederum ein gemeinschaftliches Stück Feld und Grasplatz und einen Misthof mit Hühnern; jene wollen bestellt, dieser in Ordnung gehalten sein. Ihr Eifer mit Ackergeräthen, mit dem Heuwagen, selbst in Mistgeschäften, wozu besondere Zwillichjacken und Hosen angethan werden, ist erfreulich zu sehen. Ferner werden zu gewissen Zeiten des Jahres mehrere Tage nach einander, wenn mit Garten- und Feldsachen nichts zu thun ist, die Freistunden zu soldatischen Übungen benutzt. Nöthiger Zubehör, um uniformirt und bewaffnet zu sein, ist vorhanden. Man exercirt recht tüchtig, selbst im Feuer, und hat irgend einen Lusttag, der ganz und gar mit kriegerischen Dingen im Freien zugebracht wird. Früh mit der Sonne ist dann alles in Bewegung und ordnet sich zum Ausmarsch; der Eßwagen wird bespannt und das kleine Heer zieht etwa eine halbe Stunde Wegs nach einer hügelichten, mit einzelnen Bäumen besetzten Heide. Hier wird ein Zelt aufgeschlagen, Wachen werden ausgestellt und das Kriegsspiel beginnt. An Zuschauern ist kein Mangel. Mittags wird im Grünen gespeist, und der Nachmittag geht mit Erlustigungen hin, bis der Heimmarsch mit Trommeln und Musik den fröhlichen Tag beschließt. Desgleichen gibt's dann und wann kleine Excursionen zu den nächsten Bergen und Thälern, und zur Ferienzeit eine größere Wanderung durch die Schweiz. Es begreift sich leicht, daß unter einer Menge von Zöglingen verschiedenen Alters in einem so regsamen und reichhaltigen Jugendleben ein star-

Digitized

ker Geist der Ordnung und Lenkung nothwendig ist. In andern Instituten wird dieser von mehreren oder allen Lehrern verlangt, aber die innige Gemeinschaft der Knaben, die Bedingung eines wahren Familienlebens, wird gewöhnlich dadurch gestört, was auch in Hofwyl der Fall gewesen, hätte sich nicht in den ersten Jahren der Anstalt ein Erzieher gefunden, der die Leitung der Knabenwelt ganz allein auf sich nahm. Er heißt Christian Lippe und ist aus Braunschweig gebürtig. Schon als Student zu Helmstädt wurde er von Henke, Bredow und dem Aenesidemus-Schulze sehr geschätzt. Immer des Vorsatzes, sein Leben der Erziehung zu widmen, lag es ihm, als er nach Hofwyl kam, keineswegs daran, dort in irgend einem Fache zu unterrichten und die Musestunden zu Fortsetzung seiner Studien zu verwenden; mit Kindern leben und sie leiten war sein Beruf. Er folgte ihm und ward unwillkürlich der Mittelpunkt des dortigen jugendlichen Lebens. Tag und Nacht unter den Zöglingen, war sein Herz ihnen offen; ihm konnten sie ohne Rückhalt vertrauen, Lüge und Heuchelei konnten sich vor seinen Augen in den jugendlichen Gemüthern nicht erzeugen. Er eiferte für sie, wenn man ihre kindlichen Freuden pedantisch zu trüben suchte, nahm Theil an ihren Spielen und allem, was außer dem Bereich der Studien lag. Er lebte als Kind mit und war doch wie der Vater von allen. Als 1816 die hochherzige Catharina von Wirtemberg ihn kennen gelernt, für ihre Söhne (die Prinzen von Oldenburg) zum Erzieher wünschte, ihn auf die herablassendste Art in Stuttgart empfing, so daß er, an Versorgung in späteren Jahren denkend, fast bereit war, die gebotenen Dienste anzunehmen, ergriff ihn die Vorstellung von den Fellenbergischen Zöglingen so lebhaft, daß er zurücktrat und wieder nach Hofwyl eilte, wo sein Austritt schon gefürchtet wurde. Er hat sich kürzlich (1822) genöthigt gesehen, die Anstalt, worin er dreizehn Jahre thätig zugebracht, zu großer Betrübniß der Zöglinge zu verlassen. In seinem Amte ist ihm der älteste Sohn des Stifters, Wilhelm v. Fellenberg, gefolgt. Da dieser junge Mann in Lippe's Schule aufgewachsen, also an die getroffene Einrichtung und Behandlungsart gewöhnt und gutes Herzens ist, so hat er gesucht, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten. Es muß ihn hierin eine treffliche Anordnung unterstützen, die von Herrn Lippe herrührt. Dieser ächte Erzieher wußte nämlich aus den ältern Zöglingen sich Gehülfen in der sittlichen Führung der jüngeren und in der Leitung ihrer Geschäfte zu bilden; er liebte überhaupt, mit den Knaben zu Rathe zu gehen. Daraus entwickelte sich eine Verfassung, deren Grundzüge man nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Sämmtliche Geschäfte des kleinen Staatswesens ließen sich nämlich in 4 Partien bringen, die eben so viel Beamte erforderten: 1. den Seckelmeister, als Bewahrer des aus gemeinsamen Beiträgen der Zöglinge gebildeten Schatzes, worüber er Rechnung zu führen und Einkäufe, so wie Spenden an Arme, nach Beschluß der Gesammtheit zu besorgen hatte; 2. den Schaffner, beauftragt mit Aufsicht der ländlichen Arbeiten, der Bibliothek, der Krankenpflege und der Ordnung in Zimmern und Schlafsälen; 3. den Ordner auf Spiel- und Turnplätzen, zugleich Quartiermacher auf Reisen; 4. den Hauptmann als Befehlshaber des Heeres, Aufseher bei Schießübungen und Beschließer der Waffen- und Monturkammer. Ein fünfter als Vorstand hatte darauf zu sehen, daß jene ihr Amt nicht vernachlässigten. Alle fünf wählte man aus den tauglichsten, unter Leitung des Erziehers, dem sie allein und in allgemei-

Digitized by Google

ur Versammlung Rechenschaft abzulegen hatten. Ferner war zur Beförderung der Sittlichkeit eine andre Einrichtung getroffen, der zufolge die Gesammtheit in zwei Hälften zerfiel, nicht aber nach Fleiß und Kenntnissen, sondern nach dem Alter. Die Mitglieder einer jeden Hälfte vertheilten sich durchs Loos in drei Kreise, deren jeder einen Vorsteher oder Kreisrath erhielt. Das Amt desselben war, in seinem Kreise auf Eintracht zu sehen, kleine Zwiste zu schlichten, zur Sitte zu ermahnen und überhaupt wie ein älterer Bruder unter jüngern sich zu benehmen. Die sechs Kreisräthe wurden von der allgemeinen Versammlung der Zöglinge wieder unter Vorsitz des Erziehers gewählt. Mit dem Wunsche, daß Herr Lippe selbst das Publicum mit einer Schilderung seines pädagogischen Lebens zu Hofwyl beschenken möge, beenden wir diese unvollkommene Skizze, um noch des dortigen Lehrsystems zu erwähnen. Voran gehe die Bemerkung, daß spielende Methoden dort keinen Eingang gefunden haben. Ferner ist man der Überzeugung, daß eben so wenig dieselbe Folge der Lehrstoffe als die gleiche Zahl von Arbeitstunden für alle Zöglinge Statt haben müsse. Abweichende Fähigkeiten oder Mangel daran machen Änderungen im Hauptplane nöthig, weshalb auch keine bestimmte Classenabtheilung vorhanden ist. Zuweilen werden vorgerückte von den zurückbleibenden getrennt, wodurch aus einer zwei Abtheilungen entstehen; und manchen mußte man das Studium einer der alten Sprachen ganz erlassen, ohne daß eine Kränkung damit verbunden war. Das Individuelle der Knaben soll nicht hintangesetzt werden, und an der hinreichenden Zahl von Lehrern zur Ausführung dieser Ansicht läßt Fellenberg es nicht fehlen. Was den Plan des Unterrichts betrifft, so konnte er im Beginn der Anstalt nichts darüber bestimmen. Persönlich mit den Foderungen desselben wenig bekannt, kam es auf die Ansichten der Männer an, die ihm ein günstiges Geschick zuerst zuführte. Durch sie wurde der Anstalt die Haupteinrichtung gegeben, welcher man noch folgt, ungeachtet sich Manches bei Ausführung der zum Grunde gelegten Ideen geändert hat. Herr Griepenkerl (jetzt Professor zu Braunschweig) war 1808 von dem damals in Göttingen lebenden Professor Herbart als ein denkender und tüchtiger junger Mann Hrn. v. Fellenberg empfohlen. Die Ansichten jenes Philosophen über Verknüpfung des historischen und philologischen Unterrichts, wie über den Vortritt der griechischen und lateinischen Sprache, sind seitdem durch Dissen und Thiersch bekannter und rühmlichst benutzt worden; auch Griepenkerl brachte sie nebst dem Herbartischen ABC der Anschauung, als einem Elementarbuche der Mathematik, mit nach Hofwyl, um sie gleich bei Eröffnung des Instituts anzuwenden. Nicht die antiken Sprachen an sich, hieß es nun, sollten ein Zweck der Bildung sein, sondern die Kenntniß von der Griechen und Römer öffentlichem und häuslichem Leben, von ihren bedeutendsten Männern und Werken der Literatur und Kunst. Ferner: Geschichte, aus Compendien erlernt, sei todt; sie müsse aus den besten Quellen geschöpft werden; aus gleichem Grunde könne man in der Jugend wahres Interesse an der Geschichte nur durch langes Verweilen bei bedeutenden, umständlich erzählten Begebenheiten wecken; unter einem vorragenden Volke in irgend einer wichtigen Zeit sich einheimisch zu wissen, sei besser, als ein Handbuch der Universalhistorie durchgelesen zu haben. Darum, und weil die griechische Welt den Vorrang habe, ward nach Beseitigung der ersten grammatischen Schwierigkeiten der griechischen Sprache sogleich zur Lesung des Homer geschritten. Nach etwa zweijähriger Beschäftigung mit der Odyssee sollte der Leh-

Digitized

rer die auf Homers Zeit folgenden Geschichten der Griechen und Asiaten, und zwar in Herodotischer Art, erzählen und zugleich grammatische Vorbereitungen treffen, um die Lesung der Perserkriege im Herodot selbst zu beginnen. Bald aber werde es nöthig, den viel Zeit erfodernden Umgang mit dem Altvater der Historie zu beschränken, damit der Zögling für die Erlernung der latein. Sprache Zeit gewinne, indem diese nun zum Hauptgegenstande des Unterrichts sich erheben müsse. In der Fortsetzung dieses chronologisch eingeschlagenen Wegs trat jetzt ein Hinderniß ein, da kein römischer Schriftsteller von Homers und Herodots Einfachheit vorhanden, und Livius für Anfänger der Sprache zu schwierig ist. Freilich, ist erst zu diesem das Verständniß eröffnet, so bieten die erste Decas oder der zweite punische Krieg einen reichen, lange festhaltenden Stoff, und ebenfalls, um das Cäsarische Zeitalter zu erkennen, die Sallustischen Werke mit Reden und Briefen Ciceros die erwünschten Materien dar. Kortüm (kürzlich Professor in Basel, jetzt aber (1823) wieder in seiner frühern Stelle zu Hofwyl), welcher jene Schwierigkeiten einer geraden Weiterführung der für die griechische Welt paßlicheren Idee einsah, entfernte sich in so weit davon, als er Geschichte und Sprache der Römer jede für sich behandelte, im Historischen übrigens ausführlich und in der Sprache nicht übereilend war. Unterdeß waren aber die Schüler, mit denen man begonnen, zu Jünglingen herangewachsen, und die Kenntniß lateinischer Dichter, griechischer Tragiker und Eröffnung antiker Philosophie ihnen nöthig geworden. Woher nun die Zeit, um gleichen auf Lesung reichhaltiger Nationalwerke gegründeten Gang durch die Geschichte des Mittelalters einzuschlagen? Man hatte bereits davon gesprochen, an die Lesung der Nibelungen die älteste deutsche Geschichte zu knüpfen, dann Italienisch zu lehren, um mit Tasso die Geschichte der Kreuzzüge, mit Dante die Kenntniß von den Kenntnissen des 13. Jahrh., und Englisch, um mit Shakespeares Schauspielen die Kunde Brittanniens zu verbinden; ja der guerras civiles von Granada und der Lusiade war nach einem Vorschlage A. W. Schlegels gedacht. Man begriff aber, daß solche Ausdehnung des Lehrplans bei weitem alle Schulbildung überschreiten, ja wenn er auch ausgeführt werden könne, nur Übersättigung hervorbringen müsse. Schacht (jetzt Professor in Mainz), dem die Fortsetzung des historischen Unterrichts aufgetragen wurde, beschränkte sich deshalb auf deutsche Vorzeit und Mittelalter, mit Einflechtung dessen, was aus den Geschichten der Nachbarn und der fernen Muselmänner nöthig sein möchte. Das Compendiarische verschmähte er gleichfalls. Neben der älteren deutschen Geschichte ward das Nibelungenlied gelesen, darauf den Jünglingen, denen zuvor jede das planmäßige Studium hemmende Lectüre, einem löblichen Grundsatze des Instituts zufolge, nicht erlaubt gewesen, das Heiligthum unsrer großen Dichter und prosaischen Schriftsteller eröffnet. Das classische Alterthum und das Vaterland sind nun als Hauptgegenstände des geschichtlichen und philologischen Unterrichts bestimmt, worin den Lehrern die reichhaltige, wohlgeordnete Berner Bibliothek sehr zu Hülfe kommt; auch der Naturkunde hat gleich anfangs W. Albrecht (jetzt Director der nassauischen landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Idstein) einen ihr gebührenden Platz angewiesen, so wie Hesse (jetzt Regierungsrath im Darmstädtischen) dem mathematischen Fache durch Einführung der Schweinsschen Methode eine größere Wirksamkeit verschaffte. Der Unterricht im Zeichnen und im Gesange wird durch treffliche Lehrer besorgt. Gleich der erste Lehrer der Anstalt, der schon erwähnte Herr

Digitized by Google

Griepenkerl, der für einen tüchtigen Spieler der Werke Sebastian Bachs gelten kann, gab der Musik viel Raum. Er und Laur (jetzt in Basel) haben aus den Zöglingen der Anstalt ein recht gutes Singchor gebildet. Wie oft freuen sich nicht fremde Herren und Damen der Hofwyler Concerte, mit Verwundern, wie man solches auf dem Lande vermöge. Der jetzige Führer der Concerte ist Hr. Huber aus St. Gallen, ein talentreicher Mann; wie denn überhaupt Fellenberg viel Sorge trägt, alle Fächer wohl zu besetzen. Diese Bemerkungen über das größere Philanthropin zu Hofwyl können wir damit schließen, daß in Sachen des Unterrichts nicht, wie in der Erziehung, die Oberleitung einem einzigen, sondern der Lehrerversammlung zukommt, worin zugleich der eigentliche Erzieher seinen Platz, Herr v. Fellenberg aber das Präsidium hat. Die Wichtigkeit der Hofwyler Anstalten mag die Länge dieses Artikels entschuldigen, da wol die Schrift des deutschen Agronomen Schwarz Fellenbergs landwirthschaftliche Verdienste beleuchtet, über die Gesammtheit seiner Institute aber die Schrift des Grafen Villevieille (des instituts d'Hofwyl, Genève 1821) nicht immer die richtigste Ansicht gibt.

Hohenheim (Groß-), zwei Stunden von Stuttgart, vom Herzog Carl von Würtemberg einst, als er aus England zurückkehrte (um das J. 1776), aus ökonomischer Liebhaberei, zu einer landwirthschaftlichen Niederlassung ausersehen, an die sich nach und nach Gärten und Bauwerke anschlossen, die eine Zeit lang (besonders in den 1780ger Jahren) ein Anziehungs- und Bewunderungsgegenstand vieler Fremden und nicht weniger Reisebeschreiber blieben. Das schönste Schweizerreich prangte hier. Gartenanlagen mancherlei Art, Antiken, Ruinen, Tempel, Monumente, Bäder, Thürme, Wasserleitungen, Cascaden, Moscheen, Pyramiden, Bildsäulen in vielerlei Geschmack und Nachahmung alter oder mittlerer Zeit, wechselten mit modernen Bauwerken der alten verschiedensten Art, mit Milchhäusern, Wirthshäusern, Strohhütten, bäuerisch maskirten Modezimmern, Schäfereien, Schweizereien, Mühlen, Einsiedeleien, Gewächshäusern u. s. w. Das neue Schloß, das noch jetzt durch hohe Lage und Façade von weitem imponirt, vollendete das Ganze um das J. 1796. Alle diese Herrlichkeiten, wie sie waren, findet man ziemlich vollständig aufgezählt im 7. Th. der Auswahl kleiner Reisebeschreibungen. Leipz. 1788. Die Gartenanlagen beschrieb seiner Zeit der kunstsinnige jetzige geheime Hofrath von Rapp in den Jahrgängen 1795—99 des Taschenkalenders für Natur- und Gartenfreunde, worin die Hauptpartien mit ihren Gebäuden zugleich in Kupferstich erschienen; früher, aber kurz, erwähnte ihrer Hirschfeld (Th. 5.); ausführlicher der Prinz de Ligne in seinem Coup d'oeil sur Beloeil. Colorirte Ansichten in Großfolio gab Heideloff in 3 Heften, dann noch in 6 Lieferungen 1795—1800, besonders bei Frauenholz. Dies sind gleichsam noch die in der Ferne aufbewahrten Reliquien einer eben so reichen, als größtentheils geschmackvollen und zum Theil prächtigen Schöpfung. Denn ihre Herrlichkeiten sind jetzt größtentheils verschwunden und außer den eigentlichen Haupt-, Schloß-, Wohn- und Stallgebäuden fast nur die Pflanzung exotischer Gehölze und die Obstgärten erhalten. Die bestimmte Bestimmung dieser Domainen ist aber eine der gemeinnützigsten unter geworden, daß sie von König und Ständen zum Sitz einer Landwirthschaft- und Forst-Lehr-Anstalt ausgewählt ward. Diese steht unter der Oberaufsicht der Centralstelle des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins und unter der unmittelbaren Leitung des be-

rühmten Schwarz. Sie ist mit allen physischen und geistigen Erfordernissen zur Erreichung des Zwecks ausgestattet und beschränkt sich nicht blos auf den theoretisch-praktischen Unterricht erwachsener Jünglinge des In- und Auslandes aus den mittlern und höhern Ständen, sondern nach der eignen Idee des jetzt regierenden Königs und durch seine besondere Unterstützung werden hier arme Waisenknaben zu tüchtigen Knechten, Schaffnern, Meyern ꝛc. gebildet. Ferner zeichnet sich diese Anstalt aus, durch eine auf die Bedürfnisse des Landes berechnete Versuchswirthschaft im Großen, eine Muster- Stamm- Merino-Schäferei, eine Werkstätte für neue, nützliche Maschinen und Ackergeräthe und eine landwirthschaftliche Privat-Verbindung, in welcher die Güterbesitzer, Ökonomie-Beamten und Bauern einen Vereinigungspunkt mehr zur Austauschung und Prüfung von Kenntnissen und Erfahrungen finden. Ausführlicheres über dieses Institut berichtet das seit 1822 erscheinende Correspondenzblatt des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins fast in jedem seiner Monatshefte. — Hohenheim (Klein-), eine halbe Stunde vom vorigen, eine königl., sehr anmuthig gelegene Schweizerei und Fohlenhof für die höchst sehenswerthen, seltnen und kostbaren königl. Stutereien, vorzüglich aus Original-Arabern und Persern bestehend, welcher in den nahen, reizenden und sehenswürdigen königlichen Landsitzen Scharnhausen und Weil vertheilt sind.

*Hohenlohe, ein mediatisirter Fürstenstaat von 64,000 Einw., wovon 61,000 unter Würtemberg und 3000 unter baierischer Hoheit auf 22 Q. M. leben. Hohenlohe ist eins der fruchtbarsten Länder Deutschlands und war der Sitz der Viehmastung für den Markt von Straßburg und Paris, ist übrigens reich an Wild und betriebsam sowol im Wein- und Landbau, als in Bergwerken. Das zahlreiche Fürstenhaus Hohenlohe stammt von Eberhard, Herzog der Franken, Bruder des deutschen Königs Conrad I. Einer von Eberhards Nachkommen, Crato, erhielt bei der Theilung von Franken den District an der Tauber, Jart und Kocher (Hohenlohe). Die Ruinen der Burg Hohenlohe sieht man noch nahe bei Hollach und Affenheim. Erst 1764 wurden alle Linien dieses zahlreichen Hauses Reichsfürsten. Das fürstliche Haus übt manche Gerechtsame durch seinen Senior aus, der wahre patriarchalische Rechte in dieser Dynastie besitzt. Noch blühen zwei Hauptlinien. Die erste Hauptlinie, Hohenlohe-Neuenstein (protestantisch) theilt sich ab in die Zweige a) Langenburg, Residenz Langenburg; b) Langenburg-Öhringen, Residenz Öhringen; c) Langenburg-Kirchberg, Residenz Kirchberg. Die zweite Hauptlinie, Hohenlohe-Waldenburg (catholisch), theilt sich ab in die Zweige: a) Waldenburg-Bartenstein, Residenz Bartenstein; b) Hohenlohe-Bartenstein-Jartberg, gestiftet 1803 vom jetzigen Fürsten Carl Joseph Ernst Justin, Generallieutenant in französischen Diensten; Residenz Haltenbergstetten; c) Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst; Residenz Schillingsfürst. Es verdient bemerkt zu werden, daß dem Fürsten Ludwig Aloysius, damals regierendem Fürsten von Waldenburg-Bartenstein, der noch lebt, Napoleon die Erhaltung seiner Souveränität anbot, wenn er dem Rheinbunde beitreten wollte; daß dieser Fürst hierauf die Zustimmung verweigerte und die Regierung an seinen Erbprinzen Carl August abtrat, als der Mediatisationsschlag ihn betraf. Jetzt lebt er in Lüneville als franz. Generallieutenant und Obercolonel der Legion Hohenlohe.

*Höhenmessungen. Es ist kaum mehr nöthig zu erwähnen, wie nützlich ist es, von den Höhenverhältnissen der Unebenheiten auf

Digitized by Google

der Erdoberfläche unterrichtet zu werden. Dadurch werden nicht nur unsere Kenntnisse von der physischen Beschaffenheit der Erde vermehrt, sondern uns auch mannichfaltige Data zur vortheilhaften Benutzung der Erdoberfläche in Hinsicht auf Cultur und künstliche Anlagen verschafft. Wir können durch die Kenntniß von den Höhen zugleich auf das Clima eines Ortes oder einer Gegend schließen; wir können durch selbige uns die gegenseitige Lage der Höhenpunkte, Straßen und Wasserleitungen zweckmäßig anlegen und führen, auch Sicherheitsmaßregeln gegen Überschwemmungen ergreifen. Dem Naturforscher, besonders dem Geognosten, ist Kenntniß der Höhen der Berge, welche er untersucht hat oder noch untersuchen will, nothwendig. Wenn letzterer seine geognostischen Beschreibungen belehrend und nützlich machen will, so muß er zu den Charten von der untersuchten Gegend Durchschnitte durch die bedeutendsten Punkte derselben legen; aber dieser Arbeit müssen Höhenmessungen vorausgehen, ohne welche nie ein richtiges Verhältniß mit der Natur erreicht werden kann. Eben so ist der Militair, ohne von den Höhen der Punkte auf der vor ihm liegenden Charte unterrichtet zu sein, nicht im Stande, das Terrain richtig zu beurtheilen, auf welchen er Pläne zu Operationen entwerfen und selbige leiten soll. Nicht minder bedarf der Topograph, welcher die aufgenommene Gegend plastisch in Gyps, Thon ꝛc. darstellen will, der Kenntniß aller Erhabenheiten und Vertiefungen dieser Gegend, weil ohne selbige kein treues Nachbilden derselben möglich ist. Hieraus geht hervor, wie sehr die Höhenmessungen vervielfältigt zu werden verdienen und wie überaus wichtig es war, Mittel ausfindig zu machen, um schnell und richtig zum Ziele zu gelangen. Diese Mittel sind Instrumente, vorzugsweise das Barometer mit Thermometern, und die Atmosphäre. Sobald man nur wußte, daß der unsere Erdkugel umgebenden Lufthülle Schwerkraft und Elasticität eigen war, und man die Wirkung derselben auch an dem Barometer wahrgenommen hatte, so gelangte man zu dem Schlusse, daß diese Wirkung beim Aufsteigen in der Atmosphäre sich modificiren und einem gewissen Gesetze unterworfen sein müsse. Man suchte dieses Gesetz durch Erfahrung ausfindig zu machen, indem man das Barometer nach und nach auf bekannte Höhen trug, solches nebst den Thermometern daselbst beobachtete und daraus Regeln ableitete, um die verschiedenen Erhöhungen der Orte über der Meeresfläche zu finden. Da die Lehre vom Höhenmessen mit dem Barometer ihren Ursprung und Ausbildung französischen Gelehrten verdankt, so soll hier eine kurze Darstellung ihrer desfallsigen Arbeiten folgen. Wie schon unter dem Artikel Barometer (Bd. 1.) erwähnt worden, war Pascal der erste, welcher in Vereinigung mit einigen ausgezeichneten Liebhabern der Physik, und zwar den 19. Sept. 1648 zu Clermont und auf den nicht weit davon gelegenen Berge, den Puy de Dome, jene Erfahrung machte, welche er gleichsam schon geahnet hatte. Es ergab sich nämlich, daß das Barometer im Klostergarten zu Clermont 26 Zoll $3\frac{1}{2}$ Linie, dagegen auf dem Gipfel des vorgenannten Berges nur 23 Zoll 2 Linien zeigte. Hieraus folgte, daß die Quecksilbersäule sich wie die Luftmenge verminderte, welche jene in dem Barometer trug, und Pascal schloß: daß man durch dieses Mittel erfahren könne, ob zwei Orte in demselben Niveau seien oder welcher von beiden der höchste sei, wenn sie auch noch so weit von einander entfernt und sogar Antipoden wären. Die Physiker, welche nach Pascal kamen, verfolgten jene Idee, ihre Namen und der geringe Erfolg, zu welchem sie anfänglich gelangten,

beweisen, wie viel Schwierigkeiten selbige darbot, ob sie schon scheinbar so einfach war. Man hatte die Waage, aber man kannte den Werth der Gewichte nicht; auch haben die barometrischen Messungen nur erst seit Deluc, über hundert Jahre nachher, im J. 1754 einige Genauigkeit erlangt. Genannter Physiker wußte die durch die Wärme auf die Luft und das Quecksilber hervorgebrachten Wirkungen von denjenigen zu unterscheiden, welche von ihren Gewichten abhingen und die von ihm angegebenen Verbesserungen machen in der Geschichte des Barometers Epoche. Diese Geschichte ist unter andern auch von Pictet aufgezeichnet worden, welcher darin selbst eine sehr ehrenvolle Rolle gespielt hat. Biot hat auch eine kurze Auseinandersetzung der zur Vervollkommnung der Theorie barometrischer Messungen geschehenen Untersuchungen geliefert und die Tafeln, welche er zur Erleichterung der Rechnungen bekannt gemacht hat, gewähren ihm einen ausgezeichneten Rang unter den Gelehrten, welche sich mit diesem Theile der Physik beschäftigt haben. Es würde überflüssig sein, alle die Arbeiten einzeln zu erwähnen, welche vor Ramonds Untersuchungen erfolgt sind. Dieser eifrige Naturforscher beschäftigte sich zuletzt im J. 1809 vorzüglich mit diesem Gegenstande. In seinem im J. 1811 zu Clermont erschienenen, vier Memoires enthaltenden, Werke hat er die Bedingungen einer guten Beobachtung bestimmt, die den barometrischen Operationen eigenen Umstände auseinandergesetzt und gelehrt, die Modificationen der Atmosphäre, deren Einfluß der Richtigkeit der Messung nachtheilig ist, zu erkennen, die Fehler zu schätzen, und sie selbst zum Fortschreiten der Meteorologie zu benutzen. Seit Delucs Entdeckung war die von dem berühmten Verfasser der Mécanique céleste vorgeschlagene Formel, das Ausgezeichnetere, was über diesen Gegenstand erschienen war; er führte alle Correctionen wegen Einwirkung der Temperatur, so wie der Feuchtigkeit und der Schwere, auf das Quecksilber und die Luft, auf einen bestimmten Punkt zurück, welches natürlicher und einfacher war; er stützte seine Theorie auf die genauesten Data; allein der Coefficient, welchen er vorläufig angenommen hatte, um das Verhältniß der Gewichte der Luft und des Quecksilbers darzustellen, erschien zu schwach; man mußte die Formel der Prüfung unterwerfen, indem man die Längen der Säulen ihren Gewichten substituirte und viele Ursachen zu Fehlern aufsuchte und beseitigte, und den angenommenen Coefficient verbessern oder vielmehr einen neuen bestimmen. Dies hat Ramond gethan. Er hat durch die genauesten Untersuchungen und Vergleichungen der barometrischen Messungen mit wirklichen Nivellements in derselben Gegend, wo die barometrischen Messungen entstanden sind, den Coefficient so bestimmt, wie er in Laplaces letzter Formel enthalten ist, und seitdem genießt selbige die größte Berühmtheit. Nicht nur Ramond, sondern auch viele andere Beobachter haben sich durch die Erfahrung überzeugt: daß diese Formel sowol für kleine als große Höhen und sogar auch zu Messungen unter der Erde gleich gut brauchbar ist, und dies hat zu dem Schlusse geführt: daß die barometrischen Messungen zu einer sehr großen Genauigkeit gelangen können, so oft sie 1) mit guten Instrumenten, 2) von guten Beobachtern, und 3) unter den Beobachtungen günstigen Umständen geschehen. Das erste Erforderniß ist das Wesentlichste. Zu jeder Untersuchung des Höhen-Unterschiedes zweier Punkte gehören zwei Barometer und vier Thermometer, von welchen letztern zwei an die Barometer befestigt und zwei frei sind. Diese Instrumente müssen so einfach sein, als es Bequemlichkeit und Ge-

Digitized by Google

nauigkeit verlangen; sie müssen alle völlig übereinstimmen. In Dresden werden dergleichen Instrumente in der Werkstätte des Herrn Blochmann, Inspector des mathematischen Salons, durch Herrn Mechanikus Winkler ꝛc. von vorzüglicher Brauchbarkeit gefertigt. Die Beobachter müssen ihre Instrumente gehörig kennen und mit selbigen umzugehen, dann aber auch vorzüglich wissen, worauf es bei dergleichen Beobachtungen ankommt. Wenn zwei oder mehrere Beobachter ein barometrisches Nivellement einer Gegend oder eines Landes unternehmen wollen, so haben sie nächst der guten Beschaffenheit der Instrumente auf allen Beobachtungspunkten vorzüglich darauf zu sehen: daß a) die Instrumente senkrecht aufgehängt, vor der Einwirkung der Sonne geschützt und die freien Thermometer wenigstens 9 Fuß von dem Boden, auch sonst von allen Wärme leitenden Gegenständen entfernt seien; b) die Barometer richtig eingestellt und die Barometer- und Thermometerstände genau aufgezeichnet werden; und c) die Beobachtungen an den in Correspondenz getretenen Instrumenten gleichzeitig erfolgen. Übrigens müssen die Beobachter auch den Zustand der Atmosphäre besonders berücksichtigen. Sie müssen vermeiden, bei stürmischer oder solcher Witterung zu beobachten, wo das Quecksilber im Barometer mehrere Bewegungen oft hintereinander macht; jede andere regelmäßige Witterung, wo die Atmosphäre ruhig, hell oder mit Wolken versehen ist, oder auch von einem mäßigen Winde bewegt wird, ist dazu passend. Endlich dürfen die Instrumente auch nicht zu weit von einander entfernt sein. Die weiteste Entfernung darf nicht über 20 Meilen betragen, weil außerdem die Richtigkeit der Messung beeinträchtigt werden könnte. Befolgt man die obigen allgemeinen und die fast in jeder Anleitung zum Höhenmessen mit dem Barometer gegebenen Regeln, so kann man sich überzeugt halten, daß besagtes Instrument allemal da jedem andern vorzuziehen ist, wo man in kurzer Zeit von der Höhe eines Berges, von dem Gefälle eines Flusses ꝛc. auf eine gewisse Strecke, von dem Höhenunterschiede der bedeutendsten Punkte einer Gegend, von der Tiefe einer Grube, von der Mächtigkeit eines Gebirgslagers ꝛc. unterrichtet sein will. Hierbei ist zu bemerken, daß man beim barometrischen Nivellement eines Flusses dessen Gefälle nicht bis auf Zolle genau verlangen darf; indessen kann versichert werden, daß man durch sehr sorgfältige Beobachtungen der Wahrheit sehr nahe kommen wird. Übrigens darf hier die große Erleichterung bei Berechnung der Höhen nach Barometer-Beobachtungen nicht unerwähnt gelassen werden, welche verschiedene Gelehrte durch Ausarbeitung von auf Laplaces Formel gegründeten Tafeln verschafft haben. Unter mehren zeichnen sich die im J. 1809 in Paris erschienenen Tables hypsométriques ihrer zweckmäßigen Einrichtung und Brauchbarkeit wegen, aus. Sie sind in der im J. 1820 bei Arnold in Dresden als Anhang zur dritten Auflage des Lehmannischen Werkes vom topographischen Zeichnen und Aufnehmen herausgekommenen Anleitung zum Höhenmessen mit dem Barometer, von J. G. Wiemann aus dem Französischen übergetragen worden. Auch die von Gauß in Bodens astronomischen Jahrbuche von 1818 bekannt gemachten Tafeln sind ihrer Kürze wegen zu empfehlen, ob man schon hierbei noch gewöhnliche Logarithmen-Tafeln zur Hand haben muß. Nicht minder verdienen Biots im J. 1811 erschienene Tables barométriques einer Empfehlung, welches so wie dessen Verdienste um dergleichen Messungen, bereits oben bemerkt worden ist. Endlich wird noch erwähnt, daß die von dem sehr achtungswerthen Physiker und Mine-

ralogen d'Aubuisson im J. 1809 im Betreff des vorliegenden Gegenstandes unternommenen Arbeiten, deren Gang und Resultate er in einem in der mathematischen und physicalischen Classe des Instituts zu Paris den 26. März und 9. April 1810 vorgelesenen Memoire dargestellt hat, vorzügliche Berücksichtigung verdienen. nn.

*Höhenrauch, Heerrauch, eine besondere Art Nebel, die auch wohl Heiderauch, Sommerrauch, Landrauch genannt wird. Er gleicht durchaus in Farbe der Luft während des Moorbrandes in den Gegenden, wo es landwirthschaftlich ist, den Moor abzubrennen. Obgleich der Höhenrauch durchsichtiger ist, als der eigentliche Nebel, so verdunkelt er doch die Luft in großen Entfernungen. Seine Bestandtheile sind feste oder trockne Materien, welche gleich dem Rauch in die Höhe getrieben werden können. Die Entstehung des Höhenrauchs ist noch nicht erklärt. In dem sehr heißen und trocknen Sommer d. J. 1783 verbreitete sich dieser Rauch über die Atmosphäre von ganz Europa und hielt lange an. Im Februar eben dieses Jahres hatte damals ein entsetzliches Erdbeben Calabrien und einen Theil Siciliens mit Messina durchaus verheert. Eben so arg wüthete der Vulkan Hecla auf dem öden Island. Nur auf ein paar Tage zeigte sich 1804 ein ähnlicher Heerrauch, aber er war nicht so dick; auch damals hatte man vorher Erderschütterungen bemerkt. Im J. 1819 bemerkte man ihn abermals allgemein genug am 11. und 18. Mai.

Holz, Holzarten. Das Holz ist ein Theil des Pflanzenstengels und der Pflanzenwurzel, vorzüglich der Bäume und Sträucher. In organischer Hinsicht ist das Holz aus verhärteten Pflanzenfasern zusammengesetzt oder besteht aus einem Gewebe langgestreckter, erstarrter Zellen (Zellgewebe). Seiner Entstehung und Masse nach ist es verhärteter, durch den Beitritt des Sauerstoffs aus dem Wasser und vorzüglich aus der Luft erstarrter (gleichsam verkalkter) Pflanzenschleim, woraus es begreiflich wird, daß das Holz des Stengels oder Stammes härter und fester sein muß, als das der Wurzel. Man kann das Holz und dessen Arten vorzüglich in dreierlei Hinsichten betrachten und erforschen: 1) in naturgeschichtlicher Hinsicht oder nach seiner Bedeutung in der Pflanzenentwickelung (Pflanzenmetamorphose); 2. in chemischer Hinsicht, d. h. nach seinen Bestandtheilen oder Stoffen (chemischen Elementen); 3. in technologischer Hinsicht, nach seiner Benutzung, oder in Beziehung auf den Gebrauch, welchen der Mensch durch seine Kunst für das menschliche Leben davon macht. So erscheint der Stoff dieses Artikels als ein Gegenstand dreier Wissenschaften, wovon die beiden letztern zugleich Künste sind, und nach dieser Anordnung mag sich die folgende Darstellung richten, damit sie ihren Gegenstand nicht einseitig erfasse. — 1. Seiner naturgeschichtlichen Bedeutung nach ist das Holz ein wesentlicher, zum Leben und Sein des Ganzen nothwendiger Theil, d. h. ein Organ des Stengels (auch der Wurzel). Solcher Organe hat nämlich der Stengel drei: a) die Rinde, b) den Bast und c) das Holz. (Denn das sogenannte Mark im Innersten des Stengels ist kein wesentlicher Theil, kein eigenthümliches Organ, sondern nur lockeres, vertrocknetes Zellgewebe). Die Rinde, da sie unmittelbar mit der Luft in Berührung und daher in Wechselwirkung steht, scheint das Organ des Athmens für den Stengel (gleichsam seine Lunge oder Kieme) zu sein. Der Bast, welcher aus verlängerten, weichen Zellen besteht, ist das lebendigste Organ des Stengels; in ihm geht vorzugsweise der Saftlauf, der Gährungs- und Ernährungsproceß vor sich. Aus dem Holze da-

Digitized by Google

gegen, als dem innersten Organ, ist das Leben durch Erstarrung meist entwichen, wie in den Knochen bei dem höhern thierischen Organismus. Denn mit letztern läßt sich die Pflanze allerdings vergleichen, in welchen das Thier schon vorgedeutet ist, da das Pflanzenreich die Vorstufe zum Thierreich bildet, und wenn sonach der Stengel und die Wurzel dem Rumpfe, das Holz dem Knochen entspricht, so stellt der Bast das mit dem Gefäßsystem noch verschmolzene Fleisch, die Rinde aber die athmende Haut (bei niederen Thieren) oder die Lunge (bei höheren) vor. 2. Die chemische Beschaffenheit des Holzes, nämlich die Natur seiner nächsten Bestandtheile bei der lebenden Pflanze, ist schwer zu erforschen, wegen seiner Unlöslichkeit; denn es ist weder in Wasser lösbar, noch in Weingeist, noch in Ölen, und eben so wenig in Laugen und Pflanzensäuren, aber zerstörbar durch Schwefelsäure, Salpeter- und oxydirte Salzsäure. Bei der Destillation des Holzes, wobei es in verschlossenen Räumen durch Erhitzung verkohlt wird, gewinnt man sehr verschiedene Stoffe, nämlich a. Kohlenwasserstoffgas (ein brennbares Gas), b. kohlensaures Gas (vormals fixe Luft genannt), c. eine essigartige Säure (Holzessig), d. ein brandiges (empyreumatisches) Öl (Theer), e. als Rückstand und Hauptmasse die Kohle. 3. In technologischer Hinsicht spielt das Holz unter allen Materialien, die die Natur dem Menschen zu nützlicher Verarbeitung darbietet, in der cultivirten Menschenwelt eine hervorstechende Hauptrolle. Die Folgen, welche den Menschen aus der technischen Benutzung des Holzes erwachsen, sind wahrhaft unermeßlich zu nennen. Man denke vorerst an die Baukunst und deren verschiedene Arten: die bürgerliche, die Wasserbaukunst, Schiffbaukunst und an die ausgebreiteten Folgen der Ausübung dieser Künste. Um die Aufmerksamkeit in die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse aus Holz einzuleiten, darf man nur an die Menge von Gewerben erinnern, deren Gegenstand die Verarbeitung des Holzes ist, z. B. an die Tischler- (Schreiner-), Wagner-, Böttcher- (Faßbinder-), Mühlenbau-, Drechsler-, Instrumentmacherkunst u. s. w., derjenigen Gewerbe nicht zu gedenken, die zu ihrem Bestehen hölzerner Maschinen und Geräthschaften bedürfen (z. B die verschiedenen Arten der Weber), und deren Zahl nicht gering ist. Über die Benutzung des Holzes, als vorzügliches Brennmaterial, vergleiche man übrigens den Art. Heizung in d. Supplementband, wie über die Angabe der Benutzung ausländischer Hölzer zum Färben den Artikel Färbestoffe. Bd. 3. Auch spielen in der Arzneikunde ausländische Hölzer (Quassia, China u. a.) eine wichtige Rolle. Für die Benutzung des Holzes zu mancherlei Haus- oder Stubengeräthen und andern Kunsterzeugnissen zu täglichem und seltnern Gebrauch; also vorzüglich für die Erzeugnisse des Tischlers und Drechslers kommen die sehr verschiedenen Holzarten in Betrachtung, deren Kenntniß, wenigstens der gebräuchlichsten, nicht nur den genannten Künstlern nothwendig, sondern auch jedem Menschen, aus den gebildetsten Ständen wenigstens, kaum entbehrlich ist; denn wer die Eigenschaften der Holzarten kennt, kann sich für seine Bedürfnisse selbst die zweckmäßigsten wählen, und ist daher von dem nicht immer sichern Urtheil des Künstlers, bei welchem er Bestellungen macht, nicht abhängig. Wiewol Deutschland unter den übrigen europäischen Ländern gegenwärtig allein schon reich genug an mannigfaltigen, zum Theil trefflichen Holzarten ist, die noch überdies durch Beizen und andere Mittel sehr verschönert werden können, so begnügt sich doch der Luxus damit keineswegs, sondern zieht auch aus andern Welttheilen die schönsten Hölzer in seinen

Digitized by

Kreis, von deren Beschaffenheit man daher ebenfalls einige Kenntniß nehmen muß. Die Holzarten unterscheiden sich 1) durch ihre Farbe, 2) durch die verschiedenen Grade der Härte (daher die bekannte Unterscheidung in weiche und harte oder feste Holzarten), 3) durch feine und grobe Adern oder Jahre (in der Sprache der Technik, nämlich die Spuren der Holzringe, wovon sich im lebenden Stamme alljährlich einer ansetzt), 4) durch grobe (sichtbare) und feine (kaum bemerkbare) Poren (Zwischenräume), 5) durch Elasticität und Zähigkeit, wovon es ebenfalls sehr verschiedene Grade gibt, deren schwächste den Namen Sprödigkeit erhalten, 6) durch ihr verschiedenes specifisches Gewicht. Daher die Wahl des Holzes hinsichtlich dieser Eigenschaften, für die Haltbarkeit und Schönheit der Arbeiten keineswegs gleichgültig sein kann. Von der Härte, Zähigkeit, Feinporigkeit und Elasticität hängt vorzüglich die Dauer und Polirbarkeit, und von dieser, in Verbindung mit der Annehmlichkeit der Farbe, die mögliche Schönheit der Oberfläche der Arbeiten ab. Unter den in Deutschland jetzt einheimischen Bäumen liefern die Tanne (Pinus abies), die Fichte (P. picea) und Kiefer (P. sylvestris) ein weiches, grobaderiges, meist weißes oder röthliches und elastisches Holz, welches zu schönen Arbeiten nicht brauchbar, aber zu gemeinen Geräthen sehr dienlich ist, und daher von gemeinen Drechslern, Dorfschreinern und andern Handwerkern häufig verarbeitet wird. Zu den weichern, in verschiedenen Graden minder festen, deutschen Holzarten gehört das weiße, feinadrige und feinporige Lindenholz, das schon festere, meist röthliche Erlenholz und das weiße geschmeidige (wegen seiner Zähigkeit zu Korb- und Siebmacherarbeiten dienliche) Weidenholz, welchem das Holz der Pappel am ähnlichsten, das nur härtere Haselnußholz aber (Corylus avellana) an Weiße, Feinheit und Elasticität gleich ist. Diese und andere weiche Holzarten sind, in trocknem Zustande, mehr oder weniger leicht, worin sich, als eins der leichtesten, das Lindenholz auszeichnet. Unter den härtern, dichtern und daher schwerern inländischen Holzarten hat man folgende wohl zu unterscheiden, welche am meisten im Gebrauch sind: 1) Das Eichenholz, von braungrauer Farbe, sehr fest, aber spröde, von auffallender Porosität; hält sich in der Feuchtigkeit und Nässe gut, und dient daher zum Wasserbau, zu Fensterrahmen und andern für die Dauer bestimmten Arbeiten. 2) Buchenholz (Fagus) wird häufig gebraucht, hat ein kenntliches Gewebe (röthliche, schuppenartige Fleckchen), ist ziemlich fest und weniger spröde, als Eichenholz. 3) Weißbuchenholz (Carpinus betulus), von einigen Hornbaum genannt, da das Holz keiner Buche angehört und ein fast hornartiges Gewebe hat; denn es ist sehr hart, meist weiß, elastisch und feinporig; dient daher zu haltbaren Drechsler- und Tischlerarbeiten. 4) Elzbeerholz (Crataegus torminalis), hart, sehr feine Poren, ziemlich zäh und elastisch; Farbe des jüngern Holzes weiß, des ältern röthlich oder braun, mit schwarzen Adern; daher brauchbar zu kleinen und feinen, wie zu großen Arbeiten. 5) Pflaumenbaumholz (Prunus domestica), röthlich (mitunter rosenfarben) und braungestreift, fest und polituríähig; daher zu feinen Arbeiten dienlich. 6) Kirschbaumholz (Prunus cerasus), gelbröthlich, feingeadert, ziemlich hart und dicht (schwer); zu Tischler- und Drechslerarbeiten sehr tauglich. 7) Ahornholz verschiedener Art, nämlich: a. Maßholder (Acer campestris), b. Ahorn (A. pseudoplatanoides) und Spitzahorn (A. platanoides). Unter diesen drei Arten ist das Maßholderholz das vorzüglichste. Die Farbe ist sehr weiß, selten gelblich, das Gewebe dicht und fein (letzteres wird durch die

Digitized by Google

jetzt bei den Drechslern und Tischlern gebräuchliche Lackpolitur noch sehr gehoben). 8) Birn- und Apfelbaumholz (Pyrus communis et malus), sind einander sehr ähnlich, meist röthlich, mit braunrothen Flecken, bisweilen auch weißgelblich; die Fibern (Adern) fein, aber spröde, die Poren geschlossen; sehr brauchbar und gebräuchlich; vorzüglicher ist das Holz vom wilden Apfel- und Birnbaum. 9) Ibenholz (Taxus baccata, Iben- oder Eibenbaum, Taxus). Ein treffliches, aber in Deutschland ziemlich seltenes Holz, weil bei uns die Stämme nur eine geringe Stärke erreichen. Ein dichtes, hartes, röthliches oder bräunliches Gewebe, keine sichtbaren Poren, sehr politurfähig, fest und elastisch; durch schwarze Beizung wird es dem Ebenholz ganz ähnlich. Noch viele andere, in Deutschland einheimische Bäume (als die Ulme, Esche, Birke, wilder und zahmer Kastanienbaum, Nußbaum, die Akazie, Stechpalme, der Maulbeer-, Cornelkirschen-, Aprikosenbaum u. s. w.) liefern ein brauchbares, aber weniger gebräuchliches, auch meist weniger vorzügliches Holz. Verschiedene Sträucher aber, wenn sie besser gepflegt und zu Bäumen gezogen würden, z. B. der Wachholderstrauch (Juniperus communis), der Weißborn (Crataegus oxyacantha) und Kreuzdorn (Rhamnus catharticus) würden, besonders der letztere, vortreffliche Holzarten darbieten. Das Wurzelholz (von den größern Wurzeln verschiedener Bäume) ist schön figurirt oder geflammt, und wird daher unter dem Namen Masern zu feinen Sachen verarbeitet und von den Tischlern zum Furniren (Belegung mit dünnen Holzplatten) benutzt. Von ausländischen Holzarten sind folgende die gebräuchlichsten und vorzüglichsten: 1) Ebenholz, schwarzes Ebenholz (Aspalathus ebenus). Unter allen bekannten Holzarten die schwerste und zugleich sprödeste: je fester und schwärzer es ist, desto besser läßt es sich poliren und desto höher ist überhaupt sein Werth. Der Baum oder dessen Arten, von welchen es kommt, sind noch zu wenig bekannt; es wird gleichwol starker Handel damit getrieben und ist daher überall zu haben. (S. übrigens den Art. Ebenbaum Bd. 3.) Von ihm haben die Kunsttischler (Kunstschreiner) den Namen Ebenisten. 2) Grün-Ebenholz, unechtes Packholz, falsch Grenadillen-, Franzosenholz, Quajakholz (Quaiacum aspalathum), kommt von Madagascar, aus Westindien. Olivenfarbig, oft gelbgeadert, mit grauem Splinte, außerordentlich hart und zugleich harzig; färbt beim Verarbeiten die Hände, wie das schwarze Ebenholz; zu feinen Drechslerarbeiten vorzüglich geeignet. 3) Roth-Ebenholz, Grenadillenholz (Ebenum, nach Andern Anthillis oretica); soll in Westindien, auf Madagascar und Candia wachsen. Sehr hart, aber gut zu bearbeiten, hat auf olivenfarbigem Grunde schöne braune Adern und ist sehr polirfähig. 4) Buchsbaumholz (Buxus). Der eigentliche Buchsbaum (bei uns wächst er nur als Strauch) ist im südlichen Europa zu Hause. Das Holz ist gelblich, zum Theil mit grauen Adern durchzogen, sehr fest, ohne sichtbare Poren wie Elfenbein, und kommt an specifischer Schwere dem Ebenholz nahe, so daß es im Wasser zu Boden sinkt; unter den ausländischen Holzarten das bekannteste; wird häufig auf der Drehbank verarbeitet, mitunter auch zu feinen Tischlerarbeiten benutzt. 5) Mahagoniholz (Swietenia mahagony). Der Mahagonibaum ist im südlichen Amerika und Jamaika einheimisch, und die Engländer versorgen ganz Europa reichlich mit diesem schönen Holze, welches daher ebenfalls sehr bekannt ist und häufig zu mancherlei Stubengeräth vorzüglich verarbeitet wird. Frisch verarbeitet ist es gelbröthlich, wird aber durch den Einfluß der Luft allmälig dunkler. Es ist sehr hart, etwas

Digitized by Google

porös und läßt sich schön poliren. Das Gewebe ist verschieden, und es gibt in dieser Hinsicht gewässertes, marmorirtes, gemasertes und geflecktes Mahagoniholz, wovon das letztere das seltenste und theuerste ist. Es gibt auch ein falsches Mahagoni (vom Laurus indica), welches die Engländer unter dem Namen Madera-Mahagoni stark in Handel bringen. 6) Cedernholz (Juniperus bermudiana), ein röthliches, weiches und leichtes, zum Drechseln brauchbares Holz, von angenehmen Geruch und bekannt durch seinen Gebrauch zur Einfassung der feinern, besonders englischen, Bleistifte. Von diesem sogenannten Cedernholze ist aber die echte Ceder (Pinus cedrus), der berühmte Baum des Libanon, wohl zu unterscheiden, wovon das Holz, nämlich der alten Bäume, ebenfalls röthlich von Farbe und wohlriechend von einem Harze ist, wovon es durchdrungen wird, und wodurch es zugleich dem Wurmfrabe widersteht. Es wird daher sehr geschätzt und unterscheidet sich von jenem auch durch seine vorzügliche Festigkeit. Von seltner gebrauchten, auch größtentheils weniger vorzüglichen ausländischen Holzarten gibt es noch eine Menge, worunter auch Farbehölzer (z. B. Brasilien- und Fernambukholz, Kampeschen- oder Blauholz, rothes und gelbes Sandelholz) vorkommen, die zu Erzeugnissen der Drehkunst verarbeitet werden können. Zur Kenntniß der Holzarten reicht aber die bloße Beschreibung nicht hin, sondern man muß sich auch die Anschauung davon verschaffen, z. B. durch Benutzung einer Holzsammlung, durch Besuchen der Werkstätte der Tischler, Instrumentenmacher, Drechsler, besonders in großen Städten, wo häufig auch ausländische Holzarten verarbeitet werden.

Holzsäure (acide pyroligneux), eines der kräftigsten fäulnißwidrigen Mittel. Sie wird durch Destillation aus Holz, am besten aus Eichenholz, gewonnen, und ist in England, wo man sie im Großen benutzt, schon ein gangbarer, sehr wohlfeiler Handelsartikel. In ihrem ursprünglichen Zustande hat sie die Farbe des weißen Weines, einen scharfsauren, etwas zusammenziehenden Geschmack und einen brenzlichen Geruch. Wenn man sie acht bis zehn Tage ruhig stehen läßt, setzt sich ein schwärzlicher Theer ab und die Säure wird beinahe farblos. Bei abermaliger Destillation wird sie noch mehr von dem mit ihr verbundenen Theer befreit, aber wie oft man auch die Destillation wiederholt, sie wird doch nie ganz von dem flüchtigen Öl frei, das die Ursache des ihr eigenen brenzlichen Geruchs ist. Sie bewahrt das Fleisch nicht blos vor der Fäulniß, sondern gibt ihm auch jenen rauchigen Geschmack, der geräuchertem Fleisch eigen ist, und hat wirklich eben dieselben Eigenschaften, thierische Stoffe gegen Fäulniß zu bewahren, als das Räuchern in Holzdämpfen, das selbst bei den rohesten Völkern gebräuchlich, und aus dem entferntesten Alterthum auf uns gekommen ist. In beiden Fällen wirkt die Säure auf die thierische Substanz, in dem einen Fall bei der Räucherung, während der Destillation der Säure, im andern aber durch Eintauchen derselben in die bereits fertige Säure. Nach den Versuchen, die unter uns besonders Meinecke und Stolze (der auch ein Mittel gefunden hat, die Holzsäure zu reinigen) angestellt haben, ist minutenlanges Eintauchen des Fleisches hinreichend, die verlangte Wirkung hervorzubringen. Legt man das Fleisch zu lange in die Säure, so werden dessen Fasern aufgelöst. Man hat durch mehre in England gemachte Versuche ausgemittelt, daß sich das mit Holzsäure behandelte Fleisch sehr lange vollkommen gut erhält, wenn es nur schnell durch die Säure gezogen wird. Um die Wirkung des Climas zu erforschen, wurden 1819 zwei

Digitized by Google

Stücke Fleisch mit der Säure behandelt, und das eine ward zu Hause aufgehängt, das andere aber nach Westindien geschickt und nach 15 Monaten von daher zurückgebracht. Beide wurden alsdann gekostet und vollkommen süß, frisch und zu jedem Gebrauche tauglich befunden. In neuern Zeiten hat man in England bei der Versorgung der Schiffe mit Lebensmitteln von der neuen Erfindung den ausgedehndesten Gebrauch gemacht, wodurch die, zeither von dem häufigen Genusse des gesalzenen Fleisches für die Schiffsmannschaft entstandenen Nachtheile vermieden werden. Stolze hat gefunden, daß durch oft wiederholte Behandlung mit Holzsäure Leichname sich in Mumien verwandeln lassen. Diese Säure dient, außer ihrer Anwendung, als fäulnißwidriges Mittel, auch den Kattundruckern statt des essigsauern Bleies, um ihr Eisenwasser zu bereiten. Sie ist, wiewol man sie nicht ganz rein herstellen kann, doch vollkommen tauglich für schwarze, braune und andre dunkle Farben, hingegen, wegen des damit verbundenen Öls und Weinsteins, nicht für rothe und gelbe Farben.

Horneck (Ottokar von), einer der ältesten Geschichtschreiber in deutscher Sprache, lebte in der zweiten Hälfte des 13. und im Beginn des 14. Jahrh. Sein Vaterland war Steyermark, worin damals tüchtige Männer sich hervorthaten. In der Kunst des Minnegesangs ward er unterrichtet durch Meister Kunrad von Rotenberg, der sich nebst andern deutschen Sängern zuvor am Hofe Manfreds in Neapel aufgehalten hatte. Da mit den Hohenstaufen zugleich die Zeit endigte, wo Fürstenhöfe der Aufenthalt der Dichter und Sänger waren, so finden wir unsern Horneck nicht bei Königen und Fürsten. Nachdem er in der Schlacht am Weidenbache gewesen und in Rudolphs v. Habsburg Gefolge mit nach Böhmen gezogen, kehrte er in die vom böhmischen Joche befreite Heimath zurück, und genoß der Gunst des steyrischen Landhauptmanns Otto von Lichtenstein, der auf der Burg zu Grätz residirte. Mehr Beruf aber fühlend zur Geschichtschreibung als zur Dichtkunst, wandte er seine Geschicklichkeit im Schreiben und Reimen auf Schilderung wirklicher Dinge, wofür damals die deutsche Prosa noch nicht gebildet, wenigstens noch nicht angewandt war. Um das J. 1280 verfaßte er ein Werk über die Weltreiche, welches mit dem Tode des geistvollen Friedrich II. schloß, und jetzt, wenn es unter den Handschriften zu Wien sich nicht vorfindet, wol verloren gegangen ist. Aufgefordert, auch das Wichtige seiner eignen Zeit aufzuzeichnen, schrieb er jene große, aus mehr als 83,000 Versen bestehende Chronik, die der Benedictiner Pez 1745 als dritten Foliobaud seiner Scriptor. rerum Austriac. herausgegeben hat. Diesem beträchtlichen Umfange, der rythmischen Form, der anfangs abschreckenden Sprache und der oft ermüdenden Weitläuftigkeit nebst andern Gründen ist es zuzuschreiben, daß dieß vortreffliche Buch erst seit wenig Jahren von unsern Gelehrten wirklich benutzt und in seinem hohen Werthe anerkannt worden. Es umfaßt die Zeit von Manfreds Tode bis zu Kaiser Heinrich VII., und ist also für die Geschichte Rudolphs und Ottokars, Adolphs von Nassau und Albrechts von Österreich vorzüglich wichtig. Reicher als irgend ein anderes Werk jener Zeit ist es an ausführlicher Erzählung merkwürdiger Ereignisse, die der Verfasser erlebte, an Schilderung bedeutender Männer, die er gekannt hat, und an Beschreibung von Festlichkeiten, Wurfen, Turnieren und Schlachten, denen er zum Theil selbst beiwohnte. Daß er Gerücht und Fabel von wirklicher Geschichte zu unterscheiden wußte und überhaupt ein wahrheitsliebender Mann gewe-

Digitized

sen, davon zeugen viele Stellen seines Werkes. Darum hielt er es auch in kirchlichen und politischen Zwisten mit freidenkenden Zeitgenossen, und verhehlt dies nicht im mindesten, so daß man oft über seine Aussprüche staunen muß. Man sehe: Aus und über Ottokars v. Horneck Reimchronik, von Th. Schacht, Mainz 1821, worin der Geist und die Reichhaltigkeit der großen Chronik erörtert und alles Beachtenswerthe in geordneten Auszügen mitgetheilt ist.

Hühnen, Hühnengräber. Das Schrecken, welches die wilden Hunnen vor sich her verbreiteten, ging in der Folge in die Volksmeinung über, sie seien nicht blos mißgestaltete, häßliche, sondern auch meistentheils ungewöhnlich große Menschen gewesen, so, daß der verstümmelte Name Hunne (in Hühne verwandelt) mit Riese gleichbedeutend war. (Nach anderer Meinung scheint indessen auch die Ansicht obgewaltet zu haben, daß Deutschland ursprünglich mit Riesen bevölkert gewesen sei, welche Hühnen hießen. Fouqué läßt jedoch seinen Hunnen im Alkoin als Hühnen auftreten.) Da die mit den Hunnen vorgefallenen Schlachten nicht allein sehr zahlreich, sondern auch meistentheils sehr blutig waren, so war die Folge davon, daß man Leichenhügel, auf solchen Stätten, wo man die Erschlagenen begraben hatte, mit dem Namen Hunnen- oder Hühnengräber bezeichnete, theils weil sie aus Schlachten herrührten, die den Hunnen geliefert waren, theils weil die darunter liegenden zum größten Theile Hunnen waren. Da indessen diese Gräber wiederum natürlich einen großen Hügel bildeten und man späterhin ihren Ursprung nicht mehr wußte, so trugen auch sie dazu bei, die Vorstellung von Hühnen mit Riesen zu verwechseln, und diese Hühnengräber wurden also für Riesengräber gehalten. Daraus entstand nun auch noch ein zweiter Irrthum, der, daß man jeden ähnlichen Hügel ebenfalls als Hühnengrab bezeichnete, ob er schon nichts weniger, als die Asche von Hunnen und noch weniger von Riesen, als vermeintlichen Urbewohnern Deutschlands, sondern im Gegentheil die unserer Ahnen, der alten Deutschen, aus den ersten Jahrhunderten nach Chr. Geb. enthält. Die Zeit, die gestiegene Cultur des Bodens, welche die Wälder vertilgte, die Stromufer ebnete und anbaute u. s. f., hat dergleichen Gräber ziemlich selten gemacht, und die, worüber man genauere Kunde hat, dürften wol nur im Holsteinischen zu suchen sein. Indessen ist nicht zu läugnen, daß in Schottland, besonders im nördlichen Theile desselben, Ossians Gesängen zufolge, gewiß noch manche solche Heldengräber zu finden sein dürften, wie sie nach einer gelieferten Schlacht den blaubeschildeten Führern, einem Königssohn, der umgekommenen Jungfrau mit dem schneeigen Busen, errichtet wurden. Sitte und Cultur und Abstammung der Hochschotten und der Bewohner der holsteinischen Gegend war gleich. Schottlands nördlicher Theil hat sich am wenigsten geändert. Warum soll denn nicht am rauschenden Krona sich das Grab hoch erheben, das Ossian einem von seinem Vater erschlagenen Feinde aus Erde und Steinen hoch aufwölbte? Gewiß gibt auch mancher Ort in Deutschland noch zu ähnlichen Nachforschungen Gelegenheit. Was indessen die Hühnengräber in Holstein anbelangt, die wir genau kennen, aber richtiger als Heldengräber bezeichnen sollten, so liegen sie meistentheils auf einem weiten Raume, aber in großer Anzahl, meistens auf einer heitern Fläche bald zerstreut, bald nahe an einander. Die Gestalt ist kugelförmig. Vielleicht war sie im Anfang kegelförmig und sank nur mit der Spitze ein. In der Höhe haben sie 10—16 Fuß und im Umfange 100—300 Fuß. Mit ihrem

Digitized by Google

düstern Moosgewand erheben sie sich aus den Saatfeldern oder der Pflug geht über sie hinweg, und so kränzt sie die wogende Saat. Manche schmückt eine Eiche, eine Buche, die spätere Enkel pflanzten. Einige haben noch ganz ihre Urgestalt und sind mit weichem, glatten Moose, oder von leicht beweglichen Halmen bedeckt, wie sie Ossian so oft anführt. Die steigende Cultur droht auch dort die Gräber unserer Vorältern zu vernichten. Doch gerade sie beweist durch Umarbeitung des Bodens, daß diese Hügel Gräber seien und wie ihre innere Beschaffenheit ist. Mit der Fläche des Bodens gleich oder auch etwas eingesenkt, findet man, wenn die Erde hinweggeschafft ist, einen von Granitsteinen eingeschlossenen Raum, der gegen 4 Fuß Länge und 3 in der Breite enthält und in welchem Aschenkrüge mit verbrannten Knochenstücken stehen. Rings umher liegen Waffen und Geräthe mancherlei Art. Die Waffen sind Schwerter, Dolche, Speerspitzen, Streitärte, Keile, theils von Metall, theils von hartem Stein, Granit, Basalt, Feuerstein gefertigt und in Strahlenform gelegt. Von Geräthen findet man Spangen, Haken zu Wehrgehängen, Gürtel, Nadeln von Bronze u. s. f. Die letztern sind oft so zierlich gearbeitet und die Urnen selbst den etruriſchen, griechischen Formen so ähnlich, daß man entweder eine viel größere Kunstbildung bei unseren Vorfahren annehmen muß, als man gewöhnlich zugibt, oder aber auf eine innigere Handelsverbindung zwischen dem Süden und Norden Europas schließen kann. Zum Theil mag manches solches Stück auch wol die Beute von Römern gewesen und das Verbrennen der Todten ihnen nachgeahmt worden sein, denn aus Ossian sehen wir wenigstens, daß dies in Schottland ganz unbekannt war, und doch sind dessen Bewohner höchst wahrscheinlich aus Holstein und Jütland hinüber gekommen, und hatten um jene Zeit die Sitte, hohe Leichenhügel aufzuthürmen und dem Todten seinen schönsten Schmuck mitzugeben u. s. f., mit Ausnahme des Verbrennens, mit den Deutschen dieser Halbinsel gemein. Wahrscheinlich haben alle drei Verhältnisse dazu beigetragen, solchen Schmuck in die Hände unserer Vorfahren zu bringen. Sie erbeuteten ihn durch Kriege mit den Römern; sie bildeten den erbeuteten Dingen ähnliche nach und bekamen sie durch den Handel. Läßt doch auch Ossian eine seiner Jungfrauen mit „dem Gewand der Fremdlinge" bekleidet sein! In Holstein finden sich solcher Hühnengräber überall, besonders wohl erhalten sind sie indessen in der Ebene zwischen den Dörfern Volksstädt am Ufer des nahen Sees und in dem Haine daselbst. Beim Pachthofe Höhebeck sind mehr als vierzig dergleichen, theils noch in ihrer Urgestalt, theils bis auf die granitnen Urnenhöhlen aufgedeckt. (Man vergl. damit Meyers Darstellungen aus Norddeutschl. 1816 und Ossians Gesänge.) Daß nur Helden, Anführern und dergleichen solche Hügel errichtet wurden, wissen wir theils aus Ossians Gesängen, theils ergibt es sich daraus, daß oft unfern solcher Gräber im flachen Boden die Spuren von Urnen und Granitsteine gefunden wurden, die ohne Zweifel die Reste gewöhnlicher Menschen bargen.

*Hutten (Ulrich von), stammte aus einem alten Geschlechte, das in den Diensten des deutschen Kaiserhauses manchen wackern Ritter und Staatsmann aufzuweisen hatte. Auf dem Stammschlosse Stackelberg, 2 Meilen von Fulda, ward Hutten 1488 geboren und im zehnten Jahre that ihn der rauhe Vater nach Fulda ins Stift, um ihn da zum Mönch erziehen zu lassen. Die dortige Klosterschule war eine der berühmtesten in ganz Deutschland. Der Jüngling konnte hier

die beste Bildung erlangen und er ließ es auch nicht daran fehlen, davon allen Vortheil zu ziehen, allein Mönch zu werden, sagte ihm so wenig zu, daß er schon 1504 heimlich entfloh und nach Erfurt wanderte, wo er mit mehreren Gelehrten und Dichtern in genaue Bekanntschaft trat. Eine ansteckende Seuche trieb ihn im nächsten Jahre nach Cöln, dessen Universität damals ungemein blühend war. Als aber einer der aufgeklärtesten Lehrer auf dieser Hochschule, Rhagius, verwiesen wurde und nach Frankfurt a. d. Oder ging, begleitete ihn Hutten dahin, wo 1506 die neue Universität eingeweihet wurde. Sein Gönner, der Ritter Eitelwolf von Stein, unterstützte ihn bei seinem dreijährigen Aufenthalte hier auf mancherlei Weise. Indessen die Ruhe und Stille sagte dem feurigen Ritter nirgends lange zu. Er ging, obschon von einer bösen Krankheit gepeinigt, die er sich gleich tausenden in jener Zeit zugezogen hatte, nach dem nördlichen Deutschland, und besuchte namentlich Greifswalde, Rostock u. s. f., wo er überall als Dichter und guter Kopf willkommen war und die ihm so nöthige Unterstützung durch seine Arbeiten fand. 1511 besuchte er Wittenberg, wo er wieder ein größeres Werk herausgab. Von da ging er nach Pavia, um die Rechte zu studiren, und so, was dann vielleicht möglich war, die Gunst seines immer noch zürnenden Vaters zu gewinnen. Gerade in die Zeit seines Aufenthaltes fiel Pavias Eroberung durch die Schweizer in Maximilians I. Diensten, und diese Unruhen bewogen ihn, nach Bologna zu wandern, nachdem er auch hier von den wilden Kriegern seiner Habe beraubt worden war. Der gänzliche Mangel nöthigte ihn endlich, 1513 unter dem kaiserlichen Heere Kriegsdienste zu nehmen, bis er im folgenden Jahre, wo er sie wieder verließ, zuerst in ganz Deutschland bekannt wurde. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete nämlich einen von des Ritters Brüdern theils aus Eifersucht, theils aus Haß gegen denselben. Hutten ließ seinem Unwillen über den fürstlichen Mörder in Gedichten, Briefen, Reden, freien Lauf, und zog so die Theilnahme und Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich. Durch „die Reuchlinschen Händel" mit dem Dominicaner Hogstraaten in Cöln, ward er nicht weniger berühmt. Hutten nahm sich des gelehrten, redlichen und darum so verfolgten Reuchlin in Schriften, besonders in satyrischen, aufs kräftigste an, und namentlich trugen die Epistolae virorum obscurorum, an denen er den meisten Antheil hatte, vornämlich dazu bei, die Mönche in ihrer ganzen Blöße zu zeigen. Seinem Vater zu Gefallen zog er 1515 noch einmal nach Italien, in Bologna Doctor der Rechte zu werden. Er besuchte erst Rom, und ging dann nach Bologna, allein nirgends konnte er lange rasten und bald kam er über Venedig ins Vaterland zurück, wo er in Augsburg vom schönsten Mädchen, Konstanzia, Peutingers Tochter, mit dem poetischen Lorbeerkranz geschmückt und von Maximilian zum Ritter geschlagen wurde. In Italien hatte Hutten das Leben der Mönche in seiner ganzen Scheußlichkeit kennen gelernt und war so sehr Feind der Klerisei geworden, daß er durch die Herausgabe des Laurentius Valla: de falso credita et ementita donatione Constantini derselben gleichsam, als Vorläufer Luthers, den Krieg erklärte. Zwar widmete er die Schrift dem Papste Leo X. selbst, allein es möchte schwer zu entscheiden sein, ob dies mehr Spott oder wirkliche Überzeugung war, daß dieser Papst redlicher sei, und es besser meine, als die frühern. 1518 trat der Ritter in die Dienste des gebildeten Albrechts, Erzbischofs von Mainz, und machte in dessen Geschäften manche Reise nach Paris u. s. f. Na-

Digitized by Google

mutlich begleitete er den Erzbischof nach Augsburg auf den Reichstag, wo bereits Luther mit Cajetan seine bekannte Unterredung hatte; allein das Hofleben ward ihm ebenfalls bald zuwider und so zog er, mit dem schwäbischen Bunde vereint, gegen seinen Erbfeind, Ulrich von Würtemberg zu Felde, wo er mit dem tapfern Franz von Sickingen bekannt und vertraut wurde. Nach beendigtem Kriege ging er für einige Zeit wieder nach Mainz, wo er von allen Seiten Beifall für die mancherlei gegen die Hierarchie gerichteten Schriften erntete. Um aufs neue in der Art aufzutreten, begab er sich in die Einsamkeit seiner väterlichen Burg. Eine Schrift folgte hier der andern, Roms Übermuth und Schlechtigkeit in vollem Lichte darzustellen, und da man dort dabei nicht ruhig blieb, sondern bei Huttens Gönner, Albrecht von Mainz, klagte, so verlor er am Ende zwar diesen Gönner, trat aber nun nicht nur mit Luther in unmittelbare Verbindung, sondern begann auch späterhin, alles deutsch zu schreiben, statt daß er vorher nur in lateinischer Sprache arbeitete. Dadurch kam es so weit, daß man in Rom seine Auslieferung verlangte, daß man gegen ihn Meuchelmörder anstellte und er in Carls V. Hauptquartiere selbst nicht sicher war. Der treue Freund, Franz von Sickingen, räumte ihm aber eine Stätte in seiner Burg ein, und sie war nun der Ort, von wo an Fürsten und Volk neue Sendschreiben ergingen. Inzwischen begann sein Gönner, von Sickingen, eine blutige Fehde mit dem Erzbischof Richard von Trier. Sie endete unglücklich für den Ritter und Hutten mußte einen andern Zufluchtsort aufsuchen. Er hoffte ihn in der Schweiz (1521) zu finden, aber der feige, zweizüngelnde Erasmus machte so mancherlei Anschläge gegen ihn, daß er bis 1523 von einem Orte zum andern mußte, bis er endlich, 36 Jahre alt, von seiner neu ausgebrochenen Krankheit überwältigt, auf der Insel Ufnau im Zürcher See 1523 im August die Ruhe fand, die ihm auf Erden, theils in Folge seines Charakters, theils seiner Familienverhältnisse, theils seiner Arbeiten, nie zu Theil geworden war. Hutten war einer der freimüthigsten, kühnsten Männer seiner Zeit, ein Vorläufer und Beförderer der Reformation, ein Beispiel, ein Gehilfe für Luther, den er nie persönlich kennen lernte, denn in Augsburg (1518) achtete er ihn, den Bettelmönch, zu wenig. Allein späterhin war er von der größten Achtung für den gleichgesinnten, kühnen Mann durchdrungen, wie er es früher schon für Reuchlin gewesen war. Könnte man ihm etwas Böses nachsagen, so wäre es eine Art Leichtsinn, der ihn so manche Verhältnisse übersehen ließ, die schonender behandelt werden mußten, wenn man mit Erasmus sprechen will. Aber sein Wahlspruch: es sei gewagt! (Jacta alea esto!) ließ ihn daran so wenig, wie den, vom Glück mehr begünstigten Luther, denken. Unrecht, Betrug, Heuchelei, Tyrannei empörte ihn, und so entlarvte er sie mit aller Kraft der Feder, die ihm, wie wenigen, besonders in der lateinischen Sprache, unter allen Gestalten zu Gebote stand. Sein gerader, muthiger Sinn ließ ihn, zitterten alle Freunde, nichts fürchten. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß. Man zählt 45 derselben, mehrere ungerechnet, bei welchen es nicht mit Gewißheit ausgemittelt ist, ob sie von ihm herrühren. Viele von seinen Arbeiten sind zum Theil äußerst selten geworden und eine vollständige Sammlung ist längst erwünscht gewesen. Allein das Schicksal verfolgte Hutten auch im Grabe. Es kam nie eine zu Stande. Ob die, von dem freimüthigen Mönch begonnene von besserm Glücke begünstigt werden wird, wird die Zeit lehren. Die vollständigste und neueste Lebensbeschreibung

Digitized by

des Ritters ist 1823 von C. J. Wagenseil in Augsburg erschienen (Nürnberg, 8.); der sich fast ein halbes Jahrhundert lang mit dem Studium von Huttens Schriften beschäftigt hat.

Hyde de Neuville (Paul, Graf von), spielte während der Revolution und der kaiserlichen Regierung eine ziemlich ansehnliche Rolle unter denen, die sich durch geheime Umtriebe gegen die damalige bestehende Macht in Frankreich auszeichneten, und machte sich seit der Restauration durch seinen Ultra-Royalismus und sein Halten zu den Gliedern der äußersten rechten Seite in der Deputirtenkammer, bekannt. Geboren zu Charité sur Loire, woselbst sein Vater, der ihm ein bedeutendes Vermögen hinterließ, eine Knopffabrik hatte, kam er zu Anfang der Revolution nach Paris, machte sich jedoch erst im Jahre 1797 durch sein Auftreten auf die politische Laufbahn bemerklich. Damals schloß er sich mit seinem Schwager Delarüe (einem Mitgliede des Rathes der Fünfhundert) der unter dem Namen Clichy bekannten Partei an, deren Streben dahin ging, die erwachte Zeit in ihre vorigen Schranken zurückzudrängen und mit der Vernichtung aller vom Geist der Freiheit hervorgerufenen Institutionen, auch das alte Regime in seiner völligen einstigen Gestalt wieder herzustellen. Um dies Vorhaben aber bewerkstelligen zu können, fand man als das beste Mittel, das Volk durch jede mögliche Art in Bewegung zu bringen, ihm die den Ideen nationaler Freiheit anhängenden Männer verhaßt zu machen, indem man sie mit den blutbedeckten und sinnlosen Ungeheuern der Schreckensperiode zu vermengen suchte, und der Menge so oft wie möglich vorzureden, daß sowol der allgemeine Charakter der Nation, als deren einmal ihr eigene Sitten und Civilisation mit den Institutionen einer freien Verfassung völlig unverträglich wären. So lächerlich an sich nun auch ein solches Beginnen erscheint, so ward es dennoch, in Folge der Schwäche der Directorialregierung, nicht ganz ohne Erfolg betrieben, und man war wirklich mit treulicher Beihilfe einer Menge feiler Federn bereits so weit gediehen, daß man die Hoffnung hegen durfte, den kaum durch Ströme Blutes in den westlichen Departements unterdrückten Brand eines Bürgerkrieges in mehren Provinzen aufs neue ausbrechen zu sehen, als die allen unerwartete Rückkehr Buonapartes aus Aegypten plötzlich diesen schönen Plan gänzlich scheitern machte. Daher denn auch der unverwüstliche Haß (der sich später noch in manchen Verschwörungen gegen des Consuls Leben aussprach) dieser Partei gegen Napoleon, die wohl einsah, daß nur er, und er allein fähig war, ihren Umtrieben einen Damm zu setzen. Hyde de Neuville wußte seine Rolle indeß, trotz der eingetretenen Ereignisse, so geschickt zu spielen, daß lange Zeit kein sonderlicher Verdacht auf ihn fiel, obschon er im Interesse der royalistischen Partei mehre Reisen nach England unternahm, wo er seinen Schwager Delarüe wieder fand (der in Folge der Ereignisse des 19. Fructidor nach Guyana verbannt worden war, sich von da aber dorthin gerettet hatte), und es war gegen das Ende von 1799, daß er ein inniges Verständniß mit den Insurgenten in den Westdepartements, vorzüglich aber mit Georges Cadoudal, mit Dandiqué und Rourmont anknüpfte und zugleich dem brittischen Ministerium einen Plan zu einer Contrerevolution in seinem Vaterlande vorlegte, der denn auch eben ausgeführt werden sollte, als der 18. Brümaire die Sache vereitelte. Dennoch gab man das so für diesmal gescheiterte Unternehmen nicht ganz auf, und Hyde de Neuville hatte sogar die Dreistigkeit, sich dem ersten Consul selbst vorzustellen und ihm die

Digitized by Google

Wiedereinsetzung der Bourbons ans Herz zu legen. Da dies aber nicht gelang, so kam er auf seine ersten Pläne zurück und begann mit Hülfe seiner Sinnesverwandten in Paris selbst eine geheime Gegen-Polizei zu bilden, deren Zweck es war, alle Schritte der Regierung auszuspioniren, um so, bei erster sich darbietender Gelegenheit, einen Streich gegen dieselbe führen zu können. Chef dieser Anstalt war ein gewisser Dispérou, der unter der Firma eines Kaufmanns seine Talente zum Intriguiren hier bewieß, bald aber demungeachtet entdeckt wurde. Schon war der Verhaftsbefehl gegen Hyde ausgefertigt, als es ihm, gewarnt durch seine Freunde, noch gelang, sich nach England zu retten. Seine sämmtlichen Papiere, wichtige Aufschlüsse über die Umtriebe jener Zeit gebend, fielen aber der Regierung in die Hände und wurden von dieser im Mai 1800 unter dem Titel: „Correspondence angloise" bekannt gemacht, wodurch denn das Publikum auch unter anderem erfuhr, daß Hyde unter dem Namen Paul Berri seine vielfachen Reisen nach England und ins Innere von Frankreich gemacht hatte. Später beschuldigte ihn ein Bericht des Polizeiministers Fouché, Theilnehmer an dem Attentat vom 3. Nivose (mit der Höllenmaschine) gewesen zu sein. Eine von ihm 1801 herausgegebene Denkschrift weist jedoch diese Anklage zurück. Bald darauf begab er sich nach Lyon, wo er bis 1805 in großer Verborgenheit lebte, endlich aber durch Verwendung seiner Freunde, durch die Bitten seiner Gattin, vorzüglich aber durch den Einfluß der Kaiserin Josephine von Napoleon die Erlaubniß erhielt, seine Angelegenheiten in Frankreich ordnen und dann sich nach Spanien begeben zu dürfen. Hier blieb er jedoch nur kurze Zeit und ging darauf mit seiner Familie nach Nordamerika, wo er sich in Neu-York ankaufte und ein Nachbar des General Moreau wurde. Wie man behauptet, soll er vorzüglich mit dazu beigetragen haben, diesen General zu bewegen, nach Europa zurückzukehren und die Waffen gegen sein Vaterland zu ergreifen. Er selbst kehrte 1814 nach Napoleons Sturz nach Frankreich zurück, folgte hierauf 1815 Ludwig XVIII. nach Gent, und ward nach der zweiten Restauration zum Mitglied der Deputirtenkammer erwählt, wo er sogleich seinen Platz unter den heißesten Ultra-Royalisten nahm und sich durch seine Aufforderungen zu den stärksten Maßregeln gegen alles, was nach der Denkweise der linken Seite sich hinneigte, auszeichnete, hierdurch aber nicht selten selbst die Minister in Verlegenheit brachte. Vorzüglich ergoß sich sein Eifer gegen die Beibehaltung der Beamten (die er gern alle abgesetzt und mit reinen Royalisten ergänzt wissen wollte), gegen das Amnestie-Gesetz, gegen die nicht in seinem Sinne zusammengesetzten Tribunale ꝛc., und brachte es hierdurch denn dahin, daß die witzelnde Pariser Welt ihn und seine engsten Anhänger nur wortspielend „les hideux" nannten. Nach Auflösung der Kammer von 1815 ward er von Ludwig XVIII. in den Grafenstand erhoben und als bevollmächtigter Minister Frankreichs zu dem Congreß der nordamerikanischen Staaten gesendet. Bald darauf erhielt er auch noch das Großkreuz der Ehrenlegion. Im J. 1822 kehrte er zum zweitenmale aus Amerika zurück, ward 1823 vom Departement de la Nievre abermals zum Deputirten in der Kammer erwählt, bald darauf aber neuerdings vom Hofe als bevollmächtigter Minister nach Lissabon gesendet.

J.

Jambus, s. Rhythmus, Bd. 8.

Ibis, der den Priestern Ägyptens als Sinnbild ihres Vaterlandes heilige Vogel und wegen der Übereinstimmung seiner ganzen Figur mit den von jenen erhaltenen Bildern, der noch jetzt in Ägypten wohlthätige Schlangentödter, ist etwas größer als unser Storch; denn er ist 30 bis 40 Zoll lang. Er nistet auf Palmbäumen und nährt sich am liebsten da, wo der Nil eben zurückgetreten ist und Schlangen, Frösche, Fische und Insecteneier ꝛc. im Schlamm zurückgelassen hat. Selbst Ägypten hat zwei Ibisarten; die eine Art hat ein röthliches Gesicht mit rothem Schnabel und Beinen bei einem schwarzen Gefieder des Körpers, die andere auch ein röthliches, nacktes Gesicht, aber ein weißröthliches Gefieder am Körper. Der Schnabel ist ungefähr 7 Zoll lang, von gelber, gegen die Spitze röthlicher Farbe, leicht gekrümmt mit stumpfer Spitze; die Kehle ist unten nackt und großer Erweiterung beim Verschlingen fähig.

Idiot. Bei den Griechen ein Bürger, der einsam und still für sich lebt, ohne Theilnahme an der Regierung, an dem Wohl und Weh der Gemeine; und daher noch jetzt, mit Ausdehnung des eigentlichen Begriffs, ein jeder blöd- oder stumpfsinnige Mensch.

Inkunabeln, wofür man auch bisweilen die Worte Paläotypen, Erstlingsdrucke, Druckerstlinge oder alte Drucke braucht, ist die in Deutschland üblichste Benennung derjenigen Bücher, welche seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1500 gedruckt worden sind. Der Name stammt von dem lateinischen Worte incunabula, welches eine Wiege und dann überhaupt auch jeden Anfang oder Ursprung bedeutet, und Peignot erklärt ihn daher recht gut durch editions, qui touchent au berceau de l'imprimerie. Am richtigsten beschränkt man den Begriff der Inkunabeln bis auf die oben angebene Periode; weil bis zu dieser Zeit die Technik der Buchdruckerkunst in ihren Haupttheilen vollkommen ausgebildet war, und das Panzer sein Werk bis zum Jahre 1536, Maittaire das seinige noch weiter fortführte, kann gegen diese Beschränkung keinen Beweis liefern, da beide Gelehrte mehr die Geschichte der Buchdruckerkunst überhaupt, als blos die besondere der eigentlichen Inkunabeln im Auge hatten. Ihre Kenntniß ist desto wichtiger, weil sie die zuverlässigsten Urkunden und oft die einzigen Quellen für die speciellere und detaillirtere Geschichte der Buchdruckerkunst sind; aber ungeachtet der zahlreichen und verdienstlichen Bemühungen der ausgezeichnetsten Bibliographen bieten sie noch immer ein weites Feld zu den interessantesten Forschungen dar. Das Meiste von dem, was bisher für ihre Kenntniß geschehen, dient mehr dazu, vorerst eine Übersicht des Vorhandenen zu erlangen; für ihre speciellere Charakteristik und gegenseitige Vergleichung ist noch unendlich viel zu thun übrig. Außerdem sind viele derselben, theils für die Kunstgeschichte durch die beigegebenen Decorationen mancherlei Art, theils in wissenschaftlicher Hinsicht wichtig und interessant, zu welcher letztern Art vorzüglich die ersten, dem Kritiker wichtigen Ausgaben (editiones principes) der ältern und neuern Classiker gehören. Hier beschäftigt uns jedoch mehr das Interesse, welches sie für den eigentlichen Sammler haben. Folgendes sind ungefähr die Hauptrücksichten, welche diesen bei seiner Auswahl unter denselben leiten. 1) die Vorspiele und ersten Anfänge

Digitized by Go

der Buchdruckerkunst überhaupt, wohin zuvörderst die xylographischen Producte und die ersten datirten wirklichen Drucke gehören, deren Reihe mit Nicolaus V. Ablaßbriefe von 1454 beginnt, obwol das erste mit einem ganz unzweideutigen Datum versehene gedruckte Buch noch immer das Psalterium von 1457 ist. 2) Diesem zunächst stehen die ersten Drucke einzelner Länder und Orte, welche in der Regel von nicht geringerer Seltenheit sind, als die vorigen. 3) Die ersten, in einer gewissen Sprache oder mit besondern Typenarten gedruckten Bücher. Die ältesten Drucke haben die sogenannte gothische Type, etwas später ist der Gebrauch der runden oder römischen, welche vorzüglich in Italien bald die herrschende wurde. Einzelne griechische Worte, nur in Holz geschnitten, erschienen zuerst in Ciceronis officiis von 1465 und im Lactantius desselben Jahres; das erste ganz griechisch gedruckte Buch war Lascaris griechische Grammatik, welche zu Mailand im Jahre 1476 erschien. 4) Drucke aus Officinen, welche wenig geliefert haben, z. B. Adam Rot, Arnold de Bruxella, Kune in Memmingen, so wie aus andern thätigern Officinen gewisse einzelne Arten von Büchern zu den vorzüglichern Seltenheiten gehören, z. B. Mentelin'sche Drucke von alten römischen Classikern. 5) Drucke, in denen gewisse allmählige technische Vervollkommnungen der Buchdruckerkunst zuerst vorkommen; so ist J. Nideri praeceptorium divinae legis. Col., Koelhof, 1472, f. das erste gedruckte Buch mit Signatur, der Sermo ad populum praedicabilis. Col., ther Hoernen, 1470, 4. das erste mit Blattzahl, der Cicero de officiis von 1465 das erste in Quart, und das officium b. Mariae virg. Ven., Jenson, 1473, 32. das erste im kleinsten Formate. Titelblätter erschienen erst seit dem Jahre 1485. 6) Drucke mit den ersten oder sehr vorzüglichen Versuchen, die Kunst zur Decoration der Bücher anzuwenden. Das erste gedruckte Buch mit Kupferstichen ist Antonio da Siena monte sancto di Dio, Fir. 1477, fol. Die vorzüglichsten Holzschnitte, von denen vorzüglich der strasburger Drucker Grüninger ein großer Freund war, finden sich in deutschen und italienischen Drucken. Auch kann man hieher Exemplare mit ausgezeichneten Miniaturen rechnen. 7) Einzelne Exemplare, welche durch besondere andere Ausstattungen eine vorzügliche Auszeichnung erhalten haben, z. B. Pergamentdrucke, Golddrucke (dergleichen bereits das 15te Jahrhundert einige aufzuweisen hat) u. dergl. Von den Pergamentdrucken, welche zu Anfange der Buchdruckerkunst so allgemein waren, daß bei den ersten Büchern die ganze Auflage auf diesem Material abgezogen wurde und von spätern (z. B. von der lateinischen Bibel des Jahres 1462) die Papierexemplare wenigstens die seltnern sind, werden vorzüglich diejenigen sehr gesucht, die aus Officinen stammen, welche wenig auf Pergament druckten, z. B. Schweinheim und Pannarz zu Rom, von denen man nur sechs Pergamentdrucke kennt. 8) Endlich gibt es noch einige einzelne Collectionen oder Suiten, welche der kunstgerechte Sammler vollständig zu haben sich bemüht, z. B. die der von Alopa zu Florenz 1494 — 96 mit Capitälchen gedruckten sechs griechischen Werke (Anthologia, Apollonius Rhodius, Euripides, Callimachus, Gnomae, Musaeus), oder die Mailänder griechischen Drucke mit einer merkwürdigen runden Schrift, von denen der Lascaris von 1476 der erste und der Suidas von 1499 der letzte ist. Auch werden die Drucke von berühmten Officinen des 15ten Jahrhunderts, z. B. die von Schweinheim und Pannarz, eifrig gesammelt, und wie die Engländer den

Digitized by

Drucken ihrer Caxtons, Pynsons und Wynkyns nachjagen, ist allbekannt. Was die Hülfsmittel der Inkunabelnkunde betrifft, so enthalten Panzers Annales typographici, verbunden mit seinen Annalen der deutschen Literatur, die vollständigste Nomenclatur bis zum Jahre 1536. Weit unvollständiger, aber weiter fortgeführt und mit etwas mehr Detail ausgestattet, sind die Maittair'schen Annalen. Ein recht brauchbares Werk über die interessantesten Inkunabeln ist Serna Santander's dictionnaire bibliographique choisi du 15. siècle (Brux. 1805, III, 8.), welches, zumal von spanischen und niederländischen Inkunabeln, vieles enthält, was bei Panzer fehlt. Außerdem findet man gute Beschreibungen einzelner Inkunabeln in den Buchdruckergeschichten einzelner Orte (vorzüglich gute in Audiffredi's Werken über römische und italienische Drucke, sowie in denen, welche Panzer von Nürnberg, Sprenger von Bamberg und Denis von Wien geliefert haben), in den Monographien über einzelne Buchdrucker des 15. Jahrh. (Guttenberg, Jenson, Aldus, Giunti), und in den besondern Werken, welche über die Inkunabeln in einzelnen Bibliotheken von Fossi, Dibdin (bibliotheca Spenceriana), Braun, Seemiller, Strauß, Groß, Hupfauer u. a. herausgegeben worden sind. A—s.

Invocavit ist der erste Sonntag in den Fasten, weil die erste Kirche an demselben ihren Gottesdienst mit den Worten des 91sten Psalms V. 15. angefangen: „Invocavit me et exaudiam eum." Er heißt auch Quadragesima oder der vierzigste Tag, weil von diesem aus bis zum Charfreitag 40 Tage verfließen, die man zu den Fasten bestimmt hat.

Joch, eine Reihe eingerammelter, oberwärts mit horizontal liegenden Balken verbundener Pfähle. Jochspannung ist ein Theil des Brückenbogens bei einer hölzernen Brücke zwischen zwei Reihen Jochpfählen oder zwei Böcken, und bestehet aus Streben, um die Tracht der Brückenbalken zu unterstützen.

Johannisfeuer. Schon bei den Römern feierte man das Fest der Vesta, mit Anzündung eines Feuers unter Tanz und Freude. Frühe schlich in der Christenheit der Gebrauch aus der heidnischen Vorzeit ein, Büsche geweiheter Kräuter anzuzünden oder auf Kohlen zu legen, die das Johannis- oder Würzfeuer genannt wurden. Der Dampf dieser Kräuter sollte, so glaubte man in jener abergläubischen Zeit, den Teufel, Gewitter und Hexen vertreiben, oder das Haus, wo das Feuer brannte, auf ein Jahr vor jenen Übeln bewahren.

Jota (das griechische J). Die Einfachheit dieses Buchstabens veranlaßte die sprüchwörtliche Redensart: „Es fehlt kein Jota," d. h. Nichts.

Iran, s. Persien, Bd. 7.

Irus, s. Ulysses, Bd. 10.

Iwan, der Name mehrerer Beherrscher Rußlands, unter welchen Iwan I. Wasiliewitsch und Iwan II., der den Grund zur Größe des Reichs legte, die berühmtesten sind. Über beider Thaten und Verdienste s. d. Art. Rußland, Bd. 8. Iwan V. Wasiliewitsch, dem während seiner Minderjährigkeit die Krone zufiel, war Peters I. Bruder und wurde wegen Kränklichkeit und Blödsinn vom Throne ausgeschlossen. Iwan VI. (oder nach anderer Zählung III.) war der Urenkel desselben und Sohn der Großfürstin Anna und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Die Kaiserin Anna (s. d. Art. Bd. 1.) nahm ihn gleich nach seiner Geburt, 1740, aus den Händen ihrer Nichte, erklärte ihn zu ihrem Sohne und gab ihm

Digitized by Google

eine Wohnung neben ihrem Zimmer. Bald nachher, als sie sich dem Tode nahe fühlte, ernannte sie das Kind zu ihrem Thronfolger, und ihr Günstling Biron, der sie dazu verleitet hatte, sollte als Vormund die Regentschaft führen. Biron ließ auch alsbald dem Prinzen huldigen, und als er selber verbannt worden war, übernahmen die Ältern des Kindes die Regierung, bis Peters I. Tochter Elisabeth (s. d. Art. Bd. 3.) den Thron bestieg. Der junge Iwan ward in seiner Wiege von Soldaten fortgetragen und hatte das Schicksal seiner verbannten und gefangenen Ältern getheilt, als man ihn in seinem achten Jahre von denselben trennte und in Petersburg gefangen hielt. Ein Mönch brachte ihn heimlich nach Smolensk, wo man sich aber des unglücklichen Knaben wieder bemächtigte, um ihn in dem befestigten Kloster Waldai aufzubewahren. Hier blieb er, bis man ihn 1756 auf die Festung Schlüsselburg brachte. Später ward er an einem andern Orte bewacht, nach der Thronbesteigung Catharina's II. aber wieder nach Schlüsselburg geführt, wo er gefangen saß, bis 1774 ein Edelmann aus der Ukraine, Namens Mirowitsch, der als Lieutenant bei der Besatzung in Schlüsselburg stand, den Anschlag machte, den Prinzen zu befreien. Er verführte einige Soldaten und mit Hülfe eines untergeschobenen Befehls der Kaiserin drang er in Iwans Gefängniß, zwei andere Offiziere aber, als sie sahen, daß Widerstand vergeblich sein würde, fielen über den Gefangenen her, den sie durchbohrten, und zwar, wie man behauptet, durch einen Befehl ermächtigt, der ihnen auf den Fall eines versuchten Angriffs dieses äußerste Mittel vorschrieb. Catharina hatte alles, was zum Beweise der rechtmäßigen Thronansprüche des gefangenen Prinzen dienen konnte, sorgfältig aufsuchen und vernichten lassen, ja sogar bei Todesstrafe verboten, die Münzen aufzubewahren, die an ihn erinnerten. Die Kapelle in Schlüsselburg, wo man ihn begraben hatte, ward späterhin zerstört.

---

*Jahn, D. Friedrich Ludwig, — eine kräftige Natur, vielfach bewegt von der Zeit und von volksthümlich-pädagogischen Ideen, — ist der Sohn eines Predigers in Pommern, geb. um das J. 1778. Seine Bildung war theils sein Werk, theils das Erzeugniß der Zeitbegebenheiten, unter deren Einflüssen er lebte. Deutschland und Preußen von einem stolzen Feinde gedemüthigt zu sehen, regte sein tiefes Vaterlandsgefühl zu edlem Zorne auf. Auch mochten Fichte's Reden an die deutsche Nation ihn ergriffen und zu dem Entschlusse begeistert haben, die Wiederherstellung des Volksgeistes durch die Entwickelung der Volkskraft zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Er bekämpfte daher durch Lehre und Beispiel jede Art der Ausländerei, und trug durch Rede, Schrift und That viel dazu bei, den Stolz des Nationalgefühls zur mannhaften Abwehr alles Fremden zu erwecken. Da er die Zeit kommen sah, wo sein Vaterland Männer brauchen werde, die stark durch einen Willen, das Leben für den Sieg einzusetzen, den Muth und die Kraft hätten, er aber die Grundlage solcher Gesinnung in dem urdeutschen Nationalcharakter erkannte: so wandte sich sein Eifer auf die Wiederherstellung der reinen Kraftsprache des deutschen Volks und auf die volksthümliche Bildung der deutschen Jugend. Die preußischen Jünglinge sollten (und sie haben bewiesen, daß sie es schon waren) zu deutschen Männern reifen für den Todeskampf der Freiheit und der Ehre des Vaterlandes. Das

Mittel dazu glaubte Jahn in der Turnkunst (seit 1810, vergl. die Art. Turnkunst und Turnziel, Bd. 10.) gefunden zu haben, wenn nämlich mit der Körperkraft zugleich die Willenskraft volksthümlich ausgebildet würde. Es ist nicht zu leugnen, daß er ein Ideal vor Augen hatte, welches Achtung verdient und selbst vom Staate anfangs geachtet worden ist; allein er verfolgte es mit dem kecken Trotze eines Reformators und stellte es an die Spitze der Nationalbildung, welche doch tiefere Wurzeln in dem Geiste und in der Gesinnung des Menschen hat. So vergaßen Jahn und seine Nachtreter in ihrer Einseitigkeit, daß die Griechen die Gymnastik dem „Guten zum Schönen" unterordneten, und daß die hellenischen Turner zugleich den Grazien opferten. Übertreibung also und unweise Beschränktheit verdarb das Gute, was Jahn wirklich erzielte; kein Wunder, daß Übertreibung und unweise Beschränktheit auf der entgegengesetzten Seite sein Werk endlich vernichteten und sogar den Urheber desselben in einem strafbaren Lichte erblickten. — Zugleich hatte Jahn auch als Schriftsteller auf die Belebung des deutschen Nationalsinns unter der Jugend vielfach eingewirkt und dadurch nicht wenig mit zu der Erhebung des Volks in dem großen Kampfe 1813 beigetragen, wie er denn selbst unter den Freiwilligen, die sich zum Theil in Breslau an ihn anschlossen, als Führer eines Bataillons an der Steckenitz im Felde gewesen, dann 1815 mit nach Paris gezogen ist und auch hier bei jedem Anlaß seinen Charakter derb ausgesprochen hat. Um ihn sammelten sich überall viel ähnlich Gesinnte; besonders hing die Turnjugend sehr an ihm. Im J. 1817 hielt er in Berlin Vorlesungen über das deutsche Volksthum, welche auf viele Ohren drastisch wirkten. Übrigens war er vom Staate als Turnlehrer anerkannt und besoldet. Allein Jahn und seine Anhänger, schon früher in politische Vereine (s. d. Art. Tugendbund, Bd. 10.) verflochten, konnten nicht gleich ihr aufgeregtes Kraftgefühl, noch weniger das der kecken, hochfahrenden Jugend, in die Schranken der Mäßigung, des Anstandes und der altbürgerlichen Ansichten zurückdrängen. Es zeigten sich hier und da Schaumblasen, als Spuren eines verborgenen Feuers, oder — des Siededampfes jugendlicher Schwärmerei. Da wandte sich der schon vielfach gereizte Argwohn auch gegen den Altmeister der Turner. Die Turnplätze wurden im J. 1819 geschlossen, und Jahn selbst im Juli, da er eben einem Rufe nach Greifswalde als Professor zu folgen im Begriff war, als demagogischer Umtriebe verdächtig, zuerst nach Spandau, dann nach Cüstrin gebracht und zuletzt vor eine Immediat-Commission in Berlin gestellt. (Vergl. d. Art. Umtriebe, Bd. 10.) Die Theilnahme an seinem Schicksale bewies sich durch Subscriptionen für seine Familie; auch wurde seiner Frau der Gehalt ihres Mannes fortwährend ausgezahlt. Noch ist seine Straffälligkeit nicht rechtlich ausgesprochen; selbst die mainzer Central-Untersuchungs-Commission hat keine thatsächlichen Beweise seiner Schuld bekannt gemacht. Indeß stellte man ihn, nach einem Befehle des Ministers vom 8. April 1820, bis zur rechtskräftigen Entscheidung, als Festungsgefangenen in Colberg unter Aufsicht, ließ ihm jedoch seinen Gehalt von 1000 Thlr. und seine Familie lebt bei ihm. Im J. 1822 wurde seine Sache auf's neue in Untersuchung gezogen. Jahn hat geschrieben über das deutsche Volksthum 1809, N. A. 1817, im J. 1814 die Runenblätter. Auch war er Mitglied der deutschen Gesellschaft in Berlin. Jahns und Eiselens deutsche Turnkunst erschien zu Berlin 1816.

Digitized by Google

*Jaspis, ein besonderes Geschlecht der Mineralien, das bisweilen ganze Gebirge bildend, häufiger als Geschiebe und eingesprengt gefunden und zu allerhand Zwecken geschliffen und benutzt wird. Er ist stets undurchsichtig, in der Regel matt auf dem Bruche und roth, braun und gelb, jedoch auch grünlich, bläulich, violett und weiß, oft geädert, geflammt und gefleckt gefärbt. Man unterscheidet bisher 5 Arten: 1) ägyptischen, wovon der marmorirte im Badischen eine Abart ist, dieser hat gemeiniglich 5 Farben; 2) Bandjaspis mit wechselnden hellen und dunkeln Streifen (einer der schönsten findet sich in Sachsen); 3) gemeiner, entweder muschelig oder erdig; 4) Porzellanjaspis; 5) Achatjaspis. Man kann den Jaspis zu Bildnereien, Ringsteinen, Messerheften ꝛc. benutzen.

Jaucourt (Louis, Ritter von), einer der trefflichsten Mitarbeiter an der französischen Encyklopädie, geb. 1704 zu Paris. Als er in Genf den Grund zu seiner Ausbildung gelegt hatte, begab er sich nach England und lebte drei Jahr in Cambridge. In Holland trieb er unter Boerhave und Tronchin die Arzneikunst, entschloß sich aber, sie nur zum Vortheil der Dürftigen auszuüben. Nach seiner Rückkehr in seine Heimath widmete er sich ganz seiner Neigung zu den Wissenschaften, und von d'Alembert eingeladen, übernahm er nicht nur die Besorgung der die Arzneiwissenschaft und Naturkunde betreffenden Artikel für die Encyklopädie, sondern lieferte auch noch viele andere Beiträge, die zu den ausgezeichnetsten gehören. Als er die Abnahme seiner Kräfte fühlte, zog er sich nach Compiegne zurück, wo er 1779 starb. Außer seinen Beiträgen zur Encyklopädie hat man noch verschiedene, theils eigne, theils übersetzte Schriften, meist medicinischen Inhalts, von ihm. Die Handschrift eines allgemeinen medicinischen Wörterbuches in 6 Foliobänden ging auf dem Wege zu dem Verleger nach Amsterdam mit einem Schiffe unter, das an der Küste von Nord-Holland scheiterte.

Jeffreys oder Jefferys (Sir Georg), englischer Gerichtsbeamter und einer der berüchtigtsten Beförderer willkürlicher Regierungsmaßregeln unter den letzten Stuarten. Er fand sich 1666 bei der Sitzung der Assisen zu Kingston ein, wo wegen der herrschenden Pestseuche nur wenige Rechtsgelehrte erschienen, und obgleich er noch nicht unter die Zahl der Advocaten war aufgenommen worden: so erlaubte man ihm doch, vor Gericht aufzutreten und Rechtssachen zu führen. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich fortdauernd mit Sachwaltergeschäften, bis er zu den höchsten richterlichen Ämtern berufen ward. Einer seiner Verwandten führte ihn in die Welt ein, und als guter Gesellschafter wurde Jeffreys bald so beliebt, daß er mit Arbeiten überhäuft war und in kurzer Zeit eine Anstellung erhielt. Sein Einfluß in der Altstadt-Gemeinde von London und der Eifer, womit er alle Maßregeln der Regierung beförderte, bahnten ihm den Weg zu immer einträglichern und einflußreichern Ämtern und höhern Würden, bis er endlich unter Jacob II. Lord-Kanzler wurde. Er hatte Antheil an allen drückenden und willkürlichen Maßregeln unter Jacobs II. Regierung, und reizte dazu eifrig an, wie er es auch in den letzten Jahren Carls II. gethan hatte, wo er sich in der Zeit der Verfolgung als den bittersten Feind der von den Lehren der bischöflichen Kirche abweichenden Geistlichen zeigte. Die grausamen Verfolgungen, die er gegen die Anhänger des Herzogs von Monmouth im westlichen England erregte, schänden sein Andenken. Auch macht man ihm sein rachgieriges und rechtswidri-

Digitized by

ges Benehmen gegen den edeln Algernon Sidney (s. diesen Art.), der sein persönlicher Feind war, mit vollem Rechte zum Vorwurfe. Mit kalter Grausamkeit kündigte er dem Verfolgten das Urtheil an, das ihm die Strafe des Stranges und des Viertheilens zuerkannt hatte, und ermahnte ihn höhnisch, sein Schicksal mit Ergebung zu ertragen. Fühlt meinen Puls, antwortete Sidney, seine Hand hinhaltend, und seht, ob mein Blut in Unruhe ist. Jeffreys sprach im Gericht mit großer Gewandheit, aber wenn ein Angeklagter von einer andern Partei war, oder die Verurtheilung desselben dem Hofe angenehm sein konnte, so vergaß er seine Amtspflicht und erlaubte dem Beschuldigten kaum ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sprechen; er überhäufte ihn mit den niedrigsten und gröbsten Schmähungen, machte die Zeugen, die für denselben auftraten, lächerlich und drohte sogar den Geschwornen mit Geldbuße und Gefängniß, wenn sie den mindesten Anstand nahmen, den Gefangenen für schuldig zu erklären. Seine furchtbare Stimme und sein glühendes Gesicht erschreckten selbst den Schuldigen und setzten den Unschuldigen in Furcht. Solche Züge berechtigten Voltaire wol zu dem Ausspruche, Jeffreys sei zum Henker, nicht zum Richter berufen gewesen. Er bewies dagegen bei andern Gelegenheiten, wo der Vortheil der Regierung nicht im Spiele war, mehr als einmal, daß er die Rechte der Bürger kannte und ihnen Achtung zu verschaffen wußte. Er zeigte dies besonders bei der Gelegenheit, wo er als Lord-Kanzler von der Regierung den Auftrag erhielt, bei einer streitigen Wahl alle Mittel aufzubieten, den vom Hofe Begünstigten in's Parlament zu bringen. Am Wahltage setzte er sich, um die Wähler zu schrecken, neben den amtführenden Mayor. Dieser, obgleich er wohl wußte, wen er vor sich hatte, stellte sich, als ob er ihn nicht kennte, und wies einen Anhänger des Hofes zurück. Jeffreys erhob sich wüthend und verlangte mit unanständigen Äußerungen die Zulassung des Stimmführers, indem er hinzusetzte, er sei der Großkanzler. Der Mayor sah ihn mit tiefer Verachtung an und antwortete: „Euer ungezogenes Benehmen überzeugt mich, daß Ihr nicht sein könnt, was Ihr vorgebt; denn wenn Ihr der Großkanzler wäret, so würdet Ihr wissen, daß Ihr hier nichts zu thun habt, und daß ich allein hier den Vorsitz führe." Darauf wandte er sich zu einem Gerichtsdiener, dem er befahl, den Fremden hinauszuweisen, was sogleich geschah. Jeffreys ging beschämt in das Wirthshaus, und der Anhänger der Volkspartei wurde gewählt. Abends erhielt der Mayor zu seinem Erstaunen die Einladung, zu dem Großkanzler zu kommen, und auf seine Weigerung kam Jeffreys selber zu ihm, freute sich, in ihm einen Mann gefunden zu haben, der mit den Landesgesetzen so gut bekannt wäre und bei der Handhabung derselben so viel Festigkeit bewiesen hätte, und gab dem unerschrockenen Beamten auf der Stelle einen Beweis seiner Achtung, indem er einen Verwandten desselben zu einer einträglichen Stelle beförderte. Als Wilhelm von Oranien in England gelandet war und alle Anhänger des Königs in Bestürzung geriethen, verbarg sich der verabscheute Jeffreys, um die Gelegenheit zur Flucht zu erwarten. In Matrosenkleidern saß er in einer Schenke, bis auf das Gerücht von seiner Anwesenheit der Pöbel hereindrang, ihn ergriff und vor die Obrigkeit brachte. Man setzte ihn in den Tower, wo er 1689 vor Gram starb, ehe über sein Schicksal entschieden war.

*Jena (Schlacht bei) oder die Schlacht bei Jena und Auerstädt

Digitized by Google

am 14. Oct. 1806. Preußen hatte, seit dem wiener Vertrage vom 15. Dec. 1805 (s. Austerlitz,) in der ungünstigsten Lage, wegen Hannover mit England und Schweden in Krieg verwickelt, zu spät die Waffen ergriffen, um Norddeutschlands Unabhängigkeit und seine eigne gegen Frankreichs drohende politisch-militairische Stellung im südlichen Deutschland zu schützen. Allein statt bis an den Rhein schnell vorzudringen und Churhessen, das neutral bleiben wollte, zur Theilnahme zu nöthigen, concentrirte der Oberfeldherr, der 72jährige, unentschlossene Herzog von Braunschweig, das preußisch-sächsische Heer in Thüringen; dadurch verlor er nicht nur den rechten Augenblick des Angriffs, sondern auch alle Vortheile seiner Schutz- und Verbindungslinie mit der Elbe, indem er hartnäckig, ungeachtet Lucchesini (s. Lucchesini: Ursache und Wirkung des Rheinbundes II., 118. fg.) früher Fürst Hohenlohe, Massenbach u. A. aber noch zuletzt in dem zu Erfurt am 5. und 6. October gehaltenen Kriegsrathe widersprachen und das rechte Saalufer nebst der Straße von Hof stärker zu besetzen anriethen, auf der irrigen Meinung bestand, Napoleon werde nicht angriffsweise verfahren. Als er endlich das Heer am 8. Oct., an welchem Tage die preußische Kriegserklärung aus dem Heerlager zu Erfurt erschienen war, über den thüringer Wald nach Franken und dem Main zu führen im Begriff war, und deshalb das rechte Saalufer verlassen hatte, erkannte er zu spät aus dem, mit demselben Tage sich entwickelnden Offensivplane des Kaisers Napoleon, daß die linke Flanke des preußischen Heers dem Feinde völlig blos gestellt war. Der linke Flügel, oder die 36,000 Mann starke Armee von Schlesien, mit der sich am 20. Sept. 22,000 Mann Sachsen, unter dem General von Zeschwitz, vereinigt hatten, und die unter dem Befehl des Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen stand, sollte nämlich über Saalfeld, Schleiz und Hof vorrücken; der rechte Flügel unter dem General Rüchel den thüringer Wald umgehen, und der Herzog selbst wollte das Mitteltreffen über das Gebirge nach Würzburg führen. Allein Napoleon, der Paris erst am 25. Sept. verlassen hatte und am 8. Oct. in Cronach eingetroffen war, eroberte den Sieg und die großen Erfolge des Feldzugs, noch ehe die Schlacht geschlagen ward, durch seinen strategischen Blick, indem er binnen 5 Tagen sich zum Meister des Landes zwischen der Saale, Elster und Elbe machte. Denn zwischen den beiden Flügeln des franz. Heeres marschirte Bernadotte und Davoust mit 60,000 M. von Bamberg über Cronach nach dem reußischen Voigtlande, und am 8. ging Murat mit den Garden und der Reiterei, 25,000 M. stark, bei Saalfeld, wo ein schwacher preußischer Posten stand, über die Saale, hierauf drangen er und Bernadotte am 9. über Schleiz vor, wo sich das vom linken Flügel abgeschnittne und umringte, aus 6000 Preussen und 3000 M. Sachsen bestehende Corps unter Tauenzien, mit großem Verluste, ruhmvoll durchschlug. Gleichzeitig rückte der rechte Flügel des französischen Heeres unter Soult und Ney, nebst 10,000 Baiern unter Wrede, an das neutrale Böhmen gelehnt, 64,000 M. stark, über Hof (9. Oct.) und Plauen (10. Oct.) vor. An demselben 10. Oct. vernichteten die von Coburg her mit 30,000 M. auf dem linken Flügel vorgedrungenen Marschälle Lannes und Augereau, die Division Suchet an der Spitze, bei Saalfeld den 8000 M. starken Vortrab des preußischen Heeres, dessen Anführer, Prinz Ludwig von Preußen, welcher den bestimmten Befehl hatte, jedes Gefecht zu vermeiden, im Kampfe der Verzweiflung fiel. So war der linke Flügel des preußischen Heeres umgangen, und Napoleon, dem jetzt schon Sachsen nebst den Heerstraßen nach

Digitized by

Dresden und Berlin offen lag, drang ungehindert im Rücken der preußischen Armee bis Naumburg vor, welches Davouſt am 13. Oct. beſetzte, während das preußiſche Heer noch in der Strecke von Jena bis Eiſenach ſich ausdehnte und der Herzog ſein Hauptquartier vom 10. bis 12. Oct. zu Weimar hatte. Auch wurden von den Franzoſen zwei wichtige Punkte auf dem linken Saalufer beſetzt: Jena von Lannes und Kahla von Augereau. Napoleon ſelbſt langte von Gera am 13. Oct. zu Jena an. Auf dem Marſche von Hof bis Naumburg waren an beiden Orten alle Magazine und ein Pontonzug der Preußen in die Hände der Franzoſen gefallen. Nun mußte das bisher mit dem Geſichte gegen den thüringer Wald gekehrte preußiſche Heer, plötzlich, ſeit dem 10. Oct. ſich gegen die Saale hin zurückwenden; daher die Unordnung in der Verpflegung und in der neuen Aufſtellung des Heers. Der Herzog ſelbſt zog am 13. Oct. von Weimar nach Auerſtädt (einem Dorfe im preußiſchen Regierungsbezirke Merſeburg, drei Meilen von Weimar), um bei Freiburg und Laucha den Übergang über die Unſtrut und die Verbindung mit der Reſerve wieder zu gewinnen, da die Saalpäſſe bei Naumburg bereits vom Feinde genommen waren. Seine Bewegung zu decken, ſtellte Fürſt Hohenlohe ſeine Armee auf den Höhen des linken Saalufers bei Jena auf; Rüchel aber ſollte ſich von Erfurt, und der Herzog von Weimar vom thüringer Walde her der hohenloh'ſchen Armee nähern. In dieſer Lage bot Napoleon dem Könige von Preußen, ſcheinbar wenigſtens, den Frieden an; allein der Überbringer ſeines Schreibens vom 12. Oct. aus ſeinem Heerlager zu Gera, Capit. Montesquiou, fand den König erſt am Tage der Schlacht. Alſo vollendete am 14. Oct. der Doppelkampf bei Auerſtädt und Jena taktiſch die Niederlage der, ſtrategiſch bereits geſchlagenen preußiſchen Armee. Napoleon ſchien von dem Marſche des Herzogs von Braunſchweig auf Auerſtädt keine Kunde zu haben, als er in der Nacht zum 14. Oct. in ſeiner Biwacht auf dem Landgrafenberge, den Angriffsplan entwarf. Er war Meiſter der Übergangspunkte auf das linke Saalufer, und ließ den Marſchall Bernadotte über Dornburg heranziehen; dadurch wurde das preuſſiſche Heer unter Hohenlohe von dem des Herzogs von Braunſchweig getrennt. Zugleich hatte der Fürſt, indem er blos die Chauſſee bewachte, welche zu der Ebene führte, wo er angegriffen werden ſollte, die ſteilen Anhöhen, welche rechts und links das Mühlthal bei Jena beherrſchen, der Herzog aber die Anhöhen und den Paß bei Kösen zu beſetzen unterlaſſen. Beides wurde ihnen verderblich. Denn Napoleon ließ in der Nacht zum 14. Oct. von ſeinen Soldaten und Sappeurs die unwegſamſten Stellen in den engen Schluchten ebenen, um das Geſchütz auf das Plateau des Wahlplatzes zu bringen. Am Morgen verbarg ein dichter Nebel ſeinen Aufmarſch. Nach und nach führte er 80,000 Mann in die Schlacht, den linken Flügel Augereau, die Garden Lefebre, das Mitteltreffen Lannes, den rechten Flügel Soult. Später rückte Ney aus dem Hintertreffen in die erſte Linie vor. Drei blutige Gefechte entſchieden Hohenlohes Niederlage. Zuerſt ward der preußiſche Vortrab unter Tauenzien bei Kloſewitz geworfen, dann das Hauptcorps unter dem Fürſten Hohenlohe bei Vierzehnheiligen, endlich bei Capellendorf der bisherige rechte Flügel des Heeres unter dem General Rüchel. Dieſer langte nämlich von Mellingen her zu ſpät an, um den Fürſten zu unterſtützen, und erneuerte hierauf, ſtatt den Rückzug deſſelben zu decken, das Gefecht, als eben Mürat an der Spitze der Reiterei in die weichenden Linien der Preußen einbrach. Unordnung und Zerſtreuung des ganzen Heeres von 50,000 Mann war die Folge von Rüchels Eigenſinn und Ungehorſam. An demſelben Tage

Digitized by Google

setzte der Herzog sein 50,000 Mann starkes Heer, bei welchem sich der König, drei Prinzen des Hauses und der Feldmarschall Möllendorf befanden, in drei Abtheilungen, die erste unter Schmettau, auf der von Auerstädt nach Kösen führenden Hauptstraße in Bewegung. Allein schon hatte, wenig Stunden zuvor, Davoust, dessen Heer, aus Gudin's, Friand's und Morand's Schaaren bestehend, etwa 36,000 M. stark war, den wichtigen Paß bei Kösen besetzt. Die wiederholten Angriffe der Division Schmettau, welche bei Hassenhausen auf den Feind stieß, und des Gen. Blüchers Reiterangriffe wurden abgeschlagen, indem die zweite Abtheilung des preußischen Heeres, durch die schlechten Wege aufgehalten, nicht zur Unterstützung eintraf. Als nun der Herzog selbst durch einen Flintenschuß in die Augen, und General Schmettau tödtlich verwundet worden waren, so ging die Einheit der obern Leitung verloren. Der König übertrug jetzt den Oberbefehl dem Feldmarschall Möllendorf und dieser ordnete den Rückzug an; allein da sich die umkehrende erste Abtheilung mit der heraneilenden zweiten verwickelte, so benutzte Davoust die daraus entstandne Unordnung, um einen vollständigen Sieg zu erkämpfen, der ihm den Titel eines Herzogs von Auerstädt erwarb. Noch deckte eine Zeitlang Gen. Kalkreuth den Rückzug des Heeres auf der Straße von Auerstädt nach Weimar und Buttstädt. Man wollte die Schlacht am 15. erneuern; allein an diesem Tage erfuhr der König in Sömmerda Hohenlohe's Niederlage. Nun mußte das, von seiner Verbindungslinie mit Halle, wo die Reserve stand, gänzlich abgeschnittene, von Napoleons Schaaren überall verfolgte und in Verwirrung gebrachte Heer in kleine Corps sich auflösen, die unter Hohenlohe's Befehl, auf Umwegen über das Harzgebirge, nur zum Theil, erst am 26. October, Magdeburg und die Elbe erreichten. Die Preußen verloren bis zum 14. Oct. über 50,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; die Sachsen überhaupt an todten Officieren 23, an verwundeten Offizieren 115, und an Gefangenen 300 Offiziere und 6000 Mann. Die Zahl der gebliebnen oder verwundeten Franzosen wird von ihnen zu nicht mehr als 4100 angegeben. Größer noch war der Verlust der Preußen nach der Schlacht. Denn am 16. ergaben sich 14,000 in Erfurt eingeschlossene Preußen, nebst dem Fürsten von Oranien, unter Möllendorf, mit Capitulation an Mürat zu Gefangenen; die gefangenen Sachsen aber erhielten gegen das Versprechen, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, die Freiheit, worauf Napoleon durch den Großherzog von Berg am 17. die Neutralität des Churfürstenthums erklären ließ; doch wurde der Friede mit Sachsen erst am 11. Dec. zu Posen abgeschlossen. Dadurch sicherte Napoleon beim Vordringen nach Berlin seine rechte Flanke und öffnete sich alle Hülfsquellen des von ihm besetzten Churfürstenthums. Rasch drängten jetzt einander die wichtigsten Ereignisse. Am 18. überfiel Bernadotte die 10,000 Mann starke preußische Reserve unter dem Herzog Eugen von Würtemberg bei Halle und machte 5000 Gefangene; darauf zog Davoust über Leipzig und Wittenberg, Lannes über Dessau nach Berlin (25. Oct.), wo Napoleon am 27. eintraf. Spandau ergab sich an Lannes d. 25. Oct. Indeß gelang es dem General Kalkreuth, einen Theil der Heerüberreste, 12,000 Mann, hinter die Oder zu führen. Blücher hingegen schloß sich mit den Trümmern der Reserve nicht an Hohenlohe an, sondern zog, als der Fürst mit 17,000 M. bei Prenzlau am 28. Oct. capitulirt hatte, nach Strelitz, wo das Corps des Herzogs von Weimar, das als Vortrab schon durch den thüringer

Wald gedrungen war und an der Schlacht nicht Theil genommen hatte, unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig-Öls zu ihm stieß. Er war jetzt 21,000 M. stark, aber von Murat, Bernadotte und Soult verfolgt, mußte er sich am 5. nach Lübeck werfen und am 7. bei Ratkau capituliren. (S. Lübeck Bd. 5.) Unterdessen hatte sich auch ein Corps Reiterei von 6000 M. unter dem General Schimmelpfennig am 29. bei Pasewalk an den Gen. Milhaud, und am 31. ein andres Corps von 4000 M. unter dem Gen. Bila bei Anclam an den Gen. Becker ergeben. Betäubt von so vielen Schlägen, welche das preußische Heer binnen 14 Tagen vernichteten, übergaben die Festungscommandanten ihre Plätze, ohne die Ehre des Widerstandes, dem Feinde: Stettin der Gen. Lieut. von Romberg am 29.; Cüstrin, der Oberst v. Ingersleben am 31; Hameln, der Gen. v. Schöler am 19. Nov.; Nienburg, der Gen. v. Strachwitz am 25. Nov. Das letzte Bollwerk der Monarchie, das mit allem Bedarf wohl versehene Magdeburg hatte Gen. von Kleist schon am 8. Nov. den Franzosen unter Ney schimpflich geöffnet. Dadurch geschah es, daß Napoleon, zu neuen Entwürfen erhoben, die schon dem Abschlusse nahen Friedensunterhandlungen plötzlich abbrach, seine Waffen über die Oder trug, die Polen unter seine Fahnen rief, und die spät heranrückenden Russen an der Weichsel ereilte. Der Besitz des ganzen nördlichen Deutschlands, mit Ausnahme Colbergs, — Napoleon hatte nämlich Churhessen am 1. Nov. Braunschweig und Fulda am 26. Oct., Hannover am 9. Nov., die Hansestädte am 19. fgg., Mecklenburg am 28. Nov. und Oldenburg am 6. Dec. in Besitz genommen — verschaffte ihm unermeßliche Hülfsquellen. Er beschloß nunmehr sein Continentalsystem in Berlin (durch das Decret vom 21. Nov. welches die brittischen Inseln in Blokadestand erklärte) und in Warschau aufzurichten, dadurch aber England zur Herausgabe der französischen, holländischen und spanischen Kolonien zu zwingen, und zugleich die Unabhängigkeit der Pforte gegen Rußland sicher zu stellen.

Jokasta, s. Ödipus Bd. 7.

Jubil-te, so nennt man den dritten Sonntag nach Ostern, weil in der ersten Kirche der Gottesdienst mit den Worten des 66. Psalms v. 2. „Jubilate deo omnes terrae" angefangen wurde.

Julius, der 7. Monat unsers Jahres, war bei den Römern, die ihr Jahr im März anfingen, der 5. Monat, und hieß daher Quintilis, bis auf Julius Cäsar, der in diesem Monate geboren war, und dem zu Ehren derselbe seinen jetzigen Namen erhielt.

K.

Kalfatern heißt in der Schiffsbaukunst die Bohlen der Schiffe mit Werg verpichen, welche nachher betheert werden, auch die Fugen der Schleußenboden oder Seiten mit Werg verstopfen.

Kameel. Wir führen den Namen dieses merkwürdigen asiatischen, übrigens aber hinlänglich bekannten Thieres hier besonders nur deshalb auf, um zu erwähnen, daß sich schon seit Jahrhunderten in dem Großherzogthum Toscana, nahe bei Pisa, an der Küste des mittelländischen Meers, ein zu dem Landgute San Rossore gehörendes Kameelgestüt befindet, welches freilich mehr eine örtliche Merkwürdigkeit der Gegend ausmacht, als daß es bedeutenden Nutzen gewährte. Ein Groß-Prior des Johanniter-Ordens, von Geburt ein Pisaner,

Digitized by Google

soll diese Thiergattung zu den Zeiten der Kreuzzüge daselbst eingeführt haben, und die Zahl der gesammten, an der Meeresküste frei herumgehenden Kameele sich auf zweihundert belaufen. Das einzige, wozu man sich ihrer bedient, sind die verschiedenen Arbeiten, welche der Landhaushalt des Gutes San Rossore erfodert. Außerdem werden auch alle, auf europäischen Messen und Jahrmärkten zur Schau herumgeführten Kameele hier zu dem mäßigen Preise von 36 bis 40 Thlr. eingekauft (S. Br. über Ital. a. d. Franz. des Hrn. Lullin v. Chateauvieux, v. H. Hirzel. Lpz. 1821.). Uneigentlich heißt Kameel eine, 1638 zu Amsterdam erfundne Zurüstung, um Schiffe im Wasser in die Höhe zu heben und über Untiefen zu führen. Sie besteht aus zwei platten, mit Wasser angefüllten Fahrzeugen, zwischen welchen das Schiff befestigt wird, und sich nachher, so wie man das in denselben befindliche Wasser auspumpt, mit ihnen um fünf bis sechs Fuß in die Höhe hebt. Man bedient sich dieser Vorkehrung unter andern auch in Rußland, um die auf den petersburger Werften erbauten Schiffe über die seichten Stellen der Newa nach Kronstadt zu bringen. Endlich kommt noch in Luther's Bibelübersetzung (Matth. 19, 24.) das Wort Kameel vor, wo es ein dickes Tau, ein Ankertau bedeutet: ein Ausdruck, der jedoch jetzt gänzlich veraltet und außer Gebrauch ist.

Kauris, Kaurimuscheln, Muschelmünze, (vergl. Cowries, Cowry-shells), eine Art kleiner, nur in den indischen Meeren einheimischer Muscheln, welche zu den Porzellanschnecken gerechnet und wegen ihrer Gestalt auch Brustharnisch, Otternköpfchen u. s. w. genannt werden, Cypraea moneta des Linné, haben eine einfache, eiförmige, glatte Schale, sind oben glänzend weiß oder strohgelb, am Bauche weiß, und inwendig blau. Sie werden höchstens $1\frac{1}{2}$ Zoll groß, und sind auf beiden Seiten der Mundöffnung gesäumt und gezahnt. Man fischt sie jährlich zweimal im bengalischen Meerbusen, an der malabarischen Küste, in besonders großer Menge aber bei den maledivischen Inseln, und man bedient sich ihrer in ganz Ostindien, vorzüglich in Bengalen, auch im afrikanischen Handel, statt des Geldes (hauptsächlich wohl nur statt der Scheidemünze). Der Absatz derselben ist so groß, daß, ungeachtet des geringen Einkaufspreises (1780 bezahlte man das Pfund mit 1 Groschen) jährlich für ungefähr 200,000 Thlr. nach Bengalen geschickt werden.

Kent (William), aus Yorkshire, der Vater der brittischen Gartenkunst. Sein Hauptstudium war die Malerei, und er gab lange den Ton zu Gartenverzierungen in England an, nachdem Lord Burlington zu Rom seine Anlagen für die Gartenverschönerungen bemerkt hatte. Er starb 1748, 64 Jahr alt. Von Lord Burlington angeleitet, ging er zur Baukunst über. Er bemerkte, daß die Natur die Symmetrie nur in kleinen Körpern liebe, nicht aber in der Oberfläche des Bodens und in ihren großen Werken Mannichfaltigkeit und Ordnung herrschen ließe. Nur zur Abwechselung wähle sie die gebogene Linie, gebe aber den Gewässern einen schlängelnden Lauf, bepflanze die Anhöhen, ohne sie zu ebnen, verschönere natürliches Gebüsch, ohne solches zu zerstören, lasse auf reichem Boden eine Fülle von Vegetation entstehen, öffne dem Auge reizende Aussichten und folgerte daraus, daß man einen anmuthigen Hain mit Gebäuden veredlen müsse. Enthusiastisch nahmen die Britten die Zeichnungen von Kent's Anlagen auf. Auch Popes schöne Anlagen zu Twickenham leiteten den Gartenkünstler Kent zu noch größern Ideen.

Kermes, ein kleines Insekt mit fadenförmigen Fühlhörnern und einem Saugstachel auf der Brust, dessen Weibchen ungeflügelt und mit einem Schilde bedeckt sind. Wenn sie trächtig sind, setzen sie sich an die Bäume und Pflanzen fest. Die Jungen kriechen, während die Mutter stirbt, durch die Hinterspalte des Schildes hervor. Unter den 41 Arten dieser Thiere sind nur 3 oder 4 wegen ihrer Farbe berühmt. Unter solchen ist die vorzüglichste die Schildlaus der Stecheiche. Spanien hat den besten Kermes. Er findet sich auf der kleinen 3 bis 4 Fuß hohen Steineiche Bauhin, die auch in Südfrankreich, Kleinasien und Persien einheimisch ist. Im Valencianischen beobachtet man bei der Einsammlung des Kermes folgendes: Im März bemerkt man, daß jenes Insekt kaum so groß, als ein Hirsekorn, an jenen Eichen hinankriecht. Es setzt sich fest und vergrößert sich. Eine feine Wolle überzieht solches. Die Figur ist oval und da, wo die Wolle fehlt, sieht man einige goldne Punkte durchschimmern. Im April ist der Kermes zur Größe einer Erbse ausgedehnt und hat sich die wollige Bedeckung in Staub verwandelt. Man nimmt dagegen eine Schale gewahr, worin Eier liegen. Ende Mai hat die Schale nebeneinander stehende blutrothe Eier. Nun stirbt die Mutter und der Kermes muß eingesammelt werden. In guten Jahren hat ein solcher Eiersack an 20,000 Eier. Wartet man länger: so bemerkt man im July durch das Vergrößerungsglas, wie aus diesen Eiern kleine goldgelbe geflügelte Insekten mit 6 Füßen, 2 langen Fühlhörnern und einem gabelförmigen Schwanze ausschlüpfen. Dies sind die Männchen; die Zahl der Weibchen unter diesen Insekten ist nicht zahlreich. Für Arme und wenig beschäftigte Personen ist das Kermessammeln ein nährendes Gewerbe und kratzen sie mit den dazu lang erhaltenen Nägeln die Eiersäcke ab. Die besten Stunden zum Einsammeln sind die thauigen Frühstunden. Wo die Sucherin viel Kermes findet, kann sie 2 bis 3 Pfd. täglich sammeln. Die Käufer breiten ihn auf Leinewand, die mit Essig besprengt wird, um die Insekten in den Eiern zu tödten. Zugleich entsteht durch die Einsprengung ein rother Staub, der sich von der Schale ablöst. Dann wird er getrocknet, gesiebt und in ledernen Beutel, so wie diese wieder in linnenen aufbewahrt. Hauptsächlich geht er nach Afrika. Sowohl beim Kermes, als bei der Cochenille, erhöht man die Farbe durch Kalizusatz beim Färben. — Mineralischer Kermes (Kartheuserpulver) bildet ein kermes- oder rothbraunes sanft anzufühlendes Pulver von schwachem Geruch und Geschmack. In Wasser und Weingeist ist es unauflöslich, in Ätzlauge unvollkommen, in Schwefelkalilauge vollkommen auflösbar. Salzsäure löst das Oxydul auf, entwickelt Schwefelwasserstoffgaß und läßt etwas Schwefel, welcher durch Zersetzung des Schwefelwasserstoffs zu entstehen scheint, zurück.

Kinsbergen, Ritter von, in neuerer Zeit einer der ausgezeichnetsten public Characters der Niederlande, geb. 1735 zu Doesborg in Geldern, und erst kürzlich (182.) in dem hohen Alter von 8. Jahr gestorben. Schon in einem Alter von 9 Jahren trat er bei der Landarmee in Militairdienste, jedoch verließ er diese, als er sein 14. Jahr erreicht hatte, um sich dem Seedienst zu widmen, in welchem er vom Cadetten bis zum Vize-Admiral mit ungewohnter Schnelligkeit alle Grade durchlief. Mit Erlaubniß der holländischen Regierung trat er 1767 bei dem ausgebrochnen Türkenkrieg in russische Dienste, in welchen er bis 1776 verweilte. Kinsbergen genoß bei Catharinen II. des höchsten Vertrauens, und er entsprach demselben durch den glän-

Digitized by Google

zenden Sieg, welchen er im schwarzen Meer mit fünf Schiffen von 40 Kanonen und einigen kleinern Kriegsfahrzeugen über die türkische Flotte von 13 Linienschiffen davon trug. Von diesem Seetreffen datiren sich mehrere wichtige Flotten-Maneuvres, mit welchen Kinsbergen hier die ersten Versuche machte, und die seitdem von der gesammten europäischen Marine sind angenommen worden. Durch eine Denkschrift über die freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meere, die er Catharinen zusandte, empfahl er sich dieser großen Monarchin auch als Politiker. Auch überhäufte sie ihn mit Ehrenbezeugungen. Demohngeachtet kehrte Kinsbergen im J. 1776 in sein Vaterland zurück. Hier wurde ihm gleich der wichtige Auftrag mit dem Kaiser von Marocco einen Frieden zu verhandeln, dessen Abschluß ihm auch gelang. An dem für die holländische Marine so ruhmvollen Tage von Doggersbank (5. Aug. 1781) kommandirte Kinsbergen unter dem Ober-Admiral Zoutman sieben Linienschiffe und hatte er an dem Siege über den engl. Admiral Parker den größten Antheil. Nach dem pariser Frieden von 1783 boten die russ. Kaiserin und der König von Dänemark alles auf, um Kinsbergen zu vermögen, in ihre Dienste zu treten. Er lehnte aber alle Anträge ab. In dem franzöſ. Revolutionskriege war er seinem Vaterlande besonders in den Feldzügen von 1793 und 1794 vom höchsten Nutzen. Nach dem unglücklichen Feldzug von 1795 und der eingetretenen Regierungs-Veränderung wurde Kinsbergen außer Thätigkeit gesetzt, und er lehnte von diesem Zeitpunkte an, alle und auch die glänzendsten Anerbietungen ab, die ihm von den nachfolgenden öfterer wechselnden Regierungen seines Vaterlandes gemacht wurden. Auch Schimmelpennink, ihm persönlich befreundet, gelang es nicht, ihn seiner glücklichen Muße, die er ganz den Wissenschaften, der Landwirthschaft und der Volkserziehung widmete, zu entziehen. König Ludwig Napoleon ernannte ihn zu seinem ersten Kammerherrn, zum Grafen von Doggersbank, zum Staatsrath, zum Großkreuz des Union-Ordens. Alles vergebens. Kinsbergen verließ seinen glücklichen Landsitz in der Nähe von Appeldoorn in Geldern nicht mehr, auch nahm er keins der großen Gehalte an, welche mit diesen Posten verbunden waren. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich (1810) suchte auch Napoleon ihn zu gewinnen. Er ernannte ihn zum Senateur. Die Würde konnte Kinsbergen nicht ablehnen, wohl lehnte er aber auch hier den damit verbundnen Gehalt ab. Im Besitz und Genuß eines großen Privatvermögens hat Kinsbergen dies auf die großmüthigste Weise entweder schon dagewesenen wohlthätigen Stiftungen seines Vaterlandes gewidmet, oder damit neue gegründet, das zahlreich geschehen ist. Wenige Menschen mögen in irgend einem Lande, dessen Verfassung der Entwickelung großer Bürgertugenden nicht entgegen tritt, den Ruf eines so achtungswerthen Staatsbürgers, Vaterlands- und Menschenfreundes hinterlassen haben, als Kinsbergen. Daß er mit vielen Orden geschmückt war, führen wir nur als Nebensache an; bemerkenswerther ist, daß er Mitglied oder Correspondent der wichtigsten europäischen gelehrten Gesellschaften war. Als Schriftsteller wird Kinsbergen in seinem Fache zu den klassischen gerechnet. Die Zahl seiner Werke und herausgegebnen Charten ist bedeutend.

Kochumersprache, s. Rothwälsch Bd. 8.

Kokarde (cocarde). Das Wort ist aus Frankreich zu uns gekommen, wo es ursprünglich coquarde geschrieben ward, indem es eigentlich einen Büschel von Hahnenfedern bedeutete, womit verschiedne

Digitized by Google

österreichische (kroatische, ungarische) und andre Milizen ihre Mützen verzierten, welches in Frankreich nachgeahmt wurde. Die jetzige Kokarde ist eine, aus ein- oder mehrfarbigem Bande verfertigte Rosette, welche ebenfalls an Mützen und Hüten getragen wird, und bekanntlich, als Erkennungszeichen politischer Parteien, eine Art von historischer Bedeutsamkeit erlangt hat.

Kosmetische Mittel, Schönheitsmittel (von dem griechischen Zeitworte κοσμεω (kosmeo) zieren, verschönern. Man versteht darunter mancherlei Zubereitungen von meistentheils wohlriechenden Ölen, Salben, Wassern, Pulvern ꝛc., welche die Schönheit des menschlichen Körpers befördern, Runzeln und Warzen vertreiben, eine spröde Haut geschmeidig machen ꝛc. sollen; Erfindungen des Luxus, deren Wirksamkeit immer wenigstens sehr zweifelhaft ist, und deren unvorsichtiger Gebrauch oft von übeln Folgen sein kann.

*Kupfer, oder, wie es auch zum Unterschied des Messings genannt zu werden pflegt, rothes Kupfer, ist das erste Metall gewesen, welches die Alten gekannt haben. Die Römer besaßen die Kunst, dasselbe so hart zu machen, daß es hierin unserm jetzigen Stahl beinahe gleich kam. Sie nannten es Cyprium oder aes Cyprium, von der Insel Cypern, wovon auch der deutsche Name stammt. Aus diesem Metall verfertigten sie damals die vorzüglichsten ihrer Geräthschaften, z. B. Pflug-Eisen, Waffen, Messer u. s. w. Es hat einen eignen Geschmack und Geruch; an Dichtigkeit steht es nur dem Eisen nach, übertrifft aber dieses, so wie das Blei, an Dehnbarkeit, folgt hinsichtlich der Härte dem Eisen und Platina, und steht an Feuerbeständigkeit hinter Gold, Platina und Silber. In allen Theilen der Welt gibt es Kupferminen; das beste liefert Japan, und nächst diesem Sibirien; in Europa aber ist Schweden wohl am reichlichsten damit versehen; besonders berühmt sind die Kupferbergwerke zu Falun in Dalecarlien. Nächst Schweden hat Ungarn das meiste Kupfer. Norwegen liefert ebenfalls viel und vorzüglich gutes Kupfer. Obwohl Deutschland nicht so viel Kupfer hat, als jene Länder: so gibt es doch in verschiednen Provinzen eine nicht geringe Menge Kupfer; das meiste und beste aber geben der Harz und vorzüglich das Mannsfeldische. Man findet das Kupfer in den Bergwerken theils gediegen, und in dieser Gestalt am häufigsten in Nord-Amerika, theils aber vererzt und verkalkt. Das meiste wird aus dem Kupferkies genommen, der oft mit andern Metallen verbunden, häufig aber so innig damit vermengt ist, daß dieselben durch Klauben und Pochen nicht abzusondern sind. Aus den gerösteten und alsdann geschmolznen Erzen erhält man zunächst den Rothstein, der dann, noch einmal geröstet und mit Kohle geschmolzen, das Schwarzkupfer gibt. Dieses wird alsdann gar gemacht, das heißt, so lange im Fluß erhalten, bis sich die darin befindlichen unreinen Beimischungen abgesondert haben, und ist dies geschehen: so heißt man es Gar- oder Rosettenkupfer, und dies ist das reinste und geschmeidigste. Enthält das Rosettenkupfer weder Blei, Silber, noch Gold, so kann es auf dem Kupferhammer verarbeitet werden, im entgegengesetzten Falle aber muß es vorher durch Saigern (s. d. Art. Bd. 8.) von jenen metallischen Beimischungen geschieden werden. Je reiner das Kupfer ist, desto schwerer ist es, ausgenommen, daß es mit Blei vermischt wäre; daher die eigenthümliche Schwere von einem pariser kubischen Fuß japanisches Kupfer 658 Pf. Cöl. Gew., da der vom schwedischen nur 642 Pf. ist. Das Kupfer verbindet sich mit allen Metallen, und einige dieser Verbindungen (Le-

Digitized by Google

drungen) sind von technischer Brauchbarkeit. Mit Arsenik gibt es eine, zu Teleskopenspiegeln brauchbare Masse, mit Zink, Similor und besonders mit Galmei) Messing, mit Nickel und Zink das Packfong der Chinesen. Das Kupfer wird von Salzen und Säuren aufgelöst, und die Auflösung wird, nach Verschiedenheit der Auflösemittel, bald grün, bald braun oder gelb, bald blau, bald farblos. Aus dem Kupfer allein macht man das Grünspan, oder das spanische Grün. Ferner dient das verarbeitete Kupfer zum Bekleiden der Schiffe, zum Decken der Dächer auf Kirchen und andern großen Gebäuden; die Kupferstecher wenden es zu Platten an; das meiste aber wird zu allerlei Geräthen verbraucht.

Kurden, ein nomadisches Volk, in viele Stämme zertheilt, das die Gebirge am Fuße des Kaukasus bis an's schwarze Meer und bis an die Quellen des Tigris und Euphrats bewohnt. Die Streifereien desselben in's russische Gebiet haben durch die tapfre Gegenwehr der russischen Grenztruppen abgenommen, und aus Persien sind sie lieber gewichen, als daß sie sich nach dem Willen des Schach ansäßig und tributbar machten. Sie sind Mohammedaner, aber weder von türkischer Sekte, noch von persischer. Die schlimmsten unter den Kurden sind die Yezidis, denen selbst Raub an Karavanen, Mord, Diebstahl und Blutschande erlaubte Dinge scheinen. Armenische Christen gibt es unter diesem Volke nicht, das, ungeachtet der öftern Anfoderung der Pascha's, der Pforte weder Grundsteuer (miri), noch Kopfgeld entrichtet. Sie schlagen indeß bisweilen der Pforte ihre Paschen und Bey's vor, welche diese zu bestätigen nicht verfehlt. Man sagt, daß die Kurden von den Asbeck-Tataren, oder von den Mongolen abstammen. Ihr Äußeres ist indeß keineswegs tatarisch. Die Kurden tragen einen Mantel von schwarzen Ziegenfellen, und statt eines Turbans eine hohe rothe Mütze. Türkische Kleidung tragen sie niemals, weil dies bedeuten würde, daß sie des Sultans Vasallen wären. Die Jugend trägt Schnurrbärte, das Alter läßt die Barthaare wachsen. Der Kurde ist ein guter Reiter und schwingt seine Lanze mit Geschicklichkeit. Er liebt die Musik und besingt die Begebenheiten seines Volks in Romanzen. Es gibt in Armeniens Ebenen einige seßhafte, aber keine Stämme, die sich der Pforte unterworfen haben. Hier bei diesen lebt Winters der wilde Bergkurde, wenn es ihm zu kalt in seinen Bergen wird, in niedrigen Hütten von schwarzem groben Linnen. Eine Hecke von Schilf umgibt den Lagerplatz seines Viehes, das er aus den Bergen mitnahm, um's Gezelt des Kurden herum. Gastfreundschaft hält dies Räubervolk in Ehren, und entläßt die Fremden gemeiniglich mit einem Geschenk, wenn sie abreisen. Das patriarchalische Ansehn der Eltern ist sehr groß. Kein Sohn verheirathet sich ohne Genehmigung seiner Eltern. Dies sonst so unmoralische Volk hat den Glauben, daß man ohne göttliche Strafe einem Unglücklichen niemals eine Bitte abschlagen dürfe. Das wußte schon Mithridates, König von Pontus, in seinen Römerkriegen zur Herstellung geschlagner Heere zu benutzen. Je wunderbarer die Lebensrettung des Unglücklichen war, je mehr trauen sie, daß sich nun des Unglücklichen Schicksal wenden werde. Deswegen sind diese Berge beständig die Zuflucht aller Feinde der türkischen Paschen, und sie kehren von hieraus oft mit größern Angriffsmitteln, als vorher, zurück. Brei, Milch und Honig sind die Hauptnahrung der Kurden. Blos nach Konstantinopel führen diese jährlich 1,500,000 Schaafe und Ziegen in Heerden von 1500 bis 2000 Stück, deren Hirten 15 bis 18 Monate auf

der Reise hin und zurück zubringen. Das nördliche Kurdistan führt Getreide, Schwefel und Alaun aus, das wärmere südliche, Getreide, Reiß, Sesam, Früchte, Baumwolle, Tabak, Honig, Wachs, Manna und Galläpfel über Smyrna bis nach Amerika. Kurdistan hat Sandjacks zu Bayagid, Mouch, Wan, Djulamerk, Amadia, Suleihmanieh, Kara-Teholan und Zahou. Von allen diesen Statthaltern ernennt die Pforte immer blos den zu Wan. Jeder Sandjack ist Obrigkeit einer großen Zahl Stämme seiner Nation, die ihm im Kriege Folge leisten, im Frieden aber ganz unabhängig leben. Die, meistens von Christen bewohnten armenischen Ebenen leiden jährlich durch die Streifereien der Kurden, und werden, bei der Ohnmacht der Pforte, die Armenier zu schützen, diese Christen zwingen, immer weiter nach Süden aus ihren, ihnen so theuren Vorbergen zu weichen, um dort wieder von plündernden Beduinen oder Wechabiten sich plagen lassen zu müssen. Ihre einzige Hoffnung ist Rußlands wachsende Heeresmacht an turkischer, kurdischer und persischer Grenze, und daß diese am Ende dem Räuberwesen der Kurden, so wie den Bedrückungen der Paschen ein Ende machen werden.

L.

Labat (Johann Baptista), ein Mitglied des Dominicaner-Ordens und durch sein Wirken als Missionair und Reisender bekannt, wurde 1663 zu Paris geboren, und legte bereits in seinem 19. Jahre das Gelübde ab. Gleich darauf lehrte er Mathematik und Philosophie in Nancy, wo er zugleich die Stelle eines Predigers versah, 1693 kehrte er aber wieder nach Paris in das dortige Dominicanerkloster in der Straße St. Honoré zurück. Ein bald darauf von dem Superior der Dominicaner auf den franz. Antillen einlaufender Brief, in welchem dieser Geistliche seine Brüder in Europa aufforderte, zu seiner und der Seinigen Unterstützung nach den Inseln zu kommen, weil eine ansteckende Krankheit viele Ordensglieder weggerafft habe, bestimmte Labat augenblicklich, seinen längst schon gehegten Wunsch und Plan, als Missionair zu reisen und zu nützen, auszuführen. Zwar wollte man ihn ungern fortlassen, da seine Kenntnisse den Vorstehern des Ordens auch in Frankreich nützliche Dienste zu leisten versprachen, indeß setzte Labat doch sein Vorhaben durch und schiffte sich mit mehren Ordensbrüdern schon im November 1693 in Rochelle ein. Im Januar 1694 landete er auf Martinique und erhielt sogleich die Verwaltung des Kirchspiels von Makuba, welchem er 2 Jahre vorstand, worauf er nach Guadeloupe gesendet wurde, um dort unter seiner Aufsicht, auf einer der Besitzungen des Ordens, eine Wassermühle erbauen zu lassen. Seine mathematischen Kenntnisse empfahlen ihn hier dem Gouverneur, der ihn auf einer Reise durch die Insel mitnahm, um die besten Punkte, wo Vertheidigungsanstalten angelegt werden könnten, ausmitteln zu helfen. Zurückgekehrt nach Martinique, fand Labat zwar seine Stelle daselbst durch einen Andern besetzt, erhielt aber zur Schadloshaltung das Amt eines General-Procureurs der Mission, in welchem er Gelegenheit hatte, den ganzen Umfang seiner nützlichen Thätigkeit zu entwickeln und zugleich durch seine mathematischen Kenntnisse der Regierung vielfach zu dienen. Auf mehren, in Geschäften der Mission unternommenen Reisen untersuchte er nun die ganzen Antillen, sowol die französischen als englischen und holländischen, und als 1703 die

Digitized by Google

Engländer Guadeloupe (woselbst und in Martinique Labat sich am meisten aufhielt) feindlich angriffen, da erwies er seinen Landsleuten als erfahrner Ingenieur große Dienste. Aber schon 1705 ward er in Angelegenheiten des Ordens wieder nach Europa gesendet, und in Cadix landend, ergriff er sogleich diese Gelegenheit, um sowol die Umgegenden dieser Stadt, als die ganze Küste von Andalusien bis Gibraltar geometrisch und wissenschaftlich zu untersuchen. Auch Oberitalien und Rom, wohin ihn seine Angelegenheiten riefen, besuchte er, und eine ziemliche Zeit in Civita-Vecchia lebend, kehrte er endlich 1716 nach Paris zurück, woselbst er, zurückgezogen im Kloster Rue du Bac, sich mit Herausgabe eines Theiles seiner Schriften beschäftigte und 1738 den 6. Januar starb. Man hat von ihm eine, mehrmals aufgelegte und in mehre Sprachen übersetzte Reise nach den amerikanischen Inseln, enthaltend eine Darstellung der Naturgeschichte dieser Länder, des Ursprungs, der Sitten, der Religion und der Staatseinrichtungen ihrer Bewohner, so wie der merkwürdigsten politischen Begebenheiten in jenen Gegenden, welche sich während der Anwesenheit des Verfassers daselbst zugetragen haben (ein im Ganzen sehr gutes Werk, in welchem besonders die Nachrichten über den Anbau der dortigen Gewächse und über mehre kleine, wenig besuchte Inselchen interessant sind), ferner eine naturgeschichtliche Beschreibung des westlichen Afrika (der Länder zwischen dem Senegal, dem Cap-Blanc und der Sierra-Leona), eine Reise durch Spanien und Italien, und eine Übersetzung des Werks von Cavazzi über das westliche Äthiopien. Außerdem gab Labat noch die Reisen des Ritter Demarchais nach Guinea und Cayenne und die Memoiren des Ritter d'Arvieux, dessen Reisen nach Palästina, Syrien und die Barbarei enthaltend, heraus. Zu Labats Ehren haben die Naturforscher einem Paar Bäumen von der Insel Cuba und aus Cayenne, aus dem Flieder-Geschlecht, seinen Namen beigelegt.

La-Chaise (François d'Aix de), Beichtvater des Königs Ludwig XIV. und Mitglied der Congregation der Jesuiten, wurde auf dem Schlosse d'Aix im August 1624 geboren. Die Familie d'Aix de La-Chaise gehörte damals zu den angesehensten in Frankreich, und ein Großonkel von Franz de La-Chaise, der Pater Cotton, war schon Beichtvater Heinrichs IV. Im Jesuiten-Collegium zu Rohan, welches einer seiner Vorfahren gegründet hatte, begann La-Chaise den Cursus seiner Studien und setzte sie in Lyon, wo ein Onkel von ihm, der Pater d'Aix, den Lehrstuhl der Mathematik und schönen Wissenschaften inne hatte, fort. Durch den Erzbischof von Lyon, Villeroy, in dessen Diensten ein Bruder von unserm Pater La-Chaise als Stallmeister stand, ward er dem König bekannt, und Ludwig wählte ihn, nach dem Tode seines bisherigen Beichtigers, des Pater Ferrier, an dessen Stelle. La-Chaise war damals Provinzial seines Ordens. Von jetzt an begann eigentlich erst das öffentliche Leben dieses Mannes, der bis dahin, entfernt vom Hofe, in großer Zurückgezogenheit gelebt hatte. Seine Wahl zum Beichtvater des Königs, — eine, in damaligen Zeiten wichtige Function, — erregte im ganzen Lande um so mehr Aufmerksamkeit, da einestheils die Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Parteien der Jansenisten, Molinisten u. s. f. bereits den, an Frömmelei häufig kränkelnden Hof Ludwigs XIV. und die, eben so, wie der Hof, zwischen Üppigkeit und Bigotterie hin und her schwankende Hauptstadt theilten, anderntheils aber auch, seit dem Pater Cotton, kein Jesuit zu dieser wichtigen Stelle gelangt war,

Digitized by Google

was denn, da es nun geschah, den Orden und dessen Anhänger zu den angenehmsten Hoffnungen für ihr Interesse begeisterte. Dies alles machte aber die Stellung des neuen Beichtvaters ziemlich schwer, der sich bald in einem Gewebe von Hofränken befangen sah, aus welchem er sich nur durch große Vorsicht retten konnte. Die Montespan und die Maintenon, die Jansenisten und Jesuiten standen sich feindlich einander gegenüber, und der sogenannte große Ludwig, den seine Schmeichler mit allen möglichen Regententugenden zu schmücken trachteten, schwankte, bewegt von Sinnlichkeit und Aberglauben, zwischen diesen Parteien wie ein Rohr. Dennoch gelang es La-Chaise, sich bis an sein Ende auf dem ihm übertragnen Posten zu halten, obschon weder Mad. Montespan, noch die eben so wenig taugende Maintenon ihn besonders leiden konnten, und oft genug in bittern Sarcasmen ihren Widerwillen gegen ihn aussprachen. Überall, bei der berühmten Erklärung der französischen Geistlichkeit über die Freiheiten der gallicanischen Kirche, bei der unseligen Zurücknahme des Edicts von Nantes, bei den quietistischen Streitigkeiten, bei der Vermählung der Maintenon mit dem Könige (1686), und manchen andern, ähnlichen, Epoche machenden Vorfällen jener Zeit, mußte, in Folge seines Amtes, der Pater La-Chaise bald mehr, bald minder, die Hände im Spiele haben, und so sehr er auch mit steter Vorsicht jeden seiner Schritte überlegte, so konnte es doch nicht fehlen, daß ihm nicht oft von beiden Seiten die bittersten Vorwürfe gemacht wurden. Über seinen Privatcharakter und sein Benehmen überhaupt urtheilten indeß die einsichtsvollsten Männer stets nie ganz ungünstig, und sowol Saint-Simon, der kein Jesuitenfreund war, als Voltaire in seiner Darstellung des Jahrhunderts Ludwigs XIV., ferner de Boza, Spon u. A. lassen dem Beichtvater des eitelsten aller Könige und dem Mittelsmann zwischen den erbittertsten und mannichfachsten Interessen die Gerechtigkeit widerfahren, daß er sich mit Anstand, Ruhe, Geschick und Glück in seinen Verhältnissen zu benehmen wußte, und daß er, obschon ein eifriger Jesuit, doch nie sich zu heftigen Maßregeln gegen die Gegner hinreißen ließ. Daß Ludwig seine Verbindung mit Mad. Maintenon damit krönte, daß er diese nur zu berühmt gewordene Frau förmlich ehelichte, schreibt Voltaire in seinem oben angegebenen Werke besonders den Rathschlägen von La-Chaise zu; daß diese Verbindung aber nur eine geheime blieb und nicht, wie die eben so ehrsüchtige als bigotte Maintenon wünschte, eine öffentlich anerkannte wurde, ist gleichfalls des Paters Betrieb, der dafür freilich den fortwährenden Haß von Scarrons Wittwe zu tragen hatte. La-Chaise, in der Gunst seines Monarchen bis ans Ende seiner Tage sich haltend, und von diesem noch zu allen Berathungen gezogen, als schon Altersschwäche und Kränklichkeit ihn fast zu einer lebenden Leiche gemacht und seinen Geist gelähmt hatten, starb im Januar 1709, 85 Jahr alt. Man hat von ihm einige philosophische, theologische und archäologische Schriften, und seine Vorliebe für das Studium der Numismatik, so wie der große Antheil, welchen er an der Verbesserung derselben in Frankreich hatte, sind bekannt. Bemerken wollen wir nur noch, daß König Ludwig XIV. ihm östlich von Paris, am Ende der heutigen Boulevards-neufs, ein Landhaus erbauen ließ, welches damals, wegen seiner Lage an einem Hügel, den Namen Mont-Louis erhielt, und dessen weitläufiger Garten jetzt den berühmten Kirchhof des Pater La-Chaise bildet, den größten von den vieren, welche die Hauptstadt Frankreichs besitzt, und auch der, welcher dermalen durch die Mode, — die in jener Hauptstadt Alles,

Digitized by Google

selbst das Reich des Todes beherrscht, — am ausgezeichnetsten ist. Eine Menge der schönsten und reichsten Denkmale, welche trauernde Liebe oder Eitelkeit den Hingeschiednen weihte, zieren nun die Orte, wo sonst die frivolen und ränkesüchtigen Hofleute des vierzehnten Ludwig häufig sich einfanden, um dem einflußreichen Beichtvater ihres unumschränkten Herren aufzuwarten, und wo einst nicht selten selbst die frömmelnde Maintenon voll ehrsüchtiger Pläne sich einfand, da trifft man jetzt nur noch auf die Spuren des Todes und auf die Erinnerung an die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge. Das Haus selbst, in welchem der mächtige Jesuit einst wohnte, und in dessen Sälen vielleicht der Plan zur Verfolgung der unglücklichen Bewohner der Cevennen ausgearbeitet wurde, steht zwar noch, aber stärker, als die ganze Umgebung, erinnert es jetzt nur noch durch seine Ruinen an das, was nicht mehr ist. Die Pracht ist dem Verfall, das Geräusch der Stille gewichen, und wo sonst die Großen eines glänzenden Hofes weilten, da umschwirren nur Fledermäuse das Haupt des neugierigen Besuchers. Nicht minder ausgezeichnet, wie durch die Menge kostbarer Epitaphien, ist der Kirchhof des Pater La-Chaise aber auch durch seine Lage an dem Abhange eines Hügels, von dessen Höhe man eine der herrlichsten, panoramatischen Ansichten auf einen bedeutenden Theil der großen Stadt und ihrer nächsten Umgebungen genießt, und unter den Hügeln, die sich hier wölben, schlummert mancher, in der neusten Geschichte thätig Gewesene, manches Opfer dieser großen, bewegten und denkwürdigen Zeit; wie z. B. der Marschall Ney, den Frankreich den Tapfersten der Tapfern nannte; Labedoyère, dessen Treue an seinem Kaiser ihm ein frühes Grab bereitete. Im Jahre 1814, bei der ersten Annäherung der Feinde an die Hauptstadt Frankreichs, ward auch dieser Kirchhof als ein, zur Vertheidigung der Stadt wohl geeigneter Ort, befestigt, und die Zöglinge der polytechnischen, so wie die der Veterinair-Schule übernahmen die Vertheidigung. Durch die Russen erstürmt, ward diese, den Todten geweihte Schlummerstätte aber sehr verwüstet, und besonders litten durch das Bivouaq der Truppen die schattengebenden Alleen, die jedoch seitdem wieder ziemlich ergänzt worden sind. Kurz vor der zweiten Einnahme von Paris (1815) ward der Kirchhof von La-Chaise 14 Tage (vom 24. Juni bis 8. Juli) insofern geschlossen, daß man keine Beerdigung daselbst vornahm, aus Furcht, durch die, die Hauptstadt umgebenden Truppen aufgehalten zu werden, und man begrub in dieser Zwischenzeit die Todten auf den, längst außer Gebrauch gesetzten Gottesacker von St. Marguerite, innerhalb der Stadt.

Lacépède (Graf Bernard von), großer französischer Naturforscher, ist in Agen im J. 1756 geboren. Obgleich dem Waffendienst in erster Jugend gewidmet, verließ er denselben bald, und bestimmte sich nun ausschließend dem Studium der Naturwissenschaft. Seine Lehrer und Freunde, Büffon und Daubenton, verschafften ihm schnell die wichtige Stelle eines Conservateurs bei den naturgeschichtlichen Sammlungen im Pflanzengarten. Er blieb bei dem Ausbruche der Revolution nicht ohne Antheil an derselben; ja er wurde bei der gesetzgebenden Versammlung zum Mitglied ernannt. Zu der gemäßigten Partei gehörend, hatte er das Glück, sich während der Schreckenszeit vergessen zu machen. Erst unter dem Directorium trat er wieder hervor, wo er dann sogleich zu einem der ersten Mitglieder des Instituts gewählt wurde. Napoleon ernannte Lacépède in den Erhaltungs-Senat, und ertheilte ihm die hohe Würde eines Großkanzlers der

Ehrenlegion. Lacépède wurde dagegen seiner Seits einer der feurigsten Anhänger des Kaisers, der sich hierdurch wieder sehr geschmeichelt fühlte. Es gab während der zehnjährigen Dauer der kaiserlichen Regierung wenig feierliche Ereignisse, wo Lacépède nicht als Redner zu erscheinen hatte. Nach der ersten Restauration verlor Lacépède den Posten eines Großkanzlers der Ehrenlegion, wurde vom König aber zum Pair ernannt. Während der 100 Tage wurde Lacépède vom Kaiser zum Großmeister der Universität gewählt, welchen Posten er aber ablehnte. Von diesem Zeitpunkte an scheint Lacépède sich wieder mehr den Wissenschaften zugewandt zu haben. So erschien 1817 eine, von ihm besorgte neue Ausgabe von Büffon's Werken; er kündigte dabei zugleich an, daß er den Auftrag seines verstorbenen Freundes Lagrange jetzt ausführen und dessen Theorie über die Kometenbildung herausgeben wolle. Nicht minder erschien eine Fortsetzung des, von seinen großen Vorgängern begonnenen Werks über die Cetaceen. Seine Geschichte der Fische, 5 Bände in Quart, wird jedoch für sein wichtigstes Werk gehalten. Das vollständige Verzeichniß seiner Schriften, zu welchen auch zwei kleine, anonym erschienene Romane gehören, ist sehr groß. Er versteht die seltne Kunst, auch die trockensten Gegenstände seiner Wissenschaft mit den Annehmlichkeiten eines glänzenden Styls auszuschmücken.

Lackiren besteht in der Kunst, eine Auflösung von harzigen Substanzen, Firniß, Lackfirniß genannt, auf allerlei Geräthe aufzutragen, welcher Auftrag durch Abtrocknen fest, hart und glänzend wird, und dann durch Poliren oder Schleifen zu einer noch feinern Oberfläche behandelt werden kann. Welchem Volke man die Erfindung der Lackirkunst zu danken habe, mag noch unentschieden sein, aber so viel ist gewiß, daß die Chinesen, Tunkinesen und Japaner schon sehr früh im Besitz derselben waren, und es darin zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben, was z. B. die Engländer dadurch anerkennen, daß sie die ganze Kunst das Japanen nennen. Der Name Lackiren kommt von dem Worte Lack, welches ursprünglich persisch ist, und eine jede, besonders glänzende und rothe Farbesubstanz bedeutet. Im engern Sinne aber bezeichnet dieses Wort einen rothbraunen, verhärteten Pflanzenschleim, welcher die Eigenschaften eines Gummi und Harzes in sich vereinigt; denn es theilt dem Wasser zwar, wie ein färbendes Gummi, seine Farbe mit, löst sich aber nur in Weingeist und Oelen vollständig auf. Der (oder das ?) Lack, auch Gummilack genannt, entsteht durch den Stich einer Art von Schildläusen (Gummilackschildlaus, Coccus ficus Linn.) auf den Blättern verschiedner indischer Bäume, besonders den Ficus religiosa und indica, auch des Ziziphus jubata. Anfangs ein milchartiger Schleim, welcher das Insekt umgibt, wird diese Substanz durch den Einfluß der Luft und des Lichts hart und rothbraun. Im Handel kennt man den Lack unter dreierlei Gestalten: 1) Die Zweige mit den unversehrten Zellen nennt man Stocklack (Gummilack in baculis); 2) in Körnern (Gummilack in granis), welches die durch Klopfen von der Pflanze getrennten und zertheilten Zellen sind (Körnerlack); 3) in Platten oder Tafeln, wie der Leim (Gummilack in tabulis), eine Gestalt, welche die Indianer dem Lack durch Schmelzen und Gießen in Formen ertheilten (Schellack). Im Kleinhandel kommt der Lack nur in den beiden letzten Formen, am häufigsten als Platt- oder Schellack vor. Ehemals scheint der Gummilack in Europa den Hauptbestandtheil der Lackfirnisse ausgemacht zu haben, jetzt braucht man

Digitized by Google

ihn vorzüglich zur Bereitung des Siegellacks, und aus dem Plattlack macht man die jetzt sehr gebräuchliche Lackpolitur, womit die Tischler und Drechsler ihren Erzeugnissen durch Einreiben einen vortrefflichen und dauerhaften Glanz zu geben wissen. — Die Chinesen sollen ihren Lackfirniß aus dem harzigen, glänzend-schwarzen Safte des Augia chinensis Lour., mit dem Öl aus den Früchten der Vernicia montana Lour. vermischt, bereiten. Noch weit mehr aber schätzt man den japanischen Lack (Lackfirniß), nach Thunberg's Nachrichten aus Rhus vernix durch Einschnitte in die Rinde gewonnen, und zum Gebrauche mit dem Öle der Bignonia tomentosa vermischt. — Die neuere Lackirkunst der Europäer unterscheidet zwei, nach den Lösungsmitteln benannte, Hauptgattungen von Lackfirnissen, deren sie sich zu verschiedenen Zwecken bedient, nämlich die Weingeistfirnisse (Spirituslacke) und Öllackfirnisse (Ölfirnisse, Öllacke). Bei der erstern Gattung sind die Bestandtheile verschiedne, in einem bestimmten Verhältniß zusammengesetzte Baumharze. Dahin gehört z. B. der Sandarak (Wachholderbaumharz), der Mastix (vom Mastixbaum), der gemeine und besonders venedische Terpentin (ein weiches Harz oder Balsam, jener vom Tannen-, dieser vom Lerchenbaum), dessen man sich als geringen Zusatz, zur Milderung der Sprödigkeit der übrigen Harze, bedient; das Elemiharz, welches zu gleichem Zweck zugesetzt wird; Gummilack (in Körnern oder Tafeln), auch Kolophonium (Geigenharz, aus Terpentin bereitet), Weihrauch, Gummi animae u. s. w. Das Lösungsmittel (Verflüssigungsmittel) aber zur Bereitung dieser Lackfirnißgattung ist höchstrectificirter Weingeist (Alkohol). Die Lösung geschieht in (Arznei-) Gläsern, deren Mündung mit Blase verbunden und diese mit einer Nadel durchstochen wird, in anfangs gelinder, später aber bis zur Siedhitze verstärkter Wärme. Die Ölfirnisse theilen sich wieder in fette und ätherische Ölfirnisse. Zu den fetten Firnissen nimmt man Erdharze (die in Weingeist nicht lösbar sind), besonders Bernstein und Kopal, welche, geschmolzen, mit einem fetten Öle, am besten mit dem zu Malerfirniß bereiteten Leinöle (s. Firniß), vermischt werden. Bernstein- und Kopallack geben die festesten und dauerhaftesten Lackirungen, welche, nach dem Poliren, die bekannte Probe bestehen, nämlich sich nicht mit dem Nagel ritzen lassen. Diese Festigkeit, und daher die Güte eines fetten Lackfirnisses dieser Art hängt von dem kunstmäßigen Schmelzen der genannten Erdharze ab, welche dabei leicht geröstet (in gewissem Grade verbrannt) werden, und dadurch in gleichem Grade an Festigkeit verlieren, was sich durch das Dunkelwerden ihrer Farbe ankündigt. Je weniger also die Erdharze beim Schmelzen ihre Farben verändern oder gebräunt werden, desto besser ist es. Man hat daher zu diesem Behuf zweckmäßige Vorrichtungen und Methoden erfunden, welche hier aber nicht näher bezeichnet werden können. Der geschmolzene Bernstein oder Kopal wird allmälig mit dem heiß gemachten Leinöl in einem bestimmten Verhältniß vermischt, und man gießt zuletzt zur Verdünnung, Terpentinöl, ebenfalls heiß, aber mit Vorsicht (nur wenig auf einmal) zu, weil sich der Firniß dabei leicht entzündet. Die Kopalfirnisse werden mit Recht, wegen ihrer hellern Farbe oder größern Durchsichtigkeit, auch stärkern Glanzes nach dem Auftrag, höher geschätzt als die Bernsteinfirnisse. Beide werden vorzüglich zum Lackiren der Blech- und Papiermachéwaaren benutzt. Durch das Trocknen in starker Hitze z. B. eines Lackir- oder auch Backofens erhalten die Lackirungen die zum Schleifen und Poliren nöthige Härte. — Der Kopal ist auch im

Digitized by Google

Weingeist löbbar, aber schwer, wegen seiner erdharzigen Natur, und man hat neuerlich entdeckt, daß die Lösung in den heißen Dämpfen des Weingeistes oder Alkohols am vollkommensten gelingt, aber man muß sich dazu eines luftdicht verschließbaren Gefäßes von starkem Kupferblech bedienen, worin man den Kopal, mittelst einer schicklichen Vorrichtung, über den Weingeist aufhängt und dann das Gefäß über Kohlenfeuer erhitzt. Gläser springen dabei leicht. — Die ätherischen Ölfirnisse nennt man auch Terpentinfirnisse, weil Terpentinöl oder Terpentingeist das gewöhnliche Lösungsmittel für die dazu gewählten Harze ist. Sandarak z. B. und Mastix, in Terpentinöl gelöst, gibt den gewöhnlichsten Terpentinfirniß, dessen man sich zum Lakiren der Spielsachen, z. B. der Puppenköpfe, Thierfiguren u. d. gl. bedient. — Übrigens ist die einer Lackirung zu gebende Farbe nichts Wesentliches beim Lackiren, sondern blos ein willkürlich zu wählendes Verschönerungsmittel, das, unter Umständen, auch entbehrlich ist. Denn auf Geräthe z. B., die aus Holzarten von Werthe verfertigt sind, trägt man den klaren, durchsichtigen Lack ohne Farbe auf. Will man aber eine farbige Lackirung: so kann man sich jeder Farbe dazu bedienen, die sonst auch zum Anstreichen gebraucht und zum Auftrag mit Leim- oder Gummiwasser angerieben wird. Die Farbe wird entweder mit dem Lack vermischt, der zuvor ohne Lack aufgetragen, welcher Auftrag denn, nach dem Trocknen und Abschleifen desselben, lackirt wird. — Jede gute Lackirung erfodert mehre Aufträge, wovon jedem besonders die gehörige Zeit zum Abtrocknen gelassen werden muß, und es erfodert das kunstgemäße Auftragen des Lacks viel Übung, um die nöthige Ebenheit und Gleichförmigkeit dabei zu beobachten. Es ist in der neuesten Zeit über die Lackirkunst sehr viel geschrieben worden, nicht sowol in besonders dazu bestimmten Werken, als untermischt in den häufig erschienenen und immer sich erneuernden ökonomisch-technologischen Haus- und Kunstbüchern aller Art; das meiste ist aber Compilation, das wenigste von den Verfassern selbst erprobt und aus eigner Erfahrung als zuverlässig mitgetheilt. — Liebhaber der Lackirkunst und Künstler, welche derselben zu ihren Arbeiten bedürfen, werden in folgender Schrift viel Brauchbares finden: Vollständige Anleitung zur Lackirkunst, oder genaue Beschreibung der besten Firnisse und Lackfirnisse auf alle nur möglichen Gegenstände, allerhand Beitzen auf Holz, Elfenbein, Knochen ꝛc., Bereitung verschiedner Farben zum Malen ꝛc. Von Chr. Fr. G. Thon. Cassel. Krüger.

Lacretelle, es gibt zwei berühmte Schriftsteller dieses Namens, die oft verwechselt werden, was um so weniger zulässig ist, da sie, wenn auch Brüder, in ihren Grundsätzen einander fast entgegenstehen. I. P. L. Lacretelle der ältere (der selbst auch gewöhnlich L. aîné genannt), aus Metz gebürtig und ehemaliger Parlamentsadvocat, kam vor der Revolution nach Paris und machte sich durch einige Schriften, namentlich eine über die lettres de cachet, sehr vortheilhaft bekannt. Er nahm zugleich neben Laharpe an der Redaction des Mercur Theil, ein Geschäft, dem er sich im J. 1817 unter sehr veränderten Verhältnissen im Verein mit Jouy, Jay, B. Constant u. A. auf's neue unterzog. Lacretelle umfaßte die Ideen der Revolution mit allem Feuer eines großsinnigen Charakters, ohne doch zuweilen in ihre Ausschweifungen überzugehen. In der gesetzgebenden Versammlung gewählt, stand er hier mit an der Spitze der constitutionellen Partei, der sich zur Republik hinneigenden, den Girondisten, entgegen. Mit dem 10. August verschwand Lacretelle von der öffentlichen Bühne. Er widmete

Digitized by Google

sich von jetzt an der Literatur und wir finden ihn erst im J. 1801 wieder und zwar als Mitglied des (napoleonischen) gesetzgebenden Körpers. In dieser Zeit wurde er auch an Laharpe's Stelle in's National-Institut gewählt. Die, nach der zweiten Restauration in Frankreich eintretende, aristokratische Reaction, die sich besonders durch die Kammer von 1815 (s. Chambre introuvable von 1815, in der neuen Folge dieses Werks) bildete, warf ihn in die Opposition, welche die liberale Partei zu bilden begann, und die sich zu ihrem Zwecke des Mercure de france bemeistert hatte. Ein Preßgesetz unterwarf aber die Journale, welche an bestimmten Tagen erschienen, der Censur. Der Mercure wurde also aufgegeben und die Minerve française, angeblich an unbestimmten Tagen erscheinend, trat an jene Stelle. Lacretelle stand an der Spitze dieser politisch-literarischen Intrigue. Die Minerve française gewann indessen einen solchen außerordentlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung, daß man, nachdem sie bis zum achten Bande vorgeschritten war, durch neue Preßgesetze sie ebenfalls unter die Aufsicht der Censur brachte, wo sie denn gleich aufhörte. Zwar versuchte Lacretelle, der jetzt zum Schein Buchhändler wurde, ihre Fortsetzung durch eine Menge kleiner Flugschriften, allein mehre Prozesse, worin die Regierung ihn deshalb verwickelte, beseitigten diesen literarischen Schleichhandel bald. — II. Charles Lacretelle, der jüngere Bruder des Vorhergehenden, und daher gewöhnlich Lacretelle jun. genannt, war noch sehr jung, als die Revolution ausbrach und er nach Paris kam. Er machte sich bald durch eine scharfe Logik und Dialektik, so wie durch große Verständigkeit in seinen Ansichten und Privatunterhaltungen bemerkbar, so daß ihm in Verbindung mit einem H. Ducos die Redaction des eben neu entstehenden Journal des debats angetragen wurde. Seine zweite literarische Arbeit war sein bekannter précis de la revolution, der das Werk von Rabaud St. Etienne fortsetzt. Bei der Opposition der pariser Sectionen, welche das Decret des National-Convents, welches zwei Drittel desselben für die nächste Legislatur beibehielt, stand Charles Lacretelle mit an der Spitze derselben, und er verfaßte im Namen der Sectionen die schneidendsten Adressen sowol an den Convent als an die franz. Wahlversammlungen. Es kam am 13. Vendemiaire zur offenen Empörung gegen den Convent, der aber durch Bonaparte's Klugheit und Energie die pariser Sectionen besiegte, und ihren Bewegungen ein Ziel setzte, bis die Constitution und die zuerst kräftig auftretende Directorial-Regierung im Gange war. Immer der damaligen Opposition zugethan und für sie wirkend, wurde er am 18. Fructidor arretirt und zwei Jahre gefangen gehalten. Von Napoleon wurde er nach dem 18. Brümaire in mancherlei Geschäften gebraucht. Im J. 1813 erhielt auch er eine Stelle im National-Institut und im J. 1816 die Präsidenz der franz. Akademie oder der 3. Klasse des Instituts. In den geschichtlichen Vorträgen, welche er als Professor der Geschichte an der pariser Universität hält, entwickelt er ein seltnes Talent, weshalb sie stets zu den besuchtesten gehört haben. Als Geschichtschreiber sind ihm Reinheit der Diction, Adel des Ausdrucks und vollendete Form eigen; seine Gedanken haben Kraft und Eigenthümlichkeit, und oft Tiefe. Zu seinen geschätztesten Werken sind seine Geschichte Frankreichs im 18. Jahrh. in 6 Bänden, und seine Geschichte Frankreichs während der Religionskriege zu zählen. Erstere ist jedoch nicht vollständig von Sander; diese von Kiesewetter in's Deutsche übersetzt.

Lätare heißt der vierte Sonntag in den Fasten, weil an dem-

selben die alte Kirche ihren Gottesdienst mit den Worten Laetare sterilis oder Laetare Jerusalem et exultate in ea, anzufangen pflegte.

*Lagrange (Joseph Louis), einer der ausgezeichnetsten Geometer der neuern Zeit, wurde 1736 zu Turin geboren und widmete sich anfänglich der Philosophie. Bald trat aber die ihm gleichsam angeborne Liebe zu der Wissenschaft, in welcher er einst glänzen sollte, hervor, und er warf sich nun mit einem solchen Eifer auf das Studium derselben, daß er schon in seinem 18ten Jahre im Stande war, in einem öffentlich gemachten Briefe an den berühmten Fagnano eine Menge neuer, von ihm gemachter Entdeckungen in geometrischen Berechnungen aufzustellen. Ein Jahr später löste er die von Euler lange Zeit vergeblich aufgeworfene Frage über eine zweckmäßigere Berechnung der Isoparimeter, und bald darauf auch die über das gleichfalls von Euler aufgestellte Princip der geringsten Bewegung (s. d. Art. Dynamik, Bd. 3.). Kaum 19 Jahr alt, erhielt Lagrange die Stelle eines Professors der Mathematik an der Artillerieschule in Turin, und die Memoiren des wissenschaftlichen Vereins, welchen er, mit Genehmigung der Regierung und im Verein mit dem berühmten Cigna und dem nachherigen Marquis von Faluces, stiftete, erregten solche Aufmerksamkeit in der gelehrten Welt, daß man den Herausgeber in Berlin bald zum Mitgliede der dortigen Akademie ernannte und Euler und d'Alembert in fortwährenden Briefwechsel mit dem jungen Mann traten. Eine Reise nach der Hauptstadt von Frankreich, in Gesellschaft seines Freundes Caraccioli, der als Gesandter nach London bestimmt war, machte Lagrange endlich mit seinen pariser Collegen persönlich bekannt, und er wurde daselbst allgemein mit der größten Anerkennung aufgenommen. Leider genoß er das Vergnügen dieses Aufenthalts allda nicht lange. Kränklichkeit nöthigte ihn, heimzukehren, und er warf sich nun mit erneutem Eifer auf seine Arbeiten. In dieser Zeit war es, wo er den von der Akademie der Wissenschaften in Paris ausgesetzten Preis, in Betreff der Trabanten des Jupiters errang und zugleich durch die Darlegung der ersten Grundzüge seiner Lehre vom Planetensysteme begann, seinen Namen unsterblich zu machen. Bald darauf verließ er auch für immer sein Vaterland, um nie wieder dahin zurückzukehren. Er erhielt nämlich von Friedrich dem Großen den Ruf, an Euler's Stelle (welcher nach Petersburg ging) nach Berlin zu kommen, wo er den Titel eines Directors der Akademie und ungefähr 1500 Thaler Gehalt erhielt. (Nur mit Mühe entschloß sich der König von Sardinien, seinen berühmten Unterthan ziehen zu lassen, und erst die gekränkte Eitelkeit bestimmte den schwachen Fürsten dazu. In dem Briefe, welchen Lagrange von Berlin erhalten hatte, stand: „der größte Geometer Europa's muß bei dem größten König sich befinden," dies war dem turiner Hofe verrathen worden, und der König fühlte sich dadurch so verwundet, daß er nun den Geometer nicht mehr zurückhielt.) Geschätzt von dem großen Friedrich, der den freimüthigen Mann dem etwas zu unterwürfigen Euler vorzog, geachtet von Allen, die ihn kennen lernten, lebte Lagrange in Berlin in angenehmen Verhältnissen, die nur durch die fortwährende Kränklichkeit seiner Gattin (einer Landsmännin von ihm, mit welcher er sich seit seinem Aufenthalte in der preußischen Hauptstadt verbunden hatte) gestört wurden, so lange, bis der große König die Augen schloß und Berlin dadurch ein fast durchgängig anderes Ansehen erhielt. Die Achtung, welche bis dahin

Digitized by Google

Männer von Kopf und Talent an dem Hofe Friedrichs II. gefunden hatten, fiel weg, andere Motive bewegten die Cirkel, und Lagrange sah sich nach einem andern Unterkommen um. Um diese Zeit lebte Mirabeau in Berlin. Er hatte den Geometer kennen lernen und beschloß, diesen ausgezeichneten Mann wo möglich für Frankreich zu gewinnen. Auf die deshalb von Paris aus gemachten Anträge nahm Lagrange auch das Erbieten an, und wies die ihm gleichfalls von den Gesandten von Neapel, Sardinien und Toscana gemachten Vorschläge von der Hand. So kam er 1787 nach Paris und wurde daselbst aufs Beste empfangen. Aber eine tiefe Schwermuth schien sich seiner bemächtigt zu haben und seinen Geist, trotz aller der Anstrengungen, welche seine Freunde machten, um ihn zu zerstreuen, zu lähmen. Er gestand, daß er in denselben Fall gerathen sei, den d'Alembert schon früher einmal an sich empfunden hatte, daß ihn nämlich die Liebe zu seiner Wissenschaft verlassen hätte. Wirklich war dem so, aber nur für eine Zeit lang. Lagrange beschäftigte sich eifrig mit der Geschichte der Religion, mit einer Theorie der ältern Musik, mit Sprachen und selbst mit den medicinischen Wissenschaften; nur sein Studium hatte keinen Reiz mehr für ihn, und dies ging so weit, daß er selbst sein berühmtestes Werk (La Mécanique analytique, zu welchem Duchatelet, dem Lagrange es im Manuscript übergeben, seltsamer Weise lange keinen Verleger finden konnte), als es erschienen war, zwei Jahre liegen ließ, ohne sich entschließen zu können, es wieder durchzusehen. Noch mehr trug die indeß ausbrechende Revolution zu der Zerstreuung bei, welche den Geometer von seiner Wissenschaft abzog, in die er sich nur nach und nach hineinarbeitete und ihr von neuem Geschmack abgewann. Auf den Antrag von Dusejour ward ihm 1791 von der Nationalversammlung sein Gehalt von 6000 Franken bestätigt, und um ihn später für den Verlust, welchen er an dem Papiergelde erlitten hatte, zu entschädigen, ward er erst zum Mitglied der Belohnungscommission für nützliche Erfindungen, dann (im März 1792) zu einem der Vorsteher bei der Münze ernannt. Doch gefiel dieser Posten, obschon einst Cicavo in Rom und später Newton in London ähnlichen Functionen eine Zeit lang vorgestanden, Lagrange gar nicht, und er legte denselben, ihn nur als eine drückende Bürde betrachtend, bald wieder nieder. In demselben Jahre verheirathete er sich zum zweitenmale mit einer Tochter des bekannten Akademikers Lemonnier, hoffend, mitten in den wildesten Stürmen der Revolution ein ruhiges Dasein führen zu können. Das Edict vom 16. October 1793, in Folge welches alle Ausländer aus Frankreich gewiesen wurden, die Hinrichtung Bailly's, Lavoisiers und mancher andern ausgezeichneten Männer rissen ihn aber bald aus seinem Wahne und zeigten ihm nur zu deutlich, was auch ihm vielleicht bevorstand. Zwar wurde, durch Guyton-Morveau's Vermittelung, das strenge Gesetz der Verweisung außer Land gegen ihn nicht angewendet; aber die Gefahr, ein Opfer wilder Pöbelwuth zu werden, war darum doch nicht verschwunden, und Herault de Sechelles erbot sich daher, um das Leben eines so ausgezeichneten Menschen, wie Lagrange, sicher zu stellen, ihm eine Stelle bei einer nach Preußen bestimmten Gesandtschaft zu verschaffen, was jedoch Lagrange, voll Liebe für sein neues Vaterland, Frankreich, nicht annahm, sondern es vorzog, aller Gefahr zum Trotz, zu bleiben. Auf die wilde Gährung der Parteien folgte endlich eine bessere Zeit. Ruhe und Ordnung kehrten zurück; man dachte darauf, die während der Periode

der Anarchie zerstörten Lehranstalten wieder herzustellen, und Lagrange ward zum Professor an der neuerrichteten Normalschule in Paris ernannt. Jetzt, in diesem neuen Wirkungskreise, wachte auf einmal die erloschene Liebe für seine Wissenschaft mit aller Stärke wieder in ihm auf, wie dies seine rastlose Thätigkeit und mehrere in dieser Zeit verfaßte Schriften beweisen. Bei der Errichtung des Instituts ward der Name Lagrange der erste, welcher die Liste der Mitglieder desselben eröffnete, und gleichfalls ernannte man ihn zuerst zum Mitglied des neu entstehenden Längen-Büreaus. Sein Ruhm stieg nun von Tage zu Tage, und Frankreich, das sich durch den Besitz eines Mannes, wie er, geehrt fühlte, beschloß, ihm ein öffentliches Zeichen seiner Achtung zu geben. Auf Befehl der Regierung beauftragte der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Talleyrand, Bd. 9.) den französischen Charge-d'Affaires in Turin, den Bürger d'Emayer, Lagrange's Vater aufzusuchen und ihm im Namen Frankreichs Glück zu wünschen, einen solchen Sohn zu besitzen. Dieser Auftrag ward von d'Emayer auf die glänzendste Art vollführt, indem er sich, begleitet von mehreren Generalen und andern ausgezeichneten Personen, zu dem Greise begab, der, gerührt von solcher Ehr... und Anerkennung, seinen Dank stammelte, aber auch zugleich, festklebend an den früh eingesogenen Begriffen von mißverstandener Frömmigkeit, die Furcht äußerte, sein im revolutionairen Paris lebender Sohn werde vielleicht vor Gott nicht die Gnade finden, die er vor der Welt fand. Eben so, wie die republikanische Regierung, ehrte aber auch der Held des Jahrhunderts Lagrange's Geist und Verdienste. Als Bonaparte als Sieger von Italien heimkehrte und die Ehre der Aufnahme im Institut empfing, da setzte er sich bescheiden unter den Gelehrten, und als Consul und als Kaiser hörte er nie auf, ihm seine ausgezeichnete Achtung auf alle Weise zu bezeigen. Zum Mitglied des Senats ernannt, mit dem Großkreuz der Ehrenlegion geschmückt, zuletzt in den Grafenstand erhoben, sah Lagrange sich mit allem äußern Glanze geschmückt; weder dies, noch die Vertraulichkeit des Staatsoberhauptes gegen ihn, vermochten ihn aber eitel zu machen, und eben so bescheiden, wie sonst, widmete er sich auch jetzt noch mit demselben Eifer seinen Studien, wie einst. Leider beschleunigte dies aber höchst wahrscheinlich sein Ende. Vorgerückt im Alter, wie er war, konnte er sich nicht entschließen, sich weniger zuzumuthen, und eben, da er im Begriff stand, die zweite Auflage seiner: Théorie des fonctions analytiques, mit Anmerkungen bereichert, herauszugeben, überraschte ihn der Tod den 10. April 1813. Seine irdischen Überreste wurden im Pantheon beigesetzt, und Lacépède und Laplace hielten ihm die Gedächtnißrede. Lagrange war eben so liebenswürdig im Umgange, als bescheiden in seinen Ansprüchen, und nie ließ er sich durch die ihm so vielfach erwiesenen Ehren und Auszeichnungen hinreißen, den Werth Anderer zu verkennen. Besonders groß war seine Hochachtung für Euler, und er pflegte oft zu seinen Schülern zu sagen: „Studiren Sie den Euler, wenn Sie Geometer werden wollen." Seine Schriften sind theils einzeln, theils in den Memoiren der Akademieen von Turin, Berlin und Paris, in dem Journal der polytechnischen Schule, den Connaissances du temps und in den Ephemeriden abgedruckt. Wir nennen hier nur: Mécanique analytique (Paris 1787, neue Aufl. 1811 und 1815); Théorie des fonctions analytiques (Paris 1797 und 1813); Resolution des équations numériques (Paris 1798 und 1808); Le-

Digitized by Google

çons sur le calcul des fonctions (mehrere Ausgaben; die neueste, Paris 1806); Essai d'arithmétique politique (in den im Jahr IV [1796] von Roeder herausgegebenen Collections befindlich). Ein Theil von Lagrange's nachgelassenen Papieren wurde 1815 von Carnot, als damaligem Minister des Innern, dem Institut übergeben und hierauf, nach einem Gutachten der Akademie, der Bibliothek dieser gelehrten Anstalt einverleibt.

Lahyre (eigentlich Etienne Vignoles) war einer jener Ritter unter Carl VII. von Frankreich, die sich in den Kämpfen mit den Engländern besonders auszeichneten, und ist in der Geschichte vorzüglich als ein treuer Gefährte des Mädchens von Orleans bekannt, wie ihn auch unser großer Dichter in seinem Drama, dessen Heldin jenes berühmte Mädchen ist, gezeichnet hat. Den Haß gegen die Engländer, welche damals Frankreich verwüsteten, hatte Lahyre gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, denn der Wohlstand seiner einst reichen und angesehenen Familie war, wie so vieles Andere, durch diese immerwährenden Feinde seines Volks zerstört worden. Als 1418 Coucy durch die Verrätherei der Geliebten des Commandanten an die Bundesgenossen der Britten, die Burgunder, überging, stellten Lahyre und der nicht minder tapfere Peter de Saintrailles sich an die Spitze der noch übrigen Besatzung und führten das Wagstück aus, die kleine Schaar glücklich durch ein mit Feinden bedecktes Land, unter beständigen meist siegreichen Gefechten, hindurch zu führen. 1429 eroberten die beiden Freunde Crespi in Valois, wurden aber im folgenden Jahre durch die Burgunder wieder daraus vertrieben. Hierauf in der Champagne mehrere glänzende Ritterthaten vollbringend und Chateau-Thierry lange gegen die überlegenen Feinde vertheidigend, ward Lahyre endlich gefangen und nur nach Erlegung eines ansehnlichen Lösegeldes wieder frei gelassen. Er griff hierauf sogleich mit einem kleinen Haufen Compiegne an, half Montargis entsetzen und eilte nun dem bedrängten Orleans zu Hülfe. Von der Regierung dieser Stadt an den Dauphin (Carl VII.) gesendet, um Unterstützung von diesem zu erbitten, fand er den schwachen und genußsüchtigen Fürsten beschäftigt, eben ein großes Fest anzuordnen. „Was denkt Ihr?" sprach Carl zu dem Ritter, der das eitle Treiben an des Dauphins Hofe mit finstern Blicken betrachtete. „Ich denke," erwiderte Lahyre, „man kann ein Königreich nicht lustiger verlieren." Nach Orleans zurückgekehrt, suchte er nun sein Möglichstes zu thun, um die Stadt zu retten und die Trümmer der geschlagenen Armee zu sammeln, und als endlich die begeisterte Jungfrau erschien und den verglommenen Muth in der Brust der Franzosen wieder anfachte, schloß er sich zuerst an die Retterin an und geleitete sie bei ihrem Einzuge in die Stadt. Hierauf die geschlagenen Engländer verfolgend und in den Schlachten von Jargeau und Patai sich auszeichnend, stürmte er mitten im Winter Louviers und drang bis vor die Thore von Rouen, in der edlen Absicht, die unglückliche Johanna, die als ein Opfer wilder Rachsucht und Bigotterie fiel, zu befreien, wobei er aber selbst das Schicksal hatte, von den Engländern gefangen zu werden, deren Haft er sich jedoch bald wieder entzog, um sie von neuem, mit Saintrailles vereint, zu bekämpfen. So blieb Lahyre bis an sein Ende der erbittertste Feind der Feinde seines Vaterlandes, und durch seine List und Tapferkeit that er ihnen manchen bedeutenden Schaden. Mehrmals noch, oft durch die Verrätherei falscher Freunde, in Gefangenschaft gerathen, wußte er sich doch stets wieder

loszumachen, und trotzte sogar eine Zeit lang seinem eignen König, indem er den kleinen Krieg gegen die Engländer und Burgunder fortführte und einige Städte besetzt hielt, während Carl schon längst Frieden mit den Feinden geschlossen hatte. Auf einer Reise nach Montauban, wohin er Carl VII. im Jahre 1442 begleitete, starb er, geschwächt durch Wunden, und seine romantische Tapferkeit und die Anhänglichkeit an das Mädchen von Orleans erwarben ihm nach seinem Tode die seltsame Ehre, daß sein Name dem Coeur valet in der französischen Karte — deren Bilder sich bekanntlich mit allerlei Heldennamen schmücken — beigelegt wurde.

Lamarck (Jean Baptiste Antoine Pierre Monet, Chevalier de) wurde 1745 in der Picardie geboren, wo er von einer angesehenen Familie abstammte und frühzeitig in den Militairstand trat. Eine Verletzung, die er sich zuzog, zwang ihn jedoch bald, diesem Stande zu entsagen, und er widmete sich nun den Studien. Anfänglich zog die Medicin ihn an, dann ergab er sich der Astronomie und machte hierin so bedeutende Fortschritte, daß die Akademie der Wissenschaften seine ersten Versuche in diesem Felde einer günstigen Aufnahme würdigte; durch Bernard's de Jussieu geistvolle Vorträge der Botanik fühlte er sich aber plötzlich zum Studium der Naturkunde hingeleitet, in welchem er sich fortan auszeichnen sollte. Jussieu hatte nämlich bei Gelegenheit einer botanischen Wanderung, welcher Lamarck beiwohnte, geäußert, wie die bisherige Manier des Unterrichts in diesem Fache noch viel zu wünschen übrig lasse, und Lamarck faßte nun den Gedanken, dem abzuhelfen. Mit großem Fleiße arbeitete er nun eine Abhandlung aus, in welcher er die Fehlerhaftigkeit der ältern Methoden zeigte und eine neue vorschlug, die den allgemeinsten Beifall fand. Von allen Seiten ermuntert, unternahm er es nun, sein neu aufgestelltes System auf die sämmtlichen Pflanzen Frankreichs anzuwenden, und überreichte demzufolge der Akademie seine nach diesen Grundsätzen ausgearbeitete: Flore française, ou Description succincte de toutes les plantes, qui croissent en France. Dies Werk erhielt die Auszeichnung, daß es, auf den darüber von der Akademie gegebenen Bericht, auf Kosten der Regierung zum Besten des Verfassers gedruckt wurde (1780 unter der Jahrzahl 1778. 3 Bände in 8.). Eine zweite Auflage davon erschien 1793; eine dritte, vermehrte und von Decandolle umgearbeitete 1805. Von nun an wandte Lamarck seinen ganzen Fleiß auf diese Wissenschaft und unternahm deshalb auch mehrere botanische Reisen nach Auvergne und einen Theil von Deutschland, letztere mit dem Sohne des großen Buffon. Bei seiner Rückkehr nach Paris übernahm er die Redaction des botanischen Theils der Encyklopädie, welche der Buchhändler Panckoucke damals herausgab, und widmete sich dieser Arbeit mit solchem Eifer, daß er bereits 1783 die erste Hälfte des ersten Bandes mit einer Einleitung konnte erscheinen lassen, die einen kurzen Umriß der Geschichte seiner Wissenschaft enthielt. 1788 kam der 2te Band heraus und alles versprach eine baldige Beendigung des Werks. Leider erfolgte diese aber nicht. Eine Zwistigkeit zwischen ihm und dem Verleger über einige aufzunehmende Artikel brachte die Sache in's Stocken, und Lamarck's botanische Laufbahn endete zugleich hiermit. Außer den genannten Werken hat man noch von ihm mehrere, in den Memoiren der Akademie und in dem von ihm, dem Abbé Haüy, Fourcroy, Brisson, Olivier und Pelletier herausgegebenen Journal d'Histoire naturelle (2 Bände 1792) abgedruckte, treff-

Digitized by Google

liche botanische Abhandlungen, die bedauern lassen, daß ihr Verfasser sich von diesem Zweige der Wissenschaft wegwendete. Beim Ausbruch der Revolution war Lamarck zweiter Lehrer beim königl. Pflanzengarten, erhielt aber nun, in Folge anderer Einrichtungen, das Fach der Zoologie, in welchem er sich bald aber so, wie in dem frühern, auszeichnete, wie unter andern seine Schrift: Système des animaux sans vertèbres, ou Tableau général des classes, des ordres et des genres de ces animaux (1. Bd. in 8. Paris, 1801.), ferner seine Philosophie zoologique und seine Histoire naturelle des animaux sans vertèbres beweisen. Auch auf Physik wandte sich Lamarck's umfassender Geist, und er gab schon 1794 2 Bände: Recherches sur les causes des principaux faits physiques heraus, in welchen er gegen mehrere falsche Aufstellungen in dieser Wissenschaft auftrat. In demselben Sinn ist auch seine Refutation de la théorie pneumatique etc., die 1796 in Paris erschien. Seine meteorologischen Beobachtungen sammelte er in seinem Annuaire météorologique, welches er zuerst 1799 herausgab und bis 1809 fortsetzte. Lamarck ist jetzt Mitglied des Instituts und man hat ihm zu Ehren mehrern Pflanzen seinen Namen beigelegt.

Lancaster (Jacob) war der erste englische Seefahrer, welcher eine nach Ostindien bestimmte englische Flotte befehligte. Mit drei Schiffen ging er den 10. April 1591 in Plymouth unter Segel, hatte aber gleich das Unglück, im Kanal von Mozambique eins derselben einzubüßen. Mehrere Prisen, die er den Portugiesen abnahm, entschädigten ihn jedoch für diesen Verlust. Nachdem er bis Malakka gekommen, auch auf Ceylon angelegt und überall sich bemüht hatte, seinen Landsleuten nützliche Handelsverbindungen zu knüpfen, lichtete er im December 1592 die Anker wieder, um nach Europa zurückzukehren, ward aber, aus Mangel an Lebensmitteln, bald gezwungen, wieder in den Meerbusen von Paria einzulaufen. Später überfiel ihn auf der Rückreise ein Sturm, der ihn bis zu den bermudischen Inseln hin verschlug und ihn endlich nöthigte, an einem Eilande unweit St. Domingo anzulegen. Hier ward er durch die Treulosigkeit des größten Theils der Schiffsequipage verrathen; denn indem er mit 21 Mann an's Land ging, segelten die Andern fort und überließen ihn und seine Begleiter ihrem Schicksal. Ein französisches Fahrzeug fand die Unglücklichen und brachte sie nach St. Domingo. So kam Lancaster endlich glücklich wieder nach Europa (1593) und segelte das folgende Jahr nach Brasilien. 1601 ward er auf's neue mit einer Expedition in die indischen Gewässer gesandt, und der nachher durch seine Entdeckungen bekannt gewordene John Davis folgte ihm als Steuermann seines Schiffs. Lancaster schloß auf dieser Reise, ungeachtet der Hindernisse, welche ihm die damals in jenen Gegenden sehr mächtigen Portugiesen überall in den Weg legten, abermals mehre den Engländern nützliche Handelsverbindungen mit den Beherrschern von Tarbay, Bantam u. s. w. ab, und begab sich dann auf die Rückreise. Ein furchtbarer Sturm, welcher ihn wieder im Golf von Mozambique überfiel, trennte seine kleine Flotte und brachte sein Fahrzeug in die größte Gefahr. Er übergab daher einem noch bei ihm gebliebenen minder beschädigten Schiffe Briefe für die ostindische Compagnie, in welcher er dieser Gesellschaft die Aufschlüsse mittheilte, die er sich von einer nordwestlichen Durchfahrt nach Ostindien verschafft hatte, und befahl dem Capitain, in der Stille weiter zu segeln, während er alles Mögliche that, um die ihm anvertraute reiche La-

Digitized by

dung zu retten. Wirklich gelang ihm auch dies, und er lief nach manchen Gefahren glücklich in die Dünen ein. Auf die bestimmten Angaben dieses kühnen Seefahrers rüstete endlich England unter den Capitainen Weymouth und Hudson eine Expedition aus, die nordwestliche Durchfahrt zu versuchen, welche man nicht fand, wiewol man mehrere bedeutende Entdeckungen machte. Baffin, dessen Namen die große Bay im Nordosten Amerika's noch führt, kam bei diesen Unternehmungen (die in neuester Zeit verschiedentlich wiederholt worden sind) damals am weitesten und von ihm ward zu Ehren des ersten Anregers dieser Idee, die unter dem 74sten Grad liegende Meerenge zwischen Amerika und Asien „Lancasters-Sund" genannt. Lancaster selbst, zum Ritter erhoben, starb 1620. Beschreibungen seiner Seefahrten befinden sich im 3. Bande von Hakluyt's und im 1. Bande von Purcha's Reisewerken.

Lancelot vom See, ist der Name eines der Paladine, die wir in den Sagen und Überlieferungen von des fabelhaften König Arthus oder Arthur (s. d. Art. Bd. 1.) Tafelrunde finden. Jenen Sagen nach soll Lancelot ein Sohn des Königs Ban von Brucie gewesen und nach seines Vaters Tode von der Fee Viviana (der Dame vom See; daher auch Lancelot's Zuname: vom See) erzogen worden sein, die ihn dann, als der Jüngling wehrhaft geworden und große Tapferkeit zeigte, selbst nach Cramalat, an den Hof des Königs Arthus, brachte, und diesen bat, ihrem Schützling den Ritterschlag zu ertheilen und ihn in die Zahl der Helden der Tafelrunde aufzunehmen. Dies that denn auch Arthus, indem er den Jüngling mit seinem Schwerte (Eskalibor) zum Ritter schlug, und dieser zeichnete sich nun unter allen Paladinen der Tafelrunde durch außerordentliche Thaten und Heldenmuth aus. Seine Liebe zu Genevra, der schönen Gemahlin des Arthus, und sein Verschmähen der Gewogenheit der Fee Morgana, einer Schwester von Genevra's Gemahl, verwickelten den Ritter in tausenderlei wunderbare und gefährliche Abenteuer, aus denen er sich jedoch stets durch seine große Tapferkeit und den Beistand der Dame vom See glücklich herauszog und so endlich durch Erlegung des Mörders seines Vaters, des Königs Claudas, auf den Thron seiner Voräitern kam, zuletzt aber doch von Mordrec, dem Neffen und Mörder von Arthus, den Lancelot zu züchtigen auszog, überfallen und erschlagen wurde. In der Scheidestunde nahte sich ihm noch Viviana und nahm mit einem sanften Kusse das Leben von der Lippe des sterbenden Helden, der der letztübrige der Ritter von der Tafelrunde war und dessen Gebeine nach seinem Schlosse Freudenwacht gebracht und dort neben den Resten der schönen Genevra beigesetzt wurden. So die Sage von Lancelot, die seitdem von Romanciers und Dichtern vielfach verarbeitet worden ist und, wie der ganze Sagen-Cyclus von Arthus Hof und Rittern, zu den romantischsten und dichterischsten aus jenen Zeiten gehört.

*Landeshoheit. Die Landeshoheit ist eine Staatsform, die sich in Deutschland seit dem Anfange des 12. Jahrh. zu entwickeln angefangen hat. Sie ist endlich die allgemein herrschende Staatsform geworden, nachdem das Ansehen der Kaiser immer mehr gesunken, bis zuletzt nur noch ein Schatten der ehemaligen Macht übrig war, der dann auch endlich 1805 völlig verschwunden und erloschen ist. Der Ursprung der Landeshoheit lag, wie Moser sagt, in der Reichsvoigtei. Die Reichsvoigteien waren, nach unserer jetzigen Art zu reden, Ämter und die Reichsvoigte Amtleute, die diese Ämter verwal-

Digitized by Google

teten, welche Stellengüter als Lehne verliehen und als Lehne erblich wurden, ungefähr in der Weise, wie eine mächtige Familie in Hannover auch ein oder mehrere Ämter besitzt, die sie in Pacht hat und auf denen der Pacht vom Vater auf den Sohn erbt. Die Grafen waren damals Reichsbediente, welche nach der carolingischen Einrichtung über den Gau (den jetzigen landräthlichen Kreis) gestellt waren, die Recht sprachen und den Heerbann musterten und anführten. Sie waren zu gleicher Zeit Landrath, Major und Friedensrichter in ihrem Gau. Als die Grafenstellen erblich wurden, vermehrte sich das Besitzthum dieser Grafenfamilien immer mehr; sie suchten die Reichsvoigteien, die in ihren Gauen lagen, oder ihnen sonst gelegen, an sich zu bringen, und indem sie stets unter sich heiratheten, so fiel durch Erlöschen der Familien und durch Erbtöchter dieser Besitz in immer wenigere Hände zusammen. Eine solche landräthliche Familie hatte nun zweierlei Besitzthum zu verwalten: 1) den Gau oder landräthlichen Kreis; 2) die Reichsvoigteien und andere Reichsgüter, die sie durch Kauf, Erbschaft, Krieg oder auf andere Weise an sich gebracht hatte. Aus diesen Gütern bildete sie eine Grafschaft, in der sie fast dieselben Rechte und Befugnisse hatte, wie in ihrem Gau; denn lagen diese Güter in ihrem Gau: so hatte sie diese Befugnisse über ihr Besitzthum ohnehin, und lagen sie in einem fremden, so ließen sie sich vom Kaiser über ihre Güter mit dem Grafenbanne belehnen, um so alle fremde Gerichtsbarkeit und alle fremde Einmischung eines andern Landraths abzuwenden. Auf diese Weise enstanden also auf demselben Boden zwei verschiedene Staatssysteme: der Gau und die Grafschaft, die in ihren Einrichtungen gleich, allein in ihren Formen sehr verschieden waren; denn der Gau bildete, so wie der jetzige landräthliche Kreis, eine an einander hängende Fläche, da es eine Abtheilung des Reichsbodens war. Die Grafschaft hingegen, die aus einzelnen Besitzungen bestand, war zerstückelt; ihre Bestandtheile lagen hier und da zerstreut, und es hat vierhundert Jahre gedauert, ehe die Familien das dazwischen Liegende erworben und so ein zusammenhängendes Erbe erhalten haben. An diese Entstehung der Landeshoheit muß man sich immer erinnern, wenn man eine klare Vorstellung von ihrer Natur haben will. Die Landeshoheit ist auf dem Wege der Conglomeration entstanden. Waren die Grafschaften zerstückelt, so wurden es die Gaue nun ebenfalls; denn wenn zehn Besitzungen benachbarter Landräthe, die in einem Gau lagen, von der Gerichtsbarkeit des Gaus ausgenommen waren, so hatte der Gau auch eben so viel Löcher bekommen, und diese Löcher wurden immer größer und liefen immer mehr zusammen, so daß man zuletzt nicht mehr sagen konnte, ob der Gau mehr zerstückelt war, oder aber die Grafschaften, die in ihn hineinreichten. Es war natürlich, daß diese Auflösung der Gaue immer größer wurde, und daß endlich mehr Inseln in ihnen waren, als festes Land. Die Grafschaften hingegen, deren Dasein an eine regierende Familie geknüpft war, die ihren Besitz stets mehrte, waren stets bei guter Gesundheit, und diese gute Gesundheit ist es, die die Landeshoheit von jeher ausgezeichnet und die es gemacht, daß sie das Reich und alle seine Einrichtungen, so wie den Kaiser endlich völlig überwachsen hat. An diese gute Gesundheit, die in der Landeshoheit wohnt, haben diejenigen nicht gedacht, die im Jahre 1815 den Kaiser, das Reich und die 12 Herzoge des Reichs zurückwünschten. Das Erste, was die Landeshoheit verschwinden machte, war die Gau-Eintheilung. Im 11. Jahrh. ver-

Digitized by Google

liert sich diese, und an ihre Stelle treten die Grafschaften, die aber andere Eintheilungen und andere Grenzen hatten, als die ehemaligen Gaue, und die noch vielfach durch andere Besitzungen durchschnitten wurden. Von nun an haben wir bloße Grafschaften, die aber vielfach mit den alten Gauen verwechselt werden, weil an der Spitze der Grafschaft eben so ein Graf (Comes) stand, wie an der Spitze des Gaues. Aus dieser Verwechselung sind viele Irrthümer entstanden. Die Grafschaft und der Gau waren zwei ähnliche Staatssysteme, aber doch unter sich wesentlich verschieden. Carl der Große war klug genug, einzusehen, daß das Kaiserthum eine Institution des Reichs und das römische Reich eine Republik sei, an deren Spitze ein Cäsar stehe, der ihr die Einheit gebe und sie in ihren weitgedehnten Grenzen schütze. Auch sah er ein, daß die Institution des Kaiserthums an zweierlei zu Grunde gehen könne, — an den Kaiserwahlen und an den großen Reichsbedienten. Er suchte deswegen, nachdem er vom Papste gekrönt und vom römischen Volke am Christtag 800 zum Kaiser gewählt und ausgerufen worden, die Kaiserwürde erblich zu machen, damit die Geburt die Nachfolge bestimme, und weder die Garde, noch das Heer, noch das Volk, noch die Präfecten der Provinzen. Dann wollte er ferner keine Mittelmacht aufkommen lassen, sondern theilte das Land blos in Gaue, über die er den Grafen setzte; allein er wollte keine Herzöge über die Provinzen. Die Grafen controllirte er durch seine Sendgrafen (missi), und diese gaben auch die Urlaubspässe für den Heerbann, so daß es also nicht in der Willkür des Grafen stand, welche von den Landeigenthümern, die zu seinem Regimente gehörten, er aufbieten und welche er zu Hause lassen wollte. Als unter Carls schwachen Nachfolgern das Institut der Sendgrafen in Verfall kam, so konnte der Graf in seinem Gau, und später in seiner Grafschaft, so ziemlich thun, was er wollte. Er gab nun die Urlaubspässe, und bestimmte nach Willkür, welche in's Feld gehen sollten und welche zu Hause bleiben könnten. Diejenigen, die sich über diese Willkür beschwerten, mußten als Raisonneurs zuerst ausmarschiren, wo hingegen diejenigen, welche dem Grafen sehr ergeben waren oder auf seinen Gütern wohnten, vielfach verschont blieben. Darin, daß der Landrath damals zu gleicher Zeit Major und daß keine Aushebungscommission vorhanden war, lag der Grund in der großen Macht und dem großen Ansehen des Grafen. Denn zu allen Zeiten hat sich die Freiheit nur durch Theilung der Gewalt erhalten lassen. Was die Macht der Grafen sehr vermehrte, war das Aufkommen der Lehnmiliz und des Ritterwesens. Kaiser Otto dem Großen (gest. 978) war ein Ritter, der mit ihm über die Alpen zog, um in Italien Eroberungen zu machen, lieber, als tausend Landwehrmänner, die keine Auflage bezahlten und blos verpflichtet waren, ihr Land zu vertheidigen, aber nicht dem Kaiser erobern zu helfen. Der Graf konnte daher mit den Landwehrmännern so ziemlich machen, was er wollte, wenn er dem Kaiser nur Gewappnete zuführte. Indem er nun für seinen landräthlichen Kreis auch die Stellung des Contingents übernahm und für die Heerbannspflichtigen (die bei auswärtigen Kriegen den dritten oder den sechsten Mann stellen mußten) die Urlaubspässe schrieb, so war er zugleich der Lieferant der Ersatzmänner. Einem Landrath, der jetzt zu gleicher Zeit Major und Friedensrichter wäre und auch die Ersatzmänner stellte, gehörte in hundert Jahren der ganze landräthliche Kreis und er wäre in diesem völlig souverain; vorausgesetzt, daß er nicht die nahe Be-

Digitized by Google

sicks-Regierung und den Oberpräsidenten über sich hätte, und daß er blos, wie damals, unter dem entfernten Kaiser oder Könige stände. Das Commando, das der Graf hatte (als Major), und das Commissariat, das der Sendgraf hatte, kam nun in eine Hand, und hiermit war die Entwickelung der Landeshoheit gegeben, sobald die Stellen in den Familien erblich wurden. Allein in jedem erblichen Regimente liegt auch wieder etwas Mildes, — das Jahr übt eine sonderbare Macht über die Menschen, und die Sicherheit des Besitzes führt die Sitte ein, deren Gebote oft weniger verletzt werden, als die Gebote des Gesetzes. Und so, meint Möser, sei die Landeshoheit unter den verschiedenen Formen, die die Reichsinstitutionen nach Carl dem Großen hätten nehmen können, unstreitig die beste gewesen. Denn jeder Landesfürst betrachte die Reichsgemeinden und Voigteien, die er erworben, als sein Eigenthum, oder vielmehr als das Eigenthum seiner Familie, und so suche er sie zu erhalten und zu vermehren. Und hieraus sei eigentlich das väterliche Regiment der Landeshoheit hervorgegangen. Denn die Einrichtung von Carl dem Großen, die Grafen und die Bischöfe durch Sendgrafen zu controlliren, hätte nicht bleiben können, oder Carls Nachfolger hätten alle seine Größe und thätigen Geist haben müssen. Denn diese Sendgrafen würden bald in herumreisende und plündernde Bassen ausgeartet sein, mit denen jeder Graf sich hätte abfinden müssen, und die ihm dann erlaubt, von seinen Untergebenen wieder das zu nehmen, was sie ihm bei ihrer Rundreise abgenommen. Oder aber diese Sendgrafen wären auf Lebenszeit in ihrer Provinz geblieben, und dann hätten sie dieselbe Verwaltung angefangen, wie die Generalpächter in Frankreich. Zwar hätten die Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen der aufstrebenden Landeshoheit und der mächtigen Reichsbedienten noch Herr werden können, wenn sie die Städte, die damals in ihrer Blüthe waren, zu einem Hause der Gemeinen verbunden und aus den Reichsfürsten ein Oberhaus gebildet, dem jenes die Waage gehalten. Allein das Interesse der Städte war auch sehr verschieden, und die Seestädte hatten bald ein anderes, wie die Landstädte, so daß auch unter diesen schwerlich Einheit zu erhalten gewesen sein würde, besonders da damals der Austausch der Ideen und der Ansichten nicht Statt fand, wie jetzt, weil noch keine Druckerei, keine Posten und keine Zeitungen waren. Die Gesellschaft konnte sich daher damals sehr schwer über ihre wahren Interessen aufklären und diese mit Klugheit verfolgen. Auf dem Wege der Landeshoheit sind wir nach sechs Jahrhunderten endlich wieder auf denselben Punkt gekommen, von dem Carl der Große ausging. Denn die Grafschaften wurden endlich dicht, und indem sie groß und die Familien mächtig wurden, so wurden sie vom Kaiser zu Herzogthümern erhoben. Als mehre dieser Herzogthümer in einer Familie vereinigt waren, so wurden sie ein Königreich. So besteht das Königreich Preußen aus den Herzogthümern Preußen, Schlesien, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Westphalen, Niederrhein, Jülich, Cleve und Berg. Diese sind nun wieder in landräthliche Kreise getheilt, welche eben so eine an einanderhängende Fläche bilden, wie der Gau der carolingischen Reichseintheilung. Möser hat die Entstehung der Landeshoheit in folgenden Worten dargestellt: „Der erste Grund der Landeshoheit lag in der Reichsvoigtei, welche sich nach dem Maße erhob und ausdehnte, als der carolingische Gau, von dem uns kein einziger übrig geblieben, seine Einrichtung, Befugnisse und Unterstützung verlor. Aus einzelnen Reichs-

voigteien waren edle Herrlichkeiten erwachsen. Wo ein edler Herr ihrer mehre zusammengebracht und vereinigt hatte, war es ihm leicht geworden, diese Sammlung zu einer neuen Grafschaft erheben zu lassen und sich damit die Obergerichte in seinen Voigteien zu erwerben. Besonders aber hatten Bischöfe, Herzoge, Pfalzgrafen, Grafen und andere kaiserliche Repräsentanten in den Provinzen die in ihren Sprengeln gelegenen Voigteien an sich gebracht und sich darüber mit dem Grafenbann und auch wol, um alle fremde Gerichtsbarkeit abzuwenden, mit dem Freiherzogthum und der Freigrafschaft belehnen lassen. Der Adel, die Klöster und die Städte, welche nicht unter der Voigtei gestanden, hatten sich zum Theil gutwillig den kaiserlichen Repräsentanten unterworfen, und der Kaiser hatte zu einer Zeit, da noch kein Generalpacht erlaubt oder bekannt war, sich ein Vergnügen daraus gemacht, die mit vielen Beschwerden und mit wenigen Vortheilen begleitete Ausübung der Regalien den höchsten Obrigkeiten eines jeden Landes zu überlassen, da er sonst hierzu eigne Localbeamte hätte anstellen müssen. Hierzu war die Reformation gekommen und hatte allen Landesherren öfter Gelegenheit gegeben, diejenigen Rechte, die sich aus Obigem leicht folgern ließen, in ihrer ganzen Stärke auszuüben. Besonders erweiterten sie die Schranken, die ihnen die eigne Verfassung ihrer Länder (die Landschaft) entgegenstellte und die von der kaiserlichen Gnade unabhängig war. Die Vollmacht hierzu entlehnten sie theils aus der Noth der Zeit, theils wurde sie ihnen von dem Hasse der streitenden Parteien gutwillig gegeben. Und so war es denn kein Wunder, wenn beim westphälischen Frieden, als alles lange genug in Verwirrung gewesen und jeder sich nach Ruhe sehnte, diejenigen Reichsstände, welche nach und nach die Voigtei, den Grafenbann, das Freiherzogthum und die ganze Vollmacht des Missi an sich gebracht, die Bestätigung einer vollkommenen Landeshoheit erhielten; die andern hingegen, die blos die Reichsvoigtei gehabt, jedoch sich die höhern Reichsbeamten erwählt hatten, erhielten die Unmittelbarkeit und in Religionssachen eine völlige Unabhängigkeit.“ So weit Möser. Was nun die Schranken betrifft, welche die Landeshoheit in der Verfassung ihrer eignen Länder gefunden, und die, wie Möser sagt, von der kaiserlichen Gnade unabhängig gewesen wären, so soll hiervon in dem Artikel Landstände geredet werden. Denn nachdem die Landeshoheit des Kaisers ledig, so findet sie sich blos noch durch diese Schranken beschränkt, welche sie verhindert, die Souverainetät in dem Sinne zu üben, wie die Fürsten und Minister solches verstanden, so zum Rheinbunde gehörten (vergl. d. Art. Graf und Fürst, Bd. 4 u. 3.). Bg.

*Landschaft. Die gewöhnlichen Bedeutungen des Wortes Landschaft sind bekannt. Außerdem aber führen diesen Namen gewisse Gründungen in einzelnen deutschen Staaten. Hier sind Landschaften Associationen von Grundeigenthümern, deren Zweck sich in der Regel auf ein Geld- und Schulden-Interesse bald des Landesherrn, bald andrer Betheiligter beziehet. Um sie richtig zu begreifen, ist es nöthig, einen Blick in ihr geschichtliches Entstehen zu werfen. Daß Geld, Steuern und Verschuldungen eine Erscheinung bilden, die erst nach dem Verfall des Lehnswesens sichtbar wird, haben schon mehre historische Schriftsteller bemerkt. Eine Entwicklung der Gründe zu diesem Ereigniß ist von Wichtigkeit auch für das Verständniß der landschaftlichen Institute. Der Feudalismus concentrirt alle gesellschaftlichen Verhältnisse zu einem innig verbundnen Wesen, und leiht ihnen eine wahr-

Digitized by Google

heft organische Natur. Alles Organische aber vollbringt seine Verrichtungen ohne den Beistand eines äußern frembartigen Hülfsmittels. Die Lehnsverbindung bewies sich um so mehr wirksam, als keineswegs die Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens dasjenige war, was ihr Geist sichtbar beherrschte und äußerlich zusammenhielt. In das Innere desselben drang er mit einflußreicher Kraft hinein. Dort verborgen, wirkte er, ohne sich namhaft, ohne sich augenscheinlich zu machen. Größere und kleinere Reiche stellten wirklich ein gegliedertes Wesen dar, bildeten einen Körper. Lebendig mit aufgenommen in eine enge und innige Verzweigung, war jedes Individuum. Keine Thätigkeit an irgend einem Orte dieser Verzweigung vermochte sich zu äußern, welche nicht die Thätigkeit aller einzelnen Bestandtheile unmittelbar und wie durch sich selbst in eine, der Hauptthätigkeit entsprechende Bewegung versetzt hätte. Kein Reiz, kein Anstoß von Außen kann einzelnen Theilen eine so vollkommen übereinstimmende Bewegung leihen. Auch erhielten jene Theile diese Bewegung nicht durch Reiz oder Anstoß, sondern dadurch, daß alle Glieder gleichsam natürlich der Bewegung des Ganzen sich anschlossen, und daß sie in diese mit eingriffen. Dies schrieb sich wieder aus der Gemeinschaftlichkeit des einen lebendigen Mittelpunktes her. Die Kraft und Natur eines lebendigen Mittelpunktes aber ist jedesmal die Kraft und Natur der Wurzel. Geld hingegen, eben so sehr ein Lösungs-, wie Bindungsmittel, kann nicht in Betracht kommen, wo wirksamer Zusammenhang mit der Kraft der Wurzel sich erhalten hat. Erst der Gegensatz jener Lebensform, in welcher der Zusammenhang mit der Wurzel es war, der alle Verrichtungen lenkte und bestimmte, mußte sich ausbilden, damit dem geprägten Metall Werth und Bedeutung wurde. Dem Feudalgeist nach gehört der Einzelne zuerst der Gesammtheit an; aber er fühlt dieses Angehören nicht als Abhängigkeit. Denn er ist zuvörderst einem engern, ihm näher stehenden Verbande verschwistert, und dessen Vermittelung erst stellt ihn in die Reihe des Ganzen. Trotz dem aber bleibt er auch seinem Selbst, oder seinem Individuum allein angehörig: nur ist dies letztere Verhältniß nicht das voranstehende, sondern das untergeordnete oder das spätere. Trug nun auch jeder Einzelne früherhin zu dem Gedeihen der Gesammtheit bei: so nahm ihn diese Gesammtheit doch nicht zwangsweise darum für sich in Anspruch, weil sie gewisse Leistungen und Verpflichtungen von ihm begehrte. Vielmehr der Einzelne war ungewohnt, sich zu betrachten, als zwar freistehendes Individuum, aber dennoch belastet mit gewissen zwangsweisen Verpflichtungen an ein, über ihm stehendes Wesen. Er sah lieber, als sein Selbst, er betrachtete, als früher entstanden, den Gesammtkörper, dem er einverleibt war, einer Familie gleich, zu welcher er gehörte. Ungezwungen erkannte Jedermann jenes für die Quelle seines Glücks, ja seines Daseins. Wer hätte ein Leben, einen Erwerb, eine Ausbildung außerhalb dieser Vereinigung in einsamer Absonderung des blos individuellen Kreises wol denken mögen? Wer hätte gewünscht, begründet zu sein in sich selbst, als frei auf sich beruhendes Wesen, und, dann widersprechend, verpflichtet einer sogenannten moralischen Vereinigung? Umgekehrt, in der Totalität begründet fühlten sich Alle, und nur auf Momente zog sich der Einzelne aus der Gesammtheit heraus in den abgeschloßnen Kreis eines besondern Daseins. Diese wenigen Züge geben im Allgemeinen den Unterschied an, zwischen Verfassungen, welche das innere Band des Feudalorganismus vereinigt hält, und zwischen Verfassungen, welche das äußere Bindungs- und Lösungs-

mittel des Geldes zusammenhält. Die Verschiedenheit beider Verhältnisse begründete für ein jedes derselben mannichfache Folgen. Im ersteren feudalistischen Verhältniß blieb jede Loskaufung des Einzelnen vom Ganzen unmöglich. Zu wesentlich gehörte dieser Einzelne dem Ganzen mit der vollkommnen Fülle seiner, sehr fest ausgebildeten Individualität an. In dem letztern antifeudalistischen Verhältniß beruht der Einzelne ungestört auf sich selbst. Er hat dem Ganzen nur für gewisse Zwecke und Bedürfnisse einen Zoll abzutragen; und dieses Ganze, gleichgültig gegen die Individualität jedes einzelnen Mitgliedes, bringt nur dessen Quote zu gewissen Gesammtleistungen in Anschlag, deren Abtragung, aber weiter nichts, gefordert ward. Knüpften sich auch an diese Abtragung gewisse Bedingungen, so galt es nur deren vollständige Erfüllung; der Anspruch an individuelle Persönlichkeit ruhte. So ward Stellvertretung möglich, und nichts verbot sie anzunehmen, sobald der Staat aufhörte, eine Verkettung wechselseitiger Verrichtungen zu sein. Die qualitativen Verpflichtungen fingen allmälig an, sich in quantitative zu verwandeln. Nun behaupten zwar nicht alle, aber viele Geldtheorien, dieses Geld sei lediglich Stellvertreter, Repräsentant, bald von Gegenständen, bald von Kräften. Gewiß repräsentirt es auch in sehr vielen Fällen. Wird daher ein gesellschaftlicher Verband gleichgültig gegen die Eigenthümlichkeit seiner Angehörigen, verlangt er nur deren Quote zum allgemeinen Bedürfniß entsprechend abgetragen, um so mehr muß Stellvertretung, auch der Functionen, möglich werden. Nach und nach lassen sich die Verrichtungen so gut von dem Einen, wie von dem Andern versehen. Cajus kann seinem Interesse gemäß finden, von Öffentlichem und Allgemeinem wenig Notiz zu nehmen, um ungestörter die Privatexistenz zu genießen. Titius dagegen sagt es mehr zu, sich dem Öffentlichen völlig tributär zu machen mit seinen Kräften, und dafür ein Einkommen zu beziehen. So entwickelt sich allgemach ein System von Stellvertretung in allen persönlichen Functionen und dinglichen Darbringungen, das unglaublicher Ausdehnung und Verfeinerung fähig ist. Nun erwacht das Bedürfniß zum günstigsten Repräsentativmittel, zum Gelde. Vielleicht ward dies um so schneller allgemein, als fremdartige Ereignisse, sogar Weltbegebenheiten, förderlich entgegentraten. So entsteht Geldwesen und Schuldenwesen, beides nahe verwandt mit einander, doch unverträglich mit den Lehnwesen. Im Feudalismus wirken alle Theile durch sich selbst, durch ihre Stellung gegen einander, lebendig, gleichsam autokratisch zum Ganzen; diesem gehören die ersten, die hauptsächlichsten Verrichtungen. Erst später kommen die in Betrachtung, welche der eignen Subsistenz der Privaten gewidmet sind. Jene Verrichtungen können kaum, diese dagegen leicht Gegenstand der Stellvertretung oder des gegenseitigen Austausches werden. Also am frühsten werden Privatbedürfnisse die Anwendbarkeit des Geldes gestatten. Aber je weniger man vom Gelde lebt, je mehr ein jeder noch vom Leben selbst zehrt, in so geringerm Maße wird geprägtes Metall Bedürfniß bleiben. Denn das dringende Bedürfniß allein, und nichts weiter, kann das Verlangen nach diesem tödtenden Material erwerben. Darum charakterisirt ein mäßiger Geldbedarf den Feudalismus. Einen geringen Theil ihrer Masse haben die edlen Metalle für diesen sterilen Gebrauch abzusetzen. Das meiste wird bei jenem Zustande für Schmuck und Geräthe verwendet, die dem Menschen mehr Genuß und Freude schenken, als geprägte Metallstücke. Schon dies mäßige Bedürfniß wird keine Verschuldung aufkommen lassen; aber noch mehr verhindert sie der Geist des Feudalismus selbst.

Digitized by Google

Denn jedes Überbieten der natürlichen, d. h. von oben verliehenen Kräfte widerspricht seinem Geiste. Im gesunden Organismus halten Kräfte und Verrichtungen Maß, und nie werden sie das naturgemäße Verhältniß aufgeben. Kein Organ thut hier zu wenig und erlahmt an Stockungen, als Folge seiner Trägheit. Kein Organ thut zu viel und erstirbt durch Erschöpfung der übertrieben angestrengten Kraft. Dasselbe ist dem Feudalismus eigen, so lange er die Surrogation durch Geld beschränkt. Ist es doch dieses Geld, welches im gesellschaftlichen Zustande zuerst vermittelt, daß ein Organ während einer gegebenen Zeit mehr leistet, als es, während dieser gegebenen Zeit, zu leisten vermag. So wird durch dieses Geldmaterial zuerst ein Umkehren der natürlichen Ordnung befördert. Denn Verschuldung ist jedesmal eine Überspannung der gegebenen Kraft binnen einem gegebenen Zeitraume, welche in der Hoffnung unternommen wird, künftige größere Schonung werde den frühern Abgang an Kräften ersetzen. Aber diese Erwartung künftigen Ersatzes läuft allen Gesetzen der Natur entgegen. Selten wird die übermäßige Kraftanspannung eines Organs durch eine spätere verlängerte Ruhe aufgehoben oder ersetzt. Stockungen bringt sie hervor. Aus diesen bilden sich todte Massen, und diese lösen zersetzend sich in Afterorganisationen auf, ein zerstörendes Gift für den Gesammtorganismus. Der Staat, wenn er sich zwar den Naturgesetzen anfügen soll, aber doch deren unbedingte Anwendung auf sich keineswegs verträgt, gestattet deß ungeachtet, daß manche Wahrnehmung aus der Natur auf ihn übertragen werde, und Folgendes läßt sich über Verschuldungen behaupten, insofern sie zu seinen Operationen gehören. Gewöhnlich sind Verschuldungen Kraftüberspannungen, und ihre Folgen widersprechen meistens der Annahme, welche obgewaltet hat, indem sie eingegangen wurden. Selten ersetzen ihre Wirkungen die Folgen des, mit der Kraftüberspannung eintretenden Kraftverlustes. Ereignisse anderer Art, Stockungen, Lähmungen, Afterorganisationen ziehen sie nach sich. Drum muß völliges Zurückzahlen von Staatsanleihen beinahe zur Ausnahme werden, drum verwandeln sie in der Regel die Natur des Staats. Verschuldungen, welche ohne schädliche Folgen vorübergehen, gehören zu den Ausnahmen. Nur bei geringen Schuldsummen, deren Zurückzahlung einen kurzen Zeitraum erfordert, sind sie möglich. Mußten Verschuldungen eintreten, sobald das Lehnswesen durch das Geldwesen verdrängt ward, so erlagen die Landesherren zuerst dieser neuen Nothwendigkeit. In der Regel fiel ihnen wenig zur Last, wenn sie mit den Territorialeinkünften die Bedürfnisse nicht ferner befriedigen konnten, die daraus bestritten werden sollten. Die Unzulänglichkeit der Territorialintraden mußte sich wol allmälig einstellen, denn das Verhältniß war verrückt. Bedürfnissen, welche im Feudalismus ohne Geld ihre Befriedigung finden konnten, war nach Erschütterung des Lehnswesens nicht ferner ohne Geld abzuhelfen. Die Landesherren gebrauchten geprägte Münze für Zwecke, die vormals nicht daran erinnert hatten. Nicht überhaupt verarmt, nur bedürftiger an Geld waren sie geworden. Es ließ sich hoffen, die Territorialintraden und das vielleicht nur vorübergehende neue Geldbedürfniß würden wieder in Gleichgewicht treten. So begegnete sich das Bedürfniß landesherrlicher Geldbarlehne mit einem Raisonnement, das deren Nothwendigkeit zu rechtfertigen schien. Hier findet sich der erste Anlaß, sowol zur Verpfändung landesherrlicher Domainen, wie zur Errichtung der landschaftlichen Institute. Auf die Art ihrer Ausbildung hatten folgende, der deutschen Reichsverfassung angehörige Verhältnisse Einfluß.

Digitized by Google

Die deutschen Landesherren besaßen zwar die gewöhnliche Landeshoheit, aber der Oberhoheit des gesammten Reichs mit dem Kaiser an der Spitze, waren sie dabei doch verpflichtet. Neue Beschatzungen ihrer Schatzungspflichtigen, ohne Einwilligung der schatzungsfreien Ritterschaft, durften sie nur allgemeiner Reichsbedürfnisse wegen vornehmen. Jene Ritterschaft blieb mehrentheils abgabefrei, weil sie sich die feudalen Functionen mit der Person oder durch Naturalien vorbehalten hatte, wodurch sie, wie sich in der Folge zeigen wird, alles Verschulden länger von sich abwehrte. Zugleich lag in ihrem Interesse, darauf zu wachen, daß der Landesherr die Hintersassen nicht zur Ungebühr beschatzte. Hieraus folgte, daß der Adel auf Überzeugung von der Nothwendigkeit jeder Steuererhebung drang, die nicht der Reichsbedürfnisse wegen eintrat. Diese Überzeugung wollte er entweder sich verschaffen, oder mußte der Landesherr ihm geben. Dann erfolgte die Bewilligung. Wollten daher die oft unverschuldet in Bedrängniß gerathenen Landesherren ihre Domainen nicht verpfänden, was ohnehin bald durch Hausverträge verhindert ward: so mußten sie Anleihen eingehen, bald von ihrer Ritterschaft, oder den Ständen selbst borgend, bald deren Credit benutzend. Für beide Fälle bedurften sie der ständischen Einwilligung dahin, daß der Betrag des Darlehns an Zinsen und abzuzahlendem Capitale vom Lande aufgebracht werden durfte. Jedes Darlehn erfordert zweierlei. Es muß ein Object der Sicherheit vorhanden sein, worauf es gegeben, und eine Valüta, worin es dargestellt wird. Der Stände oder Ritterschaften erste Sorge war Erschaffung des ersteren, gleichsam der Hypothek oder Bürgschaft für das Darlehn. Gewöhnlich leistete selbige eine Steuerverwilligung, welche das Darlehen deckte, und dieser wegen bedurfte es zuvörderst eines Rezesses mit der Ritterschaft oder den Ständen. Der Name Landschaft, welcher beim ersten Anblick unpassend erscheint, läßt sich vielleicht erklären, sobald man erwägt, daß jene Steuern vielleicht die ersten waren, welche im Gegensatze der Reichsbedürfnisse für die besondere Landesherrschaft auf eine längere Reihe von Jahren bewilligt und erhoben worden. Auch konnte der Name entstanden sein, weil, jener Abgabe wegen, sich die ersten collegialischen Behörden zur Verwaltung einer Landesangelegenheit bildeten. Denn früher waren es die fürstlichen Geheimschreiber oder Räthe, welche für die Regierungsgeschäfte genügten. Mochten nun die Stände das Darlehn selbst vorgestreckt, oder mochten sie nur Bürgschaft dafür geleistet haben: so war in jedem dieser Fälle einmal der Bewilligungsrezeß wegen der Tilgungssteuer, zum andern die Erhebung der letztern durch die Stände unerläßlich. Nachdem der Landesherr das Capital der Schuldentilgung empfangen, schien natürlich, daß die Stände, mochten sie nun selbst Darleiher oder nur Bürgen sein, den Tilgungsfond verwalteten. Aber je nachdem sie das eine oder das andere waren, modificirte sich die übrige Organisation und Administration weiter. Die landschaftlichen Verfassungen sind daher nach Maßgabe jenes Unterschieds auch in den einzelnen deutschen Ländern verschiedenartig eingerichtet, wie z. B. in Brandenburg, Churhessen, Würtemberg u. s. w. Über jede dieser besondern Verfassungen gibt es eigne Werke, welche der nachzulesen hat, dem das Einzelne wichtig ist. Von der churmärkschen Landschaft ist übrigens zu bemerken, daß sie seit einigen Jahren aus den Listen jener Institute gestrichen worden. Sie bildete die Grundlage der gesammten churmärkischen Verfassung. Den Ständen waren für die landesherrliche Schuldentilgung gewisse Gefälle überlassen worden, welche eine landschaftliche

Digitized by Google

Behörde, das Verordneten-Collegium genannt, verwaltete. Ritterschaft und Städte hatten nämlich auf ihren Credit Capitalien aufgenommen und darüber Obligationen, auf den Stamm der Darleiher lautend, ausgefertigt. Nachdem der größte Theil dieser Obligationen abgezahlt worden, bildete der für die Abtragung des Restes mehr denn zulängliche Betrag der, anfangs bewilligten Steuern, einen sehr ergibigen und reichlichen Fond, welchen die Stände benutzt hatten, auch noch benutzten, die ständische, d. h. eigentlich die brandenburgische Landesverfassung aufrecht zu erhalten. Mit Einziehung dieses Fonds stürzte nicht blos die Landesverfassung zusammen, sondern ward auch ein eben so lucratives Geschäft vollbracht, wie durch Secularisation der Besitzungen frommer Stifter. Kein Wunder dann, daß sie von den Anhängern gewisser Ansichten eifrig betrieben und zuletzt glücklich durchgesetzt ward. Im Würtembergischen hat sich das landschaftliche Institut durch die Verfassungsurkunden anders modificirt; in Churhessen ist, der Hauptsache nach, es unangegriffen geblieben. Nicht zu verwechseln mit diesen Landschaften sind gewisse Creditinstitute, welche bald unter dem nämlichen, bald unter einem andern Namen in mehren Provinzen des preußischen Staats angetroffen werden, und die Nachahmungen in andern Ländern gefunden haben. Mit diesen hat es folgende Bewandniß. Der mit schriftsässigem Landsitz begüterte Adel hat überall am meisten für die Erhaltung des Feudalismus gethan. Sein Interesse brachte dieses mit sich; außerdem betrachtete er sich seiner ganzen Fundation nach dafür verpflichtet. Aus diesem Grundsatz widerstrebte der Adel, so lange er seine Bestimmung richtig verstand, gleich sehr jeder Verwandlung seiner Obliegenheiten, der eigentlichen Träger aller Landesverhältnisse, in eine Geldleistung, wie aller Verschuldung des Grundeigenthums. Letztre war im Brandenburgschen unter König Friedrich Wilhelm I. Regierung fast noch unbekannt. Man beschuldigt diesen Regenten einer sehr beschränkten und haushälterischen Ansicht; aber man thut ihm vielleicht Unrecht. Daß allem, was da ist, folglich auch Menschen und Ländern, ein gewisses Maß von Kraft beschieden, daß deren Ausbildung und entsprechende Anwendung eine weise Pflicht, daß aber jeder Versuch zur Überbietung, jedes Unternehmen, auf die gegebne Grundlage ein Gebäude zu errichten, dem jenes Fundament nicht gewachsen ist, weder ein kluges, noch ein, durch dauernden Erfolg sich krönendes Beginnen sei, ist der Grundsatz, von welchem dieser Regent so sehr durchdrungen war, daß er sich bis zu einer gewissen Klarheit des Bewußtseins ihn festgestellt hatte. Sein Staatshaushalt muß betrachtet werden als die Anwendung jener Ansicht in den Regierungsgeschäften. Preußens zweiter König wollte nicht Geld ersparen und einen Schatz sammeln. Er wollte jenes Verhältniß von gegebener Kraft und von ihrer Anwendung erhalten, welches beider Gleichgewicht unverrückt ließ. Dem jungen Königreich konnte für sein glückliches Bestehen und Wachsen kein Regent gegeben werden, welcher richtiger, wie Friedrich Wilhelm I., einsah, was dem Lande Noth that: Redlich und gewissenhaft hat er dafür gesorgt, indem er sich bemühte, den Geist der Genügsamkeit seinen Vasallen und den Geist der Arbeitsamkeit seinem Volke einzuflößen. Er schuf dem großen Friedrich jene Grundlage, welche diesem Regenten erlaubte, einen Staat von größerer politischer Bedeutung auf sie hinzustellen, der Dauer versprach, wenn die ihm zufließende Kraft mit Schonung behandelt ward. Diese Schonung hat Friedrichs Weisheit nie aus den Augen verloren. Aber jene natürliche, oder

Digitized by Google

wenn man will, gegebne Grundlage, erlitt durch die drei bekannten schlesischen Kriege einen gewaltigen Angriff. Dessen schädliche Folgen und die Nothwendigkeit, seine Vasallen dagegen zu sichern, sah der einsichtsvolle König sehr richtig ein. Gerade der Gutsadel in dem neuerobertten Schlesien bedurfte der landesherrlichen Fürsorge am meisten. Es schloß sich dem Hauptmotiv in Absicht seiner noch ein zweites an. Schlesien, als eroberte Provinz, gestattete ihrem Eroberer die Einführung einer Grundsteuer. Damit mußte der Monarch eilen. Die neue Last konnte nur als Folge der Eroberung betrachtet, vom Gepräge der Willkür, welches eine spätere Einführung derselben gegeben hätte, befreit bleiben. Auch mußte, wenn sich diese Grundsteuer halten sollte, der Werth der Güter nicht fallen. Das aber geschah gewiß, wenn Kriegsverheerung, neue Steuerbelastung und ein wucherlicher Zinsfuß zugleich auf die schlesischen Vasallen *) einstürmten. So vervielfältigten sich für den Regenten die Motive zu einer Maßregel und einer Einrichtung, die gewiß mit großer Eigenthümlichkeit aus seinem eignen Geiste hervorgegangen war. Weil sie vielen Tadel und viel Lob erfahren, weil zum Theil noch über ihre Schädlichkeit und Nützlichkeit gestritten wird; so thun einige Worte über diesen Streitpunkt noth. Sie sind auch gewiß gerade hier an ihrem Orte, weil über Landeseinrichtungen wohl am sichersten geurtheilt wird, wenn die Geschichte ihres Entstehens und die Verkettung von Nothwendigkeiten nicht übersehen werden, welche auf sie hingeführt hat. Weil dauernde Kriegszustände jedesmal das Bestehen des schriftsässigen Adels erschüttern, so entgehen Regierungen nie der Nothwendigkeit, nach einem verheerenden Kriege zu überlegen: ob sie jenen sich ganz überlassen, oder ob sie sich seiner annehmen, und was sie für ihn thun sollen. Wie nach dem schlesischen Kriege zu den Creditinstituten, hat man in und nach dem Kriegsdecennium von 1805 bis 1815 zur Maßregel eines Generalindults ergriffen. Dies, gleich den Creditinstituten, hat Gegner und Vertheidiger gefunden. Ganze Archive sind mit Ausführungen dafür und dawider angefüllt worden; aber die genügende Entscheidung ist ausgeblieben. Sie läßt sich auch nicht geben, weil es nicht auf gewisse Nachtheile jener Einrichtung, sondern weil es darauf ankömmt, ob die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit vorhanden war, sich für ein nothwendiges Übel zu entscheiden. Gewisse Nachtheile der Creditinstitute und der Indultgesetze sind nicht abzuleugnen. Aber die aufzustellende Frage ist: ob man wünscht, daß das Landeigenthum nach Möglichkeit im Besitz derjenigen Geschlechter bleibe, deren dauerndes Eigenthum es seit langen Zeiten gebildet hat, oder ob man vorzieht, es an neue Erwerber gebracht zu sehen. Hätte man früher bessere Diät gehalten; so würde vielleicht das Bedürfniß zu einer gefährlichen Arznei nicht entstanden sein. Doch es ist einmal soweit

*) Absichtlich wird jedesmal das Wort Vasallen gebraucht, weil historisch-politische Darstellungen alle Wahrheit und Authenticität verlieren, wenn man eigenthümliche und positive Verhältnisse verallgemeinert. Jeder Rittergutsbesitzer muß noch jetzt im preußischen Staat, bei Gefahr der Fiscalisation, den Vasalleneid schwören. Dadurch tritt er in ein besondres, beschwornes Verhältniß, und wollte man, ohne dies zu berücksichtigen, ihn schlechtweg Gutsbesitzer nennen: so verginge man sich eben so sehr, wie dies geschähe, wenn man die Bürger und die Schutzeinwohner einer Stadt nicht unterscheiden, sondern beide Stadtbewohner schlechtweg nennen wollte.

gekommen; nun gilt es die Entscheidung, ob man nicht wagen muß, die bedenklichen Heilmittel zu versuchen. Dies ist der Punkt, um welchen sich der Streit dreht. Unglückliche Kriege bedrängen seit der Auflösung mehrerer Feudalverhältnisse vorzugsweise den Grundeigenthümer, dessen Interesse gerade am unauflöslichsten und engsten mit der Landeswohlfarth verschwistert ist. In jenen kritischen Zeiten treten sich zwei Klassen von Individuen gegenüber. Die erste Klasse bilden die beständigen Angehörigen des Staats und die ökonomisch Verunglückenden, welche zugleich in der Regel die Vertheidiger des Väterlandes liefern. Die zweite Klasse bilden Personen, welche dem Lande minder fest angehören, die, statt zu verunglücken, sich meistens bereichert haben, und gewöhnlich auf Kosten jener erstern Verunglückten. Geschieht nichts, um jenen ersteren den Grundbesitz zu erhalten; so muß er ihnen verloren gehen. Er wird an die letztern kommen, gerade zu einer Zeit, wo die Entäußerung vom Grundeigenthum, wegen des gesunknen Preises, dem Veräußernden den größten Verlust, dem Erwerbenden den größten Gewinn bietet. Jener verliert durch die Kriegsdrangsale, durch den temporell gesunknen Werth seiner unbeweglichen Habe, und verliert durch die Nothwendigkeit, sie zu einer Zeit veräußern zu müssen, wo der Verlust ihn am meisten beraubt. Dieser gewinnt durch die Erhaltung seines Zustands während des Kriegs, durch die Bereicherung mittels der Kriegsereignisse, und durch die Möglichkeit, noch nach demselben den Verlust der Grundeigner in Gewinn für sich zu verwandeln. Ziehe man sich daher im Streit über Nutzen und Schaden der Creditinstitute oder Indultgesetze auch noch so klug hinter die Larve unparteiischer Prüfung von Nutzen und Schaden zurück, es kommt weniger auf Letzteres, als darauf an, welcher jener beiden Parteien oder Klassen im Staat, deren Verhältnisse auseinander gesetzt worden sind, man geneigt ist. Es geht hier ohne Parteinehmen einmal nicht ab. Gewöhnlich aber bemüht sich der Mensch am eifrigsten, unparteiisch und frei vom Interesse zu erscheinen, wenn er am thätigsten Partei nimmt, am entschiedendsten ein Interesse verfolgt. Auch die Erörterungen über Credit- und Indultmaßregeln haben dies erfahren, wenn sie davon Nachtheile und Vortheile abwägen wollten, ohne zu berücksichtigen, daß alle evidenten Nachtheile sich in Vortheile dadurch verwandeln, weil, wenn diese Nachtheile nicht einträten, andre noch schlimmere ihren Platz einnehmen würden. Auch die herbeigezognen Rechtsgrundsätze sind in der Regel unrichtig angewendet worden. Rechtlich angesehen, stehen sich lucrum cessans und damnum emergens entgegen. Alle Gesetzgebung ist aber thätiger, dieses abzuwenden, als jenes zu berücksichtigen. Diese Stellung der Streitfrage befreit von der unangenehmen Mühe, sich durch eine Unzahl weitläufiger Erörterungen durchzuarbeiten, und löst doch das Wesentliche des Problems. Ja sie zeigt, wie in allen bisherigen Erörterungen, selbst denen, die unparteiisch sein wollten, doch nur Partei genommen worden ist. So hatte der Minister von Struensee in manchen seiner Schriften auf einzelne Nachtheile der landwirthschaftlichen Creditsysteme aufmerksam gemacht. Aber dem Minister für Handel, Fabriken und indirecte Steuern war der Blick nur für Gewerbe, für Verkehr, für alles, was mit dem Geldwesen in Beziehung stand, geschärft. Über diese Sphäre ging er nicht hinaus, und gewisse Gegenstände aus dem Bereich der höhern Politik lagen seinem Auge zu entfernt. Seine Be-

merkungen sind frei und richtig *). Aber den entscheidenden Punkt treffen sie keineswegs, welchen der große Friedrich mit merkwürdiger Sicherheit und Klarheit aufgefaßt. Interessant ist die geschichtliche Darstellung der genialen Weise, mit welcher dieser Regent bei Stiftung der Creditinstitute verfuhr. Sie belehrt besser, als die ermüdenden Streitschriften über Nutzen und Schaden dieser Anstalten; denn der wesentliche Punkt wird hier meistens umgangen. Davon war Friedrich der zweite überzeugt, daß seiner schlesischen Vasallen Grundeigenthum eine mäßige Verschuldung tragen und ihr zum Unterpfand dienen konnte. Er hielt sie vielleicht, wenn der Zinsfuß gering war, und wenn sich eine Beschränkung der Disposition über die Güter daran knüpfte, für einen möglichen Stachel zur Beförderung der landwirthschaftlichen Industrie. Er dachte vielleicht, diese können den jährlich aufzubringenden Zinsenbetrag decken. Durch diese, oder ähnliche Ansichten bestimmt, wollte der Monarch sich zuerst kaufmännisch überzeugen, ob die Basis des Fonds, an welchem er nicht zweifelte, die Errichtung eines Creditwerks gestattete, bei welchem die Gutsbesitzer, statt baare Darlehne zu contrahiren, vielmehr blos ihre eignen Wechsel ausgaben. Ein Kaufmann, Namens Büring, erst am 23. Januar 1810 zu Berlin verstorben, soll dem großen Friedrich in seiner Absicht durch Darlegung eines Plans sehr erwünscht zu Hülfe gekommen sein. Diesem Plan nach hätten die Inhaber jener, dem kaufmännischen Wechsel nicht unähnlichen Pfandbriefe, welche auf das

*) v. Struensee sagt in seiner Abhandlung über das landschaftliche Institut in Schlesien (s. dessen Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Staatswirthschaft. Berlin 1800 bei Unger, auch: Sammlung von Aufsätzen, die größtentheils wichtige Punkte der Staatswirthschaft betreffen, Liegnitz und Leipzig, 2 Theile), Manches, was sich als Blick in die Zukunft über die Creditinstitute ankündigt, aber nichts davon ist eingetroffen. Struensee prophezeite, die reichsten und wohlhabendsten Gutsbesitzer würden, vermöge der Creditinstitute, die kleinern und schwächern Landwirthe auskaufen. Aber das Gegentheil hat sich ereignet. Ferner sagt er: Bd. II. S. 92 des angeführten Werkes wörtlich: „die nachtheiligste Verwirrung würde aber einreißen, wenn bei unglücklichen Kriegsereignissen der Feind selbst unmittelbare Ansprüche an das Creditsystem machte, wenn er sich der zusammengetragnen Zinsen bemächtigte, wenn er die Landschaft zwänge, große Summen herbeizuschaffen oder auf ihren Credit aufzunehmen, kurz, wenn er die Ordnung und innere Einrichtung des landschaftlichen Systems vernichtete. Vormals konnte sich der Feind in die Geschäfte zwischen Gläubiger und Schuldner so leicht nicht mengen. Sie beruhten gänzlich auf Privatabkommen; jetzt aber, da sie auf den Fuß öffentlicher Geschäfte behandelt werden, kann der Feind einen Vorwand davon hernehmen, sich um die innere Verwaltung derselben zu bekümmern.“ Auch hiervon ist nichts geschehen. Der Feind ließ die Creditsysteme unangetastet. Er hätte sich selbst geschadet, wenn er eine Verbindung zerstörte, auf welcher ein so beträchtlicher Theil des Privatvermögens beruhte. Indem er dies schwächte, hätte er sich die Mittel zur Erreichung seiner eigennützigen Absichten selbst gekürzt. Uebrigens konnte er sich nur eines Zinstermins bemächtigen. Denn hatte er dies gethan, so war das Institut so sehr geschwächt, daß gewiß die folgenden Zinstermine nicht weiter zusammengebracht wurden

Grundvermögen der Adeligen ausgestellt waren, 4 vom Hundert bezogen, während die Debitoren 5 vom Hundert zahlten, um durch das fünfte Procent einen Fond zur Erhaltung der Anstalt, zur Deckung möglicher Ausfälle und zur Bildung einer allmäligen Abzahlungssumme, vielleicht auch zu landschaftlichen Verbesserungen, zu gewinnen. Die Abänderung des Plans in diesem Punkte ist zu bedauern. Der Regent, nachdem er mit jenen Grundzügen vertraut geworden, welche theils durch die wechselartige Natur der Pfandbriefe, theils durch das, der Strenge des Wechselprozesses nicht nachstehende schnelle Executionsverfahren der landschaftlichen Behörden, den kaufmännischen Ursprung kaum verbargen, nahm nun in eigne Erwägung, wie die Ausführung des Plans sich mit der bestehenden Rechtsverfassung und Hypothekenordnung vereinbaren ließe. Die interessante Geschichte der beiden Unterredungen, welche er darüber mit dem Großkanzler von Carmer hielt, liefert den Beleg dazu. In der ersten Audienz beschränkte sich der König auf Fragen über Pfandrecht, Hypothek und damit verbundene Rechtsmaterien. Der Justizchef mußte, einem Rechtslehrer gleich, dem Regenten einen theoretischen Vortrag über diese wichtigen Kapitel der Rechtslehre halten. Friedrich hat diesen Vortrag nur angehört, und ihn mit Fragen begleitet, ohne die eigne Meinung laut werden zu lassen. Nach einiger Zeit, in einer zweiten Audienz, vertauschte der Monarch gewissermaßen die Rollen. Mit vollkommener Rechtskunde sprach er erst die Grundsätze des Hypotheken- und Pfandrechts aus, und begann nun die Grundzüge des, darauf zu errichtenden Pfandbriefssystems zu entwickeln. Dies ward nun durch die thätige Wirksamkeit des Großkanzlers von Carmer in Schlesien sehr bald unter der Benennung Landschaft eingeführt. Diese Provinz entbehrte nämlich jener Verbindungen, welche unter dem Namen: Landschaft, fortdauernd, meist die landesherrlichen Schulden getilgt hatten; und so war jene Benennung vollkommen anpassend. Landschaften, früher ständische Verbindungen für das landesherrliche Schuldenwesen, wurden nun Associationen für das eigne ständische. Waren früher die Stände dazwischen getreten, um die landesherrlichen Schulden abzubürden: so sieht man hier den Landesherrn zum ersten Male seine Sorge darauf richten, den adeligen Grundeigner mit Mitteln zu versehen, wie er aus den eignen, ihm zu Gebote stehenden Hülfsquellen sich gegen die Nachtheile drückender Verschuldungen sichere. Der Erfolg der Anstalt in Schlesien übertraf des Königs Erwartungen. Nun gedachte er den übrigen Provinzen seines Staats ähnliche Institute zu, und man wird, der Geschichte gleicher Einrichtungen in den Marken näher tretend, geneigt, zu vermuthen, der Monarch habe weniger einem augenblicklichen Bedürfniß dadurch abhelfen, als künftigen Gefahren des begüterten Adels vorbauen, vorzüglich aber ihn als Körperschaft begründen und seine innern Verhältnisse dauernd und innig befestigen wollen. Für Schlesien hatte Friedrich bald nach dem Frieden an Creditsysteme gedacht. Die Kabinetsordre an den Großkanzler von Carmer, welche die Grundzüge des Instituts enthielt, ist vom 29. August 1769, das landschaftliche Reglement vom 9. und 15. Julius 1770 datirt. In den Marken dagegen war seit dem Kriege mehr denn ein Jahrzehnd verflossen, und trotz des mangelnden Creditinstituts drückte die adeligen Grundeigenthümer keine Geldverlegenheit. Sogar die Geschichte seiner Einführung beweiset, daß es entbehrlich schien. Indeß, der König wünschte es, und er fand ziemlich harten Widerstand. Der branden-

brandenb

burgiſche Adel hat bis vor dem letzten halben Jahrhundert am meiſten in den preußiſchen Provinzen für die Erhaltung des Feudalismus gekämpft. Schon der Verwandlung des perſönlichen Kriegs- und Ritterdienſtes in eine Geldſteuer widerſtand er hartnäckig. Friedrich I., als er mit Einrichtung ſtehender Heere umging, ſchien jede Vereinigung darüber mit dem märkiſchen Adel fehlſchlagen zu wollen. Erſt auf die dringendſten Vorſtellungen über das Bedürfniß der ſtehenden Heere, nach dem allgemein gewordnen europäiſchen Kriegsfuße, fügten ſich die Vaſallen dem Verlangen des Königs und gaben eine Verfaſſung auf, welche ſich nur noch in Ungarn erhalten zu haben ſcheint, wo in gewiſſen Fällen der Adel perſönlich aufſitzt. Dieſes Widerſpruchs halber iſt auch die Lehnsaſſecuration vom 30. Jun. 1817 ſchon dem Worte nach eine Garantie des fortbeſtehenden Feudalverhältniſſes, und das Document, aus welchem ſich alle Gerechtſame und Freiheiten des brandenburgiſchen Adels herſchreiben, völlig als ein pactum onerosum für den Adel zu betrachten, und ſie erzählt im Eingange die von ihm bewieſene Abneigung gegen die Aufhebung des Ritterdienſtes, indem ſie die bündigſte Verſicherung gibt, ihn für dieſe Entſagung mit keinen andern, als den dagegen ſtipulirten Geldleiſtungen zu belegen. Daß dieſer Geiſt ſich auch noch bis vor einem halben Jahrhunderte bei dem brandenburgiſchen Adel erhalten hat, beweiſet die Einführung der Creditinſtitute in den Marken. Der Adel wollte auch damals noch wirklich etwas im Staate ſein, einem thätig fungirenden Organ gleichen; er erkannte ſeine Stellung und Beſtimmung. Er ſuchte, dieſer zu entſprechen, nicht aber ſich mit leerer Gültigkeit zu putzen, was geſchieht, wenn er als Kaufmann, als Speculant, oder als Lebemann exiſtiren und nicht in ſeinem Leben des Adels eigentliche Beſtimmung verwirklichen, aber dennoch deſſen Gültigkeit behaupten will. In ſolchem Falle wird dieſe ein leeres Weſen. Seine Freiheiten, ehedem nothwendige Prädicate, die aus ſeiner Beſtimmung floſſen, aus den Functionen hervorgingen, welche er dem Gemeinweſen leiſtete, und die Natur unerläßlicher Eigenſchaften beſaßen, wurden dann leere Vorzüge, hohle Prärogative ohne innern Gehalt, als ſolche aber Gegenſtand des Neides und der Verfolgung. Wie der Entſagung des Ritterdienſtes, ſo widerſetzte ſich ſeit 1776 bis 1777 der brandenburgiſche Adel der Annahme der Creditinſtitute. In Nicolai's Sammlung von Anekdoten über Friedrich II. ſind einige Unterredungen dieſes Regenten mit ſtändiſchen Deputirten zu leſen, welche dieſe für die Annahme der Creditwerke gewinnen ſollten. Daß einem ſolchen Regenten zuletzt ſein Zweck gelingen mußte, iſt nicht zu verwundern. Aber dem damaligen Adel iſt das Zeugniß nicht zu verſagen, daß er gefühlt habe, es vertrage ſich mit Feudalgeiſt und Vaſallenſchaft nicht zum beſten, wenn er ſeine Beſitzungen als Unterpfand für wechſelähnliche Schuldokumente verſchrieb. Damals charakteriſirte den Adel Genügſamkeit, den Gewerbsmann Betriebſamkeit. Jetzt ſucht der Adel durch Intelligenz Erwerb, der Capitaliſt durch Intelligenz Gewinn, und der Gewerbsmann unter der Larve einer falſchen Bildung Vergnügen. Wußte Friedrich die Creditwerke in den Marken zu Stande zu bringen: ſo charakteriſirt ſie noch ein eigner, merkwürdiger Zug. Nicht Landſchaften, ſondern Ritterſchaften nannten ſich die neuen Vereine. Das, unter dem Namen Landſchaft in der Mark ſchon beſtehende Landesſchuldeninſtitut nöthigte wohl zu einer abweichenden Benennung; aber die Abſicht konnte mitgewirkt haben, die neue Verbindung auch dem Namen nach

Digitized by Google

noch als vormaliges, ritterschaftliches corpus darzustellen und zu erhalten. Des brandenburgischen Adels Abneigung gegen das neue Geldinstitut tritt jener Vermuthung zur Seite. Die Mark Brandenburg hatte ihr Creditreglement am 19. Aug. 1777 erhalten; dem Herzogthum Pommern ward es am 13. März 1781, der Provinz Westpreußen am 19. April 1787 und dem Königreich Ostpreußen am 16. Febr. 1788 gegeben. Auch für das Herzogthum Posen wird jetzt eine gleiche Anstalt in den Gang gebracht. Außerhalb des preußischen Staats finden sich ähnliche Einrichtungen: 1. im Fürstenthum Braunschweig-Lüneburg, seit 1791 verbunden, ein Tilgungsfond für die Pfandbriefe (s. Sammlung für Gesetz- und Staatenkunde aus den braunschweig-lüneburgischen Churlanden, von Ende und Jacobi, Köln 1802, S. 308); 2. im Herzogthum Schleswig und Holstein nach den Patenten vom 23. October 1801 und 5. December, auch 15. December 1804 (siehe Staats- und gelehrte Zeitung des hamburgischen unpartheiischen Correspondenten, 1805, No. 9, woselbst das Patent abgedruckt ist); 3. in Esth- und Liefland (s. von Zimmermann über Mecklenburgs Creditverhältnisse, Strelitz, 1804); 4. im Großherzogthum Mecklenburg (siehe das angeführte Werk); 5. in der Hansestadt Hamburg seit 1782, wo der Zweck blos dahin geht, daß der Besitzer eines Grundstücks zur Tilgung seiner Schulden, oder Jemand, welcher ein Grundstück zu erwerben wünscht, sich nach und nach durch bestimmte halbjährige Beiträge an die Creditkasse ein Kapital sammelt, über welches er zu allen Zeiten verfügen kann. Die Creditkasse verzinset diese Beiträge, und rechnet dem Zahler die Zinsen nicht nur, sondern auch Zinsen von Zinsen zu gute, wodurch sein Kapital schnell anwächst. Dieser geschichtlichen Darstellung des Entstehens und der Ausbildung der landschaftlichen oder ritterschaftlichen Creditinstitute muß Einiges über ihr Wesen, ihre Bestimmung und ihre Einrichtung folgen. Zum Zweck haben sie: 1. die zum Ausleihen bereit liegenden, größern und kleinern Kapitalien auszumitteln; 2. solche den Gutsbesitzern, welche baares Geld bedürfen, ohne Dazwischenkunft eines Geldmäcklers, zu verschaffen; 3. für die Sicherheit der Capitalien und der Zinsen davon, ohne gerichtliche Weitläufigkeiten, zu sorgen; und 4. Behufs alles dessen, Pfandbriefe auszufertigen und in Cours zu bringen. Die, mit Erfüllung dieses Zwecks beschäftigten Collegia sind rein ständische Institute, und im Brandenburgischen spiegeln sie noch rein die ursprünglich deutsche Verfassung ab. Wenn hier, wie überall, der Landesherr auch die Oberaufsicht über sie ausübt: so stehen sie doch nicht einmal unter einem Minister, sondern unmittelbar unter dem Könige selbst. Zwar dirigirt ein Minister die Geschäfte der Creditassociation, aber letztre hat das Recht, sich unter den Ministern denjenigen zu wählen, welcher, mehr als Agent, denn als Vorgesetzter, die vermittelnde Person zwischen dem Regenten und der Societät darstellt. In der vollkommen corporativen Verfassung der churmärkischen Creditassociation hat sich seit 1777 noch nichts verändert. Grundlage und Haupt zugleich sind die sämmtlichen Associirten. Diese wählen das gesammte Verwaltungspersonal entweder aus ihren Interessenten, oder aus dem schriftsässigen Adel. Auch controlliren sie dessen Verwaltung durch zwei regelmäßige, halbjährige Versammlungen einiger Mitglieder, welche sich unter dem Namen des engern Ausschusses vereinigen; ferner durch größere Versammlungen, zu welchen jeder Kreis einen Deputirten stellt, die, Generalversammlungen genannt, zusammentreten, je nachdem die Bedürfnisse es mit sich bringen. Beide Versamm-

lungen haben, nächst ihrer Controlle, auch mehre, die Betheiligten selbst betreffende Angelegenheiten zu entscheiden. Eins ihrer wichtigsten Geschäfte ist die Bestimmung der, auf jedes Gut zu bewilligenden Pfandbriefsummen, so wie die Ausfertigung dieser Pfandbriefe; das Institut genießt eine Autonomie, wodurch es jeder Einwirkung eines Gerichtshofs entzogen ist. Nicht nur für die Associirten selbst, sondern auch für die, welche mit dem Verbande, namentlich durch Relationen, welche die Güterverwaltung betreffen, in Verhältnisse treten, findet das judicium parium, mit Zuziehung eines rechtskundigen Syndicus, nach einer alten Rechtsverfassung Statt, welche Deutschland mehr in Civil-, als in Criminalsachen scheint angehört zu haben. Die, in allen einzelnen Zügen merkwürdig bestimmt und den Verhältnissen anpassend ausgearbeitete Verfassung dieser Creditinstitute hat sich aber seit einem halben Jahrhunderte in so hohem Grade bewährt gefunden, daß auch bei dem besten Willen die Verbesserungssucht noch keinen Gegenstand hat entdecken können, der hier ihre Thätigkeit in Anspruch genommen hätte. — — g.

*Landstände. Die Landstände haben sich aus den Schöffen der caroling'schen Grafschaft entwickelt, und man kann sich nur dadurch eine klare Vorstellung von ihnen machen, wenn man ihre Geschichte durchgeht und sieht, wie sie sich gebildet haben und wie sie entstanden sind. Sie hängen mit der Entstehung der Landeshoheit zusammen, und beide sind in ihrer Entwickelung Hand in Hand gegangen (s. d. Art. Landeshoheit). Auf den alten deutschen Landtagen erschienen, so wie Tacitus meldet, alle Landeigenthümer als Actionaire der Gesellschaft, da Alle echtes Eigenthum besaßen und keinen Herrn über sich erkannten. Als Carl das Reich gegründet und die Deutschen Bauern und Bürger des Reichs geworden: so erschienen sie ebenfalls noch auf den Tagen; allein die Verhältnisse im Innern des Staats hatten sich geändert, und Carl regierte sein weites Reich durch Reichsbediente, durch die Grafen. Diese waren Beamte, welche nicht der Gau wählte, dem sie vorstanden, sondern die der Kaiser ernannte. Die Landeigenthümer mochten dieses Beamten-Element nicht sonderlich angenehm finden, da jeder dieser Grafen glaubte, er sei ein Stück vom Kaiser, indem seine Macht unmittelbar vom Kaiser ausging. Kurz die Landeigenthümer erschienen auf den Landtagen so selten, daß Carl schon eine Verordnung machen mußte, in der er befahl, daß die von den Gemeinen gewählten Schöffen erscheinen mußten. (Dieses war also schon eine Repräsentation.) Die Landtage wurden übrigens vom Grafen, oder dem Landrathe des Gaus, präsidirt. So wie die Grafen immer mehr ihre Besitzungen ausdehnten, und immer mehr Wehrer nöthigten, in ihre Dienstbarkeit zu treten, so wurden der schöffenbaren Leute immer weniger, und diese bildeten nun eine Art Adel, der dadurch entstand, nicht daß sie gestiegen, sondern daß jene gesunken, nicht daß sie besser geworden, sondern daß jene schlechter geworden (s. d. Art. Adel und Erbadel). Dieses waren die ingenui der Deutschen, achtbare und schöffenbare Leute, die sich zusammenhielten, da in der ganzen Welt sich das Gleiche zu dem Gleichen gesellt. Sie nannten sich Edle und Freie, nobiles et liberi; auch setzten sie, wenn sie in Urkunden erscheinen, ihre Unterschriften immer vor die der Dienstleute. Aus diesen Freien, so echtes Eigenthum erhalten, wurden die Grafen, die Dinggrafen (vice Comes), ferner die Vögte der Klöster und ihre Stellvertreter (vice advocati) genommen: so daß vielfach zum angebornen Baueradel auch noch die

Digitized by Google

Würde des Dienst- und Amtsadels kam. Der hohe Adel unter ihnen waren die frühern Edelinge, so auf den Haupthöfen gewohnt, und zu Hauptleuten und Obersten gewählt worden, welche Stellen, wenn sie lange bei einem Hofe blieben, leicht erblich wurden. Diese waren die meliores et majores terrae, deren Kaiser Heinrich VII. in der Urkunde vom Jahr 1231 gedenkt, und von denen er bestimmt, daß sie ihre Zustimmung zu neuen Gesetzen und Institutionen geben müssen, welche die Landesherren, die sich schon damals entwickelt hatten, in ihren Ländern einführen wollten. Man kann diese Urkunde als das eigentliche Fundamentalgesetz für die deutschen Landtage ansehen, und wir wollen sie deswegen hier vollständig anführen, und das um so leichter, da sie gar nicht groß ist. Sie lautet, wie folgt: „Heinrich von Gottes Gnaden, römischer König und allzeit Mehrer des Reichs. Allen Getreuen des Reichs unsre Gnade und unsern Gruß zuvor. Wir wollen, daß es männiglich bekannt werde, wie von Uns, als Wir zu Worms offnen Reichstag hielten, gefodert worden, darüber zu bestimmen: ob ein Landesherr neue Verfassungen und Gesetze machen könne, ohne daß er die Besten und Ersten des Landes darum befrage? (Si aliquis dominorum terrae aliquas constitutiones vel nova jura facere possit, melioribus et majoribus terrae minime requisitis.) Über die Sache wurde, nachdem die Zustimmung der Fürsten eingeholt, festgesetzt: daß weder die Fürsten, noch sonst irgend Einer neue Verfassungen, oder neue Rechte machen möge, als nur, wenn die Zustimmung der Besten und Ersten des Landes erfolgt sei. (Super qua re requisitio consensu principum fuit taliter definita: Ut neque principes, neque alii quilibet constitutiones vel nova jura facere possint, nisi meliorum et majorum terrae consensus primitiis habeatur.) In dessen Urkund und zu mehrerer Gültigkeit Wir gegenwärtigen Brief haben schreiben lassen, und mit mehrern Siegeln bekräftiget. Zeugen sind: Siegfried, erwählter Erzbischof von Mainz, die Erzbischöfe von Magdeburg und Trier, die Bischöfe von Würzburg und Regensburg (des kaiserlichen Hofs Kanzler), zu Worms, Chur und viele andre. Gegeben zu Worms im Jahr MCCXXX primo Calendas Maji Indictione IIII." Durch diese Urkunde war nun das Verhältniß zwischen dem Landesherrn und den Landständen bestimmt, und aller Streit fiel weg, da sie bei allen Neuerungen ihre Zustimmung geben mußten. Thaten sie dieses nicht, so blieb es beim Alten, und es mußte auf die bisherige Weise mit den bisherigen Gesetzen fortregiert werden, gerade wie in England und Frankreich, wenn in einer der beiden Kammern ein Gesetzentwurf nicht angenommen wird. Vom 13. Jahrh. an werden die Urkunden häufiger, und wir wissen mit ziemlicher Genauigkeit, was sich seit der Zeit in Deutschland begeben hat. Wir finden nun überall, daß bei allen Verhandlungen wichtiger Landesangelegenheiten, z. B. bei Geldverwilligungen, Eheberedungen der fürstlichen Töchter, Bestimmungen über Erbfolge u. s. w., die meliores et majores des Landes von der Landeshoheit sind zu Rathe gezogen worden. So z. B. in der Urkunde Graf Adolph VI. von Berg vom Jahr 1320, worin über die Nachfolge in der Grafschaft Berg verfügt wurde, da der Graf keine Kinder hatte. So wie in der, von Herzog Wilhelm I. von Berg vom Jahr 1383, wo er zur Erwerbung der Herrschaft Blankenberg, mit Bewilligung der ganzen Landschaft (wobei alle Orte genannt werden, deren Schöffen und Schultheiße ihre Zustimmung gegeben), eine Geldrente an die Gebrüder Hirsch verschreibt. Wenn man in der Entwickelungs-

Digitized by Google

geschichte der Landstände bis auf diesen Punkt gekommen ist: so muß man sich, wenn man den Gang der Dinge völlig begreifen will, an das, damals bestehende Corporationswesen der Städte, Innungen und Zünfte erinnern, welches den gesellschaftlichen Zustand, so wie die Institutionen der Zeit ganz durchdrungen hatte. Auch die Ritterschaft war eine solche Corporation oder Knappschaft, die sich aus der Dienstmannschaft entwickelt hatte, und die nun als Corporation für sich handelte und beschloß; die aber natürlich nur in solchen Dingen handeln und beschließen konnte, welche die eignen Angelegenheiten dieser Corporation betrafen. Eben so machten in den geistlichen Staaten die Domherren eine eigne Corporation aus, die ebenfalls für sich handelten und beschlossen, aber blos in Dingen, die ihre geistliche Innung und ihre Besitzthümer betrafen. Eben so hielten die Städte zusammen und bildeten eine besondre Corporation, die aber blos in eignen Angelegenheiten Beschlüsse machen konnte, und deren Beschluß Niemand verpflichtete, der nicht zu dieser Corporation gehörte. So zeigt Möser, daß vor dem Jahr 1324 sich in Osnabrück noch kein Land und keine Landschaft in der jetzigen Bedeutung des Worts finde. Der Reichsboden haftete blos dem Kaiser; allein der Bischof und der Graf hatten nur sofern zu befehlen, als ihr Besitz reichte, der damals noch sehr durchlöchert war, da noch viel fehlte, daß die Territorien geschlossen gewesen. Das Domkapitel, die Ritterschaft und die Städte bewilligten das, was sie von Reichs wegen tragen sollten oder mußten, als Corporationen, und jede für sich. Ihre Kasse war eine Bundeskasse, und eine Landeskasse fand noch nicht Statt. Für diejenigen, die zwischen ihnen Besitzungen hatten, wie z. B. die Grafen von Lingen, die von Tecklenburg, bewilligten sie nicht, weil sie nicht zu ihnen gehörten, und diese hatten sich daher nicht an dasjenige zu stören, was jene Corporationen, die sich in Form eines Bundes vereinigten, für sich beschlossen hatten. Erst mit dem Jahre 1324 finden sich dunkle Spuren, daß diese Corporationen sich ermächtigten, auch für diejenigen zu beschließen, die zwischen ihnen lagen, und daß nun der Begriff eines Landes aufkam, und der Begriff einer Landschaft, zu der Alles gehöre, was zwischen den geographischen Grenzen derselben liege. Hierdurch entstand dann auch der Begriff einer Landeskasse, und der Begriff von Landständen. Man sieht an diesem Beispiele, daß man die richtigste Vorstellung von dem Lande und den Landständen bekommt, wenn man die Geschichte des Reichsbodens verfolgt, und sieht, wie die Landeshoheit sich auf dem Wege des Conglomerirens gebildet, und wie es lange gedauert, ehe auf diesem Wege einmal wieder eine zusammenhängende Fläche entstanden ist, die als Boden der Landeshoheit eben so zusammenhängend war, wie der Reichsboden mit seiner Gau-Eintheilung es gewesen. Überall ist aus den einzelnen, zerstreut liegenden Besitzungen ein Land entstanden, und vielfach sind diese Besitzungen zuerst auf dem Wege des Bundes zu einem Lande geworden, wenn irgend eine allgemeine Noth die Menschen, welche gleiches Interesse hatten, zu einer nähern Vereinigung nöthigte. Hat man die Entwickelungsgeschichte der Landeshoheit und der Landstände in zweien oder dreien Ländern durchstudirt: so kennt man sie in ihren Hauptmomenten für alle Länder, und man kann schon, ehe man die Geschichte eines gelesen, im voraus bestimmen, in welcher Zeitperiode sich diese oder jene Institution gebildet haben wird. Wir wollen die Entwickelungsgeschichte der Landeshoheit und der Landständschaft an einem Beispiele zeigen. Wir nehmen das jetzige Herzogthum Westphalen. Um's

ed by Google

Jahr 1000 lagen eine Menge kleine Besitzungen (Herrschaften und Grafschaften) dort, wo jetzt das Herzogthum Westphalen, das eine Fläche von 66 Q. M. bildet, liegt, und von der Leine und der Ruhr durchströmt wird. Diese Besitzungen waren abgesondert von einander, und hatten keine andern Verbindungen unter sich, als die des gemeinschaftlichen Reichs. Einige dieser Besitzungen gehörten schon im 11. Jahrh. dem Erzbischofe von Köln. So besaß er Werl, und Vieles, was zur Grafschaft Werl gehörte, die die ursprüngliche Grafschaft Westphalen war. Er hatte dieses von dem Grafen von Werl erworben. Eben so besaß er Attendorn schon im Jahr 1040, wo er dieser Stadt das soestische Stadtrecht gab. So Medebach, dem er 1144 seine Stadtrechte gab. Um diese Zeit regierte im Herzogthum Sachsen Heinrich der Löwe, der mütterlicher Seits ein Enkel des Königs Lothar war. Er hatte seine Pfalz in Braunschweig und war, nächst dem Kaiser, der mächtigste Fürst in Deutschland, da er auch das Herzogthum Baiern besaß. Wie Heinrich den Kaiser schwer beleidigt, wie er sich weigerte, auf den Tagen, die ihm der Kaiser nach Regensburg, nach Magdeburg und nach Goslar stellte, nicht erschien, wie er in die Reichsacht erklärt und aller seiner Lehne verlustig wurde, wie er nach England gehen mußte, und wie das Herzogthum Sachsen gesprengt wurde, das ist alles ausführlich in dem Art., Heinrich der Löwe Bd. 4., erzählt worden, und bedarf hier keiner Wiederholung. Das Herzogthum Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, Bernhard von Ascanien (Anhalt) erhielt Sachsen, und der Erzbischof von Köln Engern und Westphalen unter dem Titel eines Herzogthums. Es war im J. 1180, als der Erzbischof von Köln mit den Rechten, Gütern und Dienstmannen belehnt wurde, die er als Erbe aus dem gesprengten Herzogthum Sachsen erhielt. Da es das Amt des Herzogs war, die Dienstmannen dem Kaiser zuzuführen, so ging dieses auf den Herzog über, der hierfür einen eigenen Marschall bestellte. Der Erzbischof besaß nun in dieser Gegend mehrere Güter, wie früher, auch war er Herzog von Westphalen; allein er war noch nicht Landesherr. Doch entwickelte sich eben aus dem Rechte des Herzogs die Dienstmannschaft aller der kleinen Dynasten, die Besitzungen in diesen Gegenden hatten, dem Kaiser nach und nach die Landeshoheit zuzuführen, indem dieses immer Gelegenheit zu neuen Erwerbungen gab. Im Jahr 1368 erwarb der Erzbischof die Grafschaft Arensberg durch Kauf von den Grafen von Arensberg. Im Jahr 1444 erhielt er die Herrschaften Bielstein und Friedeburg, deren Dynastengeschlechter erloschen waren. Alle diese Besitzungen waren aber einzeln und zerstreut, und unter sich in weiter keiner Verbindung, — gerade so, wie jetzt die einzelnen Güter eines reichen Privatmannes. Sie bildeten kein Land. — Die Veranlassung, daß diese Besitzungen in einen nähern Verband traten, war folgende: Churfürst Diederich von Köln hatte seinen Unterthanen eigenmächtig eine Steuer aufgelegt, und diese hierdurch in zinshörige Leute verwandelt, die kein echtes Eigenthum mehr besaßen. Damals, wo die Welt noch nicht in einer allgemeinen Gutmüthigkeit befangen war, ging das so leicht nicht, als jetzt. Auch war noch keine Aufklärung im Lande. Es entstand hierdurch der berühmte soestische Krieg, und im Jahr 1437 vereinigte sich die Corporation der Ritterschaft, so wie auch die Corporation der Städte des Marschallamts Westphalen mit der Ritterschaft und den Städten der Grafschaft Arensberg zu einem Bunde, und erklärten: daß sie die Rechte des Kaisers, des Pabstes und des Churfürsten anerkennten,

Digitized by Google

zugleich aber auch die ihrigen, und daß sie gesonnen wären, diese zu vertheidigen. Da das Recht und auch die Macht auf Seiten des Bundes war, so mußte der Churfürst nachgeben, und 1488 alle Rechte der Bundesglieder bestätigen. Als Churfürst Diederich gestorben war, vereinigten sich 1463 alle Glieder des Bundes dahin, eine Erblandsvereinigung zu machen, in welcher ihre Rechte beschrieben wären, und keinen Churfürsten eher als ihren Herrn anzuerkennen, bis er diese beschworen. Jetzt war nun eine Landesverfassung und eine Landschaft und Landstände da, und aus den einzelnen Besitzungen war ein Land entstanden, und das alles auf dem Wege eines Bundes. Von dieser Periode an gerechnet, werden nun öfter Zusammenkünfte der Glieder dieser Corporation gehalten, so wie die Landesnothdurft solche von Zeit zu Zeit erfoderte, und diese Zusammenkünfte werden Landtage genannt. Dieses geht so fort, bis 1555, wo die Landtage in ganz Deutschland eine bestimmtere Form bekommen, da sie von nun an jährlich gehalten werden, wegen der Ausschreibung der Reichssteuern, die in diesem Jahre festgesetzt wurden (s. d. Art. Steuern. Bd. 9.) Die Corporation der Dienstleute (Ritterschaft) bestand größtentheils aus den, im Lande angesessenen Landsassen, und diese erschienen auf den Landtagen nicht allein als Mitglieder einer Corporation, sondern auch als Meistbeerbte. Außer ihnen erschienen auch noch die andern Meistbeerbten, die nicht zu dieser adeligen Knappschaft gehörten, und wurden gemeine Landsassen genannt; auch wurden diese in den Ausschreiben mit zu den Landtagen verschrieben. So z. B. nach 1554 in Westphalen in dem Landtagsbriefe vom 7. Juni vom Churfürst Ernst. Indessen erschienen diese Landsassen, die zu keiner Corporation gehörten, immer weniger auf den Landtagen, während die von der Ritterschaft nie fehlten, die ohnehin schon als Dienstleute verpflichtet waren, auf den Placitis ihres Herrn in curia domini zu erscheinen. Sie wurden als Glieder der Ritterschaft, zu denen der Fürst ebenfalls als Ritter gehörte, zu den Hoffesten geladen, indeß die andern Landsassen sich stets von diesen verdunkelt sahen. Auch wurden damals den Landständen noch keine Tagegelder gezahlt, welches erst eine Erfindung späterer Zeit ist. Nach einem halben Jahrhunderte hatte man fast das Recht vergessen, das die gemeinen Landsassen hatten, auf den Placitis zu erscheinen, und überall finden wir, daß gegen das Jahr 1600 von der adeligen Knappschaft der Beschluß gefaßt worden war, keine andern Landsassen zu offenen Landtagen zuzulassen, als solche, die nachweisen könnten, daß sie zur Innung der Dienstmannschaft gehörten, und daß ihre Ältern und Großältern schon zu diesen gehört und Dienstmanns-Kinder gewesen waren (s. d. Art. Ahnenprobe u. Erbadel). In Cleve und der Mark wurde dieser Beschluß 1599 gemacht; in Westphalen 1601 u. s. w. Auf diese Weise waren dann nur die gemeinen Landsassen von den Landtagen völlig ausgeschlossen. Von diesem Zeitpunkte fängt das Verderben der Landtage an, denn nun dauerte es nur noch ein halbes Jahrhundert, und die adeligen Landsassen machten ihre Rittersitze, die bis dahin zu den gemeinen Steuern beigetragen hatten, auch steuerfrei (s. d. Art. Steuerfreiheit Bd. 9.). Dieses geschah z. B. in Westphalen 1654, in Berg und in Jülich 1664 u. s. w., und so entstand dann die höchst sonderbare Einrichtung: daß diejenigen, die die Steuern bewilligten, keine bezahlten, und diejenigen, die sie bezahlten, nicht mehr das Recht hatten, auf den Landtagen zu erscheinen, und sie zu bewilligen. Hierdurch wurde die Stellung der Landstände gegen die Landschaft sowol, als gegen den Für-

gitized by Google

sten ganz fehlerhaft, und aus dieser fehlerhaften Stellung ging dann ein endloses Disputiren und Quäruliren hervor, das völlig nutzlos war, und das es gemacht, daß man überall die Aufhebung der Landstände fast für einen Fortschritt in der Cultur angesehen hat. Vom Lande hatten sie sich durch ihren Eigennutz geschieden, da sie sich der Theilnahme an den gemeinen Lasten entzogen. Vom Fürsten schieden sie sich, indem sie ihn blos für primus inter pares ansehen, und die Regierung in eine Art Aristokratie, oder in eine Regierung der Nobili verwandeln wollten. Dann schwuren sie auf ihren sogenanten offenen Landtagen den Verschwiegenheits-Eid (juramentum taciturnitatis), nach welchem Niemand etwas von dem offenbaren durfte, was dort verhandelt und beschlossen wurde. Dieses war ihre Öffentlichkeit, mit der sie die Gegenstände des öffentlichen Rechts auf offenen Landtagen behandelten. Als die französische Revolution in allen den Ländern, wo ihre Wirkung hinkam, diese adeligen Landtage auflöste, und die Steuerfreiheit des Adels aufhob, da trat die öffentliche Meinung gleich auf ihre Seite, da diese Landstände nichts mehr waren, wie ein leeres Gerüste in der Gesellschaft, das seine Bedeutung verloren, und von dem weiter kein Gebrauch mehr zu machen war. — Die Fürsten hatten darin gefehlt, daß sie nicht strenge darauf hielten, daß die Steuerverwilligung in den Händen derer blieb, die sie bezahlten, und da diese zu zahlreich waren, als daß sie Alle kommen konnten: so mußten sie durch Deputirte auf den Landtagen erscheinen. Auf diese Weise wären sie auch immer Herren ihres Lehnsadels und ihres Dienstmannsadels geblieben. Dieses ist die Geschichte der Landstände in denen deutschen Ländern, wo kein doppelter Socialcontract ist, wo keine Eroberer hingekommen. Dieser Strich von Deutschland geht vom Rheine bis zur Elbe. Jenseits der Elbe, wo die Deutschen als Eroberer über wendische und slavische Völker gekommen, und den doppelten Socialcontract eingeführt haben, nach welchem der Eroberer immer mehr ist und mehr gilt, als der Unterworfne, da ist es anders, und da sind auf den Landtagen nie gemeine Landsassen erschienen, sondern blos die der Ritterschaft und der Städte, und auch wol die der Prälaten und die der Domkapitel, wo welche vorhanden waren. In diesen Ländern wird jetzt erst ein Stand von freien und selbständigen Ackerbauern hervorgerufen, und dieser muß eher vorhanden sein, ehe man Landtage nach deutscher Sitte halten kann. — Der ganze Zustand der Gesellschaft hat sich, gegen die vorigen Jahrhunderte, völlig geändert, und die Landtage bekommen überall eine ganz andre Form. Das erste Element, was eingeführt wird, ist die Öffentlichkeit. Die Stände bewegen sich unter den Augen des Volks, und werden von seiner Theilnahme gehalten und getragen. Das zweite Element ist das Repräsentativsystem, vermöge dessen das Volk oder die Meistbeerbten ihre Stellvertreter wählen; wo diese also die Besten, die Geschicktesten, die Kenntnißreichsten aussuchen können, und wo sie nachher bei den neuen Wahlen ihren Beifall, oder ihren Tadel dadurch ausdrücken können, ob sie sie auf's neue wählen wollen, oder aber Andere. Alles Corporationswesen hat aufgehört, und es wird nicht mehr gefragt: ob der Landstand und seine Ältern und Großältern mit zur adeligen Dienstmannschaft gehört, und ob er dies mit 4 oder 8 Schilden beweisen könne. Blos die Steuerrolle entscheidet über die Wahlfähigkeit, und die Ehre, auf den Landtagen zu erscheinen, ist unmittelbar an die Last geknüpft. Die gegenwärtige Einrichtung der

Digitized by Google

Landtage mit einer öffentlichen Gesetzgebung, die in zwei Kammern getheilt ist, findet sich in d. A. Verfassung. Bd. 10. Bg.

*Laperouse (Jean François Galaup de), berühmter Seefahrer, geboren 1741 zu Albi. Durch seine früheste Erziehung vorbereitet, ein ausgezeichneter Seemann zu werden, wandte er seine Neigung diesem Berufe immer mehr zu, je umfassender seine Kenntnisse wurden. Schon 1756 trat er in den Seedienst, machte den Krieg gegen England mit, widmete sich in den Friedensjahren von 1764—1778 ganz der Schifffahrtskunde, und besuchte während dieser Zeit die entlegensten Theile der Erde. Beim Ausbruche des neuen Kriegs 1778 zeichnete er sich unter d'Estaing rühmlich aus, ward bald Schiffskapitain, und erhielt 1782 den Auftrag, die englischen Niederlassungen in der Hudsonsbai anzugreifen. Das Eis hemmte zwar bald seine Fahrt in der Bai, nach vielen Schwierigkeiten kam er jedoch endlich vor dem Prince of Wales-Fort am Flusse Churchill an, das sich auf die erste Auffoderung ergab. Er nahm noch einige andre Niederlassungen, die in frühern Zeiten von den Franzosen, als sie Canada besaßen, waren angelegt worden, und zerstörte sie. Diese Unternehmungen machten zwar, da der Erfolg nicht sehr wichtig sein konnte, wenig Aufsehen, sie gaben jedoch dem Anführer Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu zeigen, und machten auf ihn, als einen, zu Entdeckungsreisen geeigneten Seefahrer, aufmerksam. Nach solchen, rühmlich abgelegten Proben erhielt er die Leitung des Unternehmens, das seinen Namen verewigt hat. Ludwig XVI., der ausgezeichnete Kenntnisse in der Erdkunde besaß, hatte den Entschluß gefaßt, eine Entdeckungsreise unternehmen zu lassen, um den Franzosen einen Antheil an dem Ruhme zu verschaffen, den besonders Cook den Engländern erworben hatte, wobei er jedoch seinen Blick sowol auf die nächsten, als entferntern Handelsvortheile richtete, die der Erfolg solcher Unternehmungen sein konnten. Es wurde, nach des Königs eignen Ansichten, ein Entwurf aufgezeichnet, der noch vorhanden, und mit vielen eigenhändigen Randanmerkungen desselben begleitet ist, die eben so ausgebreitete Kenntnisse als wohlwollende Gesinnungen verrathen. Die Hauptgegenstände, worauf der Zweck der Unternehmung gerichtet sein sollte, waren der Wallfischfang im südlichen Weltmeere, und der Pelzhandel an der Nordwestküste von Amerika, um die Pelzwaaren von hier nach Sina und wo möglich nach Japan zu führen, und in Hinsicht der Länderentdeckung, die Untersuchung der Nordwestküste von Amerika und der japanischen Meere, der Salomon-Inseln im Südmeere und der Südwestküste von Neuholland. Fleurieu (s. d. Art. Bd. 3), Laperouse's Freund, arbeitete den Entwurf vollends aus, und bereitete die Mittel zur Ausführung. Alle Gelehrten wurden eingeladen, diejenigen Untersuchungen anzugeben, welche zur Förderung der Fortschritte menschlicher Kenntnisse am meisten beitragen könnten, und mehre derselben schifften sich mit Laperouse ein, mit dem Auftrage, die von ihnen vorgeschlagnen Untersuchungen zu leiten. Die beiden Fregatten, La Boussole und L'Astrolabe, wurden ausgerüstet, und jede mit 100 Matrosen bemannt. Laperouse befehligte die erste, und Delangle die andre. Beide Schiffe gingen im August 1785 unter Segel. Nach einem kurzen Aufenthalte auf Madera und der Insel Santa Catarina, an der Küste von Süd-Amerika, umsegelten sie das Vorgebirge Horn, und erreichten im Februar 1786 die Bai de la Concepcion, an der Küste des Südmeeres. Laperouse segelte darauf nörd-

tized by Google

lich, berührte die von Cook entdeckten Oster- und Sandwich-Inseln, und ging unweit Mount St. Elias, ungefähr unter dem 60. Breitengrade, an's Land. Er hatte diese lange Fahrt in weniger als drei Monaten zurückgelgt. Er fand einen, von Cook übersehenen Hafen, den er Port des Français nannte. Er untersuchte mehre Punkte, die dem englischen Seefahrer entgangen waren, konnte aber in der, ihm vergönnten, kurzen Zeit keine genauen Nachforschungen an dieser, von vielen Buchten durchschnittnen Küste machen, die späterhin Vancourre genauer untersuchte, der jedoch diesem Unternehmen mehr als drei Jahre widmete. Nach kurzer Ruhe in Monterey bereiteten sich die Seefahrer, das stille Meer zu durchschiffen, um die zweite Hauptaufgabe, die Untersuchung der japanischen Gewässer, zu lösen. Sie gingen im September 1786 unter Segel, hielten sich nördlich von den Sandwich-Inseln, und entdeckten eine unfruchtbare, kleine Insel, die den Namen Recker erhielt. Nicht weit davon geriethen beide, dicht neben einander segelnde Schiffe in große Gefahr, auf einem, sich kaum über die Oberfläche des Meeres erhebenden Felsenriff zu scheitern, und hatten kaum Zeit, die Richtung der Fahrt zu ändern. Glücklich erreichten sie darauf die marianischen Inseln, und landeten endlich im Februar 1787 zu Manila, dem Hauptorte der philippinischen Inseln. Hier verweilten die Schiffe lange, um ausgebessert zu werden und frische Lebensmittel einzunehmen. Im April desselben Jahres verließ Laperouse diese Inseln, und richtete seine Fahrt nach den Küsten der Tatarei und den japanischen Inseln. Man kannte diese Erdgegenden bis dahin blos aus den Nachrichten der Missionarien, und Laperouse erwarb sich das Verdienst, die Zweifel gelöset zu haben, welche diese verwirrten Berichte erweckt hatten. Von der Insel Quelpaërt steuerte er nordwärts, bald längs der Küste der Tatarei, bald längs der japanischen. Dicke Nebel entzogen ihm oft den Anblick dieser Küsten, bis er unter den 45. Breitengrad kam, wo er sie im Lichte eines heitern Himmels sah. Die Seefahrer befanden sich in einer Meerstraße, die sich nordwärts immer mehr zu verengen schien. Als sie die Fahrt an der Küste der Tatarei eine Zeitlang fortgesetzt hätten, näherten sie sich den, nördlich von Japan liegenden Inseln, wo sie den Hafen d'Estaing fanden. Sie kamen im Julius über den 51. Breitengrad, wo aber das Wasser plötzlich so seicht wurde, daß sie ihre Fahrt nicht fortsetzen konnten. Laperouse untersuchte die Meerstraße abwechselnd auf der Ost- und Westseite, und überzeugte sich, daß die Untiefen, die seine Fahrt aufgehalten hatten, den Weg gänzlich sperrten. In der bedenklichen Lage, die ein heftiger Südwind noch nachtheiliger machte, fand er zum Glücke eine schöne Bucht an der Küste der Tatarei, wo er sichere Zuflucht fand; sie erhielt den Namen Castries. Man untersuchte die Gegenden, wohin die Fregatten nicht gelangen konnten, in Kanots, fand aber keine Fahrstraße, und konnte nicht bis zur Mündung des Flusses Amur gelangen, wovon man nicht weit war. Laperouse glaubt, daß die Insel Sachalin (Segalien), die er östlich liegen ließ, wirklich von der tatarischen Küste abgesondert ist, die Straße aber, welche sie trennt, durch die Anschwemmungen des Flusses Amur, der sich gerade in den engsten Theil derselben ergießt, unfahrbar gemacht wird. Krusenstern, der von Norden her in jene Straße fuhr, und gleichfalls von Untiefen aufgehalten wurde, bestätigte Laperouse's Meinung. Der englische Kapitän Broughton aber, der Laperouse's Weg verfolgte, und gleichfalls gehemmt wurde, will

Digiti... Google

eine Sandbank gesehen haben, welche die Fahrstraße sperrte. Als Laperouse wieder südwärts steuerte, und an der Küste der Insel Sachalin blieb, entdeckte er unterm 45° 10′ der Breite, südlich vom Vorgebirge Crillon, die Meerenge, die seinen Namen führt. Die Berichte der Missionarien hatten bis dahin alle Länder nördlich von Japan irrig unter dem Namen Jesso begriffen; die Entdeckung jener Meerenge aber zeigte, daß sie zwei Inseln bildeten, wovon die eine Sachalin heißt, und von der Meerenge Laperouse, die andere, Tschika genannt, durch die längst bekannte Straße Sangaar abgeschnitten wird. Laperouse steuerte dann zwischen den kurilischen Inseln hinauf, nach Kamtschatka, und landete im September 1787 im Peter-Pauls-Hafen. Gegen Ende desselben Monats ging er wieder unter Segel, steuerte südlich längs den Schiffer- und Freundschafts-Inseln, und kam im Januar 1788 in Botany-Bay an, in dem Augenblicke, als der Commodore Philipp diese Bay verließ, um die englische Niederlassung nach Port Jakson zu versetzen. Die Seefahrer hatten auf dem beschriebenen Wege großen Verlust erlitten, und zuerst an der Nordwestküste von Amerika die Brüder Delaborde, die mit Andern in einem Kanot umkamen, späterhin aber den Befehlshaber der Fregatte L'Astrolabe und den Naturforscher Lamanon in einem Gefechte mit den Wilden auf einer der Schiffer-Inseln eingebüßt. Während Laperouse in Botany-Bay ausruhete, meldete er dem Seeminister im Februar 1788 den Reiseplan, den er noch ausführen wollte. Er hatte die Absicht, aufwärts nach den Freundschafts-Inseln zu steuern, den südlichen Theil von Neu-Caledonien, die Insel Santa Cruz de Mendana, Surville's Arsaciden-Land (der südöstlichste Theil der Insel Neu-Georgien in Australien) und Bougainville's Louisiada zu untersuchen, und zu erforschen, ob dieses Land mit Neu-Guinea zusammenhänge, dann eine neue Straße zwischen Neu-Guinea und Neu-Holland aufzusuchen, nach dem Meerbusen von Carpentaria zu steuern, die ganze westliche Küste von Neu-Holland bis zu Van Diemens-Land zu befahren, und endlich im December 1788 auf Isle de France zu landen. Dies war die letzte Nachricht, welche man von Laperouse erhielt, und den Faden, den sie angibt, verfolgte d'Entrecasteaux, der 1791 zur Aufsuchung der beiden Fregatten von der französischen Regierung ausgeschickt wurde, aber nirgend eine Spur fand. Auch die Bewohner der Freundschafts-Inseln, die sich doch Cook's und einiger Spanier, die 1781 sie besucht hatten, wohl erinnerten, wußten nichts von den französischen Seefahrern zu berichten, und man vermuthete daher nicht ohne Grund, daß Laperouse jene Inseln gar nicht erreicht habe. Eben so wenig fand man Spuren von ihm auf den übrigen Inseln, die er hatte besuchen wollen, und auf keiner Küste wurden Trümmern gefunden, die auf eine Vermuthung hätten führen können. Alles schien die Wahrscheinlichkeit zu begründen, daß der unglückliche Seefahrer auf dem Wege von Botany-Bay nach den Freundschafts-Inseln umgekommen sei. Man hat die Vermuthung geäußert, daß die beiden Fregatten vielleicht während einer Nacht, als sie eben dicht neben einander segelten, auf eine jener Meeresklippen, die man häufig im stillen Meere findet, gerathen sein könnten, und gescheitert wären, ehe eine, durch das Unglück der andern gewarnt, entkommen konnte. Auf ähnliche Weise scheiterte der englische Seefahrer Flinders 1803 unweit der Küste von Neu-Holland. Er glaubte in einem Wrack, das er auf der Klippe fand, die Trümmern von Laperouse's Fregatten zu sehen; wenn aber diese Vermuthung gegründet wäre, so müßte der

zed by Google

unglückliche Seefahrer seinen frühern Reiseplan, nach den Freundschafts-Inseln zu steuern, geändert haben, und von Botany-Bay gerade nach dem Meerbusen von Carpentaria gesteuert sein. Die französische Regierung ließ nach den, von Laperouse aus Kamtschatka und Botany-Bay eingeschickten Tagebüchern durch Milet de Mureau eine Beschreibung von Laperouse's Reise (1797) verfassen, und gab den Ertrag des Verkaufs der Wittwe des Seefahrers.

Larive, kann, nebst Lekain und Talma, zu den berühmtesten tragischen Schauspielern gerechnet werden, welche die französische Bühne verherrlicht haben. Er war 1749 zu Larochelle geboren, debütirte in Lyon, und kam 1771 nach Paris, wo er bald als der Schüzling der Madmslle. Clairon die erste französische Bühne betrat. Die Rollen Warwik's, Drosman's, Philoktet's und Spartacus waren insbesondere diejenigen, in denen er am meisten glänzte, und die seiner körperlichen Schönheit, seinem wohlklingenden, vollen und Alles durchdringenden Organe am meisten zusagten, und in welchen er von den Franzosen bis jezt als klassisches Vorbild betrachtet wird. Larive war ein gemäßigter Anhänger der Revolution, was ihm späterhin, unter der Schreckenszeit, sehr zum Verbrechen angerechnet wurde, und ihn, nebst dem größern Theil der Schauspieler des Theatre français in's Gefängniß brachte, aus welchem sie nur durch eine Art von Wunder gerettet wurden. *) Nach den Revolutionsstürmen und gereizt durch die, oft nur boshaften Kritiken Geoffroy's, so wie durch Eifersucht auf den stets wachsenden Ruhm Talma's, obgleich dieser in einer etwas verschiednen Gattung der Tragödie glänzt (in der Darstellung der Leidenschaften nämlich, „qui couvent sourdement dans l'abime des coeurs"), ward Larive bewogen, sich früher von der Bühne zurückzuziehen, als es in Frankreich zu geschehen pflegt. Er kaufte sich in dem reizenden Thale von Montmorency an, baute hier ein paar schöne Häuser, ward Maire der Gemeinde, und wirkte auf das öffentliche Wohl auf das Ersprieslichste ein. Joseph Buonaparte zog ihn 1806 aus seiner echt philosophischen Ruhe, indem er ihn nach Neapel einlud, um dort ein französisches Theater einzurichten. Im J. 1816 trat er in seinem 69. Jahre zu einem wohlthätigen Zwecke im Theater français noch einmal als Tancred auf, und erntete reichen Beifall. Er starb 1822. Man hat mehrere Schriften von ihm, unter welchen sein Cours de Declamation, 5 Vol. (1804—1810), sehr anziehend ist.

Lasiren, Lasurfarben. Wenn man auf einen farbigen, vergoldeten oder versilberten, überhaupt metallnen Grund eine durchsichtige Farbe aufträgt, durch welche also die Farbe des Grundes, oder das Metall durchscheint: so nennt man das Lasiren, und alle dazu dienlichen Farben Lasurfarben. Der Ursprung dieser Benennung ist ohne Zweifel der Name eines bekannten Minerals, des Lasursteins (s. Lapis

*) Ein Schreiber in der Kanzlei der Comité der öffentlichen Sicherheit, der ein leidenschaftlicher Liebhaber des Theaters war, und die großen Talente von Larive, Dazincourt, Preville, Molé, der Contat, Vansove u. A., die sämmtlich zur Guillotine bestimmt waren, zu würdigen wußte, unternahm das kühne Wagstück, sämmtliche auf den, diesen Künstlern zu machenden Proceß sich beziehenden Papiere nach und nach bei Seite zu schaffen und völlig zu vertilgen. Ehe man neue Beweismittel gegen sie gesammelt, hatte am 9. Thermidor auch für sie die Stunde der Rettung geschlagen.

lazuli), welcher blau und durchsichtig ist. Das Lasiren wird vorzüglich in der Lackirkunst angewendet, und es gibt nur 4 Hauptfarben: Blau, Grün, Roth und Gelb, welche zu Lasurfarben tauglich sind. Zur blauen Lasur kann man sich des Berlinerblaues und blauen Karmins, zur rothen eines Extracts der Cochenille in Wein- oder Terpentingeist, des rothen Karmins, auch des florentiner Lacks bedienen, zur grünen ist der sogenannte destillirte Grünspan (Grünspankrystall) am geeignetsten, und zur gelben ist eine Mischung von Gummi Guttä, Saffran und Drachenblut, oder von Curcume, Orlean, Goldwurzel u. d. gl., in Weingeist oder Terpentinöl ausgezogen, anwendbar. Die trocknen Lasurfarben werden auf dem Farbensteine mit Terpentinöl fein gerieben, mit etwas Öllack, am besten Kopalfirniß, vermischt und aufgetragen; die flüssigen Extracte aber braucht man blos mit einem Lackfirniß zu vermischen und auf den Metallgrund aufzutragen. Von der Ebenheit oder Gleichförmigkeit des Auftrags hängt viel für die Schönheit einer Lasirung ab. Der abgetrocknete Auftrag der Lasurfarbe wird eben geschliffen und zuletzt ein Anstrich vom bloßem Lackfirniß gegeben, wodurch erst die völlige Aufklärung der Lasur bewirkt wird, durch welche man nun den Metallgrund durchschimmern sieht. Die gelbe Lasur nennt man auch Goldlack, womit man weißen Metallen oder Metallbelegungen (Zinn, Silber) eine Goldfarbe, gleichsam eine Lackvergoldung gibt. Auf Blechwaaren vorzüglich werden Lasirungen von allen Farben angewendet.

*Laura, Petrarca's Geliebte. Es sind über diese, durch die reizendsten Töne der Dichtung verherrlichte Frau schon früh so viele irrige, lange geglaubte Nachrichten verbreitet worden, daß es hier an seinem Orte ist, die Ergebnisse der gründlichsten Forschungen neuerer Zeit mitzutheilen. Irrig ist also, daß sie, wie man im 15. Jahrh. in Italien glaubte, nichts, als eine allegorische Gestalt, gewesen sey; irrig, daß sie aus den Häusern Chabaud und Sade abgestammt, daß sie ehelos geblieben sey, daß sie in Vaucluse gewohnt, und hier dem Sänger ihrer Reize Zusammenkünfte gewährt habe. Nach den Untersuchungen des Abbé Sade (Mémoires pour la vie de François Petrarque, Amsterdam, 1764—67. 3. Bd.), Tiraboschi's (in s. Gesch. der ital. Literatur), Baldelli's (Del Petrarca, Florenz, 1797. 4.), des Abbé Arnavon (Pétrarque à Vaucluse et Retour de la fontaine de Vaucluse, Paris, 1803 und Avignon 1805. 8.), Guerin's (Déscription de la fontaine de Vaucluse, Avignon, 1804. 12.), und endlich Ginguené's (in seiner Histoire littéraire d'Italie, Bd. 2.) stammt Laura aus dem alten, seit 300 Jahren ausgestorbnen provenzalischen Geschlecht Noves, und war die Tochter des Ritters Audibert Noves, der in Avignon wohnte, aber nicht Besitzer des Fleckens Noves, am linken Ufer der Durance, war, wiewohl ein großer Theil seiner Güter in der Nähe desselben lag. Sie ward hier, oder in Avignon, 1307 oder 1308 geboren und heirathete nach dem Tode ihres Vaters, der ihr, seiner ältesten Tochter, ein reiches Erbtheil hinterließ, 1325 den jungen Hugo de Sade, aus einem angesehenen Geschlecht in Avignon. Laura war eine der schönsten Zierden der Stadt, die, als der damalige Wohnsitz der Päpste, stets Fremde aus allen Ländern herbeizog. Unter ihnen war auch der junge Petrarca (s. d. Art.), dessen Ältern bei den Zwistigkeiten der Guelfen und Ghibellinen aus Toscana verbannt waren. Am 6. April 1327, am Montage in der Charwoche um 6 Uhr früh sah der 23jährige Petrarca, wie er selbst aufgezeichnet hat, die schöne Laura

Digitized by Google

zum ersten Mal in der Kirche der Nonnen vom Orden der heil. Clara, und von diesem Augenblicke an ergriff ihn eine eben so starke, als beständige Leidenschaft. Diese Liebe hatte zwar einen Anstrich von ritterlicher Schwärmerei, war aber nichts weniger, als platonisch, und die Sinne hatten bei Petrarca sehr viel Antheil daran, wie seine eignen Geständnisse von dem heftigen Verlangen, das er bei ihr und fern von ihr fühlte, von seinen vergeblichen Bemühungen, sie zu verführen, von seinen fruchtlosen Anstrengungen eine hoffnungslose Leidenschaft zu ersticken, deutlich verrathen. Er bezeugt dabei zugleich, daß er nie die mindeste Gunstbezeigung von ihr erhielt, und gibt ihrer Tugend die glänzendsten Lobsprüche. Laura fühlte sich jedoch gewiß von den Huldigungen des jungen Dichters heimlich geschmeichelt, aber ihr Pflichtgefühl und die Sorge für ihren Ruf siegten über ihre Eitelkeit. Sie war höflich und freundlich gegen ihn, so lange sie in seinen Bewerbungen nichts sah, was sie beunruhigen konnte, behandelte ihn aber strenge, sobald er ihr die Gluth gestehen wollte, die ihn verzehrte. Während Petrarca über 20 Jahre lang den Gegenstand seiner Liebe besang, und um ihre Gegenliebe warb, oder eine unglückliche Leidenschaft zu bezwingen suchte, wußte Laura den feurigen Liebhaber durch den, in des Sängers Liedern so gut geschilderten Wechsel von Strenge und Beweisen ihres Wohlwollens, ohne ihre Ehre im mindesten zu verletzen, in jener langen Zeit zu fesseln. Nie aber sah sie den Dichter in ihrer Wohnung, weil die Sitte ihrer Zeit es verbot, und ihres Mannes Eifersucht es nicht geduldet haben würde. Seit ihrer Verheirathung wohnte sie stets in Avignon, in ihres Schwiegervaters Hause an der Rhone, unter dem päpstlichen Palaste, auf dem Felsen, von dessen Höhe Petrarca mit so viel Entzücken auf die lustwandelnde Laura im Garten hinabsah. In demselben Jahre (1334), als Petrarca sich nach Vaucluse begab, nicht in der Absicht, sich ihr zu nähern, sondern sie zu fliehen und in der lieblichen Einsamkeit Ruhe zu suchen, ward Laura von einer ansteckenden Krankheit befallen, die große Verheerungen anrichtete; aber sie genaß, und wurde dem Sänger nur noch theurer. Der Maler Simon von Siena, der nach Avignon gerufen war, um den päpstlichen Palast zu verzieren, malte 1339 Laura's Bildniß, und gab es dem Dichter, der ihn dafür mit 2 Sonetten belohnte. Ob Laura ihre Einwilligung gegeben, sich für Petrarca malen zu lassen, oder ob er nur eine Nachbildung erhielt, oder ob der Künstler vielleicht die Züge der schönen Frau sich so tief eingeprägt hatte, daß er sie auch späterhin wieder auf die Leinwand werfen konnte, muß unausgemacht bleiben, gewiß aber ist, daß er in der Folge Laura's Gestalt in mehrern Gemälden anbrachte, namentlich in dem Gewölbe der alten Hauptkirche zu Avignon. Als Petrarca 1342 mit dem, auf dem Capitol ihm zuerkannten Lorbeer gekrönt, nach Avignon zurückkam, war Laura minder strenge gegen ihn, sey es, daß sein Ruhm ihr schmeichelte, oder die Beständigkeit eines Liebhabers, den lange Abwesenheit ihr theuer gemacht hatte, sie rührte. Petrarca sah sie häufiger, und ging nur selten und auf kurze Zeit nach Vaucluse. Seine, in ganz Europa verbreiteten Dichtungen hatten die Schönheit seiner Geliebten berühmt gemacht, und alle Fremden, die nach Avignon kamen, wollten Laura sehen. Karl von Luxemburg, der nachmalige Kaiser Karl IV., sah sie auf einem Balle, dem man ihm gab, und alle übrigen Frauen aus dem Wege winkend, näherte er sich ihr, und küßte sie auf Stirne und Augen.

Digitized by Google

Aber schon hatten die Zeit, die wiederholten Beschwerden der Mutterschaft, häusliche Sorgen, die besonders die wunderliche Laune ihres Mannes und das schlechte Betragen ihrer ältesten Tochter ihr bereiteten, die Züge der anziehenden Frau so sehr verändert, daß sich bei denjenigen, die sie zum ersten Male sahen, ein unwillkürliches Erstaunen mit der Bewunderung mischte. „Wie!" sprach ein Prinz, „ist sie die Wunderschöne, die so viel Aufsehen gemacht, und dem Petrarca den Kopf verrückt hat?" Im September 1347 nahm Petrarca Abschied von ihr. Er sah sie in einer Frauengesellschaft. Sie war ernst und nachdenkend, ohne Schmuck, ohne Perlen, und aus ihren Blicken sprach die Furcht vor einem Übel, das ihr noch nicht nahe war. Zu Thränen gerührt, entfernte er sich, und suchte seine Rührung zu verbergen. Laura folgte ihm mit einem zärtlichen, in's Innerste dringenden Blicke, der unauslöschlich in seiner Seele blieb. Traurige Ahnungen schienen die ewige Trennung ihnen anzukündigen. Eine, aus Osten stammende, furchtbare Pest, der schwarze Tod, die 3 Jahre lang Verheerungen in Europa anrichtete, kam 1348 nach Avignon, und auch Laura ward am 6. April früh um 6 Uhr, wie es Petrarca in wehmüthiger Erinnerung an die Geburtsstunde seiner Liebe gleichfalls aufgezeichnet hat, ein Opfer der Seuche, und darauf an demselben Tage in der Kirche des Minoritenklosters begraben. Einige Alterthumsforscher erlangten 1533 die Erlaubniß, Laura's Grab zu öffnen. Man fand darin eine bleierne Büchse mit einem Pergamentbriefe, worauf ein Sonnet mit Petrarca's Unterschrift stand, das aber nicht aus dem Geiste des berühmten Dichters hervorgegangen, sondern das Werk eines seiner Freunde zu sein schien, und eine Münze, die eine weibliche Gestalt zeigte, welche ihren Busen bedeckte, mit der Umschrift: M. L. M. J. (vielleicht Madonna Laura morta jace). Franz I., der in demselben Jahre nach Avignon kam, besuchte das Grab, machte eine Grabschrift auf Laura, und befahl, ein Denkmal zu errichten, was jedoch nicht ausgeführt wurde. Büchse und Münze wurden um 1730 von dem Unter-Sacristan an einige Engländer verkauft, das Sonett aber ging verloren, als 1791 das Schloß der Familie Sade verwüstet wurde. Das Grab selbst wurde in dem Revolutionssturme mit der Kirche zerstört, und man findet keine Spur mehr davon. Der Präfect von Vaucluse ließ 1804 den, der Familie Sade zurückgegebnen Grabstein in die alte Hauptkirche von Avignon bringen. Den, durch sorgfältige Forschungen gewonnenen Ergebnissen, die wir im Vorstehenden mitgetheilt haben, hat neuerlich der Abbe Costaing wiedersprochen, und durch ganz unhaltbare Gründe darthun wollen, daß Petrarca's Laura aus der Familie de Baux gestammt habe, und die Tochter Adhemars de Baux gewesen sei (s. La Muse de Pétrarque dans les collines de Vaucluse. Paris und Avignon. 1819).

Laynez (Jakob), der zweite Ordensgeneral der Jesuiten, und der eigentliche Gründer des Ordenszwecks, wie der ganzen Einrichtung dieses weltgeschichtlich merkwürdigen Vereins (vergl. d. Art. Jesuiten Bd. 5), wurde 1512 zu Almancario bei Siquenza in Castilien geboren, und studirte hierauf in Alcala. Der Ruf von Ignatz von Loyola's schwärmischer Religiosität, und der Wunsch, sowol diesen Mann kennen zu lernen, als auch seine Studien weiter fortzusetzen, zogen Laynez nach Paris, wo Loyola sich damals aufhielt, um den Verfolgungen der Inquisition zu entgehen. Bald knüpfte sich ein inniges Band zwischen diesen beiden Menschen, und sie ent-

zed by Google

schlossen sich schwärmerisch, wie sie beide waren, in die Türkei zu gehen, um den Ungläubigen das Evangelium zu predigen. Ein ausbrechender Krieg mit den Türken hemmte aber diesen Plan, und angelangt in Venedig (1536), faßten sie nun den Entschluß, einen Verein zu stiften, dessen Hauptzweck Erziehung des Volks im Geiste der römischen Kirche und dadurch Abwehrung der, sich immer mehr verbreitenden Ideen der Reformation war. Laynez, klüger, wissenschaftlich gebildeter und gewandter, als Loyola, arbeitete besonders diesen Plan aus, und seiner Uneigennützigkeit, Eifer und Thätigkeit gelang es vorzüglich, dem neu entstehendem Institute den Beifall der Menge zu erwerben. Nachdem der Orden förmlich von Paul III. bestätigt (1540), und Loyola, auf Laynez Betrieb, zum ersten General desselben erwählt worden war, machte er vielfache Reisen, um die Ausbreitung der Gesellschaft Jesu zu befördern, und zeichnete sich auch besonders auf dem Concilio von Trident durch seinen Eifer für das Interesse des römischen Stuhles aus. Den Kardinalshut, welchen Paul IV. ihm, als dem eifrigsten Vertheidiger der päpstlichen Macht, zudachte, schlug Laynez indeß aus. 1558 folgte er Ignatz von Loyola in der Würde eines Generals des Ordens, und 1561 kam er mit dem Kardinal Ferrara nach Frankreich, um gemeinschaftlich mit diesem an der Ausrottung der Ketzerei zu arbeiten. Doch muß man ihm hierbei die Gerechtigkeit wiederfahren lassen und gestehen, daß er auf der berüchtigten Versammlung von Poissy noch der Einzige war, welcher der Stimme der Vernunft und Menschlichkeit in einigen Stücken Gehör gab. Die Aufnahme der Jesuiten in Frankreich (freilich unter einigen beschränkenden Bedingungen) war übrigens zugleich Folge dieser Reise. Nachdem Laynez nun noch auf dem dritten tridentinischen Concilium die Suprematie des Bischofs von Rom über die andern Bischöfe der Christenheit nach Kräften von neuem hatte feststellen helfen, kehrte er nach Rom zurück, wo er sich fortan ausschließend mit der weitern Einrichtung und Ausbreitung seines, immer mehr Macht gewinnenden Ordens beschäftigte, und endlich den 19. Januar 1565 in einem Alter von 53 Jahren starb, den, in den Augen der Aufgeklärten allerdings etwas zweideutigen Ruhm hinterlassend, der eigentliche und wahre Stifter einer Gesellschaft gewesen zu sein, deren laxe Moral, Herrschgier und geistige Beschränkungssucht das Gute, was durch dieselbe wol in der Zeit auch gestiftet ward, überreich aufwog, und die jetzt, nicht zur Freude und Ehre des Jahrhunderts, hie und da nur zu starke Wurzeln wieder zu treiben beginnt.

*Lebensversicherung ist ein Vertrag, Kraft dessen der Versicherer gegen eine, mit dem Alter, Stande und sonstigen persönlichen Verhältnissen des Versicherten in Verhältniß stehende, im Allgemeinen mäßige Summe, — welche, wenn sie auf einmal bezahlt wird, Versicherungspreis, und wenn sie jährlich in kleinern Theilen entrichtet werden muß, Versicherungsprämie heißt: sich zur Zahlung eines Capitals oder auch einer Rente an die Erben des Versicherten auf den Fall verpflichtet, daß dieser binnen einer, in der Übereinkunft bestimmten Zeit sterben sollte. Es gibt zwar viele Arten solcher Versicherungen, die sich aber auf zwei zurückführen lassen. Zu der einen gehören die einfachen, oder die Lebensversicherungen im eigentlichen Sinne, zur andern die Jahrzahlungen, wobei gegen eine bestimmte Summe oder eine jährliche Prämie, dem Versicherten für eine festgesetzte Zeit ein Capital, oder eine Rente gezahlt wird. Stirbt dieser vor der bestimmten Zeit: so ist der Versicherer seiner Verbindlichkeit gegen die

Erben entledigt, die ihm alle, früher gezahlten Summen, so wie die Zinsen überlassen. Die einfache Lebensversicherung kann, statt das ganze Leben zu umfassen, nur eine gewisse Anzahl von Jahren begreifen, und wenn in diesem Falle der Versicherte die festgesetzte Zeit überlebt: so hat er nicht nur Nichts zu erwarten, sondern verliert auch Alles, was er früher bezahlt hat; nur wenn er vorher stirbt, haben die Erben Anspruch auf Capital oder Rente. Ist aber die Versicherung auf das ganze Leben gerichtet: so erhalten die Erben Capital, oder Rente, zu welcher Zeit der Versicherte auch sterben mag. Die einfache, zeitliche, oder lebtägige Versicherung kann auch auf einem Dritten ruhen, und auf diese Art ein Verwandter oder Freund versichert werden, ohne daß dadurch in der Beschaffenheit und den Bedingungen des Vertrags etwas geändert werden kann, als daß der Stifter der Versicherung zu seinem Vortheil bei dem Tode des Versicherten das Capital, oder die Rente erhält, die die Erben des letztern empfangen haben würden, wenn dieser selber sich hätte versichern lassen. Doch werden solche Versicherungen von einigen Gesellschaften nur in dem Falle angenommen, wenn der Stifter der Versicherung darthut, daß die Erhaltung desjenigen, den er versichern will, ihm einen, der versicherten Summe gleichen Vortheil gewähren wird. Die einfache Versicherung kann auch auf zwei, oder mehren Personen beruhen, und so können sich z. B. Gatten, Brüder, Freunde auf ihre vereinigte Lebensdauer versichern lassen, dergestalt, daß entweder der Überlebende ohne Unterschied, oder aber derjenige von Beiden, der ausdrücklich bezeichnet ist, ein Capital oder eine Rente erhält. Wenn im letztern Falle der Bezeichnete zuerst stirbt: so ist der Versicherte seiner Verbindlichkeit ledig, und alle gezognen Zahlungen sind sein Eigenthum. Alle Verträge dieser Art beruhen auf den Wahrscheinlichkeitsberechnungen der Lebensdauer, die wieder auf den allgemeinen Gesetzen beruhen, nach welchen die Sterblichkeit sich richtet, und die überall, einzelne, aus den Verhältnissen des Climas, der Sitte, örtlichen oder zufälligen Umständen hervorgehende Abweichungen abgerechnet, dieselben sind, die durch alle diese Unregelmäßigkeiten des allgemeinen Gangs der Natur hindurchblicken. Man kann dieses Gesetz für jedes Land mit desto größerer Genauigkeit bestimmen, je ansehnlicher die Zahl der Fälle ist, woraus man es ableitet. Die Geburts- und Sterbelisten sind die Hauptgrundlagen dieser Berechnungen. Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsberechnung, die um die Mitte des 17. Jahrh. von Fermat, Pascal und Huygens begründet wurde, auf die Leibrenten, ward zwar schon 1671 von Johann de Witt versucht, doch scheint seine Schrift wenig Einfluß auf den Fortgang dieses Theils der angewandten Mathematik gehabt zu haben, und erst der Engländer Halley gab 1693 eine wissenschaftliche Grundlage, indem er aus den, in Breslau gemachten Beobachtungen zeigte, wie die Wahrscheinlichkeit des Lebens und Todes, und der Werth der Jahrzahlungen und Lebensversicherungen durch Tabellen bestimmt werden könnte, was früher nur, wie er sagt, durch eine eingebildete Schätzung geschehen sei. Ihm folgte 1724 der Franzose de Moivre, welcher zur Abkürzung der Berechnung des Werths solcher Jahrrenten die jährliche Lebensverminderung als gleich annahm: so, daß von gegebner Anzahl lebender Personen jährlich eine gleiche Anzahl sterben, bis Alle todt seien. Später ward dieser Theil der Mathematik von Euler, Morgan, Kersebom, Simson, Süßmilch, Wargentin, Dupré de St. Maur, de Parcieux und du Villard weiter ausgebildet. — Um die, oben gegebene Erklärung der Eigenheiten der

Digitized by Google

[illegible]sicherungsanstalten noch deutlicher zu machen, fügen wir, [illegible] Plane einer, unlängst in Holland gestifteten Versicherungs[illegible] dieser Art, einige Beispiele hinzu. Ein Mann von 24 [illegible]er ein Amt verwaltet, das ihm 2000 Gulden einträgt, will [illegible]igen ein Capital von 10,000 Gulden sichern, um sie für den [illegible]er jährlichen Einnahme nach seinem Tode zu entschädigen. [illegible]lt dafür jährlich 250 Gulden ($2\frac{5}{10}$ pro Cent), wenn er eine [illegible]ung auf Lebenszeit haben will, oder nur 140 Gulden ($1\frac{4}{10}$ pro [illegible] wenn er blos auf ein Jahr versichert sein will. Erfolgt sein [illegible]en der, im Vertrage bestimmten Zeit: so erhalten die Seini[illegible] angegebene Capital. Will ein 25jähriger Mann seiner 20jäh[illegible]au ein Capital von 10,000 Gulden auf den Fall, daß er vor [illegible]en sollte, versichern: so bezahlt er jährlich 210 Gulden ($2\frac{1}{10}$ [illegible]nt.), und zwar: so lange beide Gatten leben. Wollen ein [illegible]er Mann und eine 20jährige Frau dem Überlebenden ein Ca[illegible]n 10,000 Gulden sichern: so zahlen sie jährlich 430 Gulden [illegible]o Cent.); will aber der Überlebende eine Jahrrente von 1000 [illegible] haben: so werden jährlich 470 Gulden gezahlt. Ein Mann [illegible] Jahren kann sich eine Jahrsrente von 100 Gulden von seinem [illegible] Jahre bis zu seinem Tode sichern, wenn er jährlich 16 Gulden [illegible]der, will er den Betrag auf einmal geben, 260 Gulden ent[illegible] So kann auch auf Kinder eine Summe versichert werden, [illegible] denselben im höhern Alter einen ansehnlichen Vortheil bringt. [illegible] man z. B. für ein Kind von 1 Jahr die Summe von 400 Gul[illegible]ie in 4 Contracte, zu 100 Gulden jeder, getheilt ist: so kann [illegible]ge, auf welchen diese lauten, nach zurückgelegtem 60sten Jahre [illegible]erth eines Contractes beziehen, und erhält dafür ein Capital [illegible]097 Gulden, oder wenn er im 62sten Jahre und weiter hinaus [illegible] Jahrsrente will, jährlich 204 Gulden. Läßt er den zweiten Con[illegible] bis zum 71sten Jahre stehen: so erhält er 4676 Gulden Capital, [illegible]on folgenden Jahren an eine Rente von 676 Gulden. Will [illegible]e beiden übrigen Contracte bis zum 75sten Jahre stehen lassen: [illegible]hlt man ihm 14,678 Gulden Capital, oder eine Rente von 2596 [illegible]en.

*Leber und Leberkrankheiten. Die Leber ist beim Men[illegible] ein, in mehre Lappen getheiltes, vom Bauchfell umgebnes, oben [illegible]res, an der untern Fläche etwas concaves, und zum Eintritt von [illegible]ßen und Nerven mit Einschnitten versehnes, drüsenartiges Organ [illegible] rothbrauner Farbe, das in der rechten Seite, gleich unter dem [illegible]chfell und über der rechten Niere liegt, durch mehre Bänder an [illegible]chfell, Magen und Niere geheftet ist, und in einer Vertiefung an [illegible] untern Fläche die Gallenblase aufnimmt. Schon einige höhere [illegible]angen von Pflanzenthieren besitzen eine Leber; deutlich tritt sie in [illegible] Muschelthieren hervor, sehr groß ist sie bei den schneckenartigen [illegible] und Sepien; [illegible] Würmern fehlt sie zum Theil, oder ist [illegible] bei den krebsartigen Thieren; bei den [illegible] wird sie [illegible]liche Gallengefäße ersetzt. Die Leber [illegible] einen beträchtlichen Theil der Bauch[illegible] Amphibien und Vögeln noch verhältniß[illegible] und den übrigen Säugthieren. Die [illegible], die wir mit Gewißheit kennen, ist, [illegible] Thieren unmittelbar durch eigne [illegible]blase übergeführt wird, dagegen [illegible]ße der Leber sich in [illegible] Stamm,

den Lebergang, vereinigen, der dann mit dem Gange der Gallenblase verschmilzt. Durch die Gallabsonderung scheint die Leber zugleich noch einen andern Zweck, als zur Verdauung mit beizutragen, zu erreichen. Die Galle nämlich ist eine, an Brennstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff sehr reichhaltige Flüssigkeit, und indem diese durch Absonderung dem Blute entzogen wird, muß letzteres dadurch verhältnißmäßig reicher an Sauerstoff werden; daher hat man auch wol die Verrichtung der Leber mit der der Lunge verglichen, und erstre beziehungsweise eine Bauchlunge genannt. Sollte es sich, was aber noch zweifelhaft ist, bestätigen, daß auch die Anfänge der Pfortader (s. d. Art. Bd. 7) im Darmcanale Chylus oder Speisesaft auffaugten: so würde die Leber dann auch als blutbereitendes Organ zu betrachten sein, welche Function derselben, besonders im Fötus, wo die Leber verhältnißmäßig viel größer, als im Erwachsenen, ist, deutlich hervorgehoben erscheint; denn hier wird Alles, mit dem, vom Mutterkuchen aufgenommnen Chylus vermischte Blut, einen kleinen Theil abgerechnet, zunächst in die Leber geführt. In ganz besonders naher Beziehung steht die Leber mit dem System der Venen, und insbesondre dem der Pfortader, welches seine Endigung in der Leber hat und wahrscheinlich das Meiste zur Gallenabsonderung beiträgt. Diese Beziehung wird besonders durch Krankheiten deutlich. An allen Krankheiten des Pfortadersystems nimmt die Leber mehr oder weniger Antheil, und da diese Krankheiten das Eigenthümliche haben, öfters in sehr verschiednen Gestalten aufzutreten: so muß man bei Hypochondrie, Gicht, mehren langwierigen Hautausschlägen, Fußgeschwüren, und ganz vorzüglich bei Hämorrhoiden immer auch ein wachsames Auge mit auf die Leber haben; umgekehrt bei Leberkrankheiten sein nächstes Augenmerk auf das Nervensystem, und besonders das Pfortadersystem, richten. Die Anlage zu Krankheiten des letztern bedingt im Allgemeinen auch die Anlage zu Leberkrankheiten. Zu hitzigen Leberkrankheiten sind besonders Personen mit cholerischem Temperamente geneigt; zu chronischen, Personen mehr mit melancholischem Temperament und vendser Constitution, sowol der sogenannten schwarzgalligen, als der, die sich durch große Anlage zum Fettwerden ausspricht. Als veranlassende Ursachen zu Leberkrankheiten im Allgemeinen nennt man vorzugsweise den reichlichen Genuß geistiger Getränke und sehr fetter und gewürzter Speisen, auch werden sie durch eine feuchte und dabei warme Atmosphäre begünstigt. Der endliche Ausgang der meisten langwierigen Leberkrankheiten ist in Wassersucht. Die bemerkenswerthesten Krankheiten der Leber sind: Entzündung derselben, entweder hitzige oder langwierige, welche letztre Jahre hindurch dauern kann, sich durch wenig sichre Zeichen zu erkennen gibt, und meist mit Verhärtung oder Geschwüren endet; Anschwellung derselben, die manchmal so bedeutend werden kann, daß ein großer Theil des Unterleibes dadurch ausgefüllt wird; sie findet häufig bei Stockungen im Pfortadersystem, nach unterdrückten Hämorrhoiden oder Fußschweißen, auch bei einigen Herzübeln Statt; Verhärtung der Leber, manchmal mit Anschwellung, manchmal mit Verkleinerung derselben verbunden, häufig bei Säufern, und vor allen andern Wassersucht nach sich ziehend; ferner Lebergeschwüre und Verwachsung der Leber, beide als Ausgang von Entzündung derselben. Auch die Gelbsucht, die Cholera, und selbst zum Theil das gelbe Fieber hat seinen nächsten Grund in der Leber. Die Zeichen, wodurch sich Leberkrankheiten zu erkennen geben, sind, nach Verschiedenheit derselben, sehr veränderlich, und oft sehr undeutlich. Im Allgemeinen gehören hierher: mehr oder weniger

ed by Google

heftige Schmerzen in der Lebergegend (doch sind öfters bei sehr bedeutenden Zerstörungen dieses Organs gar keine, oder doch nur geringe vorhanden): äußerlich zu fühlende Verhärtung und Anschwellung der Leber; beschwerliches Liegen auf der rechten, zuweilen auch auf der linken Seite, öfters mit Athmungsbeschwerden verbunden; erschwerte Verdauung und Unordnungen in den Stuhlausleerungen; Säure im Magen; gallichtes Brechen, oder Blutbrechen; bittrer Geschmack im Munde; erdfahle, gelbliche Gesichtsfarbe, oder wirkliche Gelbsucht u. s. w. Als eigenthümliches Symptom der Leberentzündung ist ein Schmerz in der rechten Schulterspitze zu bemerken; und als Symptom von zu großer Anhäufung venösen Blutes in der Leber stellt sich nicht selten ein reichlicher Verlust von schwarzem Blute aus dem rechten Nasenloche ein. Noch ist anzumerken, daß starke Kopfverletzungen gewöhnlich auch die Leber in Mitleidenschaft ziehen, und sie krankhaft stimmen; so wie umgekehrt bei hitzigen Leberkrankheiten leicht das Gehirn mit in Anspruch genommen wird, welches auf eine besondre Sympathie beider Organe deutet.

Lecluse (Charles de), lateinisch Clusius, Arzt und vorzüglicher Botaniker, geboren 1526 in Arras. Er studirte anfangs in Gent und Löwen die Rechte, lebte später in Marburg und Wittenberg, wo er viel Umgang mit Melanchthon hatte, und ging endlich nach Montpellier, um sich ganz der Arzneikunde und Botanik zu widmen. Nach der Vollendung seiner Studien lebte er eine Zeitlang in seiner Heimath, und später in Paris, Löwen, Augsburg. Er bereiste Spanien, das, hinsichtlich der Naturgeschichte, wenig bekannt war, und sammelte eine reiche Pflanzenernte, ging dann nach England, und begab sich später, auf Maximilians II. Einladung, nach Wien, wo er Aufseher der kaiserlichen Gärten wurde, eine Stelle, die er 14 Jahre behielt. Während dieser Zeit reiste er zweimal nach England, und machte die Bekanntschaft der Seefahrer Sidney und Drake, die ihm über die, von ihnen bereisten Länder viele merkwürdige Nachrichten mittheilten. Er gab seine Stelle in Wien 1588 auf, und ging nach Frankfurt, wo er 6 Jahre einsam lebte, bis er Lehrer der Botanik in Löwen wurde, wo er die letzten 16 Jahre seines Lebens zubrachte, und nicht wenig zum Glanze der Universität beitrug. Unfälle auf seinen Reisen hatten ihn so gebrechlich gemacht, daß er nur auf Krücken gehen konnte, aber ungeachtet seiner Kränklichkeit war er heiter, und behielt bis an seinen Tod, 1609, den vollen Gebrauch seiner Geistesfähigkeiten. Die Botanik, die in seiner Zeit große Fortschritte machte, verdankt ihm, besonders durch genaue Beschreibung und Abbildungen, sehr viel, doch scheint er bei der Zusammenordnung der Pflanzen auf die natürlichen Eigenschaften, welche der Classeneintheilung zum Grunde liegen, und deren Wichtigkeit vorzüglich Gesner gezeigt hatte, wenig geachtet zu haben. Zu seinen wichtigsten Werken gehören: seine, aus dem Flamändischen von Dodoner (1557) in's Französische übersetzte Geschichte der Pflanzen; seine Beobachtungen über seltne Pflanzen in Spanien (1576) und in Österreich (1583), zwei Werke, die er in der spätern Geschichte seltner Pflanzen (1601) vereinigte; seine, aus 8 Abtheilungen bestehende Beschreibung ausländischer Pflanzen (Exoticorum libri X., 1605). Kein Schriftsteller vor ihm hatte so viele Pflanzen beschrieben.

Legendre (Adrian Marie), ist der Name eines der ausgezeichnetsten Mathematiker des 18. Jahrh., und vormaligen Professors dieser Wissenschaft an der Militairschule zu Paris. Als sich 1787 zwi-

Digitized by

schen den Astronomen Englands und Frankreichs Zweifel über die genaue Ortsbestimmung der Sternwarten von Greenwich und Paris erhoben, ward Legendre nebst Cassini und Mechain von Seiten der französischen Regierung beauftragt, einen Breitengrad zwischen Dünkirchen und Boulogne auszumessen, während andere Mathematiker von Seiten Englands dasselbe an einem andern Orte thaten. Die hierdurch erwirkten Resultate wurden von den französischen Gelehrten in einer eignen Schrift, die 1792 herauskam, bekannt gemacht. 2 Jahre darauf gab Legendre ein Mémoire sur les transcendantes elliptiques und seine Elementes de géométrie heraus, die seitdem eilf Auflagen erlebten, und allgemein für ein classisches Werk anerkannt werden. Besonders machte sich aber Legendre durch seine tiefgedachten Untersuchungen über die Attraction der elliptischen Sphäroiden verdient, und er hat den Ruhm, der Erste gewesen zu sein, welcher den Beweis führte, daß die elliptische Gestalt die einzig mögliche ist, um eine flüssige Masse, welche eine Rotation hat, im Gleichgewicht unter sich zu erhalten, und daß die einzelnen Theile (Kügelchen) der Masse sich gegenseitig, nach den Quadraten ihrer Entfernung, anziehen. Dieser Untersuchung, die er bereits 1782 begann, folgte eine andere nicht minder wichtige über das Verhältniß der Sphäroiden unter einander, zu welcher ihm die Aufstellungen von Euler und Lagrange führten. Später bearbeitete er mit Prouy die neuen trigonometrischen Tafeln zur Decimalberechnung der Cirkel. Im Jahr 1803 ward Legendre von der Regierung in Frankreich zum lebenslänglichen Vorsteher der Universität, 1815 zum Ehrenmitgliede der Commission für den öffentlichen Unterricht, und 1816, mit Poisson zugleich, zum Examinator der, in die polytechnische Schule Aufzunehmenden ernannt. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören noch: 1) Nouvelle théorie des parallaléles (1803, in 8.); 2) Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites, de comètes etc. (1805, in 8.); 3) Essai sur la théorie des nombres (1798, nebst einem Supplementband, welcher 1816 erschien, in 4.); 4) Exercices de calcul intégral (1807, in 4.) Außerdem enthalten die Memoiren der Akademie, deren Mitglied er ist, noch mehre schätzbare Aufsätze von ihm. Bemerken wollen wir nur noch, daß seine Methode der Bestimmung der Kometenbahnen durch die Schärfe und Tiefe, mit welcher sie gedacht und ausgeführt ist, bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen unter den Astronomen und Mathematikern erregte.

*Legion war eine Abtheilung des römischen Heers, deren Größe zu verschiednen Zeiten verschieden war. Unter Romulus wurden aus jeder der drei Tribus 1000 Mann zu Fuß und 100 zu Pferde ausgewählt. Diese Auswahl (legio) betrug 3300 Mann. Zu Polybius Zeit bestand eine Legion aus 4200 Mann, und wuchs am Ende auf 6200 Mann zu Fuß. Die Soldaten einer solchen Legion waren alle römische Bürger; nur im größten Nothfalle nahm man auch Sklaven dazu. Auch durfte keiner, außer in sehr dringenden Gefahren, unter 17 Jahre alt sein. Gewöhnlich befand sich bei einer Legion noch eine gleiche Anzahl Bundesgenossen: so daß, wenn in der spätern Geschichte von einer römischen Legion die Rede ist, man stets ein Corps von 9 bis 10,000 Mann verstehen muß. Das Fußvolk jeder Legion, als diese noch 3000 Mann betrug, wurde in 10 Cohorten, jede Cohorte in 3 Manipeln (Centurien, weil sie 100 Mann enthielt) eingetheilt. Als die Legionen nachher stärker wurden, behielt man zwar diese Abtheilung bei, theilte aber noch jede Manipel in 2 Centurien, und die

Centurie wieder in 10 Decurien. Der Oberbefehlshaber einer Legion hieß Legat. Statt desselben waren auch zuweilen bei jeder Legion 6 Kriegstribunen (Kriegsobersten), welche nach der Reihe, jeder einen Monat lang, unter dem Consul befehligten. Die Hauptfahne einer solchen Legion war ein silberner Adler, und der Name derselben unterschied sich entweder nach dem Anführer derselben (z. B. die claudianische Legion), oder nach dem Orte, wo sie diente, oder nach einer Gottheit, oder nach den Vögeln, oder nach dem Ausgange irgend einer Begebenheit. Unter Augustus bestand das gesammte römische Heer aus 25 Legionen. — Eine unbestimmte, große Anzahl von Personen oder Gegenständen wird im gemeinen Leben ebenfalls Legion genannt. — In neuern Zeiten ist die Benennung Legion wieder aufgekommen, und wird gewöhnlich gebraucht von einem, aus unbestimmter Anzahl und meist verschiedner Gattung bestehenden Truppencorps, dergleichen meist nur bei Anfang eines Kriegs errichtet, und nach Beendigung desselben wieder aufgelöst werden. Von dieser Art waren die englisch-deutsche und die russisch-deutsche Legion im letzten Befreiungskriege. Der Befehlshaber heißt Legionair. Die französischen Nationalgarden waren in Legionen und Cohorten eingetheilt, und nach der Auflösung des ganzen französischen Heers, wie es 1815 von Napoleon war gebildet worden, und dessen Trümmer sich hinter die Loire zurückgezogen hatten, wurde das neue französische Heer in Legionen, nach den Departements benannt, gebildet, welche Einrichtung jedoch gegen Ende des J. 1820 wieder aufgehoben ward.

Legouvé, sehr beliebter und insbesondere durch sein Lehrgedicht über das Verdienst der Frauen bekannter französischer Dichter, geb. 1764 zu Paris. Seine ersten Versuche, die er schon 1786 herausgab, verriethen keine ausgezeichneten Anlagen. Erst 1792 erregte er Aufmerksamkeit durch sein Schauspiel: der Tod Abels, dessen Stoff von Geßner's Dichtung entlehnt war, wozu aber auch Klopstock's Tod Adams Einiges hatte hergeben müssen. Noch mehr Beifall fand sein Trauerspiel: Richard III., nach Shakespeare. Während er fleißig fortfuhr, für die Bühne zu arbeiten, gab er durch sein Trauerspiel: der Tod Heinrichs IV. (1806), Anlaß zu Streitigkeiten, da man ihn der Verfälschung der Geschichte beschuldigte, wiewol man sonst der Anordnung und guten Ausführung des Stücks Gerechtigkeit widerfahren ließ. Unter seinen übrigen Dichtungen, die er in dieser Zeit herausgab, erwarb keine mehr Beifall, als Frauenverdienst (Le mérite des femmes), die in 4 Jahren 9 Auflagen erlebte und fortdauernd neu gedruckt wird. Auch hier wußte der Dichter, wie immer, die Mängel der Anlage durch Anmuth und Schönheit der Form zu verbergen. Er war schon 1798 zum Mitglied des Instituts ernannt worden und verwaltete einige Jahre vor Wille's Tode dessen Lehrstelle am Collège de France. Seine letzten Jahre waren unglücklich: er gerieth in Geistesverwirrung, die Folge eines unglücklichen Falles, und endigte sein Leben im Spital. Seine Schriften sind noch nicht gesammelt. Viele einzelne Gedichte und Aufsätze stehen in den Veillées des Muses, die er mit Arnault, Laya und Vigée herausgab, und im Mercure de France.

*Leibnitz (Gottfried Wilhelm, Freiherr von), dieser Stern erster Größe am literarischen Himmel Deutschlands, der Stolz und die Zierde seiner Nation, wurde zu Leipzig den 3. Juli 1646 geboren. Sein Vater, Friedrich, war daselbst Professor der Rechtsgelehrsamkeit, starb aber, ehe der Sohn das sechste Jahr vollendet

Digitized by Google

hatte: Der Knabe ward hiernächst in die Nicolaischule seiner Vaterstadt gesendet, die er bis zum 15ten Jahre, jedoch ohne genaue Befolgung des Lectionsplanes, besuchte, da ihn, unter den römischen Schriftstellern, Livius und Virgil so sehr fesselten, daß er sich ihnen ganz ergab. Den letztern namentlich wußte er fast auswendig, und konnte noch im späten Alter ganze Gesänge aus demselben hersagen. Eine gleich glückliche Leichtigkeit der Auffassung und der Darstellung zeichnete ihn bald vor allen seinen Mitschülern aus. Schon im 15ten Jahre fing er an, die akademischen Collegia in Leipzig zu besuchen; und obwol sein Hauptstudium die Rechtsgelehrsamkeit sein sollte, trieb er doch besonders Mathematik und Philosophie, worin damals Jacob Thomasius den Unterricht ertheilte. Er ging hiernächst auf ein Jahr nach Jena, um den Unterricht des berühmten Mathematikers Erhardt Weigel zu nutzen, von dem er viel lernte, und wurde nach seiner Rückkunft zu Leipzig Baccalaureus der Philosophie und Magister. Seine Hauptbeschäftigung ward jetzt das Studium der griechischen Philosophen, und er gab einen glänzenden Beweis seiner Fortschritte durch die philosophische Dissertation de principio individuationis, die er (1664) unter Thomasius vertheidigte, und welcher mehrere juristische Probeschriften, z. B. de conditionibus (1665), und eine ausgezeichnete philosophisch-mathematische Abhandlung de arte combinatoria folgten. Im 20sten Jahre seines Alters meldete er sich zum juristischen Doctorat; als man ihn aber, unter dem Vorgeben seiner Jugend, zurückwies, wendete er sich nach Altdorf, wo er mit vielen Ehren promovirte. Man bot ihm sogar eine außerordentliche Rechtsprofessur auf dortiger Universität an; allein er zog vor, sich nach Nürnberg zu begeben, wo damals viele ausgezeichnete Köpfe vereinigt waren. Einer Verbindung, in welche er mit einer sich ebenfalls dort aufhaltenden alchymistischen Gesellschaft gerieth, entriß ihn glücklicherweise der Baron von Boinaburg, kurfürstl. mainzischer Minister, dessen Bekanntschaft er machte und auf dessen Versprechen einer Anstellung in mainzischen Diensten, er sich zuerst nach Frankfurt a. M. begab. Hier ließ er (1667) seine Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae erscheinen, die durch Klarheit und Tiefe gleich sehr anzog, und der, auf Veranlassung seines Protectors, bald eine publicistische Deduction folgte, in welcher Leibnitz den Polen zu beweisen sucht, daß sich der Prinz von Neuburg vor allen übrigen Concurrenten zu ihrem Könige schicke. In Folge davon wurde er, auf Boinaburgs Vorschlag, als churfürstlicher Rath nach Mainz gezogen und zum Beisitzer der Justiz-Kanzlei ernannt; aber dies trockne Geschäft konnte seinen wißbegierigen Geist nicht ernähren, und er fuhr in seinen schriftstellerischen Bemühungen fort, als deren nächste Früchte die Theoria motus abstracti und die Theoria motus concreti (1671, zwei nur durch die Dreistigkeit ihrer Ansichten ausgezeichnete physikalische Versuche) erschienen; auch fällt in diese Zeit seine, gegen die Angriffe des Polen Wissowatius auf die Lehre von der Dreieinigkeit gerichtete „Sacrosancta Trinitas, per nova argumenta logica defensa." Unterdeß aber hatte Paris, durch seinen literarischen Glanz, unsers Leibnitz Augen in einem solchen Grade auf sich gezogen, daß er das Anerbieten, den jungen Boinaburg dorthin zu begleiten, mit beiden Händen ergriff. Die Zerstreuungen dieses für ihn ganz neuen Schauplatzes konnten ihn jedoch den Wissenschaften nicht entfremden; er beschäftigte sich neuerdings besonders mit der Mathematik und genoß namentlich den Umgang des

Digitized by Google

berühmten Huygens, dessen Erwartungen von ihm er durch Verbesserung der pascal'schen Rechenmaschine, oder vielmehr durch Erfindung eines ganz neuen solchen Instruments entsprach. Selbst das Hinscheiden seines Wohlthäters Boinaburg, der, gleich dem Churfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, 1673 starb, ward ein neues Mittel, ihn der gelehrten Welt bekannter zu machen. Er ging, da ihn jetzt nichts mehr in Paris zurückhielt, nachdem er noch ein Anerbieten, der dortigen Akademie als Pensionair beizutreten, weil damit die Bedingung des Übertrittes zur katholischen Religion verbunden war, ausgeschlagen hatte, nach England über, und kam dort mit Wallis, Bayle, Oldenburg und Newton in die ehrenvollsten Verbindungen. Von hier aus trug er sich, dienstlos, wie er jetzt war, dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg an, dem er schon früher bekannt geworden war, und der ihm eine Rathsstelle, eine Pension und überdies die Erlaubniß willkürlicher Verlängerung seines Aufenthalts im Auslande bewilligte. Demgemäß kehrte er, auf 15 Monate, nochmals nach Paris zurück, wo er nur der Mathematik lebte, und ging dann, über England und Holland, nach Hannover ab, wo er 1676 eintraf und sogleich an sein Hauptgeschäft, die Einrichtung der dortigen Bibliothek, eilte. Hier erschien bald auch sein Tractat, de jure suprematus ac legationis principum Germaniae; zugleich unterstützte er den Plan der Acta eruditorum auf das Eifrigste, so daß im Jahre 1682 der erste Band dieses berühmten Werkes zu Leipzig an's Licht treten konnte. Inzwischen war der Herzog von Braunschweig gestorben; sein Nachfolger aber wollte Leibnitz nicht weniger wohl, und trug ihm auf, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben. Um die dazu nöthigen Documente einzusehen, ging er (1687) nach Wien, und (weil die alten Markgrafen von Ligurien, Toscana und Este mit dem Hause Braunschweig einerlei Ursprung haben) von da nach Italien. Drei Jahre, welche diese Reise dauerte, verschafften ihm eine unermeßliche Sammlung politischer und diplomatischer Materialien, davon sich der geringste Theil auf das vorhabende Werk selbst bezog, und deren übrige er, nach seiner Rückkunft 1693 und 1700, unter dem Titel: Codex juris gentium diplomaticus und Mantissa codicis edirte. Gleichzeitig beschäftigte er sich mit Ordnung der auf jenen historischen Gegenstand bezüglichen eingesammelten reichen Schätze; und nachdem er vorläufig eine Schrift über die Verwandtschaftsverhältnisse der Häuser Braunschweig und Este hatte erscheinen lassen, die ihm die Ernennung zum geheimen Justizrathe und Historiographen einbrachte, so traten dann, in dem Zeitraume von 1707 bis 1711, die Scriptores rerum Brunsvicensium in 3 Foliobänden an's Licht. Allein auch dieses wichtige Werk ist dennoch nur als eine Vorarbeit anzusehen; die eigentliche Geschichte ist nie herausgekommen und es hat sich nach Leibnitzens Tode nur der Plan dazu in seinen Papieren vorgefunden, der in den Act. eruditorum für 1717 abgedruckt worden ist. Diesem Plane zufolge hätten wir eine sehr weit ausholende, den ursprünglichen Zustand Deutschlands, ja der Erdkugel, beschreibende Einleitung zu erwarten gehabt, nach Ansichten, die Leibnitz in seiner Protogaea (s. die Acta eruditorum fol. 1693) näher entwickelt. Aus der nämlichen Quelle sind die Accessiones historicae und die 1715 zu Hannover erschienene Disquisitio de origine Francorum dieses außerordentlichen Kopfes geflossen, und gleichwie Leibnitz auf diese Weise die tiefsten historischen Kenntnisse bewährte, ließ er nicht weniger theologische Ein-

Digitized by Google

sichten bei Bearbeitung des zur Vereinigung der Protestanten und Katholiken damals entworfenen Planes blicken, um welches große Werk er sich, in Verbindung mit Molanus und Bossuet, unsägliche Mühe gab, dessen Gedeihen aber durch die neue politische Lage verhindert wurde, in welche einer der eifrigsten Theilnehmer, der Churfürst Georg Ludwig von Hannover, durch die Aussicht auf den Thron von England gerieth, in welchem Lande der Haß gegen den Katholicismus noch zu fest wurzelte. Auch darf man zu diesen Plänen für das Wohl der Menschheit seine Bemühungen um Erfindung einer allgemeinen Charakteristik und philosophischer Universalsprache (Pasigraphie) rechnen, die freilich, ihrer Natur nach, kein befriedigendes Resultat geben konnten. Besser war ihm unterdeß seine Theilnahme an einer andern rein-wissenschaftlichen Unternehmung eingeschlagen. Der Churfürst von Brandenburg, nachheriger König von Preußen, Friedrich I., hatte nämlich seinen Rath bei Errichtung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gefodert, und ihn, nachdem diese, seinen Vorschlägen gemäß, wirklich zu Stande gekommen war, zum Präsidenten derselben ernannt (1700); in welcher Eigenschaft er einen großen Theil derjenigen Aufsätze lieferte, die die Miscellanea Berolinensia zieren, welche die neue Akademie im Jahre 1710 erscheinen ließ. Als aber 3 Jahr nachher der König Friedrich starb, und Leibnitz die Auflösung der Gesellschaft unter seinem den Wissenschaften wenig geneigten Nachfolger voraussah, eilte er nach Wien, um bei Kaiser Carl VI. ein Asyl für dieselbe auszuwirken. Seine schon früher erfolgte Aufnahme in die londoner und pariser Societät legte ihm hierüber noch dringendere Verpflichtungen auf. Indeß waren seine Anstrengungen fruchtlos, wiewol er für seine Person die schmeichelhafteste Aufnahme vom Kaiser erfuhr, der ihn schon früher zum Baron und Reichshofrathe, mit einer Pension von 2000 Gulden, ernannt hatte. Ebenmäßig war er vom Zar Peter I. von Rußland, für die von ihm zur Civilisation jenes unermeßlichen Landes bei einer persönlichen Unterredung zu Torgau (1711) ertheilten Rathschläge, zum geheimen Rathe erhoben und mit einem Jahrgehalte von 1000 Rubeln begnadigt worden. Also überhäuft mit äußerlichen Ehren, wuchs unterdeß auch sein literarischer Ruf noch täglich, und er setzte demselben, als tiefer philosophischer Denker, die Krone durch seinen berühmten Essai de Théodicée auf (1710), worin er die bekannte vorherbestimmte Harmonie und den Optimismus lehrte, und welchem (1715) der Essai sur l'entendement humain folgte. Allein auch das, solchergestalt an Gunstbezeugungen des Glücks so reiche Leben dieses Mannes sollte nicht frei von Widerwärtigkeiten bleiben: der unglückliche Streit, in den er mit Newton über die Erfindung der Differentialrechnung gerieth, diente dazu, seine letzten Tage zu verbittern. Diese Zwistigkeit glomm schon seit 1699 unter der Asche, brach aber im Jahr 1711, wo Newton's Bewunderer, und namentlich Keill, Professor der Astronomie zu Oxford, den deutschen Philosophen beschuldigten, dem Engländer jene Erfindung gestohlen zu haben, in helle Flammen aus. Leibnitz antwortete in den Actis eruditorum mit Ungestüm und appellirte endlich an den Ausspruch der königlichen Societät zu London. Diese entschied wider ihn, und der Harm darüber, in Verbindung mit podagrischen Beschwerden, machten endlich dem rastlos thätigen Leben dieses außerordentlichen Mannes in seinem 70sten Jahre, am 14. Nov. 1716, ein Ende. Er ruht am Schlusse der großen Allee zu Hannover in einem tempelförmigen Monumente,

welches die einfache, aber hinreichende Aufschrift: „Ossa Leibnitzii,“ führt. Leibnitz war von mittlerem Wuchse, mager, aber von fester Gesundheit; er trug sich gebückt; sein in der Jugend schwarzes Haar hatten Anstrengungen früh gebleicht, aber sein Auge, obwol kurz, war noch im Alter vortrefflich. Er hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, einen heitern Charakter und eben so viel Leichtigkeit im Vortrage, als in der Arbeit. Er studirte meist des Nachts und schlummerte oft blos in seinem noch auf der Bibliothek zu Hannover verwahrten Stuhle. Alles ohne Unterschied lesend, begnügte er sich mit kurzen Excerpten auf lauter kleinen Zettelchen, die er in einem besondern Schranke verwahrte, ohne ihrer, bei der Vortrefflichkeit seines Gedächtnisses, hernach je wieder zu bedürfen. Einen großen Theil seiner Zeit raubte ihm auch die bis nach China ausgebreitete Correspondenz und andere Verbindungen, in denen er, vom Monarchen an bis zum Handwerker hinab, mit unzähligen Menschen stand. Dabei war er im Umgange bescheiden, weder ruhmredig, noch mißgünstig; nur wird er des Zorns, des Geldgeizes und einiger Eitelkeit beschuldiget. Sein Hauswesen vernachlässigte er gänzlich. Verheirathet ist er nie gewesen. Leibnitz wurde durch den Zeitgeist, durch die Vergleichung der frühern philosophischen Systeme, unter denen ihn namentlich die Griechen früher Jahre lang beschäftigt hatten, vorzüglich aber durch die mathematische Richtung seines Geistes, auf das ihm eigenthümliche philosophische System geleitet. Er gedachte die Philosophie, im Sinne jener Richtung, zu reformiren und ihre Grundsätze demgemäß solchergestalt festzustellen, daß der Widerstreit zwischen den Parteien damit von selbst aufhören müsse; darum war er für den Rationalismus (Bd. 8.) in dem Sinne, wie ihn Plato auffaßt und wie ihn der betr. Art. des Conv. Lex. darstellt, und für die Methode der Demonstration, welches ihn auch verhinderte, die Scholastik ganz zu verwerfen. Es gibt, gleichwie in der Mathematik, also auch in der Philosophie, nothwendige Wahrheiten, deren Gewißheit nicht aus der Erfahrung entstehen kann, sondern in der Seele selbst gegründet sein muß, indem sie auf Principien beruhen, deren Beweis nicht von Beispielen und vom Zeugnisse der Sinne abhängig ist, und diese richtige Ansicht bildet die Grundlage des Leibnitzischen Vernunftglaubens, dessen Hauptcharakter in einer eigenthümlichen Theorie der Erkenntniß, in der Monadologie und Theodicee (dem Optimismus) bestehen. In Bezug auf die Erkenntniß erstens sind in Leibnitzens Systeme die nothwendigen Wahrheiten der Seele virtualiter angeboren, zwar nicht dem wirklichen Bewußtsein, aber der Anlage nach; denn es gibt dunkle, klare, verworrene und deutliche Vorstellungen; alles Sinnliche ist verworren und nur die deutliche Erkenntniß ist ein Eigenthum des Verstandes. Um zur Wahrheit zu gelangen, bedarf es aber der Anwendung der Regeln der Logik, wie sie auch die Mathematiker gebrauchen, indem der Satz durch Analysis in Ideen und einfachere Wahrheiten aufgelöst wird, bis man zu den Grundwahrheiten gelangt; das cartesianische Kriterium: Klarheit und Deutlichkeit, reicht dazu nicht hin. „Unsere Schlüsse,“ sagt Leibnitz (Op. II. 24.), „sind auf zwei große Principien gebaut; der Satz des Widerspruchs (Kraft dessen wir als falsch beurtheilen, was einen Widerspruch enthält, und als wahr, was dem Falschen entgegengesetzt ist); und der Satz des zureichenden Grundes (dem zu Folge keine wahre Behauptung existirt, wenn es keinen zureichenden Grund gibt, warum es vielmehr so, als anders sei), der auf einen absoluten und letzten Grund außer der

Reihe der zufälligen Dinge führt. Der letzte Grund aber von der Zuverläßigkeit der angebornen und nothwendigen Wahrheiten endlich ist in Gott, als der Quelle aller nothwendigen und ewigen Wahrheit." Die Monadologie zweitens macht den Mittelpunkt des Systems aus, und Leibnitz glaubte darin die letzten Gründe einer realen Erkenntniß gefunden zu haben, wie schwer es auch halten mag, etwas recht Deutliches dabei zu denken; weshalb wir uns auch mehr eine erzählende Darstellung der Hauptmomente und Anführung der zu deren Beziehung gewählten Ausdrücke, als eine Erklärung, vorsetzen. Alle Erfahrung lehrt nämlich, daß es zusammengesetzte Substanzen gibt; folglich muß es auch einfache geben: denn die Sinnlichkeit liefert uns nur verworrene, der Verstand aber deutliche Erkenntniß; und das Einfache, welches von den Sinnen nicht erkannt werden kann, ist der Grund des Zusammengesetzten. Diese einfachen Substanzen nun, aus welchen die zusammengesetzten entstehen sollen und deren jede sich von der andern unterscheiden muß, da es nicht zwei vollkommen übereinstimmende Dinge geben kann, nannte Leibnitz Monaden, die Lehre davon aber Monadologie, und nahm vier Arten solcher einfachen Substanzen an. Die Elemente der sinnlichen Welt (die er auch als ein Leben in der Natur, wenn auch nur als ein schlafendes, betrachtet), die Seele der Thiere, die Seelen der Menschen und Gott, an welchen, als Urgrund aller Erkenntniß, Wirklichkeit und des Wesens der Dinge, die unendliche, ursprüngliche Monade, die Monas monadum ausmacht. Alle abgeleiteten Monaden sind mit Körpern verbunden, oder vielmehr alle endlichen Wesen sind Aggregate von Monaden, einige mit einer herrschenden Centralmonade. Jede Monade stellt sich das Universum nach unendlichen Graden vor; es gibt keinen realen Einfluß (influxus physicus), sondern nur idealen Zusammenhang, d. h. die innern Veränderungen jeder Monade sind so beschaffen, daß sie mit den Veränderungen der ihr zunächst verbundenen Monaden zusammenstimmen; der Grund aber dieser Übereinstimmung ist in der unendlichen Weisheit und Allmacht der Gottheit enthalten. Der göttliche Verstand ist der Prototypus alles Wahren, Schönen, absolut Guten, und nach dem Modulus der von ihm seit aller Ewigkeit betrachteten Ideen sind die inneren Veränderungen der Monaden so vorherbestimmt, daß jede Harmonie als die Folge der von der Gottheit bei der Entwerfung des Weltplanes in einer jeden derselben begründeten Reihe von Veränderungen erscheint; diese Vorherbestimmung aber, oder im Einzelnen festgesetzte Harmonie, bei welcher die Gemeinschaft zwischen den Substanzen des Universums sich ursprünglich auf die Grundbeschaffenheit einer jeden Substanz gründet, ist nun das schon früher erwähnte, berühmte Princip der Harmonia praestabilita. Unter einer Theodicee endlich versteht man die Vertheidigung der höchsten Weisheit des Welturhebers gegen die Anklage, welche die Vernunft aus dem Zweckwidrigen in der Welt gegen Gottes Weisheit erhebt; und eine solche Theodicee hat auch Leibnitz versucht. Möglich sind nach seinem Systeme derselben (dem ebenfalls schon oben erwähnten Optimismus) in dem Verstande Gottes unendlich viele Welten; aber er hat von allen möglichen die beste, d. h. in welcher die meisten Realitäten sind, gewählt und hervorgebracht. Alles, was wirklich ist, ist das Beste in dem Zusammenhange, wenn es auch an sich unvollkommener wäre. Jedes Wesen ist darum da, um den ihm möglichen Grad von Glückseligkeit zu erlangen, und trägt als Theil zur Vollkommenheit des Ganzen bei. De-

zed by Goo

gegen streitet das Daseyn des Bösen nicht; das metaphysische Übel ist blos nothwendige Schranke in dem Wesen der endlichen Dinge, aus welcher Unvollkommenheit das physische Übel, Leiden, und das moralische, die Sünde, nothwendig folgt. Das moralische Übel ist in der Freiheit der endlichen Geister gegründet, welche in einer nach Bestimmungsgründen erfolgenden Wahl unter mehreren physisch-möglichen Handlungen besteht; denn ist gleich in der Welt alles bedingt nothwendig, so muß doch der Mensch, der das Zukünftige nicht erkennt, nach Ueberlegung seiner Vernunft handeln. Leibnitz trägt sein solchergestalt entwickeltes philosophisches System nirgends im Zusammenhange, sondern theilweise in seinen Schriften vor, daher es schwer hält, ihm in seinem Ideengange genau zu folgen. Auch kann hier eben so wenig der Zweck sein, in eine nähere Prüfung des Werthes so vieler gewagten Hypothesen einzugehen; genug, daß sie für die Fortschritte der Vernunft von den ersprießlichsten Folgen gewesen sind, indem sie in der philosophischen Welt diejenige Bewegung hervorbrachten, die seine mathematischen Entdeckungen, zu deren Schilderung wir nun übergehen, unter den Geometern seiner Zeit erregt haben. Leibnitz war schon sehr früh auf mathematische Untersuchungen geführt worden, und er erzählt in einem Briefe an die Gräfin von Kielmannsegge vom J. 1716, daß er sich bereits in seinem 16ten Jahre mit Betrachtung der Unterschiede solcher Zahlen, deren Folge regelmäßige Reihen bildet, beschäftiget habe. Er war hierbei auf das Gesetz der constanten Größe gerathen, welche man, genau oder näherungsweise, immer findet, wenn man erst die Glieder solcher Reihe selbst, hernach ihre ersten, zweiten u. s. w. Differenzen von einander abzieht. Er erfuhr aber, als er mit dieser vermeinten Entdeckung bei seinem nachherigen Aufenthalt in England, hervortreten wollte, daß ihm, in der Hauptsache, ein französischer Mathematiker, Regnault, zuvorgekommen sei. Eine zweite ähnliche Erfahrung veranlaßte ihn, Mercator's Logarithmotechnia sorgfältig zu studiren; er nahm sie mit nach Frankreich und überraschte daselbst Huygens, durch Mittheilung einer indeß von ihm gefundenen unendlichen Reihe für die Kreisfläche, wie Mercator eine solche für die Hyperbel angegeben hatte. Dieser artige Satz wurde, durch Oldenburgs Vermittelung, auch Newton bekannt, der unserm Leibnitz auf dem nämlichen Wege Glück dazu wünschte. Aufgemuntert durch diesen Erfolg, nahm Leibnitz jetzt seine Untersuchungen über die Differenzen der Zahlen, deren Theorie ihm immer so fruchtbar geschienen hatte, wieder vor, und ward auf diesem Wege zu der wichtigen Entdeckung der Differentialrechnung geführt, welche in der That nur unter dem Gesichtspunkte einer Tochter der Differenzenrechnung erscheint, man mag nun das Differenzial, als den von der Quantität der Veränderung unabhängigen, oder aber, mit bestimmteren Worten, als den auf die erste Potenz derselben eingeschränkten Theil betrachten. Diesen glücklichen Fund theilte er, in einem Schreiben vom 21. Juni 1677, an Oldenburg, für Newton, mit. Vergleicht man den ganzen dabei befolgten Ideengang in seiner immer gleich folgerechten Beziehung auf das Prinzip der Differenzenrechnung, mit den Ansichten, die der newton'schen, oben erwähnten Fluxionenmethode zum Grunde liegen: so findet man in der durchgängigen, vollkommenen Verschiedenheit des eingeschlagenen Weges den besten Beweis dafür, daß in der That beide große Männer, jeder für sich, zu demselben Resultate gelangt sind. Indeß erhielt Leibnitz von Newton keine Antwort auf dieses merkwürdige Schreiben, und die

Digitized by Google

Sache blieb in ihrer Lage, bis 1682 die Acta eruditorum ihren Anfang nahmen. Leibnitz bewies sich gleich anfangs als einen der thätigsten Mitarbeiter und trat zunächst, im Octoberhefte des Jahrgangs 1684 derselben, mit einer vollständigen Darstellung seines Differentialverfahrens, ganz wie er dasselbe Newton mitgetheilt hatte, hervor. Bei der Rechnung wird die Form angewendet, wie man sie seither auf dem festen Lande noch gebraucht hat. Damals erhob sich, welches wohl zu bemerken ist, keinerlei Art von Reclamation gegen Leibnitzens Ansprüche auf die Entdeckung dieses neuen Rechnungsverfahrens; im Gegentheile erkannte Newton öffentlich das Verdienst des Deutschen, indem er seiner in den Principien auf das Ehrenvollste Erwähnung that. Auch fuhr Leibnitz mit unermüdlicher Thätigkeit in weiterer Ausbildung seiner Methode fort. Unterdeß war diese Differenzialrechnung sammt ihrer Umkehrung, die Leibnitz die summatorische, Johann Bernoulli aber Integralrechnung nannte, auf dem Festlande in großes Ansehen gekommen und namentlich von den beiden Bernoulli und dem Marquis de l'Hopital vielfach genutzt und erweitert worden, als sich 1699, also 22 Jahre nach dem oben erwähnten Schreiben Leibnitzens an Newton vom 21. Juni 1677, und 16 Jahre nach Bekanntmachung des ebenfalls erwähnten Aufsatzes im Octoberhefte 1684 der A. E. zuerst Fatio de Duillier (s. den Artikel Newton gegen den Schluß) erhob und die Erfindung dieser Rechnung Newton vindicirte. Das eigends zu diesem Zwecke verfaßte Schriftchen war so anzüglich geschrieben, daß sich Leibnitz zu einer Antwort in den A. E. veranlaßt fand, die den Streit für einige Zeit beendigte; als aber Newton 5 Jahre später (1704) seine Optik erscheinen ließ und zu deren Schlusse eine Darstellung der Fluxionenmethode publicirte, deren Erfindung er schon im Jahre 1666 gemacht zu haben behauptete, so gaben die A. E. im Jahre darauf nun umgekehrt einen Auszug dieses Werkes sammt einer in sehr ungünstigem Sinne für die von Newton geschriebenen Vergleichung seines und des Differenzialverfahrens, wodurch die unter der Asche brennende Gluth auf's neue angefacht wurde. Keill, Professor der Astronomie zu Oxford, entblödete sich sogar nicht, in den Philosophical Transactions für 1708 geradezu zu sagen, Newton sei nicht nur der alleinige Erfinder des neuen Verfahrens, sondern Leibnitz habe das seinige, mit bloßer Veränderung der Ausdrücke und Bezeichnungen, darnach gebildet. Dies veranlaßte den letztern, an Hans Sloane, derzeitigen Secretair der königl. Societät zu London, zu schreiben und die Entscheidung derselben zwischen ihm und Keill zu verlangen. Diese Gesellschaft ernannte sofort eine Commission, deren Urtheil dahin ausfiel, daß die Differenzial- und Fluxionenmethode wesentlich nicht verschieden seien und daß es also nicht auf die Erfindung der einen oder der andern, sondern auf die Priorität ankomme, in welchem letztern Bezug aber fest stehe, daß Newton das Verfahren 15 Jahr vor Bekanntmachung des leibnitzischen Aufsatzes in den Act. Erudit. in Besitz gehabt habe. Daher könne Keill's Behauptung von Leibnitz weder als eine Verleumdung, noch auch nur als eine Unwahrheit betrachtet werden. Durch diese Entscheidung der Societät aber ward die Spannung zwischen ihnen nur noch größer, und wir führen mit Bedauern an, daß es namentlich Leibnitz war, welcher durch einen an den damals in England gegenwärtigen und den Vermittler spielenden Abbé Conti gerichteten, zur Mittheilung an Newton bestimmten Brief das Mißverständniß unheilbar machte, indem er darin, neben andern be-

ed by Google

leidigenden Äußerungen, zu verstehen gab, daß Newton den Algorithmus unendlich kleiner Größen vor ihm nicht möchte gehabt haben. Newton replicirte durch Conti, und so ging die Sache hin und her, bis, wie wir schon weiter oben angeführt haben, Leibnitz, mit aus Kummer, sich den schönsten Strahl seines Ruhms entrissen zu sehen, die Augen darüber zuthat. Die vollständigste und sorgfältigste Ausgabe von Leibnitzens Werken hat Ludwig Dütens, Legationssecretair in englischen Diensten, besorgt: Go. Guil. Leibnitii opera omnia, Genf 1768. 6 Bde. 4. (Es ist zu bemerken, daß in der dütens'schen Ausgabe alle diejenigen philosophischen Schriften fehlen, welche Raspe, Amsterdam, 1760, 4., unter dem Titel: Oeuvres philosophiques de Mr. Leibnitz, edirt hat. Man muß also beide Sammlungen vereinigen.) Mit dieser Sammlung ist Dütens nicht ohne große Mühe zu Stande gekommen, und er verbreitet sich über die Schwierigkeiten der Vereinigung so vieler und so zerstreuter Schriften und über die diesfallsige Correspondenz mit Voltaire in seinen Mémoires d'un voyageur qui se repose, Bd. 1., S. 248 sqq. auf eine höchst anziehende Weise. Das Leben dieses außerordentlichen Mannes hat zuerst sein vertrauter Freund, Johann Georg von Eccard, nach Leibnitz's Tode Bibliothekar in Hannover, beschrieben, welche Biographie jedoch lange Manuscript geblieben und nur erst endlich im 7ten Bande von Murr's Journal der Kunstgeschichte und allgemeinen Literatur abgedruckt worden ist. Derselbe Eccard hat auch Fontanelli die Materialien zu seiner Lobschrift auf Leibnitz verschafft. Außerdem erwähnen wir der Lobschriften auf ihn von Kästner, 1769, und von Bailly.

Leicester (Robert Dudley, Graf von), jüngster Sohn des Herzogs von Northumberland, geboren 1531. Er war ein Mann, der unter Frauenherrschaft sein Glück machen mußte: eine reizende Gestalt, ein zierlicher, geschmeidiger Hofmann, ein gewandter Schmeichler. Die Königin Elisabeth (s. d. Art. Bd. 3.), die ihn schon während ihrer Gefangenschaft im Tower kennen gelernt hatte, schenkte ihm gleich nach ihrer Thronbesteigung ihre Gunst. Sie überhäufte ihn mit Ehren und Reichthum, und er hatte so viel Einfluß auf sie, daß man ihn gewöhnlich das Herz des Hofes nannte. Er war Oberstallmeister, geheimer Rath, erhielt die Herrschaften Kenilworth, Denbigh und Chirk, und wurde zuerst zum Baron Denbigh und dann zum Grafen von Leicester erhoben. Er wagte es, auf Elisabeths Hand zu hoffen, wiewol er zu jener Zeit heimlich verheirathet war, und es herrschte allgemein der Argwohn, der Tod seiner Frau, die 1560 starb, sei nicht natürlich gewesen. Es ist bekannt, wie glücklich der Verfasser des Waverley jenen Verdacht und die schrecklichen Umstände, die Aubrey in den Antiquities of Berkshire von dem Tode der Unglücklichen erzählt, in seinem Romane Kenilworth benutzt hat, obgleich er nicht selten von der Geschichte und der Überlieferung abgewichen ist. Leicester scheint aus allen Kräften der Vermählung der Königin mit dem Erzherzoge von Österreich entgegengearbeitet zu haben, unter dem Vorwande, daß Verbindungen mit ausländischen Fürstenhäusern immer verderblich für England gewesen seien, und er rief ihr das Beispiel ihres Vaters zurück, der es nicht verschmäht hatte, einer Unterthanin seine Hand zu geben. Späterhin verband sich Leicester, ohne der Königin Vorwissen, mit der Wittwe des Lord Sheffield, aus dem Hause Douglas; aber obgleich eine förmliche Ehe geschlossen gewesen sein soll, so wollte doch Leicester sie nie zu seiner Gemahlin

erklären; ja man behauptet, er habe sie zu vergiften gesucht, und endlich zwang er sie durch Drohungen und Gewaltthätigkeiten, einen Andern zu heirathen. Auch warf man den Verdacht auf ihn, er habe sich durch Gift von seinem furchtbarsten Feinde, Devereux, Graf von Esser, befreit, mit dessen Wittwe er sich verheirathete. Ein Abgeordneter des Herzogs von Anjou, der um Elisabeths Hand warb, entdeckte der Königin das Geheimniß dieser Ehe, um den Mann auf die Seite zu schaffen, den er für das größte Hinderniß der Ansprüche seines Gebieters hielt. Elisabeth schien sehr aufgebracht zu sein und wollte ihn ins Gefängniß schicken, ließ sich aber durch Zureden, und noch mehr durch ihr Herz, besänftigen, und Leicesters Feinde, die sich unter diesen Umständen vereinigt hatten, ihn anzuklagen, sahen alle ihre Anstrengungen vereitelt. Als in der Folge eine heftige Schrift den Günstling eines Anschlags gegen die Landesverfassung und andrer Verbrechen beschuldigte, befahl die Königin ihrem Staatsrathe, jene Anklagen amtlich für grundlos zu erklären, wodurch der Sturm gestillt wurde, wenn auch die Rechtfertigung Niemanden überzeugte. Leicester veranlaßte um dieselbe Zeit eine Verbindung des Adels, welche die Verpflichtung übernahm, jeden anzuklagen, der den geringsten feindseligen Versuch gegen Elisabeth machen würde. Diese Maßregel zielte eigentlich auf das Verderben der gefangnen Maria Stuart, gegen welche Leicester eine tiefe Erbitterung hegte, seit sie seine Hand, die Elisabeth treulos ihr antrug, mit Verachtung abgewiesen hatte. Elisabeth übergab ihrem Günstlinge den Oberbefehl über die Kriegsvölker, welche sie den empörten Niederländern gegen Spanien zu Hülfe sandte. Sein Eintritt in Holland glich einem Siegeszuge, und die Niederländer ernannten ihn zum Oberbefehlshaber der vereinigten Provinzen. Die Königin war über diese, ihrem Unterthan ohne ihre Zustimmung anvertraute Gewalt unwillig, der Graf aber betheuerte seine Unterwürfigkeit so demüthig, daß er leicht Verzeihung erlangte. Sein Eifer für den protestantischen Glauben und seine verschwenderische Freigebigkeit hatten ihn den Niederländern sehr beliebt gemacht; die Unfälle aber, welche die Engländer unter seiner Anführung erlitten, schwächten bald jene günstigen Eindrücke. Sein Kleinmuth und seine Unfähigkeit wurden nun offenbar, und einem so großen Feldherrn gegenüber, als der Herzog von Parma war, noch auffallender. Die öffentliche Meinung sprach so laut gegen ihn, daß er, seiner Sicherheit wegen, Holland verlassen mußte. Seine Anhänger im Lande ermunterten ihn zwar, nach einiger Zeit zurückzukehren; als er aber vergebens sich bemüht hatte, das von den Spaniern belagerte Sluys zu entsetzen, und sein muthloses Betragen gegen die Niederländer allgemeine Unzufriedenheit erweckte, rief Elisabeth ihn zurück. Er hatte die Gunst der verblendeten Gebieterin so wenig verloren, daß sie ihm bald nachher den Oberbefehl über das Heer anvertraute, das die Hauptstadt gegen die spanische Armada vertheidigen sollte. Er genoß dieser neuen Ehre nicht lange, und starb 1588 auf seinem Landsitze. Elisabeth scheint ihm stets ihre unverminderte Gunst erhalten zu haben, und man hat gerade in der Dauer ihrer Zuneigung die Bestätigung der Meinung finden wollen, daß sie nie über die Grenzen platonischer Liebe hinausgeschritten sei.

*Leipzig, die Stadt. Es gibt nur wenig Städte in Europa, die bei so beschränktem Umfange, bei verhältnißmäßig geringer Zahl ihrer Einwohner dennoch so allgemeine Bedeutung in den Wissenschaften, im Handel, in der Geschichte gewonnen hätten, als diese. Viel-

zed by Google

leicht steht sie darin einzig da. Wenn Leipzig zuerst zur Stadt geworden ist, läßt sich nicht vollkommen nachweisen; das Einzige, was hier ausgemittelt wurde, bezieht sich darauf, daß zu Ende des 10. Jahrh. ein armseliges Dörfchen von Slaven (Sorben-Wenden), welche die ganze Gegend herum bewohnten, in dem Winkel stand, wo die Parde in die Pleiße fällt, und dieses seinen Namen von den vielen Linden erhielt, die in der Nähe gewesen sein mögen. Im Slavischen heißen diese noch jetzt Lip, Lipa; und Dörfer nach der im nahen Walde vorzüglich häufigen Baumart zu benennen, war damals bei diesem Volksstamme sehr gewöhnlich. Viele andre Dörfer und Städte, die jetzt noch blühen und von ihnen angelegt wurden, wie Potsdam, Bautzen, Connewitz, sind auf diese Art bezeichnet. Als der Kaiser Heinrich I. von Deutschland 922 eine Burg in der Stadt Meißen gegründet hatte, die in ganz Sachsen ausgebreiteten Slaven zu unterjochen, scheint er auch in Leipzigs Ebene vorgedrungen zu sein und hier eine Burg angelegt zu haben, die nun die allmälige Verwandlung des slavischen Dorfes in eine deutsche Stadt in so fern bewirkte, als sich unter dem Schutze von jener die Freunde und Verwandten der Burgleute ansiedelten. Indessen finden wir doch Leipzig erst im 12. Jahrh., unter Otto dem Reichen, als eine etwas bedeutende Stadt, mit fester Mauer und einem Graben umschirmt. Es wurden ihr von diesem Markgraf zwei Märkte zu halten gestattet, Oster- und Michaelismarkt, und die Zahl der Einwohner betrug 5—6000. Der Sohn dieses Markgrafen, Dietrich, welcher von 1190—1195 regierte, noch mehr aber sein Bruder, lag bereits mit seinen Nachbarn in Fehde, und die leipziger Bürger hatten gegen ihn so viel Antheil genommen, daß der letztere, sie in Schranken zu halten, drei Schlösser anlegen ließ (1217), und erst nach seinem Tode konnte sich die bedrückte Stadt wieder erholen. Allein da wir unter ihren Bewohnern 1265 auch Juden finden, so scheint dies auf nicht unbedeutenden Handel hinzudeuten, und die Bulle, welche Alexander V. für die Stiftung der Universität 1409 ausfertigte, nennt Lipzk bereits „volkreich und geräumig." Damals mag also die eigentliche Stadt schon die jetzige Größe gehabt haben, denn 1454 führte bereits der Stadtgraben rings um die Stadt herum. Die Vorstädte selbst waren dagegen bloße Hütten, und von viel weniger Umfang, als jetzt. Überhaupt gab ihm aber besonders das 18te Jahrh. die freundliche Gestaltung, die wir jetzt finden. Die lange Ruhe, die nach dem 30jährigen Kriege eintrat, der dadurch entwickelte Wohlstand begünstigte die Anlegung der meisten großen, noch jetzt vorhandenen Gärten, legte Lindenalleen auf den Wällen und pflanzte, statt der amerikanischen Gewächse, die zu Ende des 18. Jahrh. Mode wurden, wenigstens Maulbeerbäume an. Als nach dem siebenjährigen Kriege eine ähnliche Periode der Ruhe eintrat, so fielen die Festungswerke, der Graben ward zum Garten, und statt der Wälle umzog ein Garten die ganze Stadt. Was der damalige Bürgermeister, G. W. Müller (s. d. Art. Bd. 6.) dabei, wie bei so vielem Andern, thätig war, ist bereits weltbekannt. Der immer steigende Wohlstand, die immer größer werdende Menge der Einwohner begünstigte diese Verschönerungen nicht weniger. Ganze unscheinbare Straßen der Vorstädte wandelten sich in die schönsten um, z. B. Quergasse, Johannisgasse, Neugasse u. a. Die von Fachwerk gebauten Häuser in der Stadt wichen schönen, steinernen, zum Theil prachtvollen Gebäuden, und in der Art, wie sie bereits zu Anfang des 18. Jahrh. einzeln entstanden waren. — Leipzig liegt unter dem 80. Grad der

als Gesammtanstalt, trägt noch jetzt die Spuren der alten Stiftung, wobei Friedrich der Streitbare, der damalige Churfürst von Sachsen, und sein Bruder die prager und pariser Universität zum Muster nahmen. Das ganze Corpus zerfällt nämlich in vier Nationen: sächsische, meißnische, baierische und polnische, mit völlig gleichen Rechten bei allen Vorfällen, die auf Verwaltung und Vortheil des Innern Bezug haben. Zur Besoldung der Lehrer wurden theils baare Besoldungen, theils mehrere Häuser in der Stadt, drei Dorfschaften, und die Zinsen verschiedner Art angewiesen. Die Päpste Johann XXIII. und Martin V. fügten zugleich sechs Kanonicate in Meißen, Zeitz, Naumburg und Merseburg hinzu. Die Reformation gab dem Churfürsten Moritz Gelegenheit, jene Schenkungen zu vermehren. Er gab noch fünf Dörfer und 325 Acker Waldung. Auch wurde für arme Studirende durch Begründung des Convictoriums und einer Menge Stipendien gesorgt. Der jetzige König that in gleichem Geiste nicht weniger, und wies die Zinsen von mehr als 100,000 Thalern zum Besoldungsfond, außer mehrern andern Quellen, an. Die Lehrer selbst ordneten sich gleich beim Entstehen in vier Facultäten. Diese haben an ihrer Spitze einen Decan, der halbjährlich wechselt. Der Rector Magnificus steht als Haupt der ganzen Universität, und beruft bei allen wichtigen Angelegenheiten die Nationen zu einer Versammlung. Sind die Stimmen derselben gleich: so entscheidet dann die seinige. Auch er wechselt alle halbe Jahre. Die Disciplin und Jurisdiction wird vom Concilium academicum geübt, welches aus dem Rector, mehrern Beisitzern, Syndikus u. s. f. besteht. Für Beförderung der Wissenschaften im Allgemeinen finden sich eine Menge Institute. Junge Ärzte können sich in einem klinischen Institute üben, das im St. Jacobsspital, besonders durch die Bemühungen von Ernst Platner, C. W. Müller, dem damaligen Bürgermeister, und dem O. C. Präsid. Zedtwitz in Dresden, 1799 gegründet ist: es besteht aus 10 Krankenzimmern, einem Operations- und Zergliederungssaale, und einem Zimmer mit dem Rettungsapparate zur Wiederbelebung von Scheintodten. Ein Professor der Klinik und ein Demonstrator für die Chirurgie leiten den Unterricht. Ein Hebammeninstitut und ein botanischer Garten, letzterer seit 1810 in seiner jetzigen Gestalt, ein treffliches Theatrum anatomicum, das auch erst unter dem lebenden Könige seine jetzige Einrichtung erhielt, ein chemisches Laboratorium nützen nicht weniger. Für Astronomie ist die, 1790 erbaute, und von Zeit zu Zeit verbesserte Sternwarte vorhanden. Eine zahlreiche Bibliothek der Universität, und eine andre, dem Rathe gehörige, so wie manche gelehrte Gesellschaften fördern die Wissenschaften in ihrer Art nicht weniger. Wir finden, was die letztern anbetrifft, eine naturforschende (seit 1818), eine ökonomische (seit 1764), eine philologische (seit 1784). Die beiden Bibliotheken, gestiftet 1605 (die Rathsbibliothek) und nach Einführung der Reformation, enthalten: jene gegen 40,000 Bände, mit etwa 2000 Handschriften; diese vielleicht noch mehr, da sie in neuern Zeiten bedeutend durch Schenkungen und Ankäufe bereichert worden ist. Im philologischen, medicinischen und historischen Fache ist besonders diese, und im juristischen jene reich. Die Künste, mit den Wissenschaften verschwistert, fanden in Leipzig wenigstens seit 50 Jahren eine freundliche Aufnahme. Die, 1764 errichtete Akademie der bildenden Künste wirkte unter einem Öser, Tischbein, Schnorr ꝛc. für Malerei, Kupferstecherkunst, Architektur u. s. f. ungemein vortheilhaft. Selbst an Kunstsammlungen fehlte es

zed by Google

von jener Zeit an nie gänzlich. Die Gemäldesammlungen von Campe, Baumgärtner, Speck, Keil und andern Privatpersonen sind ungemein reichhaltig, und Kunstfreunden leicht zugänglich. In neuerer Zeit ist der Sinn für die ästhetische Botanik sehr geweckt worden, und es verdienen die Gewächshäuser in den Gärten der Herren Förster, Frege, Campe, Keil, Reichenbach die Aufmerksamkeit jedes Fremden. Für Belebung der Kupferstecher- und Zeichnenkunst wirkte der Buchhandel nicht wenig. Vorzügliche Gelegenheit, sich zu bilden, gewährt Leipzig dem jungen Tonkünstler. Theils hatte die Thomasschule seit länger als 200 Jahren ein treffliches Sängerchor für Kirchenmusiken ꝛc., an dessen Spitze wackere, weltberühmte Cantoren standen, — man denke an Bach, an Hiller, Doles, Müller, Schicht! — theils bildete sich schon früh (seit 1740—50) ein öffentliches Concert aus, das besonders seit 1781 durch den kunstsinnigen C. W. Müller seine jetzige Gestalt erhielt, und fremden, wie einheimischen Tonkünstlern Gelegenheit gab, ihr Talent zu vervollkommnen, zu zeigen. — Die Schulen Leipzigs sind schon seit Jahren berühmt; die zwei gelehrten Schulen, Thomas- und Nicolaischule, seit Jahrhunderten. Gesner, Ernesti, Fischer, Reiske sind unsterbliche Namen. Die Ausbildung der mittlern Stände gewann indessen, besonders im 19. Jahrh., seitdem die treffliche Rathsfreischule von Rosenmüller, Plato, Dolz geleitet, und von C. W. Müller gegründet, die Bürgerschule, von demselben gegründet, unter Gedike's Aufsicht, Muster für alle übrigen wurden. Selbst die Jugend der niedrigen Volksklassen findet in mehren, darnach gebildeten Armen- und Privatschulen einen zweckmäßigen Unterricht, und da selbst für Handwerkslehrlinge und Gesellen seit mehren Jahrern eine Sonntagsschule besteht, die katholische Jugend aber seit 6 Jahren eine, nicht minder gut eingerichtete Bürgerschule erhielt: so hat dadurch die Bildung und Sittigung von Leipzigs Bewohnern, die schon der Papst Alexander V. als artige und wohlgesittete Leute rühmte, einen ungemein hohen und wohlthuenden Grad erreicht, und in den Vergnügungen, die sie besonders anziehen, dem Wohlthätigkeitssinne, den sie gegen ihre armen Mitbrüder in ihrer Stadt, wie gegen die jeder andern zeigen, spricht sich dies auf eine bemerkbare Weise, und oft höchst erfreulich aus. Was die erstern anbetrifft: so werden musikalische Unterhaltungen und Theater nirgends leicht mehr Unterstützung finden, als hier, wie das, so lange auf Abonnement begründete sogenannte große Concert, und die Aufnahme, die gute Schauspielergesellschaften hier seit 100 Jahren fanden, zur Genüge zeigen. In Leipzig bildeten sich die veltheim'sche, die neuber'sche, die koch'sche Gesellschaft zu dem aus, was sie für ihre Zeit werden konnten, und während viele größere Städte kaum, oder gar nicht ein stehendes Theater erhalten können, hat Leipzig ein solches seit 1817, das, so groß auch der Etat desselben ist, doch noch nicht über Mangel an Unterstützung klagen durfte. Nächstdem ist der Sinn vorzüglich für ländliche Vergnügungen vorherrschend. Die nahen Dörfer sind dadurch zum Theil mehr einer Reihe freundlicher Villen gleich, und in ihren Gasthöfen sammeln sich Sonntags bei Kirsch-, Ernte-, Kirchweihfesten Alle, die nicht ein eignes Landgrundstück besuchen können. Das Rosenthal, die herrlichen Anlagen, welche zwischen Stadt und Vorstadt hinlaufen, die vielen Gärten in der Vorstadt, die schönen Parks auf mehrern nahen Dörfern begünstigen diesen Genuß auf tausenderlei Weise. Im Winter schaffen eine Menge geschlossener, meist aber auf eine bestimmte Zahl von Mitgliedern beschränkter, und des-

Digitized by Google

halb, wie durch ihre veralteten Einrichtungen, dem Bedürfniß für wahre Geselligkeit wenig entsprechender Gesellschaften, unter welchen die Harmonie, die Sechszehner, die Ressource, die Schachgesellschaft besondre Erwähnung verdienen, ferner mehrere Caffeehäuser, musikalische Vereine von Dilettanten, das Museum mit den besten in- und ausländischen Zeitungen versehen, Gelegenheit zur Unterhaltung, wie zur Bildung. In Hinsicht seiner bürgerlichen Verfassung zerfallen Leipzigs Bewohner in Bürger; Schutzverwandte, die blos Erlaubniß zum bleibenden Aufenthalte, ohne die Rechte der erstern zu theilen, haben; Universitätsverwandte, wohin alle Lehrer der Universität, alle Studirende (1000—1200), Künstler und mit einer akademischen Würde beehrte Personen mit ihren Familien gehören; Kreisamtsunterthanen (königliche Beamte und in den Gebäuden des Kreisamtes wohnende Personen); Eximirte, die durch Titel und Ämter dem Oberhofgerichte als Instanz unterworfen sind; hierzu kommt noch die kleine Garnison. Sicherheits-, polizeiliche und criminalgerichtliche Angelegenheiten gehören ohne Ansehn der Person vor das vereinte Criminal- und Polizeiamt. Der Magistrat ist, in Betreff der Mehrzahl der Einwohner (Bürger und Schutzverwandte), die Hauptinstanz, und bildet, aus 27 Mitgliedern bestehend, mehrere Collegien, namentlich das Stadt-, Vormundschafts- und Handelsgericht, so wie die Landstube für die, der Commun gehörigen Dörfer und Vorwerke. Übrigens ist Leipzig auch der Sitz mehrerer Landescollegien, z. B. des Oberhofgerichts, als erste gerichtliche Instanz für alle Eximirten, d. h. die Grafen, Freiherren, adelige Ämter, Stadträthe, Patrimonialgerichte ꝛc., das Consistorium, mit der Aufsicht über alle, bei Kirchen und Schulen in seinem Sprengel angestellten Diener und ihren Familien, die in Leipzig selbst ausgenommen; der Schöppenstuhl, ein, seit vielleicht 1291 bestehendes, städtisches, und seit 1574 landesherrliches Spruchcollegium; das vereinte Criminal- und Polizeiamt, unter der Leitung eines königlichen Präsidenten; das Kreisamt; die Steuercreditkasse u. s. f. Was die kirchliche Verfassung anbelangt: so finden wir die protestantische Religion vorherrschend, so aber, daß die Bekenner der reformirten, katholischen und griechischen gleiche bürgerliche Rechte, — jedoch erst seit 1806 und 1813, — haben. Die Juden können nur Schutzverwandte werden, und ihre Zahl ist sehr gering. Die Umgebungen Leipzigs sind besonders durch drei, auf dieser großen Ebene vorgefallne Schlachten merkwürdig. Nördlich von Leipzig lieferte am 7. September 1631 der Schwedenkönig, Gustav Adolph, dem kaiserlichen General Tilly eine große Schlacht zwischen Breitenfeld und Wiederitzsch. Eilf Jahre darauf, am 23. October 1642, schlug Torstenson auf demselben Felde die Kaiserlichen; und im Jahr 1813, vom 16.—18. October, fiel rings herum die ungeheuere Völkerschlacht vor, welche den schon untergrabnen französischen Coloß zum Zusammenstürzen brachte. Die Massen, die hier mit einander kämpften, und sich jeden Punkt streitig, jedes Dorf zu einem Fort machten, gaben auch jedem derselben seitdem mehr oder weniger Bedeutung in der Geschichte; doch sind Schönfeld, der heitere Blick, Liebertwolkwitz, Probstheyda, Wachau, Dölitz und Connewitz, Gossa, die Schäferei Auerhahn und das Dorf Lindenau und Möckern die vorzüglichsten Punkte. (Man sehe den folgenden Artikel). Den neuesten Zustand von Leipzig schildert in topographischer und jeder andern Hinsicht das, (von D. Becker) 1823, herausgegebne Gemälde von Leipzig und seinen Umgebungen, Leipzig bei Hinrichs. Die Geschichte dieser Stadt

Digitized by Google

bearbeitete in neuester Zeit M. J. Chr. Dolz; s. dessen Versuch einer Geschichte v. Leipz., 1818. Leipzig bei Voß.

*Leipzig (Schlachten bei). Um die Stadt Leipzig herum dehnt sich eine große Ebene nach allen Seiten aus, die, mit kleinen, kaum merkbaren Höhenzügen durchschnitten, ein Theil von der ist, welche die untere Saale und Mulde begränzt, und sich über die letztere in vielen Punkten bis zur Elbe hin immer mehr abdacht. Auf ihr sind im Laufe von noch nicht 200 Jahren drei Schlachten geliefert worden, von denen zwei welthistorische Bedeutung haben werden, so lange es Geschichte gibt. Das Schicksal Deutschlands erhielt in ihnen eine andre Richtung. Am 7. September 1631 trafen hier die Heere des kaiserlichen Generals Tilly und des schwedischen Königs, Gustav Adolph, im Norden von Leipzig zusammen. Mit dem letztern hatte der Churfürst von Sachsen, Johann Georg, bei Düben seine Truppen vereinigt, nachdem er theils durch die Erpressungen und Anfoderungen Tilly's, theils durch die Zumuthungen des Kaisers und die Furcht, den Protestantismus auch in Sachsen gänzlich unterdrückt zu sehen, gedrungen, nach langem Schwanken, am 1. September mit Schweden ein Schutz- und Trutzbündniß eingegangen war, und zum Unterpfande die Festung Wittenberg eingeräumt hatte. Eben der langsame Gang dieser Unterhandlungen hatte den Schwedenkönig so lange in seinem festen Lager bei Werben, Tilly gegenüber, nach dem Falle von Magdeburg, gefesselt. Beide machten, als das Lager bei Werben verlassen war, von der Elbe getrennt, einen Parallelmarsch, bis Gustav Adolph diesen Fluß in Wittenberg und Dessau passirte, und dann bei Düben über die Mulde ging, es koste, was es wolle, Tilly zur Schlacht zu bringen. Dieser hatte am 6. September Leipzig eingenommen, in dessen Umgegend er am 5. angekommen war, und sein Heer in einem etwas verschanzten Lager aufgestellt hatte, — zwischen Möckern und Eutritzsch. — Kaum erfuhr er die Annäherung des vereinigten sächsisch-schwedischen Heers, als er einen Kriegsrath versammelte, worin er darauf drang, das Heer hinter das feste Leipzig zu ziehen, und neue Verstärkungen abzuwarten, die von Erfurt heranziehen konnten. Der kühne, muthige Pappenheim dagegen, der sich gern im offnen Felde mit Gustav Adolph messen wollte, rieth so sehr zur Schlacht, daß der 70jährige, bedachtsame Feldherr, wollte er nicht feig und unentschlüssig scheinen, von seinem Plane abgehen mußte. Der Kriegsrath war in der Wohnung des Todtengräbers, fast der einzigen, die von der verbrannten grimmaischen, — nicht halleschen Vorstadt, wie Schiller in s. Gesch. d. 30jährigen Kriegs irrig sagt, — übrig war, gehalten worden, und Schiller, Bredow und ihre Nachbeter erzählen gar wunderliche Dinge von dem Eindrucke, den die Bahren, die Abbildungen von Todtenköpfen ꝛc. auf Tilly, Pappenheim und die andern kaiserlichen Generale gemacht haben sollen. An ihnen allen ist aber kein wahres Wort. (Den unwidersprechlichen Beweis davon findet man in dem Versuche einer Geschichte Leipzigs von M. Joh. Chr. Dolz, Leipz. 1818, S. 289 u. f. f., so wie in den Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber, 2. Th., S. 75., Leipz., 1819.) In Folge von Pappenheim's Ansichten ließ Tilly sein Heer sogleich aus dem Lager von Eutritzsch und Möckern dem schwedischen entgegengehen, so, daß der linke Flügel besonders eine starke Schwenkung machte, und sich bis nach Breitenfeld ausdehnte, während der rechte sich an das Dorf Stehaufen anlehnte. Die Höhen von Wiederitzsch deckten, mit Geschütz bepflanzt, den Mittelpunkt. Parallel mit dem äußer-

Digitized by Google

sten linken Flügel lief die Straße nach Halle; bei Wiederitzsch durchschnitt die Straße von Delitzsch den Mittelpunkt nach Leipzig, und die dübner Straße dahin führte bei Seehausen vorbei. Der Loberbach, der sich damals durch sumpfige Wiesen wand, die jetzt meist trocken gelegt sind, trennte sein Heer vom schwedischen. Gustav Adolph suchte ihn schon Abends am 6. zu überschreiten. Allein Pappenheim machte mit seinen schweren Reitern den Übergang bei Schölkau der schwedischen Vorhut so streitig, daß erst am 7. früh, als die ganzen Kräfte herangezogen waren, das Heer der Schweden und Sachsen übergehen, und sich nun in der Ebene nach Podelwitz und Göbschelwitz zu, die durch die dübner Landstraße getrennt waren, fortbewegen konnte. Inzwischen ging der Aufmarsch nichts weniger, als ruhig von Statten. Pappenheim warf sich den Schweden, die die rechte Colonne formirten, muthig entgegen, und als er geworfen war, verlangte er von Tilly Unterstützung an Fußvolk. 6000 Mann sandte ihm dieser sogleich vom linken Flügel zur Hülfe. Aber bereits hatten die Schweden das Dorf Podelwitz, durch das sich Pappenheim fechtend zurückzog, und es in Brand steckte, rechts und links umgangen. Das, zur Verstärkung Pappenheim's abgesandte Fußvolk war kaum angekommen, als die schwedischen Dragoner ihre Geschwader öffneten, und den, hinter ihnen angerückten Musketieren kaum gewährten, das wirksamste Feuer gegen die schweren kaiserlichen Kürassiere zu eröffnen. Diese flohen in aller Eile auf der Straße nach Halle zu, von einem Theile der banner'schen Dragoner verfolgt, indeß der andre mit den Musketieren das, im freien Blachfelde schutzlos aufgestellte Fußvolk von allen Seiten angriff und vernichtete. So war der äußerst linke Flügel Tilly's geschlagen, ohne daß dadurch eigentlich die Schlacht für ihn eine nachtheilige Wendung genommen hätte. Indem nämlich der alte Feldherr den Kampf dort vor Podelwitz für Nebensache hielt, und Pappenheim's schnelle Flucht nicht ahnete, ließ er seinen rechten Flügel rasch von Seehausen vorwärts gehen, um die Sachsen anzugreifen, die kaum den ersten Schuß aushielten, und dann in voller Flucht die Straße nach Eilenburg zu gewinnen suchten. Da sie den linken schwedischen Flügel bildeten: so konnte, die bedeutende Verminderung der Streitkräfte ungerechnet, dieser leicht aufgerollt werden, und die Niederlage des schwedischen Heers wäre vollständig gewesen. Allein eines Theils hatte Gustav Adolph einen solchen Unfall in seine Berechnung aufgenommen. Die sächsischen Truppen waren meist neu geworben, ihr Feldherr ohne Erfahrung, die Officiere so gepuzt, daß der König, nicht trauend, die Landstraße von Düben zwischen seinem Heere und ihnen frei durchlaufen ließ. Anderntheils bildete Gustav Horn, der hier über die Schweden befehligte, sogleich einen Haken, der das Umgehen verhinderte, und endlich sandte Gustav Adolph aus dem Mittelpunkte, was entbehrlich war, sogleich zur Hülfe dahin, wobei seine, nur durch diese Schlacht berühmt gewordnen ledernen Kanonen (s. Kanonen Bd. 5.), die nach allen Orten leicht hingebracht werden konnten, seine beweglichen Bataillone, die den unbehülflichen Vierecken Tilly's im Feuern, wie im schnellen Aufmarsche weit überlegen waren, nicht wenig Dienste thaten. Indessen die Schlacht hier aber gleichsam zum Stehen gebracht war, und Tilly's Schaaren vergeblich gegen den schwedischen Haken anstürmten, hatte Banner längst freie Hand auf der rechten Seite bekommen, und indem er mit seinem Flügel immer die rechte Schulter vorwärts nehmen ließ, drang er gegen die Höhen von Wiederitzsch vor, bemächtigte sich der tilly'schen Hauptbatterie, kam dem

Digitized by Google

ganzen linken Flügel der Kaiserlichen in den Rücken und trieb die ganze Masse vor sich nach dem Gehölze, das rechts von Wiederitzsch nach der Dübner Straße zu liegt. Der schwedische Mittelpunkt und linke Flügel säumten nicht, ihrerseits ebenfalls herunterzudrücken, und so ward nun beim dunkelnden Abend an diesem Gehölze der blutigste Kampf gekämpft. 6000 Wallonen, in keiner Schlacht besiegt, wollten sich nicht ergeben. Sie deckten lieber todt das Schlachtfeld. Tilly selbst, noch nie besiegt, ward halb bewußtlos von seinen Getreuen aus dem Getümmel gerettet, indem sich 600 Mann den Weg nach Halle bahnten. Ein schwedischer Rittmeister, der lange Fritz genannt, hätte ihn auf dem Wege bei seinem Heere bald noch gefangen genommen, aber getödtet. Nach Leipzig floh, was sonst noch dem Tode entging. Vier Stunden hatte die Schlacht überhaupt gedauert, wenn man von dem Augenblicke an rechnet, wo die Schweden die Fläche vor Podelwitz gewonnen hatten, und sich nun ihre Linien rechts und links ausbreiten konnten. Aber diese vier Stunden entschieden über das Schicksal von Deutschland. Sie sicherten dem Protestantismus seine Fortdauer im nördlichen Deutschland; sie gaben ihm neue Kraft im südlichen, wo ihn das berüchtigte Restitutionsedict (s. d. Art. Bd. 8.) bereits zu vernichten drohte; sie machten alle die Siege der Kaiserlichen von 1618 an unnütz; sie öffneten den Weg nach Wien, München und Frankfurt am Main, und endlich war die Furcht vor der Unbesiegbarkeit Tilly's und seiner Schaaren dahin, denn gegen 35—40,000 M. war sein Heer stark. Mehr wie 8000 Mann waren davon geblieben, und 3000 gefangen. Das schwedische zählte kaum 26,000 Mann, wovon 6—7000 Sachsen beim ersten Schusse davonjagten. Nur jene Gewandtheit der gemeinen Krieger, jene Kaltblütigkeit der Führer, jener Überblick des Feldherrn, der, im Ganzen schwächer, doch auf jedem einzelnen Hauptpunkte stärker ist, konnten, von Kühnheit, Tapferkeit und Vertrauen geleitet, einen solchen Sieg erringen. Die Physiognomie dieses Schlachtfeldes, wenn man sich so ausdrücken darf, hat sich seit jener Zeit im Wesentlichen gar nicht geändert. Podelwitz, Wiederitzsch mit seinem Gehölze u. s. f. sind noch so, wie zu jener Zeit, gelegen. Eine Menge Hügel, welche, der Sage der Landleute nach und von ihnen freiwillig unterhalten, die Leichname der Erschlagenen decken, deuten selbst den Umriß des erstern an, und wer zum Vergnügen Leipzig besucht, wird auch wol gern einige Stunden diesem klassischen Boden widmen. Ein sonderbares Geschick wollte, daß elf Jahre später, 1642 am 23. Octbr., auf demselben Boden eine zweite Schlacht, und zwar ebenfalls zwischen den Kaiserlichen und Schweden, geliefert werden sollte. Inzwischen so viel von jener Schlacht bei Breitenfeld erzählt und geschrieben ist, so wenig findet man von dieser verhältnißmäßig aufgezeichnet. Allerdings ist sie auch, in Hinsicht ihrer Folgen, mit der erstern nicht zu vergleichen. Auch die Hartnäckigkeit des Kampfes war wol nicht so außerordentlich. Aber mehr Berücksichtigung, als sie gewöhnlich findet, verdient sie dennoch. Schon das ist ja äußerst selten, daß ein und dasselbe Feld in einem Kriege zweimal mit Blut gedüngt wird. — Die Schweden unter Torstensohn hatten mit den Kaiserlichen den ganzen Sommer 1642 mancherlei Kämpfe in Schlesien bestanden, als der Hunger beide Theile das Land zu räumen nöthigte. Die Schweden waren am frühesten aufgebrochen. Sie hatten zur Absicht, die Winterquartiere in Sachsen zu nehmen, und zu dem Zwecke Leipzig zu erobern. Da die churfürstlichen Truppen mit den Kaiserlichen in Schlesien vereint waren,

Digitized by Google

so hatte Torstenſohn nur mit dem damals feſten Leipzig ſelbſt zu thun, und ſo zog er mit ſolcher Schnelle über die Oder, Elbe und Mulde, daß er ſchon am 16. Octbr. vor Leipzig anlangte. Indeſſen waren die kaiſerlich-ſächſiſchen Truppen über die Oder, Elbe und Mulde in einem Parallelmarſche nachgefolgt, und trafen, um Sachſen zu befreien und Leipzig zu entſetzen, am 21. Octbr. ein. Torſtenſohn hatte bereits das Schloß — aber umſonſt — ſtürmen laſſen, und eine tüchtige Breſche geſchoſſen, als er bei Annäherung der Feinde die Belagerung in eine Blokade verwandelte. Die Kaiſerlichen waren über Dresden und Wurzen herabgezogen, und Torſtenſohn ſtand nicht an, ihnen die Spitze zu bieten. Indeſſen zogen dieſe ſich in ſeiner linken Flanke vorbei, und drohten, ihn in den Rücken zu nehmen. Torſtenſohn hatte dies kaum durchſchaut, als er Sonntags, am 23. October, ſo ſchnell zum Gerberthore hinauseilte, und die Kaiſerlichen mit dem rechten Flügel bei Wiederitzſch ſo ungeſtüm angriff, daß der entgegenſtehende feindliche linke, trotz aller Anſtrengungen, die der, den Befehl führende Fürſt Piccolomini machte, im Nu auseinander ſtiebte. Das ganze kaiſerliche Heer ward nun nach Breitenfeld aufgerollt, wie 1631 nach Wiederitzſch. In drei Stunden war die Schlacht entſchieden, die den Kaiſerlichen das ganze Gepäck und Geſchütz koſtete. Die Einwohner Leipzigs hatten während der Schlacht, über Torſtenſohn's Abzug erfreut, das Te Deum geſungen. Nachmittags ſahen ſie ſich von ihrem Irrthum belehrt. Die Belagerung und das Beſchießen begann nun auf's nachdrücklichſte. Nach drei Wochen waren die Schweden Herren der Stadt, und damit des beſten Theils von Sachſen. Torſtenſohn behauptete ſich feſt in dieſem Beſitze, und beim weſtphäliſchen Friedensſchluſſe hatte das Geſchick Sachſens, was durch jenes Treffen herbeigeführt war, gewiß nicht wenig Gewicht, das Zünglein der Wage zu Gunſten von Schwedens Anſprüchen zu lenken. — Indeſſen ſelbſt die Schlacht von Breitenfeld, 1631, iſt ein bloßes Treffen, wenn man ſie mit der, 1813 im ganzen Umkreiſe von Leipzig vorgefallenen Völkerſchlacht vergleicht, die durch die Größe des Schlachtfeldes, die Menge der Streiter, die Länge des Kampfes, die wichtigen hervorgegangenen Folgen vor faſt allen andern Schlachten ausgezeichnet daſteht. Neuere Mordſchlachten, bei Ligny und Waterloo, haben jene in Schatten geſtellt, — für den, welcher nur Sinn für das Neue hat. Aber dieſe waren noch die letzten Krämpfe eines erſterbenden Rieſen; in jener ſollte entſchieden werden, ob fortan europäiſche Unabhängigkeit, oder Demüthigung vor Napoleons Herrſchaft gelten müſſe. Die verbündeten Mächte hatten ſchon vor den Niederlagen des franzöſiſchen Heers an der Katzbach, bei Jüterbogk, den großen Plan zum Feldzuge 1813 entworfen, auf beiden Flanken Napoleons ſo zu operiren, daß ſie ſich hinter ſeinem Rücken vereinten. An der Unterelbe umging dieſe der kühne Blücher und Johann von Schweden, an der Oberelbe Schwarzenberg. In der ungeheuern Ebene Leipzigs wollten ſie ſich einander die Hände reichen, und Napoleon von der Saale abſchneiden. Ob Napoleon ihren Plan vollkommen durchſchaute, oder nicht, ob er in der ungünſtigſten Lage, die mit der des General Mack bei und in Ulm 1805 viel Ähnlichkeit hatte, nur darum ſchlug, weil er hoffte, an einem Tage das ſchwarzenberg'ſche, und am nächſten dann das blücher'ſche Heer mit dem von Johann zu vernichten, da er Allen zuſammen nicht gewachſen, Einem aber ſtets überlegen war, wird wol nicht leicht ganz klar auszumitteln ſein. Selbſt ein O'Meara und Las Caſas u. ſ. w. können hier keine ſichern Zeugen ſein.

Wahrscheinlich ist es, daß ein Mann, wie Napoleon, wol durch hundert Erfahrungen berechtigt zu sein glauben konnte: sein schneller Marsch zwischen der Mulde und Elbe, der rasche Übergang über diese, dem Scheine nach bei Dessau in der Absicht erzwungen, nach Berlin vorzudringen, werde wol jeden Feldherrn, und also auch Blücher und Johann täuschen, und wenigstens zwei Tage lang von Leipzig entfernt halten können. In diesem Falle hätte er seinen Zweck erreicht, Schwarzenberg wäre, vor Blücher's Ankunft, in das sächsische Gebirge zurückgeworfen, von einem kleinen Corps verfolgt, und indessen Blücher mit Johann auf gleiche Weise übermannt worden. Daß diese sich nur einen Augenblick täuschen ließen, und gerade in dem Augenblicke eintrafen, wo das große schwarzenberg'sche Heer in der Mitte, bei Gossa und Auerhayn, gesprengt war, wo es bei Napoleon nur auf eine Verstärkung von 20—30,000 Mann ankam, den Angriff, den Sieg zu verfolgen, vereitelte nicht allein den Plan Napoleons, sondern scheint auch allein die Schlacht für ihn so unglücklich entschieden zu haben, wie es für ihn noch keine geworden war. Von Odeleben's Versicherung: „Was von Norden herauf kam, konnte Napoleon durchaus nicht!" (m. s. v. Odeleben: der Feldzug Napoleons, 1813, S. 376) ist vielleicht der Schlüssel zu seinem ganzen Benehmen. Allerdings mag nebenbei die Scham, Sachsen und seinen treuesten Verbündeten, dessen König, ohne Schwertstreich zu räumen, die gefährliche Lage, in welcher sich die große, beim Abmarsch aus Dresden zurückgelassene Garnison von 30,000 Mann befand, da sie von den Russen eingeschlossen war; die Hoffnung, diese noch an sich zu ziehen, im Falle eines Sieges wieder über die Elbe gehn, und den Oderfestungen die Hand bieten zu können, und manche andre Kleinigkeit bei Festhaltung des Plans, hier zu schlagen, mit geholfen haben; allein nur jene Voraussetzung läßt Napoleon die Gerechtigkeit wiederfahren, auf welche dieser, so oft verkannte Feldherr so vollgültige Ansprüche zu machen hat. — Davon abgesehen, bemerken wir, wie, jenem Plane der Verbündeten zufolge, die Corps des großen böhmischen Heers in drei Heersäulen vom 12. October an, 120,000 Mann, auf Leipzigs Ebene in Napoleons linker Flanke sich vereinigten. Der linke Flügel war über Zwickau und Altenburg, das Centrum über Marienberg und Chemnitz herabgedrungen, und der rechte Flügel hatte bei Dresden so lange verweilt, als nöthig war, den Abmarsch beider zu verdecken, den Abzug der, 30,000 Mann starken französischen Besatzung, und ihre Vereinigung mit Napoleon zu verhindern, und kam dann über Freiberg und Grimma herunter, um die Lücke auszufüllen, die zwischen dem schwarzenberg'schen und johann-blücher'schen Heere noch am Morgen des 18. Octobers Statt fand. Am 14. October Nachmittags war von diesem Marsche die erste Folge ein Treffen auf den Höhen von Wachau und Liebertwolkwitz, zwei Stunden östlich von Leipzig gelegen. Die Generale Klenau und Wittgenstein commandirten auf der Seite der Verbündeten; der König von Neapel, Murat, welcher dabei beinahe gefangen wurde, führte die Franzosen an. Der Kampf dauerte bis zum Abend, und ward besonders von Reutermassen bestanden. Da dem Feldherrn Schwarzenberg mehr daran lag, auszumitteln, ob die feindlichen Streitkräfte beisammen seien, als einen wesentlichen Vortheil zu gewinnen: so wurde er, für beide Theile ehrenvoll, abgebrochen, und am folgenden Tage auf französischer Seite, wie auf der der Verbündeten, alles zu einer Hauptschlacht eingeleitet. In der That waren Napoleons Schaaren ebenfalls größtentheils in und um Leipzig

herum eingetroffen, und was noch fehlte, war in vollem Marsche dahin begriffen. Er selbst langte während jenes Treffens Nachmittags um 2 Uhr ungefähr von Düben her an. Seine ganzen Garden trafen gegen Abend ein. Am 15. musterte er das ganze Heer, und wies den Feldherren, den Schaaren die Rollen an, die sie in dem blutigen Schauspiele am nächsten Morgen übernehmen sollten. Seine ganzen Streitkräfte mochten sich in diesem Augenblicke und auf dieser Seite gegen 80—90,000 Mann belaufen. Die andern waren unter Ney und Regnier noch auf dem Marsche, oder dazu verwendet, unter Marmont die Gegend nach Norden zu decken, den einzigen Rückzugspunkt durch Lindenau, unter Bertrand zu sichern. Der Plan des Fürsten Schwarzenberg, der den Oberbefehl über das große Heer führte, obschon die drei Monarchen von Rußland, Preußen und Österreich zugegen waren, war ungemein einfach. Das Ganze sollte in drei Colonnen vorwärts dringen. Der rechte feindliche Flügel war nämlich durch die, von Süden nach Norden fließende Pleiße geschützt, die durch die längs hinliegenden Dörfer, Wiesen, Gebüsche abgeleiteten Arme eine sehr feste Stellung gewährte. Die eine jener Colonnen sollte daher auf dem linken Ufer derselben herunterziehen, im Rücken des französischen linken Flügels zwischen Lösnig und Connewitz darüber setzen, alle Reserven, welche bei Störmthal und Magdeborn im Mittelpunkte aufgestellt waren, hatten für diesen Fall die Weisung, jener Colonne nachzurücken. Die mittelste Colonne war bestimmt, auf dem rechten Pleißenufer herabzuziehen, und die dritte, die Landstraße nach Liebertwolkwitz zu verfolgen. Beschäftigten sie beide in der Fronte das französische Heer dergestalt, daß jene linke Flügelcolonne im Rücken des Feindes über die Pleiße gehn konnte: so war ihm der Weg nach Leipzig und jeder Rückzugspunkt abgeschnitten, und man sieht kaum ein, wie er der völligen Vernichtung entgehen konnte, zumal da noch ein besondres Corps von 10,000 Mann unter dem General Giulay noch weiter links, jenseits der Elster, und parallel mit dieser auf dem linken Ufer nach Lindenau die Richtung nahm, um dieses zu nehmen, so nach Leipzig selbst während der Schlacht hereinzudringen, und die Vernichtung des Feindes zu vollenden. Was im Norden von verbündeten Truppen hierher auf dem Marsche war, was diese thun würden, konnte nicht mit in die Berechnung aufgenommen sein, da die Communication mit Blücher und Johann in einem zu weitem Bogen unterhalten werden mußte, um einen, in's Kleinliche gehenden Plan zu verabreden; erst am Sonntage, den Tag nach der Schlacht, erfuhr man Blücher's Eintreffen und den Gang, den das Treffen bei Möckern genommen hatte. So der Plan von Schwarzenberg: die Richtungspunkte der Colonnen waren, jenes Lindenau abgerechnet, Connewitz, als äußerster Übergangspunkt über die Pleiße mit seiner Brücke, um dem feindlichen Heere in den Rücken zu kommen, Wachau mit seinen beherrschenden Höhen, der Schlüssel zur Besiegung des feindlichen Mittelpunktes, und endlich Liebertwolkwitz, die Stütze seines linken Flügels. Es war am 16. October früh um 7 Uhr, als sich alle Massen in Bewegung setzten. Was sich von den Vorposten des feindlichen Heeres in den, vor dessen Fronte liegenden Dörfern, Markkleeberg und Wachau, vorfand, ward schnell zurückgeworfen, bis gegen 9 Uhr die ganze Linie in vollem Kampf war. Der Kanonendonner war da bereits so arg, daß in Leipzig die Fenster dröhnten, und von hohen Gebäuden der Blitz einzelner Batterien zu sehen war. Bereits stieß das verbündete Heer auf Schwierigkeiten, die den großen, einfachen Plan Schwarzenberg's immer zweifelhafter

Digitized by Google

werden ließen. Napoleon hatte die Dörfer am rechten Pleißeufer alle stark besetzt. Die eingelegten Truppen machten auf die, links herabziehende Colonne ein mörderisches Feuer. Poniatowski's Polen schützten die Brücke bei Connewitz und wo der Fluß durchwatet werden konnte. Und indessen hier der Kampf in stätem Schwanken blieb, richtete Napoleon sein Augenmerk darauf, das verbündete Heer in der Mitte zu durchbrechen. Die immer hier kräftiger und zahlreicher andrängenden Franzosen hatten sich nicht allein in den Besitz der, von ihnen früh geräumten Dörfer in der Fronte gesetzt, sondern waren selbst über Wachau und Markleeberg so weit vorgedrungen, daß der Graf Wittgenstein, der das Centrum befehligte, fürchten mußte, vom rechten, nach Liebertwolkwitz vordringenden Flügel abgeschnitten zu werden. Er verlangte dringende Unterstützung, und ehe der Mittag da war, mußten die Reserven, welche zum Theil schon auf dem linken Pleißeufer waren, wieder zurückgezogen werden, dem Andrang des Feindes auf dem rechten zu begegnen. Dies gelang in der That unmittelbar am rechten Ufer mit dem glücklichsten Erfolg. An ihm mußten die Franzosen weit hinunter weichen, und erlitten ungemeinen Verlust. Aber Napoleon, auf seinen Plan so fest beharrend, vertrauend auf Poniatowski's Tapferkeit, für seinen rechten Flügel im Rücken nichts fürchtend, hatte sich nicht umsonst in den Besitz von Wachaus Höhen gesetzt. In diesem Dorfe ward eine Masse von Geschütz, Reiterei und Fußvolk zusammengebracht; mit ihnen drang er rechts und links vom Dorfe, und mitten hindurch auf den Mittelpunkt der Verbündeten. Es glückte ihm, diesen zu durchbrechen, eine Batterie von 26 Kanonen zu nehmen. Noch eine kräftige Nachhut, die in die Linie einrücken konnte, und der vollständige Sieg war sein. Schon läuteten die Glocken deshalb in Leipzig. Allein jene neuen, nothwendigen Verstärkungen fehlten. Zwar traf fast in demselben Augenblicke der Marschall Ney mit seinem Corps von Delitzsch her ein. Der Kanonendonner war ihm der Wink gewesen, wohin er sich zu wenden habe. Allein mit ihm fast gleichzeitig kam auch die Nachricht, daß das blücher'sche Heer im Norden heranstürme, und, was ihm entgegenstand, zu vernichten drohe. Leipzig selbst konnte dann leicht in wenigen Stunden seine Beute sein. So mußte Napoleon den entscheidenden Augenblick fahren lassen. Er selbst führte die Schaaren Ney's eilig wieder Blüchern entgegen (Nachmittags 3 Uhr) und überließ es seinen Marschällen, die errungnen Vortheile, wo nicht zu verfolgen, doch zu behaupten. Selbst das Letztere war nicht möglich. Der Kaiser Alexander, nicht fern von dem gefährlichsten Punkte, ließ sein, ihn bedeckendes Regiment der Gardekosaken vorbrechen. Sie hinderten die französischen Kürassiere, die eroberten Kanonen wegzuführen. Die Schäferei Auerhayn, zwischen der Pleiße und Wachau, ward von russischen Grenadieren gestürmt. Bald konnte auf der ganzen Linie wieder vorwärts gedrungen werden. Der Besitz von Wachau erlaubte dem Feinde zwar noch einen Versuch gegen den Mittelpunkt. Bis Gossa drang er, — ungefähr ½ Stunden vorwärts von Wachau gelegen, — vor, aber nach dem heftigsten Kampfe behaupteten sich die Russen und Preußen darin. Allmälig neigte sich der Abend, und endigte die Schlacht auf diesem Punkte, wie auf dem andern. Waren Napoleons Anstrengungen in der Hauptsache umsonst gewesen: so muß man nicht vergessen, daß jener Plan von Schwarzenberg, ihn zu umgehen, nicht weniger scheiterte; daß der General Graf Meerveldt, der ihn um jeden Preis durchsetzen wollte, Nach-

Digitized by Google

mittags um 3 Uhr bei Delitz, wo er durch die Pleiße gegangen war, an der Spitze eines Bataillons gefangen wurde; daß Napoleon Kanonen eroberte, und, — nach seinem Berichte, — Fahnen erbeutete; daß er schon den Sieg errungen hatte, aber wieder aus den Händen lassen mußte; daß ohne jene Dazwischenkunft von Blücher die beiden, nun gänzlich in der Luft stehenden Flügel des verbündeten Heers in der größten Gefahr waren; daß endlich die Schlacht selbst für's verbündete Heer, so blutig sie gewesen war, gar nicht als Sieg gelten konnte, und beide Heere am Abende, am nächsten Tage ungefähr in der Lage blieben, in der Stellung standen, welche sie früh am 16. eingenommen hatten. Der Versuch auf Lindenau hatte zu nichts gedient. On se cassera le nez! hatte Napoleon deßhalb dem König von Sachsen von Wachaus Höhen gemeldet, und es traf ein. Der Waldsaum an der Elster und Luppe gab den französischen Scharfschützen freies Spiel, auf die herabziehenden Österreicher ein wirksames Feuer zu eröffnen. Eine Batterie auf den Höhen vor dem Dorfe beherrschte alle, dahin führenden Wege. Mit Verlust wurden die Österreicher aus dem eroberten Theile des Dorfes herausgetrieben, und genöthigt, über Plagwitz und Zschocher hinauf längs der Elster zurückzugehen. Wenn wir in Pietho's Gesch. d. Kr. lesen, Giulay habe sich des ganzen Dorfs bemächtigt gehabt, und sei bis zum Ruhthurm vorgedrungen (der zwischen dem Dorfe und der Stadt liegt): so kann dies höchstens von einzelnen wenigen Tirailleurs gelten, die auf einem Seitenwege heranschlichen. Nahm ein Gott Napoleon während der Schlacht auf Wachaus Höhen Lindenau, sagt ein scharfsichtiger Beurtheiler dieser Schlachttage: so war er rein verloren. Warum man daher einen solchen Versuch mit so wenig Streitkräften machte, und wenn keine mehr verwendet werden konnten, ihn nicht Lieber ganz unterließ, ist bis auf diesen Tag noch nicht kund geworden. Am wenigsten glaube man, der Rückzug sei geschehen, um Leipzigs Untergang zu verhindern. Glänzend dagegen, obschon ungemein blutig, war der Kampf, den der alte Blücher mit den, nördlich von Leipzig stehenden französischen Truppen unter dem Marschall von Ragusa bestand. Blücher hatte, statt über die Saale nach Berlin zurückzueilen, wie Napoleon hoffte, mit Johann von Schweden, doch so, daß dieser um einen Marsch zurückblieb, die Richtung am 15. October nach Halle genommen, und am 16. ging er in zwei Colonnen nach Leipzig vor, so, daß er um 3 Uhr über Schreudiz her eintraf. Da die leichten Truppen der Armee von Norddeutschland, wie das Heer von Johann und Blücher sich nannte, schon seit mehren Wochen um Leipzig in der mitternächtlichen Gegend umherschwärmten und fast alle Nächte die französische Besazung desselben beunruhigten: so hatte er wahrscheinlich, um, wie bei Lindenau, einen Coup de main zu verhüten, das Corps von Ragusa aufgestellt, aber in keinem Falle den Anmarsch der ganzen Nordarmee gefürchtet, denn sonst würde er Ney Befehl gegeben haben, sich an dasselbe anzuschließen, statt, wie dieser, ohne Befehl, that, aufs Gerathewohl, um Leipzig herum nach Süden zu marschiren. Zum Unglück hatte der Herzog von Ragusa noch den Gedanken gefaßt, sich von Möckern an über Breitenfeld bis Wiederitzsch auszudehnen, statt die Linie von Möckern über Eutritzsch nach Schönfeld zu nehmen, die um die Hälfte kürzer war, und welche er mit 20,000 Mann, so viel hielt ungefähr sein Corps, fester halten konnte, da die Gehölze zwischen Gohlis und Eutritzsch überdies für Tirailleurs eine

gute Verbindungskette anboten. Schon um 1 Uhr griff Blücher die Vorhut Ragusa's in Wahren und Lindenthal, — bei Breitenfeld — an, und rückte in drei Colonnen über das letztere, Lindenthal und Gütschena vor. Bei Möckern, an der Elster gelegen, war der Hauptkampf. 40 Kanonen, und das, gut zur Vertheidigung benutzte Dorf unterstützten hier die französische Infanterie. Als indessen der hier befehligende französische General Compans stark verwundet war, blieb Blücher's Sieg nicht mehr lange zweifelhaft, und indem er Möckern eroberte, das Geschütz der Feinde nahm, drohte er, nach Leipzig selbst vorzudringen, was bei dem Stande der Dinge in Süden einen furchtbaren Ausgang für Napoleon nehmen konnte, da es, als sich der Sieg für die Preußen und Russen entschied, erst um 3 Uhr Nachmittags war. Doch der französische Kaiser nahm, an der Spitze des ney'schen Corps, die zurückweichenden Schaaren Marmont's auf, und hinderte Blüchern, seinen Sieg weiter zu verfolgen. — So endete der 16. October auch hier. Rings um die ganze Stadt hatte der Kampf gewüthet. Noch trennte Wald und Fluß die Heere der Verbündeten im Süden und Norden. Noch wußten beide nichts von einander. Erst Abends am 17. ging im Hauptquartiere der Monarchen im Städtchen Rötha die Nachricht vom Siege bei Möckern ein. Napoleon war nur hier geschlagen; er war indessen aber zu schwach, zu bedroht, auch wol zu unschlüssig, am folgenden Tage die Massen in Süden auf's neue anzugreifen; diese waren ihrerseits von der Tapferkeit der franz. Truppen so empfangen worden, daß sie ebenfalls Bedenken trugen, das Glück der Schlacht auf's neue eher zu versuchen, bis die neuen Verstärkungen eingetroffen sein würden, die Benningsen von Dresden her, über Grimma herbeiführte, und welche jeden Augenblick erwartet werden konnten. So verstrich der trübe 17. October in einer stillschweigend beobachteten Waffenruhe, indessen die Vorposten beider Heere auf Flintenschuß einander gegenüber standen, und Napoleon, das Mißliche seiner Lage fühlend, machte durch den gefangnen Graf Meervelbt Anträge zu einem Waffenstillstande. Er verlangte, ruhig bis unter die Saale zurückgehen zu dürfen, versprach, die Festungen an der Oder und Weichsel zurückzugeben, und den Frieden selbst zu negoziren, fand aber, da seine Schwäche dadurch offenbar war, kein Gehör. Ein kleines Reitergefecht hatte in Norden Statt gehabt. Das vom ney'schen aufgenommne und verstärkte marmont'sche Corps hatte sich in der Linie von Gohlis nach Eutritzsch aufgestellt. Zwei Reiterregimenter mit einigen Kanonen wurden von Blücher angewiesen, sich auf den äußersten rechten feindlichen, ebenfalls aus Reiterrei bestehenden Flügel zu werfen. Diese Reiterei floh mit vollem Zügel nach Leipzig herein, und jubelnd kehrten die erstern mit 5 Kanonen und Gefangnen zurück, vom französischen Fußvolk, das dadurch nicht in Unordnung kam, nur wenig beunruhigt. Inzwischen war auf Blücher's linker Flanke der Kronprinz von Schweden am 17. des Nachmittags eingetroffen. Ney und Marmont wagten jetzt nicht mehr, im offnen Felde stehen zu bleiben. Sie gingen über die Parde nach Schönfeld, und indem nun Napoleon die böseste aller Schlachten, eine Defensivschlacht zu liefern gezwungen war, nahm er am 18., dem entscheidenden Tag über Deutschlands Schicksal, gegen die ungeheure Übermacht seiner Feinde eine Stellung mehr rückwärts, so, daß die zwei Flüße, Parde und Pleiße, zum Schutze der beiden Flügel dienten, während die Dörfer Connewitz, Probstheida, Holzhausen, Paunsdorf, Schönfeld, die Hauptpunkte

für Flügel und Fronte wurden. Die vorwärts liegenden Dörfer wurden nur mit Vorposten besetzt. Die Garden standen zwischen Probstheida und einer Windmühle, um von diesem Mittelpunkte aus zur Unterstützung nach jedem bedrängten Orte eilen zu können. In ihrer Mitte leitete Napoleon das Ganze. Poniatowski befehligte wieder am Pleißenufer, Ney und Marmont an dem der Parde. Zwischen Lösnig, vor Connewitz gelegen, und Propstheida ziehen sich Teiche und Weidendämme hin; sie besetzte Marschall Augereau. Macdonald befehligte in Holzhausen. Die nördliche Vorstadt von Leipzig ward durch eine Batterie gedeckt, die hinter der Parde in den Gärten Leipzigs aufgestellt war. Dombrowski und der Herzog von Padua leiteten hier. Bertrand sicherte das, für den Rückzug so wichtige Dorf Lindenau, und verjagte alles, was von Österreichern an der Elster stand, den Weg nach Lützen frei zu machen, auf welchem schon vom 18. October früh an alle unnützen Equipagen ꝛc. davon jagten. Das verbündete Heer unter Schwarzenberg dagegen hatte eines Theils wieder den Plan, den rechten französischen Flügel, wie es am 16. versucht wurde, an der Pleiße zu verdrängen, und in seinen Rücken zu gehn, anderntheils dem Heere unter Johann und Blücher die Hand zu bieten, wozu die, auf der grimma'schen Straße heruntergerückten Schaaren unter Benningsen die beste Gelegenheit boten. Blücher, der von allen Massen den äußersten rechten Flügel bildete, suchte hteils auf die nördliche leipziger Vorstadt zu wirken, und sie wegzunehmen, theils Schönfeld zu erobern, indem hier ein Damm durch die sumpfigen Wiesen über die Parde führte, während Johann, dieselbe zwei Stunden höher, bei Plaußig und Grasdorf hindurchwatend, theils bei Taucha auf der Brücke daselbst überschreiten ließ, und links nach Paunsdorf, rechts nach Schönfeld operirte. Die französischen Vorposten im Süden zogen sich schnell auf die Hauptstellung zurück. Dagegen ward diese in allen Punkten auf's tapferste vertheidigt. Die, unter dem Befehl des Erbprinzen von Hessen-Homburg herabdringende Colonne, welche die Pleiße gewinnen sollte, war so wenig im Stande, ihren Zweck zu erreichen, daß alle Reserven, selbst das von der Elster herangezogne giulay'sche Corps, den Kampf kaum im Gleichgewicht zu halten vermochten. Die erwähnte Linie zwischen Lösnig und Probstheida zu durchbrechen, gelang eben so wenig. Erst gegen Mittag ward Meisdorf erstürmt und verbrannt, ein einsames Vorwerk, was nun den Sturm auf Probstheida erlaubte. Aber von 150 Kanonen beschossen, von immer neuen Colonnen angegriffen, behaupteten sich die Franzosen auch hier, und blieben, nicht Sieger, doch unbesiegt. Dagegen traten mehrere Umstände zusammen, auf dem französischen linken Flügel die Schlacht so zu entscheiden, daß an ein Erneuern derselben bei Napoleon nicht zu denken war. Zwar waren alle Versuche Blüchers gegen das Gerberthor Leipzigs in der nördlichen Vorstadt umsonst und wurden mit Verlust zurückgewiesen. Eben so wenig konnte er über die Parde nach Schönfeld vordringen, da der einzige Paß dahin dadurch vernichtet ward, daß Ney die herrschaftlichen Gebäude, durch die er führte, in Flammen setzte. Die sumpfigen Wiesen aber hinderten jeden Versuch, mit Geschütz und Reiterei selbst heran und über die Parde zu kommen. Statt dessen war der Kronprinz Johann auf keine Schwierigkeiten gestoßen. Taucha war zwar von zwei Bataillonen des regnier'schen Corps besetzt, das Abends am 17. eingetroffen war. Eben so galt der heitere Blick, ein Vorwerk auf der Straße von Taucha nach Leipzig, als ein Punkt, der jedes Debouchiren aus Taucha durch die ring-

herum liegende Höhe und die Parde selbst beherrschte. Aber das regnier'sche Corps, das auch ihn besetzte, bestand aus Sachsen und Würtembergern, die des französischen Dienstes längst überdrüßig waren, in den Verbündeten nur Befreier ihres Vaterlandes sahen, und daher ging Taucha und der heitere Blick im Augenblick durch ihren Übertritt verloren. Um 1 Uhr hatte sich Johann bereits mit Benningsen vereint, der früh erst die französischen Vorposten aus Großpösna vertrieben und dann immer seine rechte Flanke so verlängert hatte, daß theils diese Verbindung möglich ward, theils der Marschall Macdonald, welcher Holzhausen vertheidigte, bei solcher Übermacht allmälig nach Stötteritz zurück mußte, und so stand dem Sturme auf Paunsdorf, das, nebst Probstheida, den zweiten wichtigsten Punkt in der feindlichen Fronte bildete, nichts entgegen. Er begann mit dem auf Probstheida fast gleichzeitig; mit gleicher Wuth und gleicher Tapferkeit ward auf beiden Seiten gekämpft, und wie bei Probstheida, würde auch hier der Erfolg unentschieden geblieben sein. Allein gegen Probstheida konnte Napoleon seine Garden zur Unterstützung vorführen, wenn der Kampf schwankte. Hier standen in Sellerhausen die zum regnier'schen Corps gehörigen Sachsen, und als diese Reserven dahin vorgehen sollten, gingen sie, wie ihre Brüder früh in Taucha und auf dem heitern Blicke, zu den Verbündeten mit 26 Kanonen über, die sogleich gegen die Franzosen gerichtet wurden. Nun erst suchte Napoleon diese große Lücke, das verlorne Terrain durch mehre von seiner Stellung aus unternommene Angriffe auszugleichen. Er konnte nur die gänzliche Niederlage verhüten. Jene Verhältnisse hatten auch über Schönfeld entschieden. Es ward von Taucha her nach dem hartnäckigsten Kampfe durch den Grafen von Langeron genommen, und das gänzliche Aufrollen des linken französischen Flügels verhütete Napoleon nur durch die schnell durch Volkmarsdorf herbeieilenden Gardereserven, wobei der sinkende Abend, die Erschöpfung von beiden Theilen das Ihrige auch that. Überall hatten die Franzosen auf dem linken Flügel, nach dem entsetzlichsten Widerstande, das Terrain verloren; indessen war ihre Linie doch keineswegs durchbrochen, nirgends in den Rücken genommen; die Hoffnung zu einem entscheidenden Siege bei der Übermacht der vollkommen vereinten Mässe der Verbündeten war dahin, aber der Rückzug in guter Ordnung nicht unmöglich, sobald Wege genug waren, auf welchen die Colonnen, ohne sich zu durchkreuzen, abziehen konnten. Auch die Verbündeten waren erschöpft und so wenig für die nächste Nacht zu etwas aufgelegt, daß man in ihren Bivouaks erst am Morgen sicher erfuhr, wie alle jene genannten Dörfer vom Feinde geräumt seien. Aber an solchen Colonnenwegen fehlte es. Alles, was im Felde um Leipzig herum stand, mußte am Ende in der westlichen Vorstadt zusammentreffen, von wo sich nun bis Lindenau $\frac{3}{4}$ Stunde lang ein enges Defilee bildet, ein Damm, auf dem nun alle Parks, alle Heerden, Equipagen, Reiter, Fußvolk in einer Colonne ziehen sollten, den mehre Arme der Elster durchschnitten. Dieses Verhältniß hätte sich durch zeitige Vorkehrung, durch mehre über Elster und Pleiße geschlagene Brücken in etwas abändern lassen; allein es war nicht das Geringste in der Art geschehen. Die unzeitige Angst eines Officiers, der damit beauftragt war, wenn sich die Vorhut der Verbündeten auf dem Steinwege der Vorstadt zeigen würde, die Elsterbrücke in die Luft zu sprengen, nahm einige auf einem Seitenwege herangeschlichene Wagehälse für den von ihm zu beachtenden Vortrab, und ließ die Brücke

Digitized by Google

vernichten, als noch 15 — 20,000 Mann zurück waren und mehr als 200 Kanonen herbeijagten. So endigte der Rückzug nach der Schlacht unter Umständen, wodurch es das Ansehen gewann, als sei die französische Armee in größter Unordnung aus dem Felde geschlagen worden. Was in der Schlacht selbst an Gefangenen, Kanonen und Gepäck nicht verloren gegangen war, wurde jetzt hier eingebüßt. Napoleon hatte schon am 16. Abends mit mehreren Marschällen das Hauptquartier in der Vorstadt genommen. Leipzig, schon seit Jahren keine Festung mehr, war doch schon seit mehreren Wochen in einiger Art gegen den ersten Anlauf festgemacht worden. Jetzt wurden noch in aller Eile die Mauern der sich auf's Feld öffnenden Gärten, des Kirchhofs, des Vierecks, wo die kleinen, zur Aufbewahrung des Pulvers bestimmten Gebäude stehen, mit Schießscharten für Geschütz und Fußvolk versehen. Poniatowski und Macdonald waren angewiesen, mit ihren Schaaren die Vorstädte so lange zu decken, bis die Hauptmasse hindurch sei, und sich dann fechtend anzuschließen. Als am 19. des Morgens die sichere Nachricht im Hauptquartiere der Verbündeten einlief, wie alle Stellungen vom Feinde verlassen seien: so wurde ihrerseits sogleich Befehl zum Aufbruch gegeben, um Leipzig theils durch Sturm, theils durch Beschießen zu nehmen. Selbst eine Batterie von englischen Brandraketen, die sich bei dem Heere Johanns befunden hatte, aber in der Schlacht selbst nicht von Wirkung gewesen zu sein scheint, war für den Nothfall aufgefahren. Der Anmarsch gegen die grimma'sche Vorstadt hatte keine Schwierigkeiten, aber der Kampf um diese selbst raubte noch manchem tapfern Krieger das Leben. Die Preußen, schon mehrmals im Besitz derselben, wurden durch das verheerende Feuer der den Steinweg festhaltenden französischen Truppen immer wieder hinausgetrieben, bis es ihnen gelang, durch einige auf's Feld sich öffnende Gärten einzudringen, dieses Thor von der Seite zu nehmen, und so festen Fuß zu fassen. Das nach Schönfeld führende Thor wurde nicht weniger standhaft behauptet. Am Gerberthore (in der nördlichen Vorstadt) war am Tage vorher den Frontangriffen Blüchers so kräftiger Widerstand geleistet worden, daß dieser sie endlich als unnütz aufgab und sich auf die Höhen nach Eutritzsch und Möckern zurückzog, einen Theil seiner Truppen unter Yorck nach der Saale zu sendend, den zu erwartenden Rückzug der Franzosen in der Flanke zu beunruhigen. Jetzt wurde es aber von russischen Jägern in der Fronte und seitwärts auf den Pardewiesen beschossen und gestürmt. Gegen 10 Uhr ungefähr waren die Verbündeten bereits in dem Besitz dieser drei Thore, und das Beschießen der in der größten Gefahr schwebenden Stadt, die durch einen Parlementair bei den Monarchen selbst um Schonung gebeten hatte, wurde für minder nöthig gehalten. Indessen hatten sich die aus den Thoren der Vorstadt vertriebenen Franzosen in dieser selbst in Ordnung aufgestellt und zogen in ziemlicher Ordnung, von Napoleon, der bei dem gebeugten Könige von Sachsen und dessen Familie Abschied nahm, als an den Thoren der wüthendste Kampf herrschte, zum Widerstand aufgemuntert. Napoleon selbst gewann mit Mühe und auf einem Umwege den Ausgang durch die westliche (ranstädter) Vorstadt und ihr Thor. Bald nachher flog die so wichtige Elsterbrücke durch Voreiligkeit des die Flatterminen befehligenden Kriegers in die Luft (s. Odeleben's angeführte Schrift). Wilde Verzweiflung, Angst erfüllte nun die Schaaren von Macdonald und Poniatowski. Alle suchten nun über die schmalen Brücken der Pleiße und in die hinter ihr liegenden

Digitized by Google

Gärten zu kommen, welche auf der andern Seite aber wieder von der Elster umflossen sind, die keine Brücken hatte. Aus Bretern, Balken, Thüren schlugen sie schnell eine solche im reichenbachschen Garten. Aber wie hätte sie nur dem hundertsten Theile der Fliehenden Raum gewährt? So sanken die Unglücklichen unter den Kolben ihrer Feinde auf dem Fleischerplatze, wohin sich von beiden Seiten der Vorstädte alles zusammengedrängt hatte, oder wurden in die Pleiße gedrängt, oder ertranken in der Elster, durch die sie sich schwimmend retten wollten. Poniatowski fand mit ihnen den Tod in ihren Fluthen. Macdonald war glücklicher. — Die Einnahme der innern Stadt kostete keine Mühe. Die zur Vertheidigung ihrer Thore aufgestellten badenschen Truppen leisteten wenig Widerstand. Noch tobte der letzte Kampf in der Vorstadt, als die Verbündeten an der Spitze ihrer Schaaren hereinzogen. So war die große Völkerschlacht geendigt. Sie hatte den Siegern gegen 45,000 Menschen gekostet. Ihre Folgen waren aber so groß, wie die, freilich viel weniger blutige, bei Breitenfeld von 1631. Vielleicht über 60,000 Mann verloren die Franzosen an Gefangenen, Todten, Verwundeten, wobei gegen 3000 Offiziere von allen Graden, nebst 300 Kanonen und einer unglaublichen Menge von Fuhrwerk. Der Zauber der Unüberwindlichkeit des französischen Kaisers war dahin. Die Kunst, ihn in offnem Felde zu schlagen, die J. v. Voß noch nach der lützner Schlacht für noch nicht erfunden erklärte, war nun gefunden. Der Rheinbund, längst von allen Fürsten und Völkern Deutschlands gehaßt, löste sich in dem Augenblicke auf, wo die Nachricht eintraf. Sachsen, dessen König von Leipzig abgeführt ward, Westphalen, das 1807 entstandene Königreich, waren unmittelbare Früchte des Sieges und gewährten an Menschen und Bedürfnissen aller Art zwei reiche Hülfsquellen. Bis zum Rhein konnte Napoleon nirgends auch nur einen Tag rasten, da auf beiden Seiten große Schaaren folgten, ein Heer auf dem Fuße nachdrängte, die Kosaken seinen Vortrab machten und die sich an das große Bündniß schon am 8. October angeschlossenen Baiern den Weg über den Main gänzlich zu verlegen drohten. So ward bei der Entmuthigung der französischen, der Begeisterung der verbündeten Schaaren, dem raschen Verfolgen dieser, jeder Schritt mit neuem Verlust an Menschen und Geschütz bezeichnet, und obschon Napoleon sich den Weg durch die Baiern nach dem Rheine bei Hanau öffnete, so waren doch die hinübergeführten Reste kaum eine Armee zu nennen. Es gehörte ein Geist, wie der seinige war, dazu, nach solchem Unfalle doch noch den Kampf in Frankreich selbst ein halbes Jahr fortzusetzen und die Übermacht, die ihn hier auf allen Seiten alle Tage bestürmte, öfters selbst in eine so zweideutige Lage zu bringen, daß er einmal nicht ohne allen Grund sagen konnte: „Ich bin Wien näher, als sie es Paris sind."

*Lemierre (Anton Maria), französischer Schauspieldichter, geb. 1733 zu Paris. Sein Vater, ein Sperer, legte sich jedes Opfer auf, ihm eine gute Erziehung geben zu lassen. Die ausgezeichneten Anlagen, die der junge Dichter früh verrieth, bewogen den reichen Finanzpachter Dupin, ihn mit dem Titel eines Secretairs zu sich zu nehmen, um ihm, ohne sein Zartgefühl zu beleidigen, die Mittel zu geben, seinem Hange zur Dichtkunst sich zu überlassen. Mehrere seiner Gedichte wurden von Akademien gekrönt, wie unter andern sein Gedicht über den Handel, worin der Vers: Le trident de Neptune est le Sceptre du monde, vorkommt, den man den Vers des Jahr-

hunderts nannte. Er wandte sich bald zur dramatischen Dichtung, und sein erstes Stück: Hypermnestra, fand 1758 einen außerordentlichen Beifall. Man hält dieses Stück für diejenige seiner Arbeiten, welche die beste Anlage hat. Doch sagt ein Spötter nicht mit Unrecht: Es ist ein Trauerspiel zum Malen; ein Witzwort, das man später auf die meisten Arbeiten des Verfassers angewandt hat. Unter seinen spätern dramatischen Werken stachen nur Wilhelm Tell, der besonders in der neuen, kurz vor dem Anfange der Revolution auf die Bühne gebrachten Bearbeitung außerordentlichen Beifall gewann, und die Witwe von Malabar hervor. Nur diese drei Stücke haben sich, trotz ihrer Fehler, auf der Bühne erhalten. Es fehlt Lemierre's Arbeiten nicht an Feuer und Leben, aber zu dem Beifall, den das französische Publicum ihnen eine Zeit lang schenkte, trug sehr viel bei, daß er die dramatische Wirkung durch gut berechnete Decorationen zu verstärken wußte. Den Leser, der einen wohl angelegten Plan, gut durchgeführte Situationen, eine reine Diction sucht, befriedigen sie nicht. Besonders ist die Sprache die schwache Seite des Verfassers; doch findet man in allen seinen Trauerspielen Verse, die sich durch kräftige Gedanken und edeln Ausdruck auszeichnen. Unter seinen übrigen Dichtungen sind auch seine Gedichte über die Malerei (1769) und die Jahresgebräuche (Les Fastes ou les usages de l'année, 1779) nicht ohne schöne Einzelnheiten. Lemierre erwartete nach Voltaire's Tode die Aufnahme in die Akademie; aber noch empfindlicher, als die erste Täuschung, die er erfuhr, als ihm Ducis vorgezogen wurde, war ihm zwei Jahre nachher die zweite, und er sagte bitter von dem ihm vorgezogenen Chabanon: Kein Wunder, daß er gesiegt hat; er spielt die Geige, ich nur die Leier. Ähnliche unbefangene Äußerungen seiner Eitelkeit hörte man oft von ihm. Erst 1731 ward er, als Batteux gestorben war, Mitglied der Akademie. Die Greuel der Revolution warfen ihn in eine Art von Betäubung, und er starb 1793, fast aller Mittel zu seinem Unterhalt beraubt. Seine Werke wurden 1810 von Perin in 3 Bdn. gesammelt.

Lemoine (Franz), Geschichtmaler, geb. 1688 zu Paris. Er kam im 15ten Jahre zu dem Maler Galloche, bei welchem er 12 Jahre blieb, während welcher Zeit er besonders die Werke von Carlo Maratti und Pietro de Cortona studirte. Er machte schnelle Fortschritte und ward 1718 zum Mitgliede der Akademie aufgenommen; aber da die Kriegsunruhen während des spanischen Erbfolgekriegs die Unterhaltung von Kunstzöglingen in Rom verhindert hatten, so mußte der junge Maler, dem eigne Mittel fehlten, seinen Wunsch, Italien zu besuchen, aufgeben, bis endlich ein reicher Kunstfreund, Namens Bergier, 1723 ihn zu seinem Begleiter nahm; doch konnte ein Aufenthalt von 6 Monaten in Italien, zu einer Zeit, wo sich sein Talent schon ausgebildet hatte, ihm nicht so nützlich sein, als es früher eine Beschäftigung mit Roms Kunstschätzen gewesen sein würde. Er vollendete jedoch eines seiner besten Gemälde, eine in's Bad steigende Frau, während seines Aufenthalts in Bologna, Venedig und Rom. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland ward er zum Professor der Akademie ernannt und fand bald Gelegenheit, seine Kunstgaben in dem Denkgemälde der Kapelle der heil. Jungfrau in der Kirche St. Sulpice zu zeigen, dessen Gegenstand die Himmelfahrt ist, wiewol das Bild hinsichtlich der Compositionen gegründeten Tadel erfuhr. Das Gemälde hatte so sehr gelitten, daß alle Vorzüge, die der Künstler demselben gegeben hatte, verwischt und nur die Fehler sichtbar geblieben

Digitized by Google

waren, und seit es 1780 von Callet völlig hergestellt worden ist, kann es nicht mehr für Lemoine's Werk gelten. Später malte Lemoine die Decke im Herkulessaal zu Versailles, das größte Gemälde in Europa, da es 64 Fuß lang und 54 breit ist, ohne von irgend einer architektonischen Unterbrechung getheilt zu sein. Es hat 142 Figuren. Er hatte die Arbeit beinahe vollendet, als er bemerkte, daß die Hauptgruppe ein wenig zu tief stand, und er besann sich nicht, sie höher zu rücken, wodurch aber Änderungen fast in allen andern Gruppen nothwendig wurden. Die Anstrengungen, welche diese fünfjährige Arbeit ihm kostete, hatten seine Gesundheit geschwächt; dazu kamen häusliche Unfälle, die seine von Natur schwermüthige Stimmung erhöhten und Empfindlichkeit über die Gunstbeweise, die geringere Künstler erhielten, und alle diese Umstände wirkten vereint, seinen Verstand zu zerrütten. In einem Anfalle von Wahnsinn nahm er sich 1737 das Leben. Bei unbefangener Würdigung seiner Arbeiten kann man nicht leugnen, daß hauptsächlich durch ihn die französische Schule in Verfall gerieth. Seine Zeichnung ist unrichtig, seine Formen sind manierirt; Fehler, die gut geordnete Gruppen und blendendes, wenn auch nicht wahres Colorit nicht verdecken können.

Lemures (Maniae, Lamiae) waren bei den alten Römern die Seelen der Verstorbenen, und zwar diejenigen, welche in der Nacht als Gespenster erschienen und die Menschen beunruhigten, daher ihnen auch der Beiname der nächtlichen oder der schwarzen gegeben wurde. Um sie aus dem Hause zu verbannen, feierte man in den Nächten des 9., 11. und 13. Mai ein besonderes Fest, welches nach ihnen Lemurien (Lemuria, Lemuralia, Remuria) hieß. Um Mitternacht, wenn Alles schlief, stand der Hausherr auf und ging barfuß, leise und stillschweigend zu einem Brunnen. Durch ein Schnippchen, welches er eben so stillschweigend schlug, wehrte er die Schatten ab. Am Brunnen wusch er die Hände, ging wieder zurück, nahm schwarze Bohnen in den Mund und warf solche, ohne sich umzusehen, neunmal über den Kopf hinter sich, indem er jedesmal dabei die Worte aussprach: Haec ego mitto, his fabis me meosque redimo (dies sei für euch; mit diesen Bohnen kaufe ich mich und die Meinigen los). Darauf wusch er sich nochmals die Hände, schlug an ein kupfernes, hohles Gefäß und sagte dabei neunmal mit bittendem Tone: Manes, exite, paterni (zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren!) Nun sah er sich um, und die Feier war vollendet. Man glaubte, die Geister kämen und sammelten die Bohnen auf.

Lenoir (Jean Charles Pierre), sehr berühmter Polizeipräsident in Paris, wurde daselbst 1732 geboren. Er bekleidete von 1752 an, wo er zuerst in Staatsdienste trat, verschiedene Gerichts- und Polizeiämter und wurde 1774, nachdem er zuvor zur Zufriedenheit der Regierung die Intendantur in Limoges verwaltet hatte, zum Staatsrath und Chef der Polizei in der Hauptstadt und endlich zum Bibliothekar des Königs und Präsidenten bei der Finanz-Commission ernannt. In allen diesen Posten benahm sich Lenoir mit einer so auszezeichneten Geschicklichkeit, besonders bei einigen vorkommenden schwierigen Untersuchungen (wie z. B. in der Angelegenheit mit Chaletais), daß das damalige Gouvernement ihm die verwickeltsten Geschäfte übertrug. So ward er unter andern bei der beabsichtigten Wiederherstellung des Parlaments von Paris gebraucht, wodurch man das von der Provinz zu unterdrücken suchte, und er wußte sich auch hier mit solcher Klugheit zu benehmen, daß er meist stets die streitenden Inter-

Digitized by Google

essen vereinigte. Als Präsident der Polizei in Paris bekam er jedoch wegen der Art und Weise der Verpflegung dieser Stadt mit dem Minister Türgot, welcher einen andern Weg, wie Lenoir, glaubte einschlagen zu müssen, in Zwiespalt; dennoch entschloß sich der Minister nur ungern, einen so brauchbaren und vom Publicum geachteten Beamten von seiner Stelle zu entfernen, und Ludwig XVI. milderte durch ein eignes verbindliches Handschreiben das Bittere der Absetzung. Bald ward Lenoir jedoch, da sich der von Türgot entworfene Plan als unhaltbar auswies, zur Freude der Einwohner von neuem mit der kaum entzogenen Stelle beauftragt, und der thätige Mann widmete nunmehr seine ganze Sorgfalt der Verbesserung mehrer öffentlichen Anstalten. Ein von ihm, oder vielmehr unter seinen Augen verfertigtes Werk: „Détail sur quelques etablissemens de la ville de Paris, demandé par S. M. J. la reine de Hongrie" (Paris, 1780) gibt hierüber die genügendste Auskunft und man sieht aus demselben, was durch und von ihm für die Verbesserung der Hospitäler, Gefängnisse, der Waisen- und Findelhäuser, der Feuer-, Rettungs- und Reinlichkeitsanstalten, kurz für alles das gethan wurde, was Vorwurf einer guten Polizeiverwaltung ist. Außerdem ward aber auch noch von ihm eine eigne Backanstalt, die Bedeckung der Korn- und Leinwand-Halle, die Errichtung einer Leihbank und die Verbesserung der Straßenbeleuchtung betrieben, so wie er auch seine Sorgfalt dahin richtete, daß die bis dahin bei den Milchverkäufern üblichen Kupfergefäße abgeschafft, Hallen zum Verkauf des Fleisches und anderer Nahrungsmittel erbaut, und die noch mitten in der Stadt befindlichen Kirchhöfe außerhalb derselben verlegt wurden. Trotz dieser Trefflichkeit in Verwaltung seines schweren Amtes, hatte Lenoir indeß doch den Verdruß, nach Niederlegung seiner Stelle und nachdem er den Posten eines Bibliothekars beim König überkommen hatte, sich von Neidern verunglimpft und sogar in öffentlichen Druckschriften angegriffen zu sehen; doch siegte bald die gute Sache und sein Verdienst und seine Rechtschaffenheit fanden allgemeine Anerkennung. Bei Ausbruch der Revolution begab er sich erst nach der Schweiz, dann nach Wien, wo ihn Kaiser Paul I. von Rußland für seine Dienste zu gewinnen suchte. Der Tod dieses Monarchen brach indeß die deshalb Statt findenden Unterhandlungen ab und Lenoir kehrte 1802 in sein Vaterland zurück, woselbst er über mehre Punkte der öffentlichen Verwaltung zu Rath gezogen wurde und den damaligen Polizeiminister Fouché in Erstaunen setzte, als er ihm bewies, mit wie wenig Kosten er einst die Verwaltung der Polizei in Paris bestritten habe. Da Lenoir fast sein ganzes, ohnedem nur mäßiges Vermögen in der Revolution verloren hatte, so ward ihm, mit Erlaubniß der Regierung, von dem von ihm gestifteten Mont-de-Piété ein Jahrgeld von 4000 Francs ausgesetzt, und ein Mann, dem er in früherer Zeit einmal einen Dienst erwiesen hatte und der unterdessen reich geworden war, übergab ihm ein Landhaus in der Nähe von Paris zum lebenslänglichen Gebrauch. Von hier kam Lenoir, die letzten Tage seines Daseins in Ruhe verlebend, oft in die Hauptstadt, woselbst er auch 1807 im 75. Jahre seines Alters starb. Rühmlich muß man noch seinen großen Antheil an der Abschaffung der Folter in Frankreich bei peinlichen Gerichtsverfahren bemerken.

Lepanto, See-Schlacht von, zwischen den Türken und Spaniern im October 1551 geschlagen. Die Türken, welche im Golf von Lepanto vor Anker lagen und in Erfahrung brachten, daß sich die

Digitized by Google

Christen von Corfu her näherten, um sie anzugreifen, verstärkten ihre Flotte so viel, als nur thunlich war; sie brachten sie auf 250 Galeeren, 70 Fregatten und Brigantinen. Die christliche Flotte bestand dagegen aus 210 Galeeren, 28 Transportschiffe und sechs Galeassen mit schwererem Geschütz besetzt; sie war von Johann von Österreich befehligt. Noch vereinigte sich mit der Hauptflotte eine von den Venetianern gesandte Hülfsflotille und eine Zahl von päpstlichen Galeeren. Die Zahl und die Mannschaft der türkischen Schiffe überstieg aber die der christlichen immer bedeutend. Die beiden Flotten näherten sich auf Schußweite und suchten dann gegenseitig zum Entern zu gelangen. Man bediente sich aller alten und der neuern Waffen und focht mit Bogen, Wurfspießen, Enterhaken, aber auch mit Kanonen, Musketen, Piken und dem Schwerte. Don Johann von Österreich, der Oberbefehlshaber, und Veniero, der Befehlshaber des venetianischen Geschwaders, griffen selbst den türkischen Admiral Ali an, und waren so glücklich, sein Schiff zu erobern und ihn zum Gefangenen zu machen. Sie schlugen ihm sogleich den Kopf ab und steckten diesen auf die Spitze seiner eigenen Flagge. Der Sieg erklärte sich für die Christen. Die Türken verloren an 150 Schiffe, mehr als 15,000 von ihnen wurden getödtet und 5000 christliche Sklaven in Freiheit gesetzt. Aber auch der Verlust der Christen war bedeutend. Man schätzte die Zahl ihrer Getödteten und Verwundeten auf 5000.

Lesage (Alain René), der berühmte Verfasser des Gil Blas von Santillana, wurde um das Jahr 1668 zu Sarznau, einer kleinen Stadt auf der Halbinsel Ruys, 4 Stunden von Vannes in Bretagne geboren, wo sein Vater Notarius war. Da er seine Ältern früh verlor und durch einen Onkel um sein kleines Vermögen kam, so ward er in's Collegium der Jesuiten zu Vannes gebracht, woselbst er sich bald durch seinen Fleiß auszeichnete, von den Vätern der Gesellschaft Jesu, die ihn auf ihren Meierhöfen in der Bretagne anstellten, aber so wenig gut behandelt wurde, daß er seine dortige Function verließ und seitdem einen tiefen Widerwillen gegen die Gleisnerei derselben empfand und sich später durch seine geistreichen Schriften an ihnen für das Unrecht rächte, das sie ihm mochten erwiesen haben. 1692 kam er nach Paris, theils um seine Studien fortzusetzen, theils sich ein Unterkommen zu suchen. Das Glück begünstigte ihn hier; er fand Zutritt in mehrern guten Häusern, und eine reiche Dame, deren Herz er gewonnen hatte, unterstützte ihn. Nach Auflösung dieser Verbindung schloß er eine neue mit der Tochter eines Bürgers von Paris, Namens Huyard, die er auch im September 1694, nach Erlangung der bischöflichen Erlaubniß dazu, heirathete. Von jetzt an widmete sich Lesage, der sich anfänglich als Advocat beim Parlament hatte einregistriren lassen, ganz der Literatur, und sein erstes Werk, wodurch er sich bekannt machte, was jedoch nur eine ziemlich kühle Aufnahme fand, war eine Übersetzung der griechischen Briefe des Aristenät, die 1695 erschienen. Dieser nicht glänzende Erfolg schreckte ihn jedoch nicht ab, und er wies sogar ein sehr vortheilhaftes Anerbieten zu einer Anstellung zurück, welches ihm der Marschall Villars machte. Durch einen Freund, den Abbé de Lyonne, der ihn vielfältig unterstützte und eine Rente von 600 Livres aussetzte, mit der spanischen Literatur vertraut werdend, fing Lesage nun an, mehre Lustspiele von Lopez de Vega, Francesco de Roxas u. A. zu bearbeiten, und 1704 bis 1706 erschien seine Übersetzung von Cervantes Don Quixotte. Diese Arbeiten sowol, wie der von ihm ein Jahr

darauf herausgegebene Diable boiteux (nach El Diablo Cojuelo, von Don Louis Velez de Guevara, s. d. Art. Bd. 4.) gründeten seinen Ruf als Autor, der durch den 1715 zum ersten Mal an's Licht tretenden Gil Blas von Santillana die allgemeinste Ausbreitung erhielt. Auch auf der Bühne machten mehre seiner Arbeiten Glück, wie z. B. vorzüglich „Crispin, rival de son maître," und „Turcaret," und der fleißige Schriftsteller, der nach und nach, außer einer ansehnlichen Menge noch anderer Romane und Theaterstücke, auch eine nicht uninteressante Sammlung von Anekdoten und geschichtlichen Charakterzügen, auch eine Übersetzung von Bojardo's Orlando innamorato publicirte, sah, in glücklichen häuslichen Verhältnissen lebend, einem ruhigen Alter entgegen, das nur dadurch einigermaßen getrübt wurde, daß zwei seiner Söhne sich, gegen seinen Willen, dem Theater widmeten. Doch glich sich auch noch dieses Mißverhältniß durch die Verwendung seines zweiten Sohnes, der sich dem geistlichen Stande gewidmet und ein Kanonikat zu Boulogne erhalten hatte, aus, und Lesage verzieh, hingerissen von der Künstlerschaft seines ältesten Sohnes, welcher sich als Schauspieler Montmenil nannte, den Beiden. Doch raubte ihm der Tod bald die Freude an diesem Sohne, und dies Ereigniß wirkte so tief auf den Greis, daß er sich mit seiner Gattin aus seinen gewohnten Kreisen in der Hauptstadt zurückzog und nach Boulogne wandte, wo er in den Armen der Seinen, beinahe 80 Jahre alt, den 17. Nov. 1747 starb. Bemerkung verdient noch, daß Lesage die letzte Zeit seines Lebens einen besondern Einfluß des Sonnenlichts auf seinen Körper empfand. Sobald nämlich sich dies Gestirn dem Meridian näherte, fühlte er sich wohl, kräftig und leicht; wenn aber der Tag sich zu neigen begann, fiel er in einen Zustand von Schwäche und Abspannung, der regelmäßig bis zum Wiederanbruch des neuen Tages dauerte.

Lesüeur (Jean Baptiste) ein berühmter Componist Frankreichs und ein Nachkomme des großen Malers gleichen Namens (s. den Band 5), wurde 1763 zu Paris geboren. Er kam sehr jung in die Musikschule der Kathedrale zu Amiens, und als er seine musikalischen Studien in dieser Stadt vollendet hatte, ward er erst bei den Kathedralen zu Saez und Dijon, und 1784 auf Gretry's, Gossec's und Philidor's Verwendung in Paris an der Kirche der Innocents als Musikdirector angestellt. Hier gewann er bald Sacchini's Freundschaft, und dieser große Tonsetzer unterstützte ihn vielfach bei seinen ersten Compositionen mit seinem belehrenden Rath. 1786 erhielt Lesüeur von mehren Concurrenten die Metropole von Paris und hier erwarb er sich sowol durch seine großartigen und geistreichen Tondichtungen, als durch die Trefflichkeit, wie er sein Orchester leitete, die allgemeinste Anerkennung. Bald zog ihn aber sowol Neigung, als Sacchini's Rath, zu einer andern Bahn hin, und er fing an, für das Theater zu arbeiten. Das erste Werk, welches er in dieser Hinsicht aufstellte, war die Oper Telemach, welche er jedoch beim großen Opertheater nicht anbringen konnte, und deswegen sich genöthiget sah, sie dem Theater Feydeau zu übergeben, wo sie mit dem größten Erfolge gegeben wurde. 1788 legte Lesüeur, entschlossen, sich ganz der theatralischen Musik zu widmen, seine Stelle an Notre Dame nieder, und lebte bis 1792 bei einem Freunde und Gönner, dem Herrn Bechard de Champagny, in dessen Hause er so anhaltend arbeitete, daß sein, für seine Gesundheit besorgter Wirth, um ihn von nächtlichen Arbeiten abzuhalten, ihm nicht mehr Licht zukommen ließ, als höchstens nöthig war,

gitized by Google

die halbe Nacht aufzubleiben. Lesüeur beschäftigte sich eben damals mit Componirung seiner Oper: la Caverne; da ihm nun einstmals das Licht ausging, und er dennoch sich nicht unterbrechen lassen wollte, so legte er sich platt auf die Erde hin, und schrieb am Kamin beim matten Schimmer einiger aufgefundenen Holzscheite so lange fort, daß ihn am andern Morgen Herr Champagny noch in dieser unbequemen Stellung fand. Nach vielen Hindernissen, die ihm der Schlendrian und üble Wille der Bühnenmenschen in den Weg legten, gelang es ihm endlich 1793, seine neue Oper (la Caverne) in die Scene zu bringen, die dann durch die Neuheit, Tiefe und geniale Bezeichnung der darin auftretenden Charaktere, besonders aber durch ihre zwar ungemein schweren, aber im größten Styl verfaßten Chöre, den glänzendsten Beifall erhielt und von Kennern und Nichtkennern geschätzt wurde. Später componirte er noch Paul und Virginie, den Tod Adam's und die Barden. Das letzte Werk, sein vollendetstes, in welchem der Componist den Geist Ossian's beschworen zu haben scheint, erwarb ihm die Zuneigung des Kaisers Napoleon in einem solchen Grade, daß ihn derselbe zum Nachfolger von Paisiello am Conservatorium ernannte, ihm den Orden der Ehrenlegion verlieh, und eine goldene Dose mit der Inschrift: Der Kaiser der Franzosen dem Componisten der Barden, schenkte. Mit Cherubini, Mehul, Langlé und Rigal arbeitete Lesüeur an dem von Catel 1816 herausgekommenen Werk: sur les Principes élémentaires de musique; außerdem hat man noch von ihm einen Essai sur la musique sacrée (1787 in 8.) und Lettres et réponse à Gaillard, sur l'opéra de la mort d'Adam, et sur plusieurs points d'utilité relatifs aux arts et aux lettres (1801 in 8.)

Lethargie ist ein tiefer und langer Schlaf, der übrigens von keiner speciellen Verletzung der Lebensorgane begleitet wird. Alle Symptome der Lethargie haben einen Urstoff im Gehirn. Ist dieses bei Menschen oder Thieren bloß und erfährt irgend einen Druck, so entsteht Reiz zum Schlafe. Es ist wahrscheinlich, daß bei solchen Schlafsüchtigen einige Theile des Gehirns an einer Geschwulst leiden. Ist der Puls des Schlafsüchtigen ruhig, so pflegen die Ärzte augenblicklich während der Schlafperiode nichts zu verordnen, als etwa kalte Bähungen. Ist er unruhig, so pflegen sie heftige Reizmittel sofort anzuwenden.

*Leuwenhöck (Anton), ein berühmter holländischer Physiker, wurde 1632 in Delft geboren und starb den 26. August 1723. Die von ihm verfertigten Mikroskope und Brillengläser erwarben ihm bald einen großen Ruf, und dieser vermehrte sich noch durch seine zu jener Zeit ungemein imponirenden Kenntnisse sowol in der Anatomie, als Physiologie. Seine, zum Theil gründlichen, zum Theil aber auf falschen Ansichten beruhenden Untersuchungen sowol über die Circulation des Blutes, wie über die Zusammensetzung desselben, über die Construction des Gehirnes, der Nerven, der Art der thierischen Befruchtung u. s. w. machten zu seiner Zeit großes Aufsehen, und wurden der Gegenstand vielfacher gelehrter Streitigkeiten, dienten aber nur theilweise der Wissenschaft zum wahren Nutzen, da Leuwenhöck, bei allem Fleiß doch oft durch vorgefaßte Meinungen sich zu falschen Schlußfolgen verleiten ließ. An Peter I. von Rußland fand Leuwenhöck einen großen Bewunderer, und dieser Monarch überhäufte bei seiner Durchreise durch Delft den berühmten Mann mit Zuvorkommenheiten. In den Memoiren der königl. Gesellschaft der Wissenschaften

zu London sind die Briefe und Abhandlungen abgedruckt, welche Leuwenhöck zu verschiedenen Zeiten sowol an diese Akademie, als an einzelne Gelehrte sendete, und eine lateinische Übersetzung seiner ursprünglich in holländischer Sprache geschriebenen Werke kam zwischen 1695 und 1719 in 4 Quartbänden zu Delft unter dem Titel: Arcana naturae detecta heraus, und wurde dann 1722 in Lyden neu aufgelegt. In der Hauptkirche zu Delft befindet sich ein prachtvolles Denkmal, welches Leuwenhöck zu Ehren daselbst errichtet worden ist.

Levaillant (Franz) der bekannte, wenn auch eben nicht durch seine Wahrhaftigkeit berühmte Reisende, ist in Paramaribo, der holländischen Colonie in Guiana (Surinam) geboren. Von der frühesten Kindheit an zeigte er einen fast leidenschaftlichen Hang zum Studium der Naturgeschichte, insbesondere der Ornithologie. In Europa angekommen wuchs noch sein Eifer, der nur durch große Reisen in die entferntesten und unbekanntesten Länder schien gestillt werden zu können. Er fand in Amsterdam insbesondere an dem bekannten großen Ornithologen Temmink einen Gönner, der ihn in seinen Planen und Entwürfen auf das Kräftigste unterstützte, und sich von ihm eine große Bereicherung seiner bedeutenden naturhistorischen, vorzüglich ornithologischen Sammlungen versprach; eine Hoffnung, worin Levaillant Temmink auch nicht getäuscht hat. Levaillant wendete sich zuerst nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, mit der Absicht, von da in's Innere von Afrika zu dringen, wo er mit Recht eine reichliche Ernte zu machen hoffte. Seine auf dieser Reise angelegten Sammlungen gingen aber sammtlich verloren. Das Schiff, auf welchem sie nach Holland verladen waren, wurde von den Engländern angegriffen und in Folge des Gefechts in Brand gesteckt, wodurch die ganze Ladung von den Flammen verzehrt wurde. Durch Herrn Temmink's Unterstützung wurde es Levaillant aber möglich gemacht, eine zweite Reise zu unternehmen, die er nun mit einer ziemlich bedeutenden Caravane nach den, nördlich der Colonie gelegenen Ländern richtete. Unüberwindliche Schwierigkeiten erlaubten ihm aber nicht, seinen abenteuerlichen Zug so tief in's Innere Afrikas fortzusetzen, als es in seinen Ideen lag. Indessen war das Resultat und die Ausbeute immer bedeutend genug. Auf einer spätern Reise war er nicht minder glücklich. Man wirft den Erzählungen Levaillant's vor, daß sie nicht immer genau, ja oft sogar gegen alle Wahrscheinlichkeit sind, ein Vorwurf, der sich jedoch nicht völlig ausmitteln läßt. Was ihm aber nicht abzusprechen, ist die Gabe der lebhaftesten Darstellung, und eine gewisse, sehr anziehende, philosophische Originalität, die beides für seine Erzählungen und seine Reiseabenteuer das Interesse eingeflößt hat, das sie in ganz Europa gefunden haben. Seine erste und zweite Reise, die zuerst 1789 und 1796 in franz. Sprache im Druck erschienen, sind von Reinhold Forster in's Deutsche übersetzt worden. (Berlin, Voßsche Buchhandlung.) Außerdem hat man von ihm mehre naturhistorische Werke und Monographien. Die wichtigsten derselben sind: Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique, 1799—1807 in 50 Lieferungen in Fol. und die Histoire naturelle des Perroquets, 1801—1805. 2 Bände in Fol.

Leyden (Jan oder Johann von,) s. Taufgesinnte.

Leyden, Lucas von, s. Lucas von Leyden.

L'hopital, M. de, s. Hopital.

Libertinage. Wenn der rohe Wilde seinem Naturtriebe folgt, so wird ihn dieser selten so weit verführen, daß er oder Andere Scha-

Digitized by Google

den davon haben. Der gesittete und gebildete Mensch aber muß die thierischen Triebe dem Sittengesetze unterordnen, wenn sie nicht die Schranken überspringen und verderblich werden sollen. Denn der Zustand der Cultur steigert die Genußlust, vervielfältiget die Mittel der Befriedigung, erweckt die Triebe schon dann, wenn sie bei dem natürlichen Menschen noch schlummern, und erregt sie viel häufiger, als es im natürlichen Zustande geschehen würde. Wo aber das Gesetz die Genußlust nicht mehr zu beschränken im Stande ist, wo sie vielmehr vorwaltendes Bestreben des einzelnen Menschen, oder gar eines ganzen Volks wird, da bricht Verderben ein; es ergreift zuerst das Leben des Ausschweifenden selbst, verbreitet sich am Ende über das ganze Geschlecht, welches unrettbar zu Grunde geht. Beispiele des Verderbens, welche Ausschweifungen dem Einzelnen bringen, hat jeder Arzt zu beachten Gelegenheit: den Schaden, den ganze Völker schon haben, lehrt die Geschichte. In beiden Fällen wird die Lebenskraft (des Einzelnen oder ganzen Volkes) abgestumpft, gelähmt, erschöpft. Das Seelenleben verliert seine schöpferische Kraft, das Gemüth wird erst empfindlerisch, bald abgestumpft, der Verstand träge, der Aufschwung in das Reich der Ideen ist unmöglich, die Nerventhätigkeit wird erst krankhaft erregbar, dann stumpf; die Bewegungskräfte erschlaffen und werden vernichtet, die Ernährung des Körpers leidet, er sinkt in Abzehrung und in ein frühzeitiges Grab; und die Nachkommenschaft erbt nicht nur die Sünden der Väter, sondern auch schon die Folgen derselben. Nun denke man sich ein Volk, dessen größter Theil so beschaffen ist, und frage sich, ob es ein kräftiges Leben wird führen können. Im Gegentheil werden die Bande, die es zusammenhalten sollen, gelöset, und eine Selbstvernichtung zerstört dann dasjenige, was äußeren Stürmen Jahrhunderte lang widerstanden hatte.

Libyen oder **Lybien**, bei den alten Geographen ein großer Theil von Nordafrika, westlich von Ägypten, der sich in das äußere und innere, auch wol in das eigentliche, das marmaricanische und das cyrenäische Lybien theilte. Zuweilen verstehen die Griechen unter dieser Benennung ganz Afrika.

Licht heißt im Allgemeinen und in Beziehung auf das Auge der Menschen und Thiere, das Medium der Sichtbarkeit, oder das Phänomen des Leuchtens, d. h. des Offenbarwerdens der Körper durch den Sinn des Gesichts. In dieser Beziehung unterscheidet man die Körper in selbstleuchtende (aus eigener Kraft Licht gebende oder zeugende) und erleuchtete, mitleuchtende (für sich dunkle), die nur leuchten, wenn sie von einem Selbstleuchter erleuchtet, d. h. zum Mitleuchten erregt werden. Eine andere Frage ist die nach der Natur, nach der Genesis oder Entstehung (dem Ursprung) des Lichts, wobei es darauf ankommt, zu wissen, was das Licht an sich, abgesehen von jener Beziehung auf das Auge, sei? In dieser Hinsicht aber konnte es bisher unter den Physikern zu keiner wahren Aufklärung kommen, weil sie (aus Mangel der philosophischen Betrachtungs- und Untersuchungsweise), auf Einseitigkeiten verfielen und einander mit unsichern Hypothesen bekämpften. Einige betrachten das Licht als einen Stoff, der von den leuchtenden Körpern, namentlich von der Sonne ausgehe oder ausfließe (Newton's Emanationssystem); Andere setzen die Natur des Lichts in die Erschütterung einer feinen Materie (des Äthers), ähnlich der Erschütterung oder schwingenden Bewegung der Luft bei der Entstehung und Fortpflanzung des Schalls (Euler's mechanische Lichttheorie); noch Andere lassen das Licht auf chemische Weise sich in

Digitized by Google

der Sonne entwickeln und durch fortschreitende Zersetzung der Sonnenatmosphäre und des Äthers von der Sonne bis zur Erde und den übrigen Planeten sich fortpflanzen. Alle diese Theorien kommen darin mit einander überein, daß sie das Licht blos materiell als (todten) Stoff setzen oder betrachten, ohne zu berücksichtigen, daß ohne Activität oder Thätigkeit eine Erscheinung in der Welt so wenig möglich ist, als ohne räumliches Bestehen, d. h. ohne Stoff. Dagegen sind einige Physiker auf die entgegengesetzte Einseitigkeit gerathen, indem sie die Immaterialität des Lichts behaupten, letzteres als bloße Thätigkeit betrachten, und also bei der Erklärung des Lichts von allem Stoff abstrahiren zu müssen glauben. Die wahre Ansicht von der Natur des Lichts kann nur die sein, welche, alle Einseitigkeit vermeidend, von unumstößlichen, allgemein geltenden Principien (Grundwahrheiten) ausgehet oder sich darauf stützt. Solche Principien sind z. B. folgende Wahrheiten: Nichts in der Welt, keine Erscheinung, kein Ding, kann auf blos negative Weise existiren, z. B. durch bloßes Ruhen im Raume, durch todte Materialität. Dieses ist sogar ein Widerspruch, denn jeder Körper z. B. kann nur dadurch existiren und sich in seiner Existenz behaupten, daß er einen bestimmten Raum auf bestimmte Weise erfüllt. Dazu gehört aber eine raumerfüllende Thätigkeit, wodurch er seine Umgebungen (nämlich andere Körper), die gleichen Raum mit ihm einnehmen wollen, beständig von sich abhält (von sich zurückstößt). Auch hat jeder feste Körper von Natur eine bestimmte Gestalt; diese konnte nur durch Kristallisation (kristallisirende Thätigkeit) entstehen, und er kann sich nur durch Cohäsion (eine Thätigkeit, durch welche seine Theile zusammenhängen) und Undurchdringlichkeit (zurückstoßende Thätigkeit) in seiner Gestalt behaupten. Die Dinge sind also nur räumlich, materiell oder körperlich durch ihren Geist, d. h. durch ihre Thätigkeit, durch ihr zeitliches Wirken oder Leben. Andrerseits kann aber auch keine Thätigkeit rein für sich, ohne Materialität oder räumliche Existenz bestehen (s. d. Art. Geist Bd. 4.); denn die Thätigkeit eines Dinges setzt nothwendig die anderer Dinge voraus, gegen die sie sich richtet, oder mit welcher sie in Wechselwirkung tritt, um sich gegen sie zu behaupten. Thätigkeit ist nicht ohne Widerstand, Wirkung nicht ohne Gegenwirkung; jeder Punkt, jeder Theil eines Dings ist mit dem andern in Wechselwirkung, oder jedem Moment seiner Thätigkeit entspricht gleichzeitig der Moment einer andern Thätigkeit. Und dieses gleichzeitige Nebeneinandersein der Thätigkeiten, oder diese wechselwirkende Gleichzeitigkeit der Kräfte ist ja eben das räumliche Bestehen der Dinge, ihre Materialität. Es können aber nicht gleiche Kräfte oder Thätigkeiten neben einander sein oder gegen einander wirken (da völlige Gleichheit Einheit ist, nicht Zweiheit oder Vielheit), sondern nur verschiedene. Durch die Verschiedenheit nur ist die Entgegensetzung der Dinge, Kräfte oder Thätigkeiten (ihr polares Verhältniß) bedingt, und mit der Entgegensetzung ihrer Wechselwirkung gegeben. Wenden wir nun diese Principien (Grundwahrheiten) auf den Gegenstand dieses Artikels, nämlich auf die Natur (die Genesis, den Ursprung) desjenigen Weltphänomens an, das wir Licht nennen, so ist klar, daß mit der Entstehung des Sonnensystems der kosmische Gegensatz zwischen der Sonne und den Planeten gegeben war, die sich wie Höheres und ein Niederes, wie Centrum und Peripherie, oder wie das Haupt des Systems zu dessen Gliedern verhalten. Wo aber Gegensatz ist, da ist auch Wechselwirkung. Sonne und Planeten stehen daher von dem Augenblick ihrer Entstehung an mit einander in

zed by Google

fortwährender Wechselwirkung, deren erste ursprünglichste Erscheinung das Licht ist. Nicht die Sonne für sich allein also kann Licht geben oder zeugen, sondern letzteres ist das Erzeugniß des Streites zwischen der Sonne und den Planeten. Das Licht ist Sonnenthätigkeit (Sonnenaction), modificirt durch die Gegenthätigkeit (Reaction) des Planeten. Das Licht — um noch einen andern Ausdruck zu gebrauchen — ist die natürliche und nothwendige Folge des lebendigen Verkehrs zwischen Sonne und Planeten, oder es ist der Ausdruck, die Erscheinung dieses Verkehrs. Oder man kann auch sagen, das Licht sei die Offenbarung des innern organischen Lebens des Sonnensystems, wenn man dieses System, wie es sein soll, als einen Weltorganismus betrachtet. Was im thierischen Organismus (dem Mikrokosmus) die Nerventhätigkeit, das ist im Weltorganismus (dem Sonnensystem) das Licht. (Denn auch die Nerventhätigkeit ist durch Gegensatz bedingt, z. B. zwischen Nerv und Muskel, deren Wechselwirkung als Beweggrund erscheint, oder zwischen den Sinnesnerven und der Außenwelt, deren Wechselwirkung die sinnliche Wahrnehmung erzeugt.) Wenn also das Licht als die Erscheinung der wechselwirkenden Sonnen- und Planetenthätigkeiten erklärt wird, so ist in dem Worte Erscheinung schon angedeutet, daß in dieser Erklärung das Licht nicht blos ideell (als reine Thätigkeit) sondern zugleich reell (als Stoff) gesetzt ist. Wie jede Thätigkeit sich nothwendig materialisiren (stoffig werden) muß, so auch das Licht. Und darum ist der Raum zwischen der Sonne und den Planeten nicht leer (der leere oder reine Raum ist existenzlos, ein bloßes Abstractum), sondern mit der ätherischen Atmosphäre der Sonne und Planeten erfüllt, die als Verlängerungen dieser Weltkörper einander berühren. Der Äther ist daher das Substrat oder materielle Product der Wechselwirkung zwischen Sonne und Planeten und zugleich der Leib des Lichts. Wer diese Ansicht mit Unbefangenheit prüft, wird sie wahr finden, da sie auf sichern Gründen ruht, und weit entfernt ist, bloße Meinung und Hypothese zu sein; wer sie aus Vorurtheil und Befangenheit nicht fassen kann oder anerkennen will, nun — der halte sich an die bekannnten genialen Meinungen über diesen Gegenstand, z. B. die Sonne sei ein an seiner Oberfläche brennender oder wenigstens phosphorisirender Körper, oder ein idioelektrischer, der durch seine Rotation und die dadurch entstehende Reibung an seiner Atmosphäre elektrisches Licht erzeugt, oder sie sei ein Lichtmagnet, der aus den Räumen des Himmels Licht anzieht, einsaugt und wieder nach allen Seiten zu abstößt. Es gehört zur gläubigen Annahme dieser und ähnlicher Hypothesen in der That viel Genügsamkeit im Wissen, da sie theils das Licht als schon fertig voraussetzen, theils nur von zufälligen Umständen sprechen, unter welchen das Licht entstehen kann, während sie (die Hypothesen) die eigentliche Frage, um die es sich hier handelt, die Frage nach der Natur (dem Wesen, der Genesis, dem Ursprung) des Lichts gar nicht berühren. Es konnte in diesem Artikel nur vom kosmischen (dem sogenannten Sonnen-) Lichte und dessen Ursprung die Rede sein; denn davon hängt alsdann die richtige Erklärung der besondern Gattungen des Lichts, z. B. des elektrischen, phosphorischen, des beim Verbrennen entstehenden Lichtes u. s. w. im Wesentlichen ab, welche Erklärung übrigens in den entsprechenden Artikeln aufzusuchen ist. Die obige Aufklärung über das Wesen und den Ursprung des Lichts verdanken wir zunächst dem naturwissenschaftlichen Genie eines Oken (s. dessen Lehrbuch der Naturphilosophie 1r Th. Auch dessen vierte Ferienschrift: Erste Ideen zur Theorie des Lichts,

Digitized by Google

der Finsterniß, der Farben und der Wärme. Jena 1803. 4.); aber Runge hat das Verdienst, die ersten wissenschaftlichen Grundzüge Oken's zur Theorie des Lichts berichtigend weiter ausgebildet zu haben. Davon zeugt der geistvolle Aufsatz dieses tiefblickenden und scharfsinnigen Philosophen in Kieser's Archiv für den thierischen Magnetismus, mit der Aufschrift: Die Genesis des menschlichen Magnetismus. Ein Versuch, diese große Aufgabe zu lösen. Von Ferdinand Runge, Dr. der Heilkunde in Hamburg (s. Kieser's Archiv f. d. th. Magnetismus ꝛc. Leipzig bei Herbig, achter Band, zweites Stück, S. 1—60, und zehnter Band, erstes Stück S. 1—82.)

Lichtmesse, ein vom Papst Gelasius I. im J. 492 zum Gedächtniß der Darbringung Christi im Tempel und der Reinigung Mariens, und vielleicht an die Stelle des von ihm erst gänzlich abgeschafften rohen heidnischen Volksfestes der Lupercalien (s. Pan Bd. 7.) eingesetztes Kirchenfest, welches alljährlich auf den 2. Februar fällt. Seinen Namen hat dasselbe von den geweiheten Kerzen, welche dabei, mit Anspielung auf die Worte des Hohenpriesters Simon: „ein Licht, zu erleuchten die Heiden," in feierlicher Procession umhergetragen werden.

Liebestränke. Von den ältesten Zeiten her hat sich die Meinung unter dem Volke erhalten, daß es Mittel gäbe, wodurch die Liebe nicht nur überhaupt erregt, sondern auch auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet werden könne. Mancherlei, theils abergläubische, theils ekelhafte, theils aber auch schädliche Substanzen aus dem Thier- und Pflanzenreiche wurden zu diesem Behufe in Gebrauch gezogen. Das Wahre an der Sache ist, daß man wohl die Triebe durch Mittel erregen kann, welche eine specifische Wirkung haben und deshalb Aphrodisiaca genannt werden, daß aber die Neigung durch physisch wirkende Mittel niemals auf einen bestimmten Gegenstand gewendet werden kann. In dem Letztern liegt ein Widerspruch in sich selbst. Als Mittel, welche zu solchen Zwecken versucht werden, hat man oft solche in Gebrauch gezogen, welche der Gesundheit und der Vernunft, ja sogar dem Leben Gefahr brachten.

*Ligue, die. Die diplomatische Sprache ist so gut in einem gewissen Grade von der Mode bedingt, wie so manches andere, und daher finden wir das, was seit dem überwiegenden Einfluß der französischen Sprache bei allen Cabinetsversammlungen Allianz genannt worden ist, in den Zeitraum von 1500 bis 1650, wo der spanisch-italienische Einfluß vorherrschend war, meist mit dem Namen: Ligue bezeichnet, der dem spanisch-italienischen Worte Liga nachgebildet ist. Wenn aber auch jeder Fürstenvertrag also damit von Schriftstellern jener Periode häufig bezeichnet wurde, so gibt es doch einige, die bald mit einem Nebenworte, bald ohne ein näher bestimmendes Beiwort den Namen Ligue vorzugsweise führen. Der erste der Art ist die Ligue von Cambrai, d. h. das Bündniß, welches Ludwig XII., König von Frankreich 1508 mit dem deutschen Kaiser Maximilian und dem König Ferdinand von Spanien hauptsächlich zur Demüthigung von Venedig schloß, und welchem sich bald darauf (1509) der Papst Julius II. beigesellte. Inzwischen diese Ligue löste sich, wie viele solche Bündnisse, bei dem gegenseitigen Mißtrauen schon im J. 1510 wieder auf, und machte einer Liga sanctæ Pacis, d. h. einem Vertrage zwischen dem Papste, dem Kaiser Maximilian, Ferdinand von Spanien und den nämlichen Venetianern, zu deren Vernichtung die Ligue von Cambrai geschlossen worden war. Jetzt hatte das neue

Digitized by Google

Bündniß nichts Wichtigeres im Sinne, als Ludwig XII., dessen Bundesgenossen zu seinen Feinden geworden waren, zu demüthigen, und ihn zu nöthigen, auf seine Eroberungen in Italien zu verzichten, was auch bis auf einen gewissen Grad hin erreicht wurde. Wir hätten in ihr also die erste Erscheinung eines — heiligen Bundes in der Geschichte, der aber seinen Namen von der Theilnahme des Papstes erhielt. 80 Jahre später bildete sich wieder eine Liga santa in Deutschland. Als nämlich 1536 die vornehmsten protestantischen Fürsten desselben zum Schutz ihres Religionsbekenntnisses in Schmalkalden ein Bündniß geschlossen hatten, um dem Kaiser Karl V. die Spitze zu bieten, so vereinten sich die mißtrauischen katholischen Fürsten in Nürnberg 1538 ebenfalls mit einander, den Fortschritten des Protestantismus zu begegnen und die Anmaßungen der protestantischen Fürsten zu beschränken. Sie legten ihrem Bündnisse, weil es zum Schutze der katholischen Kirche geschah, den Namen eines heiligen bei. Viel bedeutender als diese Liga, ist in der französischen Geschichte die katholische Ligue 1576 gegen Heinrich III. geschlossen. Der Herzog Heinrich von Guise sah, daß König Heinrich III. sich der Hugenotten-Partei ungemein näherte, und dachte also darauf, einen schon von seinem Onkel, dem Kardinal von Lothringen, entworfenen Plan auszuführen, der darauf hinausging, die der katholischen Religion ergebenen französischen Großen zu vereinen. Der vorgegebene Zweck war: Aufrechthaltung der katholischen Religion. Im Stillen dachte der Herzog aber nur darauf, da Heinrich III. ohne männliche Erben war und der Thron bei seinem Absterben auf den ketzerischen Heinrich von Navarra überging, diesen von der Thronfolge auszuschließen und sich desselben zu bemächtigen. Sein alle Herzen gewinnendes Benehmen machte die Ausführung des Planes leicht. Überall wurde er, als Paris das Beispiel gegeben hatte, in den Provinzen unterstützt. Der Papst und der König von Spanien erkannten die Liga förmlich an. Zwar wurde ihr erstes Oberhaupt, Heinrich von Guise, auf Veranstaltung des Königs, dem die Demüthigung seiner Macht einleuchtete, meuchelmörderisch hingerichtet, aber die Ligue selbst behauptete sich dergestalt, daß Heinrich III. im Lager des Feindes Hülfe suchen mußte, gegen den sie dem Scheine nach, hauptsächlich gerichtet war: Heinrich von Navarra. Hier traf ihn der Dolch eines Meuchelmörders. Heinrich konnte sein Recht auf den Thron, wollte er den Bürgerkrieg endigen, nur durch Vertauschung der protestantischen Religion mit der katholischen geltend machen, und so nahm sie nun von selbst ein Ende, als er sich (1594) in den Besitz von Paris gesetzt hatte. Die letzte Ligue, ebenfalls die katholische genannt, weil sie die Aufrechthaltung der katholischen Religion zum Ziel hatte, finden wir im 17. Jahrh. in Deutschland. Der 1555 geschlossene Religionsfrieden hatte hier der protestantischen Religion zu wenig eingeräumt und der katholischen zu viel genommen. Beide beobachteten sich mißtrauisch. Jene klagte über Eingriffe und diese über Anmaßungen. Da nun Heinrich IV. in Frankreich das Haus Österreich gern demüthigen wollte und die protestantischen Fürsten auf alle Weise zu unterstützen bereit war, so vereinten sich diese durch die der protestantischen Reichsstadt Donauwerth zugefügten Beeinträchtigungen gereizt, 1608 zu Ahausen in Franken, und bildeten die sogenannte evangelische Union zum Schutz und Trutz jedes einzelnen Mitgliedes. Die katholischen Fürsten handelten nun gerade, wie nach dem Abschluß des schmalkaldischen Bundes und ihren Verein, die katholische Ligue, beschleunigte

Digitized by Google

1610 besonders die jülich-clevische Erbschaft. Die vornehmsten deutschen Fürsten machten auf die Länder des 1609 ohne Erben verstorbenen Herzog Johann Wilhelms von Jülich-Cleve, Berg ꝛc. Anspruch. Heinrich IV. nahm sich der protestantischen an. Die katholischen schlossen daher in Würzburg 1610 unter einander jenes enge Bündniß, an dessen Spitze der Herzog Maximilian von Baiern stand. Der unvermuthete Tod Heinrich IV. hemmte nun zwar den Kampf, der Deutschland schon jetzt zu zerfleischen drohte. Allein die Fürsten blieben dort und hier in dem eingegangenen Verhältniß, und als nun endlich das Feuer des 30jährigen Krieges auffloderte, waren die Streitkräfte, die die katholische Ligue aufstellte, vom kriegerischen Maximilian, vom eisernen Tilly in Bewegung gesetzt, mit den Waffen Österreichs vereint, den Protestanten so gefährlich, daß ohne die Dazwischenkunft von Gustav Adolph', die Sache der Letztern verloren gewesen wäre. Mit dem westphälischen Frieden (1648) verlosch diese Ligue, und seitdem ist unter solchem Namen kein Bündniß wieder zusammen getreten.

Liguori (Alphonse Maria de) geb. den 26. Sept. 1696 zu Neapel, und der Stifter der jetzt auch im Österreichischen sich ausbreitenden Ligoristen oder Redemptoristen (deren Mitglied bekanntlich der ohnlängst verstorbene Zacharias Werner war, s. d. Art.) widmete sich damals nicht ohne Glück dem Studium der Rechtswissenschaft; da ihm aber im Jahr 1722 ein unangenehmer Vorfall auf dieser Laufbahn begegnete, so verlor er den Muth zur ferneren Verfolgung derselben und ward Priester. Bald schloß er auch sich auf's engste an die in Neapel errichtete Glaubens-Propaganda und fing an, den Missionair unter dem unwissendenden und schlecht unterrichteten Landvolke des Königreichs zu machen, wo ihm allerdings zum Unterrichte eine weite Bahn eröffnet war. Da die Sache guten Fortgang hatte, so stiftete er hierauf 1732 mit Genehmigung des Papstes in der Einsiedelei St. Maria zu Villa-Scala (in der Principata citra) einen klösterlichen Verein, dessen Theilnehmer sich Glieder des Ordens vom Erlöser (il sancto Redemtore) nannten, und deren Geschäft der Volksunterricht sein sollte, folglich in gewisser Art gleichen angeblichen Zweck, wie die Jesuiten, hatte. Schnell breitete sich dieser neue Orden über die beiden Sicilien aus, und die ersten Häuser desselben waren zu Salerno, Conza, Nocera und Bovino. Lange hörte man von diesem Nebenzweige der Loyoliten außer Italien nichts; der neuesten Zeit blieb es indeß aufbehalten, mit Wiedereinführung manches Alten in Frankreich, Deutschland und der Schweiz, auch den Ligoristen Raum in diesen Ländern zu gewähren. Zuerst fußten sie 1811 in der alten und aufgehobenen Karthause zu Val-Saint im Canton Freiburg, deren neueste Bewohner, die Trappisten, vertrieben worden waren, und später fanden sie sich auch in den deutschen Staaten des österreichischen Kaiserhauses und selbst in der Hauptstadt dieser Monarchie ein, woselbst sie nunmehr eine reich fundirte Stiftung besitzen und besonders auf das Volk zu wirken streben. Liguori anlangend, so ward derselbe 1762 von Clemens XIII. zum Bischof von Sancta Agatha Gothici in der Principata ultra ernannt, welchem Amte er bis 1775 vorstand, wo ihn Pius VI. auf sein Ersuchen davon entband, indem Liguori, alt, kränklich und durch Fasten und fernere Selbstpeinigungen erschöpft, seine Geschäfte als Bischof nicht mehr glaubte erfüllen zu können. Er zog sich in den damaligen Hauptsitz der von ihm gestifteten Congregation zu Nocera de Pagani zurück

Digitized by Google

und starb daselbst, nach Ausübung vieler klösterlicher sogenannter Tugenden, den 1. August 1787 in dem hohen Alter von 90 Jahren. Jetzt glänzt seit 1816 sein Name in dem heiligen Kalender der römischen Kirche, und Pius VII. war der Erste, welcher sein Gebet zu dem neuen Mitgliede der zahlreichen heiligen Legion richtete. Liguori gab eine Menge ascetischer Schriften heraus, die theils in Neapel, theils in Venedig in Druck erschienen, für Andre, als die seinen Tendenzen Beipflichtenden aber keinen sonderlichen Werth haben.

Ligurien, bei den Römern derjenige Theil des nördlichen Italiens, der sich an der Küste des mittelländischen Meeres von der Grenze Galliens bis nach dem jetzigen Livorno erstreckte, und nördlich durch den Po begrenzt wurde. In dem franz. Revolutions-Kriege ward der längst erloschene Name Ligurien wieder in's Leben gerufen, indem Buonaparte der bis dahin bestandenen aristokratischen Republik Genua (22. Mai 1797) eine demokratische Verfassung und den Namen der ligurischen Republik gab Beides, die neue Verfassung und der Name hörten jedoch schon 1805 wieder auf, da Genua (25. Mai) dem franz. Kaiserreiche einverleibt wurde, welche Vereinigung jedoch 1814 wieder aufgelöst wurde, und ging das sogenannte Herzogthum Genua an den König von Sardinien über.

*Linguet (Simon Nicolas Heinrich) geb. 1736 zu Rheims, wo sein Vater, früher Professor am Collegium Beauvais, in Folge der jansenistischen Streitigkeiten in einer Art von Exil lebte, was Linguet später zu dem Bonmot Veranlassung gab, „er sei unter den Auspicien eines lettre de cachet geboren" — studirte zu Paris in demselben Collegium, an welchem sein Vater einst lehrte, die Rechte, und erwarb sich daselbst im Jahr 1751 die drei ersten Preise. Diese glänzende Entwickelung seiner Fähigkeiten verschaffte ihm die Gunst des damals in der Hauptstadt Frankreichs sich aufhaltenden Herzogs von Zweibrücken, und dieser Fürst nahm ihn erst in sein Land, und dann auf eine Reise mit nach Polen. Bald darauf kehrte Linguet jedoch in sein Vaterland zurück und begleitete hierauf, da der Krieg zwischen Frankreich und Portugal ausbrach, den Prinzen von Vauvau als Sekretair nach Spanien. Hierdurch wurde er mit der spanischen Sprache und Literatur vertraut und noch während seines Aufenthalts in Madrid gab er Übersetzungen von einigen Stellen Calderon's und Lopez de Vega heraus; bei seiner Zurückkunft nach Frankreich aber sein erstes Geschichtswerk (Histoire du siècle d'Alexandre), welches er dem König Stanislaus Leszczinski dedicirte. Auf Anrathen seiner Verwandten, die ihn gern in einer festen Anstellung sehen wollten, ergriff er nun den Stand der Rechtsgelehrten, und auch hier erwarb er sich bald durch seine mit gründlicher Kenntniß des Fachs gepaarte glänzende Beredtsamkeit einen großen Ruf; leider aber auch zugleich durch die Kühnheit seiner Ideen und die Schärfe seiner Zunge, ein zahlloses Heer von Feinden. Besonders nachtheilig wurde ihm sein polemisches Verhältniß mit d'Alembert, der zu jener Zeit gleichsam der Beherrscher der Akademie war. Linguet wünschte aufgenommen zu werden und d'Alembert, anfänglich noch gut Freund mit ihm, zeigte sich bereit, sein Verlangen zu unterstützen; bald trat aber ein Zerwürfniß wegen einiger Foderungen ein, die d'Alembert machte, und Linguet, abgewiesen, bekämpfte nun mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln von Witz und Scharfsinn seine sich täglich mehrenden Widersacher unter den Gelehrten. Dennoch, trotz der Verkleinerungen seiner Feinde, stieg sein Ruf als Autor und als Rechtsgelehrter im-

Digitized by Google

mer fort und mehrere schwierige und bedeutende von ihm durchgeführte Prozesse, z. B. der des Herzogs von Aiguillon mit der Regierung, und die Criminalsache des Grafen de Morangies, über welche Angelegenheit er eine der vortrefflichsten Abhandlungen schrieb, verschafften ihm die größte Anerkennung, erregten aber zugleich auch den Neid seiner Collegen, die Linguet durch heftige Diatriben noch mehr erbitterte, in einem solchen Grade, daß eine Art von Verschwörung unter ihnen gegen ihn entstand, in Folge welcher keiner mehr mit ihm vor Gericht treten wollte. Da nun das Parlament kleinlich genug dachte, die Hand zu diesen allerdings höchst verwerflichen collegialischen Umtrieben zu bieten: so wurde Linguet, dessen Erwiederungen und Ausfälle immer bitterer wurden, aus der Liste der Parlamentsadvocaten gestrichen und nicht besser erging es ihm auf der nun erwählten Bahn als politischer Schriftsteller. Sein 1777 begonnenes Journal politique mißfiel bald dem damaligen Premierminister Maurepas und wurde unterdrückt. Linguet, für seine persönliche Freiheit fürchtend, ging nun nach der Schweiz, nach Holland und England, kehrte aber von da bald wieder zurück und lebte darauf in Brüssel. Hier verschaffte ihm der Herr von Vergennes die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu können; da sich jedoch seine Gegner in neuen Klagen gegen ihn erhoben, so ward er mittelst eines lettre de cachet verhaftet und in die Bastille gesetzt, in welcher er über 2 Jahre schmachtete und dann nach Rethel exilirt wurde (1782). An diesem Orte aber blieb er nicht lange: er ging von neuem nach London und gab daselbst eine heftige Schrift gegen die willkürliche Gewalt in Staaten, deren Opfer er freilich geworden war, die er aber selbst in seiner Théorie des lois vertheidigt hatte, heraus. Endlich, sich wieder nach Brüssel begebend, begann er daselbst seine Annales politiques fortzusetzen und wußte darin nicht allein dem Kaiser Joseph II. selbst so geschickt zu schmeicheln, sondern auch die damals verhandelt werdenden Angelegenheiten wegen der Scheldeschiffahrt in ein für Österreich so günstiges Licht zu setzen, daß der Kaiser ihn in besondere Gunst nahm und ihm außer dem Adelsdiplom 1000 Ducaten schenkte. Nicht lange, so ging jedoch dieser Schimmer von hoher Gunst vorüber. Linguet ergriff die Partei Van der Noot's (s. d. Art. Bd. 6.) und der brabanter Insurgenten und mußte nun auf Befehl Josephs II. die österreichischen Niederlande verlassen. 1791 erschien er von neuem in Paris und fing an, vor den Schranken des Convents die Sache der Schwarzen auf St. Domingo zu vertheidigen. Bald ging es jedoch hier mit ihm zu Ende. Die Schreckensregierung faßte Verdacht gegen ihn, und sein Versuch, sich durch Flucht zu retten, mißlang. Er ward eingezogen, und den 9. Messidor Jahr 2 (27. Juny 1794) durch das Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, weil er, so hieß es ausdrücklich in der Sentenz, den Despoten in Wien und London geschmeichelt habe. So fiel Linguet, ein Mann von seltenem Geiste und Kenntnissen, als ein Opfer republikanischen Ultrasinnes. Sein Äußeres war weder ansehnlich, noch angenehm, wenn er aber in's Feuer der Rede gerieth, dann belebten sich seine sonst ausdruckslosen Züge und es fehlte ihm fast nie, seine Zuhörer zu gewinnen und mit sich fortzureißen. Geschrieben hat Linguet, der unermüdet thätig war, ungemein viel, sowol in Sachen der Rechtswissenschaft als der Geschichte, der Politik, der Staatswirthschaft, und der schönen Wissenschaften, und wir nennen hier nur seine Histoire des Revolutions de l'Empire Romain

tized by Google

(von Augustus bis auf Constantin) sein Fanatisme des Philosophes, sein Theatre Espagnol, seine Fortsetzung der allgemeinen Geschichte von Hardouin (den 19. und 20. Band bildend), seine Lettres sur la Théorie des lois, seine Mémoires pour le Duc d'Aiguillon et le Comte Morangies, seine Abhandlung du plus heureux gouvernement, seine Mémoires sur la Bastille und vor allen seine Annales politiques, civiles et litéraires du 18. siècle, die, wie gemeldet, 1777 begannen und mit verschiedenen Unterbrechungen bis 1792 von ihm fortgesetzt wurden. (Sie bilden im Ganzen 179 Nummern oder 19 Bände in Octav, und enthalten viel Merkwürdiges für die politische und Literar-Geschichte jener Zeit). Weniger werthvoll, jedoch ausgezeichnet durch Witz und Schärfe, ist die Menge seiner auf vielfache Veranlassungen herausgegebenen Streitschriften.

*Lippert (Philipp Daniel), geboren zu Meißen am 2. September 1702, wurde von seinem Vater, einem Beutler, zu seinem Handwerke bestimmt. Es gelang dem Knaben, dem Glaserhandwerke den Vorzug zu verschaffen, und so kam Lippert 1719 nach Pirna in die Lehre. In Dresden sollte er nach ihrer Beendigung die Wanderschaft anfangen. Aber eine von Jugend auf genährte Neigung zum Zeichnen änderte den ganzen Plan ab. Damals beschäftigte die eben aufblühende meißner Porzellanfabrik eine Menge von Händen. Lippert sah eine Möglichkeit, wenn er bei ihr in Arbeit träte, mit einer Art von Kunst sein Leben hinzubringen, und er glaubte dies nicht zu theuer durch drei nochmalige Lehrjahre erkauft. Seine Liebe für die Sache ließ sie ihn leichter überstehen, und durch Lust und Ausdauer machte er bedeutende Fortschritte, wovon noch Proben vorhanden. Als Nebenbeschäftigung übte er sich in saubern Federzeichnungen, deren Nettigkeit einen sächs. Ingenieurofficier auf ihn aufmerksam machte. Lippert folgte dem Rathe dieses redlichen Mannes und wandte sich nach Dresden, um durch Unterrichtgeben eine freiere Lage zu erringen. Bei äußern Schwierigkeiten verließ ihn nie der Muth, und Gott half, weil er sich selbst zu helfen verstand. Schüler fanden sich in Menge, und seine auch späterhin beibehaltene Methode des Planzeichnens hatte so vielen Beifall, daß man ihn 1738 beim Hauptzeughause, 1739 als Zeichnenlehrer bei den k. Pagen anstellte. Allgemein war damals bei den reichern Bewohnern Sachsens eine vom Fürsten ausgehende Sammlerliebhaberei. Kunstschätze, die jetzt ihr Greisenalter erreicht haben, verbreiteten eine jugendliche Empfänglichkeit für Gegenstände, die ehedem als die Domaine einiger vornehmthuender Gelehrten angesehen worden waren, und auch Lippert schien von dieser Einwirkung nicht frei geblieben zu sein. Wie er zunächst darauf gekommen, neben Festungsrissen und Lagerplänen geschnittene Steine zum Gegenstande seiner Liebe zu machen, ist von keinem seiner Zeitgenossen genauer erzählt worden. Daß er den in Dresden lebenden Kennern und Kunstrichtern: Hagedorn, Oser, Dietrich, Heinecke und selbst Winckelmann schon damals nicht fremd blieb, ahnet man mehr aus einzelnen Hindeutungen, als daß genauere Berichte es erwiesen. Vielleicht veranlaßte ihn seine frühere Glaserei und die Bekanntschaft mit den Mischungen der meißner Porzellanmasse, sich im Nachahmen alter Pasten zu versuchen. Nur aus Frankreich und Italien bezog man damals für schweres Geld schlechte Abdrücke aus einer Schwefelmasse. Auch so waren sie besser, als die Kupferstiche. Lippert erfand eine eigne weiße Masse (nach der allgemeinen Behauptung eine sächsische Kalkerde mit Hausenblase gemischt), der er durch ein beigemischtes Fossil zur fast unzerstörbaren Dauer

vorzüglichen Glanz zu geben wußte. Die Abdrücke in dieser Masse, zu denen er alle ihm nur erreichbaren Gemmen aufbot, vereinigte er in seiner Dactyliothek, die in dem Augenblicke erscheinend, wo Winckelmanns Schriften Bewunderung und Theilnahme erregten, außerdem durch Christs lateinische Register dazu dem gelehrten Publicum empfohlen, im In- und Auslande Beifall und Abnehmer fanden. Der Beifall würde noch allgemeiner gewesen sein, wäre Lippert wohlfeiler gewesen, hätte er kritischer gewählt und immer Abdrücke nach ersten Abdrücken gegeben. Manches Unechte lief mit unter. Raspe wies 300 als verdächtig nach, unter den 3149 Abdrücken, die, in 57 Tabletten und in 3 Bände vertheilt, die Dactyliothek ausmachen. (Die ersten beiden Tausende, mit dem lat. Katalog von Christ, erschienen Leipzig 1755 und 1756. Das dritte Supplementtausend, mit dem Register von Heyne, Lpz. 1762. Die deutsche Übersetzung des Registers, vom gubenschen Rector Thierbach besorgt, Leipz. 1767 in 2 Quartbänden und das Supplement 1768). Das Verdienst, das sich Lippert durch dies Unternehmen erwarb, bleibt unbestritten, obgleich seine Masse in der Folge vom ehemaligen Aufwärter beim k. Antikencabinet z Dresden, Rabenstein, aufs Neue erfunden und noch verbessert, die Anzahl der bekannt gemachten Steine durch Tassie bedeutend vermehrt ward. Vielleicht würde Lippert in spätern Jahren, wo er durch fortgesetztes sehr eifriges Studium vieles anders anzusehen gelernt hatte, manches besser gegeben haben, aber der Verlust der Auslage scheint ihn abgeschreckt zu haben. Bei seinem eifrig betriebenen Geschäfte wuchs der fleißige, scharfsinnige Mann an Einsicht. Mit Recht konnte Hagedorn ihn 1764 zum Prof. der Antiken bei der Akademie der Künste vorschlagen. Doch scheint diese Stelle mehr ein Titel gewesen zu sein. Fortwährend gewann sein Unternehmen an Ausdehnung. Mit 6500 Rthlr. Schulden hatte er angefangen, und trotz aller Verluste, die ihm Gutmüthigkeit, Übereilung und fremde Unredlichkeit zuzog, hinterließ er seiner einzigen, ihn überlebenden Tochter, außer dem Geheimniß der Mischung, das mit ihr 1807 und zum zweitenmale mit Rabenstein abgestorben ist, bei seinem am 23. März 1785 erfolgten Tode doch ein anständiges Vermögen, dabei ein eignes Haus, wodurch der lebensheitere Greis einen Wunsch seiner Jugend erfüllt sah. Dankbar bezeichnet es (in der Königsstraße in Neustadt-Dresden) als den Ort der Ruhe, die er dem besten Fürsten verdanke, eine daran befindliche Inschrift. Als Beleg zu der von ihm übersetzten Erklärung von Schaumünzen, deren Gepräge eine Reihe Begebenheiten aus der römischen Geschichte darstellen, Lpz. 1763. 8. (aus dem Franz. des J. Dassier) gab er Abdrücke in seiner Masse, die das Studium der Numismatik gefördert haben. Weniger werthvoll waren die Abdrücke der zu ihrer Zeit überschätzten, eigentlich ganz unbedeutenden hedlinger'schen Münzreihen, deren Ansehen sich durch Lippert zum Theil zu lange erhalten hat. Auch in Obsidianglas seiner Erfindung machte Lippert Abdrücke; eine Sammlung der besten Stücke seiner Dactyliothek in dieser Glasmasse befindet sich mit einem großen Theile seines artistischen Nachlasses noch in Privathänden zu Dresden. Im Leben war der unermüdet bestrebsame Lippert, der, durch Taubheit vom Umgange abgezogen, selbst bei Tische studierte, zuthätig heiter und jedes rühmliche Bestreben nach Kräften fördernd.

*Literargeschichte ist die Darstellung der allmäligen Entwickelung und Gestaltung der gesammten literarischen Cultur. Durch die Geschichte der Menschheit und durch die allgemeine Culturgeschichte

Digitized by Google

eingeleitet und vorbereitet, verzweigt sie sich in ihrem weitern Fortgange so häufig mit der Geschichte des bürgerlich-geselligen Lebens und der religiösen Überzeugung, daß sie ohne beide letztere nur einseitig aufgefaßt und dürftig dargestellt werden kann. Sie ist als eines der höchsten Resultate des, seiner eignen Thätigkeit sich selbst historisch bewußt werdenden menschlichen Geistes erst spätern Ursprungs und als ein Ganzes zuerst von Christoph Myläus und dem großen Bacon im 16. und 17. Jahrh. geahnet worden. Erst um die Mitte des vorigen Jahrh. aber begannen die wirklichen Versuche einer Gesammtdarstellung derselben, unter welchen die Werke von Eichhorn und Wachler vorzüglich ausgezeichnet zu werden verdienen. Die Hauptepochen der Literargeschichte werden, wie bei der allgemeinen, durch die alte, mittlere und neuere Zeit bestimmt, nur daß die Grenzpunkte jeder dieser Zeiten andere sind. Die literarische Cultur der alten Welt kann man mit dem 6. Jahrh. nach Ch. G. oder mit der Flucht der Wissenschaften in die stillen Klöster als beendigt betrachten, und nach der in sich gekehrten und rein auf sich selbst beruhenden literarischen Thätigkeit des Mittelalters bezeichnet das Wiederhinzutreten altclassischer Bildung zu dem, auf eignem Boden und durch eigne Kraft Gewonnenen die Epoche der neuern Zeit, welche am besten von Petrarca an (d. i. von der Mitte des 14. Jahrh.) datirt wird. Die einzelnen Bestandtheile der Literargeschichte sind die Geschichte der Bearbeitung einzelner Wissenschaften (z. B. der Poesie, der Philosophie), die Geschichte der Gelehrten (Biographie, wohin Jöchers allgemeines Gelehrtenlexikon und die Biographie universelle gehören), die Geschichte des Bücherwesens (Bibliographie, s. d. Art. Bd. 1.) und der darauf sich beziehenden Gegenstände, z. B. der Schreibkunst und Buchdruckerkunst, endlich die Geschichte der gelehrten Anstalten und Beförderungsmittel der literarischen Thätigkeit, z. B. Schulen, Universitäten, gelehrte Vereine, Bibliotheken. Auch gibt es Bearbeitungen der gesammten Literargeschichte einzelner Zeiten (z. B. Berringtons literary history of the middle-age) und Völker (histoire littéraire de France), in denen sich vorzüglich das Ausland auszeichnet und dadurch um die Literargeschichte vielleicht verdienter gemacht hat, als die Deutschen durch ihre allgemeineren Werke, in denen häufig die Individualität der verschiedenen Zeiten und Völker weniger scharf und kräftig ausgeprägt ist, als es zur Lebendigkeit des Gemäldes und zur Tiefe und Wahrheit der Darstellung erfodert wird.

*Literaturzeitungen und literarisch-kritische Zeitschriften. Beinahe schon seit einem Jahrhunderte war für die schnellere Verbreitung der Begebenheiten der politischen Welt durch die Erfindung periodischer Schriften gesorgt worden, als man erst daran dachte, auch die mannichfaltigen literarischen Erscheinungen durch ähnliche Anstalten länger fest zu halten und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Indessen waren, obgleich ähnlich in ihrem allgemeinen Zweck, beide Anstalten in Hinsicht ihrer weitern Ausführung von einander unterschieden. Wenn die politischen Tagebücher jener Zeit nichts weiter waren und sein sollten, als einfache Berichte der einzelnen Begebenheiten, als solcher, ohne auf ihren innern Zusammenhang oder ihre muthmaßlichen Folgen Rücksicht zu nehmen: so mittelten im Gegentheil die literarischen, schon von ihrem ersten Ursprunge an, das Verhältniß der verschiedenen wissenschaftlichen Erscheinungen, wo nicht zu dem höchsten Ideal, doch meist zu dem eben bestehenden Grade und Charakter der literarischen Cultur aus, und bestimmte darnach ihren

Digitized by Google

größern oder mindern Werth. So mußten sie, wie oft auch beschränkte Nationalvorurtheile oder noch niedrigere persönliche Rücksichten und Leidenschaften unter ihrem Schilde zügelloses Spiel trieben, einer der kräftigsten Hebel der literarischen Cultur der gesammten gebildeten Welt werden; sie wurden das Bindemittel zwischen den verschiedensten Nationen, welche sich bisher, in sich abgeschlossen, blos in ihrer Individualität ausgebildet hatten; sie erzeugten durch den gegenseitigen Umtausch der Ideen Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der gelehrten Bildung; sie erweckten Wettstreit unter den Nationen, und regten durch die Öffentlichkeit dieser Verhandlungen die auf der literarischen Bühne auftretenden Männer zu immer größerm Streben nach Vollkommenheit kräftig an; sie brachten Licht und Übersicht, Ordnung und Bewußtsein in die bisher meist nur durch Zufälligkeiten bestimmten und fast bewußtlosen literarischen Bemühungen. Das neuigkeitsliebende Frankreich, mit Gazettes und Mercures schon überhäuft, war auch Erfinder der literarischen Tagebücher. Der Parlamentsrath, Denis de Sallo, gab in Gesellschaft mehrer anderer Gelehrten vom 5. Jan. 1665 an das Journal des savans heraus, welches, die ganze unermeßliche Schaar seiner Nebenbuhler überlebend, im J. 1790 geschlossen, aber auf Befehl Ludwigs XVIII. im October 1816 wieder begonnen wurde. Die Menge der Redactoren und Mitarbeiter, welche es während seiner langen Dauer hatte, macht es unmöglich, eine allgemeine Charakteristik desselben zu liefern. Indessen zeichnete es sich jederzeit durch die Ausführlichkeit der aus den Büchern gelieferten Auszüge und durch gesundes und billiges Urtheil aus. In manchen Perioden war es etwas einseitig; so wurden z. B. unter Andry's Redaction meist nur medicinische Werke angezeigt. Die jetzigen Mitarbeiter, unter denen sich die ersten Gelehrten Frankreichs, ein Silv. de Sacy, Langlès, Raynouard, Raoul-Rochette u. A. befinden, haben die schwere Aufgabe meisterhaft gelöst, in einem unter unmittelbarem Einflusse einer sehr aufmerksamen Regierung stehenden Journale bei der zartesten und vorsichtigsten Beachtung der Rücksichten, welche diese Stellung zur Pflicht macht, sich dennoch würdevolle Haltung und Selbstständigkeit, anständige Freiheit im Urtheile, und literarische Unbefangenheit zu sichern; Eigenschaften, welche dieses Journal bei seiner onderweiten Gediegenheit und Gründlichkeit und bei seiner Klarheit und Sorgfalt für die Darstellung zu einem der besten jetzt erscheinenden erheben. Von den seit dieser Zeit erschienenen literarischen Journalen kann hier nur folgende kurze, nach den Ländern geordnete Übersicht der merkwürdigsten von ihnen Raum finden. Frankreich: Mercure de France, zuerst bis 1717 unter dem Titel: Mercure de galant, 1672 begonnen und mit einigen Unterbrechungen noch bis jetzt fortgesetzt, war ursprünglich für die Unterhaltung des Hofs und gebildeter Weltleute bestimmt und sehr mannichfaltigen Inhalts. Die Redaction, welche die Regierung als Gnadenbezeugung verlieh, war bisweilen in sehr guten Händen, z. B. Marmontel's. Mémoires de Trévoux (1701—80), von Jesuiten zu Paris mit Feuer, Leichtigkeit und Tiefe geschrieben, aber in den frühern Jahren höchst parteiisch und heftig gegen alle Andersdenkende, auch merkwürdig wegen ihres Antagonismus gegen alle übrige in- und ausländische Journale damaliger Zeit. Außer den Recensionen, enthielten sie auch kleine Abhandlungen. L'année littéraire (1754—76) durch Freron's Redaction berühmt und berüchtigt. Das Journal étranger (1754—62) und encyclopédique (1756—91) enthalten nicht blos Recensio-

Digitized by Google

nen, sondern auch Abhandlungen und Nachrichten aller Art. Die zum Theil von Ginguéné redigirte Décade (später révue) philosophique, littéraire et politique (1794—1807) zeichnete sich durch die besondere Consequenz und Festigkeit aus, mit welcher es unter allen Abwechselungen einer sehr bewegten Zeit seinen vorzüglichen Charakter behauptete. Millin's Magazin (später Annales) encyclopédique (1795—1818) enthielt, neben schätzbaren Abhandlungen, auch Recensionen und einen so reichen Apparat der mannichfaltigsten Originalnachrichten aus allen Ländern, daß es schon in dieser Hinsicht seinem Titel vollkommen entsprach. An die Stelle desselben ist nach einem etwas erweiterten Plane die von Julien u. A. redigirte Révue encyclopédique getreten, welche neben dem Journal des savans als das vorzüglichste der jetzigen französischen Journale zu betrachten ist. Nicht viel mehr als Buchhändlerverzeichnisse und ohne kritischen Werth sind die von der Handlung Treuttel u. Würtz herausgegeb. beiden Journale de la littérature de France (1796 ff.) und de la littérature étrangère (1801 ff.), welche bloße Inhaltsanzeigen enthalten. — Von den italienischen Zeitschriften, welche sich in der Regel durch die Ausführlichkeit und oft gar zu große Länge ihrer Auszüge charakterisiren und sich meist nur auf die inländische Literatur beschränken, nennen wir aus Venedig das Giornale de' letterati d'Italia (1710—33, anfangs von dem berühmten Apostolo Zeno redigirt und reich an literarhistorischen Mittheilungen), aus Mailand die von Acerbi herausgegebne und durch Schärfe des Urtheils und Freimüthigkeit, so wie durch einen gewissen Anti-Toscanismus sich auszeichnende Biblioteca italiana (seit 1816), aus Florenz die Novelle letterarie (1740 ff., früher von dem gelehrten Lami redigirt) und die Antologia di Firenze, welche letztere auch Abhandlungen enthält, aus Rom die Effemeridi letterarie und das Giornale arcadico (seit 1819), aus Neapel das meist aus andern Journalen compilirte und weniges Eigne enthaltende Giornale encyclopedico (seit 1806). Auch das in Pisa seit 1771 erschienene und früher von dem berühmten Biographen Fabroni herausgegebene Giornale de' letterati gehörte zu den besten italienischen Zeitschriften, so wie es auch Erwähnung verdient, daß in neuester Zeit in Padua eine besondere Biblioteca tedesca erscheint. — Die brittische Journalliteratur mehrt sich täglich. Für ältere und neuere, wissenschaftliche und schöne Literatur ist durch eine Menge von Zeitschriften gesorgt, welche, wenn gleich nach den verschiedensten Grundsätzen und Ansichten redigirt, doch in der Regel darin zusammenstimmen, daß sie sich fern vom Ton der Schule und des Systems halten und dafür mehr zu Beziehungen auf die Verhältnisse des Staates und des Lebens geneigt sind. Es ist hier selbst bei rein wissenschaftlichen Producten gar nicht gleichgültig, ob der Kritiker ein Whig oder Tory ist, ob er der established church oder einem andern kirchlichen Vereine angehört. Das Edinburgh und das Quarterly review, jetzt in Großbritannien die zwei geachtetsten recensirenden Journale, bestätigen diese Bemerkung. Und doch — das ist der reine, gesunde Verstand der Nation! — trübt diese reinbürgerliche Befangenheit nicht den klaren und ruhigen Blick in solchem Grade, daß man mit geschraubten Sophismen, intoleranter Verletzungssucht und andern unredlichen Waffen unrühmliche Siege über die Gegenpartei zu erschleichen sich bemühen sollte. Der Kampf wird offen und kräftig geführt; die Fehde gilt der Individualität, nicht der Persönlichkeit. Beide Journale liefern häufig Beurtheilungen von solcher Gediegenheit, daß sie den Gegenstand oft mehr erschöpfen und tie-

fer in denselben eindringen, als das beurtheilte Buch selbst. Weniger ausführliche Beurtheilungen enthalten das Critical, British, und Monthly review (von welchen das letztere jetzt in der Meinung des Publikums etwas gefallen zu sein scheint), British critic u. a. Von den nur zum Theil recensirenden Journalen sind das London und das Edinburgh magazine (ersteres bei Baldwin, letzteres bei Blackwood) die vorzüglichsten. — In Spanien hat erst die Revolution von 1820 die Entstehung einer Menge neuer Zeitschriften veranlaßt, welche, wenn auch größtentheils der Politik zugewendet, sich doch in der Art der französischen Journale auch viel mit literarischen Gegenständen beschäftigen. Früher beschränkte sich dieses Fach der Literatur in Spanien fast blos auf das Diario de los literatos de España (1737—43, 4 Bde.) und auf das Memorial literario de Madrid (1784—1807), welche wenig mehr als Inhaltsanzeigen enthielten. — In den nordischen Reichen war bisher der Mangel an literarischem Umtriebe diesen Instituten eben so wenig günstig, und die Kiöbenhavnske Adresse-Comtoirs Efterretninger (1759 ff. unter verschiednen Titeln fortgesetzt) und Gjörwall's schwedische Journale mußten sich meist mit der inländischen Literatur begnügen. Doch ist in neuerer Zeit auch hier größere Thätigkeit erreicht. — Dagegen bezeugten Holland und Deutschland in bewundernswürdigem Grade, welchen günstigen Einfluß Freiheit der Meinungen und ausgebreiteter literarischer Verkehr, verbunden mit Fleiß und Gründlichkeit, auf diese gelehrten Tageblätter haben. Unter allen denen, welche in Holland erschienen sind, behaupteten in Rücksicht der vollständigen und geordneten Auszüge, der scharfsinnigen Kritik, der eigenen eingestreuten gelehrten Bemerkungen und des anziehenden Styls, die der Ausländer Bayle (Nouvelles de la république des lettres 1684 ff. von 1687 an von Andern fortgesetzt), Besnage (Histoire des ouvrages des savans 1687—1709) und le Clerc (Biblioth. universelle 1686—93, 23 Thle. Bibl. choisie 1703—13, 27 Thle. Bibl. ancienne et moderne 1714—27, 28 Thle.) den Vorzug. Außer ihnen verdienen Erwähnung das Journal littéraire (1713—37), die Bibliothèque raisonnée (1728—51) und die Bibliothèque nouvelle (1738—44). Von Inländern wurden, meist ohne sonderliche Lebendigkeit, geschrieben de Boekzaal van Europe (seit 1692, unter verschiedenen Titeln noch immer fortgesetzt und charakteristisch durch seine strenge Anhänglichkeit an den kirchlichen Lehrbegriff), het Republyk der Geleerden (1710—48), Allgemeene Konst- en Letter-Bode (seit 1788, in Holland am meisten geschätzt), de Recensent ook der Recensenten; Vaterlandsche Bibliothek (seit 1790), Schouwburg voor inen buitenlandsche Letterkunde, Letteroefeningen u. s. w. Der nicht zu verbergende Mangel an Selbständigkeit der jetzigen holländischen Literatur offenbart sich auch in diesen Zeitschriften nur zu sehr. Wyttenbach's treffliche, aber nur auf die Philologie sich beschränkende bibliotheca critica war nicht von langer Dauer. — Deutschland endlich erwarb sich in der Journalistik das höchste Verdienst. Neben den übrigen oben angedeuteten Verhältnissen, welche es mit Holland gemein hatte, war es wegen des unermeßlichen Fleißes, der vielseitigen Bildung und des unbefangenen und von Nationalvorurtheilen fast am meisten freien Charakters seiner Gelehrten ganz zu Unternehmungen dieser Art geeignet. Charakteristisch bei den gelehrten Journalen der Deutschen ist, neben einer kaum zu erkennenden Hinneigung zum Ton der Schule und des Systems (die Mehrzahl der-

Digitized by Google

selben wurde ja auf Universitäten geschrieben), vorzüglich das Umfassen der ganzen Literatur, ohne Vorliebe für einzelne Zweige der Wissenschaften oder für die Literatur einzelner Länder. Nur in einem solchen Lande konnte die Idee einer allgemeinen Literaturzeitung gefaßt werden, welche ganz vorzüglich den Deutschen eigenthümlich ist; denn wie allgemein auch die Titel der andern ausländischen Journale lauten mochten, so begünstigten sie doch gewöhnlich meist nur die Literatur des Landes, in welchem sie erschienen, oder besonderer Wissenschaften, und keins von ihnen umfaßte die gesammte Literatur mit einer solchen Unparteilichkeit und Rücksichtslosigkeit, als es die Deutschen thaten. Will man nicht Friedrich Nitzsch lateinische Übersetzung der Jahre 1665—70 vom Journal des savans als das erste Journal Deutschlands betrachten, so gebührt diese Benennung den Actis eruditorum (1682—1776), welche in den frühern Zeiten mehr referirend, als urtheilend waren, und neben den Recensionen auch kurze Abhandlungen enthielten. Der entschiedenen Trefflichkeit der Mitarbeiter entsprach auch die ungemeine Ausbreitung, in welcher sie gelesen wurden, und der große Einfluß, welchen sie übten. Wegen einer für ihre nächsten Umgebungen seltenen Freimüthigkeit und Freiheit von Vorurtheilen, ja selbst wegen Gebrauchs der deutschen Sprache bei gelehrten Gegenständen, wodurch man das Interesse auch der nicht gelehrten, aber gebildeten Klasse zu erregen bezweckte, und wegen ihrer dialogischen Form verdienen Erwähnung, Christian Thomasius Monatsgespräche (1688—90), und W. E. Tenzel's monatliche Unterredungen (1689—98, fortgesetzt durch die curieuse Bibliothek, 3 Bde.). Von deutschgeschriebenen Journalen erhielten sich am längsten die (leipziger) neuen Zeitungen von gelehrten Sachen (unter verschiedenen Titeln von 1715—97), besonders merkwürdig und noch jetzt sehr brauchbar dadurch, daß sie bis zum Jahre 1740 alle in- und ausländische Journale im Auszuge enthalten und für jene Periode eine wahre Journalencyklopädie bilden. Zugleich mit der Universität Göttingen entstand 1739 daselbst auch eine gelehrte Zeitung, welche sich unter Albrecht von Haller's und C. G. Heyne's Redaction immer höher hob. Die Namen eines Haller, Heyne, Kästner, Michaelis, Eichhorn, Planck, Blumenbach, Hugo, Brandes, Spittler, Heeren und so vieler andern Mitarbeiter bürgen hinlänglich für ihre Trefflichkeit. Von den Meinungen und Streitigkeiten des Tags sich entfernt haltend, sprach sie doch oft ein wahres und tiefes Wort zu seiner Zeit. Im Ganzen sind die göttinger gelehrten Anzeigen mehr referirend, als urtheilend und zeichnen sich vorzüglich durch gute Auszüge ausländischer Schriften aus. Entschiedenen Einfluß auf die Bildung Deutschlands hatten die Briefe, die neueste Literatur betreffend (Berl. 1759—65, 24 Thle., von Lessing, Mendelsohn, Abbt, Nicolai u. A.) und in noch höherm Grade die allgemeine deutsche Bibliothek (Berl. 1766—96, 118 Bde. Neue a. d. B. 1793—1806, 107 Bde.). Weit mehr kritisirend als referirend, bestritt sie mit einer bis dahin noch nicht gesehenen, oft an Keckheit und Übermuth grenzenden Freimüthigkeit verjährte Vorurtheile, brachte eine Menge neuer Ideen in Umlauf, war im Rügen streng und schonungslos, doch meist unparteiisch, und führte eine neue Periode der deutschen Culturgeschichte herbei. Zu end in dieser wirkte thätig mit die allgemeine Literaturzeitung (zu Jena 1785 von Bertuch gestiftet, und von Schütz und Hufeland redigirt), an welcher die trefflichsten Köpfe Deutschlands arbeiteten. Wenn sie an höher Freimüthigkeit und unbefangener Prüfung der allgemei-

Digitized by Google

nen deutschen Bibliothek gleich kam, so übertraf sie dieselbe noch durch feinere Urbanität und einen geläuterten Geschmack; vorzüglich behauptete sie den Vorrang vor ihr, der schon alternden, bei den Erscheinungen, welche die kritische Philosophie veranlaßte. Auch übertraf sie dieselbe an Umfang, indem sie zugleich die ausländische Literatur umfaßte. Seit ihrer Versetzung nach Halle (durch Schütz und Erschs Berufung dahin im J. 1804 bewirkt) scheint sie an ihren ehemaligen Hülfsquellen wenig verloren zu haben, obgleich die neue jenaische Literaturzeitung (seit 1804, von Eichstädt redigirt) ihr Abbruch gethan. Letztere dürfte leicht in der Lebendigkeit und Wärme, mit welcher sie die verschiedenartigsten neuen Erscheinungen des Tages würdigt und bespricht, einen theilweisen Vorzug begründen. Die leipziger Literaturzeitung (seit 1800 unter mehrern Titeln), zu sehr auf die Theilnahme ihres Erscheinungsortes beschränkt, hat sich bisher über die beiden vorgenannten rivalisirenden Institute, welche ihre Mitarbeiter in ganz Deutschland zu wählen verstanden, nicht zu erheben vermocht und namentlich an einer gewissen Eintönigkeit gelitten, welche in einer so bewegten Zeit doppelt unerfreulich ist. Desto genügender entspricht Beck's Repertorium seinem bescheidnen, aber darum um nichts weniger verdienstlichen Zweck. Die erlanger Literaturzeitung (von Meusel, Mehmel und Langsdorf redigirt 1799—1810, unter andern Titeln und in andrer Form schon von 1746—98), ohne besonders hervorstechenden Charakter, fand ihr Grab in den damaligen philosophischen Fehden. Weniger auffassend, aber streng und scharfsinnig prüfend, mehr urtheilend als referirend sind die heidelberger Jahrbücher der Literatur (seit 1808). Unter günstigen Vorbedeutungen begann 1813 unter Sartori's Direction eine wiener Literaturzeitung, welche aber nur bis zu Ende 1816 mit nicht immer fester und sicherer Haltung fortdauerte. An ihre Stelle trat mit Unterstützung der Regierung 1818 eine kritische Quartalschrift (Jahrbücher der Literatur), welche dem Bestehenden vielleicht zu geflissentlich und zu hartnäckig huldigt, um die nothwendige Unbefangenheit und Ruhe zu behaupten, und nur in einzelnen Artikeln bisweilen an ihr brittisches Vorbild, das Quarterly Review, erinnert. Lebendigkeit, Freimuth und würdigen Anstand vereint mit Tiefe und Mannichfaltigkeit der in Leipzig seit 1819 erscheinende Hermes, welcher, nur auf die wichtigsten Erscheinungen in der Literatur sich beschränkend, häufig nicht unpassend mit dem Edinburgh Review verglichen worden ist. Nur einen örtlichen Werth hatte die oberdeutsche Literaturzeitung (1788 von Lorenz Hübner begonnen), und auch die neue münchner Literaturzeitung war ein viel zu frühzeitiger Versuch, um lange bestehen zu können. Durch alle diese, ursprünglich nur höhere wissenschaftliche Zwecke beabsichtigenden deutschen Zeitschriften war allmälig auch unter dem nicht eigentlich gelehrten, aber gebildeteren deutschen Publikum ein Interesse an literarischer Kritik geweckt worden, welches zur Entstehung einer besondern Gattung popularisirender kritischer Blätter Veranlassung gab. Eins der ersten derselben war das, dem tübinger Morgenblatte beigegebene Literaturblatt, welches früher an geistreichen und treffenden, wenn gleich kurzen Kritiken reich war, in spätern Zeiten aber nur sehr das einseitige Tribunal einer einzelnen Partei geworden ist. Den Gegensatz zu der scharfen Polemik desselben bildet die Friedlichkeit und Höflichkeit des literarischen Wegweisers bei der dresdner Abendzeitung. Unter den selbständig erscheinenden kritischen Blättern dieser Art behauptet das literarische Conversationsblatt, welches die

Digitized by Google

dem Kotzebue'schen literarischen Wochenblatte zum Grunde liegende Idee mit entschiedenem Glücke veredelt und erweitert hat, ohne Zweifel den ersten Rang. Für die, welche an Kotzebue's Art und Manier fortwährend Gefallen finden und sonst keine polemischen Kostverächter sind, ist die Hekate bestimmt, und blöden Augen erbietet sich ein theilweise mit Geschichte redigirter literarischer Beobachter zu Hülfe zu kommen. So ist die deutsche Kritik jetzt in einer Thätigkeit begriffen, welche weder an Intension noch an Extension irgend einer ausländischen nachtritt. Die einer besondern Wissenschaft oder einem einzelnen Lande gewidmeten kritischen Zeitschriften, deren Anzahl nicht minder ansehnlich ist, aufzuführen, ist hier nicht der Ort. Man vergl. übrigens den Art. Zeitungen (Bd. 10).

Lloyd (Heinrich) ein berühmter Taktiker und merkwürdig durch die etwas zweideutige Rolle, welche er in den Händeln seiner Zeit spielte, wurde 1729 in der Grafschaft Wallis (in England) geboren, woselbst sein Vater Landprediger war. Seine Neigung wandte sich früh zu den Kriegswissenschaften; da ihm indeß seine Armuth wenig Glück im englischen Militairdienste, wo bekanntlich die Offizierstellen erkauft werden müssen, versprach: so begleitete er, ungefähr 17. Jahr alt, die beiden jungen Herzoge von Drummond, als Gesellschafter, nach Flandern, wohnte mit ihnen als Freiwilliger der Schlacht von Fontenoy bei, und unternahm hier auch eine große Reise durch Deutschland, wobei sein Hauptaugenmerk die Beobachtung der Einrichtung und der Manoeuvres der verschiedenen Armeen dieses Landes war. Jedenfalls konnte Lloyd aber diese kostspielige Reise nur in Folge irgend eines geheimen Auftrages und mit fremder Unterstützung unternehmen, da seine eigenen beschränkten Mittel ihm durchaus nicht erlaubten, einen so bedeutenden Aufwand selbst zu machen. Seine taktischen Kenntnisse und sein richtiger militairischer Blick erwarben ihm nun hier bald Gönner, und nach einigen Jahren Aufenthalt in Österreich, ward er daselbst zum Adjutanten des General Laudy ernannt, in welcher Eigenschaft er den einen Theil des siebenjährigen Krieges mitmachte und nach und nach bis zum Range eines Oberst-Lieutenants emporstieg. Feindschaften und Händel, die er sich durch seinen rauhen Charakter zuzog, legten aber bald seinem weitern Avancement Hindernisse in den Weg; er verließ die österreichischen Dienste und trat, obschon er erklärt hatte, er würde dem Könige von Preußen nicht dienen, dennoch gleich unter die Fahnen dieses Monarchen und wurde General-Adjutant des Herzogs von Braunschweig. Nach dem hubertsburger Frieden nahm er auch hier seinen Abschied wieder und begann in geheimen diplomatischen Geschäften zu reisen. An der bald darauf zu Stande kommenden Verbindung des Königs Georg III. von England mit einer braunschweig'schen Prinzessin, hatte Lloyd großen Antheil und sein Lohn war eine Pension von jährlich 500 Pfd. Sterling; als aber später der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausbrach, begab er sich nach Petersburg, wo ihn Catharina II. sehr zuvorkommend aufnahm und ihm ein Commando übertrug. Hier zeichnete er sich bei der Belagerung von Silistria (1774) so vortheilhaft aus, daß man eben in Begriff stand, ihm das Commando über eine Armee von 30,000 Mann in Finnland zu übergeben, als der mit Schweden geschlossene Friede die Sache rückgängig machte. Bald darauf verließ Lloyd abermals plötzlich die russischen Dienste ohne irgend eine Belohnung (nicht einmal einen Orden, den er doch sehr wünschte, und der ihm unter dem Vorwande seiner geringen Geburt

abgeschlagen wurde) zu erhalten, und es ist wahrscheinlich, daß an dieser schnellen Entlassung die Entdeckung der zweideutigen politischen Rolle Schuld war, welche er durch sein ganzes Leben spielte. Rußland verlassend, fing Lloyd nun sein früheres Wesen wieder an, und Italien, Spanien und Portugal wurde nach und nach von ihm besucht. In Gibraltar gab er dem damaligen Commandanten Elliot mehrere Rathschläge zur Vertheidigung dieses Platzes, die bald darauf von Elliot angewendet, demselben so viel Ehre erwarben, und hierauf nach England zurückkehrend, fing er an, sich mit Ausarbeitung von Memoiren zu beschäftigen, die ihm jedoch von den Ministern dieses Landes unter der Bedingung, sie nie öffentlich erscheinen zu lassen, in Manuscript um ziemlich hohen Preiß abgekauft wurden. Kurz darauf verließ Lloyd sein Vaterland von neuem, und ließ sich als Privatmann bei Huy an der Meuse nieder, einzig, wie es schien, mit Ausarbeitung mehrerer Schriften beschäftigt. Plötzlich überraschte ihn aber hier der Tod (den 19. Juny 1783), und er hatte kaum seine Augen geschlossen, als ein englischer Commissair erschien, und unter dem Vorwande einer Schuldforderung, seine sämmtlichen Papiere in Beschlag nahm, unter denen sich ein völlig ausgearbeiteter und höchst durchdachter Plan zu einer möglichst leichten Landung fremder Truppen in England befand. Dennoch ist sowol dieses Werk, wie noch einige andere von Lloyd später in Druck erschienen und auch zum Theil in andere Sprachen übersetzt worden, und neuerdings hat Jomini in seinem Werke: „Traité des grands operations militaires," Lloyd's Memoiren über den siebenjährigen Krieg (deren Schluß, so wie seine Geschichte des Kriegs in Flandern, in Folge der oben angedeuteten Maßregeln bei seinem Tode, leider nie erschien, die jedoch, so weit sie heraus sind, an Tempelhoff einen Übersetzer in's Deutsche fanden) zum Grunde seiner Darstellung mit benutzt.

Logthing ist der gesetzgebende Körper des norweg'schen Storthings (Reichsversammlung). Sobald sich der Storthing constituirt und der König oder seine Beauftragten die Verhandlungen mit einer Rede eröffnet hat, erwählt der Storthing unter seinen Mitgliedern ein Viertheil, welches das Logthing ausmacht. Die übrigen drei Viertheile bilden das Odelsthing (die Grundeigenthümer). Jede dieser beiden Abtheilungen hält ihre Versammlungen abgesondert und ernennt ihren eigenen Präsidenten und Secretair. Jedes Gesetz wird in dem Odelsthing entweder von dessen Mitgliedern, oder von der Regierung durch einen Staatsrath zuerst vorgeschlagen. Ist hier der Vorschlag angenommen worden, so wird er an das Logthing gesandt, welches ihn entweder genehmigt oder verwirft, und im letzten Falle die Ursachen der Verwerfung angibt. Diese Ursache erwägt nun der Odelsthing und legt entweder seinen Vorschlag nieder, oder sendet ihn wieder mit oder ohne Veränderung an das Logthing. Ist der Vorschlag vom Odelsthing zweimal dem Logthing vorgelegt und von diesem zum zweiten Male mit einer Zurückweisung zurückgesandt worden, so tritt das ganze Storthing zusammen, und es entscheiden dann zwei Drittheile seiner Stimmen über den Vorschlag. Zwischen jeder solchen Berathschlagung müssen wenigstens 3 Tage verfließen. Hat ein vom Odelsthing vorgeschlagener Beschluß den Beifall des Logthing oder des versammelten Storthing erhalten, so wird solcher durch eine Deputation von beiden Abtheilungen der Storthings an den anwesenden König, und wenn er abwesend ist, an den Vicekönig oder an die norwegische Regierung gesandt, mit dem Antrag auf die königliche Sanc-

Digitized by Google

tion. Der Logthing hält, gleich dem Odelsthing, seine Sitzungen öffentlich, und die Verhandlungen werden in der Regel durch den Druck bekannt gemacht. Die Mitglieder des Logthings machen mit dem höchsten Gerichte das Reichsgericht aus, welches vom Odelsthing eingeleitet worden, entweder gegen die Mitglieder des Staatsraths, oder des höchsten Gerichts, wegen Amtsverbrechen, oder gegen die Mitglieder des Storthings, wegen der Verbrechen, die sie als solche begehen möchten, und hat der Vorstand des Logthings den Vorsitz. Wider die Urtheile dieses Reichsgerichts findet keine Begnadigung statt, als Befreiung von der erkannten Todesstrafe (s. d. Art. Storthing Bd. 9).

Lohenstein (Daniel Caspar von) ward 1635 zu Nimptsch, einer Stadt im schlesischen Fürstenthume Brieg, geboren, und machte den Anfang seiner Studien in seiner Geburtsstadt. Nachdem setzte er sie auf dem Gymnasium zu Breslau fort, bis er 1650 die Universität zu Leipzig und nachher die zu Tübingen bezog. Dann trat er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, die Niederlande und Holland an und kehrte zu Wasser über Hamburg nach Breslau zurück. 1666 ward er zum Regierungsrathe, zum kaiserlichen Rathe und ersten Syndikus der Stadt Breslau ernannt. Schon in seinem 15. Jahre verfertigte er 3 Trauerspiele, die auch späterhin gedruckt worden sind. Man kann ihm keineswegs Genie absprechen, aber es ging durch falsche Richtungen unter, und es fehlte ihm Geschmack. Er besaß neben einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit eine große Kenntniß der neuern Sprachen. Neuerungssucht oder Begierde, seine Vorgänger zu verdunkeln, führte ihn irre. Dennoch fand er bald Nachahmer, die seine Übertreibungen noch mehr übertrieben, und, nach ihm, Lohensteinianer genannt wurden. Die lohensteinischen Gedichte sind voll geschmacklosen Wortschwalls, falschen Pomps und unnatürlicher Bilder. In den Trauerspielen, die unter seinen poetischen Werken leicht das Erheblichste sein dürften, fallen diese Fehler, zu der höchsten Stufe gesteigert, doppelt auf. Sie heißen: Ibrahim Bassa; Agrippine; Epicharis; Cleopatra; Sophonisbe und Ibrahim Sultan. Sie sind gesammelt in Lohenstein's Trauer- und Lustgedichten, Breslau 1680, 1689. Leipzig 1733. 8. Seine übrigen Gedichte sind unter dem Namen: Blumen, von ihm gesammelt worden; das letzte der Hyacinthen, an Balthasar Friedrich von Logau gerichtet, beweiset, daß es Lohenstein, bei geläutertem Streben nach Vollkommenheit, möglich gewesen sein dürfte, ein trefflicher Dichter zu werden. Unter seinen prosaischen Schriften, in denen ebenfalls Schwulst mit Plattheit wechselt, zeichnet sich der Heldenroman: Arminius und Thusnelda, aus, über dessen Ausarbeitung er starb, der aber von seinem Bruder, und nach dessen Tode vom Prediger Wagner zu Leipzig vollendet wurde. Obgleich dieser Roman jene Fehler hat, obgleich Lohenstein selbst durch den Tod verhindert wurde, die letzte Hand daran zu legen: so sind doch wahrhaft kräftige Stellen darin zu finden, in welchen der Verfasser große und erhabene Gedanken in gedrängter Kürze vorgetragen hat. Dieser Roman erschien zuerst in Leipzig 1690 in zwei Quartbänden, worauf eine zweite vermehrte Ausgabe (Leipzig 1731) folgte. Lohenstein starb zu Breslau 1683 in einem Alter von 48 Jahren.

•Lokmann, eine Person aus dem Sagen- und Überlieferungskreise der Araber. Die Zeit, wenn er lebte, wird sehr verschieden angegeben, so wie überhaupt nicht auszumitteln ist, ob es nicht zwei zu verschiedenen Zeiten lebende Personen dieses Namens gab. Nach

Digitized by Google

der Sage soll Lokmann ein Sprößling des Stammes Ad gewesen, und einst mit einer Karavane nach Mekka gesendet worden sein, um Gott bei anhaltender Dürre um Regen anzuflehen. Gottes Zorn vernichtete aber den ganzen Stamm Ad, und nur Lokmann, der einzige Fromme, blieb übrig, worauf dann der Herr der Welt ihm freistellte, zu wählen, entweder so lange zu leben, als der in einer unersteiglichen Gebirgshöhle liegende Dung von sieben Gazellen dauern würde, oder so lange, als sieben auf einander folgende Geyer lebten, worauf denn Lokmann das Letztere annahm, und undenkliche Jahre auf Erden wandelte. Im Alkoran ist gleichfalls die Rede von einem Lokmann, der den Beinamen: „der Weise" erhielt, zuweilen aber auch Abu-Anam (d. i. Vater des Anam) genannt wird. Dieser, ob mit dem vorigen identisch? steht dahin, soll zur Zeit Davids gelebt haben, und die Sage schildert ihn in vielen Zügen dem Phrygier Äsop ähnlich, wie denn auch die Araber eine Menge Fabeln von ihm haben, die offenbar Nachahmungen der dem Äsop beigeschriebenen sind, und ihrem Styl und ihrer Einkleidung nach hinreichend beweisen, daß man ihre Entstehung nicht einmal bis in das erste Jahrhundert der Hedschira zurückführen kann. Auch dieser Lokmann soll sich einer ungemeinen Lebensdauer (nach Einigen von 300, nach Andern von 1000 Jahren) zu erfreuen gehabt haben, welche Übereinstimmung in der Erzählung dann vermuthen läßt, daß der im Alkoran erwähnte, und der der Sage nach vom Stamme Ad entsprossene, eigentlich nur eine Person waren, deren Geschichte durch Tradition im Lauf der Zeiten so fabelhaft ausgeschmückt wurde. Durch Erpenius wurden die, dem Lokmann zugeschriebenen Fabeln zum Erstenmal in Europa durch den Druck bekannt (1615). Sie erschienen arabisch mit einer lateinischen Übersetzung, und wurden später der in Leyden herausgekommenen arabischen Grammatik des Erpenius beigefügt, und sie sind seitdem in mehrfachen Auflagen verbreitet worden, von denen jedoch keine einzige ohne Textunrichtigkeiten ist. Bei den Orientalen selbst stehen diese Fabeln übrigens, ihrer schmucklosen Einkleidung und fast lakonischen Kürze wegen, nur in geringem Ansehen, wie sie denn überhaupt im Ganzen das Aufsehen nur wenig verdienen, welches sie eine Zeitlang bei uns machten. Im Jahr VIII. (1799) besorgte Marcel während der französischen Occupation von Ägypten eine Ausgabe der „Fables de Lokmann" in Kairo, welche 1803 in Paris neu aufgelegt wurde; die beste ist aber die 1818 von Caussin zum Gebrauch der Eleven des Collége-royal veranstaltete. Die Angabe des Herausgebers der galland'schen Übersetzung des Homayoun-Nameh, oder der Fabeln des Bidpai, ist aber insoweit falsch, als er diese indischen Fabeln auf dem Titel neben Bidpai auch Lokmann zuschreibt. Die vollständigste Handschrift der lokmann'schen Fabeln (in persischer Sprache) befindet sich in der Bibliothek des Vatikans.

Lomenie de Brienne (Etienne Charles), Cardinal, Erzbischof und Staatsminister von Frankreich, wurde 1727 in Paris geboren und ergriff, obschon er der älteste Sohn seines Hauses war, den geistlichen Stand, in welchem er bald, unterstützt durch einen lebhaften Geist und die einflußreichen Verbindungen seiner Familie, von Stufe zu Stufe emporstieg, obschon ihn seine fortgesetzte Verbindung mit freisinnigen Denkern jener Zeit (d'Alembert, Morellet u. A.) dem frömmelnden Hofe und der Curie wenig empfahlen. 1744 gab er, mit Turgot, eine Schrift heraus, deren Zweck es war, die damals zwischen den Parlamenten und dem Klerus obwaltenden Streitigkeiten zu schlichten.

Digitized by Google

und die den Titel führte: „Le Conciliateur, ou lettres d'un ecclésiastique à un magistrat.“ (Sie wurde später von Condorcet, Dupont de Nemours u. A. von neuem mehrmals herausgegeben.) Im Jahre 1758 wohnte er an der Stelle des Kardinal von Lüynes in Rom dem Conclave bei, welches Clemens XIII. auf den päpstlichen Stuhl hob, und 1760 ward er zum Bischof von Condom ernannt, drei Jahre darauf erhielt er aber das Erzbisthum Toulouse, in dessen Verwaltung er sich die Anerkennung aller derer erwarb, die den alten hierarchischen und mönchischen Einrichtungen entgegen waren, freilich aber auch den bittern Unwillen der bigotten Klostermenschen auf sich lud, die durch seinen Eifer, dem Geiste der Zeit gemäß, das ganze, unnütze Mönchswesen bei Seite zu schaffen, oft genug aus den Wohnplätzen ihrer angeblichen Frömmigkeit vertrieben wurden. Während er so gegen den Sinn der Anhänger alter kirchlicher Einrichtungen handelte, unterstützte er aber mit seltener Freigebigkeit Arme und Nothleidende, half, wo er konnte, als eine verheerende Viehseuche viele Einwohner seiner Diöces in bedeutenden Verlust stürzte, ließ zum Vortheil des Handelsverkehrs von Toulouse die Garonne mit dem Kanal von Caraman durch einen Nebenkanal verbinden, der noch seinen Namen trägt, errichtete Erziehungsanstalten, gründete ein Hospital, stiftete mehre Stipendien für die Schüler an der Militairschule zu Toulouse, und bewies sich überhaupt durchaus als einen eben so aufgeklärten, als das wahre Wohl des Landes befördernden Mann. 1770 wurde er zum Mitglied der Akademie ernannt, und als der Erzbischof von Paris, Beaumont, starb, verhinderte nur die frömmelnde Partei am Hofe, die freilich dem Bischof von Toulouse seine durchgreifenden Klosterreformen nicht vergeben konnte, daß er nicht an dessen Stelle erwählt wurde. Bei dem ersten Ausbruch der Volksunzufriedenheit in Frankreich bewies sich Brienne sehr thätig, er erhob vor Allen seine Stimme gegen die Finanzverwaltung von Calonne, und nachdem dieser Minister verabschiedet worden war, brachten es seine zahlreichen Anhänger dahin, daß Ludwig XVI. ihn, wiewol nur widerstrebend, an dessen Stelle an die Spitze der Finanzverwaltung rief. Sein Bruder, der Graf von Brienne, wurde zu gleicher Zeit zum Kriegsminister ernannt (1787). Leider erfüllte der neue Finanzminister aber selbst die mäßigsten Erwartungen nicht, und wenn ihm schon der grenzenlosen Verworrenheit wegen, welche damals in den öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs herrschte, einige Entschuldigung dieserhalb gemacht werden kann, indem keines einzelnen Menschen Kraft hingereicht haben würde, Ordnung in ein Feld zu bringen, das seit mehren Menschenaltern zu einem Chaos von Verlegenheiten gemacht worden war, so mußten doch selbst Brienne's wärmste Anhänger gestehen, daß sie sich diesmal in ihm getäuscht hatten. Mit jedem Tage stieg die Verwirrung, und mit jedem Tage sah man auch mehr, wie der Minister, dessen Ehrgeiz es gelungen war, sich zum Principal-Minister in dieser sturmvollen Zeit ernennen zu lassen, in einem unseligen Schwanken, ohne Plan, Kraft und Einsicht handelte. Bald kam es so weit, daß er von allen Seiten angeklagt wurde, und schon im August 1788 sah sich der König gezwungen, ihm seine Dimission zu geben und zur Freude des Publicums Necker an seine Stelle zu rufen, der indeß, wie bekannt, auch nicht helfen konnte. Vor dieser Periode war Brienne schon zum Erzbischof von Sens, an die Stelle des verstorbenen Kardincls de Lüynes, ernannt worden, und um ihm den Schmerz für den verlornen Ministerposten weniger empfindlich zu

Digitized by Google

machen, belieh ihn Ludwig XVI. mit einigen Abteien und verschaffte ihm von Pius VI. den Kardinalshut; eine Sache, die Pius jedoch nur nach einigem Widerstreben that, da er den vorgeschlagenen Candidaten durchaus nicht liebte. Brienne machte jetzt eine Reise nach Italien, ohne dabei jedoch Rom zu berühren, und kehrte 1790 nach Frankreich zurück, um seine Schulden zu berichtigen, die, trotz seiner großen Einkünfte, doch so bedeutend waren, daß er sich gezwungen sah, einen Theil seiner kostbaren Bibliothek aufzuopfern. Jetzt leistete auch der Kardinal de Lomenie (denn also ward Brienne nun genannt) den von der Constitution vorgeschriebenen Eid, und im März 1791 bat er in einem Schreiben an den Papst um Entlassung aus dem Kardinalscollegium, was Pius auch gern bewilligte. Dennoch entging Brienne, der durch diesen Schritt gehofft hatte, sich den Verfolgungen der Revolutionspartei zu entziehen, seinem Schicksale nicht. Im November 1793 wurde er in Sens festgenommen, hierauf zwar wieder entlassen, dann aber gleich wieder auf's neue verhaftet und eines Morgens in seinem Gefängnisse todt gefunden (den 16. Febr. 1794). Mißhandlungen und Beschimpfungen, die er im Kerker von rohen Soldaten, seinen Wächtern, hatte erdulden müssen, verbunden mit den Folgen einer Indigestion, hatten ihm einen Schlag zugezogen, der seinem Leben im 67. Jahre seines Alters ein Ende machte. Sein Bruder, der oben erwähnte Kriegsminister, Athanase Louis Marie de Lomenie, Graf von Brienne, dessen baldiger Nachfolger im Ministerium de la Tour Dûpin war, fiel in demselben Jahre unter dem Beile der Guillotine. Ein zweiter Bruder, der Marquis de Brienne, blieb, als Oberst im Regiment Artois dienend, im Jahr 1747 bei dem Angriff auf Col de l'Astiete. Vom Kardinal hat man im Druck: „Oraison funèbre du Dauphin," welche 1766 in Paris herauskam.

Lomonosoff (Michael Wasiljewitsch), einer der berühmtesten russischen Dichter, wurde 1711 zu Kolmogory geboren. Sein Vater, ein Fischer, wollte ihn zu demselben Gewerbe erziehen, und so mußte der junge Lomonosoff in früher Jugend schon dem Vater bei seinen Arbeiten behülflich sein und mit zum Unterhalte der Familie beitragen. Der Gesang der Psalmen Davids in der Kirche und das Lesen der Bibel erweckte in dem Knaben zuerst den poetischen Geist und die Liebe zu den Wissenschaften, und noch fast ganz ohne Unterricht, als den er sich selbst gegeben, faßte er schon in den Jugend den kühnen Entschluß, die Wunder der Schöpfung und die großen Thaten seines Landesherrn, Peters I., in Gesängen, gleich denen von David, zu feiern. Die zu ihm gelangende Kunde, daß in Moskau eine Unterrichtsanstalt sich befinde, in welcher man Griechisch, Lateinisch, Deutsch und Französisch lehre, brachte ihn indessen auf andere Ideen. Er verließ heimlich das väterliche Haus, ging in die Hauptstadt und forderte hier den Unterricht, nach welchem sein wißbegieriger Geist verlangte, und den er so gut benutzte, daß man ihn schon 1734 aus der Anstalt zu Saikonospasko entlassen und bei der neuerrichteten Akademie der schönen Wissenschaften anstellen konnte. Zwei Jahre später schickte man ihn nach Deutschland, um seine Studien zu vollenden. Er besuchte hier das damals sehr berühmte Marburg, durchreiste Sachsen, Braunschweig und mehre andere Länder, und kehrte 1741 nach Petersburg zurück, wo er eine Stelle in der Akademie erhielt und zum Director des mineralogischen Cabinets ernannt wurde. Bald darauf gab er seine in seinem Vaterlande berühmt gewordene Ode

Digitized by Google

auf den Sieg bei Pultawa heraus. Durch eine Ukase ward er 1745 zum Professor der Chymie ernannt und 6 Jahre später ertheilte ihm die Kaiserin Elisabeth den Titel eines Kollegienrathes; auch erhielt er 1752 das Privilegium zur Errichtung einer Glasfabrik, besonders Behufs der Anfertigung von bunten Glasperlen u. dgl. Da er zuerst in Rußland die Idee zur Verfertigung von Mosaik angeregt hatte, so übertrug die Regierung ihm die Aufsicht über die Anfertigung von zwei großen Gemälden dieser Art, die Peters I. Thaten verherrlichen sollten. Die mannichfachen Schicksale, welche dieser ausgezeichnete, blos durch sich selbst sich emporschwingende Mensch, sowol in seinem Vaterlande, wie in Deutschland hatte, wo man ihn auf der sächsischen Gränze zum Soldaten preßte und er nur mit Mühe dem Schicksal entging, erschossen zu werden, machen sein Leben noch merkwürdiger. Er starb 1765 den 4. April, nachdem er vorher noch zum Professor, Generaldirector der Unterrichtsanstalten und Universitäten und zum Staatsrath ernannt worden war, und seine Leiche wurde auf Befehl von Katharina II. mit großer Pracht in der Klosterkirche des heil. Alexander Newsky beigesetzt. Man hat von diesem Dichter 2 Bände Oden und außerdem noch mehre geistliche und weltliche Liedergesänge u. dgl., die sehr geschätzt werden. Seine Petreide, ein Heldengedicht auf den Czaar Peter I. in 2 Gesängen ist das Beste, was man bisher in dieser Art in Rußland besitzt. Außerdem schrieb Lomonosoff noch eine Grammatik seiner Landessprache und übersetzte mehre Werke über Mineralogie, Metallurgik und Chymie. Seine Grammatik und sein Abriß der russischen Geschichte wurden später in's Deutsche und von dieser Sprache wieder in's Französische übersetzt. Die russische Akademie gab seine Werke in 16 Bänden heraus. 3. A. 1804. Von dem Admiral Tschitschagoff ist übrigens eine Lebensbeschreibung Lomonosoff's erschienen, die ziemlich umständlich die Schicksale dieses geistreichen Mannes schildert.

Longchamp, ein auch im Auslande berühmt gewordener Vergnügungsort für die vornehme pariser Welt, am rechten Ufer der Seine, unterhalb der Hauptstadt in einem Winkel gelegen, welchen der Fluß bildet, war einst ein Nonnenkloster, welches Isabelle, Schwester König Ludwigs IX. (des Heiligen) nach den Begriffen damaliger Zeit, zu ihrem Seelenheile stiftete, und wohin sie sich in spätern Jahren zurückzog und auch daselbst den 22. Februar 1269 ihr Leben beschloß. Das Kloster trug damals den Namen: Abbaye de l'humilité de Notre-Dame, und der Glaube der Zeit schrieb den Gebeinen der daselbst ruhenden Isabelle große Wunderkräfte zu, was denn am Ende Veranlassung gab, daß Leo X. durch eine eigene, im Jahre 1521 erlassene Bulle die fromme Stifterin des Klosters selig sprach. 116 Jahre später wurden, mit Urbans VIII. Erlaubniß, die noch von Isabellen im Grabe sich befindenden Knochen, in Gegenwart des Erzbischofs von Paris, gesammelt und, gleich andern Reliquien, in Gold und Silber gefaßt. Außer dieser heiligen Stifterin der Abtei von Longchamp, starben daselbst noch zwei Prinzessinnen des königlichen Hauses von Frankreich, Blanka, Tochter Philipps des Langen (welcher König gleichfalls an diesem Orte sein Leben endete, den 8. Jan. 1321) und Johanna von Navarra. Vor der Revolution war Longchamp besonders der Tummelplatz der vornehmen Pariser und der Engländer, welche sich damals in nicht minder großen Massen, wie jetzt, in Frankreichs Hauptstadt herumtrieben, zu jener Zeit aber noch nicht so knickerisch im Auslande sich zeigten, wie dermalen, wo es in

dieser Hinsicht fast so weit gekommen ist, daß die Gastwirthe auf dem Continente nur ungern die reisenden Insulaner aufnehmen. Daß manche der reichen Britten sonst, an den Tagen, in welchen Longchamp am mehresten besucht zu werden pflegt und wo es gleichsam zum guten Ton gehörte, sich dort einzufinden, an der Mittwoch, Donnerstag und Freitag in der Osterwoche nämlich, einst den Luxus so weit trieben, bei ihren Spazierfahrten nach Longchamp ihre Pferde und Wagenräder mit Silber beschlagen zu lassen, wird von Manchen noch jetzt als Zeichen der Trefflichkeit jener Zeit angeführt. In den ersten Jahren der Revolution, während welcher die Abtei Longchamp, wie alle andere Klöster Frankreichs, aufgehoben und zum Theil demolirt wurde, hörte der Glanz und die Pracht dieses Ortes gänzlich auf, als aber endlich unter dem Consulate Ruhe und Sicherheit im Lande wieder hergestellt worden war und der Reichthum es wieder wagen durfte, sich ungestraft öffentlich zu zeigen, da bekam auch Longchamp sein altes Ansehen wieder und wurde von neuem der Gelegenheitsort für die pariser Damen, um daselbst, wie ehemals, ihren Schmuck und Putz zur Schau zu tragen. Die berühmten Damen Tallien und Recamier waren damals die Sterne an diesem Putz- und Schönheitshimmel. Unter der kaiserlichen Regierung nahm jedoch der Glanz von Longchamp wieder etwas ab, theils veranlaßt durch Napoleons Mißfallen an den leeren Schaulegungen eines eiteln Volks, theils dadurch, daß durch die fortwährenden Kriege immer eine große Menge reicher Jugend von der Hauptstadt entfernt war, und in den ersten Jahren nach der Restauration der Bourbons und nachdem Frankreich so manchen Unglücksfall erleben mußte, hörten die Promenaden nach Longchamp fast ganz auf. Erst seit einigen Jahren hat dieser Ort wieder angefangen, ein Versammlungsplatz für die schöne Welt von Paris zu werden; der alte Glanz von den Zeiten kurz vor der Revolution her und der noch größere aus den hoffnungsreichen Tagen des Consulats ist aber bis jetzt nicht wiedergekehrt, und die sonst in der Osterwoche hieher strömende und auf viele Tausende sich belaufende Volksmasse will sich noch immer nicht wieder so zahlreich einfinden.

*Loudon (oder Laudon, Gideon Ernst, Freiherr von), einer der berühmtesten und besten österreichischen Generale des 18. Jahrh., wurde 1716 zu Tootzen in Liefland geboren und war der Sprößling einer aus der Grafschaft Ayre in Schottland stammenden alten, aber armen Familie, deren einer Zweig im 14. Jahrh. nach Liefland ausgewandert war. Im Jahr 1731 trat Laudon als Cadet in russische Dienste, machte die Belagerung von Danzig mit und zog sodann mit dem Hülfsheere, welches die Kaiserin Anna an den Rhein sendete, und diente hierauf unter Münnich in dem Feldzuge gegen die Türken und Tataren bei den Stürmen auf Oczakow, Azow, Chocżym und in der Schlacht bei Stawutschane, dabei alle niederen Grade des Militairs, vom Corporal bis zum Lieutenant durchlaufend. Nach dem Frieden von 1739 ward der junge Krieger aber außer Beschäftigung gesetzt und der Zufall fügte, daß er den Secretair des Hofmarschalls Löwenwolde (Laudons Landsmann), Hochstetten, kennen lernte, der früher bei dem Secretair des Fürsten Kaunitz, dem Baron Binder, gewesen und durch Binder u. A. noch wichtige Verbindungen in Wien hatte. Dieser Hochstetten rieth nun Laudon, seine Dienste der Kaiserin und Königin von Ungarn anzubieten, und der junge Krieger richte sich auf den Weg. Seine Reise ging über Berlin. Hier traf

Digitized by Google

er eine Menge einstiger Cameraden, die gleich ihm nach dem Frieden verabschiedet worden waren, und einige ermunterten ihn, sich dem großen Friedrich vorstellen zu lassen. Laudon ließ sich dies gefallen, denn er hätte gern im preußischen Heere gedient; aber der König ließ ihn lange nicht vor, wodurch es Laudon so kümmerlich in der preußischen Hauptstadt ging, daß er vom Abschreiben leben mußte, und als er endlich dem Könige vorgestellt wurde, da wandte sich der Monarch verächtlich von ihm ab und sagte zu den Umstehenden: „la physiognomie de cet homme ne me revient pas;" einen Ausspruch, den der große Friedrich später oft bitter bereuete. So von Friedrich verworfen, ging Laudon nun nach Wien, wo er das Glück hatte, von dem Großherzog Franz (nachherigem Gemahl von Maria Theresia) im Vorzimmer der Fürstin getroffen und dieser vorgestellt zu werden, worauf er denn im December 1742 zum Hauptmann unter dem Panduren-Corps des alten Parteigängers Trenk ernannt wurde, und, in diesen rohen und barbarischen Haufen vermengt, den Feldzug in Baiern und am Rheine mitmachte. Hier wurde er bei Elsaßzabern, das einzige Mal in seinem Leben, aber schwer, verwundet und gefangen, und er verdankte seine Wiederherstellung nur der Geschicklichkeit eines französischen Wundarztes, den er in spätern Jahren bei dem französischen Heere in Sachsen unvermuthet wiederfand. Nach seiner Genesung und Auswechselung diente Laudon nun in dem zweiten schlesischen Kriege gegen Friedrich II. und focht mit in den Schlachten von Hohenfriedberg und Sorr. Nach geschlossenem Frieden zwang Trenks unredliches Benehmen ihn, um seinen Abschied anzuhalten, worauf er denn nach Wien ging und durch die Vorlegung der von Trenk im Elsaß und Baiern erhaltenen Ordres bewies, daß der alte, rachsüchtige Panduren-Chef ihn verleumdete und die Greuel in jenen Ländern selbst begangen hatte, welche er ihm nunmehr aufzubürden suchte. Ein Zweikampf zwischen Laudon und Trenk, die sich im Theater trafen und dort ziemlich laut überwarfen, ward nur durch Trenks Verhaftung abgewendet, der bekanntlich zur Gefangenschaft auf der Veste Spielberg verurtheilt wurde. Laudon, außer Dienst und ohne Vermögen, mußte nun abermals in Wien sehr kümmerlich leben und hatte nicht einmal so viel, um seinen Durst nach Wissen in der Kenntniß der höhern Kriegskunst durch Anschaffung einiger Bücher befriedigen zu können. Endlich verschafften ihm seine Freunde eine Majorsstelle unter dem an der türkisch-ungarischen Grenze stationirten Likkaner-Regimente. Laudon vermählte sich daselbst mit der Tochter eines kroatischen Offiziers, Klara von Hagen, die ihm aber nie Kinder gebar, und trat von der evangelischen zur katholischen Religion über. Fünf Jahre hatte er hier still, eifrig das Studium der Mathematik und militairischen Geographie treibend, gelebt, als der siebenjährige Krieg ausbrach und sein Unstern ihn noch einmal in eine trübe Lage verwickelte. Der commandirende General in Croatien, Petazzi, ein Mann von gemeinen Gesinnungen und selbst talentlos, das Talent hassend, konnte den ihn natürlich übersehenden Major nicht leiden, und sein Groll ging so weit, daß er eigenmächtig den Namen Laudon von der Liste der Offiziere ausstrich, die man von Wien aus zum Feldzuge beordert hatte. Diese Nichtswürdigkeit empörte den Krieger; er ging auf die Gefahr, der Verletzung der Subordination angeklagt zu werden, nach Wien, sich zu beschweren, fand aber hier durch Petazzi's Berichte alles so gegen sich eingenommen, daß er sonder Zweifel kein Recht würde erhalten haben (denn schon lag der Be-

fehl, ihn mit einem derben Verweise in seine Grenzpostirung zurück zu senden, zur Ausfertigung bereit), hätte nicht das Geschick es gefügt, daß sein alter Freund aus Petersburg, Hochstetten, eben damals in Wien bei der Hof- und Staatskanzlei war angestellt worden, der sich denn seiner beim Fürsten Kaunitz auf's Beste annahm und es dahin brachte, daß der verkannte Laudon als Oberst-Lieutenant bei einer Abtheilung leichter Truppen, die die Bewegungen der wenig Erfolg versprechenden Reichs-Armee unterstützen sollten, angestellt wurde. Als dem nachherigen Retter Österreichs aus so mancher Gefahr diese Freudenkunde gebracht wurde, fand man ihn in einem elenden Dachstübchen in der Ungargasse. Da indeß, Kraft angewohnter Langsamkeit, fast noch ein Jahr verging, ehe der deutsche Reichstag den großen Schritt einer Kriegserklärung gegen Preußen that, so entging Laudon für's Erste dem Schicksal, in die zusammengeflickte Masse des deutschen Reichsheeres eingewebt zu werden, und kam zu der vom Feldmarschall Brown geführten Hauptarmee, die so eben bei Lowositz von dem großen Preußenkönige war geschlagen worden. Bald zeichnete sich Laudon hier als kühner Führer aus. Bei Tetschen, Hirschfeld und in der prager Schlacht erwarb er sich die Anerkennung der Obern und das unbedingte Vertrauen der Soldaten, die bald glaubten, nur noch unter Laudon siegen zu können. Eben so zeichnete er sich bei Verfolgung der Preußen nach der Schlacht von Collin aus, und Friedrich II. mochte hier zum ersten Male sehen, welchen Mißgriff er begangen hatte, einen Krieger, wie diesen, schnöde abzuweisen. Hierauf unter das Commando des Prinzen von Hildburghausen gestellt, der die endlich zusammengebrachte Reichsarmee befehligte und sich mit der französischen unter Soubise vereinigte, hatte Laudon den Schmerz, die schmachvollen Auftritte in Gotha, (wo Seidlitz mit 2000 Mann Reitern das Hauptquartier überfiel) und bei Roßbach mit ansehen zu müssen, ohne helfen zu können, und das ihm von Friedrich II. mit einem schmeichelhaften Schreiben übersandte General-Patent, welches die preußischen Husaren mit dem Courier, der es von Wien brachte, weggekapert hatten, war in diesem Augenblicke dem Helden nur ein kleiner Trost für die Unfälle, deren Zeuge er hatte sein müssen. Im folgenden Jahre (1758) erhielt Laudon für seinen Antheil an der Befreiung von Olmütz den Theresien-Orden und drei Monate später das Großkreuz desselben und die Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant. Wie er hierauf noch in demselben Jahre eine Diversion in's Brandenburgische machte (früher noch gegen Fouquet in den Engpässen von Braunau stritt) den Sieg bei Hochkirchen größtentheils herbeiführen half, dort beinahe von preußischen Husaren wäre gefangen worden, den König nach der unglücklichen Schlacht mit rastlosem Eifer verfolgte, von seiner Kaiserin in den Freiherrnstand erhoben wurde, in der nächsten Campagne (1759) allein durch sein Eingreifen im letzten entscheidenden Moment den Sieg bei Kunnersdorf herbeiführte, (den der russische Feldherr Soltikow aber, in Folge geheimer Instructionen seines Hofes, nicht, wie damals möglich war, zum völligen Untergang Friedrichs II. benützte,) auf seinem Rückmarsch durch Polen, von Feinden umschwärmt, mit der Rauhigkeit der Witterung und der Elemente zu kämpfen hatte, und in diesem Winter noch zum Feldzeugmeister ernannt und ihm ein eigenes Corps von 30,000 Mann anvertraut wurde, dies mag hier nur angedeutet sein. Im folgenden Jahre (den 26. Juni 1760) gewann Laudon die Schlacht bei Landshuth in Schlesien gegen den ta-

pfern Fouquet, der selbst gefangen wurde, nahm Glatz mit Sturm, berennte Breslau (wo ihm der Commandant Tauenzien, den Laudon mit der Drohung auffodern ließ: „er wolle das Kind im Mutterleibe nicht schonen," lakonisch die Antwort gab: „er selbst sei nicht schwanger, seine Grenadiere auch nicht, und die Bürger würde man schützen",) und deckte nach den tapfersten Anstrengungen den Rückzug der daun'schen Armee nach der Schlacht bei Liegnitz so meisterhaft, daß der große Friedrich ausrief: „von Laudon muß man retiriren lernen; gleich einem Sieger räumte er das Feld," und Maria Theresia ihn in einem eigenen Handbillet belobte. Den Feldzug von 1761 füllten größtentheils künstliche Märsche, und Laudon, der hier wenig Gelegenheit fand, seine Tapferkeit auf dem Schlachtfelde zu zeigen, bewies, daß er auch hierin, wie in den schwierigen Unterhandlungen mit dem zu keinem Entschluß zu bringenden russischen Feldherrn Butturlin, als ausgezeichneter Kopf sich zu finden mußte. Doch krönte er den Schluß dieses Feldzugs noch mit einer eben so kühnen, als in den Annalen der Kriegsgeschichte merkwürdigen That, indem er den 1. October ohne Belagerung und vorgängige Einschließung das feste, wohlverproviantirte und stark besetzte Schweidnitz mit einem raschen Coup de main, gleichsam in einem wilden Anlauf nahm und dadurch die Herren in Wien nicht weniger in Erstaunen setzte, wie den Feind, und fast in Gefahr kam, für diesen wichtigen Sieg vom Hofkriegsrath in Wien zur strengen Rechenschaft gezogen zu werden. Nach dem hubertsburger Frieden und nachdem seine Monarchin ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen überhäuft hatte, besuchte Laudon, zur Wiederherstellung seiner seit lange schon wankenden Gesundheit das Carlsbad, und hier war es, wo er mit dem in gleicher Absicht sich dort aufhaltenden Dichter Gellert bekannt wurde und zwischen beiden ausgezeichneten Männern, die sich wechselsweise von einander angezogen fühlten, sich ein vertraulicher Umgang während ihres Aufenthalts an diesem Orte entspann *). Im Jahre 1773 begleitete Laudon Jo-

*) In dem ohnlängst erschienenen schätzbaren Werke: „Briefwechsel Christian Fürchtegott Gellert's mit Demoiselle Lucius" (herausgegeben von F. A. Ebert) schildert der Dichter seiner Freundin sein Zusammensein in Carlsbad mit dem österreichischen Feldherrn mit folgenden Worten: „Auf meinen Spazierritten begleitet mich zuweilen der General Laudon auf seinem Schimmel, den er in der Schlacht bei Hochkirchen geritten hat. Er ist ein Mann von einem besondern Charakter: ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redet, aber richtig und wahr, nicht von seinen Thaten, wenig vom Kriege spricht, aufmerksam zuhört, und in seinem ganzen Betragen und in seiner Art, sich zu kleiden, eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigt, die in seinen Reden herrscht. Die Ähnlichkeit unsers traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unsers Ruhmes machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er sich vor mir fürchten, so wie ich mich vor ihm. „O," sagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand: „ich käme oft gern zu Ihnen, aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen." Ein andermal fing er an: „Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Munteres, Scherzhaftes?" und als ich darauf erwiederte: „Sagen Sie mir erst, Herr General, wie Sie die Schlacht bei . . . (hier hat Gellert selbst einen leeren Raum in sei-

seph II. auf seiner Reise durch die neuerworbenen Königreiche Gallizien und Lodomirien, und als der bairische Erbfolgekrieg ausbrach, erhielt er als Feldmarschall den Oberbefehl einer eigenen Armee. Der sich schnell machende Friede erlaubte ihm hier aber nicht, neue Beweise seiner Feldherrenthätigkeit zu geben, und die 9 Jahre von da an bis zum Ausbruch des Krieges mit der Pforte wandte er nun dazu an, emsig weiter zu studiren. Joseph II. hatte anfänglich geglaubt, den Feldzug gegen die Pforte ohne Laudon vollenden zu können; bald nöthigten ihn aber die Ereignisse, den alten, erfahrnen Krieger aufzurufen, und von diesem Augenblicke an schwebte der Sieg vor Oesterreichs Fahnen her. Dubicza wurde genommen, ein türkisches Heer unter den Mauern dieser Feste geschlagen, Belgrad erstürmt und Semendria besetzt. Für die Eroberung von Belgrad schenkte Joseph II. dem Sieger den ganz aus Brillanten bestehenden und sonst im kaiserlichen Familienschatz bewahrten Stern des Theresien-Ordens, den eigentlich nur der Monarch selbst, als Großmeister, tragen durfte *); auch ward ihm, was seit dem berühmten Eugen in Österreich keinem wieder verliehen worden war, übertragen: unumschränkte militairische Gewalt und der Titel Generalissimus. Der Feldzug gegen die Türken beschloß übrigens Laudons kriegerische Laufbahn, denn als unmittelbar darauf sich ein neuer Krieg mit Preußen entspinnen zu wollen schien, der indeß nie zum Ausbruche kam, und deswegen ein zahlreiches österreichisches Heer sich in Mähren zusammenzog, das mit Freuden seinen alten Führer an seiner Spitze sah, da überraschte ihn der Tod im Hauptquartiere zu Neutitzschein (in Mähren) am 14. Juli 1790. Seine Gebeine wurden aber zu Hadersdorf unweit Wien in dem Park zur Ruhe gebracht, den Maria Theresia einst ihrem Retter aus vielen Gefahren schenkte, und Werkstücke einer bei der Eroberung von Belgrad aufgefundenen Grabstätte schmücken dort sein Grab. Zur Charakteristik dieses ausgezeichneten Feldherrn, die Gellert schon fast ganz in den wenigen angeführten Worten gegeben hat, fügen wir nur noch hinzu, daß sein Fleiß, sich fortwährend zu unterrichten, bis in's hohe Alter nicht nachließ, und daß die Raschheit und Kühnheit seiner Entwürfe eher bei ihm mit den Jahren zu steigen, als zu sinken schien. In seinem Leben war Laudon übrigens durchaus und in jeder Beziehung mäßig und seine Bescheidenheit so groß, daß einst mit vollem Rechte der Herzog von Ahremberg der Kaiserin, die bei einem Hoffeste nach Laudon fragte,

nem Briefe gelassen) und die Schlacht bei Kunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht nehmen können?" Da sah ich ihn das erste Mal herzlich lachen, denn sonst lacht er nur halb." Nachdem Gellert nun noch erzählt hat, wie Laudon ihm seinen Neffen, der gern in Leipzig noch studiren wollte, empfahl, wie er dem Krieger, der sich noch in alten Tagen immer mehr zu unterrichten wünschte, eine kleine Bibliothek aufsetzen mußte, und wie sie oft und viel im Vertrauen mit einander gesprochen haben, schließt er mit folgender herzlichen Bemerkung: „Ich habe aus seinem Munde nichts, als Erlaubtes und Gutes gehört und immer gemerkt, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unserer Kirche!"

*) Nach Laudons Tode löste Kaiser Leopold diesen Stern von der Wittwe für 50,000 Fl. wieder ein.

zed by Google

erwiederte: „Le voilà comme toujours derrière la porte, tout honteux d'avoir tant de mérite.“

Louise Ulrika, Königin von Schweden seit 1744, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, geboren 1720 und starb 1782. Männlicher Verstand, einnehmende Beredsamkeit, vorzügliche Liebe zu den Wissenschaften und eine auch im Tode unerschütterte Geistesstärke zeigte diese Fürstin. Seit ihrer Zurückkunft nach Berlin 1772 und dem Tode ihres königl. Gemahls lebte sie so abgeschieden von der Welt, daß sie selten mehr bei Hofe erschien, wegen Mißverständnissen mit dem Thronfolger. Ihr Leibgedinge betrug 133,000 Rthlr. Species. Damit verschönerte sie ihre Paläste, unterstützte Industrie, Künste und Wissenschaften, auch die Armenhäuser. Gleich ihrem königl. Bruder wollte sie die Seidenzucht nach dem hohen Norden ziehen, und der große Linné unterstützte nach Kräften die Acclimatisationsideen seiner Monarchin. 1753 stiftete sie die schwedische Akademie der Wissenschaften aus eignem Vermögen. Diese ging daher fast unter, bis Gustav III. sie von neuem dotirte. Diese Königin gründete ferner die Bibliothek und das Kunstcabinet zu Drotningholm, wovon, so wie von jenem des Königs Adolph Friedrich, Linné eine Beschreibung 1787 in Stockholm herausgab. Hasselquists in Smyrna versetzte Sammlung ließ sie einlösen, und rettete solche der Naturgeschichte. Auf ihre Kosten gab Linné aus den Handschriften dieses Gelehrten seine Reise nach Palästina heraus. Sie war eine glückliche Gattin, ertrug aber ungern die Abhängigkeit des Königs vom Reichsrathe. Dies veranlaßte die horn'sche Verschwörung, schränkte den König noch mehr ein und veranlaßte den kostbaren, für Schweden unvermeidlichen, unglücklichen Krieg mit Preußen, und war daher den großen Familien im Reiche zuwider, die ihr manche Kränkung bereiteten.

*Louvet de Couvray (Jean Baptiste), geboren 1764 zu Paris, ist der Verfasser eines der schlüpfrigsten erotischen, aber auch geistreichsten Romane der Franzosen, des Faublas, und zugleich bekannt als Volksrepräsentant im Laufe der Revolution. Von seinen Angehörigen wurde er zum Buchhandel bestimmt; bald verließ er aber diese Laufbahn und widmete sich der Rechtskunde. Als Verfasser jenes Romans, der eine Menge Auflagen erlebte und sowol ins Englische, wie ins Deutsche übersetzt wurde, wird Louvet jedoch länger im Gedächtnisse auch bei uns bleiben, als in der letzten Eigenschaft, ob er sich gleich in dieser Zeit als einen muthvollen, energischen und in seinem Sinne als einen patriotischen Mann gezeigt hat. Er gehörte zu der Faction der Girondisten, und wurde mit Allen, die zu derselben gezählt wurden, am 31. Mai 1793 geächtet. Louvet entfloh von Paris und durchirrte mit andern Häuptern dieser Partei, flüchtig und keine Minute seines Lebens sicher, unter tausend täglich wechselnden Gefahren, ganz Frankreich, ohne erkannt zu werden. Eine Geliebte, die wir nur unter dem Namen Lodoiska kennen, nahm ihn endlich in Paris bei sich auf und verbarg ihn lange in einem, allen Nachforschungen trotzbietenden, von ihr selbst angefertigten Verstecke. Die Klugheit gebot auch hier endliche Entfernung. Louvet flüchtete ins Juragebirge und blieb dort bis nach Robespierre's Sturze, worauf er in den Convent zurückkehrte. Er hat diesen Zeitraum seines Lebens in einer sehr anziehenden Schrift (die von Archenholz und C. F. Cramer übersetzt worden ist), unter dem Titel: Quelques notices pour l'histoire, beschrieben. Sein vielfach bewegtes, unruhiges Leben, das jetzt von einer Partei in seinem Vaterlande, deren laxe Sitten er einst in sei-

nem Faublas ziemlich schleierlos hinstellte, mit manchen verkleinernden Anekdoten beschmutzt wird, endete den 25. August 1797, und Mancher, dessen Phantasie sich an den schlüpfrigen Bildern weidete, die Louvet in den Abenteuern seines Chevalier Faublas aufstellte, verurtheilte dermalen den Verfasser blos deswegen, weil derselbe einst mit Lebhaftigkeit in die Ideen der Revolution eintrat. Außer den genannten Werken hat Louvet noch eine Menge andrer Sachen geschrieben, von denen mehre Bezug auf die damaligen öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs haben. Das von ihm unter Rolands Ministerium herausgegebene Volksblatt: „la Sentinelle," soll, wie man jetzt in Frankreich behauptet, viel zu den Vorgängen am 10. August beigetragen haben. Madame Roland charakterisirt in ihren Memoiren Louvet in folgender Art: „Es ist unmöglich, mehr Geist mit weniger Anmaßung und mehr Gutmüthigkeit zu vereinen; muthig, wie ein Löwe, einfach, wie ein Kind; gefühlvoller Mensch, guter Bürger, kräftiger Schriftsteller, il peut faire trembler Catilina à la tribune, diner avec les Graces et souper avec Bachaumont."

Loyola (Ignaz von). Dieser berühmte Stifter des Ordens der Jesuiten wurde im J. 1491 auf dem Schlosse Loyola in der spanischen Provinz Guipuscoa geboren und verlebte seine Jugend an dem Hofe des Königs von Arragonien, Ferdinand V. (des Katholischen). Bis in sein 29. Jahr diente er hierauf im Militair und zeichnete sich durch nichts als eine seiner Zeit und seinem Volke ziemlich eigene Tapferkeit, einige nicht sonderlich ausfallende Versuche in der Poesie und eine Menge nicht immer ehrenvoller Liebesintriguen aus. Bei der Belagerung von Pampelona durch die Franzosen an beiden Beinen so gefährlich verwundet, daß, nachdem die Heilung schon vollendet, Loyola dennoch, getrieben von Eitelkeit, den einen Fuß, welcher nicht gerade geheilt worden war, noch einmal zerbrechen ließ, um nur wieder, wie vorher, geschickt zu sein, den Frauen zu imponiren, begab sich auf einmal, während dieser zweiten Heilung, eine große Veränderung in seinem Innern, und aus dem argen Weltkinde wurde, wie durch Zauberschlag, ein Heiliger. Es geschah nämlich, daß ihm, während er auf dem Schlosse Loyola das Lager hüten mußte, die Zeit sehr lang wurde, und um sich Unterhaltung zu verschaffen, begann er eine Menge Heiligenlegenden und das Leben des Erlösers zu lesen. Da kam denn, wie seine Verehrer versichern, die Gnade auf ihn herab, und er fing an, zu fasten und zu beten, zu bereuen und sich zu geißeln, und zuletzt den Entschluß zu fassen, förderhin dem Frauendienst auf Erden zu entsagen und sich allein der Himmelskönigin zu weihen. Sobald er nun hergestellt war, pilgerte er in einem schlechten und groben Gewande nach dem Montserrat, woselbst ein wunderthätiges Marienbild verehrt ward, dem er seine einst getragenen Waffen weihte, sich zum Ritter der heil. Jungfrau erklärte, und endlich sich nach Manreso (einem benachbarten kleinen Orte) begab und sich dort ins Hospital einquartierte. Hier fastete er bis zum Verschmachten, geißelte sich täglich drei Mal und bettelte sein Brot vor den Thüren. Da dem heißen Schwärmer indeß diese Lebensart noch nicht streng genug zu sein schien, so verließ er das Hospital nach einiger Zeit von neuem, verkroch sich in eine einsame Felsenhöhle und marterte seinen Leib dermaßen ab, daß man ihn eines Tages ganz bewußtlos fand und wieder in das Hospital brachte, woselbst er nun 10 Monate blieb, dann aber sich in Barcellona einschiffte, um das heil. Grab zu besuchen. Sein Plan, in Palästina zu bleiben und dort sich der Bekehrung der Mo-

Digitized by Google

hammedaner zu widmen, ward von dem Wächter des heil. Grabes, dem Provinzial der Franziskaner, gemißbilligt; er kehrte daher nach überstehung mancher Fährlichkeiten über Venedig nach Barcellona zurück (1524), begann dort die Grammatik zu studiren und lebte aufs neue von selbst erbettelten Almosen. Von hier ging er dann nach zweijährigem Aufenthalt auf die hohe Schule von Alcala, wo sich bald einige Sinnesverwandte an ihn anschlossen, die Inquisition aber, seines seltsamen Benehmens wegen, den Verdacht auf ihn warf, als beschäftigte er sich mit der Zauberei, und ihn in einen Kerker steckte, aus welchem er erst 1528 wieder erlöst wurde, worauf er dann nach Frankreich ging, um in der Hauptstadt dieses Landes seine Studien fortzusetzen, die freilich in nichts anderem, als dem müßigen Grübeln über einer Menge ascetischer Bücher bestanden. Hier nun mit mehren, theils gleich ihm in überspannung begriffenen, theils ehrsüchtigen Landsleuten und auch Franzosen (Lainez, Salmeron, Bovadilla, Rodriguez Pierre Favre u. A., vergl. d. Art.: Jesuiten, Bd. 5., und Lainez) bekannt werdend, kam unter diesen Menschen der Plan zu Stande, einen neuen Orden zur Bekehrung der Heiden und Sünder zu stiften, und am Himmelfahrtstage des Jahres 1534 verbanden sie sich in der unterirdischen Kapelle der Abtei zu Montmartre feierlich zu diesem großen Werke. Da indeß einige dieser Leute ihre theologischen Studien noch nicht beendet hatten, so begab sich Loyola bis zu diesem Zeitpunkt wieder nach Spanien, und endlich, 1536, kam man aufs neue in Venedig zusammen, wo dann gemeinschaftlich nach Rom gereist wurde, um vom Papst Paul III. die Bestätigung des Ordens zu erhalten. Diese erfolgte, und nun ward das dreifache Gelübde: der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth, in die Hände des Nuntius Veralli zu Venedig abgelegt. Wie hierauf der Orden mittelst einer Bulle von Paul III. d. d. 27. Sept. 1540 seinen Namen und Einrichtung erhielt, schnelle Ausbreitung gewann, von Julius III. neuerdings bestätigt wurde, sich bald zu großer Macht und Ansehen verhalf, Fürsten und Völkern gefährlich ward, eine Menge der abscheulichsten Schriftverdrehungen aufstellte, alles zu umgarnen strebte, unterdrückt und in neuesten Tagen wieder hergestellt wurde, kurz, wie die sogenannte Gesellschaft Jesu auf mehr als eine traurige Art welthistorisch ward: dies ist kürzlich in dem Art. Jesuiten, Bd. 5, dargestellt, und wir bemerken hier nur noch, daß Loyola (1541) zum ersten Ordensgeneral ernannt wurde (obgleich eigentlich Lainez, sein Nachfolger im Amte, schon damals als die Seele und der Begründer und Ausbilder des Ganzen zu betrachten war) und daß er den 31. Juli 1556, erschöpft von Anstrengungen verschied, 43 Jahre darauf aber von Paul V. selig, und später von Gregor XV. heilig gesprochen, und sein Fest in der katholischen Kirche auf den 31. Juli gesetzt wurde. Man hat von Loyola zwei Werke: 1) seine Ordensconstitution in spanischer Sprache, die auch ins Lateinische und Deutsche übersetzt und von einem Kenner despotischer Regierungskunst, dem Kardinal Richelieu, als ein Meisterstück ist gepriesen worden, und 2) seine geistlichen Übungen (gleichfalls in spanischer Sprache 1548 in Rom erschienen), ein Buch, das ebenfalls mehrfach übersetzt worden ist, und dessen erster Entwurf von ihm noch im Hospitale Manreso gemacht wurde. Unter den von ihm erschienenen Lebensbeschreibungen zeichnen sich die von Maffei, Bouhours und Ribadeneira verfaßten aus, und bemerkenswerth in Betracht der ihm später angedichteten Wunder ist, daß Ribadeneira, sein Zeitgenosse, nichts von denselben wissen

ed by Google

will, was, als Bayle dies in seinem Dictionnaire aufstach, freilich von den ruhmsüchtigen Jesuiten und ihren Freunden diesem Gelehrten sehr übel genommen wurde.

Ludwig XII., König von Frankreich (1489 bis 1515), von seinem Volke und von der Geschichte le père du peuple genannt, geb. 1462, war vor seiner Thronbesteigung nach Carls VIII. Tode Herzog von Orleans und erster Prinz von Geblüte. Die Lehren seiner deutschen Mutter Maria von Cleve und späteres Unglück verbesserten die Fehler seiner, nach Ludwigs XI. Willen absichtlich schlechten Erziehung. „Der König von Frankreich darf den Herzog von Orleans nicht rächen." Mit diesen Worten verzieh und vergaß Ludwig Alles, was er unter der vorigen Regierung von seinen Feinden erduldet hatte. Gegen seine Freunde aber bewies er sich dankbar, und der ehrgeizige Georges d'Amboise, sein Minister, Erzbischof von Rouen und Kardinallegat, genoß sein ganzes Vertrauen. Nach dessen Tode 1520 regierte Ludwig selbst. Er stellte die Mannszucht in seinem Heere wieder her, und brachte, was damals noch schwerer war, die unruhigen Studenten, welche große Vorrechte besaßen, zur Ordnung. Vorzüglich wichtig waren die Verbesserungen der Rechtspflege. Auch verminderte er die öffentlichen Abgaben und willigte, ungeachtet seiner vielen Kriege, nie in die Erhöhung derselben, machte aber deshalb mehrere Stellen käuflich und veräußerte einige Krongüter. Das Herzogthum Bretagne vereinigte er auf immer mit der Krone, indem er sich nach der Trennung seiner kinderlosen Zwangsehe mit der vortrefflich gesinnten, aber überaus häßlichen Jeanne, Tochter Ludwigs XI., im J. 1499 mit Carls VIII. Witwe, der schönen Herzogin Anna von Bretagne, die er schon früher geliebt hatte, vermählte. Um das Erbrecht seiner Großmutter, Valentine Visconti, auf Mailand gegen den Usurpator Ludwig Sforza, genannt Moro (s. Sforza Bd. 9.) geltend zu machen, sandte er 1499 ein Heer über die Alpen, das in zwölf Tagen das Herzogthum eroberte, worauf sich ihm auch Genua unterwarf. Vergebens suchte sich Ludwig Moro mit Hülfe der Schweizer zu behaupten; er ward 1500 bei Novarra gefangen und starb 1510 im Gefängnisse zu Loches in Frankreich. Im J. 1500 schloß Ludwig XII. mit Ferdinand dem Katholischen (s. d. Art. Bd. 3.) einen Vertrag, durch welchen beide das Königreich Neapel unter sich theilten. König Friedrich von Neapel begab sich hierauf aus eigener Wahl nach Frankreich, wo ihm Ludwig ansehnliche Jahrgelder anwies. Allein Ferdinand bemächtigte sich des ganzen Königreichs Neapel und behielt es durch den Vertrag von 1505. Damals hatte Ludwig auch versprochen, seine Tochter Claude de France an des römischen Kaiser Maximilians Enkel Carl von Luxemburg, (nachmals Carl V.), zu vermählen und ihr Bretagne, Bourgogne und Mailand als Heirathsgut mitzugeben. Allein die von ihm 1506 zu Tours versammelten Reichsstände baten knieend den Vater des Volks, wie sie ihn nannten, seine Tochter dem ritterlichen Franz, Grafen von Angouleme, aus dem Stamme Valois zu vermählen. Gerührt, willigte Ludwig ein; die Stände erklärten jenen Heirathsvertrag, weil er den Grundgesetzen der Monarchie entgegen sei, für nichtig, und Franz wurde Claude's Gemahl. Ludwig beschäftigte sich hierauf sorgfältig mit der Bildung dieses Prinzen, der sein Nachfolger werden sollte (s. Franz I. Bd. 3.); allein anfangs ohne großen Erfolg, daher er einst mit Kummer ausrief: Nous travaillons en vain; ce gros garçon gâtera tout. Die vom Papste Julius II. gegen Venedig

1508 gestiftete Ligue von Cambray verwickelte Frankreich auf's neue in Krieg. Ludwig befehligte jetzt selbst sein Heer und schlug die Venetianer 1509 bei Agnadello, wo er mit ritterlicher Kühnheit focht. Allein bald schloß Julius II., der die französische Übermacht in Italien fürchtete, mit Venedig, den Schweizern, Spanien und England gegen Ludwig XII. die heilige Ligue (1510 fg.) Vergebens berief der König, gemeinschaftlich mit dem Kaiser Maximilian, 1511 ein Concilium zu Pisa, um die Kirche in Haupt und Gliedern zu reformiren und Julius II. abzusetzen; der Papst belegte seiner seits 1512 Frankreich mit dem Interdicte und erklärte Ludwigen seiner Krone für verlustig. Endlich konnten sich die französischen Heere, aus Mangel an Unterstützung, in Italien nicht länger behaupten; von den Schweizern bei Novarra 1513 geschlagen, mußten sie über die Alpen zurückgehen, worauf Maximilian (Ludwigs Moro Sohn) das Herzogthum Mailand in Besitz nahm, und Genua sich von Frankreich unabhängig machte. Zugleich drangen die Schweizer in Frankreich bis Dijon vor, und Heinrich VIII. (s. d. Bd. 4.) von England schlug die Franzosen 1513 bei Guinegate (Journée des éperons, weil die Franzosen auf der Flucht mehr die Sporen, als die Schwerter brauchten). Auch hatte sich Ferdinand der Katholische im J. 1512 Obernavarra's, das bisher, mit Unternavarra in Frankreich verbunden, dem Hause Albret gehörte, bemächtigt. Ludwig XII. entsagte jetzt den Provinzen jenseits der Alpen und der Pyrenäen, verglich sich mit Leo X., Julius II. Nachfolger, und schloß 1514 einen allgemeinen Frieden mit Heinrich VIII., dessen Schwester Maria er, nach Anna's Tode heirathete, worauf er seine zweite Tochter Renée de France mit dem Erzherzoge Carl (Carl V.) vermählte. Aus Liebe zu seiner schönen, sechszehnjährigen Gemahlin änderte jetzt der gute, drei und funfzigjährige Ludwig seine ganze Lebensweise, was seiner Gesundheit schadete und seinen Tod beschleunigte. Er starb den 1. Jan. 1515. Ludwig XII. besaß alle Eigenschaften, um sein Volk weise zu regieren. Er war offen, redlich, sparsam, gerecht, gutmüthig und großherzig, dabei ein Freund wissenschaftlicher Bildung. Er zog gelehrte Männer in's Land, vorzüglich aus Italien, und Frankreich verdankt ihm die ersten wissenschaftlichen Sammlungen. Er selbst las gern und oft Cicero's Bücher von den Pflichten, vom Alter und von der Freundschaft. Trajan war das Vorbild, dem er nacheiferte. So genoß Frankreich unter seiner Regierung, einer Sicherheit und eines Wohlstandes, wie nie zuvor. Nur für die Leitung der auswärtigen Staatskunst, einem Julius II., Ferdinand dem Katholischen und Wolsey gegenüber, fehlte es dem arglosen Ludwig an Geisteskraft, Scharfblick und Klugheit. Seine Feldherren Trivulce, de la Trimouille, Gaston de Foix, Ludwigs XII. Neffe, (ein Held und Heerführer von zwei und zwanzig Jahren, genannt foudre de l'Italie, der 1512 als Sieger bei Ravenna fiel), Bayard u. A. behaupteten, auch im Unglück, den Ruhm der französischen Waffen. K.

Lustseuche. Es ist nicht ganz gewiß, ob Columbus solche 1493 aus Hayti (Hispaniola) nach Spanien zurückbrachte, denn nach einigen Nachrichten soll sie sich bereits 1492 unter den nach Afrika aus Spanien verjagten Mauren geäußert haben. 1494 bemerkte man solche zuerst in Rom, 1495 verbreitete sie sich schon sehr in Italien. Die Neapolitaner haben behauptet, daß das franz. Heer Königs Carl VIII., das 1494 in Italien und 1495 nach Neapel rückte, dies Übel dahin brachte, die Franzosen dagegen, daß ihr Heer erst in Neapel

damit Bekanntschaft gemacht habe. Nach Deutschland gelangte solches durch die Lanzenknechte Kaisers Max I., es ist aber ungewiß, ob diese solches aus Frankreich, in das sie eingedrungen waren, zurückbrachten, oder von der vergeblichen Belagerung Livorno's im J. 1495, also aus Italien.

Luzac (Johann), ein berühmter Philolog und Publicist, wurde 1756 den 2. Aug. zu Leyden geboren und stammte aus einer in frühern Zeiten ihrer Religion wegen aus Frankreich gewanderten Familie. Nachdem er unter Valkenaer und Rhunkenius seine Studien vollendet hatte, bot man ihm sowol in Leyden als in Gröningen die Lehrstühle der Rechtswissenschaft und der griechischen Sprache an, Luzac schlug aber beides aus und zog es vor, sich nach dem Haag zu begeben und sich dort der juridischen Praxis zu weihen. Nach einem 4jährigen Aufenthalt daselbst, kehrte er indeß nach Leyden zurück (1772), um daselbst an der Herausgabe der von seinem Onkel Stephan Luzac gestifteten, berühmten „leydner Zeitung" Theil zu nehmen, einem Blatte, welches damals von den ersten Gelehrten und Staatsmännern Europa's seines trefflichen, für die Geschichte der Zeit höchst wichtigen Inhaltes wegen, begierig gelesen wurde und dessen Redaction Luzac nach seines Onkels Tode (1787) gänzlich übernahm). Neben diesem Geschäft und der juridischen Praxis beschäftigte sich Luzac immer noch mit großem Fleiße mit dem Studio der römischen und griechischen Klassiker, und als Valkenaer 1785 starb, übernahm er auch noch bei der Universität seiner Vaterstadt den dadurch erledigten Lehrstuhl der griechischen Sprache, außer den öffentlichen Vorlesungen noch mehre Privatkollegien haltend. So eifriger und standhafter Freund einer gesetzmäßigen Freiheit er auch war, entging er aber dennoch den Anfeindungen derer nicht, die in ihren überspannten Ideen Alles umstoßen wollten, und als in den Neunziger Jahren die Unruhen in Holland ausbrachen, ward er auf Antrieb mehrer der heftigsten Neuerer, die ein Ärgerniß an seinen Vorträgen der vaterländischen Geschichte genommen hatten, der früher erhaltenen Professur der Geschichte beraubt: ein Vorfall, welcher Luzac so schmerzte, daß er auch seine philologische Lehrstelle niederlegte und die Verhandlungen des ganzen Herganges der Sache in einem eigenen Schriftchen in holländischer Sprache bekannt machte, wodurch indeß der Haß seiner Gegner nur noch mehr geschärft und ihm nun auch mancherlei Hindernisse in Betreff der Herausgabe seiner Zeitung in den Weg gelegt wurden, was ihn denn im J. 1800 endlich dahin brachte, sich auch von dieser Unternehmung zurückzuziehen, um sich fortan allein seinen philologischen Studien und der Herausgabe mehrer, von seinem einstigen Lehrer Valkenaer hinterlassenen Schriften, zu widmen. Vorher schon und gleich nach seiner Entsetzung als Professor der Geschichte hatte ihn Washington von Amerika aus in einem Briefe über sein Mißgeschick zu

*) Die Nouvelles extraordinaires de divers endroits, oder wie man sie gewöhnlich nennt, die Gazette de Leyde wurde von Stephan Luzac und dessen Bruder Johann (dem Vater unsers Johann Luzac) gemeinschaftlich unternommen (1758). Johann Luzac der Vater, war Buchdruckereibesitzer in Leyden; Stephan hatte sich erst dem geistlichen Stande gewidmet, gab aber in der Folge die Theologie auf. Beide Brüder hatten sich in ihr Blatt so getheilt, daß der eine die Redaction, der andere das Merkantilische und Typographische besorgte.

zed by Google

tröſten gesucht und ihm die größten Versicherungen seiner innigsten Hochachtung gegeben, und die brieflichen Verbindungen, in welchen er zu verschiedenen Zeiten mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, einem Adams, Jefferson, dem Minister Herzberg und v. Dohm, so wie mit dem König von Polen, Stanislaus Poniatowski und dem Kaiser Leopold II. stand, beweisen zur Genüge, wie allgemein geachtet und geschätzt er war. Im J. 1802, als Ruhe und Ordnung in den Niederlanden wieder hergestellt waren, erhielt Luzac seine frühern Anstellungen bei der leydner Universität mit vermehrten Gehalte wieder und er lebte nun mit unermüdeter Thätigkeit fortwirkend in seinem alten Wirkungskreise bis zu der traurigen Katastrophe, die ihm und so vielen seiner Mitbürger das Leben kostete. Als nämlich am 12. Januar 1807 ein durch Leyden gehendes mit 40,000 Pf. Pulver beladenes Schiff, innerhalb der Stadt aufflog, da fand auch er sein Grab unter den Ruinen der halb verschütteten Stadt. In der vom Professor Siegenbel herausgegebenen Schrift über diesen Unfall von Leyden findet sich eine gutgeschriebene Biographie des den Wissenschaften zu früh entrissenen Mannes.

Lymphatisches System. Da in allen Theilen des thierischen Körpers ein fortdauernder Stoffwechsel vorhanden ist, und fortwährend neue Masse sich bildet: so muß die frühere wieder zerstört und weggeleitet werden. Dies geschieht vorzüglich durch die Resorption oder Aufsaugung. Ferner befinden sich in den zur Ausscheidung bestimmten Flüssigkeiten, z. B. im Urin noch Stoffe, welche für den Organismus nützlich sein können, auch diese werden wieder aufgesaugt. Endlich werden auf dieselbe Weise auch Stoffe aus der Außenwelt, theils vermittelst der Haut, theils aus dem Chymus im Darmkanale aufgenommen. Alle diese Verrichtungen werden von besondern Gefäßen vollzogen, welche unter dem Namen der Hautgefäße oder auch lymphatischen Gefäße bekannt sind. Nur diejenigen von ihnen, welche die Stoffe aus dem Chymus auffangen, heißen Milchgefäße (vasa lactea chylifera). Diese Gefäße aber, welche von jedem Punkte des Körpers ihren Ursprung nehmen, sich vielfältig mit einander verbinden und überhaupt sehr zahlreich sind, endigen sich endlich in einem gemeinsamen Stamme (ductus thoracicus), welcher auf der vordern Fläche der Rückenwirbel befindlich, in die Höhe steigt und sich meistens in die vena subclavia sinistra endigt, in einzelnen Fällen ist noch ein anderer Stamm vorhanden, der sich in die rechte vena subclavia endigt. Anderen Untersuchungen zu Folge sollen einzelne Äste sich auch in andre Venen ausmünden. Alle diese einzelnen Gefäße begreift man unter dem Namen des lymphatischen Systems. Es sind aber die Hautgefäße sehr zart und durchsichtig; sie bestehen aus zwei Häuten, von denen die innere zahlreiche Klappen bildet. Überdies befinden sich an vielen Stellen kleine, runde Drüsen, (glandulae conglobatae), durch welche die Lymph- und Milchgefäße sich zerästelnd hindurchgehen, und welche auch mit Nerven und vielen Blutgefäßen versehen sind. Unter den Achseln, am Halse und in den Weichen fühlt man sie deutlich, weil sie unmittelbar unter der Haut liegen. In den Lymphgefäßen befindet sich eine wasserhelle, gerinnbare, gesalzene, ein wenig klebrige Flüssigkeit, welche Lymphe genannt wird, und die sich durch Eiweißstoff, den sie enthält, auszeichnet. Sie ist das Produkt der Ab- und Resorption. Der Chylus aber, den die Milchgefäße aus dem Chymus des Darmkanals aufnehmen, ist milchartiger. Chylus und Lymphe werden von den Ästen nach den Stäm-

Digitized by Google

men fortbewegt, erfahren den Einfluß der innern Haut der Lymphgefäße und der Drüsen, durch welche sie hindurchgehen, vereinigen sich erst im ductus thoracicus mit einander und ergießen sich endlich in das venöse Blut, wodurch das Letztere restaurirt wird, indem theils durch die Bewegung des Blutes in den größern Gefäßen und im Herzen, theils durch die Respiration die Verbindung von Blut und Lymphe in kurzer Zeit sehr einig gemacht wird. Hieraus leuchtet ein, welch einen großen Einfluß das lymphatische Gefäßsystem auf die Ökonomie und die Gesundheit des thierischen Organismus hat, wie viel es theils durch Wegleitung des Überflüssigen und Schädlichen von den einzelnen Organen, durch Veränderung und Umbildung dieser Stoffe und derjenigen, welche von außen aufgenommen wurden, theils durch Zuführen nützlicher Stoffe zum Blute, zur Erhaltung des thierischen Körpers beiträgt. Darum müssen auch die Krankheiten, denen das ganze System unterworfen ist, auf den ganzen Organismus einen sehr großen Einfluß haben, und man beobachtet dies an den Skrofeln, der Lustseuche, der Wassersucht, der Atrophie und andern, welche ursprünglich von diesem Systeme ausgehen. Drüsliche Leiden bestehen in Entzündung, welche häufig einzelne Drüsen, selten die Gefäße befällt, sehr oft in Eiterung übergeht, bisweilen aber auch Verhärtung der Drüsen zurückläßt. Die letztere wird oft skirrhös.

M.

M', das abgekürzte Mac, eine Vorsetzsylbe schottischer Eigennamen, welche Sohn bedeutet, und wie das hebräische Ben (s. d. Art. Bd. 1.) und das irländische O' (O'Higgins, O'Flaherty) aus den Zeiten herrührt, wo die vom Vater auf den Sohn forterbenden Familiennamen noch nicht gebräuchlich waren. Das schriftlich abgekürzte M' wird übrigens immer wie Mac ausgesprochen, nie aber wird diese Sylbe, sondern die folgende betont: man spricht daher Mac-Phērson, Mac-Intosh. S. auch Fitz.

Mabuse (Joh. v.), auch Maubeuge und Maboggio genannt, ausgezeichneter niederländischer Maler, geb. zu Maubeuge oder Mabuse im Hennegau, gegen Ende des 15ten Jahrh. Er reiste, um seine herrlichen Anlagen auszubilden, als Jüngling nach Italien. Bis dahin hatte er blos die Natur mit der sorgfältigsten Treue nachzubilden gesucht; bei dem Anblicke der Meisterwerke der italienischen Künstler und der plastischen Gebilde der Alten aber, eröffneten sich ihm neue Aussichten, und nach der Rückkehr in seine Heimath ward er einer der Ersten, die eine großartigere Darstellung einführten, ohne jedoch, bei dem Streben nach dem ihm vorschwebenden Ideal, seiner ersten Lehrerin untreu zu werden. Er war es, der die südliche Art, nackte Gestalten zu malen, was die Alten gern vermieden hatten, in seine Heimath einführte. Von seiner Jugend bis in sein Alter riß ihn sein wilder Hang zu so vielen Verirrungen hin, daß die Geduld, Treue und Zierlichkeit, womit er seine Arbeiten ausführte, doppelt bewundernswerth sind. Von Utrecht, wo er nach seiner Rückkehr aus Italien eine Zeitlang geschwelgt und gemalt hatte, zog er nach Middelburg, wo er unter vielen andern Arbeiten ein ungeheuer großes Altarbild, eine Abnahme vom Kreuze, malte. Ein Blitz zerstörte späterhin die Kirche, welche außer diesem Schatze noch viele andere enthielt. Seine Zügellosigkeit zog ihm endlich Gefangenschaft

Digitized by Google

s, während welcher er treffliche Zeichnungen machte, die verloren ge-angen sind. Von Middelburg ging er, vielleicht von Hans Holbein (s. d. Art. Bd. 4) eingeladen, nach London, wo er viele Bilder malte, deren noch einige, unter andern Heinrichs VII. Vermählung mit Elisabeth von York, in Strawberry-Hill zu sehen sind. Eine Zeitlang lebte er als Hausmaler bei einem vornehmen Niederländer, dem Marquis van der Veren, der außer ihm auch einen Dichter und Philosophen in seinem Hofstaate hatte. Auf Veranlassung eines Be-uchs, womit Karl der Fünfte den Marquis beehrte, bestimmte dieser dem Maler, dem Dichter und dem Philosophen neue Gewänder von prächtigem weißen Damast; Mabuse aber wußte, unter einem listigen Vorwande, den ihm zugedachten Damast unverarbeitet zu erhalten, und kaum hatte er ihn in Händen, als er den Stoff heimlich verkaufte und den Ertrag in der Schenke verschwelgte. Der Tag kam und Mabuse erschien in einem Gewande, dessen blendende Weiße und herrliche Blu-menverzierungen und Laubgewinde die andern Stoffe weit überstrahl-ten; als aber der entzückte Kaiser einen Zipfel des Gewandes ergriff, um es genauer zu untersuchen, entdeckte er, daß das ganze Kleid von Papier und täuschend übermalt war. Mabuse soll 1562 gestorben sein, die Art seines Todes aber ist unbekannt. In Boisserée's Sammlung befinden sich 3 treffliche Gemälde von ihm: eine Kreuzi-gung, die heilige Jungfrau, nach der Rückkehr aus Rom gemalt und an alle Herrlichkeit italienischer Kunst erinnernd, und der Erz-engel Michael in goldner Rüstung, gleichfalls aus der spätern Zeit des Meisters. Vergl. Joh. v. Eyk und s. Nachfolger von Joh. Schopenhauer II, 24.)

Maceration heißt chemisch die Auflösung zweier oder mehrer gemischter Substanzen durch Flüssigkeiten im Kalten. Bei gelinder Wärme heißt diese Operation Digestion.

Macklin (Carl) berühmter Schauspieler, eigentlich Maclauch-lin genannt, geb. 1690 in der irländischen Grafschaft Westmeath. Als er einige Zeit auf der Universität zu Dublin gelebt hatte, wo er sich mit der Besorgung von Aufträgen für die Studenten Brod erwarb, schweifte er meist als Schauspieler umher, bis er endlich im J. 1725 nach London kam, wo er im Trauerspiel, aber ohne Bei-fall auftrat. Er fing wieder an zu wandern, und als er gewandert nach London zurückkehrte, sah man ihn gern in einigen Rollen, doch war er, fünf oder sechs Rollen (besonders Shylock im Kaufmann von Venedig) ausgenommen, ein mittelmäßiger Schauspieler. Im J. 1735 nahm er mit Fleetwood Antheil an der Leitung des Thea-ters Drury-Lane, als er sich aber späterhin mit dem Vorsteher und mit Garrick verfeindete und diese Bühne verlassen mußte, eröffnete er ein neues Theater in Haymarket, wo er mit einer Gesellschaft spielte, die er in der Declamation unterrichtet hatte. Einige Jahre nachher ging er nach Dublin, wo ihm Sheridan, der Vorsteher der Bühne, sehr vortheilhafte Bedingungen bewilligte; es brach aber bald ein, von Macklin mit großer Heftigkeit und Unverschämtheit geführter Streit aus, der zur Trennung führte. Bei seiner Rückkehr nach London ließ er seine Tochter in Coventgarden die Bühne betre-ten, er selber aber eröffnete ein glänzend eingerichtetes Schenkhaus, wo er Vorlesungen über die Bühne der Alten, das neuere Schauspiel, Shakspeare und ähnliche Gegenstände halten wollte. Der witzige Foote (s. d. Art. Bd. 3), der für seine Unterhaltungen Nachtheil besorgte, machte den neuen Vorleser in einer Posse lächerlich, die in

Digitized b

Haymarket aufgeführt wurde, und der arme Macklin mußte seinen leeren Saal schließen. Er kehrte auf das Theater zurück, und seine unruhige Thätigkeit trieb ihn bald dahin, noch einmal als Declamator aufzutreten, wozu er die Rollen von Macbeth und Othello wählte, in welcher zu jener Zeit Garrick, (s. d. Art. Bd. 4) seine Meisterschaft zeigte. Man pfiff ihn aus, und mit der vierten stürmischen Sitzung endigten auch diese Unterhaltungen. Als Macklin einige Tage nachher auf der Bühne erschien, um eine seiner Hauptrollen zu spielen, wollten ihn die unwilligen Zuschauer nicht anhören, bis er knieend Abbitte gethan hätte, und das Geschrei legte sich erst dann, als der Vorsteher der Bühne versprochen hatte, daß Macklin nicht eher wieder auftreten sollte, bis er dem Publikum Genugthuung gegeben hätte. Er wandte sich an die Gerichte, welche die Urheber der Verschwörung zu Schadenersatz verurtheilen. Im Jahre 1781 spielte er, obgleich über 80 Jahr alt, in seinem Lustspiele: der Weltmann, die schwerste Rolle mit einer bewundenswürdigen Lebhaftigkeit, und erst acht Jahr später betrat er zum letzten Mal die Bühne. Taub und fast unempfindlich gegen alles, was um ihn her vorging, besuchte er fortdauernd das Schauspiel, bis er endlich 1797, in einem Alter von 103 Jahren starb. Seine 1804 erschienenen Denkwürdigkeiten enthalten viele anziehende Züge zur Theatergeschichte Englands.

Maffei. Dieses berühmte Geschlecht, das einige gelehrte Männer hervorgebracht hat, stammte ursprünglich aus Verona, hatte sich aber in verschiedenen Zweigen durch mehre Gegenden Italiens verbreitet. Wir führen die einzelnen ausgezeichneten Glieder hier auf. 1) Bernardino, geb. zu Rom 1514 und in Padua erzogen, ward schon im fünf und dreißigsten Jahre Kardinal, starb aber im vierzigsten. Er besaß eine von einem seiner Vorfahren gegründete, unermeßliche Sammlung von Münzen, die er in seiner wahrscheinlich vollendeten, aber verloren gegangenen Geschichte der Münzen, trefflich benutzte. Mehre andere zugleich angefangene Werke blieben Bruchstücke und man besitzt blos einige, in verschiedenen Sammlungen zerstreute Briefe von ihm, aber die meisten seiner gelehrten Zeitgenossen spendeten ihm große Lobsprüche. 2) Alexander (Marchese) ward 1662 zu Verona geboren und kam im neunten Jahre als Edelknabe an den Hof des Churfürsten Ferdinand Maria von Baiern, seines Pathen. Er machte unter Maximilian Emanuel die Feldzüge gegen die Türken und gegen Frankreich, diente mit Ruhm im spanischen Erbfolgekriege, ward nach dem Siege bei Belgrad (1717), wozu er viel beitrug, Feldmarschall, und starb 1730 in München. Das italienische Original der, unter seinem Namen erschienenen und in's Französische (Haag 1740, II., 12.) übersetzten Denkwürdigkeiten (Verona 1737) ist von seinem Bruder Scipio. 3) Franz Scipio (Marchese) 1675 zu Verona geboren. Er studirte im Jesuitencollegium zu Parma, und ging 1698 nach Rom, wo er sich ganz der Dichtkunst widmete, und unter die Arkadier aufgenommen wurde. Später nahm er Kriegsdienste, machte unter seinem Bruder Alexander im spanischen Erbfolgekriege einige Feldzüge in Italien und Deutschland mit, und wohnte 1704 der Schlacht von Donauwerth als Freiwilliger bei. Aber die Liebe zu den Wissenschaften rief ihn bald wieder nach Italien zurück. Hier schrieb er bei Gelegenheit eines Streites, worein sein ältester Bruder verwickelt wurde, ein Buch (Della Scienza chiamata cavalleresca — Rom 1710. 4.) voll gelehrter Un-

zed by Google

terſuchungen über die Gebräuche der Alten, die Streitigkeiten zwiſchen Privatperſonen zu ſchlichten, in welchem er darthut, daß das Duell der Religion, der geſunden Vernunft und dem Intereſſe des bürgerlichen Lebens zuwider ſei. Um der Literatur ſeines Vaterlandes, deren Verfall ihn betrübte, aufzuhelfen, unternahm er mit Apoſtolo Zeno und Vallisnieri eine Zeitſchrift, deren Zweck war, den Schriftſtellern die Mängel ihrer Werke aufzudecken, und ſie mit der Literatur des übrigen Europa bekannt zu machen. Zu gleicher Zeit richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf das Theater ſeines Vaterlandes, welches er ſowol durch eine Sammlung der beſten italieniſchen Luſt- und Trauerſpiele (Teatro italiano 1723. 3 Vol.), als auch durch ſeine Merope bereicherte (ſ. Ital. Theater Bd. 5). Kaum hat eine Tragödie je einen ſo glänzenden und dauernden Beifall gefunden. Auch ſchrieb er ein Luſtſpiel, La Ceremonia, das ebenfalls mit Erfolg auf die Bühne gebracht wurde. In der Abſicht, das vernachläſſigte Studium der griechiſchen Sprache unter ſeinen Landsleuten zu beleben, berief er geſchickte Lehrer, die er auf ſeine Koſten in Verona unterhielt. Die Entdeckung einiger wichtigen Handſchriften in der Domkirche ſeiner Vaterſtadt gab ſeiner gelehrten Beſchäftigung eine neue Richtung, und er widmete ſich nun mit Erfolg der Diplomatik. Ein reife Frucht dieſer Studien war ſeine Geſchichte von Verona. Maffei's Ruhm war allgemein anerkannt, als er 1732 ſich nach Frankreich begab. Er verweilte hier vier Jahre, beſuchte ſodann England, Holland und kehrte über Wien, wo Carl VI. ihn auf das ſchmeichelhafteſte aufnahm, nach Italien zurück. Hier beſchloß er ſein, den Wiſſenſchaften und der Poeſie gewidmetes Leben im J. 1755 in ſeiner Vaterſtadt, die ihm aus Dankbarkeit ein Ehrendenkmal ſetzen ließ. Unter ſeinen zahlreichen Schriften ſind — außer den erwähnten — die vorzüglichſten: 1. Rime e prose, Veneb. 1719. 4.; 2. Merope, Modena 1713; 3. Istoria diplomatica; 4. Degli Anfiteatri e singolarmente del Veronese; 5. Museum Veronense; 6. Verona illustrata, und viele andere Schriften, beſonders über ſeine Vaterſtadt. Eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke erſchien zu Venedig 1790, in 21 Bdn. 8. 4) Johann Peter, einer der gelehrteſten Schriftſteller unter den Jeſuiten, ſtammte von einem, in Bergamo angeſiedelten Zweig des Geſchlechts, und wurde hier 1535 geboren. Er ging in früher Jugend nach Rom, wo er ſich mit Annibal Caro und andern gelehrten Männern verband, nahm ſpäter den Lehrſtuhl der Beredtſamkeit in Genua an, wo er bald auch Secretair der Republik wurde, trat aber ſchon zwei Jahre nachher zu Rom in den Jeſuiter-Orden. Im römiſchen Collegium lehrte er mit Erfolg die Beredtſamkeit, und gab (1570) eine lateiniſche Überſetzung von Acoſta's Geſchichte von Indien heraus, deren ſchöne Schreibart den Kardinal Heinrich von Portugal veranlaßte, den Verfaſſer nach Liſſabon zu berufen und ihm den Auftrag zu einer allgemeinen Geſchichte von Indien zu geben, wozu er ihm die Urkunden aus den Archiven mittheilen ließ. Dieſes Werk (Historiarum indicarum libri XVI.) erſchien 1588 zu Florenz und in einer beſſern Ausgabe zu Cöln 1593, iſt aber nur durch die Schreibart, und keineswegs durch Kritik und Gründlichkeit ausgezeichnet. Im J. 1581 kam er nach Italien zurück, und lebte in Rom und Siena, immer mit der Ausfeilung ſeiner Werke beſchäftigt, worin er ein mühſamer Arbeiter und ſo ängſtlich genau war, daß er oft ganze Tage mit dem Abglätten einiger Redensarten zugebracht haben ſoll. Er ſtarb 1603 zu Tivoli. 5) Paul

Digitized by Google

Alexander, ward 1653 zu Volterra geboren. Als er den ersten Unterricht empfangen hatte, ging er nach Rom, wo er bald durch Vermittelung seines Oheims, des französischen Geschäftsführers, eine Compagnie unter der päpstlichen Garde erhielt. Er setzte dabei seine gelehrten Beschäftigungen eifrig fort, und erwarb sich durch fleißigen Besuch der Museen und Kabinete, eine ausgebreitete Kenntniß der Denkmäler des Alterthums. Erst in seinem funfzigsten Jahre machte der bescheidene Forscher die erste Frucht seiner Arbeiten bekannt. Er starb zu Rom 1716. Seine beiden wichtigsten Werke sind: Raccolta di Statue antiche e moderne — Rom 1704 — worin 163 Abbildungen von alten Denkmälern enthalten sind, die sich in Roms Palästen, Gärten und Sammlungen befinden. 2) Eine neue Ausgabe der Gemme antiche figurate colle sposizioni des Lionardo Agostini, die 1707 zu Rom erschien, aber, ungeachtet sie die vollständigste ist und durch Maffei's Zusätze und Anmerkungen neuen Werth erhält, doch von Liebhabern weniger als die älteste und seltene, durch schöne Kupferabdrücke ausgezeichnete Ausgabe vom J. 1657 (2 Bde. 4.) gesucht wird. (Vergl. Ebert's Bibliogr. Lex. Art. Agostini. 6) Raphael, auch unter dem Namen Raphael von Volterra bekannt, ward gegen die Mitte des 15, Jahrh. zu Volterra geboren und widmete sein ganzes Leben gelehrten Beschäftigungen, bis er 1522 in seiner Vaterstadt starb. Seine bekanntesten Werke sind die zuerst 1506 zu Rom erschienenen Commentarii rerum urbanarum libri XXXVIII., die in den ersten 23 Büchern geographische und biographische Abhandlungen, in den letzten aber eine encyklopädische Übersicht aller, gegen Ende des 15. Jahrh. verbreiteten Kenntnisse enthalten.

Makuba, 1) der Name eines Bezirks im nördlichen Theile der Insel Martinique, 2) einer Art Schnupftabak, welcher in diesem Bezirk gebaut und zubereitet wird. Den lieblichen Veilchenduft, welcher diesen Tabak auszeichnet, soll derselbe dadurch erhalten, daß man ihn mit Wasser, worin roher Zucker aufgelöst ist, stark anfeuchtet, und ihn so in einen gelinden Grad von Gährung übergehen läßt.

Makulatur (vom lat. macula, der Fleck, oder Flecken) beschmutztes, oder sonst zum Schreiben und Drucken unbrauchbar gewordenes Papier. In weiterer Ausdehnung versteht man darunter noch dasjenige grobe, aus den schlechtesten Lumpen verfertigte Papier, welches blos zum Einpacken gebraucht wird, Packpapier. Spottweise sagt man von einem schlechten, des Lesens nicht werthen Buche, wäre es auch auf das schönste Velinpapier gedruckt, es sei Makulatur.

Manlius (Marcus), mit dem Beinamen Capitolinus, ein tapferer, aber auch sehr ehrgeiziger und ränkesüchtiger römischer Patrizier und Consular. Als die Gallier, unter Brennus im J. der Stadt 364 Rom erobert und das Capitol, nach mislungenem Sturm, eingeschlossen hatten, versuchten sie, in einer finstern Nacht, die Festenburg durch plötzlichen Ueberfall zu gewinnen. Schon hatten sie den Fuß der Mauer erreicht; die Wachen, auf die gewohnte Unersteigbarkeit derselben bauend, hatten sich vom Schlaf überwältigen lassen, und die überall herrschende Stille erfüllte die Feinde mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, um so mehr, da sie eine Stelle in der Mauer entdeckt hatten, die zu erklettern war: als der Schlummer der Besatzung durch das Geschrei einiger Gänse, die der Juno geheiliget waren, gestört wurde. Alles stürmte jetzt zu den Waffen, und Manlius war der erste, welcher den Ort der Gefahr erreicht

Zwei Gallier hatten bereits die Zinne der Mauer erstiegen; einer fiel unter seinem Schwerte; den andern stürzte er durch einen Stoß mit dem Schilde hinab. Sein Beispiel befeuerte die übrigen; das Capitol war gerettet, und die Tapferkeit des Manlius ward belohnt durch den ehrenvollen Zunamen Capitolinus. Ein späterhin von ihm gethaner Gesetzvorschlag, dem Volke die Steuern abzunehmen, brachte den Senat wider ihn auf, und er ward, als ein Unruhestifter verhaftet, mußte aber auf die einmüthige Foderung des Volks, das ihn als seinen Wohlthäter verehrte, wieder frei gelassen werden. Sein unruhiger Geist führte ihn nun immer weiter: zuletzt trachtete er sogar nach der Oberherrschaft, so daß die Volkstribunen selbst seine Ankläger wurden. Er ward zum Tode verdammt, und im J. Roms 371 von dem tarpejischen Felsen herabgestürzt.

Mansfield (William Murray), Lordoberrichter, ein sehr berühmter Rechtsgelehrter, geb. zu Perth in Schottland 1705. Sein Vater war Graf David Flormont. Als 14jähriger Jüngling auf der Schule zu Westminster, zeichnete er sich schon durch Beredtsamkeit aus, und wurde 1723 zu Oxford im Christ. Church College aufgenommen. 1731 bereiste er Frankreich und Italien und widmete sich von nun an ganz der gerichtl. Praxis als Redner, 1742 ward er Sollicitorgeneral und 1756 Oberrichter der Kingsbench, auch Geheimerrath. Seine Beredtsamkeit unterstützte eine harmonische Stimme und eine würdige Stellung, seine Sprache war rein, sein Styl nervig und klar, seine Fassungskraft schnell und sein Gedächtniß scharf. Daher traten ihm frühere Rechtsfälle schnell lebhaft vor's Auge. In Kolonien und Prisensachen nahm der Geheimerath selten einen andern Beschluß als seine Abstimmung. Er redete immer kräftig für Duldung und Religionsfreiheit. Die Ministerialcoalition von 1757, welche für Großbritanien so sehr vortheilhaft war, war meist sein Werk. Lord-Kanzler wollte er nicht werden und 1783 legte er seine Würde nieder, und wiewol seine Körperkräfte seitdem abnahmen, so blieb doch sein Geist ungeschwächt. Die franz. Revolution mit ihren Folgen machte den Greis für sein Vaterland und dessen Zukunft besorgt. 1793 starb er auf seinem Landsitz bei Kenwood.

Mäonide, s. Homer Bd. 4. Auch die Musen heißen zuweilen Mäoniden, weil man Homer als den vorzüglichsten ihrer Lieblinge betrachtete.

*Maret (Hugues Bernard), geb. 1758 zu Dijon, wo sein Vater Arzt und beständiger Secretair der Akademie war. Er war in Paris, um sich eine Stelle zu kaufen, als die, durch die Versammlung der Reichsstände erweckten Hoffnungen seinen Entschließungen eine ganz andere Richtung gaben. Gleich nach der Eröffnung der constituirenden Versammlung, deren Sitzungen er regelmäßig beiwohnte, entwarf er mit Mejean dem Aeltern den Plan zu einer Zeitschrift (Bulletin de l'Assemblée) worin er die Verhandlungen der Versammlung mit ungemeiner Treue wiedergab. Als der Buchhändler Panckoucke späterhin die Gedanken zur Herausgabe des Moniteur (s. d. Art. Bd. 6) faßte, bewog er Maret, sein Bulletin aufzugeben und seine Arbeit für die neue Zeitschrift fortzusetzen. Der große Beifall, den dieses Blatt fand, machte den Verfasser zu einem wichtigen Manne für alle Redner, die auf die treue Darstellung ihrer Meinungen Werth legten, und von dieser Zeit an beginnt Maret's Glück auf seiner politischen Laufbahn. In einem kleinen Hause in der Straße St. Thomas du Louvre, wo er seine Zeitschrift herausgab, lernte er den Lieutenant Buonaparte kennen, der zufällig hier wohnte und den er oft zum Essen mitnahm.

Digitized by Google

Maret blieb bis um die Mitte des Jahres 1791 mit den Jacobinern verbunden, seit den Begebenheiten auf dem Marsfelde (17. Jul. 1791) aber zog er sich mit vielen andern Abgeordneten zurück, und ward Mitstifter des Clubbs der Feuillans, wo er laut die constitutionelle Monarchie predigte. Er entzweite sich jedoch nicht so ganz mit seinen alten Freunden, daß er nicht einige wichtige Verbindungen behalten hätte, die ihm in der Folge nützlich wurden. Als der 10. August die Monarchie gestürzt hatte, nahm Maret die Stelle eines Division-Chefs unter Lebrun, dem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, an. Er wurde, als der englische Gesandte in Paris zurückberufen und dem französischen Bothschafter in London die Anerkennung seines öffentlichen Charakters verweigert worden war, gegen Ende des Jahres 1792 an den englischen Hof gesandt, um dessen Beitritt zur Coalition zu verhindern. Pitt scheint in jener Zeit nicht abgeneigt gewesen zu sein, sich auf die Foderungen des französischen Gesandten einzulassen, aber im Februar 1793 erhielt dieser seine Depeschen vom Lord Grenville uneröffnet zurück, und zugleich den Befehl, das Königreich binnen drei Tagen zu verlassen. Der schnelle Wechsel der Begebenheiten in Frankreich und alte Erinnerungen hatten die Gunst, die er unter dem Minister Lebrun genossen, vermindert, weshalb er auch seine Stelle verlor. Doch ernannte man ihn bald darauf zum Botschafter am neapolitanischen Hofe. Auf dem Wege dahin ward er den 25. Juli im Dorfe Novate im Graubündnerlande, nebst Sémonville, durch österreichische Truppen in Verhaft genommen und nach Kufstein gebracht, von wo er einige Monate darauf mit den, von Dumouriez den Österreichern überlieferten Deputirten zu Basel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt wurde. Für den durch diese Gefangenschaft erlittenen Verlust gestand ihm nachmals (1798) der hohe Rath zu Mailand eine Entschädigung zu. Im Juni 1797 ernannte ihn das Directorium zu einem der drei Commissaire, welche mit Malmesbury zu Lille unterhandeln sollten. Nach der Revolution vom 18. Fructidor ward er zurückberufen und lebte entfernt von Staatsgeschäften, bis er im Dec. 1799 zum General-Secretair der Consuln ernannt wurde. Später ward diese Stelle unter dem Namen Staatssecretariat zu einem Ministerium erhoben. Er gewann bald Napoleons Vertrauen, und begleitete ihn auf allen seinen Reisen und Feldzügen. Er half die Friedensverträge von Preßburg, Tilsit und Wien schließen, erhielt 1811 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und ward zum Herzog von Bassano erhoben. Auch in dem russischen Kriege von 1812—1813 war er um die Person des Kaisers. Den 1. Januar 1813 schlug er eine Aushebung von 350,000 Conscribirten zum Ersatz des in Rußland erlittenen Verlustes im Senate vor. Er ist hauptsächlich an der Fortsetzung dieses Krieges Schuld gewesen, welches ihn auch bewogen haben soll, im Anfange des Jahres 1814 das Ministerium dem Herzoge von Vicenza zu überlassen. Napoleon brauchte ihn nun zu verschiednen Privatunterhandlungen, bis er im April mit diesem vom Schauplatz abtreten mußte, und erst bei dessen Rückkehr 1815 wieder Minister-Staatssecretair und Pair von Frankreich ward. Er war mehr Hofmann als Staatsmann und weniger ein guter Minister als ein guter Secretair. Er fügte sich in Allem unbedingt in Napoleons Willen. Die königl. Verordnung vom 24. Jun. 1815 verbannte ihn aus Frankreich. Er erhielt jedoch, während Decazes an der Spitze der Verwaltung stand, die Erlaubniß zur Rückkehr. Seine Gemahlin war bei der Kaiserin Louise Palastdame.

zed by Google

Margarethe von Österreich, eine kluge aber unglückliche Tochter des Kaisers Maximilian I., wurde 1480 geboren. Nach dem Tode ihrer Mutter Maria von Burgund, wurde sie nach Frankreich geschickt, um am Hofe Ludwigs XI. erzogen zu werden, weil solcher dieselbe dem Dauphin (nachher Carl VIII.) zur Gemahlin bestimmt hatte. Statt dessen vermählte sich Letzterer 1492 mit Anna, Erbin von Bretagne. Vermöge des Friedensschlusses zwischen Carl VIII. und Kaiser Maximilian, kam die Prinzessin nach dem Hofe ihres Vaters zurück und vermählte sich 1497 mit Johann, Infanten von Spanien. Auf der Seefahrt von Spanien befiel ihr Schiff ein sehr heftiger Sturm, der ihr den Untergang drohte. Munter wie die geistreiche österreichische Prinzessin war, dichtete sie, indeß die übrige Schiffsgesellschaft betete oder arbeitete und verfertigte sich folgende Grabschrift: Cy git Margot noble demoiselle deux fois mariée et morte pucelle. Freude machte ihre glückliche Ankunft dem Gemahl und allen Spaniern, aber schon am 4. October 1497 starb der Infant Johann. Im J. 1501 heirathete sie nun den Herzog Philibert II. von Savoyen, welcher auch schon 1504 starb. Ihr Vater ernannte sie nun zur Gouvernantin der Niederlande, eine Würde, die sie mit Ruhm, angebetet von den vorher sehr unruhigen Niederländern bekleidete. Jean de Maire sammelte manche ihrer klugen Reden, bald im Hofzirkel, bald vor den Ständen gesprochen, in der 1549 herausgegebenen Couronne margaritique und manche Gedichte und Witzspiele dieser Fürstin, auch ihren discours de ses infortunes et de sa vie. Sie starb zu Mecheln 1530.

Martinifest, wird am 11. Novbr. in der katholischen Kirche dem heil. Martin zu Ehren gefeiert. An diesem Tage empfing auch die Geistlichkeit von den Gläubigen die Pflichthühner und Gänse. Im 10. Jahrh. entstand im Occident die Gewohnheit, den Anfang des neuen Jahrs mit dem Feste Martini zu machen. Woraus dann in der Folge (in Ähnlichkeit mit dem ehemaligen Rüstwochen der Juden zu ihren Fasten) die Gewohnheit erwachsen ist, das neue Kirchenjahr am ersten Sonntage des Advents anzufangen.

Marum (Martin van), einer der berühmtesten Naturforscher Hollands, geb. um 1750 zu Delft. Er widmete sich in früher Jugend der Mathematik, legte sich in Gröningen mit Eifer auf die Arzneikunde, und schrieb noch als Student (1776) eine schätzbare Abhandlung über die Electricität. Nach Vollendung seiner Studien lebte er eine Zeitlang als ausübender Arzt in Harlem, wo er auch vielbesuchte Vorlesungen über Physik hielt; bald aber gab er seine ärztlichen Geschäfte gänzlich auf. Er wurde darauf Secretair der Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem, und gleich nachher Director des Teyler'schen physikalischen Kabinets, das er durch seine Sorgfalt zu einer der trefflichsten Sammlungen in Europa erhob. Berühmt ist unter andern eine von ihm selbst erbaute Electrisir-Maschine von ungeheurer Größe. Auch verdankt ihm die Luftpumpe wesentliche Verbesserungen. Er machte sich durch viele schätzbare Beobachtungen in der Chemie und Physik bekannt, die er meist in einem zu Harlem herausgekommenen Wochenblatte bekannt machte. Man hat von ihm drei von der botanischen Gesellschaft zu Rotterdam gekrönte Preisschriften über Electricität, und eine dritte über die Beschaffenheit der schädlichen Ausdünstungen von Sümpfen u. s. w. und den Mitteln, den dadurch erzeugten Nachtheilen abzuhelfen. Er ist Herausgeber der auch ins Deutsche übersetzten Abhandlungen der batavischen Gesellschaft.

Märtyrerfeste sollen schon im zweiten Jahrhundert üblich gewesen sein. Bei den Gräbern der hingerichteten Märtyrer beteten die Christen und dankten Gott für das Beispiel, welches ihnen gegeben war. Die Feier schloß mit dem Genuß des heil. Abendmahls und mit einer Almosenaustheilung. Man hielt den Märtyrern Lobreden und las die Thaten und Leiden der Hingerichteten vor. Man nannte diese Tage die Geburtstage der Märtyrer, weil sie an den Tagen ihres Todes zur Freude des ewigen Lebens gleichsam geboren waren. Martyria nennt man die den Märtyrern geheiligten Kirchen oder Kapellen. Bald enthalten sie deren Gebeine, bald nicht, bald sind diese Kapellen verschlossene Abtheilungen großer Kirchen. Martyrologium oder Märtyrerbuch enthält nach den Tagen des Jahrs, das Leben, das Leiden und den Tod der Märtyrer. Wenige dieser Geschichten mögen ganz echt sein; denn es war eine der Polizeimaßregeln der Christenverfolgungen, alle geschriebne Märtyrernachrichten zu vertilgen, wie das Individuum, das gemartert worden war. Der Bischof Clemens I. von Rom soll ein solches Buch zuerst entworfen haben. Das römische blieb unter den vielen nach und nach verfaßten Märtyrergeschichten immer das berühmteste.

Mascheroni (Lorenzo), ein 1750 zu Bergamo geborner berühmter Mathematiker, welcher 1800 zu Paris starb und zum Mitglied der Consulta in Mailand bestimmt war. Jung dichtete er in lateinischer und italienischer Sprache und lehrte die griechische in einem Collegio erst zu Bergamo und hernach zu Pavia. Erst im 27. Jahre kam er auf die Idee, die Mathematik zu seinem Hauptstudio zu machen und wurde hernach bald Professor der Geometrie. Als solcher entwarf er den Plan zur Geometrie des Cirkels, ein originales Werk, das in Frankreich unbekannt blieb, bis Buonaparte von der Eroberung Italiens zurückkehrte, da sein Beifall die Übersetzung desselben veranlaßte. Früher waren bekannt: seine Nuove ricercho sul l'equilibrio delle Volte. Bergamo 1785. und Bemerkungen über Euler's Differenzialrechnung. Seine Handschrift über die Pyramidometrie ist noch ungedruckt. In der pariser Commission der Maße und Gewichte arbeitete er thätig, und war ein Mitglied des gesetzgebenden Körpers der cisalpinischen Republik. An den zu Bologna angestellten Versuchen, die Bewegung der Erde durch den Fall der Körper zu beweisen, hatte er viel Antheil.

*Maske (die eiserne) oder der Mann mit der eisernen Maske, heißt jener geheimnißvolle Gefangene, der bis auf die neuesten Zeiten die Neugier der Geschichtsforscher beschäftigt und so viele Muthmaßungen veranlaßt hat, ohne daß es gelungen wäre, eine Deutung des Räthsels zu finden. Folgendes sind die, ihn betreffenden Umstände, wie Voltaire in seinem Gemälde vom Zeitalter Ludwigs XIV. sie zusammenstellt. Um 1662 oder wahrscheinlicher 1664, wurde ein Gefangener von sehr edler Gestalt mit der größten Heimlichkeit auf das Schloß Pignerol an der mittägigen Küste von Frankreich gebracht, wo Saint-Mars Befehlshaber war. Der Gefangene trug eine Maske von schwarzem Sammet, die stählerne Häkchen und ein Gewinde hatte, daß er essen konnte, ohne sie abzunehmen, und man hatte Befehl, ihn zu tödten, wenn er sich entlarvte. Saint-Mars nahm ihn mit auf die Insel Sainte Marguerite, und man beobachtete auf der Überfahrt wieder die größte Vorsicht. Der Minister Louvois besuchte ihn, und bewies ihm eine Achtung, die an Ehrerbietung grenzte. Saint-Mars trug ihm selber die Speisen auf, entfernte sich dann,

Digitized by Google

und verschloß die Thüre, deren Schlüssel er stets bei sich trug. Einst schrieb der Gefangene, erzählt man, mit einem Messer etwas auf einen silbernen Teller, und warf ihn dann aus dem Fenster nach einem Fahrzeuge hin, das am Fuße des Thurmes angelegt hatte. Ein Fischer nahm den Teller auf und brachte denselben zu dem Befehlshaber, der ihn erschrocken fragte, ob er die Schrift auf dem Teller gelesen, oder ob diesen sonst jemand gesehen hätte. Der Fischer versicherte, er könnte nicht lesen, und Niemand hätte den Teller gesehen. Erst nach einigen Tagen, als sich der Befehlshaber von der Wahrheit der Angabe überzeugt hatte, wurde der Mann frei gelassen. Auch erzählt man von einem sehr feinen Hemde, das der Gefangene ganz voll geschrieben hatte, und das von einem Mönche gefunden wurde, der trotz seiner Betheuerungen, nicht ein Wort von der Schrift gelesen zu haben, doch heimlich ermordet ward; aber vielleicht ist diese oder jene Geschichte nur eine Veränderung der andern. Saint-Mars nahm seinen, immer verlarvten Gefangenen mit in die Bastille, als er 1698 Befehlshaber derselben wurde. Man hatte ihm hier ein bequemeres und besser eingerichtetes Zimmer bereitet, als den übrigen Gefangenen. Er durfte aber nicht in den Hof der Bastille gehen, und seine Larve selbst vor seinem Arzte nicht ablegen. Man bewies ihm immer die größte Achtung und versagte ihm keinen Wunsch. Was man sonst noch von dem Äußern und von den Gewohnheiten des Gefangenen erzählt, verräth auch, daß er von hohem Stande gewesen sein, und eine sorgfältige Erziehung genossen haben muß. Er unterhielt sich mit Lesen und Guitarrenspiel. Schon der Ton seiner Stimme war einnehmend; nie aber beklagte er sich über seine Lage, und ließ nie merken, wer er sein könnte. Er starb um 1704, nach einer Krankheit von wenigen Stunden, und man begrub ihn am folgenden Tage. Nach dem Todtenregister, wo er unter dem Namen Marchiali vorkommt, war er 45 Jahre alt, doch soll er 15 Jahre älter gewesen sein. Es mußte alles, was zu seinem Gebrauche gewesen war, verbrannt werden; die Wände seines Zimmers wurden aufgekratzt und neu geweißt, ja man ging so weit, den Fußboden aufzureißen, aus Furcht, der Gefangene möchte einen Brief darunter verborgen haben. Es würde zu weit führen, in die Gründe einzugehen, die man zur Unterstützung der verschiedenen Meinungen über dieses Geheimniß aufgestellt hat, das um so schwerer zu lösen ist, da während der Zeit, worein man, nach Vergleichung aller Umstände, die Verhaftung des Gefangenen setzen muß (1664—1671), kein bedeutender Mann in Europa vermißt wurde. Einige der versuchten Lösungen des Räthsels widersprechen theils bekannten Thatsachen, wie die Behauptung, der Gefangene sei der Graf von Vermandois, Ludwigs XIV. Sohn von seiner Geliebten, der la Vallière, oder der Minister Fouquet gewesen, und sind theils abgeschmackt, wie die Meinung, man habe den Herzog von Monmouth, der doch bis 1685 am englischen Hofe und im Heere war, und öffentlich zu London enthauptet wurde, vom Tode gerettet und heimlich aufbewahrt. Die meisten Vertheidiger fand die Vermuthung, es sei der Graf Mattioli, Minister des Herzogs von Mantua, gewesen, den der französische Hof 1679 oder, nach Andern, 1680 habe aufheben lassen, aus Besorgniß, die mit Piemont angeknüpften Unterhandlungen durch ihn vereitelt zu sehen, und selbst Dutens hat 1789 in seiner: Correspondence interceptée, und 1806 in seinen Mémoires d'un Voyageur qui se repose, deutsch: Amsterdam 1807. 2 Bde. (II, 204 ff.) diese Meinung verfochten, so un-

wahrscheinlich sie auch ist. Alle Wahrscheinlichkeit aber ist für die Vermuthung, der Gefangene sei ein Bruder Ludwigs XIV. gewesen, der so viel Ähnlichkeit mit ihm gehabt habe, daß die Entdeckung Gefahr hätte bringen können. Ob er aber (wie in den Mémoires du Maréchal de Richelieu vom Abbé Soulavie behauptet wurde) ein ehelicher Zwillingsbruder Ludwigs, oder ein im Ehebruche erzeugtes Kind der Gemahlin Ludwigs XIII., Anna von Österreich, gewesen sei, oder endlich ihr natürlicher, so kurze Zeit nach ihres Gemahls Tode geborner Sohn, daß dessen rechtmäßige Geburt als möglich hätte angenommen werden können, läßt sich nicht ausmachen. Der, in Paris angesiedelte Schottländer Quintin Crawford sucht in seinen Mélanges d'histoire et de Littérature (Paris, 1817) die letzte Meinung wahrscheinlich zu machen. Voltaire aber, der nach seinen Äußerungen das Wort des Räthsels kannte, spricht in einem, ohne Zweifel von ihm herrührenden Zusatz zur Ausgabe von 1771 des Dictionnaire philosophique (Art. Anna) die Vermuthung aus, der Unbekannte sei ein vor Ludwig XIV. Geburt im Ehebruch erzeugter Sohn der Königin gewesen, den man heimlich erzogen und von dessen Dasein Niemand als Mazarin gewußt habe, nach dessen Tode auch Ludwig XIV. mit einem Geheimniß bekannt geworden sei, dessen Enthüllung nicht ohne großes Ärgerniß möglich gewesen wäre. Die Lösung der Frage selbst ist allerdings nicht sonderlich erheblich; weit wichtiger aber wird dies Räthsel dadurch, daß es uns einen Aufschluß über den Zustand eines Landes gibt, wo die Regierung einen so angesehenen Gefangenen, als der Unbekannte nach allen Umständen gewesen sein muß, über 40 Jahre lang in entlegenen Kerkern und selbst in der Mitte der Hauptstadt, ungestraft fest halten konnte, wo man das unglückliche Opfer während dieser ganzen Zeit durch Todesdrohungen zwingen durfte, sein Gesicht zu verbergen, wo Niemand des Umstandes laut erwähnte, ja selbst die Zeugen der Gewaltthätigkeit nur davon zu flüstern wagten, bis Voltaire lange nachher die Geschichte erzählte, und wo sogar einige Menschen plötzlichen Tod erlitten haben sollen, nachdem sie zufällig in eine Lage gekommen waren, welche die Enthüllung des wichtigen Geheimnisses möglich machte. Und dies war der Zustand eines Landes, das Manche als ruhig und glücklich preisen; dies war die Weise einer Verwaltung, die man, wie Jene in allem Ernst wollen, jeder Veränderung vorziehen, selbst allen Veränderungen vorziehen soll, welche die Revolution bewirkt hat!

*Massenbach (Carl Aug. v.) königl. preuß. Oberst und Generalquartiermeister, geb. 1757 zu Schmalkalden in Churhessen. Er ward unter den Augen seiner Mutter auf dem Stammgut Massenbach im Königreich Würtemberg erzogen, und kam später in die vom Herzog Carl gestiftete Kadettenschule. In seinem 20. Jahre verließ er die würtembergischen Dienste, und ward 1782 im preußischen General-Quartiermeisterstab angestellt. Eine Schrift über die Differenzialrechnung, eine Abhandlung über die Mechanik und eine kriegswissenschaftliche Zeitschrift empfahlen ihn dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm II., der ihm den Unterricht seines Sohnes Ludwig in der Mathematik auftrug. Er wohnte dem Feldzuge von 1787 in Holland und dem Kriege gegen Frankreich bis zum baseler Frieden bei. Während dieser Zeit focht er bei einigen Gelegenheiten mit Auszeichnung. Einige Kriegspläne, die er entwarf, und manche Vorschläge zu Verbesserungen in der Einrichtung des Generalquartiermeisterstabes, wurden nicht beachtet und erweckten ihm, da er, wie es

gitized by Google

scheint, mit eigennützigen Rücksichten zusammenstieß, viele Gegner. Im Jahre 1805 sprach er gegen den Krieg mit Frankreich und empfahl ein Bündniß mit diesem Staate; als aber der Krieg entschieden zu sein schien, rieth er zu einer schnellen Bewegung gegen den Rhein, um Österreich Luft zu machen. Die neue Richtung, die Preußens Politik nach der Schlacht bei Austerlitz nahm, veranlaßte ihn, die militairische Besetzung von Hannover vorzuschlagen und einen Plan zu einem Angriffskriege gegen Rußland zu entwerfen. Als er bei den Vorbereitungen zum Kampfe gegen Frankreich, der gegen seine Ansichten war, nach Schlesien geschickt ward, um Kriegsvölker zu sammeln, erfüllte er mit Glück den Zweck seiner Sendung, und es macht seinem Scharfblick Ehre, daß er schon zu jener Zeit rieth, den ungewissen Beistand einer Coalition nicht zu erwarten, sondern die Gemüther der Deutschen gegen die Franzosen aufzuregen, und diese den Gefahren eines Volkskrieges auszusetzen; aber auch dieser Gedanke fand zu jener Zeit keinen Eingang. Bei der Eröffnung des Feldzugs 1806 war Massenbach Generalquartiermeister bei dem hohenlohischen Corps, zu dessen Übergabe bei Prenzlau er auf eine Art beigetragen hat, die ihn in eine Untersuchung verwickelte, welche durch die Ereignisse des Krieges unterbrochen wurde. Seitdem lebte er zurückgezogen, theils auf einem vom König von Preußen ihm geschenkten Landgute im Herzogthume Posen, theils, aber später, in Würtemberg, wo er eines der eifrigsten Mitglieder unter der ständischen Oppositionspartei war. Nach Preußens Unfällen schrieb er seit 1808 verschiedene Werke, unter welchen die „Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedr. Wilh. II. und Friedr. Wilh. III. (Amsterdam 3 Bde.)" und „historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preuß. Staats seit dem J. 1792 (Amsterdam 1809 2 Bände)" die wichtigsten sind. Das Streben des Verfassers, darzuthun, daß er den Untergang des preuß. Staats durch seine Rathschläge abzuwenden gesucht habe, und sich geltend zu machen, ist zwar in diesen Mittheilungen nur zu sichtbar, sie sind aber, wegen vieler wichtigen Aufschlüsse über zeitgeschichtliche Verhältnisse, für den Historiker und Weltmann von nicht geringem Werthe. Massenbach hatte mehrmal um seine Entlassung aus dem preuß. Kriegsdienste angehalten, sie aber noch nicht erhalten, als er im J. 1817 von neuem in Untersuchung gezogen ward. Er wurde in der freien Stadt Frankfurt, auf Ansuchen des preuß. Hofes, verhaftet und nach Küstrin gebracht. Wie verlautet, war er zu jener Zeit im Begriff, neue Denkwürdigkeiten über seine Verhältnisse zum preuß. Staate und insbesondere zum Herzog von Braunschweig herauszugeben, und man wollte behaupten, er habe, in Hinsicht auf die gedrohte Veröffentlichung wichtiger Schriften, Anträge gemacht, die einen unwürdigen Eigennutz verriethen; ein Umstand, worüber sich, bei der gegen ihn laut gewordenen Erbitterung und bei dem Mangel einer amtlichen Bekanntmachung der Verhandlungen über die ihm angeschuldigten Vergehungen, nicht ohne Gefahr, ungerecht zu urtheilen, absprechen läßt. Genug, man warf ihm vor, daß er, ein noch nicht verabschiedeter Officier, bereits früher, und neuerlich durch beabsichtigten Landesverrath, die Staatsgesetze verletzt habe, welche die Bekanntmachung von amtlichen Schriften für eine Übertretung der Dienstpflicht erklären. Es ward eine besondere Commission, ihn zu richten, ernannt, die ihn im Sommer 1817 zu 14jähriger Festungsstrafe ver-

Digitized by Google

urtheilte. Er wurde 1820 von Küstrin nach Glatz gebracht, wo er (1824) noch lebt.

Mäusethurm bei Bingen am Rhein. Nach mündlichen Überlieferungen ward dieser, im Rhein erbaute Thurm vom strengen Erzbischof Hatto vom Mainz erbaut, und alte Mährchen leiten den Namen von den Mäusen ab, welche, als er, zur Zeit des Kornmangels, von Ehrenfels hinüberflüchtete, schwimmend ihn bis zu dem Thurm verfolgten, wo sie ihn dann aufzehrten. Nach urkundlichen Nachrichten aber entstand der Thurm erst zu Anfang des 13ten Jahrhunderts unter dem Erzbischof Seyfried, als Zollthurm, dessen Geschütz (Musserie genannt, woher der Name) die Ausweichenden anhielt.

Maxen, ein ansehnliches Dorf im meißnischen Kreise des Königreichs Sachsen, in dessen Nähe, besonders bei dem benachbarten Hausdorf, zwei Linden den Schauplatz des blutigen Kampfes bezeichnen, wo der preußische General Fink (s. d. Art. Bd. 3), den Friedrich II. mit 11,000 Mann von Freiberg entsendet hatte, von den Österreichern unter Daun eingeschlossen und zur Übergabe gezwungen ward. Unweit des Dorfes sind gute Marmorbrüche, welche zum Bau der katholischen Kirche in Dresden viel Marmor lieferten, jetzt aber nur Steine zu Kalk geben.

Maynard (François), ein älterer französischer Dichter, und eins der ersten Mitglieder der neuerrichteten französischen Akademie, gebor. in Toulouse im J. 1582. Freund von Desportes und Regnier, wurde er mit Racan ein Zögling Malherbés, der von beiden sagte: der Eine bearbeite seine Verse besser als der Andere, der dagegen mehr Kraft habe; aus ihnen vereint würde aber ein guter Dichter werden. Im Jahre 1634 folgte M. dem französischen Gesandten am päpstlichen Hofe, Marq. v. Noailles nach Rom, wo er sich mit dem berühmten Kardinal Ventivoglio genau verband. Papst Urban VIII. nahm ihn ebenfalls sehr wohl auf, und beschenkte ihn mit einem Prachtexemplar seiner lateinischen Gedichte. Maynard's Glücksumstände wollten sich indessen nicht heben, und Richelieu, an den er eine Supplik in Versen schickte, worin er sagte: daß er an den Ufern des Cocyt bald Franz I. sehen werde,

qui fut le père des savans
dans un siècle plein d'ignorance

er aber nicht wisse, wenn er ihn fragen werde

s'il me demande à quel emploi
tu m'as occupé dans ce monde
et quel bien j'ai reçu de toi,

was er ihm antworten solle (que veux tu, que je lui reponde?) Richelieu hatte die Härte ihm darauf zu antworten: rien. Um sich ein wenig zu rächen, machte M. ein hübsches Sonnet über das Glück, ohne Amt alt zu werden. Am Schluß desselben wendet er sich darin an Richelieu,

et si le ciel, qui me traite si bien,
avait pitié de vous et de la France
votre bonheur serait égal au mien.

Seine gesammelten Gedichte erschienen zuerst 1646 in Paris in 4. Er hatte auch Priapien gedichtet, die aber nie gedruckt sind. In seinen übrigen Gedichten befinden sich schon Stellen genug, die höchst schlüpfrig sind.

Mazeppa (Johann), Hetman der Kosacken, in Podolien geboren, gehörte zu einer der vielen armen adelichen polnischen Familien,

Digitized by Google

die in den reichern Häusern zur Fristung ihres Daseins Anstellung suchen müssen. Er wurde bei Johann Casimir Page. Dieser liebte das Wohlleben und die Frauen, aber auch die Künste und Literatur. Mazeppa erhielt dadurch Gelegenheit sich mancherlei Kenntnisse zu erwerben, die ihm in der Folge sehr nützlich wurden. Ein galantes Abenteuer, dessen Folgen ihn hätten verderben können, wurde der Grund seiner spätern Erhebung. Ein polnischer Edelmann überraschte M. bei seiner Gemahlin. In seiner Rache ließ er ihn nackt auf ein wildes Pferd binden, und gab ihn so seinem Schicksal Preis. Das Pferd war aus der Ukraine. Dahin richtete es also seinen Lauf und brachte sein Schlachtopfer. Einige arme Bauern nahmen sich des Unglücklichen an; es wurde ihm wohl unter ihnen und ihr kriegerisches Nomadenleben sagte ihm zu. Er machte sich durch Gewandheit, Körperstärke und Tapferkeit gegen die Tataren sehr bemerkbar und wurde dadurch eben so geachtet als beliebt. Seine Kenntnisse und Einsichten erhoben ihn zum Secretair und Adjutanten vom Hetman Samoilowitz und im Jahr 1687 wurde er an dessen Stelle erwählt. Er gewann das Vertrauen Peter des Großen, der ihn mit Ehren und Würden überhäufte. Endlich zum Fürsten der Ukraine erhoben, entschloß sich Mazeppa, eben so unruhig als thätig, die untergeordnete Rolle zu verlassen, die ihm längst lästig gewesen war. Er näherte sich Carl XII. der eben Polen einen König gegeben hatte, und suchte durch ihn sich der Oberherrschaft des Czars zu entziehen und die Ukraine unter gewissen Bedingungen an die Krone Polen zu bringen. Diese und andere Ränke, welche M. gegen Petern eingeleitet hatte, wurden endlich dem letztern durch Kotschubey, Kosacken-General und Jörz, Obersten von Pultawa entdeckt. Peter maß diesen Beschuldigungen aber keinen Glauben bei, sondern schickte die beiden Ankläger dem M. selbst zur Bestrafung zu. Dieser hatte auch die Frechheit, sie hinrichten zu lassen. Endlich wurden Petern doch die Augen geöffnet. Viele seiner Anhänger wurden eingezogen und hingerichtet, und er selbst im Bildniß gehangen. Flüchtig werdend, wendete er sich jetzt mit wenigen ihm treu gebliebenen Anhängern zu Carl XII., der seinen Versprechungen mehr, als den warnenden Rathschlägen seiner Generale vertrauend, auf dem Zuge nach der Ukraine war, wo er in den Ebenen von Pultawa seine Niederlage und seinen Untergang fand. M. flüchtete sich nun auch nach Bender, wo er im J. 1705 starb. In der Geschichte M. hat Lord Byron einen so anziehenden Stoff gefunden, daß er ihn zum Helden eines seiner schönsten Gedichte gemacht hat.

Mechain (Pierre François André), berühmter Astronom, geboren 1774 zu Laon. Er kam 1772 nach Paris, wo de Lalande sich theilnehmend seiner annahm. Er machte sich bald 1781 durch die Entdeckung zweier Kometen bekannt, deren Bahnen er berechnete, und war der erste, der die streitige Planetennatur des Uranus genauer bestimmte. Sein literarischer Ruhm stieg, als er 1782 den von der Akademie in Beziehung auf die Rückkehr des Kometen von 1661 gesetzten Preis gewann, und 8 Jahre später, wo der Komet wieder erschien, ward seine Berechnung bestätigt. Mechain widmete sich der Sternkunde mit so rastlosem Eifer, daß er im Laufe von 18 Jahren 11 Kometen zuerst entdeckte, deren Bahnen er auch berechnete. Keine wichtige Erscheinung am Himmel entging ihm, und er legte seine Beobachtungen in der Connaissance des temps, die er seit 1785 herausgab, nieder. Als die constituirende Versammlung die Einfüh-

Digitized by Google

rung eines neuen Meßsystems verordnet hatte, das auf den Erdmeridian gegründet sein sollte, war Mechain einer der beiden Astronomen, die den Unterschied zwischen den Parallelkreisen von Dünkirchen und Barcelona messen sollten. Er bekam die zwischen Barcelona und Rodez liegende Gegend, wo noch nie Meridianenmessungen waren vorgenommen worden, und er mußte mit Schwierigkeiten kämpfen, die sogar sein Leben bedrohten, und ihn eine Zeitlang seiner Freiheit beraubten. Er kehrte 1803 zu seinen Arbeiten zurück, um sie bis zu den balearischen Inseln fortzusetzen, starb aber 1805 zu Barcelona am gelben Fieber, ein Opfer seines unermüdlichen Eifers für seine Wissenschaft. Außer seinen Abhandlungen in der Connaissance des temps und seinen Denkschriften über verschiedene Kometen findet man auch in der von Delambre herausgegebenen Grundlage des Decimal-Meßsystems ((Base du système métrique décimal. — 3 Vol. Paris 1806—1810) die Ergebnisse seiner Beobachtungen.

*Mechanik, ein Zweig der angewandten Mathematik (s. d. Art. Bd. 6) ist im Allgemeinen die Lehre vom Gleichgewicht und der Bewegung der Körper, von den Kräften, wodurch die Wirkung der Körper auf einander hervorgebracht werden kann, und von den Mitteln, diese Kräfte so anzuwenden, daß sie stärkern überlegen sind. Ursprünglich verstand man unter Mechanik blos die Lehre vom Gleichgewicht, oder Statik (s. d. Art. Bd. 9) späterhin hat man dagegen das Gebiet derselben, durch die Aufnahme der Gesetze der Bewegung und des Gleichgewichts aller sowol festen, als flüssigen unelastischen und luftförmigen (flüssigen elastischen) Körper, noch mehr erweitert. Der Eintheilungsgrund der Wissenschaft in diesem weitern Sinne beruht darauf, daß man die festen und flüssigen Körper und die auf dieselben wirkenden Kräfte entweder im Zustande des Gleichgewichts, oder der Bewegung betrachtet. Sie theilt sich daher: 1. in die Statik, die vom Gleichgewicht überhaupt und besonders bei festen Körpern (Geostatik) handelt; 2. die Hydrostatik (s. d. Art. Bd. 4) oder die Lehre vom Gleichgewicht flüssiger unelastischer Körper, sowol unter sich, als mit festen Körpern; 3. die Aerostatik (s. d. Art. Bd. 1) die vom Gleichgewicht flüssiger elastischer Massen, unter sich und mit andern Körpern spricht; 4. die Mechanik fester Körper, welche von der Bewegung fester Körper handelt, und wenn sie auf die bewegenden Kräfte Rücksicht nimmt, Dynamik (s. d. Art. Bd. 3) im entgegengesetzten Fall aber Phoronomie heißt; 5. die Hydraulik, die Lehre von der Bewegung der flüssigen unelastischen Körper; 6. die Pneumatik, welche die Bewegung der flüssigen elastischen Massen betrachtet. Die Anwendung der höhern Mathematik auf die Bewegung fester und flüssiger Körper und auf die bewegenden Kräfte, gibt die höhere Mechanik. Wenn auch diese Wissenschaft, deren Anwendung die Macht des Menschen im Gebiete der Natur begründet, erst in spätern Zeiten ausgebildet werden konnte: so mußten doch, selbst schon im rohesten gesellschaftlichen Zustande, einige der mechanischen Mittel da sein, die zur Befriedigung unserer frühesten Bedürfnisse nothwendig waren. Naturtrieb und Beobachtung, wozu jene Bedürfnisse auffordern, oder auch Zufall, führte auf die einfachsten mechanischen Werkzeuge. Der Hebel, der Flaschenzug, die Winde, der Krahn, wurden beim Bauen gebraucht, lange vorher, ehe es in der Wissenschaft dämmerte, und Griechen und Römer gebrauchten ihre Kriegsmaschinen, ehe man nur den geringsten Versuch machte, die einfachsten Gesetze des Gleichgewichts zu erklären. Seit undenklichen Zeiten scheinen sich die Alten

zed by Googl

derselben Mittel zur Hebung und Fortschaffung von Lasten bedient zu haben, die noch jetzt gebräuchlich sind. Schon in den Schriften des Aristoteles finden sich einige Spuren einer Theorie der Mechanik, aber seine Begriffe waren so dunkel und verwirrt, daß die Ehre der eigentlichen Gründung der Wissenschaft dem großen Archimedes gebührt, der in seinen Schriften eine vollständige Erklärung von den Eigenschaften des Hebels gegeben, und die Lehre vom Schwerpunkt begründet hat. Auch schreibt man ihm die Theorie des Flaschenzuges und der Schraube zu. Ungeachtet aber seitdem mehre Erfindungen gemacht wurden, die auf den Gesetzen der Mechanik beruhten, und die Kenntniß des Maschinenwesens bedeutende Fortschritte machte, so war doch die Theorie von den Zeiten des Aristoteles und Archimedes bis in's 16. Jahrhundert nicht einen Schritt weiter gekommen. Der Marquis Guido Ubaldi war um 1577 der Erste, der die Mechanik wissenschaftlich zu begründen suchte, wobei er alle Maschinen auf den Hebel zurückführen wollte. Nächst ihm förderten die Wissenschaft: der Italiener Benedetti durch Begründung mehrer Lehren der Mechanik; der Niederländer Simon Steven (Stevinus) der (1586) Systeme der Statik und Hydrostatik aufstellte; der Römer Lucas Valerius, der um 1604 die Lehre vom Schwerpunkt wieder aufnahm, wo Archimedes sie gelassen hatte. Der große Galilei (1592—1642) erweiterte die Wissenschaft, besonders durch die Entdeckung der Gesetze der gleichförmig beschleunigten Bewegung, und die Zurückführung der Naturerscheinungen auf diese Theorie kann als die Grundlegung der Lehre von der Schwerkraft betrachtet werden. Toricelli erläuterte (1644) diese Lehre durch schärfere Begründung. Der wichtigste Fortschritt aber, den in neuern Zeiten die praktische Mechanik machte, ward durch die, um diese Zeit erfundene Dampfmaschine (s. d. Art. Band 3 und Watt) veranlaßt, wozu den ersten Gedanken um 1663 der Marquis von Worcester in seiner Schrift: Century of inventions gab. Viel verdankte die Mechanik durch theoretische Entdeckungen und wichtige mechanische Erfindungen dem großen Huygens, der auch die von Galilei bereits aufgestellten Gesetze der Bewegung des Pendels wissenschaftlich begründete, und das Problem des Centrums der Oscillation zuerst auflöste. Er, Wallis und der berühmte Baumeister Christoph Wren (s. d. Art.) stellten die Gesetze der Collision auf, Borelli erläuterte die Lehre von der Percussion. Unter den Franzosen war Mariotte derjenige, der die wissenschaftliche Bearbeitung der Mechanik einführte; besondre Verdienste erwarb sich Varignon, der vorzüglich die Lehre vom Gleichgewicht erläuterte. Die höhere Mechanik wurde durch Newton, Leibnitz und Johann Bernoulli gefördert, und nach ihnen machten sich d'Alembert, Leonhard Euler, David Bernoulli, und d'Arcy, durch strengere Begründung der Dynamik verdient. Lagrange förderte die Wissenschaft durch eine systematische Darstellung (Mécanique analytique), welche zu den wichtigsten Werken gehört, die während des 18. Jahrh. über Mechanik erschienen, und unter den Deutschen erwarben sich gleiches Verdienst: Lambert, Kästner, Karsten, Langsdorf und Baader. Die Hauptwerke, welche den jetzigen Zustand der Wissenschaft darstellen, lieferten unter den Franzosen, außer dem angeführten von Lagrange: Bezout (principes généraux de la mécanique, précédés des principes du calcul), Prony (mécanique philosophique und Leçons de mécanique analytique), Carnot (principes fondamentaux de l'equilibre et du mouvement 1803); unter den Engländern: Olinthus Gregory

Digitized by Google

(Treatise on mechanics theoretical practical and descriptive — 1806), Robiſon (System of mechanical philosophy 1804), Playfair (Outlines of mechanical philosophy 1814) unter den Deutſchen: Eytelwein (Handbuch der Mechanik feſter Körper und der Hydraulik), Langsdorf (Handbuch der gemeinen und höhern Mechanik u. ſ. w. 1807).

Mediciniſche Geographie, d. h. die Erdkunde angewendet auf die Medicin, umfaßt alle Gegenſtände der Geographie, welche einen Einfluß auf die Geſundheit, die Körperbeſchaffenheit, die Geiſtesthätigkeit und die Krankheiten der Menſchen haben. Da der Menſch nämlich einerſeits in zahlloſen Familien ſich weiter über die Erde verbreitet, als irgend ein anderes organiſches Weſen (ſei es Thier oder Pflanze), da er in den brennenden, dürren Steppen der Äquatorialländer ſowol, als auf den eiſigen Gefilden in der Nähe des Poles lebt und geſund ſein und ſich wohl befinden kann, da er allein bald auf der Oberfläche des Meeres Jahre lang oder an den Küſten ſeine ganze Lebenszeit hindurch ſich aufhalten, bald fern vom Waſſer in den Binnenländern wohnen, auf den höchſten Gebirgen gemſenartig herumklimmen und in tiefen Thälern und Schachten, in der Nähe von Sümpfen oder in ihnen ſelbſt ſich herumtreiben muß: ſo iſt es doch anderſeits ſehr begreiflich, daß die verſchiedenen Umſtände und äußern Verhältniſſe, unter denen er lebt, auf ſein ganzes Sein einen ſehr großen Einfluß haben müſſen. Denn zu ſolcher Herrſchaft erhebt ſich hienieden auch der Menſch nicht, daß die Beſchaffenheit der Außenwelt, in der er lebt, ihm gleichgültig ſein könnte. Im Gegentheil erweiſt die Beobachtung die größten Verſchiedenheiten des (körperlichen und geiſtigen) Menſchen, welche von den äußern Umgebungen abhängen. Man vergleiche den kräftigen, hitzigen, leidenſchaftlichen Sohn der arabiſchen Steppen mit dem kalten, blaſſen, ſchlecht genährten Nordländer, den lebhaften, choleriſchen Italiener mit dem bedächtigen Holländer u. ſ. w.; finden ſich ſo große Verſchiedenheiten in ganzen Völkern ausgeſprochen, ſo müſſen ſie wol von allgemeinen Verhältniſſen der äußern Natur abhängen, welche nicht auf einzelne Menſchen blos, ſondern auf ganze Völker ihre Herrſchaft ausüben. Wo aber die Beſchaffenheit des Menſchen im geſunden Zuſtande ſchon verſchieden iſt, da wird ſich dies in Krankheiten noch auf eine viel ausgezeichnetere Weiſe äußern. Manche Krankheiten bilden ſich blos in gewiſſen Gegenden aus und erhalten ſich hier (wie z. B. das Pellagra in Norditalien, der Weichſelzopf in Polen u. a.) oder verbreiten ſich vorzüglich durch Anſteckung dann nach und nach weiter aus. Die Übel, welche nur durch Anſteckungen entſtehen, wie die Blattern, Maſern, Luſtſeuche u. a., haben ſich höchſt wahrſcheinlich zu irgend einer, freilich ziemlich entfernten Zeit an gewiſſen Orten und unter Umſtänden, die freilich von den mehreſten ſehr ungewiß, von vielen ganz unbekannt ſind, einmal gebildet und ſich dann durch Übertragung von einem auf den andern erhalten. Jene berührten äußern Umſtände müſſen ferner auf den Verlauf der gewöhnlichen und allgemein verbreiteten Krankheiten, vorzüglich der fieberhaften, einen großen Einfluß haben, und bewirken es endlich auch, daß für die Arzneimittel in den verſchiedenen Ländern bei einer und derſelben Krankheit eine ſehr verſchiedene Empfänglichkeit vorhanden iſt. Aus dem letzten Grunde iſt die Ausübung der Medicin in verſchiedenen Ländern ſehr abweichend. Wir wollen auf die einzelnen Gegenſtände der mediciniſchen Geographie, welche einen ſo wichtigen und großen

Digitized by Google

Einfluß auf den Menschen haben, kürzlich aufmerksam machen, da es uns freilich nicht möglich sein kann, jeden einzelnen Ort, oder auch nur jedes Land in medicinischer Hinsicht zu beschreiben. Hier ist aber 1) zuerst das Verhältniß der Erde zur Sonne und dem Monde, wahrscheinlich auch zu andern Himmelskörpern zu berücksichtigen. So wie die Erde unter dem Einflusse derselben steht, so auch der Mensch, die Thiere und Pflanzen, welche parasitenartig auf der Oberfläche derselben leben. So wie die Sonne den Unterschied der Tages und der Nacht bewirkt, so erfährt auch der Mensch denselben, und er äußert sich im Menschen so auffallend, daß Kieser sogar das Tag- und Nachtleben unterscheidet; jenes steht unter dem Einfluß der Sonne, dieses unter Vorherrschaft des tellurischen Princips. Die regelmäßige Abwechselung von Schlaf und Wachen, die Regelmäßigkeit in den Ausleerungen und in der Aufnahme neuen Stoffes und in der Wiederkehr mancher Krankheitszustände zu gewissen Stunden (z. B. der Paroxismen in den Wechselfiebern, der Abendverschlimmerungen in andern Krankheiten) beruht auf diesem Grunde. Den Einfluß des Mondes auf den Verlauf der Krankheiten erkennt man in den Äquatorialgegenden am deutlichsten, aber auch anderwärts ist die an dem 7., 14. und 21. Tage so oft erscheinende Krisis, die alle Monate wiederkehrende Reinigung der Weiber, oder die in gleichen Perioden erscheinende Hämorrhoidalblutung, die größere Heftigkeit, mit welcher die Anfälle mancher Krankheiten, z. B. die Epilepsie, in manchen Mondsphasen wiederkehren, Beweis dieses Einflusses. Und wenn auch die Träumereien der Astrologie sich nicht bestätigen, ja wenn auch directe Erfahrungen von der Einwirkung der Gestirne schwer zu sammeln und bis jetzt noch gar nicht in hinreichender Anzahl vorhanden sind, so ist dieser Einfluß deshalb noch nicht abzuleugnen. 2) Der schiefe Stand der Erdaxe im Verhältniß zur Sonnenbahn veranlaßt die Abwechslung der Jahreszeiten, d. h. den jedes Jahr periodisch wiederkehrenden Grad von Wärme und Kälte und die verschiedene Tag- und Nachtlänge. Nun weiß man aber, welch einen großen Einfluß Wärme und Licht auf alle organischen Wesen haben; sie beleben im eigentlichen Sinne die Kälte und Finsterniß, bewirken Schlaf und Unthätigkeit, ja in der erstern erstarrt alles Lebendige. Den Jahreszeiten entsprechen die Erdzonen; die heiße, ein potenzirter Sommer, der nur durch Feuchtigkeit gemäßigt wird, erzeugt gallichte, nervöse und fauligte Krankheiten, in ihr befinden sich höchst wahrscheinlich die Quellen der contagiösen Krankheiten und der scheußlichsten Hautübel. Die kalte Zone, ein wenig unterbrochener Winter, erzeugt eine kümmerliche, dürftige, kleine und schwache Organisation, die Krankheiten sind mehr lymphatisch und kachektisch. In den gemäßigten Zonen entwickelt sich der Mensch zu der höchsten Blüthe des Daseins in körperlicher und geistiger Hinsicht, die Krankheiten der heißen und kalten Zone wechseln mit den Jahreszeiten, und durch den Wechsel selbst wird eine Gelegenheit zu vielen andern (z. B. zu Katarrhen, Rheumatismen, Entzündungen ꝛc.) gegeben. 3) Das Terrain, welches der Mensch bewohnt, das Meer, die Gebirge und Felsen, welche die Erdkugel in mehre Theile trennen, veranlassen selbst in einem und demselben Klima große Verschiedenheit der Wohnörter, welche auf die Sitten und Gewohnheiten, auf die Lebensarten und den Gesundheitszustand einen sehr großen Einfluß hat. Außerdem hängt auch die Temperatur der Atmosphäre, die meteorische Veränderung derselben und die Beschaffenheit des Wassers zum großen Theil von diesen Um-

Digitized by Google

ständen ab, deren großer Einfluß auf die Entstehung mancher Krankheiten bekannt genug ist und von welchen namentlich viele endemische Krankheiten veranlaßt werden. 4) Muß die Atmosphäre, ihre Wärme oder Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, ihre Bewegung und elektrischen Verhältnisse, lauter Umstände, welche sehr mannichfaltige Modificationen erleiden, berücksichtiget werden. Bald athmet man eine reine Luft, bald ist sie mit vielen Ausdünstungsstoffen angefüllt, die Ausdünstung wird bald vermindert, bald vermehrt, das Blut mehr oder weniger oxygenisirt; alle diese Umstände, so wie die Schwere der Luft in den Thälern, die größere Leichtigkeit und dünnere Beschaffenheit auf hohen Gebirgen müssen die Constitution sehr merkbar verändern. Beispiele dieses Einflusses sind die Kretinen in manchen Thälern, die lebhaften, schnellfüßigen Bergbewohner, der trockne und biliöse Beduine im Vergleich zu dem fetten und lymphatisch-venösen Muselmann an den feuchten Ufern des Nils. Eben so unterdrücken die feuchten und warmen Mittagswinde die Lebenskräfte, die trocknen und kalten Nord- und Morgenwinde erhöhen die Beweglichkeit und regen die Lebensthätigkeit überhaupt auf. 5) Die Nähe oder Entfernung des Meeres, die vulkanische Beschaffenheit des Bodens erzeugen anderweit Veränderungen in der Constitution des Menschen. Die Meeresküsten und Inseln sind feucht und deshalb erreicht weder die Kälte noch die Hitze hier den hohen Grad, wie in den Binnenländern derselben Breite. Die vulkanischen Länder sind zwar oft ziemlich fruchtbar, immer reich an Mineralwässern, Schwefel- und Wasserstoffgas werden ausgehaucht; in solchen Gegenden kommen auch Erdbeben öfters vor und erzeugen theils durch den Schreck, den sie verbreiten, theils durch atmosphärische Veränderungen mancherlei Krankheiten. 6) Selbst die Staatsverfassung und der Kulturgrad hängt zum Theil von der physischen Beschaffenheit des Landes ab. Gebirgige Gegenden, welche dürftig eine mäßige Bevölkerung ernähren, verhindern das Gedeihen der Civilisation und die Herrschaft des Gesetzes. Raub, Mord und Krieg lieben die kräftigen und kühnen Bewohner derselben, ihr Streben nach Freiheit artet in Anarchie aus. Doch sind sie zur Mäßigkeit gezwungen, Jagd und Viehzucht ist ihre einzige Beschäftigung. Die Nähe des Meeres und großer Flüsse bildet Fischer und Kaufleute; hier erzeugen sich gern republikanische Verfassungen, denn der Handel bedarf des Gesetzes, will aber seiner Natur nach weder einen Adel, noch sonst Jemand über sich dulden; Freiheit und Gleichheit ist sein Element. Endlich begünstigen weite und fruchtbare Ebenen das monarchische Princip, den Ackerbau, den Grund der Monarchie, welcher die Einwohner an die Erdscholle, ihr Eigenthum, bannt. Gewerbe, Wissenschaften und Künste gedeihen und finden Belohnung. Hier artet die Monarchie, wenn die Völker träge, sinnlich und entnervt werden, in Despotismus aus. Niemand aber wird es bezweifeln, daß nicht nur die Lebensart, welche unter so verschiedenen Verhältnissen geführt wird, sondern auch die Staatsverfassung selbst unmittelbar einen großen Einfluß auf die Sitten und Gewohnheiten, auf die Constitution und die Krankheiten der Menschen haben. Selbst Revolutionen einzelner Länder verändern die Constitution und die Beschaffenheit der Krankheiten, wie oftmals ist beobachtet worden. 7) Es ist bekannt, daß die Pflanzen in ihrer Ausbreitung und leichtern und gedeihlichen Kultur sich nach den einzelnen Ländern, ja oft nach einzelnen kleinern Districten richten und die eine hier, die andere dort besser gedeiht. Da diese zur

theils zur Nahrung, theils zur Bekleidung benutzt werden, ſo wird auch dieſer Umſtand auf die Conſtitution und die Krankheiten der Bewohner verſchiedener Länder Einfluß gewinnen. So müſſen ja die Gewürze der Tropenländer, die verſchiedenen Weine in einzelnen Gegenden, die Getreidearten ꝛc. ihren Einfluß auf die Bewohner ſolcher Gegenden äußern. 8) Endlich wird auch von den einzelnen Thierarten und ihrer Verbreitung über den Erdboden daſſelbe gelten. Der häufigere Genuß der einen oder der andern muß einen wichtigen Einfluß auf die Beſchaffenheit der Menſchen haben. Der leicht bewegliche Franzoſe liebt das Geflügel, der träge Grönländer ſeinen Thran. So ſteht der Menſch inmitten unzähliger Dinge, welche ſeine Neigungen und ſeinen Charakter beſtimmen, ſeine Exiſtenz beherrſchen, ſeine Geſundheit ſtören. Er wähnt ſich frei, und iſt ein Naturweſen, wie jedes andere; er macht ſich zum Herrn der Erde, und muß ihr dienen, wo er auch lebt.

Mediciniſche Topographie, die Beſchreibung der einzelnen Orte, Städte, Dörfer und Angabe der zahlreichen und mannichfaltigen Umſtände, welche einen Einfluß auf die Entſtehung, Veränderung und die Behandlung der Krankheiten haben. Es leuchtet von ſelbſt ein, daß die Kenntniß dieſer Umſtände für den praktiſchen Arzt ſehr nothwendig, ja ein unentbehrliches Bedürfniß iſt. Dies hat man auch ſo allgemein anerkannt, daß nicht nur von den mehreſten größern Städten, ſondern auch von vielen kleinen beſondere Beſchreibungen erſchienen ſind. Man beſtimmt zuerſt die geographiſche Lage des Orts, um den es ſich handelt; ſind Gebirge vorhanden, ſo wird ihre Lage, Form und Höhe und die Beſchaffenheit der Thäler mit Berückſichtigung der Himmelsgegend angegeben; die Wälder, die ſich in der Nähe befinden, ihre Ausbreitung, Dichtigkeit und die Baumart, welche ſie bildet, werden aufgezeichnet. Hierdurch ſchon beſtimmt ſich die Richtung der vorherrſchenden Winde, welche ſo einflußreich auf die Entſtehung der Krankheiten ſind. Ferner zieht das Waſſer die Aufmerkſamkeit auf ſich, die Flüſſe und Kanäle ſowol, als das Quellwaſſer; die chemiſchen Beſtandtheile deſſelben ſind von großem Einfluſſe. Sodann muß die Beſchaffenheit des Bodens ausgemittelt werden. Endlich aber müſſen alle Details, welche ſowol die Bauart der Häuſer, ihre Höhe und Einrichtung, die Richtung und Form der Straßen, als auch die Gewohnheiten, Sitten, Lebensart, Beſchäftigung und Vergnügen der Einwohner betreffen, mit möglichſter Genauigkeit aufgefaßt und zuſammengeſtellt werden. Daraus ergibt ſich dann der Schluß auf die vorherrſchenden Krankheiten und ihre zweckmäßige Behandlung von ſelbſt.

Megalanthropogeneſie, die Kunſt, große Menſchen zu erzeugen. Zwar hat man es oft bezweifelt, daß es gut wäre, wenn der Geiſt aller Menſchen den höchſten Grad von Ausbildung erlangt hätte, und es fehlt im Leben nicht an Anſtalten, welche dies verhindern. Doch mag man es wenigſtens für einen verzeihlichen Irrthum der Väter halten, welche in ihren Nachkommen ausgezeichnete Männer zu haben wünſchen und jene Kunſt ſich anzueignen beſtreben. Solche Väter aber werden zuvörderſt wohlthun, wenn ſie ſelbſt die Eigenſchaften zu erlangen ſtreben, welche ſie an ihren Kindern wünſchen; denn auch in dieſer Hinſicht findet eine Erblichkeit Statt, welche theils durch die organiſch-phyſiſche Verbindung, theils durch die Erziehung vermittelt wird. Fortes creantur fortibus et bonis. Sie mögen ſich Weiber nehmen, welche Eigenſchaften beſitzen,

Digitized by Google

die man an den Kindern wiederzufinden wünscht. Doch vertraue man hierauf, so wie auf die ganze Kunst, welche einen so langen Namen hat, nicht allzuviel und mit zu großer Sicherheit. Auch im Reiche des Geistigen spielt das Schicksal eine große und wichtige Rolle, welche oft mehr vermag, als die sorgfältige Berechnung des klügelnden Menschenwitzes.

*Mehul, ein berühmter französischer Componist, 1763 in Givet geboren. 1779 kam Mehul nach Paris, wo ihm der Zufall die Bekanntschaft und die Freundschaft des Ritters Gluck verschaffte, der um diese Zeit nach Paris gekommen war, um sein letztes und unsterbliches Meisterwerk: Iphigenie in Tauris, auf die Bühne zu bringen. Gleich bei der ersten Zusammenkunft würdigte der große deutsche Künstler die ausgezeichneten Talente des jungen Franzosen und munterte denselben auf, solche auf alle Weise auszubilden. Ja Gluck nahm an dieser Ausbildung selbst Theil. Mehul gestand es gern, daß Gluck ihn in den philosophischen und poetischen Theil der Tonkunst eingeweiht habe. Gluck ließ ihn unter seinen Augen drei Werke als Versuche componiren, die durch die Erörterungen, welche solche herbeiführten, dem Schüler Gelegenheit gaben, die ganze Tiefe des Genies seines großen Lehrers, die sich hiedurch eben so sehr, als durch seine Werke selbst beurkundete, auf's neue bewundern zu lernen. Aber bald verließ Gluck Paris, um es nicht wieder zu sehen. Mehul war nun auf sich selbst verwiesen. Er debütirte bei der komischen Oper 1799 mit Euphrosine und Corradin, die den vollständigsten Erfolg hatte. Noch jetzt wird das Duo des zweiten Acts unter dem Namen: „Duo de la Jalousie," zu den affectvollsten der französischen Opernmusik gezählt. Dann gab Mehul Stratonice für dieselbe Bühne, und er erntete damit ebenfalls den größten Beifall ein. Mehul wurde jetzt zu den Lieblingscomponisten in Frankreich gerechnet und die Mehrzahl seiner Opern kam auch auf die deutsche Bühne, wo sie eben so gut, als in Frankreich selbst, aufgenommen wurden. Wir führen davon an: une Folie — l'Irato — les aveugles de Tolède — Joseph und Valentine von Mailand, die erst nach seinem Tode zur Aufführung gekommen ist, seinen Verlust aber auf's neue dem Publicum recht fühlbar gemacht hat. Mehul huldigte den Grundsätzen der Revolution, und seine Compositionen mehrer Volksgesänge, wie die des Chant du depart, des Chant de victoire und des Chant de retour gehören zu den ausgezeichnetsten in ihrer Art und sind von dem größten Effect. Er starb in Paris 1817.

*Meißen, die älteste Stadt des Königreichs Sachsen, die Wiege des Markgrafthums Meißen und der Kultur des Landes, ward von K. Heinrich I. als Schutzwehr seiner deutschen Ansiedelungen gegen die umwohnenden Slaven zwischen den Jahren 922 bis 930 erbauet. Sein Sohn Otto I. vollendete die Anlage durch die Erbauung des Domes und die Stiftung eines Bisthums, dessen Sitz die Stadt von 968 bis zur Reformation war. Von den alten, von Heinrich I. erbaueten Befestigungen sind nur noch wenige Überreste zu sehen. Die Markgrafen von Meißen, die Landesherren, lebten hier selten, da sie ihren Sitz schon im 13. Jahrh. zu Dresden hatten, und die Stadt war oft ein Gegenstand des Zwistes zwischen ihnen, den Bischöfen und den Kaisern. Die Landesherren erlangten 1486 auch das Burggrafthum Meißen, wozu unter der Oberhoheit des Kaisers mehr Vorrechte und Besitzungen gehörten, und endlich 1581 auch die Besitzungen des Bisthums Meißen. Die Stadt liegt auf und zwischen

Digitized by Google

Hügeln am linken Ufer der Elbe, über welche die älteste Elbbrücke des Landes führt, die wahrscheinlich schon im 11. Jahrh. erbauet, aber dreimal, 1547, 1757 und 1813, aus Rücksichten kriegerischer Vertheidigung verbrannt wurde. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört vorzüglich die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit einem wahrscheinlich aus der nicht ganz genau zu bestimmenden Zeit der ersten Erbauung herstammenden Thurm, der in einer 60 Fuß hohen Spitzsäule von durchbrochener Arbeit sich endigt. An die Kirche stieß die um das Jahr 1425 von dem ersten Churfürsten von Sachsen aus dem meißnischen Hause, Friedrich dem Streitbaren, zum Erbbegräbniß seines Stammes erbaute Fürstenkapelle mit dem ehernen Grabmale des Stifters. Das an die Domkirche grenzende Schloß, die Albrechtsburg, vor Zeiten der gemeinschaftliche Wohnsitz des Markgrafen, des Burggrafen und des Bischofs, wurde 1471 fast ganz neu erbaut. Seit 1710 ist hier eine Porzellanfabrik, die älteste in Europa. Die vom Churfürsten Moriz 1543 gestiftete Fürstenschule ist in den Gebäuden des ehemaligen Afraklosters, auf einem Berge, den eine im 13. Jahrh. erbaute kühne Brücke mit dem Schloßberge verbindet. Die Stadt, die der Sitz eines Kreisamtes ist und über 5000 Einwohner hat, nährt sich von der Porzellanfabrik und von dem Weinbau, zu dessen Beförderung seit 1799 hier eine Weinbau-Gesellschaft besteht. In der Nähe der Stadt, in dem anmuthigen, wegen des Vorkommens von Pechstein geognostisch merkwürdigen Triebischthale, liegt das Buschbad, eine gegen Ende des vorigen Jahrhunders gefaßte Heilquelle.

Melchthal (Arnold von), von seinem Wohnorte im Canton Unterwalden so genannt, einer der Gründer der schweizerischen Freiheit. Der Landvogt Alberts von Österreich hatte Arnolds Vater, einem reichen Gutsbesitzer, ein Paar Ochsen vom Pfluge wegnehmen lassen, und der Knecht des Zwingherrn dabei geäußert: „Die Bauern mögen selber den Pflug ziehen, wenn sie Brot haben wollen.“ Aufgereizt von diesen Worten, schlug und verwundete Arnold den Knecht, und um der Vergeltung zu entgehen, rettete er sich durch Flucht. Grausam aber ward die Rache an dem Vater geübt, dem der Landvogt die Augen ausstechen ließ. Arnold verband sich mit seinen Freunden, Fürst und Stauffacher, und alle drei beschworen in der Novembernacht (1307) den heiligen Bund zur Rettung des Vaterlandes auf dem Rütli am Waldstättersee. Sie versprachen sich eidlich, ihr Leben zu opfern, sich nie zu verlassen und alles zu wagen für des Vaterlandes Befreiung. Jeder verpflichtete sich, in seinem Canton die Sache des Volks zu vertheidigen und es mit Beirath der Gemeinden um jeden Preis in den Genuß seiner Freiheit zu setzen. Dabei aber ward ausdrücklich verabredet, den Grafen von Habsburg in seinen Gütern und Rechten nicht zu schädigen, sich nicht vom deutschen Reiche zu trennen, noch auch den Äbten und Edlen zu verweigern, was ihnen gebührte. Es sollte so viel als möglich vermieden werden, das Blut der Landvögte zu vergießen, da die Verbündeten nur das Verlangen hegten, sich selber und ihren Nachkommen die von den Altvordern ererbte Freiheit zu sichern.

Menologium ist ungefähr in der griechischen Kirche das, was Martyrologium in der katholischen ist (s. d. Art. Bd. 6.). Von diesem sind die Menea unterschieden, abgetheilt in 12 Monate. Jeder Tag enthält die Namen, Lebensbeschreibungen und Todesart der Mär-

tyrer und Meldung der bei den Kirchenfesten gebräuchlichen Gesänge und Ceremonien (officia).

Menou (Baron von), ein durch seine Theilnahme an den Begebenheiten der französischen Revolution sehr merkwürdig gewordener französischer General, geb. 1750, stammte aus einem sehr alten Geschlechte. Er trat früh in Kriegsdienste, war beim Ausbruche der Revolution bereits Marechal de Camp, und wurde 1789 von dem Adel seiner Provinz zum Abgeordneten bei den Reichsständen (Etats généraux) gewählt. Er war hier einer der heftigsten Gegner der Parlamente und sehr eifrig bemüht, die Auflösung des alten Heeres und die Bildung eines neuen zu befördern, und als der Ausbruch des Krieges drohte, trug er viel zur Ausbildung und Bewaffnung der Nationalgarde bei. Nach der verunglückten Flucht des Königs nach Varennes suchte er mit einigen Freunden den Thron wieder zu erheben und war einer von den Stiftern des unnützen Clubbs der Feuillans. Er focht 1793 gegen die Vendée, und ungeachtet Henri de La Roche Jaquelin ihn entscheidend schlug, so zeigte er doch so viel Tapferkeit, daß die gegen ihn von Robespierre erhobene Anklage ohne nachtheiligen Erfolg blieb. Bei dem Aufstande der Vorstadt St. Antoine gegen den Convent (1795) befehligte er die Linientruppen und bezwang die Empörer. Er weigerte sich jedoch, gegen den Willen der Commissarien des Convents, die Vorstadt anzuzünden. Bei dem Aufstande im October desselben Jahres, als die Section Lepelletier sich gegen den Convent erhob und die Nationalgarde sich weigerte, nach der ergangenen Auffoderung die Waffen zu strecken, sondern sich in Vertheidigung setzte, wollte Menou, der die Linientruppen anführte, es ebenfalls nicht zugeben, die Nationalgarden anzugreifen. Menou lebte seitdem zurückgezogen, bis Buonaparte bei der Eröffnung des Feldzugs gegen Ägypten ihn zum Divisions-Chef ernannte. Er zeigte während des ganzen Kriegs viel Tapferkeit. In Rosette heirathete er die reiche Tochter eines Badebesitzers und nahm mit dem mohammedanischen Glauben den Namen Abdallah Jacob Menou an. Nach Klebers Tode (1800) erhielt er den Oberbefehl, erwarb sich aber, entweder durch seine wahre oder erheuchelte Anhänglichkeit an den Islam, oder durch seine Verwaltung viele Feinde. Bei der Landung der Engländer unter Abercrombie (1801) ward er geschlagen, und die Trümmer des Heeres zogen sich nach Alexandrien zurück, wo sie den heftigsten Widerstand leisteten. Menou's Zwistigkeiten mit mehrern Offizieren, besonders mit dem General Regnier, wurden so heftig, daß er diese nach Frankreich schickte, wo Regnier eine Denkschrift gegen ihn herausgab. Als er sich genöthigt gesehen hatte, sich auf Bedingung zu ergeben, ging er 1802 nach Frankreich. Napoleon ernannte ihn später zum Gouverneur von Piemont, wo er sich allgemeine Achtung erwarb. In der Folge kam er in gleicher Eigenschaft nach Venedig, wo er 1810 starb.

Menzel (Friedrich Wilhelm), dieser Mann, einst als Canzelist, mit dem Titel: Geheimer Secretair, in Dresden angestellt, trug durch die Verrätherei, welche er sich gegen seinen Herrn erlaubte, viel zu dem beschleunigten Ausbruch des siebenjährigen Krieges und dem Unwillen des Königs von Preußen gegen Sachsen bei. Friedrich II. hatte nämlich Grund, zu vermuthen, daß zwischen den Höfen von Petersburg, Wien und Dresden in der Stille ihm unvortheilhafte Unterhandlungen gepflogen wurden, und gab deswegen seinem Mini-

Digitized by Google

ster am sächsischen Hofe den Auftrag, ihm über das Nähere derselben möglichst Licht zu verschaffen. Ein Zufall machte den Gesandten mit Menzeln bekannt, der, im geheimen Cabinett arbeitend, allerdings die besten Aufschlüsse geben konnte. Sucht zu glänzen und Hang zu einem verschwenderischen Leben hatten Menzeln in vielfache ökonomische Verlegenheiten gestürzt und ihn sogar zu dem Verbrechen getrieben, eine unterhabende Kasse anzugreifen; durch ein neues und größeres Verbrechen hoffte sich der Unglückliche zu retten. Als er nämlich dem preußischen Gesandten einst auf einem Spaziergange in dem damaligen moscinski'schen Garten begegnete, wo er, eben in Gedanken über seine traurige Lage verloren, mit dem Stocke in einem nach der Sitte jener Zeit mit bunten Steinen und Porzellanscherben geschmückten Bassin wühlte, ward er von diesem gefragt: was er sinne; worauf er denn halb scherzend, halb traurig erwiederte: „Ich denke, wie ich diese Scherben und Steine wohl kann in Geld verwandeln." Diese Äußerung faßte der Gesandte auf. Er ließ sich näher in ein Gespräch mit dem Manne ein, und bald sehend, daß er an ihm denjenigen gefunden hatte, den er schon längst suchte, versprach er Menzeln reichen Überfluß, falls er sich entschlösse, ihm Abschriften von der geheimen Correspondenz zu verschaffen, welche zwischen Sachsen, Rußland und Österreich in Bezug auf Preußen geführt wurde. Zu seinem Unglück folgte Menzel der Verführungsstimme und übergab von jetzt an dem preußischen Minister Copien von allen Depeschen, die zwischen den genannten Höfen gewechselt wurden. Um dies zu können, schlich er sich, aber spät Abends, wenn seine Collegen das geheime Cabinet längst verlassen hatten, wieder dahin und arbeitete oft bei dem Schein einer verdeckten Lampe die ganzen Nächte hindurch, wobei er sich durch mitgebrachten Wein oder Kaffee munter zu erhalten suchte. Einst überraschte ihn jedoch dennoch der Schlaf und er wäre vielleicht von seinen sich früh einstellenden Collegen auf der That ertappt worden, hätte ihn nicht das Gezänk von ein Paar Schildwachen auf dem Vorsaale zeitig genug geweckt. Eben so geheimnißvoll, wie den Frevel selbst, betrieb aber Menzel auch seinen Verkehr mit dem preußischen Gesandten. Um durch sein Erscheinen in dessen Hause keinen Verdacht zu erregen, ließ er sich nie daselbst sehen, vermied überhaupt jede Gelegenheit, öffentlich sich in dessen Nähe, oder auch nur in die von dessen Leuten zu kommen, und spielte dem Geschäftsträger die copirten Depeschen entweder bei geheimen Zusammenkünften im moscinski'schen Garten zu, oder legte sie des Abends im Dunkel in die Vertiefung, welche eine Säule am Hause des Gesandten mit der Wand bildete, was denn auch zugleich der Ort war, woselbst er von Zeit zu Zeit die Belohnungen für sein Bubenstück fand, die so reichlich waren, daß er seiner Neigung zu einem luxuriösen Leben völlig Genüge thun konnte. Dies übertäubte denn sein Gewissen auch eine Weile; bald nahte sich ihm aber dennoch die gerechte Befürchtung vor Entdeckung, und er ging oft wie ein Verzweifelnder umher, um so unglücklicher, da Umkehr nun nicht mehr möglich war, indem er sich dadurch, wie ihm gedroht wurde, des ihm vom Gesandten im Entdeckungsfall zugesicherten Schutzes verlustig machen würde. Während einer Reise im Gefolge seines Königs nach Warschau kam man endlich seinem Vergehen auf die Spur, nachdem man ihn schon eine Zeit lang, aufmerksam gemacht durch seinen für seine Umstände übertriebenen Aufwand, schärfer in's Auge gefaßt hatte. Auch sein ihm von den Vor-

Digitized by Google

gesetzten als Fleiß angerechnetes öfteres früheres Kommen und späteres Gehen auf und von der Kanzlei hatte denn doch zuletzt einigen Verdacht erregt, und den Ausschlag gab die Anzeige einer vor dem Hotel des preußischen Gesandten postirten Schildwache, welche eines Abends bemerkt haben wollte, daß Menzel eilig in das Haus hineingeschlüpft, nach kurzem Verweilen sogleich aber wieder eben so ängstlich davon geeilt sei, wie er gekommen war. Die förmliche Entdeckung des Verräthers geschah indeß, wie und auf welche Art, vermögen wir jedoch nicht anzugeben, durch den General-Lieutenant von Spärkan, der den Churfürsten und damaligen König von Polen sogleich durch einen eigens nach Warschau deshalb gesandten Courier davon benachrichtigte. Menzeln selbst überraschte die Nachricht von der Entdeckung seiner Verrätherei in einer fröhlichen Gesellschaft, und er hatte noch Zeit genug, einen Versuch zu wagen, sich durch die Flucht zu retten; doch kam er nur bis Prag, wo er auf Requisition des sächsischen Hofes festgenommen und erst nach Brünn, hierauf aber nach Abschluß des hubertsburger Friedens, unter Militair-Escorte nach der Bergfeste Königstein gebracht wurde, woselbst er 33 Jahre lang, namentlich die erste Zeit, in sehr strenger Haft gehalten wurde. Während seiner Gefangenschaft zu Brünn hegte er übrigens immer noch die Hoffnung, Preußen werde sich seiner annehmen und seine Befreiung vielleicht im Friedensschlusse bedingen; als aber der hubertsburger Tractat unterzeichnet war und er nun nach dem Königstein abgeführt wurde, da sah er wohl, daß ewige Gefangenschaft sein Loos sein und bleiben würde. Durch die Gnade des jetzigen Königs von Sachsen wurde übrigens dem Unglücklichen sein Geschick in der letzten Zeit seines Lebens etwas erleichtert, und er erhielt nicht blos bessere Nahrung, sondern auch die Erlaubniß, sich dann und wann an freier Luft bewegen zu dürfen; auch nahm man ihm die schweren Ketten und Sperreisen ab, welche er viele Jahre lang hatte tragen müssen. Er starb im Mai 1796 in einem Alter von 70 Jahren.

Mercy (Franz de), einer der größten Generale seiner Zeit, wurde zu Longwy in Lothringen geboren. Seine Neigung zog ihn früh zu den Waffen, und er trat in die Dienste des Churfürsten von Baiern, wo er sich einzig durch sein Talent, schnell von Grad zu Grad empor schwang. 1643 schon General, nahm er Rotweil und Überlingen weg, und das Jahr darauf das damals sehr wichtige Freiburg, in dessen Nähe er ein festes Lager bezog, hier aber von dem berühmten Condé angegriffen und nach einem dreitägigen blutigen Kampf zum Rückzug gezwungen wurde, auf welchem ihn der Marschall Türenne immerwährend beunruhigte, dennoch aber keine wesentlichen Vortheile über ihn erhalten konnte, so daß Mercy's Feldherrnruf keineswegs durch diese Retirade verlor. Ein Jahr später (d. 5. Mai 1645) schlug er dagegen Türenne bei Marienthal, aber schon am 3. August desselben Jahres fand er in den Ebenen von Nördlingen seinen Tod. Er wurde auf dem Schlachtfelde beerdigt, und der Stein, welcher sein Grab deckte, erhielt die Inschrift: „Sta viator, heroem calcas“ (Weile Wandrer, du stehst auf dem Grab eines Helden). Nicht ohne Recht bemerkt J. J. Rousseau in seinem Emil, daß die einfache Nennung eines seiner Siege das Denkmal des tapfern Feldherrn besser geziert haben würde, wie diese pomphafte, dem Alterthum abgeborgte Inschrift. — Mercy (Florimond Claude de), ein Enkel des Vorhergehenden, und nicht minder berühmter General, wurde gleichfalls in Lothringen 1666 geboren. 1682 bot er

Digitized by Google

seine Dienste dem damaligen Kaiser Leopold I. an, und zeichnete sich hier auch, als Freiwilliger in der österreichischen Armee dienend, bei der Vertheidigung von Wien aus, welches durch die Türken belagert wurde. Als Lieutenant in einem Kürassier-Regimente angestellt, machte er hierauf den ganzen Feldzug in Ungarn mit, und seine namentlich in der Schlacht von Zeuta (1697) bewiesene Tapferkeit erwarb ihm die Stelle eines Majors. Später zu der Armee in Italien gesendet, führte er (1701) den kühnen Streich aus, bei Borgoforte sechs Escadrons feindliche Cavallerie mit nur 300 Reitern anzugreifen und in die Flucht zu schlagen, hatte aber den folgenden Tag das Unglück, in einen Hinterhalt zu fallen und gefangen zu werden. Ein Jahr später begegnete ihm derselbe Unfall noch einmal; er wurde bei Cremona gefangen, bald jedoch abermals ausgewechselt, wo er dann ein eignes Regiment Cavallerie erhielt, mit welchem er an den Rhein beordert wurde, und sich in der Schlacht von Friedlingen auszeichnete. 1705 stürmte er die Linien von Pfaffenhofen und zwang die Franzosen, sich unter die Kanonen von Straßburg zurückzuziehen, und 1706 deckte er durch geschickte Manövres Landau, welches er mit neuen Mundvorräthen und Truppen versah. Drei Jahre darauf wagte er sich jedoch zu tief in den Elsaß hinein, und griff den bei Rumersheim verschanzten Marschall du Bourg an, von welchem er dermaßen geschlagen wurde, daß eine große Anzahl seiner Leute bei dem übereilten Rückzug über den Rhein ihr Leben in den Fluthen dieses Stromes verloren; ein Unfall, bei dessen Erwähnung Voltaire in seiner Geschichte des Zeitalters von Ludwig XIV. bemerkt: „Es ist ein eignes Geschick, welches diejenigen haben, die den Namen Mercy tragen. Ohne Glück im Felde haben sie dennoch Ruf als Feldherren.“ In der That zeigte sich die Wahrheit dieses Ausspruches auch nach der unglücklichen Schlacht von Rumersheim. Mercy wurde zum Feldmarschall ernannt und erhielt 1716 das Commando eines Theils der gegen die Türken agirenden Armee. Der Sieg von Peterwardein und die Einnahme mehrer Städte waren die Früchte dieses Feldzuges, denen noch im nächsten Jahre die gewonnene Schlacht von Belgrad folgte, wobei überall Mercy sich auf's vortheilhafteste auszeichnete. 1719 erhielt er das Obercommando in Sicilien, wo er gleichfalls mit Geschick gegen die Spanier focht, und bei dem erneuten Kriege 1734 ward er zum Obergeneral der österreichischen Armeen in Italien ernannt. Hier fand er jedoch das Ende seiner Laufbahn; denn, als er am 29. Juni, nachdem er den Po passirt und das Herzogthum Parma besetzt hatte, den Angriff bei Croisetta in Person leiten wollte und eben im Begriff stand, den Befehl zum allgemeinen Beginnen der Schlacht zu geben, streckte ihn eine Musketenkugel nieder. Seine Leiche wurde nach Reggio gebracht und daselbst auf's feierlichste beerdigt. Da Mercy keine Kinder hatte und das mit dem Grafentitel belegte Leben Mercy in Lothringen gern seiner Familie erhalten wollte: so vererbte er seinen Namen an einen jungen Verwandten, den Grafen Antoine von Argenteau, der gleichfalls in österreichische Dienste tretend, sich sowol in den spätern Feldzügen in Ungarn, Baiern und in Elsaß, so wie 1746 bis 1748 in den Niederlanden auszeichnete, und 1767 als General-Gouverneur in Essek starb.

*Mergel (Marga), eine mehr oder weniger grau, gelb-bräunlich und grünlich weiß gefärbte Erdart, welche beim Anhauchen einen Thongeruch verbreitet und aus kohlensaurem Kalk, Thonerde, Kieselerde, etwas Eisenoxyd, oft auch Gips, seltner Erdharz und Mangan-

oxyd, in sehr verschiednen Verhältnissen gemengt ist. Je nachdem der eine oder der andre Bestandtheil vorherrscht, erhält er im gemeinen Leben die Namen: Kalk-, Thon-, Eisen-, Sand- und Gipsmergel. In der Mineralogie unterscheidet man blos erdigen, verhärteten Mergel und Leutrit. Er ist dem Flözkalkstein untergeordnet und bildet in diesem mehr oder minder mächtige Lager und Schichten. Er macht eine sehr feuchte, kalkbedürftige und zugleich an schlafender Vegetationskraft reiche Erde viel fruchtbarer als sie zuvor war.

*Merian (Jean Bernard), dieser berühmte Philosoph wurde 1723 zu Liechstall in Kanton Basel geboren, woselbst sein Vater Prediger war. Er studirte in Basel und widmete sich hier besonders den philosophischen und metaphysischen Wissenschaften; den Wünschen seiner Familie zufolge, fing er aber nach Verlauf einiger Zeit an, Theologie zu studiren, besonders auch darum mit, weil ihm, trotz den Wünschen des Publikums und trotz seiner Fähigkeit dazu, mehrmal sein Gesuch um Anstellung bei der philosophischen Facultät mißglückte; da er jedoch innerlich wenig Beruf zum geistlichen Stande in sich fühlte: so sehnte er sich bald wieder in seine frühere Laufbahn zurück, verließ Basel, und lebte einige Zeit erst zu Lausanne, im Hause der Frau von Savigny, dann in Amsterdam, bei dem bekannten M. Witte, als Hauslehrer. Durch Bernouille, dem damaligen Präsidenten der berliner Akademie, Maupertuis empfohlen, erhielt er hierauf einen Ruf als Mitglied der philosophischen Klasse, dahin, wo er sich denn bald durch seine eben so geistreichen als scharfen und witzigen literarischen Kämpfe gegen König und die wolff'sche Philosophie, so wie überhoupt durch mehrere treffliche Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände der speculativen Philosophie, bekannt machte. Im Jahre 1770 übertrug ihm König Friedrich II. die Direction der Klasse der schönen Wissenschaften bei der Akademie, und auch hier auf diesem neuen Felde zeichnete er sich durch Tiefe, Gelehrsamkeit und geläuterten Geschmack aus. Von dem großen König ward Merian sehr geschätzt und oft in dessen Privatzirkel gezogen, in welchem dann Friedrich, im Kreise ihm verwandter Geister, sich ganz als liebenswürdiger Mensch und enthusiastischer Verehrer der Wissenschaften und Künste zeigte. 1767 übertrug der König dem Philosophen noch die Inspectur über das franz. Collegium und 1772 ward er zum Studien-Director ernannt, so wie nach Formey's Tode zum immerwährenden Sekretair der Akademie. Als Mensch war Merian gleich hochachtungswerth wie als Gelehrter, und ihm folgte das Lob in's Grab, ein guter Sohn und Gatte gewesen zu sein. Er starb an Alterschwäche den 12. Febr. 1807 über 83 Jahr alt. Fried. v. Ancillon hielt ihm im Januar 1810 in der Akademie die gebräuchliche Gedächtnißrede. Seine mehrsten Abhandlungen und Schriften finden sich in den Jahrbüchern der berliner Akademie, doch sind auch einige, wiewol wenige Sachen von ihm, einzeln im Druck erschienen.

Mersch (Van der), bei den Unruhen in den Niederlanden im J. 1789, Anführer der brabantischen Patrioten, ward zu Menin geboren. Zuerst eröffnete er seine militairische Laufbahn in französischen Diensten, wo er unter Chevret stand und sich den Beinamen des tapfern Flamländers erwarb; hierauf trat er in österreichische Dienste, wo er sich gleichfalls auszeichnete und sie als Oberst-Lieutenant verließ, um sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen. Hier lebte er, geehrt von seinen Mitbürgern, in ruhiger Muße, bis zu dem Zeitpunkt, wo die Unruhen in Flandern begannen, und die mit Österreichs Verwaltung

Digitized by Google

Mißvergnügten sich in Breda versammelten (1789). Van der Mersch war zu sehr Freund der Freiheit und seines Vaterlandes, um sich nicht sogleich anzuschließen, und die Achtung, welche er sowol als Mensch wie als Krieger genoß, machte, daß man ihm das Commando des schnell zusammengerafften Haufens Truppen übertrug, mit welchem man sich der Macht des Kaiserhauses entgegenstellen wollte. So schmeichelhaft dies Vertrauen nun auch war, so sah doch van der Mersch recht gut das Gefährliche der ganzen Sache ein; denn, theils war der zusammengeraffte und ihm übergebene Haufen, gegen die Kräfte des Feindes gehalten, in jeder Beziehung zu unbedeutend; theils wurde auch durch die Unentschlossenheit und das häufige Auswandern der reichsten und angesehensten Belgier, dem Volke gleich von vorn herein der Muth genommen. So wie die Verhältnisse standen, konnte nur rasches energisches Handeln einen glücklichen Erfolg gewähren, und van der Mersch war der Mann dazu. Schnell rückte er mit seinen schlecht bewaffneten und größtentheils kriegerisch völlig undisciplinirten Truppen, deren Bestes ihr Haß gegen den Feind war, aus Holland nach Brabant vor, und lieferte den Österreichern bei Hoogstraaten ohnweit Antwerpen, ein glückliches Treffen, wodurch der Muth seiner Partei natürlich ungemein gehoben wurde. Ein ähnliches noch wichtigeres fand bald darauf zwischen ihm und dem kaiserlichen General Schröder in und um Türnhout Statt, wohin sich Schröder unvorsichtigerweise mit seinen Schaaren hatte locken lassen, und woselbst den Patrioten die ganze zahlreiche Artillerie und Bagage der Feinde in die Hände fiel. Bald darauf nahm van der Mersch auch Gent und Brüssel ein, worauf er denn von seinen dankbaren Landsleuten einstimmig zum General en chef der sämmtlichen belgischen Truppen ernannt wurde, die sich nun schon vermöge der errungenen Erfolge weit bedeutender, zeigten wie Anfangs, und eine ansehnliche Menge gedienter Leute in ihren Reihen zählten. Bald änderte sich jedoch dies für die Sache der belgischen Freiheit sowol, wie für van der Mersch günstige Verhältniß durch den Einfluß, welchen sich van der Noot und van Eupen auf die Versammlung der Volksrepräsentanten zu erwerben wußten. Mit sträflichem Leichtsinn fing man an, die Gelder, welche zur Bezahlung der Truppen und zur Bestreitung anderer öffentlicher Ausgaben zusammengebracht worden waren, zu vergeuden. Mißtrauen und Zänkereien traten an die Stelle bisheriger Einigkeit, und die Vorstellungen, welche van der Mersch bei der Regierung gegen dies heillose Treiben eingab, dienten nur dazu, ihn verhaßt und verdächtig zu machen. Die Spannung, welche somit zwischen ihm und den Behörden herrschte, kam aber bald auf den Punkt, daß man darauf dachte, ihn vom Commando zu entfernen. Dies war jedoch, wegen der Liebe der Truppen zu ihm kein ganz leichtes Unternehmen; man fing daher damit an, einen Preußen, den General Schönfeld, an die Spitze eines andern Corps zu stellen; so daß nunmehr zwei Armeen sogenannter Vaterlandsvertheidiger in Brabant waren, von denen jeder gutgesinnte Patriot fürchten mußte, sie würden sich bald, statt gegen den gemeinschaftlichen Feind zu kämpfen, untereinander bekriegen. So weit kam es indeß doch nicht. Van der Mersch, müde solcher Erbärmlichkeiten und sehend, daß man alles aufbot, jetzt die Truppen so von ihm abwendig zu machen, wie man früher, auf seine Drohung, gerade zu nach Brüssel zu marschiren, um dem Unwesen der Parteien ein Ziel zu setzen, das Volk gegen ihn und seine Freunde erbittert hatte: ließ sich geduldig fest nehmen

Digitized by Google

und vor Gericht stellen, wo man ihm zwar nichts anhaben konnte, dennoch aber den unerschrockenen Vaterlandsvertheidiger in die Citadelle von Antwerpen schickte, wo er auch so lange blieb, bis die Österreicher das Land wieder besetzten, welches bekanntlich bald darauf geschah, indem Unordnung, Verrath und Zwietracht unter den Belgiern immer mehr überhand nahmen, und Schönfeld keineswegs der Mann war, um van der Mersch zu ersetzen, der den 14. Sept. 1792, auf seinem Gute bei Menin, geachtet und bedauert von den Bessern, starb. Die mehrmals aufgestellte Behauptung: ein ihm beigebrachtes Gift habe sein Ende beschleunigt, hat durch nichts erwiesen werden können.

Messier (Charles), dieser berühmte Astronom wurde zu Badauville in Lothringen den 26. Juni 1730 geboren. Zwanzig Jahre alt, kam er nach Paris, wo der Astronom Delille ihn zum Abschreiben seiner Manuscripte und zum Zeichnen von Karten brauchte. So wurde Messier in eine Wissenschaft eingeweiht, für welche er in der Folge so viel thun sollte. Auf Delille's Empfehlung erhielt der junge Mann, der sich mit rastlosem Fleiße dem Studium der Sternkunde hingab, und davon manche Proben seiner Kenntnisse abgelegt hatte, nach einigen Jahren die Stelle eines Commis beim Karten-Depot mit 500 Livres Gehalt, und schon 1758 übertrug man ihm, auf eine von Dresden gekommene Nachricht, die Beobachtung eines Kometen, welcher in diesem Jahre durch sein Erscheinen die Astronomen beschäftigte. So war er auch einer der Ersten, welcher den von Halley für das Jahr 1759 angekündigten Kometen auffand, wie denn überhaupt durch ihn eine zahllose Menge solcher Irrsterne, auf deren Erkundigung er den Fleiß seines ganzen Lebens wandte, entdeckt worden sind. In seinem Privatleben war Messier die Einfachheit und Gutmüthigkeit selbst, und seine fast stets beschränkten Umstände vermochten nie seinen Geist zu trüben. Wegen seiner Vorliebe, die Bahnen der Kometen zu beobachten, nannten ihn seine Freunde nur scherzweise: le furet de Comète, und man muß in der That über das, was er leistete, erstaunen, wenn man bedenkt, daß bei der Beschränkung seiner Mittel ein gutes Telescop, ein Quadrant und ein Pendel die einzigen Instrumente waren, welche ihm zu Diensten standen. Sein ungemein scharfes Auge half ihm indeß viel und machte, daß er gewöhnlich früher, wie andre Astronomen, die aufgesuchten Gegenstände entdeckte. In Betreff der Berechnungen war er jedoch nicht so ausgezeichnet wie im Beobachten, welches sein eigentliches Feld war, auch widmete er sich letzterm ausschließend. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution hatte er das Unglück, durch einen Fall einen Arm und einen Schenkel zu zerbrechen, so daß er über ein Jahr alle Arbeiten einstellen mußte. Endlich wieder hergestellt, und im Begriff sein Observatorium wieder zu besuchen, das ihm, als Marine-Astronom (welchen Titel man ihm in spätern Jahren nebst einer kleinen Gehaltzulage gegeben hatte) anvertraut worden war, traf ihn das Schicksal, infolge der Staatserschütterungen sowol seinen Gehalt als die ihm von der Akademie, auf die Verordnung vom Präsident Saron u. a., bewilligte Gratification zu verlieren, und dadurch in so traurige Lage zu kommen, daß es ihm oft an dem Nöthigsten fehlte. Demohngeachtet setzte er aber doch selbst während der Schreckenszeit, seine Beobachtungen unbekümmert um das blutige Treiben unter ihm fort, während der Sturm der Zeit die andern Astronomen der Hauptstadt gleichsam nach allen Winden hin zerstreut hatte. Als endlich Ruhe

und Ordnung in Frankreich zurückkehrten, gingen auch für Messier beßre Tage auf. Früher schon in fast alle europäische Akademien aufgenommen, kam er nun auch mit gutem Gehalt als Mitglied in's Institut und in das Längenbüreau und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Bis in sein 82. Jahr erlaubte ihm sein Gesicht, der Wissenschaft zu leben; da verließ es ihn aber plötzlich, und er konnte nur noch durch Hülfe sehr scharfer Gläser lesen und schreiben, was ihm denn sehr beschwerlich war und Veranlassung mit ist, daß er seine Papiere nicht, wie erst sein Wille war, ordnete. Es ist dies aber um so mehr zu bedauern, da er alle seine, fast immer höchst genauen Beobachtungen niederzuschreiben pflegte. Er starb 86 Jahr alt, den 12. April 1817. Das Wenige, was von ihm im Druck erschienen ist, findet sich meist in den Jahrbüchern der Akademie und in der: Connaissance des temps. Eine Abhandlung von ihm über seine Beobachtungen der Sonnenflecken und die von ihm darüber aufgestellte Theorie, wird, neuern Nachrichten zufolge, die pariser Akademie bekannt machen.

Meudon (Schloß und Flecken bei Paris). Dieser, auch in der Revolutionsgeschichte Frankreichs bekannt gewordene Ort liegt im jetzigen Departement der Seine und Oise und gehört zum Arrondissement von Versailles und dem Canton Severs. Nach der Meinung einiger Alterthumsforscher soll der Flecken Meudon schon zu Cäsars Zeiten existirt haben; Andere verneinen dies jedoch, wie es uns scheint, mit Recht. Auch das Dasein des alten Schlosses reicht in weit entlegne Zeiten hinauf. Im 17. Jahrh. gehörte dasselbe dem bekannten Louvois, der den schon von der Herzogin von Etampes, Anna de Pisselü (der Geliebten Franz des I.) fast anderthalb Jahrhunderte früher angelegten Park bedeutend erweitern ließ, und der damals ihre Sessionen noch nicht im Louvre haltenden Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften das Schloß von Meudon zu ihren Sitzungen einräumte. Nach Louvois Tode kaufte Ludwig XIV. das Schloß und schenkte es dem Dauphin (nachherigen Ludwig XV.), welcher neben dem alten, von Philibert de Lorme erbauten Gebäude einen neuen, prachtvollen Palast aufführen und durch den berühmten le Notre (s. d. Art.) den Garten ungemein verschönern ließ. Unter Ludwig XVI. bewohnte Marie Antoinette und der Dauphin, so wie auch, nach dessen Tode, dieser unglücklichen königl. Ältern zweiter Sohn, der junge Herzog von der Normandie und nachherige Dauphin (von den Royalisten in der Revolution und nach des Königs Hinrichtung nur Ludwig XVII. genannt) Meudon, das indeß mit dem Falle des Königshauses aufhörte, ein Vergnügungsort zu sein und laut Befehl des Wohlfahrtsausschusses vom 20. October 1793 die Bestimmung erhielt, dem Nationalinstitut zur Vorbereitung nützlicher Erfindungen zu dienen. Um aber die Arbeiten, welche hier betrieben wurden, und deren Zweck mehrentheils Vervollkommnung der zum Kriege nöthigen Dinge war, desto sicherer und geheimnißvoller ausführen zu können, umgab man das Schloß und einen Theil des Parks festungsartig mit tiefen und breiten Gräben und Erdwällen, und der patriotische Eifer der hierzu aufgebotenen Einwohner des Fleckens und der Umgegend war so groß, daß die Sache in höchst kurzer Zeit vollendet war, worauf denn der Wohlfahrtsausschuß sich gemüßigt fand, den Leuten deswegen ein eigenes Belobungsschreiben zu ertheilen. Mehre Arbeiten wurden nun hier in den, einst dem Luxus geweihten Sälen verfertigt, die auf den ausgebrochenen Krieg nicht ohne bedeutenden Einfluß blieben, und wir

nennen hier die daselbst zuerst zum Behuf von Recognoscirungen angegebenen und dann bei der Schlacht von Fleurus im J. 1794 angewendeten Luftballons, durch welches Mittel die Stellung der Feinde von den Franzosen erkundschaftet, die Verbündeten eingeschreckt, und dadurch vereint, der Sieg errungen wurde. Im März 1795 brach durch Unvorsichtigkeit eines Arbeiters Feuer im alten Schlosse aus, wodurch dasselbe gänzlich in Asche gelegt, und nur mit vieler Mühe das neue, von Ludwig XV. als Dauphin aufgeführte Gebäude gerettet werden konnte. Unter Napoleons Herrschaft wurde das Schloß von Meudon wieder seiner ersten Bestimmung zurückgegeben, aufs prachtvollste von neuem eingerichtet und von dem Kaiser hernach seinem Sohne so lange zum Aufenthaltsort angewiesen, als derselbe noch die Brust erhielt. Später bewohnte die Kaiserin Marie Louise, während Napoleons unglücklichem Feldzuge nach Rußland, nebst dem jungen Napoleon das Schloß, das nun wieder eine Domaine der königl. Krone von Frankreich geworden ist. Für die Bewohner des Fleckens Meudon ist theils der Weinbau, theils die Arbeit in den reichhaltigen Kreidebrüchen Haupterwerb. Diese Kreidebrüche, deren Ergebniß in Frankreich im Handel gewöhnlich nur blanc de Meudon genannt wird, sind von großer Ausdehnung und ziehen sich von Meudon aus längs der Seine (oft hart an deren Ufer) über Moulineaux (woselbst der Haupteingang dazu ist) bis nahe an Severs (den Sitz der bekannten Porzellanfabrik) hin. Die Höhlen, welche hier in die ungemein tief liegenden Kreidelager theils von der Natur, theils durch die Hand der Menschen gebildet worden sind, geben, wenn man sie beim Scheine der Fackeln besucht, einen höchst pittoresken Anblick, und die Ausbeute, welche hier nicht selten an oft sehr schönen Versteinerungen und andern Formationen gemacht wird, vermehren das Interesse dieser Gegend auch noch in mineralogischer und naturgeschichtlicher Hinsicht.

Meulen (Anton Franz van der), ein berühmter Schlachtenmaler, wurde zu Brüssel im J. 1634 von reichen Ältern geboren. Peter Snayers, ein zu seiner Zeit in Ruf stehender Maler, war sein Lehrer; bald übertraf aber der Schüler den Meister. Einige von dem damals noch jungen van der Meulen nach Frankreich gekommene Arbeiten machten den berühmten Lebrün auf den Künstler aufmerksam und veranlaßten ihn, den Minister Colbert anzugehen, er möge den talentvollen Mann, wo möglich, ins Land zu ziehen suchen. Colbert that dies auch, und van der Meulen ward mit einem Gehalte von 2000 Livres und freier Wohnung in der Gobelinmanufactur, nach Paris gerufen. Sein Talent als Schlachtenmaler empfahl ihn hier nun besonders dem König (Ludwig XIV.), der ihn fortan stets in sein Gefolge nahm, wenn er ins Feld zog, und nicht selten ihm selbst die Gegenstände anwies, die er durch des Künstlers Pinsel verewigt wünschte. So fand, durch die Kriegslust eines eitlen Fürsten begünstigt, der Maler Gelegenheit, sich immer mehr in seinem Fache zu vervollkommnen, und er wird mit Recht, vermöge der Wahrheit und des Ausdrucks, welchen er seinen Arbeiten zu geben wußte, als einer der ersten Schlachtenmaler anerkannt. Aber auch in der Landschaftmalerei zeichnete sich der Künstler sehr vortheilhaft aus, und man hat Gemälde von ihm, die zu dem Besten, was man in diesem Fache kennt, gerechnet werden. Unter die ausgezeichnetsten seiner Arbeiten gehören der Einzug Ludwig XIV. in eine eroberte Stadt; der Einzug dieses Königs in Arras; die Belagerung von Mastricht; ein Reiter, welcher, ein Glas in der Hand, mit einem jungen Frauenzimmer spricht, die

Digitized by Google

eben ihre Guitarre stimmt; ein Jäger, gleichfalls das Glas in der Hand, und eine Federviehhändlerin inmitten ihres Krams. Außerdem hat man noch von ihm viele trefflich gearbeitete Ansichten der verschiedenen königl. Schlösser in Frankreich und mehre Arbeiten, die er eigens zum Behuf der Gobelinmanufactur machte, und die seitdem verschiedentlich auf diese kunstreiche Art nachgewebt worden sind. Besonders glücklich war übrigens van der Meulen in dem Ausdrucke, den er seinen Pferden zu geben wußte, wo er wirklich die höchste Natur erreichte. Dies bewog denn auch seinen Freund und Schwiegervater Lebrün, ihm die Ausführung der Pferde in dessen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. Durch die berühmtesten Kupferstecher seiner Zeit, wie Lepautre, Sylvester, Huchtenburg, Bonnart, de Hooghe, van Schuppen u. A., ist eine Reihe von 152 Platten nach van der Meulens Gemälden gestochen worden, unter denen sich besonders die von seinem Schüler Baudoin ausgegebenen auszeichnen, und jetzt den 16., 17. und 18. Bd. der großen, unter dem Namen Cabinet du Roi bekannten Kupfersammlung bilden. 1673 wurde van der Meulen zum Mitgliede der Akademie ernannt. Er starb 1690 im 56. Jahre seines Alters. Ein sehr ähnliches Bildniß von ihm in Kupferstich findet sich, von van Schuppen verfertigt, zu Anfang des 16. Bandes der oben erwähnten Sammlung von Abdrücken seiner Gemälde.

• **Michaelis** (Joh. David), Professor zu Göttingen, berühmt als gelehrter Theolog und Orientalist, wurde den 27. Febr. 1717 zu Halle geboren, woselbst sein Vater, Christian Benedict, als Professor an der dortigen Akademie angestellt war und sich gleichfalls in denselben Wissenschaften, wie der Sohn, auszeichnete. Anfänglich von seinem Vater unterrichtet, besuchte er später zugleich mit Reiske und Alex. Theophilus Baumgarten (die sich in der Folge beide, der Eine als Orientalist, der Andre als Philosoph bekannt machten) die Schule des hallischen Waisenhauses und zeichnete sich hier sowol, wie nachher auf der Akademie bald sehr vortheilhaft, sowol durch seinen Geist, als seinen Fleiß aus. Nach Vollendung seiner Studien und nachdem er promovirt hatte, unternahm er eine Reise nach England, woselbst er sowol mit mehren Gelehrten in der Hauptstadt, als in Oxford, so wie auch bei seiner Durchreise durch Holland, in Leyden, eben so vortheilhafte als ehrenvolle, freundschaftliche Verbindungen schloß; zurückgekehrt ins Vaterland aber setzte er nicht allein seine Studien mit erneuetem Eifer fort, sondern übernahm auch nach dem Tode seines einstigen Lehrers, des Prof. Ludwig, die Anfertigung eines wissenschaftlich geordneten Katalogs der Universitätsbibliothek in Halle, eine Arbeit, die für die Erweiterung seiner bibliographischen Kenntnisse von großem Nutzen war. Durch den, um die Gründung der hohen Schule zu Göttingen sich so verdient gemachten Freiherrn von Münchhausen erhielt Michaelis endlich im Jahre 1745 einen Ruf als Professor der Philosophie dahin, welchen denn auch der junge Mann annahm und von nun an eine Zierde dieser berühmten Universität wurde. 1751 übernahm er hier mit Haller die Ausarbeitung der Grundgesetze der damals eben errichtet werdenden königl. Societät der Wissenschaften, deren Secretair und nachheriger Director er wurde (welche Stelle er jedoch später, wegen Mißhelligkeiten mit einem seiner Collegen, wieder niederlegte und aus der Gesellschaft trat), und von 1753 bis 1770 die Direction und Mitredactur der göttinger gelehrten Anzeigen, so wie er denn auch gleichfalls noch von 1761 bis 1763 die

Digitized by Google

Function eines Bibliothekars bei der Universität versah und zugleich von derselben Zeit (1761) an, da Geßner starb, sich freiwillig und ohne Vergütigung der Führung des, ohne ihn mit Auflösung bedrohten philosophischen Seminariums unterzog, aus welchem schon so viele in der Wissenschaft ausgezeichnete Männer hervorgegangen sind. Es verdient aber dieser letztere Umstand um so mehr bemerkt zu werden, da sich dadurch am besten der oft gemachte Vorwurf widerlegt, als sei Michaelis ausnehmend geizig gewesen. Ordnungsliebend und ökonomisch, wie er war, liebte er es nur nicht, denen Nachlaß von seinem rechtmäßig erworbenen Honorar zu gewähren, die theils durch seine Lehren vom Katheder, theils durch den Verlag seiner vielfachen Werke Nutzen von ihm zogen, und es wird hinreichen, die in diesem Punkt über ihn von Einigen ausgesprengten, seinen Charakter beschmutzenden Gerüchte völlig zu widerlegen, wenn wir die Thatsache anführen, daß er derjenige unter Göttingens Bewohnern war, welcher am mehrsten unterschrieb, als man daselbst einen Unterstützungsfonds für Unglückliche gründete. Obschon seit der Zeit, da Mißverständnisse und Verwickelungen Michaelis bewogen, sich von der göttinger Societät zurückzuziehen, die hannöversche Regierung ihn etwas kalt zu betrachten schien, so wankte er aber doch nicht in seiner Treue und Anhänglichkeit für die Universität, zu deren Ruhm er so viel beitrug, und lehnte verschiedentlich die Anerbietungen ab, welche ihm von Seiten Friedrichs des Großen gemacht wurden, der einen Mann, wie ihn, gern für sein Land gewinnen wollte. Während der Unruhen des siebenjährigen Krieges beschäftigte sich Michaelis mit den Vorarbeiten zu einer Entdeckungsreise in Arabien, die nachher von Niebuhr (s. d. Art. Bd. 6) unternommen wurde, und manche wichtige Aufhellung zur Erläuterung einzelner, bis dahin dunkler Stellen in der heil. Schrift gab. So verband der, als Theolog, Philosoph und Exeget berühmte Michaelis seinen Namen noch mit dem von Niebuhr, und nützte auch hier durch die trefflichen und klaren Blicke und Ansichten, welche er gleichsam als Leitsterne, dem Reisenden mitgab, der im Begriff stand, jene Länder, die für unsere Religionsgeschichte von so großer Wichtigkeit sind, zu untersuchen. Übrigens hielt sich Michaelis die letzte Zeit seines Lebens in möglichster Zurückgezogenheit von der Welt und ihrem Treiben, und man sah ihn fast nirgends anders, als auf dem Katheder, wo stets eine große Anzahl Schüler mit Aufmerksamkeit seinen Lehren horchte, oder am Schreibtisch, woselbst er die Menge jener gelehrten und geistreichen Werke ausarbeitete, die seinen Namen sowol im In- als Auslande bekannt und geachtet machten. Er starb, ununterbrochen thätig bis an sein Ende, den 22. August 1791, 74 Jahr alt und hinterließ den Ruhm eines eben so rechtschaffenen, als gelehrten Mannes. Sein Wirken für biblische Geschichte und Exegese war groß und mehre seiner Schriften, von denen wir hier nur sein Werk über die mosaische Gesetzgebung, seine Introductionen in das Studium des neuen und alten Testamentes, sein Spicilegium geographiae Hebraeorum und seine Paraphrasen über verschiedene einzelne Episteln in der heiligen Schrift nennen wollen, sichern ihm eine bleibende Stelle unter den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit. Die Akademien von London und Paris ernannten Michaelis zu ihrem Mitgliede und der deutsche Kaiser verlieh ihm den Titel eines Reichshofraths, welche Würde damals noch nicht so verschleudert wurde, wie dies wol zuweilen in späterer Zeit der Fall war; auch ward er 1787 noch zum geheimen Rath ernannt. Von seinen berühmten Zeit-

Digitized by Google

enossen, Heyne und Eichhorn, sind ihm Gedächtnißschriften gewid-
net worden, die da hinreichend zeigen, welchen Werth er in jeder
Beziehung hatte. Die von ihm selbst verfaßte Geschichte seines Le-
ens ist mit einem sehr ähnlichen Brustbilde von ihm geziert. Sein
Sohn, Christian Friedrich Michaelis, zeichnete sich als gelehrter Arzt
us. Er starb 1814 zu Marburg, woselbst er als Professor ange-
tellt war, in der treuen Befolgung seiner Pflicht, indem er sich der
kranken in den damals in jener Stadt befindlichen Militairhospitälern
uf's sorgfältigste annahm, wodurch er sich denn selbst eine Krankheit
uzog, die seinen Tod verursachte. Mehre von ihm herausgegebene
nedicinische und chirurgische Schriften zeugen von seinem Geist und
einen Kenntnissen.

Michaux (André). Dieser berühmte Reisende und Botaniker
wurde 1746 auf dem, bei Versailles gelegenen Pachthof Sartory ge-
oren, wo sein Vater Landwirthschaft trieb. Neigung zu derselben
Beschäftigung und zu wissenschaftlicher Ausbildung zugleich, theilten
die Zeit des jungen Mannes, der sich früh verheirathete und den
Stand seines Vaters ergriff. Der schnelle Tod seiner geliebten Gat-
tin riß ihn indeß bald aus diesem ruhigen und glücklichen Dasein her-
aus. Er übergab einem jüngern Bruder seine Wirthschaft und sich
nach Paris wendend, ward er daselbst mit dem berühmten Lemonier
bekannt, der ihm zuerst den Geschmack an botanischen Forschungen
mittheilte. Von jetzt an besuchte Michaux täglich den königl. Pflan-
zengarten und wohnte den Vorlesungen des gelehrten Naturforschers
B. de Jüssieu bei, wodurch er sich denn bald so viel vervollkommnete,
daß er mit den Botanikern Delamarck und Thouin eine wissenschaft-
liche Reise, erst nach Auvergne, dann in die Pyrenäen und nach
Spanien unternehmen konnte. Durch Lemonier's Verwendung erhielt
er hierauf die Erlaubniß, den im Jahr 1782 an den persischen Hof
gesandten Consul Rousseau begleiten zu dürfen. Michaux verweilte
2 Jahre in jenen Gegenden und kehrte dann 1785 nach vielen über-
standenen Gefahren, bereichert mit schätzbaren Sammlungen von Pflan-
zen und Samen, nach Frankreich zurück. Sein Wunsch, abermals
nach Asien zu gehen, um das zu jener Zeit noch wenig durchforschte
Tibet zu untersuchen, ward von der Regierung nicht gebilligt. Man
zog es vor, ihn nach Nordamerika mit dem Auftrag zu senden, in
der Nähe von New-York eine Art von Entrepot zur Cultur junger
Bäume anzulegen, die dann nach Frankreich in die Baumschule von
Rambouillet verpflanzt werden sollten. Michaux reiste dem zufolge
im September 1784 dahin ab, untersuchte Neu-Jersey, Pensilvanien,
Maryland ꝛc. und gründete zu Charlestown eine ähnliche Anlage,
wie die ihm zu New-York anbefohlene; auch die Floridas und die
Ufer des St. Georg- und St. Johannesflusses wurden von ihm durch-
forscht, und als endlich die Revolution in seinem Vaterlande aus-
brach, und er dadurch alle Unterstützung von daher verlor, negocirte
er bei ihm bekannt und gewogen gewordenen amerikanischen Handels-
häusern die nöthigen Fonds, um seine Untersuchungen wo möglich bis
an die Gestade der Hudsons-Bay ausdehnen zu können. Dies gelang
ihm jedoch nur zum Theil, indem er durch die Widerspenstigkeit sei-
ner Führer in jenen rauhen Gegenden gezwungen wurde, ohnweit
dem Ziele umzukehren. Zurückgekommen nach Philadelphia, schlug er
der philosophischen Gesellschaft daselbst vor, auf ihre Rechnung eine
Entdeckungsreise in die westlichen Länder der vereinigten Staaten zu
machen, und er war, da diese dies mit Vergnügen annahm, eben im

Begriff, dahin abzugehen, als der Minister des republikanischen Frankreichs ihm den Auftrag ertheilte, Louisiana zu untersuchen. So wurden denn von ihm die Alleghanygebirge und die Ufer des Obio bis Louisville, und später auch noch auf einer andern Reise, Virginien, die Gestade des Mississippi und das Land Illinois besucht. Im J. 1796 kehrte er endlich nach Europa zurück, hatte aber das Unglück, an den holländischen Küsten Schiffbruch zu leiden und dadurch einen großen Theil seiner kostbaren Sammlungen zu verlieren. Zur Vermehrung seines Schmerzes fand er nun auch noch, in Frankreich angekommen, daß die revolutionaire Zerstörungswuth auch seine aus Amerika herübergesandten Baumstämme nicht verschont hatte, indem in Rambouillet von 60,000 Stämmen die er geschickt, nur noch wenige übrig waren. Auch sein rückständiger Gehalt ward ihm nicht ausgezahlt, und um seinen Unfällen die Krone aufzusetzen, sah er nicht allein sein eignes Vermögen ganz verloren, sondern mußte auch noch den Tod seines innigstens Freundes, Lemonier, betrauern, der in seinen Armen verschied. Nichts desto weniger fuhr jedoch Michaux fort, mit Eifer seinem Fache zu leben und die durch die Revolution fast ganz zerstörten Anlagen von Rambouillet möglichst wieder herzustellen. Als endlich 1800 die bekannte Expedition unter Baudin nach Neuholland ausgerüstet wurde, schiffte er sich auf Antrag der Regierung von neuem ein, untersuchte die Pflanzenwelt auf Teneriffa und Isle de France, an welchem letzterm Orte er Baumschulen (wie einst in Neu-York und Charlestown anlegte) und ging dann, sich trennend von der Ausrüstung, nach Madagascar, welches er schon längst zu durchforschen brannte. Hier unterlag er jedoch dem Einfluß des ungesunden Klimas und starb an den dort herrschenden Fiebern im November 1802. Seine Histoire des arbres forestiers de l'Amérique septentrionale und seine Flora boreali-americana, sind Werke von ausgezeichnetem Werth. Man kann von ihm mit Recht sagen: er lebte und starb für die Wissenschaft, die an ihn einen ihrer treuesten und einsichtsvollsten Verehrer verlor, der eben so schätzbar durch seinen Charakter als Mensch, wie als Gelehrter war.

Mileagh, Mile, Mileadh, auch Mileas-Espain (Milesius Hispanus) ist der Name eines sich in die graue Vorzeit verlierenden Helden und Eroberers, an welchen die Bewohner Irlands ihre Sagen und Urgeschichte knüpfen, dessen halb wahre, halb fabelhafte Geschichte man aber kennen muß, um die seit undenklichen Zeiten her in Irland bekannten Traditionen verstehen zu können, auf welche hinwiederum ein großer Theil der Benennungen, Einrichtungen und Gebräuche dieses Landes gegründet waren, als die Britten im 12. Jahrh. die Insel in Besitz nahmen, ja zum Theil noch gegründet sind. Es reicht aber die Geschichte von Mileagh und überhaupt der Cyclus der sogenannten mileagh'schen Sagen in so entlegene Zeiten zurück, daß schon der Historiker Campden mit Recht bemerkt: das Alterthum andrer europäischer Völker sei gegen das der Ibernier oder Irländer gehalten, beinahe für nichts zu rechnen. Nach den Chronikenschreibern soll Mileagh, oder Mileas-Espain der Beiname des Stammvaters aller alten irländischen Dynasten gewesen sein, und so viel bedeutet haben, als spanischer Krieger, oder der aus Spanien gekommene Held. Sein eigentlicher Name, heißt es, war Gollamh, Sohn von Bile, Sohn von Breogan, und die Dichter und zugleich damaligen einzigen Geschichtsbewahrer seines Volks, die Druiden und Barden, lassen ihn und sein Geschlecht von einem alten

Digitized by Google

kytisch-phönicischen König, Phönius-Farsa abstammen, dessen Nachkommen nach vielen Geschlechtern, Abenteuern und Kriegszügen, mit einem Theil ihres Volks, welches nach einem aus Phönius-Farsa's Blut entsprossenen Helden, Godhal, Gadel-Ghlas oder Gadelas genannt wurde, in Spanien landeten, woselbst denn Breogan, der Großvater von Gollamh oder Mileagh, das Land Gallegos, oder das heutige Gallicien, mit dem Schwert in der Hand eroberte und eine Stadt baute, die er Brigan (Brigantium, das heutige Coruña) nannte, welche in der Folge von Julius Cäsar erobert und zerstört wurde. Nach Breogan herrschte Bile, dessen Sohn Gollamh nun früh gewaltige Heldenthaten verübte, das Gebiet seines Vaters über Asturien und Biscaya ausdehnte, hierauf in's Morgenland zog, sich mit der Tochter des scytisch-phönicischen Königs Nisloïs, seines Verwandten verband, in Ägypten dem Pharao Nactonebus gegen die Äthiopier beistand, hierauf nach Spanien zurückkehrte, den Thron seines Vaters einnahm und, nach den Barden, in 54 offenen Feldschlachten die Feinde seines Volks schlug, wofür ihm denn der Name Mileagh-Espain, der spanische Held, beigelegt wurde. Da indeß die Gadelas oder Gallicier, durch diese vielen Kriege doch zu sehr geschwächt worden waren, um ferner mit Glück ihren Gegnern widerstehen zu können: so versammelte Gollamh die Ältesten der Stämme, und man beschloß, auf den Rath des Druiden Armegyn, eines Sohns von Gollamh, ein andres Vaterland im Westen aufzusuchen; denn also, sagte Armegyn, ist der Wille der Götter. Unter Anführung von Mileagh's Onkel, Ith, segelte hierauf eine Abtheilung von Gadelassen oder Gadelins ab, die von den Göttern ihnen bestimmten westlichen Inseln aufzusuchen, und als sie an den Küsten von Irland landete, da pflanzte Ith daselbst seine Paniere auf, gerieth jedoch bald mit einem Theil der Bewohner, die sich Danaans nannten und vermuthlich dänischen Stammes waren, in Händel, in denen er, obschon ihm der andere Theil der Einwohner, die Fir-Bolgs (Viri Belgae vielleicht) beistanden, unterlag und sein Leben verlor. Sein Sohn, Lugadh, kehrte nun mit dem Rest der Mannschaft und der Leiche des Vaters nach Spanien zurück, wo die übrigen des Volkes sich entschlossen, Blutrache für die Erschlagenen zu üben. 75 Segel, nach dem Gabhail clana mile, oder dem Buche von der Eroberung Irlands durch die Mileaghsier, 150 aber nach Angabe der Sammlung von alten irischen Denkmälern und Sagen, unter Anführung der 8 Söhne Gollamh's, denen wieder 8 Enkel und 7 Vettern, benebst dem schon genannten Lugadh, dem Sohne Ith's folgten, stachen in See und mit ihnen war noch Scota, Gollamh's Wittwe und ihrer aller Ältermutter. Als sie jedoch an die Küste der westlichen Inseln kamen, da erhob sich ein furchtbarer Sturm, den, nach Ausspruch der Druiden, die Söhne Kearmada's, des verstorbenen Herrschers der Danaan's, durch Zauberkünste erregt hatten, und es gingen von der mileaghsischen Flotte so viele Schiffe unter, daß mehr als die Hälfte Volks und 5 Söhne des alten Gollamh's umkamen, und nur drei, der Druide Armegyn, Heber und Heremon, mit ihren Verwandten, Leuten und Schiffen entrannen, die, nun sich mit den Fir-Bolgs, den alten Feinden der Danaan's, verbindend, letztre bekriegten, die 3 Söhne des einstigen Königs Kearmada in heißer Schlacht erschlugen, und die westliche Insel, fortan Hibernien, Verne, Invernien, Erin, auch Irin genannt, sich unterwarfen und also theilten, daß Heber den nördlichen, Heremon den südlichen Theil derselben empfing.

(Armegyn, als Geweihter der Gottheit, nahm kein Land). Unter den mileaghsischen Brüdern regierten aber die danaansischen und fir-bolgischen kleinen Häuptlinge in lehnsmannlichen Verhältnissen zu den Herrschern über ihre Hintersassen fort; wer jedoch den eingedrungenen Eroberern nicht gehorchen wollte, ward außer Land, nach Britannien, gebracht, oder auch wol, nach Befinden der Umstände, niedergehauen. Die auf diese Art hergestellte Ruhe dauerte indeß nur kurze Zeit; denn bald entspann sich zwischen den Brüdern ein Krieg, der erst mit dem Tode und der Niederlage Heber's endigte, worauf denn Heremon als erster König von ganz Irland und Stifter der mileaghsischen Dynastie auftrat, die von ihm bis auf den König Turlogh-ò-Connor, welcher im J. 1166 n. C. G. starb, das Land beherrschte und die in einer Menge verwandtschaftlichen Nebenzweige bald so zahlreich wurde, daß sie alle andre Häuptlingsfamilien verdrängte, und so in ihren Gliedern zum Besitz aller Allodial- und Lehnländereien kam. Nach einigen Geschichtsangaben steigt die Zeit des ersten Einfalls der Mileaghsier bis auf 2173 Jahre, nach andern aber nur bis ungefähr 1262 Jahre vor Christus hinauf. Übrigens wird die theilweise historische Wahrheit der eben erzählten Vorgänge durch mehre übereinstimmende, sowol spanische, als irländische Chronikenangaben, und auch durch viele, noch in Irland gebräuchliche Benennungen von Orten u. dergl. (wie z. B. Moy-Ith, die Ebene von Ith ꝛc.) verbürgt. Ein im J. 1327 von Donald-ò-Neill, der sich selbst König von Ultonien und, durch Erbrecht, seit undenklichen Zeiten, Herrscher von ganz Ibernien nennt, an den Papst Johann XXII. geschriebner Brief, gibt unter andern, in Bezug auf den mileaghsischen Einfall in Irland, an, daß von da bis auf die Zeit des heiligen Patrik (des Apostels der Irländer, der ums Jahr 435 lebte) 3500 Jahre verflossen wären, was denn freilich wol etwas weit über die Grenzen historischer Glaubwürdigkeit hinausgeschweift ist.

•**Mimosa Sensitiva** (mimosa pudica L.), eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Leguminosen, deren Stämme in Äste sich verbreiten, welche mit Härchen besetzt sind, 15—20 Paar längliche Blättchen stehen federförmig an einem Stiele. Die Blumen sind hellroth und sehr klein. Die Pflanze ist in Brasilien und andern Äquatorialländern von Amerika zu Hause, wird aber seit längerer Zeit bei uns, ihrer merkwürdigen Eigenschaften wegen, in Gärten gezogen. Bei der geringsten Berührung der Blätter nämlich ziehen sich dieselben zusammen, und kehren einige Zeit nachher in ihre frühere Stellung zurück. Die Hitze und Kälte, der Wind, der Dampf des kochenden Wassers, des brennenden Schwefels, flüchtiger Dinge (z. B. der Naphthen) veranlassen dieselbe Erscheinung, welche in der Pflanzenwelt einzig und allein an der Sensitiva, welche daher diesen Namen bekommen hat, vorkommt. Den nächsten Grund dieser Contractilität und die Theile der Pflanzen, in welchen sie ihren Sitz hat, kennt man nicht.

•**Mineralien, Mineralogie.** Mineralien sind die nächsten Erzeugnisse des Erdelements, unter dem Einflusse der übrigen Elemente (des Wassers, der Luft und des Lichts oder Feuers) entstandene, starre, irdische Körper, ohne eigenthümliche Bewegung. Die Mineralien bilden zusammen nicht die ganze Masse des Erdkörpers, sondern nur dessen Rinde. Die Gesammtheit der Mineralien macht nur die Hülle des Erdkerns aus, dessen wahre Beschaffenheit man nicht durch Erfahrung ausmitteln kann, weil die Dicke seiner Hülle

Digitized by Google

für die menschliche Kraft und Kunst zu groß ist, und ihrer Durchbrechung sich unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen. Nach wissenschaftlichen Bestimmungen hat man sich den Erdkern als eine völlig gleichartige, metallähnliche Masse, oder als reines Erdelement vorzustellen, worin der Magnetismus im Großen, der Erdmagnetismus, herrscht, welcher die eigenthümliche Thätigkeit des Erdelements, gleichsam das Leben des Erdkerns ist. An der Oberfläche ist der an sich gleichartige Erdkern durch den erwähnten Einfluß der höhern Elemente, durch Wechselwirkung mit ihnen in eine Mannigfaltigkeit irdischer Körper, Mineralien, auch Fossilien genannt, zerfallen. Die Gesammtheit der Mineralien bildet das Mineralreich. Dessen Bedeutung erkennt man noch deutlicher durch die Vergleichung mit den übrigen Naturreichen. Die Reiche sind große Entwickelungsstufen der Natur, wovon mithin, eben weil es Stufen sind, immer eine höher (von größerm Werthe) ist, als die andre, und eine auf die andre fußt, indem diese ihr zur Grundlage und Geburtsstätte dient. Die unterste Stufe ist das Mineralreich; denn es gehört noch zum Erdkörper selbst, ist nur seine Rinde, oder die Hülle des Erdelements, aus welchem es unmittelbar geboren ist. Im Pflanzenreich tritt die Natur auf ihre zweite Stufe; die Pflanzen erheben sich, lebend und wachsend über das Erdreich, dem Licht und der Luft entgegen; das Thierreich endlich, als dritte Stufe der sich bildenden Natur, reißt sich ganz vom Erdkörper los, und bewegt sich, wachsend, lebend und empfindend, frei über der Oberfläche der Erde. Aber erst auf dem Gipfel des Thierreichs (im Menschen) wird auch der Geist frei und bildungsfähig zur Erkenntniß Gottes und seiner Offenbarung, der Natur. In dieser Stufenfolge oder gesetzmäßigen Aufsteigung der Natur erkennt man also das Mineral und Mineralreich, dadurch den Zusammenhang des Ganzen in seiner wahren Bedeutung. Es ist nur Eine Natur (s. diesen Artikel), nur Ein Leben (man vergl. auch d. Art. Bd. 5); nur offenbart sich die eine Natur als Sein und als Leben auf mannichfaltigen Stufen. Im Mineral oder dessen Reiche ist das Leben noch verhüllt durch das Übergewicht des Materiellen (Massigen) oder des Seins. Wir sind freilich gewohnt, die Mineralien todte unorganisirte Körper zu nennen, und kaum entschließt man sich, der Pflanze Leben zuzugestehen, indem man es nur im Thierreiche zu finden meint. Aber das ist Vorurtheil der gewöhnlichen Ansicht; denn Leben und Sein, wie Geist und Materie sind die beiden Seiten (man kann auch sagen, Pole) die das Wesen der Dinge ausmachen. Der sogenannte Tod des Mineralreiches kann nur gebundnes Leben sein, nicht Mangel des Lebens; wie könnte sich sonst aus ihm und aus den Elementen das Leben entwickeln? Auch ist das Leben der Elemente und Mineralien keineswegs ohne Äußerung: der Magnetismus (welcher die starrsten Körper belebt), der Electricismus, Chemismus, Galvanismus sind genugsame Zeugen davon. Die Wissenschaft, welche die Kenntniß der Mineralien oder Irden (nach Oken) nach ihren Eigenschaften, unterscheidenden Merkmalen, Bestandtheilen, nach ihrer Gestaltung und ihrem örtlichen Vorkommen zum Gegenstande hat, und sich mit der naturgemäßen Anordnung ihrer Gesammtheit (des Mineralreichs) beschäftigt, heißt Mineralogie, Oryktognosie oder Irdlehre. Eine verwandte Wissenschaft, welche aber die Kenntniß der Mineralogie voraussetzt, ist die Geognosie oder Geologie (Gebirgs- und Felsenlehre, der Wissenschaft vom Gesammtbau der Erdrinde), welche Einige,

Digitized by Google

mit Werner, unterscheiden, Andre für identisch nehmen. Oken theilt die Mineralogie oder Irdlehre zweckmäßig in folgende sechs Zweige oder untergeordnete mineralogische Wissenschaften: I. Chemische Irdlehre (Mineralchemie, Irdstofflehre), in welcher von den Bestandtheilen der Mineralien und deren Verhältnissen die Rede ist. II. Physische Irdlehre. Hier kommen die physischen Eigenschaften der Mineralien, z. B. Härte, Schwere, Farbe, Geruch, Geschmack, Schmelzbarkeit in vergleichende Betrachtung. III. Mathematische Irdlehre (krystallographische Mineralogie, Gestaltungslehre der Mineralien). Der Drusbau (Krystallisation) ist gleichsam die Organisation der Mineralien, so wie umgekehrt der organische Bau der Pflanzen und Thiere eine Krystallisation auf höhern Stufen des Lebens genannt werden kann. IV. Geographische Erdlehre (auch mineralogische Geographie) lehrt das örtliche Vorkommen und die natürliche Gruppirung der Mineralien in der Irdrinde. V. Systematische Irdlehre. (Systematik oder Klassification des Mineralreichs.) Diese beschäftigt sich mit zweckmäßiger Eintheilung und Anordnung der Mineralien. VI. Felsenlehre (Wissenschaft der Gebirgsarten). Von diesen sechs Zweigen der Mineralogie wird nun die Geologie als Ganzlehre des Planeten unterschieden, welche die Gebirge im Ganzen und nach der Lagerung, Richtung, Höhe und Tiefe ihrer Felsen u. s. w. betrachtet, mithin den Bau des Planetenleibes untersucht und wissenschaftlich bestimmt. Was nun die systematische Grundlehre (als eigentliche Oryktognosie) betrifft, so setzt sie die vier ersten Zweige der ganzen Wissenschaft, nämlich die chemische, physische, mathematische und geographische Irdlehre voraus, und verhält sich zu diesen Zweigen, wie deren Blüthe, die sich aus ihnen entwickelt hat. Unter allen frühern Versuchen, die Mineralogie systematisch zu bearbeiten, d. h., ein System des Mineralreichs darzustellen, hat sich die werner'sche Eintheilung am meisten behauptet, ohne Zweifel, weil sie der Natur (dem natürlichen System) am nächsten kam. Aber alle künstlichen Systeme sind einseitig, weil sie die Eintheilungsgründe willkürlich von einzelnen Merkmalen und Bestimmungen hernehmen, und sich insofern von der Natur entfernen, welche allseitig aufgefaßt sein will. Solcher Systeme des Mineralreichs gibt es mehre, aber folgende drei sind die bekanntesten und fanden die meisten Anhänger: 1) das System der äußern (physischen) Kennzeichen beginnt mit Wallenius und erreichte durch Werner seine Ausbildung; 2) das chemische System, welches mit Cronstädt begann und durch den Engländer Kirwan ausgebildet wurde (indem hier, mit Vernachlässigung der äußern Kennzeichen, die Eintheilung der Mineralien nach dem Verhältniß der chemischen Bestandtheile bestimmt wurde); 3) das krystallographische oder mathematische System verdankt seinen Ursprung dem französischen Naturforscher Hauy, und seine Benennung zeigt schon an, daß die Eintheilung hier von dem Dasein und dem Mangel einer bestimmten Krystallisation und deren Beschaffenheit abhängig gemacht ist, so daß man bei der Klassification der Mineralien ausschließlich auf die Formenverhältnisse der Krystalle, auf das innere Gefüge (Structur, Gewebe) und daher auch auf den Bruch Rücksicht nimmt und darnach die Kennzeichen bestimmt. Unter diesen drei Systemen (welche aber selten rein angewendet werden) verdient das der äußern Kennzeichen, als das brauchbarste, für die Anschauung geeignetste, den Vorzug, besonders wenn dabei die chemischen und krystallographischen (besser krystallotomischen Kennzeichen mit zu Hülfe genommen werden. Da-

Digitized by Google

gegen ist das rein chemische das allerunbequemste und unvollkommenste; denn die Chemie kann nur Hülfswissenschaft für die Mineralogie sein, und das sogenannte chemische Mineralsystem würde in seiner Reinheit nichts anders als Mineralchemie sein, welche selbst aber zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung einer andern, auf bessern Gründen ruhenden Klassification des Mineralreichs bedarf. Einseitigkeit also und Willkür hinsichtlich der Wahl einzelner Kennzeichen zur Grundlegung der Klassification ist der Charakter aller künstlichen Systeme; allseitig kann nur ein System sein, dasjenige nämlich, welches mit der Natur, in allen Hauptpunkten wenigstens, zusammentrifft (congruirt), indem es den Gesammtcharakter der Mineralien zum Eintheilungsgrunde nimmt, und daher das natürliche (im Gegensatz der künstlichen Systeme) genannt wird. Dieses System (für alle Reiche oder deren Wissenschaften) zu finden, ist die große Aufgabe der Naturforscher, deren vollständige Lösung nicht Sache eines Einzelnen, sondern Aller ist, welche Talent haben, dazu beizutragen. Das Verdienst, die ersten Grundlinien zum wahren Natursystem gezogen zu haben, gebührt Oken, dessen Lehrbuch der Naturphilosophie diese Grundlinien in philosophischer Darstellung enthält, während er in seinen Lehrbüchern der Naturgeschichte (Leipzig, bei Reclam), dessen erster Theil die Mineralogie enthält, auch die nähere systematische Ausführung in historischer Darstellung versucht hat. Die Gründe, worauf, nach ihm vorerst im Allgemeinen, das System der Mineralogie beruht, sind folgende: Da, nach einem allgemeinen und göttlichen Gesetz, in der Natur alles in stufengemäßer Entwickelung aus einander hervorgeht, indem das Höhere aus dem Niedern sich entwickelt, und dieses sich zu jenem als das Vorbild zu seinem höhern Ebenbild verhält: so sind, nach dem gleichen Naturgesetz, auch die organischen Dinge unter dem zeugenden Einfluß der Sonne, ursprünglich aus dem Planeten geboren, und gleichsam seine Kinder. Der Planet muß also selbst organisch sein, und sein organischer Bau und der des thierischen Körpers z. B. müssen einander entsprechen. Das vollkommenste Individuum, der Mensch, ist ein Ganzes nur durch verschiedenartige Theile. Die Theile sind wieder zweierlei, entweder einfache, wie Nerven, Gefäße (z. B. Adern), Knochen, Muskeln, welche man anatomische Systeme zu nennen pflegt, oder aus diesen zusammengesetzte, als Lunge, Arm, Auge, Ohr, welche Organe heißen; diese machen durch ihre Aneinandersetzung und stattliche Verbindung den Leib aus. Die organischen Systeme sind aus Urformen zusammengesetzt, wie die Drusen (Krystalle), welche (Urformen) bald Zellen (Zellgewebe), bald Kugeln (Bestandform der Knochen), bald Fasern (Fleisch), bald Punkte (Nerv) sind. Diese vier Urformen entsprechen den Urdrusen (Kerngestalten der Krystalle), und also dem Tetraeder, dem Prisma und dem Pfeiler, wozu wol noch das Octaeder als das vierte kommen kann; das Tetraeder ist der Punkt, das Prisma die Faser, das Oktaeder die Kugel, der Pfeiler die Zelle. Dies auf's Irdreich angewandt, gibt folgende Stufen: 1) Urdruse, entsprechend dem organischen Grundgewebe. 2) Druse, den organischen Systemen; die einfachen Irden sind also organische Systeme (des Erdkörpers). 3) Den thierischen Organen müssen irdige Organe entsprechen, also Zusammensetzungen aus den Irden, welches Berge, Gebirgsarten, Felsen sind. 4) Der thierische Leib ist endlich aus seinen Organen zusammengesetzt, so muß die Zusammensetzung der Gebirgsarten einen irdischen Leib hervorbringen, welches der Planet (oder dessen Organisation) ist. Die Irdlehre

zerfällt also in vier Lehren: 1) in die Lehre von den Urbestandtheilen des Planetenleibes, Bestandtheillehre (chemische und mathematische Irdlehre); 2) in die Lehre von den Systemen des Planetenleibes, oder den (einfachen) Irden, Stücklehre (als eigentlich systematischer Theil der Irdlehre); 3) in die Lehre von den Organen des Planetenleibes oder den Felsen, Theillehre (Geognosie im engern Sinne); 4) in die Lehre von dem ganzen Leib des Planeten oder vom Planeten selbst, Ganzlehre des irdigen Leibes (Geologie). — Diese Eintheilung der Mineralogie oder Irdlehre im umfassendsten Sinne in besondere Lehren oder Wissenschaften beruht sonach auf wissenschaftlichen Gründen und ist daher keineswegs willkürlich. Dasselbe findet bei der Stücklehre (nach dem natürlichen oder genetischen System), bei der systematischen Mineralogie im engern Sinne Statt. Die Mineralien (Irden) sind, wie früher erwähnt wurde, aus dem Erdelement und dessen Wechselwirkung mit den übrigen Elementen, durch Assimilation (Verähnlichung) oder Vereinigung hervorgegangen. Denn die Elemente sind die Uranfänge aller Naturkörper und diejenige Stufe der Natur, welche dem Mineralreich zunächst vorhergeht, also gleichsam die nächsten Vorfahren der Mineralien. Diese müssen daher auch die Spuren ihrer Abkunft, die Abzeichen ihrer Erzeuger oder Eltern an sich tragen, und je nachdem bei ihrer Entstehung bald das eine, bald das andre Element, hier z. B. die Luft, dort das Wasser überwiegend auf das Element eingewirkt hat, während an andern Orten das Erdelement dem Einfluß der andern Elemente kräftiger widerstanden hat, werden die Mineralien verschiedne Verwandschaften zeigen. So sind z. B. die Salze unter den Irden Verwandte des Wassers, denn sie verdanken ihren Ursprung der Einwirkung des Wassers auf das Erdelement, und verrathen ihre Verwandtschaft durch ihre Auflöslichkeit (Lösbarkeit) im Wasser. Es gibt daher im Mineralreich vier Hauptunterschiede oder Klassen, weil es vier Elemente gibt, welchen das ganze Reich sein Dasein verdankt. Die Klassen werden durch die Elemente bestimmt; es sind (nach Oken) folgende: 1) Ird-Irden (Erden), 2) Wasser-Irden (Salze), 3) Luft-Irden (Brenze, Inflammabilien), 4) Feuer-Irden (Erze). Es sind also die werner'schen vier Klassen, aber durch Oken sind sie als natürliche Klassen nachgewiesen, indem er gezeigt hat, daß die Elemente den Eintheilungsgrund enthalten, wobei alle Willkür wegfällt. Werner traf bei der Klassenbestimmung nur zufällig mit der Natur zusammen; daher reicht auch die weitere Ausführung des natürlichen Systems von dem werner'schen sehr ab, wie nachher gezeigt werden soll. Die Kennzeichen der Klassen beweisen ihre Naturgemäßheit (Natürlichkeit): Die Ird-Irden sind allein oder vorzugsweise mit dem Erdelement verwandt, „sie widerstehen dem Wasser, der Luft und dem Feuer": sind daher unauflöslich, unentzündlich, unschmelzbar (nämlich im gewöhnlichen Feuer). Dieses sind daher die eigentlichen Irden. Die Wasser-Irden sind auflöslich im Wasser, Salze. Die Luft-Irden sind idio- (selbstständig) elektrisch, wie die Luft (s. d. Art. Elemente, physische, Bd. 3), entzündlich, d. h. auflöslich in Luft durch die Flamme (welche die Erscheinung elektrischer Ausgleichung ist), also luftverwandt, Brenze (Inflammabilien). Die Feuer-Irden sind unauflöslich, unentzündlich, aber schmelzbar (lösbar in Wärme oder Feuer), mithin feuerverwandt, Erze. Bei der fernern Erzeugung der Mineralien treten nun theils die vier Klassen mit einander selbst in Wechselwirkung, wodurch neue Unterschiede innerhalb der Klassen entstehen, theils haben die Ele-

Digitized by Google

nente ferner Einfluß auf eine Klasse von Irden und erzeugen so neue Verschiedenheiten und Verwandtschaften, nach welchen die Ordnungen eder Klasse natürlich bestimmt werden können. Hiervon noch ein Beispiel: Die Erden theilen sich wieder nach den 4 Klassen in 4 Ordnungen, weil sie sich nach der einen oder andern Klasse hinneigen müssen, indem nichts anders weiter von ihnen da ist, von dem sie Eigenschaften annehmen könnten. Die Erden sind nun entweder ganz selbstständig, oder sie haben Salznatur, oder Brenznatur, oder Erznatur, und es gibt mithin: I. Ordnung, Erd-Erden; II. Ordnung, Salz-Erden; III. Ordnung, Brenz-Erden; IV. Ordnung, Erz-Erden. Die Erd-Erden widerstehen nicht blos den Elementen, sondern auch den andern Erden; sie sind auch durch Säuren (welche den Salzen angehören) unauflösbar, unverbrennlich und völlig unschmelzbar. Solche Erden heißen Kiese. Die Salz-Erden werden von den Salzen oder den Säuren überwältigt, sind schmelzbar, zerfallen in der Feuchtigkeit, und zeigen dann ihre Verwandschaft mit dem Wasser, indem sie sich neten lassen. Solche Erden heißen Thone. Die Brenz-Erden werden gleichfalls durch Säuren aufgelöst, verwittern an der Luft zu glatten Blättchen, und schmelzen im Feuer, haben aber keine Verwandtschaft zum Wasser und lassen sich nicht kneten. Solche Erden heißen Talke. Die Erz-Erden endlich sind völlig auflöslich in Säuren, verwittern an der Luft, sind sogar zersetzbar durch das Feuer und werden ätzend. Solche Erden heißen Kalke. Über die weitere Entwickelung und Ausführung des Systems muß man sich aus dem angeführten Werke selbst belehren. Auch findet man es in kürzerer Darstellung in Oken's Naturgeschichte für Schulen; mit Kupfern; Leipzig, bei Brockhaus, 1821. Abgesehen von dem natürlichen System, haben sich in neuer und neuester Zeit viele, zum Theil sehr angesehene deutsche Schriftsteller, namentlich Batsch, Hoffmann, Mohs, Hausmann, Steffens, Karsten, Struve, Reuß, Brunner u. A. durch mehr oder weniger gelungene Werke über die Mineralogie Verdienste erworben.

*Mineralwasser (oder mineralische Wasser), Quellen, in deren Wasser Gasarten oder mineralische Theile aufgelöst sind. Unter den Gasarten, welche solche Mineralwässer enthalten, sind die vorzüglichsten: das Kohlenstoffgas oder die sogenannte Luftsäure, fixe Luft, und das geschwefelte Wasserstoffgas, oder Hydrothionsäure (s. d. Art. Gasarten, Bd. 4). Unter den Mineralien, die man in diesen Wässern aufgelöst findet, sind die vorzüglichsten: Kalkerde, Bittersalzerde (Magnesie), Thonerde, schwefelsaurer Kalk (Gyps), salzsaurer Kalk, kohlensaurer Kalk (gewöhnlicher Kalkstein), schwefelsaure Magnesie (Bittersalz), salzsaures Mineralalkali (Kochsalz), schwefelsaures Mineralalkali (Glaubersalz), salpetersaures vegetabilisches Laugensalz (Salpeter), Eisen, meistens in Kohlensäure aufgelöst, auch schwefelsaures Eisen (Eisenvitriol). Da das Wasser schon blos für sich auflösende Eigenschaft hat, so findet man selten ein Quellwasser, das nicht irgend einige von den genannten Dingen in sich aufgelöst enthielte. Deswegen macht man schon im gemeinen Leben einen Unterschied zwischen hartem und weichem Wasser. In dem erstern ist eine ansehnliche Menge erdiger Stoffe, meistens Kalkerde, in Kohlensäure aufgelöst, vorhanden, wovon das Wasser einen salzigen, erdigen Geschmack erhält, und wodurch es zum Brauen, Branntweinbrennen, Bleichen unwirksamer ist, zum Waschen untauglich wird, da es die Seife schwer auflöst, zum Theil zersetzt, so daß die Fettflocken sich absondern. Hülsenfrüchte kochen darin nicht weich, weil während des

Digitized by Google

Kochens das flüchtige Auflösungsmittel (die Luftsäure) verfliegt, und die niederfallenden erdigen Theile die Zwischenräumchen der darin gekochten Erbsen u. s. w. verstopfen. An den Wänden der Geschirre setzen sie sich an, und machen den sogenannten Wasserstein. Durch das Kochen selbst wird also hartes Wasser schon reiner, aber man kann es auch durch Zusatz von Alkali oder Lauge verbessern, und zum Kochen tauglicher machen. Weiches Wasser nennt man solches, das wenige oder gar keine solcher erdigen Theile erhält, z. B. das Regenwasser, Flußwasser. Wenn von den oben genannten Bestandtheilen einige in so beträchtlicher Menge sich in dem Wasser aufgelöst befinden, daß es davon einen sehr merklichen Geschmack erhält, dann erst belegt man es mit dem Namen Mineralwasser, und wenn es bei dem innern Gebrauche heilsame Wirkungen auf den menschlichen Körper zeigt, Gesundbrunnen. (S. d. Art. B. 4.)

Mineralwasser (künstliche). Seitdem die neue Chemie den Weg zur gründlichen Untersuchung der Mineral-Körper gebahnt hatte, und die Bestandtheile der Mineralwässer mehr oder weniger genau ausgemittelt worden waren, hat man sich mannichfaltig an der Nachbildung der letztern versucht. Die Resultate dieser Bemühungen sind jedoch wenig befriedigend ausgefallen, betrachte man sie von Seiten der Ähnlichkeit der äußern Kennzeichen, welche die Nachbildungen mit den Originalen haben sollten, oder von Seiten der Heilkräfte auf den kranken Körper, welche die natürlichen Quellen auszeichneten. Diese unvollkommnen Erfolge haben allmälig eine ungünstige Meinung über künstliche Mineralwässer verbreitet und häufig den Glauben veranlaßt, daß das Wirkende in den Mineralwässern etwas andres und höherer Art sei, als was bei dem dermaligen Standpunkte der Chemie und der Physik sich auffassen und wägbar darstellen lasse. Die Wichtigkeit des Gegenstandes hätte es jedoch verdient, die Gründe einer solchen Annahme vorher ernster zu prüfen, und vor allen zu untersuchen, ob das, was man künstliche Mineralwässer nannte, auch wirklich verdiene, mit den Erzeugnissen der Natur verglichen zu werden. Wie wenig jedoch diese Kunsterzeugnisse geeignet waren, sich mit der Natur zu messen, wird selbst aus einer flüchtigen Darstellung der Ansichten hervorgehen, die der Verfertigung künstlicher Mineralwässer zum Grunde lagen. Die höchste Aufgabe dabei konnte sein: die Bestandtheile der Wässer in dem Mengenverhältnisse und in derselben Verbindung darzustellen, wie sie die chemische Analyse ausgemittelt hatte. Die Resultate derselben hielt man für, in dem umgesetzten Wasser befindlich gewesene Educte; von ihnen nahm man den Maßstab her zur Beurtheilung der Heilkräfte eines Wassers. Darum hielt man fast durchgängig die kohlensaure Kalk- und Talkerde für Zugaben, die in ihrem Einflusse auf den Körper wenig zu beachten seien; die Kieselerde galt für etwas ganz Indifferentes; das nämliche Schicksal hatten Metalloxyde, wenn ihre Mengen höchst gering waren, und die Wasserfabrikanten fanden sich um so geneigter, diese Ansicht geltend zu erhalten, je schwieriger es war, ja bei vielen Wässern unmöglich, bei den bisherigen Verfahrungsarten und Hülfsmitteln die erwähnten schwer löslichen Körper in denselben Gewichtsverhältnissen den Wässern einzuverleiben, welche die Untersuchung als vorhanden bestätigt hatte. Diejenigen, die von Kalk und Talk ihren Producten ein willkürliches Maß zugegeben hatten, glaubten schon überflüssige Beweise ihrer Sorgsamkeit gegeben zu haben. Das höchste Streben war, den kalten Mineral-

wässern ein tüchtiges Maß Kohlensäure zuzutheilen; denn an eine volle Nachbildung der warmen Wässer hatte man sich theils gar nicht gewagt, oder die Verfahrungsarten waren so roh, daß es kaum nöthig ist, sie zu erwähnen. Uebrigens war man unbekümmert, ob die mit einem Wasser verbundnen Gasarten mit demselben in inniger oder sehr lockerer Verbindung waren, und die Beobachtungen der Aerzte über die Verschiedenheit der Mineralquellen in diesem Bezuge gingen für die Nachbildung verloren. Die Mängel dieser Methode und der Ansichten, auf welche sie sich stützte, waren zu auffallend, um nicht von einer Verbesserung derselben auch mehr Gleichheit der Wirkungen der Kunstproducte auf den organischen Körper mit denen der Natur hoffen zu können. Es war klar, daß die Verbindungen, welche die Analyse als in dem Wasser vorhanden angab, nur Producte der Art der chemischen Behandlung waren. Eine andre Methode der Untersuchung gab sehr häufig auch andre Verbindungen der Kalien und Erdarten, und der Streit über Salze, die gleichzeitig in den Wässern bestehen könnten oder nicht, war in den mehrsten Fällen zwecklos. Die Bestandtheile konnten in den Wässern entweder zu einzelnen Verbindungen zusammengegangen, also nur neben einander gelagert gedacht werden; oder sie waren zu einer Gesammtverbindung oder zu mehren dergleichen vereinigt. Genauere Untersuchungen haben die erste Annahme als unstatthaft in den mehrsten Mineralwässern gezeigt, besonders wenn die Zahl ihrer einzelnen Bestandtheile vielfacher und das Mengenverhältniß derselben größer, als gewöhnlich war. Directe Beweise gibt der von den natürlichen Wässern so sehr abweichende Geschmack mancher künstlichen, die auf dem einfachen Wege der Mischung, ohne Zuziehung andrer Hülfsmittel, bereitet werden. Für das Zusammentreten der Bestandtheile zu componirten Verbindungen sprechen die Niederschläge, die sich aus manchen natürlichen und den ihnen treu nachgebildeten künstlichen Wässern bald schneller, bald nach Jahren allmälig bilden, ohngeachtet die Summe der Lösungsmittel für ihre Erhaltung in flüssigem Zustande mehr, als hingereicht hätte. Eine Analogie für diese Annahme geben die Mineralkörper, deren einzelne Bestandtheile zur homogenen Gesammtverbindung sich verschmolzen haben. Da sich jedoch diese flüssigen Verbindungen direct nicht darstellen lassen, und ihr Bestehen nur aus einer Menge andrer Erscheinungen gefolgert werden kann; so kam es darauf an, die Bedingungen, unter denen sie sich bilden, möglichst aufzusuchen. Ich führe als solche das Zusammentreten der Bestandtheile unter bestimmten und gemessnen Druckgrößen, die Ausschließung des Einflusses der Atmosphäre und eine bestimmte Reihenfolge an, in welcher den Bestandtheilen die Einwirkung auf einander gestattet wird *). Zur Erreichung dieser Bedingungen sind seit einigen Jahren durch Herrn D. Struve in Dresden mannichfaltige Apparate geschaffen, verändert und verbessert worden. Und so hat sich allmälig eine Anstalt gebildet, die in zwei wesentlich verschiedne Abtheilungen zerfällt. Die Aufgabe der einen ist, mit einer gegebnen Menge reinem Wasser alle die Bestandtheile, keinen ausgeschlossen, und in der Menge und Eigenthümlichkeit zu verbinden, wie sie die Prüfung auf

*) Von ihnen hängt zugleich die Innigkeit der Verbindung der Gasarten, die Art, wie sie aus dem Wasser sich losreißen, und die Dauer der durch dieselben bewirkten Verbindungen der Erdarten und Metalle ab.

Digitized by Google

chemischem Wege und die Vergleichung der natürlichen Wässer mit den künstlichen an die Hand gegeben hat. Als Kennzeichen gelungner Erfolge genügt hierbei nicht bloß die Darstellung der nämlichen Producte in Quantität und Qualität, welche die chemische Untersuchung in den natürlichen Wässern findet; Geschmack und Geruch müssen auf gleiche Weise übereinstimmen; die Art, wie die Gasarten sich entfernen, ob langsam oder schnell, in großen Blasen und stürmisch oder in kleinen Bläschen und längere Zeit hindurch dauernd, die Zeit und Reihenverhältnisse, in welchen sich Eisen, Kalk und Talk in Verbindung mit Kieselerde oder ohne dieselbe allmälig aus der Verbindung trennen, müssen die gleichen sein. Da jedoch ein Mineralwasser in der geöffneten Flasche sich um so mehr von seiner Eigenthümlichkeit entfernt, je reicher an Bestandtheilen, Gas und Erdarten, und je mehr die Flasche geleert ist, so bedurfte es noch einer zweiten Anstalt, das, was in der Bereitungsanstalt gewonnen worden, bis zu dem Augenblicke zu sichern und zu erhalten, wo der Patient sich den Becher füllen läßt. Diese Aufgabe löst die zweite Abtheilung, die Erhaltungs- und Schenkanstalt. Sie vertritt das, was in der Natur durch die ununterbrochne Erneuerung der Quellen, durch stetes Zuströmen neuer Massen bewirkt wird; durch sie ist es namentlich gelungen, den so leicht zerstörbaren Charakter der warmen und heißen Wässer bis zum Augenblicke ihres Genusses in seiner Vollkommenheit zu erhalten. Die Wirkung der in der struve'schen Anstalt bereiteten und getrunknen künstlichen Mineralwässer ist oft überraschend wohlthätig und im Ganzen der der natürlichen gleich. Darum hat auch die struve'sche Anstalt nicht nur in ihrem Geburtsorte (Dresden) sehr viel Theilnahme gefunden, sondern ist auch im Jahre 1822 nach Leipzig verpflanzt worden, wo sie fleißig und mit dem größten Erfolge besucht wurde. Gegenwärtig (1823) werden, wie man hört, auch in andern großen Städten (Berlin, London u. a.) unter der Leitung und auf Kosten des ersten Unternehmers ähnliche Anstalten errichtet.

Miasma (griech. μίασμα, Schmuz, Verunreinigung.) Dieser Ausdruck wird in der Lehre von den ansteckenden und epidemischen Krankheiten in sehr verschiedner Bedeutung gebraucht. Bei einigen Schriftstellern ist er mit Contagium gleichbedeutend, bei andern bezeichnet er den Ansteckungsstoff der chronischen Krankheiten, in andern den Ansteckungsstoff, der sich in die Atmosphäre verbreitet und dadurch dieselbe einwirkt, (sonst auch flüchtiges Contagium genannt); wieder andre verstehen darunter das Vehikel des Ansteckungsstoffes, z. B. das Eiter der Blattern, welches den eigentlichen Ansteckungsstoff in sich enthält; endlich werden von andern die eigenthümlichen Stoffe, welche sich in der Atmosphäre befinden, ihren Ursprung theils der Fäulniß thierischer und vegetabilischer Körper, theils der Ausdünstung der erstern verdanken und specifische Krankheiten erzeugen, darunter verstanden. In welcher Bedeutung man dies Wort auch gebrauchen mag, immer wird dies mit einiger Willkür geschehen.

Misericordia nennt man in den Klöstern das, was wider die Ordensregeln den Mönchen gegeben wurde. Auch der Ort wo sie diese Bewilligungen genossen. — Misericordiä, die Stühle worauf alte und schwache Geistliche beim Gottesdienst saßen indeß die rüstigern stehend fungirten. — Misericordias domini ist der zweite Sonntag nach Ostern an dem der Gottesdienst mit den Worten: misericordias domini cantabo in aeternum anfing.

*Mode. Diese Tyrannin des Menschengeschlechts, der sich noch

Digitized by Google

kein Volk entzogen hat, und die in der alten Welt so gut herrschte wie sie in der neuen herrscht, ist bereits vielfach der Vorwurf gelehrter Definitionen und ungelehrter Philippiken gewesen; auch die Sprachforscher, deren Mode es ist, sich häufig mehr um den Schall (das Wort) und dessen Entstehung als um die dadurch bezeichnete Sache mit gelehrter Emsigkeit zu bekümmern, haben nicht verfehlt in dem großen Redeschatz aller Nationen nach der Wurzel des Wortes „Mode" zu graben, und da sind denn in Folge aller dieser Bemühungen zum Theil sehr durchdachte, zum Theil sehr wunderliche Auseinandersetzungen erschienen die immer wieder, oft sammt ihren tiefsinnigen Urhebern aus der Mode kamen, während die Mode selbst stets Mode blieb. Da hier indeß weder der Ort noch der Raum ist, dem Leser alle jene für, über und gegen die Mode gesagten Dinge, auch nur in extenso anzuführen: so müssen wir uns bezwingen und bemerken, daß das auch bei uns Deutschen eingebürgerte, aus dem lateinischen stammende Wort „Mode," im Allgemeinen den Begriff von dem bezeichnet, was gerade eben an einem Orte Sitte und Gewohnheit, sowol im Handeln als Benehmen, in der Art sich zu kleiden, zu wohnen, kurz zu leben ist. In einen engern Sinn genommen, bezeichnet es aber die gerade herrschende Art sich zu tragen (zu kleiden). Daß übrigens jedes Volk, auch das rohste, seine eigenen Moden dem weitern Begriff nach hat, ist eben so bekannt, wie daß die Mode in dem beschränktern Sinn der Art sich zu kleiden und zu schmücken genommen, auch bei ihm herrscht, ihr Wechsel, ihre Ausdehnung u. d. m. aber freilich nach dem mehr oder mindrem Grade der Bildung, der Industrie und des Reichthums eines Volks abhängt, eben so wie auch von der geographischen Lage und der staatlichen Einrichtung eines Landes. Je ärmer, unkultivirter, unbevölkerter oder auch abgeschnittner von dem Weltverkehr ein Volk ist, je weniger wird natürlich bei ihm das Kind der Industrie, die Mode, dem Wechsel unterworfen sein, und derselbe Fall wird auch eintreten, wo ein despotisches Joch seine freie Beweglichkeit, also die der Mode hemmt (wie z. B. in den mehrsten asiatischen Ländern) oder starres Festhalten an alten Gewohnheiten und Einrichtungen und feindliches Abschließen gegen alles Fremde (wie z. B. in China) den Geist wie in Allem, so auch hierin, einseitig macht und festbannt. Wo hingegen mildere Regierungsformen und Gesetzgebungen herrschen, wo der häufige und immerwährende Verkehr mit andern nahen und entfernten Nationen den Blick erweitert, wo endlich in Folge einheimischer Industrie der nationale Wohlstand blüht, da muß natürlich und folgerecht die Art und Weise der Einzelnen, zu leben, sich einzurichten, zu kleiden, zu schmüken ꝛc. den vielfachsten Wechsel haben und es gehört daher die ganze Befangenheit und Schwerfälligkeit mancher sogenannten Philosophen dazu, um unbedingt das Anathema über das wechselnde Kind des Augenblicks, die freilich oft in ihren Erscheinungen bequem genug auftretende Mode, zu sprechen. Daß sie eine Beleberin der Industrie ist, die ohne sie sich lange nicht in dem blühenden Zustande befinden würde, in welchem sie in manchen Ländern sich zeigt, ist gewiß, und eben so, daß nur dann das Bestreben, die Äußerlichkeit um: und an sich möglichst zu verschönen und ihr durch Wechsel einen Reiz zu geben, Tadel verdient, wenn die Sache bis zur stutzerhaften Narrheit und so weit getrieben wird, daß darüber Wichtigeres versäumt, der Ruin des häuslichen Wohlbefindens herbeigeführt und die Nebensache zur Hauptsache im Leben gemacht wird.

Welche Spielereien die Sucht eitler Personen sich auszuzeichnen, verbunden mit dem Speculationsgeist der Handelsleute, schon im Reiche der Mode hervorgerufen haben, weiß übrigens jeder, und die oft seltsamen Formen und Schnitte der Kopfputze und Kleider, sowol bei Männern als bei Frauen, so wie die manchmal höchst lächerlichen Benennungen derselben und der gerade getragen werdenden Farben (man denke nur an die Hüthe à la Ypsilanti und à la Quiroga, an die Stiefeln à la Suwarow, an die Uhrketten à la Nelson ꝛc.), beweisen dies genugsam. Als Heimath- und Geburtsland der Moden wurde bisher immer Frankreich betrachtet; doch macht England dermalen nicht weniger Anspruch auf diese Ehre, und man muß gestehen, daß in der Bizarrerie und Verschrobenheit der Art, sich zu kleiden, die brittischen Elegants und Petitmaitres es den französischen in unserer Zeit meist bedeutend zuvorthun, wie nicht allein die Mehrzahl der jetzt auf dem Continente umherziehenden echten englischen Gentlemans und Lady's dies beweist, sondern auch die unechten, unsre deutschen nachtretenden Stutzer und Stutzerinnen. Bemerken wollen wir übrigens schließlich noch, daß die jetzt unter uns so verbreiteten, der Mode ganz oder zum Theil gewidmeten Zeitschriften deutschen Ursprungs sind, (angefangen in der löblichen Absicht, um die Erfindungen der pariser oder londner Schneider und Putzmacherinnen möglichst allgemein bekannt im Vaterlande zu machen), daß andre Länder uns diese Mode nachgemacht haben, daß die erste Zeitschrift dieser Art: „Mode und Galanteriezeitung, oder unentbehrliches Handbuch" in Erfurt 1758 erschien und daß jetzt das weimarische „Journal des Luxus und der Moden," die wiener „Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode" und das frankfurter „Mode-Journal" darunter den ersten Platz behaupten.

Molay (Jakob Bernhard von), der letzte Großmeister der Templer, berühmt durch sein Unglück, stammte von dem Geschlechte derer von Longeric und Raon aus Burgund. Noch sehr jung wurde er um's Jahr 1265 in den Orden der Tempelherren aufgenommen und nach Palästina geschickt, wo er sich im Kampf gegen die Ungläubigen hervorthat. Als Wilhelm von Beaujou, damaliger Großmeister, starb, ward Molay, obschon er sich zu der Zeit gerade nicht im Orient befand, seiner Tapferkeit, Rechtschaffenheit und Klugheit wegen, einstimmig an dessen Stelle zum Oberhaupt des Ordens erwählt und als 1299 Jerusalem zum zweiten Male von den Christen erobert wurde, zeichnete er sich dabei durch thätige Theilnahme aus. Bald ging Jerusalem indeß nochmals verloren und der Templerorden sah sich genöthigt, sich erst nach der Insel Arat, dann nach Cypern zurückzuziehen, wo Molay eben beschäftigt war eine neue Ausrüstung gegen die Sarazenen zu betreiben, als er unter dem Vorwande einer beabsichtigten Vereinigung der Templer mit dem Orden der Ritter vom Hospital des heil. Johannes zu Jerusalem (die damals ihren Sitz auf Rhodus hatten) vom König Philipp den Schönen nach Frankreich eingeladen wurde (1305). Hier erwartete den unglücklichen Großmeister, der sich mit 60 Rittern argwohnlos eingefunden hatte, ein schreckliches Schicksal. König Philipp und Papst Clemens V. beide begierig nach den Schätzen des Ordens und beide darin einverstanden ihn durch jedes Mittel zu unterdrücken, verhingen über die Templer ein so furchtbares Gericht, daß in wenig Jahren der so reiche, mächtige und zahlreiche Orden vernichtet und viele von dessen Gliedern dem schauderhaftesten Tode Preis gegeben wurden. Auch Molay entging die-

Digitized by Google

sem Schicksal nicht. Anfänglich von dem heuchlerischen Philipp mit der größten Freundschaft aufgenommen und sogar von ihm zur Uebernahme der Pathenstelle bei einem Prinzen vom Geblüte eingeladen, ward er mit allen in Frankreich auf ihren Comthureien und Balleien zerstreut lebenden Rittern, am 13. October 1307 plötzlich und unvermuthet verhaftet, vor ein gedungnes Gericht gestellt und nach Jahre langem Leiden im Kerker und nach den grausamsten Mißhandlungen durch Tortur, am 18. März 1314 in Paris auf einer kleinen Insel in der Seine, auf derselben Stelle, wo später die Bildsäule Heinrichs IV. stand, nebst dem Großprior Guido von der Normandie, einem 80jährigen Greise, bei langsamen Feuer verbrannt. Früher schon waren 54 Tempelritter auf gleiche Art hingeopfert worden, (vergl. den Artikel: Tempelherren Bd. 9). Die schändlichen und nie erwiesnen Beschuldigungen, welche damals und auch noch später so wol dem Orden als dem unglücklichen Molay gemacht wurden und die offenbar nichts anders als muthwillige Verdrehungen und Unwahrheiten waren, welche sich die Tyrannei eines habsüchtigen Königs im Verbande mit der feilen Dienstfertigkeit von Clemens V. auszustreuen erlaubte, sind in neuerer Zeit durch den rühmlichen Forschungseifer einiger Gelehrten, (z. B. Raynouard's in Paris, der auch ein mit Beifall aufgenommenes Trauerspiel: „die Templer," geschrieben hat) in ihrer Nichtigkeit dargethan und dadurch ein neuer Beweis geliefert worden, welcher Greuelthaten unbeschränkte Willkür und Fanatismus fähig sind. Bemerkung verdient noch, daß Molay und sein Todesgefährte, der alte Prior Guido, im Gefühl ihrer Unschuld und des ihnen widerfahrenden gräßlichen Unrechts, im Sterben noch, sowol König Philipp als Clemens V. mit lauter Stimme vor den Thron Gottes zur Rechenschaft foderten, und daß die beiden Genannten noch in demselben Jahre plötzlich vom Leben scheiden mußten.

Molé (Mathieu), Präsident des Parlaments von Paris und ein ausgezeichneter Staatsmann wurde 1584 geboren. Sein Vater, General-Procureur und später gleichfalls Parlaments-Präsident, hatte während der Kämpfe der Ligue dies Amt rühmlich verwaltet, der Sohn stand ihm während der Streitigkeiten der Fronde mit gleichem Ruhme vor. Seine Rechtschaffenheit, Geradheit und Unerschrockenheit ließ ihn selbst unter dem despotischsten aller Minister, unter Richelieu, oft siegreich der Willkür widerstehen und nicht minder gelang es ihm unter dem nicht weniger herrschsüchtigen aber minder kraftvollen Mazarin, sich die Achtung aller streitenden Parteien zu erhalten. Schon im Jahr 1614 folgte Molé, damals erst 30 Jahr alt, dem Herrn v. Bellievre in der Stelle eines General-Procureurs und 1641 ward er durch Richelieu selbst, dem er sich eben erst in einer Streitsache mit dem Marschall v. Marillac widersetzt hatte, zum ersten Präsidenten des Parlaments ernannt. Bald darauf brachen die Händel der Fronde aus (s. d. Art. Bd. 3) und wurden für Molé der wahre Probierstein eines klugen Staatsmannes. Mit eben so viel Klugheit als Geschick wußte er in diesem, Frankreich damals nicht wenig erschütternden Parteikampf die Interessen des Rechts und der Freiheit mit denen des von allen Seiten bedrohten Hofes, zu vertreten, und sein Benehmen, als endlich die Sache zum offenen Bruche kam und Paris der Schauplatz der tumultuarischen Bewegungen wurde, war so fest, würdevoll und muthig, daß ihm selbst die erbittertsten Gegner ihren Beifall nicht versagen konnten, und daß Condé und der Kardinal von

Retz, zwei Hauptpersonen in dem damaligen politischen Drama, welches zum Schaden des Landes von ehrsüchtigen Parteien aufgeführt wurde, gezwungen waren ihn zu schätzen, obschon Molé's unerschütterliche Rechtsliebe und Anhänglichkeit an das Beste des Throns und Volks, ihren Absichten oft hemmend in den Weg trat. Eine Zeitlang hatte Molé, müde der Ränke jener Ehrsüchtigen, welche nur dahin trachteten ihr Bestes zu wahren, und ohne Schutz von Seiten des hin- und herschwankendes Hofes, freiwillig das Siegel abgegeben und die Schadloshaltung, welche Anna von Österreich ihm durch Verschaffung des Kardinalshutes, seinem Sohne durch Ertheilung einer Staatssecretairstelle, gewähren wollte, abgelehnt, bald aber mußte er von neuem das schwere Amt übernehmen, um abermals mehr wie ein Mal den Wüthenden von allen Seiten die feste Brust entgegen zu stellen. Eher endeten auch jene unglücklichen Streitigkeiten zwischen dem Parlament, dem Hofe und den Anführern der Fronde nicht, als bis Ludwig XIV. selbst das Ruder des Staats ergriff und unter der klugen und glanzvollen Despotie dieses Fürsten, die letzten Reste der Freiheiten des Parlaments und des Volks dahinschwanden. Diesen Zeitpunkt erlebte Molé nicht ganz. Er starb den 3. Januar 1656, mehrere Kinder hinterlassend. Ein Enkel von ihm (Mathieu-François) bekleidete gerade hundert Jahre nach seinem Tode, die einst von ihm so rühmlich verwaltete Stelle als Präsident des pariser Parlaments und endete während der Revolution auf dem Blutgerüste. In den Memoiren des Kardinals von Retz, so wie in allen andern Geschichtswerken jener merkwürdigen Zeit der Regentschaft Anna's von Oesterreich und Mazarin's, ist überall Molés großer Wirksamkeit in den damaligen verwickelten Angelegenheiten des Staates gedacht, und alle stimmen darin überein, daß kein Würdigerer und Besserer in so unruhigen Tagen an der Spitze der Geschäfte hätte stehen können.

Monasterium, (Münster) bezeichnet im engern Sinne die Zelle die der Mönch bewohnt. Coenobium bedeutet schon mehr, nämlich überhaupt die Verhältnisse der mönchischen Congregation. Im weitern Sinne nannte man Monasterium, die Wohnung der Clericorum regularium und eben daher zuletzt die Kathedralkirchen selbst Münster.

Monboddo, einer der ideologischen Sonderlinge und wüthenden Nachahmer des Alten unserer Zeit, aber dabei ein sehr moralischer Mensch und Lord-Richter des höchsten schottischen Tribunals. In der Sprachforschung hat er viel geleistet. Er stammte aus einem alten Herrengeschlechte Schottlands, und war die klassische Literatur der Griechen und Römer damals noch mehr als jetzt unter seinen Landsleuten, ein Gegenstand wahrer Abgötterei. Sein Beruf und sein Amtsgewerbe war die Rechtswissenschaft. 1767 wurde er schottischer Tribunalrichter der höchsten Instanz. Die Weisheit und Beredtsamkeit der Alten überschätzte er mächtig in einem Werke: on the origine and progress of language, welches G.A. Schmidt in's Deutsche übertrug. Man bewunderte in jedem neuen Theile die Originalität und Genialität des Verfassers, bedauerte aber auch seine Verirrungen. Aber der Zurechtgewiesene beharrte bei seinen Träumen in 5 andern Bänden, die 1787 bis 1797 unter dem Titel: ancient Metaphysic on the science of Universals erschienen, worin er das Sonderbare seiner Ansichten noch weiter trieb. So sollte der Orang-Utang zur Gattung Mensch gehören und der Mangel an Sprache nur zufällig

Digitized by Google

sein. In's peinliche Tribunal für Schottland wollte er trotz der Kleinheit seines Privatvermögens (300 Pfund Sterling Renten), dennoch nicht treten, um mehr Muße für seine gelehrten Speculationen zu haben, obgleich er mehre Kinder hatte. In den Gerichtsferien lebte er auf seinen Gütern ganz der Landwirthschaft und dachte nach, wie er auf seinem Erbgute seine Bauern und Pächter glücklicher und arbeitsamer machen könne. Oft reiste er nach London, aber immer zu Pferde, denn die Wagenfuhre schien ihm weibisch, weil solche die Griechen und die Römer nicht gekannt hatten. Dies thätige Leben setzte er bis zum 79. Jahre fort. Er lebte sehr mäßig, bewegte sich viel zu Fuße oder zu Pferde, nahm viele Luft- und Wasserbäder. 88 Jahr alt starb er, als Gegenstand allgemeiner Verehrung zu Edinburg 1799. Seine Denkungsart war religiös. Beim Frühstück las er seiner Familie ein Kapitel des griechischen Testaments vor und es war sein Haus und seine kleine Kasse keinem Unglücklichen zu irgend einer Stunde verschlossen.

* **Monk** (George, später Herzog von Albemarle). Dieser in der Geschichte Cromwell's und der Stuarte berühmte und in neuester Zeit vielfach als Muster zur Nacheiferung aufgestellte Mann, wurde den 6. Dec. 1608 zu Pothandge bei Torrington geboren, und stammte aus einer altadeligen aber unbegüterten Familie. Ungefähr 16 Jahr alt vertheidigte er einst seinen Vater, der Schulden halber verhaftet werden sollte, gegen den Scherif, verjagte letztern mit Stockschlägen und mußte natürlich hierauf aus dem väterlichen Hause fliehen. In das Regiment seines Verwandten, des Sir Richard Grenville, tretend, machte er einen Seefeldzug gegen die Spanier, ward hierauf bei der Expedition gegen die Inseln Rhe und Oleron gebraucht, und erwarb sich während des darauf folgenden Kriegs in Flandern, gute militärische Kenntnisse. Als die Unruhen in Schottland ausbrachen kehrte er in sein Vaterland zurück, und wurde in der von Carl I. gegen die Insurgenten geführten Armee als Oberst-Lieutenant angestellt. Hierauf als Oberster zu dem Regiment Leicester nach Irland kommend, half er dort die Rebellen bekämpfen, bis endlich der Vice-König, Marquis v. Ormond 1643 eine Art von Frieden mit den Aufrührern schloß, um dem unterdeß mit dem Parlament in offnen Hader gerathnen Carl I. beistehen zu können. Ein Verdacht, welchen man in England gegen ihn faßte, als neige er sich zu sehr auf die Seite des Parlaments, machte, daß Monk einige Zeit außer Activität kam, bald ward er aber von neuem als General bei der irländischen Brigade angestellt, mit welcher er indeß gleich darauf von Fairfax gefangen wurde (1644). Er wurde nun als Staatsgefangner in den Tower gesetzt, wo er bis 1646 blieb, und um sich die Zeit zu vertreiben ein Werk: „Bemerkungen über militairische und politische Gegenstände" betitelt, schrieb, welches, aber erst 1671 nach seinem Tode von dem Lord Lisle herausgegeben wurde, übrigens aber von keinem besondern Werthe ist. Durch denselben Lord Lisle, der damals sehr in Gunst bei dem Parlamente stand, erhielt Monk endlich auch, unter der Bedingung sich der Sache der Convenants zu ergeben, seine Freiheit wieder und ging nun mit seinem Beschützer abermals nach Irland, wo er nicht ohne Auszeichnung gegen die Königlichen focht, dennoch aber, da manche Unfälle die republikanische Partei in jenem Lande trafen, nur mit Mühe einer Verantwortlichkeit gegen das Parlament entging. Nach England zurückgekommen, ward er nun von Cromwell als General-Lieutenant und Commandeur der Artillerie

angestellt und mit nach Schottland marschirend, that er sich besonders in der Schlacht bei Dunbar vor. Als Cromwell aber wieder nach England ging, um Carl II. zu bekämpfen, da übernahm Monk einstweilen den Oberbefehl in Schottland, eroberte Dunde und ließ die Besatzung nieder machen. 1652 kehrte er seiner Gesundheit wegen, einige Zeit nach England zurück, wurde hierauf Mitglied der Commissionen, welche die Vereinigung der beiden Reiche Schottland und England besorgten, und ward hierauf vom Protector beauftragt, unter Blake zur See gegen die Holländer zu fechten. Mit der unter seinem Befehl stehenden Flottenabtheilung, bestand er hierauf ein siegreiches Gefecht gegen den holländischen Admiral Tromp (Mai 1653), den er zwei Monate darauf, in einer offnen Seeschlacht, in welcher Tromp seinen Tod fand, besiegte und dem Feinde 30 Schiffe vernichtete. Für diesen Sieg von Cromwell mit einer goldnen Kette belohnt, kehrte Monk hierauf nach geschloßnem Seefrieden, nach Schottland zurück, wo er den Protector in Edinburg proclamiren ließ, die stets unruhigen Hochländer zügelte und alles that, um sich als den eifrigsten Anhänger Cromwells zu zeigen, nach dessen Tode er sogar für dessen Sohn (Richard Cromwell) sich erklärte. Erst 1660 und nachdem Richard Cromwell das Ruder niedergelegt hatte, begann Monk, seinen, wie einige behaupten, stets gehegten Plan, die Stuarts auf den Thron zurückzuführen, zu entfalten, doch handelte er hierbei im Ganzen mit so vieler Berücksichtigung aller den Augenblick gerade obwaltenden Umstände, und zeigte sich überhaupt mehrmals bei dem ganzen Unterhandlungsgeschäft so zweideutig, daß man eher mit viel Wahrscheinlichkeit schließen darf, wie es ihm hauptsächlich nur darum zu thun war, sich selbst bei dem Umschwung der Dinge (die er erst zum Theil durch gewaltsame Auflösung des ihm in der letzten Zeit feindlich gesinnten langen Parlaments herbeigeführt hatte), sicher zu stellen. Als endlich Carl II. am 8. Mai 1660 feierlich in London als König proclamirt wurde, war Monk der erste, welcher sich dem in Dover landenden Monarchen vorstellte, und Carl war auch so überzeugt, daß er seinen Thron dem Einflusse dieses Mannes verdanke, daß er ihn sogleich zum Ritter des Hosenbandes, zum Mitglied des geheimen Rathes, zum Oberstallmeister, Kammerherrn, Schatzmeister und endlich zum Herzog von Albemarle und Gouverneur der Grafschaften Devonshire und Middelesser ernannte. 1666 commandirte Monk noch unter dem Oberbefehl des Herzogs von York die Flotte gegen die vereinigten Holländer und Franzosen, starb aber schon am 3. Januar 1670 an der Wassersucht. Sein unermeßliches Vermögen kam auf seinen einzigen Sohn, den die Geschichte nur insofern kennt, als er Schuld an der Niederlage mit war, welche die vereinigte englisch-holländische Armee später durch den Marschall Villars bei Denain erlitt. Auf König Carls Befehl, ward Monk nebst seinem Bruder Nikolas, Bischof von Hereford, auf's prachtvollste in der Westminster-Abtei beerdigt, das ihm von der Dankbarkeit des Königs zuerkannte Denkmal wurde indeß erst ein halbes Jahrhundert später errichtet. Im Ganzen war Monk keineswegs ein großer Charakter, sondern er kann höchstens nur als ein die Umstände mit ziemlicher Weltklugheit benutzender Mann betrachtet werden, der nicht ohne Feldherrntalent war, und in seinen Unternehmungen vom Glück begünstigt wurde. Daß man ihn, wie wir bereits bemerkten, in neuern, den seinen einigermaßen ähnlichen Zeiten, häufig als Muster eines edlen und treuen Helden aufstellte, konnte nur in Folge

Digitized by Google

des eben in solchen Zeiten nothwendig besonders erregten Geistes der Parteisucht und des Eigennutzes geschehen, wo sich denn freilich einem befangenen Blick leicht alles so gestaltet, wie er es gerade zu sehen wünscht.

Monographie (von μονος und γραφειν), wird eine Schrift genannt, welche einen besondern Gegenstand einer Wissenschaft abhandelt. Man setzt zugleich voraus, daß ein solcher Gegenstand in einer vollständigen Monographie nach allen Richtungen und Beziehungen und ganz im Detail betrachtet werde. Auf der andern Seite aber ist zu erinnern, daß dies nicht geschehen solle, ohne auch die allgemeinen Beziehungen zu berühren, in welchen derselbe mit der Wissenschaft steht, aus welcher er entlehnt ist. Die Monographien in strengerm Sinne sind ein Erzeugniß der neuern Zeit, und es ist nicht zu leugnen, daß sie der Wissenschaft sehr förderlich gewesen. Jetzt aber werden sie so häufig, daß es Noth thut, daran zu erinnern, daß man über dem Besondern das Allgemeine der Wissenschaft nicht gar zu sehr aus den Augen verlieren möge.

Monomanie (von μονος und μανια). So nennen einige französische Ärzte die Form des Wahnsinns, welche vorzugsweise auf einen einzelnen Gegenstand gerichtet ist, wo z. B. der Kranke glaubt, er sei Gott, Jesus oder der heilige Geist, Kaiser, König, Fürst, der Ärmste oder der Reichste, ein großes Genie u. s. w. Man sieht, daß bei dieser Form das Bewußtsein der Persönlichkeit gestört ist.

*Montgolfier (Jacques Etienne), berühmt durch seine Erfindung des Aërostats, wurde 1745 zu Vidalonles-Annonai geboren, woselbst sein Vater (der 1793 starb) eine ansehnliche Papiermanufactur besaß. Er und sein älterer Bruder Joseph Michael (geb. 1740, gest. 1810) legten sich früh, gegen den Willen des Vaters, der gern Theologen und Rechtsgelehrte aus seinen Söhnen machen wollte, auf das Studium der Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie, und beide übernahmen, nachdem sie (besonders Joseph) mancherlei Fata und jugendliche Verirrungen bestanden hatten, die väterliche Papierfabrik, welche sie bald durch ganz vorzügliche Leistungen und besonders durch die Erfindung des Velin-Papiers auszeichneten. Den ersten Gedanken zu seiner Luftmaschine soll Etienne Montgolfier ein Zufall eingegeben haben. Nach Einigen bemerkte er, daß ein über einen Kaffeetopf gelegter papierner Deckel in die Höhe getrieben wurde. Nach Andern war es ein Weiberrock, den Montgolfier auf einen dort zum Wäschetrocknen gebräuchlichen Korb gelegt hatte und welcher durch die von der Hitze verdünnte Luft bis an die Decke des Zimmers gehoben wurde. Noch Andere behaupten, daß Betrachtungen über das Aufsteigen des Rauchs und der Wolken und das emsige Studium von Priestley's Werk: „Sur les différentes espèces d'air," ihn darauf geführt haben. Wie dem nun sei, er theilte seine Idee dem Bruder mit, der sogleich darauf einging, und beide machten nun (1782) eine Menge Versuche mit Ballons von grauem Papier, welche denn nach und nach zur völligen Entdeckung des unter dem Namen Montgolfiere bekannten Luftschiffes führten (s. den Art. Aërostat, Bd. 1.). Den ersten großen Versuch machten die Brüder Montgolfier 1783 zu Annonai mit einem Ballon von 110 Fuß im Umkreis und 500 Pfund Gewicht, und da dieser auf's glücklichste ausschlug, so begab sich Etienne noch in demselben Jahre nach Paris, woselbst er, so wie in Versailles vor dem Hofe, das Experiment wiederholte, mehre Thiere mit aufsteigen ließ (wodurch denn erforscht wurde, daß

auch wol Menschen, unbeschadet der Gesundheit, die Luftfahrt wagen könnten), und mit seinem Bruder in die Akademie aufgenommen wurde, für sich selbst aber eine Pension von 2000 Livres und den Orden des heil. Michael erhielt. Der Enthusiasmus, welchen die neue Erfindung damals in Frankreich erregte, war außerordentlich, und er stieg noch, als Pilatre de Rozier (s. d. Art. Bd. 7.) zuerst mit dem Marquis d'Arlande es wagte, eine solche Luftfahrt zu unternehmen, ein Beginnen, welches Joseph Montgolfier im Januar 1784 zu Lyon nachahmte, wobei denn auch hier, wie überall in Frankreich, wo dergleichen Experimente unternommen wurden, der Andrang derer, die eine solche Reise mitmachen wollten, so groß war, daß die kühnen Luftschiffer (Rozier, Montgolfier, Charles, Blanchard u. A.) sich oft genöthigt sahen, die Hülfe der Behörden zur Abwehr aufzufordern. (S. über das Weitere des Aërostats den bereits erwähnten gleichnamigen Artikel.) Bemerken wollen wir noch, daß sich an die Erfindung der Brüder Montgolfier auch die ersten Versuche mit dem Fallschirm anschlossen, und daß Joseph, nachdem er Mitglied des Instituts geworden war, im Jahre 1807 die erste Idee zur Errichtung der Gesellschaft zur Ermunterung der Industrie gab. Ludwig XVI. begünstigte übrigens die Unternehmungen der Gebrüder Montgolfier sehr und setzte selbst eine Summe von 40,000 Livres aus, um die Erfindung wo möglich zu einem nützlichen Zweck zu leiten; die ausbrechende Revolution hemmte jedoch die weitere Ausführung. Den ihm von Ludwig XVI. noch ertheilten Adelsbrief wies Etienne Montgolfier in so weit zurück, daß er die dadurch ihm gewordenen Rechte auf seinen alten Vater übertrug, für sich selbst aber nie Gebrauch davon machte. Er starb den 2. August 1799, nachdem er noch in den letzten Jahren seines Lebens viel von den Stürmen der Revolution zu leiden gehabt hatte. Sein ihn überlebender Bruder Joseph hat sich außerdem noch durch mehrere eigene Erfindungen, worunter besonders die der Wasserschraube (pelier hydraulique), welche das Wasser bis auf 60 Fuß hebt, und mehre Mittel zur Vervollkommnung des Papiers bekannt gemacht. Man hat drei Schriften von ihm über die aërostatische Maschine und die Luftreisen. Er zeichnete sich durch seine keine Gefahr achtende Menschenliebe während der Gefahren der Revolution, durch seine Kaltblütigkeit und Leibesstärke und durch seine geistigen Vorzüge aus. Als die Revolutionsstürme seine Gewerbe störten, begab er sich nach Paris, wartete friedlich die Wiederkehr der Ordnung ab und fand die gebührende Belohnung seiner Verdienste, indem man ihn beim Büreau der Künste und Manufacturen, ferner als Administrator am Kunst- und Gewerbsconservatorium anstellte und zum Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion ernannte.

*Montmartre, ein Dorf und Anhöhe nahe bei Paris, die besonders in der neuesten Zeit durch die kriegerischen Ereignisse bei der zweimaligen Besetzung von Frankreichs Hauptstadt im Auslande berühmt geworden sind. Der Ursprung der Benennung Montmartre wird verschiedentlich angegeben. Nach Einigen soll einst ein Tempel des Mars auf dem Gipfel der Höhe gestanden und diese daher den Namen Mons Martis erhalten haben. Später hat sich dieser Name in Mons Mercurii gewandelt (vermuthlich weil der Dienst dieses Gottes dem des Krieges in jenem Tempel folgte); als aber der heilige Dionysius und seine Jünger auf diesen Anhöhen den Tod erlitten hatten, da ist der einstige Mons Martis in Mons Martyrum

verwandelt und an die Stelle des Götzentempels eine Kapelle gesetzt worden. Im Jahre 978 ließ Kaiser Otto II., im Kriege begriffen mit dem Frankenkönig Hugo Capet, von der Höhe des Montmartre durch eine Schaar Mönche ein Hallelujah mit solcher Gewalt absingen, daß, wie die Chroniken jener Tage sagen, über das entsetzliche Gebrüll Hugo Capet und ganz Paris in Schrecken geriethen, und 1096 gründete Burkhardt von Montmorency, dem die Hügelreihe damals gehörte, ein Mönchskloster daselbst, welches jedoch nur bis 1133 von seinen Bewohnern besessen wurde, indem die Königin Adelheid (Gemahlin Ludwigs des Dicken), diese auf sie gefallene Besitzung in ein Nonnenkloster nach der Regel des heiligen Benedict umschuf und reich begabte. Bald ward die Abtei Montmartre indeß aus einem Asyl der Frömmigkeit und Keuschheit in einen Tempel der zügellosesten Sitten verwandelt und die französische Geschichte weiß, besonders in den Tagen der Ligue und Heinrichs IV., viel von den Ausschweifungen aller Art zu berichten, die hier von den sogenannten heiligen Schwestern begangen wurden, die am Ende ihr Kloster ganz verließen und mit dem Heere Heinrichs IV. zogen, der eben so viel Geschmack an der jungen Äbtissin, wie seine Krieger an den Nonnen fanden, welche damals sämmtlich jung waren, indem die betagten sich kurz vor der Ankunft des ketzerischen Heeres nach Paris geflüchtet hatten. Später wurden die Sitten in diesem Frauenzwinger zwar wieder hergestellt, aber, so versichert ein neuer französischer Schriftsteller, als sie eben auf dem Punkte standen, recht gut zu werden, brach die böse Revolution aus und das Kloster wurde eingezogen. Als 1814 die Alliirten in Frankreich einrückten, ließ Napoleon die Höhen von Montmartre befestigen und übergab die Vertheidigung dieser Linien seinem Bruder Joseph. Im folgenden Jahre wurden die Werke zur Beschützung von Paris noch vermehrt, nach den Unfällen bei Waterloo und nach einer tapfern, wiewol fruchtlosen Vertheidigung gingen indeß diese mühsam aufgerichteten Verschanzungen abermals verloren und wurden von den Engländern besetzt. Im Jahre 1816 machten einige Deputirte in der Kammer den lächerlichen Vorschlag, auf dem Gipfel des Montmartre eine 300 Fuß hohe Säule zu errichten und auf dieselbe die Statue Ludwigs XVI. zu stellen, was sich, wenn es wäre ausgeführt worden, sehr vortrefflich hätte ausnehmen müssen und wenigstens beweist, daß der Herren Vorschläger Verehrung für den unglücklichen König größer war, als ihre Kenntniß von dem, was ausführbar und schön ist. Bemerkenswerth ist der Montmartre noch durch seine Kalk- und Gypsbrüche, die einen so reichen Ertrag geben, daß nicht allein ganz Paris damit versorgt, sondern auch noch viel davon verführt wird. Cuvier und Brogniart haben in einer eigenen Schrift ihre geologischen Untersuchungen über die Höhen von Montmartre bekannt gemacht.

Montserrat, eine uralte, berühmte, im J. 1812 von den Franzosen zum Theil zerstörte Benedictiner-Abtei in der spanischen Provinz Catalonien, hat ihren Namen von den vielen, den Zacken einer Säge ähnlichen Spitzen des Berges, an und auf welchem sie gelegen ist. Nicht Jeder ist im Stande, die gefährlichen, in den schroffen Fels gehauenen Stufen zu den 13 Einsiedeleien, welche einen Theil des Klosters ausmachen, zu erklimmen. Die jüngsten Mönche wohnen am höchsten und horsten, wie die Adler, 3 — 4000 Fuß hoch über andern Menschenkindern. Vom Kloster aus werden sie durch abgerichtete Maulesel mit Lebensmitteln versorgt. Sie hören

den Schall der Glocken, die Töne der Orgel und den Geſang im Chor; aber nur an Feſttagen verſammeln ſie ſich zum gemeinſchaftlichen Gottesdienſt in der Kloſterkirche. — Manche dieſer Einſiedeleien haben nicht mehr Raum, als die kümmerliche Hütte einnimmt, manche aber noch ein Gärtchen daneben; einige ſcheinen in der Luft zu hängen, und man kommt nur mittelſt Leitern und Brücken, über ſchauerliche Abgründe zu ihnen. Immer weiter rücken die Bewohner derſelben mit den Jahren herab in die dem Kloſter näher liegenden Einſiedeleien, ſo wie deren Inhaber abſterben, und endlich gelangen ſie in das Kloſter ſelbſt, wo die Gräber ſind.

Moraſt, Moräſte. Wenn ein thonartiger, leimigter Boden wenig Fall hat, Bäume und Sträucher die Austrocknung verhindern, ſo lockert das Waſſer, welches entweder durch den Regen oder von andern Orten her ſich anſammelt, zuerſt den Boden dadurch auf, daß es in denſelben eindringt. An ſolchen Stellen wachſen nicht nur viele Vegetabilien ſehr üppig, ſondern es häufen ſich auch eine Menge Thiere aus den niedern Klaſſen an, beide ſterben dann aber auch in großer Anzahl ab und gehen unter Begünſtigung der Wärme leicht und ſchnell in Fäulniß über, deren Reſiduen wiederum mit den Beſtandtheilen des Bodens ſich vermengen. So entſteht der Moraſt, der eben der Fäulnißprozeſſe wegen, welche ununterbrochen in demſelben vor ſich gehen, einen großen Einfluß auf die Geſundheit derjenigen hat, welche in oder neben demſelben wohnen. Die pontiniſchen Sümpfe in Italien, Gegenden Ägyptens, welche vom Nil überſchwemmt werden, viele Gegenden an großen Flüſſen, am Senegal, Po u. ſ. w., faſt ganz Weſtindien, Holland, Ungarn, Polen, in Deutſchland Hannover ꝛc. geben die Belege dafür. Die eigenthümliche Beſchaffenheit der Stoffe, welche den Moräſten ihren Urſprung verdanken und der Geſundheit der Menſchen ſo nachtheilig ſind, iſt freilich nicht bekannt; man muß jedoch vermuthen, daß ſie gasartig, dem Sauerſtoffgas entgegengeſetzt ſind und vorzüglich aus Waſſer-, Kohlen- und Stickſtoff beſtehen. Man faßt ſie unter der Bezeichnung von Sumpfluft (ſ. d. Art. Bd. 9.) oder Sumpfmiasma zuſammen. Die Art und der Grad der Einwirkung auf den menſchlichen Körper wird aber vorzüglich durch den Grad der Wärme modificirt, welche zugleich vorhanden iſt. Moräſte, die gefroren ſind, ſchaden gar nicht; bei mäßiger Wärme erzeugen ſie Wechſelfieber, welche leicht bösartig werden, immer ſehr hartnäckig ſind; bei höherm Wärmegrade bösartige, gaſtriſche, galligte, ſchleimige, remittirende Fieber und Ruhren; bei großer Hitze endlich die orientaliſche Peſt und das gelbe Fieber, das man als occidentaliſche Peſt bezeichnen kann, ferner die Cholera (Cholera morbus), welche in den neueſten Zeiten ſo große Verheerungen veranlaßt hat, und bösartige Unterleibsentzündungen, vorzüglich der Leber, des Magens und Darmkanals. Überhaupt hat man beobachtet, daß der Unterleib bei allen Sumpfkrankheiten vorzüglich leidet. In der Gegend von Moräſten herrſchen dieſe Krankheiten endemiſch und werden unter begünſtigenden Umſtänden leicht anſteckend. Aber auch die Einwohner ſolcher Gegenden, welche geſund genannt werden, haben ein elendes, dürftiges Anſehen, ſie bleiben klein, ſind ſchwach, blaß, ſchlecht genährt; auch ihre Geiſtesfähigkeiten werden niedergedrückt; ihre Gemüthsſtimmung iſt traurig und ſinkt endlich zur Indifferenz. Im mildern Fall herrſcht die lymphatiſche Conſtitution, im ſchlimmern erhebt die venöſe unter

Digitized by Google

sen Modificationen ihr Gorgonenhaupt. Um so großen Übeln entgegenzuwirken, darf die Regierung keine Kosten scheuen, welche erforderlich sind, wenn das Übel von Grund aus vernichtet werden soll. Kostbare Wasserbaue sind erforderlich, um das Zuströmen des Wassers von der Niederung abzuhalten, dasjenige, was sich hier angehäuft hat oder vom Regen herrührt, wegzuleiten und den Morast auszutrocknen. Dann kann aber auch der Einfluß der Sumpfluft auf die Erzeugung von Krankheiten dadurch vermindert werden, daß man den Körper selbst weniger empfindlich dafür zu machen sucht. In dieser Hinsicht werden folgende Regeln gegeben: Der Fremde, der gewöhnlich leichter erkrankt, muß es so einzurichten suchen, daß er nicht während der Zeit, wo die Krankheiten vorzüglich grassiren, in die gefährliche Gegend kommt, sondern während des Winters, damit er sich nach und nach an das Klima gewöhnt. Er muß in solchem eine strenge Diät führen, sehr mäßig im Essen und Trinken, enthaltsam in der Liebe sein und sich vor Gemüthsbewegungen hüten; die Abendluft, den Schlaf in freier Luft und die morastigen Gegenden muß er gänzlich zu vermeiden suchen. Alle Regeln der Diätetik sind vorzüglich sorgfältig zu der Zeit zu befolgen, wo die Krankheit zu herrschen pflegt, ist sie aber ausgebrochen, so muß die Hülfe der Kunst so frühzeitig, als möglich, gesucht werden.

*Morea, sonst Peloponnesos genannt, ist eine bergige Halbinsel, die zwischen dem 38° bis 41° östlicher Länge und 36° bis 38° nördlicher Breite, im Nord-Westen an den Meerbusen von Balieba-ra, im Norden an den Busen von Ainabachti, im Nord-Osten an die Landenge von Kordos (den Isthmus von Korinth), im Osten an das ägäische, im Süden und Westen aber an das Mittelmeer grenzt und einen Flächenraum von 360 Q. M. hat. Sie wird nur durch einen schmalen Landstrich (den korinthischen Isthmus) mit dem eigentlichen Griechenland (mit Livadien) verbunden, und die Zahl der Einwohner betrug nach ohngefähren Berechnungen (da genauere vermöge der elenden Wirthschaft im osmanischen Reiche eine Unmöglichkeit sind), vor dem Ausbruche der jetzigen Unruhen in Griechenland aus 350,000 Griechen (die stets unabhängigen Mainotten eingeschlossen), 20,000 Türken und 4 — 5000 Juden. Den jetzigen Namen hat die Halbinsel unter den letzten griechischen Kaisern bekommen, wegen der Ähnlichkeit ihrer Figur mit dem Blatte eines Maulbeerbaums, der im Griechischen Morea heißt. Die Luft ist warm, aber ziemlich temperirt, und der Boden fruchtbar an Getreide, edeln Baumfrüchten, Wein, Öl, Seide (Moreaseide), Baum- und Schafwolle, Galläpfel u. s. w. Der wichtigste Ausfuhrartikel sind die unter dem Namen Korinthen bekannten kleinen Rosinen, deren jährliche Ausfuhr Pouqueville auf 42,500, Scrofani aber auf 480,000 Centner schätzte. So lange Morea unter türkischer Herrschaft stand (was jedoch nie ganz der Fall war, indem die tapfern Bergvölker von Maina immer in ihren rauhen Schluchten bald mehr, bald minder unabhängig sich behaupteten), ward es in 2 Sandschakate getheilt: das von Morea, dessen Sitz zu Tripolitza war, und das von Mistra. Die Einkünfte des ganzen Landes mochten 2 Millionen Piaster betragen. Bekannt sind die Anstrengungen, welche auf Rußlands Anregung im J. 1770 von den Moreoten gemacht wurden, um das immer unerträglicher werdende Türkenjoch abzuschütteln, und eben so der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung. Seit dieser Zeit verödete die Halbinsel unter dem Drucke der Barbaren immer mehr, und die wenigen

Digitized by Google

überreste von Freiheit und Wohlstand aus den Zeiten der venetianischen Herrschaft über Morea (der Achmet III. im J. 1715 durch das Schwert ein Ende machte) verschwanden nach und nach gänzlich in den Städten und auf dem platten Lande, und nur noch ein schwacher Schimmer von nationaler Unabhängigkeit' blieb noch in den Gebirgen der kriegerischen und räuberischen Mainotten. Erst im Jahre 1821 zeigte sich auf einmal und in der That aller Welt unerwartet, das Streben nach volksthümlicher Unabhängigkeit und Befreiung von dem Drucke der Asiaten unter den so lange und so tief erniedrigten Griechen wieder, und zwar mit einer solchen Extension, Kraft und Beharrlichkeit, daß nunmehr, nach einem dreijährigen blutigen und furchtbaren Kampfe, und obschon dem gedrückten Volke von außen keine Unterstützung in seinem edeln Beginnen gewährt wurde, fast kein Zweifel mehr übrig ist, daß der Peloponnes, die Inseln und vielleicht das gesammte alte Griechenland die Selbstständigkeit erringen werden, um welche Entartung und Unglück die Nachkommen der alten Hellenen brachten. Was diesen Entschluß, lieber zu sterben, als ferner unter der barbarischen Herrschaft der Osmanen zu leben, in dem unglücklichen Volke erregte und befestigte, so wie, mit welchem Glück, welchen Mitteln und welchen Opfern der Kampf begonnen und bisher geführt wurde, dies ist zerstreut in mehren öffentlichen Blättern und einzelnen Schriften (historisch geordnet aber in dem Werke: „Der Kampf der Griechen um Freiheit, von D. Friedr. Gleich") zu finden, und bleibt uns hier in dieser Hinsicht nur zu bemerken übrig, daß Morea, mit Ausnahme von ein paar an den Küsten liegenden Festungen (wie Modon, Patras und einige andere), dermalen von den Türken befreit ist, und daß sich in der Halbinsel eine Central-Regierung für das gesammte in Waffen gegen die Türken stehende Griechenland (sowol auf dem Continent, als den Inseln) gebildet hat, an deren Spitze die tapfern Vertheidiger der Freiheit ihrer Landsleute, Maurokordatos, Kolokotroni und Demetrius Ypsilanti, stehen und die ihren Sitz zu Argos hat. Die von diesem Senate ausgegebene provisorische Verfassungsurkunde und Unabhängigkeitserklärung von Hellas, d. d. Epidaures den 1. Januar 1822, findet sich in der in Zürich zum Besten des dortigen Hülfsvereins für die Griechen herausgegebenen „Sammlung der Verfassungsurkunden des befreiten Griechenlands," vollständig abgedruckt. Mehres von und über den jetzigen Kampf der Griechen gegen ihre Unterdrücker siehe theils in den angeführten Werken, theils in dem Artikel Griechenland (Neue Folge, 4. Lieferung). Über die Sitten und den Charakter der Moreoten findet man in Pouqueville's großem Reisewerke, in D. Christian Müller's Reise nach Kalamata und in vielen andern, neuerdings sehr zahlreich erschienenen Schriften, bald mehr, bald minder treue und gewichtige Nachrichten. Von der Geschichte Morea's erwähnen wir hier nur in allgemeinen Umrissen Folgendes: Ihre erste Bevölkerung erhielt die Halbinsel von den phönizischen und ägyptischen Küsten, zugleich auch von hier aus ihre erste Kultur in Wissenschaft, Kunst und Handel. In den schönen Tagen des alten Griechenlands blühten hier Sparta, Argos, Messene (von wo aus eine Kolonie nach Sicilien ging und Messina gründete), Korinth, Argolis, Elis, Achaja ꝛc. Als Helles Freiheit sank und das Land römische Provinz ward, da theilte auch der Peloponnes dies Geschick und blieb später so lange ein Theil des griechischen Kaiserreichs, bis dieses selbst in Trümmer zerfiel und stückweise eine Beute der Osmanen wurde. Im

16. Jahrhundert bemächtigte sich die damals mächtige Republik Venedig der Halbinsel, und sie blieb nun so lange, gleich mehren andern griechischen Inseln und Landstrecken am adriatischen Meere, Eigenthum dieses Freistaates, bis sie, wie bereits erwähnt, Achmet III. 1715 von neuem unter türkische Bothmäßigkeit brachte, von welcher sich denn jetzt das erwachte Volk der Griechen mit Heldenmuth dauernd zu befreien strebt.

*Morelli (Jakob), durch die geachtetsten Stimmen im gelehrten Europa lange Zeit für den ersten unter allen Bibliothekaren im umfassendsten Sinne des Worts und für einen Fürsten im Reiche der Literatur erklärt, war zu Venedig geboren, das Kind armer, aber redlicher Ältern, gegen deren Willen er zwar den geistlichen Stand erwählte, so treu er auch sonst alle Sohnespflichten erfüllte. Der Mangelhaftigkeit des Schulunterrichts, der ihm nur die Kenntniß des Lateinischen gegeben hatte, half bald eine unermüdliche Liebe zu gelehrten Beschäftigungen ab, deren Richtung auf Kritik ein zufälliger Umstand in seiner Jugend bestimmte. Er kaufte einst eine Handschrift der lateinischen Briefe des Francesco Barbaro, die wesentliche Abweichungen vom gedruckten Texte der quiriniſchen Ausgabe, Brescia 1743, darbot. Beim Vergleichen, Berichtigen und Abwägen durch genaue Erklärung lernte er ausübend gelehrte Kritik, die er sonst kaum dem Namen nach kannte. Fast täglich besuchte er, durch diese Beschäftigung angezogen, die zenische Bibliothek, wo sein Eifer und die Wahl seiner Beschäftigungen bald die Aufmerksamkeit des Bibliothekars auf ihn leitete. Der P. de Rubeis gewann Morelli lieb, machte ihn zum Theilnehmer seiner eigenen Studien, half rathend und zurechtweisend und begünstigte seinen Liebling durch die Mittheilung von Apostolo Zeno's handschriftlichem Nachlasse. Durch diese Auszeichnung lernte Morelli vorzüglich die Kunst, sich literarische Sammlungen anzulegen, und bald übertrafen Morelli's Zibaldoni (dies der Name, den die Italiener den gelehrten Excerptenbüchern geben) an Umfang der Gegenstände, an Genauigkeit und Reichthum die seines Musters. Die Marcusbibliothek in Venedig, aus deren Schätzen er die seinen zusammentrug, ist noch im Besitze dieses Schatzes, und er ist glücklicherweise durch die Humanität des jetzigen Präfecten der Marciana nicht so hinter Schloß und Riegel verborgen, daß es erst eines schwarzen Bocks oder goldnen Fuchses bedürfte, um ihn zu heben. Kommt solcher Fleiß zu einem so geübten und nüchternen Urtheil, als Morelli stets zeigte, bei einem treuen und leicht fassenden Gedächtniß, so ist der Gelehrte fertig, der im Gebiete der Literatur, wie Cook auf dem Weltmeer, erst da umkehrt, wo die Natur die Wege versagt hat. Unersättlich im Studiren, reichte ihm die zenische Bibliothek nicht allein aus; alle andere Büchersammlungen in der Stadt und auf den Inseln durchforschte er mit einem allgemein beachteten Eifer, und bald hatte er durch die Menge der Handschriften, die er überall antraf, eine solche Sicherheit in Beurtheilung der Schriftzüge zur Zeitbestimmung, besonders der lateinischen und italienischen, erlangt, daß sein Ausspruch den Vorstehern für Autorität galt. Aber noch fehlte ihm die Kenntniß des Griechischen. Gallicioli ward ihm in der Erlernung Beistand und Vorbild, und um die Minuten nicht zu verlieren, lernte er in den Sakristeien nach dem Messelesen, wenn die andern Geistlichen plaudernd umherstanden, von einem Bekannten französisch. Bald zog sein gelehrter Fleiß ihm allgemeine Auszeichnung zu. Es geschahen ihm vortheilhafte Anträge von reichen Biblio-

philen Venedigs; aber aus Liebe zur Unabhängigkeit, bei der allein Gelehrsamkeit gedeiht, schlug er alle aus. Nur mit dem Patrizier Farsetti verband er sich näher, dessen reiche Manuscriptenbibliothek er durch ein gelehrtes Verzeichniß bekannt machte (Biblioteca manoscr. del Bali T. G. Farsetti, Venezia 1771 — 80. 2 B. 12., wozu noch spätere Nachträge kamen). Bald darauf folgte seine Beschreibung der S. Marcusbibliothek (Diss. storica intorno alla publica libreria di S. Marco. Ven. 1774. 8.), auf der er, nicht mehr ausgezeichnet, als jeder andere Leser, sich häufig eingefunden hatte. Die Geschichte der Marciana bot ihm Gelegenheit, so viele literargeschichtliche Fragen zu beantworten und Zweifel zu lösen, daß sie als musterhaft in diesem Fache gerühmt werden kann. Durch gehaltreiche Zusätze und Nachträge bereitete Morelli während seines ganzen übrigen Lebens eine bald nothwendig gewordene neue Ausgabe derselben vor, die aber, so viel uns bekannt, noch nicht erschienen ist. Man darf sie vom Erben des ehrwürdigen Mannes, vom Ab. Bettio, hoffentlich bald erwarten. Gleiches Verdienst wollte sich Morelli um die Bibliothek der Akademie zu Padua erwerben, wohin er den Baillei Farsetti begleitet hatte; aber durch uneigennützige Mittheilung seiner Papiere an den Historiographen der Lehranstalt von Padua, Fr. Colle, sind alle Papiere spurlos verloren gegangen. Nur zwei Jahre später, als die Bibliothekbeschreibung, folgte das Verzeichniß der nanischen Handschriften (Codd. MSS. lat. Bibliothecae Nanianae relati, c. Opusculis ineditis ex iisdem depromtis, Ven. 1776. 4., zu denen später das Verzeichniß der italienischen hinzukam.) Schon diese Werke hätten ausgereicht, ihm den europäischen Ruhm zu verschaffen, der ihm von Marini, Villoison, Wyttenbach, Heyne zuerkannt wurde, und seine Würdigkeit, an der Marciana Anton Maria Zanetti zu ersetzen, bewiesen; aber die glücklichsten Funde in der alten und neuen Literatur (Aristidis orat. adv. Leptinem, Libanii declam. pro Socrate etc. Ven. 1785. 8. Lettere di Apost. Zeno emendate ed accresciute di molte inedite. Ven. 1785. Della istoria Veneziana di Pietro Bembo, libri XII., Ven. 1790. Monumenti Veneziani di varia letteratura, Ven. 1796. 4. Dionis Cassii historiar. Romanorum Fragmm., Bassani 1798. Notizia d'opere di disegno nella prima metà del secolo XVI. esistenti in Padova etc. Bass. 1800. 8.) rechtfertigten durch immer neue Auszeichnungen, die sie ihrem Verf. versicherten, die Behauptung, daß in Sachen der Literaturgeschichte der Dreifuß in Venedig zu suchen sei. Seiner Belesenheit entgingen die Versuche nicht, durch eingeschlichenes Gut den Markt der alten Literatur zu erweitern; aber bald waren die Sinonen von seinem Scharfsinne durchschaut. (Man denke an seinen Brief an d'Ansse de Villoison über die Progne des Greg. Corrario, die man für den Tereus des L. Varius ausgeben wollte, Ven. 1792, und wieder abgedruckt in den Epp. VII. variae eruditionis, Patav. 1819. 8.) Die Berühmtheit der Marcus-Bibliothek ward von dem Augenblicke an, wo er ihr Vorsteher ward, während der ganzen 41 Jahre, die er mit ihr lebte, der Angelpunkt seines Strebens und Waltens. Ihrer Erweiterung und Vervollständigung mit allen Kräften beflissen, hatte er die Freude, sie durch die Zeitumstände mit allem vermehrt zu sehen, was die Archive darboten, insofern dies nicht rein politische Verhältnisse betraf, aber auch den Schmerz, die Verlegung der Sammlung aus ihrem berühmten alten Gebäude, von Sansovino, bewerkstelligen zu müssen, die von den

Digitized by Google

ranzösischen Behörden befohlen wurde. Nur die Pracht und Bequemlichkeit des neuen Locals konnte den Greis trösten, daß Er gerade eine Änderung hatte leiten müssen, von der er sich mit Recht Verluste für die Sammlung selbst voraussagte, und die ihm wegen der gelehrten Erinnerungen, die am Gebäude zu schweben schienen, außerdem schon schmerzlich und entheiligend vorkam. So wie er die pinellische vortreffliche Bibliothek, deren Katalog und innere Anordnung Morelli besorgt hatte (Biblioth. Maphaes Pinelli Veneti etc. Ven. 1787. 6 Bde. 8.) im J. 1788 zerstreuen sah, so befürchtete er in den Zeiten der Auflösung die Vertrödelung ähnlicher Schätze. Durch allen Einfluß, den er aufbieten konnte, suchte er das zu hindern; vielleicht lag aber in dem theilweisen Mißlingen seines Bestrebens und in manchen ähnlichen Ursachen der Grund, warum von seiner Bibliotheca manuscripta gr. et lat. Bassani 1802. 8. nur der erste Band erschien, zu dessen Fortsetzung doch so vieler Stoff schon ganz vorbereitet da lag. Diese Bibl. manuscripta ist wol am meisten geeignet, das Urtheil über Morelli's kritischen Scharfsinn und sein alles umfassendes Wissen festzustellen. Die herrlichen Schätze der Marcus-Bibliothek gewannen bei dieser Darstellung an Verherrlichung. Durch seine Epp. septem variae eruditionis, Pat. 1819. 8. nahm Morelli von den Gelehrten Europa's, die bei ihm Rath und Hülfe niemals vergeblich gesucht hatten, gleichsam Abschied. Geehrt durch den Orden der eisernen Krone, durch die Mitgliedschaft des französischen und lombardisch-venetianischen National-Instituts und durch die Liebe und Anhänglichkeit aller, welche dem wahrhaft humanen Greise näher kamen, starb Morelli am 5. Mai 1819 in einem Alter von 75 Jahren. Das vollständige Verzeichniß seiner Schriften findet man den ofterwähnten sieben Briefen beigegeben, und einige hier benutzte Nachrichten über ihn selbst in der Orazione recitata nelle solenne esequie celebrate nella chiesa patriarcale di Venezia. Ven. 1819. 8. vom Ab. Bettio, der, durch gleiche Vorzüge an seinen Freund und Vorgänger erinnernd, durch gleiche Gefälligkeit die Besucher der Marciana über Morelli's Verlust zu trösten sucht.

Morphologie, vom griechischen Worte μορφή, (morphe) die Gestalt, und λόγος, (logos) die Lehre, abgeleitet, bezeichnet die Lehre von der Bildung und Umbildung der organischen Körper und ist dem Worte, wie der Sache nach, zuerst von Göthe in die Reihe der technischen Ausdrücke in der Naturgeschichte aufgenommen worden. Er machte zuerst darauf aufmerksam, wie alle, und besonders die organischen Körper, ihre Gestalt immerfort umbilden; wie sie in einer steten Bewegung sind; wie sie auch da, wo sie als ein Individuum erscheinen, doch nur aus mehrern lebendigen Wesen bestehen, die für sich selbstständig sind. Diese Wesen sind, meint er, entweder ursprünglich vorhanden, oder aber sie finden sich zu einander. Sie trennen sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Production nach allen Seiten und auf alle Weise. Den Beweis führt er bei den Pflanzen durch die Fortpflanzung mittelst der Absenker und Augen und, wie bei diesen letztern, ist ihm auch die Fortpflanzung durch den Samen nur eine Entwickelung vieler gleicher Individuen aus dem Schooße der Mutterpflanze. Bei den Thieren führt er als Beispiel die Infusionsthierchen an, wie sie bei Mangel an Feuchtigkeit vertrocknen, zerplatzen und eine Menge Körner ausschütten, in die sie wahrscheinlich bei dem naturgemäßen Gange sich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und auf solche Weise fortgepflanzt hätten. Vielleicht

Digitized by Google

hätte die Erfahrung, die man bei den Polypen (s. d. Art. Bd. 7.) und Regenwürmern gemacht hat, wo Zerschneidung neue gleiche Wesen schafft, hier ebenfalls angeführt werden können. Göthe's Beiträge zur Naturwissenschaft überhaupt und zur Morphologie insbesondre, Tübingen 1817 und ff. J., geben über diesen Gegenstand die anziehendsten Mittheilungen und sind zum größten Theile aus eigner Beobachtung geschöpft.

Motte (Anton Houdat de la), ein berühmter Literator aus den letzten Zeiten Ludwigs XIV., wurde 1672 zu Paris geboren und machte seine ersten Studien bei den Jesuiten. Sein Vater, ein Hutmacher, der zu Troyes ein kleines Grundstück besaß, welches die Benennung la Motte führte (daher der Zuname der Familie), bestimmte ihn für die Rechtsgelehrsamkeit; die Neigung des Sohnes wandte sich aber auf die Dramatik, und nachdem er selbst als Jüngling fleißig auf Privattheatern in molière'schen Stücken aufgetreten war, brachte er 1693 sein erstes Stück auf die Bühne (les Originaux), welches indeß so wenig Glück machte, daß der junge Dichter aus Verdruß sich entschloß, Trappist zu werden. Der berühmte Abbé Bouthillier de Rancé (s. d. Art. Bd. 6.), die Übereiltheit dieses Vorhabens einsehend, wies ihn und einen Gefährten, der dieselbe Thorheit zur Gesellschaft mit begehen wollte, aber ab, und la Motte, nach Paris zurückkehrend, begann nach nnd nach seine alte Vorliebe für das Theater wieder zu fassen, und fing von neuem an für die Bühne (namentlich für die Oper) zu arbeiten und dies Mal mit besserm Erfolge wie das erste Mal. Eine Menge Singspiele wurden von ihm in die Scene gebracht, und bald räumte ihm die Kritik den ersten Rang nach Quinault ein. Später wagte sich la Motte nun auch in das Feld der Komödie und Tragödie, wo der Beifall, den seine Sachen erhielten, meist sehr abwechselnd, bei einigen derselben wenig, bei seinem Trauerspiel Ines de Castro dagegen aber glänzend und entschieden war, obgleich die Kritik an all diesen Productionen nicht ohne Recht immer viel auszusetzen fand. Auch in der Gattung der Oden machte la Motte mit Glück vielfältige Versuche, besonders zeichnete er sich jedoch als Fabeldichter, neben Fontenelle, rühmlich aus. Als er es aber später unternahm die Iliade zu übersetzen, eine Arbeit, zu welcher ihm aller Beruf und sogar die nöthige Sprachkenntniß fehlte, da erhob sich zuerst auf Anregung der geistreichen Mad. Dacier, ein gewaltiger Sturm gegen ihn, und zwar nicht sowol wegen des verfehlten Unternehmens selbst (das Voltaire sehr richtig mit dem Ausspruch bezeichnete, er habe ein frisches, lebensvolles Bild skelettisirt), als wegen einer dem Werke vorgesetzten Einleitung, in welcher er sich herausnahm, den König der Dichter, den alten Homer, herabzusetzen. Zwar antwortete la Motte auf der Dacier heftige Schrift: des causes de la corruption du goût sehr gemäßigt in seinen Réflexions sur la critique; doch dauerte der einmal angeregte Streit unter den Gelehrten (der durch seine, in gleicher Zeit erscheinenden Discours sur la tragédie, sur l'éloge, sur l'ode, sur la fable etc. immer neue Nahrung erhielt) noch ein hübsches Weilchen, bis endlich Fenelon, der zum Richter war aufgerufen worden, die Sache vermittelte und J. B. Rousseau durch ein beißendes Epigramm die Ehre Homers an seinem ungriechischen Verunglimpfer rächte. Manche andere paradoxe Behauptungen, wie z. B. sein Verwerfen der Verse, da er doch selbst fast alles in Versen geschrieben hatte, und hierin weit glücklicher war, wie in der Prosa u. dgl. m., zogen ihm in der Folge

Digitized by Google

noch eine Menge Streitigkeiten und Epigramme zu; doch behielt la Motte bei allen diesen Anfechtungen stets seine ihm angeborene Gutmüthigkeit, und ob er schon zu den gelesensten und gefeiertsten Autoren seiner Zeit gehörte, so rächte er sich doch nie durch stacheliche Gegenschriften an seinen literarischen Verfolgern. In seinen besten Jahren hatte er übrigens, in Folge der ihn früh befallenen Gicht, das Unglück zu erblinden, und seine Gesundheit war so wankend, daß er sich nur mit der einfachsten Kost behelfen durfte und zuletzt oft vor Schwäche und Lähmung nicht gehen konnte. 24 Jahre lang verlebte er in dieser traurigen Lage, ohne daß die Heiterkeit und Sanftmuth seines Geistes dadurch litt, und ein Verwandter versah in dieser Zeit die Stelle eines Lectors und Secretairs bei ihm. Im 59. Jahre seines Alters (den 26. December 1731.) machte endlich der Tod seinen vielfachen körperlichen Leiden ein Ende. La Motte war Mitglied der Akademie, und eine oft zwischen ihm als Fabeldichter, und Fontenelle (seinem Freunde) gezogne Parallele ist um so wichtiger, da sich in dem Charakter dieser beiden Männer, so wie in ihren gegenseitigen Meinungen und Ansichten eine große, oft überraschende Übereinstimmung findet.

* **Mounier** (Jean Joseph), Secretair der Provinzialstände der Dauphiné, Deputirter des dritten Standes dieser Provinz zu den Generalständen, ein Mann von seltner Tugend und Liebe für das allgemeine Beste, wurde 1758 zu Grenoble geboren, woselbst sein Vater Kaufmann war. Mehre Umstände vereinigten sich, um früh in der Seele des jungen Mounier die glühende Liebe für Freiheit und den Haß gegen alles, was Willkühr und Unterdrückung hieß, zu pflanzen, die ihn durch sein ganzes Leben charakterisirten. Erzogen von einem überstrengen, pedantischen Lehrer, dessen Eigensinn und Launenhaftigkeit dem Knaben oft das größte Unrecht zufügte, später abgewiesen von dem Militair, weil ihm der Vorzug einer adeligen Geburt fehlte, lernte er so die Privilegiensucht des Adels und den geistlichen Despotismus des Klerus verabscheuen, und die Kleinlichkeit, welche oft im Handelsstande herrscht, den sein Vater ihn wünschte ergreifen zu sehen, zog ihn gleichfalls nicht an. Er widmete sich daher endlich der Rechtswissenschaft auf der Universität zu Orange, und hier in den Fächern der Staatswissenschaft und Rechtskunde war er endlich an dem Platz, in welchem er glänzen sollte. Durch seine offne und rechtliche Erklärung gegen die Ungebühr der Stempel- und Grundsteuern, wie sie damals in Frankreich waren, und gegen die schlechte Finanzwirthschaft, gab er 1787 den ersten Anstoß mit zu der allgemeinen Opponirung gegen diesen Druck, und als im folgenden Jahre durch die harten und unüberlegten Maßregeln der Regierung, Unruhen in Grenoble ausbrachen, da ward er durch die allgemeine Stimme zum Schiedsrichter in dieser Angelegenheit aufgerufen. In den ersten Berathschlagungen der Nationalversammlung (deren Mitglied er hierauf ward) spielte er eine wichtige und einflußreiche Rolle. Am 20. Juli war er einer von den Anstiftern der Sitzung und des Eides im Ballhause, die eigentlich der Anfang der Revolution wurden. Bis zu den Ereignissen des 5. und 6. Octobers nahm er an allen Verhandlungen der constituirenden Versammlung lebhaften Antheil, und die Festigkeit und Redlichkeit, mit welcher er sich, zum Präsidenten dieser Versammlung erhoben, bei allen schwierigen Verhältnissen benahm, und eben so sehr die Sache der Nation vertheidigte, wie das Unrecht zurückwieß, welches man im Begriff stand gegen den Herrscherstamm auszuüben,

Digitized by Google

erwarben ihm für immer die Achtung aller Bessern. Als aber endlich der Strom wilder Anarchie unaufhaltsam überhand nahm und keine Hoffnung mehr war, das wilde Treiben mehr zügeln zu können, da zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück, begab sich in die Dauphiné und forderte von hier aus im November (1789) seine Entlassung. Zugleich gab er eine Darstellung seines Betragens (Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné) heraus. Zu Genf, wohin er sich später, um den Verfolgungen der Jacobiner zu entgehen, begab, ließ er unter dem Titel: Appel au tribunal de l'opinion publique, ein mit Freiheit und Kühnheit geschriebenes Werk drucken, worin er die Ereignisse des 5. und 6. Oktobers entwickelte und den Bericht Ghabroud's zu Gunsten des Herzogs von Orleans und seiner Mitschuldigen widerlegte. Von der Schweiz aus machte er 1793 eine Reise nach London, wo ihm die Regierung eine Oberrichterstelle in Canada mit gutem Gehalte antrug, was er jedoch, die Hoffnung, das Vaterland wiedersehen zu können, nicht aufgebend, ablehnte und sich hierauf, da Genf, sein bisheriger Wohnort, in den Strudel der Revolution war gezogen worden, von da aus mit seiner Familie im J. 1795 nach Deutschland wandte, woselbst ihn der Herzog von Weimar mit Güte aufnahm und ihm das Lustschloß Belvedere (nahe bei Weimar) einräumte, um dort eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für junge Leute aus den höhern Ständen (namentlich für junge Engländer) zu begründen. Mounier war hier auf's Vielfachste thätig und nützlich und arbeitete unter andern auch hier die Schrift: „De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés, sur la Révolution de France" aus, welche zuerst 1801 in Tübingen und jetzt neuerdings in Paris (1821) erschienen ist. Nach dem 18. Brümaire kehrte Mounier nach Frankreich zurück, ward 1802 zum Präfekten des Departements der Ille und Vilaine, und 1804 zum Mitglied des Erhaltungs-Senates ernannt, das Jahr darauf aber in den Staatsrath berufen. Er starb im Januar 1806, in einem Alter von 45 Jahren. Sein Sohn (geb. 1784) trat unter Napoleon in die Dienste des Staats; er war erst Auditeur des Staatsraths, im J. 1815 kam er aber in die Deputirtenkammer, und 1817 erhielt er den wichtigen Auftrag, die gemischte Commission zu präsidiren, welche die Liquidationen mit den auswärtigen Mächten zu ordnen hatte. Später wurde er zum Pair des Reichs erhoben.

* Mühlberg, die Schlacht bei, gehört zwar nicht zu denen, wo viele Tausende verstümmelt und getödtet den Boden decken, allein sie hatte in politischer Hinsicht die entschiedensten Folgen und würde sie selbst in religiöser, in Beziehung auf Protestantismus, gehabt haben, wenn nicht zur rechten Zeit noch der Churfürst Moritz, der die Früchte derselben auf Kosten seines Verwandten erntete, einen kühnen Entschluß gefaßt und sich zum Gegner Carls V. erklärt hätte. Die protestantischen Fürsten und Städte hatten sich bereits unter dem Churfürsten Johann von Sachsen 1531 zu Schmalkalden zu einem Bunde vereint, an dessen Spitze, als er bald darauf starb, der fromme, gute, persönlich tapfre, aber nicht umsichtige Johann Friedrich der Großmüthige, sein Sohn, der ihm in der Churwürde folgte, mit dem Landgraf Philipp von Hessen stand. Diesem Bunde Trotz zu bieten, war ein dadurch 1538 veranlaßter heiliger Bund zwischen den katholischen Fürsten Deutschlands geschlossen worden, der ungleich mehr Einheit und Kraft hatte und dem Kaiser Carl V. dazu diente, den schmalkaldischen im

Digitized by Google

Zaume zu halten, bis endlich der letztre gänzlich aufgelöst wurde. Dies wurde besonders dadurch befördert, daß der junge Herzog Moritz von Sachsen, obschon ein Protestant, 1546 ein geheimes Bündniß mit dem Kaiser Carl V. abschloß, und als der Kaiser den Churfürsten Johann Friedrich in die Reichsacht erklärte, die Vollziehung derselben übernahm. Die Streitkräfte des Churfürsten standen, mit denen des Bundes vereint, im südlichen Deutschland, als Johann Friedrich erfuhr, wie sein Vetter selbst, dem er die Bewachung und Beschützung seiner Länder anvertraut hatte, in diese eingefallen sei und sie binnen 15 Tagen bis auf drei feste Städte eingenommen habe. Der Erstere eilte schnell zurück, eroberte sein Land wieder, drohte sogar Leipzig zu nehmen, das er (Jan. 1547) hart belagern ließ; allein statt den Herzog Moritz nicht neue Kräfte sammeln zu lassen, ging er mit ihm einen Waffenstillstand auf 4 Wochen ein, der dem Kaiser Carl und seinem Bruder Zeit gewährte, ihre Streitkräfte heran zu bringen. An diese Annäherung des kaiserlichen Heers dachte er so wenig, daß es ihn ganz unvorbereitet überraschte. Sein ganzes Heer zählte nur 13,000 Mann und stand zwischen Mügeln und Meißen. Er ließ es sogleich bei Meißen über die Elbe gehen und brannte die Brücke hinter sich ab; dasselbe geschah mit der Schiffbrücke, die er bei Mühlberg hatte, und so zog er rasch nach Torgau und Wittenberg hin. Unter den Kanonen des letztern hoffte er der Übermacht Trotz bieten zu können. Allein die Schiffbrücke brannte nur zum Theil ab. Ein Bauer zeigte dem Herzog Moritz eine Furth, wo die ganze Reuterei durch die Elbe gehen konnte und indeß die Schiffbrücke für's Geschütz wieder hergestellt wurde, schwammen die Spanier in Menge durch den Fluß. So gelang es Carl V., den Churfürsten (am 24. April 1547) schnell hinter Mühlberg mit der Reuterei einzuholen. Die sächsischen Völker zeigten wenig Tapferkeit. Sie flohen durch die lochauer Haide der Veste Wittenberg zu; der Churfürst selbst gerieth nach tapfrer Gegenwehr mit dem Herzog von Braunschweig in Gefangenschaft und ward selbst mit dem Tode bedroht. Die Verwendung vom Herzog Moritz und andern deutschen Fürsten verhütete nun zwar dieses Geschick, durch dessen Androhung nur Wittenberg zur Übergabe bestimmt werden sollte. Allein es konnte nicht verhindert werden, daß der Churfürst auf alle seine Staaten verzichten und froh sein mußte, für seine Kinder so viele Ämter, Städte und Flecken angewiesen zu sehen, als nöthig waren, ein jährliches Einkommen von 50,000 Gulden zu erhalten. Alle übrigen Ländereien Sachsens gingen nebst der Churwürde auf seinen Vetter Moritz über. Damit hatte die sächsische ernestinische Linie zu regieren aufgehört, insofern sie die Churwürde besaß, und es bildeten sich daraus die herzoglich sächsischen Staaten, während die bisherige albertinische herzogliche Linie die Churwürde und ganz Sachsen mit Ausnahme der Landestheile erhielt, die Moritz zur Aufbringung jener 50,000 Gulden abtreten mußte. Wenn die mühlberger Schlacht nicht solche wichtige nachtheilige Folgen, die durch die Einnahme von Hessen und so ferner noch größer wurden, für die Religionsfreiheit hatte: so verdankte dies der Protestantismus blos dem jungen, gewandten Moritz, der Carls V. Vertrauen besaß und bei vieler Wärme für Luther's Lehre dennoch nicht den blinden Eifer zeigte, welcher den armen Johann Friedrich gestürzt hatte.

* **Müllner** (Adolph) k. preuß. Hofrath, geb. d. 18. Oct. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, ein Schwestersohn des berühmten Bür-

Digitized by Google

ger, ist einer der ersten jetzt lebenden deutschen dramatischen Dichter. Wieland's Oberon, Bürgers Lenore, Schmidt's Unterricht in Pforta und Schiller's Werke erweckten Müllner's Dichtergeist. Zugleich studirte er mit Liebe Mathematik, hierauf in Leipzig die Rechte, und lebte seit 1798 als Advocat in Weißenfels. Später machte er sich als juristischer Schriftsteller bekannt und ward Dr. der Rechte. Vertraut mit den französischen Klassikern errichtete er 1810 in Weißenfels ein Privattheater. Bald zeichnete er sich als Lustspieldichter aus, durch seine „Vertrauten" (1811), „die großen Kinder", „die Onkelei" u. a. m., zum Theil nach französischen Originalen und meistens in Versen, welche M. sehr geschickt zu behandeln weiß, verfaßt. (S. Spiele für die Bühne. Leipz. 1815 und Almanach für Privatbühnen, Lpz. 1817). Werner's vier und zwanzigster Februar veranlaßte ihn 1812, seine erste Tragödie, den neun und zwanzigsten Februar zu dichten. In dems. J. schrieb er seine zweite: „die Schuld" (seit 1816 viermal aufgelegt, auch in's Engl., Franz. und von Döbrentei in's Ungar. übs.); im folgenden Jahre die dritte: „König Yngurd" (Lpz. 1817.); später die „Albaneserin" (Tüb. 1820). — Reichthum an Wissenschaft, kritischen Blick, Freimüthigkeit und Witz hat er als Redacteur des Tüb. Literaturblattes (seit 1820) und der Hekate (seit 1823) auch als Mitarbeiter an vielen Zeitschriften, besonders im dramatischen Fache, gezeigt; doch streift sein Witz oft an die Person. Anerkannt ist sein Talent als Lustspieldichter. Erfindung, stechender Witz und Feinheit in der Ausführung des Einzelnen, verbunden mit Menschenkenntniß, sind ihm nicht abzusprechen. Eine tiefe und große Ansicht der Welt und des Lebens, ein sinnreicher Plan, eine ächt poetische Sprache, die reich an glänzenden Bildern, jedoch zu epigramatisch ist, zeichnen seine Trauerspiele aus, in denen Gedankenernst ein düstres Schicksal bisweilen mehr künstlich als einfach vor dem Zuhörer entfaltet. M. vgl. d. Art. Deutsche dramatische Dichter in der 3. Liefer. der neuen Folge d. Werks.

*Münzkunde, Numismatik (l'art du numismatiste oder auch numismatographie), ist die Wissenschaft der Münzen, d. h. der vorkommenden geprägten Metallstücke nach ihren technischen und geschichtlichen Beziehungen. Sie belehrt also zunächst über den Stoff derselben und seine Mischungen, über das mechanische Verfahren der Prägung u. s. w., dann gibt sie den einzelnen Stücken ein Datum, bezeichnet die Behörde, die ihnen gesetzlichen Charakter gab, und deutet die Embleme, Typen, Inschriften. Die Münzkunde ist folglich durchaus an das Materielle der Münzen gebunden, und überläßt der Theorie der Gelder, die gesetzlichen oder konventionellen Veränderungen anzuführen, welche in dem Schätzungswerthe der Münzen, als allgemein verbreiteten Tauschmittels, von Zeit zu Zeit sich begeben. Als historische Hülfswissenschaft beschäftigt sie sich zunächst mit den Münzen und Medaillen des Alterthums und näherverflossner Zeiten, mit Denkmünzen und seltner gewordnen gangbaren Geldsorten neuerer Tage. Bei der Menge des Stoffs dieser Wissenschaft hat man verschiedene Eintheilungen desselben versucht; nach der Materie der Münzen, nach der Form, nach Darstellung und Kunstwerth. Erleichternder für die Uebersicht ist, wenn man die vorkommenden Münzen nach der muthmaßlichen Zeit ihrer Hervorbringung sondert und drei Hauptklassen annimmt, alte, mittlere und neuere, die sich dann durch geographische und chronologische Zusammenstellung noch überschaulicher machen lassen. An diese 3 Hauptklassen schließen sich die

Digitized by Google

barbarischen Münzen und die orientalischen Münzen als eigne Abtheilungen an. Die geprägten Metallmarken (Pseudomonetа) wie Contorniaten, Spintrien, Tesseren, Jettons, Rechenpfennige, welche die Numismatik eben so wenig unbeachtet läßt, als die Nothmünzen von Leder, Holz (m. s. Duby Recueil général des pièces obsidionales et de nécessité. Paris 1786. 4.) und die Münzen vorstellenden Muscheln auf der Küste von Koromandel, reihen sich den Ländern an, aus deren Münzstätten sie hervorgingen. Alle diese Klassen mit Fertigkeit zu unterscheiden, ist die nächste Anfoderung an den Numismatiker, der sich für sein mühsames Geschäft durch eine Menge folgenreicher Aufschlüsse über Zeitbestimmung, Ortskunde und Namenangabe wird belohnt sehen, und Zuverlässigkeit bei manchen bisher streitigen Angaben wird ausmitteln können. Am reichsten wird dieser Gewinn bei eigentlich alten Münzen sein, d. h. bei Münzen der Städte, Länder und Könige der griechisch und lateinisch redenden Völker, mit Inbegriff aller derer, welche das weltherrschende Rom seiner Macht unterworfen hatte. Der Anfang dieser Klasse verliert sich in das Dunkel, das so viele Erfindungen bedeckt: sie beginnt mit den Inkunabeln der Prägkunst, und endet in Rom mit dem Untergange des Reichs unter Romulus Augustulus und im zweiten Aste des römischen Weltreichs, im Osten, mit dem Untergange der Komnenen 1453. Dieser Theil der Münzkunde, die vorzüglichste Quelle unserer Kenntnisse von vergangnen Städten, Reichen, Sprachen, zuweilen die einzige, hat vorzugsweise und mit Recht die Aufmerksamkeit der Forscher erregt. Die Klasse der Münzen der mittlern Zeit umfaßt die Münzen, welche nach der Auflösung des römischen Reichs in den neu sich bildenden europäischen Staaten in Umlauf kamen, die Inkunabeln der jetzt eben vergeßnen Prägkunst, Brakteaten, Soliden, Tournosen ꝛc. Die Klasse der neuern Münzen fängt in den verschiedenen Ländern zu verschiednen Zeiten an; doch dürfte das Vorkommen von Schaumünzen wol überall als Epoche angesehen werden. Ein artistisches Interesse wird hier beinah vorzugsweise in Anspruch genommen. Die Münzkunde als gelehrte Beschäftigung scheint von den Alten völlig unbeachtet geblieben zu sein. Bei keinem alten Schriftsteller findet sich eine Spur, daß die Kunstsammler der alten Welt zur Zeit des Augustus oder der Antonine auf Münzen Werth gelegt hätten, und doch gab es schon damals Münzreihen von Städten, die uns zum Theil noch erhalten, durch Alter und Schönheit des Gepräges die Aufmerksamkeit anziehen mußten. So die Münzen von Sybaris und den großgriechischen Städten, die mit ihrer Autonomie das Prägerecht verloren hatten. Diese Nichtbeachtung wird um so auffallender, da die so verwandten geschnittnen Steine so beliebt waren. Dafür erwachte im funfzehnten und noch mehr um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein solcher Sammlereifer, daß die damals gewiß weit ergiebigern Länder der römischen Welt kaum ausreichten um alle Wünsche zu befriedigen. Fürsten und Privatleute wetteiferten besonders in Italien, Frankreich und Deutschland Münzsammlungen anzulegen, zunächst um aus authentischen Bildnissen die Hauptpersonen der römischen Geschichte kennen zu lernen. Diesen ersten Sammlungen, wo man begreiflich zunächst auf auffallende Typen achtete, folgten bald gelehrte Erläuterungen. Die frühste Anleitung zur Münzkunde gab 1577 der Spanier Antonio Agostino in seinen in alle Sprachen übersetzten Dialogen. Jac. und Octav Strada hatten durch Bilderbücher die Neigung der Reichen und Vornehmen

Digitized by Google

für das Sammeln gewonnen. Wolfgang Lazius, Ferdinands I. Leibarzt machte Anwendung von den Münzen zur Erläuterung der Geschichte. Fulvio Orsini und ein Arzt zu Augsburg Ad. Occo wandten ihren Fleiß auf römische Familien- und Kaisermünzen, und man muß bedauern, daß der letztre sich in seinen Forschungen so beschränkte, da sein Verfahren, in Hinsicht auf chronologische Anordnung anerkannt gut war. Nur war in jener Periode, wo besonders Hub. Goltz, der Sohn eines Malers zu Würzburg erwähnt werden muß, weil er zuerst auch die griechischen Münzen vorzüglich beachtete, eine Ungenauigkeit in den Angaben im Schwange, die einen großen Theil jener Arbeiten uns völlig unbrauchbar macht. Goltz vereinigte das doppelte Talent eines Zeichners und Kupferstechers, ließ sich aber dadurch verführen, auf seinen Kupfern so viel Eigenmächtiges anzubringen, daß sein Zeugniß, wenn es allein steht, jetzt auch da verdächtig ist, wo er ehrlich gewesen sein mag. Unterdeß hatte man gelernt, die antiken Muster nachahmend, Münzen zu prägen, die den echten täuschend ähnlich waren. Anfangs keineswegs in der Absicht damit zu hintergehen, wollten die geschickten Stempelschneider, Cavino, Belli u. s. w. die zu Padua, Parma, Vicenza sich niedergelassen hatten (daher Paduaner, Parmesaner) blos der Nachfrage abhelfen; bald machte man aus dem erkünstelten Betruge ein einträgliches Gewerbe. Die Menge der unechten Münzen schreckte zwar während der Periode, die nun eintrat, einigermaßen von der Numismatik ab, wenigstens beschränkte sie die Liebhaberei, die ohnehin an dem immer fühlbarer nothwendigen gelehrten Apparat zur Erklärung einen Anstoß nahm; aber desto umfassender waren die Forschungen, die man einzelnen Münzklassen zuwandte, und die Namen Vaillant, Spanheim, J. J. Geßner, Pellerin, so vieler Andrer zu geschweigen, die in der Erforschung und Erklärung einzelner Münzgebiete einen Überfluß von Gelehrsamkeit aufboten, macht die Schriften dieses Zeitraums noch sehr beachtenswerth, doch nicht durchaus zuverlässig. Der Stoff hatte sich so gehäuft durch fortwährendes Herbeischaffen aufgefundner Münzen (Vaillant war zu wiederholten Malen im Oriente; Pellerin brachte dem pariser Kabinette allein 33000 antike Münzen zu), daß eine kritische Sichtung des durchaus Echten und eine Anordnung, die eine Übersicht gestattet, doppelt Bedürfniß ward. Der Mann, der dieser großen Arbeit gewachsen war, der Linnäus der Münzkunde, ward Joseph Eckhel, der durch eine streng durchgeführte geographisch-chronologische Methode auf einmal in dieses bisher so ermüdende Studium eine Klarheit brachte, die über eine Menge bisher dunkelgebliebner historischer oder archäologischer Untersuchungen ein überraschendes Licht verbreitete. Sein System hatte er praktisch zuerst bei der Anordnung des wiener Kabinets bewährt, dann stellte er es noch ausgeführter in seinem großen Werke, der Doctrina Numorum veterum, Vindebonae 1792—98. VIII. 4. dar, die von allen nachfolgenden Bearbeitern dieses Fachs so dankbar anerkannt worden ist, daß alle spätere Forschungen nur als Zusätze, Erweiterungen, hie und da auch wol als Berichtigungen angesehen werden konnten. Diesem System sich anschließend, gab Sestini seine einzelnen Werke über seitdem bekannt gewordne numismatische Hermäen; gab Mionnet seine Descr. des médailles grecques antiques, die durch beträchtliche Münzfunde im Oriente, die genauern Abbildungen, oft in Abgüssen dargestellt, die Summe der Aufklärungen über historische Zweifel bedeutend vermehrt haben. Zwar ist der Umfang dieser Wissenschaft fortwährend im

Digitized by Google

Wachsen; doch dürften in ihren Bestandtheilen keine wesentlichen Veränderungen denkbar sein. Die Untersuchungen über die Mischung der Metalle, das Verfahren der Prägung; über Form, Größe, Gewicht, Werth und Menge der alten Münzen; über Echtheit und Unechtheit kommen durch den Zuwachs an Belegen allmälig dem Abschluß näher; die Verständniß der Typen und Legenden wird erleichtert durch übereinstimmende oder ähnliche Vorkommenheiten. Nothwendig mußte der mannichfaltige Gewinn, den das gründliche Studium dieser geschichtlichen Denkmäler verschaffte, auch die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die Münzen der mittleren Zeit richten, die zufällig hie und da zum Vorschein kamen, und heut zu Tage beinah mit demselben Eifer gesucht werden, wie die römischen, die freilich in der Liebhaberei durch die griechischen sehr verdrängt worden sind. Man verfuhr mit ihnen nach derselben Methode, die sich bei den alten Münzen bewährt hatte, ordnete sie streng chronologisch und so halfen auch sie oft aus, wo Pergamente im Zweifel oder völlig im Stiche ließen. Die einzelnen Werke über die Münzen der einzelnen Länder, so von Lastonaso für Spanien; von Zanetti für Italien; von Le Blanc für Frankreich; von Leake für England; von Birchenrodt für Dänemark u. s. w. von Becker für Deutschland; von Voigt für Böhmen u. A. lieferten des Stoffes die Menge, der zum Theil aber die Kritik aufregte, da gerade in diesem Theile der Münzkunde sich empirische Liebhaberei mehr angemaßt hatte, als ihr zugestanden werden darf. Die Münzen der neueren Zeit werden mehr aus artistischen Rücksichten beachtet, als aus geschichtlichen. Sie sind, was auch Herder dagegen deklamirt hat, ein sehr in die Augen fallender Beleg für die Umwandelungen des Geschmacks, da wir unter neuen Münzen vorzugsweise die Schau- oder Denkmünzen verstehen. Noch fehlt viel, daß das gründlichere Studium der antiken Münzen auf unsre Schaumünzen so eingewirkt hätte, wie wol zu wünschen und zu hoffen wäre. Der Erreichung steht vieles entgegen, was schwer zu beseitigen ist. Die Übersicht der Fortschritte erleichtern hier mehre Prachtwerke, die unter dem Namen Histoires métalliques bekannt sind (z. B. von Ludwig XIV. XV. von Napoleon ꝛc.) Aus der Reihe dieser Münzen haben einzelne Schriftsteller einzelne Klassen ausgehoben (Lilienthals Thalerkabinet, Köhlers Dukatenkabinet, Böhmes Groschenkabinet u. s. w.) wodurch dann tiefere Ergründung möglich war. Voll der interessantesten, keineswegs genug gewürdigten Nachrichten sind die bekannten Sammlungen von Münzen dieser Klasse: Köhlers Münzbelustigungen, Joachims Medaillenkabinet und ähnliche. Ein recht belehrendes Handbuch, um sich in dem Strome dieser Münzen auf der Fläche zu erhalten, ist L. Ch. Schneiders Handwörterbuch der gesammten Münzkunde. Halle und Berlin 1811—15. 8. Ueberreich ist die Literatur der Numismatik und ihrer Natur nach wächst sie fortwährend meist durch sehr kleine Schriften. Zu ihrer Uebersicht gibt es mehrere Hülfsbücher (z. B. Banduri Bibliotheca numaria s. auctorum qui de re numaria scrips. ed. a. I. A. Fabricio; Hamb. 1719. 4. Lipsius Bibliotheca numaria etc. L. 1801. II. 8.) noch fehlt aber doch ein Werk der Art, das die Summe des wirklich Wissenswürdigen zusammenstellend, das Auffinden erleichternd, dem gefühlten Bedürfnisse wahrhaft abhülfe. Nach einem sehr wohlersonnenen Plane waren Schlichtegrolls Annalen der gesammten Numismatik eingerichtet, die leider schon mit dem zweiten Jahrgang aufhörten. Ihre Fortsetzung wäre sehr zu wünschen,

da sie für wissenschaftliche Erörterung eben so gut Raum geben, als für die Anzeige von Kuriositäten und vorübergehende Erscheinungen. Für die Kuriositäten wäre das auch darum zu wünschen, weil die Ernsthaftigkeit unsrer Zeit ganz vergißt, warum unsre Ältern durch die vollständige Reihe der Glockenthaler glücklich wurden, warum Rabendukaten so in Ehren standen und die Nurmahalrupien so theuer bezahlt wurden. Da es jetzt unmöglich scheint, Vollständigkeit in irgend einem Privatkabinette zu erlangen, so wäre zu empfehlen, daß Liebhaber, wie einst die Holländer, sich auf Vereinigung von nicht zu zahlreichen Münzklassen legten, z. B. Ehestands- oder Freimaurermedaillen. Wie viele erbauliche Betrachtungen hinterläßt der Sammler dann mit ihnen seinen Erben! —

Musik (Einfluß derselben auf die Gesundheit). Dieser Einfluß wird auf doppelten Wege vermittelt, theils nämlich auf psychische Weise durch das Gemüth, die Empfindungen und Bewegungen, welche in demselben aufgeregt werden, theils durch physische Affection des Nervensystems, welche von den Gehörnerven ausgehend sich auf das Gehirn und von diesem auf das ganze übrige Nervensystem verbreitet. Beide Umstände sind aber in konkreten Fällen gewöhnlich mit einander vereinigt. Nach Maßgabe der verschiednen Stimmung und Reizbarkeit des Gemüths und des Nervensystems ist die Wirkung selbst aber auf verschiedne Individuen eben so verschieden, als auch nach Maßgabe der Melodie, Harmonie u. s. w., mit einem Worte, des Charakters der Musik selbst. Die Wirkung ist dreifach, entweder wird dadurch die Gesundheit und das Befinden nicht verändert, oder es wird Krankheitszustand oder auch Genesung von Krankheiten bewirkt. In dem erstern Falle befinden sich diejenigen, bei denen zwar Freude und Genuß, Mitgefühl und andre Arten von Rührung durch eine entsprechende Musik hervorgezaubert werden, welche aber diese Eindrücke beim Schlusse der Musik oder bald nach demselben wieder verlieren und zu dem gewöhnlichen Zustande des Gemüths zurückkehren. Wer dagegen ein sehr reizbares Nervensystem und Gemüth hat, der kann eine rauschende grelle Musik oft nicht ertragen, ohne Kopfschmerz, Schwindel, Ohnmachten ꝛc. zu bekommen. Andre werden durch sanftere, rührende Musikstücke in einen melancholischen Zustand versetzt, der oft noch einige Zeit nachher anhält. Endlich ist die Musik auch benutzt worden, um die Heilung mancher Krankheiten zu unterstützen: so bei Gemüths- und Geisteskrankheiten, bei Convulsionen und andern Nervenkrankheiten. Mesmer zog sie bei seinen magnetischen Baquets mit in Gebrauch, um die Krisen zu beschleunigen. Es versteht sich aber von selbst, daß die Stücke und Instrumente vorzüglich sorgfältig ausgewählt werden müssen, wenn die Musik zur Heilung von Krankheiten benutzt werden soll.

Mutis (Don Joseph Coelestin), Director der botanischen Anstalt zu Neu-Granada und königl. Astronom zu Santa-Fe de Bogota, wurde 1732 zu Cadix geboren und widmete sich der Medicin. Während seines Aufenthaltes als Professor der Anatomie zu Madrid, ward er brieflich mit dem berühmten Linné bekannt und hierdurch seine Vorliebe für das Studium der Pflanzenkunde noch mehr befestigt. Im J. 1750 begleitete er den als Vicekönig nach Neu-Granada gesandten Don Petro Mosia de la Corda dahin, und nun diese reichen Gegenden mit unabläßlichem Eifer durchforschend, ward er der Entdecker der Chinarinde in Ländern, wo man deren Dasein bisher nicht vermuthet hatte, und einer derjenigen, die am mehrsten mit dazu

Digitized by Google

beigetragen haben, in jenen Landstrichen das Licht wissenschaftlicher Aufklärung auszubreiten. Zum Professor der Mathematik am Collegium Nuestra Señora del Rosario in Santa-Fe ernannt, trug er hier zuerst die Grundzüge des kopernikanischen Planetensystems vor, und die hierüber erbitterten Dominikaner, die nur mit Unwillen es anzusehen vermochten, daß die ketzerischen Behauptungen des thorner Astronomen, in Betreff des Umschwunges der Erde um die Sonne, im Gegensatz mit dem Ausspruch der Bibel, auch in Neu-Granada Eingang fanden, würden nicht ermangelt haben, Mutis vor ihr höllisches Tribunal zu ziehen, hätte ihn nicht der Vicekönig beschützt. Später (zwischen 1777 und 1782) unternahm Mutis eine wissenschaftliche Reise nach den südlichern Gegenden von Neu-Granada zur Untersuchung der dortigen Pflanzen und der Silberbergwerke und sandte einen Theil seiner reichen botanischen Ausbeute von hier aus an den Ritter Linné. Leider ward aber durch diesen mehres davon aus Versehen unter die mexikanischen Pflanzen gesetzt, und dadurch eine, für die Wissenschaft schädliche Verwirrung in das Ganze gebracht. Außer diesen botanischen Entdeckungen und mehren nützlichen astronomischen Beobachtungen, fand Mutis auch noch auf dieser Reise bei Ibague-Viejo eine reichhaltige Quecksilbermine auf. Als 1790 auf Betrieb des Vicekönigs, Erzbischofs Don Antonio Caballero Gongora, der madrider Hof sich entschloß, unter dem Namen Expedition Real botanica, zu Santa-Fe eine Anstalt für das Studium der Naturwissenschaften zu gründen, da ward Mutis, der sich seit 1772 bereits dem geistlichen Stande gewidmet hatte und zum Kanonikus der Kathedrale zu Santa Fe ernannt worden war, zum Direktor erwählt und sein Wirken in dieser Stelle war von dem größten Nutzen. Noch im Jahr 1802 ließ er in seinem Garten zu Santa-Fe ein Observatorium erbauen, das er mit den besten Instrumenten auszurüsten suchte. Er selbst starb hochbetagt den 11. Sept. 1808, den Ruhm eines eben so rechtschaffnen als für das Wohl der Wissenschaft und seines Landes vielfach verdienten Mannes hinterlassend. Eines der größten Verdienste dieses fleißigen Naturforschers war, wie wir bereits bemerkten, die Entdeckung des Wachsthums der Fieberrinde auch auf der nördlichen Halbkugel der Erde, welche Mutis im Jahre 1772 in den Gebirgen von Tena machte. Später fand er auch, daß in Honda, zu Villeta u. a. dieses wohlthätige Gewächs sich vorfand. Außer der Botanik, Astronomie und Chemie, beschäftigte sich Mutis auch noch besonders mit der Zoologie und verwandte vielen Fleiß auf das Studium der Naturgeschichte der Reptilien, Säugethiere, Fische und Vögel von Neu-Granada. Von seinen vielen hinterlassenen Schriften ist bis jetzt nur wenig in Europa bekannt geworden, da die gleich nach seinem Tode im spanischen Amerika ausbrechende Revolution deren Mittheilung bisher hinderte; einige höchst gehaltvolle Abhandlungen von ihm finden sich jedoch in den frühern Jahrbüchern der stockholmer Akademie, wo sie durch Linné eingerückt wurden.

Myron, ein berühmter griechischer Bildhauer, um 442 v. Chr. Geb., der besonders glücklich in der Nachahmung gemeiner Natur war. Namentlich erwähnen mehre Gedichte der griechischen Anthologie einer von ihm verfertigten Kuh, die so treu dargestellt war, daß selbst Stiere durch sie getäuscht wurden, und sich ihr näherten, als ob sie lebendig wäre.

Mysticismus. Gewöhnlich versteht man unter diesem Worte diejenige religiöse Ansicht, welche sich auf den Glauben an eine selbst-

Digitized by Google

ständige (für sich und abgesondert von der Körperwelt bestehende) Geisterwelt, an Engel, Dämonen, Schutzgeister, persönliche abgeschiedne Seelen u. s. w. gründet, und sich dem Wahne einer geheimen, übernatürlichen Einwirkung dieser Geister auf den Menschen, welche durch Frömmigkeit bedingt sei, oder auch durch magische Mittel bewirkt werden könne, hingibt. Aus dem Standpunkte der bloßen Verstandesaufklärung erscheint dieser Mysticismus als Verirrung des religiösen Gefühls durch den Einfluß einer überspannten Phantasie, aber die Wissenschaft, in welcher die gebildete Vernunft vorherrscht (s. d. Art. Vernunft und Verstand, Bd. 10), erkennt ihn als die natürliche Folge der Religiosität ohne Wissenschaftlichkeit, oder als Produkt der bloßen Gemüthsbildung bei zurückgebliebner Geistesbildung. Gefühl und Phantasie sind nämlich Vermögen des Gemüths, Vernunft und Verstand Vermögen des Geistes; letztere haben ihren Vereinigungspunkt im klaren Selbstbewußtsein, erstere (die Vermögen des Gemüths) in einem dunkeln Bewußtsein oder Selbstgefühl. Das Gemüth schaut das Göttliche im Gefühl an, und dieses Anschauen ist Religion; die Phantasie ist ein schaffendes, gleichsam plastisches Vermögen, welches die Anschauungen des Gefühls symbolisirt (versinnbildlicht) und scheinbar verwirklicht, in bedeutenden Phantasiebildern darstellt, welche der ungebildete Verstand religiöser und wissenschaftloser Menschen für wirkliche Gestalten oder sinnlich angeschaute Personen nimmt. In der alten Zeit, welche der eigentlichen Geistesbildung noch ermangelte, war dieser traumähnliche Zustand religiös begeisterter Menschen viel häufiger, als in unsern Tagen, wo die Geistes- und wissenschaftliche Bildung die Herrschaft des Gefühls und der Phantasie zurückgedrängt hat (s. d. Art. Somnambulismus, Bd. 9); auch waren zu jener Zeit die Träume bedeutender, oft von prophetischem Charakter, und ihr Inhalt wurde (mit Recht) als göttliche Offenbarung, aber zugleich auch in jeder Hinsicht für Wirklichkeit genommen; persönliche Gottheiten, Dämonen, Engel, Heilige erschienen im Traume den Priestern und Gläubigen, ja der alleinige Gott selbst, der Herr den Propheten in leiblicher Gestalt, ihnen verkündigend, was sie thun sollten u. s. w. Hier also der Ursprung des Mysticismus, von welchem bisher die Rede war, dies die Quelle des Glaubens an eine körperlose, und doch sinnlich anschaubare, Geisterwelt, welche sich bis auf unsre Zeit erhalten hat. In umfassenderm Sinne heißt Mysticismus die Behandlung der höhern Wahrheiten der Religion und Wissenschaft als Geheimnisse (Mysterien), so daß der Vortrag dieser Wahrheiten im Dunkel oder Helldunkel bleibt, nicht im Lichte der Wissenschaft erscheint, welche jede Wahrheit in einem organischen (systematischen) Zusammenhange auftreten läßt, oder als Princip (Grundidee) an die Spitze des Zusammenhanges der Wahrheiten stellt, wodurch wissenschaftliche Überzeugung (Evidenz) entsteht. Die Wissenschaft (Philosophie) ist daher eigentlich der Gegensatz des Mysticismus, denn sie hat die Bestimmung und das Streben, den Mysticismus aufzuheben, das Räthsel der Welt und des menschlichen Daseins zu lösen, und überall Licht im Dunkel des Lebens, wo es noch herrscht, aufgehen zu lassen. Der Grund des mystischen Dunkels, welches in vielen Schriften neuer und ältrer Zeit herrscht, und welches auch von wissenschaftlich Gebildeten nicht ganz durchdrungen werden kann, liegt nie allein in einem undeutlichen, verworrenen Vortrage, sondern vorzüglich im Mangel wissenschaftlicher Entwickelung der Ideen im Schriftstellen, wodurch dessen Vortrag nothwendig dun-

Digitized by Google

let werden muß. Wissenschaftliche Klarheit, Ordnung der Ideen, systematischer Geist wird sich jederzeit auch in einem lichtvollen Vortrage ausprägen. Aber nicht jeder Leser hat das Recht, ein Buch, das er nicht versteht, dessen Inhalt ihm räthselhaft und wunderlich vorkommt, geradezu für mystisch zu erklären. Was ihm dunkel oder mystisch ist, kann andern, die auf höherer Stufe der Bildung stehen, sehr deutlich und lichtvoll erscheinen. Dieser Mysticismus ist nur relativ oder subjectiv in Beziehung auf den Leser, dessen Bildungsstufe der Bildung des Schriftstellers, aus dessen Vorträgen er sich belehren will, nicht gewachsen ist. Vor allem Urtheile über ein Buch, dessen Inhalt ihm mystisch erscheint, wird daher der bescheidne Leser sich selbst fragen oder prüfen, ob er auch in dem Felde oder Fache, worüber er liest, wissenschaftlich eingeweiht sei, um die Beschuldigung des Mysticismus mit Recht aussprechen zu können. Viele Leser dagegen, welche von höherer Wissenschaftlichkeit keinen Zug und keine Ahnung in sich finden, machen ihre beschränkte Verstandesbildung zum Maßstabe der Leistungen aller Schriftsteller, sprechen über alles ab, was sie nicht verstehen, und daher kommt denn ein leeres Geschrei über den Mysticismus der deutschen Philosophie und ein Verrufen derjenigen Schriftsteller, welche zur Ausbildung der Wissenschaften, und dadurch zur Bildung ihrer empfänglichen Zeitgenossen das Meiste beitragen. Von einem wirklichen, nicht blos relativen Mysticismus der Philosophie oder Wissenschaft kann nur als von einem Widerspruch die Rede sein, da, nach obiger Bemerkung, Mysticismus und Wissenschaft, als Gegensätze, einander feindlich, kämpfend für das eigne Dasein, gegenüberstehen. Während die Wissenschaft alles Mystische zu vernichten und in ihr Licht aufzulösen strebt, sucht dagegen der Mysticismus die Wissenschaft zu verdrängen, und ihre höchsten Gegenstände, das Innere der Natur und die Wahrheiten der Religion, als für den menschlichen Geist ewig undurchdringbare Geheimnisse festzuhalten, indem er das Treiben der Wissenschaft in dieser Beziehung für Frevel erklärt, und die erwähnten Gegenstände ausschließend als Sache des Glaubens behandelt wissen will. Die Sphäre des Mysticismus, sein Anfang und Ende (Princip und Endzweck) ist der Glaube (Überzeugung im Gefühl) und dessen Ausbreitung; sein inneres Reich ist die Religion, sein äußres Gebiet ist die (höhere) Kunst, deren geheimnißvolles Wirken handelnder, gleichsam praktischer Mysticismus ist. Die Sphäre der Wissenschaft, ihr Umfang und Ende ist das Wissen (Klarheit und Entwickelung der Ideen und Begriffe) und dessen Fortgang in sich selbst und nach außen; ihr inneres Reich ist die organische Gesammtheit der Wissenschaften, ihr äußres Gebiet die Schule (in weitester Bedeutung, als Organisation des Gelehrtenstandes), wodurch sie sich selbst erhält, fortpflanzt und verbindet. Diese Sphären stehen einander nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen oder Besondern gegenüber; so z. B. der Naturreligion (Mythologie) die Naturwissenschaft (Naturphilosophie), der positiven (geschichtlich begründeten) Religion die Geisteswissenschaft (Idealphilosophie), der Kunst die Kunstwissenschaft, der Schule die Erziehungswissenschaft, überhaupt, jeder Kunst und jeder praktischen Kunde ihre Theorie. Daraus erkennt man das nothwendige Streben der menschlichen Natur nach wissenschaftlicher Aufklärung, nach Auflösung der Mysterien in allen Sphären des Lebens; man erkennt aus dem Fortschreiten der Wissenschaft, d. h. in der zunehmenden Auflösung des Glaubens in Wissen, der unbewußten Gefühlsanschauung in wissenschaftliche Wahr-

heit, das letzte und höchste Ziel der Entwickelung und Bildung der Menschheit, welches kein andres ist, als möglichst vollendete Geistesbildung, zu welcher nur die Wissenschaft führt, und mit deren Vollendung sie selbst eins (identisch) ist. Wo aber die Wissenschaft fortschreitet oder wo ihr Streben gelingt, da erscheint sie als Siegerin über den Mysticismus, obgleich dieser Sieg nur theilweise, nie vollständig errungen werden kann. Denn der Gegenstand im Ganzen, sowol des Glaubens, als des Wissens, ist das ewige Mysterium, das Unendliche in seiner Einheit und Entwickelung (das Universum), welches durch kein fortschreitendes Wissen in der Zeit je vollständig enthüllt werden kann. Daher ist auch zwischen jenen Gegnern an keinen endlichen Frieden zu denken, der Streit dauert so lange fort, als die Wissenschaft lebt, und diese lebt fort, so lange ihr ein Mysticismus gegenüber steht; denn ihr Leben besteht ja nur in diesem Streit, und alles wissenschaftliche Streben müßte aufhören, sobald kein Dunkel mehr zu erhellen, kein Mysticismus mehr zu bekämpfen wäre Aber dieser Streit ist gegenwärtig noch ein doppelter, weil der Gegensatz zwischen Mysticismus und Wissenschaft ein doppelter, hier ein innerer, dort ein äußerer ist; er ist ein innerer, insofern jeder wissenschaftlich Gebildete nach weitrer (fortschreitender) Bildung strebt, also gegen den Mysticismus in seinem Innern, gegen das in ihm noch vorhandene Dunkel zu kämpfen hat, um mit sich selbst immer mehr in's Klare zu kommen; er ist ein äußrer, insofern jeder wahre Gelehrte zugleich nach außen gegen die Mystiker, welche die Wissenschaft anfeinden und Vorurtheile verbreiten, zu kämpfen hat. Dieser äußre Kampf wird einst aufhören, wenn die Wissenschaft sich allgemein verbreitet haben, wenn ihr Werth oder das Göttliche in ihr allgemeiner anerkannt sein wird, so daß es wenigstens keine solchen Mystiker mehr gibt, welche das Göttliche (die Offenbarung Gottes) allein in der Religion oder im Glauben einheimisch wähnen, indem sie die Wissenschaft für bloßes Menschenwerk halten, ja in ihr wol gar das böse Princip zu erkennen meinen. Auch ist diese Feindschaft schon jetzt im Grunde nur einseitig, wenn man erwägt, daß zwar die größten Mystiker unsrer Zeit diejenigen hassen, welche der Wissenschaft huldigen, letztre aber diesen Haß nicht erwidern, indem sie die Nothwendigkeit des Mysticismus unsrer Zeit, wie den der Vorzeit wol einsehen, und den Werth der Religion und des Glaubens vollkommen anerkennen, wol wissend, daß sie selbst dasjenige nur noch gläubig erfassen können, was ihre Wissenschaftlichkeit nicht zu durchdringen vermag. Der echte Gelehrte ehret also den wahren Mysticismus, und haßt nur den falschen, der in Frömmelei, übertriebene Schwärmerei und religiösen Unfug ausartet, so wie er denjenigen Aftermysticismus verachtet, der in der Wissenschaft eine Rolle spielen will, dessen Urheber entweder absichtlich dunkel oder in Räthseln schreiben, um mit ihrer scheinbar tiefen Weisheit zu glänzen, oder ihre verworrenen Begriffe von höhern Dingen und Verhältnissen für Wissenschaftlichkeit halten, zu deren Mittheilung sie sich berufen glauben. Für den Laien ist es schwer, die Schriften dieser falschen Mystiker von bessern Werken zu unterscheiden, die auch viel Dunkles enthalten, weil in ihrem Inhalte das Wissenschaftliche durch echten Mysticismis getrübt ist, und daher jenes nicht überall in seinem eigenthümlichen Lichte hervortreten kann. Solchen Schriftstellern ist der Gegensatz von Glauben und Wissen, und dessen wahres Verhältniß nicht klar geworden; sie setzen daher gewöhnlich das Verhältniß verkehrt, nämlich den (religiösen)

Digitized by Google

Glauben über die Wissenschaft, und machen die religiösen Ideen und Begriffe zu leitenden Principien des Wissens, welches daher in ihren Schriften eine dem Glauben untergeordnete Rolle spielt und sie mehr oder weniger mystisch macht. Wer aber allen Mysticismus verwirft und zugleich die Wissenschaft verkennt, sie für mystischen Formalismus haltend, treibt sich, mit einseitiger Verstandesbildung, in flachem Wissen herum, welches jederzeit mit vielem Stolze gepaart ist, wenn, im Gegentheil, die Wissenschaft ihren Verehrern Bescheidenheit lehrt, und der Mysticismus seine Bekenner zur Demuth mahnt.

*Mythen, griechische Mythologie. Schon in der Bestimmung des Begriffs der Mythologie trennen sich jetzt die Gelehrten, welchen ihren Scharfsinn der Erklärung dieses vieldeutigen Gegenstandes zugewandt haben. Während Creuzer unter Mythologie die symbolisch ausgedrückte religiöse Poesie des gesammten Alterthums begreift, die, weil sie sich theils auf eine allgemeine Natursprache gründet, theils aus einer allgemeinen Quelle geflossen ist, ein unzertrennbares Ganze ausmacht, erkennt Gottfr. Hermann in ihr die Wissenschaft, welche uns lehrt, was für Ideen und Begriffe gewissen Sinnbildern bei einem gegebnen Volke zum Grunde lagen. Diese verschiedenen Ansichten führten die vielfältige Behandlung des vieldeutigen Stoffes und die Abweichungen in den versuchten Erklärungen der einzelnen Mythen herbei. Eine geschichtliche Darlegung des Ursprungs der Sagen und der griechischen Mythologie, als der vollendetsten Sagenkreises, wird dieses bestimmter erklären. Furcht, Entsetzen, Erstaunen bei Dingen und Erscheinungen, welche der rohe Mensch nicht erklären konnte, erregten die Vorstellung von übermächtigen Wesen, deren Gunst man gewinnen, deren Zorn man abwehren müsse. Oft glaubte man die Gottheit selbst unter der Gestalt des Dinges (z. B. des Feuers, der Schlange), wahrzunehmen, das unbegreiflicher Weise mit der Gottheit zusammenzuhängen schien. So war ein Symbol für diese höhere Kraft gefunden, und der Glaube, die Ueberzeugung von einer unbegreiflichen Übermacht hatte sich selbst aufgedrungen. Auf dieselbe Weise mußte die Meinung von Mitteln entstehen, welche die Gunst der Götter zu erwerben, ihren Zorn abzuwehren vermochten; doch auch diese Mittel mußten, da ihre Wirkung auf der Voraussetzung eines unbegreiflichen Einflusses beruhte, zu den symbolischen und zu den Gegenständen des Glaubens gehören. Wer am besten und vollständigsten diese gnadenherbeiziehenden und zornabwehrenden Mittel zu kennen schien, ward der Vermittler zwischen den minder hellsehenden Menschen und den höhern Mächten: er war der Priester. Eine Kenntniß dieser Art, der Gewinn einer genauern Naturbeobachtung, konnte aber nicht stehen bleiben. Bald mußte die Kenntniß dieser Priester in ihrem Fortschreiten fast alle Lebensverhältnisse umfassen, und während Vortheil und Wetteifer das Streben aufregte, das zu begreifen, was dem Volke unbegreiflich erschien, bildete sich von selbst eine Priesterlehre und Priestersprache, ein ἱερὸς λόγος, die wie alle alte Sprache, bildlich, dem Volke in dem Bilde nur das Zeichen von etwas ihm Unerklärbaren sehen ließ, das nur dem Vertrauten der Götter bekannt war. Diesen ursprünglichen Stoff erweiterte das Bestreben, ihn dem Volke, das seine Einsicht verlangte, um der eigennützigen Zwecke willen, die dadurch sich erreichen ließen, zu entziehen; er wuchs an durch die vorgeblichen unmittelbaren Mittheilungen der Gottheit, zu denen örtliche Wahrneh-

mungen oft wohl die Anlässe sein mochten (die Orakel), was anfangs seiner Natur nach dem Volke unbegreiflich war, wurde jetzt mit Absicht seiner Einsicht entzogen und nur wenigen Erwählten unter geheimnißvollen Gebräuchen mitgetheilt (Mysterien). Der aufgeregte Geist suchte nun frühere Vorstellungen mit neugewonnenen Einsichten zu vereinigen, das was verschiednen Personificationen der Naturkräfte z. B. früher zugeschrieben wurde, glaubte man nunmehr in Einer zu erkennen. Man gewöhnte sich in jedem Gotte den andern, in allen Einen wieder zu finden, und Umdeutungen, Fortbildungen, oft Verbildungen der ursprünglichen alten Sagen, an deren wörtlichem Sinn selbst wol das Volk nicht mehr festhielt, seit die Erklärungen der Dichter und Philosophen und der Eingeweihten in den Mysterien ihm nicht fremd blieben, schmückten die alten Sagen aus und vermehrten ihre Menge. Dazu kam das Bestreben des phantasiereichsten Volkes, frühen geschichtlichen Ereignissen durch Verbindung mit heiligen Sagen höhere Würde und Bedeutung zu geben; und der vielfältig gebrochene Strahl spielte nunmehr in fast jedem Lande, bei fast jedem Stamme, in noch bunterem prismatischen Glanze. So bildete sich der engverschlungene Mythenknäuel, der die Anfänge des gesammten menschlichen Wissens über Natur, Gott und Geschichte enthält, vereinigt mit den frühsten Regungen der Dichtkunst, dessen erste Fäden aber immer an die Erscheinungen in der Natur, so wie sie beobachtet wurden, sich anknüpfen lassen. Diese ersten Fäden herauszufinden, aus der Mythologie der spätern Zeiten, in der so viele Elemente sich vereinigen, die älteste nachzuweisen, was nur auf historischem Wege geschehen kann, würde die Aufgabe des vollendeten Mythologen seyn, und Mythologie wäre, wie Hermann überzeugend bewiesen hat, die Geschichte der Mythen oder die Wissenschaft, welche zeigt, wie und welche Mythen sich gebildet haben; und ein Mythus wäre die Darstellung einer durch ein Bild anschaulich gemachten Idee, der ursprünglich gewiß eine Beobachtung der Natur zum Grunde lag. Niemand hat mit glücklicherm Scharfsinn diese nothwendige Begrenzung des Begriffs der Mythologie dargethan, als Gottfr. Hermann in seinem Br. an Hofrath Creuzer: über das Wesen und die Behandlung der Mythologie, Leipz. 1819. 8., dem die Briefe über Homer und Hesiodus, vorzüglich über die Theogonie, Heidelberg 1818. 8., vorausgingen. Sie bestimmten sehr genau, worin die beiden Wortführer in diesem allgemein wichtigen Streite auseinander gehen, und als Ergebniß dieser Discussionen darf man annehmen, daß jetzt als ausgemacht gilt: die Behandlung der Mythologie könne nur kritisch sein, indem nur durch Kritik und Philosophie der Ursprung, der Zusammenhang und der Widerspruch des Vorhandnen ausgemittelt werden könne. Die Natur des Gegenstandes selbst muß die Regeln der Behandlung (wie aus der Einkleidung die Ideen herauszufinden sein) an die Hand geben. Die griechische Mythologie und eben so jede andre, ist eine vielartige, zwar in ihrem Ursprunge verwandte, aber keineswegs ein System ausmachende Masse. Die Quellen der Mythologie sind Philosopheme, welche dem Volksglauben, den Priesterdogmen und den Darstellungen der mit in die Mysterien eingeweihten Bearbeiter der Mythen zum Grunde lagen. Durch diese drei Hauptquellen der Mythologie ergeben sich drei Hauptperioden in ihrer Darstellung. Die älteste National-Mythologie der Griechen muß etymologisch-allegorisch, die Lehre der Priester historisch-dogmatisch, und die exoterische Theorie der philosophischen Mythographen

und Dichter philosophisch-kritisch behandelt und erklärt werden. (M. s. was Klopfer in der umgearbeiteten Ausgabe von Nitsch mythologischem Wörterbuche, Leipzig und Sorau 1821. 8. S. 16. der Vorrede hierher Gehöriges vorbringt.) Inwiefern der Kreis der Sagen bei den Griechen sich durch Dichter, zunächst durch die epischen und die ihnen folgenden cyklischen bildete und erweiterte; wie er durch die alten Kosmo- und Theogonieen-Schreiber dergestalt umgeformt und erklärt worden sei, von den lyrischen und tragischen Dichtern willkürlich zu ihren Fictionen benutzt wurde; wie er mit der ältesten Geschichte in der engsten Verbindung, endlich sich selbst zur Geschichte umgestaltete; dies zu erzählen, würde einer Geschichte der Mythologie zukommen, für welche reichliche Vorarbeiten in den Werken der Bearbeiter dieses Fachs sich finden. Auf diese Periode der selbstständigen Entwickelung des vorgefundenen Stoffs folgten die Zeiten der alexandrinischen Mythensammler, denen nicht glückliche Nacheiferer folgten An ihre Stelle traten deutelnde Rhetoren und Sophisten. Verdienstvoller als dieser Zusammensteller Fleiß war der polemische Eifer der Kirchenväter, deren Widerlegungen wir die Erhaltung beachtenswerther Sagen verdanken. Die Compilationen der Grammatiker schienen nur noch zu fehlen, um die Masse des verwirrenden Stoffes zu überhäufen. So verdienstlich auch die Arbeiten einzelner Gelehrten waren, um in dieses Chaos späterhin Licht zu bringen: so muß man doch gestehen, daß die Befangenheit in vorgefaßten Meinungen und Erklärungshypothesen (z. B. Bochart, Banier, Dupuys) dazu beitrug das Zwielicht unsichrer zu machen. Das Verdienst, den Sinn der alten Mythen zuerst aufgesucht zu haben und ihm durch alle Bildungsstufen, die er durchging, nach Kräften nachgespürt zu haben, gebührt Chr. Gottl. Heyne, dessen Verfahren an Joh. Heinr. Voß einen verunglimpfenden Richter fand, so beherzigungswerth auch dessen Warnung sein mochte, daß die philosophische Deutung späterer Jahrhunderte zur Erklärung des ursprünglichen Mythus unzulässig sei. Seit Heyne und Voß fing man an das Vaterland der Mythen mit gewissenhafterem Ernste aufzusuchen; fühlte sich aber dadurch einem Himmelsstriche zugewiesen, dem Oriente, wo der besonnenen Forschung neue Schwierigkeiten in dem Wege lagen. Die Versuche von Kanne, Wagner, Dornedden, Hug, Sickler, um die Stammländer der Mythen im Oriente auszumitteln, ermangelten zuweilen der kritischen Genauigkeit und Mäßigung. Durch Wagner kam Tibet und Hindostan als ein Mutterland vieler Sagen in Aufnahme. Zusagender möchte die hug'sche Vermuthung sein, wie auf mancherlei Wegen die altasiatischen Sagen nach Griechenland einzogen, und wie sie, immer der Örtlichkeit angepaßt, bald zu einem Eigenthume der Griechen wurden, das seine ursprüngliche Gestalt fast zu verleugnen schien. Nicht allzuglücklich war aber die Beweisführung einer oberasiatischen Abstammung griechischer Mythen, die einige Gelehrte (Sickler, Schelling, Kanne) dadurch geben wollten, daß sie griechische Namen aus den semitischen Dialecten zu erklären suchten. So bildete sich allmählig die Ansicht aus, der Creuzer in seiner Symbolik und Mythologie das Wort redete; eine Ansicht die durch des Verf. Scharfsinn und Gelehrsamkeit bei vielen sinnverwandten Freunden Eingang fand: nämlich die, „daß die Mythologie ein großes Panorama religiöser Ideen und Anschauungen sei, die meistens im Oriente entsprungen, und im orientalischen Sinn und Geiste aufgefaßt und ausgeprägt sei, von denen also das Symbolische, Magische und Alle-

Digitized

gorische eben so wenig ausgeschlossen werden dürfe, als es von der ältesten griechischen Poesie ausgeschieden werden könne." In dem ganzen griechischen Mythus erkennt man auch, trotz aller Zersplitterungen und Zerfaserungen, die Spuren einer beachtenswerthen Einheit, welche keine andre sein kann, als eine vorausgegangne reinere Urreligion, ein Monotheismus. Auf diesen einzigen Urtypus die griechische Mythe, nicht blos hypothetisch, sondern real zurückzuführen, sei die Aufgabe der Mythologie. Was Hermann dieser Ansicht entgegengestellt hat, ist früher erwähnt worden. Leidenschaftlicher erhob sich gegen sie Joh. H. Voß und Lobeck, obgleich Görres, von Hammer, Münter, Ouwaroff, Ritter, durch neue Gründe ihr Bestätigung zu geben versuchten. Nicht ohne Glück bemühte sich Conr. Schwenk in seinen etymologisch-mythologischen Andeutungen, nebst einem Anhange von F. G. Welcker, Elberfeld 1823. 8., die älteste Mythe aus den Anbildungen der Folgezeit durch Etymologie herauszufinden, ein Versuch, in dem ihm schon Böttiger in mehrern seiner Schriften, welche die alte Mythe, zunächst in Bezug auf ihre bildliche Darstellung, berühren, mit umfassenderer Gelehrsamkeit und auf eine Art vorangegangen war, die wol unbestritten als musterhaft gelten darf. Noch haben aber diese wissenschaftlichen Bearbeitungen der Mythologie die Aufmerksamkeit des Auslandes nicht so erregt, daß, außer etwa Payne, Knight, bedeutende Förderer dieser Wissenschaft von dorther hier zu nennen wären.

N.

Nachdruck, Nachdrucker. Nachdruck wird jene literarische Freibeuterei genannt, welche mit Verhöhnung des Rechts und der Sitten darauf ausgeht, da zu erndten wo Andre säeten. Wer ein von dem rechtmäßigen Verleger noch beziehbares Buch nachdruckt und somit den Verdienst und das rechtmäßige Eigenthum des Verlegers desselben (sei dieser nun ein Buchhändler oder der Autor des Buches selbst, oder der Drucker, dem der Verfasser das Recht sein von ihm geschriebnes Buch zu drucken und zu verkaufen abtrat,) schmälert, ist ein Nachdrucker, und das Gewerbe desselben eine mala fide begangne Schlechtigkeit. Es ist ein Gewerbe, auf welchem die öffentliche Schmach ruht (vgl. den Art. Büchernachdruck Bd. 2.). Wie in Deutschland und unter einem Volke von so rechtlichem Sinne wie das unsre, diese reine Unmoralität, die überdem durchgängig von allen Menschen mit unverschrobnem Kopfe, als solche anerkannt und ihr Ausüben mit gebührender Verachtung betrachtet wird, noch immer statt finden darf, ja nur jemals statt finden durfte, würde unbegreiflich sein, wenn man nicht wüßte, wie so oft im Leben des Ganzen (der Staaten) gleich in dem des Einzelnen, der gerade, natürlich gesunde Sinn für das Recht durch schiefe Deductionen und Speculationen — behauptet und aufgestellt zuweilen vom Übelwillen, öfter noch von Unkenntniß — irre geleitet wird. Dies hat sich besonders in den schon oft vorgekommnen Untersuchungen über die Rechtlichkeit, Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit des Nachdruckergewerbes bewiesen, und man hat noch stets bisher bei solchen Erörterungen — möchten sie nun rein literarisch geführt werden, oder gesetzgebend — die Unfreude gehabt, sehen zu müssen, wie außer jenen, deren Zunge und Feder entweder von Haus aus dem Unrecht gewidmet ist, oder

Digitized by Google

demselben doch für Geld und gute Worte eben so zu Dienste stehen, wie jeder andern bezahlenden Tendenz, sich auch ehrliche und sonst kenntnißreiche Menschen, verführt durch Scheingründe, abgemüht haben, Trugschlüsse zu finden um das was schwarz ist, weiß zu machen. Schon Luther, dessen klarem Blick und gesundem Verstande sich fast stets die Dinge in ihrer wahren Gestalt zeigten, eiferte in seiner gewohnten, kräftigen Manier gegen das Heillose in dem Beginnen der damaligen Buchdrucker, sich einander das, was Einer oder der Andre gedruckt hatte, durch Nachdruck wegzukapern, und sagte deswegen ermahnend: „Was soll das sein, meine lieben Druckerherrn, daß ihr euch einander das Eure raubet und stehlet und euch verderbet! Seid ihr nun auch Straßenräuber und Diebe worden?" Was würde er aber jetzt erst sagen, wenn er wieder aufstände und sähe, daß nach drei verflossnen Jahrhunderten voll Ringens nach Gesetzlichkeit und Sitte, daß nach einer Zeit, die sich die philosophische nannte, in einer Zeit, die sich die wiedererwachte gute Gesetzlichkeit, Frömmigkeit und Ordnung nennt, daß, sagen wir, in dieser Zeit, nicht allein noch immer das ehrlose Gewerbe des Nachdrucks und der Nachdrucker besteht, sondern auch sogar noch seine Vertheidiger findet, die zum Theil mit einer wahrhaft unfruchtbaren Gelehrsamkeit und Buchstabenwitz sich abquälen um den erstaunten Zeitgenossen und der Nachwelt dazu, zu beweisen, daß, obgleich der Nachdruck zwar eigentlich und an sich betrachtet etwas Unmoralisches, folglich Unrechtes sei, er dennoch, politisch betrachtet, nicht verpönt werden könne, weil 1) Geld dadurch erhalten, 2) aber der Unbill allzuhoher Bücherpreise dadurch gesteuert würde, und folglich also auch wieder nicht unrecht sei. Dies sind nämlich die Hauptgründe, welche der Buchstabenwitz des Formelkrams, dem gesunden Menschenverstande zum Trotz, herausgegrübelt hat, das moralisch Unrechte scheinbar vor dem bürgerlichen Rechte zu rechtfertigen, und man ist hie und da vielleicht um so weniger bedenklich gewesen, diese saubern Gründe als schlagend anzuerkennen, da schon seit langer Zeit dadurch Geld dem Lande erhalten werden soll. Daß nun gerade bei uns Deutschen aber das mit der öffentlichen Schmach belegte Druckgewerbe der Nachdrucker und Nachdrucks noch hie und da existiren darf, während es in andern Ländern von gleicher Civilisation streng verboten ist, erklärt sich nun, wie so Manches bei uns, theils aus den angeführten falschen Ansichten, theils aber auch aus den nur zu häufig sichtbaren Mangel an Einheit und Nationalsinn unter uns, welcher Mangel an Nationalsinn uns noch immerfort in vielen Dingen zu unserm großen Schaden einander nicht als Deutsche und Kinder eines Stammes, sondern als Österreicher, Baiern, Schwaben, Sachsen, Preußen u. s. f. betrachten läßt, die eben mit einander nichts mehr gemein haben, als etwa Russen und Franzosen, Engländer und Italiener mit einander haben, und bei denen das Nebeneinanderwohnen und eine Sprache reden blos etwas rein Zufälliges und durchaus nicht Berücksichtigungswerthes ist.

Gesteuert hat übrigens dem Unwesen des Nachdrucks schon vielfach werden sollen, allgemein ist es leider aber immer noch nicht geschehen, mit so ehrenwerthem Beispiele manche, ja die mehrsten deutschen Regierungen hierin auch vorangingen. Indeß ist doch die Sache in neuester Zeit mehrmal zur Sprache und zur gesetzlichen Berathung bei der höchsten Behörde des allgemeinen deutschen Vaterlandes gekommen und selbst im 18. Artikel der im Jahr 1815 erlassenen deut-

schen Bundesacte, die Versicherung gegeben worden, daß eine gleichförmige (für alle deutsche Länder gültige) Verfügung zur Sicherung des Eigenthumsrechtes der Schriftsteller und ihrer Verleger gegen die buchhändlerischen Piraten abgefaßt werden soll; wornach denn, da Fürstenwort natürlich heilig ist, zu hoffen steht, daß Deutschland einst in allen seinen Gauen auch das materielle Recht des Eigenthums deutscher Verleger und das geistige deutscher Autoren, eben so durch Gesetze vor dem Raubsystem der Nachdrucker schützen wird, wie andre civilisirte Länder dies mit ihren Autoren und Verlegern thun, und wie es durch seine Gesetze anders Eigenthum schützt. Denn, wenn diese gute Zeit einst kommt, werden auch, dies können wir gewiß sein, die Nebel- und Scheingründe von Sophismen, womit man hie und da jetzt noch das moralische und rechtliche Unrechte zu beschönigen sucht, in ihr Nichts zusammensinken und es wird alsdann, z. B. kein Mensch mehr den seltsamen Glauben hegen, als befördere der Nachdruck die Wohlfeilheit der Bücherpreise (da er sie doch naturgemäß wegen des jetzigen größern Riscos der Verleger gerade im Gegentheil erhöht) als schaffe er einem Lande Gewinn, als helfe er zur Verbreitung geistiger Kultur, als steure er der möglichen Habsucht einzelner Verleger ꝛc.; Behauptungen, deren Unhaltbarkeit einem Jeden schon aus dem einzigen Grunde einleuchten muß, da es naturgemäß eine reine Unmöglichkeit ist, daß etwas Gutes durch etwas Böses, ein vor dem Forum des innern Rechts beachtenswerther Gewinn, durch eine vollkommne Unmoralität bewirkt werden kann.

Daß übrigens der Nachdruck schon längst und ehe von einem deutschen Bundestage die Rede war, in den mehrsten und meist auch gebildetsten Gegenden Deutschlands und von den einsichtsvollsten Gesetzgebern unsrer Nation, als ein unmoralisches gemeinschädliches und des Landes Ehre beeinträchtigendes Gewerbe, proscribirt war, ist bekannt; weniger aber, daß man im Allgemeinen an den meisten Orten darüber noch nicht im Klaren ist, wie die Frage von dem Rechte des Autors zu seinem Verleger, und umgekehrt wiederum die von dem Rechte des Publikums an ein Geisteswerk, ohne daß dadurch der, jedenfalls dem Urheber dessen zustehende, pecuniaire Nutzen beeinträchtigt, doch aber auch hinwiederum dem Volke nicht das, was ihm gleichfalls unstreitig geistig angehört, durch krämerische Speculationssucht u. dgl. vorenthalten oder unbillig hoch nur mitgetheilt werde, rechtlich und allseitig befriedigend zu beantworten sei? Diese Frage ist nun vielfach der Vorwurf vieler schon mehr und minder tiefer literarischer Verhandlungen gewesen und auch jedes Mal zur Sprache mitgekommen, wenn über die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit des Nachdrucks auf irgend eine Art verhandelt wurde.

In neuester Zeit und seitdem ein Gesetzentwurf von drei Herren Bundestagsgesandten nicht allgemeine Beistimmung aller Bundesglieder erhielt, ist dies nun besonders mit in den über, oder vielmehr gegen den Nachdruck deutscher Werke in Deutschland erschienenen und zum Theil dem Bundestage selbst gewidmeten Schriften des Herrn K. E. Schmid (der Büchernachdruck aus dem Gesichtspunkte des Rechts, der Moral und der Politik, Jena 1822 bei Frommann), ferner in den „Reflexionen über den Büchernachdruck" (Heidelberg 1823), in den Beilagen No. 5—9 zum lit. Conv. Blatt für 1823 unter dem Titel: „des schriftstellerischen Erwerbrechts Vertheidigung" und noch in mehren andern Schriften, Journalen ꝛc., mit einer Redlichkeit und Tiefe entwickelt und dargelegt worden, die nichts als den Wunsch

Digitized by Google

Sorge läßt, daß es den Repräsentanten der deutschen Fürsten und Völker in Frankfurt a. M. recht bald gefallen möge, durch vereinbarende Gesetzung das für ganz Deutschland allgemein gültige zu bestimmen, was hier essen und ehrlich, im Gefühl für Recht, Wahrheit und Ehre gesagt und dargethan wurde. Besonders verdient aber noch in dieser Hinsicht bemerkt zu werden, was der Verf. sowol über mehre dieser Schriften beurtheilend, als über den Nachdruck und dessen Wirkungen selbst, so wie über die unter andern jetzt von Württemberg aus gemachten Vorschläge zu einer Rechtsbestimmung des Rechts der Autoren, Verleger und des Publikums gegen einander, im 2ten Heft des Hermes 1823 schreibt, welche kleine, höchst gediegene Abhandlung — in der zugleich mit großer Schärfe gezeigt wird, was der technische Verlag (als Lexika, Landkarten, Schulbücher u. dgl., der ganz vorzüglich das ist, wonach, als nach dem Inkunabelnen, die Nachdrucks-Harpyen greifen), die Grundlage des genialen Verlags (als die Werke der Dichter, Geschichtschreiber, Redner ꝛc.) insofern geht, als er den Verlegern die Kraft verleiht, dergleichen zu unternehmen, und daher große Berücksichtigung verdient, falls man nicht will, daß nach und nach aller literarische Verkehr dieser Art untergehen und ob geistig Nacht werden soll. —

Nacht (heilige) heißt in der Kirchengeschichte die Nacht vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, in der die Christen in den ersten Jahrhunderten zusammenkamen um zu singen und zu beten. In der Osternacht taufte man die Katechumenen. Allerhand Mißbräuche entsprangen aus jener Nachtfeier, und die Kirche schaffte solche später ab.

Nachtmahlsbulle, Bulla in Coena Domini, die merkwürdigste aller päpstlichen Bullen, da sie die Anmaßungen der Päpste und die vorgeblichen Rechte, welche diese sowol als unumschränkte Oberherren der Kirche, als auch selbst über weltliche Fürsten zu behaupten suchten, am vollständigsten darlegt. Sie gründet sich auf ältere Verordnungen der Päpste, durch welche alle Ketzer und Ketzerbeschützer ohne Unterschied, so wie diejenigen, die den Geistlichkeit Steuern zu Staatsbedürfnissen auflegten, feierlich in den Kirchenbann gethan wurden. Seit dem 14. Jahrh. wurde sie von mehren Päpsten nach und nach umgebildet und verändert. Paul V. befahl, sie am Gründonnerstage in allen Kirchen abzulesen, weil manche katholische Fürsten Protestanten in ihrem Lande duldeten und den Geistlichen Beiträge zu den öffentlichen Lasten abforderten. Philipp II. von Spanien aber verbot die Bekanntmachung, da sie den eingeführten Schatz die Geistlichen nicht [illegible] Kaiser Rudolf II. und der Erzherzog [illegible] Ferdinand II. [illegible] Frankreich [illegible]

ketzerischen oder vom Glauben handelnden Bücher ohne Erlaubniß des päpstlichen Stuhles lesen, behalten und drucken, oder auf irgend eine Weise heimlich oder öffentlich, unter irgend einem Vorwand vertheidigen, und endlich alle Schismatiker, die sich der Gemeinschaft mit der römischen Kirche hartnäckig entziehen. Alle, die von den Entscheidungen des Papstes an eine künftige allgemeine Kirchenversammlung appelliren, werden mit dem Bannfluche, und wenn es Universitäten, Collegia und Domkapitel sind, mit dem Interdicte bedroht. Seeräuber trifft derselbe Fluch, wenn sie das päpstliche Meer („unser Meer") von Argentaro bis nach Terracina beunruhigen, so wie alle, die aus den gestrandeten Schiffen der Christen Güter rauben. Dann werden die Fürsten verflucht, die in ihren Ländern neue Steuern und Abgaben ausschreiben oder sie vermehren, außer in den Fällen, wo es ihnen den Rechten nach, oder aus besondrer Erlaubniß des päpstlichen Stuhles verstattet ist; die Verfälscher der päpstlichen Briefe, alle, die den Sarazenen und Türken, oder den Ketzern Pferde, Waffen, Metalle und Kriegsbedürfnisse, Holz, Hanf und Stricke, und alles, womit sie Christen und Katholiken bekriegen können, zuführen; alle, welche die Zufuhr von Lebensmitteln an den päpstlichen Hof hindern; alle, die Reisende, welche den päpstlichen Hof besuchen, ausplündern, fangen, verletzen und ermorden; alle, die sich an Kardinälen und päpstlichen Legaten und Bischöfen vergreifen; alle, die von des Papstes Befehlen, oder den Verordnungen ihrer Legaten sich an weltliche Gerichtshöfe wenden, oder geistliche Angelegenheiten der richterlichen Entscheidung des Papstes entziehen, oder Geistliche nöthigen, vor weltlichen Gerichten zu erscheinen, oder Gesetze gegen die Kirchenfreiheit geben, oder die Bischöfe in der Ausübung ihrer Richtergewalt stören; alle, welche die Einkünfte, die der Papst von Kirchen und Klöstern als Vorbehalt genießt, in Beschlag nehmen oder der Geistlichkeit ohne des Papstes Erlaubniß Steuern auflegen, und wären es Kaiser und Könige; alle Obrigkeiten, die sich in die peinlichen Rechtssachen der Geistlichen mischen, und alle endlich, die das päpstliche Gebiet — wozu auch Sicilien, Sardinien und Corsika gerechnet werden — feindlich angreifen oder erobern. Nur der Papst sollte von diesen Bannflüchen entbinden können, und auch er nur in der Stunde des Todes, wenn der Verfluchte zuvor der beleidigten Kirche Genugthuung geleistet habe. Die Bulle sollte zu Rom öffentlich angeschlagen und von jedem Bischof ein Mal oder mehre Mal im Jahr der versammelten Gemeinde vorgelesen werden. Zu Rom geschah dies bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts an jedem Gründonnerstag in den Hauptkirchen. Le Bret hat die Geschichte dieser Bulle in der pragmatischen Geschichte der — Bulle in Coena Domini (F. 1769. IV. 8.) gründlich erzählt, und darin deutlich dargethan, daß die Grundsätze und Verordnungen derselben sich auf alte, in den päpstlichen Gesetzsammlungen daraelegte und zu allen Zeiten beharrlich verfochtne Ansichten gründen. Wir würden uns daher gar nicht wundern dürfen, wenn die jährliche Vorlesung derselben wieder eingeführt würde, so gut als nun die Juden wieder zu gewissen Zeiten in eine christliche Kirche getrieben werden.

*Nagelfluhe, besteht aus mehr oder weniger zugerundeten Steinmassen verschiedener Gebirgsarten von der Größe einer Wallnuß bis zu sehr mächtigen Massen, welche durch irgend eine mineralische Masse (nach Art des Puddingsteins) gleichsam zusammengekittet sind. Sie hat ihren Namen von der Ähnlichkeit mit eingeschlagenen, die

Digitized by Google

Köpfe hervorstreckenden Nägeln, in der Schweiz erhalten. Sie gehört den aufgeschwemmten Gebirgsarten an. Man theilt sie: 1. in Nagelfluhe von mehren Urgebirgsarten; 2. in Porphyrnagelfluhe und 3. in Talksteinnagelfluhe.

Nassau-Siegen (Carl Heinrich Nicolaus Otto, Fürst von) ist durch seine mannichfachen an's Abenteuerliche grenzenden Lebensereignisse bekannt, die schon mit seinem Eintritt auf die Welt begannen. Er stammte aus der katholischen Linie des Hauses Siegen ab, und ward 1745 geboren. Sein Großvater, Emanuel Ignaz, hatte sich mit Charlotte de Mailly de Nesle vermählt, und diese gebar einen Sohn, Maximilian, dessen Geburt sie dem Vater verheimlichte. Erst nach dem Tode des letztern ließ sie ihn unter dem Namen Nassau-Siegen in die Staatsregister eintragen. Der kaiserliche Hofrath in Wien weigerte sich indessen den jungen Maximilian als solchen anzuerkennen und wollte in Charlotte nur eine Frau sehen, die die ärgerliche Lebensweise ihrer Familie — wer kennt nicht die Chateauroux, ihre Nichte, Ludwigs XV. erste Maitresse? — zur Schau trage. Der Vormund des jungen Nassau, von dem wir hier sprechen, brachte die Sache bei dem Parlament in Paris vor und dies entschied am 3. Junius 1756 für seine rechtmäßige Herkunft. Der Hofrath in Wien hatte indeß darauf nicht gewartet und über die Güter des nassauischen Hauses längst verfügt. Die Nothwendigkeit, sich selbst eine Bahn zu eröffnen, bestimmte den jungen Fürstensohn im 15. Jahre als Freiwilliger in französische Kriegsdienste zu treten, die er als Rittmeister unter den Dragonern wieder verließ, um Bougainville (1766—69) auf seiner Reise um die Welt zu begleiten. Aus den Armen der Königin von Otaheite ging er dann mit dem Ritter von Oraison nach Afrika's Wüsten, und daß er das Herz auf der rechten Stelle hatte, bewieß hier sein Kampf mit einem Tiger. Nach der Rückkehr trat er als Oberster eines Infanterieregiments wieder in französische Dienste und suchte hier 1779, jedoch umsonst, die Insel Jersey wegzunehmen. Desto mehr Gelegenheit sich auszuzeichnen verschaffte ihm der Krieg zwischen Spanien und England. Gibraltars Belagerung zog damals alle Augen auf sich. Nassau eilte hin, besteigt eine von Arçons schwimmenden Batterien und entgeht den Gefahren, denen er sich auf ihr, mehr als jeder Andre ausgesetzt hatte. Spaniens König belohnte ihn mit einer großen Geldsumme und dem Patente des Generalmajors seiner Armee, mit dem Titel eines Granden der ersten Classe. Wo der Kanonendonner in Europa ertönte war auch Nassau. Catharina II. war von seiner Tapferkeit und seinen verheißenden Versprechungen gereizt. Sie vertraute ihm den Befehl über ein Geschwader, das gegen die Türken kreuzen sollte. Auf dem schwarzen Meere griff er an der Spitze von Galeeren und flachen Fahrzeugen die viel stärkere Flotte des Kapudan-Pascha an, nahm einige Schiffe desselben, steckte andre in Brand und zerstörte in einigen ähnlichen Gefechten die ganze dort stationirte Seemacht der Pforte. Die Kaiserin belohnte die Siege ihres Viceadmirals edelmüthig. Er hatte das Indigenat von Polen erhalten und sich mit Charlotte Godzka, der Tochter eines reichen Woiwoden vermählt. In dem Betrachte ging er, als Catharinens Gesandter, denn diese dachte damals noch nicht an Polens Zerstückelung, nach Wien, nach Madrid und Versailles, um diese Höfe von Friedrich Wilhelms Absichten auf Thorn und andre Punkte Polens zu unterrichten. In dem Kriege gegen Gustav III. trug sie ihm den Befehl ihrer Flotte im finnländischen Meer-

busen auf. Nassau schlug die schwedische Scheerenflotte und trieb sie in den Busen von Viborg, wo er sie und Gustav selbst, der sie befehligte, gefangen zu nehmen glaubte. Aber dieser ließ auf ein Mal angreifen; Nassau's Linie war durchbrochen; 46 seiner Galeeren wurden in Grund gebohrt oder genommen. Dieser Unfall nahm ihm die Lust zum Kriege. Vielleicht wollte er auch nicht seinen Arm zur Vernichtung von Polen leihen und die französischen Waffen bekämpfen, die die Freiheit ihres Vaterlandes vertheidigten. So reiste er unter Pauls I. Regierung, immer im Besitz seiner Würden, in Europa herum, bis er nach dem Frieden von Amiens nach Frankreich ging, den außerordentlichen Mann kennen zu lernen, der dort die Ruhe hergestellt hatte. Einige Jahre nachher starb er ganz unbeachtet in Paris. Der Fürst von Ligne sagt, er habe die Zeit der alten Paladine, der Ritter von der Tafelrunde vergegenwärtigt, so lange es galt, sich zu schlagen, denn nachher sei er kalt und gemein gewesen, daß man ihn gar nicht wiedererkannte. Bei allen Anlagen zum Helden ließ er nur den Namen eines Abenteurers zurück. An Großsprechereien, aber auch an Großmuth, an Empfänglichkeit für Polens Schicksal, gab ihm seine Gemahlin nichts nach. Sie unterstützte von Paris aus die polnischen Großen auf alle Art, und jeder fand in ihrem Palaste gastfreundliche Aufnahme.

*Natrum bezeichnet im gemeinen Leben das kohlensaure Natrum, es mag nun 1) durch Reinigung des aus der Erde und aus Seen sich bildenden Natrums, oder 2) des durch Verbrennung der Seegräser auf einigen schottischen und den Scylliinseln, Norwegen, gewonnenen Kelps, oder der aus dem Fucusartigen dargestellten Varechsoda oder 3) der spanischen Barilla oder aus der rohen Soda dieser Gewächse oder 4) durch Zerlegung des Glaubersalzes, oder des salzsauren Natrums bereitet sein. Sind die Arten der rohen Sode durch Auflösung von beigemengten erdigen Theilen, oder von der beim Verbrennen zurückgebliebnen Kohle, oder durch Krystallisation von fremdartigen Theilen befreiet worden: so ist das Resultat immer basisches kohlensaures Natrum.

*Natur. Ein vielsinniges, in mancherlei Bedeutungen vorkommendes, bald einen engern, bald einen weitern Begriff bezeichnendes Wort. In der umfassendsten Bedeutung ist Natur gleichen Sinnes (synonym) mit Welt, Weltganzes, Universum, sowol von materialer (leiblicher, körperlicher) als idealer (geistiger) Seite, auch mit Schöpfung, insofern man darunter den Inbegriff alles Erschaffnen, den Inbegriff der Dinge (Geschöpfe) versteht. Schon viel beschränkter ist der Begriff, wenn man, was oft der Fall, mit dem Worte Natur blos die Sinnenwelt meint, also den Gegensatz von der idealen oder Geisteswelt, welche in jenen umfassenden Begriff mit eingeschlossen ist. Im Gegensatz der Kunst ist Natur ein nur zur Hälfte positiver, übrigens negativer Begriff, indem man hier unter Natur alles dasjenige versteht, was nicht Kunst, nicht künstlich, nach Regeln mit Bewußtseyn erlernt ist und ausgeübt wird, sondern reiner Ausdruck der natürlichen Anlage, z. B. eines Menschen, oder Folge und Äußerung des Wesens einer Sache ohne künstliche Form ist. In diesem Sinne spricht man z. B. von einem Naturmenschen, d. h. von einem solchen, der, unbekannt mit künstlichen Formen des geselligen Lebens (dem Konventionellen) oder nicht darauf achtend, blos seinem Naturell gemäß lebt, ohne Rückhalt seine Gedanken äußert, rücksichtslos seine Ueberzeugung ausspricht und seinen natürlichen Neigungen folgt. Le-

Digitized by Google

ser, welche in der Romanenwelt zu Hause sind, werden hier an La-fontaine's Naturmenschen denken. Hierher gehört auch der Begriff Naturdichter (s. d. Art. Bd. 6). Eben so ist eine Naturerziehung (natürliche Erziehung), d. h. eine solche, die blos ihrem Wesen nach, absicht- oder bewußtlos wirkt, der Kunst- (künstlichen, methodischen) Erziehung entgegengesetzt. Ein andrer, aber ähnlicher Gegensatz ist der zwischen Natur und Geschichte oder dem, was durch Geschichte begründet ist. So stellt man z. B. der positiven (geschichtlich begründeten, durch Thatsachen der Geschichte geoffenbarten) Religion eine natürliche gegenüber, nämlich eine Religion, die, ohne Hülfe einer geschichtlichen Offenbarung, sich blos auf die natürliche Anlage des Menschen zur Religiosität gründen könne, wie Einige meinen. Diese sogenannte natürliche Religion ist nicht zu verwechseln mit den Naturreligionen (Verehrung der Naturgottheiten) oder Mythologieen der Völker, welche zum Theil auch geschichtlich begründet zu sein scheinen und zusammen unter dem Namen Polytheismus begriffen werden. Auf ähnliche Weise hat man den Naturwissenschaften die positiven Wissenschaften entgegengesetzt; unter letztern versteht man nämlich diejenigen, deren Pfleger organisirte Gesellschaften im Staate (Fakultäten) bilden, und welche sonach geschichtlich entstanden. Im engsten Sinne heißt Natur der eigenthümliche Charakter der besondern Naturdinge, besonders der organischen, für welche der Name in dieser Bedeutung am meisten üblich ist. In diesem Sinne gibt es also so viele Naturen, als es Arten von Naturwesen gibt, und die Benennung ist insofern zweckmäßig, als der Charakter eines Naturdinges, z. B. eines Thieres, einer Pflanze doch im Grunde eine bestimmte Offenbarung der Natur (nämlich der innern, schaffenden Natur) ist. In ganz ähnlichem Sinne ist oft die Rede von der Natur des Lichts, der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus u. s. w., und man versteht darunter sowol die wesentlichsten Eigenschaften dieser Natur-Kräfte und Prozesse, als auch die Formen, oder Gesetze, in und nach welchem sie erscheinen, und ebenfalls ist in diesen Fällen die Art und Weise gemeint, in welcher sich die Natur (welche, philosophisch, ihrem Innern nach, als eine Einheit von unendlichem Vermögen gedacht wird) in diesen Kräften und Processen offenbart. In Beziehung auf Menschen braucht man den Ausdruck Natur oft in der Bedeutung einer besondern Beschaffenheit der leiblichen Organisation. In diesem Sinne hat z. B. der Eine eine starke (viel vertragende), der Andre eine schwächliche Natur, oder, wie manche Ärzte nach dem alten Style die Organisationen unterscheiden, dieser eine feuchte, jener eine trockene Natur. Abgesehen von solchen besondern Bestimmungen, bezeichnet man mit dem Ausdrucke: menschliche Natur die Gesammtanlage des Menschen von leiblicher sowol als geistiger Seite, oder die Gesammtheit menschlicher Vermögen. Auch diese Benennung ist treffend, ob man gleich häufig ihre wahre Bedeutung verkennt. Denn der Mensch ist nichts anders als die Natur, sondern nur die höchste Stufe ihrer Selbstoffenbarung; in ihm hat sich die Natur nicht nur individualisirt (theilweise offenbart), wie in den Thieren, Pflanzen und Mineralien, welche nur einzelne Seiten der Natur in sich darstellen, sondern vielmehr personificirt, d. h. in ihrer Ganzheit individualisirt, womit die Bedingung zur Freiheit, zum Selbstbewußtsein gegeben ist, welches wesentliche Eigenschaften der Persönlichkeit sind. Auch der Geist gehört der Natur an (das Wort in der höchsten und umfassensten Bedeutung genommen), deren thätige Seite

er, im Gegensatz der Materie ist. Im gebildeten Menschen ist der Geist der Natur frei geworden, und wenn seine Bildung so weit gediehen ist, daß er die Natur wissenschaftlich erkennt, d. h. nicht blos äußerlich, nach den Formen ihrer Erscheinung, kennt (empirisch auffaßt), sondern auch nach ihrem innern Wesen und gesetzmäßigen Wirken versteht, also den rechten Sinn (die wahre Bedeutung) ihrer Offenbarungen erkennt: so kann man, in Beziehung auf diese Bildungsstufe, mit Wahrheit sagen, daß die Natur in solchen (nämlich naturwissenschaftlichen) Menschen sich selbst erkenne, während sie sich in andern von geringerer Bildung nur unvollkommen, in verworrnem Bewußtsein anschaut, und in verbildeten Menschen sich selbst verkennt. Um dieses ganz zu verstehen, muß man sich zuvor von der gewöhnlichen, beschränkten Ansicht der Natur aus dem Standpunkte des bloßen Verstandes frei gemacht und zur höhern Ansicht aus dem Standpunkte der Vernunft (m. vergl. d. Art. Bd. 10), oder der intelligenten Bildung erhoben haben. Dem bloßen Verstande erscheinen die Naturdinge nicht blos äußerlich verschieden und gesondert für die äußere Anschauung, sondern auch innerlich getrennt, und die Natur selbst ist dem Verstandesmenschen ein fremdes Reich, mit welchem er sich in eine zufällige äußere Beziehung gesetzt glaubt. Die Natur offenbart sich einem jeden Menschen nur nach dem Grade seiner Geistesbildung und Gemüthsbeschaffenheit (ein Beweis ihrer innern Einheit und Harmonie mit dem Menschen). Sehr treffend sagt Novalis (s. dessen Schriften, 2r Th. S. 80) in dieser Beziehung: „Man steht mit der Natur gerade in so verschiednen Verhältnissen, wie mit den Menschen; und wie sie sich dem Kinde kindisch zeigt und sich gefällig seinem kindlichen Herzen anschmiegt, so zeigt sie sich dem Gotte (göttlich gebildeten Menschen) göttlich und stimmt zu dessen hohem Geiste." Eben so in einer andern Stelle (S. 82, 2ten Theils): „So entstehen mannichfache Naturbetrachtungen (Ansichten der Natur), und wenn an einem Ende die Naturempfindung (Naturanschauung) ein lustiger Einfall, eine Mahlzeit wird, so sieht man sie dort, zur andächtigen Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern (im Alterthum) gabs solche ernste Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indessen andre, fröhliche Herzen sich nur auf sie zu Tische baten; die Luft wär ihnen ein erquickender Trank, die Gestirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köstliche Speisen, und so kam ihnen die Natur nicht wie ein stiller wundervoller Tempel, sondern wie eine lustige Küche und Speisekammer vor." Diese sinnliche Naturansicht, welche Novalis hier schildert, dürfte immer noch dem kalten Verstandesbegriff vorzuziehen sein, welchem die Natur ein buntes, an sich bedeutungsloses Mancherlei, ein Stück- und Splitterwerk ist, in welches ein fremder Verstand erst Ordnung und Zusammenhang hintragen soll. Denn jenen erschien die Natur doch wenigstens als ein Ganzes, obgleich von sehr sinnlicher Art, wie sie selbst waren, als eine wohlversorgte, geordnete Speisekammer; die Natur zeigte sich diesen Menschen nur von ihrer sinnlichen (gleichsam von ihrer Geschmacks- und Verdauungs-) Seite; ganz geistlos dagegen erscheint sie denjenigen, welche nur den Verstand in sich ausgebildet haben, denn dieser ist ein sonderndes, trennendes Vermögen, und dem blos reflektirenden (auf das Einzelne gespannten) Forscher entflieht der Geist der Natur unter den spaltenden, anatomirenden Händen. In ihrer ganzen Schönheit aber und zugleich als

Digitized by Google

ein gemüthliches Wesen, als eine liebende Mutter offenbart sich die Natur dem Dichter, indeß sie sich dem besondern Künstler von einzelnen Seiten ihrer Schönheit zeigt, indem sie z. B. dem Maler als ein panoramisches Gemälde, dem Bildhauer und Baumeister als plastisches Kunstwerk, und dem Tonkünstler vorzugsweise als eine lebendige Tonwelt erscheint. Es ist in vollem Sinne wahr, daß die Natur, wie sie für jede Stufe menschlicher Geistesbildung ein entsprechendes Gepräge annimmt, so für alle Gemüthsstimmungen passende Farben und Töne hat, um mit einem jeden zu harmoniren. So findet sich zu jenem fröhlichen, sinnlich gestimmten Menschen, von welchen zuvor die Rede war, der Gegensatz in den Schwermüthigen, welchen die Natur ein Trauerhaus oder Jammerthal, das allgemeine Grab alles Lebendigen ist, während sie dem Bösewicht und Verbrecher ihre furchtbare Seite zukehrt und ihm als ein Reich erscheint, in welchem die Geister der Finsterniß walten und eine rächende Gottheit, die ihre Quälgeister den Uebelthätern nachsendet. Dem Religiösen und Tugendhaften dagegen erscheint die Natur oft in ihrer lieblichsten Gestalt, sie ist ihm ein Spiegel der innern Harmonie seines Gemüths, eine Welt, in welcher der Geist der Liebe aus allen Wesen ihn anspricht, ein Tempel Gottes, in welchem er sich in unendlicher Mannichfaltigkeit offenbart. Wer den Faden dieser Betrachtung mit sinniger Aufmerksamkeit zu verfolgen vermag, wird in der Natur das Walten einer gerechten Gottheit erkennen, welche jeden Menschen nach seinem Sein und Thun behandelt, jedem gibt und vergilt, was er verdient, indem sie in ihrem Aeßern jedem einen treuen Spiegel vorhält, worin er sein eignes Bild, den Widerschein seines Innern erblickt. Hier offenbart sich also der Grund der so mannichfaltig modificirten Ansichten der Menschen von der Natur, er liegt einer Seits in der Unendlichkeit ihres Innern, welches nach außen alle Seiten darzustellen vermag, andrer Seits in der ursprünglichen Einheit und Harmonie des Menschen mit der Natur, welche beide Gegenbilder von einander sind. Die Verstandesaufklärung zwar wird alle diese verschiednen Naturansichten für unwahr und Selbsttäuschung erklären, aber für eine höhere Ansicht sind sie, in gewisser Hinsicht, alle wahr, nämlich nur einseitig und beziehungsweise auf die Bildungsstufe und Stimmung eines Jeden, wie aus dem Bisherigen genugsam erhellt. Denn der Mensch steht nie allein, in völliger Trennung von der Natur, in und mit welcher er nur leben kann. In der erscheinenden Natur ist das Vorbild alles Menschlichen enthalten, und daher in ihr sowol das Göttliche als Ungöttliche zu schauen. Wahre Bildung ist daher der rechte Weg, um zu den Schätzen der Natur zu gelangen und sie geistig zu genießen; je höher die Bildung des Menschen steigt, und je gediegner und allseitiger diese Bildung ist, desto mehr wird er sich der Natur, sie ihm sich nähern; nur halbe oder Afterbildung entfernt von ihr. Schon die höhern einseitigen Naturansichten, z. B. die religiöse, die poetische, künstlerische, können ihren Eignern viel reines Vergnügen gewähren, allseitig aber kann die Ansicht oder Erkenntniß der Natur allein auf dem Standpunkte der Wissenschaft werden. Denn nur von ihm aus können zugleich alle andern Ansichten gehörig gewürdigt (nach ihrem wahren Werthe beurtheilt) werden. In der Wissenschaft ist der Verstand, im Einverständnisse mit der Vernunft, thätig und wird durch sie geleitet. Der wissenschaftliche (vernünftig gebildete) Verstand läßt sich nicht, wie der empirische, durch den Schein täuschen und von ihm gefangen nehmen; für ihn gibt es kein Äußeres ohne ein

Digitized by Google

Inneres, keine Mannichfaltigkeit ohne Einheit, und wenn er zwar, auf das Äußere der Natur gerichtet, durch die Sinne eine unendliche Mannichfaltigkeit wahrnimmt: so sieht er zugleich durch das Auge der Vernunft, daß alle diese Mannichfaltigkeit nur für die Erscheinung gilt, mithin nicht für sich besteht, sondern von der unsichtbaren Einheit (dem Innern) der Natur getragen und durch sie bedingt wird. Alles Äußere ist zeitlich und räumlich, geistig (thätig) und leiblich (beharrend). Raum und Zeit sind nothwendige Formen des Daseins der Naturdinge, deren Inhalt Geist und Materie ist. Diese Formen und ihr Inhalt machen den Begriff des Daseins aus; Dasein, oder in Zeit und Raum bestehen, geistig und materiell sein, ist daher eins und dasselbe. Wie aber keine Form ohne ihren Inhalt sein kann, so auch der Inhalt wieder nicht ohne das Enthaltende. Das Enthaltende von Geist und Materie und deren Formen, Zeit und Raum, kann nur das überzeitliche und überräumliche, d. h. das Ewige, Übersinnliche, in sich selbst Unendliche, Unwandelbare, Unbedingte, auf sich selbst Ruhende, mit Einem Worte — Gott sein. Das Ewige kann nur unbedingte Einheit sein, denn alle Vielheit ist durch Zeit und Raum bedingt, was sich von selbst versteht. Ohne in sich selbst mannichfaltig zu sein, ist Gott gleichwol der unmittelbare Grund aller Mannichfaltigkeit; er ist der überall gegenwärtige Mittelpunkt alles Zeitlichen und Räumlichen, alles Lebens und Seins, in der Sprache der Philosophie; die ewige Idee des unendlichen Universums oder der gesammten Natur. Dem empirischen Verstande erscheint Gott als ein von der Natur absolut getrenntes, gleichsam außer und über der Welt schwebendes Wesen, welches zu ihr in einem zuschauenden oder auch willkürlich eingreifenden, die Begebenheiten nach bestimmten Absichten lenkenden Verhältniß steht. Dagegen ist für den wissenschaftlichen Verstand Gott das innerste Wesen der Natur, der alles tragende und erhaltende Urgrund aller Dinge, wodurch deren Inbegriff eben ein Ganzes, eine Welt oder geordnete Gesammtnatur ist. Das Innere der Natur thätig gesetzt, heißt schaffende Natur (natura naturans), Gott als Schöpfer, Allgeist oder Weltseele. Die äußere oder erscheinende Natur (natura naturata) ist daher die allseitige Offenbarung Gottes, die Darstellung seines Wesens in leiblichen Formen und geistiger Wirksamkeit. Dies wird jedem klar sein, der mit den so eben erwähnten, die Natur betreffenden Ideen einverstanden ist. Das Innere der Natur, nämlich ihr übersinnlicher Grund, ihr ewiges Urbild, d. h. Gott, ist an sich verborgen, in das Unendliche seiner Einheit verhüllt, und würde ein ewiges Mysterium bleiben, wenn er nicht in die Erscheinung hervorträte, sich für die Anschauung und Erkenntniß in Raum und Zeit verwirklichte. Diese Natureffenbarung Gottes ist nicht die Folge eines willkürlichen Entschlusses, sondern ein nothwendiger, aus seinem Wesen hervorgegangener und ewig hervorgehender Erfolg. Auch ist sie die früheste und Grundoffenbarung, welche aller andern Offenbarung Gottes vorangehen und sie begründen muß, oder vielmehr, sie ist die Gesammtoffenbarung, in welcher alles Besondre enthalten ist. Denn wenn sich Gott in göttlichen Menschen offenbart, so sind ja diese Menschen nicht außer der Natur, sie gehören zu ihr, nämlich zur höchsten Stufe ihrer Bildungen; in ihnen hat sich das Göttliche, wie das Natürliche, personificirt und ist in ihrem Geiste zum Bewußtsein oder zum Selbstgefühl, d. h. zur innern Offenbarung gekommen, welche sie ihren schwächern, aber empfänglichen Brüdern durch Sprache und Beispiel mittheilen. Jeder

Digitized by Google

höhere (göttliche) Mensch ist also ein Mittler zwischen Gott und den Menschen. Aber die Natur ist die große, allgemeine Mittlerin, durch welche die persönlichen Mittler in menschlicher Gestalt erst möglich und wirklich werden. Die Menschwerdung Gottes in Christo, dem größten Mittler zwischen Gott und der Menschheit, war ein Hervortreten des Göttlichen in die erscheinende Natur, das Einsenken eines göttlichen Mittelpunkts in die Geschichte, in welcher sich die höhere Natur (Geist und Gemüth) des Menschen, durch das Hinschauen und in sich Aufnehmen dieses lichten Punkts, wie durch den Einfluß andrer Mittler, entwickelt und heraufbildet. Ein solcher Mittler ist zugleich Versöhner der Menschen mit Gott: denn das sind nur verschiedene Namen für einen und denselben Begriff. Die Versöhnung setzt aber einen Abfall von Gott, eine Entzweiung mit ihm voraus. Durch seine Selbstvereinzelung, durch seinen Eigenwillen, seine Selbstsucht ist der Mensch im Abfall von Gott, außer der Einheit mit ihm. Als Ebenbild Gottes sollte er, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß und bei seinem ewigen Urbilde, nur göttlich handeln, von göttlicher Liebe beseelt für seine Mitmenschen sorgen, wie für sich selbst; aber er handelt nur, oder doch vorzugsweise, in seinem eignen Namen, sorgt häufig für sich und seine Erweiterung auf Kosten Anderer; er sollte sich, im göttlichen Selbstgefühl, als willig dienendes Organ in der Harmonie des Ganzen anschauen, und hängt an der eiteln Selbstbeschauung seiner individuellen Vorzüge; er sollte Gott in der Natur und in der Menschheit erkennen, seinen Geist mit der ewigen Wahrheit nähren, mit deren Entwicklung befriedigen, und lebt in vereinzeltem Wissen, beschäftigt sich mit der äußern Kenntniß der Dinge, die für sich, abgesehen von ihrem Zusammenhange im Ganzen, getrennt von der Beziehung auf Gott, keine Wahrheit haben. Diesen Abfall theilt aber der Mensch gewissermaßen mit der ganzen äußern Natur, oder sie mit ihm. In allen Dingen nämlich, obgleich sie nur auf ihrem Urgrunde ruhen, in welchem sie ihrem innersten Wesen nach wurzeln, obgleich sie bewußtlos vom Geiste des Ganzen beseelt und von ihm getragen werden, ist gleichwol der Trieb zur Selbsterhaltung; alle haben das Streben, in sich selbst zu sein, sich als besondre zu behaupten, und treten daher Allem kämpfend gegenüber, was feindlich und zerstörend auf sie einwirken will. Selbstsüchtig ziehen sie alles in ihren Kreis, was ihnen zur Nahrung dienen kann, und was sie zu überwältigen vermögen, um es zerstörend in sich zu verwandeln, sich davon zu erhalten und, wo möglich, den Kreis ihres Daseins zu erweitern; und was zu schwach ist in diesem Kampfe, wird verschlungen und muß sein Dasein dem Stärkern zum Opfer bringen. Wer diesen Streit der Dinge um ihr Dasein nur im Thierreiche sucht und in seinem Verhältniß zum Pflanzenreiche, hat seine Ansicht von der (äußern) Natur, hinsichtlich ihres allgemeinen Charakters, noch wenig erweitert und bezieht letztern nur auf einen Theil des Ganzen. Auch die Steine und Metalle behaupten sich im Kampfe gegen die Elemente und gegen einander selbst, indem sie nur auf Kosten der Elemente entstehen, leben und wachsen, sich nährend und erhaltend von deren Bestandtheilen. Die Elemente selbst stehen in ewig feindlichem Verhältniß zu einander, jedes mit dem Bestreben, für sich allein zu bestehen, die andern in seinen Kreis zu ziehen und sich zu assimiliren (in sich zu verwandeln), was aber immer nur theilweise gelingt, indem der unvollkommene Sieg bald auf der einen, bald auf der andern Seite ist, so daß dieser Kampf nur die Bedingung einer fort-

Digitized by Google

währenden Schöpfung und sein Erfolg ein ewiger Wechsel der Dinge, ihres Entstehens, Wachsens, Gedeihens, Erkrankens und Vergehens ist. Von der Wahrheit und Allgemeinheit dieses Verhältnisses kann man sich aus der nähern Betrachtung der Polarität (s. d. Art. Bd. 7.) und des allgemeinen polaren Verhältnisses der Dinge, welches mit dem so eben dargestellten eins (identisch) ist, überzeugen. Von dieser Seite betrachtet, ist also die sichtbare Natur der große allgemeine Kampfplatz eines ewigen Krieges, auf welchem das Leben des Ganzen beruht, welches, bei näherer Beleuchtung, im Grunde selbst nichts anderes ist, als eben dieser ewige Krieg, mit allen Folgen, die aus ihm hervorgehen. Ja nicht nur das Naturleben in engerm Sinne, vielmehr ist alles, auch das höhere Menschliche in allen Sphären des Göttlichen, einerseits wenigstens, ein Kampf, der nur mit dem Tode ganz endigt. Das religiöse Leben z. B., wenn es von seiner höhern (himmlischen) Seite zwar göttlicher Friede ist, besteht von der andern, gegen das Niedere, Irdische gewendeten Seite in einem fortwährenden Kampfe gegen das irreligiöse Princip, welches sowol aus verborgenen Schlupfwinkeln des eignen Innern in Gestalt von Zweifeln hervortritt, als auch von außen als fremder Unglaube dem Leben des Religiösen feindlich entgegenkommt. Das Kunstleben kämpft einerseits gegen den Widerstand der Materie, in welcher sie ihre Ideen verwirklichen (verleiblichen) will, andererseits mit den Schwierigkeiten, welche die Endlichkeit der Formen der Darstellung göttlicher Ideen entgegenwirft. Und was ist die Tugend anders, als ein Kampf gegen das böse (selbstische) Princip, sowol nach innen, gegen diesen Feind im eignen Gemüthe, als nach außen gegen die Werke der Finsterniß, gegen das selbstsüchtige Streben schlechter Menschen, welche der Ausführung des Guten entgegenkämpfen? Und ist nicht endlich auch die Wissenschaft ein ewiger Kampf des Geistes gegen den Mysticismus (man vergl. d. Art.), ein Streit des intellectuellen Lichts mit dem Dunkel des Geistes (Unwissenheit, Irrthum, Aberglaube u. s. w.), und zwar ebenfalls in doppelter Richtung? Schon dieser gemeinschaftliche Charakter beider Welten, der realen und idealen, der Natur und des Geistes, deutet auf deren ursprüngliche Einheit und begründet die Überzeugung, daß beide nur verschiedene Stufen eines Ganzen sind, und daß man nur innerhalb dieses Ganzen den Gegensatz einer Naturwelt (des unbewußten Lebens) und eines Reichs der Freiheit (des selbstbewußten Denkens und Handelns) anerkennen darf, woraus dann weiter folgt, daß die Natur gleichsam der Grund und Boden für den Baum der Freiheit ist, das heißt: daß in der Natur der verborgene Keim enthalten ist, aus welchem sich alle Herrlichkeit der idealen Welt entwickelt. Wenn aber alles Leben, das niedere, wie das höhere, ein Krieg oder Kampf ist, so darf man nicht vergessen, daß das Ende alles Kampfes Friede und Versöhnung ist, und man würde das Wesen und Wirken der lebendigen Natur wieder nur einseitig erfassen, wenn man nicht mitten in ihrem kriegerischen Reiche aus ihrem fruchtbaren Schoße zugleich den Frieden aufblühen und gedeihen sähe. Aber der Friede der Natur kann nur theilweise oder abwechselnd auf einzelnen Punkten bestehen, während im Ganzen der Krieg fortdauert, da allgemeiner Friede Tod wäre. So gehen aus der Versöhnung streitender, bewußtloser Naturkräfte neue Erzeugnisse hervor, welche gleichsam die Bestätigung (Darstellung) oder die Frucht des Friedens sind. Das ganze Mineralreich z. B. ist Zeuge von dem Frieden, der nach dem Kampf des Erdele-

Digitized by Google

ments mit den übrigen Elementen auf unzähligen Punkten der Erdrinde, unter sehr verschiedenen Bedingungen, zu Stande gekommen ist. Und so ist jedes Naturerzeugniß (Naturproduct) die Erscheinung des Friedens, der Versöhnung zuvor mit einander im Streit begriffener (sich polar zu einander verhaltender) Kräfte, zugleich aber auch der Anfang eines neuen Streits, indem die verschiedenen Erzeugnisse sich nun selbst polar (feindlich) zu einander verhalten. Ein ähnliches (analoges) Verhältniß findet nothwendig in der idealen Welt Statt, da sie das höhere Ebenbild der (bewußtlosen) Natur ist. Das Ende des Kampfes in der Kunstthätigkeit ist das Kunsterzeugniß (Kunstwerk), in dessen Anschauung das beseligende Gefühl der Versöhnung höherer Kräfte, welche während und in der Arbeit im Streit mit einander waren, im Künstler und Kunstverehrer hervortritt. Der Erfolg oder vielmehr der Sieg aus dem religiösen und sittlichen Kampfe ist göttlicher Friede in der Anschauung des Göttlichen und das belohnende Gefühl, welches tugendhafte Handlungen begleitet, und der Kampf der Wissenschaft gleicht sich in der gefundenen oder bewiesenen Wahrheit aus, in welcher der Friede als wissenschaftliche Überzeugung (Evidenz) erscheint. Alle Bildung, im Geistigen, wie im Leiblichen, ist also Kampfresultat, und die Namen: Krieg (Kampf, Streit), Friede, Sieg, Held, haben eine große, durch das Ganze greifende Bedeutung. Alles Gute, Schöne, Wahre, Große geht aus Kampf und Streit hervor, wodurch es gebildet, geläutert, zum Bewußtsein erhoben (in die Erkenntniß geboren) wird und um so herrlicher erscheint, je größer und schwerer der Kampf war, durch welchen es errungen wurde. Wer in der Welt eine vorzügliche Stelle einnehmen, sich auszeichnen, seine Bestimmung in vorzüglichem Grade erreichen will, muß tapfer kämpfen und im Kampf sich als Held bewähren. Und dieser Kampf ist schwer; denn je höher ein Naturwesen steht, desto größer und vielseitiger ist die Sphäre des Streits, in deren Mittelpunkt es als Kämpfer gestellt ist. Alle Naturdinge unter dem Menschen kämpfen nur einseitig oder nach wenigen Richtungen gegen einzelne feindliche Angriffe, aber der Mensch ist von allen Seiten, nach innen und außen von Feinden umgeben, gegen welche er sich zu behaupten hat, um innerlich und äußerlich den Frieden zu erkämpfen; ein Bild, das jeder Denkende, der die obigen Winke weiter verfolgt, sich leicht selbst vervollständigen und ausmalen wird. Der Kampf um die Wahrheit in wissenschaftlicher Thätigkeit ist, im Idealen, der höchste und darum auch, wenn er gelingt, der erfolgreichste. Wenn daher die Wissenschaft, indem sie, vermöge des Zusammenhangs der Wahrheiten, auf das Ganze geleitet, ihren Blick auf den großen, allgemeinen und endlosen Streit, d. h. auf das Leben des Ganzen, der Gesammtnatur, des Universums richtet und in diesem Streite selbst vollkommene Harmonie, theils wissend, theils ahnend, erkennt, so feiert sie in dieser Erkenntniß, welche die Offenbarung Gottes in ihr ist, ihren höchsten Triumph.

*Naturgeschichte ist (im gewöhnlichen Sinne) die erzählende Darstellung der Entwickelung der Naturdinge, Naturkörper, Naturproducte, wobei alle die Entwickelung (werdende und gewordene Bildung) begleitenden Erscheinungen erwähnt und beschrieben werden. Wenn aber zugleich die Gründe der Entwickelung mit erörtert werden, wodurch die Nothwendigkeit des bestimmten Ganges und Charakters der Entwickelung offenbar wird, so daß man begreift, warum die Erscheinungen gerade so und nicht anders sind, noch sein kön-

Digitized by Google

nen: so entsteht eine höhere, nicht blos erzählende, sondern philosophische Naturgeschichte, welche auch Naturphilosophie heißt. Daraus erkennt man, daß das, was man gewöhnlich Naturgeschichte nennt, nämlich die erzählende (empirische), die Entwickelung oder Bildung der Naturdinge rein historisch darstellende Naturgeschichte erst durch die Naturphilosophie ihre rechte Begründung und somit Werth und Wahrheit erhält, und daß dagegen die blos empirische, die sich um die Gründe der Entwickelung nicht bekümmert, zwar nützlich sein wird für das praktische Menschenleben, mithin z. B. in ökonomischer, technologischer, forstwissenschaftlicher Hinsicht sehr dienlich sein, aber keinen Werth als Wissenschaft haben kann, da man durch sie die Natur und ihre Erzeugnisse nur von ihrer Außenseite kennen lernt. Gegenstände für die Naturgeschichte können nur diejenigen Naturdinge sein, deren Entwickelung (Bildung in der Zeit und im Raume), wo möglich von ihrer Entstehung an, durch deutliche Anschauung beobachtet werden kann. Dahin gehört also die Erde oder unser Planet, wenigstens die Erdrinde, so weit man sie durchforschen kann, und alles, was auf ihrer Oberfläche ist, wächst und lebt. Was dagegen außerhalb unsers Planeten ist, der Himmel also und die entfernten Weltkörper, gehört nicht in den Bereich der Naturgeschichte, obgleich es Gegenstand einer Naturwissenschaft, der Astronomie ist. Denn jeder Weltkörper muß zwar, als lebendes Weltindividuum, so gut wie unsere Erde, wie jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch, seinen besondern Lebenslauf, d. h. ein entstehendes, zunehmendes (aufsteigendes), abnehmendes (absteigendes) und endlich vergehendes (aufhörendes, verschwindendes) Leben, mithin eine wirkliche (reale) Naturgeschichte haben, und diese Naturgeschichte kann nur an den Veränderungen, Erscheinungen und Erzeugnissen erkannt werden, welche jede Lebensperiode des Weltkörpers bezeichnen und begleiten; aber diese Veränderungen, Erscheinungen ꝛc. können bei den entfernten Weltkörpern nicht beobachtet werden, weil die Anschauung des Menschen nicht so weit reicht, und daher ist auch keine kosmische Naturgeschichte (Naturgeschichte der Weltkörper), als menschliche Wissenschaft, möglich. Auch werden Physik und Chemie, für sich, nicht zur Naturgeschichte gerechnet, für welche sie aber theils begründende, theils Hülfswissenschaften sind. Es kann also nur vier Hauptwissenschaften geben, welche die Naturgeschichte in sich begreift (oder zur Naturgeschichte gehören), nämlich folgende vier naturhistorische Wissenschaften: 1) die Geologie, als Naturgeschichte der Erde, diese als Ganzes und in ihren Theilen (Boden, Mineralien) betrachtet, oder die Mineralogie in umfassenderm Sinne; 2) die Phytologie oder Botanik, als Naturgeschichte der Pflanzen und des Pflanzenreichs; 3) die Zoologie, als Naturgeschichte der Thiere und des Thierreichs, und 4) die Anthropologie, als Naturgeschichte des Menschen und des Menschenreichs oder der Menschenwelt. Jede dieser zur ganzen Naturgeschichte gehörigen vier Hauptabtheilungen oder Hauptwissenschaft hat nun wieder ihre Zweige (als untergeordnete Wissenschaften), welche hier nicht wiederholt zu werden brauchen (s. d. Art. Naturwissenschaften), diese haben wieder Nebenzweige, und alle treiben gleichsam Laub und entfalten aus sich Blüten und Früchte, und so gleicht das Ganze einem Baume, dessen Stamm die Geologie, dessen höchster Gipfel aber mit den edelsten Blüten und Früchten die Anthropologie ist. Alle Naturgeschichte ist nothwendig einerseits erzählend (geschichtlich im engern Sinne), indem sie die Veränderungen

Digitized by Google

eines sich entwickelnden Naturindividuums vorträgt, wie sie in der Zeit auf einander folgen. So erzählt die Phytologie, wie die Pflanze ihre Entwickelung nach zwei entgegengesetzten Richtungen mit dem Keim des Samenkorns beginnt, abwärts in der Wurzel, die sich unter der Erdoberfläche verbreitet, aufwärts in dem Stengel, der, sich über die Erdfläche erhebend, dem Himmel entgegen wächst; wie der Stengel in der Folge Äste und Zweige aus sich hervortreibt, wie dann die Zweige in Laub sich entfalten, wie dieses endlich in der Blüte die höchste Form der Pflanzenbildung erreicht, wie ferner von diesem Wendepunkt aus der Lebenslauf der Pflanze abwärts zu steigen beginnt, indem sich aus der Blüte allmälig die Frucht, aus dieser zuletzt der Same entwickelt. Andrerseits ist die Naturgeschichte beschreibend, indem sie zeigt, wie sich die Lebensmomente eines Naturwesens bei seiner Entwickelung im Raume darstellen und als leibliche Form in Verbindung mit Farben und sonstigen körperlichen Eigenschaften offenbaren. Die Naturbeschreibung hat es also mit der Gegenwart, daher vorzüglich mit dem zu thun, was sich im Lebenslauf eines Naturdings im Raume bereits entwickelt hat, also mit der Darstellung der räumlichen Erscheinung eines Lebens, sowol im Einzelnen, als in der Gesammtheit, nach den Theilen sowol, als im Ganzen. Da nun das Zeitliche und Räumliche der Dinge, nämlich das Fortschreiten der Entwickelung des Lebens und die Darstellung des Entwickelten im Raume in der Natur nicht getrennt, sondern beides immer beisammen, in und mit einander ist, so können auch diese beiden Momente der Naturgeschichte: Erzählung und Beschreibung, nicht völlig von einander getrennt werden, sondern sie spielen nothwendig in einander und können nur durch das Übergewicht auf der einen oder andern Seite, durch ein Vorherrschen des einen Moments über das andere unterschieden werden. So hat es die Phytologie bei der Beschreibung der Pflanze zunächst nur mit der räumlichen Gegenwart derselben zu thun; aber alle Gegenwart weist auf eine Vergangenheit zurück und verspricht eine Zukunft. Nicht alle Theile einer Pflanze sind zugleich gegenwärtig; der Phytolog oder Botaniker muß also, um vollständig zu beschreiben, zugleich auf das Zeitliche Rücksicht nehmen, in seine Beschreibung die Erzählung aufnehmen, indem er z. B. bei der Beschreibung der Blüte, wenn er deren Bedeutung angeben will, auf ihr Vorbild in der Laubpflanze (Laub, Stengel und Wurzel) zurückweisen und auf die Anlage der künftigen Frucht aufmerksam machen muß, bei der Beschreibung der Frucht und des Samens aber auf die vergangene Blüte zurückdeuten muß. Ein drittes Moment der Naturgeschichte ist die Systematik, d. h. die naturgemäße oder wenigstens nach Naturgemäßheit strebende Anordnung und Stellung der Theile des Ganzen; sie bezieht sich einerseits auf das vollkommenste Individuum eines Reichs, andrerseits auf das ganze Reich, und sie kann daher in jener Beziehung die specielle, in dieser die generelle Systematik heißen. Sie ist eigentlich das Resultat aus der Erzählung und Beschreibung, also das dritte Moment der Naturgeschichte, nicht neben den beiden ersten, sondern aus ihnen hervorgegangen. Denn wer z. B. weiß, wie sich die vollkommene (ihrer ganzen Idee entsprechende) Pflanze, ihren Theilen nach, in der Zeit entwickelt und vermöge einer sinnvollen Beschreibung die Bedeutung ihrer Theile kennt, der kennt auch ihre nahe und entferntere Verwandtschaft, ihren Rang, ihre stufengemäße Stellung gegen einander, d. h. erkennt das System der Pflanze. Für die generelle Systematik dient

nun die specielle zum Muster und Vorbilde; denn aus dem System der einzelnen Pflanze — um bei diesem Beispiele zu bleiben — werden die Eintheilungsgründe für das ganze Reich genommen. Die empirische Naturgeschichte pflegt, willkürlich, nur einzelne Theile des speciellen Systems herauszuheben, um sie für die Eintheilung des Reichs zu benutzen, indem z. B. nach Linné blos die Organisation der Blüte (eigentlich nur ein Theil dieser Organisation) zum Princip der systematischen Anordnung des ganzen Pflanzenreichs gemacht wird. So entstehen die künstlichen Systeme, deren Mehrheit aus ihrem Wesen sehr begreiflich ist (man vergl. hier den Art. Natursystem). Die philosophische Naturgeschichte dagegen nimmt sich das ganze nach philosophischen Gründen erkannte specielle System zum leitenden Princip für die natürliche Anordnung des Reichs, und hierdurch wird das natürliche oder philosophische System begründet, wobei die Richtigkeit und Vollständigkeit der Begründung alle Vielheit der Systeme ausschließt. Diese drei Momente oder Hauptseiten der Naturgeschichte dürfen nun nicht verwechselt werden mit folgenden drei Theilen, in die sie in anderer Hinsicht zerfällt. An jedem Naturwesen (Naturindividuum) unterscheidet nämlich der menschliche Verstand: 1) die leibliche Form, mit allen dahin gehörigen materiellen Eigenschaften; 2) die Substanz des Leibes (chemischen Bestandtheile und deren Verhältniß); 3) das Leben. Die Betrachtung, Erforschung und Bestimmung dieser Drei, welche während des Daseins in jedem Naturdinge untrennbar verbunden oder eigentlich nur Unterschiede einer Einheit sind, gibt die drei Theile jeder naturhistorischen Wissenschaft, nämlich: a) die Formenlehre — Morphologie; b) die Stofflehre — Stöchiologie (Chemie); c) die Lebenslehre — Biologie oder Physiologie. Die Formenlehre, welche vorzugsweise Gegenstand der Naturbeschreibung oder vielmehr sie selbst ist, wäre naturgemäß eigentlich der dritte Haupttheil einer naturhistorischen Wissenschaft, da die sichtbare Form oder Gestalt das Resultat oder die Erscheinung des Gleichgewichts von Stoff und Leben ist, während im Stoff das Materielle, im Leben das Geistige oder Thätige mit Übergewicht hervortritt (s. d. Art. Naturwissenschaften); aber die Formenlehre (Morphologie) ist, einer zweckmäßigen Methode gemäß, der erste (zuerst vorzutragende) Theil, weil die Form der (sinnlichen) Anschauung am nächsten liegt. Aber diese drei Haupttheile sind in der Naturgeschichte nicht für sich und abgesondert von und neben den oben erwähnten drei Momenten: der Beschreibung, Erzählung und Systematik, sondern diese kommen in jedem Haupttheile wieder vor, und jeder soll beschreibend, erzählend und systematisch sein. So theilt sich z. B. die Formenlehre: 1) in Formbeschreibung; 2) in Formgeschichte (Darstellung der Formverwandlung); 3) in Formsystematik (Anordnung der Dinge nach ihren Formen). Eben so gibt es für die Stöchiologie eine Stoffbeschreibung (Darstellung der Eigenschaften der Stoffe), eine Stoffgeschichte (erzählende Darstellung der Umwandlung der Stoffe, bei der Entwickelung eines Naturkörpers), und eine Stoffsystematik (naturgemäße Eintheilung und Anordnung der Stoffe); und eben so hat die Physiologie dieselben drei Momente der Naturgeschichte in sich aufzunehmen, oder sie sind vielmehr wesentlich in ihr enthalten. Die Naturbeschreibung hat es mit der Gegenwart (der vorhandenen Bildung, als Ergebniß der Entwickelung), die Erzählung mit der Zeitfolge der Veränderungen bei der Entwickelung, die Systematik mit der natürlichen Anordnung des Entwickelten zu

Digitized by Google

thum. Bemerkenswerth ist es, daß die beiden ersten Momente der Naturgeschichte bei den verschiedenen Naturwissenschaften in einem verschiedenen Verhältnisse zu einander stehen, und daß dieses Verhältniß in der Stufenleiter der Naturwissenschaften nach einem erkennbaren Naturgesetze wechselt. Da der Entwickelungsgang der Natur mit dem Vorherrschen des Realen oder Materialen beginnt und stufenweise zum Lebendigen und Geistigen sich erhebt, so ist auch in der Mineralogie, die es mit dem untersten Naturreiche, worin das Materiale überwiegt, zu thun hat, das reale Moment der Naturgeschichte, die Naturbeschreibung überwiegend; das ideale dagegen, nämlich die Erzählung oder Naturgeschichte im engsten Sinne, zurückgedrängt. Mit dem in den folgenden höhern Reichen gesteigerten Naturleben, welches in zeitlichen Veränderungen sich offenbart, steigert sich auch in gleichem Verhältniß das ideale Moment der Naturgeschichte in den entsprechenden Wissenschaften; denn deutlicher tritt es schon in der Phytologie (bei der erzählenden Darstellung der Pflanzenentwickelung) hervor, fängt in der Zoologie an, überwiegend zu werden, und ist in der Anthropologie (Naturgeschichte des Menschen und der Menschenwelt) in entschiedenem Übergewicht. Im Menschen ist die Natur im höchsten Grade zeitlich und geistig geworden (das Zeitliche ist die Form des Geistigen). Zur Anthropologie gehört die Geschichte. Denn Geschichte ist ebenfalls Naturgeschichte; sie ist Geschichte der Natur des Menschen und seines Geschlechts, Darstellung der Entwickelung der physischen (leiblichen), psychischen (seelischen, geistigen), mithin auch ethischen (moralisch-religiösen) Natur des geselligen Menschen. Daher hat die Naturgeschichte in ihre höchsten Stufen (die Zoologie und Anthropologie) noch einen vierten wesentlichen Theil, die Psychologie nämlich, in sich aufzunehmen, d. h. sie hat diese Wissenschaft als wesentlich zu ihr gehörig zu betrachten und zu bearbeiten. Von dieser Seite ist aber zur Vervollkommnung der Naturgeschichte noch viel und in Betreff der Zoologie fast noch alles zu thun übrig, da die Thierpsychologie gegenwärtig noch empirisches Stückwerk ist, welches man in die Naturgeschichte der einzelnen Thiere da mit einwebt, wo von ihrem Betragen, d. h. von ihren psychischen Eigenschaften, die Rede ist, wie sich diese in Handlungen äußern. Man war bisher gewohnt, die Psychologie des Menschen nicht nur von den Naturwissenschaften zu trennen, sondern sie wol gar als eine ihnen völlig fremde (heterogene) Wissenschaft zu betrachten; aber mit welchem Rechte? Was ist die Psyche (Seele) des Thieres anders, als seine unsichtbare Natur? Und so ist auch die menschliche Psyche nichts anders, als des Menschen höhere, ideale Natur. Psychisches Leben ist höheres Naturleben. Die Seele ist eine zufällige Gabe, die zum fertigen Leibe erst hinzugekommen wäre; sie ist eins mit dem Leben, und ist daher dieses selbst auf einer höhern Stufe. Die Anthropologie ist die höchste naturhistorische Wissenschaft, wovon ein Haupttheil die Psychologie, als Wissenschaft von der geistigen Natur des individuellen Menschen, ist. Da überhaupt das Edelste der Höchste am spätesten zur völligen Entwickelung (Reife) gelangt, so darf man sich nicht wundern, daß es noch keine Anthropologie als vollständig organisirte Wissenschaft gibt, daß sie nur noch stückweise existirt und erst von der Zukunft die Sammlung ihrer zerstreuten Glieder in ein Ganzes erwartet, womit zugleich ein neuer Geist in sie kommen wird, der die zum Theil noch unerkannten Theile oder Glie-

Digitized by

der vollkommener gestalten und in die innigste Beziehung mit einander setzen wird. Sie wird sich dann als diejenige Wissenschaft offenbaren, in welcher die realen und idealen, die Natur- und Geisteswissenschaften ihren Einigungspunkt finden müssen, mithin die alte Trennung, die der sondernde und abstrahirende (scheidende) Verstand zwischen Natur und Geist gesetzt hat, aufhören, mithin auch die Scheidewand zwischen den erwähnten Wissenschaften fallen wird, indem die idealen Wissenschaften sich deutlich als höhere Naturwissenschaften zu erkennen geben werden. Endlich gehören zur Naturgeschichte noch folgende, ergänzende, doch minder wesentliche Theile, nämlich: a) die Bestimmung des Vorkommens oder Aufenthalts und der geographischen Verbreitung der Naturproducte, was man die Geographie der Naturgeschichte nennen kann; b) die Beziehung derselben auf die Benutzung von Seiten der Menschen, wodurch eine Verbindung der Naturgeschichte mit andern Wissenschaften entsteht, in welcher Hinsicht z. B. von einer ökonomischen, technologischen, forst- und jagdwissenschaftlichen Naturgeschichte die Rede sein kann. Bei der Naturgeschichte eines einzelnen Naturdinges oder seiner Art müßten also, wenn sie vollständig sein soll, besonders in Beziehung auf die höhern Reiche, also z. B. bei der Naturgeschichte eines Thieres, folgende Punkte vorkommen: 1) systematische Bestimmung durch die Artkennzeichen (denn die Charaktere des Reichs, der Klasse, Ordnung, Zunft, Sippschaft und Gattung werden der speciellen Naturgeschichte vorausgeschickt), Systematik; 2) Naturbeschreibung, Morphologie; 3) Aufenthalt, geographische Verbreitung, geographische Naturgeschichte; 4) anatomische Bestimmungen (kurze Beschreibung der innern Theile); 5) physiologische Bestimmungen, Biologie der innern Theile; 6) stöchiologische Bestimmungen, Stofflehre oder Chemie, in Beziehung auf die innern Theile; 7) Nahrung, Fortpflanzung, Lebensart und psychischen Betragen, niedere und höhere Biologie, Lebens- und Seelenlehre in Beziehung auf das Ganze (des Thieres); 8) Nutzen, Schaden, Jagd, Fang, ökonomische, technologische, forst- und jagdwissenschaftliche Naturgeschichte. Einige dieser Punkte fehlen noch in der speciellen Naturgeschichte, andere können noch zu wenig berücksichtigt werden; die Ergänzung ist von der Zukunft zu erwarten und wird durch das Fortschreiten der Wissenschaften herbeigeführt werden. Die erste Begründung der Naturgeschichte feiern wir in dem Namen Aristoteles. Unter den Römern hat sich der ältere Plinius für seine Zeit um die Naturgeschichte verdient gemacht. Im Mittelalter war sie mit allen Wissenschaften im tiefsten Verfall und noch zu Anfang bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dürftigem Zustande, durch Erdichtungen, fabelhafte Thiere und andere Irrthümer entstellt. Erst seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunders und dem Anfange des gegenwärtigen neunzehnten hat sie sich, mit der Wiedergeburt der Philosophie, zu einer bedeutenden Bildung erhoben und sieht einem noch blühendern Zustande entgegen.

*Naturgesetze. Wollte man sich unter dieser Benennung feste (unabänderliche) Regeln denken, nach welchen die Erscheinungen oder Veränderungen in der Natur erfolgen, Regeln, welche Gott der Natur eingeprägt, ihr gleichsam vorgeschrieben und dadurch eine Ordnung und Sicherheit gegeben hat, in welcher sich seine Weisheit offenbart, so würde man die Wahrheit nicht sehr verfehlt haben,

Digitized by Google

vorausgesetzt, daß man sich Gott nicht als einen von der Natur getrennten und ihr ganz fremden Gesetzgeber denkt. Wer die letztere Vorstellung von Gott noch für die seinige erkennt, dem kann auch die Natur nichts Höheres sein, als ein mechanisches Kunstwerk, hervorgebracht durch einen von ihm wesentlich gesonderten Künstler, nach einem zuvor (auf menschliche Weise) in der Zeit entworfenen Plane. Dagegen ist die obige Erklärung der Naturgesetze richtig, sobald man sich den Gesetzgeber als die übersinnliche Natur, als das ewige Ansich der Dinge, als deren unveränderlichen, von ihnen selbst untrennbaren Urgrund und alle Erscheinung tragenden Mittelpunkt denkt. Dann sind die Naturgesetze nicht von außen her in die Natur gekommen, sondern sie quellen aus ihrem Innersten hervor, und der Gesetzgeber ist der in der Natur, wie in der idealen Welt (Geschichte) mit unmittelbarer, unendlicher Weisheit wirkende und waltende Weltgeist. Daher kann man auch sagen, die Natur sei ihre eigene oder Selbstgesetzgeberin, oder, wie die Philosophen sich ausdrücken, sie handle autonomisch, d. h. selbstständig, nach Gesetzen, die unmittelbar aus ihrem unsichtbaren Wesen hervorgehen. Auch der menschliche Gesetzgeber kann ja nur menschliche Gesetze vorschreiben und darf den Menschen keine solchen aufdringen, welche dem Wesen der Menschheit fremd wären, sie werden, im Gegentheil, um so mehr das Gepräge der Weisheit in sich tragen, je mehr sie mit der menschlichen Natur übereinstimmen und aus ihrer Tiefe genommen sind. Gegen solche Gesetze sträubt sich auch der gebildete Mensch nicht; er befolgt sie gern und willig, d. h. indem er fühlt und sieht, daß der Gesetzgeber nur ausgesprochen und seinem Bewußtsein vorgeführt hat, was in ihm selbst liegt, was seine eigne Natur ihm in Beziehung auf geselliges, rechtliches Leben vorschreibt. Ein weiser Gesetzgeber entwickelt und ordnet nun die menschlichen Naturgesetze für das wechselwirkende Leben der Menschen im Staate. Nur der unrechtliche, bürgerlich verbildete Mensch fühlt sich unter dem Zwange des Gesetzes, weil er von seiner rechtlichen Natur abgefallen, ihr untreu geworden ist, nur folgend seinem verkehrten Wesen. Und so steht auch nur der sittlich gefallene Mensch, der Unsittliche, Lasterhafte unter dem Zwange des Sittengesetzes. Für den Tugendhaften gibt es kein: Du sollst; denn er handelt, als solcher, im Geiste seiner eigenen, höhern, sittlichen Natur, getreu dem Göttlichen, das in ihm wohnt, und fühlt sich frei und selig in dieser Harmonie, die seiner Bestimmung entspricht. Wie nun die menschlichen Naturgesetze (Rechtsgesetze) die Ordnung, Sicherheit und Freiheit des bürgerlichen Lebens begründen und das Sittengesetz die moralische Weltordnung bedingt, so die Naturgesetze die Ordnung, Sicherheit und Harmonie der bewußtlosen Natur. Sie sind Zeugen von der Beständigkeit, Untrüglichkeit, gleichsam von der unendlichen Treue, auf welche mit vollkommener Sicherheit zu bauen ist, so weit man ihre Gesetze kennt; durch letztere ist alles in der Natur, bis auf das Kleinste, Unscheinbarste herab, dem Zufall entrückt und der Ordnung übergeben. Es ist nur der religiöse Ausdruck für diese Wahrheit, wenn Christus sagte: „Ohne Gottes Willen fallt kein Sperling vom Dache, kein Haar von einem Haupte.“ Der Wille Gottes offenbart sich hier, wie überall, in der durch das Ganze greifenden weisen Gesetzmäßigkeit der Natur. Und könnte die Natur wol ein Ganzes sein, wenn es sich anders verhielte? Sie ist entweder durchgängig zufällig und dann

Digitized by Google

kein Ganzes, oder ein Ganzes und dann durchgängig gesetzmäßig. Gesetzlosigkeit, wenn man sie irgendwo in der Natur, z. B. in den Veränderungen des Wetters zu sehen meint, kann daher nur scheinbar sein, und dieser Schein kommt von der Unkenntniß der Naturgesetze in dieser Sphäre ihres Lebens und Seins. Wenn aber die Wetterveränderungen wirklich zufällig und Folge der gesetzlosen Willkür der Natur in ihrer atmosphärischen Thätigkeit sind, woher kommt es, daß gleichwol die Menschen, namentlich die Naturforscher, von jeher bemüht waren, das Wetter voraus zu bestimmen, und von diesem so oft schon mißlungenen Streben noch immer nicht ablassen wollen? Wäre es nicht widersprechend, bei der Voraussetzung, daß die Natur irgendwo und irgendwann willkürlich (gesetzlos, zufällig) handeln könne, dennoch ihre Handlungen voraussagen zu wollen? Aber der Mensch, ein Sohn und Ebenbild der Natur, widerspricht sich hierin nicht; er ist genöthigt, und wäre es gegen seinen Willen, die Natur in ihren Erscheinungen durchgängig und ohne Ausnahme als gesetzmäßig zu betrachten und daher überall, auch in ihrem scheinbar willkürlichsten Wirken, nach ihren Gesetzen zu forschen. Auf das gleiche Ergebniß kann man auch auf einem andern Wege, von einer andern Seite her gelangen. Alles Erscheinen der Natur ist Äußerung ihres Innern (Verborgenen), Offenbarung ihres übersinnlichen Wesens in der Sphäre des Sinnlichen, d. h. in der Welt des Materiellen und Geistigen, mithin Darstellung ihres Wesens in räumlichen und zeitlichen Formen. Alles Leben und Sein der erscheinenden Natur ist zeitliche und räumliche Offenbarung. Zeit und Raum sind aber die Uranfänge (Principien) der Mathematik, und deren Gegenstand die Welt der zeitlichen und räumlichen Formen (der Zahlen und Gestalten). Die schaffende Natur, von dieser Seite betrachtet, zeigt sich überall als vollkommen allseitige, mathematische Künstlerin, und ihre Gesetze können nur näher als mathematische (Zeit- und Raum-) Bestimmungen ihres Erscheinens, nicht ihres Wirkens und Seins erklärt werden. Man betrachte, welches Naturgesetz man will, so wird man es, und oft auf den ersten Blick, von mathematischem Charakter finden und gewahr werden, daß der Inhalt eines jeden, im Allgemeinen, Maß, Zahl, Gewicht ist, und daß in jedem besondern Naturgesetze ein bestimmtes Verhältniß der Naturkräfte oder ein Zeit- und Raumverhältniß der Erscheinungen ausgesprochen wird. Man betrachte in dieser Beziehung z. B. folgende Naturgesetze: 1) Alles Licht, so lange es in einerlei Mittel (durchsichtigen Materie) bleibt, pflanzt sich in gerader Richtung (nach geraden Linien) fort; 2) das Gesetz der Strahlenbrechung: wenn ein Lichtstrahl aus einem dünnern in ein dichteres Mittel übergeht, so wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen, und der gebrochene Winkel ist kleiner, als der Neigungswinkel; im entgegengesetzten Falle wird aber der Lichtstrahl von dem Einfallslothe abwärts gebrochen, und der gebrochene Winkel ist jederzeit größer, als der Neigungswinkel (s. d. Artikel Brechung der Lichtstrahlen, Bd. 2.); 3) das Gesetz des Falles, nach welchem bei einem fallenden Körper die Räume, welche er durchläuft, sich wie die Quadrate der dazu erfoderlichen Zeiten verhalten. Aber auch in den organischen Naturreichen ist alles naturgesetzmäßig und es offenbart sich der gleiche mathematische Charakter in den Naturgesetzen des Organischen, wie in denen des Anorganischen. Man beachte z. B. in dieser Hinsicht das camperſche

Digitized by Google

(von Camper entdeckte) Naturgesetz, nach welchem der untere und vordere Theil des thierischen und menschlichen Gesichts in Beziehung auf Stirn und Schädel desto mehr zurücktritt, je vollkommner organisirt und geistvoller die Wesen sind; oder das sömmeringsche, nach welchem das Gehirn im Verhältnisse zur Masse und Dicke des Rückenmarks und der Nerven an Größe und Masse um so bedeutender ist, je vollkommner organisirt die Thiere sind; oder das gallsche, nach welchem der äußere Gehörgang bei pflanzenfressenden Thieren hinter, bei fleischfressenden vor jener Mittellinie liegt, durch welche man den Hirnschädel der Länge nach in zwei gleiche Theile theilen kann. Niemand wird verkennen, daß das Wesen dieser (zuletzt erwähnten) Naturgesetze in bestimmten Raumverhältnissen, hinsichtlich der Kopftheile und andern Organe bei Thieren verschiednen Ranges (verschiedner Stufe oder verschiednen organischen Werthes) liegt. Wo aber die Raumverhältnisse zurücktreten und keine oder weniger geometrische Bestimmungen gestatten, da treten desto mehr die Zeitverhältnisse hervor, welche in arithmetischen Bestimmungen (Zahlen) ausgedrückt werden. So haben z. B. viele Krankheiten ihr bekanntes Zeitgesetz (Typus), d. h. sie entwickeln sich in einer bestimmten Zeit, kommen daher an bestimmten Tagen, z. B. am 7., 14., 21. u. s. Tage zur Entscheidung (Krisis), sie haben, wie man sich ausdrückt, eine siebentägige Periode oder die Anfälle und Erscheinungen gewisser Krankheiten kehren an bestimmten Tagen wieder, wie bei verschiednen Arten der Fieber. Eben so ist die Entwicklung der organischen Wesen an Zeitgesetze gebunden; die Brütezeit der Vögel z. B. ist bei verschiednen Arten eine verschiedne, aber bestimmte, deren Länge wieder mit der Stufe oder Vollkommenheit der Vögel in einem bestimmten Verhältniß steht, indem z. B der Zaunkönig eine viel kürzere Zeit zum Ausbrüten seiner Eier nöthig hat, als der (weibliche) Adler. Eben so verhält es sich mit der Zeit des Trächtigseins der Säugthiere, bei welchen auch die Saugezeit für die Jungen bei den verschiednen Gattungen eine verschiedne, aber bestimmte ist, u. s. w. Wenn bei andern Naturgesetzen der mathematische Inhalt oder Charakter nicht sogleich erkennbar ist, so darf man sicher voraussetzen, daß er sich nur unserm Blicke verhüllt und daher oft bei näherer Beleuchtung hervortrit. Das Naturgesetz, kraft welchem thierische Körper nach dem Tode in Fäulniß übergehen, möge hier zur Erläuterung dienen. Wenn diesem Gesetz aller mathematische Inhalt zu fehlen scheint, so kommt es theils von der Unbestimmtheit seines sprachlichen Ausdrucks in dieser Stellung, theils von der Dunkelheit des Begriffs, den man sich unter dem Worte: Fäulniß, denkt. Dagegen blickt aus dem wissenschaftlichen Begriffe der Fäulniß sogleich das Mathematische des Gesetzes hervor; denn alle Fäulniß, sagt die Wissenschaft, ist ein Zerfallen der Einheit der organischen Masse in eine Vielheit (unbestimmte Zahl) organischer und chemischer Grundstoffe. Ueberdies treten, bei näherer Betrachtung des allgemeinen Gesetzes im Besondern auch Zeitgesetze, welche der Entwickelung der Fäulniß angehören hervor. Denn da letztre durch den Einfluß der atmosphärischen Luft und deren Wärme bedingt ist, so tritt die sinnlich wahrnehmbare Fäulniß bald früher, bald später ein, je nachdem ihr die vorhandne Beschaffenheit der Luft und ihrer Temperatur mehr oder weniger günstig ist. Auch treten die verschiednen Stoffe oder Produkte der Fäulniß nach einander in bestimmten Perioden vorherrschend auf; Winke genug, um daraus die mathematische

Digitized by Google

Form der Naturthätigkeit im Faulungsprozesse deutlich zu erkennen. Die befriedigende Erörterung dieses Artikels scheint noch die Beantwortung einiger Fragen zu fodern, welche in manchem Leser das weitere Nachdenken über diesen Gegenstand hervorrufen dürfte; es sind folgende: 1. kann ein Naturgesetz durch höhere (übernatürliche) Kräfte, etwa durch den Einfluß göttlicher Macht auf die Natur, für bestimmte Fälle, zum Behuf guter Zwecke, wenigstens auf Augenblicke aufgehoben werden? oder ist das, was wir Wunder nennen, etwa eine solche augenblickliche (momentane) Aufhebung von Naturgesetzen? Vernünftiger Weise kann diese Frage nicht bejahet werden. Wenn Gott in den Naturgesetzen selbst, in der durch sie gesetzten durchgängigen Ordnung und Harmonie des Ganzen sich herrlich offenbart, wenn die Naturgesetze als Wahrheiten seiner Offenbarung erscheinen: so würde er durch Aufhebung des geringsten Naturgesetzes (wenn überhaupt von etwas Geringem in der Natur die Rede sein kann) sich selbst widersprechen, indem er eine Wahrheit seiner Offenbarung vernichtete. Wunder sind für uns diejenigen Erscheinungen, die wir aus bekannten Naturgesetzen nicht erklären können. Oder es tritt unter Umständen, die wir nicht durchschauen und die uns gleichwol bekannt vorkommen, statt des erwarteten, ein höheres unbekanntes Naturgesetz ein, und der Erfolg ist uns ein Wunder. Wer z. B. die Gesetze des thierischen Magnetismus nicht kennt, sieht in den Erscheinungen des Somnambulismus lauter Wunder; es sei denn, daß er den Dünkel habe, alles für Betrug und Selbsttäuschung erklären zu wollen. Der Glaube an Wunder ist vernünftig, wenn man sie als Zeugen höherer noch unbekannter Naturgesetze betrachtet; es ist Wahn- und Irrglaube, wenn man sie für naturgesetzwidrige Erscheinungen hält. 2. Kann ein Naturgesetz das andre aufheben oder wenigstens beschränken? Auch diese Frage muß, ihrer ersten Hälfte nach, unbedingt verneint werden. Kein Naturgesetz kann das andre aufheben, oder es müßte eine Wahrheit die andre aufheben (vernichten) können, was ein Widerspruch wäre, durch welchen das ganze Reich der Wahrheit fallen müßte. Wie alle besondern, bedingten Wahrheiten in einer unbedingten, ewigen, in einer Ur- und Grundwahrheit ihren Einigungspunkt haben, wodurch ein organischer Zusammenhang aller Wahrheiten besteht, so verhält es sich auch mit den Naturgesetzen. Die Aufhebung eines Naturgesetzes durch ein andres kann daher nur scheinbar sein; man sieht z. B. eine Flaumfeder, die dem Gesetz der Schwere gemäß, senkrecht gegen die Erdoberfläche oder vielmehr nach dem Mittelpunkt der Erde zu mit beschleunigter Geschwindigkeit, wie andere Körper, fallen sollte, nach verschiednen Richtungen, bald aufwärts, bald seitwärts durch die Luft fliegen. Darf man daraus wol schließen, die Flaumfeder sei von jenem allgemeinen Gesetz, welchem sonst alle Körper der Erde unterworfen sind, ausgenommen, oder das Gesetz sei in ihr durch ein andres, nämlich durch das Gesetz des Widerstandes der bewegten Luft, wodurch die Bewegung nach andern Richtungen bestimmt wird, aufgehoben? Keineswegs. Denn im möglichst luftleeren Raume fällt die Flaumfeder wie andre Körper, aber wegen ihres geringen Gewichts wird in freier Luft ihr Fallen nach dem Gesetz der Schwere durch den Widerstand und die Bewegung dieses Elements gestört und modificirt; ihre regellos scheinende Bewegung ist also die zusammengesetzte Folge oder Erscheinung zweier Gesetze, welche zu gleicher Zeit in ihr wirken, nämlich des Gesetzes der Schwere

Digitized by Google

und des Widerstandes der Luft. Wirkte die Schwere allein oder ihr Gesetz, so würde sie senkrecht fallen mit gesetzmäßig zunehmender Geschwindigkeit; wirkte die Luft allein oder das Gesetz ihres Widerstandes, so müßte ihre Bewegung nach andern Richtungen ungleich schneller sein. Jenes Gesetz des Falles, nach welchem sich die durchlaufnen Räume wie die Quadrate der Zeiten verhalten (s. d. Art. Gravitation Bd. 4.) gilt in seiner Reinheit für die Erscheinung nur für den Fall der Körper im völlig luftleeren Raum, welcher in der Wirklichkeit nie Statt findet; das Gesetz, in seiner Reinheit ausgesprochen, wird also isolirt gedacht, d. h. mit Abzug der Störung durch den Widerstand der Luft oder jedes andern Mittels, worin die Körper fallen können. Aber in der Natur ist keins ihrer Gesetze isolirt, und keins kann sich daher in der Erscheinung rein, ohne Modification durch andre Gesetze darstellen oder aussprechen. Auf höhern Stufen der Gesammtnatur, in den organischen Reichen, wo immer mehrere Kräfte zusammenwirken, deren jede nach eigenthümlichen Gesetzen thätig ist, die einander gegenseitig den Erfolg beschränken, werden die Erscheinungen immer verwickelter und schwerer zu erklären, indem wol manches Gesetz noch unbekannt ist, während alle zur Erklärung nothwendig sind. Und dieses gibt den Schein von Willkür in der Natur, welche aus überschwenglichem innerm Reichthum mit den Farben, Gestalten und Tönen ihrer Kinder oft gleichsam zu spielen (willkürlich zu schalten) scheint; ein Schein, der wol manchen Naturforscher verleitet hat, auch dem Zufall (der Gesetzlosigkeit) in der Natur eine Rolle zu gestatten; welche Meinung aber selbst dem Vernunftbegriff (der wahren Idee) der Natur widerspricht, da die Gesammtheit der Naturgesetze eigentlich die mathematische Form der Natur ist, welche ihrem Wesen durchgängig entsprechen muß, und in welcher jeder Zufall eine das Ganze verletzende Lücke sein würde.

*Naturphilosophie. Der rechte Begriff davon setzt vor allem die wahre Idee oder Ansicht der Natur aus dem Standpunkte der Wissenschaft (Philosophie) voraus (man vergl. diese Ansicht in dem Art. Natur); denn die Naturphilosophie ist die allseitige systematische Darstellung oder organische Durchführung dieser Ansicht, und daher Naturwissenschaft im höchsten Sinne des Worts (s. den Art. Naturwissenschaft). Der niedre Gegensatz von ihr ist die Naturkunde, als Summe der Erfahrungskenntnisse von der Natur, enthaltend die empirischen Naturwissenschaften, die als geordnete Sphären der Erfahrungskenntnisse über die Naturdinge und Naturerscheinungen zu betrachten sind. Die Naturkunde ist das unentbehrliche Organ der Naturphilosophie; denn sie läßt sich von jener die Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche vorführen, um allen diesen Erscheinungen die rechte Deutung zu geben, oder ihre wahre Bedeutung im Zusammenhange des Ganzen zu enthüllen. Wenn die Naturkunde von ihrem eignen Standpunkte aus (ohne Naturphilosophie) die Natur erklären zu können meint und Erklärungen versucht: so nennt man das Empirie, so wie die so erklärenden Naturkundigen selbst, Empiriker. Nimt man den Namen Natur in der umfassendsten Bedeutung, wobei selbst der intelligente Geist als die höchste Stufe der Natur, oder als die im Selbstbewußtsein frei gewordne Natur betrachtet wird, so ist alle Philosophie Naturphilosophie. Dagegen hat die Naturphilosophie in engerm Sinne ihren höhern Gegensatz in der Ideal- oder Geistesphilosophie, und wie jene die

Digitized by Google

Grundwiſſenſchaft und gleichſam der Geiſt aller Naturwiſſenſchaften iſt, ſo iſt dieſe die höhere Grundlage und gleichſam die Seele aller idealen Wiſſenſchaften, wohin z. B. die Pſychologie oder pſychiſche Anthropologie, die Religions- und Moralphiloſophie (Ethik im engern Sinne), die philoſophiſche Rechtswiſſenſchaft u. ſ. w. gehört. Bisweilen bezeichnet man auch die Geſammtheit der idealen Wiſſenſchaften mit den Namen Ethik, und dann ſteht dieſer die Phyſik gegenüber, als Geſammtheit der realen oder Naturwiſſenſchaften. Der Anfang oder die erſten, noch unvollkommnen Grundzüge der echten Naturphiloſophie finden ſich ſchon bei den alten Griechen, unter welchen Pythagoras ſich am meiſten in dieſer Hinſicht auszeichnet, der ſeine naturphiloſophiſchen Anſichten in mathematiſcher Form darſtellte, indem er vorzüglich auf die tiefe Bedeutung der Zahlen in der Natur aufmerkſam machte. Für unſre Zeit iſt Schelling der erſte Wiederherſteller der Naturphiloſophie und derjenige, welcher zugleich auf den nothwendigen Gegenſatz von Natur- und Idealphiloſophie zuerſt aufmerkſam machte. Nach ihm iſt durch andere treffliche Philoſophen, vorzüglich durch Oken dieſe unentbehrliche Grundwiſſenſchaft weiter und beſſer ausgebildet worden.

Naturſyſtem. Wenn man unter dem Worte Syſtem (ſ. d. Art. Bd. 9.), für welches man das deutſche Wort Gliedbau zu ſetzen angefangen hat, ein geordnetes, geſetzmäßig gegliedertes Ganzes verſteht, worin die Theile von verſchiedenem Range oder Werthe (höhere und niedere) einander unter- und übergeordnet ſind, und in einem nothwendigen Zuſammenhange, in gegenſeitiger, nothwendiger Beziehung auf einander ſtehen: ſo kann die Frage vorkommen, ob die geſammte Natur (die Welt) ein Syſtem in dieſem Sinne ſei, oder ob es ein Naturſyſtem gebe? Die Frage iſt alſo nicht dieſe: ob man die Natur nach gewiſſen Geſichtspunkten, etwa nach willkürlich gewählten Beſtimmungen oder Merkmalen ordnen, claſſificiren (ſyſtematiſch eintheilen) könne? denn dieſe Frage iſt bereits durch die That genügſam beantwortet, wovon eine Menge verſchiedner Syſteme, die ſich aber meiſt nur auf einzelne Gebiete oder Reiche der Natur beziehen, und, weil ſie ſubjectiven Urſprungs ſind, mit der Natur ſelbſt ſehr unvollkommen übereinſtimmen, die ſprechenden Zeugen ſind. Sondern davon handelt es ſich, ob die Natur in objektiver Hinſicht ein Syſtem ſei, d. h. ein Ganzes in dem Sinne, wie jedes organiſche Weſen ein Ganzes iſt und wie es vorzüglich der menſchliche Organismus darſtellt, welcher ein vollkommnes reales Syſtem iſt, in welchem eine große, geordnete Abſtufung der Theile, nämlich der einfachen und zuſammengeſetzten Organe ſtatt findet, welche in der lebendigſten Beziehung und Wechſelwirkung zu und mit einander ſtehen, ſo daß das Ganze (der lebendige Begriff oder Geiſt des Ganzen) in allen Theilen lebt und wirkt, die Theile aber nur in und mit dem Ganzen leben und beſtehen? Dieſe Frage, ob die Natur in dieſem Sinne ein Ganzes oder Syſtem ſei, iſt nicht einmal für Alle verſtändlich; ſie iſt es z. B. für diejenigen nicht, welche ſich zur Idee eines ſolchen Ganzen nicht erheben können, welche die Natur blos empiriſch zu erfaſſen vermögen und in ihr eine Mannichfaltigkeit einzelner Dinge ohne innern Zuſammenhang ſehen (ſ. d. Art. Natur), die dann freilich nur eine willkürliche Anordnung von Seiten des menſchlichen Verſtandes geſtatten könnte. Nach der wiſſenſchaftlichen Anſicht hat die ſichtbare Natur oder die Sinnenwelt nothwendig ihren letzten Grund in der überſinnlichen

Digitized by Google

Natur, aus welcher, als der unbedingten, unendlichen Einheit alles Lebens und Seins, alle Naturdinge urſprünglich hervorgegangen ſind und ewig hervorgehn. Die Geſammtheit der Naturdinge iſt alſo die Offenbarung oder äußere Darſtellung dieſer Einheit von unendlichen Vermögen, und ſie ſelbſt iſt die ewige Wahrheit aller Dinge, deren Erkenntniß das höchſte Ziel aller Forſchung ſein ſoll. Dem zu Folge muß alle Mannichfaltigkeit der Natur als die Entwickelung ihrer Einheit (ihrer Idee in philoſophiſchem Sinne) betrachtet werden. In aller Entwickelung erkennen wir aber einen geſetzmäßigen Stufengang, ſo daß jedes Ding bei ſeiner Entfaltung, bis zum höchſten Punkte ſeines Lebens und Seins, eine Verkettung von immer höhern Stufen durchläuft und von der höchſten wieder abwärts zu niedern Stufen ſeines Daſeins zurückſinkt. Bei einem Baum z. B. ſind die Wurzel, der Stamm, das Laub, die Blüte, die Frucht und der Same die verſchiedenen Stufen ſeiner Entwickelung, welche nach einander entſtanden und zum Theil auch neben einander ſtehen geblieben ſind. Die Wurzel war (oder iſt) ſeine erſte und tiefſte, aus dem Keim hervorgegangene Stufe, die Blüte die höchſte (edelſte), der Same die letzte. Der Baum aber iſt ſelbſt wieder eine Stufe in einem größern Ganzen, dem Pflanzenreiche nämlich, worin die einzelnen Pflanzen, deren Arten, Sippen, Sippſchaften, Ordnungen, Klaſſen u. ſ. f., von den Flechten bis zu den edelſten Gewächſen herauf, wieder eine ähnliche Stufenverkettung darſtellen, wie die Organe einer einzelnen Pflanze im Ganzen ihrer Entwickelung. Setzt man nun voraus, wie es die Vernunft fordert, daß das gleiche Geſetz der Entwickelung, wie es hier an dem Beiſpiele der Pflanze und des Pflanzenreichs gezeigt wurde, durch die ganze Natur herrſchend ſei, da es eben ſowol im Thierreiche, wie im Mineralreiche ſich beſtätigt, ſo leitet dieſe Vorausſetzung den Blick des wiſſenſchaftlichen Naturforſchers auf eine große, allgemeine Stufenverkettung der geſammten erſcheinenden Natur, und dieſe iſt es, welche im umfaſſendſten und zugleich höchſten oder edelſten Sinne des Worts Naturſyſtem (in objectiver Bedeutung) heißt. Die ſubjective Erkenntniß dieſes Syſtems nennt man das philoſophiſche Naturſyſtem oder auch das natürliche Syſtem, im Gegenſatz der künſtlichen, welche nach einzelnen, willkürlich gewählten Merkmalen oder Beſtimmungen entworfen ſind. Von künſtlichen Naturſyſtemen gibt es bekanntlich mehre, die ſich in ihrer Verſchiedenheit und Unabhängigkeit neben einander behaupten wollen, z. B. verſchiedene zoologiſche Syſteme (Syſteme des Thierreichs) nach Linné, Blumenbach u. ſ. w.; daß aber in Beziehung auf das wahre Naturſyſtem von keiner ſolchen Vielheit die Rede ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt, denn hier ſind die einzelnen Syſteme, z. B. des Thierreichs, des Pflanzen- und Mineralreichs, dem Ganzen untergeordnet, als Theile deſſelben, die mit ihm übereinſtimmen müſſen und ohne die Idee und den Entwurf des Ganzen nicht vollſtändig verſtanden werden können. Der Ruhm des erſten gelungenen Verſuchs zum philoſophiſchen, das Ganze umfaſſenden Naturſyſtem gebührt Oken, der die Begründung und allgemeinen Grundzüge deſſelben in ſeinem Lehrbuche der Naturphiloſophie (Jena, Frommann) niedergelegt und die weitere Ausführung in ſeinem Lehrbuche der Naturgeſchichte (Leipzig bei Reclam, Jena beim Verfaſſer) verſucht hat. Daß dieſe Ausführung noch unvollkommen ſein muß, iſt in der Natur der Sache ſelbſt gegründet, da die große Stufenverkettung der Natur in's Einzelne herab, wo die Combina-

tion der Gesetze des Lebens stets verwickelter wird, immer schwerer zu verfolgen und die Schwierigkeit zunehmen muß, in der unendlichen Folgerichtigkeit (Consequenz) der Natur den Faden des Zusammenhangs nicht zu verlieren. Es ist schon viel gewonnen, daß wir nun die getroffenen Grundzüge des natürlichen Systems besitzen und daß dadurch die wissenschaftliche Naturforschung auf den rechten Weg geleitet ist, dessen weitere Verfolgung die reichste Ausbeute verspricht. Die Vervollkommnung und Ausbildung des philosophischen Natursystems ist die große, in's Unendliche fort zu lösende, nie ganz zu erschöpfende Aufgabe der Naturforscher.

Naturwissenschaften. Die sämmtlichen Naturwissenschaften theilen sich in das große, unendliche Gebiet, das wir Natur nennen, um es geistig, in der Erkenntniß, darzustellen. Die Natur spiegelt sich im Geiste des gebildeten Menschen, und diese Abspiegelung, dieses ideale Bild von ihr ist Naturwissenschaft. Denn alle wahre Erkenntniß ist ein treues Bild ihres Gegenstandes (des Erkannten), oder eine Erkenntniß ist nur insofern wahr, als sie dem Gegenstande, den sie in sich darstellt oder abbildet, entspricht, mit ihm übereinstimmt oder vielmehr zusammentrifft (congruirt). — Die organisirte (naturgemäß gegliederte) Erkenntniß heißt aber Wissenschaft. Daher zerfällt auch die Naturwissenschaft gerade in eben so viel besondere Naturwissenschaften, Zweige der einen Wissenschaft der Natur, als diese besondere Gebiete und Reiche hat oder sich in solche theilen läßt. Und wie die Natur in ihrer Ganzheit von ihren zwei nothwendigen Seiten zugleich betrachtet werden muß, nämlich von der einen als Inneres, als thätige Einheit, als Seele des Ganzen (s. d. Art. Natur), von der andern Seite als Äußeres, als organische Gesammtheit der sichtbaren Naturdinge, so findet das gleiche Verhältniß auch bei der Naturwissenschaft Statt. Sie ist einerseits die thätige Einheit, gleichsam die schaffende Seele in der Vielheit und Mannichfaltigkeit der Naturwissenschaften, und dann heißt sie Naturphilosophie, durch welche die besondern Zweige des Ganzen erst zu Wissenschaften werden, indem sie ohne sie nur sogenannte Naturwissenschaften, nämlich nur empirische Kunde, Sammlungen von Erfahrungen u. Beobachtungen ohne den ordnenden Geist des Ganzen sind. Die Naturphilosophie ist also die Naturwissenschaft in den Naturwissenschaften, durch sie allein erkennt man die Natur als Ganzes in der edelsten Bedeutung des Worts, worin die Theile als lebendige, bedeutungsvolle Glieder erkannt werden; ohne sie sind alle Naturkenntnisse Stückwerk in jeder Hinsicht. Andrerseits versteht man unter Naturwissenschaft die Gesammtheit der besondern Naturwissenschaften, welche ebenfalls ein organisches Ganzes ist, da sie alle durch einen Geist (die Naturphilosophie) ihre Beseelung (Erleuchtung, wissenschaftliche Ordnung) erhalten und daher mit einander in inniger Beziehung und Wechselwirkung stehen, sich gegenseitig voraussetzen, in einander eingreifen, sich gegenseitig ergänzen und fördern. Mittelst dieser vorläufigen Ideen über das naturwissenschaftliche Ganze wird man nur den Begriff jeder besondern Naturwissenschaft desto richtiger zu fassen vermögen, indem die volle Bedeutung einer jeden durch ihre Stellung im System der Naturwissenschaften offenbar werden muß. Wird zuvörderst die Natur betrachtet, wie sie im Großen bildet und gebildet hat, wie sie gleichsam in ihrer großartigen Baukunst erscheint, wie der Weltraum mit kosmischen Individuen (Weltkörpern), als beson-

Digitized by Google

dern Welten, erfüllt und belebt ist, werden die Verhältnisse dieser Welten zu einander erforscht, und gezeigt, wie in diesen Verhältnissen die Vielheit der Welten als ein Ganzes, als Weltbau erscheint, so entsteht auf diesem Wege die Kosmologie (Wissenschaft des Weltbaues, der kosmischen oder Weltenverhältnisse). Nach Maßgabe der besondern Richtung des erkennenden Geistes erhält diese umfassende Wissenschaft besondere Bestimmungen (Modificationen) und zugleich diesen entsprechende Benennungen; sie heißt Kosmogenie, wenn die Betrachtung sich auf die wahrscheinliche Entstehung oder Erzeugungsweise der Weltkörper lenkt, Astronomie, wenn die mathematischen (Raum- und Zeit-) Verhältnisse der Gestirne, als Größe, Masse, Entfernung der Weltkörper von einander und namentlich von der Erde, die Gesetze ihrer Bewegung und daraus hervorgehende Bestimmung ihrer Bahnen in Betrachtung und Erforschung kommen, wodurch die Erscheinungen am Himmel ihre wahre mathematische Bedeutung erhalten. Dagegen heißt die (empirische) Kenntniß des Fixsternhimmels, hinsichtlich seiner Eintheilung in Sternbilder und der mathematischen Eintheilung des Himmelsgewölbes (der Weltäquator, die Weltpole, Ekliptik und die damit verbundenen Verhältnisse kommen hier in Betrachtung) Astrognosie, oder auch Kosmographie, da dieser Theil der Kosmologie für die Himmelskunde dasselbe ist, was für die Erdkunde die Geographie. Aber mit diesen allgemeinen Verhältnissen der Weltkörper, mit diesen Umrissen des Weltsystems oder Weltgebäudes im Großen kann sich der menschliche Geist, der, seine innere Unendlichkeit fühlend, gern alles in sich aufnehmen möchte, nicht begnügen, er strebt nun auch das Innere und Einzelne zu durchdringen, und würde sich, um den unendlichen Trieb zu befriedigen, gleichsam in das Innerste der Eingeweide der Welt versenken, um, wo möglich, jeden Weltkörper auch in seiner Besonderheit, nach seinem innern Bau und hinsichtlich der äußern Beschaffenheit seiner Oberfläche näher kennen zu lernen. Dieß kann er aber zunächst nur in Beziehung auf die Erde oder unsern Planeten, dessen nähere Kenntniß in Betreff seines Baues im Ganzen Gegenstand der Geologie ist. In ihrer vollständigen Bedeutung begreift also die Geologie (Wissenschaft des Planeten Erde) nicht nur die Kenntniß der Gebirge und der innern Beschaffenheit und äußern Form des festen Landes, zu einem Ganzen verbunden, sondern auch die Kenntniß der Gewässer und deren Vertheilung auf den ganzen Planeten, so wie auch die Kunde von der Atmosphäre im Ganzen oder als Theil des Planeten, in ihrem Einfluß auf das Leben der Erde in den verschiednen Gegenden derselben. Da nun die Erde auch in ihrer Entstehung betrachtet werden muß, wobei sie selbst als die Mutter einer großen Mannichfaltigkeit von Erzeugnissen erscheint: so ist die Geologie als der Stamm eines großen Baums zu betrachten, dessen Äste und Zweige besondre Naturwissenschaften sind. Die beiden Hauptäste dieses Stammes sind, einerseits die Geogenie, welche den Bau der Erde in seiner Entstehung zu erforschen sucht (eine Wissenschaft, welche selbst noch in ihrer Entstehung begriffen und daher noch sehr unvollkommen ist), andrerseits die Geognosie oder Orologie, auch Oryktologie (Felsenlehre, Geologie im engern Sinne), welche sich die innre Beschaffenheit der Felsen, deren Theile (die Gebirgsarten) und Verhältnisse zum Gegenstand nimt. Die Geographie dagegen beschäftigt sich mit der äußern Gestaltung der Erdoberfläche und mit deren Inhalt. Sie theilt sich vorzüglich in die mathematische und physikalische (die politische

kommt hier nicht in Betrachtung), welche wieder mancherlei besondere Wissenschaften enthält (s. d. Art. Geographie Bd. 4). Diese der Geologie zunächst angehörigen Wissenschaften setzen aber wieder die Kenntniß des Ganzen (des Erdkörpers) in der Mannichfaltigkeit und Verkettung seiner Theile, d. h. in seiner vollständigen Entwicklung voraus. Den Stamm eines Baums mit seinen Aesten kennt man nur sehr unvollkommen, wenn man die Blätter, Blüten und übrigen Theile nicht kennt, die sich aus ihm entwickeln; denn die wissenschaftliche Kenntniß des Ganzen und die der Theile setzen einander gegenseitig voraus. Der ganze wissenschaftliche Baum, die Geologie in ihrer ganzen Entwicklung bis auf die kleinsten Theile herab, deren nähere Kenntniß berücksichtigt wird, vertauscht in dieser Ausbreitung ihren Namen mit einem andern; sie heißt nun Mineralogie (in umfassender Bedeutung des Worts), deren Eintheilung in besondre Wissenschaften weiter unten eine schicklichere Stelle finden wird. Die Mineralien aber, welche die Wissenschaft als Erzeugnisse des Erdelements aus seiner Wechselwirkung mit andern Elementen (s. d. Art. Mineralien) erkannt hat, können daher nicht gehörig verstanden, in ihrer wahren Natur und Bedeutung im Ganzen erfaßt werden ohne nähere Kenntniß der Elemente, aus deren Verbindung sie hervorgegangen sind, und diese Kenntniß ist also gleichsam die Wurzel jenes großen Baums, nämlich der ganzen systematischen Mineralogie mit allen dazu gehörigen besondern Wissenschaften. Werden die Elemente (Luft, Wasser u. s. w.) als Ganze betrachtet, als welche sie anerkannt werden, insofern sie in Theile (Bestandtheile, Grundstoffe) zerlegbar sind: so entsteht aus dieser Betrachtung (Untersuchung, Erforschung) der Elemente als Ganzer, aus der Erkenntniß ihres Aggregatzustandes (der Starrheit z. B., der Flüssigkeit, Gasigkeit), ihrer Thätigkeit oder eigenthümlichen Processe, aus der Einsicht in die Bedeutung der mannichfaltigen Erscheinungen, welche aus dem allen und ihrem gegenseitigen Verhältniß hervorgehen, aus der Kenntniß ihrer mechanischen Eigenschaften u. s. w. eine Wissenschaft, die sich Naturlehre oder Physik nennt (nämlich im engern Sinne, im weitesten ist das Wort gleichbedeutend mit Naturwissenschaft). Die Physik hat eine dynamische und eine mathematische Seite, (was eigentlich bei allen Naturwissenschaften der Fall ist, oder sein sollte, da alle Naturbetrachtung einerseit das Dynamische oder Wesentliche [die ärmern, polaren Kräfte und Verhältnisse], andrerseits das Formelle oder Mathematische der Natur oder ihrer Erscheinungen zum Gegenstande hat. Denn Zeit und Raum sind die nothwendigen Formen der Natur und der Anschauung; Zeit- und Raumbestimmungen aber heißen Größen, Zeit- und Raumverhältnisse, Größenverhältnisse, mit deren Erforschung sich die Mathematik beschäftigt). Die dynamische Physik hat es mit der Erkenntniß der wesentlichen Eigenschaften der kosmischen und irdischen Elemente, der Kräfte und Processe zu thun, welche diesen Elementen eigenthümlich sind, und beschäftigt sich daher z. B. mit der Natur (dem Wesen) des Lichts, der Wärme, der Schwere, des Magnetismus, Electrismus, Chemismus, Galvanismus, welche zusammen das Leben (die thätige Seite) der Elemente ausmachen. Dagegen behält sich die mathematische Physik, auch angewandte Mathematik genannt, blos die formale Seite der Elemente vor, und betrachtet ihre Erscheinungen nach der Form der Natur, nämlich nach Maß, (Raumbegrenzung), Zahl und Gewicht, mithin sowol geometrisch, als arithmetisch, geometrisch-

Digitized by Google

nach Linien, Winkeln, Flächen und kubischem Inhalt, arithmetisch, nach der Quantität (dem intensiven Maße) der Kräfte, welche durch Zahlen ausgedrückt wird, wohin auch das Gewicht, als Maß oder Quantität der Schwere, gehört. Sie betrachtet z. B. die Körper blos als Massen (abgesehen von ihren sonstigen individuellen Eigenschaften), als bewegliche Theile des festen und schweren Erdelements, und indem sie Gesetze des Gleichgewichts entwickelt, nach welchen einander entgegenwirkende bewegende Kräfte, die in einem Körper oder auf denselben, oder dessen Theile wirken, die Bewegung hindern oder aufheben, so daß der Körper in Ruhe bleibt, wobei sehr mannichfaltige arithmetische Verhältnisse möglich sind, welche der Berechnung unterworfen werden, so zeigt sie sich in dieser Beschäftigung als Statik, in Beziehung auf das Wasser aber oder überhaupt auf flüssige Körper, als Hydrostatik. Mechanik heißt sie (die mathematische Physik), wenn sie die Gesetze der Bewegung fester Körper erforscht und darstellt, welche durch Schwere, Druck und Stoß erzeugt wird, Hydraulik, wenn sie sich mit den Gesetzen der Bewegung des Wassers oder des Flüssigen, und den daraus hervorgehenden Erscheinungen beschäftigt. Die höhere Mechanik oder diejenige, bei welcher der höhere Kalkul in Anwendung kommt, heißt Dynamik (in mathematischem Sinne), und eben so die höhere Hydraulik Hydrodynamik. In der Aerometrie und Aerostatik werden die Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung der Luft in Folge ihrer Schwere und Elasticität aufgestellt, und die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen entwickelt, welche aus dem Druck der Atmosphäre auf feste und flüssige Körper unter verschiedenen Umständen hervorgehn. Die mathemathische Theorie des Lichts in Beziehung auf das Auge und die Gesetze des Sehens, die Lehre von der Fortpflanzung oder Fortleitung des Lichts in geraden Linien, von seiner Beugung, Brechung und Zurückstrahlung nach bestimmten Winkeln unter verschiednen Umständen, heißt Optik. Innerhalb letztrer haben sich, einerseits die Lehre von der Brechung des Lichts, (Abweichung von seiner Richtung beim Ein- und Ausgang in und aus durchsichtigen Mitteln verschiedner Dichtigkeit), andrerseits die Theorie der Zurückstrahlung des Lichts von glatten, ebnen und krummen Flächen (ebnen und sphärischen, auch konischen, erhabnen und hohlen Spiegeln) zu besondern mathematisch-physikalischen Wissenschaften gestaltet, jene, unter dem Namen Dioptrik, diese mit der Benennung Katoptrik. Auch die Wärme betrachtet die mathematische Physik nur von ihrer quantitativen Seite und in ihren meßbaren Wirkungen, indem sie die Gesetze erforscht und bestimmt, nach welchen die Temperatur (Quantität der freien Wärme) unter verschiednen Umständen wechselt, und die Gesetzmäßigkeit entwickelt, welche die Wärme in ihrer ausdehnenden Kraft offenbart, die sie auf verschiedne Körper bei verschiedner Temperatur ausübt, und man kann sie in dieser Beziehung Thermometrie und Pyrometrie (mathematische Wärme- und Feuertheorie) nennen. Beiläufig ergibt sich aus dieser Aufstellung der physikalischen Wissenschaften, daß, streng genommen, auch die Mathematik in ihrer ganzen Verzweigung zu den Naturwissenschaften gehört. Reine Mathematik ist abstrakte (rein formale) Naturwissenschaft, d. h. Wissenschaft der bloßen, für sich betrachteten Formen der Natur, (nämlich der Zeit und des Raumes oder deren Bestimmungen, der Zahl und Gestalt) abgesehen von dem Inhalte dieser Formen; angewandte Mathematik ist daher Naturwissenschaft mit dem Übergewicht der forma-

Digitized by Google

len oder mathematischen Seite, unabgesehen von dem Inhalte der Form oder mit Berücksichtigung der Einheit von Form und Inhalt. Die Astronomie gehört also, ihrem Hauptinhalte nach, ebenfalls zur angewandten Mathematik, und, genau erwogen, ist jede Naturwissenschaft, wie aus Obigem erhellt, ihrer Seite nach, angewandte Mathematik, nur erscheinen die beiden Seiten oder Richtungen, die dynamische und mathematische, nicht so getrennt, wie bei der Physik. Eben so, wie die mathematische Physik, könnte sich auch die dynamische in besondere Wissenschaften theilen, und es gäbe dann z. B. eine Photologie (Wissenschaft des Lichts), eine Thermologie (Wissenschaft der Wärme), eine Magnetik, Elektrik, Galvanik u. s. w., es sind aber diese Bezeichnungen, als Namen besondrer dynamisch-physikalischen Wissenschaften noch nicht, wenigstens nicht im allgemein eingeführten Gebrauch, und man behandelt diese Wissenschaften vor der Hand noch als Abtheilungen oder Abschnitte des Ganzen, als untergeordnete Lehren der dynamischen Physik; nur allein die Meteorologie (Wissenschaft der atmosphärischen Erscheinungen und Erzeugnisse) will sich, obgleich sie noch sehr unvollkommen ist, als eine besondre, dahin gehörige Wissenschaft mit eigenthümlicher Benennung behaupten. Wenn nun ferner erwogen wird, daß die physischen Elemente nur in sofern Ganze genannt werden können, als sie in Theile oder Stoffe (Ur- und Grundstoffe) zerlegbar sind, daß die Erkenntniß eines Ganzen sehr unvollkommen ist, ohne nähere Kenntniß seiner Theile, daß alle Naturkörper, da sie als Erzeugnisse der Elemente betrachtet werden müssen, auch nothwendig als Combinationen (Verbindungen, Einheiten) der Urstoffe verschiedner Elemente in verschiednen Verhältnissen sich darstellen: so müßte die naturwissenschaftliche Betrachtung sich auch nach dieser verborgnen Seite der Natur hinwenden, um sie hier gleichsam in ihrer verborgenen Werkstätte zu belauschen und zu sehen wie sie Stoffe trennt und verbindet, durch die Trennung Körper zerstört, aber zugleich durch die Verbindung neue hervorgehen läßt. Hier fanden die Naturforscher ein großes, unermeßliches Feld zu neuen Forschungen, dessen Bearbeitung Gegenstand einer eignen Naturwissenschaft, der Chemie, auch Stöchiologie, Stoffwissenschaft) wurde. Die Chemie zerfällt, nach ihrem großen Gegenstande, der Gesammtheit der Naturkörper unsers Planeten, zunächst in eben so viel besondre chemische Wissenschaften, als jene Gesammtheit in Reiche, und es gibt daher eine Mineralchemie (Stofflehre des Mineralreichs), eine Pflanzenchemie (Phytochemie), eine Thierchemie (Zoochemie), und wenn man die (physischen) Elemente als ein besondres Naturreich betrachtet, auch eine Elementenchemie (welche die Grundstoffe der Elemente und deren Verhältniß in einem jeden erforscht und bestimmt). Zu bemerken ist hier beiläufig, daß die Pflanzen- und Thierchemie noch sehr wenig bearbeitet und eigentlich noch in ihrem ersten Werden ist, während das, was man bisher Chemie (allgemeine Chemie) genannt hat, eigentlich nur Elementen- und Mineralchemie, wenigstens vorzugsweise, ist. Auch die Chemie hat eine dynamische und eine mathematische Seite; erstre beschäftigt sich mit den Eigenschaften (sinnlichen Merkmalen) der Stoffe und ihren polaren Verhältnissen zu einander, letztere dagegen bestimmt die quantitativen (Größen-) Verhältnisse der Stoffe in den verschiedenen Substanzen oder Körpern, und heißt Stöchiometrie. Die Chemie hat, wie eigentlich alle Wissenschaften, vorzugsweise eine theoretische und eine praktische Seite; von ihrer theo-

Digitized by Google

retischen Seite ist sie Wissenschaft, von ihrer praktischen, Kunst, Scheidekunst (eine zu einseitige Benennung!), Experimentalchemie in ihrer Anwendung auf Gewerbe, technische Chemie. Bei der Physik, um dies nachträglich zu erwähnen, findet eigentlich ganz dasselbe Verhältniß Statt; denn es gibt bekanntlich auch eine Physik als Kunst, die Experimentalphysik, und eine Anwendung derselben auf Gewerbe, welche technische Physik heißen sollte, wofür man aber schon den Namen praktische Mechanik, Maschinenlehre (in weitester Bedeutung) hat, in welcher alle mathematisch-physikalischen Wissenschaften in Anwendung kommen. Werden die Naturdinge als einzelne in jeder Hinsicht, als Individuen in ihrem eigenthümlichen und unterscheidenden Charakter und in ihrer Entwicklung betrachtet und dargestellt, so ist dies Naturgeschichte. Hier können aber die Naturkörper entweder in ihrer bereits erfolgten ganzen oder theilweisen Entwicklung, d. h. in ihrer vollendeten oder unvollendeten Bildung erkannt und dargestellt werden, und dann heißt diese Darstellung Naturbeschreibung, oder man betrachtet sie in ihrer geschehenden Entwicklung oder werdenden Bildung, d. h. nach ihrer Entstehung, ihrem Fortschreiten (Wachsthum im weitesten Sinne) und allmäligen Vergehn, so entsteht die eigentliche Naturgeschichte oder diese im engern Sinne des Worts. Hieraus erkennt man zugleich, daß diejenigen irren, welche meinen, es gebe keine eigentliche Naturgeschichte, die Benennung sei unrichtig, es müsse Naturbeschreibung heißen. Der Irrthum beruht auf der Verworrenheit des Begriffs der Geschichte. Überzeugt man sich, daß die wirkliche Geschichte eines Naturwesens nichts anders sei, als seine Entwicklung (seine werdende und vergehende Bildung) mit allen diese Entwicklung begleitenden Erscheinungen (Begebenheiten): so erkennt man, daß die Natur, eigentlich die Naturen (s. d. Art. Natur) z. B. die Erde, die Mineralien, Pflanzen und Thiere eben sowol eine Geschichte haben müssen, als die Menschheit, die Völker und einzelne Menschen. Naturbeschreibung ist also nur ein Theil der Naturgeschichte im umfassenden Sinne. In letzterm ist z. B. die Geologie, Naturgeschichte der Erde, und sie ist einerseits beschreibend, indem sie die Gestalt und Beschaffenheit unsers Planeten im Ganzen sowol als in seinen größern Theilen darstellt, andrerseits geschichtlich im engern Sinne, indem sie es mit der Entstehung und Entwicklung des Planeten im Großen oder Ganzen und seiner vorzüglichsten Theile zu thun hat, und die Ordnung der Entwicklung in den Erscheinungen nachweist. Die Geogenie ist also vorzugsweise Naturgeschichte der Erde. In Beziehung auf die besondern Produkte oder Naturindividuen des Planeten, theilt sich die Naturgeschichte in eben so viel besondre Wissenschaften, als ihr Gegenstand, die Gesammtheit dieser Produkte, in größere Abtheilungen zerfällt, zunächst also, nach den drei Reichen, in 1) die Mineralogie (Erdlehre, Naturgeschichte der Erden oder Mineralien, als Individuen des Erdelements); 2) die Phytologie (Pflanzenwissenschaft, Naturgeschichte der Pflanzen, wovon die bisherige Botanik eigentlich nur der beschreibende Theil ist), 3) die Zoologie (Thierwissenschaft, Naturgeschichte der Thiere, Thiergeschichte). Jede dieser drei großen Abtheilungen der Naturgeschichte hat nun wieder ihre Unterabtheilungen als besondre Wissenschaften. Nimt man die Mineralogie in weitester Bedeutung, so begreift sie unter sich a) die Oryktognosie (Naturbeschreibung der Mineralien nach äußern Merkmalen oder Kennzeichen, also Mineralogie im engern Sinne) b) Oryktologie oder Geognosie (Wissenschaft

Digitized by Google

der Gebirgsarten, gleichsam die Anatomie der Gebirge) c) die mineralogische Geographie und d) die Geologie (Ganzlehre des Planeten), von welchen letztern Wissenschaften zum Theil schon oben die Rede war, e) die Mineralchemie (Stofflehre der Mineralien) welche aber auch als Theil der Chemie erscheint, in sofern diese als selbstständige Wissenschaft betrachtet wird), f) die Krystallographie (Formlehre der Mineralien) g) die Krystallotomie (Theillehre der Mineralformen, gleichsam die Anatomie der Mineralien), endlich h) die technische oder ökonomische Mineralogie (nur die Anwendung eines Theils der Mineralogie auf die Ökonomie oder Landwirthschaft). Bei der Naturgeschichte der organischen Dinge, also der Pflanzen, Thiere und Menschen, kommen folgende drei Punkte, für die Richtung des Erkenntnißvermögens, in Betrachtung: 1) das Leben, d. h. das zeitliche Wirken (Thätigkeit, Verrichtungen [Funktionen]) des Ganzen sowol, als der Theile der organischen Körper, 2) die Stoffe oder Elemente, woraus sie bestehen, 3) die Form oder Formen, welche als die sichtbaren Einheiten (Produkte) des Lebens und der Stoffe zu betrachten sind. Das Leben und seine Gesetze ist Gegenstand einer Wissenschaft, welche Biologie heißt, die Stoffe oder deren Eigenschaften und Verhältnisse sind Gegenstand der Stöchiologie (Stofflehre oder Chemie), die Formen im Ganzen und Einzelnen Gegenstand der Morphologie (Formlehre); wobei noch zu bemerken ist, daß die Biologie (Lebenswissenschaft), insofern sie sich mit dem Leben oder den natürlichen Verrichtungen der innern Theile der organischen Körper, der Organe und Systeme, beschäftigt, auch Physiologie genannt wird, und daß die Morphologie sich theilt in die Betrachtung der Formen und Formverhältnisse mit Berücksichtigung der Farben, einerseits der äußern Theile und deren Ganzen, und dann im engern Sinne Naturbeschreibung ist, andrerseits der innern Theile, und dann Anatomie heißt, welche sich mithin die Form, Lage, Größe, Farbe und sichtbare Verbindung der Organe und Systeme (bei Thieren z. B. der Nerven, Muskeln, Adern, Zellen, des Magens und Darms, der Lunge, Leber, des Herzens u. s. w.) zum Gegenstande nimt. Dem zufolge kann sich nun die Pflanzenwissenschaft eintheilen in 1) Phyto-Biologie (Pflanzenphysiologie), 2) Phyto-Stöchiologie (Pflanzenchemie, Phytochemie), 3) Phyto-Morphologie, in welche sich die beschreibende Botanik und Phytotomie (Theillehre oder Anatomie der Pflanzen) theilen. Eben so zerfällt die Zoologie (Thierwissenschaft, Naturgeschichte der Thiere) in die Zoo-Biologie (Physiologie der Thiere), die Zoo-Stöchiologie (Thierchemie, Zoochemie) und die Zoo-Morphologie, in welche sich die beschreibende Zoologie und Zootomie (Theillehre der Thiere) theilen. Außerdem muß die Naturgeschichte der Thiere so viel besondre zoologische Wissenschaften enthalten, als das Thierreich Hauptabtheilungen oder Klassen hat. Man hat sich hierbei, (nämlich bei der Bestimmung der Theile der Zoologie) nach der Linné'schen Klassifikation gerichtet, und es gibt in dieser Beziehung z. B. eine Ornithologie (Naturgeschichte der Vögel), eine Ichthyologie (Naturgeschichte der Fische), eine Entomologie oder Insektologie, und eine Helminthologie (Naturgeschichte der Würmer). Für die Naturgeschichte der Säugthiere und Amphibien sind keine besondern Namen eingeführt, was, in terminologischer Hinsicht, als eine Lücke im System der Naturwissenschaften zu betrachten ist. Noch größre Lücken dieser Art finden sich aber bei der Botanik und Mineralogie, wo die Namen besondrer Wissenschaften in Beziehung auf Klassifikation vor der Hand noch fehlen. Der Schlußstein des

Digitized by Google

ganzen Gebäudes der Naturwissenschaften, welcher alle andre voraussetzt, oder in welchem sich alle vereinigen zum Behuf einer unbestimmten, gemeinschaftlichen Richtung, ist eigentlich die Medicin als Wissenschaft, obgleich ihr Hauptgegenstand die Natur der Krankheiten des menschlichen Organismus, und ihre praktische durch die Naturwissenschaft geleitete, Thätigkeit auf Heilung der Krankheiten gerichtet ist und Heilkunst, praktische Medicin heißt. Von dieser Wahrheit kann sich jeder bei einigem Nachdenken leicht überzeugen. Die Krankheiten erkennt nämlich die Naturwissenschaft als besondre, von der Lebensharmonie des Ganzen (z. B. eines Menschen, eines Thieres) abweichende Lebensprozesse. Die Kenntniß der Krankheiten setzt also die Kenntniß des ganzen menschlichen Organismus (auch von physischer Seite) voraus, diese aber ist bedingt durch die Kenntniß des thierischen und Pflanzenorganismus, und diese kann wieder nicht ohne die Kenntniß der (sogenannten) anorganischen Natur (die Elemente und Mineralien) bestehen. Überdieß nimt die Heilkunst ihre Mittel (Arznei) aus allen Reichen der Natur, deren Kenntniß mithin auch von dieser Seite die Medicin voraussetzen muß. Die Medicin ist also, in der umfassendsten Bedeutung ihres Namens, ein ganzer großer Organismus, ein vollständiges System der Naturwissenschaften, theils von eigenthümlichen oder wesentlichen, theils von begründenden und Hülfswissenschaften, und zwar in nächster Beziehung zur Natur des Menschen, hinsichtlich seines gesunden und kranken Zustandes und hinsichtlich der Heilung des letztern. Für die Kenntniß dieser großen Verzweigung und organischen Ausbreitung der Medicin muß aber, der Kürze wegen, auf diesen Artikel selbst verwiesen werden, welcher darüber befriedigende Auskunft gibt, indem noch, schließlich, bemerkt wird, daß der Hauptgrundpfeiler der Medicin eine Wissenschaft ist, in welcher zugleich alle Naturwissenschaften ihren Mittelpunkt erkennen sollen, die Anthropologie nämlich in ihrer rechten naturwissenschaftlichen Bedeutung, als allseitige Naturgeschichte des Menschen, in seinem Unterschiede von den Thieren, von materialer (physischer) und idealer (psychischer) Seite, wozu also nicht nur die Physiologie (sowol des gesunden Menschen als der Krankheiten) und Anatomie des Menschen mit allen Verzweigungen der letztern (s. d. Art. Medicin Bd. 6.), die Kenntniß der Menschenracen, mithin auch der Völker, hinsichtlich ihres Naturells und andrer Eigenschaften gehören, sondern selbst die Psychologie, da Leib und Geist zusammen das Ganze des Menschen ausmachen. Daraus ersieht man zugleich, und aus der nähern Betrachtung der Medicin, welche auch Geisteskrankheiten und deren Heilung zu berücksichtigen hat, mithin auch die Wissenschaft des Geistes in seinem gesunden Zustande voraussetzt, daß es sehr schwer oder vielmehr unmöglich ist, die Naturwissenschaften von den idealen oder Geisteswissenschaften vollkommen zu scheiden. Und wie kann es auch anders sein, da geistige und leibliche Natur selbst nirgends getrennt, sondern die beiden, nur für die Reflexion gesonderten Seiten des Ganzen jedes Naturwesens sind. Die bewußtlose Natur ist die Mutter, aus welcher der höhere, selbstbewußte Geist geboren wird, und so ist auch die Naturwissenschaft die Mutter aller Geisteswissenschaften; die nähere gründliche Bekanntschaft mit jener ist daher die nothwendige Bedingung eines erfolgreichen Studiums der idealen Wissenschaften.

*Neckar. Er entspringt bei Schwenningen im würtembergischen Schwarzwalde, 5000 Schritte von Donaueschingen, einer der

Donauquellen, 2084 Fuß über dem Meere; von der Einmündung der Enz an wird der Neckar schiffbar. Die jetzige würtembergische Regierung hat seine Beschiffung durch Verbreitung, Austiefung und Durchstechungen sehr verbessert. Vor der Vergrößrung Würtembergs dachte man an diese nicht sehr schwierige Transportverbesserung nicht. Die Murr, Kocher, Enz, Jart und Filz nimt er auf ehe er sich bei Mannheim in den Rhein ergießt. Er hat reizende sehr abwechselnde Ufer und fast überall ein weites Thal und schöne Wiesengründe. — Neckarweine, aus den vom Neckar durchströmten Landschaften, sind leichte, gesunde und wohlschmeckende Weine. Die besten Sorten wachsen bei Affenthal, Baden, Durlach, Eyburg, Gretzingen, Mündelsheim im Neckarthal, Remsthal, bei Stuttgart, Sulzberg, Wangen und Weinsberg; alle in geschützten etwas hohen Lagen, auf Kalkboden mit Exposition gegen Morgen oder Mittag.

*Neptunisten nennt man die Anhänger der Meinung, daß die Bildung der Erde blos durch die Wirkung des Wassers entstanden sei. Man s. d. Art. Vulkanisten wo die Ansichten der Neptunisten und ihrer Gegner, welche das Feuer als das bildende Prinzip annehmen, mit ihren Gründen zusammengestellt werden.

*Nettelbeck (Joachim), früherhin Bürger-Repräsentant, dann Rathsherr zu Colberg, verdient, als Muster eines Patrioten und Inbegriff von echtem Biedersinn und Bürgertugend, die glänzende Auszeichnung, welche ihm seit der Belagerung seiner Vaterstadt durch die Franzosen im Jahre 1807 unter seinen deutschen Landsleuten zu Theil geworden. Seine Anstrengungen in einem damals fast 70jährigen Alter, sein unerschütterlicher Muth, seine gereiften Erfahrungen, seine heilsamen Rathschläge und seine Aufopferungen an Leib, Gut und Vermögen während dieser kriegerischen Periode bewiesen, was ein Einzelner, auch aus der Mitte des Volks, zum allgemeinen Wohl zu leisten vermöge. Einverstanden mit der Bürgerschaft des Orts, die seiner Einsicht und Rechtlichkeit unbedingt vertraute, hielt er, in Verbindung mit der rastlosen Thätigkeit seines gleich gestimmten Freundes Schill, vom Anfang der Belagerung an, durch Vorstellungen, Warnungen und selbst Drohungen, der rathlosen Geistesschwäche, der schwankenden Unentschlossenheit und dem vorurtheilsvollen Dünkel des zeitigen Festungskommandanten, Obersten v. Loucadou, ein sehr wirksames Gegengewicht, wodurch dieser zu Maßregeln, welche den frühern Fall des Platzes verhüteten, wie mit Gewalt gezwungen wurde. Nettelbeck's schriftlichem dringendem Anhalten beim Könige verdankte darauf Colberg die Zusendung eines neuen Befehlshabers, welcher das in ihn gesetzte Vertrauen auf das Glänzendste rechtfertigte: denn von dem Augenblick an, wo Gneisenau dort auftrat, gewann die Vertheidigung ein völlig verändertes Ansehn; und nun erst konnte auch Nettelbeck, als freiwilliger Bürgeradjudant (wie er es schon vormals im siebenjährigen Kriege bei ähnlicher Gelegenheit gethan) dem Kommandanten zur Seite tretend und von diesem in seinem Werthe anerkannt, den vollen Umfang seiner nützlichen Wirksamkeit entwickeln. Ihm ward die Leitung der Überschwemmungen um die Festung her, welche ein vorzügliches Vertheidigungsmittel derselben ausmachen, und zu deren Bewerkstelligung ihm die vollkommenste Ortskenntniß beiwohnte, übertragen. Als früherer Seemann, unterhielt er auch jetzt die, für den glücklichen Erfolg der Gegenwehr so unentbehrliche Verbindung mit der Rheede und wagte sich den Hülfe bringenden Schiffen, sie in den Hafen zu geleiten, unerschrocken entgegen, wenn in

Digitized by Google

stürmischer Witterung kein andrer sich der Besteigung des Lootsenbootes getraute. Dem schwedischen Kriegsschiffe, welches die Belagerer in der Flanke und im Rücken zu beschießen bestimmt war, diente er, des Seegrundes vollkommen kundig, als Pilot, es, zunächst dem Ufer, in die vortheilhafteste Stellung zu führen. Die Löschanstalten in der Festung, welche bei dem anhaltenden und heftigen Bombardement bald ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit wurden, standen zunächst unter seiner Aufsicht; und wo es hier entschlossnen Muth und kühne Verachtung der Gefahr galt, dem Feuer Einhalt zu thun, ließ sich zu jeder Stunde Nettelbeck, im dichtesten Kugelregen, an der Spitze der Löschenden finden. Bei jedem Ausfall war er in der Nähe, entweder den Fechtenden Munition und leibliche Erquickungen jeder Art zuzuführen, oder auf den mitgeführten Wagen ihre Verwundeten aufzunehmen und in Sicherheit zu bringen. Auf seinem Heerde ward der große Kessel, der Speise für sie bereitete, nie leer. Sein ansehnliches Lager von Branntwein (dessen Bereitung er als bürgerliches Gewerbe trieb) ward nach und nach unter die Besatzung unentgeltlich vertheilt. Mehr als ein Mal kaufte er, bis zu völliger Erschöpfung seines mäßigen Vermögens, alle Brodschrangen und Fleischbänke in der Stadt aus, um sie zu sättigen; und auf die gefährlichsten Posten begleitete er sie und stimmte patriotische Lieder an, um ihren Muth zu beleben. Seine Meldungen an den Kommandanten, der ihn häufig versandte, waren stets die sichersten; seine Beurtheilung der Vertheidigungsanstalten, wie sie in jedem Augenblick Noth thaten, würden der Einsicht jedes Kriegers vom Metier Ehre gemacht haben. Seinem Rath dankte die Einführung einer Art von Belagerungsmünze, welche die wesentlichsten Dienste leistete, ihre Entstehung, wie ihren Erfolg. Seiner rastlosen Vermittlung, seinen ernstlichen Vorstellungen und seinem geltenden Einfluß nach beiden Seiten gelang es, jede Reibung, Unzufriedenheit und Mißhelligkeit zwischen der Bürgerschaft und Besatzung sofort im Entstehen zu unterdrücken und eine fast beispiellose Eintracht zu erzielen. Sein Beispiel, seine nachdrückliche Sprache, seine kräftigen Ermunterungen belebten den Muth und die Ausdauer seiner Mitbürger unter den drohendsten Gefahren, den vielfachsten Entbehrungen und den schmerzlichsten Einbußen. Alles würden sie, gleich ihm, freudig ertragen haben, nur nicht den Gedanken, den Platz in feindliche Gewalt fallen zu sehen. So seltne und beharrliche Anstrengungen verdienten es, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt zu werden. In dem Augenblick, wo am 2. Jul. die Belagerer, nachdem sie sich bereits der wichtigsten Außenwerke mit stürmender Hand bemächtigt, einen allgemeinen Angriff mit der höchsten Erbitterung unterhielten; wo das Geschütz desselben Tod und Verderben in allen Punkten verbreitete; wo der überall auflodernden Flamme kein Einhalt mehr zu thun war und die physischen Kräfte der Vertheidiger schier erschöpft schienen, traf auch der Courier ein, welcher die officielle Nachricht von dem zu Tilsit abgeschlossnen Waffenstillstande überbrachte. Das Drangsal hatte ein Ende, und Nettelbeck und seine Mitbürger fühlten sich auf dem rauchenden Schutthaufen ihrer Wohnungen froh und glücklich, durch echten Mannsmuth dem Schicksal diese glückliche Entscheidung abgetrotzt zu haben. Nettelbeck's Name aber flog gepriesen von Munde zu Munde; und nie ist wol zugleich eine Berühmtheit durch höhere Anspruchlosigkeit redlicher verdient worden. Sein König ehrte ihn durch Ertheilung einer goldnen Verdienstmedaille, durch die Erlaubniß, die preußische Admi-

Digitized by Google

ralitätsuniform (er hatte im Jahr 1769 eine kurze Zeit im königl. Seedienst gestanden) zu tragen, und bewilligte ihm noch im Jahre 1817 eine lebenslängliche Pension von 200 Thalern. Auch späterhin zeigte er bei allen Gelegenheiten den nämlichen unermüdlichen Eifer für Alles, was ihm recht, wahr und gemeinnützig dünkte, in den innern Angelegenheiten seiner Vaterstadt, und wirkte mit jugendlicher Kraft für das Beste derselben. Auch jetzt noch, ein 85jähriger Greis, hat sein lebenskräftiger Geist, sein heller Blick und sein patriotischer Gemeinsinn ihn keineswegs verlassen; und er steht noch immer da als ein ehrwürdiges Denkbild dessen, was deutscher Geist und Gesinnung in schlichter, aber markigter Gestaltung, vermögen. Wenn aber schon das vorstehend Gesagte genügen würde, Nettelbeck seinen Ehrenplatz unter den preiswürdigsten Männern deutscher Nation anzuweisen: so hat er selbst sich diesen Platz noch auf eine andre, nicht minder denkwürdige Weise und mit einem Erfolge gesichert, welcher leicht noch für eine größere Merkwürdigkeit gelten dürfte, indem er, in diesem hohen Alter, eine Selbstbiographie verfaßt und öffentlich bekannt gemacht hat (Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 3 Bde. 1823.), welche an Gediegenheit, Lebendigkeit und Wahrheit, in der einfachsten und gleichwol unwiderstehlich anziehenden Form, vielleicht in jeder Literatur nur wenig Gegenstücke finden dürfte. Nur das dritte Bändchen beschäftigt sich mit den Erlebnissen des Verfassers in dem Zeitraum der vorerwähnten Belagerung seiner Vaterstadt. Dagegen führt er den Leser in dem größern Theile des Werks in sein früheres, aber so reiches und wechselvolles Leben, daß es fast die Gestalt eines Romans annimmt und auch dafür gelten würde, wenn nicht jede Blattseite den unverkennbarsten Stempel der Wahrhaftigkeit an sich trüge. Zum Seefahrer durch innere Neigung getrieben, tummelt er sich, schon als Knabe und so fort bis in sein 45. Lebensjahr, in den mannichfaltigsten Verhältnissen auf allen europäischen Meeren, in Westindien und an der Küste von Guinea umher; besteht Unfälle und Gefahren ohne Zahl; geräth in seinen bürgerlichen und politischen Verbindungen eben so oft in Noth und Drang, als Glück, Fleiß, Anstelligkeit und ein unerschütterlicher Rechtsinn ihn begleiten. Überall aber und vor allem bleibt er Seiner selbst gewiß und sicher, entwickelt eine Energie, einen Muth, eine Umsicht und eine Lebensklugheit, welche an dem, in ihm zur innern Klarheit gesteigerten Sonsens einen nie fehlenden Stützpunkt finden. Sein Patriotismus, aber auch sein edelmüthig fühlendes Herz, verleugnen sich bei keiner Gelegenheit; und während seine Thatkraft in den Augenblicken, wo es gilt, uns zu Bewunderung und Beifall hinreißt, fühlt sich auch die Theilnahme durch eine kindliche Naivetät eben so oft zum wohlgefälligen Lächeln, als durch den Ausdruck der zartesten und menschlichsten Empfindung bis zur höchsten Rührung angezogen. Nettelbeck's Lebensbeschreibung in ihrer vollen Eigenthümlichkeit und in ihrer hochsittlichen Tendenz ist vielleicht mehr, als irgend eine andre ähnliche Schrift, jedem deutschen aufstrebenden Jüngling zur Stärkung seines Sinnes und Herzens zu empfehlen; und durch sie hat sich Nettelbeck unstreitig noch ein höheres und bleibenderes Verdienst um sein Volk, als selbst durch seine patriotischen Thaten, erworben. (Nettelbeck starb d. 18. Jan. 1824.)

Neumark (Georg) geheimer Archivsecretair und Bibliothekar zu Weimar, Comes palat., berühmter Dichter und Meister auf der Viola di Gamba, auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft (s. fruchtbr. G. Bd. 2), in welcher er den Beinamen: der Sprossende,

Digitized by Google

führte. Er ward geb. am 16. März 1621 zu Mühlhausen, und starb 8. Juli. 1681. Von ihm hat man: fortgepflanzter musikalisch-poetischer Lustwald. Jena 1657. 8., welcher mit mehren Instrumenten begleitete Gesänge enthält; geistliche Arien. Weimar 1675. 8. Von seinen Liedern, welche in die öffentlichen Gesangbücher aufgenommen wurden, sind die bekanntesten: Es hat uns heißen treten ꝛc.; Mit Danken und mit Beten ꝛc.; und: Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc. Da er das zuletzt erwähnte Lied dichtete, befand er sich ohne Anstellung zu Hamburg in so großer Verlegenheit, daß er sein Lieblingsinstrument, Viola di Gamba, versetzen mußte. Endlich erhielt er Empfehlung an den schwedischen Gesandten von Rosenkranz, und da der ihm als Probeschrift aufgegebene Aufsatz an die schwedischen Reichsräthe zu dessen Zufriedenheit ausfiel, so nahm ihn Rosenkranz mit 100 Thlr. Gehalt zu seinem Secretair an. Voll freudiger Rührung über die Vorsehung dichtete er jetzt jenes Lied und sang es auf seiner Viola, welche er sogleich wieder eingelöst hatte, unter Vergießung vieler Freudenthränen.

*Newton (Isaak), der geniale Schöpfer des Systems der Naturphilosophie, dessen Vollkommenheit durch spätere Forschungen und namentlich durch Laplace's tiefsinniges Detail, erst im vollen Glanze gezeigt worden ist, erblickte das Licht der Welt am 25. Dec. 1642 zu Woolstrop in der englischen Grafschaft Lincoln. Er war bei seiner Geburt klein und schwächlich, und erregte keine besondern Erwartungen, so daß seine Mutter, nach dem frühen Tode des Vaters, die Erziehung nach dem Plane leitete, ihre ländliche Wirthschaft dermaleinst durch den Sohn fortsetzen zu sehen. Demgemäß rief sie ihn von der gelehrten Schule des benachbarten Städtchens Grantham, die er im 12. Jahre bezogen hatte, schon nach kurzer Zeit wieder zurück und wies ihm häusliche Geschäfte an. Allein er zeigte dazu kein Geschick, sondern fing jetzt vielmehr an, eine besondre Vorliebe zur praktischen Mechanik zu entwickeln, deren erste Spuren sich bereits in Grantham geäußert hatten, wo ihm unter andern die Zusammensetzung einer sehr genauen Wasseruhr gelungen war. Im väterlichen Hause verfertigte er gleichergestalt eine Sonnenuhr, die man noch jetzt zu Woolstrop zeigt. Auch fing Newton jetzt an, sich eifrig mit mathematischen Büchern zu beschäftigen; und ein Onkel, der ihn dabei überraschte, vermochte endlich die Mutter, den Neigungen des Knabens nachzugeben, und ihn auf die Schule zu Grantham zurückzuschicken. Von hier ging er, 18 Jahr alt, auf die Universität zu Cambridge, wo durch eine glückliche Fügung des Schicksals eben damals D. Barrow, einer der gründlichsten Mathematiker seiner Zeit, den Unterricht in den mathematischen Wissenschaften gab. Dieser urtheilte richtig von des Jünglings Talenten und zog ihn zu sich herauf, während der Schüler sich durch ein einsames Studium von Saunderson's Logik und Keppler's Optik auf den Unterricht eines solchen Lehrers vorbereitete. Descartes Philosophie hatte damals die aristotelische verdrängt; und so ward seine Geometrie eins der Bücher, welcher sich unser Newton nächstdem mit besondrem Eifer zuwendete. Hierauf zog ihn unter Wallis (eines berühmten, gleichzeitigen Analytikers) Schriften, besonders die Arithmetica infinitorum (Oxon. 1655. 4.) an, die er mit der Feder in der Hand las. Schon auf diese Veranlassung machte er die wichtigsten analytischen Entdeckungen; und das zweite seiner späterhin an Oldenburg (einem Bremer, der lange als Consul der Stadt Bremen zu London gestanden und mehre Jahre lang die

Digitized

Herausgabe der Philosophical. Transact. besorgt hat) gerichteten, zur Mittheilung an Leibnitz (s. d. Art.) bestimmten Schreiben, welches die 55. Nr. des, unter Aufsicht der königl. Societät zu London herausgegebnen Commercium epistolicum ausmacht, enthält namentlich eine ausführliche Darstellung der Art und Weise, wie er schon damals auf den berühmten binomischen Lehrsatz (s. d. Art. Bd. 2) gekommen ist *), der, als eine der schönsten Entdeckungen dieses großen Mannes, auf seinem Grabmale zu Westmünster eingegraben steht. Er war auf einem analytischen Umwege, bei Verfolgung eines von Wallis gefundenen, die Quadratur der Kurven betreffenden Satzes, zu seiner Entdeckung gelangt, hatte aber die dabei zu Grunde liegende, sehr brauchbare Vorstellung von Interpolation zu bald aufgegeben; daher denn sein Beweis auch in der That nur Induction ist. An der Hand dieses Lehrsatzes erhob er sich indeß bald zu einem viel allgemeinern Principe, welches darin besteht, aus dem Modus des allmäligen Anwachsens der Größen, auf deren definitiven Werth zu schließen, und welches unter dem Namen der Methode der Flurionen so bekannt und berühmt geworden ist, und die Grundlage seiner Analysis des Unendlichen abgibt. Newton betrachtet die Größen hier unter dem geometrischen Gesichtspunkte, und läßt ihre Veränderungen durch Bewegung entstehen, worauf ihn die häufige Anwendung der Bewegung zur Erzeugung geometrischer Größen geführt haben kann; ein fortrückender Punkt erzeugt eine Linie, die Linie Flächen, Flächen erzeugen hinwiederum durch ihre Fortrückung Körper u. s. w. Um an einem bestimmten Falle, mit einer, der Verdeutlichung wegen gewählten Modification des ursprünglichen newton'schen Vortrags, den wahren Sinn und Nutzen dieser Vorstellung zu zeigen, mache man z. B. die Bildung einer Kurvenfläche abhängig von der Bewegung einer veränderlichen Ordinate, die senkrecht auf der Axe der Abscissen fortrückt. Jetzt habe diese Ordinate aber einen fernen, nicht mehr veränderlichen Werth erreicht; und indem sie solchergestalt noch um ein Wenigres weiter rückt, bildet sie nunmehr nicht mehr ein ferneres Kurvenstück, sondern ein kleines Parallelogramm mit dem entsprechenden, kleinen Abscissenstücke. In diesem Beispiele nennt Newton den, durch die Bewegung der zeugenden Ordinate erwachsenden Kurvenraum die Fluente (die also in seiner Analysis des Unendlichen genau das bedeutet, was in den leibnitz'schen die veränderliche heißt), die Geschwindigkeit aber, mit welcher die Fluente durch die sie erzeugende Bewegung zunimmt: Flurion; und thut nun dar, daß die unbestimmbar kleinen Theile der Fluenten, mit welchen sie in unbestimmbar kleinen Zeittheilen stetiger Weise zunehmen, oder die Momente der Fluenten, d. i. hier unser obiges kleines Parallelogram, sich verhalten, wie die Flurionen. Für letztre wird hernach der algebraische Ausdruck gesetzt und auf denselben ein vergleichendes analytisches Verfahren (wie die heutige Analysis dazu die Integration gebraucht)

*) Das „Suum cuique" gebietet zu bemerken, daß Newton eigentlich nur die Form des binomischen Lehrsatzes, die für ganze positive Exponenten längst gefunden war, auch auf fractionaire und negative anwenden lehrte. Die Binomial-Coefficienten kommen schon in Stiefel's, 1544 erschienener Arithmetica. L. I. c. 5. vor. Das oben, nach der Biographie universelle angeführte Schreiben Newton's an Oldenburg aber ist vom 24. October 1676, und steht auch in seinen Opusculis, T. I. p. 328.

Digitized by Google

angewendet, vermittelst dessen aus der Flurion der Werth der Fluente folgt. Man sieht hieraus, daß Newton's Flurionen endliche, die unendlich kleinen Veränderungen der Größen, die die jetzige Analysis mit dem Namen der Differentiale belegt, proportionale Glieder eines Verhältnisses sind; und wir werden bei nachheriger Darstellung des, über diese Entdeckung zwischen Newton und Leibnitz entstandnen, berühmten Streites auf diese Entwickelung zurückkommen müssen. Newton war auf diesen fruchtbaren Gedanken, in einem Alter von noch nicht 23 Jahren, gegen 1665 gekommen; zu derselben Zeit zwang ihn aber eine, zu London ausgebrochene Pest, Cambridge zu verlassen und sich nach seinem Woolstrop zurückzuziehen, ehe er seine Entdeckungen noch irgend Jemanden mitgetheilt hatte. In dieser ländlichen Abgeschiedenheit saß er eines Tages unter einem Apfelbaume, den man noch heute zeigt, als ein herabfallender Apfel sein Nachdenken auf die wunderbare Natur der Kraft lenkte, die wir Schwere nennen, und die jeden fallenden Körper gegen den Mittelpunkt der Erde treibt (vergl. d. Art. Gravitation, Bd. 4). Sollte, fragte er sich, diese Kraft, die noch auf den Gipfeln der höchsten Berge wirksam ist, nicht bis zum Monde reichen? Sollte sie es nicht sein, die denselben in seiner Bahn um die Erde erhält? Und wirkt die Sonne nicht vielleicht mit einer ähnlichen Kraft auf die Planeten? Er verfolgte diesen Einfall mit Beziehung auf das dritte kepplersche Gesetz (s. d. Art. Naturgesetz), und brachte solchergestalt richtig heraus, daß die Attraction der Sonne im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung wirke; als er aber diese nämliche Voraussetzung auch auf den Mond anwendete: so stimmte die Rechnung nicht, weil die zu Grunde gelegte Größe des Erdhalbmessers jener Zeit noch nicht scharf genug bekannt war. Newton, der unterdeß (1666) wieder nach Cambridge hatte zurückkehren können, und daselbst den Gradum annahm, theilte sich deshalb auch hierüber nicht mit; blos daß er zwei Jahre später Barrow, auf Veranlassung des Erscheinens von dessen Lectiones opticae et geomet. einige optische Sätze zeigte, deren, in der Vorrede jenes Werkes, die ehrenvollste Erwähnung geschieht. Unterdeß war aber Mercator's (s. d. Art. Bd. 6) Logarithmotechnia erschienen; und da die darin gelehrte Quadratur der Hyperbel ein außerordentliches Aufsehen erregte: so fand sich Newton nun bewogen, seine oben auseinandergesetzte und bei weitem mehr leistende Methode der Flurionen Barrow anzuvertrauen, der über diesen analytischen Schatz in das größte Erstaunen gerieth. Gleichwol wurde diese Methode damals noch nicht öffentlich bekannt, wozu wol beitrug, daß der rastlose Forscher schon wieder an einen andern Zweig der Wissenschaft: nämlich die Zerspaltung des weißen Sonnenlichts in die verschiedenfarbigen, dasselbe zusammensetzenden Strahlen durch das Prisma gerathen war (worüber sich der Artikel Farbenlehre Bd. 3 mit hinreichender Ausführlichkeit verbreitet). Hiermit eröffnete er seine Vorlesungen, als ihm, 3 Jahre nachher (1669), wo er 27 Jahr alt war, Barrow den Lehrstuhl abtrat; und wir sehen also schon, daß alle drei, die Unsterblichkeit dieses außerordentlichen Mannes begründenden Hauptentdeckungen: die Flurionen-Methode, die Theorie der Gravitation, und die Spaltung des Lichtes, von ihm schon vor Vollendung seines 24sten Lebensjahres gemacht worden sind. Bald nachher zog er durch eine Arbeit über bessere Einrichtung der Teleskope die Aufmerksamkeit der königl. Societät zu London, der er auch ein solches, von ihm selbst verfertigtes und

30 bis 40 Mal vergrößerndes Teleskop mit einem Metallspiegel überreichte, auf sich; er wurde 1672 zu deren Mitgliede ernannt, und fand darin Veranlassung, derselben einen Theil seiner Analyse des Lichtes vorzulegen, welcher Aufsatz die verdiente Bewunderung auf sich zog. Wir übergehen den Streit, in welchem er auf Veranlassung dieser Theorie mit Hooke, gerieth, gleich andern Angriffen, die der Neid dem Verdienste zuzuziehen pflegt, in Bezug auf die polemische Seite gänzlich, und bemerken nur, daß daraus die Veranlassung zu Newton's zweiter Arbeit über das Licht erwuchs, welche, in Verbindung mit jener erstern, die Grundlage seiner, weiter unten ausführlicher erwähnten, im Jahre 1704 erschienenen Optik ausmacht, und darum hier einer besondern Anführung bedarf, weil sie diejenigen Ideen über die Natur des Lichtes vorträgt, welche unter dem Namen des Emanationssystems bekannt, und in unserm Werke unter dem Art. Licht (Bd. 5) mitgetheilt sind. Indeß nahmen diese Plackereien einen beunruhigenden Charakter für ihn an, als Hooke die Stelle des Secretairs der Societät antrat; und er theilte mehre Jahre hindurch nichts mehr von seinen Arbeiten mit, bis ihn ein Bericht, den er 1679 über eine astronomische Arbeit abzustatten hatte, zu dem Vorschlage veranlaßte, die Bewegung der Erde durch directe Versuche über die Abweichung zu beweisen, welche frei fallende Körper von der Verticale erleiden (s. d. Art. Bewegung der Erde, Bd. 2). Damit war ihm die früher schon einmal, aber ohne vollständigen Erfolg, betretene Bahn der Gravitationstheorie wieder eröffnet; und da unterdeß Picard einen Grad des Meridians in Frankreich gemessen (s. d. Art. Gradmessungen Bd. 4) und daraus einen genauern Werth des Erdhalbmessers hergeleitet hatte: so fand Newton jetzt, bei Anwendung desselben, zu seiner unbeschreiblichen Freude, daß die Bewegung des Erdmondes in der That im richtigen Bezuge zu dem oben auf geführten Gravitationsgesetze stehen. Von nun an war sein Leben ausschließend der Verfolgung dieses großen Gesetzes der Welten gewidmet, und 1684 konnte er Hallen (s. d. Art. Bd. 4), der, Behufs einer Conferenz über diese Gegenstände, zu ihm nach Cambridge gekommen war, seinen Tractatus de motu vorlegen, der jetzt, mit geringen Veränderungen, das 1ste und 2te Buch der sogleich näher zu erwähnenden Principia ausmacht. Indeß machte ihm Hooke die Priorität seiner großen Entdeckung streitig; und er hatte sowol dagegen als gegen eine Menge andrer Einwendungen anzukämpfen, ohne sich dadurch von der Fortsetzung seiner sublimen Arbeit abbringen zu lassen, die endlich im Jahre 1687 unter dem Titel: Philosophiae naturalis principia mathematica, vollständig an's Licht trat. Die erste Ausgabe ist: Dabam Cantabrigiae, e Collegio S. Trinitatis, Maji 8. 1686; die zweite aber, auch noch von ihm selbst besorgte: Dabam Londini, Mar. 28. 1713, unterzeichnet, und das Ganze in drei Bücher (deren jedes wieder in eine Anzahl „Leges," „Propositiones" und „Theoremata" zerfällt) getheilt, deren erstes und zweites sich angeführtermaßen mit den Gesetzen der Bewegung (im Allgemeinen) beschäftigen, das dritte dagegen die planetarische Bewegung insbesondere zum Vorwurfe hat. Um aber von der ganzen Erhabenheit dieser außerordentlichen wissenschaftlichen Schöpfung einen richtigen Begriff zu bekommen, wird hinreichend sein, anzuführen, daß unter Newton's Zeitgenossen überhaupt höchstens drei oder vier es zu verstehen fähig waren. Unterdeß sollte das Leben unsers Philosophen aber auch politische Bedeutung erhalten. Der damalige

Digitized by Google

König von England, Jacob II., hatte nämlich von der Universität Cambridge den Gradum für einen Benediktinermönch, mit Erlassung des gewöhnlichen Eides gegen den Katholicismus gefordert; und die darüber besorgte Universität eine Deputation zu Protestationen ernannt, zu deren Mitglied auch unser Newton erwählt war und durch seine Festigkeit nicht wenig zur Zurücknahme des königlichen Plans beitrug. Gleichergestalt repräsentirte er die Universität in dem Parlamente, welches die Thronerledigung proclamirte, und erregte hier die Aufmerksamkeit des Grafen von Halifax in einem solchen Grade, daß ihn derselbe beim nachherigen Eintritt in's Finanzministerium zum Münzwardein ernannte (1696), um sich seiner Kenntnisse bei einer vorhabenden Münzreform zu bedienen. Er leistete hier sehr nützliche Dienste und ward dadurch auch auf chemische Untersuchungen geführt, hatte aber das Unglück, sein Laboratorium sammt den hierher gehörigen Manuscripten bei einer Feuersbrunst zu verlieren; dieser unglückliche Zufall soll, nach Huyghens (s. d. Art. Bd. 4) Erzählung, nicht nur seine Gesundheit, sondern auch seine Geisteskraft sehr geschwächt haben. Indeß erhielt er (1699) den Posten eines Münzdirectors und damit ein Einkommen, welches ihn vor häuslichen Sorgen schützte. Zugleich war auch sein Ruf bereits so hoch gestiegen, daß der Neid verstummte; von allen Seiten her war er mit Ehrenbezeigungen überhäuft: die pariser Akademie ernannte ihn noch in demselben Jahre zu ihrem auswärtigen Mitgliede; die Universität Cambridge wählte ihn (1701) ein zweites Mal zu ihrem Parlamentsdeputirten; 2 Jahre nachher wurde er Präsident der londoner Societät, und im Jahre 1705 endlich erhob ihn die Königin Anna zum Ritter. In dieser glücklichen und sorgenfreien Lage entschloß er sich denn, auch seine übrigen frühern Arbeiten, die „Principia" folgen und an's Licht treten zu lassen; und so erschien, noch im nämlichen Jahre, zuerst Optice, or a Treatise of the Reflexions, Inflexions and Colours of Light, welches Werk von Clarke gleich nachher unter Newton's Augen in's Lateinische übersetzt wurde, und welches sich, in Verfolgung des oben angedeuteten Gesichtspunktes, als ein Meisterstück der Kunst, mit Scharfsinn, treffend und genau zu experimentiren und aus den Experimenten alles zu ziehen, auszeichnet. Mit der 1. Ausgabe dieses Werks vereinigte Newton zwei analytische Dissertationen, deren erste: De quadratura curvarum, die Fluxionsmethode und namentlich deren Anwendung auf die Quadratur der Kurven enthält; die zweite aber: Enumeratio linearum tertii ordinis, ihren Gegenstand durch den Titel anzeigt (welche aber beide in den spätern Ausgaben fehlen). Dagegen ist die hiernächst (1707) erschienene Arithmetica universalis, welche den Text von Newton's, zu Cambridge gehaltenen analytischen Vorlesungen enthält, nicht von ihm selbst, sondern von Whiston, und, wie behauptet wird, sogar gegen seinen Willen herausgegeben; und auch die Ausgaben seiner im Jahre 1711 an's Licht getretnen beiden Abhandlungen: Methodus differentialis, und Analysis per aequationes numero terminorum infinitas, sind von fremder Hand, jedoch dies Mal mit seiner Zustimmung besorgt. Dies ist das Verzeichniß der größern öffentlichen Arbeiten, die Newton's Unsterblichkeit begründen; aber der unglückliche, vorläufig schon oben erwähnte und nur zu berühmt gewordene, wissenschaftliche Streit, in den er, um's Jahr 1712, mit Leibnitz über die Erfindung des Infinitesimalcalculus gerieth, hat noch manchen, in seiner Korrespondenz zerstreueten analytischen Schatz an's

Digitized by Google

Licht gezogen. Wir haben gesehen, auf welche Weise Newton durch Geometrie und allgemeine Bewegungslehre auf seine Fluxionenrechnung geführt worden ist; Leibnitz dagegen fand, wie der ihn betreffende Art. näher auseinandersetzt, seine Differentialrechnung durch Betrachtung der Unterschiede und Summen in den Reihen der Zahlgrößen; und es ist, um die Frage selbst gleich zur Entscheidung zu bringen, heut zu Tage gar kein Zweifel mehr übrig, daß beide große Männer, jeder für sich, auf ein, nur der Form nach verschiedenes Verfahren geleitet worden sind, dessen Bedürfniß bei allen tieferen analytischen Untersuchungen gefühlt wurde. Auch hatte früherhin zwischen beiden ein, durch Oldenburg's Vermittlung geführter, freundschaftlicher Briefwechsel über die analytischen Kunstgriffe Statt gefunden, und Newton erkennt in den Principiis selbst, Leibnitz'ns Ansprüche auf Entdeckung einer von der seinigen nur in Außendingen verschiednen Methode an. Als indeß späterhin diese leibnitz'sche Methode, und deren Umkehrung, welcher Joh. Bernouilli den in Ehren gebliebnen Namen der Integration beilegte, bekannt wurde und in Deutschland, ja selbst in England außerordentlichen Beifall fand, ermahnte Wallis Newton, seine oben erwähnte Correspondenz mit Leibnitz über diesen Gegenstand bekannt zu machen, weil seine Fluxionen-Methode unter Andrer Namen für das Eigenthum eines andern ausgegeben werde. Er (Wallis) ließ die gedachten Briefe von Newton an Leibnitz auch in dem 3. Bande seiner damals erscheinenden Werke mit abdrucken; und außer ihm versuchte ein, damals in England lebender, genfer Gelehrter, Duillier, zu insinuiren, daß Leibnitz als zweiter Erfinder wol manches von Newton erborgt haben möchte. Indeß würde durch diesen Angriff auf Leibnitzens Ehre das gute Vernehmen zwischen ihm und Newton wohl nicht gestört worden sein, wenn sich nicht, fast gleichzeitig, umgekehrt ein deutscher Recensent (vergl. unten) in den Actis Eruditorum sehr zweideutig über Newton's Erfindungsrecht an dem Infinitesimal-Calculus ausgedrückt, und dadurch N.'s Verehrer aufgereizt hätte. Namentlich ward jetzt Keill, Professor der Astronomie zu Oxford, bei Beantwortung letztrer Zweifel, in den Philos. Transact. über diesen Gegenstand so hart gegen L., daß sich dieser zu einer Beschwerde bei der londoner Societät veranlaßt fand. Diese ließ (1712) sofort alle auf die Streitfrage bezüglichen Piecen, insonderheit den betreffenden Briefwechsel sammeln, ernannte eine Commission und entschied dahin: „daß die Differential- und Fluxionen-Methode eine und die nämliche Sache seien, und Leibnitz einen Brief Newton's vom 10. Decbr. 1672 gesehen haben müsse, worin letztre auf eine für jeden Kundigen unverkennbare Weise beschrieben sei." Leider hatte der Streit aber damit kein Ende, sondern wurde nunmehr zwischen den beiden größten Männern ihres Jahrhunderts selbst, wenn auch von Newton's Seite nicht unmittelbar, und mit einer Erbitterung fortgeführt, die schmerzlich an das virgilische Tantaene caelestibus animis irae! erinnert; ja selbst Leibnitzens im Jahre 1716 erfolgter Tod konnte Newton nicht beruhigen, der, sobald er denselben erfahren hatte, vielmehr eine neue bittre Streitschrift gegen seinen verblichnen Rival drucken, und noch 6 Jahre nachher (1722) eine abermalige, in demselben Sinne erweiterte Ausgabe des Commercium epistolicum verbreiten ließ *). Jetzt

*) Die Akten dieses gelehrten Processes finden sich im Commercium epistolicum zusammen; im wissenschaftlichen Bezuge mag man Klü-

Digitized by Google

nun, nachdem die Stimmen der Leidenschaft verklungen sind, wie vorläufig schon oben bemerkt worden, ist gar kein Zweifel mehr darüber, daß beide Männer, unabhängig von einander, auf ihre Methoden gekommen sind. So urtheilen Montücla in der Histoire des mathématiques Bd. II, S. 363 sqq., d'Alembert in der Encyklopädie im betreffenden Artikel, namentlich aber la Croix in der Vorrede zu seinem Traité du calcul différential et du calcul intégral. Auch über chronologische Gegenstände hat Newton scharfsinnige Meditationen angestellt und ein eignes Werk darüber verfaßt, welches jedoch erst zwei Jahre nach seinem Tode an's Licht getreten ist. Dagegen hätte ein andres Produkt der spätern Jahre unsres Philosophen: Ad Danielis Prophetae vaticinia, nec non S. Johannis Apocalypsin observationes, welches auch erst nach seinem Tode (1736) erschienen ist, zur Ehre des großen Mannes billig ungedruckt bleiben sollen. Überhaupt waren religiöse Betrachtungen in diesen spätern Lebensjahren eine von Newton's Hauptbeschäftigungen geworden; sobald seine Amtsgeschäfte abgemacht waren, suchte er im Umgange mit der Religion und einigen erlesnen Freunden seine ganze Erholung. Seit dem oben angeführten unglücklichen Ereignisse des Verlustes seines Laboratoriums und eines Theiles seiner Manuskripte, scheint er den Wissenschaften abhold geworden zu sein, und es finden sich seitdem eigentlich nur drei neue Arbeiten, womit er sie bereichert hatte: eine Abhandlung über Temperatur in den Philosophical Transact. f. 1701; ein aus der nämlichen Zeit herrührender Aufsatz, Ideen entwickelnd, welche Halley nachher durch den Spiegelsextanten realisirt hat, und endlich eine Auflösung des von Johann Bernoulli vorgelegten Problems über die Brachystochrone oder Linie des kürzesten Falles, welche Auflösung in den Philosophical Transact. zwar anonym erschien, deren Verf. aber Bernoulli sogleich errieth: „tanquam," wie er sich ausdrückte, „ex ungue leonem." Eine andre schwere analytische Aufgabe, welche Leibnitz den englischen Geometern im Jahre 1716 vorlegte, „um ihnen an den Puls zu fühlen", und die Überlegenheit seiner Differential-Rechnung über die Methode der Fluxionen zu zeigen, soll Newton, Abends 4 Uhr, als er sehr ermüdet von der Münze nach Hause kam, erhalten und noch vor dem Schlafengehen aufgelöst haben. Dies war aber auch seine letzte mathematische Anstrengung, und in den, seinem Tode vorangegangnen 10 Lebensjahren scheint er sich gar nicht mehr mit dieser Wissenschaft beschäftigt zu haben. Diejenigen, die ihn um Belehrung baten, verwies er an einen andern Mathematiker; und wenn ihm die verdiente Bewundrung über seine Werke bezeigt wurde, so antwortete er: ich weiß nicht, was die Welt zu meinen Arbeiten sagen wird; mir selbst bin ich nur wie ein Kind vorgekommen, spielend am Ufer des Meers, bald ein buntes Steinchen, bald eine glänzende Muschelschale findend, indeß sich der Ozean der Wahrheit, unerforscht und unerforschlich, in unendlicher Weite vor meinen Augen

gel's mathem. Wörterb. Art. Differenzialrechnung vergleichen. Kästner (Analysis des Unendlichen, S. 44 d. Ausgabe von 1799) erzählt, daß der oben erwähnte deutsche Recensent Leibnitz selbst gewesen sei; in dem, der göttingischen Universitätsbibliothek gehörigen Exemplare der Acta Eruditorum, wo die Namen der Recensenten beigeschrieben sind, wurde er als solcher ausdrücklich genannt.

ausdehnte. Die geistigen Kräfte dieses Mannes, der weiter vorgedrungen war, als je ein andrer Sterblicher, schienen erschöpft, und er neigte das müde Haupt, um der Natur, mit der er um das Geheimste gerungen hatte, den Tribut der Unterwürfigkeit zu bezahlen. Indeß erhielt sich seine körperliche Gesundheit bis in's höchste Alter. Nach einer kurzen Krankheit starb er am 20. März 1727, 85 Jahre alt, höchst berühmt und von den Britten fast als ein überirdisches Wesen betrachtet. Als der Hof seinen Tod erfuhr, verordnete der König (Georg I.), daß der Leichnam auf einem Paradebette gleich Personen vom höchsten Range, ausgestellt und in der Westminster-Abtei beigesetzt werden solle, wo er, nahe beim Eingange des Chors ruht. Der Groß-Kanzler und drei Pärs von England trugen mit an seinem Sarge. Seine Familie, in dem Besitze einer Nachlassenschaft, welche, Landhaus und Zubehör ungerechnet, die für jene Zeit ungeheure Summe von 32,000 Pfund Sterling betrug, ließ ihm ein prächtiges Denkmal errichten, dessen ehrenvolle Inschrift mit den Worten:

Sibi gratulentur mortales
Tale tantumque exstitisse
Humani generis decus.

schließt. Eine andre, angeblich von Pope projectirte Grabschrift ist zu schön und zu berühmt, als daß wir sie hier übergehen dürften; sie lautet folgender Gestalt:

Isaacus Newton hic jacet
Quem immortalem coeli, natura,
Tempus ostendunt,
Mortalem hoc marmor fatetur.
Nature and all her Works lay hid in night,
God said: Let Newton be, and all was light.

Newton war von mittler Statur, sein Äußres angenehm, ohne daß man in ihm jedoch den Scharfsinn erkannt hat, den seine mathematischen Werke verrathen; sein Charakter war sanft und gleichförmig. Verheirathet war N. nie: die geistige sowol als die physische Liebe soll ihm stets fremd geblieben sein.

Noailles. Eines der ältesten und angesehensten adeligen Geschlechter in Frankreich, merkwürdig durch die fortwährende Gunst des Hofes, in welcher es sich so viele Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Als die ausgezeichnetsten Männer aus dieser Familie, deren Mitglieder stets die ersten Stellen im Königreiche bekleideten, nennt uns die Geschichte folgende: 1) Antoine de Noailles ein berühmter Gesandter unter Heinrich II. Der Abbé Vertot hat seine Negociationen herausgegeben. Auch sein Bruder, welcher Bischof zu Acqus war, und zu mehren wichtigen und schwierigen diplomatischen Sendungen nach England, Italien und selbst nach Konstantinopel verwendet wurde, wird von den Geschichtschreibern mit Auszeichnung genannt. 2) Anne Jules Duc de Noailles, geboren im J. 1650, erbte von seinem Vater die erste Compagnie der Garde-du-Corps und befehligte in dem Kriege von 1689—1697 ein Armeecorps in Katalonien, wo er im J. 1694 die Schlacht am Tar gegen die Spanier gewann, nachdem er ein Jahr vorher von Ludwig XIV. den Marschallsstab erhalten hatte. Er starb im J. 1708. 3) Louis Antoine de Noailles, Bruder des Vorhergehenden, Erzbischof von Paris und Kardinal. Wegen der Unterstützung, die er Quesnel angedeihen ließ, wurde er von den Jesuiten und vorzüglich von le Tellier, dem Beichtvater Lud

Digitized by Google

vigs XIV., verfolgt. Sie bewirkten gegen ihn die bekannte Bulle Unigenitus (s. d. Art. Bd. 10), deren Annahme sich Noailles als Erzbischof von Paris lange widersetzte, bis man ihn endlich in seinem 78. Jahre dazu vermochte. Er starb bald darauf (1729). 4) Adrien Maurice Duc de Noailles, Sohn des obengenannten Anne Jules, diente im spanischen Erbfolgekriege mit Auszeichnung in Spanien, wurde Grand von Spanien erster Klasse und vermählte sich im J. 1698 mit Françoise d'Aubigné, einer Nichte der Frau von Maintenon. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. war er Präsident des Finanzconseils und Mitglied des Regentschaftrathes, aus welchem er jedoch im J. 1721 austrat, um nicht dem Kardinal Dubois den Vorsitz einzuräumen. Durch den Einfluß dieses intriganten Priesters exilirt, wurde er erst nach dessen Tode (1723) zurückberufen und in seine vorigen Ämter eingesetzt. Im J. 1734 machte er unter Berwick den Feldzug am Rhein und die Belagerung von Philippsburg mit, und erhielt nach dessen Tode den Marschallsstab. Im folgenden Jahre befehligte er das französische Heer in Italien. Als nach dem Tode des Kaisers Carl VI. der österreichische Erbfolgekrieg ausbrach, erhielt Noailles ein Kommando am Rhein. Im J. 1743 verlor er durch die unzeitige Hitze seines Neffen, des Grafen von Grammont, die Schlacht von Dettingen und dadurch die Früchte seiner weisen Anordnungen, durch welche er das englische Heer dem Untergange nahe gebracht hatte. Nachdem ihm sein Alter nicht mehr erlaubte, an der Spitze der Armeen zu fechten, trat er in's Ministerium und diente dem Staate durch seinen Rath. Mit vielen glänzenden Vorzügen verband Noailles alle Fehler der Höflinge jener Zeit. Sehr interessant macht ihn seine Freundschaft für den Marschall von Sachsen, welche so weit ging, daß er, obgleich älterer Marschall, demselben in der Schlacht von Fontenoi als erster Adjutant diente. Seine beiden Söhne wurden im J. 1775 zu Marschällen von Frankreich ernannt. Der Abbé Millot hat nach seinem Tode seine Memoiren redigirt und unter dem Titel: Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV, composés sur les pièces originales recueillies par Adrien Maurice Duc de Noailles etc. herausgegeben. Diese Denkwürdigkeiten enthalten nicht nur für die Geschichte der Kriege Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., sondern auch für die Geschichte Spaniens unter Carl II. und Philipp V. sehr interessante Nachrichten.

O.

Oase, heißt schon bei den Alten überhaupt ein fruchtbarer Strich Landes mitten in einer Wüste. Solcher Inseln in den Sandmeeren, die dem Wanderer durch ihre Quellen und Brunnen Labung darbieten, gibt es in Nord-Afrika mehre, und sie bezeichneten schon im Alterthume den Weg, welchen die Natur dem Verkehr der Völker angewiesen hatte, wie denn auch noch jetzt die Carawanen (s. d. Art. Bd. 2) der Richtung solcher Straßen folgen. In der Wüste Sahara gibt es 32 quellenreiche, mit Datteln und Fächerpalmen beschattete Striche, wovon aber nur 20 bewohnt sind. Am berühmtesten sind die ägyptischen Oasen, von welchen aber nur die größere, El Wah, im Westen von Ober-Ägypten, die eigentlich aus drei, durch wüste Zwischenräume, getrennten Inseln besteht, von neuern Reisenden be-

sucht worden ist. Sie liegt auf dem Wege der Karawane von Darfur. Die kleinere, El Gherbi genannt, soll der Sammelplatz der in den umliegenden Wüsten schwärmenden Araber sein. Auch die Oase Schiwah, oder des Jupiter Ammon, war den Alten bekannt. Sie liegt mit einigen andern an der afrikanischen Küste Barca.

Obedienz, heißen in den katholischen Klöstern alle vom Vorgesetzten an die Untergebenen ertheilten Ämter. Man nennt diejenigen, welche solche verwalten, Obedientiarii, und solche Pfarren, Obedienzpfarren.

Obley oder Oveleye, eine Gabe der katholischen Laven an Brot, Wein und Feldfrüchten an die Kirche bei Gelegenheit des Abendmahls. Nachdem die Kirche sich bereichert hatte, begehrten die Vögte und andre Kirchenministerialen davon einen Theil, wo nicht das Ganze. Die Geistlichen ließen sich auch, als die Münzen allgemeiner wurden, Geld statt der freiwilligen Naturalopfer geben, oder zugleich mit solchen. Der Einnehmer und Berechner hieß Obellarius. Zuletzt erhielten die Geistlichen solche Obley nicht während, sondern vor der Messe, und nahmen solche nicht blos für die Communion, sondern auch für Gebete, zum Vortheil abgeschiedner Seelen, woraus am Ende das Meßopfer entstand.

*Odessa, ein blühender Seehafen und der Mittelpunkt einer neuen lebendigen Handelswelt im südlichen europäischen Rußland, im Gouvernement Cherson, zwischen den Mündungen des Dniesters und des Dneprs, am nordwestlichen Ende der kleinen Bai Adschai, unter 46° 29′ 30″ N. B. und 48° 17′ 35″ W. L. Rußland hatte seit Peters I. Regierung und zumal seit der Erwerbung des südöstlichen Polens, nach einer Niederlassung am schwarzen Meere getrachtet. Als Catharina im Frieden von 1791 Oczakow und den ganzen Landstrich bis an den Dniester erhalten hatte, wählte sie diesen Platz, Namens Kodschabey, wo blos einige Nomadenhütten standen, zu einer neuen Handelsstadt, da die Lage an einer Bai, die selbst für die größten Kriegsschiffe Ankergrund hat und kaum zufriert, große Vortheile darbot. Es wurden mehre Regimenter zur ersten Anlage gebraucht, womit man 1794 den Anfang machte, und in zwei Jahren war man schon weit damit gekommen. Alexander vollendete, was Catharina begonnen hatte, und machte den Herzog von Richelieu, der nach seiner Auswanderung aus Frankreich in russische Kriegsdienste getreten war, zum Gouverneur der neuen Stadt, die unter seiner Aufsicht bald gedieh. Die ersten Bewohner der Ansiedlung waren einige griechische Familien, aber schon 1804 zählte man eine Volksmenge von 15,000 Seelen. Die Stadt ist in einem länglichen Viereck regelmäßig auf einem, nach dem Hafen sich neigenden, Abhange erbaut. Die Umgegend ist eine weitgedehnte Ebene, deren fruchtbarer Boden einst den fleißigen Anbau reichlich belohnen wird, doch ist in gewissen Jahreszeiten die Luft ungesund. Die Stadt hat Festungswerke, die den Hafen beschützen. Dieser hat für ungefähr 300 Schiffe Raum, und wird durch zwei große Dämme gebildet. An einem Ende des Hafens, der Feste gegenüber, liegt das Lazareth, und auf einer vorspringenden Spitze an der Südseite der Bai erhebt sich ein Leuchtthurm. Die Rhede ist sehr geräumig und der Ankergrund im Sommer sicher, da sie gegen Wind, den Süd-Ost ausgenommen, beschützt ist. Die Stadt ist schön gebaut, und die geraden und breiten Straßen schneiden sich alle in rechten Winkeln. Die Häuser sind hübsch und fast alle zwei Stockwerke hoch. Unter den 7 Kirchen ist die russische Kathedrale

Digitized by Google

e vorzüglichste. Die Admiralität, das Zollhaus, das Spital — sämmtlich in der Nähe des Hafens — die Börse und das ansehnliche Theater, wo abwechselnd russische Stücke und kleine italienische Opern aufgeführt werden, sind die vorzüglichsten Gebäude. In der Mitte der Stadt liegt ein schöner öffentlicher Garten. Nördlich von der Stadt sind mehre Niederlagen für Salz und gesalzenes Fleisch und westlich liegen Wasserbehälter. Bei der Entfernung der Flüsse, die sich auf beiden Seiten der umliegenden Gegend in's Meer ergießen, war das Wasser bisher selten; doch wird diesem Mangel abgeholfen werden, da der Kaiser bei seiner Anwesenheit 1818 gegen 1 Million Rubel zu einer Wasserleitung anwies. Unter den Bildungsanstalten steht oben an das große, nach dem Muster der französischen Lyceen eingerichtete Gymnasium, das eine bedeutende Anzahl von Zöglingen hat, die Unteroffizierrang haben, wie Soldaten gekleidet sind, und jährlich 750 Rubel jeder für den Unterricht zahlen. Eine wohl eingerichtete Töchterschule, die besonders auch auf häusliche Bildung Rücksicht nimmt, steht unter Aufsicht der Gemahlin des Generalgouverneurs. Auch gibt es Schulen für Handel und Schifffahrt. Seit einigen Jahren besteht ein ansehnlicher botanischer Garten, wo der Hofrath Descemette besonders auch den systematischen Anbau der Holzarten betreibt, und junge Leute Anleitung zur Gärtnerei erhalten. Die neu angelegten Seebäder werden besonders von Polen besucht. Die Zahl der Einwohner war 1822 gegen 40,000. Die Mehrzahl derselben besteht aus Russen, Griechen und Juden, aber es gibt auch viele Ausländer und besonders viele deutsche Handwerker in der Stadt. Im geselligen Leben herrscht viel Freiheit, und der Unterschied der Stände legt auch hier, wie überhaupt in ganz Rußland, keinen Zwang auf. Die arbeitende, nicht ansäßige Volksclasse besteht aus Kleinrussen, die eine russische Mundart sprechen und meist entflohene Leibeigene aus nahen und fernen Örtern sind. Das Leben in Odessa ist wohlfeil. Die ersten Bedürfnisse können in einem Lande nicht theuer sein, wo es wenig Städte gibt und wo man den Gewinn des vierzehnten Korns nur eine mittelmäßige Ernte nennt. Die Umgegend wird von Ansiedlern aus verschiednen Gegenden Deutschlands, von Bulgaren, Zigeunern, polnischen und russischen Bauern bewohnt. Die Lage der deutschen Ansiedler, und zumal der Schwaben, welche die Mehrzahl ausmachen, ist so nachtheilig, daß Viele ihr Eigenthum verlassen, um in der Stadt für Tagelohn zu arbeiten; denn obgleich die Regierung ihren Zweck, die unermeßlichen Steppen zu bevölkern, eifrig verfolgt, und bei der Unterstützung der Ansideler, welchen sie außer Vorschüssen und einem Strich Landes, Abgabenfreiheit auf 25 Jahre bewilligt, keinen Aufwand scheut: so kommen doch die schwäbischen Einwandrer, die durch ihre frühern Verhältnisse auf eine niedre Bildungsstufe herab gebracht waren, jenen wohlwollenden Absichten nicht entgegen, und bei dem Mangel an verständiger Betriebsamkeit und Wirthschaftlichkeit, fangen sie unter Bedrängniß und häuslicher Zerrüttung an, sich anzusiedeln, um sich fast nie aus dem Elende zu erheben. Überhaupt wird der Ackerbau in Neu-Rußland noch auf die roheste Weise betrieben. Unter den russischen Bewohnern der Stadt und Umgegegend sind die Männer ein kräftiger wohlgebildeter Menschenschlag, und ihr Benehmen ist frei und heiter. Das weibliche Geschlecht ist dagegen im Durchschnitt sehr häßlich, schmutzig und faul, und auffallend ist das frühzeitige Abwelken der Weiber, das zum Theil von dem Aufenthalte in einer tiefen Erdwohnung (Seml-

janka) und von dem Genusse grober Nahrung und häufigen Branntweins herrühren mag. Die Juden sieht man in ihrer schmutzigen polnischen Tracht; geschmückter und zum Theil reich ist, bei einem übrigens schmutzigen und nachlässigen Äußern, die Tracht der Jüdinnen, unter welchen man viele schöne und üppige Gestalten findet. Die Griechen zeigen sich im buntesten Gemisch bald in türkischer, bald in slavonischer Tracht. Die griechischen Frauen haben den Vorzug einer regelmäßigen und edeln Schönheit, und zeichnen sich in ihrer Tracht durch einen leichten und schmalen Shawl aus, welchen sie in ihre schwarzen Haarflechten schlingen und auf beiden Seiten in eine Schleife binden. Der Hauptverkehr von Odessa ist der Handel, zu dessen Emporbringung der Hafen 1817 auf 30 Jahre zu einem Freihafen erklärt wurde, nachdem man Vorsichtsmaßregeln gegen den Schleichhandel in's Innere getroffen hatte. Der wichtigste Ausfuhrartikel ist Korn, das aus der Ukraine kommt. Die Handelshäuser machen ihre Unternehmungen entweder auf eigne Rechnung, oder in Commission. Im ersten Fall machen sie mit dem Gutsbesitzer den Contract, seinen Weizen ihnen gegen einen bestimmten, zu gewissen Fristen zahlbaren, Preis zu liefern; oder der Gutsbesitzer gibt dem Handelshause den Auftrag, seinen Weizen gegen bestimmte (1 bis 2) Procente Commissionsgebühren zu verkaufen. Diese Contracte werden zum Theil in Kiew während der Contractzeit, wo alles dahin strömt, d. i. zwischen dem 15. und 25. Jan. a. St. auf die vorige oder künftige Ernte abgeschlossen, und die Gutsbesitzer schließen Contracte über 5 bis 20,000 Tschetwert (1 Tschetwert beinahe 2 dresdner Scheffel). Das Getreide kommt nach Odessa meist auf Karren oder Wagen mit Ochsen, die in Zügen reisen, und von Zeit zu Zeit Halt machen, um die Ochsen auf den Steppen am Wege weiden zu lassen, weshalb die Fracht sehr wohlfeil ist. Im Sommer, wo diese Zufuhr gewöhnlich Statt findet, sieht man oft einige hundert Wagen an einem Tage in Odessa ankommen. Vom Auslande wurden früher Aufträge zum Getreideeinkauf mit drei vom Hundert gegeben, was aber jetzt seltner geschieht, da mehre auswärtige Häuser ihre Einkäufe durch eigne Commanditen besorgen, und die immer zunehmende Mitbewerbung die Commissionen herabgesetzt hat. Der Weizen wird nach der Türkei, Italien, Frankreich, Spanien und England ausgeführt. Triest, Livorno, Marseille, Barcelona und London sind die vornehmsten Plätze, mit welchen Odessa in unmittelbarer Verbindung steht. Die übrigen, aus der Ukraine gezognen Gegenstände der Ausfuhr sind Flachs, etwas Bauholz und seit einiger Zeit Talg und Rindshäute, die nach England versandt werden, indem man die Häute zusammenheftet und mit Talg ausgießt. Die bedeutendsten Einfuhrgegenstände sind Kolonialwaaren und Fabrikate aller Art, und man findet englische und französische Luxuswaaren, besonders in den glänzenden Läden der schönen Straße Richelieu, in großem Überflusse. Von deutschen Handelsplätzen ist Wien der einzige, mit welchem Odessa unmittelbar Wechselgeschäfte macht, und der Speditionsplatz zwischen Deutschland und Odessa ist Brody, wohin alle Briefe zur weitern Beförderung gehen. Der Handel beschäftigt theils Ausländer, besonders Engländer, Franzosen und Italiener, welche die reichere Klasse des Handelstandes bilden, aber meist mit auswärtigen Häusern in gesellschaftlicher Verbindung stehen, theils Juden und Armenier. Die breiten Straßen zeigen das geschäftige Gewühl einer Handelsstadt in den mannichfaltigsten buntesten Gruppen. Die Zahl

Digitized by Google

der jährlich ankommenden Schiffe beträgt gegen 800, wovon die Hälfte aus russischen und beinahe ein Drittheil aus brittischen besteht. Der einheimische Gewerbfleiß ist erst im Werden; doch gibt es schon bedeutende Brauereien und Branntweinbrennereien, einige Wollen-, Seiden-, Tabaks- und Lichtfabriken; wahrscheinlich wird der durch Mitbewerbung erschwerte Gewinn im Handel mehr Anregung zum Kunstfleiße geben, da auch die Regierung dieses Streben begünstigt, und kein lästiger Zunftzwang Hemmungen bringt. Es fehlt jedoch noch an Handwerkern, und überhaupt ist der technische Kunstfleiß noch weit zurück, und kann auch wenig auf Antheil und Unterstützung rechnen, da der rohe, nur auf den leichtesten Geldgewinn gegründete Kaufmannsgeist selbst die Ausländer in solcher Befangenheit hält, daß für Verbesserungen im Gewerbbetrieb wenig Empfänglichkeit herrscht. Der literarische Verkehr wird theils durch die, in ganz Rußland hinsichtlich ausländischer Geisteserzeugnisse geltenden Beschränkungen erschwert, theils auch durch die auf einem Handelsplatze gewöhnlichen Verhältnisse wenig ermuntert, doch findet man nicht nur russische Bücher bei mehrern Kaufleuten, sondern auch in der von einem Franzosen (Collin) gegründeten Buchhandlung, neue französische, italienische und selbst deutsche Bücher. Das Tageblatt: Le messager de la Russie méridionale, bezieht sich zwar zunächst auf örtliche Handelsangelegenheiten, nimt aber auch Aufsätze über Landbau, Gewerbsamkeit und Künste auf.

Og, König zu Basan, dessen auch die Bibel erwähnt, war, den rabbinischen Sagen zufolge einer jener Riesen, die vor der Sündfluth lebten, und der bei der allgemeinen Überschwemmung dadurch dem Tode entging, daß er sich auf das Dach von Noa's Arche flüchtete. Noa versorgte ihn daselbst mit Lebensmitteln, weniger aus Mitleid, als daß er den Menschen, die nach der Sündfluth kommen würden, zum lebenden Beweise der Allmacht Gottes diene, der solche Ungeheuer geschaffen, und wieder von der Erde vertilgt hatte. In dem Kriege Og's gegen die Israeliten, hatte er einen Berg von sechstausend Schritten im Umfange aufgehoben, und war im Begriff, ihn auf das Feldlager Israels herabzustürzen, als derselbe, der auf Gottes Schickung von Ameisen ausgehöhlt war, über ihn zusammenstürzte. Zugleich wuchsen seine Zähne so schnell, daß sie in den Berg eindrangen, und ihn verhinderten sich zu befreien, so daß Moses ihn mit leichter Mühe tödten konnte. Um einen Begriff von seiner Riesenhaftigkeit zu geben, erzählen die Rabbinen, daß Moses, der, nach ihrer Angabe, sechs Ellen groß war, und eine Streitaxt von gleicher Größe hatte, dennoch sechs Ellen hoch springen mußte, um ihn am Knöchel des Fußes zu verwunden, woran er sich verblutete.

Olivier (Guillaume Antoine) als Entomolog und Reisender bekannt, geb. zu Arcs bei Frejus 1766. Nach früher Entwicklung seiner Geistesfähigkeiten, erhielt er im 17. Jahre die Doctorwürde von der medicinischen Facultät zu Montpellier. Seine Neigung wandte sich früh zur Naturgeschichte und wurde bald unter Gouan's Leitung und durch seines Freundes Broussonet Aufmunterung, eine lebhafte Leidenschaft. Durch Broussonet ward er dem damaligen Intendanten von Paris, Berthier de Sauvigny, empfohlen, der einen Gelehrten zur Beschreibung der in der Umgegend von Paris vorkommenden Naturerzeugnisse für eine statistische Übersicht des ihm untergebnen Amtsbezirkes suchte. Olivier fing nun an, die Umgegend der Hauptstadt als Naturforscher zu untersuchen, und lieferte dem Intendanten nach

und nach mehrere Abhandlungen über die geognostische Beschaffenheit des Bezirkes, über die daselbst wild wachsenden und angebauten Pflanzen, über die vorkommenden Thiere, über den Lauf der Gewässer, über die Witterungsbeschaffenheit und die Erzeugnisse der Landwirthschaft. Andre Aufsätze, die er um dieselbe Zeit bekannt machte, verkündigten indessen einen Mann, der mehr leisten konnte, als das Geschäft, dem er sich gewidmet hatte, und besonders machte eine Abhandlung über den Anbau des Ölbaums Aufsehn. Seine Neigung zur Insectenkunde begünstigte ein reicher Freund der Naturgeschichte, Sigot d'Orcy, der eine vortreffliche Insectensammlung besaß, und wie er bereits durch Engramelle die europäischen Schmetterlinge hatte beschreiben lassen, so gewann er Olivier zu einer Beschreibung der Insecten. Er übergab dem Naturforscher seine Sammlung und seine Bücher, und ließ ihn nach England und Holland reisen, um von den in Paris nicht befindlichen Insecten Zeichnungen und Beschreibungen zu erhalten. Zu gleicher Zeit übernahm Olivier die bereits von Mauduyt begonnene Naturgeschichte der Insecten für die methodische Encyclopädie. Die Revolution brachte ihn um seine Stelle unter dem Intendanten von Paris. Der Minister Roland (s. d. Art.) faßte den Gedanken, eine Gesandtschaft nach Persien zu schicken, und wählte Olivier und Bruguieres, aber der Minister fiel als Opfer der Gesetzlosigkeit, ehe der, für die bewegte Zeit nicht passende Entwurf ausgeführt werden konnte, und die beiden Naturforscher sahen sich plötzlich ohne die ihnen versprochnen Hülfsmittel. Von Konstantinopel, wohin sie sich begeben hatten, durchreisten sie einige Inseln des Archipelagus und nach dem Besuche der Gegend von Troja, nahmen sie ihren Weg nach Ägypten. Von hier setzten sie nach Syrien über, und reisten durch Arabien nach Bagdad und Teheran, und als sie von dem persischen Hofe günstige Erklärungen über alle Gegenstände ihrer Sendung erhalten hatten, zogen sie von Ispahan mit einer Karawane über Bagdad nach Aleppo. Auf dem Rückwege nach Frankreich unterlag Bruguieres in Ancona 1798 den Beschwerden der Reise. Olivier kam bald nachher mit reichen naturgeschichtlichen Sammlungen nach Paris zurück, und beschäftigte sich mit der Herausgabe seiner Reise, die 1802 erschien, und auch in's Deutsche übersetzt ward. Sie liefert wenig neuen Ertrag für die Geographie, gar keine Ausbeute für Alterthumskunde und Kunst, und was über Verfassung, Handel und Sitten der Völker, selbst über naturgeschichtliche Gegenstände mitgetheilt wird, ist oft oberflächlich; aber Klarheit der Darstellung, Wahrhaftigkeit und genaue Angaben, besonders über Persien, sind ihre Vorzüge. Nicht lange nach seiner Rückkehr, ward er zum Lehrer der Zoologie an der Thierarzneischule zu Alfort ernannt. Er starb 1814 zu Lyon auf der Rückreise aus seiner Heimath, die er besucht hatte, um in der vaterländischen Luft seine Gesundheit zu stärken.

*Orcadische Inseln (Orkneys) sind der südliche Theil der verbundnen Shetland-orkneyschen Herrschaft, die jetzt die schottische Familie Dundas mit der Erbrichterwürde besitzt. Dieser Orkney-Inseln sind gegen 30, aber viele derselben ganz unbewohnt und unbewohnbar. Eine Meeresströmung, 5 Meilen breit, trennt diese Inseln von der Nordspitze Schottlands. Die unbewohnten, niedrigen Inseln heißen Holme, diejenigen Felsklippen, welche von der Flut fast ganz überschwemmt werden, Skerries, die östliche und nördliche Seite ist allgemein auf den Orkneys niedriger, höher dagegen die westliche und südliche. Die Inseln haben viel Regen, den der We-

Digitized by Google

nzug aus Südwesten ihnen zu bringen pflegt. Im Winter haben ie Orkneys starken Nordschein und häufig sehr starke Gewitter, auch ann viel Stürme und stets Nebel; dagegen hält sich hier Frost und Schnee nie lange. Auf der Höhe pflegt der Boden morastig und im Thale Torfmoor zu sein, dabei gemeiniglich lehmicht. Die Wohlhabenrn leben auf ihrer Insel eben so gesellig unter sich, als im Sommer insam, außer im Verkehr mit fremden Schiffern. Die Armen fischen elbst im Winter und brennen Kelp im Sommer, oder stechen Torf. Wenn man hier gleich Eichstämme aus dem Moor gräbt, so haben die Orkneys jetzt doch nur in geschützten Gärten Bäume und sonst nur Weiden, Wacholder, Birken, Hasel und allerhand Gebüsch, das Beeren trägt und hier häufig wächst. Die Inseln ohne Winterwohnungen dienen Sommers zur Weide, zum Vogelfang, zur Jagd, Fischerei und zum Kelpbrennen. Der Strand liefert Bernstein bei gewissen Winden, angeschwemmtes Holz und bei andern Moluckabohnen, die aus Westindien besonders von der Mimosa scandens hieher geschwemmt werden. Man nutzt die großen zu kleiner Drechslerarbeit und im übrigen nicht einmal zur Düngung. Im Juni und Juli wird es nie dunkel um Mitternacht und sonst genießt man das Tageslicht nur 4 Stunden. Auch strandet hier zuweilen ein schmales, finnmarkisches oder lappländisches Fischerboot. Reich sind diese Inseln an See- und Landvögeln, deren Eier, Dunen und Schreibfedern stark ausgeführt werden, aber bei aller Verfolgung der Jäger nisten hier in den Felsen viele Raubvögel und besonders starke Adler, die selbst Lämmer wegführen. Der Zufall hat jetzt den Zug der Heeringe durch dieses Inselmeer, der vormals stark war, anders geleitet. Die Vogeljagd liefert zur Ausfuhr Schnepfen, Rebhühner und Kibitze; die andre Ausfuhr sind Wolle von 60,000 zum Theil edeln Schaafen, 6 bis 7000 Tonnen Kelp, lebendiges Vieh, Butter, Talg, Häute, Federn, Dunen, Thran und Hummern, die nach London gehen, endlich viele gedörrte oder gesalzene Fische. Wenn es gleich Eisen, Silber, Zinn und Bleistufen hier gibt, so hat die Herrschaft doch noch kein Bergwerk angelegt. An Getreide wächst hier Roggen, Wintergerste und Schwarzhafer, aber bei der schlechten Pflugart sind die Ernten nicht reichlich. Die Nachtfröste im Juni, und die oft späten Ernten nach Michaelis, machen den Ackerbau im Ertrage ungewiß. Man pflügt flach und düngt sehr stark, besonders mit Seetang. Brache kennt man nicht. Das Vieh weidet frei. Der Eigenthümer zeichnet solches, aber er läßt es nicht hüten. Wer vor Viehschaden sicher sein will, muß Gärten, Wiesen und Ackerfelder mit Erdwällen oder Steinwällen einfriedigen. Von den Perioden des Faustrechts her stammen noch die vielen Wartthürme auf den Felsen an der Küste, und aus ältrer Zeit die Denkmäler des Heidenthums von rohen Steinen, von verfallnen alten Steingemäuer und von Grabmälern, ja von langen Steinstraßen, die durch See und Moräste laufen. Norweger und Picten haben gemeinschaftlich diese Inseln bevölkert. Die erstern brachten auch den Orkneys, durch ihren Prinzen Olaus, den Christenglauben. Im 12ten Jahrh. war hier die Bevölkerung weit stärker. Sie konnten 7000 Streiter nach fremden Küsten schicken und zählen jetzt überhaupt nur 25,000 Einw., deren Armuth mit Frühjahrsfieber, Krätze und Schwindsucht kämpft, fast nur Salzfische genießt und ihre Füße mit Seehundsfellen bekleidet. Nirgends ist der heidnische Hexen- und Zaubereiglaube noch stärker. Der Hauptflecken Kirkwall auf Pomona oder Mainland hat zwar einen Bischof, aber arme Schulen, für

die der reiche Grundherr nichts thut, als daß er die Linnenmanufaktur befördert. Von den Einwohnern sind $\frac{4}{7}$ Seeleute, Vogeljäger, Dienstbothen, Tagelöhner, Handwerker und kleine Landpächter, die übrigen Kaufleute und Krämer, welche zugleich etwas Landbau treiben. Schwer drückt selbst die hiesigen Meistbeerbten, welche die vornehmste Classe ausmachen, das schwere Benutzungssystem der Familie Dundas. Viel Landeigenthum gibt $\frac{1}{7}$ des Ertrags als ewigen Erbpacht, nach dem alten norwegischen Adelsrecht, dessen Güter unzertheilbar sind und daher schlechten Ertrag geben. Die Einkünfte der Herrschaft sind 8000 Pf. Sterling außer den schweren Abgaben vom Kelpbrennen, die ihre Verwalter nach Willkür bestimmen. Indeß leben jene Meistbeerbten nicht schlecht, wol aber die Mehrheit. Durch die Heirath Jacobs VI. von Schottland mit der dänischen Prinzessin trat Norwegen seine letzten Ansprüche auf die Orkneys an Schottland ab. An Rechtseigenthümlichkeiten fehlt es diesen Insulanern nicht, die gemeinschaftlich mit den Shetland-Inseln (s. d. Art. Bd. 9.) eine Deputation in's brittische Parlament schicken. Der Lord wählt für jedes Kirchspiel einen Richter, dem die Gemeinde 6 bis 7 Beisitzer gibt, und von dem Spruch dieses Gerichts geht die Appellation an den Erbrichter selbst, oder seinen Delegirten in Kirkwall auf der Hauptinsel Mainland. Jeder Heerd gibt dem Jäger, der die Adler und Habichte wegschießt, eine Henne oder einen Hund. Nur einmal zählt man jährlich die Heerde bei der Wollschur im Mai und läßt sie übrigens wild laufen. Die Gemeinde versorgt die Waisen armer Seeleute.

Organische Überreste. Die Geschichte der mehr oder minder unversehrten Überreste von vegetabilischen und thierischen Gebilden, die man, wie bereits im Art. Geologie angedeutet ward, in den Gebirgen findet, bildet einen Zweig der Naturkunde, welcher gewissermaßen den Grund zur Geologie gelegt hat, da die Beobachtung des Vorkommens dieser Überreste zu vielen Aufschlüssen über die verschiednen, mehr oder wenigen allgemeinen Veränderungen, die mit der Erde vorgegangen sind, über das Alter der Gebirgsarten überhaupt und besonders über die Entstehung mancher Arten von Flötzgebirgen führen konnte. Es mußte früh Erstaunen erregen, zahllose organische Gebilde (z. B. Ammoniten und Ostraciten auf den savoyischen Alpen und Pyrenäen) zu finden, welche einst den jetzt bis zu mehr als 12000 Fuß über der See erhabnen Meeresboden bewohnt haben mußten. In den frühern Zeiten der rohern Naturkunde oder herrschten die seltsamsten Meinungen über diese Erscheinungen. Man hielt die Knochen von Elephanten und andern großen Landthieren, die man schon im aufgeschwemmten Lande (s. Geologie) oft in geringer Tiefe fand, für die Überreste eines Riesenstammes der Vorwelt, während man bei der Dichtkunst, Philosophie und Geschichte Hülfe suchte, um aufzuklären, was bei dem damaligen Zustande der Wissenschaften unerklärlich war. Zu solchen Irrthümern verleiteten besonders die langen Knochen der Arme und Beine, da um jene Zeit das Studium der vergleichenden Anatomie noch nicht verbreitet war. So berechnete ein Franziskanermönch nach einem, in Mexiko gefundnen Schenkelknochen, daß der Mensch, wovon derselbe ein Überrest sein sollte, 17 bis 18 Fuß hoch gewesen sein und einen Kopf von der Größe eines castilischen Weinfasses gehabt haben müsse, und der Spanier Hernandez beschreibt in seiner Gigantenlehre ungeheure Knochen samt 10 Zoll langen und 5 Zoll breiten Backenzähnen, woraus

Digitized by Google

er den Schluß zieht, daß die Köpfe dieser Menschen von zwei Männern nicht hätten umspannt werden können. Es bedarf nicht der Erwähnung, daß in diesen, wie in unzähligen andern Beispielen, die entdeckten Knochen und Zähne Vierfüßlern gehörten, deren Überreste man, wie jetzt bekannt ist, in jenen Erdlagern findet, doch verrathen allerdings auch viele ältere Berichte offenbar Betrug oder Irrthum. Obgleich aber die Kenntniß der organischen Überreste für die geologische Geschichte der Erde in den oben angedeuteten Beziehungen von großer Wichtigkeit ist, und z. B. aus dem Dasein von Seemuscheln in gewissen Gebirgen auf die Bildung derselben unter der Oberfläche des Meeres durch Niederschlag aus dem Wasser geschlossen werden muß, oder aus der Lage verschiedner Muscheln gegen die Ebene der Schichtung, oder aus den regelmäßig abwechselnden Lagern der organischen Überreste auf das Entstehen der Schichtungen zu schließen ist: so kann man doch nur zu irrigen Ansichten gelangen, wenn man mit einigen sonst sehr verdienstvollen Schriftstellern glauben wollte, daß sich die Lehre von der Erdbildung lediglich auf einer Grundlage errichten lasse, die nur einen so kleinen Theil des ganzen Baues begreift, und nur sehr beschränkte Zeugnisse hinsichtlich vieler wichtigen Puncte in der Geschichte der Umwandlungen der Erde und der Veränderungen ihrer Bestandtheile darbietet. Sind doch selbst einige wichtige Fragen, worauf es bei der Geschichte der Erdbildung ankommt, wie z. B. die Frage, ob das Fluidum, das bei den verschiednen Lagerungen wirkte, nur allein das allgemeine Meer gewesen sei, oder ob nicht auch von diesem getrennte, in ihren Bestandtheilen chemisch verschiedne Binnenmeere Antheil daran gehabt haben, noch lange nicht zur Entscheidung reif; ist es selbst noch wenigstens zweifelhaft, ob die Beobachtung, worauf man die Bestimmung des Verhältnisses der organischen Überreste zu den Lagerstätten gründet, allgemein gültig sei, da die neuerlich aufgestellte Behauptung, daß man in Amerika in altem, rothem, auf Urgestein liegendem Sandstein Säugthierknochen gefunden habe, schon jetzt zu Zweifeln berechtigen dürfte. Die fossilen organischen Überreste, die man in den verschiednen Gebirgslagern findet, und früher gewöhnlich unter dem zu engen Begriff der Versteinerungen oder Petrefakten zusammen faßte, sind von vierfach verschiedner Art, nämlich entweder blos verkalkt, wenn Knochen, Konchylien und andre Thiergebilde, wie man sie meist im aufgeschwemmten Lande findet, ihren thierischen Leim und damit größtentheils ihre frühere Festigkeit verloren haben, und statt dessen blos mit Kalksinter oder Mergeltuff durchzogen worden sind, oder im eigentlichen Sinne versteinert, petrificirt, in den festen Schichten der Flötzgebirge eingeschlossen, und größtentheils selbst steinhart, wohin die unbekannten vorweltlichen Seegeschöpfe gehören, oder metallisirt, wenn die organischen Reste mit metallischen Stoffen, besonders mit Schwefel- und Kupferkies, oder mit Fahlerz, Thoneisenstein u. dergl. durchzogen sind, oder endlich verharzt, mit Erdharzen durchzogen, wie das bituminöse Holz. Ein wichtiger Gesichtspunct, der hier beachtet werden muß, ist das Verhältniß der fossilen Überreste von Pflanzen und Thieren, besonders der Knochen von Vierfüßlern, zu den Gebirgslagern. So weit wenigstens bis jetzt die erwiesene Beobachtung reicht, hat man im sogenannten Urgebirge (s. Geologie) keine organischen Überreste bemerkt, desto mehr aber im jüngern Gebirge, und zwar im Flötzgebirge, in Kalkstein, Stinkschiefer, bituminösen Mergelschiefer, Gips, Schieferthon, Kohlensandstein u. s. w. in so erstaunlicher Menge, daß

ganze Kalkgebirge oft von 10 und mehrern Quadratmeilen in der Fläche blos aus versteinerten, theils bekannten Muscheln, Schnecken und andern sehr oft unvermischt mit andern Gattungen, in ganzen Bänken über einander gelagerten Seegeschöpfen bestehen, aus deren Betrachtung sich ergibt, daß diese Erdstriche ehemals Meeresboden gewesen sind, und jene Bänke von Konchylien nicht blos durch eine Fluth herangeschwemmt sein konnten. Die ältesten Überreste organischer Gebilde, die wir in den Flötzgebirgen finden, sind Seeerzeugnisse, welche größtentheils in die Classe der zwischen der Thierwelt und dem Pflanzenreich stehenden Zoophyten gehören. In andern Flötzgebirgsarten, besonders in Gips- und Thonlagern, findet man häufig Abdrücke von Seefischen und allerlei Pflanzen, die jetzt nur in heißen Erdstrichen und in den dortigen Meeren wohnen. Es gibt wieder andre Gebirge, worin man zwar keine Seeproducte, wol aber eine große Menge von versteinertem und verkohltem Holze, ja ganze verschüttete Wälder findet, wohin auch die, in Flötzgebirgen und ihren Thälern gefundnen Steinkohlen gehören, die ohne Zweifel vegetabilischen Ursprungs sind. Manche Kalksteinhöhlen (z. B. in Baireuth, am Harz, in den Karpathen) enthalten zum Theil Knochen einer Art von Bären, die ehemals hier einheimisch gewesen sein müssen und von Einigen für den Polarbären gehalten worden sind. In stalaktitischen Felsenmassen finden sich meist in Trümmern, durch Kalksinter gleichsam breccienartig verbunden, bedeutende thierische Überreste, wie die ungeheuern Knochenfelsen an einigen Küsten des mittelländischen und adriatischen Meeres. Im aufgeschwemmten Lande endlich, selbst in hohen nördlichen Breiten, gibt es, meist lose liegend, die meisten fossilen großen pflanzenfressenden Landthiere, die jetzt nur in wärmern Erdstrichen leben, z. B. der Elephant, das Rhinoceros, so wie die untergegangne Thiergattung des nordamerikanischen Mammut. Die noch mit Fleisch und Haut versehenen großen Thiere, die man in Sibirien gefunden hat, verrathen durch ihre Unversehrtheit, daß sie nicht weit von Süden hergeschwemmt sind, und daß sie der, bald nach der Katastrophe eingetretnen Veränderung der Temperatur ihre Erhaltung verdanken. Sämmtliche fossile organische Überreste lassen sich, in Beziehung auf die organische Schöpfung unsrer Zeit, in drei Abtheilungen bringen, es sind entweder Versteinerungen, welchen Geschöpfe der jetzigen organischen Welt völlig gleichen, die daher mit Zuverlässigkeit sich bestimmen lassen; oder zweifelhafte Versteinerungen, die andern noch lebenden Geschöpfen blos ähnlich sind, aber sich von denselben sowol durch ihre Größe, und durch manche Abweichungen in der Bildung einzelner Theile, als auch durch den Umstand unterscheiden, daß die, damit mehr oder weniger übereinstimmenden noch vorhandnen Urbilder blos in den Tropenländern wohnen; oder endlich Versteinerungen von völlig unbekannten, vorweltlichen Geschöpfen. Überhaupt sind von den meisten, in den Gebirgen vorkommenden Versteinerungen die Urbilder aus der jetzigen Natur verschwunden. Mehr als 70 Arten der fossilen Thiere sind dem Naturforscher bis jetzt unbekannt, und nur 11 bis 12 sind bekannten Arten so ähnlich, daß kein Zweifel Statt finden kann. Andre sind zwar bekannten Arten sehr ähnlich, doch ist die Einerleiheit noch nicht durchgängig erwiesen. Unter den 70 unbekannten Arten gehören beinahe 40 zu neuen Gattungen. Die einzelnen organischen Überreste nach den drei Naturreichen hier zu übersehen, würde zu weit führen, und wir verweisen zu weiterer Belehrung auf die unten genannten Werke, die diesen Gegenstand mit wissenschaft-

Digitized by Google

licher Ausführlichkeit behandeln. Wir beschränken uns auf einige allgemeine Bemerkungen. Pflanzenüberreste sind selten so unversehrt, daß sie nach ihrem eigenthümlichen Charakter zu erkennen wären, was bei manchen Theilen der Gewächse z. B. bei fossilen Hölzern schwerlich möglich ist. Pflanzen sind bald ganz in Stein eingeschlossen, bald nur in Abdrücken, aber meist aus einer sehr neuen Zeit, vorzüglich in Schieferthon vorhanden, z. B. die merkwürdigen räthselhaften Abdrücke ästiger, oft sehr großer vegetabilischer Gebilde in Steinkohlengruben. Am häufigsten und am besten erhalten sind die Abdrücke von Farrenkräutern; aber in Frankreich, England, selbst Norddeutschland sind es meist solche, die südländischen Arten gleichen. Die meisten dieser Arten sind jetzt gar nicht mehr vorhanden. Versteinerte Wurzeln findet man meist hohl, zuweilen von Eisenvitriol durchzogen und ganz versteinert, z. B. in Thoneisenstein verwandelt. Baumstämme und Hölzer findet man häufig in den dürresten Gegenden von Afrika und Asien versteinert. Indianische Rohrstämme hat man in Schlesien, ganze Bäume mit Wurzeln und Ästen versteinert im südlichen Theile des Herzogthums Westphalen, die Rinde allein in Achat verwandelt in Franken gefunden. Zu den, bis jetzt ganz unbekannten Arten gehört das merkwürdige sogenannte Staarholz, das bei Hilbersdorf unweit Chemnitz gefunden wurde, und sich durch sein gleichförmiges, dichtes Gefüge, ohne Spur von Jahrringen (gerade wie bei den Palmen) auszeichnet und mit parallel laufenden Röhren durchzogen gewesen zu sein scheint. Unter den zweifelhaften Arten ist besonders das bituminöse Holz (das isländische Surtar-Brandr) in mächtigen Flötzen der nördlichen Gegenden merkwürdig, als eines der wichtigsten Denkmale einer verwandelten Vorwelt. Über Pflanzenversteinerungen überhaupt s. E. F. von Schlottheim, Beiträge zur Flora der Urwelt, Gotha 1804, und C. v. Sternberg Versuch einer geognost. botan. Darstell. der Flora der Vorwelt, 1. und 2. Liefer. Prag 1820—21. Unter den Versteinerungen des Thierreichs sind fossile Menschenknochen wenigstens nur zweifelhaft, und die Untersuchungen darüber, gegen die Meinung einiger Naturforscher, die deren Dasein leugnen, noch keineswegs abgeschlossen. Zu den versteinerten Säugethieren gehören mehrere zweifelhafte, worunter es sehr merkwürdige gibt. Knochen von elephantenartigen Thieren finden sich fast in allen europäischen Ländern, und selbst in den nördlichsten Gegenden, in Sibirien und Nordamerika; doch deuten diese Überreste auf eine Verschiedenheit von den jetzt lebenden Arten. Dahin gehört das Mammut der alten Welt, das vorzüglich in Sibirien, aber auch häufig in Deutschland gefunden wird. In Sibirien werden die Elephanten besonders am Eismeere ausgegraben und das Elfenbein derselben, das dem frischesten der beiden jetzt vorhandnen Elephantengattungen ähnlich ist, wird wie dieses verarbeitet. Eben so häufig werden Nashörner in der nördlichen Welt fossil gefunden, die meisten in Sibirien, aber auch in Deutschland, z. B. bei Herzberg am Harz, wo man im vorigen Jahrh. deren 5 im Umfange einer Meile fand. Eine eigne Gattung des Hirschgeschlechtes bildet das sogenannte Riesen-Elenn, wovon man besonders in Irland sehr große gefunden hat, deren ungeheure, zuweilen einige Zentner schwere Geweihe gegen 14 Fuß aus einander stehen. Zu den unbekannten Arten gehört das nordamerikanische Mammut, oder OhioeThier, Cuvier's Mastodonte, das in Menge am Ohio ausgegraben wird, sich schon durch seine ungeheuern Backzähne von den übrigen Thieren der Vorwelt auszeichnet, und wovon es nach Cuvier 2 Arten gegeben hat. Man hat es aber

auch am Ural gefunden. Es ist durch den Bau seiner Zähne den fleischfressenden Thieren zwar verwandt, lebte aber vielleicht nur von Mollusken, da es schon wegen seines plumpen Baues zu einem Raubthiere ungeschickt sein mußte. Auch die, durch seltsamen Bau ausgezeichnete Faulthierart, von der Größe eines Elephanten, das Megatherium, dessen Gebeine in Südamerika gefunden wurden, ist ausgestorben. Ein ganzes Gerippe davon, das am Platastrom gefunden wurde, ist in Madrid. Auch von andern Säugethieren, den bekannten Arten theils ähnlich, theils unähnlich, findet man viele in verschiednen Gegenden der alten Welt, doch zum Theil in sehr neuen Steinmassen, wie z. B. die Überreste von wiederkäuenden Thieren bei Gibraltar und in Dalmatien, die Knochen von einer Bärenart, von Hunden, Wölfen, tiegerartigen Thieren in Höhlen. Von Affen findet man keine Spur. Vögel hat man bis jetzt nur sehr selten, doch außer Sumpfvögeln am Bodensee, auch einige andre Arten auf dem Montmartre bei Paris in Gips gefunden. Auch Amphibien sind selten. Die gefundnen Schlangen sind schwer zu bestimmen, und zum Theil Arten, die den Riesenschlangen, Vipern und Blindschleichen verwandt sind, doch in neuen Gebirgslagern. Krokodilartige Thiere, besonders dem ostindischen Gavial verwandt, findet man in Franken, Thüringen, Frankreich; versteinerte Schildkröten in Thüringen (bei Burgtonna), in Frankreich, und bei Mastricht. Diese aber sind, wie jene, keinem jetzt lebenden Thiere dieser Art ganz gleich. Fische findet man in sehr großer Menge im bituminösen Mergelschiefer, oder Kupferschiefer des ältern Flötzkalks. Die einzelnen Theile deuten auf eine Riesengröße, die man jetzt unter diesem Thiergeschlecht nicht mehr antrifft, z. B. Zähne von Haifischen, die 70 Fuß lang sein mußten. Zuweilen findet man kleinere verschlungene Fische im Innern der größern. Die meisten versteinerten Fische sind Gattungen, die jetzt im Meere zwischen den Wendekreisen und im Südmeere leben. Die Überreste von Insecten scheinen alle aus sehr später Zeit zu sein, z. B. die Insecten im Bernstein, wobei aber viel Betrug obwaltet, und die berühmten Tribolithen, die man am schönsten bei Worcester findet. Die fossilen Überreste von Würmern sind fast ohne Ausnahme aus den drei Ordnungen der Testaceen (Konchylien) der Krustaceen und der Korallen. Konchylien gibt es in unzähligen Gattungen und darunter zuweilen auch Lagen von Flußkonchylien zwischen solchen, die Meergeschöpfe gewesen sein müssen. Auch hier findet man Muscheln, die jetzt nur in entfernten Meeren, selbst nur in einzelnen Theilen des Meeres leben, wie die rothe Miesmuschel in Sachsen, die im Südmeere wohnt, die Schiffsboote aus dem indischen Meere, und die jetzt auf einen sehr kleinen Raum dieses Meeres eingeschränkte Olivenschnecke in mehreren europäischen Ländern. Unter den zweifelhaften Konchylien ist der im Fürstenthume Osnabrück gefundne Balanit merkwürdig, der zuweilen ganz auf einzelnen abgerundeten Geröllen sitzt, und der fast fußlange verkalkte Strombit im aufgeschwemmten Lande in der Champagne. Die größte Anzahl dieser Geschöpfe sind unbekannte Gattungen, die man in Menge in den Kalkflötzgebirgen findet. Zu den allgemeinsten Versteinerungen gehören die Belemniten, und die Ammoniten (Ammonshörner) die oft bis zur Größe eines Wagenrades steigen, deren Urbilder aber, bis auf einige ganz kleine Abarten, völlig ausgestorben zu sein scheinen. Unter den Krustaceen kommen verschiedne Arten von Seeigeln vor, die jetzt zum Theil in entfernten Meeren leben, und eben dies ist der Fall bei den See-Lilien (Enkri-

Digitized by Google

niten) die sich meist in dichtem Kalkstein finden. Eine der merkwürdigsten Versteinerungen ist die Medusenpalme (Pentakrinit), die aus einem großen vielarmigen, auf einem einfachen astlosen Stengel sitzenden Körper besteht, und häufig bei Boll in Würtemberg gefunden ward. Unter den Korallenversteinerungen finden sich die Madreporiten zuweilen in großer Menge, gleichsam Riffe bildend, wie im Kalkstein bei Genf und bei Blankenburg auf dem Harz. Über die Lehre von den gesammten organischen Überresten verbreiten sich: Link in seiner Schrift, die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde. (Berlin 1821—22 2 Bde.) K. von Schlottheim: die Petrefactenkunde auf dem jetzigen Standpunkte. Gotha 1820. Parkinson's Organic remains of a former world. London 1804—11 3 Bde. 4. und desselben: Introduction to the study of fossil organic remains. London 1822. Über die Versteinerungen der Vierfüßler insbesondre ist Cuvier's Werk; Recherches sur les ossemens fossiles de quadrupèdes. 2. Aufl. Paris 1822. 4 Bde. 4. classisch. Die Einleitung desselben hat Dr. Nöggerath unter dem Titel: Cuvier's Ansichten von der Urwelt, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, Bonn 1822.

Orleans (Gaston, Jean Baptiste von Frankreich, Herzog von), der dritte Sohn Heinrichs IV. und Mariens von Medici, geb. 1608. Er war, ohne Ruhm und ohne Glück, in die Zerrüttungen verwickelt, die Frankreich während der Regierungen Ludwigs XIII. und der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. bewegten, verließ viermal das Reich und kehrte viermal mit den Waffen in der Hand zurück. Schon in seiner frühen Jugend wurde durch schlechte Erzieher der Grund zu der sittlichen Verderbtheit und dem Mangel an Charakterstärke gelegt, die der Herzog, der sonst mehr von seines Vaters Geist besaß, als sein älterer Bruder Ludwig XIII., während seines ganzen Lebens zeigte. Die Eifersucht, welche dieser, zumal so lange seine Ehe mit Anna von Österreich kinderlos war, gegen seinen Bruder, den vermuthlichen Thronerben, verrieth, gab den ersten Anlaß zu einer Entzweiung, die, bei des Herzogs rachsüchtigem Geiste, nie dauernd versöhnt werden konnte. Aus seiner ersten kurzen Ehe mit Maria von Bourbon, der Erbin des Hauses Montpensier, hatte er eine Tochter, die Verfasserin der für die Geschichte jener Zeit schätzbaren Denkwürdigkeiten, die Herzogin (Mademoiselle) von Montpensier, der ein eigner Artikel gewidmet ist. Um den Prinzen von einer zweiten Vermählung abzuhalten, die der eifersüchtige König fürchtete und selbst Richelieu bedenklich fand, ließ man es dem Herzog nicht an Mitteln fehlen, seine Leidenschaft für das Spiel und seine Neigung, Kunstschätze aufzusammeln, zu befriedigen. Er lebte seinem Hange zur Zerstreuung, bis er in den Streitigkeiten zwischen der Königin Mutter, die ihn begünstigte, und dem Kardinal Richelieu, Partei gegen den Hof nahm. Wie dieser Zwist damit endigte, dem Kardinal die Obergewalt zu verschaffen, ist in den Art. Richelieu (Bd. 8.) und Ludwig XIII. (Bd. 5.) erzählt worden. Auch der Herzog von Orleans mußte sich unterwerfen, und es zeigte sich nun in seinem politischen Betragen und seinem Benehmen jenes seltsame Schwanken, das den klugen Kardinal von Retz späterhin veranlaßte, von ihm zu sagen, er habe sich in alle Händel eingelassen, weil es ihm an Kraft gebrochen, denjenigen zu widerstehen, die ihn dazu verleitet, und sei immer mit Schimpf daraus gekommen, weil er nicht den Muth zur Beharrung gehabt habe. Als der Herzog, der bald trotzig die Waffen gegen den Hof ergriff

und mit den Feinden seines Bruders sich verband, bald demüthig vor dem Könige und dem Kardinal sich beugte, um Maria, die Tochter des Herzogs von Lothringen, warb, entstanden neue Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Könige. Die Vermählung ward heimlich geschlossen und wurde erst zwei Jahre nachher dem Könige bekannt gemacht, der sie durch einen Beschluß des Parlaments zu Paris für ungültig erklären ließ, wodurch ein heftiger Federkrieg zwischen Rechtsgelehrten und Theologen veranlaßt ward. Der Herzog spielte fortdauernd in allen Parteikämpfen eine unrühmliche Rolle. Nach des Kardinals und Ludwigs XIII. Tode ward die Gültigkeit seiner Ehe anerkannt, aber während der Unruhen der Fronde (s. d. Art. Bd. 3.), die bald nachher ausbrachen, konnte der schwankende Feind Richelieu's nicht Mazarins standhafter Freund sein. Er schloß sich an den Coadjutor von Retz, die Seele der Fronde, der aber bald den unsichern und muthlosen Verbündeten hinlänglich kennen lernte, um das oben angeführte Urtheil über ihn aussprechen zu können. Als nach Beendigung der Unruhen (1648) der König allen Betheiligten Vergebung gewährte, wurde der Herzog von Orleans nach Blois verwiesen, wo er 1660 starb. In den Denkwürdigkeiten (Mémoires de Mlle. de Montpensier, Amsterdam 1746. 8 Bde. 12.) seiner ehrgeizigen Tochter, die an den Unruhen der Fronde thätigen Antheil nahm, findet man einige lebendig schildernde Züge von ihrem Vater.

Orleans (Philipp, Herzog von), Ludwigs XIV. einziger Bruder, der Stifter des noch blühenden Hauses Bourbon-Orleans, geboren 1640. Mazarin, der die Oberaufsicht über die Erziehung der beiden Prinzen führte, hatte sich, im Geiste morgenländischer Höfe, vorgesetzt, den einen mannhaft, den andern weibisch zu machen. Philipps Lehrer war der gelehrte La Mothe le Vayer, dem Mazarin sagte: „Was fällt Ihnen ein, daß Sie den Bruder des Königs zu einem geschickten Manne machen wollen? Wenn er gelehrter als der König wird, so wird er nicht mehr wissen, was blinder Gehorsam ist.“ Während Ludwig frühzeitig gewöhnt ward, den König zu spielen, ließ seine Mutter, Anna von Österreich, den zarten Philipp in Weiberkleidern vor den Höflingen erscheinen. Er heirathete in seinem 21. Jahre Henriette von England, Carls II. Schwester. Die ausgezeichnete Achtung, die der König der Prinzessin bewies, machte seinen Bruder eifersüchtig. Bald nach ihrer Rückkehr aus England, wohin Ludwig XIV. sie geschickt hatte, um ihren Bruder von der Triple-Allianz zu trennen, starb sie plötzlich, und ihr Tod ward einer Vergiftung zugeschrieben, woran man den Herzog für mitschuldig hielt. Seine Eifersucht scheint nicht grundlos gewesen zu sein, wenn die Erzählungen wahr sind, die seine zweite Gemahlin, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, in ihren 1822 in Paris in einer Übersetzung erschienenen, für die Geschichte der Sitten jener Zeit sehr schätzbaren Denkwürdigkeiten (Mémoires sur la cour de Louis XIV. et la régence, extrait de la correspondance allemande de Mad. Charlotte, Duchesse d'Orléans) mittheilt, aber die Beschuldigung einer Theilnahme an der Vergiftung, worüber verschiedene Nachrichten gegeben werden, wird hier bestimmt zurückgewiesen. Der Herzog vermählte sich ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit der pfälzischen Prinzessin, eine Verbindung, die der König in der Absicht schloß, um sich die Parteilosigkeit des Churfürsten von der Pfalz in dem beschlossenen Kriege gegen Holland zu sichern. In diesem Kriege focht der Herzog mit Ruhm, obgleich er sonst, bei seiner Weichlich-

Digitized by Google

keit, weder Pferde noch Jagd liebte und die Soldaten von ihm zu sagen pflegten: er fürchte mehr, daß die Sonne ihn verbrenne, als er Pulver und Kugeln scheue. Überhaupt verriethen alle seine Neigungen den Schwächling. Sich zu putzen, war seine Lust; sein größtes Glück waren Maskenbälle, Hofgepränge, selbst Leichenbegängnisse, und nichts liebte er mehr, als Glockengeläute, weshalb er denn nie ermangelte, sich am Allerheiligenfeste in Paris einzufinden, um sich dieser Musik zu erfreuen. Über seine Gewohnheiten, seine Lebensweise, über seine wunderliche Frömmelei, die ihn unter andern verleitete, einen mit Münzen und Reliquien besetzten Rosenkranz mit in's Bette zu nehmen und ihn auch wol gar als eine Art von Zauber gegen den alten hugenottischen Geist zu gebrauchen, wovon er seine Frau besessen zu glauben schien, davon erzählt sie in den angeführten Denkwürdigkeiten höchst seltsame und ergötzliche Dinge.

Ossuña (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von), berühmt durch seine Verwaltung von Neapel und Sicilien, wurde 1579 zu Valladolid geboren. Sein Großvater, Vicekönig von Neapel, nahm ihn als zweijährigen Knaben mit dahin. Pedro zeigte in seiner ersten Kindheit ein finsteres, träges Gemüth und sträubte sich gegen alles Lernen, bis man ihn endlich, da er sich über seinen steifen Lehrer beklagte, unter die Aufsicht einer muntern Hofmeisterin stellte und ihm einen Spanier, der eben so kenntnißreich als spaßhaft war, zum Lehrer gab. Er machte nun überraschend schnelle Fortschritte und es entwickelte sich in ihm jene unerschöpfliche Fröhlichkeit und jene beißende Laune, die ihm späterhin so viele Feinde zuzog. In seinem zehnten Jahre kam er nach Spanien zurück und ging auf die Universität Salamanca, wo er sich bald sehr auszeichnete und sich besonders zu einem trefflichen Lateiner und einem Kenner der Geschichte bildete. Als er an Philipps II. Hof erschien, fand er Anlaß genug, seinen beißenden Witz zu zeigen, und lud bald den Haß der Höflinge und die Ungnade des Königs auf sich. Er wurde wegen einer nicht sehr ehrerbietigen Antwort an den König aus der Hauptstadt verwiesen und begab sich nach Zaragoza, wo auch Philipps Secretair, Antonio Perez, Zuflucht gesucht hatte. Don Pedro, der sich damals noch Giron nannte, schützte den Verbannten gegen die ihm drohende Gefahr und erleichterte ihm die Flucht. Er selbst begab sich, da er in Spanien nichts zu erwarten hatte, nach Frankreich und darauf nach Portugal, wo er blieb, bis er die Nachricht von Philipps II. Tode erhielt. Nach seiner Rückkehr an den Hof hing er sich an den Herzog von Lerma, den Günstling des neuen Königs, heirathete die Tochter des Herzogs von Alcala und nahm den Titel eines Herzogs von Ossuña an. Die Höflinge, durch seine Ausfälle erbittert, fanden auch Mittel, den König, den er öffentlich den Ober-Tambour des Reichs nannte, gegen ihn aufzubringen. Vom Hofe verwiesen, begab er sich, um der lästigen Unthätigkeit zu entgehen, nach Flandern, wo er in sechs Feldzügen diente und sich eben so sehr durch Verstand als Muth auszeichnete. Während dieser Zeit reiste er nach Frankreich und England. Heinrich IV., der viel Gefallen an Ossuña's Witz fand, nahm ihn sehr gut auf, und König Jakob I. unterhielt sich gern mit ihm in lateinischer Sprache. Durch die Bemühungen seines Gönners, des Herzogs von Lerma, wurde ihm endlich 1607 die Rückkehr an den Hof erlaubt, und der König gab ihm Beweise seines Vertrauens. Der Herzog benutzte seinen Einfluß, die Minister

zur Anerkennung der Unabhängigkeit Hollands zu bewegen, was durch den Vertrag von 1609 geschah. Als im folgenden Jahre die Vertreibung der Abkömmlinge der Mauren, Moriscos (s. d. A. Mauren, Bd. 6.), beschlossen wurde, sprach Ossuña dagegen und schrieb zwei bewunderte Denkschriften über die Verderblichkeit dieser Maßregel. Die Inquisition nahm ihn deshalb in Anspruch und beschuldigte ihn, daß er auf seinen Reisen Ketzereien eingesogen habe und heimlich den Mauren zugethan sei. Die gegen ihn verhängte Untersuchung gab jedoch eben so wenig Gründe zu seiner Verurtheilung an die Hand, als eine früher gegen ihn erhobene Beschuldigung wegen einiger Spöttereien über ein Wunder. Gleich darauf ging der Herzog als Vicekönig nach Sicilien, wo er bis 1615 blieb. Er war hier eifrig bedacht, die öffentliche Sicherheit herzustellen, Ackerbau und Handel zu ermuntern und die Küsten der Insel gegen die Räubereien der Türken, die er zweimal schlug, zu sichern. Nach seiner Zurückberufung blieb er nur kurze Zeit in Spanien und ging darauf als Vicekönig nach Neapel. Auch hier war seine Sorgfalt dahin gerichtet, den Druck zu erleichtern, der auf dem Volke lastete, aber eben dadurch machte er sich den Adel, den er strenge behandelte, und die Geistlichen, deren Erbschleichereien er Einhalt that, verhaßt. Den Ansprüchen Venedigs auf die ausschließende Herrschaft über das adriatische Meer, die dem Handel von Neapel und Sicilien großen Schaden brachten, widersetzte er sich mit siegreichem Nachdrucke. Als Philipp III. auf Andringen des päpstlichen Nuntius die Inquisition in Neapel einführen wollte, wehrte sich der Herzog mit solcher Beharrlichkeit dagegen, daß seine Feinde ihn des Trotzes gegen den König anklagten, und um den Sturm zu beschwören, vermählte er seine Tochter mit dem Sohne des Günstlings Lerma. Sein Widerstand gegen die Einführung der Inquisition hatte ihn besonders der Geistlichkeit verhaßt gemacht, die in Neapel sehr mächtig war, und da er voraussah, daß die Hofränke ihm endlich doch die Gewalt entreißen würden, machte er den Anschlag, sich selber der Herrschaft zu bemächtigen. Er suchte in dieser Absicht seit 1617 die Gesinnungen von Savoyen, Venedig und Frankreich zu erforschen und knüpfte später Verbindungen mit Holland, selbst mit den Türken an. Unter dem Vorwande eines Kriegszugs gegen die Türken blieb er, gegen die Absichten seines Hofes, gerüstet, und wie er 1618 zur Beförderung seines geheimen Zweckes sich der Verschwörung Bedmar's listig bedient habe, hat Graf Daru in seiner trefflichen Geschichte von Venedig aus einander gesetzt. Ein Theil seines Anschlags wurde ruchbar und ein Kapuziner gab den Vicekönig in Madrid an, der darauf 1619 zurückberufen ward. Er kehrte wie im Triumphe nach Madrid zurück, aber gleich nach Philipps IV. Thronbesteigung ward eine Untersuchung gegen ihn verhängt, die drei Jahre dauerte, jedoch kein endliches Ergebniß lieferte, so viel Mühe sich die Inquisitoren gaben, den Herzog zu verderben. Er blieb indeß in seiner Gefangenschaft im Schlosse Alcamede, wo er seine fröhliche Laune behielt, bis er 1624 starb, an einem Schlagflusse, wie Einige sagen, oder an Gift, das ihm seine Frau gegeben haben soll. Die Rache des Hofes erlosch mit seinem Tode und des Herzogs Sohn kam wieder in den ungestörten Besitz des väterlichen Erbes.

Oeta, einer der berühmten Berge Alt-Griechenlands, zwischen Thessalien und Macedonien, oder genauer, eine Bergkette, die sich von dem Meerbusen Malia, in westlicher Richtung, nach dem Pindus

Digitized by Google

erstreckt und von da nach der Bai von Ambracia ausläuft. Herkules bestieg auf diesem Berge den Scheiterhaufen, und seine Engpässe, die Thermopylen, waren der Schauplatz des glorreichen Kampfes einer kleinen Anzahl Spartaner, unter ihrem Könige Leonidas, gegen das große, zu Griechenlands Unterjochung bestimmte persische Heer und sind auch in unsern Tagen, im griechischen Freiheitskriege, berühmt geworden.

Duen, St., (Villa sancti Audoeni), ist der Name eines sehr alten, in der Geschichte Frankreichs mehrfach vorkommenden Dorfs, im Departement der Seine, Arrondissement von St. Denys. Nach daselbst gefundenen Inschriften besaß schon Dagobert ein Haus oder Schloß auf der Stelle in St. Duen, wo jetzt die Villa eines Herrn Doria steht, die früher dem Prinzen von Soubise gehörte, jedoch kommt St. Duen selbst erst im 13. Jahrh. bei den Geschichtschreibern vor. Zu dieser Zeit soll nämlich ein Geheimschreiber des Königs, Wilhelm von Crespy mit Namen, auf dem Platze, wo jetzt das Dorf steht, einen großen Maierhof gebaut haben, den später seine Erbin, Agnes von Crespy, dem Grafen von Alençon, Carl von Valois, mit der Bedingung übergab, daß dafür ihre Nachkommen von allen Abgaben befreit würden. Von nun an ward St. Duen sehr erweitert und verschönert und häufig der Aufenthaltsort vornehmer Personen. 1307 starb daselbst die Erbin des griechischen Kaiserthrons und Gemahlin Carls von Valois, Catharina von Courtenay, und Philipp der Schöne hielt sich hier, wie mehre von ihm noch vorhandene Befehle bezeugen, oftmals auf. Als 1351 König Johann den Ritterorden vom Stern stiftete, wies er demselben das Schloß (Noble maison) von St. Duen zu seinem Versammlungsort an, und die Ritter wurden darnach in der Folge oftmals „Chevaliers de Noble-Maison" genannt. Nicht minder wie Johann, der sich häufig in St. Duen aufhielt, begünstigte auch sein Enkel, Carl VI., diesen Ort, dessen Gattin, die berüchtigte Isabelle von Baiern, gleichfalls sich hier einen Sommeraufenthalt gründete. Eben so besaßen auch die Herzoge von Guyenne ein Hotel hier. Schon vor der Aufhebung des Ritterordens vom Stern, unter Carl VIII., hatte das Noble-Maison aufgehört, ein königliches Eigenthum zu sein, und war bereits zu Ende der Regierung Ludwigs XI. in die Hände der Mönche von St. Denys unter der Bedingung gekommen, daß sie Gott für die Erhaltung des Lebens Königs Ludwigs XI. bitten sollten. In neuern Zeiten besaßen der durch seinen Geist berühmte Herzog von Nivernois, der Prinz Rohan und andere Große des Reichs Landhäuser in St. Duen, die jetzt zum Theil durch die Ereignisse in der Revolution zu andern Zwecken, als Vergnügung einzelner Vornehmen, verwendet werden, wie sich denn z. B. in den ehemals dem Prinzen Rohan gehörigen Gebäuden jetzt die Spinnmaschinen des bekannten Herrn Louis Ternaux befinden, aus dessen Fabrik die schönen Gewebe kommen, deren Feinheit und Eleganz glücklich mit denen des Orients wetteifern. Auch jetzt hat ganz neuerlich St. Duen dadurch noch geschichtliche Merkwürdigkeit erhalten, daß von hier aus Ludwig XVIII., zurückberufen durch einen Zusammenfluß der außerordentlichsten Ereignisse auf den Thron seiner Väter, unter dem 2. Mai 1814 die berühmte Declaration gab, in Folge welcher er sich verpflichtete, die Grundsätze der Revolution anzuerkennen und Frankreich, als ein constitutioneller König, nach liberalen und durchaus verfassungsmäßigen Formen zu regieren. (Man sehe hierüber unter andern den Moni-

Digitized by Google

teur vom 3. Mai 1814 und die allg. Zeitung vom 11. desselben Monats und Jahres, wo sich ausdrücklich findet, daß Ludwig XVIII. die repräsentative Regierung durch zwei Kammern, Preßfreiheit, Recht der Steuereinwilligung, Freiheit des Gewissens, Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums — selbst der in der Revolution erworbenen Nationalgüter — Verantwortlichkeit der Minister, Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt, Gleichheit vor dem Gesetz, so wie gleiche Ansprüche zu Staatsämtern für Alle aus allen Ständen u. s. w. feierlich garantirt und anerkennt.) 1815 bei der zweiten Einnahme von Paris litt das nur eine Stunde nördlich von der Hauptstadt entfernte St. Ouen bedeutend durch Truppendurchmärsche und gewaltsame Requisitionen.

Ourcq (der Kanal von), eine Schöpfung Napoleons, versorgt Paris mit dem benöthigten guten Wasser und hilft seit seiner Entstehung somit einem der dringendsten Bedürfnisse jener Hauptstadt, wenigstens zum größten Theil, ab. Schon vor der Revolution faßte ein Herr von Fer und nach ihm ein Herr Brülé den Gedanken, einige benachbarte kleine Flüsse mittelst eines Kanals nach Paris zu führen, um dadurch dem sehr fühlbaren Mangel an gutem Wasser zu begegnen. Die Geldverlegenheiten der Regierung, so wie ihre Schwäche und Kraftlosigkeit in jeder Hinsicht, verhinderten jedoch die Ausführung eines so nutzlichen Unternehmens, obschon die Akademie der Wissenschaften, welcher Brülé's Plan, die Vauveronne nach der Hauptstadt zu leiten, im Jahre 1785 vorgelegt ward, die Sache durchaus thunlich fand. Als mit Anfang der Revolution ein neuer kräftigerer Geist die Behörden zu beseelen anfing, ward der Vorschlag in den Jahren 1790 und 1791 abermals in Anregung gebracht, und Brülé erhielt auch eine Vollmacht zur Ausführung; allein 2 Millionen Franken waren dazu erfoderlich, und die seit mehren Generationen erschöpften Staatskassen konnten jetzt im Drange furchtbarer Umstände noch weniger zu solchen Unternehmungen in Anspruch genommen werden. Somit abermals ohne Hoffnung, seine Idee ausführen zu können, verkaufte Brülé 1799 seine Vollmacht an die Herren Solage und Bossu, und diese erboten sich nun, wenn man ihnen das Monopol zugestände, für ganz Paris das Wasser, den Eimer zu einem gewissen Preis, verkaufen zu können, die Sache auszuführen. Wirklich genehmigten auch das Directorium und der Rath der Fünfhundert diesen Vorschlag, und nur der erste Consul hatte noch seine Zustimmung zu geben. Buonaparte jedoch, von größeren Ideen geleitet, als gewöhnliche Machthaber, erachtete mit Recht, daß es Pflicht einer Regierung sei, dergleichen öffentliche und allgemein nöthige Anstalten zum Besten des Publicums selbst auszuführen, und beschloß, zu thun, was keiner der Könige Frankreichs bisher gethan, und der Hauptstadt des Reichs die Wohlthat, gutes und genugsames Wasser zu haben, zu verschaffen. Er gab demzufolge den Befehl, einen Kanal von der Ourcq an zu graben und einen Theil des Wassers von diesem Flusse sowol, als von der Vauveronne, nach Paris in das Bassin de la Vilette zu leiten, aus welchem dann die Fontainen und Brunnen der Stadt ihren Zufluß ziehen sollten. So wurde den 2. Sept. 1802 das Werk begonnen und mit solcher Regsamkeit betrieben, daß bereits 1805 die Sache so weit gediehen war, daß man die Schleusen öffnen und das Wasser in das Bassin konnte strömen lassen. Bis zur gänzlichen Vollendung ist die Sache jedoch bis jetzt noch nicht gediehen und nur die Vauveronne spendet

Digitized by Google

ihren Überfluß der Hauptstadt. Nach Napoleons Plan sollten aber auch nach der Dureq die Collinance, die May und Therouenne ihre Beiträge liefern, so daß selbst während der Dürre, nach einer genauen Berechnung, täglich 268,000 Kilolitres gutes Wasser der Stadt wären zugeführt worden. Die Schicksale, welche Frankreich aber in den letzten Jahren erlebte und die dadurch herbeigeführte Regierungsveränderung brachte dies, wie so manches andere großartige Unternehmen, in's Stocken, und man hat erst neuerlich auf einen 1816 gemachten Antrag der Kammern wieder angefangen, das an diesem Werke herzustellen, was in Folge des zweimaligen feindlichen Einfalles daran zerstört worden ist. Durch das Bassin de la Vilette, dessen Allee-Umgebungen den Parisern zugleich als ein angenehmer Spaziergang dienen, erhalten die großen Fontainen des Innocens, de Boulevard de Bondy, desgleichen die auf dem Place royale und die von Mascarons, ihr Wasser, das von hier aus wieder durch Röhren sich in die Straßen von St. Denys, Vivienne u. a. ergießt. Ob das ganze Unternehmen, so umfassend, wie Napoleon es projectirte, jetzt noch unter den bestehenden Umständen zu Stande kommen wird? steht dahin. Die Langsamkeit, mit welcher an der Wiederherstellung dessen gearbeitet ward, was schon vollendet war und nur in Folge der Kriegsereignisse eine zerstörende Hemmung erlitt, spricht indeß nicht sonderlich für diese Hoffnung.

P.

Paladin. So nannte man ehemals jene berühmten irrenden Ritter, die in der Welt umherzogen, einzig um Beweise ihrer Tapferkeit und ihrer Galanterie abzulegen. Da es ihnen nämlich öfter an Abenteuern, an Kampfgelegenheit fehlte, so zwangen sie jeden Ritter, den sie auf ihren Irrfahrten trafen, ihre Geliebte als die schönste Person auf Erden anzuerkennen, oder, im Weigerungsfalle, sich auf Leben und Tod mit ihnen zu schlagen. Die ersten Abenteurer dieser Art, deren die alten Ritterromane erwähnen, gehörten zu der Tafelrunde des Königs Artus in England; der berühmteste unter ihnen war der schöne Lancelot vom See. Späterhin glänzten unter den irrenden Rittern Amadis von Gallien und noch später die Paladine aus dem Kriegsgefolge Carls des Großen, unter denen wir hier nur seinen angeblichen Neffen, den tapfern Roland, nennen wollen. Die Geschichte dieser irrenden Ritterschaft ist eben so sehr mit Fabeln vermischt, als die der griechischen Heroen. Die Benennung Paladin hat ihren Ursprung entweder von Palatinus (Pfalzgraf), oder von palus (franz. pal), ein zugespitztes Stück Holz, ein hölzerner Spieß, eine Lanze, außer dem Schwerte die gewöhnliche Waffe jener Ritter.

Palaprat (Jean de Biget), ein beliebter französischer Dichter, ward zu Toulouse im Jahr 1650 von guter Familie geboren. Der Preis, welchen er einigemal in den bekannten jeux floraux davontrug, reifte besonders den Entschluß in ihm, sich ganz der Dichtkunst zu weihen. In seinem 25. Jahre ward er zum Capitular und bald nachher zum Chef des Consistoriums seiner Vaterstadt ernannt. Dennoch vermochte diese frühe Auszeichnung ihn nicht für immer zu fesseln. Er verließ Toulouse und begab sich nach mehren andern Reisen 1686 auch nach Rom, wo die Königin Christine von Schweden

Digitized by Google

ihn kennen und schätzen lernte und ihm das Anerbieten machte, in ihr Gefolge zu treten. Palaprat schlug dies aber aus und kehrte nach Frankreich zurück, wo fortan die beiden Herzoge von Vendome seine wohlwollenden Beschützer wurden und auf einem freundschaftlichen und vertrauten Fuße mit dem oft dieser Gunst sich überhebenden Dichter umgingen. Durch seine Bekanntschaft mit dem Schauspieler Raisin wurde er zuerst veranlaßt, sein Talent der Bühne zu widmen, und er schrieb nun mehre kleinere Stücke (le Concert ridicule, le Ballet extravagant, le secret révélé, la Prude de temps), die damals vielen Beifall fanden, jetzt aber vom Repertoire verschwunden sind. Seinen größten Ruhm verdankt er aber der Verbindung mit seinem talentvollern Freunde Brüyes, mit dem er gemeinschaftlich mehre dramatische Arbeiten herausgab. Diese Verbindung, die sich durch eine eben so seltene als uneigennützige und unerschütterliche Einigkeit auszeichnete, löste sich auch nicht eher, bis Palaprat sich genöthigt sah, seinem Beschützer, dem Herzog von Vendome, zur Armee nach Italien zu folgen, von welcher Zeit an er nichts mehr für das Theater arbeitete, während Brüyes jedoch, der sich nach Montpellier zurückgezogen hatte, fortfuhr, Schauspiele zu schreiben. Palaprat selbst starb in Paris den 23. Oct. 1721, in einem Alter von 71 Jahren. Le secret révélé, le Sot toujours Sot, le Grondeur, le Muet, le Concert ridicule, sind von ihm und Brüyes zusammen verfaßt; Hercule et Omphale, les Sifflets, le Ballet extravagant und la Prude de temps, von ihm allein. Eine Sammlung von den Werken Brüyes und Palaprat's erschien in Duodez in 5 Bänden, und neuerlich hat Etienne in einem auch in's Deutsche übersetzten allerliebsten Lustspiele die beiden dichterisch verbundenen Freunde auftreten lassen.

Palisot de Beauvais (Ambroise Marie François Joseph), geb. zu Arras den 27. Juli 1752, gehört unter die berühmtesten Naturforscher Frankreichs. In frühern Jahren widmete sich Palisot der Rechtswissenschaft und erhielt nach dem Tode seines Bruders die von diesem früher verwaltete Stelle eines Receveur général des domaines in Paris. Da dieser Posten aber bereits im Jahr 1777 eingezogen wurde, so wandte sich Palisot von nun an ganz seinem Lieblingsstudium, der Naturwissenschaft und der Botanik, zu, was er um so leichter konnte, da er ein ziemlich ansehnliches Vermögen besaß. Sein erster Freund in diesem neuen Fache war der Doctor Lastiboudois, mit welchem er mehre, besonders hinsichtlich der Kryptogamen reiche Ausbeute gebende, botanische Wanderungen durch Flandern und das nördliche Frankreich machte. Im J. 1781 ward er zum correspondirenden Mitglied der pariser Akademie ernannt, der er mehre gehaltvolle Abhandlungen über Pflanzenkunde einsandte. Da sein Plan, mit dem Dänen Niebuhr Arabien zu bereisen, scheiterte, so hielt er nun um die Erlaubniß an, la Peyreuse auf dessen Reise um die Welt begleiten zu dürfen. Zu seinem Glück ward aber auch hieraus nichts, ihm dagegen aber vergönnt, der Expedition zu folgen, welche den Sohn des afrikanischen Königs von Owara, der sich damals in Paris aufhielt und mit dessen Vater die französische Regierung gern Handelsverbindungen anknüpfen und eine Colonie in seinen Gegenden gründen wollte, nach seiner Heimath zurückbringen sollte. So verließ Palisot 1786 Frankreich und langte nach einer sehr beschwerlichen und gefahrvollen Reise in Owara an, wo er sogleich, getrieben von Eifer für die Wissenschaft, das Land untersuchte

Digitized by Google

und die wichtigsten naturgeschichtlichen Entdeckungen machte. Mehrmals in Gefahr, von den wilden Bewohnern ermordet oder von ansteckenden Krankheiten hingerafft zu werden, faßte er dennoch den kühnen Plan, quer durch ganz Afrika, von Westen nach Osten, zu dringen und so über Abyssinien, Ägypten und das Mittelmeer nach Frankreich zurückzukehren, und würde wahrscheinlich dies Wagstück auch vollendet haben, hätten ihn nicht die ihn begleitenden Neger und Diener, geschreckt durch die Gefahren, welche die Reisenden auf allen Seiten bedrohten, gezwungen, nach einem tiefen Vordringen in das Innere von Guinea, wieder umzukehren. Genöthigt endlich durch seine Gesundheitsumstände, Afrika zu verlassen, schiffte er sich mit einem Theil seiner Sammlungen nach St. Domingo ein, woselbst er nach einer beschwerlichen Fahrt ankam, um zu sehen, wie diese Insel ein Raub der schrecklichsten Unruhen ward. Mit Mühe entging er hier nur den über die Weißen verhangenen Verfolgungen und rettete sich, da man ihn im Vaterlande während der Revolution als Emigrirten proscribirt hatte, in die vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo die Noth ihn anfänglich zwang, seinen Unterhalt von seinen musikalischen Kenntnissen zu ziehen, indem er Abends im Orchester zu Philadelphia spielte. Seine in der neuen französischen Niederlassung auf den Küsten von Owara noch zurückgelassenen Sachen, Sammlungen u. dgl. gingen bei der Zerstörung dieser Colonie durch die Engländer gänzlich verloren. Endlich fand er in Philadelphia an einem Herrn Peal und an dem französischen Gesandten Adet Beschützer und ward von neuem in den Stand gesetzt, sich seinen Studien zu überlassen, und die nunmehr von ihm wiederholt unternommenen wissenschaftlichen Reisen in die Apalachen-Gebirge, am Ohio, in das Innere von Kentucki und in die Länder der Koiks und Cherokis (zweier wilder amerikanischer Völkerstämme) brachten die erfreulichste naturgeschichtliche Ausbeute. Seine durch den ersten Consul bewirkte Ausstreichung von den Listen der Emigrirten machte nun den Wunsch in ihm rege, in's Vaterland zurückzukehren, wo er bei seiner Ankunft aus Dankbarkeit gegen den großen Mann, den Namen „Napoleon Buonaparte" einer seltenen, aus Owara mitgebrachten Pflanzengattung beilegte, die seitdem, veränderter Umstände wegen, von einem andern Naturforscher, zu Ehren Palisot's selbst, mit dem Namen Belvisia caerulea benannt worden ist. Palisot schrieb eine ansehnliche Menge geschätzter botanischer Werke, Abhandlungen und Memoiren (auch einige kleine Theaterstücke) und starb als Mitglied des Instituts und der philomathischen Gesellschaft zu Paris, so wie der philosophischen Societät zu Philadelphia, zu Paris den 21. Jan. 1820. Seine häuslichen Umstände hatten sich während seiner langen Abwesenheit aus Frankreich und durch die Ereignisse der Revolution sehr verschlechtert und er sah sich gleich bei seiner Rückkehr genöthigt, sich von seiner zurückgebliebenen Gattin scheiden zu lassen, nach deren Tode er sich jedoch zum zweitenmale verehelichte. Als Napoleon 1815 von Elba zurückkam, ward Palisot von ihm zum Tituiar-Rath der Universität von Paris ernannt.

Palnatocke, ein nordischer Seeheld, Seekönig oder Seeräuber, wie wir es jetzt nennen, des 10. Jahrh., berühmt durch seine in den Liedern und Traditionen des Volks sich noch erhaltenden Thaten. Wahrscheinlich stammte Palnatocke von der Insel Fünen her, und sein eigentlicher Name soll nach der isländischen Jomskrinagasaga Palner, der seines Vaters aber Tocke gewesen sein, woraus nach

Digitized by Google

nordischem Gebrauch, die Namen zusammenzuziehen, Palnertocke oder Palnatocke entstanden ist. Durch seine Verheirathung mit der Tochter eines gothländischen Jarls ward Palnatocke mächtig zur See und bestand viele Fehden mit den kleinen Königen in Dänemark, Norwegen ꝛc. Auch stiftete er unter den kühnen Seefahrern seiner Zeit, die sich damals sämmtlich mit Seeräuberei abgaben, wie in den Tagen des Faustrechts der Adel in Deutschland und andern Ländern, mit Wegelagerern eine Art von Verbindung oder Ritterorden, dessen Mitglieder, nach den Gesetzen ihres Vereins, einander in Noth und Gefahr beistanden, ihre räuberischen Seezüge zusammen unternahmen, die Beute in gleiche Theile unter sich theilten ꝛc. Nach alten Sagen soll diese Verbindung und ihr Oberhaupt, Palnatocke, ihren Sitz auf der Insel Wollin zu Jomsburg gehabt haben, welches Einige für das angeblich untergegangene Julin halten. Eben diesen Sagen nach ist ein altes Hühnengrab auf der Insel Fünen der letzte Ruheort der Gebeine Palnatocke's (s. hierüber Wedel Simonson's Abhandlung, im 2. Bande der archäologischen Annalen Dänemarks). Saxo-Grammaticus gedenkt zwar eines nordischen Seehelden mit Namen Tocco oder Toke, doch von der erwähnten ritterlichen Verbindung zu Jomsburg sagt er nichts, dagegen aber, daß dieser Tocke dieselbe That mit dem Apfel gethan haben soll, welche die Geschichte der Schweiz dem Tell zuschreibt. Das Andenken von Palnatocke dem Seekönig ist neuerdings von dem genialen Öhlenschläger sowol in Dänemark durch ein Trauerspiel, als auch unter uns durch die von ihm selbst besorgte Verdeutschung desselben, erneuert worden; nur das Landvolk und die Fischer auf Fünen behaupten noch immer, daß der Geist des einst gefürchteten Seeräubers sich in stillen Mondnächten über den Wellen an den Küsten ihrer Insel blicken lasse.

Palomino de Velasco (Acisclo Antonio), einer der ausgezeichnetsten Maler Spaniens, ward 1653 zu Bajalance, ohnweit Cordova, geboren. Dem Wunsche seiner Angehörigen zufolge studirte er im letztgenannten Orte Philosophie, Jurisprudenz und Theologie, da ihn aber seine Neigung mehr zur Kunst hinzog, so ließ er diese Wissenschaften bald liegen und bildete sich unter Valdes zum Maler aus. 1678 begab er sich hierauf nach Madrid, wo damals unter Philipps IV. Regierung viele ausgezeichnete Künstler lebten, und hier war es, wo er durch den berühmten Coëllo dem Könige vorgestellt und von diesem beauftragt wurde, die Frescogemälde in der Hirschgallerie im Prado zu verfertigen. Palomino malte nun die Geschichte der Psyche und führte den königlichen Auftrag zu solcher Zufriedenheit seines Monarchen aus, daß Philipp ihn mit einem ansehnlichen Gehalte zum Hofmaler ernannte. Sein Ruf stieg nun immer mehr, und in Valencia, Salamanca, Granada und Cordova, wohin er nach und nach gerufen wurde, verfertigte er Arbeiten, die sich des größten Beifalls erfreuten. Ein Sohn von Palomino widmete sich gleichfalls der Malerkunst und arbeitete mit ihm häufig zusammen. Das Einzige, was man Palomino, nicht ganz ohne Unrecht, vorwirft, ist, daß er die Figuren, selbst in seinen großartigsten Gemälden, wie z. B. in seinem Bekenntniß des heil. Petrus (in der Hauptkirche zu Valencia), so wie in den Bildern, welche er für die Kathedrale zu Cordova verfertigte, oft mit zu großer Treue aus der gemeinen Wirklichkeit entlehnte. Dagegen ist er in der Perspective, so wie im Colorit, wahrhaft ausgezeichnet. Er starb zu Madrid den 13. April 1726 und wurde daselbst mit großem Pomp begraben. Noch hat man von ihm

Digitized by Google

auch eine Geschichte der spanischen Maler, die in Madrid unter dem Titel: „El Museo pictorico, y Escala optica," in 3 Bänden herauskam, von denen die beiden ersten eine Anleitung zur Theorie und Praxis der Malerkunst, der dritte aber das Leben der berühmtesten spanischen Künstler enthält Eine Übersetzung dieses letzten Bandes kam 1742 in Paris heraus (Histoire abrégée des plus fameux peintres espagnols, par Palomino), und Quilliet benutzte des Spaniers Werk, trotz mancher darin sich vorfindenden Unrichtigkeit, als Grundlage zu seinem 1816 in Paris erschienenen „Dictionaire des Peintres espagnols."

*Panckoucke, berühmte Buchhändler-Familie in Paris. Der Großvater des jetzt noch lebenden Buchhändlers P. hieß Andreas Joseph und war 1700 in Lille geb., wo er auch 1753 starb; er begnügte sich nicht damit, Bücher zu verlegen, sondern schrieb auch welche, und freisinnigere, als es sein Beichtvater wollte, der ihm daher nach seinem Tode ein ehrliches Begräbniß streitig machte. Von seinen Schriften, meist Wörterbücher und zu ihrer Zeit schätzbar, hat sich keine bis jetzt erhalten. — Sein Sohn Carl Joseph, 1736 in Lille geb., ein lebhafter, geistreicher Kopf, fühlte sich in seiner Vaterstadt für die großen Entwürfe, mit denen er sich herumtrug, zu beengt. Er eilte nach Paris, wo er sich durch einige kleine Schriften bereits vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Hier wurde sein Haus bald der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Köpfe, welche um diese Zeit (gegen 1760 und nachher) in Paris lebten. Der Mercure de France kam in seine Hände und er wußte diese Zeitschrift so zu heben, daß die Zahl der Abonnenten bis auf 15,000 stieg. Von jetzt an findet man Panck. Namen bei großen Unternehmungen des franz. Buchhandels jener Zeit. Wir nennen von ihm: Büffon's Werke, le grand Vocabulaire françois, die Sammlung von Reisen von Laharpe, die Encyclopédie méthodique; auch war er derjenige, welcher beim Ausbruche der Revolution die Idee zum Moniteur gab, dessen Eigenthum und Verlag auch noch gegenwärtig seiner Familie gehört, nämlich Madame Agasse, seiner Tochter. Suard war P.'s Schwager, indem Suard P.'s Schwester geheirathet. Auch diese Verbindung hatte auf P.'s Geschäfte vortheilhaften Einfluß. Panckoucke starb 1798 in einem Alter von 62 Jahren. — Sein Sohn Charles, der jetzt noch lebende Buchhändler Panckoucke, gehört ebenfalls unter die ersten pariser Buchhändler, wie er einer der thätigsten und in seinen Unternehmungen einer der glücklichsten ist. Die [illegible]tigsten [illegible]r von ihm verlegten Werke sind das Dictionaire des [illegible]nedicales in 60 Bänden, die in Zeit von 12 Jahren 1822) erschienen, die Victoires et Conquêtes des armées [illegible]ises, ein Werk, das schon gegen 80 Bände enthält und noch [illegible]er nicht geendet ist, und insbesondre die Ausgabe im Wege des [illegible]uchhandels von dem großen Werke über Ägypten, das Napoleon auf Kosten des Staats angefangen und Ludwig XVIII. vollenden läßt.

*Panzer, (Georg Wolfgang), einer der ersten und verdientesten deutschen Bibliographen, war am 16. Mai 1729 zu Sulzbach geboren, bekleidete zuerst die Landpredigerstelle zu Etzelwang, und wurde dann nach Nürnberg berufen, wo er erst Diaconus, und seit 1773 Scheffer (Hauptpastor) an der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald war. Hatte er sich schon früher seine ländliche Stille durch die Anlegung kleiner geschmackvoller Sammlungen erheitert (namentlich beschäftigte

Digitized by Google

ihn hier die Anlegung einer interessanten Münzsammlung in saubern Zinnabgüssen, welche er selbst fertigte), so mußte die alte ehrwürdige Stadt mit ihren reichen Schätzen der Literatur und Kunst seinem Sammler- und Forschereifer nothwendig ein neues weites Feld darbieten. Zuerst beschäftigte ihn die Geschichte der Bibelausgaben, welcher wir nicht nur mehre gediegne Werke (namentlich seine Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Luthers, 1783) verdanken, sondern welche ihm zugleich auch die Veranlassung zu einer eignen ausgezeichneten Bibelsammlung wurde, die er 1780 an den damaligen Herzog von Würtemberg im Ganzen überließ. Daneben zog ihn das Sammeln nürnbergischer Portraits aller Art an, von denen er ein für die nürnbergische Familien- und Kunstgeschichte sehr wichtiges Verzeichniß herausgab (1790 und Supplem. von 1801). Endlich kam er auf eine Idee, durch deren standhafte und gelungne Ausführung er der Wohlthäter und zweite Schöpfer eines der wichtigsten Zweige der Bibliographie geworden ist. Maittaire hat in seinen bekannten typographischen Annalen die ältesten deutschen Drucke begreiflicher Weise so gut wie ganz übergangen. Dies veranlaßte Panzer zu einem besondern Werke über dieselben (Annalen der ältern deutschen Literatur), welches er anfangs bis auf das Jahr 1520 beschränkte, später aber bis zum Jahre 1726 fortführte (Nürnb. 1788—1804, 2 Bde. nebst Supplem. Leipz. 1802, 4.), und welches durch Vollständigkeit und scharfe Genauigkeit, außer seiner ursprünglichen Bestimmung zugleich eine der schätzbarsten Materialiensammlungen zur Geschichte der deutschen Literatur geworden ist. Kaum war dieses Werk vollendet, als er den weiten Plan einer allgemeinen Registratur aller bekannten Drucke seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1536 faßte, ein Werk, welches in Verbindung mit dem vorigen unsre Nation mit gerechtem Stolze allen ausländischen bibliographischen Leistungen entgegen stellen darf. Die alten Drucke aller Länder und Sprachen sind (ein großer Theil nach eigner Ansicht) in alphabetischer Folge der Druckorte chronologisch verzeichnet, kurz, aber genau charakterisirt, und Angaben der Bibliotheken oder der Werke, in denen sie verwahrt oder beschrieben werden, beigefügt. Auch sein Ulrich von Hutten in literarischer Hinsicht (Nürnb. 1793, 8.) gehört zu den schätzbarsten bibliographischen Monographien. Außer den zahlreichen Bibliotheken seines Wohnorts (von der Stadtbibliothek war er selbst würdiger Aufseher) unterstützte seine Arbeiten eine eigne, eben so kostbare und an Seltenheiten aller Art reiche, als an Zahl starke Sammlung, deren nach seinem Tode erschienener Auctionskatalog drei starke Bände füllte. Auch in seinem Amte machte er sich durch verständige Verbesserungen des öffentlichen Gottesdienstes und durch Einführung der allgemeinen Beichte und eines neuen Gesangbuchs verdient, und zeigte sich als einen einsichtsvollen und denkenden Mann. Er starb am 9. Juli 1805 in dem rühmlichen Alter von 77 Jahren.

*Pappkunst, Papparbeit, Kunst, in Pappe zu arbeiten, war gegen das Ende des vorigen Jahrh. noch wenig bekannt, wurde nur von Einzelnen und unvollkommen oder beschränkt auf wenige Artikel oder Formen ausgeübt, etwa von Mathematikern zur Darstellung der geometrischen Körper, oder von Buchbindern zur Fertigung einfacher Futterale und kleiner Etuis und Bestecke. Im J. 1797 wurde das Papparbeiten (das Pappen) durch Blasche's Buch: „der Pappenarbeiter oder Anleitung in Pappe zu arbeiten; vorzüglich Er-

Digitized by Google

ziehern gewidmet"; als nützliche Nebenbeschäftigung für Knaben und Jünglinge, also in pädagogischer Hinsicht und zugleich als eine selbstständige Kunst ins Publikum eingeführt. Seitdem hat sich diese angenehme Kunst theils auf praktischem Wege, mittelst fleißiger Ausübung und Vervollkommnung derselben, theils auf literarischem durch die Erscheinung neuer Schriften über diesen Gegenstand, welche unten genannt werden sollen, immer mehr verbreitet, und durch fabrikmäßige Betreibung derselben sind ihre Produkte gegenwärtig und schon vor Jahren, auch in den Handel eingeführt. Es läßt sich der Nutzen dieser Kunst und deren Verbreitung von verschiednen Seiten erwägen: 1) von pädagogischer Seite. In dieser Hinsicht kann man unterscheiden: a) einen negativen oder vorbauenden Nutzen, in sofern junge Leute in ihren Freistunden, durch das Anziehende der Beschäftigung, gegen die Gefahren der Langweile und des müßigen Umgangs geschützt werden; b) einen positiven Nutzen, insofern die Beschäftigung in verschiedner Hinsicht bildend ist, was um so mehr der Fall sein kann, als sie planmäßig (unter aufmunternder, zurechtweisender Leitung von Seiten der Erzieher) betrieben wird. Bei der großen Mannichfaltigkeit möglicher Formen ihrer Produkte, bei der noch größern Mannichfaltigkeit möglicher Combinationen zusammengesetzter Stücke, bei der Wahl unter verschiednen Methoden und bei der Freiheit in der Wahl hinsichtlich der äußern Verzierung und Verschönerung der Erzeugnisse, muß die Ausübung dieser Kunst für junge Leute ein großer Reiz zur Übung ihrer Erfindungskraft sein. Es wird überdies Gewandtheit im sichern Gebrauche der Hände — technische Geschicklichkeit — erworben, welche in vielen Fällen willkommne Anwendung findet, zur Selbsthülfe befähigt und von dem Beistand Andrer unabhängiger macht. Endlich gibt man mit der Einführung dieser Kunst in das häusliche Leben der Familien, den Kindern ein Mittel in die Hände, durch reelle Früchte ihres Fleißes die Tugenden der Dankbarkeit gegen Eltern und Erzieher und des Wohlwollens gegen ihres Gleichen zu üben. 2) Von diätetischer Seite. Mechanische Nebenbeschäftigungen, z. B. das Drechseln, die Beschäftigung mit leichten Tischler- und Metallarbeiten und so auch das Pappen, sind, als ein treffliches Erhaltungsmittel der Gesundheit, als Reiz- und Gegenmittel gegen die Gefahr, durch zu anhaltende Geistesspannung und vieles Sitzen sich zu schaden, besonders Gelehrten sehr zu empfehlen und übrigens auch denjenigen Ständen, deren Beruf eine sitzende Lebensart erfodert. Zu diesem Behuf empfiehlt sich die Pappkunst vor den andern, vorhin genannten mechanischen Nebenbeschäftigungen durch das Compendiöse ihres Apparats von Werkzeugen, der daher wenig Raum erfodert, sich überall anbringen und wieder wegnehmen läßt, sonst aber auch durch die oben erwähnte Mannichfaltigkeit, welche geeignet ist, nicht nur die Hände, sondern auch den Geist leicht und angenehm zu beschäftigen. 3) Von industriöser und merkantilischer Seite. Es verdient beachtet zu werden, daß in der Ausbildung und Verbreitung dieser Kunst ein neuer Erwerbszweig aufgeblüht ist, welcher eine Menge Menschen, wenn auch nicht vollständig ernährt, doch in ihrem Erwerb unterstützt. Auch ist der vortheilhafte Einfluß nicht zu verkennen, den das Emporkommen der Pappkunst, hinsichtlich der nöthigen Materialien, besonders auf die Erweiterung und Vervollkommnung derjenigen Gewerbe haben mußte, welche dieselben produciren. Dahin gehört z. B. das Pappmachergewerbe (gewöhnlich von Papiermachern nebenbei betrieben, sonst aber auch für sich bestehend). Die Manufak-

Digitized by Google

turen von farbigen, bunten (marmorirten und gedruckten) und gepreßten Papieren aller Art, von Bordüren, Rosetten und Medaillons aus farbigen, vergoldeten, bronzirten und versilberten Papieren, von Leim und andern Bindungsmitteln ꝛc. Die Produkte, welche die Pappkunst zu liefern vermag, lassen sich wegen ihrer Mannichfaltigkeit nicht wol namentlich aufführen; denn sie kann, im Nothfall, jede Form nachahmen, aber auch in der Aufstellung neuer Formen oder Muster mit jeder andern Formkunst wetteifern. Futterale, Etuis, Dosen, Körbchen von sehr verschiedner Façon und Bestimmung, Kästchen oder Behältnisse von den verschiedensten Formen und Einrichtungen (nach der Beschaffenheit ihrer Bestimmung oder ihres Gebrauchs), Modelle von verschiednen Erzeugnissen der Tischlerkunst, z. B. von Schränken, Kommoden, Tischen ꝛc., alles jedoch zu irgend einem Gebrauch eingerichtet, Nachahmungen verschiedner Blecharbeiten, z. B. Vorsetzbretter, Brod- oder Zwiebacktörbchen, Untersätze zu Lichtputzen, Trinkgläsern, Bouteillen ꝛc., sind nur einige Beispiele aus der Mannichfaltigkeit möglicher Produkte dieser nützlichen Kunst, welche auch als hülfreiches Organ für manche Wissenschaften, besonders die Naturgeschichte, hinsichtlich des Aufbewahrens der Naturalien, wozu sie zweckmäßige Behältnisse liefert, benutzt werden kann. Durch den Einfluß eines gebildeten Geschmacks, hinsichtlich der Formen und Formatverhältnisse, auf die Ausübung der Kunst, durch die Anwendung verschiedner Hülfs- oder Verschönerungskünste, besonders der Lackir- und Vergoldungskunst, durch angebrachte Malerei, durch schickliche Wahl und Auftrag schöner Bordüren ꝛc. vermag man gegenwärtig den Produkten der Pappkunst viel Eleganz zu geben. In der Anwendung antiker Formen auf Papparbeiten zeichnen sich jetzt die Franzosen und Engländer aus, erstre auch durch die Fabrikation vorzüglicher Materialien für diese Kunst, namentlich durch schöne Papiere und Bordüren aller Art, vor allem durch ein vortreffliches Goldpapier, und die Deutschen haben in dieser Hinsicht noch manches von ihnen zu lernen. Wie jede Formkunst, d. h. jede, die sich mit der Formung eines Materials oder einiger beschäftigt, sich praktisch auf die Anwendung und Combination der geometrischen Grundformen (geometrischen Körper), theoretisch auf die Formenlehre und Formendarstellungslehre gründet, so auch vorzüglich die Pappkunst. Soll daher der Unterricht in dieser für junge Leute recht nützlich und bildend sein, so darf man nicht ermangeln, ihm eine geometrische Grundlage zu geben und mit dieser in stete Beziehung zu setzen. In Beziehung auf das Pappen und eine verwandte Kunst, das Papierformen, findet man diese Maßregel in folgender Schrift beobachtet: „der Papierformer, oder Anleitung, allerlei Gegenstände der Kunstwelt aus Papier nachzubilden. Ein Handbuch für Erzieher, zum Behuf einer gehaltvollen Beschäftigung für ihre Zöglinge von B. H. Blasche. Mit 10 Kupfertafeln. Schnepfenthal 1819." In genauer Beziehung auf das oben erwähnte Werk: der Papparbeiter ꝛc., steht folgende kleine Schrift desselben Verfassers: „Sammlung neuer Muster von Papparbeiten, dargestellt in Abbildungen derselben und ihrer Netze. Nebst speciellen Anleitungen, die als Nachträge zum Papparbeiten zu betrachten sind. Mit 5 Kupfertafeln. Schnepfenthal 1820." Schätzbare Beiträge zur Vervollkommnung der Pappkunst enthält folgendes Buch: G. H. Ziegler's Anleitung zu den Carton-Arbeiten, gr. 8. Winterthur 1813. Als Kinderschrift dagegen, die blos eine leichte Unterhaltung bezweckt, ohne Neues zur Föderung der Kunst gewähren zu wollen, ist: Kern-

Digitized by Google

dörffer's kleiner Papparbeiter, oder deutliche Anweisung in Pappe zu arbeiten, für Kinder, mit Kupfern. 2. Aufl. Pirna 1815" zu betrachten, welche Schrift jedoch ihrem Verf. das Verdienst gibt, zur Verbreitung der Sache, als nützlicher Beschäftigung für Kinder, beigetragen zu haben.

Paranymphe. Bei den Griechen eine Art von öffentlichen Beamten, welche den Hochzeitfeierlichkeiten vorstanden, und insonderheit das Brautbett unter ihrer Aufsicht hatten; bei den Römern, drei junge Leute, welche die Neuvermählte in das Haus des Bräutigams geleiteten, Brautführer; bei den Hebräern, ein Freund des Bräutigams, der bei den Hochzeitfeierlichkeiten den Vorsitz hatte und die Braut dem Bräutigam zuführte.

Paré (Ambroise), der Vater der französischen Wundarzneikunst, wurde zu Anfange des 16. Jahrh. zu Laval, im Depart. Mayenne, geboren. Sein Vater gab ihn zu einem Kaplan in die Kost, der aber für das geringe Jahrgeld, das ihm für den Unterricht des Knaben im Lateinischen bezahlt wurde, sich dadurch entschädigte, daß er ihm Gartenarbeit und die Wartung seines Maulthieres auftrug. Später kam er zu einem Wundarzte in Laval, wo er das Aderlassen lernte. Ein Steinschnitt, der in seiner Gegenwart verrichtet wurde, bestimmte seinen Entschluß, sich der höhern Wundarzneikunst zu widmen, und er begab sich nach Paris, um die Vorlesungen der berühmtesten Lehrer zu hören. Goupil, Lehrer am Collège de France, gebrauchte ihn bei seinen Kranken in geringern chirurgischen Fällen, und trug viel bei, die Neigung zu ernstem Studium in ihm zu erwecken. Paré begleitete 1536 René de Mont Jean während des Feldzugs in Italien und erhielt nach seiner Rückkehr die chirurgische Doctorwürde. Er wurde 1552 zu Heinrich II. Leibwundarzt ernannt, und diente in gleicher Eigenschaft Franz II., Karl IX. und Heinrich III. Als Carl V. Metz belagerte, erlaubte ihm der König, auf den Wunsch der schwachen Besatzung, sich dahin zu begeben, da fast alle Verwundeten starben, und er rechtfertigte das Vertrauen, das die Belagerten auf ihn gesetzt hatten. So viel Freunde er am Hofe hatte, so bitter haßten ihn die Ärzte, die nicht aufhörten, ihn zu verläumden, und seine Kenntnisse herabzusetzen. Sie beschuldigten ihn sogar, Franz II. vergiftet zu haben; aber Katharina von Medici wies diese Anklage unwillig ab, und als er Karl IX. von einem gefährlichen Zufalle geheilt hatte, befestigte sich Paré so sehr in der Gunst des Hofes, daß der König in der Bartholomäusnacht, wo er seine protestantischen Unterthanen, ohne einen einzigen schonen zu wollen, ermorden ließ, ihm Zuflucht in seinen Zimmern gab. Er schlug die Anerbietungen eines fremden Fürsten, der ihn in seine Dienste ziehen wollte, standhaft aus, und als die Spanier ihn zum Gefangnen gemacht hatten, verkleidete er sich, um dem König das hohe Lösegeld zu ersparen, das sie wahrscheinlich gefodert haben würden. Er starb 1590 zu Paris. Man verdankt ihm eine bessere Behandlung der Schußwunden, worüber er eine Abhandlung schrieb. Er verbesserte die Operation des Trepanirens, führte die Unterbindung der Arterien wieder ein, operirte Gelenkverhärtungen, und muß in der Geschichte der meisten chirurgischen Lehren genannt werden. Rimont schrieb 1814 eine Lobschrift auf ihn, die von der ärztlichen Gesellschaft zu Bordeaux den Preis erhielt.

Parga, ein Seehafen an der Küste von Albanien, der südlichern Spize Corfu's gegenüber. Diese Stadt, von welcher in den lezten Jahren so viel gesprochen und geschrieben worden ist, wurde zu

Digitized by Google

den Zeiten des Verfalls des römischen Reichs erbaut, und zwar auf einem Felsen, der an drei Seiten vom Meere umspült ist, und im Rücken sich an eine steile Klippe lehnt, auf deren Spitze sich eine fast unbezwingliche Citadelle befindet. Die Stadt steht an der Mündung eines Flusses (dem Acheron der Alten), ist mit Wällen umgeben und hat einen zwiefachen Hafen, durch eine kleine Insel gebildet und durch eine Batterie geschützt. Die Einwohner bestehen, oder vielmehr bestanden aus albanesischen Griechen und ihre Anzahl wurde auf 5000 geschätzt. Die Aussicht von der Citadelle ist großartig, die Umgegend ist fruchtbar, und der zur Stadt gehörige Distrikt war von der albanischen Grenze durch hohe Berge geschieden. Parga's wird in der Geschichte bis zum J. 1401 kaum gedacht, wo es in Bündniß mit Venedig trat; ein Bündniß, das vier Jahrh., bis im J. 1797, wo Venedig unterging, fortdauerte. Parga, von Ali Pascha, dem Tyrannen von Albanien, unabhängig, wurde um diese Zeit von allen, die Ali's Verfolgungen und Erpressungen zu entgehen suchten, als eine Freistätte betrachtet, dadurch aber auch der Sitz vieler Parteiungen und Ränke, die man gegen seine Regierung anzettelte. Es war daher für Ali Pascha sehr wichtig, sich Parga's zu bemächtigen. Im J. 1798 fand er Mittel, Bucintro, Prevesa und die andern befestigten Plätze, an der nahgelegnen Küste, in Besitz zu nehmen. Parga allein bot seinen siegreichen Waffen Trotz. Im J. 1811 suchte nun Ali sich Parga's mit offner Gewalt zu bemächtigen. Die Pargioten schlugen den Angriff zurück, wandten sich aber jetzt an die Engländer in Corfu um Unterstützung, indem sie hofften, der Republik der ionischen Inseln einverleibt zu werden. Die Engländer legten zwar Besatzung nach Parga, allein ihre Regierung ging nicht in den Vertrag ein, den die Pargioten ihr vorgeschlagen hatten. Die englische Regierung verkannte zwar die Wichtigkeit nicht, welche Parga für Corfu hat, allein die Besorgniß, in fortwährende Streitigkeiten mit den räuberischen Albanesern verwickelt zu werden, führte zu Unterhandlungen mit Ali, in Folge welcher dieser in Besitz von Parga gesetzt wurde, jedoch mit der Verbindlichkeit, allen Einwohnern, die sich ihm zu unterwerfen nicht geneigt sein und eine Auswanderung vorziehen möchten, eine Geldentschädigung zu geben. Die Übergabe an Ali hatte 1819 Statt, und die Einwohner wendeten sich fast alle nach den verschiednen ionischen Inseln.

*Paris, die Hauptstadt von Frankreich und eine der schönsten Städte der Welt. Sie liegt in der Richtung von Nord-Ost von Frankreich an den Ufern der Seine, in einer ebenen Gegend, die wenig Mannichfaltigkeit hat. Die Umgegend von Paris bietet bei weitem nicht die Abwechselung dar, welche man bei der Annäherung Londons findet. Statt der freundlichen Gärten, der Parks der engl. Großen und der zahllosen Landhäuser des Mittelstandes, welche die Nähe Londons so höchst reizend machen, findet man bei Paris, nach mehrern Seiten hin, große Strecken nicht einmal eingeschlossner Kornfelder. Auch ist das Leben und die Bewegung auf den Heerstraßen, das Gewühl der ankommenden und abgehenden Pferde, Wagen und Fuhrwerke aller Art, die Regsamkeit überhaupt nicht so lebendig als auf den Landstraßen in der Nähe der brittischen Hauptstadt, übertrifft dagegen aber immer Alles dieser Art, was man bei den deutschen Hauptstädten findet. Die prachtvollste Annäherung von Paris ist die von St. Germain her. Von der Brücke von Neuilly an führt eine sehr breite, an beiden Seiten mit hohen Bäumen besetzte Kunststraße in

Digitized by Google

gerader Linie zur Stadt, wo die Aussicht sich mit dem noch unvollendeten Triumphbogen, arc de l'étoile, schließt. Dieser Triumphbogen steht auf einer Höhe, und wenn man von ihr nach der Stadt selbst hin herabsteigt, wird der Anblick immer reizender. Die anderthalb Stunden lange Haupt-Allee von prächtigen hohen Ulmen, an beiden Seiten mit schönen Gärten und Häusern begrenzt, führt auf die elisäischen Felder, bekanntlich einem reizenden Lustwalde. Man kommt von da auf den prachtvollen Platz Ludwig XV. (in der Revolution, Revolutionsplatz genannt, wo die Guillotine en permanence war, Ludewig XVI. gerichtet wurde u. s. w.), man nähert sich den Tuillerien mit ihrem von le Notre angelegten prachtvollen Garten und ihren Statuen, der Seine mit ihren Quays und Brücken, dem National-Denkmale auf dem Vendôme-Platz, (der Sieges-Colonne), dem Palast Bourbon wo sich die Kammer der Deputirten versammelt; man ist in Paris und der erstaunte Fremde weiß nicht, welche Gegenstände ihn am meisten anziehen.

I. Geschichte. Ein gallisch-celtischer Volksstamm, die Parisier, hatten das alte Lutetia auf einer Morastinsel der Seine schon vor Christi Geburt gebaut (seines schmuzigen Bodens wegen soll ihm dieser Name: Kothstadt, gegeben worden sein); sie verbrannten es, als die Römer Gallien überzogen. Die Römer bauten Lutetia wieder auf, verstärkten die Befestigungen, bauten eine Wasserleitung und ein öffentliches Gebäude, die Thermen, von den warmen Bädern so genannt. Allein Lutetia blieb klein und unbedeutend, bis Kaiser Julian hier im J. 360 Winterquartiere nahm und sich einen Palast erbaute. Im 5. Jahrh. wurde es von den Franken genommen und im J. 508 zur Hauptstadt ihres Königreichs erklärt. Chlodowig nahm den christlichen Glauben an und wohnte in dem vorhin gedachten Palast der Thermen, von welchem man noch jetzt in der Straße Laharpe Ruinen findet. Clotilde vollendete den Bau der Kirche St. Geneviève, die Chlodowig angefangen hatte und etwas später begann Childebert den Bau der Kirche Notre-Dame; hundert Jahre später gründete St. Landry das Hôtel-Dieu. Zu Ende des 8. Jahrh. stiftete Carl der Große die Schulen, aus welchen späterhin die Universität entstand. Im J. 845 belagerten die Normänner die Stadt und steckten sie, 10—12 Jahre später, in Brand. Hugo Capet, ein Sprößling der Grafen von Paris, erster König der dritten Stammfolge des franz. Throns, bestieg denselben im J. 987, und seit diesem Zeitpunkt blieb Paris die Residenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV., den die Fronde im J. 1649 aus der Hauptstadt vertrieben hatte, Versailles erbaute und zum königl. Wohnsitz erhob. Hugo Capet residirte im jetzigen Justiz-Palast. Die Stadt vergrößerte sich und ward in 4 Quartiere getheilt. Aber damals genügten noch 10 Menschen zur Erhebung aller Abgaben und unter Ludwig dem Dicken wurden an dem nördlich gelegnen Thore, in der Nähe der jetzigen Straße St. Martin noch nicht mehr als etwa 12 Francs monatlich eingenommen. 1163 errichtete Bischof Moriz von Sülly den Dom von Notre-Dame, wie er noch jetzt zu sehen. In demselben Jahrhundert bauten die Tempelherren ihren Palast auf dem Platze, wo sich gegenwärtig le marché du temple befindet. 1190 ordnete Philipp August, der kurz vorher auch Paris hatte pflastern lassen, eine dritte Erweiterung an, und theilte die Stadt in 8 Quartiere. Bis dahin hatte Paris nur 3 Thore gehabt, jetzt erhielt es 15. Im 13. Jahrh. gründet der heil. Ludwig das Hospital der quinze vingts für Blinde

und eine Menge Klöster. Das J. 1312 ist durch die Vernichtung der Tempelherren merkwürdig. 1314 läßt Philipp der Schöne den Großmeister Molay und viele Ritter auf dem Platze verbrennen, wo jetzt die place Dauphine ist. Unter Philipp von Valois zählte Paris 150,000 Einw. Die schwarze Pest, die um die Mitte des 14. Jahrh. Europa verheerte, raffte die Hälfte der Einwohner hin. Um diese Zeit fing man an, das hôtel de ville, auf dem Greve-Platz, zu bauen. Im J. 1567 fand die vierte Vergrößerung von Paris, unter Carl V., statt, und es wurde jetzt in 16 Quartiere getheilt. 20 Jahre später wurde der Bau der Bastille begonnen. Bis dahin hatte Paris erst 2 Brücken: die eine nach Norden, le pont au change; die andre nach Süden, le petit pont. 1378 baute man die dritte, le pont St. Michel, der jetzigen Straße La Harpe gegenüber. Eine vierte Brücke, pont nôtre Dame, wurde bald nachher gebaut. 1415 wird Paris von einer Hungersnoth, von Pest und Seuchen heimgesucht und der Tod rafft in 3 Monaten 100,000 Menschen hin. Die Engländer bemächtigten sich 1420 Frankreichs und der Hauptstadt. Die Jungfrau von Orleans vertreibt sie im J. 1436. Im J. 1463 denkt man zuerst an eine, wenn auch noch sehr unvollkommne Straßenbeleuchtung. Unter Ludwig XI. zählt man in Paris schon 300,000 Einw. Die Jesuiten nisten sich im J. 1563 ein. Unter Franz I. findet die fünfte Vergrößerung von Paris statt. 1590 belagert Heinrich IV. Paris; 4 Jahre später geht er zur katholischen Kirche über. Die Stadt ergibt sich nun, und Heinrich hält einen Triumpheinzug. Der Pont neuf war von Heinrich III. im J. 1578 zu bauen angefangen; im J. 1604 wurde sie von Heinrich IV. vollendet. Im J. 1614 wird die Statüe zu Pferde, von Heinrich IV., (das erste Denkmal dieser Art in Frankreich) auf dem pont neuf errichtet. 1615 wurde der Palast Luxemburg, 1629 das Palais Royal (in seiner alten Gestalt) zu bauen, und 1635 der Pflanzengarten anzulegen, angefangen. Ludwig XIV. erweitert die Stadt auf's neue und es geschieht unter seiner langen Regierung auch viel für die Verschönerung derselben. 1664 werden die Tuillerien, die Catharina von Medicis, zu bauen angefangen, vollendet. 1665 wird von Perrault die Colonnade des Louvre erbaut und fast gleichzeitig das Hôtel der Invaliden, die Sternwarte, das Thor St. Denis. Unter Ludwig XV. wurde unter andern die école militaire und die noch nicht ganz vollendete Kirche St. Geneviève aufgeführt. Im J. 1763 errichtete die Stadt die Statüe Ludwigs XV. auf dem Platze dieses Namens und eine Menge Prachtgebäude, die errichtet worden, fallen in die Regierung dieses Königs und seines Nachfolgers. Die Revolution unterbrach die Verschönerung von Paris, bis nach dem 18. Brümaire Napoleon die Zügel der Regierung auffaßte. Eine der größten Aufgaben, die Napoleon sich schien gemacht zu haben, war, die franz. Hauptstadt mit einer großen Zahl von Baudenkmälern im größten Styl zu schmückrn und auch dadurch die Bewunderung der staunenden Welt zu erregen. Ihm verdankt Paris in dieser Hinsicht mehr als irgend einer der vorhergegangenen Regierungen. Es wird sich im Verfolg dieses Art. Gelegenheit finden, der wichtigsten derselben zu gedenken. Zu den für Paris geschichtlich vorzüglich merkwürdigen Tagen, seit der Revolution bis jetzt, sind folgende zu zählen:

14. Juli 1789. Ausbruch der franz. Revolution. Einnahme der Bastille.

Digitized by Google

5. u. 6. Oct. 1789. Zug des pariser Volks nach Versailles, um den König nach Paris zu holen, der von diesem Zeitpunkt an in Paris seine Residenz behält.

19. Oct. 1789. Die von Versailles nach Paris verlegte National-Versammlung hält ihre erste Sitzung im erzbischöflichen Palast und am 5. Nov. in der sogenannten Reitbahn.

14. Juli 1790. Föderations-Fest auf dem Marsfelde. Talleyrand liest die Messe.

20. Juni 1791. Flucht des Königs. Er wird zu Varennes angehalten und trifft am 25. Juni wieder in Paris ein.

13. Sept. 1791. Der König nimt die erste Constitution an und beschwört sie.

30. Sept. 1791. Letzte Sitzung der constituirenden Versammlung.

1. Oct. 1791. Erste Sitzung der gesetzgebenden Versammlung.

20. Juni 1792. Insurrection der Vorstädte. Das Volk dringt in die Tuillerien und zwingt den König, die rothe Mütze aufzusetzen.

10. August 1792. Das Volk greift die Tuillerien an und überwältigt sie. Der König flüchtet in die Nationalversammlung. Seine Absetzung und Arrestation wird decretirt. Er wird in den Tempel gebracht.

2. u. 3. Sept. 1792. Die Gefangnen werden in den Gefängnissen ermordet.

20. Sept. 1792. Schluß der gesetzgebenden Versammlung. Der Nationalconvent hält seine erste Sitzung.

21. Sept. 1792. Die Republik wird erklärt.

6. Nov. 1792. Anfang des Prozesses Ludwig XVI.

21. Jan. 1793. Hinrichtung des Königs.

6. April 1793. Errichtung des Commité du salut public als höchster Regierungsgewalt.

31. Mai 1793. Sieg der Partei des Berges über die Girondisten.

27. Juni 1793. Proclamation der zweiten Constitution.

16. Oct. 1793. Hinrichtung der Königin.

10. Nov. 1793. In der Kirche Notre Dame wird ein sogenanntes Fest der Vernunft gefeiert.

8. Juni 1794. Fest zu Ehren des höchsten Wesens, von Robespierre angeordnet.

27. Juli 1794. Sturz und Hinrichtung Robespierre's.

1. April 1795. Insurrection des pariser Volks, das Brod und die Constitution von 1793 verlangt. Pichegrü dämpft sie.

5. April 1795. Ankündigung des Friedens mit Preußen, in Basel geschlossen.

22. u. 23. Mai 1795. Neue Insurrection des Volks. Der Deputirte Feraud wird im Convent ermordet.

12. Juni 1795. Tod des Sohns von Ludwig XVI.

22. August 1795. Annahme der dritten Constitution.

5. Oct. 1795.	Begebenheiten des 13. Vendemiaire oder der Insurrection der pariser Sectionen gegen den Convent. Buonaparte überwältigt sie.
1. Nov. 1795.	Installirung des Directoriums; die 3. Constitution wird eingeführt. Der Rath der Alten vereinigt sich im Saal des Convents; der Rath der Fünfhundert im Saale der Reitbahn.
29. Nov. 1795.	Die Tochter Ludwigs XVI. wird gegen Drouet und andre Deputirte ausgewechselt.
22. Oct. 1796.	Malmesbury vergebens in Paris, um den Frieden zu unterhandeln.
4. Sept. 1797.	Revolution vom 18. Fructidor. Das Directorium siegt über die gemäßigte Partei von Carnot, Barthelemy, Pichegrü ꝛc.
19. Mai 1798.	Buonaparte verläßt Paris, um sich nach Ägypten einzuschiffen.
18. Juni 1799.	Die Directoren Merlin, La Reveillère und Rewbel werden aus dem Directorio verdrängt. Wird genannt die Revolution v. 30. Prairial.
16. Oct. 1799.	Ankunft Napoleons aus Ägypten in Paris.
9. Nov. 1799.	Revolution des 18. Brümaire. Napoleon erster Consul.
2. Juli 1800.	Napoleons Rückkehr nach Paris nach der Schlacht v. Marengo (14. Juni 1799.)
24. Dec. 1800.	Die Höllenmaschine des 3. Nivose.
9. Nov. 1801.	Feier des allgemeinen Friedens in Paris.
2. Aug. 1802.	Napoleon, erster Consul auf Lebenszeit.
21. März 1804.	Der Herzog v. Enghien wird von einer Militair-Commission verurtheilt.
18. Mai 1804.	Napoleon wird Kaiser.
2. Dec. 1804.	Krönung Napoleons und Josephinens durch den Papst.
29. Juli 1807.	Napoleons Rückkehr nach Paris nach dem tilsiter Frieden.
19. Aug. 1807.	Aufhebung des Tribunats.
15. Apr. 1808.	Napoleon reist nach Bayonne. Anfang des spanischen Kriegs.
27. Sept. 1808.	Napoleon reist zum Congreß in Erfurt.
9. Apr. 1809.	Napoleon reist zur Armee gegen Österreich.
11. Juni 1809.	Napoleon wird vom Papst excommunicirt.
16. Dec. 1809.	Napoleon trennt sich von Josephinen.
2. Apr. 1810.	Vermählung Napoleons mit Marie Louise.
9. Mai 1812.	Abreise Napoleons zur Armee, die gegen Rußland bestimmt ist. (25. Juni 1812. Übergang über den Niemen. 14. Sept. 1812. Einzug in Moskau. 28. Nov. 1812. Rückzug über die Beresina).
3. Dec. 1812.	Das 29. Bülletin erscheint im Moniteur.
20. Dec. 1812.	Napoleons Ankunft in Paris.
15. Apr. 1813.	— Abreise zur Armee nach Deutschland.
9. Nov. 1813.	— Rückkehr nach Paris.
31. März 1814.	Besetzung von Paris durch die Alliirten.

Digitized by Google

11. Apr. 1814.	Napoleons Thronentsagung.
12. Apr. 1814.	Ankunft des Grafen Artois in Paris.
3. Mai 1814.	Feierlicher Einzug Ludwig XVIII. in Paris. Erste Restauration.
1. März 1815.	Napoleons Landung bei Cannes.
20. März 1815.	Abreise des Königs. Einzug Napoleons. (16. Juni 1815. Bataille von Ligny. 18. Juni 1815. Schlacht von Waterloo.)
22. Juni 1815.	Zweite Thronentsagung Napoleons.
8. Juli 1815.	Zweiter feierlicher Einzug Ludwig XVIII. Zweite Restauration.
13. Febr. 1820.	Ermordung des Herzogs von Berry.
31. Mai—7. Juni 1820.	Unruhen in Paris wegen des Wahlgesetzes. Der junge Lallemand wird bei denselben erschossen.

II. Umfang und Form der Stadt; Straßen. Von einer bedeutenden Höhe in einer Centrallage (wie z. B. von den Thürmen der Notre Dame oder der Kuppel des Pantheons) herab gesehen, hat Paris mit den Vorstädten fast eine Cirkel-Form, und da keine Kohlen zur Heizung und Feuerung gebraucht werden, so erscheinen die Spitzen und Kuppeln seiner Kirchen und öffentlichen Gebäude in vollem Licht, und man bemerkt selbst die entfernt liegenden Umgebungen sehr genau. Paris ist, um Contrebande zu verhüten, seit 1785 mit einer Mauer umgeben. Diese Mauer hat einen Umfang von beinahe 4 deutschen Meilen. Die schlechtest gebauten Straßen von Paris sind die östlich gelegnen, die Vorstadt St. Antoine, das Quartier au Marais genannt, und die Cité. Von der Cité wurden im Verfolg der Jahrhunderte die Straßen nordwärts nach dem Tempel und südwärts nach dem Pantheon geführt, aber ohne ihnen angemeßne Breite und Eleganz zu geben, bis in spätern Zeiten die Richtung der Straßen südwärts nach der Vorstadt St. Germain, und nordwärts nach den Tuillerien genommen wurde. Im Ganzen sind die meisten Straßen von Paris enge und schmuzig. Der Schmuz und die Unreinlichkeit derselben wird besonders dadurch befördert, daß das Regenwasser in einer Rinne in der Mitte der Straßen abfließt und nicht an beiden Seiten. Nur wenige der neuern Straßen sind auf letztre Weise gepflastert. Trottoirs findet man ebenfalls nur in diesen. Als eigentlich schöne Straßen sind zu nennen: Rue de Rivoli, Rue de Castiglione, Rue de la Paix, aber ihre Länge ist noch unbedeutend. Es rühren solche aus Napoleons Zeiten her und werden schon deßhalb unter der königl. Regierung vernachläßigt. Obgleich die Vorstädte noch ihre Bezeichnung: Vorstädte, beibehalten, so sind sie doch mit der Stadt völlig genau verbunden und machen mit derselben ein Ganzes aus. Alle Straßen sind mit in der Mitte derselben hängenden Reverberen erleuchtet. Die Häuser sind in jeder Straße besonders numerirt.

III. Die Boulevards; die öffentlichen Plätze. Die Boulevards sind breite Straßen, die an beiden Seiten mit Bäumen besetzt sind, jedoch so, daß zwischen den Bäumen und den Häusern noch ein breiter Weg ist, der blos von Fußgängern benuzt wird; sie nehmen den Raum ein, der in frühern Zeiten, wo der Umfang der Stadt weit geringer war, zur Vertheidigung derselben aus Gräben und Wällen bestand. Diese Boulevards, die sich in viele Abschnitte

Digitized by Google

theilen und verschiedne Namen haben, gehören zu den reizendsten Partien von Paris und gewähren zugleich sehr angenehme Spaziergänge. Ihre Länge ist auf einer Bogenform bedeutend und sehr viele Straßen der innern und äußern Stadt laufen auf sie aus. Die mittlere Hauptstraße der Boulevards, ist stets mit Wagen und Fuhrwerk aller Art, mit Reitern und Fußgängern gefüllt, und dies Gewühl gewährt zumal dem daran noch nicht gewöhnten Auge vielfaches Interesse. Nicht minder anziehend sind die zahlreichen Kaufmannsgewölbe, die auf das geschmackvollste aufgeputzt sind, die verschiednen Theater, öffentlichen Hôtels, Restaurationen und Kaffehäuser mit ihren, im Sommer durch Leinwand-Markisen vor der Sonne geschützten Besuchern, welche bei guter Witterung vor denselben auf Stühlen gruppirt sind, und gegen Abend die zahllosen Spaziergänger beiderlei Geschlechts, die auf gewissen Punkten der Boulevards sich häufig auf Stühlen niederlassen, und Stundenlang an dem Auf- und Abwogen der Menschenmenge ihr Vergnügen finden. Dies geschieht vorzüglich in der Nähe des Kaffeehauses Tortoni. Man nennt diesen Punkt auch wol Coblence oder Gand zur Erinnerung an die beiden Emigrationen nach diesen Städten, für die Gesellschaft, die sich hier versammelt und lustwandelt. Zu den schönsten öffentlichen Plätzen ist vor allen der Vendome-Platz (ein Octogon) mit dem Nationaldenkmal zu zählen, zur Erinnerung an den Feldzug von 1809, der sogenannten Colonne (s. Nro. 6). Dann ist aber der Place du Carroussel zu nennen, der die Tuillerien vom Louvre trennt und nach Süden hin die große Gemälde-Gallerie zur Seite hat. Es war Napoleons Plan, an der entgegengesetzten Seite eine gleiche Gallerie bauen zu lassen, und der Anfang dazu ist auch gemacht. Wäre diese Gallerie vollendet, und also der Louvre mit den Tuillerien völlig verbunden, so würde der Carroussel-Platz gewiß der schönste in Europa sein. Jetzt ist er noch durch einige enge Straßen und einzelne und zum Theil ganz isolirt stehende Häuser, sehr verunstaltet. Ein eisernes Gitter und der Triumphbogen, auf welchem zu Napoleons Zeiten die 4 venetianischen Pferde und der Siegeswagen vom brandenburger Thor standen, trennt den Platz vor den Tuillerien, auf welchem die Musterungen der Truppen pflegen gehalten zu werden, von dem eigentlichen Carroussel-Platz. Der Platz Ludwigs XV., während der Revolution Place de la Révolution, und dann Place de la Concorde genannt, zwischen dem Garten der Tuillerien und den elisäischen Feldern, gehört ebenfalls zu den schönsten öffentlichen Plätzen von Paris. Außerdem nennen wir noch den Place des Victoires mit der Statüe Ludwig XIV., den Place royale, Place de Grève vor dem Hôtel de ville, Place Dauphine, Place de Chatelet.

IV. Das Palais Royal. Diesem haben wir einen eignen Artikel gewidmet. S. Bd. 7.

V. Die Seine, die Quays, die Brücken, die öffentlichen Gebäude, die Kirchen und Hospitäler. Die von Ost nach Westen fließende Seine durchschneidet Paris fast in der Mitte. Mit der Themse verglichen, steht ihr Anblick dieser sehr nach, da sie nicht über die Hälfte so breit ist als diese und der Seine die Belebung der Schifffahrt abgeht, welche die Themse so reizend macht. Indessen ist der Eindruck, den die Seine gewährt, immer sehr angenehm, besonders im Quartier der Tuillerien. An der einen Seite des Flusses sieht man hier die Gallerie des Louvre, die Tuillerien und den Garten derselben; auf der entgegengesetzten Seite vom Palais Bour-

von, bis zum Pont neuf, eine Reihe schön gebauter öffentlicher und Privatgebäude, die sich um so vortheilhafter ausnehmen, da der sehr gut gepflasterte Raum bis zum Fluß eine bedeutende Breite hat. — Die ältern pariser Brücken waren an solchen Punkten angelegt, wo sich Inseln befanden, und der Fluß dadurch getheilt war. Selbst der Pont neuf, der im 17. Jahrh. gebaut wurde, ruht in seinem Mittelpunkt noch auf einer Inselspitze. Diese Brücke ruht auf 12 Bogen und ist 1020 Fuß lang. Der Pont royal von 5 Bogen, nächst den Tuillerien, unter Ludwig XIV. gebaut; der Pont de Louis XVI. ebenfalls von 5 Bogen, wurde 1790 vollendet. Tiefer den Fluß herab und dem Marsfelde gegenüber, liegt der berühmte Pont de Jena, den Blücher in einem Anfall von Vandalism, bei der zweiten Besitznahme von Paris 1815, wollte sprengen lassen, und höher hinauf, dem Pflanzengarten gegenüber, der Pont d'Austerlitz, eine schöne eiserne Brücke. Endlich ist noch der Pont des arts, dem Louvre gegenüber, zu nennen, eine zierliche eiserne, jedoch nur für Fußgänger bestimmte, Brücke. Die letzten drei Brücken sind unter Napoleon gebaut. — Nicht minder sind unter Napoleon die Quays und regelmäßigen Einfassungen des Flusses mit Quadersteinen fast um das Doppelte verlängert worden. — Von den öffentlichen Gebäuden verdienen vor allen der Louvre und die Tuilerien Beachtung. Wir widmen ihnen deshalb auch eigne Artikel (S. d. Art. Bd. 5 u. 10). Der Pallast Luxemburg, in der Vorstadt St. Germain, ist mit seinen Gärten zu den schönsten Gebäuden von Paris zu zählen. Das Directorium schleuderte von hier seine Blitze; dann wurde er dem Senat eingeräumt und jetzt hält die Pairskammer hier ihre Sitzungen. Die große Treppe wird als ein Meisterstück bewundert. Die Gemäldegallerie des Luxemburg ist den Werken neuerer Maler und Bildhauer gewidmet, und man findet hier die auserlesensten Gemälde von David, Girodet, Gerard, Lefevre, Drouais, Vernet u. A. Die bedeutendsten übrigen öffentlichen Prachtgebäude begnügen wir uns blos namentlich aufzuführen: der Palast Bourbon, an der linken Seite der Seine, dient jetzt zu den Sitzungen der Deputirtenkammer; die Garde meubles, ein prachtvolles Gebäude auf dem Platz Ludwig XV. ist für die Aufbewahrung der Kronjuwelen und kostbarer Geräthe aller Art bestimmt; das Hôtel der Invaliden nimmt in jeder Rücksicht die Aufmerksamkeit des Fremden in Anspruch. Nicht minder thun dies: die Militairschule, der Palast der Ehrenlegion, die Münze, das Hôtel de ville, der Justizpalast, die Kornhalle und die neuerbaute, aber noch nicht ganz fertige, Börse. Von Kirchen sind: Notre Dame, St. Geneviève, St. Sulpice, St. Eustache und St. Roch zu nennen. Die Hospitäler sind in Paris zahlreich und in neuerer Zeit gut berathen. Die Gemälde, welche Mercier und Andre zu ihrer Zeit vom Hôtel Dieu machten, haben alle Ähnlichkeit verloren. Es gibt 11 Hospitäler. Eine genaue Beschreibung derselben findet man in D. Casper's Charakteristik der franz. Medicin. Leipzig, Brockhaus 1822, preis 3 Thlr. Von den Hospitälern verschieden, sind die sogenannten Hospices oder Anstalten, wo alte, schwächliche, verrückte Personen aufgenommen und verpflegt werden. Die Salpetrière ist für unheilbare Wahnsinnige bestimmt; Bicêtre als eine Art von Straf- und Besserungshaus zu betrachten; über die Kirchhöfe sehe man den Art. Père la Chaise. Wir erwähnen hier auch noch des Taubstummeninstituts und der Anstalt für Blinde, verweisen deshalb aber auf die Artikel Sicard und Hauy, so wie Blindeninstitute in der neuen Folge dieses Werkes.

Digitized by Google

VI. Monumente, Bibliotheken, öffentliche literarische und wissenschaftliche Anstalten. Das schönste und herrlichste öffentliche Denkmal, das Paris darbietet, ist die Colonne auf dem Platz Vendome, zur Erinnerung an die Siege des Feldzugs von 1809. Die Form der Säule ist eine Nachahmung der trajanischen in Rom. Sie ist von Bronze, wozu die von den Österreichern und Russen in diesem Feldzuge eroberten Kanonen das Material geliefert haben. Der Diameter der Säule ist 12, ihre Höhe 133 Fuß. Die Kosten derselben haben an 2 Mill. Francs betragen. Sie ist vom Fuß bis zur Spitze mit Basreliefs geziert, die sich spiralförmig um die Säule winden und immer einzelne meisterhaft entworfene Gruppen (Scenen aus dem Feldzuge von 1809) bilden. Auf der Spitze ist eine Gallerie und Kuppel. Auf dieser stand bis zum Jahre 1814 eine Statue Napoleons. Nach dem Einmarsch der Alliirten wurde es herabgenommen, das herrliche Denkmal selbst von den Österreichern und Russen aber unverletzt erhalten. Diesem Denkmal folgt der Triumphbogen auf dem Carousel-Platze; derselbe ist jedoch von weit geringerm Kunstwerth als die Vendome-Säule. Er wurde nach dem Kriege von 1806 errichtet und ist 45 Fuß hoch. Auf der Spitze standen der Siegeswagen von dem brandenburger Thor in Berlin und die 4 in Venedig eroberten Pferde aus Bronze. Als die Preußen 1814 in Paris einrückten, war eine ihrer ersten Sorgen, den ihnen entführten Siegeswagen von der Spitze des Triumphbogens wegzunehmen, und alle Basreliefs, welche sich auf die für sie unglücklichen Feldzüge von 1806 und 1807 bezogen, zu zerstören. 1815 wurden auch die venetianischen Pferde von den Österreichern zurückgefodert und nach Venedig zurückgebracht. Der Triumphbogen de l'Étoile, an der Barriere von Neuilly, wurde ebenfalls 1806 begonnen, ist aber unvollendet geblieben. Das Thor von St. Denys, ein Triumphbogen von Ludwig XIV. errichtet, wird wegen seiner harmonischen Verhältnisse und seiner Ausführung bewundert. Auf dem Pont neuf ist eine neue Statue Heinrichs IV. zu Pferde, von Bronze errichtet. Auf dem Place des Victoires, die von Ludwig XIV., ebenfalls zu Pferde und von Bronze. — Öffentliche Springbrunnen zählt man gegen 80. Zu den schönsten gehören der auf dem Place Dauphine, den Namen von Desair führend, der auf dem Markt des innocens, auf dem Boulevard Bondy, auf dem Platz der Bastille (in der Form eines colossalen Elephanten) und im Palais Royal. — An Bibliotheken ist Paris sehr reich und der Zugang zu allen völlig frei. Die königl. Bibliothek in der Straße Richelieu ist eine der ersten in Europa und reich an literarischen Schätzen und den seltensten Manuscripten. Auch befindet sich in derselben eine reiche Sammlung von Münzen und Medaillen. Die Bibliothek des Nationalinstituts ist klein, aber erlesen. Noch sind die Bibliothèque Mazarine, die de l'Arsenal, die der école des mines, der cour de cassation anzuführen. Auch die Kammer der Deputirten und die Kammer der Pairs sind mit ansehnlichen Büchersammlungen ausgestattet. Über das Museum der Künste im Louvre, s. d. Art. Bd. 5. Das Museum für Naturgeschichte, das reichste seiner Art in Europa, ist in den Gebäuden des Pflanzengartens aufgestellt. Die Ausdehnung dieser Sammlung, die Seltenheit und der Reichthum vieler der hier aufgestellten trefflich erhaltnen Naturerzeugnisse, und die geschickte Anordnung und Aufstellung des Ganzen, verdienen das größte Lob. Nicht minder verdient der Pflanzengarten selbst und die in demselben befindliche Menagerie die größte

Aufmerksamkeit und Beachtung des Fremden. Das Museum der französischen Monumente, das Le Noir seine Entstehung verdankte, war bestimmt, die Kunstdenkmäler aus der franz. Geschichte, welche sich in Klöstern, Kirchen und öffentlichen Gebäuden befanden, vor der revolutionairen Wuth zu bewahren, und es befanden sich solche hier sehr sinnig nach den Zeitaltern geordnet (und dadurch auch die Fortschritte der Künste bezeichnend,) und aufgestellt. Nach der Restauration Ludwigs XVIII. haben aber viele der alten historischen Familien Frankreichs die ihnen eigenthümlich zugehörenden Denkmale (meist auf Familienverhältnisse Bezug habend) zurückgenommen und dies Museum hat daher an Interesse viel verloren. Das Conservatorium der Künste und Gewerbe ist für jeden Techniker höchst belehrend und darf von keinem unbeachtet bleiben.

VII. Literatur, literarische und wissenschaftliche Anstalten. Paris ist eben so sehr in der Literatur die Hauptstadt von Frankreich, als in der Regierung. An die Spitze der öffentlichen franz. literarischen Anstalten, ist vor allen das Nationalinstitut zu stellen. Wir widmen demselben einen eignen Artikel (s. Nationalinstitut Bd. 6). Das Bureau des longitudes, besteht aus den ausgezeichnetsten Astronomen und Geometern. Außerdem enthält Paris viele gelehrte Gesellschaften, die sich mit der Kultur einzelner Wissenschaften beschäftigen, z. B. mit Medicin, Chirurgie, Landwirthschaft, den schönen Künsten, der Industrie ꝛc. Die pariser Universität ist eine sehr alte Anstalt, und obgleich durch die Revolution aufgehoben, ist sie bereits wieder unter Napoleon hergestellt worden. Sie ist in 5 Facultäten vertheilt: in die theologische, die für Rechtswissenschaften, in die medicinische, in die philologische und endlich in die für die Naturwissenschaften. Die Vorlesungen sind unentgeltlich; die Zahl der Studenten beträgt an 4000. Paris enthält außerdem vier große Lyceen oder Gymnasien, Colléges genannt. Es sind die Ludwigs XIV., Heinrich IV., das Collége Bourbon und das Carl des Großen. Noch ist hier das Collége royal de France anzuführen, mit Professoren für Mathematik, Astronomie, Chemie, Geschichte, Gesetzgebung, orientalische Sprachen ꝛc., alles nach einem großen Maßstabe und einer deutschen Universität an Bedeutung ähnlich. Die Specialschule für Medicin und Chirurgie ist auch eine gut dotirte und begünstigte Anstalt. Im Pflanzengarten und bei dem Museum der Naturgeschichte, werden, von dazu angestellten Professoren, in 13 verschiedenen Cursen, Vorlesungen über Zoologie, Mineralogie, Geologie, Botanik ꝛc., gehalten. Dieser ist noch die Specialschule für die schönen Künste beizuzählen. Die Normalschule ist bestimmt, Lehrer für die Secondairschulen im ganzen Reiche zu bilden. Die Militairschule ist zur Erziehung von 500 jungen Leuten bestimmt, deren Väter im Dienste für's Vaterland gestorben sind. Die vortreffliche polytechnische Schule, eine Lieblingsschöpfung Napoleon's, ist der Bildung von Ingenieurs, Architekten ꝛc., gewidmet. Auch die Veterinairschule, zu Alfort, ist hieher zu zählen. Privatvereine, die sich zu literarischen Zwecken gebildet, gibt es vielerlei Art und in verschiedenen Abstufungen und von verschiedenen politischen Farben. So ist die Société des bonnes lettres der reinen Monarchie zugewendet, das Athenée de Paris den constitutionellen und den liberalen Ideen. Daß es für Journal- und Zeitungslectüre zahllose Privatanstalten gebe, läßt sich denken. Eine der bedeutendsten, besonders für englische Zeitungen und englische Journalistik, ist die von Galignani. Für die deutsche

by Google

Zeitungslectüre und Journalistik, befindet sich aber keine gut besorgte Anstalt dieser Art.

VIII. Handel und Gewerbe. Die pariser Manufacturen bestehen vorzüglich aus Luxusartikeln, haben in diesen aber einen hohen Grad von Vollkommenheit und Wohlfeilheit erreicht, so daß ihr Absatz nach allen Theilen von Europa und nach den andern Welttheilen sehr bedeutend ist. Zu den wichtigsten Zweigen der pariser Manufacturen, sind vor allen Dingen die Juwelier-, Gold- und Silberarbeiten zu zählen, da sich solche durch Geschmack, zierliche Arbeit und niedrige Preise auszeichnen. Uhren und Bronzearbeiten gehören ebenfalls zu den stärksten Ausfuhrartikeln und zu solchen, in welchen Niemand, besonders in den letztern nicht, mit den pariser Fabrikanten wetteifern kann. Porzellan ist ein dritter Fabricationszweig, worin es die pariser Fabriken allen andern, durch die schönsten Formen, die geschmackvollsten Verzierungen, Malereien und die niedrigsten Preise zuvorthun. Außerdem werden feine Blechwaaren (als Lampen), lakirte Artikel, künstliche Blumen, mathematische Instrumente, feine Glas- und Kristallartikel (wie Kronleuchter), plattirte und Lederwaaren (wie Pferdegeschirre), die zierlichsten Tischlerarbeiten, auf das vortrefflichste verfertigt. Teppiche (von den Gobelins an, die man nur in den Gemächern fürstlicher Personen, als Geschenke der franz. Regierung, findet, bis zu den gemeinsten herab, deren sich der Handwerker in seinem Festgemache bedient), werden in großer Menge verfertigt. Es gibt zahlreiche Kattundruckereien, unter denen sich die zu Jouy von Oberkampf vor allen andern auszeichnen, welche die englischen an Haltbarkeit der Farben und an Geschmack in den Mustern weit übertreffen. Einer der Hauptartikel des pariser Handels dieser Art besteht in allem, was zum Frauenputz gehört. Seit einem Jahrhundert und länger hat Paris darin der Welt Gesetze gegeben, und wenn auch in neuerer Zeit London ihm darin den Zepter schien entreißen zu wollen, so hat sich doch bald alles wieder den Vorschriften unterworfen, welche darin zu jeder Jahreszeit von der Hauptstadt an der Seine ausgehen und sich bald über ganz Europa verbreiten. Ein wichtiger Industriezweig andrer Art sind der Buchhandel und die Buchdruckereien. Was den Verlagshandel mit Werken der ältern und neuern franz. Literatur betrifft, so ist dieser für ganz Frankreich, sowol was die Fabrication, als was den Vertrieb im Großen anbetrifft, blos auf Paris beschränkt, das auch allein den Handel mit dem Auslande wahrnimmt. Die Buchdruckereien sind in Paris ebenfalls von der höchsten Wichtigkeit, und es wird jetzt, selbst London nicht ausgenommen, nirgends schöner gedruckt, als in den Officinen Didots, Crapelets und anderer pariser Druckerherren.

IX. Öffentliche Belustigungen. Sitten. Diese beiden Gegenstände gleichen in Paris wesentlich denen in den andern europäischen Hauptstädten. Der jetzige Redacteur dieses Art. stimmt aber dem Bearbeiter desselben in den frühern Auflagen dieses Werkes keineswegs bei, wenn dieser die franz. Hauptstadt im Ganzen als den „Tummelplatz der wildesten Frivolität" und der „übermüthigsten Ausgelassenheit" darzustellen suchte. Daß unter einer Volksmenge von beinahe 750,000 Menschen, unter welchen sich 40 bis 50,000 Fremde befinden, die sich zu ihrem Vergnügen in Paris aufhalten, sich viele sehr Verderbte befinden müssen, die auf die Sitten sehr nachtheilig zurückwirken werden, spricht eben so für sich selbst, als daß es sehr unbillig wäre, die Sitten von Paris nach den Promenaden der Freu-

Digitized by Google

enmädchen des Palais royal, in den von der Polizei dazu eingeräumen wenigen Abendstunden, beurtheilen zu wollen. Die Pariser selbst werden in solchen groben Netzen auch weniger gefangen, als die zahlreichen Fremden, welche diese Art des Vergnügens häufig mehr zu suchen als zu fliehen pflegen. In den höchsten Ständen gleicht oder ähnelt sich die Gesellschaft in ganz Europa: große Abgeschliffenheit der Form, strenge Beachtung des Schicklichen, kluge und geschickte Verhüllung alles dessen, was man begehen will, die Convenienz aber als nicht zulässig und unerlaubt erklärt: dies sind ihre Gesetze. In den wohlhabenden mittlern Ständen herrschen in Paris, wie in ganz Frankreich, in der Mehrzahl der Familien strenge und edle Sitten, da viel strengere, als bei uns. Man erlaubt sich in Deutschland viel, was in Frankreich von der öffentlichen Meinung gar nicht geduldet wird. Auch in den untern Ständen und in der dienenden Classe findet man keineswegs eine solche Verwilderung, als oft angenommen wird, und die Ausschweifungen der Revolution uns wol haben glauben machen. Heitrer, leichter Sinn, Witz, ausgebildeter gesunder Menschenverstand, Klugheit und Anstelligkeit charakterisiren im Allgemeinen den Franzosen; den Pariser insbesondre, vorzüglich in den höhern und mittlern Ständen, eine größre Feinheit, größre Grazie in der Erscheinung und im gesellschaftlichen Verkehr, und mehr literarische und künstlerische Bildung. Hat übrigens die Revolution uns in Paris große Greuelthaten vor Augen geführt, so hat sie hier auch große Tugenden entwickelt. Im Ganzen wird wol von Niemand geleugnet werden, daß der Charakter des franz. Volks durch die Revolution vermittelst der neuen, bessern und größern Interessen, die sie in die Gesellschaft geführt, sich gehoben und veredelt hat, und die, dem Wesen der Franzosen früher eigne Kleinlichkeit in einer ernsten und großartigen Zeit einem ernstern Sinne gewichen ist. Man frage darüber die Geschichte, und beobachte selbst mit Unbefangenheit. — Wir erwähnen zum Schlusse dieses Absatzes noch der größern Theilnahme der pariser Frauen an allem geschäftlichen Lebensverkehr, als es in Deutschland der Fall ist. Auch möchten wir den unsrigen die Fähigkeit, sich in diesen Lebens- und Geschäftsverkehr so zu finden, als jene es verstehen, wol absprechen. Dagegen wälzt man freilich die mütterlichen Sorgen leichter von sich ab, indem die Mehrzahl der pariser Mütter ihre Kinder bald nach der Geburt zur Erziehung auf's Land schickt, wo sie freilich körperlich besser gedeihen sollen, als im elterlichen Hause, wo nicht selten mehr auf Verziehung, als auf Erziehung hingewirkt wird.

X. Literatur über Paris. Der über Paris geschriebnen Bücher gibt es so viele, daß sich über diese Literatur wieder ein eignes Buch schreiben ließe. Zu den besten franz. gehört: Dulaure's Histoire de Paris; dessen Description de Paris; Mercier's Tableau de Paris (sehr geistreich und voller Witz, aber veraltet); Jouy's Moeurs de Paris (unter den Titeln: l'Hermite de la Chaussée d'Antin; le franc parleur etc., ein Werk, das seines romantischen und humoristischen Anstrichs ungeachtet, in einzelnen Zügen ein getreues Bild der pariser Sitten darbietet und höchst anziehend ist); Landon's Description de Paris und zahlreiche andre Schriften dieser Art, wohin namentlich die jährlich unter immer neuen Formen wiederkehrenden Itineraires, Wegweiser, Panorama's u. s. w. gehören. Von deutschen Schriften über Paris führen wir an: Friedrich Schulz über Paris und Pariser. Erster Band (ist leider unvollendet geblie-

Digitized by Google

ben); Reichardt's Briefe aus Paris, 2 Bände; Kotzebue's Erinnerungen aus Paris, 3 Bde.; des Domherrn Meyer's Fragmente aus Paris; dessen spätere Briefe aus der Hauptstadt Frankreichs. Ein gründliches deutsches Werk über die Geschichte von Paris, seine statistischen Verhältnisse und seinen gesellschaftlichen und moralischen Zustand, bliebe noch zu schreiben. Die Aufgabe ist aber schwer.

Paris; Einnahme im J. 1814. Die Einnahme von Paris am 31. März 1814 war der Enderfolg des Feldzugsplans der Verbündeten und der Kriegsereignisse seit der Schlacht am 9. und 10. März, und nach der Auflösung des Congresses zu Chatillon (vergl. diesen Art., welcher zugleich den Überblick des zweiten Theils dieses Feldzugs, von der Schlacht bei Brienne an, enthält) bis zu der Schlacht vor Paris am 30. März 1814. — Nach dem Verluste der Schlacht bei Laon ließ Napoleon die Marschälle Mortier und Marmont bei Soissons stehen, um die schlesische Armee unter Blücher an der Aisn zu beobachten, während er sich mit seinem etwa 20,000 Mann starken Heer in vier Abtheilungen gegen die Aube wandte, um die von Sens bis Sezanne auf einer Linie von dreißig Stunden zerstreut stehenden Heerhaufen von Schwarzenberg's Armee zu überfallen und einzeln zu schlagen. In dieser Absicht zog er eiligst an der Spitze der ersten Abtheilung über Rheims, das er, nach einem glücklichen Gefechte am 13, in welchem der Anführer der russischen und preußischen Truppen, Graf von St. Priest, tödtlich verwundet worden war, am 14. mit Capitulation nahm, nach Chalons, wo sich Macdonald mit ihm vereinigte; dann ging er bei Epernai über die Marne, und führte hierauf sein Heer am 19. März bei Plancy über die Aube, um den rechten Flügel der Hauptarmee anzugreifen, die Stellung Schwarzenberg's an der Aube zu durchbrechen, dessen übrige Heerhaufen an der Seine abzuschneiden, und dadurch die Hauptarmee zur Räumung der Champagne zu nöthigen. Hätte er statt dieses Angriffsplans sich auf die Vertheidigung des Landes zwischen der Seine und Marne beschränkt, und wäre er über Provins nach der Yonne gezogen: so würde er daselbst alle seine Streitkräfte haben vereinigen können. Denn während Napoleon sich gegen Blücher gewendet, und diesen nach Soissons hingetrieben hatte, war die Hauptarmee unter Schwarzenberg sogleich wieder vorwärts gegangen. Der Feldmarschall hatte nämlich durch den Sturm bei Bar für Aube gegen Oudinot, am 27. Febr., den übergang über die Aube erzwungen, Troyes aber, das nur 11 Stunden von Bar für Aube entfernt ist, erst am 4. März besetzt. Am 15. endlich hatte auch Macdonald, von den Würtembergern und Giulay gedrängt, über Nogent und Bray auf das rechte Seineufer zurückweichen müssen. Zu gleicher Zeit ließ Schwarzenberg Sens besetzen; er stand jetzt näher an Paris, als Blücher. Um jedoch Napoleon von seiner Hauptstadt zu entfernen, drang er nicht weiter vor, sondern zog mit seiner ganzen Macht an die Seine, von wo er entweder Napoleon am rechten Ufer angreifen, oder Blücher beistehen konnte. Als er nun am 14. Abends die Nachricht von Blücher's Siege bei Laon erhalten hatte: so ließ er zwar am 15. den Feind in den Wäldern am rechten Seineufer angreifen, wandte sich aber schnell die Aube aufwärts, weil ihm Fürstenberg's Reiter meldeten, daß die feindliche Hauptmacht von Rheims her an die Marne vorrücke. Er vereinigte daher jetzt seine Truppen bei Troyes, und zog sie, als Napoleon am 19. auch über die Aube gegangen war, zwischen dem linken Ufer dieses Flusses und dem rech-

Digitized by Google

ten Ufer der Seine zusammen. So geschah es, daß er mit 90,000 Mann am 20. März bei Arcis für Aube auf Napoleon stieß. Schwarzenberg griff an; der Kampf dauerte von Mittag bis um Mitternacht, und die Verbündeten behaupteten den Wahlplatz. Napoleon wagte nicht, am 21. die Schlacht wieder anzunehmen, sondern beschloß jetzt, sich auf die Verbindungslinie des Hauptheeres zu werfen, um die Alliirten an ihren innern Seiten aufzurollen und sie durch Überflügelung zum Rückzuge zu zwingen. Er hätte dann die Besatzungen der Festungen in Lothringen und Elsaß mit sich vereinigt, und durch den überall seit dem 6ten März schon aufgebotnen Landsturm das feindliche Heer in die allergefährlichste Lage gebracht. In dieser Absicht trat er am 21. Mittags, im Angesicht des Feindes, den Marsch in dem Rücken des Feindes über Vitry an. Als aber der entschlossene Commandant dieses Platzes, der von 5000 Preußen und Russen mit 40 Kanonen besetzt war, der Oberst von Schwichow, die Übergabe verweigerte, ging er bei Frignicourt über die Marne, und zog nach St. Dizier; seine Nachhut unter Oudinot und Sebastiani, welche, von dem anbringenden Feinde überwältigt, Arcis am 21. Abends nach einem mörderischen Kampfe räumen mußte, folgte ihm nicht ohne Verlust in der Nacht vom 22. zum 23., und erreichte am 24. Doulevent, wo sich der Landsturm von Lothringen und Hochburgund mit ihr vereinigte, während Napoleon selbst, dessen Heer jetzt 60,000 Mann zählte, nach Chaumont zog, und auf seinem Marsch die Zufuhr und die Eilboten der Verbündeten auffing. Aber schon hatte Schwarzenberg die Absicht des französischen Kaisers errathen, und in dem Hauptquartier zu Pougy, wo sich Alexander und Friedrich Wilhelm befanden, den Plan gemacht, sich Vitry zu nähern, um Blüchern die Hand zu reichen, und sodann, mit ihm vereinigt, ehe noch Napoleon zurückkommen könne, auf Paris zu marschiren. Ein vom General Tettenborn aufgefangner Brief des französischen Kaisers an seine Gemahlin, der den Plan desselben ganz enthüllte, befestigte den Oberfeldherrn noch mehr in seinem Entschlusse. Ungeachtet nun das Hauptheer auf seiner Verbindungslinie mit dem Oberrheine bereits umgangen war: so wurde dennoch, weil die am 19. durch die Armee des Prinzen von Hessen-Homburg bewirkte Einnahme von Lyon den Rücken der Hauptarmee gegen die Schweiz hin sicherte, Schwarzenberg's Entwurf, dessen Ausführung gewissermaßen schon begonnen hatte, in dem Kriegsrathe der alliirten Monarchen am 23. genehmigt. Schwarzenberg bewies nämlich, daß Napoleons eben so kühner als kluger Marsch (ähnlich seinem Marsche von Trient nach Bassano im J. 1796) unter den gegenwärtigen Umständen ein politischer Fehler sei, den man benutzen müsse, da, allen Nachrichten zufolge, in Paris eine mächtige Partei gegen Napoleon sich gebildet habe, die den Plan der Alliirten begünstigen werde. Überdies hätten 200,000 Mann ein solches Manövre, von 60,000 M. ausgeführt, nicht zu fürchten. Doch begab sich der Kaiser Franz von Bar für Aube rückwärts über Chatillon nach Dijon, um der Südarmee näher zu sein. Unterdessen war auch die schlesische Armee unter Blücher am 23. über Rheims an die Marne herangezogen, und Schwarzenberg entwarf nunmehr, auf den Höhen von Sommepuis, am 24. um 10 Uhr Morgens, die Alles entscheidenden Anordnungen zu dem Marsch gegen Frankreichs Hauptstadt, worauf Blücher von Chalons über Montmirail in Gewaltmärschen nach Meaux eilte, Schwarzenberg aber von Vitry über Sezanne dieselbe Richtung

Digitized by Google

nahm. Winzingerode ward mit 8000 Pferden und 46 Kanonen, unter Czernitscheff und Tettenborn, dem Kaiser nachgesendet, damit dieser glaubte, die ganze Armee verfolge ihn. Zu spät sah sich Napoleon in seiner Erwartung, daß die Verbündeten ihm nachziehen und im Lande des Aufstandes und des Mangels ihren Untergang finden würden, völlig getäuscht; er selbst war jetzt von seiner Hauptstadt und von seinen Ergänzungstruppen, so wie von den zwischen der Seine und Marne stehenden Heerhaufen abgeschnitten. Denn die Heertheile von Marmont und Mortier, welche ungefähr 28,000 Mann stark, am 22. bei Chateau-Thierry über die Marne gegangen waren, und jetzt, um zu Napoleon zu stoßen, von Fere Champenoise her nach Vitry marschirten, trafen am 25. auf die Vorhut der Hauptarmee. Von allen Seiten plötzlich angegriffen, wurden sie völlig geschlagen und zogen sich in Unordnung nach Paris zurück, wo sie durch die Truppen des Generals Compans verstärkt, die Höhen von Belleville und Montmartre besetzten. Zwei Divisionen, Pactod und Amey, die 6000 Mann stark, über Montmirail von Vertüs nach Vitry einen Zug mit Kriegsbedarf zu Napoleon führten, wurden an demselben 25. März von Blücher nach Fere Champenoise hingeworfen, umringt, und als sie sich durchschlagen wollten, nach der tapfersten Gegenwehr, theils vernichtet, theils gefangen. (S. d. Oberstlieut. Wieland Bericht in den Überlieferungen, Mai 1822). Die Franzosen verloren in der Schlacht bei Fere Champenoise 5000 Mann an Todten, 10,000 an Gefangnen, 60 Kanonen u. s. w. Nun zogen die Verbündeten über Leichen und Heertrümmer hin, durch einzelne kleine Gefechte nicht aufgehalten, gegen Paris. Blücher, dessen Vorhut bei dem Dorfe Claye am 28. ein ziemlich heftiges Gefecht mit dem General Compans bestanden hatte, erreichte Meaux noch an demselben Tage; am folgenden hatten die Monarchen und Schwarzenberg ihr Hauptquartier zu Clichy, und Blücher zu Villepinte. An demselben 29. März verließ die Kaiserin-Regentin, mit ihrem Sohne, Paris, und begab sich nach Tours. König Joseph aber foderte, als Generallieutenant des Kaisers und als Oberbefehlshaber der Nationalgarde, die Pariser zur nachdrücklichsten Vertheidigung auf, indem der Kaiser zum Entsatze heraneile. Auch waren auf Napoleons Anordnung die Zugänge von Paris besetzt worden. Fürst Schwarzenberg dagegen ließ einen Aufruf ausstreuen, daß Paris selbst zum Frieden von Europa die Hand bieten möchte. Allein die Waffen sollten entscheiden. Dreißigtausend Mann unter Mortier, Marmont und Compans, mit 150 Kanonen, hielten die verschanzten Höhen vor Paris, in einem Halbkreise den Charenton und Nogent an der Marne bis Neuilly an der Seine, besetzt; gegen sie zogen nach und nach 120,000 Mann heran. Die Baiern unter Wrede und der Heertheil von Sacken, waren als Nachhut bei Meaux und Trilport stehen geblieben, um den Rücken der vereinigten Heere zu decken. Am 30. mit Anbruch des Tages begann der letzte Kampf. Die Franzosen versuchten den Russen die Dörfer Pantin und Romainville wieder zu entreißen; aber nach einem hartnäckigen Kampfe gelang es der Hauptarmee, die Höhen von Belleville zu nehmen, und Barclay de Tolly schlug das feindliche Mitteltreffen unter dem General Compans bei dem Dorfe Lavillette, das zuletzt Prinz Wilhelm von Preußen und Woronzow mit Sturm nahmen, während die Württemberger und Giulay über Neuilly an der Marne und Nogent für Marne gegen Vincennes vordrangen, wo die Abtheilung des Gen.-Maj. Prinz von Hohenlohe die Brücke von Charenton erstürmte, in deren

Digitized by Google

handhaften Vertheidigung 150 Zöglinge der Veterinairschule von Alfort den Tod für das Vaterland starben. Gleichzeitig war die schlesische Armee (Kleist, York und Langeron) unter Blücher über St. Denis heran gezogen; sie nahm sofort an dem Kampfe Theil, und Gen.-Lieut. Langeron erstürmte Nachmittags um 3 Uhr den Montmartre. Unterdessen hatte aber bereits der von Schwarzenberg bei Belleville an die Barrieren von Paris zurückgedrängte Marmont einen Waffenstillstand vorgeschlagen (Napoleon machte ihm deshalb den Vorwurf, daß er Paris und Frankreich verrathen habe), der um 3 Uhr zu Stande kam. Hierauf begaben sich um 6 Uhr Abends die Grafen Nesselrode, Orloff und Paar nach Paris, wo die Bedingungen der Übergabe am 31. des Morgens um 2 Uhr abgeschlossen wurden. Die Corps von Marmont und Mortier sollten um 7 Uhr aus Paris abziehen, die Feindseligkeiten aber vor 9 Uhr nicht erneuert werden; die Stadt wurde der Großmuth der Monarchen empfohlen. So fiel Paris, das seit 1420, wo Heinrich V., König von England, seinen Schwiegervater, den König von Frankreich, Karl VI., dahin zurückführte, keine fremden Truppen in seinen Mauern gesehen hatte, zum ersten Mal in Feindes Hand. Am 31. März um 11 Uhr hielten der Kaiser Alexander und der König von Preußen, an der Spitze von 45,000 Mann, unter dem Freudengeschrei der Menge, ihren Einzug in Paris. Zugleich vernahmen sie den Ruf: Es leben die Bourbons! Hierauf erließ der Kaiser Alexander an demselben Tage, Nachmittags um 3 Uhr, eine Erklärung, daß die verbündeten Souveraine mit Napoleon nicht unterhandeln, daß sie Frankreichs alte Grenzen unverletzt erhalten und die Constitution, welche die französische Nation sich selbst geben würde, anerkennen wollten. — Das siegreiche Heer beobachtete in Paris die strengste Mannszucht. Der Einwohner Ruhe und Sicherheit wurde durch nichts gestört, obgleich die eingerückten Truppen erst in der Nacht zum 1. April Brod und Verpflegung erhielten. Dieser Sieg bei Paris hatte den Verbündeten 9000 Mann an Todten, darunter 187 Officiere, gekostet; die Franzosen verloren 9000 Mann, ohne die Gefangnen, und 109 Kanonen. — Unterdessen war Napoleon von Doulevent am 26. plötzlich nach St. Dizier zurückgegangen, um dem verbündeten Heere, von dem er sich verfolgt glaubte, eine Schlacht zu liefern. Da stieß Oudinot am 26. auf Winzingerode's Vorhut unter Tettenborn, und warf diesen auf Vitry, zurück auf Bar le Duc zurück. Am 27. schloß Napoleon Vitry ein; hier erfuhr er die Niederlage von Marmont und Mortier, und den Marsch der Verbündeten nach Paris, konnte aber das letztere nicht glauben, sondern hielt Winzingerode's Heerhaufen für ein Seitencorps. General Amey hatte ihm nämlich keine Nachricht von dem Marsche der Verbündeten gegeben, oder geben können, und Napoleons Generalstab war damals nicht aus thätigen und sorgfältigen Männern zusammengesetzt. Statt also auf dem kürzesten Wege über Sezanne den Verbündeten nachzueilen, kehrte er über St. Dizier nach Vitry zurück, und war am 29. über Doulevent hinaus, bis Doulancourt für l'Aube marschirt, bis er endlich Nachricht aus Paris erhielt. Sogleich sandte er den General Dejean in die Hauptstadt mit dem Befehle, Paris nicht durch eine hartnäckige Vertheidigung in Gefahr zu setzen. Doch kaum hatte er in einem doppelten Marsche über Bar für Aube Troyes erreicht; so schickte er von hier den Befehl nach Paris, sich bis auf das Äußerste zu vertheidigen. Rasch zog er nun am 30. mit seinem Heere, das auf 70,000 Mann angewach-

Digitized by Google

sen war, auf dem linken Seineufer über Sens nach Fontainebleau. Am 31. erreichte er selbst la Cour de France und Juvisy, vier Stunden von Paris, ging aber, als er die Übergabe der Hauptstadt erfuhr, wieder nach Fontainebleau zurück, wo er am 1. April sein letztes Bülletin erließ, nach welchem er den Krieg fortzusetzen entschlossen war, indem die aus Paris abgezognen Corps von Marmont und Mortier in der Stellung bei Essonne ihm die Hand reichten. Allein die Einnahme von Paris hatte Frankreichs Willen und Streitkraft gelähmt. Schon am 2. April sprach der Senat Napoleons Absetzung aus. Darauf unterwarf sich Marmont mit seinem Corps am 4. den Beschlüssen der provisorischen Regierung. Endlich unterzeichnete Napoleon am 11. seinen Abdankungs-Vertrag, worauf der allgemeine Waffenstillstand vom 23., der die gegenseitige Räumung der Festungen und Frankreichs betraf, die Rückkehr Ludwigs XVIII. am 3. Mai, und den pariser Frieden am 30. May 1814 zur Folge hatte. Was würde dagegen geschehen seyn, wenn Paris sich zweimal vier und zwanzig Stunden länger vertheidigt hätte? Man hat den Kriegsplan der Verbündeten und noch mehr den Gang des Feldzugs selbst vielfach getadelt. Doch läßt sich der strategische Entwurf des ganzen Feldzugs von 1814, und die Wahl der zur Erreichung des Hauptzwecks angewandten Mittel nur dann richtig beurtheilen, wenn man die geheimen, darauf mit einwirkenden Triebfedern kennt, und hiedurch auf denjenigen Standpunkt gestellt ist, auf welchem sich der Oberfeldherr bei der stufenfolgen Entwickelung der Begebenheiten befand. Auf der andern Seite ist so viel gewiß, daß Napoleon, obgleich auch in seinem Feldzugsplane Manches durch die außerordentliche Lage, in welcher er handeln mußte, nicht ganz befriedigend erklärt werden kann, sein Talent als Feldherr, und seine Kunst, sich angriffsweise zu vertheidigen, so lange er mit seinem kleinen Heere die Centralstellung festhielt, und gegen die doppelten Heersäulen des Feindes eine innere Linie bildete, wodurch er Vortheile über die sechsfache Überzahl errang, indem er ihn mit seinen Kerntruppen bald hier, bald dort überfiel, nie so glänzend und so glorreich bewährt hat, als in dem Feldzuge von 1814. (Vgl. die Beiträge zu der Geschichte des Feldzugs in Frankreich in dem J. 1814 ff. [unter dem Kronpr. von Würtemberg] von d. Officieren d. königl. Würtemb. Gen. St. Stadt. Stuttg. 3 Hefte mit Planen; Prokesch's Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarsch. Schwarzenberg. Wien 1823, und Koch: Mém. p. serv. à l'hist. de la Camp. de 1814. Par. 1819. 2 Vols. K.

Paris; Einnahme von, im J. 1815. Durch eine Kette von Mißgriffen der Regierung, und die große Anhänglichkeit der Truppen an ihren vormaligen Führer ward das staunenswerthe Ereigniß möglich, daß der kaum vor Jahresfrist vertriebne Buonaparte, ohne auf nennenswerthen Widerstand zu stoßen, wie im Triumphzuge von Cannes nach Paris marschirte, und den Thron von Frankreich zum zweitenmale bestieg. Nach der Schlacht von Belle-Alliance war dem Marschall Davoust der Oberbefehl über das etwa 60,000 Mann starke Heer übertragen worden, welches zur Vertheidigung von Paris vorhanden war. Die Stadt war an der nördlichen und östlichen Seite schwer anzugreifen, da nicht allein der Montmartre und die Höhen von Belleville, sondern auch die in der Ebene davor liegenden Dörfer durch Verschanzungen, mit vieler Artillerie besetzt, gesichert waren, und der Erfolg eines Sturms auf diese große verschanzte Stellung zweifelhaft, ein ungeheurer Menschenverlust aber gewiß blieb. Die

Digitized by Google

reußische Armee traf am 29. Jun. vor diesen Linien ein; am 30. atten die beiden Feldmarschälle (Blücher und Wellington) eine Unter- edung zu Gonesse, in welcher beschlossen ward, daß die englische Ar- iee vor den Linien stehen bleiben, die preußische unterhalb der Stadt ber die Seine gehen und sie von Versailles her angreifen sollte. Da- urch ward jene ganze Befestigung unnütz, indem entweder Paris an einer schwächsten Seite angegriffen, oder durch Abschneidung aller ebensbedürfnisse, die es aus der Normandie zieht, zur Übergabe ge- wungen ward. Diesem Beschluß gemäß marschirte am Abend des 30. as 1. und 3. preußische Corps rechts ab nach St. Germain, das 4te lieb bis zur Ankunft der Engländer in der bisherigen Stellung; am . Jul. ging das 3te Corps über Versailles nach Plessis Piquet, das te über Vaucresson und Sevres nach Meudon; das 4te als Reserve ach Versailles. Der Feind war bei Sevres und Plessis Piquet bis ach Vaugirard und Montrouge zurückgeworfen und Issy besetzt. — In einem, zu Paris gehaltnen Kriegsrathe waren fast alle Anführer arin einstimmig, daß die Stadt nicht länger zu halten sei. Um in- eß das Letzte zu versuchen, drang am Morgen des 3. Vandamme och mit 10,000 Mann vor, und begann den Angriff auf Issy; er ward nach einem mehrstündigen blutigen Gefecht zurückgeworfen, und ie Übergabe der Stadt nun sogleich beschlossen. — In St. Cloud am noch an diesem Tage die Capitulation zu Stande, nach welcher as französische Heer Paris binnen drei Tagen räumen, binnen acht Tagen hinter der Loire sein, den 5. Jul. der Montmartre, den 6. lle Barrieren übergeben werden sollten. Am 7. Jul. zog das 1ste preuß. Corps durch die Barriere der Militairschule, ein Theil des engl. Heeres durch die von St. Denys ein; am folgenden Tage langte Ludwig XVIII. wieder in seiner Hauptstadt, am 10. der Kaiser von Rußland und König von Preußen dort an; die vom Osten herandrin- genden Heere trafen bald nachher ebenfalls ein, und so sah denn das gedemüthigte Frankreich zum zweitenmale ein europäisches Heer sieg- reich in seiner Hauptstadt versammelt. Vieles, was der erste pariser Friede unberücksichtigt gelassen hatte, ward nun beachtet; die früher geraubten Kunstwerke wurden nun zu großem Verdruß des eiteln Vol- kes zurückgenommen, und in dem am 20. November geschlossenen Frie- den Stipulationen festgestellt, welche die Ruhe von Europa für län- gere Zeit zu sichern scheinen. M. B.

Pariser Theater. Zu den ersten und vorzüglichsten An- nehmlichkeiten der Hauptstadt Frankreichs sind die Theater zu zählen. Dadurch, daß ihrer eine bedeutende Zahl und in der verschiedensten Art da sind, findet Jeder seine Rechnung bei dem einen oder andern, insofern theatralische Belustigung für ihn nur irgend einen Reiz hat. Alle Fremden daher, die Paris besuchen, bringen einen großen Theil ihrer Zeit in den Theatern zu, und sie bleiben meist eine ihrer ange- nehmsten Rückerinnerungen, wenn eine genaue Kenntniß der Spra- che ihnen den Genuß aller Feinheiten derselben möglich macht, und sie sich einmal an die Eigenthümlichkeiten der französischen Theater- Diction gewöhnt haben. Wir widmen ihnen daher auch diesen be- sondern Artikel.

Die Geschichte der franz. Schauspielkunst ist in dem Art. **Fran- zösisches Theater** im 3. Bande behandelt worden. Von ihrem Charakter wollen wir hier nur im Allgemeinen anführen, daß er im höhern Lustspiel, im lyrischen Lustspiel (der sogenannten komischen Oper) und in den leichtern Intriguestücken wol unnachahmlich ist, daß

Digitized by Google

aber auch die höhere Tragödie, ungeachtet ihres oft unnatürlichen Pathos und der steifen, abgezirkelten Förmlichkeit des mimischen und recitirenden Darstellungsstyls des Franzosen, viele wesentliche und nachahmungswerthe Vorzüge vor unsrer deutschen Bühne hat. Der Ausländer wird auch bald den bessern Geschmack der Pariser in Allem, was zum Bühnenwesen gehört, wahrnehmen. Mit der Einfachheit und Würde, die bei der Darstellung eines franz. Trauerspiels und der höhern franz. Comödie unerläßliche Bedingungen sind, würde in Deutschland kein Publikum lange zufrieden sein. Der Pariser ist es in seinem ersten Theater stets, in welchem er (die sparsamen Neuigkeiten im gleichen Styl abgerechnet) nichts anders sieht, als die ewig wiederkehrenden Darstellungen der Meisterwerke ihrer klassischen Dichter, wenn nur die Schauspieler in der Darstellung selbst ihm genügen. Aber hier ist sein Urtheil strenge und seine Kritik scharf. Das Andenken an die großen Talente, welche die franz. Bühne von jeher besaß, hat sich beim Publicum erhalten; die Art ihrer Darstellung ist ihm durch Tradition überliefert, und es vergehen mehre Generationen, ehe bei jüngern sich erst bildenden Künstlern das Vergleichen mit ihren Vorgängern gänzlich aufhört. In keiner andern Hauptstadt wird man auch wol so viel regelmäßige und tägliche Besucher der Theater finden, als in Paris, und der Geschmack des pariser Publicums hat dadurch auch eine Sicherheit und einen so feinen und richtigen Takt erhalten, daß jeder dramatische Dichter sich seinem Urtheile zu unterwerfen und ein zweimal misfallendes Stück für immer von den Repertoires zu verschwinden pflegt. Die Kunststücke und Zudringlichkeiten, womit unsere deutschen dramatischen Dichter sich und ihre Werke oft geltend zu machen suchen, (mit Selbstrecensionen, erfundenen Berichten über Aufführungen, mit ewigen Vor- und Nachreden u. dgl.) sind in Paris unbekannt, und würden ohne alle Wirkung bleiben. Falscher und trügerischer Anlockungsmittel durch pomphafte Ankündigungen des Inhalts der Stücke oder ihres Spektakels bedient sich keines der pariser Theater. Selbst in der Einfachheit ihrer Schauspielzettel liegt etwas Großartiges; sie enthalten nämlich außer der Angabe der Stücke nichts als die Namen der Schauspieler ohne Angabe der Rollen, welche sie darstellen. Unnützes Gepränge findet sich auf keiner guten franz. Bühne. Der Inhalt und der dramatische Werth kann allein das Glück eines Stücks machen. Der ausgebildete Geschmack des Publikums sichert den Dichtern und den Bühnenvorstehern den Erfolg, wenn das dramatische Gedicht selbst Beifall verdient. Noch wollen wir hier einer Seite der franz. Bühne erwähnen, die große Beachtung verdient, und bei der sowol das deutsche als auch das englische Theater sehr zurückstehen müssen: die höhere, sittliche Tendenz und der Takt des Publicums, der alles Gemeine, Rohe, Niedrige augenblicklich bemerkt und auf das strengste rügt. Von Kotzebue's Stücken würden nur einzelne auf die franz. Bühne gebracht werden können; eben so wenig Stücke wie Müllner's Schuld, Albaneserin u. dergl. In den pariser Theat[illegible] noch die große Anständigkeit zu rühmen, welche in Beziehung [illegible] weibliche Geschlecht und im Betragen gegen dasselbe beob[illegible] u. p[illegible]ch dürfen die öffentlichen Mädchen ihre Neg[illegible] wenn sie sich nicht der polizeilichen Ahn[illegible] erwähnen noch der großen Aufmerk[illegible] Theatern der franz.

eutschen Theatern so häufig findet, ist hier nicht bekannt, und in ausgezeichneten Stücken entgeht den Zuhörern kein Laut. Für die äußere Ordnung beim Ein- und Ausgang ist die Polizei sehr thätig, und was den erstern betrifft, so hat sich stillschweigend eine Sitte gebildet, die allem Gedränge vorbeugt. Jeder Neuzukommende, der in's Theater will, stellt sich nämlich a la queue der schon zu gleichem Zweck Versammelten, d. h. einer stellt sich hinter den andern, und es dürfte Niemandem gerathen sein, die so gebildeten Reihen, deren es oft mehre gibt, die neben einander stehen, verlassen zu wollen. Beim Ausgange ist für die Wagen die strengste Ordnung eingeführt. Es darf nach keinem gerufen werden, bis der Eigenthümer an der Thür zum Einsteigen bereit steht. Das Innere der pariser Theater ist nicht so reich aufgeputzt, als z. B. in den englischen; auch ist die Erleuchtung nicht so glänzend, als in diesen. In der Eintheilung der Logen haben die franz. Architekten großes Geschick, und man befindet sich in ihnen bequemer und sieht besser, als in den meisten Logen der deutschen Theater. Dagegen sind Parterre und Parquet dem Fremden weniger zusagend, als in Deutschland, wo man sich in den meisten Theatern im Voraus wohlgelegne und bequeme Sperrsitze verschaffen kann. Dies ist jedoch neuerlich auch in einigen pariser Theatern nachgeahmt worden. Wo dies noch nicht der Fall ist, hat der einzelne Fremde große Noth, bei beliebten Stücken für sich einen erträglichen Platz zu finden. Die ersten und beliebtesten Künstler werden bei ihrem Erscheinen auf der Bühne gemeiniglich durch ein lebhaftes Händeklatschen bewillkommt. Die Sitte verbietet ihnen, dafür zu danken. Wird aber zu Ende einer Scene geklatscht, so pflegt dafür von ihnen dem Publikum gedankt zu werden. Werden neue Stücke mit Beifall aufgenommen, so wird der Dichter oder der Verfasser verlangt, indem man sich überzeugt hält, daß er anwesend ist. Er wird nun auf die Bühne geführt, erhält allgemeines Zujauchzen, das er mit Bescheidenheit annimmt, und sich zurückzieht. — Die Zahl der pariser Theater ist einem öftern Wechsel unterworfen. In der Revolution war die Zahl derselben einmal bis gegen dreißig gestiegen. Später wurde sie auf acht herabgesetzt. Gegenwärtig (1823) zählt man ihrer 14; die der Ehre der täglichen Anzeige im Courrier des Spectacles; dem Miroir, mit Angabe der Schauspieler, die in den angegebnen Stücken auftreten, theilhaftig werden. Die wichtigern pariser Theater erhalten von der Regierung bedeutende Unterstützungen. Die von der zweiten Klasse, vom Vaudeville angerechnet, aber nicht. Diese sind meistentheils auf Aktien unternommen, und dem Glück und Unglück sehr ausgesetzt. Die Besoldungen der ersten Schauspieler (der Pfeiler der einzelnen Bühnen) sind sehr bedeutend, und steigen, wie bei Talma, nebst dem Ertrage ihrer Kunstreisen in die Provinzen, zuweilen auf 100,000 Fr. und mehr. Wir gehen jetzt zu den einzelnen Theatern über, wobei wir der Rangordnung folgen, die in den öffentlichen Blättern beobachtet wird, und die selbst von der Regierung anerkannt ist.

1. Die große Oper (oder Académie royale de Musique). Dieses Theater bietet einen schneidenden Contrast dar mit dem, was wir vorhin von der Einfachheit der Darstellungen der franz. Bühne gesagt haben. Bei dieser ist vielmehr durch die reichsten Decorationen, durch ein zauberisches Ballet, durch die glänzendsten Costümes, die überraschendsten Maschinerien und ein an 200 Musiker starkes Or-

chester alles aufgeboten, um die Sinne zu entzücken. Die Kunstgattungen, welche hier dargestellt werden, sind die heroische franz. Oper mit eingewebten Ballet, die kleinere franz. opera seria und besonders pantomimische Ballets. Die Art des ernsten und großen franz. Gesanges wird dem an italien. und deutsche Musik gewöhnten Ohr nie wohlthun, besonders wo er, wie hier, auf einen so großen Raum berechnet, so oft zur Übertreibung wird. Die rhythmische Declamation und die Chöre wirken indeß immer ergreifend. Auf dieser Bühne sind die Opern von Gluck und Sacchini heimisch, und man wird sie auf keiner andern europäischen Bühne so vollendet vorgetragen und in die Scene gesetzt finden. Die in die großen Opern verwebten Tänze und die großen pantomimischen Ballets, die stets noch nach einer Oper gegeben werden, weshalb das Schauspiel auch gemeiniglich bis nach Mitternacht dauert, übertreffen an Vollendung, Reichthum und Schönheit alles Ähnliche, in den letzten Jahren die große italienische Oper in London allein ausgenommen. Jedoch werden die Ballette der großen pariser Oper als der Typus der höchsten Vollkommenheit des theatralischen Tanzes betrachtet, und welche große Tanzkünstler sich auch auf andern Bühnen in den europäischen Hauptstädten befinden, so haben sie doch in der Regel sämmtlich hier ihre Bildung erhalten. Auf keiner europäischen Bühne wird man aber, wenn man auch einzelne ausgezeichnete Tänzer und Tänzerinnen erwerben hat, ein solches Ganzes in den Ballets finden, als in der pariser großen Oper. — Das schöne Opernhaus in der Straße Richelieu steht jetzt verlassen, und wird abgetragen, weil der Herzog von Berry beim Herausgehen aus demselben am 19. Februar 1820 ermordet wurde. Seit diesem Zeitpunkt ist nicht weiter in demselben gespielt worden, und die Darstellungen mußten, bis ein neues provisorisches Opernhaus auf der Chaussée d'Antin gebaut war, in dem nicht großen Schauspielhause in der Straße Favart gegeben werden. — Von den in den Annalen dieses Theaters berühmt gewordenen Sang- und Tanzkünstlern nennen wir hier die Damen Guimard, St. Huberty, Arnauld, Armand, Branchu, Mad. Gardel; und die Herren Lais, Gainez, Vestris, Gardel, Milon und Düpert. Durch die zahlreichen franz. Memoiren und literarischen Correspondenzen (wie die von Grimm und Laharpe) wird man mit den jedesmaligen Coryphäen dieser Bühne stets genauer bekannt, da sie häufig nicht blos diese Rollen zu spielen pflegen. Gegenwärtig (1828) sind die ersten Künstler in der Oper: die Herren Nourrit, Derivis, Dabadie, Bonel, Prevost, und die Damen Grassari, Dabadie, Sainville, und im Tanz die Damen Bigottini, Hulin, Anatole, Albert, Merinette, Fanny Bias, Elie, Noblet, und die Herren Paul, Albert, Noblet, Milon, Montjoie, Capelle, Coulon, Gosselin und viele andre. Die Preise der Plätze sind nach deutschem Maßstab hoch: Balcon 10 Fr.; erste und zweite Loge 7 Fr. 10 S.; Parterre 4 Fr.

2. Théâtre français, (auch wol premier Théâtre Français genannt) in der Straße Richelieu, und mit dem Palais royal zusammenhängend. Der erste Ursprung dieses Theaters fällt in das Jahr 1518, wo es im Hôtel Bourgogne errichtet wurde. Molière verband sich 1650 damit. Von 1689 an wurde es in die Straße Fossés St. Germain, 1770 in die Tuillerien, 1782 ins Odeon, und als dies 1799 abbrannte, in das jetzige Gebäude verlegt, dessen Erbauer der Architekt Louis war. Das Haus bildet inwendig eine Art von Circus. Die Galerie wird von 26 dorischen Säulen getragen, die

n einem ununterbrochnen Halbkreise um das Parterre gehen. Zwi-
chen diesen sind die Logen. Dies Theater wurde in den Jahren
787—89 erbaut. Im letzten J. (1822) sind unter der Direction von
Mercier und Fontaine mit dem Innern große Veränderungen vorge-
ommen. Der größere Theil der Säulen, der der Aussicht auf die
Bühne sehr hinderlich war, hat Ruthen von Gußeisen Platz gemacht;
s sind viele andre Vertheilungen des Raums vorgenommen worden,
nd das ganze Innere hat an Schönheit und Bequemlichkeit dadurch
hr gewonnen. Rund um das Gebäude geht eine bedeckte Galerie,
n der sich eine Menge von kleinen Buchhändlern und Quincaillerie-
rämern befinden. — Das Repertoire dieser Bühne besteht lediglich
us den als klassisch anerkannten dramatischen Meisterwerken der ält-
ern und neuern französischen dramatischen Literatur, sowol in der
Tragödie, als in der höhern Komödie. Eben so theilen sich die
Schauspieler in diese zwei Hauptgattungen, und nur selten wird es
in jugendliches Talent wagen, sich in beiden zugleich zu versuchen.
Hier sieht man also die unsterblichen Meisterwerke des Corneille, Ra-
ine, Voltaire, Crébillon, Molière darstellen, und zwar wie die
Tradition diese Darstellungen im eigentlichen Charakter der franz.
Bühne heischt. Durch die Darstellung der franz. Tragödie wird
ch der Ausländer, besonders der Deutsche, zuerst sehr zurückgestoßen
ühlen, bis er sich einmal an sie gewöhnt hat, wo er dann zur Wür-
igung ihrer wahren Vorzüge fähig sein wird, aber um so mehr wird
n die höhere Komödie, wie sie auf diesem Theater heimisch ist, an-
iehen. Hier verbindet sich die höchste Wahrheit mit dem feinsten
Beiton und der größten Einfachheit. Es sind die täuschendsten Natur-
emälde der vergangnen oder der jetzigen Zeiten, wenn es dem Dich-
r selbst gelungen war, die Züge derselben nur einigermaßen richtig
ufzufassen, denn unter dem Spiele der Künstler dieser Bühne scheint
ch jedes Gemälde zu veredeln und einen höhern Charakter der Kunst-
ildung anzunehmen. Von den Schauspielern der frühern Zeiten
ennen wir einige, deren Ruhm sich bis jetzt als klassisch erhalten
at: Baron, Brizard, Lekain, Clairval, Molé, Larive, Fleury,
Dufresne, Dufresne, Grandmenil, Grandval, Monvel, St. Phal,
Dreville, St. Prix, Vanhove; und von Frauen: Lecouvreur, Gau-
in, Dümesnil, Clairon, Devienne, Contat, Raucourt. Gegenwär-
ig ist das tragische Fach insbesondre in den Händen von Talma,
afont, und der Damen Düchesnois und Paradol, und das komi-
he in denen von Damas, Faure, Granville, Michelot, Baptiste,
Richot und Armand, so wie der Damen Mars (eine der ersten
Schauspielerinnen, die je die franz. Bühne betraten) Bourgoin, Le-
erd, Hervey, Dupuis und Mante.

3. Die komische französische Oper, auch die Comédie lyrique
nd im allgemeinen Leben von der Straße, wo es sich befindet, Thé-
re Feydeau genannt. Ohnstreitig ist dies eines der anmuthigsten
ariser Schauspiele, und wenn auch der noch größre Reiz, den
asselbe zu Anfange dieses Jahrhunderts durch einige ausgezeichnete
ünstler, die sich entweder jetzt zurückgezogen haben, oder die damals
n der ersten Blüte ihrer Talente waren (Ellevion, Martin, Gavaudan,
Mad. St. Aubin, Mad. Gavaudan u. A.) besaß, verloren ging so ist
m doch genug geblieben und wieder neu geworden, um hier die hei-
ersten Abende zubringen zu können. Die auf dieser Bühne einheimische
attung ist auch in Deutschland so beliebt geworden, daß die Reper-
oires der deutschen Bühnen für die komische Oper fast aus nichts,

Digitized by Google

als aus Übersetzungen der Stücke bestehen, welche für dieses Theater geschrieben und componirt sind. Joconde, la folie, Aschenbrödel, ein Haus ist zu verkaufen, l'opera comique, Adolph und Clara, Rothkäppchen, und früher die gretryschen Compositionen, wie Zemire und Azor, u. s. w. gehören dahin. Die vorzüglichsten Componisten, welche für dasselbe geschrieben haben, sind Nicolo, Mehul, Berton, Gretry, Dalayrac, Monsigny, Boyeldieu, Blangini, Solié, Dezedes u. A. — Von den Dichtern der beliebtesten Stücke dieser Bühne nennen wir vor allen Etienne und Hofmann, außerdem Bouilly, Nanteuil, Sedaine, Duval, Dupaty, Scribe und mehre. Zu den beliebtesten darstellenden Künstlern dieser Bühne sind gegenwärtig zu zählen vor allen andern Martin, der erste Sänger in seiner Gattung und in seinem von ihm geschaffnen Fache seiner Bedienten in den Sitten unsrer Zeit unnachahmlich; dann Chenard, Juliet, Ponchard, Huet, Darancourt, Castel und die Damen Boulanger, Ponchard, Pau. Pradher, Rigaud und A.

4. Odeon, oder second Théâtre français, in der Vorstadt St. Germain, in der Nähe des Luxemburg. Dasselbe wurde 1791 nach den Zeichnungen von Peyre und Wailly gebaut, und man nannte es damals Théâtre français, da die erste Schauspielergesellschaft, welcher diese Bezeichnung gegeben wird, hier ihre Vorstellungen gab. Am 20. März 1799 brannte es ab; man baute es wieder auf, und jetzt wurde es einer zweiten Schauspielergesellschaft eingeräumt, die mit dem ersten französischen Theater in Wetteifer treten sollte. Von dieser Zeit an nennt man es Théâtre de l'Odéon. Im J. 1818 und wieder am 20. März wurde es zum zweiten Mal eingeäschert, aber am 1. Oct. 1819 bereits wieder eröffnet. Sowol die äußre Architektur, als die innere Einrichtung dieses Odeon-Theaters ist sehr reich und geschmackvoll, und letztre dabei ausgezeichnet bequem. Die Gattung der hier dargestellten Stücke ist der des premier Théâtre français völlig gleich und beide Bühnen wetteifern mit einander. Das ältre Repertoire der franz. dram. Klassiker kann von beiden Theatern gegeben werden; von den lebenden dram. Dichtern hat aber jede Bühne ihr besondres Repertoire. Madem. Georges ist die vorzüglichste Stütze dieses Theaters. Als Meda, Semiramis, Phädra, Merope, Agrippine, als Salome in der neuen Tragödie: die Maccabäer, von Soumet, verdient diese Künstlerin die größte Bewunderung. Außerdem sind im tragischen Fach Joanny, Lafargue und David, und in der Komödie Faure und die jüngere Georges zu bemerken. So nützlich das Dasein dieses zweiten Théâtre français gehalten wird, um das Haupttheater anzufeuern, dem Übermuth seiner Künstler ein Gegengewicht und den dram. Dichtern größern Spielraum zu geben: so erhält es sich doch nur mit Mühe und durch die bedeutenden Zuschüsse, welche die Regierung gibt.

5. Italienische Oper. Dieses Theater ist der Sammelplatz der ersten pariser Gesellschaft, der vornehmen Welt. Die innere Einrichtung ist eben so bequem als geschmackvoll. Das Orchester dieses Theaters wird für das vollkommenste in seiner Art gehalten, und da die Regierung diese italienische Oper als eine Schule, und als Vorbild des guten Gesangs besonders begünstigt und die Direction sehr wohlfeil ist, um die Schauspielergesellschaft stets vollständig und gut zu erhalten: so verdient das ital. Theater mit Recht die Vorliebe aller Musik-Liebhaber. In den letzten Jahren waren es vorzüglich Madame Fodor und Galli, welche das Publikum eben so sehr durch ihren Ge-

Digitized by Google

sang, als durch ihr Spiel entzückten. Beide haben aber Paris mit Neapel vertauscht. Die vorzüglichsten Künstler dieser Bühne sind gegenwärtig Garcia, Graciani, Pellegrini, Levasseur, Bordogni, Zuchelli und die Damen Naldi, Pasta, Cinti. Diesen fünf größern Theatern folgen drei kleinere, die so ziemlich zu einerlei Gattung gehören und als Volkstheater zu betrachten sind. Ihre Rangordnung ist:

6. Théâtre du Vaudeville. In der Straße Chartres, 7. Gymnase dramatique, und 8. Théâtre des Variétés, beide auf den Boulevards. In diesen Theatern, welche auch den Fremden am meisten zuzusagen pflegen, zeigt sich insbesondere die unerschöpfliche Fröhlichkeit der Franzosen, ihr leichter Witz und ihr Talent, der geringsten Kleinigkeit Stoff zum Lachen und zu einem Bonmot oder Calembourg abzugewinnen, in ihrem ganzen Glanze. Die Zeichnung der zahllosen kleinen Stücke, welche hier gegeben werden, ist mit wenig kecken Strichen hingeworfen; hier gibt es keine verwickelte Intrigue, keine prachtvollen Decorationen; es wird den Sinnen eben so wenig geschmeichelt, als an Herz, Gemüth und Phantasie gedacht; nur für den Witz sind sie geschrieben; sie scheinen geschaffen, um den angebornen Takt der Nation, der jede Lächerlichkeit sogleich fühlt, noch zu schärfen; die Geißel des Spottes ist hier stets geschwungen, aber mehr aus Lachsucht, als aus Bosheit. Die kleinen Lieder, die darein gewebt sind, und als echte Volkslieder auf allen Straßen tönen, haben einen ganz eignen piquanten Nationalcharakter; sie beweisen, daß die Tonsprache nicht blos Gefühle, sondern auch witzige Einfälle auszusprechen vermag. Rasch und kurz begleiten hier die Klänge die Worte; ein solches Vaudevilleliedchen unterbricht das muntere Gespräch gar nicht, es erhöht nur dessen Lebhaftigkeit. Oft belustigt es, in diesem höhern Vaudeville Gegenstände personificirt zu sehen, die sich die Phantasie sonst wol schwerlich gestalten würde. Es fällt selten etwas Bedeutendes auf den andern, selbst den größten Theatern, vor, was hier nicht parodirt würde. Arlequin belustigt oft auch auf diesen Bühnen. Das besuchteste dieser drei Theater ist das Gymnase, dessen Einnahmen selbst die des ersten Théâtre français übertreffen. Das Vaudeville ist dagegen gegenwärtig sehr in Verfall gerathen. Die Variétés haben an Potier, Brunet, Lepeintre für ihre Fächer unübertreffliche Künstler. Im Vaudeville ist Philippe sehr beliebt. Beim Gymnase vor allen Perlet, Gonthier, die kleine Leontine Fay. Die Zahl der Dichter, welche für diese drei Theater arbeiten, ist sehr groß. Zu den beliebtesten und unerschöpflichsten ist gegenwärtig insbesondre M. Scribe (vielleicht Pseudonyme) zu rechnen.

9. Théâtre de la Porte St. Martin. 10. Théâtre de la Gaieté. 11. Ambigu comique, sämmtlich auf den Boulevards gelegen. Alle drei geben vorzüglich Melodram, Pantomime und Ballet. Die beiden letztern sind mehr für die niedern Stände berechnet. Das erstere behandelt seine Aufgaben mit Anstand, und man sieht hier öfter die schönsten Decorationen, Prachtaufzüge, glänzende Pantomimen, wohlgeordnete Ballets u. s. w. Ritter-, Räuber-, Geister- und Zaubermährchen hausen hier, je grausenvoller, je beliebter. Viele junge Talente bilden sich hier, die denn zu den größern Theatern übergehen. Von dem Théâtre de la Porte St. Martin führen wir noch an, daß dies 1781 vom Architekten Louis in 75 Tagen gebaut ward, was man, wenn man dies schöne, ja prachtvolle Gebäude sieht, kaum glaublich findet. Der Zweck des eiligen Baues war die

Digitized by Google

Unterbringung der großen Oper, da das alte Opernhaus in Feuer aufgegangen war. Als Nr. 12 führen wir das am 10. Nov. 1821 eröffnete Panorama dramatique auf. Die Stücke, die hier gegeben werden, dürfen nur zwei spielende und redende Personen haben. Die Aufgabe soll von den Dichtern und den Schauspielern glücklich gelöst werden, und dies kleine, freundliche Theater wird viel besucht. 13. Cirque olympique des H. Franconi. In diesem im J. 1817 eröffneten Circus spielen die Pferde die Hauptrolle. Die Schönheit der innern Einrichtung verdient Bewunderung. Die Bereiterkünste, in denen die Familie Franconi vom Großvater bis zum Enkel so ausgezeichnet geschickt ist, gehen stets dem angekündigten Schauspiele voran. Dies besteht dann in der Ausführung irgend einer historischen oder phantastischen Aufgabe, aus Pantomimen, in denen Aufzüge, Gruppirungen, Tänze und Manövres zu Pferde vorkommen, die mit großem Kostenaufwand und seltner Kunst und Geschick ausgeführt werden. Macbeth, Blaubart, Cain, Atala, der rasende Roland, ein Convoy von spanischen Guerilla's überfallen, sind einzelne solcher Pantomimen, an denen sich der schaulustige Pariser und der neugierige Fremde nicht satt sehen können. Als 14. und letztes Schauspiel figuriren noch die Soirées de Mr. Comte, im Durchgang der Panorama's, oder auch Théâtre de Magie genannt. Hier findet man Geisterbeschwörung, physikalische Kunststücke, Bauchrednerkünste u. dgl. —k—

Peipussee, liegt zwischen den russischen Statthalterschaften Liefland, Esthland, Pleskow und St. Petersburg, wenigstens hat er eine Länge von 12 und eine Breite von 8 deutschen Meilen. Er ist fischreich und tief, hängt oberwärts zusammen mit dem See von Pleskow durch eine Seeenge und mit dem Wirzsee durch den Fluß Ema; unterwärts verbindet das morastige Bette der Narowa den See mit dem pernauer Meerbusen. Die Comptoiristen zu Nowogrod und die lübecker Handelsherren kannten diesen alten Wasserweg in den glänzenden Tagen der Hanse sehr gut. Seitdem nahm der Haupthandel der Russen nach der Ostsee und dem weißen Meere eine veränderte Richtung durch die Zerstörung der Handels- und republikanischen Freiheit Nowogrod's, und die alte Wasserstraße ging immer mehr ein, weil Verstopfungen und Erhöhung des Bettes der Flüsse entstanden, deren sich in allem 90 in dies weitverbreitete Wasserbecken stürzen. Jetzt hat der Kaiser Alexander die Anlegung des sogenannten Alexanderkanals beschlossen, der mit einem Kostenanschlag von 6 Mill. Rubel den Peipussee und seine Zuwässerungen mit dem pernauischen Meerbusen in Schifffahrtsverbindung bringt. Er wird in einigen Jahren vollendet sein. Wie alle große und kleine russische Kanäle im Innern des Reichs, wird dieser Kanal, der keiner Felsprengung bedarf und überall genug Wasser erhalten kann, zugleich für die Landwirthschaft, Ab- und Zuwässerungen der Ebenen, welche er durchschneidet, begünstigen und am Anlauf der Schleusen die Anlegung großer Mühlen für Land- oder Fabrikbedürfnisse anbieten. Dorpat wird nun durch seine Lage am Alexanderkanal zu einer Handelsstadt in diesem bisher noch sehr unbevölkerten Theile des Kaiserreichs sich künftig eignen. Ein steinerner Kaufhof mit 200,000 Rubel Kosten erbaut, wurde schon jetzt unentbehrlich befunden. Es blüht alles riesenmäßig im größten Staate der Erde auf. Wir erin

dogakanals, unter dem Kaiser Peter dem Großen gab. Jener Ausländer war in seinem Vaterlande Oldenburg als ein geschickter Deichgräber im Wasserbau bekannt. Dies veranlaßte den Kaiser Peter den Großen, ihn in seine Dienste zu nehmen, die er als Generalfeldmarschall beschloß. Er starb erst unter Catharina der Zweiten, und würde noch mehr Großes und Gutes für Rußland gewirkt haben, wenn die Hofintrigue diesen Mann nicht 20 Jahre lang in Sibirien als Staatsgefangnen gefesselt hätte. Erst der Kaiser Peter III. rief ihn aus Sibirien zurück, der dem Monarchen bei der Revolution, die seine Gemahlin auf den Thron hob, noch weise Rathschläge gab, die ihn wahrscheinlich gerettet haben würden, wenn der Kaiser solche zu befolgen augenblickliche Entschlossenheit genug gehabt hätte. Der oldenburgische Prinz Georg, erster Gemahl der Großfürstin Catharina Paulowna, empfahl als Generaldirector aller Wasserbauten des Reichs das Bedürfniß vermehrter Strom- und Meerverbindung des Innern zu befriedigen. Dieser Kanal war eine der Lieblingsideen des Prinzen Georg.

*Persepolis. In einer Gegend nördlich von der persischen Hauptstadt Schiras findet man die Trümmer vieler alten Bauwerke aus sehr verschiednen Zeitaltern. Es sind darunter die einzigen Überreste der altpersischen Baukunst, aus der blühendsten Zeit des mächtigen Volks. Andre Trümmer von Bauwerken mit Inschriften sind aus der Zeit des neupersischen Reichs, das im 3. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung aus dem frühern parthischen Reiche (s. d. Art. Parther Bd. 7) entstand. Diese spätern Überreste liegen ungefähr eine Meile von den Trümmern des eigentlichen Persepolis, und bestehen theils in Bildwerken, theils in Inschriften in der alten Pehlvi-Sprache, die in den Felsen gehauen sind; sie werden von den Arabern Nakschi Rustam, das Bild Rustam's, genannt, weil man sie auf die Thaten dieses altpersischen Helden bezog, da sie doch, nach de Sacy's befriedigender Deutung, auf die Könige aus dem neupersischen Stamm (Sassaniden, s. d. Art. Persien Bd. 7) sich beziehen. Viele arabische, neupersische und andre Inschriften endlich wurden in dem Zeitalter nach Mohammed hier eingegraben. Die altpersischen Denkmäler unterscheiden sich auffallend von allen übrigen Trümmern. Dazu gehören: die Überreste des eigentlichen Palastes von Persepolis, von den Arabern Tschilminar oder die 40 (d. i. viele) Säulen genannt, mit zwei nicht weit davon befindlichen Grabmälern; dann 4 nach Nordosten bei Nakschi Rustam liegende ähnliche Grabmäler, die Gräber der Könige genannt, nebst den Trümmern einiger alten Bauwerke, und endlich zwischen Tschilminar und Nakschi Rustam viele einzelne Überreste von Säulen und unvollendeten Grabmälern. Sämmtliche Überreste sind in Chardin's Reise durch Persien und in Niebuhr's Reise nach Arabien abgebildet. Das Hauptdenkmal ist Tschilminar, offenbar die Überreste eines großen und herrlichen Gebäudes, welches, auf der hintern Seite von einem in Gestalt eines halben Mondes sich öffnenden Felsengebirge eingeschlossen, aus drei über einander sich erhebenden Absätzen besteht und ganz aus dem schönsten grauen Marmor gebaut ist, dessen ungeheure Blöcke mit bewundernswürdiger Kunst ohne Kalk und Mörtel zusammengefügt sind. Von den untern führen zu den höhern Absätzen Marmortreppen, die so breit und bequem sind, daß zehn Reiter neben einander hinauf reiten könnten. Am Eingange des Porticus, wohin die Treppe zum ersten Absatz führt, sind an den noch übrigen Pila-

Digitized by Google

stern fabelhafte Thiere eingehauen, gleichsam als Wächter des Thores. Eine ähnliche Treppe führt zum zweiten Absatze, zu einem Säulengange, wovon man noch mehre gegen 50 Fuß hohe Säulen sieht, die so dick sind, daß deren eine kaum von drei Männern umspannt werden kann. Durch diesen Säulengang kommt man zu mehrern einzeln stehenden Gebäuden, wovon das größte noch auf demselben Absatze steht, die übrigen aber stehen weiter zurück und bilden den höhern dritten Absatz. Diese Gebäude enthalten eine Menge von Zimmern verschiedner Größe und scheinen eigentliche Wohnungen zu sein, in deren Innern man eine Menge von bildlichen Darstellungen findet. Darunter ist besonders eine merkwürdig, aus vielen menschlichen Gestalten bestehend, die einen feierlichen Aufzug vorzustellen scheinen und sich durch Trachten und Beizeichen mannichfaltig unterscheiden. Ähnliche Darstellungen sieht man in den hintern Gebäuden, wo theils Vornehme mit ihren Begleitern und Ehrenzeichen, theils Gefechte wilder und fabelhafter Thiere mit einander, oder mit Menschen abgebildet sind. In der Felsenwand, aus deren Öffnung das Gebäude hervor springt, sieht man zwei große Grabmäler. In ansehnlicher Höhe von der Erde ist in den Felsen selbst eine Façade eingehauen, hinter welcher sich eine viereckige Kammer befindet, wohin man nur durch einen, mit Gewalt geöffneten Zugang kommen kann, da man zeither den alten Eingang noch nicht gefunden hat. Unten ist der Felsen senkrecht weggehauen, um das Denkmal ganz unzugänglich zu machen. Eben so sind die erwähnten Grabmäler zu Nakschi Rustam eingerichtet. Die Ergebnisse der neuesten Untersuchungen, die man durch Vergleichung der Nachrichten der Alten gewonnen hat, (s. Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt [3. Aufl. Th. I. Abth. 1.] wo zugleich die Denkmäler selbst umständlich beschrieben werden) bestehen in Folgendem. Die Denkmäler von Persepolis sind echt persischen Ursprungs, die Grabmäler aber die Begräbnisse persischer Könige, und gehören zu den Gebäuden Tschilminar, mit welchen sie durch unterirdische Anlagen in Verbindung stehen. Obgleich aber die Gebäude aus dem persischen Alterthume sind, so ist es doch wahrscheinlich, daß die Perser sie nicht selber erbaut haben, sondern sie durch Andre haben anlegen lassen, und der echt asiatische Charakter derselben begründet die Vermuthung, daß sie nach der Baukunst der Meder, welchen die Perser überhaupt ihre Kultur verdankten, unter der Leitung der Priesterkaste aufgeführt worden sind. Die Anlagen von Persepolis, welche die Alten den ersten persischen Herrschern Cyrus und Cambyses, oder auch dem Darius und Xerxes zuschreiben, sind wahrscheinlich nicht von gleichem Alter und nicht nach gleichem Plane erbaut, was besonders von den Gebäuden auf dem dritten Absatze des Säulenpalastes gilt, sondern von mehren persischen Königen gegründet worden. Persepolis war weder zum Tempel, deren die Perser als Anhänger der magischen Religion (s. Magie Bd. 6) überhaupt nicht hatten, noch zum eigentlichen Wohnsitz der Könige bestimmt, und wenn es auch, wie die meisten Hauptstädte Asiens, aus dem Hoflager der ersten Eroberer entstand: so hörte es doch bald auf, der feste Wohnsitz derselben zu sein, aber die Ideen von Vaterland, Herrschaft und Religion, welche sich daran knüpften, machten es zum Todtenwohnsitz der Könige, zum Heiligthume des Volks. Es war durch seine Einrichtung und seine Kunstwerke ein Sinnbild des Reichs und seiner Wohlfahrt unter

Digitized by Google

ner, nach den Ansichten des Morgenlandes vollkommnen Herrschaft, wo alle Stände des Reichs, der König, die Großen und das Volk, ihre Pflichten und ihre Vorzüge in bildlichen Darstellungen vor Augen hatten; es war, wie die Alten es nannten, das Haupt des Reichs. Die überall und in verschiednen Stellungen vorkommende Gestalt des Königs, die sowol durch ihre Beizeichen als ihre hervorragende Größe sich auszeichnet, zeigt deutlich, daß diese Gebäude für den König bestimmt waren, und da die Lebensweise der persischen Könige nach strengen Vorschriften geordnet war, so läßt sich wol annehmen, daß diese Denkmäler einst eine vollständige Darstellung des Privatlebens der Könige nach den Vorschriften der Magier enthielten, welche den König zeigte, wie er als Diener des Ormuzd (s. d. Art. Ahriman Bd. 1) zu dieser oder jener heiligen Verrichtung ging. Gleich nach dem Antritt ihrer Regierung verfügten sich die persischen Könige nach Persepolis, um sich mit dem Gewande des Cyrus bekleiden zu lassen, und zu gewissen Zeiten besuchten sie diesen Ort, um auf den Gipfeln der Berge feierliche Opfer zu bringen. Nach seinem Tode wurden hier die Kleider, Geräthschaften und selbst der Schatz des Königs aufbewahrt, da das Grabmal des Königs als eine vollständige, mit allen Bedürfnissen versehene Wohnung angesehen ward, weshalb nicht nur zahlreiche Wachen den Palast beschützen, sondern auch die angesehensten Hofbedienten bei dem Grabe bleiben, ja vielleicht selbst die Frauen des Verstorbnen dahin wandern mußten. Aus allem diesen erklärt sich, wie Alexander nach der Besiegung des Darius durch die Zerstörung des Palastes seine Rache befriedigen konnte. Die Baukunst zeigt sich in diesen Denkmälern, hinsichtlich des Mechanischen, in hoher Vollendung und keine Gegend der Erde, Ägypten vielleicht ausgenommen, hat solches Mauerwerk aufzuzeigen, als die Trümmer von Persepolis; der Charakter dieser Baukunst ist jedoch dem ägyptischen durchaus entgegengesetzt. Eben so viel mechanischer Fleiß und ängstliche Vollendung zeigt sich in den verzierenden Bildwerken. Die Inschriften auf diesen Denkmälern sind nach den neuern geleugnen Erklärungsversuchen in einer dreifachen Schrift, welche man unter dem allgemeinen Namen Keilschrift (s. d. Art. Bd. 5) begreift, und auch in dreierlei Sprachen verfaßt. Die älteste Schrift, ohne Zweifel Buchstabenschrift, ist nach der übereinstimmenden Meinung aller Erklärer in der Zendsprache, der heiligen Sprache der Magier, die Schriftzeichen der zweiten Art scheinen der Pehlvi-Sprache zu gehören, und die dritten sind vielleicht assyrisch oder babylonisch. Grotefend und Lichtenstein haben sich um die Erklärung dieser Schriftzeichen besonders verdient gemacht.

Peruanische, oder Peruvianische Rinde, s. Chinarinde, Bd. 2.

Peruanischer oder Peruvianischer Balsam, s. Balsam, Bd. 1.

*Pesth (Pestum, Pestinum), die schönste, größte und volkreichste Stadt Ungarns, liegt unter 36° 45′ 15″ O. L. und 47° 19′ 25″ N. B., 215 F. über der Meeresfläche (mithin 255 F. tiefer, als Wien) am linken Ufer der Donau, Ofen gegenüber auf einer sandigen Fläche von 2,431,600 Q. Kl. Gehalt oder etwa 3 St. Umfang, in Form eines unregelmäßigen Polygons, dessen an den Fluß gelehnte Linie eine Stunde mißt. Der Ursprung der Stadt ist unbekannt, (Pesth bedeutet im Altungarischen so viel als „Ofen" und weist auf Kalkbrennereien hin) doch hatten die Römer schon in dieser

Digitized by Google

Gegend eine Colonie (Transacincum) und unter Geysa I. wird zuerst des Pesther Zolls gedacht. Im J. 1241, als die Mongolen den zweiten großen Einfall in Ungarn machten und solches nach Bela's IV. (er sammelte sein Heer zu Pesth) Niederlage am Sajo überschwemmten, war Pesth eine ansehnliche, von deutschen Einwohnern besetzte Stadt und wurde ein Raub jener Weltstürmer, doch erhob es sich bald nach deren Abzug und theilte allen Jammer, welcher nach Erlöschung des arpadischen Mannsstamms (1307) das Reich durch die ausländischen Kronprätendenten, durch die Streifzüge der Hussiten und später durch das Kreuzheer des Dósa traf. Indeß gewann es an Flor durch die immittelst gegenüber sich erhebende nachmalige Residenz Ofen (sie wurde unter Bela IV. als Mons novus Posthiensis errichtet und bekam daher ihren deutschen Namen, welchen sie denn der benachbarten und später mit ihr vereinigten ältern Stadt Buda oder Etzelburg mittheilte;) durch die Erstarkung des ganzen Reichs unter den großen Königen Carl I., Ludwig I. und Matthias Corvinus, und besonders durch die häufigen Reichsversammlungen, welche auf der nahen großen Ebene des Rákos gehalten wurden und oft Heerlager von 80 — 100,000 Mann herbeizogen. Nach der Niederlage bei Mohács (1526) sank die Stadt unter dem 160jährigen Joche der Türken und verderblichen Theil habend an den vielen Belagerungen Ofens, zum schmutzigen Schutthaufen herab, bis sie mit dieser Festung 1636 wieder zur christlichen Freiheit und bald durch neue Ansiedler (meistens Deutsche und Raizen), durch ihre vortreffliche merkantile Lage, durch das Commerz der Türkenkriege, durch Restauration ihres Privilegiums einer k. Frei- und Tavernicalstadt ꝛc. so emporkam, daß sie schon 1723 — 24 der Sitz der höchsten Justizbehörden des Reichs wurde. Ihr Flor nahm zu unter Carl VI., welcher daselbst 1727 die prächtige Invalidenkaserne erbaute; mehr noch unter Maria Theresia, welche hier 1751 große Heerschau hielt und nach Aufhebung der Jesuiten die Universität von Tyrnau 1780 nach Ofen verlegte, am mehresten aber unter Joseph II., dessen Falkenauge Pesth für den Centralpunkt Ungarns erkannte (er pflegte es alljährlich mehrmals zu besuchen) und auch für solches die Bahn zu freier Ansiedelung durch sein Toleranzedict brach. Er verlegte 1784 die Universität von Ofen nach Pesth, baute da das General-Seminarium, das große Lagerspital, das ungeheure Neu Gebäude, und eröffnete der Stadt durch den letzten Türkenkrieg eine so reiche Nahrungsquelle, daß sie 1790 schon gegen 2500 Häuser zählte. Der von Joseph gegebene Impuls des Wachsthums dauerte (wie so manche wohlthätige Folge seiner verkannten Thatkraft) nach seinem Tode fort, und 1810 waren 2900, jetzt über 4000 Häuser, welche noch jährlich auf 50 — 60 zunehmen. Dermalen wohnen da, mit Einschluß des gegen 10,000 Mann betragenden Militairs, über 60,000 Menschen (worunter gegen 5000 Lutheraner, 1500 Reformirte, 1200 Griechen und Raizen, an 6000 Juden, die übrigen Katholiken), welche mit den häufigen Fremden jährlich an 60,000 Kl. Brennholz, über 200,000 Ctr. Mehl, über 250,000 E. Wein, über 18,000 Stück Rindvieh und wöchentlich 250 Kälber und eben so viel Schweine konsumiren. [illegible] rechnet 133 Geistliche und gegen 3000 Adliche [illegible] Stadt, [illegible] ohne Vorstädte und mit Moräften und [illegible] nebst [illegible] zerfällt in 5 Haupttheile: 1) die innere [illegible]

Stadt, 249 Joch, an 400 meist neue und schöne Häuser, 30 Gassen und der schöne neue Marktplatz, 100 Kl. breit und 93 Kl. lang, gegen 6000 Einw.; 3) die Theresienstadt, 692¾ Joch, 33 Gassen, an 1200 Häuser, über 16,000 Einw.; 4) die Josephstadt, 72½ Joch, 52 Gassen, über 1200 Häuser, an 11,000 Einw.; 5) die Franzstadt, 346 Joch, 17 Gassen, über 500 Häuser, über 4000 Einw.; welche 4 Außenstädte, regelmäßige und breite Straßen und Verbindungsgassen haben und durch ihre weitschichtige, häufig auf's Erdgeschoß beschränkte Bauart und durch die immitten liegenden großen Hofräume und Gärten an die Jugend der sich in freier Ebene ausdehnenden Stadt und an die Nähe des Orients erinnern. Thore, Ringmauern und Wall der alten Stadt sind im Verfolg der Vergrößerung und Verschönerung weggerissen und überbaut, planirt und die innere Stadt mit der Leopoldstadt zusammengeflossen, die drei andern Außenstädte aber davon durch eine sehr breite Landstraße getrennt, über welche querdurch vier große Heerwege in alle diesseits der Donau liegenden Theile des Reichs führen, als: die waizner Straße in die Berg-Comitate nach Schemnitz, Kremnitz ꝛc.; die hatvaner Straße nach Ober-Ungarn, Tokai, Kaschau ꝛc. und der polnischen Grenze; die üllöer Straße nach Szolnok, Debreczyn und Siebenbürgen; die sorokfarer Straße nach Theresiopol, Szegedin ꝛc. in's Bannat und Slavonien. Auf das rechte Donauufer führt eine Schiffbrücke von 46 Pontons, 240 Kl. lang, 4 Kl. 4 F. breit, und verbindet von Anfang März bis Anfang Decembers (im Winter wird die Verbindung durch Kähne oder durch die Eisdecke des Stroms unterhalten) Pesth mit Ofen. Die Wichtigkeit der Passage erhellt daraus, daß der Brückenzoll (NB. alle Adelige des Reichs und alle Bürger beider Städte sind für Person und Geschirr zollfrei) für 52,500 fl. w. W., excl. der dem Pachter zur Last fallenden, 40 — 50,000 fl. w. W. betragenden Erhaltungs- und Einrichtungskosten, für Rechnung beider Städte verpachtet ist, und die Erbauung einer steinernen Brücke kann nicht ausbleiben. (In ganz Ungarn gibt es außerdem noch über die Donau nur eine Schiffbrücke von Neusaz nach Peterwardein.) Kirchen, keine von sonderlicher Bauart, noch imposant (was auch die Jugend der Stadt bekundet), sind 15 vorhanden, nämlich: 11 katholische, 2 griechische, 1 lutherische und 1 reformirte (diese im Aufbau begriffen); ferner: 1 Serviten-, 1 Franciskaner-, 1 Piaristenkloster und 1 der englischen Fräulein, 2 große und 5 kleine Synagogen. Hauptgebäude sind: in der innern Stadt, die große Caserne von Carl VI. aus deutschen Reichshülfsgeldern gegen die Türken, aus Zuschüssen ungarischer Bischöfe und aus den Redemtionsgeldern der Cumenier und Jazyger, 1727 erbaut, 370 Kl. Umfang, 4 Stockwerke hoch, mit einer Fronte von 47 Fenstern, 4 geräumigen Höfen und 1 Kirche. Es wohnen die Invaliden, mit ihren Familien gegen 3000, welche jährlich innerhalb der Caserne 6000 Eimer Wein consumiren und überhaupt in der Stadt über 2½ Mill. fl. w. W. verzehren, und 1 Bataillon der Garnison darin. In der Leopoldstadt, das Josephinische oder Neugebäude, aus 4 Quarrées bestehend, welche einen Pla[illegible]ießen, der um 180 Q. Kl. größer ist, als der ober[illegible] Marktplatz. Kaiser Joseph hinterließ den Bau unvoll[illegible]stimmung als Räthsel. Jetzt dient das Gebäude zur [illegible]te Artillerieregiment, 2300 Mann, und als Haupt[illegible]tplatz. Kais[illegible]-Depot für ganz Ungarn. Ferner: das neue [illegible]mmung als [illegible]3 nach dem Plan des k. k. Hofbaumeisters [illegible] Artillerieregi[illegible]

[illegible]-Depot [illegible]

[illegible]

[illegible]-Depot [illegible]

Digitized by Google

Amon zu Wien, durch die Verschönerungs-Commission, begann und, obgleich nur halb vollendet (nämlich Bühne und Zubehör), über 600,000 fl. w. W. kostete und keinem der wiener Schauspielhäuser an grandioser Anlage etwas nachgibt. Es faßt bequem 3000 Zuschauer. Die gegen 40 Schauspieler, über 100 Statisten und Choristen, Musiker ꝛc. zählende Gesellschaft spielt in Pesth alltäglich und versieht zugleich das kleinere Theater in Ofen. Das Theater wurde für Rechnung beider Städte (Pesth à ⅔, Ofen à ⅓) an Cavaliere für 9 — 12,000 fl. w. W. verpachtet, und ist seit Ostern 1820 von einer Gesellschaft Actionaire unentgeldlich übernommen worden, welche trotz eines aufgeopferten Fonds von mehr als 100,000 fl. w. W. doch nicht vermögen, es über den Charakter der Mittelmäßigkeit zu erheben und dem auf allen scenischen Unternehmungen lastenden Fluche unserer Zeit zu entziehen; doch ist die Verschönerungs-Commission im Begriff, die unvollendete Hälfte des Gebäudes, gegen die Donau zu, aufzuführen und namentlich die schöne Säulenreihe herzustellen, welche bereits in deutschen Almanachen figurirt hat. Außerdem hat die Leopoldstadt noch die schönsten und größten Privatgebäude, zumal am Donauufer und am neuen Marktplatz; und in ihr besonders offenbart sich die jährliche Verschönerung und Vergrößerung der Stadt, da hingegen in den 3 andern Außenstädten die ältern und neuern Bauten den Mittelstand halten und vorhandene Lücken ergänzen. Die Universität, eine der reich fundirtesten der Welt (sie hatte im J. 1818 339,139 fl. w. W. Einnahme und 149,643 fl. Ausgabe), hat 43 besetzte Lehrstühle und 7 Adjuncten, 6 theologische, 5 juridische, 11 medicinische, 12 philosophische und über 1000 Auditoren, meistens Inländer, doch auch Griechen, Polen und Italiener. Mit ihr verbundene Institute sind: die Bibliothek (über 60,000 Nummern, täglich Vor- und Nachmittags zugänglich), das Naturalien-, Münz- und physikalische Cabinet, mit einem chemischen Laboratorium; das anatomisch-pathologische Cabinet (ausgezeichnet durch eine Sammlung von Wachs-Präparaten); der botanische Garten, 3260 Q. Kl., mit mehr als 10,000 Gewächsen; die Sternwarte auf dem Blocksberge bei Ofen; die Thierarzneischule; das dreifache Universitätshospital, mit einem Klinicum verbunden. Leider getrennt von der Universität ist: das Nationalmuseum, begründet durch die reiche Schenkung des verstorbenen Grafen von Szécsengi, welcher seine große Bibliothek und ein vollständiges ungarisches Münzcabinet dazu hergab und durch Antrag auf dem Landtage 1808, die reichsständische Fundation und einen anfänglich großen Eifer zur Beförderung in allen Theilen des Reichs veranlaßte. Das in der Idee echt nationale Institut, welches bereits 1818 durch einen Tom. Acta literaria in's literarische Leben getreten, hat ein eignes ansehnliches Haus und Garten auf der Landstraße, zum Chef den Erzherzog Palatin Joseph, 1 Director, 3 Custoden, 2 Adjuncten, und bewahrt in seinen auf Landeskunde und heimische Producte zunächst bezweckten Sammlungen schätzbare römische, im Lande gefundene Alterthümer und ein vollständiges vaterländisches Naturaliencabinet (worinnen ein im saroser Comitat gefallener Meteorstein von 132 Pfd. und die aus dem Bette der Theiß gegrabenen Thierknochen sich auszeichnen). Das Gymnasium der Piaristen, von 1 Director und 6 Professoren versehen, zählt über 800 Schüler, die städtische Normalschule, ebenfalls im Piaristenkloster, über 400, die andern 8 katholischen Pfarrschulen über 1600. Noch existiren 2 griechische Trivialschulen, 1 reformirte dergl. und 1 lutherische Schule mit 6 Lehrern

Digitized by Google

(dabei eine besondere Mädchenschule) und mit 160 Scholaren, deren obere Classen zum Range eines Gymnasiums vorzuschreiten beginnen. Die katholische Mädchenschule der englischen Fräulein hat über 400 Zöglinge und 40 Pensionarien, und auf die andern weiblichen Privat-Erziehungsinstitute kann man über 200 rechnen. Landesstellen, welche in Pesth ihren Sitz haben, sind: die Septemviral-Tafel, das höchste und letzte Appellationsgericht, dessen ursprünglich 7, jetzt 20 Glieder, worunter 4 Geistliche, 7 Magnaten und 9 Adelige, unter Vorsitz des Reichspalatins oder des Judex Curiae, nach angehörter Relation von der königlichen Tafel, in letzter Instanz entscheiden, also wahre Urtheilssprecher sind und, insofern sie bei ihren Sentenzen Macht haben, vorkommende Lücken der Gesetzgebung zu ergänzen, eine permanente Gesetz-Commission bilden. Ferner: die königliche Tafel, theils erste Instanz, theils Appellationsgericht von 22 Beisitzern, worunter 2 Geistliche, 2 Magnaten und 8 referirende Räthe, unter Vorsitz des königlichen Personals, d. h. Personalis Praesentiae Regiae in Judiciis locum tenens. Die Septemviraltafel hält alljährlich 3, die königliche Tafel 4 fixirte Sessionen oder Termine (wie etwa in Sachsen die Hofgerichte) von mehrwöchentlicher Dauer, in welchen sie ihre Urthel fällen, publiciren und andere eigentliche judicielle Acte verrichten. Beide Behörden vermehren sowol durch ihr aus den angesehensten Männern des Reichs bestehendes Hauptpersonal, als durch ihr Kanzleiwesen und noch mehr durch die ihnen adjungirten jungen Juristen, sie heißen Juraten, vereinigen die Qualität verpflichteter Notarien und Auscultanten und bilden ein durch Esprit de Corps verbundenes und seiner Jugend fröhliches Seminar der Themis von 3 — 400 Köpfen, desgleichen durch die bei ihnen beschäftigten Landesadvocaten und Fiscale (über 200 an der Zahl), am mehresten aber durch die persönliche Anwesenheit der Prozeßparteien, besonders des viel und gern prozessirenden ungarischen Adels aus allen Theilen des Reichs, das geschäftliche Leben und die Nahrung der Stadt. Gleichen Effekt bewährt auch die hier ihren Sitz habende Comitats-Behörde der reichsgesetzlich vereinten pesther, pöl:ser und solther Gespannschaft (welche 190 Q. M. und an 400,000 Einw., mithin über ¼ des Königreichs Sachsen und noch einmal so viel, als das Großherzogthum Weimar, befassen), nicht sowol durch ihr starkes, amtlich beschäftigtes Personal, als durch die monatliche und durch die General-Congregation der Stände der ganzen Gespannschaft. Jurisdiction und Administration in allen Theilen der Stadt handhabt der Stadt-Magistrat, aus 1 Bürgermeister, 1 Stadtrichter und 12 Räthen (unter diesen 1 Stadthauptmann) bestehend, und hat um und neben sich einen äußern Rath von 106 sogenannten Wahlbürgern, welche das Interesse der Commune (3484 Bürger) wahren und alle drei Jahre neue Magistratsbeamte wählen oder die alten bestätigen, welche Restauration auch beim Comitate Statt findet, und wie in ganz Ungarn, auch hier ein Palladium constitutioneller Freiheit und ein sicherer Wall gegen Bureaukratie ist. Landesstellen von Bedeutung sind noch hier: das Directoriat der königlichen Rechts-Angelegenheiten unter Direction des Kronfiscals, das Provinzial-Commissariat; königliche Behörden sind das Hofkammer-Transports-Commissariat und königliche Salz-Inspectorat, das Haupt-Salz-Transportamt, das Dreißigst-Amt, das Tabaks-Apalto, das Postamt ꝛc. und leider ein Versetzamt und 9 Lotto-Collecturen. Eine eigne Behörde ist die Verschönerungs-Commission, originirend noch

Digitized by Google

von Kaiser Joseph II., aber erst seit 1804 durch Heimfall eines ansehnlichen Privatvermögens an das städtische Ärarium besser fundirt, nachher durch mächtige Fonds verstärkt und überhaupt durch den jetzigen Reichspalatin (Erzherzog Joseph) organisirt und in nützliches Leben gerufen. Sie bewährt ihre im Namen ausgesprochene Tendenz durch Oberaufsicht über Privatbauten und durch öffentliche, theils halb, theils ganz vollendete Bauten, z. B. das Theater, das Kai an der Donau, Anlegung des Stadtwäldchens ꝛc., und steht unter Leitung des Palatins. Militair-Anstalten nächst dem, was die über 9000 Mann starke Garnison erfodert, zu deren Bequartierung, ausser den königlichen Kasernen, die Stadt über 60,000 fl. w. W. jährlich aufwenden muß, sind das Schiffsamts-Commando, das Militairfuhrwesen, ein Transport-Sammelhaus, das große Lagerspital ꝛc. Die Bürgermiliz, vom letzten Türkenkriege sich herschreibend und im Verfolg der Zeit in eine Landwehranstalt übergegangen, zählt 8 Bataillons Infanterie und 1 Schwadron Reiterei (zusammen über 3500 Mann) und leidet, wie andere dergleichen Waffen, am Roste des Friedens. Das durch fromme Privatstiftung entstandene Bürgerspital zu St. Rochus verpflegt jährlich 7 bis 800 Kranke; Griechen und Juden haben ihre eignen Spitäler und der pesther Frauenverein für Wohlthätigkeit (im J. 1817 von der verstorbenen Erzherzogin Hermine gestiftet und bis jetzt mit Segen von edlen Frauen fortgeführt) hat eine besondere Kuranstalt für arme Staarblinde errichtet. Da es der großen Stadt leider an öffentlichen Armenverpflegungs- und Arbeitsanstalten fehlt, so tritt der genannte Privatverein möglichst in's Mittel, hilft, wo und so viel er kann, und hat nebst mehren Arbeitsstuben und 1 Armenküche für 90 bis 100 Personen, auch eine Armenschule in Gang gebracht. Der Handel der Stadt ist so groß und lebhaft, daß sie unter den Donaustädten nur von Wien, sonst in der österreichischen Monarchie von keiner Stadt übertroffen wird. Vier Jahrmärkte, eigentlich Messen, im März, Juni, August und November, durch die Tage Josephi, Medardi, Johannis Enthauptung und Leopoldi bedingt, welche jedesmal 14 Tage, eine Woche für den Groß- und Productenhandel, eine Woche für den Detail-Verkehr dauern, ziehen dann oft gegen 20,000 Fremde und Inländer mit Waarenvorräthen von 16 bis 17 Millionen fl. w. W. Werth herbei und geben im Durchschnitt jedesmal einen Verkehr von 8 bis 10 Millionen fl. w. W. Wiener Großhändler und Fabrikanten von daher und den andern österreichischen Erblanden, Griechen, Juden, Türken, mit Einheimischen und Inländern machen hier bedeutende Geschäfte in Fabrik- und Colonialwaaren, wie in Landesproducten, namentlich Getreide, Wein, Vieh, Wolle, Taback, Honig, Wachs, Häute, Knoppern, Bauholz ꝛc. Die Zufuhr auf der Donau ist stark und bequem (bisweilen kommen zu einem Markte allein 50 bis 60,000 Eimer Wein zu Wasser), und alljährlich rechnet man die Zahl der anlandenden Fahrzeuge (alle ohne Segel) gegen 8000; und zu Lande zählt man während eines Markts 14 bis 15,000 Wagen, ja oft zu einem lebhaften Wochenmarkt über 1000. Am lebendigsten war der Verkehr von 1805 bis 1811, wo die Continentalsperre den Colonialwaarenhandel von Thessalonich und Brody aus durch Ungarn leitete; doch seitdem leidet der Handel an den heillosen Folgen der Scala von 1811, durch die drückenden Ausfuhrzölle und durch den redundirenden Verfall alles Commerzes auf dem Continente. Dennoch ist die Stadt, wie das ganze Reich, im stillen, ökonomischen und merkantilen Wachs-

Digitized by Google

thum und hat seit 24 Jahren, jährlich um 1000, an Volksmenge zugenommen. Sie hat (nach dem pesther Adreßbuch von 1822) 23 Großhändler und ein Gremium von mehr als 100 Kaufleuten, nebst 43 jüdischen Großhändlern und 35 jüdischen Productenhändlern, während dem noch viele begüterte Bürger und Handwerker mit Fabrikaten und Producten ansehnlichen Handel treiben. 36 Gasthöfe, 24 Kaffeesieder, gegen 300 catastrirte Weinschenkhäuser bezeichnen die Richtung des Hauptconsumo; 3 Buchdruckereien und 7 Buchhandlungen genügen dem literarischen Bedarf, und 37 Ärzte, 29 Wundärzte, 9 Apotheken und 51 Hebammen dem medicinischen. Das veränderliche und windige Klima ist wegen der nahen ofener Gebirge und des Donaustroms doch sehr gesund. Jährlich sind über 2100 Geborne und 1800 Todte (worunter im Durchschnitt 10 Selbstmörder), mithin stirbt der 33ste. Merkantilischer, beamtlicher und literarischer Handel und Wandel machen die Stadt zur reichsten, liberalsten und civilisirtesten Ungarns, erheben sie über das nahe Ofen und das dem Weltverkehr doch nähere Preßburg, und stellen sie mit den andern Städten des Reichs außer allen Vergleich, ob sie gleich, wie das ganze Land der Magyaren, vielfältig in's Orientalische schillert. Die aus einheimischen und eingewanderten Deutschen, aus Ungarn und Slowaken, Griechen, Raizen und Türken bestehenden Einwohner sind weit weniger, als andern Orts im Reiche, durch Religion und Nationaleigenheiten zerklüftet, und die so mannichfaltigen Sitten und Sprachen walten in friedlicher Mischung neben und durch einander, doch herrscht im Mittelstande die deutsche und im amtlichen und literarischen Verkehr die lateinische Sprache vor. Es wird viel und (bei der Menge der Ehelosen und jungen Leute) locker gelebt und, obgleich in Ungarn am theuersten, doch gegen andere europäische Städte wohlfeil. Nur Miethe und Luxusartikel sind theuer. Die Gelegenheiten zu öffentlichen Zerstreuungen sind selten und selbst die wenigen Vergnügungsorte des Publicums nicht frequent. Dahin gehören nächst einigen unbedeutenden öffentlichen Gärten innerhalb der Stadt das Stadtwäldchen, eine vom verstorbenen Primas und Cardinal Batthyany angelegte und seit 1809 durch die Verschönerungs-Commission aus Moor und Sand hervorgehobene und wachsende Anlage auf einem Terrain von 334 Joch, eine Viertelstunde von der Theresienstadt, wohin doppelte Alleen zwischen gleichzeitig neu angelegten, aus den Sandebenen wundersam emporgrünenden Wein- und Obstgärten führen. (Der Pesth umgebende Sand ist eine Oberschicht von Torf- und Moorgrund und quelligen Kies- und Thonlagern und daher zu allem Anbau tauglich.) Die Margarethen-Insel, immitten der Wasserstadt Ofens und dem nördlichen Ende Pesths gelegen, durch ihren jetzigen Eigenthümer, den Palatin Erzherzog Joseph, zu einem reizenden Garten umgeschaffen (ehedem größer und als Lustort der alten Könige berühmt, nachher durch Wasserfluthen und Türken zerstört), ist nur dem gebildeten Publicum zugänglich; aber allen offen ist der Baron von Orczy'sche Garten, eine Viertelstunde südöstlich von der Stadt gelegen und im englischen Geschmack angelegt. In der Stadt fehlt es ganz an öffentlichen Promenaden und Landlust muß stundenweit und nomadisch im ofener Gebirge gesucht werden. Zu dem 22,634,000 Q. Kl. haltenden Stadtgebiete gehören noch zwei Donauinseln, als die Stadtinsel und das Badhäusel (also benannt von warmen Quellen), und diesen gegenüber ein Hausenfang; ferner: der Steinbruch, doppelt wichtig, als ein seit 1724 cultivirtes Weinge-

birg, welches jährlich 20 — 30,000 Eimer sehr guten und durch Farbe und Geschmack den Rhein- und Frankenweinen sich nähernden Wein liefert, und als unerschöpfliche Fundgrube eines vortrefflichen Sandsteins, welcher der jungen Stadt in ihrem Wachsthum zu statten kommt und durch die in ihm sichtbaren Conchylien den ehemaligen Meeresgrund bekundet. Dort ist auch die durch die ehemaligen Reichstage berühmte Ebene Rákos. Unweit des Stadtwäldchens befindet sich das seit einigen Jahren vom D. Rumbach errichtete Eisenbad, wozu eisenhaltiger Torfmoor das Wasser hergibt, durch Effekt bewährt und gut hergestellt. In der Stadt hat man seit Kurzem eine wohleingerichtete Badeanstalt mit Donauwasser. Schließlich sei bemerkt, daß im lebhaften Verkehr der Stadt geschickte Handwerker, fast aller Art, ihre Rechnung finden, was die Einwanderung und Einbürgerung vieler Ausländer, besonders Deutscher, zur Folge hat. Doch nicht blos für technische Kultur, sondern überhaupt für alle Civilisation ist Pesth die östlichste Werkstatt von Bedeutung und reift mit dem ganzen Reiche einem Zeitpunkte entgegen, wo diese gottgesegneten Länder einst die ihnen gebührende Rolle spielen werden. Die neueste Monographie von Pesth hat geliefert F. Schams, Pesth 1821, bei Hartleben 8. vollständig und gut ausgestattet.

*Peter II., Kaiser von Rußland, Peters des Großen Enkel und Sohn des unglücklichen Alexei (s. diesen Artikel in der neuen Folge des Werks Bd. I.), bestieg, kraft eines Testaments von Catharina I., welches besonders durch Menschikow veranlaßt worden war, der unter dem jungen und schwachen Fürsten seinen Einfluß gesicherter glaubte, als wenn der Scepter an Catharinens Tochter, die Herzogin Anna von Holstein, überging, am 17. Mai 1727 im 13ten Jahre seines Alters den Thron. In demselben Testamente hatte Menschikow auch die Anordnung mit einzuschalten gewußt, daß Peter des Fürsten jüngste Tochter Maria zur Gemahlin nehmen sollte, und die Hoffnungen des ehrgeizigen Mannes gingen so weit, auch für seinen Sohn die Schwester des Kaisers, Natalie, zur Gemahlin zu begehren. Diese vielfachen und allzugroßen Anmaßungen mißfielen aber dem jungen Herrscher, der an der Familie der Dolgoruckys, den Feinden Menschikows, getreuliche Helfer zu dem Sturz des allmächtigen Verwesers fand. Menschikow wurde mit den Seinen nach Sibirien verbannt, und Peter stand eben im Begriff, einer Prinzessin aus dem Hause der Dolgorucky die Hand zu reichen, als er den 29. Jan. 1730, noch nicht 16 Jahr alt, an den Blatten starb, worauf Anna Iwanowna, Herzogin von Holstein, den Thron bestieg; Menschikow zurückgerufen und die Dolgoruckys dagegen in die Verbannung geschickt wurden. (Vergl. die Art. Anna Iwanowna Bd. 1., Menschikow Bd. 6. und Dolgorucky Bd. 3.)

*Petersburg (St.), ist nebst Stockholm die nördlichste Residenz in Europa, in dem Gouvernement gleiches Namens, das ehemalige Ingermannland, und kann mit Recht die Königin aller Residenzen genannt werden; denn sie wetteifert unstreitig mit den schönsten und prächtigsten Städten der Welt. Ihr Anblick in der Ferne erregt schon die größten Erwartungen, die aber, je tiefer man in die Stadt eindringt, noch mehr übertroffen werden; denn man wandert von einer regelmäßigen, breiten Straße in die andere, sieht sich dabei von den prächtigsten Palästen, Kirchen und vergoldeten Thürmen und andern massiven, zum Theil von kolossaler Größe aufgeführten Gebäu-

den umgeben, so daß das umherirrende Auge anfangs nicht weiß, wo es ruhen soll, indem es überall nur große Meisterwerke der Baukunst zu bewundern findet. Diese Bewunderung geht für einen Fremden in Erstaunen über, hat er das zufällige Glück, an einem heitern Frühlings- oder Sommermorgen aus dem kaiserl. Sommergarten an die daselbst majestätisch vorbeiströmende Newa zu treten. Da öffnet sich seinen Blicken auf einmal eine ganz neue Welt. Er glaubt nicht mehr in einer von Menschenhänden erbauten Stadt zu sein, sondern daß irgend ein Zauberer ihn plötzlich in eine Feenstadt versetzt habe, worin sich Wunder auf Wunder häufen. Denn alle Gegenstände in der Nähe und Ferne vereinigen sich hier auf das seltsamste, den in Betrachtungen versunkenen Zuschauer in seinen Zauberideen zu bestärken, worunter der Anblick der mancherlei Schiffe und Gondeln auf der Newa, die wenigstens ¼ Viertelstunde breit ist, die darüber gehenden Schiffbrükken, die an ihren beiden Ufern nahe und fern liegenden prachtvollsten Paläste, von Gold glänzenden Kirchen und Thürme, Inseln und Gärten ihm fast die Augen verblenden. Zur Bequemlichkeit der Fußgänger ist jede Seite der Newa mit einem herrlichen breiten, eine Stunde weit gehenden Kay versehen. Dies im Allgemeinen, und nun zu dem Einzelnen. Petersburg ist nach Moskwa zugleich die zweite Hauptstadt des russischen Reichs und liegt einige Meilen von dem Ausflusse der Newa in die Ostsee. Keine Stadt hat sich vielleicht schneller zu einer solchen Größe und Pracht erhoben, als diese. Der Czar Peter der Große legte 1703 den Grund zu dieser Stadt, indem er zuerst auf einer Insel der Newa eine Festung anlegte, um sich einigermaßen gegen die angrenzenden, feindlich gesinnten Schweden zu sichern. Um diesen Bau selbst zu leiten, ließ sich Peter gegenüber ein kleines einfaches hölzernes Haus bauen, das noch jetzt dasteht und zu dessen längerer Erhaltung man es mit einem steinernen Gebäude umgeben hat. Darauf folgten bald andere öffentliche und Privatgebäude, zu deren Theilnahme der kluge Czar den da herum wohnenden Adel und die reiche Kaufmannschaft in Moskwa, Nowogorod und andern Städten zu gewinnen wußte, so daß in kurzer Zeit daraus eine ansehnliche Stadt entstand, die nun unter dem fortstrebenden eifrigen Bemühen der folgenden Regenten und Regentinnen, besonders unter Catharina II. und dem Kaiser Alexander I., zu einer fast unnachahmlichen Vollkommenheit gedieben ist. Die umliegende Gegend dieser Stadt ist flach und eben und ihr Boden hie und da morastig. Sie ist überall offen, ohne Mauern und nur hie und da mit einem Graben umgeben, enthält bei einem Umfange von fast 4 Meilen gegen 19,000 Häuser, worunter in den Vorstädten sich auch viele hölzerne befinden, und zählt ungefähr 280,000 Einwohner, unter welchen sich jedoch gewiß der 5te bis 6te Theil Ausländer annehmen läßt, von welchen bei weitem der größte Theil Deutsche sind, indem man sicherlich ihre sämmtliche Anzahl von 40,000 nicht zu hoch schätzt; auch ist keine Nation mit der russischen durch Heirathen und andre Verbindungen mehr verschmolzen, als die deutsche. Es wird ebenfalls keine andre Nation zu Staats- und Kriegsdiensten mehr befördert und zugelassen, als eben dieselbe. Nach den Deutschen behaupten die Engländer, Franzosen, Italiener, Schweden aber die Mehrzahl. Außerdem findet man hier Menschen aus allen Ländern und Welttheilen, nur mit Ausschluß der Juden, die nicht geduldet werden. Die Newa, welche diese herrliche Kaiserstadt von Osten nach Westen durchströmt, trennt sie in zwei Theile, von welchem der südliche, oder die Landseite beträchtlich größer und volkrei-

Digitized by

cher ist. Die Nordseite ist von einem Arm der Newa in zwei Theile zerschnitten, welcher mitten in der Stadt sich von dem Hauptstrom scheidet und seinen Lauf nach Nord-West nimt. Die Haupteintheilung der Stadt ist folgende: 1) die Admiralitätsseite; 2) der Stückhof; 3) die moskow'sche Seite; 4) die Jämskoy; 5) die wasiliostrowsche; 6) die petersburgische; und 7) die wiburgische Seite, nach der Stadt Wiburg in Finnland also benannt. Diese Hauptabtheilungen zerfallen wieder in viele Unterabtheilungen oder Distrikte, von denen ein jeder in's besondre unter einem polizeilichen Gerichtshofe steht, dessen oberster Richter gewöhnlich ein aus dem Militair getretner Major ist (denn die ganze Polizei hat eine militairische Verfassung), der freilich oft mit den Landesgesetzen unbekannt, sich aus den vielen sich durchkreuzenden Ukasen nicht anders als durch einen willkürlichen Machtspruch herauszuhelfen weiß, welchem noch bisweilen, wenn eine oder die andre Partei Unzufriedenheit blicken läßt, durch einen derben Faustschlag oder Fußtritt zu mehrer Bekräftigung das Siegel aufgedrückt wird. Aber diese kleinen Polizeianstalten vereinigen sich im Mittelpunkte der Stadt, wo die erste Polizeiinstanz ist, an deren Spitze jedesmal ein General mit dem Titel: Excellenz steht. — Die Admiralitätsseite enthält unstreitig den schönsten Theil der Stadt; ihr zur Rechten breitet sich ebenfalls längs der Newa der ungeheuere kaiserliche Winterpalast aus, dessen Zimmer rings um mit Statüen und mythologischen Figuren geziert sind, und an welchem Catharina II. einen kleinern Palast, Eremitage genannt, angefügt hat. Dieses Gebäude enthält Kunstwerke der seltensten Art, vorzüglich eine Menge der schönsten Originalgemälde von großen Meistern, die größtentheils von der kunstliebenden Catharina angeschafft wurden. Ferner befindet sich in der Eremitage ein Garten, worin, wie auf der Insel der Göttin Kalypso, ein ewiger Frühling herrscht. Verfolgt man seinen Weg einige hundert Schritte weiter durch die prachtvolle Straße, große Million genannt, so stößt man auf das Marmorpalais von kolossaler Größe, das auf einer Grundlage von Granit erbaut ist, und von Catharina ihrem Liebling dem Grafen Orlow geschenkt wurde, der sich dessen aber nur kurze Zeit erfreute. Von der andern Seite der Admiralität, die von der Landseite mit einem Graben und Wall umgeben ist, der zum öffentlichen Spaziergang dient und von den schönsten Linden beschattet wird, befinden sich viele der prächtigsten Gebäude. Hier fällt besonders die ganz von Marmor erbaute Isaakskirche in die Augen, das Wunder aller Kirchen, an Größe sowol als an äußerer und innerer Pracht; der Hereintretende wird von einem heiligen Schauer ergriffen. Unfern davon erblickt man mit Erstaunen den erst neuerlich mit ungeheuern Kosten aufgeführten Palast des Fürsten Labanow, ein Riesenwerk, selbst für Petersburg. Weiter hin, nahe an der Newa prangt auf einem sehr geräumigen Platze die berühmte von Falconet gegossene Statüe Peters des Großen, die einen imposanten Anblick gewährt; die ungeheure Felsenmasse, die der Statüe zum Fußgestell dient, die allein die Höhe eines kleinen Hauses hat, ist mit einem großen Kostenaufwand, 30 Werst weit aus Finnland, herbeigeschafft worden. Auf einer Seite des Felsens steht mit goldnen Buchstaben Catharina Secunda und auf der andern Petro primo 1782. Außerdem gibt es noch eine unzählige Menge sehr merkwürdiger Gebäude und Anstalten, von denen wir wegen des beschränkten Raums nur die allermerkwürdigsten herausheben wollen, als: die Akade-

Digitized by Google

er Wissenschaften, worinnen sich eine sehr ansehnliche Bibliothek der eltensten Werke, ferner: ein sehr vollständiges Naturalienkabinet und ine Sternwarte, an deren Spitze der berühmte Schubert steht, efinden. Unfern von hier zieht die erst seit 1816 vollendete neue Börse die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich; ein eben so massi- es als prachtvolles Gebäude, das mit einer Colonnade von 44 Säu- en umgeben ist. Weiter unten sieht man das Landkadettencorps, ie älteste und größte militairische Anstalt, die ehemals den geistrei- gen Schriftsteller, General Klinger, zum Chef hatte und dessen auptgebäude, in welchem gegen 4000 Menschen wohnen, allein ½ Stunde im Umfange hat. Noch weiter hin stößt man auf die Akade- nie der schönen Künste, von außerordentlicher Größe, und welche außer — 400 Zöglingen, die auf Kosten der Krone unterhalten und un- errichtet werden, alles in sich faßt, was zu einem solchen Institut ehört. Ferner sind noch merkwürdig: das See- Berg- und Inge- ieurkadettencorps, die alle 3 den Zwecken, wonach sie benannt sind, ohl entsprechen. Alle die bisher angeführten und blos der Jugend ewidmeten Erziehungsinstitute werden auf kaiserl. Kosten unterhalten nd liegen auf Wasselei-Ostrow (Basils Insel), wohin man von der andseite Petersburgs auf einer sehr bequemen über die Newa geleg- en Schiffbrücke gelangt. Außerdem gibt es noch in andern Theilen er Stadt sehr viel ähnliche Institute, unter welchen das große kai- erliche Gymnasium vorzüglich verdient erwähnt zu werden. Ferner ibt es noch eine beträchtliche Zahl wohlthätiger Anstalten andrer rt, als: Hospitäler für's Militair und Privatpersonen, das schöne rrenhaus an der apuchowschen Brücke, das Blinden- und Taubstum- neninstitut, verschiedne medizinische und chirurgische Anstalten, und ndlich noch das große Findelhaus, in dessen Mauern gegen 5000 inder gesäugt, ernährt und erzogen werden, und wo jede Gebähren- e, sie sei verehlicht oder nicht, frei mit der besten Pflege ihre Wo- hen halten, und dann ihr Kind mit sich fortnehmen oder zur Erzie- ung zurücklassen kann, ohne daß sie um ihren Namen und Stand efragt wird, wenn sie diese nicht selbst zu erkennen gibt. Mit die- er Anstalt ist noch das große Leihhaus (Lombard) verbunden, worin uch auf unbewegliche Güter dargeliehen wird. Man kann leicht selbst rmessen, welche ungeheure Summen alle diese Anstalten dem Kaiser ostet. Eben so viel als der großmüthige Monarch für die männliche Jugend thut, verdankt dessen edeldenkender Mutter, der Kaiserin Ma- ia Feodorowna, die weibliche, indem sie, wie bekannt ist, den größten heil ihrer Einkünfte auf verschiedne von ihr errichtete Fräuleinin- itute und auf Pflege vieler Kranken in den Hospitälern verwendet. ußerdem gibt es noch auf verschiednen Punkten der Stadt eine enge Privatinstitute, die von gelehrten Deutschen oder Franzosen nterhalten werden. Unter allen diesen Anstalten ragt aber die deut- che Petrischule, die mit der protestantischen Kirche gleiches Namens erbunden ist, hervor, die wegen ihrer vortrefflichen Einrichtung allen brigen zum Muster dienen kann. Sie enthält die geschicktesten Leh- er mit einem Director. Als solcher hat sich zuletzt besonders der ollegienrath Weise, ein vielseitiger Gelehrter, ausgezeichnet. Nicht ur deutsche Eltern, sondern auch russische, schicken ihre Kinder da- in oder geben sie den Lehrern in Pension. Diese Schule ist nicht aiserlich; denn sie hat ihren eignen Fonds, ist aber von dem Kaiser urch eine besondre Ukase unter kaiserlichen Schutz genommen worden; s werden darin nicht nur männliche, sondern auch weibliche Zöglinge

unterrichtet; auch ist es bekannt, daß sie dem Staate die besten und geschicktesten Menschen gezogen hat, und darum steht sie in großem Rufe. In allen diesen Lehranstalten werden hauptsächlich, nicht nur in der Residenz, sondern auch in allen Gymnasien des russischen Reichs, die neuern Sprachen berücksichtigt, als: russisch, deutsch, französisch, auch hie und da englisch, und für die 3 ersten Sprachen sind überall auf allen öffentlichen Schulen Lehrer angestellt, die sie auf einen ausdrücklichen kaiserlichen Befehl lehren müssen. Auch griechisch und lateinisch werden öffentlich gelehrt, allein diese Sprachen finden wenig geistigen Boden; hingegen zeigt der junge Russe zu jenen, und noch mehr zum Tanzen, zur Musik und Malerei desto mehr Natur und Fertigkeit. — Unter den Palästen verdienen noch auf andern Punkten der Stadt Erwähnung: der prachtvolle, vom Kaiser Paul erbaute, an den großen herrlichen Sommergarten anstoßende, michaillowsche Palast, dessen Bau 4 Millionen Rubel gekostet hat. Fast am Ende der Stadt dehnt sich der taurische Palast mit seinen wunderschönen Gärten aus, der von Potemkin erbaut und bewohnt, und während seiner Abwesenheit von Catharina vergrößert und verschönert wurde. Außerdem gibt es in Petersburg noch unzählig viel andre ebenfalls schöne Paläste, die von reichen Fürsten, Grafen und andern Herren bewohnt werden. Alle diese Paläste, wie auch die meisten Häuser, sind, statt der Ziegel, mit dünnen schwarz oder grün lackirten eisernen Platten gedacht. Die einige Meilen von der Stadt entfernten Lustschlösser oder Sommerresidenzen verdienen ebenfalls Jedermanns Bewunderung, theils wegen der Kunst, theils auch wegen der Schönheiten der Natur, von welchen sie umgeben sind. Czarskoe Sselo (Kaisershof), Catharinens ehemaliger Lieblingsaufenthalt, fand vor 40 Jahren der Prinz Heinrich von Preußen bei einem Besuche, den er dieser Monarchin ablegte, so schön und herrlich, daß er auf ihre Frage: wie ihm dies Lustschloß gefallen habe, ganz lakonisch antwortete: es hat nur einen Fehler; und welchen? — daß es kein Futteral hat. Vor einigen Jahren wurde dieses herrliche Schloß mit dem darin errichteten Lyceum ein Raub der Flamme. Von einer andern Seite, einige Meilen von der Stadt, liegt Pawlowsky mit seinen schönen Gärten und herrlich angebauten Umgebungen, welches der gewöhnliche Sommeraufenthalt der verwittweten Kaiserin ist. Der Weg nach dem Lustschlosse Peterhof, das an der See dem Hafen Kronstadt gegenüber liegt, ist gleich nach dem Austritte aus der Stadt einer der reizendsten, indem er sich einige Werste lang durch kleine Lustwälder und Gärten mit den herrlichsten Anlagen und Wasserpartien hindurch zieht, die außerdem mit den schönsten Lusthäusern und Tempeln aller Art ausgeschmückt sind, so daß man an einem schönen Morgen wähnt, sich in dem idealisirten Elysium zu befinden. Dieses schöne auf einer beträchtlichen Höhe gelegne Lustschloß enthält mit seinen Umgebungen alles, was man bewundernswürdig nennen kann, worunter jedoch die starken und wasserreichen hohen Springbrunnen am meisten imponiren. Die Gärten, Lusthaine und die schönsten Alleen an der See sind so weitläufig, daß man sich füglich darin verlieren kann. Das in Rußland so sehr gefeierte Peter-Pauls-Fest wird jedes Jahr hier den 29. Juni mit großem Pomp und Erdenlichkeiten aller Art begangen, die nach dem tilsiter Frieden 1807 ihren höchsten Punkt erreichten, wo diese Feierlichkeiten dem französischen Gesandten, General Savary, zu Ehren auf die kostspieligste Weise verherrlicht wurden. Eine wundervolle Illumination und ein großes

Digitized by Google

theils auf der See, theils auf dem Lande abgebranntes Feuerwerk, beschlossen dies merkwürdige Fest, wovon die halbe Stadt Zeuge gewesen war. Kamennoy-Ostrow (Steininsel) ist der gewöhnliche Sommersitz Alexanders. Außerdem liegen noch andre Lustschlösser und Landhäuser in der umliegenden Gegend von Petersburg, die reichen Familien zugehören und der Stadt zur wahren Zierde gereichen. Wenn man in den kleinsten Städten Rußlands oft 9—10 Kirchen und bisweilen noch mehre findet, so wird man sich nicht wundern, wenn man deren in Petersburg fast gegen 100 mit noch weit mehren Thürmen zählt, welche zur Verschönerung der Stadt außerordentlich viel beitragen. Es herrscht darunter eine große Mannichfaltigkeit hinsichtlich der Größe, Form und Schönheit; allein alle verschwinden gegen die oben erwähnte Isaakskirche, und gegen die im großen Prospekt gelegne erst vor Kurzem neu aufgeführte kasan'sche Kirche, mit einem schönen hohen Thurm, nach der heiligen Mutter Gottes von Kasan also benannt. Ob sie gleich nicht von Marmor erbaut ist, so streitet sie doch in Hinsicht des Kolossalen und Wundervollen mit jener um den Vorzug. Das Schiff und die Kuppel der Kirche werden von 56 Granitsäulen mit Capitälern von Bronze getragen; der Fußboden ist von ganz verschiedenartigem Marmor; die Stufen zum Chor sind von Porphyr und mit einer silbernen Gallerie umgeben; unter den vielen schönen darin befindlichen Gemälden der Heiligen flößt besonders das der Mutter Gottes, heiliges Erstaunen ein. Der Raum gestattet nicht, noch andrer prächtigen Kirchen und Thürme und ihrer vielen Glocken zu erwähnen. Unter den Thürmen ragen jedoch der Festungsthurm jenseits und der Admiralitätsthurm diesseits der Newa wegen ihrer ausgezeichneten Höhe und Schönheit bedeutend hervor. Beide sind pyramidenförmig gebaut, und die größere Hälfte derselben mit Platten des feinsten Goldes belegt, so daß das Auge, bei den darauffallenden Sonnenstrahlen, ihren Glanz nicht lange ertragen kann; sie gewähren beide die schönste Ansicht, wenn man sich mitten auf der Newa befindet; der fast überall sichtbare Admiralitätsthurm, von welchem viele schnurgerade Hauptstraßen tief in die Stadt und aus der Stadt herauslaufen, dient noch außerdem den Unbekannten zum Wegweiser. In allen diesen Kirchen wird fleißiger Gottesdienst gehalten, der sich mehrentheils nur auf Messelesen beschränkt, die in den Hauptkirchen mit außerordentlichen Ceremonien ausgeführt werden; hingegen sind die Predigten desto seltner. Orgeln und andre Musik findet man in keiner russischen Kirche, aber desto mehr wird der sensimale Andächtige durch ein vollständiges Sängerchor angezogen. Hier findet keine Rangordnung Statt; der Fürst steht neben dem Bauer, der General unter Soldaten, wo ein jeder, ohne Rücksicht auf die Umstehenden, so oft er will, das Kreuz über sich schlägt und auf die Kniee fällt, indem er den Boden oft mit der Stirne berührt, wobei er gleich dem Zöllner, sein Gospodin pomilluy (Gott sei mir gnädig) wol einige hundertmal hermurmelt. Sitze findet man in keiner Kirche; alles steht unter einander herum, kömmt und geht, wenn's beliebt. Unter den Kirchen fremder Nationen zeichnet sich besonders die katholische Kirche aus, in welcher abwechselnd deutscher, französischer und polnischer Gottesdienst gehalten wird; sie ist ganz nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut. Die deutschen Protestanten haben außer der oben erwähnten Petrikirche, noch 3 große Kirchen, mit welchen allen deutsche Schulen verbunden sind; eine davon, die Catharinenkirche genannt, liegt auf Wassily-Ostrow, welcher

Digitized by Google

der wegen seines Schicksals bekannt gewordne Consistorialrath Buße über 20 Jahre lang als Prediger mit vielem Ruhme vorgestanden. So haben ebenfalls die Schweden, Holländer, Armenier ꝛc. ihre eignen Kirchen; denn die Toleranz ist hier allgemein und beschämt hierdurch manchen andern Staat. Unter den Klöstern verdienen besonders einer Erwähnung: 1) das ganz am Ende der Stadt gelegene Alexander-Newsky-Kloster, welches in einem silbernen Grabmal die Gebeine des heiligen Alexanders enthält, der als damaliger Regent und Großfürst mit Aufopferung seiner selbst einen bedeutenden Sieg über die Schweden erfocht, und deswegen von der dankbaren Nation unter die Heiligen versetzt wurde; auch ist dieses Kloster der Aufenthalt des Metropoliten; 2) das sogenannte Smolnekloster an einem andern Ende der Stadt, deswegen berühmt und bekannt, weil die wohlthätige Kaiserin Mutter ein großes Fräuleininstitut darin angelegt hat und unterhält. Wir erwähnen nun noch kürzlich einiger andern öffentlichen Gebäude; als des Kostinnoy Dwor, das heißt, der ganze weite Platz, worauf die Gebäude stehen, die den Markt formiren, wo alles Erdenkliche eben so zu kaufen ist, als im Palais-Royal zu Paris; nur nicht so prächtig zur Schau gelegt als da. Die Eleganz und der nächtliche Glanz von Lampen und Lichtern fehlt hier nämlich gänzlich. Das 2 Stockwerk hohe mit Magazinen und Läden versehene Hauptgebäude hat wenigstens ½ Stunde in Umfang und gleicht mit seinen Nebengebäuden einer kleinen Stadt. Ferner ist noch merkwürdig die große Stückgießerei auf dem Stückhofe, wo Kanonen von allen Kalibern gegossen werden. Ebendaselbst sieht man in einem kleinen niedrigen Hause durch ein Gitter die Schlacht bei Pultawa in Mosaikarbeit, ein seltnes Kunstwerk. Vierzehn Werst von der Stadt liegt an der Newa eine große kaiserliche Porzellanfabrik, wo das feinste Porzellan gemacht wird, das dem französischen nichts nachgibt, aber viel theurer ist als dieses. Ob nun gleich in und außer der Stadt noch eine große Menge andrer Fabriken aller Art gefunden werden, so will doch das Fabrikwesen daselbst keinen festen Fuß fassen. Die besten Fabriken im ganzen Reiche, die alle an verschiedne Unternehmer verpachtet sind, sind die Branntweinfabriken, denn sie geben der Krone 100 Millionen Rubel jährlichen Pacht. — Zu den öffentlichen Merkwürdigkeiten gehören noch das große Senatsgebäude, das der heiligen Synode, die Reichsbank, einige Buchdruckereien, der Ostrog oder Zuchthaus, dem es nie an Bewohnern fehlt, der arme Sünderplatz, wo die Knute gegeben wird. Ferner die Schiffswerfte, wo sogar Dreidecker von 80 Kanonen von Stapel gelassen werden. An ihrer Seite längs der Newa herunter zieht sich der Galeerenhof, eine der schönsten Straßen, die blos von Engländern bewohnt wird; auch befindet sich daselbst ihre Kirche. An russischen, französischen und deutschen Buchhandlungen und Privatdruckereien ist hier eben so wenig Mangel als anderwärts, wo in einigen die neuesten ausländischen Journale und Zeitungen immer zu finden sind. auch ist die Censur in Absicht philosophischer und politischer Schriften weit nachgiebiger, als in gewissen deutschen Staaten; nur hinsichtlich der Religionsverhältnisse ist sie sehr strenge. Der Handel ins Ausland ist wegen der Schifffahrt von der größten Wichtigkeit; denn aus allen Ländern Europa's wie auch aus Amerika kommen Schiffe an und gehen dahin ab; sieht man z. B. im Sommer Apfelsinenschaalen auf den Straßen umher zerstreut liegen, so ist das ein Zeichen, daß Schiffsladungen aus Portugal, diese und andre Früchte

ähnlicher Art, die alsdann spottwohlfeil sind, gebracht haben. Den Handel in's Innere hingegen, nach Sibirien und China hat die mos-kowische Kaufmannschaft fast ausschließend allein. In beiden Städten gibt es viele Millionäre unter den russischen und deutschen Kaufleu-ten. Die Theuerung der Wohnungen, der Lebensmittel besonders des Fleisches, da erst aus der so sehr entfernten Ukraine die Ochsen dahin getrieben werden, ist hier freilich größer, und muß es sein, weil der größte Theil dieser Artikel, worunter auch viel Obst und Melonen, aus den mittlern und südlichen entfernten Gegenden herbeigeschafft werden müssen. Fische hingegen, von denen im Winter auf dem Fisch-markte ganze Berge erfrorner aufgehäuft werden, sind sehr wohlfeil. Man trinkt auch außer den französischen Weinen, griechische und mol-dauische. Die unfern von der Stadt wohnenden deutschen Kolonisten versorgen ihre Bewohner mit einer delikaten Tischbutter. Für Ver-gnügungen aller Art, die durch die Liebe zur Geselligkeit und durch freiwillige Ausübung der Gastfreiheit sehr befördert werden, ist in Petersburg reichlich gesorgt; dazu bieten eine willige Hand: 1) das große prächtige Opernhaus, worin russische, deutsche und französische Vorstellungen abwechseln; auch gibt es noch andre Theater. 2) Die verschiednen Clubs, als: der musikalische Club, wo durch die vollstän-digsten und herrlichsten Conzerte die ganze Sentimentalität des Zu-hörers in Anspruch genommen wird; denn die Musik wird unter allen schönen Künsten hier vorzüglich geschätzt; der Tanzclub; der große Bürgerclub, wozu mehr als 1000 Mitglieder gezählt werden; der amerikanische und englische Club und noch andre Clubs, die alle von der vortrefflichsten Einrichtung sind und ihren Zwecken vollkommen entsprechen. Alles gesellt sich hier weit leichter, auch in Privatgesell-schaften, als irgend anders wo. 3) Im Winter die Schlitten- und im Sommer die Wasserfahrten auf der Newa nach den verschiednen Inseln und Gärten, aus welchen man oft, im Vorbeifahren, durch die schöne Hornmusik überrascht wird, die in der Ferne einer ge-dämpften Orgel gleicht. Da viele Straßen mit Kanälen, die eben-falls schöne Kayen zu ihrer Seite haben, durchzogen sind, unter wel-chen die Fontenka der berühmteste und so breit und wasserreich ist, daß er beladne Barken und kleine Schiffe trägt, so können diejenigen, die an einem solchen Kanale wohnen, die Wasserfahrten von ihrem Hause selbst antreten. 4) Gibt es für diejenigen, die keinen Theil an den Clubs haben, große Kaffee- und Speisehäuser mit Billards, auch Orgeln, Gesang und der von braunen Zigeunerinnen nicht unin-teressant aufgeführte Zigeunertanz, der blos pantomimisch und wol ge-eignet ist, längst schlummernde Leidenschaften wieder in's Blut zurück-zutreiben. Das Straßengetümmel hat hier eine ganz andre Gestalt, als in andern großen Städten. Die prächtigen und glänzenden mit der größten Schnelligkeit dahinrollenden Equipagen mit ihren bärtigen Kutschern und 12jährigen Knaben von Vorreitern, die unaufhörlich ihr „Padi" (aus dem Wege) vor sich her kreischen, das immerwährende Ausrufen von Obst und andern Waaren, das Gewimmel des gemei-nen zum Theil berauschten Haufens, der sich bisweilen Demonstratio-nen mit Faustschlägen macht, ziehen die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Das Klima ist freilich im Winter nicht sehr behaglich, da in der Regel die gewöhnliche Kälte bei 18, 20 bis 22 Grad stehen bleibt; jedoch geschieht das nur gewöhnlich von der Mitte des Dec. bis zu Ende Jan. Nicht alle Winter steigt die Kälte zu 26—28, noch sel-tner zu 30 Grad. Die Schlittenfahrt dauert gewöhnlich alle Winter

6 Monate; aber dabei werden doch auch manche Winter in ihrer Mitte mit einem 14tägigen Thau- und Regenwetter unterbrochen. Die schönste Sommerzeit, die hier unter dem 60sten Grade eben so warm und angenehm ist, als in Sachsen, dauert in der Regel 3 Monate. Noch ist zu bemerken, daß die übertriebne Zahl an Kirchen-, Kron- und Ritterfesten, an welchen nicht gearbeitet wird, der Nation fast die Hälfte des Jahrs rauben. Wer nun von dieser merkwürdigen Stadt noch genauere Nachricht zu haben wünscht, dem sei Storch's Gemälde empfohlen.

*Pichegrü (Charles), französischer General in der Revolutionszeit, wurde 1761 zu Arbois in der Franche-Comté, von unbemittelten Ältern geboren. Seine erste Erziehung erhielt er in einem Minimenkloster seiner Vaterstadt, dann kam er in das Collegium zu Brienne, wo er sich bald in den mathematischen Wissenschaften so auszeichnete, daß ihm noch als Schüler die Repetitionsstunden in seiner Classe übertragen wurden. Napoleon Buonaparte, damals gleichfalls zu Brienne seine ersten Studien treibend, war hier auf diese Art gewissermaßen sein Schüler. Aus diesem Aufenthalt im Minimenkloster zu Arbois und in dem, jenen Mönchen zustehenden Collegium zu Brienne, hat man später die falsche Behauptung aufgestellt, Pichegrü sei in seiner Jugend selbst Mitglied des genannten Ordens gewesen; dies war jedoch keineswegs der Fall und er trat im Gegentheil noch sehr jung, freiwillig in das erste Artillerieregiment ein, wo er bald zum Sergeant ernannt wurde und mit Charles Villers in Bekanntschaft kam, welcher damals als Lieutenant in demselben Corps diente und auf Pichegrü's weitere Ausbildung großen Einfluß hatte. In den letzten Jahren des amerikanischen Kriegs wurde Pichegrü auch dahin mit eingeschifft, und fand dadurch Gelegenheit, sich mit dem Seedienst bekannt zu machen. In sein Vaterland und zu seinem Regimente zurückgekehrt, ward er zum Sergeant-Major und hierauf zum Compagnie-Adjutanten ernannt, und er stand eben im Begriff, trotz seiner bürgerlichen Geburt den Grad eines Officiers zu erhalten, als die Revolution ausbrach, deren Grundsätze er, wie alle hellen Köpfe seiner Zeit, mit Freuden erfaßte. Sein Aufenthalt war damals in Besançon, wo sich, wie fast in allen andern Städten des Reichs, ein Clubb gebildet hatte, an dessen Spitze er mit stand. Die Ankunft eines Bataillons Nationalgarden aus Gard verschaffte ihm hier auf einmal einen größern militairischen Wirkungskreis. Es fehlte nämlich dem weder an Subordination noch Disciplin gewöhnten Haufen an einem tüchtigen Führer, und die besançoner Clubbisten, Pichegrü's Talente kennend, schlugen ihn vor. So stand er auf einmal in einem bedeutenden Grade, und seine erste Sorge war, den zügellosen Haufen, wo jeder befehlen, keiner gehorchen wollte, zur Ordnung zu bringen. Mit Kraft und Geschick vollendete er diese herkulische Arbeit, und als das Ganze einiges militairisches Ansehn gewonnen, führte er sein neugeschaffnes Bataillon zur Rheinarmee, woselbst er sich bald so auszeichnete, daß er in den Generalstab kam (1792), Obrist, Brigadegeneral und endlich Divisionsgeneral wurde (1793). Unterdeß war in Frankreich die Schreckenszeit ausgebrochen, und Cüstine, Houchard, Biron u. A. hatten unter dem Beil der Guillotine geendet. Damals gehörte, wegen des Mißtrauens der Machthaber in Paris, fast mehr Muth dazu, den Oberbefehl einer Armee anzunehmen, als eine feindliche Batterie zu stürmen; denn blutige Verfolgung war das Loos fast eines Jeden, der den Commandostab hielt; dennoch übernahm Pichegrü

Digitized by Google

die Leitung der nach dem Verlust der weißenburger Linien beinah aufgelösten Armee, stellte in kurzer Zeit die Mannszucht her und führte die entmuthigten Truppen zu einer Reihe der glänzendsten Siege. Um den zahlreichen und besser disciplinirten Feinden, die besonders durch eine treffliche Cavallerie unterstützt wurden, mit Erfolg widerstehen zu können, führte er das System der Tirailleur-Angriffe bei den Franzosen ein, und indem er zugleich sich auf's glücklichste bei seinen Attaquen der reitenden Artillerie bediente, gelang es ihm, die Taktik seiner Gegner zu lähmen. Hoche commandirte zu jener Zeit den rechten Flügel der Armee im Elsaß. Mit diesem Generale zusammen, der das Obercommando erhielt, aber nur Pichegrü's durchdachtem Plane folgte, obgleich er sich später die Ehre des Sieges allein zuschreiben wollte, stürmte Pichegrü am 28. Dec. 1793 die Linien von Hagenau, entsetzte Landau und nahm Lauterburg. Diese schnellen und glücklichen Erfolge erwarben ihm in Paris die ausgezeichnetsten Lobsprüche, und selbst Robespierre und Collot-d'Herbois bezeigten ihm ihre Zufriedenheit. Nachdem Hoche im folgenden Jahre (1794) entlassen worden war, übertrug man ihm den Oberbefehl über die Nord-, Sambre- und Maasarmee, die gleichfalls durch manche Unfälle ihrer Auflösung nahe gebracht war, und auch hier stellte Pichegrü bald Ordnung und Zucht wieder her. Nach dem von dem Wohlfahrtsausschuß unbedachtsam befohlnen und unglücklich ausfallenden Angriff auf das feindliche Centrum, unter dem Befehle des Prinzen von Koburg, ließ der General auf eigne Gefahr eine Abtheilung seines Heeres nach Westflandern vorrücken und hierdurch den Feind in die Flanken nehmend, erfocht er vom 26. bis 29. April die glänzenden Siege von Courtray, Montcastel und Menin, wodurch Clairfayt zu einem eiligen Rückzug gezwungen ward. Den 18. Mai schlug er die vereinigte Armee der Prinzen Koburg und York zwischen Menin und Courtray, und um Clairfayt aus seiner festen Stellung bei Thiel zu holen, wandte er sich nun nach Ypern, in dessen Nähe er den österreichischen General den 12. und 13. Juni schlug. Hierdurch fiel ganz Westflandern den Franzosen in die Hände, und als bald darauf Jourdan den Sieg bei Fleurus erfocht, ging Pichegrü über die Schelde, schnitt dadurch Clairfayt von der englischen Armee ab, nahm Brügge, Ostende, Gent und Oudenarde weg und ließ Nieuport, Sluys, Condé, Valenciennes und Quesnoy, theils belagern, theils einschließen. Er selbst rückte hierauf nach Mecheln vor, schlug den 16. und 17. Juli die vereinigten Engländer und Holländer, nahm Antwerpen, drängte im September die Engländer über die Maas zurück und eroberte nach einer Belagerung von 3 Wochen das bis dahin für unbezwinglich gehaltne Herzogenbusch. Den 19. Oct. schlug er die Engländer noch einmal bei Puhlach, schloß Grave ein und besetzte Hulst, Axel, Sas de Gand und Nimwegen. Dem grausamen Befehle des Convents, keinem Engländer Pardon zu geben, und die Garnisonen von Condé, Valenciennes, Landrecis und le Quesnoy, wenn sie sich nicht sofort ergäben, über die Klinge springen zu lassen, wich Pichegrü, menschlicher gesinnt, durch List aus, und ging hierauf am 2. Januar 1795 mit einem Heere, das fast nichts mehr hatte, wie seinen Muth, über die gefrorne Waal und Maas, nahm Grave, die Bommelinsel und das Fort St. Andreas mit Sturm und schloß Breda ein. So war Holland unterworfen, die Armee dieses Landes ging auseinander, die Engländer schifften sich ein, der Erbstatthalter floh nach England, und Pichegrü zog triumphirend in Dortrecht und Amsterdam ein. Jetzt übertrug

Digitized by Google

ihm auch der Convent den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee, zugleich behielt er aber auch noch das Commando der Nordarmee unter Moreau und der Maasarmee unter Jourdan; im April 1795 ward er aber zurückberufen, um das Commando der Hauptstadt zu übernehmen, wo die Terroristen ihre letzten Anstrengungen machten, um sich ihre blutige Gewalt ferner zu erhalten. Nachdem er auch hier die Ordnung wieder hergestellt und die Aufstände der Vorstädte zur Ruhe gebracht hatte — wofür man ihn damals im Convente als Retter des Vaterlandes pries — kehrte er zur Rheinarmee zurück, wo indeß seine bis hierher so glänzende Laufbahn plötzlich eine andre Wendung nahm. Sein Aufenthalt in Paris hatte ihm die Idee gegeben, die republikanische Form tauge nicht für Frankreich, und die Bourbons, stets auf alles aufmerksam, was zu ihrem Vortheil ausschlagen konnte, benutzten diese Stimmung des Feldherrn. Durch Fauche-Borel (s. d. Art. in der neuen Folge d. Werks), der stets der Sache des vertriebnen Königsstammes anhing, wurden die Negociationen im Namen des Prinzen Condé eröffnet, und Pichegrü war schwach genug, den Lockungen Gehör zu geben. An Versprechungen ließ man es übrigens nicht fehlen; reiche Dotationen an Ländereien und Renten wurden in der Ferne gezeigt und unvergängliche Ehre dazu. Bald ward jedoch das Geheimniß der französischen Regierung verrathen. Schon Pichegrü's, als General, ganz geändertes Benehmen, erregte Verdacht; denn statt wie sonst, jeden Vortheil des Augenblicks über den Feind benutzend, zog er sich oft verrätherisch zurück, wo er hätte vordringen sollen, und als endlich Herr von Montgaillard, bis dahin ein Mittelsmann in den Verhandlungen der Bourbons mit dem General und Aufbewahrer der deshalb geführten Correspondenz, auf die Seite der Republik trat, und die in Händen habenden Papiere auslieferte, da sah das Directorium die Abtrünnigkeit Pichegrü's stark genug ein und rief ihn, zu schwach für den Augenblick, um ihn sogleich zu gebührender Rechenschaft ziehen zu können, unter dem Vorwande, ihm den Gesandtschaftsposten nach Schweden anvertrauen zu wollen, vom Commando zurück (1796). Den Antrag mit dem Gesandtschaftsposten schlug Pichegrü zwar aus, doch war er befangen genug, den Sturm, der sich gegen ihn erhob, nicht zu sehen, und statt sich zu retten, weil es noch Zeit war, zog er sich in die erkaufte Abtei Belleveaux bei Arbois zurück, wo er in Dunkelheit und beschränkter Lage (denn seine Vermögensumstände waren so gering, daß er sein ganzes Heergeräth und seine Pferde verkaufen mußte, um nur einigermaßen subsistiren zu können) bis im März 1797 lebte, als um welche Zeit ihn die Wähler seines Departements (der obern Saone) zum Volksrepräsentanten in dem gesetzgebenden Corps ernannten. Auch jetzt hätte ihn noch ein ruhiges Benehmen und Treue für die Sache der Nation retten können; denn noch erfreute er sich seiner frühern glänzenden Dienste wegen eines großes Anhanges, sowol im Heere wie im Volk; seine Idee, den Bourbons wieder auf den Thron zu helfen, verfolgte ihn aber auch hier, wo man ihn sogar zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert ernannte, und nicht lange, so machte er sich abermals durch die, offenbar in der Absicht, die republikanische Partei zu stürzen, in Betreff einer neuen Organisirung der pariser Nationalgarden gegebnen Vorschläge, verdächtig, worauf denn das Directorium einverstanden mit dem Rath der Alten, in der Stille unter Augereau's Befehl, Truppen von der italienischen Armee kommen ließ, mit deren Hülfe dann am 4. Sept. 1797 (18. Fructidor des Jahres VII.) der

Digitized by Google

Plan der Royalisten vereitelt und Pichegrú, dem Ludwig XVIII. durch ein Schreiben d. d. Riegel, den 24. Mai 1796, und später noch durch ein andres, von Mühlheim aus, unter dem 9. Juni desselben Jahres den vollen Gebrauch seiner Gewalt und Rechte übertragen hatte, nebst seinen Verbundnen, den Saalinspectoren, verhaftet und nach dem Tempel geschafft wurde. Jetzt machte das Directorium die theils durch Montgaillard erhaltne, theils von der Rheinarmee unter Moreau in des feindlichen Generals Klinglin erbeutetem Gepäck gefundne Correspondenz Pichegrú's mit den ausgewanderten Bourbons (namentlich mit Condé) bekannt und verurtheilte ihn nebst 20 Mitschuldigen zur Deportation nach Cayenne. In mit eisernen Gittern versehenen Wagen wurden die Gefangenen über Blois nach Rochefort geschafft, woselbst sie eingeschifft werden sollten, und am erstgenannten Orte fehlte nur wenig, daß Pichegrú von einigen Anhängern befreit worden wäre. Endlich in Cayenne angelangt, transportirte man die Verwiesenen in die ungesunden Einöden von Sinamari, wo bald die Mehrzahl an den dort herrschenden Sumpffiebern starb, Pichegrú aber noch mit sieben Andern (darunter Willot, Delarne, Barthelemy, Aubri und Ramel), nach einem achtmonatlichen Aufenthalte, so glücklich war, auf einem leichten Kahne, den Wellen des Meers trotzend, nach Paramaribo, dem Hauptort der holländischen Niederlassung in Surinam, zu entkommen. Von hier begaben sich die Flüchtlinge nach England, woselbst Pichegrú, der sich nun als ein offener Anhänger der Sache der Bourbons zeigte, den besten Empfang erhielt und angewiesen wurde, sich zur österreichisch-russischen Armee nach Deutschland zu begeben, die damals unter Korsakow gegen Frankreich focht. Da indeß die Absichten der Verbündeten scheiterten und Korsakow, dem Pichegrú noch kurz vor der Schlacht bei Zürich nützliche Rathschläge mitgetheilt hatte, diese nicht befolgte und hierauf geschlagen wurde, Österreich auch zum Frieden gezwungen ward, so kehrte er nach England zurück, wo ihn sowol die Minister als die Prinzen der französischen Königsfamilie häufig bei ihren Unternehmungen zu Rathe zogen. Bekanntlich schmeichelten sich die letztern eine Zeit lang, Buonaparte werde als ein zweiter Monk handeln und die Vertriebnen auf den Thron zurückführen; da indeß diese Hoffnung immer mehr schwand, so faßte man den Plan, den ersten Consul aus dem Wege zu schaffen, und zu Werkzeugen hierzu gab sich, außer Pichegrú, besonders der eifrige Chef der Chouans und Erfinder der Höllenmaschine, Georges Cadoudal her, mit welchem, nicht zu seinem Ruhme, Pichegrú eine innige Bekanntschaft in London angeknüpft hatte. Durch den bekannten englischen Schiffscapitain Wright, im Jan. 1804, nebst noch mehren ehemaligen Insurgentenchefs der Vendée an die französische Küste gebracht, begaben sich die Verschwornen, des festen Vorsatzes voll, den ersten Consul zu tödten, verkleidet nach Paris, in der Hoffnung, sowol daselbst eine Partei für sich, als an Moreau einen Theilnehmer und Unterstützer ihrer Pläne zu finden. Moreau's stets schwächlich hin- und herschwankender Charakter zeigte sich indeß auch hier; er konnte keinen Entschluß fassen, und zögerte und zögerte, bis die von Fouché geleitete Polizei das Geheimniß entdeckte und Georges plötzlich arretirt ward. Einige Tage gelang es Pichegrú noch, sich, von Haus zu Haus irrend, den Augen der Verfolger zu entziehen, endlich ward er durch einen gewissen Leblanc, einen Kaufmann, zu welchem er sich geflüchtet hatte, verrathen. In der Nacht des 28. Febr. 1804 ward er in seinem Zimmer, nach einem verzweiflungsvollen Wider-

Digitized by Google

stande durch Gensdarmen gefangen und gebunden vor den Staatsrath Real geführt, der ihn sogleich verhörte, durchaus aber nichts über Moreau von ihm erfahren konnte. Hierauf in den Tempel gesetzt, ward der Proceß gegen ihn, Georges und Moreau eingeleitet; ehe aber noch die Sache zur Entscheidung kam, fand man ihn eines Morgens erwürgt in seinem Gefängnisse (d. 5. Apr. 1804). Eine Menge Gerüchte sind seitdem dieses schnellen Todes wegen in's Publikum gekommen, und man hat nicht verfehlt, dem ersten Consul die Abscheulichkeit zuzuschreiben, er habe den Unglücklichen heimlich im Gefängnisse foltern und dann ermorden lassen, was eine um so unzweckmäßigere, unüberlegtere und übereilte Grausamkeit würde gewesen sein, da schon das allergewöhnlichste Gerichtsverfahren hinreichte, um Pichegrü zum Tode zu verurtheilen, indem laut seines eignen Geständnisses das Factum feststand, daß es sein und seiner Mitschuldigen Absicht gewesen war, das damalige Oberhaupt des Staates gewaltsam bei Seite zu schaffen. Wahrscheinlicher ist, daß Pichegrü in der Verzweiflung, alle seine eben so unbedachten, als jeden Falls unmoralischen Absichten scheitern zu sehen, sich selbst mittelst des um seinen Hals gefundnen seidnen Tuches den Tod gab, und der hingegen mehrmals gemachte Einwurf, als könnte ein Mann von seinem Muth nicht die Feigheit haben, sich durch Selbstmord seinem bevorstehenden Schicksale zu entziehen, ist in jeder Beziehung zu unhaltbar, als daß daraus etwas zum Nachtheil der damaligen Regierung Frankreichs gefolgert werden dürfte; auch würde man gewiß jetzt, nach dem Sturz derselben, und wo die neue Regierung sich sogar bemüht hat, das Andenken Pichegrü's, als eines ihrer Anhänger in den Zeiten der Verbannung, durch ein Denkmal in seiner Vaterstadt zu ehren, nicht verfehlt haben, die Sache actenmäßig festzustellen, wenn dies nur einigermaßen möglich gewesen wäre. Übrigens ward Pichegrü's Leiche gleich den Tag nach seinem Tode öffentlich ausgestellt und niemand hat an derselben die Spuren der angeblich dem Verstorbnen widerfahrnen Tortur bemerkt. Pichegrü's Privatcharakter betreffend, so verdient derselbe das größte Lob. Uneigennützig in einem hohen Grade, lehnte er stets die Geschenke ab, welche ihm oftmals geboten wurden, und seine Menschlichkeit gegen Gefangene bewies sich bei mehr als einer Gelegenheit. Als er nach Cayenne deportirt wurde, war er so arm, daß seine Freunde seine wenigen Effecten und unter andern auch seine Uniform und seinen Degen verkaufen mußten, um ihm nur einiges Reisegeld zu verschaffen. Verheirathet war Pichegrü nie; dennoch meldete sich aber nach der Restauration eine Abenteuerin, die unter dem Vorgeben, eine natürliche Tochter von ihm zu sein, sich eine Pension von der Regierung zu erschleichen wußte; durch einen Bruder von Pichegrü ward aber der Betrug entdeckt und die auf die Chatoulle des Königs angewiesene Rente zurückgenommen. Gleich nach Pichegrü's Tode und nachdem von mehren Ärzten gerichtliche Gutachten abgegeben worden waren, daß er sich erdrosselt habe, erschien auch noch von Montgaillard ein Mémoire concernant la trahison de Pichegru dans les années 3. 4 et 5 (1795, 1796 u. 1797), das über des Generals damaliges Benehmen, in Betreff seiner Unterhandlungen mit der vertriebenen Königsfamilie, vielfache Aufschlüsse gibt.

Pigafetta (Antonio), der Gefährte Magellans und Beschreiber von dessen Entdeckungsreise, stammte von einer angesehenen Familie Toscana's ab und wurde gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Vicenza geboren. Wahrscheinlich war sein Vater jener Doctor und Ritter,

Digitized by Google

Matteo Pigafetta, welcher damals einen Theil der öffentlichen Angelegenheiten von Vicenza leitete, und dessen Name in der Geschichte jener Zeit einigemal vorkömmt. Durch die Lectüre der Reisebeschreibungen der Spanier und Portugiesen nach fernen Welttheilen, ward Antonio Pigafetta frühzeitig auf den Gedanken gebracht, dereinst einmal gleichfalls auf Entdeckungen neuer Länder auszugehen, und er widmete sich von da an mit großem Fleiße dem Studium der mathematischen Wissenschaften und der Seefahrtskunde. Als der, durch die Theilung der Erde von Alexander VI. (in Folge welcher nach dem Ausspruche dieses Papstes alle Länder, welche östlich einer von ihm auf der Charte gezogenen Linie lagen, Portugal, die westlich gelegenen aber Spanien gehören sollten) entstandne Streit, wegen den Molucken, zwischen den Höfen von Lissabon und Madrid ausbrach, befand sich Pigafetta in Rom, und da nun hierauf, nach einem vergeblich unterhandelten Verkaufe des Rechts, diese Inseln zu besitzen (so daß nämlich Portugal, gegen eine an Spanien zu zahlende Summe von 150,000 Pistolen die Molucken behalten sollte) dennoch Carl V. eine Expedition unter dem berühmten Magellan (s. d. Art. Bd. 6.) aussendete, um, nach dieses Seefahrers Plan, einen westlichen Weg nach jenen Inseln zu suchen, so begab sich Pigafetta, den der spanische Botschafter in Rom, Franz Chiericato, mit nach Spanien genommen hatte, zu dem Kaiser nach Burgos, bittend, ihm zu erlauben, der Expedition folgen zu dürfen, um, wie er selbst sagte: „durch die einstige Beschreibung dieser Reise Andern nützlich und angenehm zu werden, sich aber bei der Nachwelt einen Namen zu machen." Und als nun Kaiser Carl V. dies Gesuch bewilligte, da eilte der junge Mann nach Mallaga und Sevilla, woselbst er bis zum 10. Aug. 1519 blieb und an diesem Tage mit den übrigen Reisenden aufbrach, worauf denn die Expedition den 20. Sept. desselben Jahres sich in San-Lucar einschiffte und ihren Weg nach Westen nahm. Von diesem Augenblick an begann Pigafetta sein Tagebuch zu führen, in welchem er regelmäßig Tag für Tag die Ereignisse der eben so merkwürdigen als erfolgreichen Reise bemerkte. Seine gesunde Leibesconstitution und ordentliche Lebensweise auf dem Schiffe bewahrten ihn dabei vor der Menge Krankheiten, denen Viele von der Expedition unterlagen, und als Magellan, nebst 55 der Seinen, das unglückliche Treffen bei Zahu auf den philippinischen Inseln hatte, in Folge welches der kühne Seefahrer das Leben verlor, da stand Pigafetta ihm treu zur Seite und ward schwer verwundet. Nach manchen Fährlichkeiten langte endlich Pigafetta den 8. Sept. 1522 mit noch 17 Begleitern wieder in Sevilla an, woselbst das Schiff, welches die kühnen Männer getragen hatte, im Triumph auf den Strand gezogen und als ein Denkmal jener merkwürdigen Reise aufbewahrt ward, die, wie Bougainville in der Einleitung zu seiner Reisebeschreibung sehr richtig bemerkt, zuerst mit unumstößlicher Gewißheit die Kugelgestalt der Erde bewies. Kaum angekommen in Sevilla, begaben sich aber die Seefahrer, in Folge eines noch auf dem Meere gethanen Gelübdes, sogleich barhaupt und barfuß in die Kirche unsrer lieben Frau zum Sieg, um dort dem Himmel ihren Dank für die gnädige Errettung aus so mancher Gefahr zu zollen, und nach Vollendung dieser frommen Pflicht eilte Pigafetta nach Valladolid, um dem sich dort befindenden Monarchen Spaniens mündlich Bericht über den Verlauf der Reise abzustatten. Von hier aber nach Frankreich und Italien gehend, ward er von Franz I. und Clemens VII. mit vieler Güte aufgenommen, und auf

Digitized by Google

dieses Papstes und des damaligen Großmeisters der Hospitaliten, Philipp von Villers, Ersuchen fing er nun an, eine umständliche Beschreibung seiner Reise zu entwerfen, die er dem Großmeister Villers dedicirte, eine Abschrift davon aber an Clemens VII. und eine andre an Louise von Savoyen, Königin von Frankreich, überreichte. Dieses Werk, in dem die in seinem, Kaiser Carl V. übergebnen, Tagebuche enthaltenen Data weiter ausgeführt sind, und in welchem er sich überall als Ritter unterschreibt, ist aber wahrscheinlich von ihm erst nach dem Jahre 1524 verfaßt, als um welche Zeit er zum Ritter des Ordens St. Johannes vom Hospital zu Jerusalem (damals auf Rhodus seinen Sitz habend) ernannt wurde. Später wurde er Ordens-Commandeur zu Novisa. Über das Jahr und den Ort seines Todes schweigen die damaligen Geschichtschreiber Italiens; doch ist wahrscheinlich, daß er sein Leben in seinem Vaterlande beschloß. An dem noch vorhandenen, von ihm einst bewohnten Hause in Vicenza (in der Straße de Luna) ließ Pigafetta bei seiner Rückkehr über der Thür eine in Stein gearbeitete Verzierung von Rosen anbringen, mit der Inschrift: „Il n'est rose sans épine," welches eine Anspielung auf den Ruhm und die Gefahren seiner Reise sein soll. Übrigens war sein oben erwähntes Werk lange Zeit nur theilweise der Nachwelt bekannt, indem die dem Papst davon übergebene Abschrift bei der großen Feuersbrunst in Rom (1527) verloren ging, und die an die Königin von Frankreich gesendete in die Hände eines gewissen Jakob Anton Fabre fiel, der, wie Ramusir im ersten Bande seiner 1563 herausgekommenen Sammlung berühmter Reisebeschreibungen witzig bemerkt: „per fuggir la fatica" (um Mühe zu sparen), dieselbe nur im Auszuge übersetzte; eine Gewaltthat, die sich übrigens Ramusir nicht weniger in Betreff Pigafetta's hat zu Schulden kommen lassen. In neuerer Zeit hat jedoch der Abbé Amoretti in der ambrosianischen Bibliothek in Mailand eine vollständige Abschrift von Pigafetta's Werk entdeckt, die in einem seltsamen Gemisch von Spanisch und Italienisch (und dieses meist in venetianischer Mundart) geschrieben und von Amoretti sowol in gutem Italienisch als auch in französischer Sprache herausgegeben worden ist. Einige dabei befindliche Charten sind nach Pigafetta's eignen Zeichnungen angefertigt, der den Werth seines Buches, in welchem ihn freilich oft Leichtgläubigkeit zu manchen seltsamen und ungegründeten Behauptungen hinriß, dadurch erhöhte, daß er demselben ein, auch später als genau und richtig befundenes Wörterbuch der auf den Philippinen und Molucken herrschenden Sprachen beifügte.

*Pilatre de Rozier (Jean François), ein besonders durch die Art seines Todes berühmt gewordener Physiker, wurde im Jahr 1756 zu Metz geboren. Anfänglich zur Chirurgie bestimmt, zeigte Rozier doch so großen Widerwillen gegen diese Wissenschaft, daß seine Angehörigen sich genöthigt sahen, ihn in eine andre Laufbahn zu bringen, und er wurde nun Apotheker. Nach Vollendung der Lehrzeit und zurückgekehrt ins älterliche Haus, entfloh er aber mit noch einem Jünglinge der strengen väterlichen Zucht und kam nach Paris, woselbst er sich als Apothekergehülfe verdung und nebenbei sich mit großem Fleiß auf das Studium der Naturgeschichte, Mathematik und Physik legte. Bald kam er so weit, vor einem Kreise gebildeter Weltleute Vorlesungen und Experimente über die von Franklin aufgestellten Lehren der Elektricität mit Beifall halten zu können, und einige von ihm in dieser Hinsicht ausgearbeitete und der Akademie der Wissenschaften übergebene Abhandlungen wurden gleichfalls günstig aufgenommen.

Digitized by Google

Später ward er auf die Verwendung von Sage, dessen Vorlesungen er eine Zeitlang besuchte, als Professor der Chemie in Rheims angestellt, blieb jedoch nicht lange an diesem Orte, sondern kehrte nach Paris zurück, woselbst er eine Anstellung als Aufseher der Naturaliensammlung von Monsieur (jetzigem König Ludwig XVIII.) erhielt. Jetzt faßte P. de R. die Idee, ein Museum zu errichten, in welchem nicht nur eine möglichst große Sammlung von Instrumenten aufgestellt, sondern auch den Schülern der verschiedenen Collegien durch Experimente das Studium der Physik und Chemie erleichtert werden sollte, und da sich Monsieur für dies allerdings nützliche Unternehmen günstig gestimmt zeigte und die Sache unterstützte, so ward die Anstalt im J. 1781 eröffnet. Hier suchte nun Pilatre besonders die Wirkungen der Gasluft und der Dämpfe zu studiren; ein Unternehmen, in welchem ihm der damalige berühmte Polizeipräsident Lenoir (s. d. Art.), ein wissenschaftlich gebildeter und alles Nützliche gern unterstützender Mann, möglichen Vorschub that, und als bald darauf die ersten Versuche bekannt wurden, welche die Gebrüder Montgolfier (vergl. d. Art.) mit dem Luftballon machten, da war Pilatre einer der Ersten, der auf die Wiederholung dieser Versuche in Paris drang. Dies fand den 25. Aug. 1783 Statt, und wenige Tage darauf machte P. durch die öffentlichen Blätter bekannt, wie er gesonnen sei, nächstens mittelst eines Ballons sich selbst in die Luft zu erheben. So verlacht diese Idee auch damals wurde, so führte er sie dennoch aus und stieg den 21. Oct. desselben Jahres, zum allgemeinen Erstaunen, bei dem Schlosse Muette (ohnweit Paris) in Gegenwart einer ungeheuern Volksmasse, in einer sogenannten Montgolfiere, begleitet von dem Marquis d'Arlande, in die Luft. Dieser erste glückliche Versuch begeisterte ihn zu mehren, und nachdem er im Jan. 1784 zu Lyon mit Montgolfier und bald darauf auch zu Versailles in Gegenwart des Hofes und des Königs Gustav III. von Schweden solche Luftfahrten wiederholt hatte, faßte er den Plan, auf dieselbe Art nach England überzusetzen. 40,000 Franken wurden von der Regierung dazu angewiesen, und es ist kein Zweifel, daß das Vorhaben gelungen sein würde (wie denn, während P. noch seine Vorbereitungen traf, Blanchard die Sache schon ausführte und von Dover nach Calais in einem Ballon überfuhr), hätte Pilatre nicht die Grille gehabt, die Verfahrungsart des Montgolfier bei Füllung des Ballons mit der von Charles erfundnen vereinen zu wollen; ein Beginnen, welches, nach Charles öffentlichem Ausspruche, eine Pulvertenne auf ein Kohlfeuer setzen hieß. Pilatre ließ sich indeß nicht abbringen, und den 15. Juni 1785 mit dem Physiker Romain sich erhebend, trat er zu Boulogne die wagliche Reise an. Kaum hatte der Ballon jedoch eine Höhe von 2 bis 3000 Toisen erreicht, so entzündete er sich, und nach Verlauf von einer halben Stunde stürzten die beiden Unglücklichen in der Nähe des Thurms von Croy zur Erde. Pilatre war sogleich todt, Romain verschied nach wenigen Minuten. Von Tournon de la Chapelle erschien 1786 eine „Vie et Mémoires de Pilatre de Rozier," das mit des damals allgemein bedauerten Physikers Bildniß geschmückt ist und mehre Notizen über seine chemischen und physikalischen Entdeckungen enthält.

Pindarees. So nannte man im brittischen Ostindien die bewaffneten Räuberhorden zu Pferde, welche nach der Ernte, wenn das Bett der Nerbudda so seicht geworden war, daß Reiterei über ihre Furten setzen konnte, im Lauf mehrerer Jahre des vorigen Jahrze-

hentes in das fruchtbare Gebiet der englischen Compagnie in großen Streifcorps vordrangen, sich zerstreuten, alles verheerten und was ihnen anstand in ihre heimathlichen Gebirge zurückschleppten. Diese Verwüstungen schadeten der englischen ostindischen Compagnie sehr, welche von ihren verarmten Unterthanen keinen Landpacht erhalten konnte, weil sie oft kaum den dürftigen Lebensunterhalt übrig behielten, wenn solche nicht niedergehauen oder als Sclaven verkauft wurden. Die Pindarees stammen meistens von der mohammedanischen Kriegerkaste her, welche vormals bei den indischen Fürsten viel Sold bezog. Die englisch-ostindische Compagnie entwaffnet aber immer Mehrere der alliirten indischen Tributfürsten und unterhält unter dem Oberbefehl der sogenannten Residenten an den indischen Höfen, zahlreiche Soldtruppen der Compagnie, die die mediatisirten Nabobs bezahlen müssen. Deswegen vermehrte sich die Zahl der Krieger unter den Pindarees, die heimlich die indischen Vasallen der Compagnie wider Letztre aufhetzten. In den Jahren 1817 und 1818 beschloß die Compagnie mit höchster Anstrengung die Vernichtung dieser Räuberbanden und griff sie auf allen Punkten in ihren Schlupfwinkeln an, besiegte und zerstreute sie und zwang ihre Häupter zu dulden, daß in einige Festen Bürgerbesatzung der Compagnie gelegt wurde, auch daß die Regierung zu Calcutta von den Besiegten zum Pfande der Ruhe Geißeln erhielt; dabei wurden die andern festen Plätze der Pindarees geschleift, die Hauptmannschaften der mächtigern Pindareeshäupter verkleinert, ein fliegendes Corps Sipoys am Ufer der Nerbudda für immer stationirt und eine Zahl junger Mannschaft unter die Nordarmee von Bengalen am Fuße des Himalaya und im Nepaulthale eingeschoben, auch den unterworfnen Völkerschaften ein mäßiger jährlicher Tribut an Gelde und an Rekruten auferlegt. Die ostindische Compagnie hat nämlich in diesem Jahrhundert stets den Grundsatz befolgt, nach jedem Kriege, den sie mit großer Anstrengung anfing, ihre Einkünfte, ihr Gebiet und ihr Heer auf Kosten der Besiegten dergestalt zu vermehren, daß sehr selten die mediatisirten indischen Fürsten sich erkühnt haben zum zweitenmal eine Lanze mit dem Generalgouvernement des brittisch-orientalischen Reiches zu brechen.

Pingré, Canon. reg. der Congregation und Bibliothekar von St. Genovefa (nachher Pantheon), Astronom und Geograph der Marine, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris, ward hier den 4. Sept. 1711 geboren. Er ward im Orden zu Senlis erzogen und zeichnete sich bald als Theologe, besonders in den jansenistischen Streitigkeiten aus, was ihm mehrere Lettres de cachet und Verweisungen zuzog; ja er mußte in Rouen das Lehramt der untersten Klassen übernehmen. Hier erkannte der berühmte Wundarzt le Cat seinen Geist und vermittelte, daß ihm die, in seiner hier 1748 gestifteten Akademie der Wissenschaften noch offne Stelle eines Astronomen angetragen ward. 38 Jahr alt, versprach er, sich alles Ernstes auf die Sternkunde zu legen. Er hielt sein Wort und seine ausgezeichneten Beobachtungen beförderten ihn 1750 zum Correspondenten der pariser Akademie. Nun riefen ihn seine Ordensbrüder vom Verbannungsort nach Paris zurück, ließen ihm 1751 eine Sternwarte bauen und ausrüsten. 40 Jahre lang setzte er hier seine Beobachtungen fort und gab 1754—57 die ersten astronomischen Schiffer-Kalender heraus, von welcher die, besonders unter Lalande, so berühmt gewordnen Connoissances des temps nur als Fortsetzung zu betrachten sind. 1756 ward er wirkliches Mitglied der Akademie und jeder

Digitized by Google

Bänd ihrer Denkschriften von 1758—1770 enthält Abhandlungen von ihm. 1757 warf er sich in eine der allerschwierigsten astronomischen Arbeiten, die Theorie und Berechnung der Kometen. Er allein berechnete mehr Kometenbahnen, als alle übrigen Astronomen Europa's zusammen. 1766 berechnete er die Sonnen- und Mondfinsternisse auf 2000 Jahre, für die zweite Ausgabe der berühmten Kart de vérifier les dates, und das viel genauer als la Caille vor ihm. 1767 begleitete er den Marquis Courtanvaux zur Prüfung der berühmten Seeuhren von le Roy und machte einen Bericht darüber bekannt. 1769 beobachtete er abermals (1761 hinderte die Witterung seine Wahrnehmungen auf der Insel Rodrigue im indischen Meere) auf Cap français, den Vorübergang der Venus und beschrieb 1773 die Reise in 2 Quartbänden. 1771 machte er in Begleitung Borda's eine neue Seereise zur Prüfung der berthoud'schen und le roy'schen Längenuhren. Ihre Beschreibung, fast ganz von ihm, erschien 1778. 1783 gab er seine Cométographie heraus. 1790 vollendete er, im 80sten Jahre, seine Geschichte der Sternkunde des XVII. Jahrh. 1786 erschien zum erstenmale in französischer Sprache durch ihn die schwere Übersetzung des astronomischen Gedichts des Manilius. Er starb den 1. Mai 1796.

Pinienbaum, auch Zirbelbaum, wächst im südlichen Europa, und gleicht der gemeinen Fichte, nur daß seine Nadeln 5—6 Zoll lang sind. Seine Zapfen enthalten 15—20 Nüsse, deren Kerne unter dem Namen der Pinien- oder Zirbelnüsse, in den Apotheken gebraucht werden. Ihr Geschmack gleicht dem der süßen Mandeln Sie sind sehr ölreich.

Pleuresie (pleuritis) ist die Entzündung der Pleura oder des Brustfelles, einer serösen Haut, welche die innere Oberfläche der Brusthöhle umkleidet und sich auf die äußere Oberfläche der Lunge fortsetzt. Die Pleuresie entsteht am häufigsten von Erkältung, unterdrückter Gicht, Rheumatismus und Blutungen. Sie verräth sich durch einen lebhaften meist stechendem Schmerz der Seite (daher die Krankheit im Deutschen Seitenstich genannt wird) durch kurzes beschwerliches, den Schmerz vermehrendes Athemholen, Husten und fieberhafte Symptome. Im Anfange ist der Husten trocken, später, wird bisweilen unter kritischen Ausleerungen, welche das Fieber entscheiden, eine große Menge von Schleim mit Erleichterung ausgeworfen. Dann zertheilt sich die Entzündung, welche aber in andern Fällen auch in Eiterung und Ausschwitzung übergeht und es auch veranlaßt, daß die Lunge mit dem Brustkasten verwächst. Ist die Krankheit zum erstenmal vorhanden, ist sie neu entstanden, wird sie frühzeitig genug erkannt und gehörig behandelt, so ist die Gefahr eines unglücklichen Ausgangs nicht groß. Blutegel und minder antiphlogistische Mittel, Ableitungen durch Vesikatorien sind bei einer guten Behandlung vorzüglich wichtig.

Plongeon wird das Bad genannt, wenn man sich mit dem Kopfe zuerst in das Wasser stürzt. Dadurch wird eine momentane Blutanhäufung im Kopfe bewirkt, die Lungen, das Herz, die Unterleibseingeweide verändern ihre Lage; vorzüglich die Haut erfährt einen lebhaften Eindruck. Mit Rücksicht auf diese Wirkungen hat man das Sturzbad auch in manchen Badeorten, z. B. in Spaa als Heilmittel in Gebrauch gezogen, besondre Vorrichtungen zu demselben getroffen und man sucht die Wirkung auf die Haut dadurch zu verstärken, daß sie unmittelbar nach dem Bade eine Zeit lang frottirt wird.

Digitized by Google

Poetische Licenzen, sind Freiheiten (Abweichungen von der gewöhnlichen Sprachregel), die der Dichter, des Versmaßes oder des Reimes wegen, sich zuweilen erlaubt. So z. B. die doppelte Negation in Wieland's Endymion:

So zornig sah'n die Nymphen sie
In keinem andern Falle nie;

und das où, statt à laquelle, in Voltaire's Adelaide du Guesclin, Akt I. Szene I:

Je plains ete douleur où votre âme est en proie.

*Polarität heißt die Wechselbeziehung, das entgegengesetzte, wechselseitige Verhalten zwischen Kräften einer Gattung oder solchen, die zu einer bestimmten Sphäre gehören, oder vielmehr, die selbst eine bestimmte Sphäre von Kräften bilden. Eine solche Sphäre ist z. B. der Magnetismus, eine andre der Elektricismus, eine andre der Chemismus (chemische Prozeß) ꝛc. Die Benennung ist aus der Lehre vom Magnet genommen, bei welchem man zuerst diesen Gegensatz der Kräfte, hier also der magnetischen, an zwei einander entgegen stehenden Punkten deutlich erkannt hat. Diese Punkte wurden Pole genannt, weil an der Magnetnadel der eine sich nach dem Nordpol, der andre mithin nach dem Südpol der Erde richtet. (Man vgl. d. Art. Magnet und Compas Bd. 3. u. 6.) Man hat das entgegengesetzte Verhalten oder die entgegengesetzte Thätigkeit der beiden Pole einer Sphäre, z. B. des Magneten, durch die Ausdrücke positiv (bejahend, setzend oder schaffend) und negativ (verneinend, vernichtend, aufhebend) oder durch plus und minus (+ und —) bezeichnet. So nennt man z. B. den Nordpol des Magneten den positiven oder Pluspol (+ M.), den Südpol den negativen oder Minuspol (— M.); und eben so wird der Gegensatz in der elektrischen Sphäre die positive und negative Elektricität, oder + E. und — E genannt. Diese Bezeichnung ist mathematisch und aus der Lehre von entgegengesetzten Größen genommen. Man darf aber das Verhältniß nicht so verstehen, als ob blos der eine, negative Pol verneinend, aufhebend gegen den andern wirkte, dieser aber, als das Gegentheil, sich blos schaffend (producirend) verhielte; noch weniger so, als ob nur der eine, positive Pol sich activ (thätig), der andre (negative) aber passiv (blos leidend, unthätig) verhielte. Das Verhältniß ist vielmehr vollkommen gegenseitig; beide Pole sind thätig, stehen in Wechselwirkung mit einander, sie handeln gleichsam egoistisch und verhalten sich insofern feindlich gegen einander, als jeder das Bestreben hat, seinen Gegenpol in sich zu verwandeln, ihn sich zu assimiliren (zu verähnlichen) und daher als solchen (als Gegenpol) zu vernichten. Und diese Wechselwirkung polarer Kräfte, nicht einseitiges Wirken des positiven Pols, ist es, was die Erscheinungen hervorbringt. Doch versteht man unter dem positiven Pol gewöhnlich den stärkern oder höhern, unter dem negativen den schwächern oder niedern Pol. Man kann auch sagen: jeder Pol habe das Bestreben, sich durch seinen Gegenpol zu ergänzen oder mit ihm auszugleichen; denn ein Pol für sich kann nie ein Ganzes ausmachen, wol aber beide in gegenseitiger Ausgleichung, wodurch eine relative Einheit, ein Produkt, ein Ganzes entsteht. Durch die Betrachtung der Gesetze der Polarität wird dem Leser das Wesen der letztern in helleres Licht hervortreten. Es sind folgende: 1) Kein Pol kann für sich allein bestehen, sondern beide treten gleichzeitig auf. Denn jeder Pol setzt den andern voraus, jeder kann sich nur durch

Digitized by Google

seinen Gegenpol offenbaren, indem er mit ihm in Wechselwirkung (Spannung) tritt, und diese wechselwirkende Thätigkeit ist eben die Natur eines Pols oder das Wesen der Polarität. Kein Körper z. B. ist für sich allein positiv elektrisch, er ist es nur dadurch, daß er mit einem andern negativ elektrischen Körper in Spannung (Wechselwirkung) ist. So gibt es auch keinen Magneten, der blos den Nordpol (+ Pol) oder blos den Südpol (— Pol) hätte, sondern beide Pole sind immer zugleich an jedem Magneten und jedem magnetischen Körper. Daher 2) ruft jeder Pol in seiner erregbaren Nachbarschaft seinen Gegenpol im Augenblick hervor. Man elektrisire z. B. eine auf beiden Seiten mit Stanniol belegte Glasplatte auf der einen Seite positiv, so wird zu gleicher Zeit die andre Seite negativ elektrisirt, weil das + E. der einen Seite das — E. der andern im Augenblick hervorruft (erweckt). Und wenn ein Pol des Magnets Eisenfeilspäne anzieht, so geschieht es nur dadurch, daß er die Eisentheile negativ magnetisirt. 3) Die ungleichnamigen Pole ziehen sich an, die gleichnamigen stoßen sich ab. Wer weiß nicht, daß gleichartig elektrisirte Körper, z. B. zwei positiv elektrisirte Korckkügelchen, sich abstoßen und daher von einander entfernen, daß sie aber schnell zusammenfliegen, sobald sie entgegengesetzt (ungleichartig) elektrisirt sind. Der Nordpol eines Magneten stößt den Nordpol eines andern zurück, und nur die ungleichnamigen magnetischen Pole ziehen sich an. Denn nur die entgegengesetzten Pole stehen in Wechselwirkung mit einander durch das gegenseitige Streben, sich zu ergänzen oder auszugleichen, was nur durch Vereinigung möglich ist; daher das Anziehen. Man hat die ungleichnamigen Pole die freundlichen, die gleichnamigen die feindlichen Pole genannt. Diese Benennung scheint nicht ganz glücklich gewählt; denn die scheinbare Freundschaft der ungleichnamigen Pole läßt sich, wie aus Obigem erhellt, aus einer versteckten Feindschaft herleiten, aus einem Egoismus, der der Existenz des Gegenpols gefährlich wird, und die sogenannte Feindschaft der gleichnamigen Pole ist nicht weniger blos scheinbar; denn sie stoßen sich nicht aus physischer Abneigung zurück, sondern entfernen sich von einander, weil der Gegenpol nicht nach dem gleichnamigen Pole zu, vielmehr nach der entgegengesetzten Richtung liegt. Lange Zeit hielten die Physiker die Polarität für ein auf wenige Naturprozesse beschränktes Verhältniß; anfangs hielt man sie sogar für eine blos beim Magnetismus vorkommende Erscheinung, später erkannte man sie auch in der Elektricität, und nannte den längst beobachteten Gegensatz in ihr (die entgegengesetzten Elektricitäten) elektrische Pole, elektrische Polarität; noch später wurde sie auch im Chemismus und Galvanismus anerkannt, und gegenwärtig sind wenigstens die wissenschaftlichen Naturforscher von der Allgemeinheit der Polarität in der Natur überzeugt. Die sogenannten Wahlverwandtschaften in der Chemie gründen sich, offenbar, auf die Polarität der chemischen Elemente (Stoffe, Grundstoffe), oder vielmehr, sie sind nichts anders als das polare Verhalten der chemischen Stoffe, d. h. als deren Spannung oder Wechselwirkung; nur diejenigen Stoffe sind (chemisch) verwandt und ziehen sich an, welche einander polar entgegengesetzt sind oder einen Plus- und Minuspol bilden. Der chemische Hauptgegensatz z. B. ist Säure und Alkali (Lauge), beide Stoffe sind chemische Verwandte (chemische Pole), sie ziehen sich daher an, und bilden in Vereinigung nur gegenseitige Ausgleichung ihrer Eigenschaften, ein neutrales Produkt, ein Salz. Wer die volta'sche Säule kennt, der weiß, daß die Metallplatten der Säule

Digitized by Google

sich polar zu einander verhalten, daß von einem positiven Zink- und negativen Silberpol, die Rede ist, so wie von der Zersetzung des Wassers durch den Galvanismus der Säule, wobei das Wasser in zwei entgegengesetzte Pole oder polare Stoffe, nämlich Sauerstoff und Wasserstoff, in Gasform auseinandertritt. Alle (physischen) Elemente verhalten sich polar zu einander und stehen daher mit einander in Wechselwirkung; so vorzüglich Luft und Erde, und das Wasser hat, als neutrales Element, eine doppelte Polarität, indem es einerseits mit der Luft, andrerseits mit der Erde in polarem Verhältniß und daher in Wechselwirkung steht. Daher der Streit der Elemente, dessen Folgen sich am meisten in dem Wechsel der atmosphärischen Veränderungen offenbaren. Auch ist jedes Element in sich selbst polar, und daher zersetzbar in polar entgegengesetzte Grundstoffe, wie z. B. die Luft in Sauerstoff- und Stickstoffgas. Ferner ist der organische Bau der Pflanzen und Thiere, folglich auch das Leben, ganz auf polare Verhältnisse gegründet. Hiervon nur einige Beispiele aus der Einrichtung des höhern thierischen oder auch menschlichen Organismus. Man weiß, daß die Adern in Arterien und Venen eingetheilt werden. Arterien und Venen bilden einen Gegensatz im Adersystem, und eben so das Arterien- und Venenblut. Das Arterienblut ist oxydirt, (durch das Athmen mit Sauerstoff aus der Luft verbunden), das Venenblut dagegen desoxydirt (entsauerstofft). Beide Blutarten verhalten sich daher polar zu einander, und dieses ist der Hauptgrund von der Bewegung und dem Kreislauf des Bluts, nicht die Bewegung des Herzens, was hier nicht näher erörtert werden kann. Auch die verschiedenen Systeme des thierischen Organismus verhalten sich polar zu einander, vorzüglich aber das Nerven- und Muskelsystem, und da der Nerv der höhere Pol ist, so wird der Muskel durch den Nerven polarisirt; doch beide Enden des Muskels erhalten durch die Einwirkung des Nerven entgegengesetzte Pole, und indem daher die Enden sich einander nähern, wird der Muskel zusammengezogen (verkürzt); es entsteht auf diese Art die Bewegung der Glieder und aller Theile des Leibes. Auch die Polarität der beiden Geschlechter, worin der Mann den höhern, positiven (stärkern), das Weib den negativen (schwächern) Pol darstellt, ist nun längst anerkannt; ja man hat, mit Recht, das Verhältniß oder den Gegensatz der Geschlechter als ein allgemeines, durch das Weltganze (Universum) greifendes Naturgesetz betrachtet, und wie, unleugbar, das gegenseitige Verhältniß der Geschlechter ein Polaritätsverhältniß ist, so kann man, umgekehrt, alle Polarität als ein Geschlechtsverhältniß betrachten, wobei überall, in jeder Sphäre von Kräften der positive Pol das männliche, der negative das weibliche Geschlecht darstellt. Da nun der Geist des Menschen (in weiterer Bedeutung) von der (innern) Natur nichts wesentlich Verschiednes, da er selbst eine höhere ideale Natur oder die Natur in ihrer höchsten Sphäre ist: so herrscht auch im Psychischen die Polarität als allgemeines Gesetz, wie im Physischen. Der Hauptgegensatz ist hier der zwischen Geist (Intelligenz, freier, selbstbewußter Geist) und Gemüth (als Anlage zur Intelligenz), daher auch der doppelte Gegensatz, einerseits zwischen Wissenschaft und Religion, andrerseits zwischen Kunst und Wissenschaft. Bildung und Bildungsfähigkeit (Empfänglichkeit) verhalten sich polar zu einander; jene ist der höhere, diese der niedere Pol, welcher sich zum höhern, durch Wechselwirkung mit ihm, heraufbilden soll. Alles Leben ist ein Wechselspiel polarer Kräfte, alles Bilden und Werden ist ein Kampf zwischen Licht und Finster-

Digitized by Google

niß, worin dem Licht, als dem höhern Pol, der endliche Sieg beschieden ist.

Polo (Marko), ein Venetianer, hat das große Verdienst, Europa zuerst über das innere Asien zu einer Zeit aufgeklärt zu haben, wo Reisen in solche ferne Länder fast gar nicht unternommen wurden, und wo die, welche ja dergleichen wagten, mehr darauf dachten, sich den Schein des Außerordentlichen zu geben, als ihre Zeitgenossen wahrhaft zu unterrichten. Nicht ohne scheinbaren Grund hat mancher vor ihm, den man den Humboldt seiner Zeit nennen kann, behauptet, daß er die ersten Ideen zur Entdeckung des Schießpulvers, des Compasses (dieser war indessen schon 1260 bekannt, ja man kann schon Spuren davon im 12ten Jahrh. finden), der Buchdruckerkunst, des Astrolabiums ꝛc. verbreitet haben mag; da dies alles Dinge sind, die er im innern Asien, wenn auch in unvollkommner Gestalt, gesehen hatte, und die, von ihm erzählt, Gelegenheit zum weitern Nachdenken geben konnten. Nicht ohne Bewunderung hat man in neuern Zeiten Dinge als wahrhaft gefunden, die von ihm erzählt, Jahre lang als Mährchen und Kinder der Leichtgläubigkeit galten. Er gehört zu den Schriftstellern, die, wie der alte Herodot, mit jedem Tage in der Achtung gewinnen, weil sie genau schildern, was sie selbst sahen, aber es sorgfältig von dem unterscheiden, was ihnen selbst erst auf der Reise mitgetheilt ward. Marko Polo war der Enkel eines Patriciers in Venedig, der drei Söhne hatte, welche zusammen im J. 1254 oder 1255 eine Reise nach Constantinopel machten. Als hier ihre Handelsgeschäfte beendigt waren, erfuhren sie, daß sich an der Wolga ein mächtiges Reich der Tartaren gebildet habe. Sie machten daher große Einkäufe von Juwelen, gingen über das schwarze Meer nach der Krim, und kamen endlich im Lager des Barkah an, eines Enkels vom berühmten Dschingiskan. Morgenländische Schriftsteller rühmen die Bildung und Sitte dieses Tartarchans ungemein, und diese drei Italiener hatten nicht Ursache, ihre gewagte Reise zu bereuen. Sie wurden freundlich aufgenommen und blieben ein ganzes Jahr bei ihm, bis ein Krieg, den Barkah mit einem Verwandten zu führen genöthigt war, sie weiter zu reisen bewegte. So gingen sie um das kaspische Meer herum, und kamen endlich in Buckhara an, einer großen Stadt, wo sie mit einem Tartar zusammentrafen, den der Chan Hulagu, derselbe, der mit Barkah Krieg führte und ihn besiegt hatte, an seinen Bruder Kublai sandte. Der Tartar gewann die Italiener lieb, und lud sie ein, ihm in das Hoflager des mächtigen Sultans Kublai zu folgen. Er versprach ihnen reichen Gewinn und die beste Aufnahme, was auch in der That der Fall war. Der Sultan oder Großchan Kublai zeigte sich als ein sehr wißbegieger Mann, der vom Abendlande durch sie eine Menge Aufschlüsse erhielt, und sie endlich, von einem seiner Edeln begleitet, mit dem Gesuch entließ, es in Rom bei dem Papste dahin zu bringen, daß einige Lehrer der christlichen Religion in seine Länder geschickt würden. Der sie begleitende Tartar ward unterwegs wegen Krankheit zurückgelassen. Sie selbst aber kamen durch Armenien glücklich nach Akre (1269), und von da nach Italien zurück. Nach Rom gingen sie nicht, weil Clemens IV. gestorben war und die Wahl eines neuen Papstes abgewartet werden mußte. Der eine dieser drei Brüder, Nikolo, fand bei der Heimkehr sein Weib todt. Dagegen war der Sohn, mit dem sie bei seiner Abreise schwanger gewesen war, 15—16 Jahr alt, und als die neue Papstwahl immer länger sich hinzog, so beschlossen die

Digitized by Google

Thieren bestimmt, dann die Richter dem Feuer. Da habe ihn, so erzählt die Legende, die Flamme des Scheiterhaufens von allen Seiten kühlend umlaubt, wie ein geblähtes Segel sich um ihn legend, mit süßduftendem Anhauch. Darauf, als man seinen Körper so von den Flammen unberührt sah, habe ein Richter einem der Schergen befohlen, ihn mit einem Schwerte zu durchbohren. Da sei plötzlich eine weiße Taube aufgeflogen und von dem ausströmenden Blute des Scheiterhaufens die Flamme verloschen. „Spotte nicht," schließt Herder, der diese Legende vortrefflich erzählt hat,

„des Bildes, das die Sage sich erschuf,
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth!"

So hatte christlicher Sinn den heidnischen Adler, der aus dem Katafalk der römischen Imperatoren die Kaiserseelen zu den verwandten Göttern emportrug, den Geyer, der, nach dem spottenden Lucian, den wunderbaren Peregrinus Proteus der Erde entführte, in eine reine fleckenlose Taube verwandelt, und ein Wunder, schon damals gesehen, das sich bei dem Märtyrertode der frommen Kämpferin für ihren Glauben, beim Scheiterhaufen des Mädchens von Orleans wiederholte. Die römische Kirche feiert den 26. Januar zu Polykarps Andenken.

Polypen (naturhistorisch), bilden eine zahlreiche Gattung von den Pflanzenthieren, d. h. solchen, die den Uebergang vom Thier zu der Pflanze bilden, und gehören zu den Würmern. Genaue Kenntniß von diesen Naturwundern hat man erst seit etwa 75 Jahren, wo Trembley in Leyden 1744 seine klassischen Memoiren über sie herausgab. Das ungeübte Auge übersieht diese Thierchen nur gar zu leicht, da sie aus halb durchsichtiger Gallerte bestehen und sich, gewaltsam berührt, in ein unförmliches Klümpchen zusammenziehen. Man findet sie vom Anfange des warmen Frühlings an, den Sommer hindurch, in Teichen und sanft fließenden Wassern, an Wasserpflanzen, Schilfen u. dgl. sitzen. Wenn die Sonne recht warm scheint, und man dann genau nachsieht, wird man hier oft kleine, durchsichtige, gallertartige Kügelchen von der Größe einer Erbse wahrnehmen. Es sind dann die Polypen in einem ruhenden und anscheinend unbelebtem Zustande. Allein sie können sich auch ungemein ausdehnen und da dies vom Körper wie von den 6 — 10 Armen gilt, die sie haben, so erscheinen sie dann wie ein mit Fangarmen versehener Magen. Die Arme haschen das Insekt, das Würmchen das ihnen zu nahe kommt, und bringen es in die Magenmündung, in den Magen unter den Körper selbst, der durch dieselbe Mündung die unverdauten Reste wieder von sich stößt. Es gibt eine Menge Arten dieser kleinen Thiere, von Größe, die braune und orangefarbne sind die bekanntesten darunter. hingeleitet haben zum mindesten 3, höchstens 12—13 Arme. Letztere von bührendem Länger, als der Körper; doch haben sie manchmal reisten sie durch und manchmal von 8 Zoll. Demohngeachtet gleichbisonde nach Konstanz herausgenommen, nur einem Klumpchen Gallerte ponte mit allen ihren sie eines Sandkorns hat. Sie können von ihrer 24jährigen Abwesenheit gie zugleich ausstrecken, ihn in einem in Marko Polo's Reise oder zusammenziehen und durch das Schicksale anbelangt, so sinken sie sich an die Pflanze oder den gen Anderer gegründet, die zum neuen Aufenthalte wählen, und gesammelt hat. Für mehrere Wenn man die äußere Fläche So mögen die Heimkehrenden sie sich unter dem Mikroskop etwas mehr im Stande gewesen sein, bedeckt. Diese liegen näher oder e

kostete ihnen Mühe, wieder Herren ihres Palastes zu werden, dessen sich die Anverwandten bemächtigt hatten. Nur die große Menge von Juwelen und Perlen, die sie auslegten, konnte die Letztern überzeugen, daß sie keine Betrüger seien. Die Stadt Venedig erfuhr aber kaum, daß sie es wirklich waren, als sich alles um ihre Freundschaft bewarb. Marko Polo erhielt, weil er nur immer in Millionen den Reichthum und die Bevölkerung China's ꝛc. schildern konnte, den Beinamen: Messer Marco Millioni und sein Palast hat noch nach 250 Jahren den Namen: Il corte del Millioni, entweder in Folge dieser Erzählungen oder der mitgebrachten Reichthümer. Auch auswärts war Marko Polo geschätzt. Als er in einem Seetreffen von den Genuesern gefangen wurde, behandelte man ihn auf's Nachsichtsvollste, und hier soll er, um sich das ewige Erzählen zu ersparen, seine Reisebeschreibung aufgesetzt haben. In welcher Sprache er es that, ist nicht ausgemacht. Ramusio nimt die lateinische an. Das Werk selbst konnte nicht ohne Einschiebsel und Gebrechen bleiben, die die sorglosen Abschreiber sich zu Schulden kommen ließen, und auch die Zeit selbst mußte ihm den Stempel aufdrücken, der damals alles bezeichnete. Wunder, Glaube an Zauberei, Erzählungen von nicht existirenden Thieren treten überall entgegen. Auf der andern Seite hat man ihm vorgeworfen, daß er manches nicht beschrieben hat, was er nothwendig hätte beobachten müssen, z. B. die große Mauer, die kleinen Füße der Frauen, das Trinken des Thees. Aber die Wunder möge sein daran allgemein glaubendes Zeitalter entschuldigen. Sein Schweigen vom Thee ꝛc. ist erklärlich, wenn man daran denkt, daß man in so langer Zeit, als er in China war, manches gleichgültig findet und darum zu bemerken vergißt, zumal wenn im Lande selbst kein Werth darauf gelegt wird. Für die Wahrheit seiner Erzählungen im Ganzen spricht die Schilderung vom Zustande der in den Wüsten vom Samiel Getödteten; die Schilderung des bos grunniens in der Tartarei, den erst die neueste Zeit wiederfand; die Angabe von der Residenz des chinesischen Kaisers in der Tartarei während des Sommers; die Beschreibung von der Wanderung auf den Adamsberg in Ceylon u. s. w. und wol verdiente es dieser vielgereiste Herodot und Humboldt seiner Zeit, daß sein Werk für unsre Tage neu aufgetischt wurde, was, sonderbar, ganz gleichzeitig in London, englisch von William Marsden und in Venedig von Placido Zurla in italienischer Sprache geschah (1818). Dem letztern sind noch zwei andre Italiener in Rom und Florenz auf dem Fuße gefolgt. Die erste gedruckte Ausgabe von den Reisen Marko Polo's soll vom J. 1496 sein. Ramusio veranstaltete einen Abdruck derselben in seiner Sammlung von Reisen 1559.

Polykarpus, nach der Sage ein Schüler des Apostels Johannes, gilt für einen der frühesten Bischöfe von Smyrna. Von einer frommen Witwe Calisto, die ein Engel gemahnt hatte, ihn zu erkaufen, in den Werken der Barmherzigkeit nicht immer unterstützt, habe er desto eifriger sich einem heiligen Berufe hingegeben, in der Stadt der Üppigkeit durch Beispiel und Lehre, unbescholtne Sitte und Versagung zu lehren, ein fruchtreicher in guten Werken. Durch solches Verdienst bemerklich, sei er von der Gemeinde zu Smyrna als Nachfolger des heil. Bucolus zum Bischof erhoben worden, und habe endlich im J. 169 unter Martern den christlichen Glauben vertheidigt. Zwar sei er, gewarnt, anfangs nach einem nahen Landhaus entwichen; dann aber verrathen, vor den Richter geschleppt, hinterlistig geprüft, der immer redlich erfunden, habe das Volk ihn anfangs den wilden

Thieren bestimmt, dann die Richter dem Feuer. Da habe ihn, so erzählt die Legende, die Flamme des Scheiterhaufens von allen Seiten kühlend umlaubt, wie ein geblähtes Segel sich um ihn legend, mit süßduftendem Anhauch. Darauf, als man seinen Körper so von den Flammen unberührt sah, habe ein Richter einem der Schergen befohlen, ihn mit einem Schwerte zu durchbohren. Da sei plötzlich eine weiße Taube aufgeflogen und von dem ausströmenden Blute des Scheiterhaufens die Flamme verloschen. „Spotte nicht," schließt Herder, der diese Legende vortrefflich erzählt hat,

des Bildes, das die Sage sich erschuf,
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth!"

So hatte christlicher Sinn den heidnischen Adler, der aus dem Katafalk der römischen Imperatoren die Kaiserseelen zu den verwandten Göttern emportrug, den Geyer, der, nach dem spottenden Lucian, den wunderbaren Peregrinus Proteus der Erde entführte, in eine reine fleckenlose Taube verwandelt, und ein Wunder, schon damals gesehen, das sich bei dem Märtyrertode der frommen Kämpferin für ihren Glauben, beim Scheiterhaufen des Mädchens von Orleans wiederholte. Die römische Kirche feiert den 26. Januar zu Polykarpus Andenken.

Polypen (naturhistorisch), bilden eine zahlreiche Gattung von den Pflanzenthieren, d. h. solchen, die den Uebergang vom Thier zu der Pflanze bilden, und gehören zu den Würmern. Genaue Kenntniß von diesen Naturwundern hat man erst seit etwa 75 Jahren, wo Trembley in Leyden 1744 seine klassischen Memoiren über sie herausgab. Das ungeübte Auge übersieht diese Thierchen nur gar zu leicht, da sie aus halb durchsichtiger Gallerte bestehen und sich, gewaltsam berührt, in ein unförmliches Klümpchen zusammenziehen. Man findet sie vom Anfange des warmen Frühlings an, den Sommer hindurch, in Teichen und sanft fließenden Wassern, an Wasserpflanzen, Schnecken u. dgl. sitzen. Wenn die Sonne recht warm scheint, und man dann genau nachsieht, wird man hier oft kleine, durchsichtige, gallertartige Kügelchen von der Größe einer Erbse wahrnehmen. Es sind dann die Polypen in einem ruhenden und anscheinend unbelebtem Zustande. Allein sie können sich auch ungemein ausdehnen und da dies vom Körper wie von den 6 — 10 Armen gilt, die sie haben, so erscheinen sie dann wie ein mit Fangarmen versehener Magen. Die Arme haschen das Insekt, das Würmchen das ihnen zu nahe kommt, und bringen es in die Magenmündung, in den Magen unter den Körper selbst, der durch dieselbe Mündung die unverdauten Reste wieder von sich stößt. Es gibt eine Menge Arten dieser kleinen Thiere; die grüne, die braune und orangefarbne sind die bekanntesten darunter, und alle haben zum mindesten 3, höchstens 12—13 Arme. Letztre sind meist nicht länger, als der Körper; doch haben sie manchmal eine Länge von einem und manchmal von 8 Zoll. Demohngeachtet gleicht sie, aus dem Wasser herausgenommen, nur einem Klümpchen Gallerte, das oft kaum die Größe eines Sandkorns hat. Sie können von ihren Armen einen oder mehre zugleich ausstrecken, ihn in einem oder mehren Theilen erweitern oder zusammenziehen und durch das Letztre ihre Stelle verändern, indem sie sich an die Pflanze oder den Theil derselben heften, welchen sie zum neuen Aufenthalte wählen, und dann den übrigen Theil nachziehen. [illegible]

fernter bei einander, je mehr sich das Thier zusammengezogen hat, oder je weniger das der Fall ist. Schneidet man das Thier mitten durch, so zeigt sich die Haut aus lauter solchen Körnern zusammengesetzt, insofern sie eine gummiartige Substanz verbindet. Die Farbe dieser Körper bestimmt die Farbe des Thiers. Die braunen Polypen haben die längsten Arme und machen, um ihre Beute zu erhaschen, den mannichfachsten Gebrauch davon. Augen haben alle Arten nicht, allein eine Empfindung von dem, was sich ihren Armen nähert, ist ihnen nicht abzusprechen, denn die Aufmerksamkeit, die sie dann, um es zu haschen, beweisen, läßt sich genau beobachten. Der gesättigte Polyp ist ganz träge und bewegungslos; erst in dem Maße, als er verdaut, nimt er wieder Beweglichkeit an. Da das ganze Thier gleichsam nur ein Magen ist, dessen Höhle sich nach allen Armen ausbreitet und verlängert: so sieht man das Futter aus dem Magen in die Arme und aus diesen wieder in den erstern zurückwandern. Man darf nur ein Würmchen von rother Farbe nehmen, und sie damit füttern, um dies Experiment zu machen. Füttert man sie anhaltend mit Insekten ꝛc. von einerlei Farbe, so nehmen sie diese an. Es trifft sich bisweilen, daß zwei Polypen ein Thierchen erhaschen, dann schlukken sie so lange daran, bis sie es in der Mitte auseinander reißen; bisweilen schlingt der eine Polyp den andern selbst mit hinunter. Sie scheinen indessen sich selbst nicht verdauen zu können. Nach einer oder zwei Stunden gibt das eine Ungethüm das andre wieder von sich. Die Fortpflanzung dieser Thierchen ist so sonderbar, wie ihr ganzer Organismus. Es zeigen sich kleine Erhöhungen an den Seiten, die nach einigen Tagen die Gestalt eines kleinen Polypen haben. Die Verbindung bleibt. Was der junge Polyp erhascht, kommt dem alten zu Gute und umgekehrt. Allein nach und nach wird das Ende, womit jener an diesen befestigt ist, dünner und endlich nimmt der eine diesen, der andre jenen Punkt sich zu befestigen, wo sie dann gewaltsam getrennt werden. So pflanzt sich der Polyp in jedem Punkte des Körpers fort und zeugt auf diese Weise 5—6 Junge auf einmal. Eine Begattung selbst hat Trembley bei einigen Tausenden, die er in Gläsern über Jahr und Tag erhielt, nicht beobachtet. Dagegen meinen Neuere, daß sie sich auch durch Eier fortpflanzen. Bisweilen wird der noch am alten sitzende Polyp schon wieder Vater und Großvater; Vater und Sohn bilden ein Ganzes. Besonders merkwürdig ist die Unzerstörbarkeit ihres Lebens und die Fähigkeit, sich, auf's Grausamste zerstückt, wieder zu einem Ganzen zu bilden, das seine Existenz ungestört fortbehält. Man kann sie in allen Richtungen zerschneiden, wie einen Handschuh umdrehen, und sie leben fort. Mehrere lassen sich gleichsam auf- und in einander pfropfen. Die lateinische Benennung Hydra paßt daher auf diese Thiere wenigstens insofern, als sie eine Reproductionskraft in der That zeigen, die jener Schlange von der Fabel zugeschrieben wird. Inwiefern es ähnliche Geschöpfe, aber von furchtbarer Größe, innerhalb der Klippen und auf dem Boden des Meeres gibt, die man also Meerpolypen nennen könnte, steht bis jetzt mehr als Sache der Fabel, denn der naturhistorischen Wahrheit da.

Pompejus-Säule, s. Alexandrien.

Portugiesisches Theater. Man kann behaupten, daß die Portugiesen vor der Regierung König Joseph's kein eigentliches Nationaltheater gehabt haben; denn diesen Namen darf man doch den abgeschmackten Possen, und den sogenannten heiligen Stücken (autos

sacramentaos) nicht beilegen, die man zuvor spielte, und die völlig den Schauspielen des barbarischen Mittelalters glichen. Die portugiesischen Schauspieler führten Lustspiele Simao Machado's, und Operetten Ant. Joseph's (Juden) auf, die für's Theater, Barro alto, welches damals mit Fantoccini besetzt war, verfertigt worden waren. Einige spanische Stücke, die von Zeit zu Zeit in der Hauptstadt und in den Provinzen dargestellt wurden, machten noch das beste Schauspiel aus. Erst unter dem Könige Joseph unternahmen es Privatpersonen, ein Nationaltheater zu errichten, und der Marquis Pombal, der stets bereit war, alles Große, Schöne und Nützliche zu unterstützen, versäumte nichts, um jenen Anschlag völlig in's Werk zu setzen. Die Arcadia-Gesellschaft, die sich um die Nationalliteratur so verdient gemacht hat, trug ebenfalls bestmöglichst zur Verbesserung des Theaters, sowol in Hinsicht der Stücke als der Schauspieler, bei. Portugiesen und wol unterrichtete Fremde haben uns versichert, daß schon in den ersten Jahren mehre portugiesische Schauspieler und Schauspielerinnen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichten. Man führt unter andern die Cecilia in tragischen Rollen, ihre Nebenbuhlerin Maria Joaquina in komischen und auch in einigen tragischen, so wie auch ausgezeichnete Schauspieler an. Die berühmte Todi, deren Stimme, Gesangsweise und vortreffliche Declamation ganz Europa bewundert hat, spielte mehre Jahre die Kammermädchen auf der Bühne der Rua dos Condes, und behauptete bei weitem nicht den ersten Rang in ihrem Fache. Mlle. Cecilia, Schwester dieser Todi, spielte die beiden ersten Aufzüge von Voltaire's Alzire und Zaïre, die der Arzt Seiras, ein Mitglied der Arcadia, übersetzt hatte, so vorzüglich, daß dieser Gelehrte bei der Übersetzung von Bernard's Gedicht über die Deklamation auf sie das Lob anwandte, das der franz. Dichter an die Clairon gerichtet hatte. Das wirkliche Verdienst dieser beiden Schauspielerinnen, so wie auch Pedrinho's u. A., spornte den Hofadel zur Aufmunterung des dramatischen Faches an. Im J. 1771 erklärte ein königl. Edict die Schauspielerprofession für ehrlich, und erkannte die Vortheile, die das Volk von einem wohlgeordneten Theater ziehen könnte. Diese liberalen Verfügungen wurden von den Privatpersonen unterstützt, die stets zur Aufmunterung mehrer Zweige der Nationalliteratur behülflich gewesen sind. Pedegache, Quitta und Seiras arbeiteten an dem Trauerspiel Megare, welches nach den strengsten Regeln des griechischen Theaters eingerichtet, und mit einer analytischen Abhandlung nach Art deren, die Voltaire seinen Trauerspielen voranzusetzen pflegte, gedruckt wurde. Während der kurzen Dauer dieser Nationalbühne erschienen auf Bemühen geschmackvoller und eifriger Literatoren eine Menge von Übersetzungen der besten französischen, englischen und italienischen Lust- und Trauerspiele, die dann auch gespielt wurden. Zu bemerken ist, daß der Marquis von Pombal durch den Hauptmann Manoel de Souza eine Übersetzung des Tartüffe's veranstalten ließ; mit großem Beifalle des Publikums wurde diese gegeben; der Minister wohnte der ersten Aufführung bei. Derselbe Manoel de Souza übersetzte auch Molière's Bourgeois Gentilhomme, und Feliciano de Moraes, der am Staatssecretariate angestellt war, dichtete angenehme und sehr komische Lustspiele. Auch versuchten sich mehre Liebhaber in diesen Dichtungen, und ließen ihre Stücke auf einer Privatbühne, die Herrn Ludovici zugehörte, vorstellen. Dies war eine Schule sowol für die Darstel-

lenden als für die Dichter. Bei jener Gelegenheit wurden mehre Erzählungen Marmontel's dramatisirt, wie auch viele andre Sujets, welche das lebendige Gemälde der gesellschaftlichen Verhältnisse veranlaßte. Nach dem Tode König Josephs bewogen Gewissensscrupel die Königin seine Tochter, den Frauen das Erscheinen auf der Bühne zu verbieten. Nun fiel das Schauspiel darnieder. Nichts war abgeschmackter, als die Prinzessinnen- und Geliebten-Rollen von bärtigen Schauspielern darstellen zu sehen. Der Talentvollste, Filippe, war noch dazu fürchterlich häßlich und bejahrt, als er die Mädchenrollen spielte. Da nun auch die dramatischen Schriftsteller keine Aufmunterung mehr erhielten, und kein Gesetz ihnen das Eigenthum ihrer Geistesproducte zusicherte: so mußte nothwendig die unter der vorigen Regierung emporgekommne Blüthe wieder vergehen. Der jetzige König, als er noch Regent war, erlaubte endlich den Frauen, wieder auf der Bühne zu erscheinen. Bisher hat aber, der natürlichen Anlagen einiger Schauspieler ungeachtet, die schlechte Declamationsart und der gänzliche Mangel an dramatischem Unterrichte, das portugiesische Schauspiel verhindert, sich aus seiner tiefen Erniedrigung zu erheben. Zwar kann man zu Lissaben einige ziemlich geschickte Possenreißer antreffen; allein kaum gibt es in dieser Hauptstadt einen einzigen Schauspieler, der mit denjenigen des zweiten Ranges in andern großen Städten verglichen werden dürfte. Einige Ausnahmen abgerechnet, stehen die für's Theater arbeitenden Dichter vielleicht noch unter den Schauspielern, welche ihre erbärmlichen Originalstücke oder Übersetzungen aus dem Deutschen, Spanischen und Französischen darstellen. Da das Publikum seit langer Zeit gewohnt ist, nur schlecht gedichtete und schlecht dargestellte Stücke zu schauen, so hat es auch nicht jenes zarte Gefühl erwerben können, wodurch es Dichtern und Schauspielern den wahren Weg angeben könnte, den sie einzuschlagen haben, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Gründliche Gelehrte verachten die Nationalbühne zu sehr, als daß sie sich ernstlich damit beschäftigen sollten, und gehen zu ihrer Erholung lieber in die italienische Oper, oder begnügen sich damit, die guten dramatischen Werke für sich zu lesen. In Ermangelung berühmter Schauspielernamen, wollen wir wenigstens die mittelmäßigen anführen, die jetzt für die ersten auf der lissaboner Nationalbühne gelten: Joao Evangelista in den Centrorollen, Sebastiao Ambrosini in den Graciosorollen, Victor als Petit maitre und Schöngeist, Theodorico als Greis. In der portugiesischen Truppe zu Oporto, die noch schlechter als die lissaboner ist, zeichnen sich aus: Josepha, in ernsthaften und leidenschaftlichen Rollen; Jose Duarte im Greisen- und Centro-Fache; Manoel Luiz im letztern; Vomada, der Vater, als Gracioso; Talassi, ein vierzehnjähriges Mädchen, das schon ziemlich gut die gefühlvollen Rollen spielt und Hoffnung gibt, eine gute Schauspielerin zu werden. Die portugiesische Truppe zu Rio-Janeiro zählt zu den ihrigen: Mariana Torres, die erste portugiesische Schauspielerin; sie zeichnet sich besonders im leidenschaftlichen und tragischen Fache aus. Manoel Alves, guter Schauspieler, vorzüglich in den Greisenrollen, worin ihn Kenner den guten fremden Schauspielern zur Seite setzten, wiewol er niemals anderswo als zu Rio-Janairo gewesen ist. Der Schauspieler Pedrinho, der nach Brasilien berufen worden war, um daselbst die Bühne einzurichten, ist zu Rio-Janeiro gestorben; ihm hat man die Bildung der ersten dort aufgetretnen Schauspieler zu verdanken, die anfangs bloße Lieb-

Digitized by Google

haber gewesen waren; in den tragischen Rollen war er vorzüglich. Seine Tochter, Mlle. Ritta, thut sich in sehr leidenschaftlichen Charakteren hervor. Lissabon besitzt 5 öffentliche Theater, nämlich: San Carlos, das größte, schönste und am besten verzierte; es wurde auf Kosten einer Gesellschaft reicher Kaufleute, an deren Spitze Anselmo José da Cruz stand, zu der Zeit errichtet, als die Schwangerschaft der Prinzessin, jetzt Königin Charlotte, dem Hofe kund gethan wurde. Der Polizeiintendant Manique ließ das Projekt genehmigen, als Feier der Geburt eines Kronprinzen. Eine lateinische Inschrift unter dem Giebel erinnert an die Veranlassung der Errichtung dieses Gebäudes. Es wurde von Quadersteinen in Zeit von 6 Monaten errichtet; die Inauguration hatte am Tage der Geburt der Prinzessin de la Beira, Maria Theresa, Statt. Seit langer Zeit ist es ausschließend für die italienische Oper bestimmt, und hat jährliche Zulagen, und ziemlich vortheilhafte Privilegien genossen, welche die Direction in Stand gesetzt haben, die schönsten Stimmen Italiens herbeizuziehen. Für's Jahr 1822 hat ihm die Regierung 15,000,000 Reis ausgesetzt. Rua dos Condes. Obschon dies Theater viel kleiner ist, als S. Carlos, so ist es doch die erste Nationalbühne, und spielt nur portugiesische Stücke; hier haben auch immer die besten Schauspieler gespielt; es hat für's Jahr 1822 einen Beitrag von 10,000,000 Reis erhalten. Die Theater Salitre und Bairro-alto sind noch kleiner als Rua dos Condes, und haben noch schlechtere Schauspieler in ihren Truppen. Man spielt dort wechselsweise portugiesische und spanische Stücke. Das Theater Boa-Hora zu Belem steht noch unter diesen letztern; hier werden nur portugiesische Possen aufgeführt. Ein an's Theater Salitre anstoßender Circus dient zu Stiergefechten; ein kleinerer Circus befindet sich auf dem Platze Pozo novo für Bereiter und sonstige Volksbelustigung. Sonst hatte Lissabon auch mehre Liebhabertheater in großen Häusern, als z. B. bei den Grafen Sampajo und Almada, bei der Gräfin Anadia, beim Baron Quintella ꝛc. Das schönste und bekannteste war das im Hause des Mergado v. Assintis errichtete; es wurden hier mehre Jahre lang, vor der Abreise des Königs nach Brasilien und auch nach dieser Abreise, Vorstellungen gegeben. Die Dekorationen waren von den besten Malern Lissabons, besonders von dem berühmten Dacosta verfertigt worden. Eine vornehme Liebhabergesellschaft spielte die besten portugiesischen Stücke, und fast alle Dichter [illegible] hier ihre Dichtungen aufführen, um den Erfolg beurtheilen zu können, ehe sie dieselben vorstellen ließen. Oporto besitzt an seinem Theater San Joao die zweite Anstalt dieser Art im Königreiche. Es ist ein großes Gebäude, das gegen das Ende des vorigen Jahrh. von Mazeneschi, nach dem Muster des lissaboner, wiewol nach kleinerm Maßstabe, erbaut wurde. Wechselseitig werden portugiesische Stücke und italienische Opern daselbst aufgeführt. Seit seiner Entstehung hat es fast immer eine ziemlich wol besetzte italienische Truppe gehabt. Merkwürdig ist es, daß hier die Frauen lange Zeit, ehe sie zu Lissabon dieselbe Begünstigung erhielten, auftreten durften. Einige der vorzüglichsten Schauspielerinnen des lissaboner Nationaltheaters hatten sich zu Oporto gebildet. Die Regierung hat dieser Bühne, für's Jahr 1823, die Summe von 10 Millionen Reis bewilligt, um sie in Stand zu setzen, ohne Unterbrechung fortzuspielen. Da seit Ostern 1821 die italienische Oper zu Lissabon geschlossen ist, so ist diejenige zu Oporto die einzige, die im ganzen

Reiche im Gange ist. Setubal hat ein fast eben so großes Theater, als die Rua dos Condes ist, aber keine stehende Truppe. Auf der Bühne zu Elvas, die man mit der Boa-Hora zu Lissabon vergleichen kann, spielt im Sommer die spanische Truppe von Badajoz ihre Nationalstücke. Die Bühnen der andern Städte Portugals verdienen keiner Erwähnung. Einige Städte, als Coimbra, haben gar kein Theater; andre, als Evora und Lamago, haben noch schlechtere als Elvas. Überhaupt werden in den Landstädten nur dann und wann von wandernden, meist sehr schlechten Truppen, Vorstellungen gegeben. Zu Villareal, Almeida, Bragança, Moura und anderswo pflegen Liebhaber die besten Nationalstücke aufzuführen. Was die Theater in den portugiesischen auswärtigen Besitzungen betrifft, so haben erstlich die azorischen Inseln gar keine Bühne. Madera hat eine sehr schöne zu Funchal. Seit einigen Jahren hat sich daselbst eine Gesellschaft Literatoren und Liebhaber unter dem Namen: Socios do bom gosto, gebildet, die ein Theater unterhält; hier wird Declamation studirt und Dramatik eingeübt. Das auf den Bühnen Portugals so vernachlässigte Trauerspiel erscheint auf der Bühne zu Madera mit aller ihm gebührenden Würde. Zuweilen läßt diese Gesellschaft auch Schauspieler aus Portugal kommen. Brasilien besitzt mehre Bühnen, wovon einige die Vergleichung sogar mit dem lissaboner S. Carlos aushalten können, und wovon andre vorzüglicher sind, als das S. Joao zu Oporto. Das erste brasilianische Theater ist das S. Joao zu Rio-Janeiro. Es ist seit der Ankunft des Königs in Brasilien, nach dem Muster des lissaboner S. Carlos, auf Kosten einer aus den vornehmsten Kaufleuten jener Stadt bestehenden Gesellschaft, errichtet worden. Am 11. Oct. 1813 wurde es eröffnet. Es ist länger, breiter und besser gelegen als das lissaboner, und hat 4 Reihen Logen, die sehr hoch sind, wegen der großen zu Rio-Janeiro herrschenden Hitze. Die Dekorationen, welche dem berühmten Maler da Costa anvertraut wurden, lassen nichts zu wünschen übrig. Diese Bühne hat bisher noch die beste Nationaltruppe und eine ziemlich gute italienische besessen. Es werden darauf wechselseitig portugiesische Stücke und italienische Opern gespielt. Ein kleines Liebhabertheater, o Theatrinho, das Theaterchen genannt, war im J. 1815 mit großem Aufwande von einer Gesellschaft reicher Kaufleute auf dem Rocio-Platze, neben dem großen S. Joao, erbaut worden. Eigends dafür gedichtete Stücke wurden hier von ausgezeichneten Liebhabern aufgeführt; die Decorationen waren von den besten Künstlern Rio-Janeiro's verfertigt worden. Das Orchester bestand ganz aus Liebhabern. Das Gesammte war so befriedigend, daß manche Personen die Aufführungen daselbst denjenigen des benachbarten großen Theaters vorzogen. Diese Nebenbuhlerschaft erregte die Eifersucht des Directors des großen Theaters, und durch Schleichwege gelang es ihm im J. 1817, die Auflösung der Gesellschaft des Theatrinho zu bewirken. Ein kleines aber sehr elegantes Privattheater wurde im J. 1820 durch den franz. Baumeister Grangeant, auf Kosten des reichen Kaufmanns Luiz de Souza Diaz, errichtet. Vor einem aus der besten Gesellschaft bestehenden Publikum werden die schönsten Stücke aufgeführt. Bahia besitzt seit 1810 ein prächtiges Theater; es liegt im obersten Stadtrevier und ist nach dem Muster des S. Joao zu Oporto entworfen, nur etwas größer als dieses; es werden hier portugiesische Stücke, und dann und wann italienische Opern aufgeführt. Eine aus den reichsten Kaufleuten Per-

Digitized by Google

nambucos bestehende Gesellschaft läßt seit Kurzem daselbst ein schönes Theater errichten; es ist noch nicht vollendet; dennoch hat man schon angefangen, von einer äußerst mittelmäßigen Truppe portugiesische Stücke aufführen zu lassen. San Luiz de Maranhao besitzt seit seit 1820 ein prächtiges, nach dem Muster des lissaboner S. Carlos entworfnes, wiewohl kleineres Theater. Die Gesellschaft von Kaufleuten, die es hat errichten lassen, hat aus Portugal und Rio Janeiro die besten Schauspieler berufen, um portugiesische Stücke aufzuführen, und auch eine italienische Truppe besoldet, um wechselsweise Opern vorzustellen; letztre hat im J. 1821 begonnen. Villarica, Hauptort der Provinz Minas-Geraes, besitzt das älteste Theater in Brasilien; nur hat das Gebäude nichts Besondres, und steht unter den eben angeführten. Die Schauspieler in Villarica haben in Brasilien den Ruf, daß sie sich besser auf Deklamation verstehen als andre und eine reinere Aussprache haben. Seit 1817 hat dieses Theater seinen vorigen Glanz wieder bekommen; sonst war es die Pflanzschule der Rio-Janeiroer Bühne. Montevideo besitzt ein ziemlich schönes Theater, worauf spanische Stücke gespielt werden. In den andern spanischen Besitzungen gibt es keine Bühnen, soviel uns wenigstens bekannt ist. Die italienische Oper war bisher das Hauptschauspiel in Portugal, und hatte die größten Künstler aufzuweisen. König Joseph war für die Musik leidenschaftlich eingenommen und ein großer Kenner in dieser Kunst. Das königl. Theater des Schlosses Ajuda, und Salvatierras in der Comarca Santarem, waren auf einem glänzenden Fuß eingerichtet; jedoch bestanden die Truppen nur aus, vom Hofe besoldeten, Kastraten. Ersteres ging durch den Brand, der den königl. Palast Ajuda zerstörte, zu Grunde; letztres steht seit langer Zeit leer. König Joseph ließ auch zu Lissabon ein kostbares Haus für die italienische Oper errichten, und mit großen Unkosten die berühmtesten und vortrefflichsten Sänger, Komponisten und Tonkünstler verschreiben. Die Unterhaltung dieses königl. Theaters war kostspieliger als irgend eine ähnliche in Europa. Unter den zahlreichen Künstlern, die hier und in der königl. Kapelle sangen, verdienen besonders die berühmten Egizieli und Caffarelli angeführt zu werden, die einen ungeheuern Jahrgehalt von 72,000 Franken bezogen, wiewol sie nur 2—3 Monate im Jahre spielten. Nach Verlauf einiger Dienstjahre bekamen sie sogar eine sehr starke lebenslängliche Pension. Zu den berühmtesten Tonkünstlern jener Zeit gehörten Peres und Jomelli, und zu den Dekorateurs, Bibiena. Der berühmte Jomelli bezog ein lebenslängliches Gehalt vom König Joseph; er sollte ihm eine Originalpartitur aller Opern zuschicken, die er für den würtembergischen Hof, an dem er angestellt war, setzte. Das Theater, worauf die Opern vorgestellt wurden, lag am Ufer des Tago; wenn man den Vorhang des Hintergrundes aufzog, hatte man den natürlichen Anblick des Meers. An Kapelle und Oper wurden unter König Joseph ungeheure Summen verschwendet. Pombal, welcher gern die Zügel der Regierung in Händen behalten wollte, gab dem leidenschaftlichen Hange seines Herrn nach, damit dieser nur an sein Vergnügen dächte, und er indeß ganz allein regieren könnte. Nach Joseph's Tode hat sich der Geschmack an Musik bei Hofe erhalten, und es wurde stets eine ziemlich beträchtliche Anzahl italienischer Sänger besoldet, welche in der Kapelle sangen und bei unsern

schließung der Frauen von der Bühne, mußte auch das italienische Theater unter der allgemeinen Vernachlässigung der Bühne leiden. Erst nach Errichtung des schönen S. Carlostheaters blühte auch die italienische Oper wieder auf und zog die vortrefflichsten Stimmen Italiens herbei. Zum Beweise brauchen nur die Namen Crescentini, Naldi, Mombelli, Mb. Catalani, Gafforini genannt zu werden. Auch die Ballette wurden sehr vervollkommnet durch das Einführen franz. Tänzer, welche die sonst herrschend gewesenen Grotesken fast ganz verdrängten, und unter Anleitung guter italienischer Komponisten und mit Hülfe geschickter Mimiker derselben Nation, oft ein Gesammtes von der herrlichsten Wirkung bildeten. Der ausgezeichnetste Balletkomponist in Portugal ist der Italiener Rossi gewesen. Auch die Dekorationen wurden sehr schön versertigt, besonders als der römische Maler Mazoneschi damit beauftragt war; letztrer ist zu Lissabon blind gestorben, und hatte daselbst allgemeine Achtung genossen. Die Folgen der Abwesenheit des Königs und des feindlichen Einfalls der Franzosen, mußte die italienische Oper hart fühlen; seit dem Frieden fing sie an sich wieder zu erholen; aber neuerdings ist sie wieder gesunken, und man meldet aus Lissabon, daß sie seit einigen Monaten geschlossen ist. Dagegen hat sich die italienische Oper zu Oporto bisher ziemlich wol erhalten, und die besten Opern Cimarosa's, Paisiello's, Mayer's, Rossini's, Coccia's und andrer großen Meister aufgeführt. Der italienischen Opern in Brasilien ist bereits oben Meldung geschehen. Es fehlt bisher ein Konservatorium zum Unterrichte im Gesange; italienische Meister sind beinahe die einzigen, welche im Gesange unterweisen. Bei dieser Gelegenheit verdient eine Gesangschule für Neger einer Erwähnung, die seit langer Zeit in der Umgegend von Rio-Janeiro bestand und von den Jesuiten angelegt worden war. Dieser Orden besaß eine Plantage von beinahe 10 Meilen im Umfange, Namens Santa-Cruz. Nach seiner Aufhebung wurde dieses Eigenthum, nebst seinen andern liegenden Gütern, zu den Krondomainen geschlagen, und bei der Ankunft der königl. Familie zu Rio-Janeiro wurde aus Santa-Cruz ein königl. Aufenthalt. Als der Hof zum ersten Male der Messe in der Kirche S. Ignaz de Loyola zu Santa Cruz beiwohnte, erstaunte der König über die Vollkommenheit, womit die Vokal- und Instrumentalmusik von Negern beider Geschlechter aufgeführt wurde, die sich in der Tonkunst nach der ehemals von den Eigenthümern eingeführten Weise gebildet hatten. Da der König ein großer Musikliebhaber ist, so wollte er die vorhandnen Anlagen benutzen, ordnete Schulen für Elementarunterricht, musikalische Composition, Gesang und mehre Instrumente in seinem Landhause an, und so gelang es, in Kurzem unter den Negern sehr geschickte Sänger und Instrumentalisten zu bilden. Die beiden Brüder Marcos und Simao Portugal (bekannter unter dem Namen Portogallo) haben eigne Stücke für die Zöglinge gesetzt, welche dieselben auch vortrefflich ausgeführt haben. Mehre Zöglinge jenes Konservatoriums sind unter die Tonkünstler der königl. Kapellen zu Santa Cruz und S. Christovao aufgenommen worden, und Einige haben es im Gesange und auf den Instrumenten sehr weit gebracht. Zu S. Christovao ist der erste Violin-, der erste Fagott- und der erste Klarinettspieler aus dieser Negerschule, und unter den Stimmen zeichnen sich 2 Negerinnen ganz vorzüglich durch ihren ausdrucks- und gefühlvollen Gesang aus. S. Maj. haben mehrmals kirchlichen Zeremonien beigewohnt, wo das ganze Kapellorchester mit seinen

schwarzen Sklaven besetzt war. Auch der Kronprinz, welcher angenehm komponirt und mehre Instrumente spielt, als: Fagott, Trombone, Flöte und Violine, hat viel zur Vervollkommnung jener, in ihrer Art einzigen Anstalt beigetragen. Vor nicht gar langer Zeit hat er den Gebrüdern Portugal aufgetragen, Opern zu komponiren, die hernach gänzlich von Afrikanern aufgeführt worden sind, und zwar mit dem Beifall aller derjenigen, die den Vorstellungen beigewohnt haben. Schon oben ist ausführlich gesagt worden, daß sich unter den neuern dramatischen Dichtern sehr wenige ausgezeichnet haben. Hier folgen ihre Namen und Schriften. Vicente Pedro Nolasco, Verfasser des O triunfo da natureza. Die Handlung in diesem Stücke ist zwar tragisch und die Charaktere wohl gehalten; allein außer andern Fehlern, hat es allzu lange Gespräche. Pimenta Aguiar, einer der neuern Dichter, die sich die meiste Mühe gegeben haben, ihrer Nation ein vollständiges Theater zu verschaffen; unglücklicherweise trifft der Erfolg nicht mit seinem Vorsatze zusammen. Seine Compositionen sind geschmacklos, fehlen wider die Regeln der Einheit und Einfachheit, und die Verse sind mittelmäßig; einige seiner Trauerspiele haben jedoch sehr interessante Auftritte, und zuweilen sind die Leidenschaften darin sehr wohl ausgedrückt. Der Abbé José Agostinho de Macedo ist Verfasser einiger Stücke, die den Fehler einer allzugroßen Einförmigkeit haben und nicht pathetisch genug sind. Joao Bapt. da Silva Leitao de Almaida Garret, ein junger Dichter, dessen Talent gute Hoffnung gibt. Seine Trauerspiele sind zwar keine Meisterstücke, indessen machte ihm seine Merope und sein Cato em Utica Ehre. Im lyrischen Fache hat man ihn mit Dubocage verglichen und O novo Dubocage genannt, da er, wie jener, eine große Fertigkeit besitzt, schöne Verse zu dichten. Sein Retrato de Venus ist ein zart gedichtetes Stück. Zwei Bände seiner Dichtungen sind jetzt unter der Presse. Pedro Alexandre Cavroé, ein guter Literator und auch ein ausgezeichneter Mechaniker, der einige Lustspiele in Prosa geschrieben hat; sie sind auf den Bühnen Rua dos Condes und Salitra zu Lissabon und auf dem portoer Theater aufgeführt worden. Im J. 1817 und 18 hat Cavroé die Mnemosine lusitana und in den J. 1820 und 21 die Mnemosine constitutional redigirt. Die Electra und die Iphigenia des Francesco Dias, die Policena des Bararel (Baccalaureus) Joaquim José Sabino, und die Herminia des Francisco Soares Franco werden als erträgliche Trauerspiele angesehen. Unter den Übersetzern verdient der Desembergador José Pedro de Azevedo Souza da Camara, welcher die besten Trauerspiele Voltaire's glücklich übersetzt hat, den Vorzug vor allen seinen Nebenbuhlern. Ein anderer Azevedo Antonio Soares hat ebenfalls für's Nationaltheater manche Übersetzung aus dem Französischen geliefert und zeichnet sich durch seine Sprachreinheit aus. Joao Bapt. Gomes, Verfasser der Nova Castro, wird ebenfalls als ein guter Übersetzer angesehen. Man hat von ihm die Gabrielle de Vergi, die er Fuyal d'Arnaud betitelt hat, und Os Mancabos. Franc. Manoel do Nascimento hat Racine's Andromaque und drei Aufzüge von Labarpe's Coriolan übersetzt. Pedro José Constancio, Bruder des sich zu Paris aufhaltenden Arztes Constancio und Verfasser einer guten Uebersetzung horazischer Oden, hat auch eine gelungene Uebersetzung von Voltaire's Catilina nachgelassen. Dann hat eine Dame, Francisca Paula Pozzolo da Costa, die im J. 1816 einen Band Gedichte unter dem Titel: Francilia pastora do Tejo her-

Digitized by Google

ausgegeben hat, auch zwei Lustspiele geschrieben: Ricardo oder a Força di Distino, und O Duque de Cleves. Sie arbeitet jetzt an einer Übersetzung der Corinne der Frau von Staël.

Porus, s. Alexander der Große, Bd. 1.

*Potter (Paul), ein berühmter Maler, geboren zu Enkhuisen 1625 und der Sohn eines Malers (Peter Potter), von dem er den ersten Unterricht erhielt, den er inzwischen bei weitem übertraf. Schon im 15ten Jahre hatte er allgemein bewunderte Werke geliefert, und als er sich im Haag niederließ, erhielt er so viel Aufträge, daß er, bei allem Fleiße, dennoch nicht allen Genüge leisten konnte. Besonders arbeitete er viel für den Prinzen Moriz von Oranien. Sein Fach war Thiermalerei und Landschaften; doch zeichnete er sich besonders in der erstern aus und die letztern dienen ihm gewöhnlich nur, um die Kühe, Schaafe, Ziegen, die seine Lieblingsgegenstände sind, im mannichfachsten Leben, in den wechselndsten Gruppen zu zeigen. Das Colorit ist ungemein glänzend, und so fein alle einzelnen Theile ausgeführt sind, so wenig ist eine Spur von Zwang, Steifheit und Manier zu bemerken. Gewöhnlich arbeitete er nur Stücke von mäßigem Umfange. Allein ein Stück im Louvre, das ursprünglich dem Prinzen von Oranien gehörte und einen Hirten mit einer Heerde in natürlicher Größe darstellt, zeigt, daß er auch für große Compositionen Sinn hatte. Seine Spaziergänge waren immer nur dem Studium gewidmet, und auf ihnen wurde, was er in seinem Fache wahrnahm, gleich skizzirt. Die stete Arbeitsamkeit ließ ihn kein hohes Alter erreichen. Er starb schon 1654, 29 Jahr alt. Auch Kupferstiche hat man von ihm, die nicht weniger geschätzt sind. Potters Kabinetsstücke werden sehr theuer bezahlt. Seine „pissende Kuh" kaufte der Kaiser Alexander im J. 1814 in Paris für 6000 Thaler.

*Prag, die Hauptstadt Böhmens und fast in der Mitte dieses Landes, unter dem 32. Grade der Länge und dem 50. der Breite gelegen, ist eine uralte slavische Stadt, deren erste Anlage bis auf's Jahr 723, wenigstens muthmaßlich, zurückgeführt werden kann, und die im 13. Jahrh., als die Tatarn auch Böhmen zu überschwemmen drohten, fest genug war, um von diesen Horden nichts fürchten zu dürfen. Die jetzige Gestalt im Ganzen scheint sie indessen erst unter der Regierung Carls IV. insofern erhalten zu haben, als von ihrem Umfange die Rede ist, denn allerdings hatten die Kriege der Hussiten, welche bald nachher ausbrachen, eine Menge Verwüstungen und Feuersbrünste zur Folge. Überhaupt wurde mit den letztern Prag sehr häufig heimgesucht, was für den Augenblick empfindlich, im Ganzen durch regelmäßigern, festern Anbau wieder ausgeglichen wurde. Vorzüglich hatte die Belagerung im schlesischen Kriege 1744 und im siebenjährigen 1757 für Prag in der Art sehr bedeutende Folgen. Ueber 880 Häuser gingen in der letztern Belagerung in Flammen auf, ganze Straßen sanken in Trümmern. Manche Kirche gerieth gegen 30 mal in Brand und ward mit Mühe erhalten. Der Theil der Stadt, welcher von diesen Unfällen am wenigsten gelitten hat, die Altstadt, der erste Anbau von Prag überhaupt, ist aber gerade darum auch der unansehnlichste und unregelmäßigste. In Hinsicht seiner Größe kann sich Prag mit den ersten Städten Deutschlands messen. Es hat einen Umfang von 4 Stunden und überhaupt einen Flächeninhalt von 1,245,752 wiener Quadratklaftern, von denen 4000 eine geometrische Meile machen. Rings herum von Bergen umgeben, ist es gegen

rauhe Winde aus Norden und Osten geschützt und erfreut sich so eines gemäßigten Klima's. Indessen gilt auch von Prag, wie von so vielen deutschen Orten, daß sich die Witterung schnell umsetzt und einen empfindlichen Wechsel zwischen Wärme und Kälte eintreten läßt. Die große Moldau ist der einzige Fluß in seinem Umkreise, der von Baierns Grenzen herkommt und durch Prag dem Bette der Elbe zueilt. Da er mitten durch die Stadt geht, so kann man dieselbe bequem in zwei Theile zerfallend vorstellen: diesseits und jenseits der Moldau. Beide sind durch eine der ältesten, schönsten, festesten Brücken verbunden, die sonst neben der dresdner und regensburger die berühmteste in Deutschland war. Jede jener zwei Hälften zerfällt wieder in zwei Viertel, von denen die Alt- und Neustadt auf dem rechten und die Kleinseite nebst dem Hradschin auf dem linken Ufer liegen. Die Judenstadt ist in der Altstadt; zwei Vorstädte finden sich nur am rechten Ufer und sind zur Neustadt gehörig. Der Wischehrad, von dieser nur durch einen Bach getrennt und auf einem Berge liegend, wird schon nicht mehr zu Prag gerechnet, sondern als ein besonderes Städtchen betrachtet. Die Altstadt, als der älteste Theil der Stadt, hat zwar 24 freie Plätze und 96 Gassen; allein nicht eine der letztern zeichnet sich durch gerade Linien oder viele schöne Gebäude aus, und von den erstern findet sich nur einer, der durch Regelmäßigkeit und Größe etwas bedeutend ist, der große Ring genannt, zum Unterschiede eines kleinern Platzes, der mit ihm durch eine Straße verbunden wird und der kleine Ring heißt. Dagegen ist in diesem Viertel der Stadt das meiste Gewühl, der lebhafteste Umsatz. Unter den 96 Gassen dieses Stadtviertels zeichnen sich besonders die Ritter- und Königsgasse, mit dem darauf befindlichen Theater- und Universitätsgebäude und die Zeltnergasse aus, welche das Gebäude der k. k. Güteradministration und das Gouvernementshaus schmückt. Widrig dagegen ist die Galligasse, durch den hier bestehenden Judenmarkt, wo tausend Stimmen zum Kaufen einladen und tausend Arme den sorglos Durchgehenden fest zu halten suchen. Sie läßt sich nur mit der Judenstadt, die ohngefähr den achten Theil der Altstadt ausmacht, selbst vergleichen, wo in ohngefähr 280 Häuserchen 6 — 7000 Juden leben, so, daß manches unbedeutende Haus wohl zehn Besitzer und manche Stube zwei bis drei Familien zählt. Inzwischen ist die eine ihrer neun Synagogen, die sogenannte alte Schule, immer ein schönes Denkmal altdeutscher Kunst. Viel weitläufiger, aber weniger belebt, ist die an das vorige Viertel stoßende Neustadt. Sie enthält den größten freien Platz in Prag, den Viehmarkt, und hat außerdem noch neun andere, minder bedeutende Plätze nebst 69 Straßen, von denen die meisten sich durch Bauart der sie bildenden Häuser, Geradheit u. s. f. vortheilhaft auszeichnen. Wir nennen von den Straßen nur den Roßmarkt, so uneigentlich auch der Name dafür gewählt ist, den Graben und die Heinrichsgasse. Das große Mauthgebäude, die gräflich thunschen und schlickschen Paläste, sind die vorzüglichsten in diesem Theile liegenden Häuser. Da die Natur selbst Prag in zwei gleiche Hälften zu theilen scheint, die die Moldau von einander trennt, so wird man die Versicherung des Hauptmanns Wrangel in Schiller's Wallenstein: „mein Herr Kanzler begnügt sich mit der Altstadt, Euer Gnaden läßt er den Hradschin und die kleine Seite," vollkommen verstehen; insofern auf dieser kleinen Seite Wallensteins Palast noch jetzt liegt und die Eitelkeit dieses Feldherrn von den Schweden [illegible] werden konnte, ohne daß der Besitz der andern Hälfte des-

halb gefährdet wurde. Inzwischen hat diese Hälfte der Stadt weder so viel freie Plätze, noch so viel Straßen, wie die entgegengesetzte. Nur 14 freie Plätze und 36 Straßen sind in der Kleinseite, und 6 der erstern, 16 der letztern im Hradschin. Dagegen macht der wald-stein'sche (wallenstein'sche) Palast auf der Kleinseite noch jetzt eine der vorzüglichsten Zierden. Hundert Privathäuser mußten fallen, dem Kolosse Raum zu machen. Nur der lebebour'sche Palast, das fürstlich schwarzenberg'sche Majoratshaus, das czerain'sche Majoratshaus können ihm den Vorrang streitig machen. Die Kleinstadt wetteifert mit der Altstadt am Alter, ohne daß sie aber, wie diese, die Spuren davon im winklichen, unregelmäßigen Baue trägt. Wenn in der Altstadt das Leben des Bürgers vorwaltet, so ist dagegen auf der Kleinseite der Glanz des Adels, die Thätigkeit der Beamten sichtbar. Der Hradschin ist der höchste Theil von Prag, geschmückt von der hohen, alten Königsburg; er gewährt den schönsten Anblick von ferne und vergilt ihn wieder mit der schönsten Aussicht über Prag und die ganze Umgegend. Die Domkirche, die königliche Burg und der Schloßgarten ziehen des Sonn- und Feiertags Tausende herbei. Dagegen macht seine Entfernung, die Reihe der nur von Großen im Winter bewohnten Paläste, daß er im Ganzen der unbelebteste Stadttheil im Sommer und in der Woche ist. Die zwei Vorstädte Prags haben wenig Bemerkenswerthes. Der Wischehrad, Prags ehemalige Festung, zeigt jetzt vornämlich nur als Merkwürdigkeit das Zeughaus. Im Ganzen ist die Bauart in allen Stadttheilen massiv; winklich und eng in den ältern, hell und weit in den neuern Stadttheilen. Die Bauart der Paläste ist im großartigen, italienischen Style. Wer ganz Prag mit einem Blicke überschauen will, findet auf dem St. Veitsthurme die beste Gelegenheit dazu. Prag hat unter seinen 48 Kirchen, wobei zwei protestantische mit inbegriffen sind, nur zwei, die ein hohes Alterthum verrathen. Die andern sind in Folge der zerstörenden Kriege in neuern Zeiten theils neu aufgebaut, theils umgebaut worden. Eine jener zwei alten Kirchen ist die Schloßkirche von St. Veit (auf dem Hradschin), deren Thurm wir oben als den besten Ort bezeichneten, von welchem Prag mit einemmale zu übersehen ist. Sie kann sich mit den schönsten deutschen Domen messen, und ihre erste Begründung fällt in den Anfang des 10. Jahrhunderts; aber erst 1380 bis 1500 war sie in der gegenwärtigen Gestalt vollendet. Feuersbrünste und Bombardements haben sie oft in Gefahren gebracht, ohne sie aber zerstören zu können. Ihre Gewölbe enthalten die Leichname vieler Könige, Kaiser und Fürsten, Denkmäler, Kunstwerke, Gemälde ꝛc. Der genannte Thurm hat eine Höhe von 314 Fuß; ursprünglich war sie 508 Fuß. Die zweite alte Kirche ist die Domkirche am Thein (in der Altstadt), aber ob sie schon zu Ende des 9. Jahrhunderts erbaut ist, so hat sie doch schon manche Modernisirung erhalten, und nur die schöne äußere Gestalt, die kühnen, lichten Bogen machen sie merkwürdig. Schade, daß sie rings herum zu verbaut ist, um den Blick so zu fesseln, wie die Schloßkirche. Von den übrigen, im neuern italienischen Style erbauten Kirchen ist besonders die Kreuzherrenkirche am Brückenplatze durch Größe und Schönheit bemerkenswerth. Hat Prag eine Menge Privatpaläste, so fehlt es ihm, als der Hauptstadt eines großen Landes, eben so wenig an bedeutenden öffentlichen Gebäuden, unter welchen die königliche Burg die Aufmerksamkeit zuerst auf sich zieht. Sie ward 1333 von Carl IV. nach dem Muster des pariser Louvre gebaut, brannte im

Digitized by Google

16. Jahrh. nieder und steht seit 1756 in ihrer jetzigen Gestalt, wiefern Maria Theresia die vorhandenen einzelnen Massen zu ei Ganzen vereinen ließ. Aus diesem Schlosse wurden am 23. Mai 16 die beiden Statthalter Slawata und Martiniz herausgeworfen und die ersten Zeichen zum 30jährigen Kriege gegeben. Das Rathhaus der Altstadt ist zwar schon 1399 erbaut, aber nach und nach zu umgestaltet worden, um einen imposanten Anblick zu gewähren. D gegen bildet das erzbischöfliche Seminarium ein Städtchen für selbst in der Altstadt. Hier wohnen 3 — 400 Seminaristen e junge, sich vorbereitende Weltgeistliche, für deren Bildung es von seph 1784 bestimmt wurde, nachdem es von 1556 bis 1773 ein suiterkloster gewesen war. Außerdem enthält es die Hörsäle der t logischen und philosophischen Fakultät, die Malerakademie, Bu druckerei, Buchhandlung, zwei Kirchen, viele Wohnungen der an stellten Lehrer ꝛc. Da es von allen Seiten frei steht, ist der An um so bedeutender. Eine Wanderung im Innern ist nöthig, um von dem Reichthume seiner Erbauer einen Begriff zu machen. D Hauptzollamtsgebäude, Rathhaus und Militair-Krankenhaus sind der Neustadt die ansehnlichsten öffentlichen Gebäude. Das Milita Krankenhaus ist ebenfalls ein ehemaliges Jesuiter-Collegium und regelmäßigste Gebäude unter allen öffentlichen. Es nimmt die ganze Seite des Viehmarktes ein. Die Kleinseite zeigt vornehm das Gubernialhaus und das Landhaus, der Sitz einer Menge Re rungsbüreaus, ein ehemaliges Jesuiter-Collegium, nebst dem Ze haus. Auf dem Hradschin endlich findet man noch die erzbischöfl Residenz oder Wohnung des jedesmaligen Erzbischofs und das Maria Theresia 1755 gegründete Damenstift, für solche, die 8 A nen von jeder Seite nachweisen können. Die berühmte Brücke, we beide Hälften der Stadt verbindet, verdankt Carl IV. ihren U sprung. Vorher scheinen beide Ufer einer solchen entbehrt zu ben. Sie ist 1790 wiener Fuß lang und 35 Fuß breit. Über Wasser erhaben ist sie 42 Fuß und das ganze Werk wird von 16 B gen getragen. 1784 litt die Brücke vom furchtbaren Eisgange kei Schaden, allein die Pfeiler selbst wurden an den Ecken so durch chen, daß die Ausbesserung 100,000 Gulden kostete. 26 große B säulen und andere Kunstwerke zieren die Brustwehren, hinter dene man, wie in Dresden auf der Elbbrücke, der schönsten Aussicht ge nießt. Den Eingang schützen auf beiden Seiten zwei Thürme, d ursprünglich als Brückenköpfe dienten. Die ganze Stadt ist von b deutenden Festungswerken eingeschlossen, durch welche sich die ein nen Theile der Stadt mittels acht Thore öffnen. Da eine Br über die Moldau für viele Bewohner einen großen Umweg nö macht, die in der andern Hälfte der Stadt zu thun haben, so ex es mehre Überfahrten. Die Zahl der Einwohner betrug im J. 1 96,618, gegen fast 8000 Juden mit eingeschlossen. Die Zahl der G borenen überstieg die der Gestorbenen bedeutend. Es waren der erst 4199 und der letztern 3683. Da das Klima im Ganzen keine herrschenden Krankheiten begründet, so dürfte die Zahl der Geb oft die der Todten überwiegen. Der Abstammung nach sind die E wohner a) Böhmen (Czechen), b) Deutsche. Sie wurden von Carl zu vielen Tausenden hingezogen. Da auch seit dem dreißigjähri Kriege viele einwanderten, so ist die Scheidungslinie zwischen b kaum zu spüren und die Sprache beider Völker allen c) Juden und d) Wälsche oder Italiener. Sie [illegible]

Digitized by Google

ine Colonie von einigen hundert Köpfen und sind von hergezogenen
aufleuten entsprossen. In Hinsicht auf bürgerliche Verhältnisse,
ilden sie einen Prälaten-, Herren-, Ritter- und Bürgerstand,
ozu noch Juden, Garnison und die untere Volksklasse kommen. Die
rei ersten haben ihren eignen Gerichtsstand, und eben so übt für den
ürgerstand der Magistrat die Gerichtsbarkeit aus. Die Juden sind
iesem in der Hauptsache ebenfalls überwiesen, haben aber für viele
ngelegenheiten einen jüdischen Rath. Die Garnison liegt in Kaser-
en. Was die Religion anbetrifft, so ist zwar die katholische vor-
errschend, aber die protestantische gewährt seit Joseph II. gleiche
echte. Reformirte und Lutheraner bilden hier schon lange eine Ge-
einde. In Bezug auf die Lebensweise, die Sitten, Vergnügungen
emerken wir: es kommt der höhere Adel mit den übrigen Ständen
enig in Berührung, und der physische Genuß steht über dem geisti-
en überhaupt. Gute Privatgesellschaften, gesellschaftliche Unterhal-
ung ist hier nicht sehr zu finden. Der Prager ist „verschlossen und
nfolbig; kalt und fremdartig geht es an den öffentlichen Orten zu.“
o drückt sich Griesel in seinem Gemälde von Prag, 1823, aus. Der
anz, das Theater und Kirchenfeste vereinen fast allein die Bewoh-
er. Das Theater, auf der Königs- und Ritterstraße, im J. 1783
baut und ganz massiv, ist das ganze Jahr thätig. Leidenschaftlicher
ird aber noch der Tanz geliebt. 30 Tanzsäle in und nahe bei der
Stadt locken zu seinen Freuden. Große Redouten sind in der Fast-
achtszeit. Freuden in der schönen Natur, Spaziergänge und Gär-
en sind in Prag nur sehr dünn gesäet. Einige Moldauinseln abge-
echnet, gewährt die Stadt von der Art selbst fast nichts, als zwei
Gärten, die wöchentlich nur zweimal geöffnet sind und übrigens für
iele zu entfernt liegen. Die kirchlichen Feste, welche allgemeine Theil-
ahme erregen, sind: a) der 16. Mai, der Tag, wo das Gedächtniß
es frommen Nepomuk erneuert wird. Die Straßen wimmeln dann
on herbeiziehenden jauchzenden Landleuten, die häufig unter freiem
himmel die Nacht zubringen. b) Das Fest in Emaus, Ostermon-
age und mehre andere solcher Oster-, Apostel- und Heiligen-Feste,
ie alle mit einer Messe beginnen und mit Gesang, Spiel und Tanz
ndigen. Die entfernteren Umgebungen von Prag würden mehr fes-
eln, wenn sie nicht fast alle so kahl wären. Der Zizkaberg, der auch
n historischer Hinsicht durch den Kampf der Hussiten, 1420, gegen
en mit 30,000 Mann anstürmenden Kaiser Sigismund und durch den
Sturm der Preußen am 6. Mai 1757, wo Schwerin das Leben
pferte, merkwürdig ist; der Stern, wobei die letzten Scenen der
Schlacht auf dem weißen Berge 1620 (8. Nov.) vorfielen, und der,
in altes Jagdschloß, von der Form so genannt ist, in welcher dies
rbaut wurde; der Baumgarten, eine schöne, seit etwa 20 Jahren
ntstandene Anlage, sind die nächsten, anziehendsten Punkte vor der
Stadt. Zu entfernteren Ausflügen ladet das Schloß Carlsstein, ein
altes, hohes, auf einem Jaspisfelsen stehendes Gebäude, ebenfalls
om thätigen Carl IV. erbaut, um die Kronschätze zu bewahren und
Erholung zu gewähren. Es hatte sonst einen außerordentlichen
Schatz an Gold, Juwelen und Reliquien. Einige andere schöne Par-
ien sind dicht in Carlssteins Nähe. Für die Erziehung, Wissen-
chaften und Künste gibt es in Prag: a) die alte Universität, gestif-
et von Carl IV. nach dem Muster der pariser, 1343, und mit so
ielen Freiheiten und trefflichen Lehrern versehen, daß sie bis zum
Jahre 1409 über 20,000 Studirende zählte. In diesem Jahre aber

entstanden Streitigkeiten zwischen den Ausländern und Einheimischen, die mit dem Auszuge vieler Tausende von den erstern endeten und die Gründung von Leipzigs, Ingolstadts, Rostocks und Krakaus Hochschulen bewirkten. Seit jener Zeit hat sich die Universität nie wieder erholen können, bis in den neuesten Zeiten Maria Theresia, Joseph II. und Franz II. ihre neuen Schöpfer wurden. Sie hat in den gewöhnlichen Fakultäten jetzt 38 ordentliche und 6 außerordentliche Professoren. Ein Rector Magnificus steht an der Spitze des Ganzen. Verbunden sind mit ihr eine Thierarznei- und Hebammenschule. Vorbereitend für sie wirken drei Gymnasien. Drei Haupt- und siebenzehn Pfarrschulen, mehre Mädchen- und eine israelitische Schule fördern den Unterricht in den untern Ständen. Für die Soldatenkinder ist eine besondere Erziehungsanstalt, und Soldaten werden, so wie jeder Andere, der es wünscht, in einer dazu bestimmten Schule im Schwimmen unterrichtet. Mehre Gesellschaften haben sich zur Förderung der Wissenschaften, der mechanischen und schönen Künste vereint, und so finden wir ein polytechnisches Institut, eine ökonomische Gesellschaft, eine Malerakademie, ein Conservatorium für die Musik, das 39 junge Tonkünstler bildet ꝛc. Für den Adel gibt es drei landschaftliche Tanz-, Reit- und Fechtschulen. Von den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst nennen wir die Universitätsbibliothek mit mehr als 100,000 Bänden und 4000 zum Theil sehr seltenen Manuscripten der alten und slavischen Literatur, vielen Urkunden ꝛc.; ferner gibt es noch acht andere öffentliche und Privatbibliotheken zum allgemeinen Gebrauche bestimmt; das k. k. Naturalienkabinet hat in neuern Zeiten keinen Zuwachs erhalten. Die übrigen Sammlungen von Mineralien, Gemälden, Maschinen, Gemmen ꝛc. sind Privateigenthum. Joseph II. und Franz II. gaben der Sternwarte, von den Jesuiten angelegt, ihre jetzige Gestalt. Die bildenden Künste finden, behauptet Griesel a. a. O. S. 103, im Ganzen nicht viele Unterstützung, und selbst die Tonkunst ist seit 20—30 Jahren sehr gesunken. Von Zeitungen erscheint nur eine politische deutsche und eine böhmische; fremde finden sich nur auf wenigen Kaffeehäusern vor. Der Buch- und Kunsthandel wird von fünf Firmen betrieben. Die allgemeine Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei steht unter der k. k. Stadthauptmannschaft und Ober-Polizei-Direction und hat eine Mannschaft von 250 Mann zu ihrer Verfügung. In Hinsicht auf Straßenpflaster, Straßenbeleuchtung, Reinlichkeit der Straßen bleibt noch viel zu wünschen. Viele Straßen sind noch gar nicht gepflastert. Mehre Strafanstalten erleichtern die Trennung der verschiedenen Verbrecher. Die Wohlthätigkeitsanstalten befinden sich in trefflichem Zustande. Wir finden eine Menge Armenärzte, eine besondere Impfanstalt, 12 Krankenhäuser, von denen das größte, allgemeine, jährlich 13 — 1600 Kranke aufnimmt, ohne daß bei ihm, oder in den andern, die Religion einen Unterschied macht, ein Irren- und ein Gebärhaus ꝛc. Arme werden theils durch mehre Vereine unterstützt, theils in einigen Häusern untergebracht, genährt, gekleidet. Für Witwen und Waisen finden sich gleichfalls theils mehre allgemeine öffentliche Institute, theils Privatvereine vor (10 in allem), die oft einen besondern Zweck verfolgen, z. B. die Erziehung von Blinden, Taubstummen. Der Handel von Prag ist, sofern es als die Niederlage von allen Erzeugnissen des Landes gilt, bedeutend. [illegible] selbst hat eine nicht kleine Zahl von Leinwand- und Kattun- [illegible] Salpeter-, Handschuh-, Cichorien- (9) und andern Fa-

[illegible]

briken. Indessen sind drei Jahrmärkte von keinen Ausländern besucht. Die Gewerbe und Handwerke sind theils zünftig, theils frei. Daß Prag bei den Hussitenkriegen, im 30jährigen Kriege und in den schlesischen, Zeuge von manchem blutigen Kampfe war, ist als bekannt vorauszusetzen. Besonders berühmt sind die Schlachten, welche Friedrich von der Pfalz, 8. Nov. 1620, auf dem weißen Berge, auf dem westlichen Ufer, und Friedrich II. auf dem östlichen Ufer der Moldau, 6. Mai 1757, lieferte. Wenn jene durch die entschiedenste Niederlage des unglücklichen Churfürsten endete, so drohte diese der Stadt selbst den Untergang durch Beschießen und Hungersnoth, und nur der Tag von Collin rettete die darin eingesperrten 40,000 Mann Österreicher.

*Preßburg (Posonium, ungarisch Posony, slavisch Presspurek), 34° 45′ 35″ O. L. 48° 3′ 28″ N. Br., liegt 409 Fuß über der Meeresfläche, in der preßburger Gespannschaft auf einem Terrain von 558,000 Q. Kl., im Halbkreis angelehnt an den Fuß der hier sich verflachenden und in ihre westliche Spitze (den Schloßberg) auslaufenden Karpathen, am linken Ufer der Donau, welche von da östlich die Bildung der fruchtbaren, großen Insel Schütt beginnt. Ursprung und Name der Stadt verlieren sich in die Zeit der Römer, wo noch der See Peiso in der Nähe existirte oder doch in die Epoche des großen mahranischen Reichs, welches die Magyaren zerstören halfen, und dabei auch alles Land zwischen der Waag und March eroberten. Die Stadt, meistens durch deutsche Ansiedler bevölkert, ward ein bedeutender Grenzplatz gegen die Deutschen und Böhmen, theilte Heil und Unheil der gegen diese von den ungarischen Königen geführten Kriege, erhielt mancherlei Privilegien und hatte oft die Ehre, Sitz der Landtage zu sein. Der Burggraf von Preßburg schloß die Reihe der großen beamteten Reichsbarone. Als die Osmanen über halb Ungarn sammt der Residenz Ofen bewältigt hatten, wurde Preßburg permanente Landtags- und Krönungsstadt, fester Centralpunkt der habsburger Könige, Gewahrsam der heiligen Krone, Sitz aller Reichsbehörden und des Reichsprimas, und blieb es lange noch, als schon das ganze Reich der Türkennoth entledigt war. Hier, am 11. Sept. 1741, war die Reichsversammlung, in deren Mitte Maria Theresia mit dem halbjährigen Joseph auf dem Arme erschien, und das ehrlich gehaltne Wort ihrer treuen Stände: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ empfing; und dankbar blieb die große Fürstin der Stadt zugewendet und besuchte oft ihre da wohnende Lieblingstochter Christina. Noch im J. 1780 konnte v. Windisch in seiner Geographie von Ungarn (sie ist bis jetzt die beste) Preßburg die Haupt- und Krönungsstadt des Landes und die vornehmste, schönste und volkreichste des Reichs nennen, allein jetzt wird sie von Pesth in aller Hinsicht weit, von Ofen an officieller Wichtigkeit und von Debrezyn an Bevölkerung übertroffen, und hat seit 1784, als Joseph II. die Statthalterei und andere Reichsbehörden nach Ofen verlegte, diese Vehikel ihres Wachsthums verloren. Doch wurden allda noch 1790, 1802, 1805, 1808 und 1811, Krönungen und Landtage gehalten, deren erster durch die Befestigung der Religionsfreiheit der Protestanten, der letzte, durch die Verhandlungen wegen der Scale sich auszeichnet. Der französische Krieg 1805 fand hier durch den preßburger Frieden, am 27. Dec. desselben Jahres, sein Ende, erreichte die Stadt nur im Ausgang und schadete ihr wenig; aber desto härter wurde sie 1809 mitgenommen, wo ihr die

Digitized by Google

tapfere Vertheidigung des Brückenkopfes (vom 4. Jun. — 4. Jul.) wiederholtes Bombardement und Kanonade zuzog und 103 Häuser im Feuer aufgingen, unzählige beschädigt wurden. Die Einwohner zeigten dabei so viel Standhaftigkeit als Patriotismus und litten, als die Stadt durch Convention übergeben wurde, viel durch Einquartierung und Requisitionen. Im J. 1811 brannte das herrliche Schloß, durch eine berüchtigte Verwahrlosung des darin kasernirten Militairs, bis auf die Mauern aus. Im J. 1815, im März bis Mai, hielt sich der König von Sachsen mit seiner Familie hier auf (wo auch 1664—1667 der unglückliche Johann Friedrich II., Herz. v. Sachsen-Gotha und Weimar, 4 Jahre seiner lebenslänglichen Haft zubrachte). Die Stadt, mit der Vorstadt Blumenthal und den Außenorten Zuckermandel und Schloßberg, hat über 1700 Häuser und über 32000 Einwohner, worunter 8000 lutherische (meist Deutsche), und gegen 8000 Juden, übrigens 1600 Bürger. Der Stadtmagistrat, nebst dem äußern, aus 100 Wahlbürgern bestehenden Rath und andern städtischen Ämtern, ist durchaus paritätisch, weil hier das Lutherthum früher Eingang gefunden und sich trotz der heftigsten Verfolgung in diesen amtlichen Rechten erhalten hat. Der Handel ist weder blühend noch wachsend (wegen der Nähe Wiens und der beschränkenden Ausfuhrzölle), aber doch regiert und beschäftigt eine Corporation von 56 Kaufleuten, worunter 9 Großhändler, nebst vielen Bürgern und Juden, vorzüglich in Wein, Tabak, Wolle, Getreide, rohen Häuten, Knopfern ꝛc., theils eigner Verkehr, theils Spedition; doch bringt die Donauschifffahrt der Stadt wenig Vortheil, weil wenig Schiffe aus- und einladen. Die 7 Jahrmärkte sind unbedeutend und die Fabriken (2 Rosoglio- und 1 Tuchfabrik) beschäftigen kaum 100 M.; Consumirt werden jährlich über 7000 Stück Rinder, gegen 20,000 Eimer Bier und 40,000 Eimer Wein. Die Stadt hat 24 Straßen und Gassen, zwei öffentliche Plätze, und seitdem mehre alte Thore weggeräumt und die anliegenden Vorstädte dadurch einverleibt worden, noch 4 Thore und ist auf mehren Seiten offener Ort. Unter 14 Kirchen sind 12 katholische (und unter diesen 2 von den Evangelischen erbaut, aber durch Umtriebe der Jesuiten unter Leopold I. den Protestanten mit Gewalt weggenommen). 2 lutherische, nämlich: 1 deutsche, (mit einem schönen Altarblatt von Oser, der ein geborner Preßburger war), und 1 slavisch-ungarische; ferner 3 Mannsklöster (Franziskaner, Kapuziner und barmherzige Brüder); 2 Frauenklöster (Ursulinerinnen und Elisabethinerinnen); und 1 Stift der Congregation de Notre-Dame. Ausgezeichnete Gebäude sind: das Landhaus, die sogenannte Kammer in der Michaeler-Gasse, das sehr alterthümliche Rathhaus (es war schon im J. 1388 einmal an die Judenschaft verpfändet) mit einem sonderbaren Freskogemälde an der Außenwand, welches die Höllenfahrt eines meineidigen Senators vorstellen soll; der erzbischöfliche Palast auf dem Johannisplatze; das alte Statthaltereigebäude, jetzt in militairischem Gebrauch; das Schulgebäude der Katholischen, das Komitathaus, die Kaserne an der Donau, für ein Bataillon geräumig, das Kornmagazin an der Donau (faßt 170,000 Metzen), der Königsberg, auf welchem die Könige Ungarns, nach der Krönung, die bekannten Kreuzstreiche zu Roße zu verrichten haben; das Theater an der Promenade, mit einem sehr geräumigen Reden-

Pacht und läßt während des Sommers seine preßburger Gesellschaft in Baden spielen.) Die Stadt hat eine reizende Lage. Südlich und östlich die 180 Kl. breite Donau mit einer fliegenden Brücke, bildet ober- und unterhalb der Stadt mehre anmuthige Inseln und strömt zwischen lachenden Auen den unermeßlichen Ebenen Pannoniens zu; nördlich und westlich die nahen Gärten, Weinberge (etwa 1790 Joch von reichem, wenn auch nicht ungarisch-feurigem Ertrag) und Fruchtfelder; die fernen Wälder und Berge gruppiren allenthalben die schönsten Landschaften. Daher sind rings um die Stadt köstliche Spaziergänge und vielfache Gelegenheit zu romantischen Landpartien auf die nahen Dörfer und Mühlen; doch auch in der Stadt gibt es schöne Gärten (der gräfl. palfyische, der erzbischöfl., der gräfl. vitzayische, 2c.), und ihres Gleichen sucht die dem Theater zunächst angelegte Promenade, aus vier, 170 Schritte langen Alleen herrlicher Linden, Akazien und Ahornbäumen bestehend und durch den Besuch der zahlreichen Honoratioren sehr belebt. Deutsche Sitten und Sprache (letztre in einem breitmauligen und die wiener Mißtöne überbietenden Dialekte) herrschen neben slavischen und ungarischen vor, also, daß man hier kaum an Ungarn erinnert wird und namentlich nichts von dem tiefer hinein merklichen orientalischen Schiller spürt. Noch dauert die Einwanderung der Deutschen fort (unter 803 M. welche 1809—1820 das Bürgerrecht gewonnen, befanden sich gegen 400 Einheimische, über 100 Ungarn und gegen 300 Deutsche). Danächst zieht und hält die wohlfeile und doch vergnügliche Lebensart, die Nähe der deutschen Erblande und der Kaiserstadt, die Füglichkeit, hier Ungarns Segnungen zu genießen, ohne dessen (meist aus Vorurtheilen geschaffnen) bösen Genien zu begegnen, alte Ortsanhänglichkeit und Gewohnheit 2c. eine Menge Familien oder Individuen: z. B. an 700 Magnaten und Adelige (incl. ihres Dienstpersonals) und gegen 300 pensionirte Officiere, welche mit 300 katholischen Geistlichen (bekanntlich zählt der reiche ungarische Klerus viele Lebeleute), mit den Professoren der verschiednen Lehranstalten, den über 200 betragenden Civilbeamten und mit dem Militair und begüterten Handelsleuten 2c., das gesellige Verkehr der sogenannten Honoratioren mehr als irgendwo in Ungarn beleben. Das Collegiatstift, von 12 Domherren, ist alt und reich dotirt; die k. Akademie (kathol.) hat 2 Facultäten, 1 juridische und 1 philosophische, jede mit 4 Professoren, und hat außerdem noch 1 Lehrkanzel für die griech. und 1 für die ungar. Sprache, und über 300 Studenten. Wie die andern k. Akademien Ungarns, hat sie weder den Kredit, noch Fonds der pesther Universität, zieht aber durch ihren, um 2 Jahre kürzern Lehrcurs, besonders die eilfertig studirenden Juristen an. Das katholische Erzgymnasium, von Benedictinern versehen, hat in 6 Classen 5—600 Schüler, die andern kathol. Normal- und Trivialschulen, in der Stadt und ihren Zubehörungen, über 1000. Die Nonnen von der Congregation de Notre Dame haben eine Mädchenschule von mehr als 300, die Ursulinerinnen dergl. von mehr als 400 Zöglingen, und bei beiden sind auch Pensionsanstalten für Mädchen höhern Standes. Ausgezeichneten Ruf genießt und verdient das lutherische Lyceum, mit 5 Professoren und 300 Zuhörern in 8 Classen, worunter auch Reformirte, Griechen und Juden, und ist durch eine Bibliothek von 10,000 Bänden (sie ist die einzige zugängliche in Preßburg) und mehre wohlthätige Convictanstalten unterstützt. Diese Anstalt ist um so wichtiger für die ungarischen Protestanten, als ihnen, bekanntlich seit 1819, das Besuchen auswärtiger Universi-

Digitized by Google

täten durch ein Provisorium von der Regierung verboten, keineswegs aber durch die neue theologische Facultät zu Wien ein Ersatz dafür geboten worden ist. Auch haben die Lutherischen ihre besondern Elementar- Bürger- und Grammatikalschulen. Dem literarischen beschränkten Verkehre genügen 4 Buchhandlungen, 4 Buchdruckereien, 1 lateinische, 1 deutsche Zeitung und 1 Leihbibliothek. Das neueste Ereigniß, welches Preßburg wichtig machen kann, ist die allda 1822 vom Primas gehaltne ungarische Nationalsynode, deren romanistische Tendenz sich zwar durch die bekannt gewordnen Verhandlungen (namentlich durch den beschlossenen Antrag auf Restitution der Jesuiten in Ungarn) ausgesprochen hat, jedoch zur Zeit noch nicht triftig in's Leben getreten ist. Übrigens, wie drückend auch für Handel und Wandel die von der Regierung ausgehende stiefmütterliche Behandlung des Commerzes sein und bleiben und nur wenig gehofft werden mag, daß besondre Impulse, von innen oder außen, den Flor der Stadt befördern werden: so kann Preßburg auf ruhiges Bestehen und Gedeihen, und darauf rechnen, daß jeder Reisende in Ungarn sie als eine Herberge freundlichen Willkommens preisen wird. (Die neueste Monographie von Preßburg hat geliefert Paul v. Ballus, Preßburg 1823, bei Schwaiger und Landes, aber leider sehr unvollkommen.)

Püstrich, ein sorbisch-wendischer Götze, dessen metallnes Bild in Sondershausen verwahrt wird. Der Name Püstrich (Peustrich, Bustard, was mit dem wendischen Büsten, Zorngott, der mit Donner und Blitz strafte, zusammentrifft), weist auf den Gebrauch hin, wozu dies Idol ursprünglich verwandt wurde. Füllte man nämlich den hohlen Bauch dieses Götzen zum Theil mit Wasser, verstopfte die Löcher am Kopfe und Munde, und setzte ihn über Feuer, so entströmte dem mißgestalteten Bilde, entpustend, heißer Dampf mit lautem Gebrause. Der Götze gleicht einem dicken backbäckigen Jungen, das Haar perückenartig nach altsorbischer Art; er kniet mit dem rechten Fuß, die linke Hand auf das linke Knie gestützt, die rechte auf den Kopf gelegt. Seine Höhe beträgt 14 Zoll leipz. Maß und etwa 9 Maß Wasser gehen in seinen Bauch. Daß die Arbeit sehr roh sei, braucht keiner Erwähnung. Klaproth hat die Metallmasse untersucht und fand 916 Theile Kupfer, 75 Theile Zinn und 9 Theile Blei. Ein Herr von Tütcherode fand ihn in einem vermauerten Winkel der Rothenburg, 1552 kam er nach Sondershausen; wo er früher, zur Zeit seiner Verehrung, aufgestellt war, ist unbekannt. Die Versuche, ihn zum Feuerspeien zu bringen, wollten nicht wohl gelingen. Eine Nachricht und eine Abbildung des Idoles geben die Curiositäten II. Bandes 3. Stück; Bertram hat ihn in einer eignen Abhandlung (Nachricht vom Püstrich, Sondershausen 1811) beschrieben.

Q.

Quasimodogeniti, heißt der auf Ostern nächstfolgende Sonntag. Er hat seinen Namen aus dem 1. Petr. II. 1, genommenen Eingange, womit man an diesem Sonntage den Gottesdienst anfing.

Quassia, ein Arzneimittel, welches aus dem Holze des besonders in Surinam und Cayenne häufig wachsenden Quassienbaumes gewonnen wird. Das Holz ist auch unter der Benennung des surinamischen Bitterholzes bekannt.

Digitized by Google

R.

Rabaut St. Etienne (J. P.), bekannt als der erste in der Reihe der Geschichtschreiber der französischen Revolution, geb. 1744 zu Nismes, stammte aus einer der ältesten protestantischen Familien, und bekleidete ein Kirchenamt in seiner Vaterstadt, als er 1789 zum Abgeordneten in der Ständeversammlung (Etats généraux) erwählt wurde. Die Morgenröthe der Freiheit, die über Frankreich aufging, erweckte auch ihm die glücklichsten Hoffnungen, und er ward einer der begeistertsten Verfechter der Grundsätze, woraus die neue Staatsveränderung hervorging. Gleich beim Antritt seiner Laufbahn als Mitglied der constituirenden Versammlung aber predigte er Frieden und Eintracht und vertheidigte jede von Gerechtigkeit und Vernunft empfohlne Maßregel, wie er denn unter andern die Freiheit des Gottesdienstes, als auf die allgemeinen Menschenrechte gegründet, für Frankreich forderte. Er war Mitglied des Constitutions-Ausschusses, und widmete sich dem ihm gegebenen Auftrage so eifrig, daß er seitdem nur selten den Rednerstuhl betrat. Im Jahr 1790 zum Präsidenten erwählt, behauptete er bei den Verhandlungen über die Preßfreiheit die Meinung, daß die für verderblich erklärten Schriften dem Ausspruche von Geschwornen unterworfen werden müßten, um eine Gedanken-Inquisition zu verhüten. In der Zwischenzeit vom Schlusse der constituirenden bis zur Berufung der gesetzgebenden Versammlung, beschäftigte sich Rabaut mit seiner historischen Übersicht der französischen Revolution; eine Schrift, die freilich nicht ohne Irrthümer in Thatsachen und Meinungen ist, und die alle Mängel hat, der eine mitten im Kampfe der Parteien verfaßte Darstellung kaum entgehen kann, die jedoch immer ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte der Revolution bleibt, und sich durch die Wahrhaftigkeit des redlichen Berichterstatters und die feinen Blicke eines denkenden und erfahrenen Mannes auszeichnet. Lacretelles Übersichten der spätern Ereignisse schließen sich ihr an. Auch in dem Nationalconvent vertheidigte er gemäßigte Maßregeln, aber die Tugenden, die ihm in den beiden frühern Versammlungen allgemeine Achtung erworben hatten, gaben in jener nur Ansprüche auf Verbannung und Tod. Er täuschte sich bis 1791 über die eigentlichen Gefahren, die dem wiedergeborenen Staate drohten, bis ihm die Septembergräuel zeigten, wo die wahren Feinde des Vaterlandes zu suchen waren. Er faßte nun den Entschluß, sich den Wüthenden mit allen Kräften zu widersetzen. Mit Nachdruck erklärte er sich wider das Verfahren gegen Ludwig XVI., behauptete, daß die Gerichtshöfe allein über das Schicksal des Königs zu entscheiden hätten, daß der Nationalconvent nur als Geschwornenverein über Schuld oder Unschuld stimmen, und den Urversammlungen die Bestimmung der Strafe überlassen sollten. „Ich bin meines Antheils an der Willkürherrschaft müde," sprach er oft während der Verhandlungen, „und sehne mich nach dem Augenblicke, wo ein Volksgericht uns das Ansehen und die Haltung von Tyrannen nimmt." Bei dem Namenaufruf stimmte er für Verhaftung bis nach dem Frieden und darauf folgende Verbannung. Als die ausgezeichnetsten Mitglieder der rechten Seite verurtheilt wurden, theilte Rabaut ihr Schicksal, und er entging der Verhaftung nur durch schnelle Flucht. Er lebte eine Zeit lang in der Verborgenheit, wo seine edle und heldenmüthige Gattin seine Gefahren theilte, bis er

Digitized by Google

endlich durch Verrätherei in die Hände seiner Feinde fiel. Das Revolutionstribunal verurtheilte ihn zum Tode, und ohne ihm ein Wort zu seiner Vertheidigung zu erlauben, ward das Urtheil sogleich im December 1793 vollzogen. Seine unglückliche Gattin stürzte sich, in der Verzweiflung über seinen Verlust, in einen Brunnen, wo sie den Tod fand.

Radical-Reformers. (Reformatoren von Grund aus.) Bekanntlich herrscht in England viel Parteigeist. Diesen hatte in der neuern Zeit, vorzüglich in den volkreichen Fabrik- und Manufacturstädten, mannichfach aufgeregt der Haß der Armen gegen die Reichen, und der Haß des Sectengeistes gegen die bevorrechtete bischöfliche Kirche; allein nie waren frühere Ausbrüche desselben, z. B. der der Luddisten oder der Maschinenzerstörer, so furchtbar durch die Masse, Rohheit und dennoch vorsichtig abgemessene Kühnheit der Theilnehmer gewesen, als im J. 1819, wo die Partei der Radical-Reformers den blinden Haufen zu lenken begann. Die ärmere Classe des Volks klagte über die Theurung der ersten Lebensbedürfnisse, über den Druck der öffentlichen Lasten und die Stockung des Handels; die Classe der Wohlhabenden aber beschwerte sich über die mit jedem Jahre steigende Größe der Armentaxe. Es gibt nämlich in England, nach den Listen der den Reichen seit dem Frieden abgenommenen Einkommentaxe, unter 2,600,000 Familien nur 656,000, die jener Taxe unterworfen gewesen waren, weil sie 50 Pf. Sterl. jährliche Einnahme und darüber hatten. Der ganze Grund und Boden aber ist in den Händen von etwa 33,000 Familien. Man schließe hieraus auf die Zahl der Ärmern! Je weniger nun, bei der fortdauernden Last der Nationalschuld und bei dem plötzlichen Stillstand so vieler Gewerbe, die der Krieg in die Höhe gebracht hatte, eine Verminderung der allgemeinen Taxen sogleich möglich war, desto mehr stieg die Unzufriedenheit des großen Haufens. „Man habe blos den Reichen die Einkommentaxe abgenommen; die Armen überlasse man dem Elend!" Der durch solche Klagen immer mehr gereizte Haß der Armen gegen die Reichen wurde bald für die politischen Reformationsplane einiger Volksredner in und außer dem Parlamente ein willkommener Stützpunkt. Es konnte daher nicht fehlen, daß mehre Whigs auf die Seite der Radical Reformers traten. Diese verlangten jetzt, von Sir Rob. Wilson (s. d. Art. Bd. 10), Hobhouse und Sir Francis Burdett (s. d. Art. Bd. 2) im Unterhause hierin unterstützt, und von Cobbet, der im J. 1819 aus Nordamerika nach England zurückgekehrt war, durch Schriften aufgemuntert, eine freie und gleiche jährliche allgemeine Parlamentswahl; dann, glaubten sie, werde Verminderung der Taxen u. s. w. von selbst folgen. Für diesen Zweck wurden Verbindungen und Ausschüsse errichtet, Beschlüsse gefaßt, Bittschriften übergeben u. s. w. Da aber alle Schritte fruchtlos waren, so stieg mit der Erbitterung die Kühnheit. Einzelne Vereine versagten sich den Genuß des Thees, Kaffees u. a. Artikel, damit die dadurch verursachte Verminderung der Zollgefälle die Regierung in Verlegenheit setzte. Selbst unter den Frauen bildeten sich eifrige Reformer-Clubbs. Zuletzt sprach man von Bewaffnung; das Volk, von einigen Parteimännern, Hunt (s. d. Art. Bd. 4), Watson, Thistlewood, Preston u. a., geleitet, übte sich in militairischen Bewegungen mit Piken und Fahnen; endlich hielt Hunt in Manchester den 16ten Aug. 1819 eine große Versammlung von beinahe 100,000 Menschen. Da beschloß die Regierung Ernst zu zeigen, die Obrigkeit ließ, um Hunt mit seinen Gehülfen zu verhaften,

nach Verlesung der Aufruhracte, die Yeomanry (berittene Miliz), von Husaren und Infanterie unterstützt, einhauen, wodurch mehre aus dem Volke getödtet und verwundet wurden. Die Verhaftung Hunts und vierzehn anderer erfolgte ohne Widerstand. Dieses Blutvergießen erregte in London und in der Provinz ein wildes Geschrei: Zu den Waffen! Rache für den Mord in Manchester! Darauf hielten Wooler in London, der Wundarzt Watson in Smithfields und Burdett in Westminster Volksversammlungen, um den Prinzregenten zu bitten, das Betragen der Obrigkeit in Manchester gerichtlich zu untersuchen, und dem Volke die Reform des Hauses der Gemeinen zu bewilligen. Auch die Versammlung des Gemeinderaths von London übergab dem Regenten eine Bittschrift, die (angebliche) Verletzung der Constitution in Manchester untersuchen und bestrafen zu lassen. In mehrern Städten Schottlands hielt das Volk ähnliche Versammlungen. Dagegen wurden Hunt und seine Mitschuldigen von den Ministern als Verschwörer, welche die Gesetze des Landes mit Gewalt ändern wollten, gerichtlich angeklagt. Auch erklärten viele Bürger, die mit der Constitution zugleich das Vermögen und den Besitz des Reichthums bedroht sahen, öffentlich ihren Abscheu vor jenen tumultuarischen Volksbewegungen. Allein nur um so mehr wurde Hunt, der gegen Bürgschaft wieder in Freiheit gesetzt war, der gefeierte Held des großen Haufens. Er hielt den 13ten Sept. einen sogenannten Triumphzug in London, bei welchem die Reformers, sämmtlich in weißen Hüten, mehre Fahnen trugen, darunter eine rothe mit der Freiheitsmütze und der Inschrift: Freiheit oder Tod. Doch enthielt sich das Volk jeder gesetzwidrigen Handlung, und das Ganze endete mit einer Mahlzeit. Zwei Tage darauf, den 15ten, ertheilte der Prinzregent auf die Adresse des Gemeinderaths eine mißbilligende Antwort, und die Untersuchung der Ereignisse zu Manchester ward verschoben. Unterdessen waren die Häupter der Reformers, Hunt, Watson und Thistlewood, unter sich zerfallen, und die Büste des erstern wurde, weil er sich der Heftigkeit seiner Genossen widersetzte, von den Radical-Reformers zerschlagen; er selbst zog sich aus der Öffentlichkeit zurück, um eine Fabrik von Surrogat- (Radical-) Kaffee und Thee anzulegen, und hielt, so wie Cobbet, Vorträge über Mäßigkeit und Volksmoral, bis er nach dem Ausgange seines Prozesses, im März 1820, in's Gefängniß wandern mußte. — Dennoch erklärten sich einige Große und Whigs von anerkannt edlem Charakter für die Sache des Volks, z. B. der Herzog von Norfolk, der Graf Fitzwilliam, die Lords Egremont, Dundas, Milton und Graf Albemarle. Sie nahmen an mehren Volksversammlungen Theil und stimmten den Beschlüssen bei, welche in Ansehung der blutigen Vorfälle zu Manchester gefaßt wurden. Nun zeigte das Ministerium mehr Entschlossenheit und Kraft. Der Graf Fitzwilliam, Englands erster Pair, wurde wegen seiner Theilnahme an der Volksversammlung zu York am 14ten Oct. seiner Stelle als Lordlieutenant entsetzt. Die Regierung vermehrte die Truppen mit 10,000 Mann, und ließ überall die berittene Yeomanry aufbieten. Auch schienen in dieser Sache die ausgezeichnetsten Männer der Opposition, wie die Lords Grenville und Grey, und Mr. Tierney, auf die Seite der Minister zu treten. Allein die Reformers fuhren nur um so kühner fort, fast in allen Städten Englands und Schottlands zahlreiche Versammlungen zu halten. Selbst in Irland regte sich auf's neue die wilde Eidgenossenschaft der Bauernmänner (von einem weißen

Bande als Bundeszeichen am Hute so genannt), deren Grundsätze ein Gemisch von englischem Radicalismus und religiösem Fanatismus sind. Sie wollten weder Zehnten entrichten, noch Protestanten um sich dulden; und ihrer Wuth, die im J. 1821 am heftigsten ausbrach, konnte erst nach großer Strenge Einhalt gethan werden. In England und Schottland, wo das Volk seltener die öffentliche Ruhe störte, vereinigten sich viele angesehene Bürger und Corporationen zur nachdrücklichen Aufrechthaltung der Ordnung. Desto kühner war die Sprache der Flugschriften. Hobhouse, Sohn eines Parlamentsgliedes, ward deshalb in Newgate eingesperrt. Nun brachten die Minister fünf Bills ins Parlament, wegen Stempelung der Flugblätter, gegen politische und religiöse Schandschriften, wegen Beschränkung der Volksversammlungen, wegen Verbots der militairischen Uebungen und die Wegnahme der Waffen in den Häusern betreffend. Diese Bills gingen sämmtlich durch und erhielten den 30sten Dec. die königliche Zustimmung. Zugleich bewilligte das Parlament, um arme Auswanderer zu versorgen, zur Anlegung einer Colonie auf dem Cap große Summen; der König Georg IV., damals noch Prinzregent, bestimmte seinen Wald von Dartmoore zum Anbau für die Armen der Hauptstadt, und im J. 1822 wurden überall im Königreiche Geldsammlungen veranstaltet, um der drückenden Hungersnoth, vorzüglich in Irland, zu steuern. Auch erließen mehre reiche Landbesitzer ihren Pächtern einen Theil des Pachtgeldes. Allein ehe dies geschah, und ehe die umfassenderen Vorschläge von Owen und Brougham (s. des letztern berühmten Bericht über das englische Armenwesen) einen Erfolg haben konnten, wandte sich der Haß der Radical-Reformers, nach der Auflösung des bisherigen Unterhauses, mit verdoppelter Wuth gegen die Minister. In dieser Zeit bildete sich das schreckliche Complott, alle Minister, vierzehn an der Zahl, am 23sten Febr. 1820, wo sie beim Lord Harrowby speisen sollten, daselbst umzubringen. Zum Glück wurde Lord Harrowby am Morgen dieses Tages durch einen Brief, den ihm ein Unbekannter brachte, mit der Gefahr bekannt gemacht. Er zeigte dies sogleich den Ministern an, die ihre Maßregeln so nahmen, daß noch denselben Tag, Abends gegen 8 Uhr, Magistratspersonen, von Polizeibeamten und Gardesoldaten unterstützt, die Verschwornen in ihrem Versammlungshause, in der Catostraße unweit der Wohnung des Lords Harrowby, überfielen, als sie eben mit Füllung von Granaten, Patronen und andern Zubereitungen beschäftigt waren. Die Verschwornen, 25 an der Zahl, vertheidigten sich mit Pistolen und Degen, wobei ein Polizeibeamter getödtet und mehre Constables, auch einige Soldaten, verwundet wurden. An ihrer Spitze befand sich der berüchtigte Arthur Thistlewood. Nach einem kurzen Kampfe wurden neun derselben ergriffen, die übrigen entsprangen, unter ihnen auch Thistlewood. Doch wurde dieser schon am folgenden Morgen verhaftet, so auch die übrigen Verschwornen, meistens arme Fleischer, Zimmerleute, Schuhmacher u. s. w. Die bei den Verhafteten gefundenen Papiere enthielten zwar Entwürfe im Geiste des wildesten Radicalismus; doch sahen viele in dem Ganzen keinen eigentlichen Revolutionsplan, sondern nur Aufruhr und Mord. Die Verhafteten waren sämmtlich eben so roh, als Man fand bei ihnen keinen Schilling baar. Sie standen mit Manne von Bedeutung in Verhältnissen. Blos politischer persönliche Noth schienen sie zu dem schrecklichen Mordver- immt zu haben. Ihr Prozeß vor der Grandjury nahm den

16ten April in Oldbailey seinen Anfang; unter mehr als 150 Zeugen wurden auch zwei Minister und einige begnadigte Mitschuldige abgehört. Am 26sten wurden Thistlewood, Ings und Brunt (ein Schuhmacher), sodann Tidd und Davidson als Hochverräther zum Tode verurtheilt, und den 1sten Mai 1820 gehangen. Wilson, Bradburne, Strange, Cooper und Harrison, nebst Gilchrist, die sich freiwillig für schuldig erklärt hatten, wurden ebenfalls zum Tode verurtheilt; allein der König verwandelte die Todesstrafe der fünf ersten in lebenslängliche Deportation nach Botanybai, und Gilchrist blieb im Gefängnisse zu Newgate auf unbestimmte Zeit. — So ward ein großes Verbrechen unterdrückt und bestraft; die Ursachen des Übels selbst konnten jedoch nur allmählig ausgerottet werden. Zugleich lenkten andre Gegenstände, wie der Prozeß der Königin, die Krönung des Königs im J. 1821 u. a. m., die unruhige Stimmung des ärmeren Haufens von den Planen der Radical-Reformers ab, so daß Hunt, als er im Oct. 1822 seiner Haft zu Ilchester entlassen wurde, nur wenig Theilnahme unter seinen vorigen Anhängern erregte.

Rapp (Johann, Graf von), einer der vorzüglichsten und geachtetsten französischen Feldherren während des Revolutionskrieges, geb. 1772 im Elsaß. Er trat 1788 in Kriegsdienste, und zeigte bald eine entschiedene Neigung zu seinem Berufe. Als Adjutant des trefflichen Generals Desair machte er die Feldzüge in Deutschland und Ägypten mit. Als Desair bei Marengo gefallen war, wurde Rapp bei Buonaparte, dem er die Todesbotschaft meldete, gleichfalls als Adjutant angestellt. Der erste Consul gab ihm 1802 den Auftrag, den Schweizern die Erklärung mitzutheilen, welche Einstellung der Feindseligkeiten forderte und Frankreichs Vermittlung des Parteienkampfes, der den Frieden des Landes seit der Besetzung desselben durch französische Heere gestört hatte, ankündigte. Er bewirkte die Absicht seiner Sendung, und die Schweizer unterwarfen sich Buonapartes Entscheidung. Im folgenden Jahre wurde Rapp an die Ufer der Elbmündungen geschickt, um Schanzen zur Schutzwehr gegen eine Landung der Engländer aufwerfen zu lassen. Beim Ausbruch des neuen Kriegs gegen Österreich begleitete er den Kaiser Napoleon, und in der Schlacht bei Austerlitz, wo er die russische Garde durch einen kühnen Reiterangriff in Unordnung brachte, und den Fürsten Repnin mit eigner Hand gefangen nahm, zeichnete er sich so sehr aus, daß er bald nachher zum Divisionsgeneral erhoben ward. Auch im preußisch-russischen Kriege focht er mit Ruhm, bis er im Sommer 1807 statt des Generals Lefebvre den Oberbefehl in Danzig erhielt. Obgleich die Umstände, unter welchen er diesen Posten verwaltete, von der Art waren, daß schon die bloße Vollziehung seiner Aufträge drückend sein mußte, so hat er dennoch während der Zeit seines Aufenthalts in der durch die wechselnden Ereignisse des Krieges hart bedrängten Stadt im Ganzen sich so benommen, daß unbefangene, ja streng urtheilende Augenzeugen *) ihm das Lob geben, er habe, wenn auch oft schwach, und ein Spiel der Umstände, der äußern Einwirkungen und der Leidenschaft, doch eine wohlwollende Gesinnung nie ganz verläugnet, und sei unter den übrigen französischen Feldherren der bessere und eben dadurch der beste für die unglückliche Stadt gewesen. Er blieb, eine kurze Unterbrechung im Jahre 1812 abgerech-

*) S. Blechs Geschichte der siebenjährigen Leiden Danzigs (Danzig 1815) Bd. 1. S. 68.

Digitized by Google

net, wo er in Rußland sich sehr auszeichnete, 7 Jahre Befehlshaber von Danzig, das er nach dem Rückzuge des französischen Heeres aus Rußland bis zu Anfange des Jahres 1814 während einer harten Belagerung vertheidigte, wobei er alle Hülfsmittel des Genies und der glänzendsten Tapferkeit aufbot, und erst nach Erschöpfung aller Vertheidigungsmittel und von Hungersnoth gedrängt, die Stadt auf Bedingungen übergab. Er ward als Kriegsgefangener nach Kiew geführt. Im Sommer 1814 nach Frankreich zurückkehrend, ward er vom König mit Auszeichnung aufgenommen, und erhielt im März 1815 den Befehl über das erste Armeecorps, das Napoleons Fortschritte aufhalten sollte. Als der Abfall des ganzen Heeres allen Widerstand unmöglich machte, ging auch Rapp wieder zu Napoleon über, der ihn zum Befehlshaber der Rheinarmee ernannte, welche die Linien an der Lauter und von Weißenburg besetzt hielt und sich längs dem Rhein bis Hüningen ausdehnte. Nach einigen Gefechten gegen einen überlegenen Feind zog sich Rapp unter die Kanonen von Strasburg zurück. Als Ludwig XVIII. zum zweitenmal nach Paris zurückkehrte, behielt Rapp den ihm von Napoleon übertragenen Oberbefehl über die 5te Division bis zum September desselben Jahres, wo die Armee entlassen wurde. Er zog sich auf seine Güter zurück, kam aber bald wieder nach Paris. Als die Nachricht von Napoleons Tode ankam, hatte Rapp eben den Dienst bei dem König, und die Botschaft ergriff ihn so heftig, daß er laut sein Gefühl aussprach. Ich bin kein Undankbarer, sprach er und entfernte sich sogleich. Der König, von Rapps edlem Benehmen unterrichtet, ließ ihn zu sich kommen, und richtete die Worte an ihn: „Rapp, ich weiß, daß Sie sehr gerührt über die erhaltene Nachricht sind, dies macht Ihrem Herzen Ehre, und ich liebe und achte Sie darum desto mehr.“ Rapp starb als Generallieutenant der Cavallerie 1822.

Reding I. (Aloys von), ehemaliger Landamman der Schweiz und tapferer Verfechter der Unabhängigkeit seines Vaterlandes, stammte aus einem alten Geschlechte, und schon seine Vorfahren hatten im 14ten Jahrh. für die junge Freiheit ruhmvoll gegen die alten Zwingherren gestritten. Er trat früh in spanische Kriegsdienste, kam aber schon 1788, noch sehr jung, nach der Schweiz zurück. Der Verlust einer geliebten Frau hatte ihn in tiefe Trauer versetzt, woraus ihn der Einfall der Franzosen in die Schweiz 1798 plötzlich erweckte. Als Landeshauptmann des Cantons Schwyz gab er den muthigen Bewohnern der Berg- und Waldcantone die Losung zum Beistande gegen Bern, das von den Franzosen unter Brune bedrängt wurde. Die alte Verfassung ward durch fremde Übermacht gestürzt, und schon war die helvetische Republik gegründet; aber tapfer behaupteten die kleinen Cantone, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus, die alte Freiheit und Reding schlug an der Spitze seiner Schwyzer, die, von seiner Rede begeistert, zu sterben und nicht zu fliehen schwuren, auf der Ebene von Morgarten, wo schon einmal für des Landes Freiheit herrlich war gefochten worden, am 2ten Mai 1798 den Heerhaufen der Franzosen. Der Sieg hatte keine der tapfern Anstrengungen würdige Früchte, da der Kampf nur mit geringen und übelgeordneten Kräften, und bei lockerem Zusammenhange der verbündeten Bergvölker gegen übermächtige und waffenkundige Feinde geführt ward, und Reding selbst mußte sich mit seinen Landsleuten unterwerfen. Die Einzelheiten dieses ruhmlichen Kampfes, der unter furchtbarer entscheidenden Ereignissen von den Zeitgenossen bald vergessen ward, hat H.

Digitized by Google

Zschokke in der Geschichte vom Kampf und Untergange der Berg- und Waldcantone (Bern 1801) treu und lebendig erzählt. Nach der Gründung der helvetischen Republik ward das Land durch Parteiungen zerrüttet, woraus sich endlich zwei große Massen bildeten, wovon die eine die Rückkehr zur alten Verfassung, wiewohl nicht ohne Einschränkung, die andere aber eine Gesammtregierung und Einherrschaft vorzog. Die letzte Partei, wozu die Mitglieder der seit dem August 1800 bestehenden Regierung gehörten, siegte über die schwache Gegenpartei, an deren Spitze Aloys Reding stand. Als diese aber im Herbste 1801 auf den Beistand Frankreichs rechnen zu können glaubte, widersetzte sie sich den Machthabern, trennte sich mit den Abgeordneten von Schwyz, Uri und Unterwalden von der Tagsatzung, und mit Hülfe der Franzosen, die absichtlich die innere Zwietracht nährten, ward bald eine neue Regierung gebildet, worin durch den Eifer des Volks die Gegner des Einheitssystems das Übergewicht erhielten, und an deren Spitze Aloys Reding als Landamman kam. Er reiste bald nachher nach Paris, um durch persönliche Unterhandlungen die Umwandlung der Verfassung zu sichern, da die Franzosen zwei Monate lang ein bedenkliches Schweigen beobachtet hatten. Auf seine Wünsche, die meist den Abzug des französischen Heeres und die Erhaltung des von Frankreich begehrten Cantons Wallis betrafen, erhielt er zwar beruhigende Zusicherungen, es mußten jedoch, nach dem Verlangen der französischen Regierung, die eine Verschmelzung und Ausgleichung der Parteien dem Wohl der Schweiz förderlich hielt, auch Anhänger der verdrängten Gegenpartei an der Verwaltung des Freistaates Antheil erhalten. Wenige Monate nachher gewann die republikanische Partei von neuem die Oberhand, und Reding, der vergebens den Beschlüssen der nach Bern berufenen Versammlung sich widersetzte, ward verdrängt. Der bald nachher, im Mai 1802, angenommene, dem Grundsatze der Einheit völlig gemäße Verfassungsentwurf ward jedoch fast einstimmig von den kleinen Cantonen verworfen, und als die französischen Kriegsvölker plötzlich aus der Schweiz zurückgezogen wurden, um den Ausbruch des drohenden Bürgerkriegs zu beschleunigen und dadurch einen Vorwand zur Einmischung in die innern Angelegenheiten des Landes zu erhalten, trennten sich Schwyz, Uri, Unterwalden, Appenzell und Glarus offen von den übrigen Cantonen, um alles in den Zustand vor 1798 herzustellen. Reding ward Landamman von Schwyz. Der Bürgerkrieg brach aus, und die von der helvetischen Regierung ausgesandten Kriegsvölker wurden fast überall von den Eidgenossen geschlagen. Schon hatte Reding die Tagsatzung gemeiner Eidgenossen zu Schwyz eröffnet, um über die neue Staatseinrichtung sich zu berathen, als der erste Consul durch den General Rapp seine Vermittelung ankündigen ließ. Rapp forderte Reding zur Auflösung der Tagsatzung auf; diese aber berief sich auf die der Schweiz im lüneviller Frieden zugesicherte Freiheit, sich unabhängig eine Verfassung zu geben, und beschloß, vereinigt zu bleiben. Erst als die französischen Kriegsvölker einrückten, trennte sich die Versammlung, der Gewalt weichend. (Eine gedrängte Darstellung dieser Ereignisse findet man in der 2ten Abth. des 2ten Bandes der allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit von Friedr. Saalfeld.) Reding wurde auf Neys Befehl verhaftet und auf die Festung Arburg gebracht, aber bald nachher wieder in Freiheit gesetzt. Als die Schweiz durch Buonaparte's Vermittelungsacte größtentheils wieder in den Zustand vor 1798 versetzt und beruhigt worden war, trat Reding in die Stille

Digitized by Google

des Privatlebens zurück, bis er 1803 vom Canton Schwyz wieder zum Landamman gewählt wurde, starb aber bald nachher mit dem Rufe eines redlichen Vaterlandfreundes, der nur zuweilen sehr heftig und wandelbar in seinen Entschließungen war. — II. (Theodor v.), aus dem Canton Schwyz, trat wie sein Verwandter in spanische Dienste, und hatte sich zum Maréchal de camp aufgeschwungen, als die Franzosen 1808 Spanien besetzten. Die Kraft, die er bei dieser Gelegenheit entwickelte, und die Festigkeit, womit er Napoleons Anträge verwarf, erwarben ihm das Vertrauen der Junta, die ihn zum Generallieutenant ernannte. Er führte einen Heerhaufen unter Castaños an, und da er sich durch eine eben so kühne als geschickte Bewegung zwischen die Heerabtheilungen der französischen Feldherren Dupont und Vedel stellte, trug er wesentlich zu dem Siege von Baylen bei. Später befehligte er eine Abtheilung in Catalonien, und unterstützte den General Vives in dem blutigen Kampfe bei Caudedon. Im December 1808 vertheidigte er die Stellung von Llinas gegen Gouvion St. Cyr, der ihn nach einem heftigen Kampfe zum Rückzuge zwang. Dieser Unfall zwang ihn, die angefangene Belagerung von Barcelona aufzuheben. Im Februar des folgenden Jahres, als er Valencia decken wollte, lieferte er demselben Feldherrn das Treffen bei Valls, worin er eine Wunde erhielt, an deren Folgen er bald nachher starb.

Redouté (Pierre Joseph), berühmter franz. Pflanzenzeichner, geb. 1759 zu St. Hubert in den Ardennen. Seine Neigung zur Kunst entwickelte sich früh unter der Leitung seines Vaters, der selbst ein geachteter Künstler war. Dreizehn Jahre alt, verließ er seine Angehörigen, um mit seiner einzigen Habe, Pinsel und Palette, nach Flandern und Holland zu reisen. Von Vilvorden, wo er sich ein Jahr lang aufhielt, und Zimmerverzierungen und Altarbilder malte, ging er nach Luxemburg und endlich nach Paris, wo er aber, wenig begünstigt, anfänglich nur Decorationen für das italienische Theater malte. Er kam dadurch auf die Blumenmalerei, und einige seiner Versuche wurden dem berühmten Botaniker Lheritier bekannt, der ihn bewog, sich ausschließend diesem Kunstfache zu widmen. Redouté zeichnete einige Abbildungen für Lheritier's Werke, die großes Aufsehen machten, weil sie zu der Umwandlung führten, die seitdem in botanischen Abbildungen statt gefunden hat. Er ging mit Lheritier nach England und zeichnete einen Theil der Abbildungen zum Sertum Anglicum. Eine große Anzahl von Zeichnungen blieb in Lheritier's Händen zurück, als dieser seine botanischen Beschäftigungen einstellte. Unter allen Pflanzenabbildungen, die Redouté lieferte, sind die Zeichnungen der Familie der Lilien (Liliacées), die in 80 Lieferungen erschienen, das Ausgezeichnetste und bilden ohne Vergleich das schönste Werk, das es in dieser Art gibt, und das vielleicht nur von des Künstlers ähnlichem Prachtwerke über die Rosen, wenn es einst vollendet sein wird, übertroffen werden könnte. Man verdankt ihm auch die Erfindung eines Verfahrens, einen Kupferstich in verschiedenen Farben mit einer Platte abzudrucken. Er ward 1792 zum Zeichner der Akademie der Wissenschaften, im folgenden Jahre zum Blumenmaler des Museums für Naturgeschichte und 1805 zum Blumenzeichner der Kaiserin Josephine ernannt. Ventenat hat das Andenken des trefflichen Künstlers in dem Namen Redutea verewigt, den er einer von den Antillen stammenden Pflanze aus der Familie der Malven beilegte.

Regnier (Mathurin), geb. zu Chartres 1573, gest. zu Rouen

Digitized by Google

613, und bekannt unter dem Namen des guten Regnier, zeigte schon
früher Jugend einen unüberwindlichen Hang zur Satyre. Sein
ichtertalent erwarb ihm mächtige Freunde. Der Cardinal François
Joyeuse nahm ihn mit sich nach Rom; ein zweitesmal begleitete
den französischen Gesandten, Philippe de Bethune, dahin. Ein-
igliche Pfründen, die er der Fürsorge seiner Gönner verdankte,
statteten ihm ein ganz den Lüsten geweihetes Leben, welches jedoch
ine Gesundheit untergrub und seinen frühen Tod herbeiführte. —
eine Werke (London 1733, 4. und Paris 1756, 2 Bde. 12.) ent-
lten Satyren, Episteln, Elegien, Stanzen, Oden ꝛc., worunter je-
ch eigentlich nur die erstern, 16 an der Zahl, seinen Dichterruhm
gründet haben. Persius und Juvenal sind seine Vorbilder, und er
ertrifft sie noch wenigstens durch die Zügellosigkeit seiner Bilder.
ein Colorit ist kräftig, aber sein Styl und seine Sprache sind in-
rrect, seine Scherze niedrig und oft schmuzig; doch fehlt es ihm
ch nicht an echt dichterischen Wendungen, an feinem Witz und an-
hender Gemüthlichkeit.

Reimlexikon, eine Zusammenstelluug aller in dem Schatze ei-
r Sprache enthaltenen Reimendungen. Der Lexikograph Richelet
ferte im 17. Jahrh. ein solches Werk für die französische Sprache,
d der fleißige Hübner ein ähnliches für die deutsche, in seinem poe-
chen Handbuche, das von 1696 bis 1743 in mehrern Auflagen er-
ien. Seitdem wurde für unsere Sprache nur noch ein anderer
ammatischer Versuch, der als Reimlexikon dienen kann, in Schäfers
chdeutschem Wörterbuche, nach den Endsylben geordnet (Weißenfels
00), geliefert. Ein neues französisches Reimlexikon erschien vor
rzem in Paris. Ein Werk dieser Art, verständig angelegt und
sgeführt, dient keineswegs blos als Nothhelfer für den geistlosen
imer, sondern kann zu einem Hülfsmittel werden, das selbst der
chter nicht verschmäht, und das überdies auch dem Sprachforscher
ifach nützlich sein wird, indem ihn die Endbuchstaben sowol in den
urzelwörtern, als in den Ableitungen zu fruchtbaren Bemerkungen
ten können, und zu mancherlei Beobachtungen über die **Alliterat-**
on (s. d. Bd. 1.) Veranlassung dadurch gegeben wird. In Hüb-
rs Reimregister sind die Reime nach den fünf Selbstlauten zusam-
ngereiht, Richelet hingegen stellte sie nach der Ordnung des Alpha-
s, mit Einschluß der Mitlaute zusammen, und leicht möchte die
ordnung des Deutschen die bessere sein, da der Vocal die Seele
Reims, wie der **Assonanz** (s. d. Bd. 1.) ist. Ein deutsches
imlexikon, nach diesem Plane, jedoch zweckmäßiger als Hübners
erk bearbeitet, erscheint bei dem Verleger des Conversations-
ikons.

***Reinhard** (Carl Friedrich, Graf), gegenwärtig königl. franz.
sandter bei der Bundesversammlung und der freien Stadt Frank-
rt, geb. 1761, ist der Sohn eines Superintendenten zu Balingen
Würtemberg. Er studirte in Tübingen, ging dann, um sich in der
nzösischen Sprache zu vervollkommnen, 1786 nach Vevay und 1787
Erzieher nach Bordeaux. Bereits im J. 1783 erschien von ihm
Zürich eine wohlgelungene Übersetzung des Tibull und Tyrtäus,
n 1785 eine Sammlung geistreicher Episteln von ihm und seinem
demischen Freunde Conz. Nie verließ ihn auch die Liebe zu den
usen in allen Verhältnissen seines vielfach thätigen, bewegten Le-
s, wobei er als ein stets redlich handelnder Ehrenmann, unange-
chten stand. Er widmete sich der Bildung seines Zöglings, der

späterhin sein Legationssecretair wurde, bis zum September 179
wo er in Gesellschaft einiger zur gesetzgebenden Versammlung g
wählten Deputirten, die bald darauf an der Spitze jener sogenann
Gironde standen, nach Paris sich begab. Im J. 1792 (unter D
mouriez Ministerium) ward er zum ersten Gesandtschaftssecretair n
London ernannt. Nach Ausbruch des Kriegs mit England, im Fe
1793, ging er in gleicher Eigenschaft nach Neapel, und von da, n
erfolgter Kriegserklärung, wieder nach Paris zurück, entschlossen, s
nem Schicksale zu folgen, obwol eben damals die Gironde gestü
ward. Eben dieses Schicksal wollte, daß er, durch Empfehlung ei
Freundes, die eben erledigte Stelle als Divisionschef im Ministeri
der auswärtigen Angelegenheiten sogleich antreten konnte. Nach R
bespierre's Sturz im diplomatischen Comité des Convents angest
ward er, nach abgeschlossenem Frieden mit Preußen, im Juni 17
zum Gesandten bei den Hansestädten ernannt, und verheirathete
1796 mit der Tochter des berühmten Reimarus in Hamburg. 17
ging er als Gesandter nach Florenz, und als im März 17
Toscana von den Franzosen besetzt wurde, bewirkte er,
Regierungscommissair, daß dem Lande die Bildergallerie zu F
renz erhalten wurde. Nach der Schlacht an der Trebia im J
lius 1799, zur See sich flüchtend, von einer englischen Brigg
eilt, und dem damals bestehenden Cartel gemäß, auf der Stelle fr
gelassen, fand er im Hafen zu Villefranche seine Ernennung zum G
sandten in der Schweiz, und drei Wochen später in Toulon, wo
Quarantaine hielt, den Courier, der ihn zum Ministerium der au
wärtigen Angelegenheiten berief. Nach dem 18. Brumaire in di
Stelle bestätigt, gab er zehn Tage später seine Entlassung und
alsdann bei der helvetischen Republik die Gesandtschaftsstelle an, w
che er sich vorbehalten hatte. Hier mit dem Grundsatze der Ein
und Untheilbarkeit (wiewol nicht mit dessen Vertheidigern) im K
pfe, ward er nach 18 Monaten, noch vor dem Ausbruche der inn
Unruhen, zurückberufen und erhielt 1802 seine zweite Sendung n
Hamburg als Gesandter beim niedersächsischen Kreise. 1805 bald n
der (gegen seinen Rath erfolgten) Verhaftung des englischen Resi
ten Rumbold, wieder abgerufen, entschloß er sich zum Exil nach J
mit dem Titel eines Generalconsuls und Residenten. Im Dec. 18
nach dem Einmarsche der russischen Truppen, durch ein Mißverstä
niß, mit seiner Familie bis Kremendschuk am Dnieper geführt,
er sein volles Vertrauen bald gerechtfertigt, als er im Augen
freigelassen wurde, in welchem der Kaiser Alexander davon unter
tet worden war. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich zog er
auf sein Landgut (Falkenlust am Rhein) zurück, als er im Dec. 1
seine Ernennung zum Gesandten beim damaligen Könige von West
len erhielt. Dort blieb er 5 Jahre, durch das Vertrauen der be
oft zwistigen Brüder in seinem Charakter gehalten, bis ihn 1813
Kriegsbegebenheiten wieder nach Paris führten. Nach Wiederher
lung des Königthums ward er auf des Prinzen Talleyrands V
schlag zum Director der Kanzlei der auswärtigen Angelegenhe
und zum Staatsrath ernannt. Im Febr. 1815 starb seine Gem
und nach Buonaparte's Rückkehr von Elba verließ Graf Reinh
einige Stunden nach der Entfernung des Königs, durch Dien
schäfte bis auf diesen letzten Augenblick zurückgehalten, die Ha
stadt, um, mit Genehmigung des Königs, auf seinen Gütern

Digitized by Google

Rhein die weitern Ereignisse abzuwarten. Durch ein kaum glaubliches Mißverständniß in Aachen zur Auslieferung seiner Papiere gezwungen, und für seine Person nach Frankfurt gewiesen, bekam er, von seinem Könige zurückverlangt, und nach voller Ehrenerklärung von Wien aus, nebst Zurücksendung seiner unentsiegelt gebliebenen Papiere, bald seine Freiheit wieder, die er, seinem Könige dankbar, benutzte, um sich sogleich nach Gent zu begeben. Im Oct. 1815 ging er wieder an den Rhein, um seine dort gelassenen beiden Kinder nach Paris zu führen. Im Dec. empfing er seine Ernennung zum Gesandten nach Frankfurt; einem Posten, den er nun seit 7 Jahren in jeder Hinsicht würdig und ehrenvoll bekleidet.

Reiten. Unter allen Bewegungen gibt es keine, die ihrer Natur nach so sehr auf die ganze thierische Ökonomie wirkt, als eben diese, und der Einfluß, welche dieselbe nach der mehr oder mindern Stärke der dadurch hervorgebrachten Erschütterungen auf den Organismus hat, bestimmt ihre Vortheile und Nachtheile und weist auf die dabei zu beobachtende Vorsicht hin. Diese Bewegung erzeugt eine Reihe von Veränderungen, die im Allgemeinen stärkend wirken und eben das hervorbringen, was durch tonische Arzneimittel bewirkt werden soll: Kräftigung der Organe und Erhöhung ihrer Lebensthätigkeit. Der Einfluß derselben äußert sich vornehmlich auf die Verdauungsorgane, indem das Reiten vor dem Essen zum Genusse reizt und nach demselben die Verdauung beschleunigt: auf den Blutumlauf, da es die Bewegung der Arterien stärkt, ohne den Puls zu beschleunigen; auf die Thätigkeit der Lunge, die es gleichfalls befördert, sobald die Bewegung des Pferdes nicht zu heftig ist, und auf das Nervensystem. Im gesunden Zustande behalten die Organe der Lebensthätigkeit dabei ihre natürliche Wirksamkeit, und das Reiten erhält sie blos in einer glücklichen Harmonie; sobald aber in den zur Absonderung oder Ausdünstung bestimmten Organen Schwäche eingetreten ist, wird die Thätigkeit derselben durch jene Bewegung vermehrt und häufiger, und eben daher der natürliche Zustand hergestellt. Auch die Thätigkeit der einsaugenden Gefäße wird durch das Reiten regelmäßig, und der organischen Stimmung jedes Einzelnen angemessen erhalten. Schon mehrere ältere Ärzte und unter den Neuern vorzüglich Sydenham, empfahlen das Reiten als ein Heilmittel, das bald für sich, bald in Verbindung mit andern Mitteln, die kräftigste Wirksamkeit zeige. Es ist im Allgemeinen nützlich in allen Krankheiten, wo Erschlaffung der Gefäße und Trägheit in den organischen Bewegungen eingetreten ist. Das Reiten kann daher im Allgemeinen nicht in hitzigen Krankheiten dienen, wo die Thätigkeit der Muskeln gewöhnlich gehemmt ist, dagegen ist es desto nützlicher nach der Genesung von Fiebern, so wie in den fieberfreien Zwischenräumen bei hartnäckigen Wechselfiebern. Auch bei Entzündungen ist es bedenklich, da die dadurch hervorgebrachte Erschütterung auf den entzündeten Theil schädlich wirkt, und durch die in der ganzen thierischen Ökonomie hervorgebrachte erhöhte Thätigkeit das Fieber neue Stärke erhält. Auch bei chronischen Entzündungen ist Vorsicht nöthig. Lungenentzündungen werden nicht selten dadurch gefährlicher, und man muß daher diese Entzündungen wohl von katarrhalischen Leiden unterscheiden, wobei das Reiten vom größten Nutzen ist. Sydenham empfahl es freilich zu sehr bei Lungensuchten, aber es ist unstreitig ein Mittel, das die Krankheit verhüten und die Entwickelung derselben aufhalten kann. Bei Durchfällen, die in Schwäche des Darmkanals ihren Grund haben, ist es sehr

Digitized by Google

wirksam, und bei vielen Nervenübeln ein kräftiges Nebenmittel. Aus demselben Grunde empfiehlt es sich bei hypochondrischen Leiden. Man rühmt es gleichfalls bei scrophulösen und scorbutischen Übeln, und Ramanzini als ein gutes Mittel bei anfangender Wassersucht. Soll aber diese Bewegung bei langwierigen Krankheiten wirken, so muß sie täglich wenigstens einmal statt finden. Wird sie als Heilmittel gebraucht, so hat man überhaupt darauf zu sehen, daß man ein sanftes, lenksames, nicht an ermüdende Bewegungen gewöhntes Pferd wähle; daß man mit kleinen Spazierritten beginne, die man nach und nach verlängert, und die Morgen- und Abendkühle, so wie die Mittagshitze im Sommer vermeide, daß man die Schnelligkeit der Bewegung nach der Wirkung, die man hervorbringen will, abmesse, und endlich, daß man den Einfluß beobachte, den das Reiten auf die Verdauung hat, um darnach zu bestimmen, ob man vor Tische oder eine Stunde nachher reiten soll.

Reitz (Fried. Wolfgang), Begründer einer trefflichen grammatisch-philologischen Schule, geb. 1733 zu Windsheim in Franken. Er bildete sich zu Leipzig in Christs und Ernestis Schule, ward 1757 zuerst außerordentlicher Professor der Philosophie und erhielt später den Lehrstuhl der griechischen und lateinischen Sprache und endlich 1785 den der Poesie, den er bis zu seinem Tode (1790) besaß. Ein seltener Umfang von Kenntnissen im Gebiete der ältern und neuern Literatur und eine vertraute Bekanntschaft mit allen Feinheiten der griechischen und lateinischen Sprache, machten ihn zu einem gründlichen Lehrer, der mehrere ausgezeichnete Schüler, unter welchen Herrmann oben an steht, gebildet hat. In seiner frühern beengten Lage genöthigt, sich mit vielen kleinlichen Nebenarbeiten zu beschäftigen, und bei dem hohen Ziele, das er in seinen schriftstellerischen Leistungen sich vorsteckte, wirkte er mehr im Lehrerberufe als durch Schriften, wiewohl alles, was er schrieb, vorzüglich war. Seine unvollendet gebliebene Ausgabe des Herodot, der Rhetorik und Poetik des Aristoteles, der Satyren des Persius, sind vorzüglich. Für seine tiefen grammatischen Einsichten sprechen besonders seine von Wolf herausgegebenen Abhandlungen: De prosodiae gr. accentus inclinatione, und mit welchem hellen Blicke er die dunkle Lehre von den Sylbenmaßen der alten Lustspieldichter erforscht hatte, zeigte er sowohl in einer seiner letzten Schriften, worin er Bentley gegen Burmann vertheidigte, als in seiner kritischen Ausgabe des Lustspiels Rudens von Plautus. Auch als lateinischer Dichter war Reitz ausgezeichnet, wie sein Gedicht: Seculum ab inventis clarum, bezeugt. Sein Leben erzählt der 1ste Band von Schlichtegrolls Nekrolog.

Rennie (John), einer der größten Baumeister unsrer Zeit, Vorsteher sämmtlicher Hafen- und Marine-Bauten in Großbritannien, geb. 1757 in Schottland. England hat seit Smeaton, der sich durch den Bau des Leuchtthurms auf dem Felsen von Eddystone im Canal unsterblich machte, keinen Baumeister aufzuweisen, dessen Ruf von Inland wie von Fremden allgemeiner anerkannt gewesen wäre, als Keiner besaß ein so gründliches Urtheil bei so tiefen Kenntnissen, keiner den feinen Sinn, in allen Fällen, wo er seine Geistesfähigkeiten anzuwenden, berufen ward, gerade die Mittel zu gebrauchen, die das Übel forderte. Sollte die heftige Strömung des wüthenden Meeres gehemmt, sollten neue Häfen angelegt, oder gefährliche, unzugängliche sicher gemacht, sollte fruchtbares Land den Eingriffen des Meeres abgenommen, sollten Sümpfe ausgetrocknet, Hügel geebnet, oder durch

Wasserleitungen und Bogen verbunden, sollten Brücken gebaut wer-
en, die an Schönheit alle übertreffen und durch festen Bau der Ewig-
eit zu trotzen scheinen — so war Rennie ohne Nebenbuhler. Er ge-
oß daher in seinem Vaterlande ein so ausgezeichnetes Ansehen, daß
eine Meinung und sein Urtheil in allen zu seinem Fache gehörenden
ngelegenheiten als entscheidend galten. Der glückliche Umstand, in
inem Lande zu leben, wo selbst Privatpersonen mit edlem Gemeinsinn
en Reichthum zu großartigen Unternehmungen verwenden, setzte ihn
n Stand, bei der Ausführung seiner Entwürfe immer die größte
estigkeit und Gediegenheit im Auge zu haben, ohne beengende Rück-
cht auf Kostenaufwand. Er hatte seine glänzende Laufbahn von un-
en auf angefangen, und verdankte alles seinem eigenen Verdienste,
er Beharrung, womit er sich seinem Fache widmete, und der hohen
echtlichkeit, die ihn auszeichnete. In seiner Jugend arbeitete er zu-
rst als Handwerker, dann als Mühlenbaumeister, und schon zu jener
eit erweckten die Verbesserungen, die er in dem noch sehr unvollkom-
nenen Mühlenbau einführte, viel Aufmerksamkeit. Seine Mühlen lei-
teten bei gleichem Wasseraufwand viermal so viel als die gewöhnli-
en. So gründete er seinen Ruf, und gewann allgemeines Vertrauen,
as in England, wo öffentliche Bauten durch Gesellschaften von Pri-
atpersonen unternommen werden, welche zur Ausführung derselben
den Meister wählen können, der sicherste Weg zu Ehre und Anse-
en ist. Als die Regierung ihm späterhin die Aufsicht über alle Ha-
en- und Marinebauten übergeben hatte, fand er Gelegenheit, die
rößten und kostspieligsten Entwürfe auszuführen und dabei einen sel-
enen Schatz von Erfahrungen einzusammeln. Ursprünglich zwar nur
ür das Praktische gebildet, versäumte er in der Folge nicht, sich mit
er Theorie seiner Kunst vertraut zu machen. Seine Erfahrungen
nd die Früchte seiner Studien werden auch für die Nachwelt viel-
eicht nicht verloren sein, da er seinen Söhnen sorgfältig geordnete
Baugeschichten aller seiner Werke, mit den genauesten Zeichnungen hin-
erlassen hat. In Nebenstunden beschäftigte er sich mit der Stern-
unde, besonders während seines Aufenthaltes auf seinem Landsitze in
incolnshire, wo er ein kleines Observatorium eingerichtet hatte. Er
ar seit früher Jugend ein Freund des berühmten Watt (s. d. Art.)
nd soll wesentlichen Antheil an den sinnreichen und wichtigen Ver-
esserungen der Dampfmaschinen gehabt haben, die man Watt und
Boulton verdankt. Unter den bedeutenden Canälen, die er ausführte,
st besonders der Kennet- und Avoncanal merkwürdig, der auf einer
Strecke von beinahe einer englischen Meile unter der Erde durch eine
rhöhe gegraben wurde. In den Häfen von Portsmouth, Chatam,
Plymouth führte er große Arbeiten aus, und bei dem Bau einer neuen
Hafenmauer in Sherneß, deren Grund bis auf 50 Fuß unter die
Oberfläche des Meeres gelegt werden mußte, wendete er die Taucher-
locke mit glücklichem Erfolg an, und erleichterte den Gebrauch der-
elben durch einige daran gemachte Verbesserungen so sehr, daß sie
etzt eins der vorzüglichsten Hülfsmittel bei solchen schwierigen Unter-
ehmungen ist. Das wichtigste Werk aber, das er im Hafenbau aus-
führte, ist der Meerdamm auf der Rhede von Plymouth, zum Schutze
es Hafens; ein Werk, das alles in dieser Art, selbst die großen An-
agen bei Cherbourg (s. d. Art.) weit übertrifft. Die herrlichsten
Denkmäler seines Kunstverstandes und seiner Thätigkeit bleiben jedoch
ie großen, von ihm erbauten Brücken in London, die Waterloo- und
Southwark-Brücke, jene von Granit, diese von Gußeisen, unver-

Digitized by

gleichliche Meisterwerke der Kunst. Er hatte in London eine große Anstalt zur Verfertigung von Maschinen aller Art angelegt. Mehrere Maschinen verdanken ihm wesentliche Verbesserungen, besonders zeichnet sich die von ihm gebaute Maschine für die königl. Münze in London durch Vollkommenheit und Einfachheit aus. Eben so merkwürdig ist die von ihm eingerichtete Ankerschmiede zu Portsmouth, wo die großen Anker für die Kriegsschiffe verfertigt werden und durch zweckmäßige Verbesserungen ein großer Theil der früher nöthigen Handarbeiten erspart wird. Auch die große Dampfmaschine von 70 Pferden Kraft zu Yorkbildings in London ist sein Werk. Der Verlust eines solchen Mannes wurde tief gefühlt, als er im October 1821 zu London starb, und die öffentliche Anerkennung seiner Verdienste ward würdig ausgesprochen, bei den großen Feierlichkeiten, unter welchen am 17. October seine Leiche in der Paulskirche beigesetzt wurde, wo sie an der Seite des berühmten Admirals Collingwood ruht. Man könnte auf sein Denkmal setzen, sagte ein englischer Schriftsteller, was auf Christoph Wrens Grabmal so treffend den Ruhm des großen Baumeisters jener Kirche verkündigt: Si monumentum requiris — circumspice! (Du suchst ein Denkmal? Schaue umher!)

*Repertoire heißt bei den Theatern das Verzeichniß sämmtlicher auf einer Bühne gangbaren Stücke, sowohl Opern als recitirender Dramen (und Melodramen) aller Art, und das Repertoire eines einzelnen Theaters ist daher als eine Art von Barometer anzusehen, nach welchen man den Standpunkt eben dieser Bühne in ästhetischer Hinsicht und den Geschmack des sie besuchenden Publicums beurtheilen kann. Das feststehende und gewählteste Repertoire hat das Théâtre français in Paris, indem auf dieser für Frankreich ächten Nationalbühne durchaus nur Stücke zur Aufführung kommen, die sich in ihrer Art durch einen bald mehr, bald minderen Grad von Trefflichkeit vor dem Schwarme von Dichtungen auszeichnen, mit welchen die kleinen Bühnen des Landes, jährlich, monatlich und wöchentlich, gerade wie bei uns, überflutet werden. Daher kommt es denn auch, daß das Repertoire dieses Theaters, wie schon bemerkt, ein völlig feststehendes ist und auf selbigem noch heut zu Tage unverrückt in ihrer Würde die Meisterwerke glänzen und häufig vorkommen, welche zur Zeit Ludwigs XIV., wo sich in Frankreich die Kunst zu ihrer Blüthe hob, zum erstenmale ans Licht traten. — Die Tragödien eines Corneille, Racine und Voltaire, und die Lustspiele (haute Comédie) eines Molière finden sich noch fast auf allen wöchentlichen Austheilungen dieses Theaters, und die Franzosen unserer Zeit sehen diese unendlichemal schon selbst gesehenen Sachen immer wieder mit demselben Entzücken und derselben Bewunderung, mit welchen ihre, in vielfacher Hinsicht so ganz von ihnen verschiedenen Vorfahren sie vor 50, 100 und 150 Jahren sahen, ohne doch deswegen insofern stehen geblieben zu sein (wie man ihnen dies öfters vorwirft), daß sie darüber Sinn und Geschmack für Neueres verloren hätten. Aber freilich wird auch auf dem Théâtre français nur dann ein neues Stück gegeben, wenn es werth ist, in die Reihe der ältern, von der ganzen Nation als classisch anerkannten Werke aufgenommen zu werden, und die gute Folge, die aus dieser Strenge entspringt, ist die, daß bei allem bunten Treiben der kleinen Bühnen, der Hauptstadt sowohl als der Provinzen, eine durch ihr Repertoire und ihre Leistungen classisch begründete Normal[illegible] bleibt, die, wie der Compaß, unverrückt den Punkt festhält, welchem denn doch auf allen Nebenpfaden hin in der Kunst ge-

steuert werden muß, falls nicht das ganze Treiben und Thun ein loses und zersplittertes werden soll. — In Deutschland ist dies nun freilich alles viel anders. Eine Normalbühne, wie Frankreich, kann Deutschland schon darum nicht haben, weil es keine eigentliche Hauptstadt hat, in welcher sich, wie in Frankreich, ziemlich alles, was ausgezeichnet in Kunst und Wissen ist, concentrirt und was die in einer Art von Zersplitterung und Vereinzelung dastehenden verschiedenen Bühnen Deutschlands geben, muß daher auch nothwendig im Ganzen weniger gesichert und weniger feststehend sein als dort. (Über den Zustand der deutschen Theater im Allgemeinen und die daraus entspringende Vereinzelung ihrer Bestrebungen siehe in der neuen Folge das Conv. Lex. den Artikel Deutsches Theater.) Ein Hauptübel, welches außerdem noch die Unclassicität der Repertoire fast aller deutschen Bühnen bewirkt, ist theils die vom Staat nicht begründete Stellung der mehrsten Theater an sich, theils der unter dem deutschen Publicum aller Orten sehr vorherrschende Hang nach immer Neuem. „Die Kunst geht nach Brot," in diesen wenigen Worten liegt die ganze Enthüllung des Geheimnisses, warum bei uns in Deutschland fast überall, trotz mancher sinnvollen, ernsten Überschrift über den Portalen der Theater, und trotz den häufigen Mahnungen der Kritik, die Repertoire so gemischt, und das Vague und Momentane darin so sehr vorherrschend ist, daß man oft Mühe hat, sich zu dem Glauben zu erheben, es könne ein solches Streben in der Kunst sich auch nur kurze Zeit halten. Und dennoch ist es so, und leider nicht allein bei Bühnen, die ihre Existenz blos der Gunst und dem Zuströmen der Menge verdanken. Was bei den Vorständen einiger Bühnen eine durch die Noth gebotene Speculation auf die Einnahmen bewirkt, bewirkt bei andern, die in Hinsicht ihrer ökonomischen Lage eine festere Deckung haben, eben so oft das Verkennen des eigentlichen höheren Zweckes des Theaters, und durch beides ist dann dasselbe im Allgemeinen zu einem Standpunkt herabgekommen, auf welchem es kaum mehr einen höheren Anspruch machen kann, als den, eine Zeitvertreibungsanstalt zu sein, gut genug, um einen geschäftsleeren Abend damit auszufüllen. Daß dieser Zustand aber nicht erst seit heute und gestern, oder seit dem Verstummen und Zurückziehen unserer größten dramatischen Dichter von dem Treiben der Theater (wie Göthe z. B. vom weimarschen) eingetreten ist, beweist sich schon daraus, daß Göthe bereits 1802, in einem Aufsatze im weimarschen Mode-Journal, sich zu dem Wunsch gedrungen fühlte: „es möchten endlich einmal bei uns, wie bei den Franzosen, Engländern, Spaniern und Italienern, sich die Werke unserer guten Dichter auf den Bühnen feststellen, damit auch unsere Theater-Repertorien einmal den Anblick gewährten, den die jener Nationen gewähren, und damit dem immer stärker anflutenden Schlechten und Losen ein Damm des guten Geschmacks entgegengestellt würde." Leider ist dieser Wunsch ein sogenannter frommer geblieben, und es bedarf nur eines Blickes auf das seit mehren Jahren von Winkler (Theodor Hell) in Dresden herausgegebene Tagebuch der deutschen Bühnen (einem Verzeichniß der auf den bedeutendsten Theatern Deutschlands monatlich aufgeführten Sachen), um sich zu überzeugen, daß in dieser Hinsicht fast überall das Gute von dem Schlechten, das Gediegene von dem Losen und blos auf den Moment berechneten, bei weitem überwogen wird, und daß, wie wir oben bereits bemerkten, das Streben der meisten Directionen weit mehr auf die, durch den Drang der Umstände gebotene Füllung

des Seckels (jetzt wegen des unverhältnißmäßig gestiegenen Gagen-Etats der Schauspieler um so nöthiger) und auf Anlockung und den Beifall der Masse, als auf Erreichung eines wahren Kunstzweckes gerichtet ist. Überhaupt machten hiervon nur sehr wenige Bühnen periodisch eine ehrenwerthe Ausnahme, wie z. B. die weimarsche, so lange Göthe ihr vorstand und Schiller darauf wirkte, und die hamburger und berliner in einzelnen Zeitpunkten, und dennoch ist gerade bei uns die dramatische Literatur, ihrer ächten Universalität wegen, worin sich die keiner andern Nation mit ihr vergleichen läßt, so reich an dem mannichfachsten Guten! — Denn nicht nur, daß die, im Grunde noch neue Literatur unsers Volkes selbst eine Anzahl dramatischer Dichterwerke aus den verschiedensten Gattungen aufzuweisen hat, die sich kühn mit dem Besten zusammenstellen können, was andere Länder und andere Zeiten hervorbrachten, so hat auch der deutsche Fleiß mit emsigem Bemühen fast alles gesammelt und übertragen, was das Ausland Schönes hervorbrachte. — Daß übrigens das so ungemein eingerissene Treiben der mehrsten deutschen Bühnen, alles zur Aufführung zu bringen, was nur die Neugier lockt und die Schaulust der Menge für den Augenblick befriedigt, und darüber das Gute und die Kunst Fördernde und Ehrende hintenanzusetzen, nicht noch mehr um sich greift, als schon geschehen, und hierdurch am Ende gänzlich der Standpunkt verrückt werde, den eigentlich das Theater, als eine Kunstanstalt, bestimmt dasjenige zur lebendigen Anschauung zu bringen, was das Genie der Ausgezeichnetsten in einsamen Stunden Würdiges und Schönes hervorbrachte, einnehmen soll: dies muß dermalen Gegenstand und Zweck der Kritik sein, die aber dann, will sie dies bewirken, sich freilich auch ganz anders gestalten muß, als wir sie jetzt in den mehrsten Tageblättern finden, wo sie entweder als eine dienstbare und der Histrionen-Eitelkeit Weihrauch streuende Magd, oder als eine Art animal mordax auftritt, welches nur am Wege lauert, um alles Vorüberziehende mit giftigem Zahne anzufallen.

Retif de la Bretonne, ein höchst origineller und wunderlicher, aber dabei oft sehr geistreicher französischer Roman- und Novellenschreiber, geb. 1734. Er hatte sehr unvollkommene Studien gemacht, die er zwar später nachzuholen versuchte, was ihm aber nur wenig gelang. Retif kam nach Auxerre zu einem Buchdrucker in die Lehre, wo er tolle Streiche machte, die er in einem seiner Romane (le coeur humain devoilé) sehr offenherzig erzählt. In Paris ging es noch viel wilder her und er versank hier in das tiefste Elend. Er raffte sich aber wieder empor und brachte es so weit, daß er Besitzer einer kleinen eigenen Buchdruckerei wurde. Zugleich machte er sich zum Autor, sowol um etwas zu verdienen, als um, wie er sagte, der Welt nützlich zu werden. Man sagt, daß er beim Setzen seiner Schriften (das er selbst besorgte) erst die meisten derselben componirt habe, und wenige von ihnen vorher seien niedergeschrieben worden. Ein derber Naturwitz, ein gewisses Talent für Beobachtung, eine nur zu lebhafte Farbenmischung bei seinen Gemälden ersetzte, was ihnen an feinerer Ausbildung und an geregelter und kunstgemäßer Form abging. Unter seinen zahlreichen Schriften, die im Ganzen an 150 Bändchen betragen, sind besonders les contemporains merkwürdig und beziehungsweise gewiß sehr anziehend. Er hat in ihnen in abgesonderten Geschichten die Sitten und den Charakter der Frauen seiner Zeit schildern wollen; ein Bestreben, das ihm, der nur einen [illegible]igen, aber am wenigsten achtbaren Kreis derselben kannte, nur

sehr einseitig gelingen konnte. Indessen hatte er in diesem Kreise nicht übel beobachtet und das Erlebte ist oft gut, aber auch meist sehr anstößig wieder erzählt. Diejenige seiner Schriften, welche sich am meisten bemerkbar machte, war der paysan perverti (der verderbte Landmann), eine höchst abenteuerliche, aber oft bewundernswürdige Zusammenstellung. Er hat in derselben die Geschichte eines jungen Menschen vom Lande erzählt, der stufenweise und in aller Unerfahrenheit mit allen Graden der städtischen Verderbtheit unter den verworfensten Menschenclassen bekannt wird. Das Laster, das Retif aus eigenen Erfahrungen so genau hatte kennen lernen, ist hier oft mit der empörendsten Treue und mit den schmuzigsten Farben geschildert, allein mitten unter dieser Anhäufung von Gräueln sieht man Züge des Genies und das Ganze bleibt nicht ohne Belehrung. Sein Styl ist von der höchsten Incorrectheit. Er sah selbst mit großer Verachtung auf diejenigen Schriftsteller herab, die auf die Ausbildung der Schreibart besondre Sorgfalt verwendeten. Diese nannte er die Glühwürmchen (les vers luisans) der Literatur. Auch wollte er ein System der Orthographie einführen, nach welchem die französische Sprache so geschrieben werden solle, als sie ausgesprochen wird. Die Übertreibung, die er hinein legte, war Schuld, daß man auch das Gute übersah, das in seiner Grundidee wohl enthalten sein mochte. Eine Zeitlang war er mit Mercier, dem Verfasser des Tableau de Paris, sehr verbunden; allein der Streit über eine astronomische Frage entzweite sie. Wahrscheinlich kam C. S. Cramer dadurch auch in Retifs Bekanntschaft. In dem Journal „Frankreich" befindet sich aus seinem Tagebuche die höchst anziehende Erzählung von einem Besuche, den er (Cr.) einmal dem Retif gemacht hat.

* **Rhabdomantie.** So nennt man das theils blos natürliche, theils zu einer Kunst ausgebildete Vermögen mancher Menschen, unter der Erde verborgene Dinge, besonders Metalle oder Erze und Wassermassen, durch ein Ferngefühl wahrzunehmen, auch wol die Entdeckung derselben durch die Anwendung gewisser Werkzeuge, z. B. der Wünschelruthe, zu unterstützen. Daß die Rhabdomantie kein leeres Vorgeben sei, und daß deren Ausübung keinesweges in die Kathegorie magischer Gaukeleien gesetzt werden dürfe, gehört mit zu den mannichfachen, durch den thierischen Magnetismus gemachten Entdeckungen, namentlich zu den sichern, aus den Erscheinungen des Somnambulismus gezogenen Resultaten. Es ist eine durch häufige Beispiele in der Geschichte des thierischen Magnetismus bestätigte Thatsache, daß bei magnetisirten Personen oder Somnambulen eine große Empfänglichkeit für die Einwirkung der Metalle und anderer mineralischen Körper entsteht, so daß ihnen oft schon die Annäherung derselben, noch mehr aber die Berührung, meist widrige, seltener angenehme Empfindungen erregt. Die Rhabdomanten (Metall- und Wasserfühler) sind Menschen, welche diese Empfänglichkeit von Natur und im wachsenden Zustande besitzen. Nach Ritters und Amorettis Berichten (beide Schriftsteller, besonders letzterer, haben über diesen Gegenstand viel beobachtet und versucht) zeigt sich bei solchen Personen, wenn sie in die Nähe unterirdischer Gewässer, Erzlager u. dgl. kommen, eine Veränderung des Pulses, entweder als Beschleunigung oder Langsamerwerden desselben, Gefühl von Kälte oder Wärme, welches in einzelnen Theilen des Körpers entsteht, und oft sogar thermometrisch ist (auf das Thermometer Einfluß hat); fer-

Digitized by Google

ner zeigen sich Geschmacksempfindungen, krampfigte Zusammenziehung einzelner Theile, Zuckungen, oft ganz den elektrischen Schlägen gleich, Schwindel, Ekel, Unruhe, Ängstlichkeit u. s. w. — Erscheinungen, welche hier nur im Allgemeinen bemerkt sind, im Einzelnen aber auch einzeln vorkommen und nach der Individualität des rhabdomantischen Subjects verschiedentlich modificirt sind. — Die Einwirkung der Metalle, des Wassers und anderer Mineralkörper auf rhabdomantische Personen ist sonach nicht von derjenigen dynamischen Art, wie die Wechselwirkung zwischen elektrischen oder mineralmagnetischen Körpern, noch weniger ist sie von mechanischer Art, sondern sie ist der thierisch-magnetischen Einwirkung analog oder gleich, und kann daher, der Unterscheidung wegen, magisch (sympathisch oder antipathisch) genannt werden. — Der Sache nach und hinsichtlich der wesentlichen Erscheinungen war die Rhabdomantie schon den Alten bekannt. „Aus den ältesten Zeiten — sagt in dieser Beziehung Kieser in seinem System des Tellurismus 1ster Th. S. 115 ff. — finden sich Andeutungen und Nachrichten von einer Kunst, unter der Erde verborgne Metall- und Wasseradern zu entdecken, nämlich von einem unmittelbaren Vermögen, das Dasein derselben unter der Erde zu fühlen; welche Kunst also nur die neuere Rhabdomantie ist." — Hierher gehört bei den Griechen die Sage von dem Metallfühler Linkeus. Snorro Sturleson (Heimskringla, eller Snorro Sturleson's nordländske konunga Sagor. Stockholm, 1697. fol. P. 1. Cap. VII.) berichtet, daß Odin, der erste der Asen, wußte, wo Gold, Silber und Erz in der Erde verborgen lag. Del Rio (Martin del Rio disquisitionum magicarum libri sex. Colon. Agripp. 1633. 4. p. 22) erzählt, „daß es in Spanien Menschen gäbe, Zahuris genannt, welche unter der Erde verborgne Dinge, Wasser- und Erzadern, so wie Leichname sähen," u. s. w. — Auch scheint bei den Orakeln der ältern Zeit durch den Mund begeisterter Personen in den den Göttern geweihten Tempeln, Hainen, Grotten u. s. w. die Begeisterung ein somnambuler Zustand gewesen zu sein, welcher künstlich durch magnetische Einwirkung verschiedner Substanzen, besonders des Wassers, erzeugt wurde; eine Vermuthung, welche die Berichte classischer Schriftsteller über diesen Gegenstand mehr als wahrscheinlich machen. — Eine Kunst wird die Rhabdomantie genannt, insofern man sich rhabdomantischer Werkzeuge dabei bedient, deren Wirkungsweise aber bisher noch nicht befriedigend erklärt werden konnte. Diese Werkzeuge sind bekannt unter den Benennungen 1) des siderischen Pendels, 2) des bipolaren Cylinders, 3) der Wünschelruthe. Der siderische Pendel besteht in einem Kügelchen von fast beliebiger Substanz (z. B. aus Metall, Schwefel, Holz, Siegellack, Glas ꝛc.), welches an einem ungedrehten Faden (Menschenhaar, ungesponnene Seide ꝛc.) befestigt ist. Beim Gebrauche faßt man den Faden des Pendels zwischen zwei Fingern und hält diesen schwebend, ohne ihn zu bewegen, über eine siderische Substanz (z. B. eine Metallplatte, eine mit Wasser oder Salz gefüllte Schale. S. d. Art. Siderismus). Wenn nun der den Pendel haltende Mensch, in welchem Grade es sei, siderische Empfänglichkeit (rhabdomantische Eigenschaft) hat, so geräth der Pendel in eine kreisförmig schwingende Bewegung, deren Verschiedenheit von den verschiedenen Verhältnissen, welche hier zusammentreffen, abzuhängen scheint, z. B. von der verschiedenen Substanz, sowol des Pendels als der unter ihm befindlichen Sache, von dem Abstande des

Digitized by Google

Pendels von dem unter ihm liegenden Körper, von der Individualität des den Pendel haltenden oder anderer diesen Menschen berührenden Menschen u. s. w. Die Hauptverschiedenheit der Pendelschwingung besteht in ihrer Richtung, welche zwiefach ist; sie erfolgt in dem einen Falle von der Linken zur Rechten, also mit der Sonne, rechtläufig; in dem andern Falle von der Rechten zur Linken, also gegen die Sonne, rückläufig. Daß hier nicht (in vielen Fällen wenigstens) die mechanische Bewegung des Fingers die Schwingung des Pendels erzeugt, scheint aus genauer Beobachtung vieler Versuche dieser Art hervorzugehen, und wenigstens ist der Umstand merkwürdig, daß die Pendelschwingung nie erfolgt, wenn nicht die Hand eines lebenden Menschen den Faden des Pendels unmittelbar berührt. — Der bipolare Cylinder besteht aus einem zweipoligen, leicht beweglichen Körper, dergl. eine Magnetnadel oder ein zwei metalliger cylindrischer Stab ist; überhaupt verrichtet jeder leichte, langrunde Körper, z. B. eine Schreibfeder mit der Fahne, die Dienste des bipolaren Cylinders, welchen der siderisch empfängliche Mensch (Rhabdomant) zwischen Daumen und Zeigefinger in senkrechter Richtung hält, während er mit der andern Hand einen siderisch wirkenden Körper, z. B. ein Metall, berührt. Unter diesen Umständen entsteht eine langsame, drehende Bewegung des Cylinders zwischen den Fingern, die ebenfalls, wie beim Pendel, nach Beschaffenheit der Verhältnisse, bald rechtläufig, bald rückläufig ist. — Zur Wünschelruthe endlich bedient man sich einer biegsamen Ruthe von beliebiger Substanz (Haselruthe, Fischbein, Eisen), von 3 — 4 Fuß Länge, oder auch einer gabelförmigen Ruthe. Die beiden Enden derselben werden in beide Hände genommen, so daß die Ruthe aufwärts gebogen erscheint. Auch hier entsteht, wenn der die Ruthe haltende Mensch rhabdomantisch ist und Metall oder andere siderische Substanzen berührt oder in deren Nähe kommt, eine nach unten sich drehende langsame Bewegung der Ruthe, und zwar nach Umständen in verschiedener Richtung, nach innen oder außen, was der rechtläufigen und rückläufigen Bewegung der vorhergehenden Werkzeuge entspricht, und wie bei diesen, so erfolgt auch bei der Wünschelruthe keine Bewegung ohne mittelbare oder unmittelbare Berührung derselben durch einen lebenden Menschen. Man erkennt hieraus wenigstens so viel, daß die rhabdomantischen Werkzeuge für sich nichts wirken können, und wenn sich auch die Realität ihrer Mitwirkung bei der Rhabdomantie nicht läugnen läßt, so können und dürfen sie doch nur als Bestimmungsmittel des rhabdomantischen Vermögens, gleichsam als Anzeige des Grades der Wechselwirkung zwischen dem Rhabdomanten und den unter der Erde befindlichen, durch ihn zu entdeckenden, Gegenständen betrachtet werden. Unter den rhabdomantischen Werkzeugen ist die Wünschelruthe das bekannteste, und ihr Gebrauch erstreckt sich bis in die frühesten Zeiten. Daß bei der Handhabung der Wünschelruthe, wie beim Gebrauche der übrigen rhabdomantischen Werkzeuge, Selbsttäuschung leicht möglich ist, auch nicht selten Statt gefunden haben mag, ist nicht zu läugnen, und wenn auch in den Zeiten des herrschenden Aberglaubens von Gauklern und sogenannten Schatzgräbern viel Unfug damit getrieben wurde, so versteht es sich darum immer von selbst, daß der Misbrauch kein Beweis gegen eine Thatsache und deren Nützlichkeit ist. So lange es Menschen gibt, welche für den Einfluß siderischer Substanzen (magnetisch wirkender Körper des Mineralreichs) viel Empfänglichkeit haben, mag man

Digitized by Google

immer die Rhabdomantie durch Erfahrung und Theorie zu vervollkommnen suchen, als eine Kunst, deren Nützlichkeit sich schon längst bewährt hat und ferner bewähren wird. Im südlichen Frankreich und in der Schweiz übt man sie häufig unter dem Namen der Metalloskopie (Kunst des Metallfühlens) und der Hydroskopie (Kunst des Wasserfühlens). Bei der Ausübung schließt man aus der Richtung, der Dauer und den übrigen Verhältnissen der Bewegung der rhabdomantischen Werkzeuge, auf die Qualität, Quantität, Entfernung und Lage der unterirdischen siderischen Substanzen, oder man achtet zu diesem Behuf auf die bei verschiedenen Rhabdomanten verschiedenen Empfindungen, welche sie an ihrem Körper bemerken. Der Zweck der Kunst aber besteht in der Entdeckung unterirdischer Quellen (zum Brunnergraben), der Salzquellen und Salzlager, der Erzgänge, Schwefelkieslager, Steinkohlenlager u. s. w.

*Rigi, der aus dem lateinischen mons regius oder regina montium entstandene Name eines von allen Seiten freistehenden hohen Berges im Canton Schwyz, zwischen dem zuger, luzerner und lowerzer See, der zu den merkwürdigsten und besuchtesten Höhenpunkten in der Schweiz gehört. Die Ansicht desselben ist besonders von Mitternacht und Morgen sehr malerisch. An seinem Fuße liegen eine große Anzahl Dörfer zerstreut, und auf seinen Höhen über 150 Sennhütten, wohin die Umwohner ihr Vieh zur Weide treiben. Die Anhöhen gegen den zuger See sind kalt, öde und steil, die südlichen weniger schroff, und man findet hier süße Kastanien, sogar Mandel- und Feigenbäume. Der gewöhnliche Weg für Fußgänger geht über Arth, für Reiter über Lowerz, die sich auf dem Abhange des Berges vereinigen. Bei dem Hospiz, wo einige Capuziner wohnen, findet man vier Wirthshäuser. Im Hospiz ist am 22sten Juli ein viel besuchtes Fest, wobei die Hirten gymnastische Spiele aller Art zeigen. In den Wirthshäusern wohnen während der warmen Jahreszeit diejenigen, welche die Molkenkur auf dem Rigi gebrauchen. Von dem Hospiz steigt man zu den höchsten Spitzen des Berges, die sämmtlich die herrlichsten Aussichten darbieten. Die höchste ist der nördlich sich erhebende Rigikulm, der 5676 Fuß über dem Meere liegt. Man übersieht hier die ganze östliche und nördliche Schweiz und weit in Schwaben hinein, den Jura, bis gegen Biel, die Hochalpen bis zur Jungfrau im Canton Bern, und zählt 14 Seen. Unter dem Titel: Der Rigi in Zeichnungen, lieferten Füßli und H. Meyer die schönsten Ansichten (Zürich 1807) mit einer Beschreibung und einer Charte vom ganzen Horizont des Rigikulms in 4 Blättern. Der Rigi ist sehr reich an Alpenpflanzen und selbst Gewächsen südlicher Gegenden, die man besonders am mittägigen Abhange findet. Auch geognostisch merkwürdig ist der Rigi, der vom Fuße bis zum Gipfel aus abwechselnden Schichten von Breccien (Kieselgeschiebe, die durch gröbliche Sandkörner und ein kalk[illegible]indemittel verbunden sind) und Sandstein besteht. Die n[illegible]zum zuger See abfallende Seite ist besonders merkwü[illegible]ung der Bestandtheile des Berges zeigt. Die [illegible]0 bis 60 Fuß mächtig, und höher hinau[illegible] einer überraschenden Regel-

Partei in diesem Bürgerkriege, bis er endlich von einem republikanischen Soldaten in einem Zweigefecht getödtet wurde. Der Name La Roche-Jacquelin, seinen Anhängern, welche ihn den „Helden der Vendée" nannten, vor allen andern werth, wurde von ihnen in ihren kriegerischen Gesängen gefeiert, und die, welche ihn überlebt haben, erinnern sich seiner noch jetzt nicht anders als mit Enthusiasmus. — Seine Gemahlin nahm an seinen Kriegszügen beständig Theil und bewies durch Besonnenheit, Treue, Ausdauer und Begeisterung für die von ihr einmal ergriffene Sache einen großen Charakter und ausgezeichneten Heldensinn. Die von ihr über den Vendéekrieg und ihre eigenen und ihres Gemahls Schicksale herausgegebenen Memoiren sind für die Geschichte der Zeit höchst merkwürdig und überhaupt sehr anziehend. Der Baron Lamotte Fouqué hat solche auszugsweise übersetzt. Die Familie La Roche-Jacquelin wurde 1815 bei der Besetzung der Normandie durch die preuß. Armee von dem Officiercorps derselben sehr ausgezeichnet, und dem ältesten Sohne der Marquise ward 1817 von dem preuß. Gesandten in Paris, im Namen desselben, ein prächtiger Degen, als Zeichen ihrer Bewunderung für diese Heldenfamilie, feierlich überreicht. — Die Brüder Heinrichs, Louis und August, haben mit Auszeichnung in dem Vendéekriege gefochten, ohne jedoch den Ruhm des ältern Bruders zu erreichen.

Roncesvalles, franz. Roncevaux, ein Thal in Navarra, zwischen Pampeluna und St. Jean Pied de Port, wo, nach der Sage, die Nachhut von Carls des Großen Heer von den Arabern (778) geschlagen wurde, und der tapfre Roland seinen Tod fand. Diese Roncevall-Schlacht spielt in dem Fabelkreise Carls des Großen (vergl. Ritterwesen und Roland, Bd. 8) und seiner Helden eine glänzende Rolle und ist der Gegenstand mehrer Dichtungen, die meist aus des Erzbischofs Turpin fabelhafter Geschichte Carls des Großen schöpften. Durch den gleichnamigen Hauptort des Thales geht die über die Pyrenäen nach Frankreich führende Rolandspforte, und in der Kirche des Städtchens werden fabelhafte Alterthümer von Roland aufbewahrt. — Die Franzosen schlugen hier unter Moncey 1794 die Spanier, und 1813 drängte Wellington den Marschall Soult aus einer festen Stellung in diesem Thale.

Rosenöl (Rosenholzöl). Diese wohlriechende Essenz kommt nicht, wie man gemeinhin glaubt, von den Blumen, deren Namen sie nur wegen der Geruchsähnlichkeit erhalten hat, sondern von dem Holze eines Strauches, welches uns unter dem Namen Rosenholz aus den canarischen und antillischen Inseln, auch aus der Levante, namentlich von Rhodus (daher auch Rhodiserholz), zugeführt wird. Dieses Holz (Lignum Rhodium) hat einen sehr angenehmen Rosengeruch und liefert, mit Wasser destillirt, das goldgelbe, nach und nach sich röthende Oleum L. Rhodii, von bitterm Geschmack und sehr angenehmem Rosengeruche, aber in so geringer Masse (nur $\frac{1}{200}$ bis $\frac{1}{300}$), daß daraus der hohe Preis dieses Öls leicht zu erklären ist.

Roß (Capitain), s. Nordpol-Expedition, Bd. 6.

*Rossini (Gioachimo), das leuchtende Gestirn der jetzt lebenden Opernconponisten Italiens. Im 17ten Jahre, sagt ein italienisches Journal, begann Rossini seine musikalischen Kräfte zu entfalten, und jetzt (1822) in seinem 30sten zählt er schon mehr als 30 glänzende Triumphe seiner Kunst. Seine Werke sind über ganz Europa zerstreut, und ganz Europa nahm sie als entzückende Blüten Italiens

Digitized by Google

freudig auf. Nicht zufrieden, alle Herzen von den Mündungen der Donau bis zu der des Tajo, vom finnischen Meerbusen bis zur Spitze von Lilibeo gewonnen zu haben, drangen sie über den Canal, über den Ocean auf die andere Halbkugel, öffneten die stumpfesten Ohren, entflammten die frostigsten Herzen, elektrisirten die schwerfälligsten Geister, und berauschten mit ihrer süßen Anmuth die gebildetsten, wie die rohesten Völker. Die musikalischen Annalen erzählen fast kein ähnliches Beispiel, von der schnell verbreiteten Celebrität eines Tonsetzers. Dies sind Thatsachen, die sich nicht ableugnen lassen, und um solche glänzende Wirkungen in der Welt zu erklären, würde es abgeschmackt sein, dem heutigen musikalischen Publicum den Geschmack durchaus abzusprechen. Wir wissen zwar, daß außerhalb Italien Rossini's Ruhm nicht überall fest gegründet steht, daß er der Gegenstand des Streits entgegengesetzter Parteien in der musikalischen Welt geworden ist; aber es ist seinen Gegnern auch nicht gelungen, mehr zu behaupten, als daß den meisten Werken des berühmten Tonsetzers die Gründlichkeit der musikalischen Ausführung und die Tiefe der dramatischen Charakteristik fehle, durch welche Gluck und Mozart als unvergängliche Sonnen über tausend streifenden Kometen glänzen; Eigenschaften, die aber bei andern neuern Tonsetzern eine Schwerfälligkeit und harmonische Künstelei erzeugt hatten, bei welcher in dem Zuhörer oft Zweifel entstehen konnte, ob die Musik auch eine Kunst sei, die auf das Ohr gebaut ist. Was ist es nun aber, das in Rossini's Werken jetzt die ganze Welt bezaubert? Es ist vornehmlich der unerschöpfliche Quell von wohlklingenden Melodien, die sich, in das Ohr sich einschmeichelnd, sogleich dem Gedächtniß, oft unwiderstehlich und unauslöschlich, einprägen und jeden zum Nachsingen reizen; es ist fast eben so sehr die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit reizender Verzierungen, mit welchen er seine Melodien ausschmückt, ja oft, gegen den Charakter des zu schildernden Gemüthszustandes, überladet. In seinen Gesangstücken läßt sich nicht verkennen, daß er selbst fertiger und ausgebildeter Sänger ist, der von seinen Sängern das in höchster Vollkommenheit fordert, was seine italienische Kehle mit Fertigkeit, Anmuth und Ausdruck hervorzubringen im Stande ist; und er scheint in dem Maße Tonsetzer für den Gesang zu sein, als er selbst Sänger, und zwar italienischer Sänger ist. Man müßte daher zuerst den italienischen Gesang überhaupt als etwas Nichtiges darstellen, was keinem Vernünftigen und Einsichtsvollen einfallen wird, wenn man Rossinis Ruhm als Gesangscomponisten in Anspruch nehmen wollte; so eng ist dieser mit italienischem Gesang verbunden, dem er neuen Reiz und Stoff gegeben, und mannichfaltige anmuthige Weisen geschaffen hat. Wenn man somit Rossini, um so mehr, da er durch die Fruchtbarkeit seines Genies alle Theater in Italien beherrscht, gar wohl den Repräsentanten der gegenwärtigen italienischen Theatermusik nennen kann, so haben die Angriffe derjenigen Gegner Rossinis wenig Gewicht, welche seine Werke entweder blos aus Partituren kennen, oder sie von Sängern haben ausführen hören, die für italienischen Gesang nicht geeignet sind und ihr Organ nicht zu beherrschen verstehen, wie es die italienische Kunst verlangt. Nur wer Rossinis Gesangsstücke von Italienern, oder wenigstens durch Sänger, welche den italienischen Gesang in Charakter und Formen sich angeeignet haben, und zwar in den gehörigen Zeitmaßen vortragen hörte, kann über die Wirkung urtheilen, welche der Tonsetzer hervorbringen wollte. Ein anderer Vorwurf aber, welchen man Rossini gegründeter machen könnte, ist

Digitized by Google

der, daß viele seiner Melodien statt reine Themata zu sein, schon selbst Variationen, Übergänge, Verbindung von Manieren sind, und daß er die Empfindung selten in der Einfachheit auszudrücken weiß, welche seine großen Vorgänger, wie Cimarosa, Paesiello, Zingarelli, auszeichnete, die auch dem Sänger mehr Gelegenheit gaben, durch das Portament der Stimme zu wirken; aber bei alledem muß man gestehen, daß, wenn sich hier auch Ausartung und Überladung zeigt, durch die das menschliche Organ zuletzt zu einem Instrumente gemacht wird, seine Melodien und Manieren doch immer von reicher Erfindung und Empfindung zeugen. Ein anderer Grund dieser Überladung liegt wol darin, daß er eine reichere Instrumentation als seine Vorgänger anwendete, und dadurch die Stimmen glänzender zu behandeln, sich bewogen fand. Daß er die Charakteristik sehr vernachlässigt, und in dieser Beziehung nie Mozart, Gluck, ja selbst andern noch lebenden großen Tonsetzern wird gleichgestellt werden können; dies ist ein Vorwurf, den seine Landsleute mit ihm tragen, die ihn dazu verleitet haben, und denen eine theatralische Vorstellung größtentheils als Concert gilt, in welchem die Aufmerksamkeit sich immer nur auf einige glänzende Stücke heftet. Und doch hat Rossini Proben abgelegt, daß er auch tragische Stimmungen und Charaktere gründlicher darzustellen fähig ist — wie in Othello und Zelmira; — noch entschiedner ist sein Talent für das Komische, wovon sein fast überall mit Wohlgefallen aufgenommener Barbier von Sevilla das günstigste Zeugniß ablegt. Hier lodert das jugendliche Feuer seines Genius, das alle seine Werke mehr oder weniger durchdringt, und den Zuhörer oft auch wider Willen elektrisch ergreift, am reinsten, und strahlt in den mannichfaltigsten Farben; hier sind bizarre Coups weniger störend. Außer jenen Verstößen gegen Costüme, Charakteristik und poetische Wahrheit mag man ihm Incorrectheit und Mangel an gründlichem Satz, häufige Wiederholung eigner und Benutzung fremder Gedanken vorwerfen; Fehler, welche alle theils aus dem Leichtsinn des schnell berühmt gewordenen Componisten, theils aus dem damit verbundenen vorherrschenden Streben nach Effecten (das sich z. B. in seinen bekannten Crescendos zeigt), und aus den gegenwärtigen Musikverhältnissen in Italien überhaupt zu erklären sind. Allein diese Fehler, die freilich einem Werke des fruchtbaren Componisten mehr, als dem andern schaden, sind noch keineswegs so groß, daß dadurch die glänzenden Vorzüge dieses genialen Tonsetzers, nämlich seine an Melodien und interessanten Motiven in der Instrumentation und Begleitung reiche Erfindungskraft, sein Feuer, seine Anmuth und Leichtigkeit, seine Kunst, den Gesang immer so zu behandeln, daß er bei dem erforderlichen Vortrage immer Herrscher bleibt, und von der Begleitung gehoben in sein schönstes Licht tritt, und überhaupt seine Kunst, Ohr und Kehle nicht ohne den Reiz der Originalität zu befriedigen, verdunkelt und aufgehoben werden könnten. Einige jener Fehler zeigten sich ohnedies noch bedeutender in seinen frühern Werken, z. B. Incorrectheit des Satzes, — und man muß, wo nicht von Fehlerhaftigkeit der Abschriften die Rede ist (die freilich mit der Vervielfältigung derselben, zumal außerhalb des Vaterlandes des Tonsetzers wächst), neben diesen Fehlern, je offener sie sich häufig kund geben, die Größe des Talents um so mehr bewundern, das ungeachtet eines so mangelhaften Studiums, oder bei so großem Leichtsinn, doch wiederum auch so manches wahrhaft Ergreifende und überraschend Treffende hervorbringt, wie besonders in seinen neuesten Werken bemerkbar ist. Daß übrigens

Digitized by Google

von seinen Werken, eben weil ihnen die Tiefe der Charakteristik und die Gediegenheit der Ausbildung so häufig mangelt, gar vieles als Mode schneller vorübergehen wird, als seine unbedingten Lobredner glauben mögen, wird den nicht kümmern, der blos für die Gegenwart wirkt und lebt. Indessen ist doch sein Einfluß auf den musikalischen Geschmack überhaupt sehr bedeutend, wenn auch nicht durchaus günstig. Denn dadurch, daß er die Reize des Ohrs sucht, und an frischen Melodien Vorrath hat, wirkt seine Musik der trockenen harmonischen Künstelei, der originalitätssüchtigen Bizarrerie, der Herrschaft der Harmonie über die Singstimmen vortheilhaft entgegen, wiewol er andern Theils, und noch mehr seine Nachahmer, durch allzuweit getriebene Forderungen an Kehlenfertigkeit, durch Gefallen an immer wiederkehrenden, die Ohren kitzelnden Lieblingsmanieren, dem tiefen ausdrucksvollen Vortrag und dem Geschmack am einfach Großen sehr geschadet hat. Aber noch bedeutender ist Rossinis Einfluß auf die italienische Musik insbesondere. Er macht nämlich in der Musik der Italiener hauptsächlich dadurch Epoche, daß er die durch Ausbildung der Instrumentalmusik in der neuern Zeit und vornehmlich unter den Deutschen gemachten Fortschritte in der Harmonie benutzte, die allzuleere harmonische Begleitung verdrängte und so mit den Reizen italienischer Melodie eine interessantere und reichere Harmonie und Instrumentation verband. — Nachdem wir das Wichtigste und Wesentlichste über Rossinis Charakter als Tonsetzer gesagt haben, fügen wir noch einige biographische Notizen bei. Rossini ist um das J. 1790 zu Pesaro in Romagna geboren und sang als Knabe mit seiner Mutter auf dem Theater zu Bologna. Zu seiner musikalischen Ausbildung trug vorzüglich der Pater Mattei daselbst bei. Doch scheint er keine gründliche Schule gemacht, sondern sich mehr auf seine Bekanntschaft mit den Werken der Neuern, vornehmlich eines Haydn, Mozart, Cherubini, Spontini, und auf sein großes Talent für Gesang verlassen zu haben. Er fing schon früh an zu componiren. Seine Opern sind ungefähr in folgender Ordnung geschrieben: l'Italiana in Algieri; die ernsthafte Oper: Ciro in Babilon, welche theilweise gelobt wurde; die komischen Opern: l'Inganno felice, il Turco in Italia, in denen sich sein eigentlicher Genius schon mehr offenbarte. Weniger genannt sind die ernsten Opern: Demetrio e Polibio, Sigismondo, die Opera buffa: la pietra del paragone, und die Farce: la Champiale. Das meiste Aufsehen machte sein Tancredi, welcher 1813 in Venedig zum erstenmale mit glänzender Wirkung gegeben wurde. Seitdem hat der Ruf seines großen Talents ihm von allen italienischen Opernbühnen Bestellungen verschafft, denen er in außerordentlich kurzer Zeit, oft zum Nachtheile seines Ruhms Genüge zu leisten weiß. Bekannt ist, daß mehre seiner Opern, selbst komische und tragische, nur eine gemeinschaftliche Ouvertüre haben. Seit 1817 ungefähr fing er auch an, in Deutschland Mode zu werden. Die Oper Tancred und die Italienerin in Algier führten ihn hier zuerst ein. Seitdem hat sich sein Ruf vermehrt durch die Opern: la gazza ladra (die diebische Elster), Elisabetta regina d'Inghilterra, Armida, Eduardo e Cristina, la donna del lago, Ricciardo e Zoraide, il barbiere di Seviglia, Otello, Cenerentola (Aschenbrödel), Corradino, Moisè und Zelmira. Die letztern werden für die besten gehalten. Nachdem Rossini's Gesänge auch in ganz Italien mit schallendem Beifall aufgenommen worden, erntete er noch größern Triumph in Wien 1822, wohin er mit der ausgezeichneten Oper des Hrn. Ber-

Digitized by Google

baja und der Sängerin Mad. Colbran, die er eben erst geheirathet hatte, kam, und wo er seine Zelmira, nebst mehrern andern Opern mit dem glänzendsten Erfolg selbst aufführte, und alle, die seine nähere Bekanntschaft machten, durch seine liebenswürdige Persönlichkeit, und durch seinen angenehmen Gesang entzückte. In dem nördlichen Deutschland, wo man jedoch auch die Sänger nicht besitzt, welche zum Vortrag rossinischer Gesangsstücke erfordert werden, findet Rossini noch die meisten Gegner, weil man hier die Gediegenheit classischer Meister, und vornehmlich eines Mozart verehrt und bewundert. In Paris und London, welchen letztern Ort er in diesem Jahre (1823) besuchte, hat er ebenfalls ein großes Publikum gewonnen. Seine letzte Oper: Maometto II., hat an einigen Orten von Italien und in Wien nicht gefallen.

Rothgießerei, Kunstgießerei in Metall und Bronze. Die größten Meister in diesem Zweige der Bildnerkunst erzeugte Italien und Deutschland. Hochberühmt war dort der Florentiner **Lorenzo Ghiberti** (s. d. Art.), dessen bronzene, reich verzierte Thüren die Taufcapelle des heil. Johannes zu Florenz schmücken. Unter den Deutschen ist der vorzüglichste, der treffliche Peter Vischer, der mit seinen fünf Söhnen das 1519 vollendete Grabmal des heil. Sebaldus in Nürnberg goß.

Rotrou (Jean), französischer Trauerspieldichter, geb. 1609 zu Dreux, wo er als städtischer Beamter lebte. Er war unter den dramatischen Dichtern unmittelbar vor Corneille der geistreichste. Er schrieb 36 Stücke, Trauerspiele, Tragikomödien und Lustspiele, wovon aber nur das von Marmontel überarbeitete Trauerspiel Wenceslas, dessen Grundlage von dem spanischen Dichter Francisco de Moras entlehnt ist, sich auf der Bühne erhalten hat. Er suchte das Trauerspiel und die Tragikomödie durch moralische Zwecke zu veredeln, und seine Helden und Heldinnen christliche Empfindungen vortragen zu lassen. Rotrou zeichnete sich durch sehr edle Gesinnungen aus. Er weigerte sich standhaft, als Richelieu, der ihm ein Jahrgeld gab, in ihn drang, unter den Tadlern des Trauerspiels Cid aufzutreten, die der Cardinal zu werben suchte. Rotrou ward das Opfer seines Edelmuths, als er 1650, wo eine pestartige Seuche furchtbare Verheerungen in seiner Vaterstadt machte, sich durch keine Vorstellungen seiner Freunde bewegen ließ, seine Mitbürger, deren Wohlfahrt zu befördern seine Amtspflicht gebot, in ihren Bedrängnissen zu verlassen.

Rotten Borough, heißt ein verödeter Marktflecken, welcher nach und nach so sehr in Verfall gerathen ist, daß das ursprünglich darauf haftende Recht, Abgeordnete ins Parlament zu senden, in die Hände weniger Eigenthümer gekommen ist. Borough heißt in England jeder Ort, der berechtigt ist, Repräsentanten ins Haus der Gemeinen zu wählen, das bekanntlich seit der Mitte des 14ten Jahrh. neben den Baronen, als abgesonderte Stellvertretung bestand. Seitdem sind viele, in alten Zeiten zur Reichsstandschaft berechtigte Örter zu armseligen Dörfchen herabgesunken, wo oft nur sehr wenige abhängige Eigenthümer das alte Stimmrecht ausüben, während ansehnliche, später zu Wohlstand und Ansehen gekommene Städte, wie Manchester, Leeds, Birmingham, Sheffield, bis jetzt ohne Wahlrecht sind. Solcher Örter werden ungefähr 20 bis 30 gerechnet, die zusammen 50 bis 60 Abgeordnete zum Parlament wählen. Darunter gehören auch die Trümmer des Fleckens Alt-Sarum (Old-Sarum)

Digitized by Google

einige Meilen von Salisbury, wo in einem Bauernhause, dem einzigen Überreste des Ortes, zur Zeit einer Parlamentswahl sich sieben Landeigenthümer, welchen die umliegenden Ländereien gehören, versammeln, um zwei Abgeordnete zu wählen. Man hat bei Gelegenheit der zahlreichen Vorschläge zur Verbesserung der Parlamentsverfassung jedesmal auch auf Aufhebung dieses Mißbrauches gedrungen, aber immer vergebens, da die verödeten, so wie die in Verfall gerathenen Flecken, entweder unter dem Einflusse angesehener Gutsbesitzer stehen, in deren Händen daher die Wahl ist, oder aber durch eine Betriebsamkeit, die man Fleckenmäkelei (Borough-jobbing) nennt, zur Verfügung der Minister sind, und daher Schatzkammerflecken (Treasury-boroughs) genannt werden. Dieser schmähliche Handel war zu Anfang des 18ten Jahrh. kaum bekannt, und ward erst in den letzten 50 Jahren allmählig zu seiner gegenwärtigen Ausdehnung gebracht. Solcher Schatzkammerflecken, wo höchstens einige hundert Stimmführer leben, gibt es besonders sehr viele in den Grafschaften Devon und Cornwall. Hier läßt sich ein betriebsamer Mäkler nieder, gewöhnlich einer vom Rechtsgelehrtengeschlechte, der dann zur Zeit der Parlamentswahl seinen Handel mit der Regierung macht, sich theils Geld, theils Einfluß auf Ämterverleihung in seinem Bezirke bedingt, und dagegen die Verpflichtung übernimmt, den vorgeschlagenen Bewerber wählen zu lassen, der auf diese Art gar nicht unter das Strafgesetz gegen Bestechung der Wähler fällt. Die Vertheidiger der bestehenden Wahlgesetze, wozu besonders der verstorbene geistreiche und patriotische, aber in diesem Punkte von Vorurtheilen seltsam verblendete Windham gehörte, suchen zwar auch diesen Mißbrauch zu beschönigen, und meinen, es komme überhaupt auf die Wahlform wenig an, wenn nur die ausgezeichnetsten Köpfe in den großen Volksrathe versammelt würden, wozu gerade der in jenen Flecken leicht zu erlangende Einfluß (zumal wenn redliche Vaterlandsfreunde ihn ausübten) ein Mittel werden könne. Aber selbst wenn man dies zugeben wollte, würde man dennoch solche Mißbräuche verdammen müssen, da der unwürdige Gebrauch, die Wahlberechtigten in den eigentlichen Rotten Boroughs, wie in den andern feilen Flecken, zu gewinnen, nothwendig unter dem Volke die Liebe zur Freiheit und den Stolz auf Unabhängigkeit unterdrücken wird, und da in den Gefühlen des Volkes allerdings mehr als in der Zusammensetzung der gesetzgebenden Versammlung, der wahre Lebensquell der Landesfreiheit zu suchen ist.

Routiniers nennt man diejenigen Ärzte, welche bei der Ausübung ihrer Kunst blos einige eingelernte Regeln in Anwendung bringen, ohne sich um die tiefere Begründung derselben weiter zu bekümmern. Solche Regeln sind bald aus der rohesten Empirie, bald von irgend einem medicinischen Systeme entlehnt. Jedoch in dem einen, so wie in dem andern Falle wird man finden, daß der Routinier entweder von sehr beschränkten Geisteskräften ist, oder daß seine frühere wissenschaftliche Bildung im hohen Grade vernachlässigt worden war, oder endlich, daß beide Umstände vorhanden sind. In der Stufenfolge der Heilkünstler werden daher jederzeit die Routiniers den niedrigsten Rang haben können, mit dem die mehresten freilich gewöhnlich nicht zufrieden sind. Im Gegentheile ist der übergang vom Routinier zum Charlatan sehr gewöhnlich, und beide Charaktere sind oft vereinigt. Alsdann aber bildet sich eine niedrige und sehr schädliche Individualität aus. Der Routinier, der

ch dafür erkennt, und weiter nichts sein will, kann im Mangel wirk-
ch ausgebildeter Ärzte, an denen nirgends Überfluß ist, eine nützliche
olle als Landarzt (wie z. B. in Baiern) spielen. Er wird in den
ällen, wo seine Regel nicht ausreicht, einen andern Arzt zu Rathe
ehen, was begreiflich der Charlatan im frechen Übermuthe unterläßt.

* Rüchel (Ernst Friedr. Wilh. Phil. von), königl. preußischer
General-Lieutenant, geb. 1754 zu Zizenow in Hinterpommern. Als
er letzte Zweig seines Geschlechts, nach dem Tode seiner im 7jähri-
en Kriege rühmlich gefallenen drei ältern Brüder, sollte er sich den
Wissenschaften widmen, aber entschiedene Neigung trieb ihn zum
Kriegsdienste, und er ward 1771 als Cadet angestellt. Als General-
Adjutant des verstorbenen Feldmarschalls von Knobelsdorf zeichnete
r sich im baierischen Erbfolgekriege in den Gefechten bei Grumbach
nd Gabel aus. Nach dem Frieden übernahm er den Unterricht der
ungen Officiere des Stoyentinischen Regiments, wobei er stand, bis
781 Friedrich II., das aufkeimende Talent bemerkend, ihn nach Pots-
am berief. Er ward sogleich als Hauptmann zum Generalstab ver-
tzt, und begleitete den König bei allen Revüen. Seine Fähigkeiten,
ine Thätigkeit und besonders sein biederer Sinn, gewannen ihm die
nade des Königs, der ihn während eines Winters täglich zu sich
ommen ließ, und ihn mehrere später gedruckte Werke, unter andern
ie Histoire de mon tems, in der Handschrift lesen ließ, wobei er
hm viele Erläuterungen und Aufschlüsse gab. Im folgenden Jahre
ußte er, nach einer vom Könige selbst entworfenen Anweisung, die
Schauplätze des 7jährigen Krieges bereisen, und seine dabei gemachten
Beobachtungen aufzeichnen, die den Beifall seines königlichen Lehrers
ewannen. Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn zum Major und gab
hm 1789 die Aufsicht über die Militair-Erziehungsanstalten. Er
ard 1791 Flügeladjutant, und erhielt den Auftrag, Vorschläge zur
Verbesserung der Armee zu machen, die auch sogleich ausgeführt wur-
en. Im folgenden Jahre war er als Militair-Gesandter bei dem
essischen Corps, wohnte dem Treffen von Clermont bei, und rettete
päter, mit Hülfe der Hessen, Coblenz und Ehrenbreitstein, als Cu-
ine diese Punkte bedrohte. Nach dem Falle von Mainz schützte er
ießen und Darmstadt, bis zur Ankunft des preußischen Heeres, und
ls dieses nach dem Verlust von Frankfurt in eine mißliche Lage ge-
ieth, entwarf er den Plan zur Wiedereroberung der Stadt, da er
uf Einverständnisse mit den Bürgern rechnen konnte. Die Tapfer-
eit der Hessen führte diesen Entwurf glücklich aus. Im folgenden
ahre zeichnete er sich in mehreren Gefechten am Rhein unter des
önigs Anführung aus, und befehligte eine Heerabtheilung, welche
ie Angriffe der Franzosen auf die Mainspitze und die Gustavsburg
ereitelte, sie von den Inseln, worauf sie sich verschanzt hatten, ver-
agte, und dadurch zur nachmaligen Eroberung von Mainz beitrug.
Später löste er die Österreicher vor Landau ab, und traf nach dem
Verluste der weißenburger Linien die besten Anstalten zur Sicherung
es Heeres. Bei Kaiserslautern (1794) führte er siegreich die Avant-
garde, und eben so sehr zeichnete er sich in dem Treffen bei Zwei-
rücken aus. Er hatte sich bis zum Generalmajor aufgeschwungen,
kam nach dem Abschluß des Friedens nach Pommern, ward 1798 zum
Commandeur der Garde und Commandanten von Potsdam ernannt,
nd erhielt bald nachher die Aufsicht über alle Cadettencorps und die
école militaire. Bereits 1799 zum General-Lieutenant befördert,
efehligte er bei der Eröffnung des Feldzugs von 1806 ein Heer von

Digitized by Google

60,000 Mann, das aber vor der Schlacht von Jena durch Vertheilungen auf 12,000 geschmolzen war. Am 14. Oct. früh durch den Fürsten von Hohenlohe von dem bevorstehenden Angriff gegen diesen benachrichtigt, setzte er sich wenige Stunden nachher in Bewegung, um demselben im Nothfall Unterstützung zu leisten. Er erhielt bald die Nachricht von der Niederlage des Fürsten, und die Aufforderung, ihm Hülfe zu bringen, worauf er sogleich gegen den bezeichneten Punkt aufbrach, und erst dann den Rückzug anordnete, als der Feind die Linien schon in der Flanke und im Rücken genommen hatte, und der Oberst Massenbach selbst erklärte, es bleibe nichts anders übrig. Von einer Kartätschenkugel gefährlich verwundet, mußte er den Oberbefehl dem General Larisch übergeben, und entging nur durch ein Wunder dem Tode oder der Gefangenschaft. Übelwollende haben über Rüchels Antheil an jenen für die preußischen Waffen so unglücklichen Ereignissen, nachtheilige Behauptungen verbreitet, deren Widerlegung er bei seinen Lebzeiten seinen Freunden nie gestatten wollte, auf ihre Anträge erwiedernd, er sei in dem Herzen des Königs gerechtfertigt, und habe keinem andern Rechenschaft zu geben. Nach seiner Genesung erhielt er 1807 als General-Gouverneur von Preußen den Auftrag zur Errichtung der Reserven, nach dem Frieden aber ward ihm auf seinen Wunsch der Abschied ertheilt. Seitdem lebte er, von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen, im Kreise der Seinigen auf seinem Gute Hasley, das er aus einer Wüste zu einem freundlichen Landsitze umgeschaffen hatte, und wo er im Januar 1828 starb.

Rückfall nennen die Ärzte die Rückkehr derselben Krankheit, welche entweder bereits gehoben war oder wenigstens sich in dem Stadium der Reconvalescenz befand. Zwar tragen manche Umstände (z. B. fehlerhafte oder unvollkommene Curen, unvollständige oder gestörte Krisen, die Fortdauer der Ursache des ersten Erkrankens, Fehler in der Diät, zu reichliche und unangemessene Speisen und Getränke, zu lebhafte Bewegung, Gemüthsbewegungen, Erkältungen und andere Umstände) viel zu Rückfällen bei und sie vermögen sonst in jeder Reconvalescenz, wo die Gesundheit noch nicht gehörig befestigt ist, den Körper wieder in Krankheit zu stürzen. Die Möglichkeit zu Rückfällen ist daher in den mehresten Krankheiten vorhanden. Einige aber sind ganz vorzüglich dazu geneigt. Dahin gehören epidemische und endemische Fieber, vorzüglich die Wechselfieber, alle Entzündungen ohne Ausnahme, viele Geschwüre und chronische Hautkrankheiten, viele Nervenübel, die Geistes- und Gemüthskrankheiten, Krämpfe, Blutungen, die Ruhr und Unterleibskrankheiten, Katarrhe u. s. w. Oft ist der Rückfall hartnäckiger, gefährlicher als die ursprüngliche Krankheit, durch welche die Constitution schon angegriffen wurde. — Vor den Rückfällen kann man sich nur dadurch schützen, daß man die Ursache derselben vermeidet, und daß die erste Krankheit vollkommen geheilt wird.

Runzeln, die Hautfalten, welche dann entstehen, wenn die Haut weiter ist, als die Theile, welche sie umgibt. Wenn daher die Haut ursprünglich oder nach und nach erschlafft, wenn die unterhalb derselben befindlichen Theile, z. B. das Fett ꝛc., gänzlich schwinden und die Haut sich nicht verhältnißmäßig zusammenzieht, oder wenn die Haut sehr häufig bewegt wird, so müssen Runzeln entstehen, daher beobachtet man sie vorzüglich bei alten, sehr leidenschaftlichen Leuten, bei Reconvalescenten und Kranken, welche an Auszehrung leiden. Sie erscheinen vorzüglich im Gesichte, bei Frauen an den

Brüsten und am Unterleibe (in Folge von Schwangerschaften). Warme Bäder vermehren die Disposition zu denselben, weil sie die Haut erschlaffen.

S.

Sachsen. Statistische Übersicht. 1) **Land und Bewohner.** Durch die Theilung ist der Zustand des Königreichs in jeder Hinsicht wesentlich verändert worden. Es ist, um nur das Allgemeine anzudeuten, hinsichtlich der äußern Verhältnisse zu einem Staate des vierten Ranges herabgesunken, es hat die Hälfte — oder genauer $\frac{1}{7}$ — des Flächenraumes eines rechtlich erworbenen, mit dem übrigen innig verschmolzenen Gebietes, die kleinere Hälfte seiner, durch gleiche Liebe an das Vaterland gefesselten Bewohner, und ungefähr $\frac{1}{2}$ seiner Einkünfte verloren. Nach seinem gegenwärtigen Bestande bildet das Königreich ein nach allen Seiten offenes, wiewol in sich fast ganz geschlossenes Land, das unter den selbstständigen europäischen Staaten an Flächenraum das 20ste, an der Volksmenge das 18te, unter den deutschen Bundesstaaten hingegen in der ersten Hinsicht das 6te, in der andern das 5te ist. Es dehnt sich durch $1\frac{1}{2}$ Grad der Breite und durch $3\frac{1}{2}$ Grade der Länge aus, da es von 50° 9′ bis 51° 29′ nördl. Breite und von 29° 32′ bis 32° 45′ östl. Länge liegt. Seine Grenzen sind östlich und nordöstlich, in einer Länge von 47 Meilen Böhmen, östlich, nordöstlich und nördlich, in einer Ausdehnung von 37 Meilen, das preußische Herzogthum Sachsen, westlich, in einer Länge von 10 Meilen, das Fürstenthum Altenburg, südwestlich, nur in der Ausdehnung von $1\frac{1}{2}$ M., das weimarische Gebiet, in südwestlicher, nördlicher und westlicher Richtung, auf 12 Meilen Länge, die reußischen Lande, und südwestlich, in der Länge von $2\frac{1}{2}$ Meilen, der baiersche Mainkreis. Natürliche Grenzen hat das Land nur gegen Böhmen, in einem Bergzuge, der sich vom Vogtlande über das Erzgebirge, das Elbsandsteingebirge, den Hochwald, die Gebirge an der obern Spree, das zittauer Gebirge und das friedländer Gebirge zieht, wiewol an den wenigsten Stellen die eigentlichen Gebirgsrücken und Hochebenen die Grenzscheide machen, die oft nur Bäche bestimmen. Der Flächenraum ist, bei dem Mangel genauer Messungen, sehr abweichend in Angaben, deren Mittelzahl 320 QM. sein würde, bestimmt worden; doch möchten diejenigen nicht Unrecht haben, welche den wahren Flächenraum noch unter 300 QM. setzen. Hinsichtlich der Größe des Flächenraums folgen die Landestheile in dieser Ordnung: der erzgebirgische, meißnische, leipziger Kreis, die Oberlausitz, der vogtländische Kreis. Der erzgebirgische Kreis begreift allein $\frac{1}{4}$, der meißnische $\frac{1}{5}$, der vogtländische hingegen nur $\frac{1}{11}$ des Ganzen. Sachsen ist größtentheils Gebirgsland, und gehört, seit die Theilung die meisten Ebenen weggenommen hat, zu den gebirgigsten Gebieten Europa's; nur etwa $\frac{1}{8}$ besteht aus Ebenen, $\frac{2}{3}$ aus hügelgem Lande, $\frac{3}{7}$ aus Gebirgen. Ein von Südwest nach Nordost streichendes, gegen Böhmen steiler als gegen Sachsen abfallendes Kettengebirge, das Erzgebirge bildet des Landes höchsten Rücken, und erreicht auf der sächsischen Seite in der vordern Kuppe des Fichtelberges (nach den neuesten barometrischen Messungen 3758 par. Fuß über dem Meere) den höchsten Gipfel. Südwestlich hangt dieser Gebirgskamm mit dem Elster- und Egergebirge zusammen, mit dem Rie-

Digitized by Google

sengebirge hingegen durch das Elbsandsteingebirge und das oberlausi
Gebirge. Zu dem gebirgigen Theile des Landes gehören der südöstlic
weitem größere Theil des Erzgebirges, das südöstliche Viertel des m
schen Kreises, der südöstliche Theil der Lausitz und das südöstliche D
des vogtländischen Kreises. Das Hügelland bilden der überre
erzgebirgischen und das südöstliche Viertel des leipziger Kreises,
Gegenden von Stolpen, Dresden und Meißen, ein Theil der G
den von Oschatz und Radeberg, und endlich der Überrest der Ob
sitz, bis auf einen von Bautzen nach Königsbrück laufenden Str
Das ebene Land begreift, außer diesem Streifen, den Rest des
nischen und ¾ des leipziger Kreises. Die niedrigsten Punkte des
des sind an der preußischen Grenze, wo die Elbe und die zu i
Gebiete gehörenden Flüsse das Land verlassen. Das Hauptth
ganzen Landes ist das Thal der Elbe, nach welchem die Gebirg
abdachen, die oberlausitzischen ausgenommen, die sich nach der
senken. Der Boden ist im Ganzen mittelmäßig, der beste von
ßen abwärts nach der Niederung, bei Chemnitz, Zwickau und Ba
der schlechteste im obern Erzgebirge und in den Waldgegender
Vogtlandes. Alle Gewässer Sachsens, mit Ausnahme der lausitz
Neiß, gehören zum Stromgebiet der schiffbaren Elbe, mit welch
mehr oder weniger mittelbar zur Nordsee gehen. Landseen gi
nicht, und außer mehrern Canälen zu Flößen und zur Erleicht
des Bergbaues, auch keine Canalverbindungen, die doch zur Bec
lichkeit des Verkehrs in einigen Gegenden erwünscht wären. M
ralquellen sind sehr zahlreich, die wichtigsten Radeberg, Schme
bei Camenz, Gießhübel, Schandau, Wolkenstein und Wiesenba
Annaberg. Das Clima ist gemäßigt und gesund, wiewol nac
Verschiedenheit von Berg und Thal, Wald und angebautem L
climatische Abänderungen in einzelnen Gegenden entstehen.
rauhste ist im Obererzgebirge, besonders im südlichen Theil des
Schwarzenberg, und im angrenzenden Vogtlande — einem Land
den man das sächsische Sibirien nennt, wo der Schnee immer
gegen Anfang des Sommers verschwindet und im September
Winter wiederkehrt, ja in einigen Gegenden der Schnee nur i
heißesten Sommern gänzlich schmilzt — und in der südlichsten
Böhmen einlaufenden Spitze des meißnischen Kreises, das milde
der ebenen Gegend des erzgebirgischen, vogtländischen und meißn
Kreises, in der Oberlausitz und im leipziger Kreise.

Mit Naturerzeugnissen ist das Land nicht überreichlich, doch
nicht karg begabt; der Umstand, daß sie dem Boden oft mühsam
gewonnen werden müssen, läßt die Thätigkeit der Bewohner
erschlaffen, und die Erzeugnisse sind ergiebig genug, die aufgew
Mühe zu belohnen. Sachsen enthält mehr als die Hälfte aller
lienarten, und keine Gegend Deutschlands von so geringem Um
hat einen gleichen Reichthum an Mineralien. Gold ist jetzt sel
Flüssen selten. Silber (im Erzgebirge und weit weniger in ei
Theilen des meißnischen Kreises), Eisen (vorzüglich im Erzgeb
Kobald (nirgend so gut und so reichlich als im Erzgebirge),
(fast überall, wo Silber gefunden wird) sind die wichtigsten M
geschlechter. Auch Kupfer (im Erzgebirge), Zinn (im Erzge
und bei Zinnwald im meißnischen Kreise), Quecksilber (in meh
Gegenden des Erzgebirges, doch nicht häufig), Zink, Spieß
Arsenik (im Erzgebirge) sind einträglich. Unter den übrigen M

Digitized by Google

ralien sind, hinsichtlich theils der Seltenheit, theils der Nutzung, auszuzeichnen: der Topasfels (der geognostisch merkwürdige Schneckenstein bei Auerbach im Vogtlande), natürlicher Zinnober, gediegen Wismuth, Wasserblei (bei Altenberg), Wolfram, wahrer Smirgel (bei Eibenstock), Pechstein (besonders bei Meißen), Porzellanerde (bei Aue, und in einem noch unbenutzten Lager bei Nieder-Zwönitz im Erzgebirge), Achat, Marmor, Serpentin, Basalt, Speckstein, Steinkohlen (im Weisseritzthal bei Dresden und bei Zwickau), Sandstein (an der Elbe und bei Zittau) und mehrere Arten von Edelsteinen, z. B. Rubin (selten), Sapphir, Granat. Diese Producte werden durch den Bergbau und das Hüttenwesen gewonnen und veredelt. Der Hauptsitz des wichtigen, unter trefflicher Verwaltung stehenden Bergbaues ist das Erzgebirge in seiner mittlen Höhe (zwischen 1000 und 2000 Fuß über dem Meere) und das niedre Gebirge. Der Gesammtertrag der rohen, oder blos durch Bergbau gewonnenen, nicht durch die Hütten veredelten Mineralproducte wird jährlich auf 1,500,000 Thaler gerechnet. Man gewinnt jährlich an Silber in 59 gangbaren Zechen des Erzgebirges 48 bis 50,000 Mark, nach dem Münzwerthe 640,000 bis 670,000 Thaler; an Kupfer (nicht hinreichend für den Landesbedarf) durchschnittlich etwas über 800 Centner, an Werth gegen 10,000 Thaler; Eisen (über den Landesbedarf) 80 000 Centner, zu dem Werth von 200,000 Thaler; Blei ungefähr 10,000 Centner, nach Mittelwerth 70,000 Thaler; Zinn etwa 3000 Centner, zum Werth von mehr als 100,000 Thalern; Kobald gegen 3000 Centner, zu dem Werth (des rohen Products) von mehr als 100.000 Thalern; Arsenikkies 5—6000 Centner; Porzellanerde 3000 Centner, zu dem Werth von 8000 Thalern; Steinkohlen über 600,000 Scheffel, wovon der plauesche Grund allein $\frac{2}{3}$ liefert, zu dem Werthbetrag von 250,000 Thalern. Durch die Hütten erhalten die rohen Producte einen erhöhten Werth von 1,500,000 Thalern, wozu die Hammer-, die Blaufarbenwerke und die Porzellanmanufactur allein die Hälfte beitragen. Rechnet man dazu verschiedene, die Mineralproducte bearbeitenden Gewerbanstalten; so läßt sich der Gesammtwerth der Mineralproduction auf beinahe 4,000,000 Thaler anschlagen. Die Gewinnung der Mineralien nährt gegen 10,000, und die Fabrication derselben gegen 50,000 Menschen. — Unter den Erzeugnissen des Pflanzenreichs ist vor allem das Holz wichtig. Ungefähr $\frac{1}{3}$ von des Landes Flächenraum ist mit Wald bedeckt; im vogtländischen Kreise $\frac{2}{3}$, im erzgebirgischen $\frac{1}{3}$, im leipziger mehr als $\frac{1}{4}$, im meißnischen $\frac{1}{7}$ der Bodenfläche bewaldet, und etwa $\frac{5}{11}$ sämmtlicher Waldungen sind Staatseigenthum. Fichten, Kiefern und Tannen sind die verbreitetsten Holzarten, unter den Laubhölzern sind die Buchen die häufigsten und nächst ihnen Eichen und Birken. Die Wälder des Hochgebirges sind die wichtigsten, und versorgen sowol die Bewohner desselben mit dem ansehnlichen Bedarf des Brennholzes, als auch eine Menge von Hütten- und Hammerwerken, und mit Beihülfe benachbarter böhmischer Wälder mittelst der Flößen (besonders auf der Kirnitsch, Weisseritz, weißen Elster, Flöhe und Mulde) die Bewohner holzarmer Gegenden. Die Wälder liefern überdies noch viele wilde Beeren, selbst für auswärtigen Absatz, und in einigen Gegenden (bei Altenberg) wahres isländisches Moos. Wenn man von dem Gesammtbetrag der Bodenfläche, die man zu 3,000,000 Morgen angeschlagen hat, abzieht, was für Waldung (800,000 Morgen), Wiesen, Gewässer, Ortschaften, Straßen, viele, aber nicht große Wüstungen

Digitized by Google

in Rechnung zu bringen ist, so wie die unter dem Pflug getrieben und die wegen der erzgebirgischen Koppelwirthschaft jährlich b liegenden Äcker (300,000 Morgen), so bleiben 1,100,000 Morgen gleicher Zeit mit Getreide bestellter Äcker übrig. Die fruchtbar Landstriche sind die Gegend unterhalb Meißen um Lommatsch — „ Landes Meißen große Korntenne" schon im Mittelalter genannt in einem Umfang von 10 Q. M., und das Amt Pegau. Das ist im Verhältniß seiner Bodenfläche und der Einwohnerzahl fru reich und braucht nur $\frac{1}{17}$ seines Getreidebedarfs (die Kartoffeln in Rechnung gebracht) vom Auslande zu kaufen. Der Ackerbau das allgemeinste und einträglichste Gewerbe des Landes und wird vorzüglicher Einsicht getrieben. Das wenigste und geringste K wird im Obererzgebirge (kaum $\frac{1}{7}$ des Bedarfs) und im Vogtl das schönste und schwerste in den Gegenden von Lommatsch, Leis Zwickau, Chemnitz gewonnen. Die wichtigsten Feldfrüchte sind: R gen, Weizen, Gerste, Hafer (den besten liefert das Erzgebirge 5 — 600,000 Scheffeln), Erbsen, Heidekorn, Kartoffeln, die gle falls im Erzgebirge am vorzüglichsten sind. Der Gesammtertrag ner Ernte betrug nach runden Durchschnittssummen von drei Jah 1,500,000 Scheffel Roggen, 220,000 Scheffel Weizen, 750,000 S fel Gerste, 1,580,000 Scheffel Hafer, woraus sich ein Gesamm trag von mehr als 4,000,000 Scheffeln ergeben würde. Da sich doch diese Berechnungen auf die unter der Wahrheit bleibenden C sumentenlisten gründen, so kann man, wenn man die übrigen Fru arten, Erbsen, Linsen, Heidekorn und den wichtigen Ertrag der K toffeln, einen Hauptgegenstand des Ackerbaues in Sachsen, ohne w chen das Erzgebirge und Vogtland nicht bestehen könnten (jäh über 3,000,000 Scheffel) hinzurechnet, wenigstens 8,000,000 S fel als Gesammtertrag einer Mittelernte annehmen. Das Gesetz v bietet die Kornausfuhr, so lange die Preise des Weizens, Roggen der Gerste und des Hafers über 4, 3, 2 und 1 Thaler stehen, d kann der inländische Ackerbauer im Auslande nirgend mehr aus nem Getreide lösen, als im Vaterlande. Der Leinbau ist am wi tigsten im mittlern Erzgebirge bei Frauenstein, Saida, Annab Raps wird um Leipzig, Pegau, Dresden über den Landesbed Mohn nur bei Pegau angebaut. Krapp erzeugt die Gegend von D len; die wichtigsten Tabakspflanzungen, die jährlich doch nur ge 4000 Centner liefern, gibt es östlich von Leipzig. Der Kleebau durch Cultur und Anpflanzung vorzüglicher Arten sehr veredelt w den. Küchengewächse liefern (zum Theil für's Ausland) die Ge den von Leipzig (besonders die Kohlgärten), Pegau, Oschatz, G ßenhain, Dresden, Zittau. Der sehr wichtige und zu hoher V kommenheit gebrachte Obstbau, zuerst durch den Churfürsten Au begründet und in neuern Zeiten (seit 1788) durch Prämien u mein gehoben, blüht besonders in den Ämtern Dresden, Me Leisnig und Colditz, und vorzüglich erzeugt die Gegend von Me bis Nossen und Döbeln treffliche Kirschen. Der Sachsen eigene bo dorfer Apfel, der selbst in Böhmen leicht ausartet, veranlaßt ei eigenen Handelsartikel auf der leipziger Michaelismesse, wo oft 20,000 Thaler Obst überhaupt abgesetzt wird. Der Weinbau, dem 12ten Jahrhundert im Elbthal, seit dem 16ten Jahrhundert s sonders befördert, seit 1799 durch eine Weinbaugesellschaft (in M ßen) belebt, hat sein Hauptgebiet von Pillnitz bis unterhalb Mei besonders auf dem rechten Elbufer, und hier vorzüglich auf den S

Digitized by Google

itgebirgen. Man schätzt die Bodenfläche sämmtlicher Weinberge auf — 8000 Morgen. Ein bedeutender Theil derselben ist königliches Eigenthum. Der Ertrag sämmtlicher Weinberge wurde 1813 auf 00,000 dresdner Eimer (zu 72 Kannen) angeschlagen. Der Hopfenau, in frühern Zeiten bedeutender, wird oberhalb Pirna (bei Rathen und Wehlen), bei Schneeberg, Wurzen, Penig getrieben, liefert aber bei weitem nicht die Hälfte des inländischen Bedarfs. — Von den Erzeugnissen des Thierreichs gehören zur Urproduction vorzüglich Schwarz- und Rothwild, mehre kleine Raubthiere (unter andern, wie man behauptet, noch wilde Katzen oberhalb Schandau), Hasen überall in großer Menge; mehre Raubvögel; der Auerhahn (im Erzgebirge, in der sächsischen Schweiz und im Voigtlande), das Birkhuhn, der Fasan (sehr selten), der Trappe (nur selten bei Leipzig und Wurzen), Rebhühner fast überall häufig, Lerchen (ein Handelsartikel für Leipzig), Singvögel (die im Erzgebirge, besonders in Beermsgrün, abgerichtet werden, und in's Ausland, oft bis Rußland, gehen), Fische, bis zum Lachs (besonders im Lachsbach bei Hohnstein, in den beiden Mulden und in der Zschopau), Wels und Stör, besonders aber Karpfen (in einigen Teichen oft bis zu 28 Pfund schwer) und Forellen (vorzüglich im Erzgebirge und in den Bächen der sächsischen Schweiz), Fischotter (zwar selten, doch fast überall), Biber (nur an der Mulde und an der untern Elbe), Schildkröten (selten in der Pleiße, Parde und Mulde). Im Allgemeinen hat das Wildpret gegen frühere Zeiten sehr abgenommen, und das Schwarzwild ist in neuern Zeiten auf einige Gegenden an großen niederländischen Haiden beschränkt worden; noch immer aber ist besonders das Rothwild in mehreren Gegenden ein beklagtes Hinderniß des Landbaues. Hinsichtlich der Rindviehzucht gilt der vogtländische Viehstamm für den besten in Sachsen; aber auch im untern Erzgebirge findet man einen trefflichen Stamm, und auf großen Landgütern gibt es überall veredeltes Vieh aus schweizerischem, friesischem und holsteinischem Stamme. Die Rindviehzucht ist nicht ausreichend für den Landesbedarf an Schlachtvieh, wozu viel aus Polen kommt. Die Pferdezucht liefert zwar einen guten, durch die Hengste des Landgestüts seit 1787 veredelten Stamm, aber nicht hinreichend für das Bedürfniß. Die Schafzucht ist vorzüglich wichtig. Seit 1765 wurde durch eingeführte spanische Merinoschafe und durch die Anlage von Stammschäfereien (vergl. den Artikel Schafzucht), welchen eine eigene Behörde vorsteht, der einheimische Stamm dergestalt veredelt, daß man das einheimische deutsche Schaf fast nirgend mehr in Sachsen findet, da man es auch in einigen gebirgischen Gegenden durch den ungarischen Stamm veredelt hat. Man kann wenigstens 1,100,000 Schafe in Sachsen, im Durchschnitt 4000 auf die Q. M. rechnen, wovon $\frac{4}{5}$ veredelt sind, und der jährliche Ertrag der sächsischen feinen Wolle, die man jeder andern vorzieht, wird auf 2,000,000 Thaler angeschlagen. Dagegen soll aber auch der 10te bis 12te Theil des Landes zu Gunsten der Schaftrift unangebaut liegen. Die Schafzucht blüht am meisten in den Gegenden von Döbeln, Oschatz, Lommatsch, Pegau, Leipzig, westlich von Pirna und um Bautzen. Außer den königlichen Schäfereien ist die Schäferei des Grafen von Schönburg zu Rochsburg im Erzgebirge als die vorzüglichste in Deutschland zu erwähnen. Man hat jedoch die Bemerkung gemacht, daß Sachsen, wofern nicht Maßregeln zur Sicherung seines Schatzes getroffen würden, in Gefahr stehe, Ausländer die Früchte

Digitized by Google

gewinnen zu sehen, die dem Lande bestimmt waren, da manche für Schäfereien ihre Stammthiere verschleudern und die Schäfereien selten verstehen sollen, eine richtige Auswahl ihrer Stammthiere treffen. — Die Schweinezucht ist für den inländischen Bedarf unzureichend. Bienenzucht wird besonders im nördlichen Theile Landes, aber im Ganzen schwächer, als es früher geschah, und ausreichend für den Bedarf betrieben.

Nach den beim Bundestage gemachten Angaben beträgt die Gesammtzahl der Bewohner des Königreichs 1,200,000; da indessen Ergebniß nicht auf Zählungen, der einzig sichern Grundlage, auch auf Berechnungen nach Anleitung der Verzeichnisse der Geborenen und Gestorbenen, sondern hauptsächlich auf den nichts weniger als genauen Consumentenverzeichnissen zu beruhen scheint, so kann man eine größere Zahl annehmen, die man auf wenigstens 1,3[illegible] setzen darf. Sachsen gehört zu den bevölkertsten Theilen Europa's, und wenn wir eine Mittelzahl aus den verschiedenen Angaben des Flächenraumes und die eben angenommene Volksmenge zum Grunde legen, so erhalten wir im Durchschnitt 5000 Seelen für jede Q. M. Am dichtesten ist die Bevölkerung in den Gegenden von Schneeberg (7000 Menschen auf der Q. M. nach Abzug der Städte), Zittau (8000 auf der Q. M.), bei Chemnitz und in den schönburgischen Besitzungen. Der Bevölkerungsgrad ist weniger nach den Landestheilen, als nach einzelnen Bezirken verschieden; denn es finden im erzgebirgischen Kreise 5440, im leipziger 5500, im meißnischen 4440, im vogtländischen beinahe 4000, in der Oberlausitz 3000 Seelen auf die Q. M. gerechnet. Die Volksmenge ist vertheilt in 145 Städte und 3255 wirkliche Dorfgemeinden *). Im Durchschnitt zählt man auf der Q. M. 14 bis 15 Ortschaften. Das Verhältniß der Städtezahl zum Flächenraum ist in Sachsen günstiger, als in Deutschland überhaupt, wo man auf 5 Q. M. nur eine Stadt rechnet, während in Sachsen auf eine Stadt noch nicht 2 Q. M. kommen. Der südwestlichste Theil des Erzgebirges kann für den städtereichsten Theil Deutschlands gelten. Über ein Drittheil der gesammten Volksmenge in den vier Kreisen wohnt in Städten, in der Oberlausitz aber haben die Städte verhältnißmäßig weniger Bewohner, als das platte Land. In den vierten Rang der europäischen Städte (mit mehr als 50,000 Einw.) gehört Dresden; in den fünften (mit 30 bis 40,000 E.) Leipzig; in den siebenten (mit 14,000 E.) Chemnitz. 3 Städte (Zittau, Freiberg, Bautzen) haben 7 — 10 000, 2 Städte (Plauen und Meißen) 5 — 6000, 8 Städte 4 — 5000, 20 Städte 3 — 4000, eben so viele 2 — 3000, 56 nur 1000 — 2000 und 3 unter 1000 E. Von Dörfern mit mehr als 2000 E. gibt es im meißnischen Kreise 1, im erzgebirgischen 9, in der Oberlausitz 9, worunter die Fabrikdörfer Eybau und Großschönau (jedes mit 4000) und Eversbach (mit 700 H. und 5000 E.), Sachsens größtes Dorf, gehören. Die Dörfer sind im Ganzen wohl gebaut, die ansehnlichsten im Erzgebirge, besonders in der Gegend von Chemnitz. Der Abstammung nach bestehen die Bewohner des Landes aus Deutschen — die Hauptmasse der Volksmenge, wozu besonders der Einwohnerstamm des Erzgebirges und Vogtlandes gehört — und Wenden, die in

*) Nach Schiffners Angabe in dem ausgezeichneten, viele seither angenommene Irrthümer berichtigenden Art. Sachsen in Schumanns Lexikon von Sachsen.

Digitized by Google

Oberlausitz, in einem von Deutschen umgebenen Bezirke, besonders um Bautzen und Löbau, wohnen, durch Sprache weniger, aber jetzt durch Sitten und Tracht, die nur bei den Weibern noch ganz eigenthümlich ist, ihren rein slavischen Ursprung verrathen, durch körperliche Kraft und starken Hang zur Sinnlichkeit von den Deutschen sich unterscheiden, aber auch durch Fleiß, Bildsamkeit und Gastfreiheit sich empfehlen. Die Bewohner des Hochlandes zeichnen sich vor dem Niederländer durch schärfer hervortretende Volksthümlichkeit aus; der Vogtländer ist rauher und härter, doch genügsam, treu und thätig, der Erzgebirger kraftvoll, kühn, gewerbsam, ehrlich und gutmüthig, der Bewohner des meißnischen und leipziger Kreises meist wohlhabend und mit städtischer Üppigkeit nicht unbekannt. Im Ganzen steht der Sachse auf dem höchsten Standpunkte deutscher Cultur, ist unternehmend und thätig, mit Kunst und Wissenschaft vertraut, durch Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe ausgezeichnet, Neuerungen im Allgemeinen abhold, bedachtsam und besonnen in seiner Thätigkeit. Die Sprache der deutschen Einwohner kommt der seit dem 16ten Jahrhundert ausgebildeten Schriftsprache ziemlich nahe, zwischen Ober- und Niederdeutsch in der Mitte stehend, jedoch nicht ohne viele mundartliche Abweichungen und landschaftliche Eigenheiten, wie sie denn im Erzgebirge härter und widrig singend, im Vogtlande noch rauher und unreiner wird. Am besten spricht das Volk südlich bei Dresden, wiewol es ein Vorurtheil ist, daß man hier das reinste Deutsch rede. — Die Sterblichkeit ist, trotz der starken Bevölkerung und der zahlreichen Städte, nur gering, und es scheint angenommen werden zu können, daß jährlich $\frac{1}{35}$ der Volksmenge, also eine Zahl von etwa 36,000 Menschen stirbt. Das Verhältniß der Gebornen bestimmt man wie 1 zu 28, wonach jährlich 50,000 Kinder geboren würden, wozu der erzgebirgische Kreis allein über 18,000 beiträgt. Auf eine Ehe rechnet man vier Kinder. — Die Bewohner Sachsens, der Wiege der Reformation, sind besonders seit 1539 dem evangelisch-lutherischen Bekenntnisse zugethan, dessen Anhänger in den vier Kreisen die überwiegende Mehrzahl bilden, ihrem Glauben aus Überzeugung treu sind, und überhaupt durch fromme Gesinnung sich auszeichnen. Zum katholischen Glauben, dem seit 1697 der Fürstenstamm sich wieder zugewendet hat, gehören über 30,000, wovon in Dresden 5000, die meisten aber in der Oberlausitz wohnen. Reformirte, über 600, meist Nachkommen französischer Glaubensflüchtlinge, haben seit 1686 in Dresden und seit 1701 in Leipzig Bethäuser und sind in diesen beiden Städten am zahlreichsten. Die Mitglieder der Brüdergemeinde haben, außer dem Hauptsitze Herrnhut, in der sächsischen Oberlausitz noch eine Colonie zu Kleinwelka bei Bautzen, und besonders in diesem Landestheile mehr zerstreute Freunde. Die Nachkommen der aus Böhmen vertriebenen Protestanten, die böhmischen Brüder (s. d. Art. Bd. 2.) haben in Dresden und Zittau eigene Kirchen und Prediger. In der Oberlausitz findet man noch zerstreute Quäker, Schwenkfeldianer (s. d. Art. Bd. 8.) und Anhänger Jakob Böhme's (s. d. Art. Bd. 2.). Juden sind am zahlreichsten in Dresden (1000), in weit geringerer Zahl in Leipzig. — Hinsichtlich der bürgerlichen Verschiedenheit zerfallen die Bewohner in erbliche Stände: Adel, Bürger, Bauern, und in persönliche: Geistlichkeit, Staatsbeamte, Kriegsleute. Der Adel, der noch von den Zeiten des Lehnwesens her große Vorrechte genießt, theilt sich in den hohen und niedern. Zu dem erstern gehören diejenigen, die ehemals Sitz und

Stimme auf Reichs- und Kreistagen hatten und noch jetzt unter Königs Oberhoheit eine mehr oder weniger untergeordnete Landeshoheit über ihre Unterthanen ausüben; der niedere Adel aber begreift die Mitglieder der gesammten Ritterschaft, worunter auch die zu den Standesherren gehörigen Grafen und Freiherren gerechnet werden. Die Rechte des Adels sind theils persönliche Vorrechte, theils dingliche, von dem Besitze eines adeligen Lehns abhängige Rechte, und zu diesem gehörrn: Landtagsfähigkeit (unter Voraussetzung der erforderlichen Ahnenzahl), Freiheit von Geleite und Landzöllen, von verschiedenen indirecten Steuern, hinsichtlich der Erzeugnisse seiner Güter, und von den die Stelle der Grundsteuer vertretenden Abgaben (s. unten), Patrimonialgerichte und niedere Jagd. Der Reichthum des sächsischen Adels, unter welchem es sehr alte Geschlechter gibt, sammelt sich immer mehr in einigen reichen Familien, oder geht auf den Bürgerstand über. Der sächsische Adel gehört zu dem gebildetsten und fleißigsten, aber nicht immer vorurtheilsfreisten Deutschlands. — Zum Bürgerstand rechnet man alle, die nach deutschem Recht als Freigeborne betrachtet werden, überhaupt alle nicht adligen Städtebewohner. Diese sind in Sachsen lehnsfähig, mit dem Rechte, Rittergüter zu erwerben, ohne jedoch dadurch persönliche Landtagsfähigkeit zu erlangen. In ihren Händen ruhen vorzüglich Handel und Gewerbe, womit überhaupt $\frac{1}{4}$ der Bewohner des Landes beschäftigt sind, während nach der Theilung desselben nur noch sich der Urproduction widmen. Unter den Bauern unterscheidet man ursprünglich freie, die ein ererbtes, nicht mit Frohnen belastetes Gut besitzen, freigewordene, die zu Frohndiensten verpflichtet sind, welche jedoch nach sächsischem Rechte als gemessene, nicht als ungemessene Fröhner angesehen werden, und endlich Leibeigene, die es doch nur noch in der Oberlausitz gibt, zwar nicht in dem strengen mittelalterlichen Sinne, aber unter dem Namen der Erbunterthänigen sind sie doch, weil sie auf sogenanntem dingpflichtigen Boden geboren wurden, schon in der Wiege dem Grundherrn zu Diensten verpflichtet und dürfen das Gut nicht nach freiem Willen verlassen. Der sächsische Bauer darf als solcher keine bürgerlichen Gewerbe treiben, und wird auf dem Landtage nicht durch eigne Abgeordnete vertreten. — Unter den persönlichen Ständen genießt der Gelehrte in Sachsen noch die verdiente Achtung, so daß Sachsen ihm auch einen Theil seiner Achtung beim Auslande verdankt. Die akademischen Lehrer, die Prediger und Schullehrer haben ihren eignen Gerichtsstand, besondere Vorrechte und Befreiungen. Eben so die übrigen persönlichen Stände, Hofbediente und Krieger.

Hinsichtlich der wissenschaftlichen Cultur nimmt Sachsen seit der Reformation und durch dieselbe — was seine Licht liebenden und verbreitenden Bewohner nie vergessen werden — nicht nur unter den deutschen, sondern überhaupt unter Europa's Staaten einen ausgezeichneten Rang ein, und es hat schon seit Jahrhunderten ein allmähliges Fortschreiten seiner höheren und mittleren Volksclassen vor den Süddeutschen voraus. Fast in jedem Fache der Wissenschaften haben sich Sachsen ausgezeichnet und manche Fächer zuerst ausbilden helfen. Man rechnet $\frac{1}{12}$ der gesammten Schriftstellerzahl Deutschlands auf Sachsen. An der Spitze aller Anstalten für höhere und gelehrte Bildung steht die Universität zu Leipzig mit ungefähr 900 — 1200 Studirenden, die eine angemessene Freiheit genießen und sch

Digitized by Google

urch den Umstand, daß die Stadt nicht von der Universität allein ebt, in den Schranken des Anstandes gehalten werden. [Die Uni- ersität, auch in ihrer Verfassung eine Tochter der prager, besitzt, ach Abzug einer Schuld von 107,005 Thalern, ein Gesammtvermö- en von 789,474 Thalern an Capitalien und Grundstücken, wozu, ußer sehr bedeutenden Gebäuden in Leipzig, auch acht Dörfer gehö- en. Der jährliche Ertrag dieses Vermögens ist 43,330 Thaler, wo- on jedoch der größte Theil einzelnen Stiftungen eigen ist. Das der niversität als Gesammtheit zuständige Vermögen, die eigentliche Quelle ihres Einkommens, gewährt zusammen eine Einnahme von 4,161 Thalern, wovon wieder für die Besoldungen der 23 Professo- en alter Stiftung 13,710 Thaler abgehen. Die Universität genießt aber vom Staate noch eine bedeutende Unterstützung, sowol zur Be- oldung oder Belohnung der übrigen Lehrer, deren Gesammtzahl zwi- chen 50 und 70 ist, als zur Erhaltung verschiedener zur Universität ehörenden Anstalten, und erhält seit dem letzten Landtage von den Ständen jährlich 2000 Thaler.] Die Hauptvorbereitungsanstalten ür gelehrte Bildung sind die beiden Landesschulen zu Meißen und Grimma (s. d. Art. Fürstenschulen, Bd. 5.), deren Stiftung aus ingezogenen Klostergütern zu den wohlthätigsten Vermächtnissen der Reformation gehört. Außerdem sind hieher die Gelehrtenschulen in ehren der bedeutendsten Städte (Dresden, Leipzig, Bautzen, Frei- erg, Zittau, Zwickau) zu rechnen. Unter den für nicht gelehrte Bildung bestimmten Schulen gibt es in mehren Städten, wie in Dresden, Leipzig, Bautzen, Zittau, vorzügliche Anstalten. Kein Kirchspiel im Lande ist ohne Schule, und in mehren großen Dörfern ibt es mehr als eine. Zur Verbesserung der Unterrichtsweise hat esonders das 1788 gestiftete allgemeine Landschullehrer-Seminarium u Dresden wohlthätig gewirkt. Außer diesem gibt es noch ähnliche nstalten für einzelne Bezirke, wie Freiberg, Bautzen, Zittau, Glau- hau. In den bedeutendsten Städten gibt es Freischulen für Arme, nd in Dresden, Leipzig und Freiberg Sonntagsschulen für Hand- erkslehrlinge, welche in den beiden ersten Städten von den Frei- aurerlogen gestiftet wurden. Als Lehranstalten für besondere Zwecke nd ausgezeichnet: 1) die Bergakademie zu Freiberg zur wissenschaft- ichen Bildung der dem Bergbau sich widmenden Jünglinge, welche eit ihrer Stiftung im J. 1766 Zöglinge aus allen Ländern Euro- a's und selbst aus andern Welttheilen gehabt hat; 2) die ursprüng- ich 1748 gestiftete, 1815 nach einem bessern Plane eingerichtete chi- urgisch-medicinische Akademie zu Dresden, zunächst zur Bildung üchtiger Feldwundärzte, mit welcher eine Hebammenschule und ein ntbindung-haus verbunden und eine Thierarzneischule vereinigt ist;) die 1816 zur öffentlichen Anstalt erhobene Forstakademie zu Tha- andt (s. d. Art. Bd. 9.), wo alle, die beim Forstwesen Anstellung uchen, sich bilden müssen, und die häufig von Ausländern besucht ird; 4) die 1815 und 1816 aus der ehemaligen Ingenieur-Akade- ie und Artillerieschule nach einem erweiterten Plane neu geschaffene Militair-Akademie zu Dresden, die Officiere für alle Waffengattun- en bildet; 5) die Ritterakademie oder das Cadettenhaus zu Dresden, ur wissenschaftlichen Bildung adeliger Jünglinge, hauptsächlich für en Kriegsdienst. Zu den literarischen Vereinen gehören: die seit ehr als 50 Jahren nützlich wirkende ökonomische Societät, die ihren auptstamm zu Dresden und eine Nebengesellschaft zu Leipzig hat; e Jablonowskische, die deutsche, die Linnéische und die naturfor-

Digitized by Google

schende Gesellschaft, sämmtlich zu Leipzig, die mineralogische G
schaft und die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dr
Unter den öffentlichen Büchersammlungen steht oben an: die
liche Bibliothek zu Dresden *) mit 220,000 Bänden und 2700
schriften; Leipzig besitzt die Raths- und die Universitäts-Bib
Außer diesen Sammlungen gibt es eine öffentliche Bibliothek
tau und ansehnliche Büchersammlungen bei den Schulen zu A
Freiberg, Zwickau, Leipzig. Ein wichtiges Beförderungsmit
zugleich Barometer der literarischen Cultur ist der Buchhandel
sen Mittelpunkt Leipzig ist, wo in den Ostermessen oft an 20
wärtige Buchhandlungen zusammenkommen. Sachsens Buchh
gen (ungefähr 80) bringen über $\frac{1}{7}$ der jährlich erscheinenden
Werke (etwa 3 — 4000) und darunter die leipziger Buchhand
$\frac{5}{7}$ auf den Büchermarkt. Buchdruckereien sind sehr zahlreich un
jede Mittelstadt hat deren eine, und zuweilen zwei bis drei. —
Friedrich August I. hob sich auch die artistische Cultur in S
durch die Beförderung, die er und nach ihm sein Sohn den K
angedeihen ließen, da man theils Künstler aufmunterte und be
tigte, theils Kunstsammlungen anlegte und erweiterte. (S. d
Dresdens Kunstsammlungen Bd. 2.) Unter den einzelne
sten möchten Bildhauerkunst und Baukunst in Sachsen noch am
testen zurück sein, während es in der Malerei und Kupfer
kunst sehr achtbare Namen aufzuweisen hat. Die schon zu A
des 18ten Jahrh. gestiftete Malerschule ward von dem Churf
Christian 1763 nach Hagedorns Plan in eine Akademie der bil
Künste umgeschaffen, die zu Dresden ihren Sitz hat und mit
eine ähnliche Anstalt zu Leipzig und eine Zeichnungsschule zu A
in Verbindung stehen. Eine Bauschule wurde 1819 damit ve
den. Die jährlichen Ausstellungen der Akademie zu Dresden
den Maßstab zur Beurtheilung der Leistungen ab. Unter Fri
August I. und II. hob sich auch die Tonkunst, welche besonders
eine treffliche Capelle in Dresden gefördert wurde, und fortda
wird durch diese Anstalt, so wie durch stehende Concerte in der H
stadt und in Leipzig zur Erhaltung und Ausbildung des musikal
Geschmacks gewirkt.

Sachsen gehörte von jeher zu den gewerbsamsten Ländern; e
höhern Aufschwung aber erhielt die Betriebsamkeit nach der M
des 16ten Jahrhunderts, wo viele Flüchtlinge aus den spanischen
derlanden, besonders Wollweber, einwanderten, wozu in der F
zeit auch gewerbsame, durch blinden Glaubenseifer vertriebene F
linge aus Österreich und Frankreich kamen. Sachsen ist jetzt hi
lich des Gewerbfleißes und Handels eins der ausgezeichnetsten La
Europa's, und mehr als die Hälfte ($\frac{1}{2}$) seiner Bewohner ge
zu denjenigen, die einheimische oder ausländische rohe Stoffe ver
und damit Verkehr treiben. Das Land erzeugt und veredelt für
eigenen Bedarf, und so viel darüber, daß es das Fehlende vom A
lande nehmen und doch im Wohlstande steigen kann. Die Regier
greift nie hindernd und hemmend, wohl aber durch Belohnun
Preise und andere Begünstigungen fördernd ein, und eine eigene
hörde, die Landes-Ökonomie-Manufactur- und Commerzien-D
tation, hat in diesem Sinne seit 1764 wohlthätig gewirkt.

*) S. Geschichte und Beschreibung der königl. öffentlichen Bibliothek
Dresden, von F. A. Ebert. Leipzig 1822. 8.

Digitized by Google

der wichtigsten Fabriken aus Erzeugnissen des Pflanzenreichs und überhaupt einer der ältesten Gewerbzweige ist die Leinweberei, die vorzüglich auf der rechten Seite der Elbe, in der südöstlichen Lausitz (noch immer der Hauptsitz dieses Gewerbes) und einem Theile des meißnischen Kreises getrieben wird. In der Lausitz hat sich dieser Gewerbzweig seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts aus den Städten fast ganz auf das Land gezogen und dadurch zu dem Dorfhandel Anlaß gegeben, der für das Gedeihen der Fabriken eher förderlich als nachtheilig gewesen ist, und daher auch von der Regierung gegen die Ansprüche der städtischen Monopolisten beschützt wurde. Der Absatz hat zwar, gegen die glänzendste Zeit des Verkehrs im letzten Jahrzehend des 18ten Jahrhunderts, seit einer Reihe von Jahren bedeutend abgenommen, doch mögen sich noch immer gegen 70,000 Menschen mit diesem Gewerbzweige beschäftigen, der auch in dem Damast von Großschönau ein Erzeugniß liefert, das nirgend in gleicher Vortrefflichkeit verfertigt wird. Nachtheilig ist diesem Gewerbzweige der Mangel an hinlänglichen und guten Leinwandbleichen im Inlande, wodurch jährlich eine bedeutende Summe (wenigstens 50,000 Thaler) für Bleicherlohn nach Böhmen und Schlesien geht. Man rechnet den jährlichen Betrag dieses Gewerbes auf 3,000,000 Thaler. Die Wachstuchfabriken zu Leipzig lieferten sonst ganze Schiffsladungen nach Amerika. Gutes Malertuch verfertigt Dresden auch für auswärtigen Absatz. Die Leinenbandmanufacturen um Radeberg, Pulsnitz und Annaberg sind bedeutend. Zwirnspitzen von vorzüglicher Schönheit liefert das Ober-Erzgebirge, wo Annaberg und Schneeberg die Hauptsitze dieser Manufactur sind, die gegen 50,000 Menschen beschäftigt und für beinahe 1,000,000 Thaler Waare umsetzt, wozu nur der feinste Zwirn aus den Niederlanden bezogen wird, da das Erzgebirge selbst Zwirn bis zu 70 Thaler das Pfund spinnt. An Papiermühlen ist Sachsen nach Verhältniß das reichste Land; es gibt deren über 40 und im südwestlichen Erzgebirge kommt eine auf zwei Q. M., und dennoch liefern sie nicht hinlänglich für den Bedarf des schreibend und druckend viel verbrauchenden Landes. — Bedeutender noch, als die Leinweberei, ist die Baumwollen-Fabrication, wozu theils rohe, theils in England gesponnene Baumwolle bezogen wird. Das Erzgebirge und das Vogtland sind die Hauptsitze dieses Gewerbes, und während dort, besonders um Chemnitz, wo es auch die wichtigsten Kattundruckereien und darunter die größte in Deutschland gibt, die Baumwollenweberei und Strumpfwirkerei blühen, ist hier, vorzüglich in Plauen, der Sitz der Mousselin- und Schleierweberei. Nirgend in Deutschland wird die Baumwolle so schön gewebt, als in Sachsen, und seit der Abnahme der Leinweberei hat sich die glückliche Betriebsamkeit des sächsischen Fabrikanten häufig mit Leichtigkeit und Erfolg dem neuern Gewerbe zugewandt. Für Baumwollenwebereien gibt es eine Menge Bleichen, die größten um Mittweida. Die englischen Spinnmaschinen, deren man bereits 18,000 zählt und die sich immer noch vermehren, haben die Handspinnerei sehr vermindert, und man hat es bereits so weit gebracht, daß man aus 16 Loth Baumwolle einen Faden von mehr als 45,000 Fuß Länge spinnt. Spinnmühlen gibt es über 20 um Chemnitz, die schönste in Geier. In und um Chemnitz allein sind gegen 10,000 Menschen mit Baumwollenarbeiten, und um Plauen im Vogtlande 12 — 15,000 mit Mousselinweberei und gegen 10,000 Menschen mit Petinetnähen beschäftigt. Der Betrag der sächsischen Baumwollen-Fabrication möchte leicht $\frac{1}{3}$ der ge-

Digitized by Google

schende Gesellschaft, sämm
schaft und die Gesellscha
Unter den öffentlichen B
liche Bibliothek zu Dre
schriften; Leipzig besi
Außer diesen Sammlu
tau und ansehnliche
Freiberg, Zwickau,
zugleich Barometer
sen Mittelpunkt Lei
wärtige Buchhandlu
gen (ungefähr 80)
Werke (etwa 3 —
auf den Bücher
jede Mittelstadt
Friedrich August
durch die Beförd
angedeihen ließ
tigte, theils
Dresdens K
sten möchten B
testen zurück
kunst sehr ach
des 18ten Ja
Christian 17
Künste umge
eine ähnliche
in Verbindu
den. Die
den Maßstab
August I. u
eine trefflich
wird durch
stadt und i
Geschmacks

Sachse
höhern Au
des 16ten
derlanden,
zeit auch g
lange aus
lich des G
Europa's,
zu denjenig
und damit
eigenen Web
lande nehm
greift nie
Preise und
hörde, die
tation, ha

*) S. G
Dresde

Entdeckung der Silberbergwerke (1167) und die Stiftung (1176) der Messen zu Leipzig, das schon in der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts über Augsburg und Nürnberg Theil am levantischen Handel nahm. Sachsen treibt noch jetzt, trotz aller Beschränkungen von außen, nach Verhältniß seiner Größe den wichtigsten Handel unter allen deutschen Staaten, die Hansestädte ausgenommen. Der Mittelpunkt des Transito-, Speditions-, Commissions-, Wechsel- und Buchhandels ist Leipzig. Den Baumwollenhandel theilt es mit Chemnitz, Plauen und Zittau, den Colonialwaarenhandel, besonders seit der freien Elbschifffahrt, mit Dresden. Der Transitohandel, für Sachsen von der größten Wichtigkeit, ist durch die Theilung des Landes und die den freien Waarengang hemmenden Zollgesetze des von drei Seiten angrenzenden Nachbarlandes zum Theil vermindert und zum Theil auf andere Wege gelenkt worden. Schon seit der Einführung des neuen preußischen Zollsystems ist der Transitohandel in Dresden bedeutend geworden, und hat sich noch mehr, so wie überhaupt der Speditionshandel, durch die freie Elbschifffahrt gehoben, die für alle sächsischen Elbstädte und den sächsischen Handel im Allgemeinen günstige Ergebnisse erwarten läßt, wie denn bereits die Stiftung einer elb-westindischen Handelsgesellschaft seit 1823 als eine Folge derselben genannt werden muß. Wichtigen Zwischenhandel treiben, außer Leipzig und Dresden, auch Zittau, Chemnitz und Herrnhut. Viele und durchaus die bedeutendsten Fabriken setzen ihre Waaren häufig von Hause aus in das Ausland ab, oder verkaufen sie auf den Messen zu Frankfurt und Braunschweig. Der Betrag des sächsischen Handels wird sich immer, schon weil der Begriff des Handels unbestimmt ist, nur höchst unsicher und schwankend angeben lassen, und die darüber angenommenen Angaben können blos für annähernd gelten. So schätzt man den inländischen Handel auf 10,000,000, wovon gegen 8,000,000 durch die Hände der leipziger Kaufleute gehen; den gesammten leipziger Waarenhandel in den Messen auf 18,000,000, den Buchhandel auf 2,000,000, und Sachsens reinen Gewinn von dem gesammten Handel auf 1½ Millionen und von dem Buchhandel auf 60,000 Thaler.

2) Verfassung und Verwaltung. Das Land ist politisch noch immer, wie in frühern Zeiten, in vereinigte und nicht vereinigte Lande eingetheilt. Die erstern haben eine im Ganzen gemeinschaftliche Verfassung und Verwaltung, und zerfallen a) in unmittelbare, wozu die vier oben bereits genannten Kreise gehören, die in Ämter getheilt sind, und auch die alten Erblande heißen; b) in mittelbare, wozu die Stifter Meißen und Wurzen und die Standesherren, die Grafen von Solms, als Besitzer der Herrschaft Wildenfels, und die fünf Receßherrschaften der Fürsten, Grafen und Herren zu Schönburg (s. d. Art. Bd. 8) gerechnet werden. Zu den nicht vereinigten Landen gehört jetzt nur noch der Überrest des Markgrafthums Oberlausitz, der aus den Vierstädten (früher, ehe Görlitz und Lauban getrennt waren, hießen sie Sechsstädte) Bautzen, Zittau, Camenz, Löbau und dem Landkreis, nebst den Besitzungen des Stiftes zu Bautzen, der Nonnenklöster Marienstern und Marienthal, und den Standesherrschaften Königsbrück und Reiberedorf besteht. Diese Provinz hat ihre eigene alte Verfassung und Verwaltung. — Sachsen ist eine durch die Verhältnisse des Landesherrn zum deutschen Bunde und zu der auf Verträge und Landtagsabschiede gegründeten landschaftlichen Verfassung beschränkte Monarchie. Die Thronfolge ist im Mannsstamm

Digitized by Google

sammten Baumwollenwaaren-Erzeugung in Deutsc[illegible] Ersig[illegible]
Auch sind unter dieser Classe der Fabrikzweige [illegible] Jahr[illegible]
Holzwaaren und hölzernen Spielsachen (im Ob[illegible] die Rege[illegible]
musikalischen Instrumenten (zu Adorf, Neu[illegible] Erlöschungs[illegible]
Meublesgestellen (um Tharandt, in Olber[illegible] oder ern[illegible]
die zusammen den Werth von mehr als [illegible] Bestimmun[illegible]
wovon das Ausland über ¼ bezahlt, [illegible] Das [illegible]
den, die man zu einem gleichen We[illegible] Felde mit
baksfabriken (besonders in Leipzig [illegible] Herzogskron[illegible]
gen der Gewerbsamkeit, die Er[illegible] das Ernennu[illegible]
steht die Tuchmanufactur ober[illegible] alle Milita[illegible]
ten, wo sie für mehr als [illegible] Die Stände
fähr 48,000 Thaler ausl[illegible] Bewilligung der [illegible]
haben sollte, so möchte [illegible] allgemein[illegible]
seit der Continentalsp[illegible] bei dem R[illegible]
ßenhain, Crimmitsch[illegible] und Handelssache[illegible]
menz liefern die m[illegible] aus frühern Jah[illegible]
jährlich 60,000 [illegible] Oberlausitz hat zu[illegible]
zu einem hohen [illegible] die Stände dessel[illegible]
der Wollenman[illegible] Landtagen Theil.
hat sie in ku[illegible] die Prälaten, Gr[illegible]
fabrication, [illegible] Meißen, der [illegible]
lische Fabr[illegible] und der Universität
Wollenfab[illegible] die Besitzer von Ritte[illegible]
Diese ha[illegible] d. i. der
Pfund [illegible] Güter aber, die
einige [illegible] Seite beweise[illegible]
schen [illegible] die im Felde befehlig[illegible]
meiste[illegible] haben in eigenem Nam[illegible]
zen [illegible] solcher Güter hing[illegible]
aus [illegible] der Rittergüter erschein[illegible]
Amal[illegible] gewählte Abgeordnete[illegible]
dem [illegible] der Stadträthe derjenigen 81[illegible]
Von [illegible] Stimme auf den Landtagen
sächs[illegible] oberlausitzischen Städte, Bautzen,
reit[illegible] Die Ritterschaft theil[illegible]
ge[illegible] Vereine: den engen und weit[illegible]
ne[illegible] Ritterschaft. Im engen Ausschuss[illegible]
ge[illegible] auch die Standesherrsch[illegible]
zu[illegible] der (katholische) Dechant des St[illegible]
[illegible] des Stiftes zu Wurzen und a[illegible]
[illegible] mit schriftsässigen Rittergüter[illegible]
[illegible] 30 Stimmführer Sitz. Im
[illegible] Landtage 45, und in der allg[illegible]
[illegible] Kreise 22 (worunter vier bür[illegible]
[illegible] erzgebirgischen 9 (darunter 1 [illegible]
[illegible] mit 4 Bürgerlichen), d) vom [illegible]
[illegible] 19 (mit 3 Bürgerlichen). [illegible]
[illegible] daß im leipziger Kreise verhält[illegible]
[illegible] von Bürgerlichen sind, als in den
[illegible] bilden drei Vereine: einen
[illegible] so wie unter den Städten üb[illegible]
[illegible] Bautzen, Zwickau, Freiberg, [illegible]
[illegible] weiten Ausschuß (Annaberg — m[illegible]

...rsthes — Meißen, Großenhain, Schneeberg, Marien-
...bau, Wurzen, Pirna, Oelsnitz, Borna, Adorf) und
...te, die nach den vier Kreisen an vier Tischen
...davon aus dem meißnischen Kreise 16, worun-
...at, aus dem erzgebirgischen 32, darunter
...adt, aus dem leipziger 14, worunter
...dem vogtländischen 3, wovon Markt-
...Die Zahl der Mitglieder des Landtages
...ann man, da die Städte und die Uni-
...senden, die Zahl der nach und nach er-
...wohl auf 350 setzen. Das Directorium der
...lasse der Stände, und insbesondere des engen
...terschaft hat der Erbmarschall, oder dessen Stell-
...rbmarschallamtsverweser. Die Erbmarschallamtswürde
...mehre hundert Jahre hindurch die gräfliche Familie
...sie aber dieselbe zu Anfang dieses Jahrhunderts abgegeben
...ird sein Stellvertreter (der Landtagspräsident) vom Könige
...t. Das Verhältniß der Ausschüsse in der zweiten und dritten
...e der Stände wird dadurch bestimmt, daß die engen Ausschüsse
... wichtigern, die weiten aber die minder wichtigen Angelegenheiten
...behandeln; die allgemeine Ritterschaft und die allgemeinen Städte
...aben jedoch das Recht, den Beschlüssen der Ausschüsse zu wider-
...sprechen. Die Landtagsordnung von 1728 *) ist im Ganzen noch gül-
...ig, außer daß zur Ritterschaft, wie oben erwähnt, auch gewählte
...ru adelige und bürgerliche Abgeordnete gekommen sind, da von 800
...andtagsfähigen Rittergütern sich schon gegen $\frac{1}{3}$ in bürgerlichen Hän-
...den befindet; daß ferner die lausitzischen Ritter und Vierstädte Theil
...m allgemeinen Landtage nehmen, und einige früher nicht landtags-
...bige Städte des leipziger Kreises neuerlich Sitz und Stimme er-
...angt haben. Der von den Ständen 1821 gemachte Antrag, die
...andtagsordnung durch königliche und ständische Abgeordnete neu be-
...arbeiten zu lassen, wurde abgeschlagen. Nur die Eröffnung und der
...Schluß des Landtages sind feierliche Handlungen, die beide vor dem
...Könige Statt finden. Bei jener wird die königl. Landtagsproposition
...den Ständen vorgelesen. Über diese berathen die ständischen Collegien
...mit ihren Unterabtheilungen, worauf dann die Präliminarschrift, die
...Beschwerden und Anträge der Stände enthaltend, von dem städtischen
...Directorium (den Abgeordneten der Stadt Leipzig) ausgearbeitet
...und durch eine Deputation der Ritterschaft und Städte überreicht
...wird. Die während der Sitzungen an die Stände von Seiten der
...Regierung zu machenden Eröffnungen geschehen durch Decrete, welche,
...an den engen ritterschaftlichen Ausschuß gelangen, und von diesem
...den übrigen Collegien mitgetheilt werden. Finden bei der Verhand-
...lung zwischen der Regierung und den Ständen keine Schwierigkeiten
...Statt, so erfolgt die Hauptbewilligungsschrift (der Steuern und Ab-
...gaben), welche der Erbmarschall selbst mit einer Deputation aus den
...drei Classen der Stände überreicht. Endlich wird durch den Landtagsab-
...schied der Landtag geschlossen, wobei der König jedesmal durch eigens
...ausgestellte Versicherungen (Reverse) den Ständen sich verpflichtet,
...ohne deren Rath und Bewilligung in der Steuerverfassung keine Ver-
...änderung zu gestatten. Manche Untersuchungen und Arbeiten werden

*) Herausgegeben von Hausmann, Leipzig 1799, und Blümner, Leip-
zig 1821.

der albertinischen Linie nach dem seit 1499 eingeführten Erstgebu
recht erblich, und der Thronerbe nach vollendetem 18ten Jahre m
dig. Die Vormundschaft über den Unmündigen und die Regent
steht dem nächsten Seitenverwandten zu. Im Erlöschungsfall
regierenden Linie würden die Erblande an die ältere oder ernestin
Linie fallen, hinsichtlich der Lausitz aber nach den Bestimmungen
prager Friedens (1635) andere Verhältnisse eintreten. Das Wa
besteht aus fünf schwarzen Balken im goldenen Felde mit d
Rautenform verzierten, schräg darüber gebogenen Herzogskrone.
König hat ungetheilt die vollziehende Gewalt, das Ernennungs
zu allen Stellen, das Recht der Begnadigung, alle Militairg
und die Oberhoheit in den Standesherrschaften. Die Stände n
an der Staatsregierung Antheil theils durch Bewilligung der St
theils durch eine berathende Stimme bei wichtigen allgemeinen
desangelegenheiten, besonders bei der Gesetzgebung, bei dem Reli
und Schulwesen, bei Polizei-, Gewerbs- und Handelssachen.
ständische Verfassung ist fast ganz die alte, aus frühern Jahrhu
ten übergegangene. Das Markgrafthum Oberlausitz hat zwar
eigene ständische Verfassung, doch nehmen die Stände desselben
der Landestheilung auch an den allgemeinen Landtagen Theil.

Die Stände der Erblande bilden: a) die Prälaten, Grafen
Herren, wozu die Abgeordneten des Stiftes Meißen, der Herr
Solms, der schönburgischen Herrschaften, und der Universität zu
zig gehören; b) die Ritterschaft, d. i. die Besitzer von Rittergü
nur die alt-adeligen Besitzer der schriftsässigen, d. i. der be
Regierungsbehörde unmittelbar unterworfenen Güter aber, die z
acht Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite beweisen k
(wirkliche Geheimräthe und Obersten, die im Felde befehligt h
sind von der Ahnenprobe allein frei), haben in eigenem Namen
und Stimme, die bürgerlichen Besitzer solcher Güter hingegen
wie die neu-adeligen Eigenthümer der Rittergüter erscheinen
einer Verordnung von 1820 durch 40 gewählte Abgeordnete; c
Städte, d. h. die Abgeordneten der Stadträthe derjenigen 81 er
dischen Städte, die Sitz und Stimme auf den Landtagen h
wozu neuerlich auch die vier oberlausitzischen Städte, Bautzen, Z
Camenz und Löbau, gekommen sind. Die Ritterschaft theilt s
drei besonders berathschlagende Vereine: den engen und weiten
schuß und die allgemeine Ritterschaft. Im engen Ausschusse h
bei dem Landtage von 1820—1821 auch die Standesherrschaften
nigsbrück und Reibersdorf, der (katholische) Dechant des Sti
Bautzen und die Abgeordneten des Stiftes zu Wurzen und auß
26 alt-adelige Mitglieder der mit schriftsässigen Rittergütern
sessenen Ritterschaft, überhaupt 30 Stimmführer Sitz. Im n
Ausschusse waren bei jenem Landtage 45, und in der allgem
Ritterschaft a) vom meißnischen Kreise 22 (worunter vier bürg
Rittergutsbesitzer), b) vom erzgebirgischen 9 (darunter 1 B
licher), c) vom leipziger 13 (mit 4 Bürgerlichen), d) vom vo
dischen 2, e) von der Oberlausitz 19 (mit 3 Bürgerlichen). Aus
sen Angaben sehen wir auch, daß im leipziger Kreise verhältniß
mehr Rittergüter im Besitze von Bürgerlichen sind, als in den a
Landestheilen. Auch die Städte bilden drei Vereine: einen
Ausschuß (Leipzig — das hier, so wie unter den Städten über
den Vorsitz hat — Dresden, Bautzen, Zwickau, Freiberg, Z
Chemnitz, Plauen); einen weiten Ausschuß (Annaberg — mit

Digitized by Google

Rechte des Vorsitzes — Meißen, Großenhain, Schneeberg, Marienberg, Camenz, Löbau, Wurzen, Pirna, Oelnitz, Borna, Adorf) und die allgemeinen Städte, die nach den vier Kreisen an vier Tischen sitzen, überhaupt 65, davon aus dem meißnischen Kreise 16, worunter Oschatz den Vorsitz hat, aus dem erzgebirgischen 32, darunter Stollberg als vorsitzende Stadt, aus dem leipziger 14, worunter Grimma den Vorsitz führt, aus dem vogtländischen 3, wovon Markneukirchen den ersten Rang hat. Die Zahl der Mitglieder des Landtages beträgt 225 bis 230, doch kann man, da die Städte und die Universität mehre Abgeordnete senden, die Zahl der nach und nach erscheinenden Mitglieder wohl auf 350 setzen. Das Directorium der zweiten und dritten Classe der Stände, und insbesondere des engen Ausschusses der Ritterschaft hat der Erbmarschall, oder dessen Stellvertreter, der Erbmarschallamtsverweser. Die Erbmarschallamtswürde besaß ehedem mehre hundert Jahre hindurch die gräfliche Familie Löser, seit sie aber dieselbe zu Anfang dieses Jahrhunderts abgegeben hat, wird sein Stellvertreter (der Landtagspräsident) vom Könige ernannt. Das Verhältniß der Ausschüsse in der zweiten und dritten Classe der Stände wird dadurch bestimmt, daß die engen Ausschüsse die wichtigern, die weiten aber die minder wichtigen Angelegenheiten behandeln, die allgemeine Ritterschaft und die allgemeinen Städte haben jedoch das Recht, den Beschlüssen der Ausschüsse zu widersprechen. Die Landtagsordnung von 1728 *) ist im Ganzen noch gültig, außer daß zur Ritterschaft, wie oben erwähnt, auch gewählte neu-adelige und bürgerliche Abgeordnete gekommen sind, da von 800 landtagsfähigen Rittergütern sich schon gegen $\frac{1}{3}$ in bürgerlichen Händen befindet; daß ferner die lausitzischen Ritter und Vierstädte Theil am allgemeinen Landtage nehmen, und einige früher nicht landtagsfähige Städte des leipziger Kreises neuerlich Sitz und Stimme erlangt haben. Der von den Ständen 1821 gemachte Antrag, die Landtagsordnung durch königliche und ständische Abgeordnete neu bearbeiten zu lassen, wurde abgeschlagen. Nur die Eröffnung und der Schluß des Landtages sind feierliche Handlungen, die beide vor dem Könige Statt finden. Bei jener wird die königl. Landtagsproposition den Ständen vorgelesen. Über diese berathen die ständischen Collegien mit ihren Unterabtheilungen, worauf dann die Präliminarschrift, die Beschwerden und Anträge der Stände enthaltend, von dem städtischen Directorium (den Abgeordneten der Stadt Leipzig) ausgearbeitet und durch eine Deputation der Ritterschaft und Städte überreicht wird. Die während der Sitzungen an die Stände von Seiten der Regierung zu machenden Eröffnungen geschehen durch Decrete, welche in den engen ritterschaftlichen Ausschuß gelangen, und von diesem den übrigen Collegien mitgetheilt werden. Finden bei der Verhandlung zwischen der Regierung und den Ständen keine Schwierigkeiten Statt, so erfolgt die Hauptbewilligungsschrift (der Steuern und Abgaben), welche der Erbmarschall selbst mit einer Deputation aus den drei Classen der Stände überreicht. Endlich wird durch den Landtagsabschied der Landtag geschlossen, wobei der König jedesmal durch eigens ausgestellte Versicherungen (Reverse) den Ständen sich verpflichtet, ohne deren Rath und Bewilligung in der Steuerverfassung keine Veränderung zu gestatten. Manche Untersuchungen und Arbeiten werden

*) Herausgegeben von Hausmann, Leipzig 1799, und Blümner, Leipzig 1821.

während der Sitzungen einzelnen ständischen Commissionen oder putationen aufgetragen. Die Landtagsacten wurden früher geschri seit 1820 aber werden sie, jedoch blos für die Mitglieder der S deversammlung, durch Steindruck vervielfältigt; die schon 1818 einigen ständischen Collegien in Antrag gebrachte, aber vom e Ausschusse der Ritterschaft „bedenklich" gefundene Veröffentli der wichtigsten Landtagsschriften durch den Druck, ist nicht gene worden. Die Landtage wurden bis in die neueste Zeit alle Jahre gehalten, und auf diesen Zeitraum von den Ständen jede die Steuern bewilligt: neuerlich aber haben nur dreijährige B ligungen Statt gefunden, wodurch die Versammlung der Stände drei zu drei Jahren nöthig wurde. Die Stände erhalten eine stimmte tägliche Auslösung aus der Steuercasse. Der Sit Ständeversammlung ist seit dem 17ten Jahrh. Dresden. Die eh ligen Ausschußtage haben aufgehört. — Die Stände der Oberla die bis in die neuesten Zeiten die Angelegenheiten ihrer Landsch besondern Versammlungen, die zu Bautzen gehalten wurden, beri theilen sich in den Stand vom Lande und den Städtestand. Zu j gehören die Standesherren, die Prälaten (das Domcapitel zu B tzen) und die durch protestantische adelige Klostervögte vertre Nonnenklöster Marienstern und Marienthal) und die Ritters welche, wie in den Erblanden, in drei Unterabtheilungen zerfällt dem Städtestand die noch übrigen vier Sechsstädte. (Vergl. d. Lausitz Bd. 5.)

Die zum Hofstaate gehörigen Hofämter sind: 1) das Ober marschallamt, die erste Hofbehörde, für welche alle eigentlichen angelegenheiten gehören, steht unter dem ersten Hofmarschall, Oberküchenmeister, dem Oberschenken und dem Hof- und Reis schall, und es sind ihm die Kammerjunker, Hofärzte u. s. w. un geben; 2) die Oberkämmerei besteht aus dem Oberkammerherrn, die Ceremonienmeister, die Kammerherren, die königliche (öffentl Bibliothek und einige andere Sammlungen untergeben sind, und dem Kammerdepartement, zu welchem die königlichen Beichtväter, Geistlichen der katholischen Hofkirche, die Leibärzte, Hofapotheke, Kammerbedienung, königliche Chatoulle ꝛc. gehören; 3) das H marschallamt; 4) das Oberstallamt; das Oberhofjägermeisteramt. Das Hoftheater (deutsches Schauspiel und italienische Oper) und musikalische Capelle stehen unter einer besondern Direction. Die nigin und jedes Mitglied der königlichen Familie haben einen eig größern oder kleinern Hofstaat. Die Hofordnung bestehet aus Classen vom Oberhofmarschall bis herab auf den Titularrath, wird strenge beobachtet. Die Ritterorden sind: 1) der 1736 g tete und 1768 erneuerte Heinrichsorden für Kriegsverdienst, mit Rangclassen; 2) der 1807 bei Napoleons erster Anwesenheit in D den gestiftete Orden der Rautenkrone, dessen erster Ritter er wu ein Hausorden für Fürsten und vornehme Staatsbeamte; 3) der vilorden für Verdienst und Treue, 1815, nach des Königs Rück gestiftet, mit drei Ritterclassen und der Medaillenclasse. Der K ist Großmeister aller Orden.

In der Staatsverwaltung sind seit 1815 wichtigere V änderungen eingetreten, als in der Verfassung; sie ist jedoch, diese, noch mancher andern zeitgemäßen Umbildung und Vereinfa fähig; im Ganzen jedoch ist ihr Charakter rechtlich, ohne willkür Formen, vorsichtig, nur langsam und bedächtig vorwärts schreit

Digitized by Google

Die höchsten Verwaltungsbehörden sind: 1) das geheime Cabinet, ursprünglich (1697) für die polnischen Angelegenheiten errichtet, vertritt die Stelle des Staatssecretariats anderer Länder, ihm kommt die Bearbeitung aller dem Landesherrn zur eigenen Entscheidung vorbehaltenen Angelegenheiten zu, und es bringt die eingereichten Bittschriften zum Vortrag. Den Vortrag haben drei Cabinetsminister, deren Stellen jedoch nicht immer alle besetzt sind, für die drei Departements a) der auswärtigen Angelegenheiten (bei welchem außer dem Minister seit 1822 ein Unterstaatssecretair angestellt ist); b) des Innern, wohin alle eigentlichen Regierungs- und Verfassungsangelegenheiten, über welche der Geheimerath nicht entscheidet, so wie die Berichterstattungen mehrer Verwaltungsbehörden gehören, und c) der Militairangelegenheiten, dem alle unmittelbaren Vorträge der Kriegsverwaltungskammer in Commandosachen zugewiesen sind, wogegen der andere Theil der Militairangelegenheiten in Land- und Wirthschaftssachen für den Minister des Innern gehört. 2) Der Geheimerath trat 1817 an die Stelle des ehemaligen geheimen Consiliums, es sind jedoch die drei Conferenzminister, die an der Spitze der aufgehobenen Behörde standen, als mit der obern Leitung der evangelisch geistlichen Angelegenheiten beauftragt, eine selbstständige Landesbehörde, die Kraft ihres Auftrages in des Landesherrn Namen an die, dem Kirchen- und Schulwesen vorstehenden Landesstellen Verfügungen erläßt, weshalb diese drei Staatsbeamten augsburgischer Confession sein und den Religionseid ablegen müssen. Der Geheimerath besteht verfassungsmäßig aus wenigstens drei besonders dazu verordneten wirklichen Geheimenräthen — jetzt die drei Conferenzminister — und außerdem aus den Präsidenten des Finanzcollegiums, der Kriegsverwaltungskammer und dem Kanzler der Landesregierung, wozu in Fällen, die das Steuerwesen betreffen, der Obersteuerdirector gezogen wird, und diese höchste Behörde ist zunächst zur Berathung des Königs in allen die Landesverfassung, die Gesetzgebung und allgemeine Verwaltung betreffenden Angelegenheiten bestimmt, und hat über die gesammte öffentliche Verwaltung die Oberaufsicht. 3) Das geheime Finanzcollegium, das ursprünglich aus der 1553 angeordneten Kammer entstand und 1782 seine neuere Einrichtung erhielt, hat die Verwaltung des gesammten Finanzwesens, der Domainen und Regalien und der daraus fließenden Einkünfte, so wie auch der Bergwerke, mithin die Staatshauptbuchhaltung und die Oberaufsicht über alle landesherrlichen Cassen. Es besteht seit 1815 nur aus zwei Departements, wovon dem ersten die Verfassungsangelegenheiten der Behörde, die Hauptcasse, das Postwesen, der Straßen- und Wasserbau, die Salzregie und die indirecten Abgaben, dem zweiten aber die Domainen, Forsten, die Flößen, der Bergbau, die Münze und das Bauwesen zugewiesen sind. Dieser Behörde sind die Kreis- und Amtshauptleute (obgleich eigentlich Polizeibeamten), die höhern Forstbeamten, die Bergämter, die Oberpostämter (Leipzig und Bautzen), die obern Accisebeamten untergeben. Sie hat die Gerichtsbarkeit über die mit der Accise-, Zoll- und Geleitsregie beauftragten Personen, so wie über alle ihre untergeordneten Beamten in Sachen, welche ihr Dienstverhältniß angehen, und bildet die höchste Appellationsinstanz für das Bergwesen. 4) Die Kriegsverwaltungskammer trat an die Stelle des ehemaligen Kriegscollegiums und leitet alle militairischen Angelegenheiten, mit Ausnahme der Commandosachen, und der dem Generalkriegsgerichts-Collegium untergeordneten Militairjustiz; die

Digitized by Google

Militairangelegenheiten der Lausitz aber gehören vor den Gehei
rath. 5) Die Landesregierung besteht aus drei Geschäftsabtheilu
welche Lehns- und Regierungssachen, Civil- und Vormundscha
chen, Polizei- und Criminalsachen entscheiden und auch die Er
fung und Bekanntmachung neuer Gesetze und die Erörterung von
heits- und Grenzstreitigkeiten zu besorgen hat. Die Mitglieder
selben zerfallen in adelige und gelehrte Räthe. 6) Das Appell
gericht — schon 1559 gestiftet, aber erst seit 1784 selbstständig
hörde — besteht gleichfalls aus adeligen und gelehrten Räthen,
ist der höchste Gerichtshof für das gesammte Land mit Inbegri
Besitzungen der Standesherren. Ausschließend sind ihm verbeh
die gegen Mitglieder des königlichen Hauses erhobenen Klagansp
die gegen den königlichen Fiscus, oder das Steuer-Ärarium, f
gegen die Armenhaushauptcasse und die Ausgleichungscasse anz
genden Rechtssachen; die zur rechtlichen Ausführung gelangenden S
streitigkeiten, und endlich Klagansprüche gegen die Fürsten, G
und Herren zu Schönburg. 7) Das Obersteuercollegium emp
und berechnet alle von den Ständen bewilligten ordentlichen un
ßerordentlichen Steuern, und die Mitglieder desselben werden
Theil vom König, zum Theil von den Ständen ernannt. Unte
steht auch die Steuercreditcasse, die aus vier Deputirten von der
terschaft und eben so vielen Abgeordneten der Städte Dresden,
zig, Zwickau und Plauen besteht. 8) Der Kirchenrath und das
consistorium, seit 1706 eine vereinigte Behörde, die in der erste
genschaft als die höchste geistliche Landesstelle das gesammte Ki
und Schulwesen leitet, und im Namen des Landesherrn verfügt,
Consistorium aber nur Verordnungen erläßt. Unter ihm stehen d
Superintendenten und geistlichen Inspectoren des Landes, so w
Büchercommission in Leipzig, die über die Beobachtung der hi
lich der literarischen Polizei und des Buchhandels bestehenden V
nungen zu wachen hat. — Überdies gibt es noch mehrere Depu
nen und Commissionen, die theils nur einstweilig, theils dauernd
Zu den letztern gehören: a) die Oberrechnungsdeputation, aus
gliedern verschiedener höchsten Behörden und einem Steuerbe
unter dem Vorsitze eines Conferenzministers bestehend, für die A
sicht und Untersuchung der Rechnungen aller Staatscassen, bis a
königliche Chatoulle, und für die Aufsicht über die der Bestim
gemäße Verwendung aller Casseneinnahmen; b) die Landes-Öko
Manufaktur- und Commerzien-Deputation, gleichfalls aus M
dern verschiedener Landesbehörden zusammengesetzt, führt die A
über die Landes-Industrie überhaupt; c) die Commission zur
aung der allgemeinen Straf- und Versorgungsanstalten, zu
Mitgliedern auch ein ständischer Abgeordneter gehört, und
welcher, außer den beiden Zuchthäusern zu Zwickau und Wald
das Landarbeitshaus zu Colditz und die Heilanstalt für Seelen
auf dem Sonnenstein (s. d. Art.) stehen; d) die Brandve
rungscommission für die Verwaltung und Vertheilung der Be
zu der allgemeinen Brandversicherungsanstalt; e) die Commissio
Veredlung der Schäfereien. Zu den blos zeitlichen Behörden
Art sind zu rechnen: die 1807 ernannte Landescommission zur
aung aller auf die Folgen des Kriegs sich beziehenden Angelegenh
die Cammercreditcassen-Commission, 1765 zur Abtragung der
mer- und Acciseschulden errichtet; die 1772 zur Ausfertigung,
wechselung und Untersuchung des zu jener Zeit geschaffenen Pap

Digitized by Google

des angeordnete Cassenbillets-Commission. — Die früher, seit 1791, bestandene Gesetzcommission, die sich vorzüglich mit einer neuen Prozeßordnung beschäftigte, ist aufgehoben. Die ehedem einzeln bekannt gemachten Landesgesetze werden seit 1818 unter der Leitung einer eigenen Redaction in der Gesetzsammlung zur öffentlichen Kunde gebracht.

Die obersten Justizbehörden sind: die Landesregierung und das 1483 gestiftete Oberhofgericht zu Leipzig, welches, aus einem Oberhofrichter und einer adeligen und gelehrten Bank bestehend, jährlich vier Hauptsitzungen hält, wo Urtheile bekannt gemacht werden, von welchen aber Berufung an die Landesregierung statt findet. Die Oberamtsregierung ist der höchste Gerichtshof für die Lausitz. Es gibt auch mehrere Urtheil sprechende Behörden, oder Spruchcollegien. Der schon im 13ten Jahrh. bestandene, aber erst seit 1572 zur Landesbehörde erhobene Schöppenstuhl zu Leipzig spricht in allen, bei den Justizbeamten der vier Kreise anhängigen peinlichen Fällen das erste Urtheil, da verfassungsmäßig der untersuchende Richter nicht Urtheile fällen kann. Die Juristenfacultät zu Leipzig, die, unabhängig von der Universität, ein Spruchcollegium in erster und zweiter Instanz bildet, und aus fünf Professoren der Rechte und sieben Beisitzern, mit Einschluß eines vom König ernannten, besteht, erhält Civilsachen zur Entscheidung. Die Oberamtsregierung zu Bautzen ist zugleich Spruchcollegium für die Oberlausitz. Der 1255 gestiftete und 1665 neu eingerichtete Bergschöppenstuhl zu Freiberg entscheidet in allen, das Bergwesen betreffenden Fällen. Das Handelsgericht in Leipzig, aus zwei Rechtsgelehrten und zwei Kaufleuten bestehend, spricht in Handelssachen. Die Rechtspflege in erster Instanz wird theils durch die königlichen Justizämter, deren es in den vier Kreisen 41 gibt, theils durch die Stadträthe, theils durch die gutsherrlichen Gerichte der Rittergüter, die geistliche Gerichtsbarkeit aber von den Consistorien zu Dresden und Leipzig verwaltet. Neuerlich ist auch ein Consistorium für katholische Unterthanen unter dem Vorsitze des apostolischen Vicars zu Dresden angeordnet worden.

Die oberste Leitung des Polizeiwesens steht der Landesregierung zu, welche Polizeigesetze bekannt macht, und über Polizeistreitigkeiten in letzter Instanz entscheidet. In den vier Kreisen besorgen die Polizeiangelegenheiten vier Kreishauptleute, und die ihnen untergebenen Amtshauptleute, deren es überhaupt 13 gibt. Sie haben außer der Aufsicht über die Polizei, jedoch ohne eigentliche Executivgewalt, auch auf den Zustand der Gewerbe und der Betriebsamkeit zu sehen. Die jährlichen Berichte der Unterbehörden über Nahrungsstand, Gewerbe und Feldbau werden an sie abgegeben und von ihnen an die betreffenden Oberbehörden eingesendet. Die Gendarmerie ist ihnen, als Hülfsmittel zur Führung besonderer Aufsicht, untergeben. Die Ortspolizei besorgen die Justizämter und Stadträthe in ihren Amtssprengeln und die Dorfrichter. Die Städte Dresden und Leipzig haben eigene Polizeibehörden. In der Oberlausitz leitet der Oberamtshauptmann die Polizei. — Die oberste Leitung der medicinischen Polizei hat das Sanitätscollegium zu Dresden in Verbindung mit dem Decan der medicinischen Facultät zu Leipzig. Von dieser Behörde werden die Ärzte, Wundärzte, Hebammen und Apotheker geprüft. Jedes Amt hat seinen besoldeten Arzt, der außer der Aufsicht über die Gesundheitspflege auch die Heilung der Armen unentgeldlich übernehmen muß. — Für Krankenhäuser und Irrenanstalten ist trefflich gesorgt. Die Armenpflege wird durch Waisenhäuser, Arbeitshäuser, Armenstif-

Digitized by Google

tungen (deren es besonders in der Oberlausitz sehr reiche gibt) un
stützt. Die Zucht- und Arbeitshäuser sind zum Theil musterhaft
gerichtet, da man nicht blos auf die sichere Bewahrung der Strä
bedacht ist, sondern sie auch zum Selbsterwerb und zur Besserung
hält. Die Feuerpolizei ist besonders in Dresden und Leipzig vo
lich. Zu der 1787 gestifteten Immobiliar-Brandversicherung sind
Hausbesitzer in den vier Kreisen verpflichtet. In Leipzig besteht
auf Actien unternommene Brandversicherung. Die Mobiliar-Ver
casse ist eingegangen. — Unter den besondern Zweigen der öffentl
Verwaltung sind noch folgende zu berühren. Das Postwesen gela
in Sachsen früh zu bedeutender Ausbildung, ward aber auch
1681 ausschließendes Regale; 1715 entstand die jetzige Postord
und 1722 setzte man nach Zürners Vermessungen die ersten Pos
len, die jedoch an den neuen Kunststraßen durch andere Säulen
Viertelmeile zu Viertelmeile ersetzt werden. Die Verwaltung
Postwesens steht unter Oberaufsicht des Finanzcollegiums. Es
42 Postämter und 85 Posterpeditionen, überhaupt an 77 Örtern
anstalten, nach Verhältniß mehr als in irgend einem Lande, wie
auch Sachsen durch seine zahlreichen Poststationen sich auszeichnet,
ren es an mehr als 90 Örtern gibt. Die Postwagen sind, auch
mit ähnlichen Anstalten Süddeutschlands verglichen, nicht bequem,
die Poststraßen im Ganzen, wenn auch besser als z. B. in Böhm
doch nicht gut, wiewohl unter der Regierung des jetzigen Königs
dieser Hinsicht mehr als je zuvor geschehen ist, da von beinahe
Meilen Kunststraßen, die es im Lande gibt, vor seiner Regier
nicht eine vorhanden war. Dazu trug besonders die vom geh
Finanzcollegium abhangende Straßenbaucommission bei. — Das Fo
wesen hat in neuern Zeiten eine verbesserte Einrichtung erh
Das Land (auch hierin mit Ausnahme der Lausitz) ist seit 1817
fünf Abtheilungen, nämlich vier Forstkreise und die Oberforstmeis
im Vogtland, getheilt. Die Abtheilungen zerfallen in Bezirke
Reviere, welchen Forstmeister und Förster vorgesetzt sind. — Die
waltung der Bergwerke ist musterhaft und hat viel eigenes.
Bergbau auf ganze und halbe Metalle ist zwar Staatseigenthum,
in frühern Zeiten aber ließen die Landesherren auch Privatpers
Antheil daran nehmen, und erklärten den Bergbau für frei, nur
Vorbehalt gewisser Rechte und Abgaben. Die Rechte des Staats
stehen: in dem durch Belehnung ausgeübten Obereigenthum, in
Oberaufsicht über den Bergbau durch öffentliche Beamte, in der
richtsbarkeit über die Bergleute, im Vorkaufsrecht der Metalle,
welchem alles Silber aus den Privatgruben für einen bestimmten Pr
dem Staate überlassen werden muß, die Abgaben aber in dem Z
ten, Wagegeld ꝛc. Nur die Porzellanerde und der schneckensteiner
pasfels sind der ausschließenden Benutzung des Staats vorbeha
Der König hat, außer einzelnen Antheilen an manchen Zechen,
eine einzige Erzgrube als alleiniges Eigenthum; desto wichtiger
sind die Hüttenwerke, die Silberhütten und das Amalgamirwerk,
Blaufarbenwerk, die Saigerhütte, das Alaunwerk. Die königli
Steinkohlenwerke im plauenschen Grunde sind beträchtlich, doch
wegen kostbarer Anlagen, noch ohne reinen Gewinn. Jeder kann
eigenem, wie auf fremden Boden Metalle suchen und erhält dazu
nen bergamtlichen Erlaubnißschein. Bei glücklichem Erfolg empfä
er die Belehnung. Die Zechen sind entweder Eigenlöhner oder
werkzechen. Jene sind in 1, 2, 3 bis 8 Theile (Schichten) getheil

Digitized by Google

eren Besitzer Gesellen heißen. Diese aber, die später entstanden, be-
ehen aus 128 Antheilen oder Actien (Kuxen), deren Besitzer die
Baukosten gemeinschaftlich tragen. Die Gesellschaft der Kuxenbesitzer
at einen Bevollmächtigten, der die Grube unter Oberaufsicht des
Bergamtes verwaltet und den Eigenthümern vierteljährig Rechnung
ber Einnahme und Ausgabe ablegt. Gibt die Grube mehr, als die
Kosten zur Fortsetzung des Baues erfordern, so wird den Inhabern
er Kuxen der frühere Kostenvorschuß (Zubuße) nach und nach erstat-
et, und ist der gesammte Vorschuß zurückbezahlt, so erhalten die Ku-
enbesitzer Ausbeute. Die Bergleute bilden einen besondern Stamm,
aben manche Vorrechte und Befreiungen und eine Uniform. Über
lle Bergwerke und Hütten eines Bezirks ist ein Bergamt gesetzt, nach
essen Gutachten und Vorschrift alle Gruben gebaut werden müssen.
s gibt deren sieben. Die Oberaufsicht führen das Oberbergamt und
as Oberhüttenamt. Unter jenem stehen die Bergämter und die Berg-
kademie, und unter diesem alle Schmelzhütten und das Amalgamirwerk.

Das Finanzwesen zerfällt in das eigentliche Finanzwesen,
ozu alle in die königliche Hauptcasse fließenden Einkünfte gehören,
nd in das Steuerwesen, welches die der Steuercasse gehörenden Ein-
ünfte betrifft. Die Einkünfte des Staats fließen theils aus den Do-
ainen und königlichen Cammergütern, theils aus den Regalien, wozu
e Bergwerks-, Forst-, Floß-, Münz-, Post-, Salz- und Lehn-
efälle gehören, und man rechnet die Einkünfte dieser beiden Classen
uf 1,200,000 Thaler, theils aus den Steuern. Zu den directen
Steuern gehören: als Grundsteuer die Schocksteuer, als ursprüngliche
Gewerbsteuer die Quatembersteuer, die jedoch später auch auf Grund-
ücke ausgedehnt wurde. Dazu sind weiter zu zählen: die Personen-
teuer, die Magazinmetze, seit 1751 von den Ackergrundstücken zur
Unterhaltung der Magazine genommen, die neue Steuer von diesen
Grundstücken zur Unterhaltung der Landstraßen, die Ritterpferdgelder,
ine von Rittergütern für die ehedem persönlich zu leistenden Kriegs-
ienste erhobene Abgabe, die 40—50,000 Thaler beträgt; die Aver-
ionalsummen der Standesherrschaften Wildenfels und Schönburg, und
ndlich der Steuerbeitrag der Oberlausitz, die ein eigenes Steuersy-
tem hat, ungefähr $\frac{1}{10}$ zu gemeinschaftlichen außerordentlichen Geldlei-
tungen. Unter den indirecten Steuern sind begriffen: die Landaccise
on inländischen Waaren, die Grenz- oder Landaccise von ausländi-
chen Waaren, die Consumtionsaccise in Städten, die Generalaccise
uf Dörfern, der Mahlgroschen (von verbackenem Getreide) in den
Städten, die Ranksteuer von ausländischen Weinen, Bieren, Brannt-
weinen, und außerdem die Ranksteuer von inländischem Biere, die
Fleischsteuer, der neuerlich erhöhte Stempelimpost. Man rechnet die
esammten Staatseinkünfte auf 6,000,000 Thaler. — Da Preußen
ach der Theilung des Landes, kraft des Vertrags von 1819, einen
Theil der Staatsschuld übernahm, so blieben dem Königreiche
twas über 18,000,000 Thaler. Zur Bezahlung der Zinsen und zum
Tilgungsfonds wird jährlich über 1,000,000 Thaler bestimmt. Von
1823 an wurden alle mit 5 vom Hundert verzinseten Schulden nach
er Wahl der Gläubiger entweder bezahlt, oder auf 4 vom Hundert
erabgesetzt. Die Summe des in Umlauf gesetzten Papiergeldes be-
rägt 2,500,000 Thaler, es steht jedoch der Münze im Verkehr ganz
leich, und alle Zahlungen in öffentliche Cassen können zur Hälfte
arin geleistet werden.

Das Kriegswesen hat seit der Wiedereinrichtung des Staats

Digitized by Google

nach 1815 wichtige Veränderungen erfahren, und es ist der T
der Kriegsmacht so sehr vermindert worden, daß derselbe
wenig mehr als das Contingent von 12,000 Mann beträgt,
Sachsen für das Heer des deutschen Bundes in Friedenszeiten
halten muß. Die Verwaltung steht unmittelbar unter der
Leitung, theils durch den Minister des Innern, theils
Staatssecretair des Kriegsdepartements. Zur Unterhaltung der
verwilligen die Erblande jährlich 666,666 und zum Mehrerfor
207,000 Thaler als gewöhnlichen Beitrag und die Oberlausitz
Thaler und zum Mehrerforderniß 23,000, zusammen 923,6
ler. — Die auswärtigen Verhältnisse betreffend, so unterh
Staat (1823), außer dem Gesandten beim Bundestage,
zu Berlin, London, München, Paris, Petersburg, Wien, G
träger zu Cassel, Kopenhagen, Madrid, Stuttgart, Consuln
beaux, Danzig, Hamburg, Malaga, Neapel. Zu den Gesand
kosten geben die Stände 30,625 Thaler. — Sachsen bildet im
schen Bunde den vierten Staat und hat vier Stimmen im
Das Contingent, das im Kriege auf 18,000 Mann erhöht wird
det mit den Contingenten der herzoglich sächsischen Häuser, der
ser Anhalt, Kurhessen, Luxemburg, Nassau, Reuß, Schwarzbu
neunte Corps, über welches Sachsen den Oberbefehl hat.

Sächsische Schweiz nennt man, wiewohl unpassend
seit einigen Jahrzehenden, besonders seitdem Götzinger diese
durch seine Beschreibung, und Zinga durch seine Kupferblätter b
ter gemacht hatten, den östlichen Theil des meißnischen Kreises
das ganze Amt Hohnstein und einen Theil der Ämter Pirna
Stolpen umfaßt. Ein Sandsteingebirge senkt sich südlich von S
und Hohnstein zur Elbe hinab, in mehren Gegenden von tiefen
lern durchschnitten, wo hohe und steile Felsen die Ufer der Bä
schließen. Gegen Süden steigt das Gebirge höher an, zieht sich
westlich bis in die Gegend von Gießhübel und erscheint jenseits
Gottleube, wo Gneis die herrschende Gebirgsart wird, nur in e
nen Felsen. Südöstlich aber streicht der Hauptzug desselben durch
einspringenden Theil Böhmens bis zu den bei Waltersdorf, J
dorf und Oybin an der Grenze der Lausitz sich erhebenden Ge
Der Theil dieses reizenden Gebirgslandes, der nördlich vom
Flusse Wesenitz, westlich von der Gottleube, südlich und südöstl
Böhmen und östlich von einer über Stolpen und Neustadt am
des Falkenbergs laufenden Linie begrenzt und von der Elbe in
Windungen durchströmt wird, wird im weitesten Sinne die sä
Schweiz, oder passender das meißnische Hochland genannt, ein
strich, der von Liebethal bis Hinterhermsdorf an der böhmischen
beinahe 5 Meilen lang, vom Falkenberg bis zur Gottleube b
eben so breit ist und einen Flächenraum von 12 bis 15 Q.
greift. Sandsteinfelsen, die besonders bei Königstein, Rathen
Schandau in einem langen Zuge fortlaufen, mehre bis gegen
Fuß ansteigende Berge, wilde, von Waldbächen durchströmte S
ten wechseln mit fruchtbaren Landstrichen und heitern Thälern.
hier findet man jene, den Sandsteingebirgen (s. d. Art.)
eigenen Felsenbildungen. Die Wände der Bergmassen und
steigen steil empor und haben bei der deutlich erkennbaren Sch
eine um so größere Ähnlichkeit mit künstlichem Mauerwerk.
stürzen tief hinab; oft wölbt sich ein hohes Thor durch die
Höhlen öffnen sich an schroffen Wänden; überall an waldigen

bergen, in eng umschlossenen Thälern, erscheinen pfeilerartige Klippen wie Überreste von Bauwerken, während auf sanft sich erhebenden Bergen senkrechte Sandsteinfelsen emporsteigen, deren ebene Kuppen oft von beträchtlichem Umfange und häufig mit Nadelholz bewachsen sind. Die Ufer der Elbe sind in manchen Gegenden, wie bei Wehlen, Königstein, Schandau, nackte, senkrechte Felsenwände, jedoch nicht so hoch, als jene auf Bergen hervorragenden Felsen. An der Grenze des Landstrichs wird diese Kette von Bergreihen und Thälern von hohen Bergen eingeschlossen, unter welchen nördlich der Falkenberg, südöstlich der große Winterberg und jenseit der böhmischen Grenze der Rosenberg und der Schneeberg die ansehnlichsten sind. Auf einigen dieser Höhen überschauen wir ein Gebiet von 10 bis 20 Meilen. Das Bett der Elbe bildet das Hauptthal dieses Berglandes, zu welchem alle übrigen kleinern Thäler und Felsenschluchten sich hinabsenken. Der Anblick des Landes bestätigt die Vermuthung, daß der Landsee, dessen Boden einst Böhmen war, den Felsendamm an der böhmischen Grenze zwischen Tetschen und Hirniskretschen durchbrochen und die ausgewaschenen, einzeln emporragenden Felsenkegel stehen gelassen habe, während sich der Strom in der Richtung von Südost nach Nordwest sein Bett wühlte. Dem Zuge der Elbe folgen die kleineren Flüsse und Bäche, die Kirnitsch, die Sebnitz, die Polenz, die Wesenitz und die Biela. Wie westlich die Gottleube das Sandsteingebirge vom Gneis scheidet, so bildet eine, von Stolpen und Hohnstein südöstlich bis Hinterhermsdorf laufende Linie die Grenze, auf deren nördlicher Seite der Granit herrschend wird. — Das engere Thal der Elbe betritt man zuerst hinter der Stadt Pirna, wo zu beiden Seiten die hohen Sandsteinwände beginnen, doch immer noch im freundlichen Gewande. Über dem Dörfchen Vogelgesang ragt eine Felsenspitze hervor, die wegen ihrer Form den Namen der Königsnase führt. Von hier aus beginnen schon allmälig zu beiden Seiten die Sandsteinbrüche, welche der hiesigen Gegend einen Haupterwerbszweig abgeben. Auf der östlichen Seite trifft man bald auf das Städtchen Wehlen, das noch wenige Überbleibsel eines alten Schlosses aufzeigt. Ein östlich von hier in das Gebirge führender Grund, wohin ein angenehmer Weg von Lohmen führt, ist unter dem Namen des Ottowalder Grundes bekannt. In diesem Grunde ist eine Stelle merkwürdig, wo die Felsenwände von beiden Seiten sich so sehr nähern, daß nur noch für den Durchgang eines Menschen Raum ist. Zwischen diese Wände stürzten sich andere von der Höhe und bilden nun ein Thor, das ungefähr 20 Schritte lang und unter dem Namen des Ottowalder Thores bekannt ist. Am Ende des Grundes führt eine in den Felsen gehauene Stiege nach dem Dorfe Ottowalde. In einer halben Stunde, von Wehlen aus, erreicht man das Dorf Rathen, und geht von hier aus, an den Ruinen des Schlosses Rathen vorüber, nach dem Kanapee und weiter hinauf nach der Felsenstirne der Bastei, die man gewöhnlich vom Ottowalder Grunde aus besucht. Von dieser ergötzt der Anblick einer der schönsten Gegenden Deutschlands; überall führen fürchterliche Felsensteige, doch durch Geländer immer geschützt, in die Abgründe und auf die Felszacken der Gegend. In dieser Umgebung stand im Mittelalter eine Burg, zu welcher der Zugang über eine Brücke, durch ein von zwei sich anlehnenden Felsen gebildetes Thor, gegangen sein soll. Ein Felsenweg führt einige hundert Fuß tief hinab in die Abgründe der Vogel- und Mardertelle, von welcher aus man in den romantischen Rathewalder Grund gelangt, wo sich der von hohen Felsenwän-

Digitized by Google

den eng zusammengepreßte Bach über das Amselloch herabstürzt einen kleinen Wasserfall, den Amselfall, bildet. Dieser Grund nach dem Dorfe Rathewalde. In der Nähe sind der Gamrich der Feldstein, die große und kleine Gans ꝛc. Oberhalb Rathen, a Elbe, gleicht eine hervorragende Felsenecke dem Profil Ludwigs X und heißt auch die Königsnase. Gegenüber im Walde jenseit der erheben sich der große und kleine Bärstein, an welchen der Jung sprung und der Diebskeller merkwürdig sind; auch lohnen sie ihre herrliche Aussicht. Nicht weit von ihnen hebt sich die F Königstein (s. d. Art. Bd. 5.) auf steil aufstrebenden Sand empor. Zu ihren Füßen liegt das Städtchen Königstein; ihr g über der Lilienstein, der eine Spitzsäule trägt, welche des Königs gust Besuch dieses Berges in lateinischen Worten verewigt. starke Stunde weiter hinauf liegt das kleine, aber gewerb Schandau (s. d. Art.), wegen seiner Heilquelle bekannt und be Von hier aus führt ein Grund, der durch die Kirnitzsch gebildet von hohen Sandsteinwänden eingeschlossen, in das Gebirge Ost liegen häuserhohe Felsenwände, den Berggipfeln entstürz den Berghängen oder im Thal, immer von wildem Gesträuch Schlingkräutern malerisch geziert. Oben über einigen Mühlen ein Pfad rechts den Berg hinaus nach dem Kuhstall, einer hoch ten, zu beiden Seiten offnen Felsenhalle, von welcher aus Auge in schwarzen Schlünden und Abgründen und hohen Felsenm verliert. Eine Felsenspalte führt auf die Höhe dieses Felsens, man deutliche Spuren ehemaliger Bewohnung wahrnimmt. Ha ben diesem Hauptfelsen ist eine kleinere Höhle, das Schneider und eine andere, das Pfaffenloch, in welchem sich zur Zeit der sten ein katholischer Pfarrer verborgen haben, aber, nachdem seine hussitischen Kirchkinder hier gefunden, über den Felsen hin stürzt worden sein soll. Zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs alle diese Höhlen von den armen Bewohnern der umliegenden L bewohnt, die sich vor den Greueln der Schweden und Kaiser nicht anders zu retten vermochten. Durch den Habichtsgrund, Berg hinaus, gelangt man zum kleinen Winterberge, wo auf unterhalb des höchsten Gipfels frei hervorragenden Felsenspitze ein nes Haus, das Winterhaus, Schutz gibt gegen Regen, Sonn Wind, und von wo aus man eine stundenweite Felsenwelt in der überblickt. Durch Buchen- und Fichtenwald, über quellenreiche W wiesen, führt ein schmaler Pfad nach dem großen Winterberge, höchsten Berge der ganzen Umgegend. Über alle Beschreibung ist die Aussicht von dieser Bergspitze. Ein weites Wald- und F land ruht in der Tiefe, nur hie und da von Kirchen, Schl Dörfern und einsamen Waldhäusern unterbrochen. Südlich hinein im zarten Nebelduft ein großer Theil von Böhmen, in der südlichen Ferne vom Mittel- und Erzgebirge gedeckt; nördlich ein gr Theil von Sachsen mit seiner Königsstadt und ihren herrlichen gebungen; östlich der Lausitz und des Riesengebirges duftige Be westlich der immer höher steigende Kamm des Erzgebirges; durch hin flutet stolz und lautlos die schöne Elbe, gleich einem silb Bande auf blauem Grunde. Von Nord nach Süd überblickt das A ein Land von mehr als 20 Meilen Erstreckung. — In einer St von hier aus erreicht man das Prebischthor, einen der schönsten Pu der ganzen Gegend. Von schwindelnder Höhe blickt man herab, sich einen haushohen Felsenbogen, aufgebaut von der Hand der

Digitized by Google

ir, unter sich nichts als thurmhohe Felsenzacken und Mauern, und arüber hinaus das blaue Land von Böhmen mit dem Prebischkegel, em Rosenberge und Kahlsteine. Unter dem Berge des Prebischthores eitet ein romantischer Grund nach Hirniskretschen, von wo aus der Wandrer die Elbe entlang oder auf einem Kahne nach Schandau zurückkehrt. Hoch an der Bergwand, Hirniskretschen gegenüber, klebt alerisch eine Mühle, auf welche sich die Zschiepe in einem Wasserfall erabstürzt. Weiter herab liegt, zum Theil unter den Felsen gebaut, ie Hirschmühle, tiefer unten das fleißige, bedeutenden Holzhandel reibende Krippen; am rechten Ufer der Elbe das Dorf Schmilka. — Ein Pfad, rechts ab vom Schandauer Bade, führt den Berg hinaus ach der hohen Liebe, einem waldigen Berge, von dessen Felsenspitze ich eine herrliche Aussicht öffnet. Eine lange Reihe von Felsengipfeln n der Nähe leitet uns nach dem kolossalen Schrammstein, der nur nittels hoher Leitern zu ersteigen ist und einer weitläufigen alten Burg nit Basteien, Thürmen und Mauern gleicht. Die heilige Stiege hinunter gelangen wir zum Heringsloch, und von da durchs Reischenthor u den seltsamen Felsenwänden des Reischensteins, der im Mittelalter efestigt gewesen zu sein scheint. Durch die Felsen des Schrammthores hinab nähern wir uns dem mächtigen Falkensteine, der, in Verindung mit dem Schrammsteine, eine der imposantesten Felsengestalen bildet. Weiter in die Felsen hinein ist dem Reisenden noch der Roßsteig wichtig, ein steil herabgehender Felsenpfad, auf welchem man urch Webers Schlüchte in den großen Zschand, einen Hauptfelsenrund der Gegend, gelangt. Der in der Nähe gelegene Raubstein nthält eine hohe, geräumige Höhle; auf der Höhe findet man noch Spuren ehemaliger Bewohnung. So finden sich auf dem Felsen des Lrnsteins noch viele Spuren ehemaliger Befestigung. — Von hier aus st man in einer halben Stunde an der Höhle des Kleinsteins, einer ehr sehenswerthen Partie. Besondre Aufmerksamkeit verdient das Schloß und Städtchen Hohnstein. Von ersterem ist nur ein Theil bewohnt. Dem Schlosse gegenüber steht eine hohe Felsenwand, der Hockstein, gegen 500 Fuß hoch. Im Innern dehnt sich eine schmale Spalte aus, die fast durch den ganzen Felsen geht, die sonst der einige Zugang war; neuerlich hat man den Gipfel durch eine über den Abgrund geworfene Brücke und Felsenstufen bequem ersteiglich gemacht. Auf der Höhe bemerkt man häufige Spuren ehemaliger Befestigung und eine Cisterne. Von hier aus führt eine schöne Straße nach Lohmen. Obschon dies Thal bei Lohmen, das nach Liebethal hinabführt und den Namen des liebethaler Grundes trägt, manche schöne Partie hat, so zeichnet es sich doch durch keine hervorstechenden Naturscenen aus und mag in unsern Tagen, wo das Innere jener größern Felsenwelt bei Schandau durch Naturfreunde aufgeschlossen ist, unbesucht bleiben, wenn der Weg zu diesen nicht über dies Thal führt. — Wenden wir uns nach dem westlichen Ufer der Elbe, so gelangen wir bald über der Zschiepmühle nach dem Dorfe Schönau, in dessen Nähe sich zwei ausgezeichnete Felsen erheben, die schon in weiter Ferne auf den höchsten Punkten des jenseitigen Gebirges durch ihre Ähnlichkeit mit Thurm- und Burgruinen täuschen. Der Cirkelstein ragt in der Gestalt eines runden kolossalen Wartthurmes empor; der Kahlstein in der Form einer Burgruine, die den Gipfel eines sanften grünen Hügels krönt. Wegen seiner zackigen Form wird der letztere, vorzüglich in Böhmen, auch der Kronenberg genannt. Doch den höchsten Punkt dieser Gegend bilden der große und kleine Zschirnstein; von dem er-

Digitized by Google

stern genießt man eine herrliche Aussicht. Außer diesen Berge weiter südlich der Schneeberg in Böhmen empor und schließt, höchste Berg der ganzen sogenannten sächsischen Schweiz, di jener merkwürdigen Gebirgsbildungen. Von hier aus leitet der Biela, mit mancherlei schönen Partien geschmückt, nach K hinab. Richtet der Reisende aber seinen Weg nach Langenau und verfolgt den dasigen Dorfbach bis an die Wendung unter Dorfs, so gelangt er zu dem Wasserfall am Zwieſel, dem Sachsens. Über eine hohe Felsenwand, mitten in dunkler W stürzt er sich herab und eilt dann zwischen hohen Felsblocken den Berg hinab, der Gottleube zu, die hier mit blendend Schaum sich durch die Wände wühlt und von Block zu Bl Beruhigter geht sie hierauf durch ein sanfteres Thal, als di rigen Gegenden gezeigt, nach Rottendorf und Pirna hinab schreibt so die westliche Grenze der sogenannten Schweiz. — A licher schildern dies ganze Land Götzinger (Schandau und seine bungen), Hasse (Wegweiser durch die Gegend um Dresden) und Rundgemälde der Gegend von Dresden (2te Aufl. 1822).

Sackleiter. Die Hülfsmittel zur Rettung der Men Sachen bei Feuersgefahr müssen leicht und schnell herbeige den können, wenig Raum einnehmen, nicht leicht Beschä unterworfen sein und dem zu Rettenden einen gefahrlosen W ten. In Weimar macht eine Sackleiter schon lange einen T öffentlichen Rettungsanstalten bei Feuersgefahr aus. Der in mechanischen Vorrichtungen als Erfinder und Verbesserer lä kannte Hauptmann von Reander hat eine solche Sackleiter in schlag gebracht, deren Hauptstück eine Strickleiter ist, mit nen, etwa 18 Zoll breiten Sprossen und mit zwei Ösen a obern Enden der beiden Stricke, woran die Sprossen befes An diese Stricke wird an der ganzen Länge der Leiter Zwi zwei Ellen breit angenäht, dadurch entsteht ein nach unten der Sack, welcher oberhalb durch die Sprosse der Leiter aus gespannt bleibt, und geräumig genug ist, daß auch der Mensch durchkommen, gefahrlos und bequem der Feuersgefa gehen kann. Außerdem kann die Leiter selbst an den Außenseit Hinaufsteigen der Rettenden dienen. Die Sackleiter wird in Fensteröffnung des von Feuersgefahr bedrohten Stockwerks m eines durch die beiden am obern Ende der Stricke befindlichen gesteckten Holzes befestigt. Dies rundgehobelte Kreuzholz von Zoll Stärke und sechs Fuß Länge wird zu beiden Seiten der F öffnung gegen die innere Seite der Frontwand gelegt. Die B gung des untern Endes der Leiter hat keine Schwierigkeiten. Größe der Leiter richtet sich nach der größtmöglichsten Höhe der Feuersgefahr bedrohten Wohnungen. Die Länge für Gebäude vier Geschoß müßte folglich mit Berücksichtigung ihrer Krümmu dem Gebrauche ungefähr sechzig Fuß sein. Sie kann alsdan einem Kasten von kaum drei Fuß Breite, dessen Boden eine E bildet, aufbewahrt, und da ihre Last nicht bedeutend sein mit dem zur obern Befestigung dienenden Querholze in Ermang eines Pferdes durch einige Personen schnell an den Ort der G gebracht werden. Der Aufbewahrungskasten dient zur Befestigu untern Endes der Sackleiter. Bei geringerer Höhe des vom bedrohetten Raumes kann ein Theil der Leiter im Kasten bleiben. gen die Anzündung sichert die Eintauchung in Alaunauflösung be

Digitized by Google

Anfertigung und ebenfalls die Räffung derselben beim Gebrauch. Einfacher wäre wol noch ein schräg geleiteter Sackschlauch, an dessen beiden Seiten Seile, des Anhaltens wegen hie und da in Knoten geschürzt, hinablaufen, weil er zugleich die Gefahr und die Fahrt verschleiert, also Angst und Verlegenheit erspart.

Saint-Georges (Ritter von), berühmt durch seine bewundernswürdige Gewandtheit in allen Leibesübungen (weshalb seiner in den französischen Memoiren und Romanen aus diesem Zeitraum oft gedacht wird), ward 1743 auf der Insel Guadeloupe von einer Kreolin geboren, der natürliche Sohn des Generalpachters de Boulogne, der ihn gut erziehen ließ. Er trat früh in Kriegsdienste, wurde aber später am Hofe des Herzogs von Orleans angestellt, und war sein Liebling bis in der Revolution hingerichteten Herzogs. Man erzählt von seiner Geschicklichkeit im Gebrauche des Degens und der Pistolen fast unglaubliche Dinge. So warf er z. B. zwei Laubthaler nach einander in die Luft und traf sie, einen nach dem andern, indem sie niederfielen, mit zwei verschiedenen Pistolen. Sehr sanft, sobald er nicht gereizt wurde, vermied er Streitigkeiten, und fing immer damit an, seine Gewandtheit zu zeigen, um jeden Zwist abzuwenden. Im Fechten war ihm niemand gleich. Er war ein leidenschaftlicher Freund der Musik und galt für den ersten Violinspieler seiner Zeit. Beim Ausbruche der Revolution ward er einer ihrer eifrigsten Anhänger, und diese Gleichheit der Meinungen knüpfte ihn noch fester an den Herzog von Orleans. Er warb 1792 ein Jägerregiment, mit welchem er als Obrist unter Dumouriez bei der Nordarmee stand. Nach dem Abfalle des Generals ward St. Georges, um sich zu retten, sein Ankläger, aber er schützte sich dadurch nicht vor dem Gefängnisse, und obgleich er bald wieder entlassen ward, so wurde er doch 1793 wieder verhaftet, und erhielt erst nach dem 9ten Thermidor seine Freiheit. Er starb 1801.

Saint-Pierre (Charles Irenée Castel, Abbé de), geb. in der Normandie 1658, gest. zu Paris 1743, ein französischer Schriftsteller, der zu seiner Zeit viel Aufsehen machte, und wol von dem ebenfalls berühmt gewordenen Verfasser von Paul und Virginie (s. Bernardin de St. Pierre Bd. 1.) zu unterscheiden ist. Seine Annales politiques de Louis XIV werden noch immer geschätzt, und sollen Voltaire die erste Idee zu seinem Siècle de Louis XIV sowol, als zu seinem Essai sur l'histoire générale gegeben haben, vor welchen beiden Werken sie unleugbar den Vorzug der größern historischen Treue haben, ohne ihnen in Rücksicht des Styls bedeutend nachzustehen. Sein in die meisten europäischen Sprachen übersetztes Werk vom ewigen Frieden (Projet de Paix perpétuelle entre les Potentats de l'Europe) ist, der einmal bestehenden Verhältnisse wegen, allerdings nicht viel mehr als ein schöner Traum, aber voll großer trefflicher Gedanken, und sehr folgerecht durchgeführt. Man kann dabei nur bedauern, daß er, wie Plato, sich die Welt gedacht hat, wie sie sein sollte, und nicht, wie sie ist.

Salem, 1) ein Seehafen in dem nordamerikanischen Staate Massachusetts, meist auf einer Landzunge gebaut, die durch zwei Seearme gebildet wird. Der Hafen hat guten Ankergrund, doch ist das Wasser so seicht, daß schwere Schiffe, die über 12 Fuß tief Wasser brauchen, ausladen müssen. Die Stadt hat eine niedrige, aber angenehme und gesunde Lage. Sie ward 1626 gegründet, war früher meist von Holz, ist aber seit 20 Jahren größtentheils von

Digitized by Google

Ziegeln gebaut, und hinsichtlich der Bevölkerung, des [illegible] und Handels die zweite Stadt in Neu-England. Der [illegible] Handel, der hier seit einigen Jahren sehr [illegible] ist die Hauptquelle ihres vermehrten Reichthums. Es wurde [illegible] Gesellschaft von Seefahrern, die das Vorgebirge [illegible] umsegelt haben, gebildet, deren Zweck ist, [illegible] dern ihrer Familien Unterstützung zu geben, die [illegible] fahrt und des Handels nach Indien zu befördern, und das [illegible] zu vermehren, eine sehr reichhaltige, unentgeldlich [illegible] lung von Merkwürdigkeiten aus allen Theilen der Welt. [illegible] ben Namen führt der Hauptort der Brüdergemeinde in dem [illegible] rikanischen Staate Nord-Carolina. Die freundliche Anlage [illegible] von Ziegeln gebaut und besteht aus einer, beinahe ½ Stund[illegible] gen, mit Baumreihen besetzten Straße. Der Ort hat eine [illegible] liche Lehranstalt für Mädchen, die ein großes Gebäude in der [illegible] des Orts einnimmt, und verschiedene Manufacturen. — Es [illegible] Nordamerika (Neu-Jersey) auch eine Grafschaft und in mehren [illegible] ten noch andere Örter gleiches Namens.

Salmiak, ein aus Salzsäure und flüchtigem Laugensa[illegible] monium) bestehendes Salz, das schon den ältesten Völkern [illegible] war, und den Namen Sal ammoniacum, woraus die [illegible] nennung zusammengezogen ist, erhielt, weil es in Afrika, [illegible] Nähe des Tempels des Jupiter Ammon, gefunden wurde. [illegible] findet den Salmiak selten in der Natur, nur z. B. in den [illegible] fen feuerspeiender Berge, oder als Mischungstheil thierischer [illegible] in sehr geringer Menge, und in einigen Seen in Toscana. [illegible] wurde nur allein in Ägypten der Salmiak künstlich bereitet, durch Sublimation aus dem Ruß gewonnen, der sich von d[illegible] Brennmittel gebrauchten Mist der Kameele und anderer Thier[illegible] salzige Pflanzen fressen, absetzt. Jetzt gewinnt man ihn z. B. in Belgien, indem man Ziegel, die aus Steinkohlenpulver, Thon und gesättigter Kochsalzauflösung geformt werden, mit [illegible] chen geschichtet in einem besondern Ofen der Destillation un[illegible] und in Deutschland, indem man entweder das durch trockne [illegible] tion thierischer Stoffe gewonnene Ammonium in die nach Aus[illegible] des Muttersalzes zurückbleibende Muttersoole leitet, oder [illegible] niedergeschlagenen kohlensauren Talk befreite Salzlauge durch [illegible] stung krystallisiren läßt. Man erhält den Salmiak im Handel [illegible] in festen runden Kuchen, die durch beigemischte kohlige Theile [illegible] lich gefärbt sind, theils als krystallisirtes Salz in Form von [illegible] hüten, im letzten Falle aber ist er selten rein.

Sandschiak, oder Sandschak (türkisch), im buch[illegible] Sinne ein Roßschweif, bedeutet im türkischen Heere einen [illegible] fehlshaber, der als Ehrenzeichen nur einen Roßschweif führt, [illegible] rend die Paschas deren zwei bis drei haben. In der Regel [illegible] die Sandschiaks Statthalter kleinerer Landesbezirke, welche, ihnen, Sandschiakate (Sandschakschaften) genannt werden, [illegible] ren drei bis vier einen Paschalik ausmachen.

Sandsteingebirge. Nach den durch Werner verb[illegible] Ansichten (vergl. Geologie) gehört der Sandstein in die so[illegible] Flötzzeit, oder diejenige Periode, wo durch neues Anschwel[illegible] Gewässer die alten Gebirgsbildungen (Urgebirge und Überg[illegible] birge) zum Theil zertrümmert wurden, und aus diesen T[illegible] zuerst dieses Gestein, das den Gebirgen der Flötzzeit meist zu [illegible]

Digitized by Google

iegt, nicht sowol durch chemische Wirkung als auf mechanischem Wege gebildet ward. Es ist allerdings die äußere Gestalt des Flötzandsteins unter allen Thatsachen, welche auf die Bildung der Flötzgebirge durch eine neue Flut hinweisen, eine der wichtigsten, da derselbe meist aus einem, in größern oder kleinern körnigen Stücken durch ein quarziges oder eisenthoniges Bindemittel zusammengekitteten Quarz (s. d. Art. Bd. 7) besteht, der als der dauerhafteste von allen, noch allein von den durch neue Fluten zerstörten Gemengtheilen des Urgebirges zurückgeblieben zu sein scheint. Man hat jedoch in frühern Zeiten jener blos mechanischen Entstehung zu viel eingeräumt, und nach den Beobachtungen neuerer Geognosten entstehen immer mehr Zweifel gegen die ältere Ansicht. Die Flötzsandsteingebirge, besonders die älteren Bildungen, scheinen die Erzeugnisse einer chemischen Zerstörung und Regeneration zu sein, und dieselbe Ursache, welche früher die Gebirge mit allen ihren, häufig kieselartigen, Bestandtheilen aufgelöst enthielt und niederschlug, löste die bereits gebildeten Massen von neuem auf, gab ihnen jenen festen, oft quarzartigen Kitt, und setzte unter ihnen so viele rein chemische und krystallinische Bildungen ab, welche den blos mechanisch zerstörten Sandmassen des aufgeschwemmten Landes abgehen. Man ist daher jetzt geneigt, die körnigen Stücke, woraus der Sandstein zusammengekittet erscheint, für selbständig im Wasser entstandene Bildungen zu halten, und selbst die chemische Entstehung des Quadersandsteins anzunehmen. Der Flötzsandstein ist nach der Größe der zusammen verbundenen Gesteinstücke, nach der Art des Bindemittels, wie auch nach dem Verhältnisse der Lagerung auf andern Gebirgsarten, verschiedentlich abgetheilt worden. Für die älteste Sandsteinbildung der Flötzzeit hält man das Kiesels-Conglomerat, aus verschiedenen Urgebirgsarten bestehend, mit dessen Abart, dem Kiesel-Conglomerat, und den sogenannten rothen Sandstein; eine jüngere Bildung ist der bunte Sandstein, der oft mit Gyps abwechselt, meist ein kleines und feines Korn hat und sich durch seine bunten Farbenstreifen auszeichnet. Diese beiden Sandsteinbildungen sind hinsichtlich ihrer Kennzeichen so nahe verwandt, daß sie oft kaum zu unterscheiden sind. Für eine noch jüngere Bildung aber hält man den gemeinsten Sandstein, den sogenannten Quadersandstein, der meist aus feinen, weißlichen, mit Eisenocker überzogenen Körnern besteht, die entweder ohne Bindemittel als Flötzquarz erscheinen, oder nur durch ein unbeträchtliches thoniges Bindemittel zusammengehalten werden, und dessen leichte Zerstörbarkeit auch die jüngere Entstehung verräth. Dieser jüngere Sandstein ist es vorzüglich, der, außer den Schichtungsklüften, noch eine senkrechte, die Schichtung in rechten Winkeln durchschneidende Zerklüftung hat. Am häufigsten bemerkt man auch bei diesem Gestein Zerfressungen und Auswaschungen, die im Großen als Höhlen sich zeigen. Die Sandsteingebirge nehmen auch Lager von Kalkstein, Alaunerde und selbst Erzbildungen auf, doch scheinen diese letztern mehr dem ältern, als dem jüngern zuzukommen. Versteinerungen findet man oft in ganzen Lagen im Sandsteingebirge. Dieses Gebirge ist fast durch alle Gegenden der Erde verbreitet, und seine sonderbaren Gruppen und Gestalten sind dieselben in Sina und in Tunis, in Böhmen und Sachsen, wie am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Amerika. Die Neigung dieses Gesteins zu höhlenartigen Auswaschungen, die oft tief in das Gebirge hineinsetzen, veranlassen häufig thorartige offene Gewölbe und brückenartige Gestalten, und wenn an den schon pfei-

Digitized by Google

lerartig gebildeten Massen das Wasser, dessen fortdauernder D
die untersten Theile mehr ausgesetzt sind als die obern,
mehr vom Fuße wegwäscht, entstehen umgekehrte Pyramiden
dungen dieser Art findet man besonders in dem merkwürdigen
Suytjeen in Sina, zwischen dessen thurmartigen Felsen
hindurchströmt. Ähnliche Felsenbildungen sind die Pfeilergr
Adersbach in Böhmen und die Felsen der sächsischen Schw
Vorgebirge der guten Hoffnung bildet das Sandsteingebirge
artige, hinter und neben einander sich erhebende Bergwä
nur durch jähe, steil abstürzende Schluchten, welche ein
Gießbäche zu sein scheinen, dem Menschen einen Zugang ver
Das Sandsteingebirge, vorzüglich das ältere, erreicht zuwe
ziemlich bedeutende Höhe, z. B. schon in den sächsischen, böh
und schlesischen Gebirgen bis zu 1900 Fuß, und scheint in
selbst in Sina, noch weit höher zu sein. Der Sandstein ist
seiner leichten Absonderung und andrer Eigenschaften beson
Bausteinen brauchbar, minder tauglich aber, bei seiner
Zerstörbarkeit, zu Bildhauerarbeiten, wiewol die älteste
Bildhauerkunst diesen vergänglichen Stoff fast ausschließend
— In der jüngsten Gebirgsbildung, dem aufgeschwemmten
findet man vorzüglich den Sand, von den Höhenpunkten
Ebenen zu. Seltener erscheint er hier als Grus, der aus
tem Granit (s. d. Art. Bd 4.) entstanden ist, und dessen drei Gem
deutlich zeigt, sondern häufiger als Quarzsand, oder eigen
genannter Sand, mit kleinen körnerartigen Geschieben andrer
artigen Steine. Die Stücke dieses Sandes liegen meist lo
einander, zuweilen aber sind sie auch durch ein thoniges,
ges oder eisenockriges Bindemittel verbunden. Nach der Gr
einzelnen Stücke wird der gröbste Sand Bachkiesel, der minde
Perl- oder Quicksand, der feinere Flugsand genannt, und
tere ist es vorzüglich, welcher, vom Wasser gehoben, den
lichen Triebsand bildet, oder vom Winde getrieben, jene bew
Hügel und Thäler hervorbringt, die sich in einigen Thei
Deutschland, z. B. in der Niederlausitz, ganze Landstriche be
wo kaum Grashalme und zwergartige Bäume gedeihen können
züglich aber ist Nordafrika in seinen ungeheuren Wüsten mit F
bedeckt. Zuweilen führt der Sand Gold. Technisch wird
Glasschmelzen, zum Schleifen und zu Sanduhren gebraucht.

Santander (St. Andero), eine kleine Landschaft Sp
die eigentlich Las montanas de Santander e de Burgos be
der südlichen Küste der Bai von Biscaya, aus steilen Berge
tiefen Thälern bestehend. Sie ist reich an Eisen von der bes
tung, und in den kleinen Gebirgsstädten La Cavada und Lie
gibt es Kanonengießereien und Gußstahlfabriken. Die Küste
nige treffliche Häfen. Der gleichnamige Hauptort der Pro
den geräumigsten Hafen, der sehr gut gegen Winde geschützt
für Handelsschiffe von jeder Größe zugänglich ist; Fregatten
Kanonen aber können nur mit der Flut einlaufen. Santand
längst einer der zum freien Handel mit dem spanischen Amer
rechtigten Häfen, die man puertos habilitados nennt, un
auch viel Verkehr mit dem nördlichen Europa, wohin es un
dern viel Wolle ausführt. Die Stadt zählt 10,000 Einw. un
seit 1754 der Sitz eines Bischofs.

Say (Jean Baptiste), einer der ausgezeichnetsten Staats-

haftlichen Schriftsteller Frankreichs, geb. 1767 zu Lyon. Er kam n der ersten Zeit der Revolution nach Paris, um sich gelehrten Beschäftigungen zu widmen, und ward später einer der Stifter der Décade philosophique, einer ausgezeichneten Zeitschrift, deren Herausgabe er jedoch bald aufgab. Er wurde 1799 Mitglied des Tribunats, später aber von Napoleon ausgestoßen, und dadurch gekränkt, wollte er keine in der Folge ihm angebotene Stelle annehmen, sondern lebte ganz den Wissenschaften. Er ward 1817 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und zum Ritter des Wladimirordens ernannt; eine Auszeichnung, die er seinen staatswirthschaftlichen Arbeiten verdankt. Sein Hauptwerk ist die Abhandlung über die Staatswirthschaft (Traité d'économie politique, ou imple exposition de la manière dont se forment, se distriuent et se consomment les richesses, 1803 u. 1817), die Morstadt (Heidelberg 1818—1819) verdeutschte. Später folgte sein Katechismus der Nationalwirthschaft (Catéchisme d'économie polique, deutsch Karlsruhe 1816). Eine seiner geistreichsten Schriften t: Le petit volume contenant quelques aperçus des hommes t de la Société (Paris 1817), die auch (von Ludwig, Altenburg 821) verdeutscht wurde. Seine beiden statistischen Werke: De l'Anleterre et des Anglais (Paris 1815) und Des canaux de navigation dans l'état actuel de la France (Paris 1818), sind gleichalls geschätzt.

Schafzucht. — — In Deutschland wurde zuerst in Sachsen ie Schafzucht durch Veredelung des inländischen Stammes verbessert. im Erzgebirge geschah dies nur durch ungarische Stähre; das meißner Land aber wurde der eigentliche Hauptsitz der veredelten Schafucht. Schon 1765 wurden über 200 spanische Stähre und Mutterschafe, von zwei spanischen Schäfern begleitet, nach Sachsen gebracht, welche man in dem ehemaligen Thiergarten bei Stolpen aufnahm. Dieser spanische Stamm wurde 1778 durch einen Zuwachs erlesener Merinoschafe aus den besten Herden Leons und Castiliens vermehrt, nd zur Erweiterung der Anstalt in Lohmen und Rennersdorf und nfangs auch in Hohnstein Schäfereien angelegt. Diese Schäferei in Stolpen hat seitdem durch fortgesetzte Sorgfalt einen vorzüglich feinvolligen Stamm erhalten. Sie ist die erste ursprünglich spanische Schäferei in Deutschland, und man behauptet, Spanien selbst habe jetzt keine Herde mehr aufzuweisen, die dem 1765 nach Sachsen gekommenen Stamme vollkommen gleich wäre. Sie hat auf die Veredelung der Schafzucht zunächst in Sachsen und dadurch auf den Gewerbfleiß des Landes wohlthätig eingewirkt, da von 1779 bis 1811 über 10,000 Stähre und Mutterschafe an andere inländische Schäfereien gegen festgesetzte sehr billige Preise abgelassen wurden. Es wird daher das ursprünglich deutsche Schaf fast nirgend mehr in Sachsen gefunden, und ein neuer Stamm feinwolliger Schafe hat sich gebildet, die man Electoralschafe, wie die davon gewonnene Wolle, Electoralwolle nennt. Wenn auch, wie man behauptet hat (von Ehrenfels: über das Electoralschaf und die Electoralwolle. Prag 1822.), jetzt in Sachsen selbst selten noch reine Abkömmlinge der Herde von 765 sich finden, da die sächsischen Gutsbesitzer gewöhnlich nur ihre andschafe durch ächte Electoralböcke veredelten, und selbst ächte Electoralherden dadurch verderbten, daß sie, um ihnen größern Wollertrag u geben, dichtwollige spanische Böcke von fremder Abkunft einmischen; so sind doch allerdings noch Herden im Besitze des reinen Stam-

mes, aber freilich könnte die Schafzucht in Sachsen durch
wöhnliche Verschleuderung der Stammthiere leiden. Die
Herde von 1765 abstammenden Schafe haben selten ganz glatte
ohne alle Biegungen, sondern die reinen Abkömmlinge derselben
aus entweder, und zwar größtentheils gewässerte, oder aber
seltener, sehr gekräuselte Wolle. Außer den königlichen Sch
die immer ganz rein in der Abstammung und edel in der
halten wurden, haben auch andere Gutsbesitzer im Lande Sch
den aus Spanien erhalten und reine Merinoschäfereien gezog
hin gehört besonders die Schäferei auf der schönburgischen H
Rochsburg im Erzgebirge, die seit mehr als zwanzig Jahren
lich gehalten worden ist. Sie hat während des ganzen Jahres
fütterung, und die wohlgenährten Jährlinge haben bereits
nahe vollständige körperliche Ausbildung, und geben daher sc
deutenden Ertrag einer sehr langen und kräftigen Wolle. —
liche Merinoschäfereien sind zu Holitsch in Mähren, wo man
neuern Zeiten die Veredelung der Schafzucht sehr angelegen
und in Rambouillet. Man ist im Begriff, in Preußen auch
che Anstalt zu gründen. Hr. v. Ehrenfels hat den Vorschlag
den spanischen Stähr mit sächsischen Electoralschafen von 175
ziehen und dann nach deutschen Veredelungs- und Paarungs
sätzen fortzufahren, um dadurch reine Wolle zu erhalten,
vorzüglicher als selbst die spanische wäre.

*Schall ist die allgemeine Benennung für das Object (
genstand) des Gehörs. Ton, Klang, Laut, Geräusch, Knall,
u. a. Benennungen bezeichnen daher nur verschiedene Arten
bificationen (besondere Bestimmungen) des Schalls. Bei der
tung (Theorie) des Schalls sind folgende Punkte zu erörtern:
Natur oder das Wesen des Schalls, 2) die verschiedenen Ent
arten, 3) die Fortpflanzung, 4) Grund der verschiedenen
5) Arten des Schalls. Daß 1) das Wesen des Schalls in
wegung besteht, davon kann man sich schon durch bekannte
gen überzeugen. Bei einem starken Donner z. B. klirren
die Fensterscheiben, und durch den Knall naher Kanonen
gar zersprengt, was nur aus dem Stoß der heftig erschütt
erklärbar ist. Ein Trinkglas kann durch bloßes Schreien in
sem Glase eigenthümlichen Tone zerbrochen werden, und bei
den Körpern, z. B. Glocken, auf welche man etwas Sa
streut hat, bemerkt man eine hüpfende Bewegung der Sa
Das letztere deutet auf ein Zittern der schallenden Körper
die bisher gewöhnliche physikalische Erklärung: der Schall
zitternde (schwingende) Bewegung der Luft oder überhaupt
Körper, welche dem Ohr mitgetheilt, dieses erschüttere und
des Hörnerven das Hören (die Wahrnehmung des Schalls)
bringe. Diese Erklärung ist aber unbefriedigend, und gi
Aufschluß über die große Mannichfaltigkeit des Schalls.
chanisches Zittern der Körper kann man sich nur verschieden
nach der verschiedenen Stärke des Zitterns und nach der verse
Geschwindigkeit, mit welcher die Schwingungen auf einander
die erstere Verschiedenheit macht einigermaßen die verschiedene
des Schalls, die letztere die Mannichfaltigkeit in der Höhe un
der Töne begreiflich, aber nicht die (qualitativ) verschiedene
des Schalls, nicht die unendliche Mannichfaltigkeit in der Eig
lichkeit des Klanges, wodurch sich die Körper für das Ohr

Digitized by Google

nder unterscheiden. Chladni's Klangfiguren (m. vgl. d. Art. Bd. 5) haben denkende Naturforscher auf einen bessern Begriff des Schalls geleitet. Das Zittern nämlich (welches jeder leicht von der Massenbewegung [Bewegung der ganzen Körper] unterscheidet) betrifft nur die kleinsten Theile oder Atome der Körper, welche sich, wiederhohlt, gegen und von einander bewegen. Das Zittern wird durch Stoßen und Reiben, also mechanisch, erregt, aber ohne darum selbst mechanisch zu sein, und es sind vorzüglich die starren, elastischen Körper, welche so in zitternde Bewegung gesetzt werden können. Beim Zittern wird das Innere der Körper erregt und bewegt, und die Gesetze der Urbewegung, nach welchen die Atome eines Körpers sich ursprünglich in Krystallform zusammengefügt haben, werden wieder lebendig und offenbaren sich als Schall, d. h. in bestimmten Zitterfiguren, als Nachbildung oder Wiederholung der eigenthümlichen Krystallform des Körpers in der bloßen Bewegung seiner Atome. Denn wie die äußere Bewegung der Körper Linien bildet und Figuren sichtbar umschreiben kann, so erfolgt die innere Atomenbewegung nach nothwendigen Formgesetzen und bildet hörbare Figuren, die Zitter- oder Klangfiguren, die sich der Luft zur Fortpflanzung einprägen oder mittheilen, durch diese den Gehörwerkzeugen, durch diese endlich dem Hörnerven, worin sich die gleichen Klangfiguren abbilden. Da also in den Zitterfiguren die Gesetze der Urbildung oder Krystallisation wieder rege werden und sich in der Atomenbewegung wiederholen, so muß man das Zittern oder Schallen der Körper als ein Streben derselben betrachten, wieder in den Urzustand zurückzukehren, d. h. sich wieder auf dieselbe Art in Atome aufzulösen, wie sie aus Atomen, durch deren Bewegung und Vereinigung entstanden waren; aber die Starrheit (Cohäsion) der Körper widersteht diesem Streben, sie hebt die Bewegung allmählig auf (der Klang verliert sich) und läßt es nicht zur Auflösung kommen. 2) Die verschiedenen Entstehungs- oder Erregungsarten des Schalls sind eigentlich nur scheinbar, nicht wesentlich verschieden. Vergleicht man die Entstehungsart des Klangs einer Glocke, eines Trinkglases, einer Saite u. s. w. mit der Entstehung des Knalls einer Peitsche oder eines Schießgewehrs, mit der Entstehung des Donners, ferner mit der Entstehung der menschlichen und Thierstimme u. s. w., so scheinen hier freilich sehr verschiedene Ursachen den Schall zu erregen. Untersucht man aber den Gegenstand genauer, so findet sich, daß im Grunde alle Schallerregung sich auf Stoß und Reibung zurückführen läßt. Der Hauptunterschied ist nur der, daß entweder starre (feste) Körper an starren sich reiben oder stoßen, oder daß unmittelbar die Luft einen Stoß oder eine Reibung und dadurch Pressung und Erschütterung erleidet. Da die erstere Entstehungsart (durch Stoß und Reibung starrer Körper) sehr bekannt ist, so bedarf nur die letztere einer Erörterung. Das Rauschen oder Sausen des Windes entsteht durch das Reiben der bewegten Luft an festen Gegenständen, z. B. an Häusern, Thürmen, Bäumen; bei letztern wird, wenn sie belaubt sind, das Rauschen noch durch das Reiben der Blätter an einander verstärkt. Beim Losbrennen eines Schießgewehrs empfängt die im Rohr beschränkte Luft, vermöge der plötzlichen Entwickelung verschiedener Gasarten aus dem entzündeten Schießpulver, einen heftigen Stoß und augenblickliche Pressung, wodurch zugleich das Rohr des Schießgewehrs heftig erschüttert wird, was zur Verstärkung des Schalls viel beiträgt. Die Stimme der Menschen und Thiere entsteht durch die Reibung der aus

der Lunge durch die Luftröhre streichenden Luft, an den elastischen W derselben, besonders des Zungenkopfs, durch dessen zitternde Be vorzüglich die Töne hervorgebracht, durch die Stimmritze ab gleich hinsichtlich der Höhe und Tiefe modificirt werden; d enger die Öffnung ist, durch welche die schallende Luft streicht, höher wird der Ton, und umgekehrt, je weiter die Öffnung, tiefer der Ton. Daher die Höhe der Tonleiter bei Singvöge vollkommene, unendlich modificirbare Bau des menschlichen K renkopfs bedingt, von organischer Seite, die Vollkommenh menschlichen Gesanges und der menschlichen Sprache, bei welc die Töne oder Laute durch die Zunge mittelst des Widerstan Zähne articulirt werden. Im Blasinstrument entstehen die T Ganzen auf dieselbe Art, wie in der Luftröhre, die man bild organische Blasinstrument nennen könnte, während umgek Blasinstrumente als künstliche Luftröhren betrachtet werden k Die Verschiedenheit des Klanges der verschiedenen Blasinst beruht auf der Verschiedenheit theils der Form, theils der St worauf sie gemacht sind. Bei der Trompete, dem Waldhor Posaune gibt vorzüglich das Metall in Verbindung mit der dem Klang die Schärfe des Charakters, indeß der hölzerne Clarinette, Hoboe u. s. w. viel sanftere Töne eigenthümlich v Die Fortpflanzung des Schalls erfolgt durch alle elastische M und zwar um so vollkommner, je elastischer und elastisch er sie sind. Daher ist die Luft oder überhaupt die gasförmige K das vollkommenste Medium (vermittelnde Materie oder Su der Fortpflanzung des Schalls. Früher hielt man die Luft fü bingt nothwendig zur Fortpflanzung des Schalls. Erfahrun weisen aber das Gegentheil. Man nehme z. B. das eine End hölzernen Stäbchens zwischen die Zähne und lasse das andere auf dem Resonanzboden eines Claviers oder Fortepianos ruh dem man zugleich beide Ohren mit den Fingern fest verstopft, man wird, während auf dem Instrumente gespielt wird, al sehr deutlich vernehmen, und zwar stärker als gewöhnlich. E wird man den Klang einer kleinen, an einem Drahte be Glocke sehr stark hören, wenn man, unter gleichen Umständen eingebogene Drahtende zwischen den Zähnen hält. In beiden wird der Schall offenbar nicht durch die Luft, sondern durch d ren Leiter (das Holzstäbchen, den Draht) bis zu den Zähnen, von da weiter durch die Knochen der Kinnladen bis ins H fortgeleitet. Man wird aber zugleich bemerken, daß der durc Schalleiter, ohne Vermittelung der Luft, dem Hörorgan mitg Schall nicht so angenehmen Eindruck macht, als der durch d fortgeleitete; in jenem Falle klingen die Töne viel rauher dieſem. Die Luft ist also der vollkommenste, der Organisati Ohrs entsprechendste Schalleiter; durch sie wird der Schall ge werden die Töne und Klänge gleichsam veredelt und auf ähnli für das Ohr vorbereitet, wie die Speisen durch den Speic Zunge für den Magen. — Was nun die Art der Fortpflanzu Schalls durch die Luft betrifft, so haben sie einige mit der fer tenden Wellenbewegung verglichen, welche an einem ruhigen W entsteht, in welches man einen Stein geworfen hat, und sie g die Sache dadurch recht anschaulich zu machen. Dieses Gleic aber keineswegs treffend. Vielmehr werden dieselben Klang Zitterfiguren, welche in einem klingenden oder tönenden Körp

Digitized by Google

ehen, durch Erregung in der Luft nachgebildet und durch Forterre-
ung schnell weiter getragen. Man muß annehmen, daß eine Klang-
igur, die als bestimmter Schall oder Klang empfunden wird, sich,
ie im Körper so in der Luft, in jedem unbestimmbar kleinen Theile
erselben wiederholt und in solcher Kleinheit fortpflanzt; denn
onst wäre nicht zu begreifen, wie bei einem Concert eine beträchtliche
ahl von Tönen zugleich gehört werden könnte, die daher als eben
o viel Klangfiguren in dem kleinen Raume, den das Ohr gestattet,
ugleich sein müssen, um als Harmonie empfunden zu werden. Daß
brigens zur Fortpflanzung des Schalls, vermöge des Widerstandes
er Luft oder sonstiger Schalleiter, eine Zeit erfordert wird, weiß
eder aus eigener Erfahrung, indem z. B. beim Abfeuern einer ent-
ernten Kanone der Blitz um so früher vor dem Knall gesehen wird,
e weiter sie entfernt ist. Die Fortpflanzung geschieht gleichförmig,
. h. durch gleiche Räume in gleichen Zeiten. Viele Naturforscher
aben sich mit der Berechnung und Bestimmung der Geschwindigkeit
es Schalls beschäftigt, aber die Resultate ihrer Versuche stimmen
icht völlig überein. Nach Derham, der in seinen sorgfältig angestell-
en Versuchen mit Flamsteads und Halleys Bestimmungen zusammen-
rifft, durchläuft der Schall in der Luft in der Secunde eine Länge
on 1142 Fuß, welches man vor der Hand als die richtigste Bestim-
nung gelten lassen muß; eine ganz genaue dürfte auch nicht möglich
ein, da die Fortpflanzung des Schalls auf der Elasticität der Luft
eruht, deren Grade, vermöge der großen Veränderlichkeit der Atmo-
phäre, zu verschiedenen Zeiten verschieden sind. Am meisten aber hat
egreiflich der Wind auf die Geschwindigkeit des Schalls Einfluß,
elche durch übereinstimmende Richtung des Windes mit der des
challs befördert, durch entgegengesetzte Richtung aber gehemmt, d. h.
erminbert wird. Auch geschieht die Fortleitung des Schalls, wie
ie des Lichts, in gerader Richtung, und die Physiker sprechen daher
ei der mathematischen Betrachtung des Schalls von Schallstrahlen,
ie sie bei der gleichen Betrachtung des Lichts von Lichtstrahlen spre-
hen. Daher findet auch beim Schall, wie beim Lichte, ein Zurück-
trahlen (Reflexion) von den Flächen fester Körper nach mathemati-
chen Gesetzen statt, worauf sich das Echo gründet, so wie auch die
Sprachgewölbe (s. diese Art. Bd. 3. u. 9.), wenn die zurück-
trahlende Fläche elliptisch gekrümmt ist, wodurch an zwei Orten ein
Schallfocus (Vereinigungspunkt der Schallstrahlen), wie beim Brenn-
piegel ein Lichtfocus, entsteht. 4) Die verschiedenen Grade der Stärke
Intensität) des Schalls hängen von verschiedenen Umständen ab, na-
entlich a) von der verschiedenen Entfernung des Hörers von dem
Entstehungsorte des Schalls; denn je näher man diesem Orte ist,
esto stärker, je entfernter, desto schwächer hört man den Schall. Die
Stärke des Schalls vermindert sich also durch die Fortpflanzung (ver-
möge des Widerstandes der Schalleiter) und nimmt mit zunehmender
Entfernung allmählig ab; b) von der Quantität der erregenden Ur-
ache des Schalls bei gleicher Entfernung. Je stärker z. B. ein
Schlag oder Stoß ist, der gegen einen elastischen Körper erfolgt, desto
tärker ist der dadurch entstehende Schall, und umgekehrt, je schwä-
;er u. s. w.; je schärfer ein Schießgewehr, z. B. eine Pistole, ge-
aden wird, desto stärker ist beim Abfeuern der Knall, und umge-
ehrt; c) von der Qualität (besonders Dichtigkeit und Elasticität)
er schallenden Substanz, bei gleicher Stärke der Erregung, und glei-
her Entfernung des Ohrs vom schallenden Körper. Man hängt

Digitized by Google

z. B. zwei der Größe nach gleiche Stäbe, einen hölzernen und tallenen, durch Fäden auf, und man wird finden, daß bei g Schlägen gegen diese Stäbe, der metallene stärker schallt, al hölzerne. Die verschiedenen Grade der Stärke des Schalls – gleich aber auch andere Bestimmungen desselben — hängen fer d) von der Lage des schallenden Körpers, d. h. von seiner V dung mit mehr oder weniger elastischen Körpern. Eine Glocke klingt nur stark (zugleich aber auch hell und anhaltend), we frei hängt und überall von dem sehr elastischen Schallleiter, der umgeben ist; sie klingt dagegen schwach und dumpf, wenn man i ihrer Mündung auf die Erde, überhaupt auf feste Körper, stellt zwar ist der Schall um so schwächer und dumpfer, d. h. er wi so mehr gehemmt, je weicher und weniger elastisch der Grund i welchem die Glocke ruht. Dieses Beispiel gibt den Schlüssel Erklärung vieler andern ähnlichen Fälle. Auch beruht die verse Intensität des Schalls; e) auf der Beschaffenheit des Schall- also vorzüglich der Luft, hinsichtlich der verschiedenen Elasticität Dichtigkeit derselben, deren höhere Grade die Stärke des Sch günstigen. Daher knallt z. B. ein Schießgewehr bei gleicher L auf hohen Bergen schwächer, als in der Tiefe der Thäler, un gleichem Grunde schallen alle Körper bei heiterm Wetter stärker bei trüber, feuchter Luft, auch zur Nachtzeit stärker als am was nur zum Theil scheinbar ist, in Folge der allgemeinen K der Nacht, andern Theils aber von der geringern Temperatur daher größern Dichtigkeit der Luft zur Nachtzeit kommt. Endlich auch f) das Dasein oder der Mangel zurückschallender naher W oder Flächen, und, im ersten Falle, zugleich die mehr oder m elastische Beschaffenheit der zurückschallenden Wände Einfluß au Stärke oder Schwäche, Verstärkung oder Verminderung des Sch Denn das Zurückschallen von Wänden, die wegen ihrer Näh Echo geben können, verstärkt nothwendig den ursprünglichen S Daher schallt in Zimmern mit harten, elastischen Wänden alles ker als in freier Luft, stärker alles in leeren Zimmern, als in t blirten, stärker in einsamen, als mit Menschen angefüllten Zimm denn weiche Körper hemmen, vermindern, dämpfen den Schall Mangel an Elasticität. — Um nun noch 5) der verschiedenen A des Schalls, als besonderer Bestimmungen (Modificationen) zu wähnen, so werden vorzüglich folgende unterschieden. Ton wird Schall genannt, wenn er mehr oder weniger gleichartig anhaltend ein gleichartiges Zittern, oder besser, eine gleich schnelle Aufeinan folge gleicher Zitterfiguren erzeugt den Ton. Er ist der Stoff die Musik oder Tonkunst, deren Gegenstand und Aufgabe die me sche Verkettung und harmonische Zusammenstellung der Töne zu ganischen Ganzen (Tonstücken) ist. Klang scheint, dem Sprac brauche nach, die Qualität der Töne zu bezeichnen, welche mit mehr quantitativen Unterschied derselben hinsichtlich der Höhe u Tiefe nicht zu verwechseln ist; oder auch: der Klang bedeutet besondere Eigenthümlichkeit eines Körpers (eines Instruments z. im Schallen oder Tönen. So unterscheidet sich z. B. der Ton e gläsernen Glocke von dem einer metallenen — wenn auch beide gleicher Höhe gestimmt sind — und diesen Unterschied gibt der v schiedene Klang der Substanzen, woraus sie gemacht sind. Der T einer Flöte klingt anders als der einer Violine, und diese klingt a ders als ein Clavier; anders ist der Klang der Harmonica, viel

ers der des Waldhorns oder der Posaune, und welch ein Unterschied ist zwischen den Tönen der Trompete und der Orgel! jedes Instrument hat seinen eigenen Klang, jeder Vogel seinen besonders modificirten Ton, jedes tönende organische Wesen seine eigenthümliche Stimmung des ihm natürlichen Lautes. Diese unendliche Mannichfaltigkeit wird ohne Zweifel durch die gleiche Verschiedenheit der Zitterfiguren hervorgebracht, daher auch die Benennung Klangfiguren. Stimme heißt der Klang des Schalls, welchen organische Wesen durch die Luftröhre hervorbringen. Laut hat, in Beziehung auf Thiere, eine ähnliche Bedeutung; in Beziehung auf die menschliche Sprache sind die Laute die Grundbestandtheile (Elemente) der Lautsprache. Außer diesen bestimmten Gattungen des Schalls gibt es noch eine Menge unbestimmbarer Arten (die nicht aus bestimmten Klangfiguren, sondern vielleicht aus einem zufälligen, unharmonischen, bisweilen widrigen Gemisch derselben bestehen), welche aber doch ihre Benennungen haben, und theils organischen, theils anorganischen Ursprungs sind, wovon die Zeitwörter: rauschen, brausen, tosen, sausen (säuseln), knallen, krachen, zischen, prasseln, lispeln u. s. w. einige Beispiele geben.

*Schandau, eine kleine Stadt im meißnischen Kreise des Königreichs Sachsen, am Ausflusse der Kirnitsch in die Elbe, 8 Stunden südöstlich von Dresden, in einem von malerischen Felsen umgebenen Thale, im Mittelpunkt der sächsischen Schweiz (s. d. Art.), 2 Stunden von der böhmischen Grenze. Sie zählt 1000 Einwohner, deren Hauptnahrungszweig der Handel mit Sandsteinen, welche die Umgegend liefert, mit Holz, das sie für auswärtigen Absatz, bei verbotener Ausfuhr des inländischen, nur aus Böhmen beziehen, und ein nicht unbedeutender Verkehr mit Getreide und eine lebhafte Schifffahrt ist. Schandau war früher schon ein Grenzzollamt und ist, nach den Bestimmungen der Elbschifffahrtsacte, die dritte Elbzollstätte abwärts von Böhmen. Die im 16ten Jahrh. angelegte wichtige Holzlöße auf der Kirnitsch, welche jährlich mehre tausend Klaftern liefert, geht bis Schandau. Der Zusammenfluß von Reisenden und der immer zunehmende Besuch des Heilbades geben gleichfalls viele Erwerbsmittel. Die Heilquelle entspringt ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt, am Eingange des Kirnitschthales, auf einer von waldigen Felsen umgebenen anmuthigen Wiese. Man kannte sie schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, und selbst die ersten unvollkommenen Untersuchungen ihres Gehalts im J. 1730, wo sie mangelhaft gefaßt wurde, brachten sie in Ruf, doch ward sie zu sehr vernachlässigt, als daß sie sich darin hätte erhalten können. Erst in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts verdankte sie dem jetzigen Besitzer ihre Reinigung und bessere Fassung, und seitdem entstanden nach und nach ein Brunnenhaus und mehre freundliche Gebäude. Im J. 1803 wurde eine neue und zwar die stärkste Quelle entdeckt, deren es jetzt überhaupt 9 gibt. Die Bäder sind in dem für Badegäste bestimmten Hause befindlich und sehr bequem und gut eingerichtet. Die Hauptquelle enthielt nach den 1803 angestellten Untersuchungen in 100 par. Kubikzoll Wasser über 18 Gran Eisenoxyd, über 8 Gran salzsaure Talkerde, über 5 Gran schwefelsaure Kalkerde und über 11 pariser Kubikzoll kohlensaure Luft und Schwefelwasserstoffluft. Das Wasser wird zum Baden und Trinken gebraucht, und man hat es gegen Nervenschwäche, Fehler der Verdauung und Hämorrhoidalbeschwerden wirksam gefunden. Die Vergnügungen der Badegäste bestehen einzig in dem Genusse der reizenden Natur, und

Digitized by Google

Schandau ist der bequemste Ort, von wo aus man die sä… Schweiz und die angrenzenden herrlichen Gegenden Böhmens au… zelnen Lustreisen durchwandern kann.

Schauer ist eigentlich ein Hautkrampf, der bald durch … Veränderung der äußern Temperatur, bald durch innere Ursache… anlaßt wird. Die Haut wird blaß, kalt, gespannt, zieht sich … zusammen und ein unangenehmes ziehendes Gefühl in der H… damit verbunden. Der Schauer ist bald nur auf einzelne Th… schränkt, bald ist er allgemein, an ihn reihen sich die höhern … von Frost an, welche die Anfälle des kalten Fiebers vorzüglich … zeichnen. Er endigt sich meistens so, daß die reagirende Ra… tigkeit den entgegengesetzten Zustand der Wärme oder Hitze h… führt.

Schicht (Joh. Gottfr.), Cantor und Musikdirector in L… einer der größten musikalischen Theoretiker und gründlichsten K… componisten Deutschlands. Er wurde am 29sten Sept. 1753 z… chenau bei Zittau geboren, und war eines Häuslers und Lein… Sohn. Des Vaters Schwester, welche ebenfalls an einen H… und Leinweber verheirathet war, nahm ihn wegen des beschr… Raums im älterlichen Hause schon im ersten Jahre seines Leb… sich. Beide gewannen ihn so lieb, daß sie ihn nicht wieder … älterliche Haus zurückgaben. Nachdem er seinen ersten Unterric… den beiden Schullehrern des Orts empfangen hatte, ward e… das Gymnasium nach Zittau gebracht, wo er durch den Unte… des Organisten und Musikdirektors, Joh. Trier, im Clavier- und … gelspiel und im Gesang solche Fortschritte machte, daß dieser … seinem Adjuvanten beim Orgelspiel machte, und bei der Auff… von Kirchenmusiken vorzüglich zu gebrauchen wußte. Indessen … schäftigte sich Schicht auch mit den Sprachen und Wissenschaften … bezog nach neunjährigem Aufenthalte in Zittau 1776 die Univ… Leipzig, um die Rechte zu studiren. Auf Hillers Anrathen gab … er bald diesen Zweck auf, und widmete sich ganz der Musik, … er nicht nur die besten theoretischen Werke dieses Fachs fleißig … dirte, sondern auch einige Versuche in der Composition machte, … sich übrigens in der praktischen Musik eifrig ausbildete. Sc… ersten Jahre seines Aufenthalts in Leipzig war seine Tüchtigk… der letztern so anerkannt, daß man ihn als Concertspieler auf dem … mals üblichen Flügel, und als Geiger bei der ersten Violine in … damals in den drei Schwanen gehaltenen Concerte, so wie in den … lerschen Übungsconcerten brauchte; in gleicher Eigenschaft ward er … 1781—85 bei dem darauf errichteten großen Concerte im Gew… hause in Leipzig angestellt. Während dieser Zeit machte er sich … durch musikalischen Unterricht, besonders im Clavierspielen und … Gesang, unendlich verdient. Er besaß viele Fertigkeit und … Umfang der Stimme, und bildete sich zum vorzüglichen Gesangsl… auch dadurch aus, daß er viele der besten Sänger und Sänger… damaliger Zeit mit Aufmerksamkeit hörte, ja sich mit einer der … züglichsten, Dem. Valdesturla, welche gegen 1785 als ordentliche … certsängerin angestellt wurde, verheirathete, in welcher Ehe er … Töchter zeugte, wovon die jüngere, noch lebende, eine der vorzü… lichsten Dilettantinnen im Gesange ist. 1785 ward er zum Mu… rector bei letztgenanntem Concert erwählt. In demselben Jahre … hielt er auch die jedoch uneinträgliche Stelle eines Organisten und … sikdirectors an der neuen Kirche. Zur Aufführung größerer Mu…

Digitized by Google

in beiden Orten bildete er sich aus Knaben dasiger Familien und Studirenden mit großem Fleiße einen eigenen Singchor, der, als er späterhin Cantor wurde und den Thomanerchor zur Leitung übernahm, leider eingegangen ist. Die Freiwilligen dieses Chors, welche Lust und Fähigkeit äußerten, zog er vornehmlich durch unentgeldlichen Unterricht in Gesang und Harmonie an sich. 1810 ward er Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen zu Leipzig. Von dieser Zeit an gab er den Privatunterricht im Clavierspielen und im Gesang auf, außer daß er die von ihm errichtete Singakademie noch einige Zeit dirigirte. Desto mehr wandte er seinen Fleiß auf Bildung des ihm untergebenen Chors, und Ausarbeitung derjenigen Kirchencompositionen, welche ihn als Componisten vornehmlich bekannt gemacht haben. Auch gab er bis in den letzten Jahren seines Lebens noch immer einigen fähigen Jünglingen, besonders aus dem Thomanerchor, z. B. dem talentvollen Reissiger, Unterricht in der Harmonie und Composition. Beim Unterricht fehlte ihm übrigens die Fähigkeit, die Regel klar und bestimmt herauszuheben, weshalb er mehr durch Beispiele lehrte, und seinen Schülern die Abstraction der Grundsätze überließ. Aber diese Beispiele waren immer treffend und gründlich gewählt, so wie er überhaupt in Beispielen und drolligen Gleichnissen sich mitzutheilen liebte. Unter seinen theoretischen Schriften sind die Grundregeln der Harmonie, nach dem Verwechslungssysteme (Leipzig bei Härtel) und die Zusätze zu Pleyels und Clementis Clavierschule (Leipzig, Bureau de Musique) bekannt. Bei der gründlichen Theorie der Musik, welche Schicht besaß, und bei seiner vielseitigen Bekanntschaft mit der ältesten und neuesten musikalischen Literatur, von welcher auch seine seltene Bibliothek zeugt (die zum Besten der Kunst nie vereinzelt werden sollte), mußten sich auch seine Compositionen durch Gründlichkeit und Reinheit des Satzes, gehörige Oekonomie und Kenntniß der Instrumentirung auszeichnen. Obwol denselben der freie Schwung des Genius abgeht, der neue Bahnen bricht, und unwiderstehlich durch die Kraft des Geistes fortreißt, so fehlt ihnen doch, außer jenen formellen Eigenschaften, auch der Reiz der Rührung und Anmuth nicht; und wenn daher Schicht im Kräftigen wenigstens die Würde nie verletzte, und durch sorgfältige Berücksichtigung des Textes, welche ihm durch seine wissenschaftliche Bildung möglich war, wie durch die Kunst der Stimmenführung und des Contrapunkts fast immer interessirte, zuweilen auch erhebt; so gelingt es ihm dagegen überall, durch das Sanfte zu rühren, und durch eine natürliche, gefällige Melodie in Verbindung mit der fließendsten Behandlung der Unterstimmen das Herz anzusprechen, wovon besonders mehre kleine Chöre und vierstimmige Sätze die deutlichsten Beweise sind. Außer zwei frühern Oratorien von Rost: Die Feier der Christen auf Golgatha (Clavierauszug bei Härtel erschienen) und: Die Gesetzgebung auf Sinai, ferner zwei Cantaten von v. Rostitz-Jänkendorf: Preis der Dichtkunst, und Häusliches Glück, nebst einigen Chören, die er früher für das Concert geschrieben, ist aus seiner frühern Zeit wenig bekannt geworden. Aus der zweiten Periode seines Lebens aber stammt sein treffliches Te Deum nach Klopstock, zur Jubelfeier der neuen Kirche, und ein anderes mit deutscher Parodie von Haider zur Jubelfeier der Universität Leipzig (1809) geschrieben, ferner sein bestes Werk, was ihn als Oratoriencomponisten unsterblich macht: Das Ende des Gerechten (von Rochlitz gedichtet, und nach seinem Tode 1822 in Partitur, welcher auch bald der Clavierauszug

Digitized by Google

folgen wird, erschienen). Die Chöre dieses Oratoriums gehören zu seiner besten Arbeit, und vergebens versuchte er in zu weit vorgerücktem Alter dasselbe durch ein anderes (von Kunath gedichtetes) Oratorium: Die letzten Stunden des Erlösers, an Kraft und Glanz zu überbieten. Außer noch einigen Compositionen des Te Deum (zur Regierungsjubelfeier des Königs von Sachsen; eines deutschen zur Jubelfeier der Reformation nach Dolz; eines nach Luther, und nach Witschel), mehrern Missen mit und ohne Orchesterbegleitung (eine zur Vermählung des Prinzen Friedrich) hat er gegen 42 Motetten, unter welchen 3 zweichörige, geschrieben. Darunter gehören zu den ausgezeichnetsten Compositionen dieser Gattung, und zu den vortrefflichsten Aufführungen des Thomanerchors, das Veni sancte spiritus mit Parodie von Michaelis (Leipzig bei Peters erschienen), und die bei Härtel erschienenen Motetten: Nach einer Prüfung kurzer Tage; Jesus meine Zuversicht; Meine Lebenszeit verstreicht; und der 100ste Psalm. Nicht minder bekannt ist sein mit großer Mühe ausgearbeitetes, wiewol nicht ganz zweckmäßig eingerichtetes allgemeines Choralbuch, welches unter 1285 Choralmelodien auch 306 von ihm selbst componirte enthält (bei Härtel) und die schöne musikalische Begleitung des Vaterunsers und der Einsetzungsworte (bei Peters erschienen). Er starb nach einem verdienstvollen Wirken, am 16ten Febr. 1824, an der Wassersucht. In seinem Charakter war manches Sonderbare und Eigene, was sich besonders von der Zeit an, wo er ohne Familie lebte, stärker entwickelte. Er war nicht ohne wissenschaftliche Bildung; dagegen ging ihm die feinere gesellschaftliche Bildung ab. Gemachte Erfahrungen hatten ihn etwas mißtrauisch gemacht. Aber hinter einem barschen und oft eigensinnigen Wesen brach die reinste Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit immer wieder hervor.

Schierling (cicuta). Mit diesem Namen belegt man verschiedene Pflanzen, welche giftartige Wirkungen haben, vorzüglich aber das conium maculatum, ein zweijähriges Doldengewächs, welches an den meisten schattigen, feuchten Orten wild wächst. Die Blätter sind groß, glatt und gefiedert, auf der obern Fläche dunkelgrün und etwas glänzend, auf der untern blaßgrün. Gerieben geben sie einen eigenthümlichen, widrigen Geruch, der bald mit dem der Moose, bald mit dem des erwärmten Kupfers verglichen wird. Der Geschmack ist süßlich, scharf und ekelhaft. Der Stengel ist grün, rund, hohl, glatt, gefurcht und mit rothen oder bräunlichen Flecken besprengt. — Die Aehnlichkeit mit der Petersilie veranlaßt oft nachtheilige Verwechselungen, und die dadurch erregten Zufälle, welche bisweilen, jedoch selten, tödtlich verlaufen, sind: Verdunkelung des Gesichts, Schwindel, Kopfschmerz, ein wankender Gang, Aengstlichkeit in den Präcordien, Maagenkrampf, Trockenheit des Halses, brennender Durst, Aufstoßen, Erbrechen eines grünen Stoffs mit Ueberbleibseln der Speisen, die Respiration ist frequent, unterbrochen, Ohnmachten, Lethargien, Kälte der Extremitäten folgen. Bisweilen hat man auch wüthende Delirien und Epilepsien eintreten sehen. — Bei Leichenöffnungen fand man die gewöhnlichen Wirkungen der Gifte, Entzündung im Magen, Darmcanal und andern Organen; das Herz schlaff, die Höhlen desselben mit schwarzem, flüssigen Blute angefüllt, die Harngefäße von Blut überfüllt. Seit Plinius hat sich die Meinung erhalten, daß in dem Gifttrank, den Sokrates geleert, Schierlingssaft sich befunden habe; vergleicht man jedoch die obigen Symptome mit denjenigen, welche nach Plato dem Tode des Sokrates vor-

Digitized by Google

ergingen, so wird diese Meinung sehr unwahrscheinlich. Bei der Vergiftung mit Schierling muß man zuerst und zwar sobald als mögch, Erbrechen zu erregen suchen. Alsdann werden schleimige, säuerche Mittel empfohlen; die Nachkrankheit ist nach den Regeln der unst zu beseitigen. — Als Arzneimittel wird die Cicuta in vielen mphatischen und nervösen Krankheiten mit Nutzen gebraucht; ja lbst gegen Skirrhen und Krebs wird sie empfohlen.

Schikaneder (Emanuel), der Verf. der Zauberflöte und einer Menge anderer sogenannten wiener Local- und Zauberopern, wurde 751 zu .... geboren. Der theatralischen Laufbahn von Jugend uf sich widmend, gewann er sich auf den Bühnen mehrer österreichihen Städte in den Rollen der Thaddädel u. dergl. den Beifall der Menge, bald suchte er denselben auch als Dichter zu erhalten. Eine Menge Opern und Singspiele wurden nach und nach von ihm ausearbeitet und machten, je nachdem der Componist war, dem sie in ie Hände fielen, bald längere, bald kürzere Zeit, und bald mehr, ald minder Glück. Mit keiner war dies aber mehr und verdienter er Fall, als mit der Zauberflöte, die durch Mozarts unsterbliche Musik wie mit einem goldnen Rahmen eingefaßt wurde. Die Vorürfe, welche man übrigens dieser Dichtung, als Dichtung, so oft und ielfach gemacht hat und noch zuweilen machen hört, als sei sie nämich nichts, denn ein Conglomerat von Unsinn und Trivialität, sind ndeß so ungerecht als unkritisch; denn nur Eingenommenheit oder bsprechende Anmaßung vermag zu behaupten, daß blos und allein des Componisten großer Genius das Machwerk so lange habe auf den Bühnen erhalten können. Ohne eine poetische Grundidee, die dem Ganzen zur Basis dient, wär dies eine Unmöglichkeit und man würde ann allgemein (was jedoch nicht der Fall ist) die Musik lieber im Concertsaale als von der Bühne hören. Eine solche echt poetische Grundidee schlingt sich aber allerdings unverkennbar durch das ganze Gewebe dieser Oper hin, deren metrische Ausführung dagegen freilich ehlerhaft und unbeholfen genug ist, so daß man dieselbe, nicht unpassend, wol mit einem schlecht und roh gezimmerten, aber schön angestrichenen und auf einem trefflichen Grunde ruhenden Gebäude vergleichen kann, in welchem eine Menge barocker Winkel und Ecken fortwährend an die architektonischen Sünden des Erbauers, die ganze Grundanlage aber zugleich an sein Erkennen dessen, was zu einem guten Gebäude Noth thut, erinnern. Durch die Zauberflöte, deren volksthümlichste Melodien (z. B. die: „Der Vogelfänger bin ich ja" ꝛc.), wie man behauptet, der Verf. dem großen Componisten zum Theil vorträllernd mit angegeben haben soll, so wie durch ein, wenn auch nicht kunstgerechtes, doch für die Gasse rechtes Erfassen dessen, was die Menge des Publikums anzieht, hatte sich Schikaneder nach und nach sowol in Prag, wo er eine Zeitlang die Direction des Theaters führte, als später in Wien, wo er dem Leopoldstädter Theater vorstand, so viel Vermögen und Credit erworben, daß er es unternehmen konnte, ein neues großes Theater daselbst an der Wieden zu bauen (das sogenannte Theater an der Wien), welches er denn, sowol äußerlich, als in Betreff der innern Einrichtung, der Maschinerie u. s. w. mit einem Glanz und einer Vollkommenheit ausschmückte, die seiner Kenntniß dessen, was zu einem guten Theater in dieser Hinsicht gehört, die größte Ehre machte. Den 13ten Jun. 1801 wurde diese neue Bühne mit einer Vorstellung der Oper „Alexander," componirt von Teyber, eröffnet, und die entzückten Wiener sahen hier

Digitized by Google

zum erstenmal auf den Bretern einen Zug von 40 Pferden erscheinen, was denn nicht verfehlte, großen Eindruck zu machen. Ein Vorspiel: „Der Traum des Thespis," gab übrigens der versammelten Menge gewissermaßen von den Cabalen Kunde, die der Schaugeber dieses Pompstückes während seines früheren Seins als Director in Prag erduldet hatte, oder wenigstens glaubte, dort erduldet zu haben; weswegen er sich denn auch, wie das Vorspiel andeutete, nach Athen, d. i. Wien, geflüchtet hätte u. s. w. Trotz seiner meist richtigen Speculationen und dem Glück, welches dieselben häufig begleitete, kam Schikaneder doch in seinen Umständen zurück, mußte die Direction des von ihm gegründeten Theaters niederlegen und starb, 61 Jahre alt, den 21sten Sept. 1812 zu Wien, in ziemlicher Dürftigkeit.

Schminke ist das bekannte Mittel, wodurch man die Flecke und schlechte Farbe der Haut zu verbessern und ihr ein jugendliches, frisches Ansehen zu geben sucht und dessen Gebrauch schon in den ältesten Zeiten, bei den Griechen und Römern, ja selbst bei den Hebräern gewöhnlich war. Sie wurde aus sehr verschiedenen, bisweilen im hohen Grade nachtheiligen und gefährlichen Stoffen bereitet. — Die weiße Schminke wird meistens aus Kreide (von Briançon) und Wismuthoxyd bereitet. Aber die Kreide verstopft die Hautporen und hindert die Ausdünstung; das Wismuthoxyd wird schwarz, wenn es mit geschwefeltem Wasserstoffgas in Berührung kommt. Da nun dieses häufig in der Luft vorhanden ist, so bekommen die Frauen, welche sich dieser Schminke bedienen, gewöhnlich einen sehr häßlichen Teint. Darum bereitet man die weiße Schminke auch blos aus Kreide, zu der ein wenig sperma ceti hinzugesetzt wird. — Zur Bereitung der rothen Schminke bedient man sich theils (vorzüglich auf dem Theater) des Zinnobers, der manchmal Speichelfluß und andere Zufälle erregt; theils bereitet man sie aus Saffran; theils wird Carmin vermittelst ein wenig Schleim im Weinessig schwebend erhalten (vinaigre de rouge); oder es wird ein wollenes Läppchen (crépon) so mit der Farbe getränkt, daß es, angefeuchtet, die Haut färbt, die damit gerieben wird. — Folgende Vorschrift möchte zu den unschädlichsten gehören: Man stoße 5 Pfund gut gereinigte süße Mandeln, 1 Loth lignum santali rubri und eben so viel Gewürznelken klein; diese Mischung thue man in ein Geschirr von Fayence, gieße 4 Loth guten weißen Wein und eben so viel Rosenwasser darauf, rühre es täglich um und nach einer Woche drücke man den Saft vermittelst einer Presse aus. Dieser rothe Saft kann dann gleich gebraucht werden, oder es wird ein wollenes Läppchen damit gefärbt. — Im Allgemeinen aber muß man urtheilen, daß eine jede Schminke der Haut und ihrer Verrichtung nachtheilig ist. Die erstere wird rauh, trocken, schmutzig; die letztere wird gestört.

Schmutzer (Jacob, oder, mit vollem Namen, Jacob Matthäus), der berühmteste aus einer nicht unberühmten Künstlerfamilie, Sohn von Andreas Schmutzer, geb. 1733 zu Wien, wurde schon im 7ten Jahre zur Waise. Ein reicher Verwandter, Fleischer seines Handwerks, nahm sich des sehr armen Knaben an. Er mußte die zur Schlachtbank bestimmten Hammel auf einer Wiese nahe bei der Kunstakademie hüten. Aber einem angeerbten Drange folgend, übergab Schmutzer seine Heerde einem mitweidenden Knaben und besuchte die Zeichensäle, wo sein Fleiß Aufmunterung, aber seine übelriechenden Kleider Anstoß fanden. Da trat Matthäus Donner ein und gab Mittel, daß er auf der wiener Akademie fortstudiren konnte. Seine

Digitized by Google

fortschritte erwarben ihm bald Gönner, deren entscheidender Einfluß ihn der Kupferstecherkunst bestimmte, obgleich seine Versuche im Malen, um des Brots willen, wenigstens Phantasie, wenn auch im Übrigen ein rohes Talent verriethen. Nach mancherlei Übungen außerhalb seiner Sphäre, durch die Noth veranlaßt, erlangte er durch Wohlwollende und eine Heirath (1753) so viel, daß er sich der Kupferstecherkunst ausschließlich widmen konnte, und namentlich war es der General, Baron von Kettler, der ihn beinahe zwang, bei seinen Arbeiten dem Ätzwasser und der Nadel zu entsagen und nur das Grabeisen zu gebrauchen. Er hat in dieser schwierigen Art vortreffliches geleistet. Sein Talent hatte ihm die Gunst des Fürsten Kaunitz erworben, der ihm die Möglichkeit verschaffte, in einer sorgenfreien, gesicherten Lage 1762 eine Reise nach Paris zu machen. Unter Wille hat er sich bald hervor. Er war der Beste in dem Kreise, der sich um Wille gebildet hatte. Ein Bild des Fürsten Kaunitz, le goutê lamand nach Terbourg, der Geschirrflicker nach Kraus, und die Savoyardin, welche ihren Sohn die Leier spielen lehrt, nach Greuze, erwarben ihm in Paris Beifall und Auszeichnung. 1766 kehrte er nach Wien zurück, ward Hofkupferstecher, bald darauf Director der neuen Akademie für Zeichnung und Kupferstecherkunst, 1771 Oberdirector aller erbländischen Normalzeichenschulen. Der Einfluß auf Hebung der inländischen Industrie durch gefällige Muster muß dankbar erwähnt werden. Bei der nachmaligen Veränderung in der innern Einrichtung behielt er aber stets die oberste Leitung der Kupferstecherschule bei. Unter der Menge seiner vortrefflichen Blätter zeichnen sich vor allen seine Arbeiten nach Rubens aus, dessen Eigenthümlichkeiten ihm am besten zuzusagen schienen. Wenige möchten so berufen gewesen sein, sich an diesen schwierigen Meister zu wagen. Gerade diese sich hervorhebende Anordnung, die Mannichfaltigkeit der kühnsten Stellungen und die kräftigen Gegensätze von Licht und Schatten wußte Schmutzer mit überraschender Geschicklichkeit wiederzugeben. Sein Mucius Scävola 1775 und sein heiliger Ambrosius, der dem Theodosius den Zugang zur Kirche verwehrt (nach Gemälden der fürstl. Kaunitzischen und der Gallerie des Belvedere), die Geburt der Venus 1790 und Neptun und Thetis 1792 (aus der gräfl. Schönbornschen Sammlung) sind hiervon die vollgültigsten Beweise. Doch eben so bewundernswerth hat er sich in zwei großen Blättern gezeigt, einer Jagd von Luchsen auf Steinböcke (nach Ruthart) aus der Gallerie Lichtenstein 1804, und in einem andern, wo Adler Schlangen und einen Wolf erlegt haben (nach Sneyder, Besitz des Herrn von Birkenstock). Der Grabstichel ist hier mit unglaublicher Meisterhaft geführt, und das Metallische, welches man in andern Blättern bemerkt, sehr glücklich vermieden. Auch mehre Bildnisse der Kaiserin Maria Theresia, des Fürsten Kaunitz, namentlich das en medaillon nach einem Bronzerelief von Hagenauer, u. a. m. werden sehr geschätzt und gehören zu den Prachtstücken jeder Sammlung. Das Verdienstliche seiner Schule erkennt man in den Arbeiten von Pohl, John u. s. w. wieder. Schmutzer starb, wie Bartsch versichert, 1806, ob ihn gleich Meusel im Künstlerlexikon von 1809 noch als lebend aufführt.

* Schneider (Joh. Gottlob). Dieser berühmte Philolog wurde 1752 zu Colm bei Wurzen geboren. Erzogen auf der Landesschule zu Pforta (bei Naumburg) und nachher seine Studien in Leipzig unter Ernesti fortsetzend, ward er hier von einem bemittelten Ver-

Digitized by Google

wandten in Dresden unterstützt, und durch diesen auch den
in Sachsen viel geltenden geheimen Cammerrath Heineke
welchem Schneider auch seinen Erstlingsversuch in der
Schriftstellerei, die von ihm 1770 herausgegebenen Anmerkun
den Anakreon, zueignete. Bald darauf fing er an, in seine
logischen Untersuchungen gegen Klotz zu Felde zu ziehen, und
sich nach Göttingen begebend, erlangte er daselbst durch die
gabe seines Periculum criticum die Gewogenheit Heyne's,
dem französischen Kriegsprocurator Brunk, einem gelehrten
empfahl, mit welchem er nun, als dessen Amanuensis, nach
burg ging, um dort gemeinschaftlich mit Brunk an der
von dessen Analekten zu arbeiten. Drei Jahre lebte er hier,
erhielt er durch den geheimen Rath von Zedlitz einen Ruf zu
versität nach Frankfurt a. d. O. als Professor, und dort gab
Brunk noch gemeinschaftlich, die neue Ausgabe des Oppian
Vier und dreißig Jahre wirkte Schneider hier nützlich als
der alten Sprachen, weniger jedoch durch Vorträge vom
herab, als vielmehr durch eine Menge kritischer Ausgaben
Classikern. Sein Fleiß wandte sich hierbei besonders auf die
solcher Schriftsteller des Alterthums, deren Werke zugleich
über die damaligen Kenntnisse der Naturgegenstände gaben,
den Glauben hegte, daß hierdurch besonders das Sprachstu
fördert werde. So entstanden denn nach und nach seine
von Alians Compilationen über die Thiergeschichte und von
zwei medicinischen Lehrgedichten, mit den griechischen Sch
der Peripbrase des Eutecnius. Seine Historia amphibiorum
ren erste beide Fascikel bereits 1779 erschienen, wurde leider,
ungünstige Umstände veranlaßt, nicht fortgesetzt. Eben so ar
net waren seine Verdienste, welche er sich um die Ichthyo
warb, bei welchem Studium ihm die Freundschaft des jüdis
tes D. Bloch in Berlin viel nützte, der ein merkwürdiges
dieses Zweiges der Naturgeschichte besaß und es Schneiders
gen bereitwillig öffnete. So nach und nach immer tiefer in
turhistorie eindringend, gab er endlich, nach 30jähriger emsiger
und Mühe, die neun übriggebliebenen Bücher des Aristoteles
Thiergeschichte enthaltend, heraus und widmete dies 1811 in
in 4 Bänden erschienene Werk dem berühmten Cuvier in Paris
dabei erstreckte Schneider auch seinen Fleiß auf die Unters
über die alte Metallurgie, am verdientesten machte er sich aber
die Ausarbeitung seines bekannten trefflichen griechischen Wörte
das bereits drei Auflagen erlebte und nicht wenig dazu beig
hat, daß das Studium der griechischen Sprache in neuester
nen neuen und bessern Schwung unter uns erhalten hat. Au
lem diesen besorgte er noch, zum Theil mit Beihülfe seines n
gen Schwiegersohnes, des Professors Hüllmann (jetzt in Ber
Link's (jetzt Prof. der Botanik in Berlin) die besseren Ausg
politischen Schriften des Aristoteles, ferner des Xenophon,
Theophrast u. a. Als 1811 die Universität von Frankfurt a.
nach Breslau verlegt wurde, kam auch Schneider mit ihr an
Ort, wo er zugleich die Stelle eines Oberbibliothekars erhi
welchem Posten er sich sehr glücklich fühlte und vielfach
wirkte. Zehn Jahre lebte Schneider hier, dann nahm ihn de
am 12. Januar 1822 in einem Alter von 69 Jahren hinweg.
Mensch war er eben so achtungswerth, wie als Gelehrter,

Digitized by Google

e zu seinem Vaterlande (Sachsen) erlosch, obschon er dasselbe als ähriger Jüngling verließ und nachher nur noch einigemale auf kur- Reisen dahin wiedersah, nie in seiner Brust. Zu seinen geschätz- en Werken gehören noch die von ihm edirten 6 Bände Scriptores rusticae.

*Schnepfenthal, bekanntlich eine von Salzmann angelegte ziehungsanstalt in dem Amte Reinhardsbrunn des Herzogthums tha, am Fuße des thüringer Waldes, eine halbe Stunde von der dt Waltersbausen. Die Lage ist sehr angenehm, die Instituts äude liegen sämmtlich auf einem geräumigen Hügel, welcher eine te Aussicht auf eine mit Dörfern besäete Ebene, nach Gotha hin, errscht, von welcher Stadt man das Residenzschloß deutlich liegen st (welches — um dies beiläufig zu erwähnen — zur Zeit der g- und Nachtgleiche, von diesem Standpuncte aus, beim Unter- ng der Sonne einen auffallend schönen und wechselnden Anblick ge- hrt, in welchem die Beschreibung der Feenschlösser realisirt zu sein rint). Dagegen erfreut sich die hintere Seite der Gebäude der nantischen Ansicht von der waldigen und gebirgigen Gegend um inhardsbrunn. Die vier Häuser des Instituts, welche in zwei are abgetheilt, mit ihren Fronten einen rechten Winkel bilden, schließen von zwei Seiten den vordern Platz des Hügels, in des- Mitte ein umzäuntes Bassin und vor diesem ein laufender Brun- n angebracht ist. Der Hügel ist übrigens vorn mit vielen Obst- umen besetzt und auf einer Seite mit einer Einfassung von hohen ppeln versehen. Das älteste (zuerst gebaute) Haus enthält, außer r Wohnung des Directors und andern Zimmern, den Speisesaal, n mit einer Orgel und Gallerie versehenen Betsaal, zum Behuf r Morgenandachten und Gottesverehrungen, und das Naturalien- binet, welches im Verhältniß zu seinem Zweck nicht unbedeutend . Die Institutsbibliothek befindet sich in einem andern Hause. ußer den nöthigen Seitengebäuden hat die Anstalt auch eine be- kte Reitbahn, und ein reitkundiger Lehrer besorgt den Unterricht diesem Fache. Der Platz für die gymnastischen oder Turnübun- n ist an einem schattigen Orte, an der Spitze eines nahen Laub- ldchens, mit allen dazu nöthigen Vorrichtungen ausgerüstet, und n klarer Teich in der Nähe von Reinhardsbrunn dient für das Ba- n und die Schwimmübungen im Sommer. Diese für die Erzie- ng von leiblicher Seite, für die Erhaltung und Befestigung der esundheit der Kinder und Erwachsenen so vortheilhafte Lage des In- tuts, die leichte Bergluft, die Nähe interessanter Waldgegenden acht diesen Ort zugleich zu einem angenehmen Aufenthalt für Frem , die sich für das Institut interessiren oder dessen nähere Bekannt- haft machen wollen, oder für die Ältern der Zöglinge, die ihre inder und deren Erzieher zuweilen besuchen. — Eine gedruckte Nach- cht von der Einrichtung der Erziehungsanstalt findet sich unter den erlagsartikeln der Buchhandlung der Erziehungsanstalt. (Man vergl. uch d. Art. Salzmann, Bd. 8.)

*Schöll (Maximilian Samson Friedrich) ward 1766 in einem assau-saarbrückschen Dorfe geboren. Sein Vater, Justizamtmann, arb, als er erst 7 Jahre alt war, und da sich seine Mutter ach Wuchsweiler wendete, so erhielt er seine Bildung zuerst auf em Gymnasium daselbst, bis er, 15 Jahre alt, die Universität Strasburg beziehen konnte und sich unter Koch besonders in Ge- chichte, Politik und Staatsrecht ausbildete. Bekannt geworden im

Digitized by Google

Hause der Generalin von Krook aus Liefland und Erzieher
Söhnes, kam er hier in einen Kreis der gebildetsten Männer
len Nationen und begleitete sie mit ihrer Familie auf
durch Frankreich nach Italien, die durch Hirts Gesellschaft
doppelt lehrreich wurde. In Paris war er 1789 Zeuge der
Revolutionsauftritte, und ob er schon, als er seinen bisherig
segefährten nach Petersburg gefolgt war, in dieser Hauptst
Nordens sehr glänzende Einladungen erhielt, so führte ihn d
thusiasmus für die erwachte Freiheit doch schon 1790 wied
Strassburg zurück, wo er sich, der juristischen Laufbahn wi
bald bedeutend auszeichnete, aber auch bald von seinen schönen
men zurückkam. Das Schreckenssystem drohte auch seine Ex
gefährden. Zu rechter Zeit gewarnt, verließ er Strassburg,
der Nähe von Colmar zu leben. Auch hier in der größten
in die pariser Gefängnisse abgeführt zu werden, floh er a
Waegau und von da nach dem eidgenössischen, aber streng
Mühlhausen, von wo er, aus Furcht, ausgeliefert zu werden
Fleischer verkleidet, in die Schweiz ging. In Basel legte er
die kaufmännischen Wissenschaften und eine Einladung rief
erst nach Weimar und dann nach Berlin, wo ihm der berühm
drucker Decker den Vorschlag machte, eine eben errichtete Dr
Posen zu übernehmen. Robespierre's Sturz 1794 erlaubte
sichere Heimkehr in's Vaterland, den Aufenthalt in dessen M
so kam Decker mit ihm überein, daß er, statt des Geschäfts
sen, einer ihm gehörigen Buchhandlung und Druckerei in P
stehen möchte. Unter der Firma: Jacob Decker, ward
ihm geleitet, mehre Jahre lang der Sammelplatz aller, die
neutralen Basel die Erzeugnisse der französischen und deutsch
ratur kennen lernen wollten, und oft unterhielten sich hier ju
ner über Kunst und Wissenschaft, die sich wenige Tage darauf
bitterte Feinde bekämpften. Die Herausgabe von Delille's l'H
des champs, von der in einem Monat 40,000 Exemplare
96 Franken in allen Formaten abgesetzt wurden, gehört gewiß
seltensten Unternehmungen des Buchhandels. Nach dem
Frieden vertauschte Decker seinen Antheil an der Handlung und
verlegte sie nach Paris, bis 1806 mit der der Gebrüder Perro
einigt, wo die noch nicht vollendete Humboldtsche Reise — ein
plar kostet gegen 2000 Thaler! — wiederum zu den größten
nehmungen gehört, die von Privatleuten ausgeführt wurden.
1807 an richtete Schöll seine Aufmerksamkeit darauf, die franz
Gelehrten mit den verschiedenen Ausgaben der alten Classiker
zu machen und das Studium dieser zu verbreiten; allein diese
cherlei gewagten Unternehmungen und die Stockung 1812 in
Geschäften wirkten auch auf ihn so nachtheilig, daß er nur
die Unterstützung eines großmüthigen Freundes, der ihn sonst
gekannt hatte, dem Falissement entging. Beim Einzuge der V
deten in Paris ward er im Cabinet des Königs von Preußen,
Antrag von Alexander v. Humboldt, angestellt und nach der R
des Königs blieb er bei der preußischen Gesandtschaft. D
Unternehmung 1815 bestimmte ihn, Frankreich zu verlassen.
Fürst Staatskanzler rief ihn nach Wien, von wo er nach Berlin
und sich wieder dem Cabinet anzuschließen den Befehl erhielt.
kam er bald noch einmal nach Paris zurück und leistete als Legat
rath beim Liquidationsgeschäfte wichtige Dienste. Nach manch

lomatischen Sendungen 1819 ward er in Berlin als geh. Oberregierungs-ath und vortragender Rath beim Fürsten Staatskanzler angestellt, nach-em er als Sachwalter, Schriftsteller, Buchhändler und Diplomatiker gleich usgezeichnet gearbeitet hat. Von mehren trefflichen Werken, die er erfaßt und herausgegeben hat, nennen wir blos seine Histoire de littérature romaine, 2 vols.; Histoire de la littérature grec-ue; Congrès de Vienne, 8 vols.; Annuaire généalogique; nsbesondere zeichnete er sich als politischer Schriftsteller durch seine ortsetzung von Kochs Histoire des traités de paix, 15 vols., so s, daß der Kaiser Alexander verordnete, es solle dieses Werk als andbuch bei allen russischen Missionen gebraucht werden. Die Ge-chäfte seiner Buchhandlung hat er nach seinem Eintritt in preußi-e Dienste an einen Herrn Mare völlig abgetreten.

Schomberg (Friedr. Herm. von) stammte aus einer berühm-n Familie und diente zuerst im Heere des Prinzen Friedrich von ranien, so wie dann unter seinem Sohne Wilhelm. Sein Name ar bekannt geworden. Er folgte daher 1650 einer Einladung, in anzösische Dienste zu treten, wo er als Gouverneur in Gravelines d der Umgegend angestellt wurde. 1661 ging er im Auftrage Lud-gs XIV. nach Portugal und befehligte im dortigen Heere so glück-h, daß Spanien 1668 zum Frieden und zur Anerkennung des Haus-s von Braganza genöthigt wurde. Für eben so ausgezeichnete ienste in Catalonien 1672 erhielt er endlich, ob er schon Protestant ar, 1675 den Marschallsstab nach der Einnahme von Bellegarde; im Feldzuge in den Niederlanden 1676 hob er die Belagerung von astricht und Charleroi auf. Als aber 1685 das Edict von Nan-s widerrufen wurde, verließ er Frankreich und ging zum Churfürsten n Brandenburg, der ihn zum Gouverneur in Preußen ernannte d als Generalissimus seines Heeres, als Staatsminister anstellte. chdem er auch hier wieder quittirte, trat er erst in portugiesische d zuletzt in holländische Dienste, wo er den Prinzen Wilhelm von ranien auf seiner Expedition nach England begleitete. Ihm 1689 ch Irland folgend, wo Jacob eine Landung versucht hatte, ging er, sen, der gegenüber stand, anzugreifen, an der Spitze seiner Rei-ei über die Böyne (den 11. Jul. 1690) und schlug die feindliche stärkere, während Wilhelm das Fußvolk seines Schwiegervaters rf. Indessen mußte er den Sieg mit dem Leben bezahlen. Seine milie blieb in England und Verwandte sind wahrscheinlich von ihr h vorhanden.

Schöpflin (Joh. Dan.), ein berühmter deutscher Geschichts- Alterthumsforscher, war 1694 zu Sulzburg im Breisgau, wo Vater am Hofe des Markgrafen von Baden-Durlach angestellt r, geboren. Er studirte zu Basel und Strasburg und ward 1720 fessor der Geschichte und Beredsamkeit. In diesem Amte erlangte einen so großen Ruf, daß er von mehren Fürsten und Universi-n Berufungen empfing; er zog es indeß vor, in Strasburg zu ben. 1726 bereiste er Frankreich, Italien und England. Nach er Rückkehr erhielt er ein Canonicat an St. Thomas. Auch ward französischer Rath und Historiograph. Die Geschichte des Elsasses häftigte ihn; um Materialien dafür zu sammeln, besuchte er die derlande, Deutschland und die Schweiz. Die Frucht dieser Be-ungen war 1751 der 1ste Band seiner Alsatia illustrata, Fol. er dieses Werk dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte

er diese Gelegenheit, für die Privilegien der protestantischen
stät Strasburg zu sprechen, und bewirkte deren Bestätigu
Ite Band der Alsatia illustrata erschien 1761. In der Z
gab er die Vindiciae celticae heraus, worin er bewies,
Gelten ein von den Germaniern ganz verschiedner Volksstam
Als Nachtrag zu seiner Geschichte des Elsasses wollte Sch
eine Urkundensammlung und eine Sammlung der Geich
dieser Provinz liefern, die jedoch erst nach seinem Tode
unter dem Titel: Alsatia diplomatica, und Alsaticarum
Scriptores, herausgegeben wurden. Schöpflins letztes gr
war eine Geschichte seines Geburtslandes in 7 Quartbänden
Titel: Historia Zaringo-Badensis, 1763 — 66. Von
nern Abhandlungen sind mehre in den Denkschriften der fr
Akademie der Inschriften gedruckt. Er starb zu Stras
Seine schöne Bibliothek und sein reiches Museum verma
Stadt Strasburg; Oberlin hat es in seinem Museum
nianum beschrieben.

Schoreel (Joh. v.), der treffliche niederländische
hielt diesen Zunamen von seinem Geburtsorte Schoreel,
nen Dorfe bei Alkmaar, wo er 1495 die Welt betrat.
Jugend verwaist, nahmen sich redliche Verwandte seiner an
sich bei dem Knaben sein Beruf zur Kunst im kindischen
serte, als er jedes gemalte Fenster nachzeichnete, jedes hö
tenfaß mit zart geschnitzelten Gestalten zierte, brachten sie
Maler Wilh. Cornelis in seinem 14ten Jahre in die Le
Meister war nicht ohne Talent, aber rauh und eigennütz
Trunk ergeben, und so gehörte Schoreels Eifer dazu, ni
betretenen Bahn verscheucht zu werden. 17 Jahre alt,
endlich frei und wanderte nun nach Amsterdam in die We
Jacob Cornelis, eines der berühmtesten Maler und Holz
ner Zeit, bei dem er mehre Jahre lang das glücklichste K
führte. Doch immer nach Höherm strebend, ging er, vo
genswünschen des Meisters, den Thränen von dessen jüng
die Schoreel liebgewonnen hatte, begleitet, zu dem erste
mals lebenden Meister, Johann von Mabuse in Utrecht,
des Bischofs Philipp von Burgund. Das wüste Leben de
trug sich indessen keineswegs mit dem frommen Sinne
Schoreels, und so wanderte er nach und nach in m
Städte, wo Maler einen Ruf hatten. Auch zu Dürer in
kam er und ward herzlich willkommen geheißen. Doch
ihn wieder Dürers Vorliebe für Luther, und so gelangte
22 Jahre alt, durch Kärnthen nach Venedig. Ein Lands
ihm, der Klosterbruder war, beredete ihn hier ohne M
Wallfahrt nach Palästina mit zu machen, wo Schoreels
nun an den Ufern des Jordans so viel Nahrung fand.
blieb er in den heiligen Mauern der Stadt Jerusalem, un
ses Gemälde von ihm ist vielleicht noch in der Kirche dase
Stätte, wo Christus geboren worden sein soll. Auf der
weilte er in Rom bei den Werken Raphaels, Angelo's u
no's, bis Adrian, 1522, ein Niederländer aus Utrecht, de
chen Stuhl bestieg und ihm die Aufsicht über das Belveder
Adrians schnell erfolgender Tod im folgenden Jahre trieb
in die Heimath zu gehen und um die zurückgelassene Gel
halten. Sie war ihm nicht treu geblieben. Schoreel aber

Digitized by Google

en Entschluß, blos der Kunst hinfort zu leben. Und so arbeitete er o manches treffliche Stück im Hause seines Gönners, des Dechanen Lockhorst in Utrecht, so wie, als hier bürgerliche Unruhen entstanden, in Harlem, im steten Umgange mit den Edelsten und Gebildetsten des Landes, die den vielgewanderten und unermüdeten Künstler liebgewannen, und von Zeit zu Zeit andere Städte in den Niederlanden besuchend, für die er ehrenvolle Aufträge erhielt. So hat man ihn, ein großes, auf vier Flügelthüren auszuführendes Altargemälde in der Marienkirche zu Utrecht zu übernehmen, das nachher Philipp II. 1549 für Spanien erkaufte. Selbst nach dem hohen Norden drang sein Ruhm, und Schwedens König sandte ihm einen Ring, einen Marderpelz, seinen eigenen Eisschlitten mit vollständigem Geschirre. Am 6ten December 1562 starb er. Man hat ihn mit Johann van Eyk, und wohl mit Recht, verglichen, da er unübertroffene Farbenpracht, Wahrheit in dem Colorit, dem Ausdruck, der Wärme der Zeichnung, gleich diesem, vereinigt und höchstens in der Ausführung der Einzelheiten nachsteht. Leider hat die Wuth der nachherigen bilderzerstörenden Fanatiker viele der schätzbarsten Werke von ihm vernichtet. Schon 1566 traf die meisten, die besten in allen Kirchen und Klöstern der Niederlande dieses Loos, und nur in wenigen Kunstsammlungen findet man daher, was jenen Jahren des blinden Fanatismus entgangen ist. Vier von unschätzbarem Werthe finden sich in der Boisserée'schen Sammlung zu Stuttgart: die sterbende Mutter Jesu mit zwei Seitenbildern und eine Scene aus der Kindheit Jesu.

*Schottland bildet, vereinigt mit England und Wales, den nördlichen Theil von Großbritannien. Auf der Westseite wird es vom atlantischen Ocean, im Norden von der kaledonischen oder Nordsee, im Osten gleichfalls von der Nordsee, im Süden von England umgeben. Vom letztern theilt es bis Kerholm der Tweedefluß in Südosten und der Nordcanal in Südwesten, während zwischen den zwei Ländern selbst eine öfters unterbrochene Hügelkette hinläuft. Es liegt zwischen dem 54—59sten Gr. nördlicher Breite, die indessen, rechnet man noch die Shetlands- und Orkneyinseln dazu, bis zum 61sten Gr. 12 Min. geht, und zwischen dem 1—5ten Gr. westlicher Länge von Greenwich an gerechnet, so aber, daß die in Westen gelegenen Inseln dazu genommen, dieser Raum ebenfalls größer gedacht werden muß. In der größten Ausdehnung beträgt seine Länge 244 (engl.) Meilen, dagegen auf andern Punkten nur 180 bis 230. Die Breite ist noch mehr verschieden. In der größten Ausdehnung beträgt sie 147, in der geringsten nur 36 Meilen. Der Flächeninhalt ist nach officiellen Angaben auf 29,600 engl. QM. oder 18,944.000 englische Acker mit Einschluß der Inseln geschätzt, wovon 5,043,450 angebaut, 13,900 550 wüst sind und 638 QM. von Seen und Flüssen bedeckt werden. Die Zahl der Einwohner nimmt man auf 1,900,000 an. Schottland zerfällt in die Grafschaften Berwick, Roxburgh, Selkirk, Dumfries, Kirkcudbright, Wigton, Ayr, Renfrew, Lanark, Peebles, Haddington, Edinburgh, Linlithgow, Stirling, Dumbarton, Clackmannan, Kinroß, Fife, Forfar, Perth, Argyle, Kincardine, Aberdeen, Banff, Elgin, Nairn, Invernesß, Roß, Sutherland, Caithneß, Cromarty, die Orkneyinseln und Bute. Sie alle werden wieder in 899 Pfarreien getheilt. Die Oberfläche ist sehr verschieden. Der nördliche Theil erscheint meist bergig und unfruchtbar, während sich der südliche in fruchtbare Ebenen abdacht. Gewöhnlich theilt man daher Schottland in die Hoch- und Niederlande. Nimmt man es aber in geogra-

Digitized by Google

phischer Hinsicht genau, so gibt die Natur die Eintheilung in Mittel- und Südschottland. Von ihnen finden sich die Gr deutlich vor, wie von den Hoch- und Niederlanden. Der n Theil wird nämlich durch eine Kette von Seen vom mittlern s die von dem Morayhusen anfängt und bis Loch (Landsee) Linn Den mittlern schneiden vom südlichen der große Canal, der und Clydebusen ab. Eine Reihe großer, unfruchtbarer Ber einigen dazwischen durchziehenden Thälern, die besonders na und Südosten hin vorkommen, bilden den nördlichen The dieser Berge sind mit Gras bedeckt und begünstigen dann d zucht. Die meisten indessen tragen Heide oder Moos, oder sen, Sandberge und endigen oft in große Felsen von 3—4 Höhe, in verwitterte Hörner, so, daß der Blick zwar oft au malerische, aber nicht sehr abwechselnde Massen stößt. Ist n weder auf diesen Bergen, noch selbst in den Thälern, deren mit dem der Berge in der Hauptsache gleich ist, die Fru zu Hause, so hat doch die betriebsame, umsichtige Gewer Bewohner, die dort Heerden von Schaf- und Rindvieh t hier alle nur gedeihenden Anpflanzungen versuchen, den un Boden so zu benutzen gewußt, als es möglich ist, und wo e Strich hindurchzieht, ihn auf's beste veredelt. Längs den Fl zum Theil dürre Sandstrecken hin. An den Mündungen d ist dagegen oft gutes Land zu finden. Die Bergketten na zu, in der Nähe von Roß und Sutherland, dachen sich, im am höchsten, nach Osten ab und die Ostküste dieser Striche flaches Land, das mit einem Vorgebirge, Ordhead, endet. das hier anfängt, bildet dann den nordöstlichen Theil und geringen Ausnahmen, im Ganzen morastig und niedrig gelegen wärts liegen die schwarzen, dürren Hügel von Sutherland. mittlere Theil Schottlands ist sehr bergig. Eine Kette sch der Breite 40—60 Meilen hindurch und ist blos mit Heide doch geben die Thäler treffliche Weiden. Nach Osten dachen diese Berge ab, so, daß Aberdeen, Moray, Banff zum Theil Ebenen sind, und von den erstern nur die Grafschaft bedeckt wird, während die See zugleich große Buchten an der bildet. In diesen beiden Theilen Schottlands, welche mehr Drittheile seines Flächeninhalts wegnehmen, ist der des Anbaue Boden in keinem Verhältniß zum entgegengesetzten. Nur d östlichen Küste gleicht er dem von England und das bemer hältniß zeigt sich umgekehrt. Dagegen hat der südliche T größte Mannichfaltigkeit; grüne Flächen sind von wasserreich sen belebt; unzählige Heerden weiden darauf, lachende Hügel mit fruchtbaren Thälern, Gehölzen, Felsen, steilen, engen ten, rauschenden Wasserfällen, und um den Contrast zu erhö len selbst wilde Heiden und unfruchtbare Moore nicht. Die thills (Cheviotberge) laufen hier längs der Grenze von Nor land; eine andere Kette geht durch Peebles und längs den von Berwick und Haddington; eine dritte durch Mid-Lot eine vierte nach der Mündung der Clyde. Die darin liegenden sind eben, fruchtbar und wasserreich. Der südwestliche Thei gig und wenig bevölkert. Am nördlichen Abhange dieser Be liegen die eigentlichen sogenannten Niederlande bis zur Gram die sie vom mittlern Schottland trennt. Auf dieser gro bilden die Baien vom Forth- und Clydefluß eine Landenge.

Digitized by Google

merkenswerthe Berge sind hier noch der Redhead in Angus, der
) nach Dumbarton hin verliert, und wieder drei verschiedene Ket-
n, die Sidlawhills, die Ochilhills und die Kilsyth mit den Camp-
)shills bildet. Zwischen der Sidlawkette und den Grampiansbergen
gt das große, fruchtbare, schöne Thal von Strathmore. Wenig
nder haben eine so große Küstenausdehnung als Schottland; vom
chloß Berwick, an der äußersten Südostküste, geht dieselbe bis zum
rthbusen nordwestlich, der von Lothian und Fife begrenzt wird.
en östlichen Theil des Letztern durchschneidet die Bucht vom Tay,
ren Breite 2—3 Meilen beträgt. Von seiner Mündung aus steigt
e Küste nordöstlich nach Kinnairdhead, dem äußersten nordöst-
chen Punkte von Aberdeenshire. Zwischen diesem Vorgebirge und
r Küste von Caithneß ist ein großer, dreieckiger Meerbusen, dessen
tliche Ausdehnung 70 Meilen beträgt und den man in die Engen
er Baien von Moray, Cromarty und Dornoch theilt, welche von
einen Halbinseln gebildet werden. Die Nordküste zwischen Duncans-
)head und Cap Wrath, längs dem Pentlandbusen, ist wegen des stei-
n Felsenufers schwer zu befahren. Längs der Westküste bildet die
See viele Einschnitte und darin treffliche Ankerplätze. So einer ist
ie Mündung der Clyde, den auf der einen Seite Ayrshire, auf der
ndern Cantyre, Arran und Bute begrenzt. Von da geht die Küste
is Mull of Galloway, dem südwestlichsten Grenzpunkte Schottlands.
ahlreiche Flüsse, die rasch von den Bergen ihren Lauf nach der
See fortsetzen, durchschneiden Schottland aller Orten, und in der
Nähe ihrer Quellen bilden sie die schönsten Landschaftspartien mit
Wasserfällen aller Art. Die vornehmsten im nördlichen Theile sind
er Conon, Naver und Beaulyfluß, die aber alle nicht von fern
enen im mittlern Theile gleichen. Hier strömt von Lochaber die Spey
wüthend rauschend in die östlich das Land bespülende See. Der Dee
nd Don eilen der Nordsee zu, wo der erstere den Hafen von Aber-
een bildet, der nördliche und südliche Esk, wovon jener den Hafen
n Montrose schafft. 30 Meilen tiefer ist der Tay, einer der breite-
ten Ströme in Britannien, der 6 Meilen unter Dundee in die Nord-
ee fällt. Der Forth-, der Clyde-, der Tweedfluß sind im Süden,
nzähliger anderer geringer Flüsse nicht zu gedenken. Eben so zahl-
reich und von großem Umfange sind die Seen (Lochs) mit ihren oft
eschriebenen malerischen Ufern. Loch Leven, Naver, Lomond, Aw,
Tay, Neß, Shin, Lochay sind darunter die berühmtesten. — Edle
Metalle hat das Land jetzt nicht mehr in seinen Bergen. Wol aber
war dies in ältern Zeiten der Fall. Als Jacob V. die Tochter des
französischen Königs heirathete, wurden die Gäste mit daraus geschla-
genen Münzen beschenkt und man schlug jährlich 48,000 Pf. Sterl.
Goldstücke. Auf bloßes Silber hin arbeitet man in keiner Mine mehr,
doch ist das Blei in dieser Hinsicht reichhaltig. Die größte Grube
der Art ist in den Ochilsbergen. Dagegen findet man Eisen in
Menge, eben so Blei, Quecksilber, Kobalt, Wismuth, Kupfer und
Steinkohlen; letztere besonders im mittlern und südlichen Schottland.
Kalk, Sand- und Schieferstein ist überall in Menge. Einige Mar-
morbrüche können mit denen Italiens wetteifern. Sapphire, Topa-
sen, wie sie kein Land aufweisen kann, Rubinen, Smaragden, Gra-
naten, Amethysten (zum Theil 30—40 Guineen werth), kostbaren
Beryllen, Achate (diese in allen Arten, wo Basaltfelsen sind, aus
denen sie der Regen mitbringt), Krystalle, Jaspis, Kiesel in allen
Farben, Chalcedon, Granit mit schönem Geäder, finden sich zum

Digitized by Google

Theil in größter Menge und Güte vor. Außerdem trifft m
mehre diesem Lande ziemlich eigene Fossilien, namentlich d
salt in großen Massen bei Staffa. An Mineralquellen kann
am wenigsten fehlen. Stahlwasser sind unzählig. Schwefel
den sich bei Edinburg, Moffat u. s. f. Andere Quellen
Salze. Mehre, aus Kalkgebirgen entspringend, zeigen ver
Kraft. — Die berühmten „kaledonischen Wälder" sind
klein geworden und bestehen meistens noch aus Tannen,
aber Eichen und andere Laubhölzer fehlten. Einige haben
eine Länge von 31—40 Meilen und lassen daher große
Holz verflößen, namentlich auf dem Spey ꝛc. — Die Fr
des Bodens ist im ganzen geringer als in England, m
nicht von der nördlichen Lage, selbst nicht von dem Gebirg
vom Boden selbst bedingt sein mag. Einzelne Thäler, m
wick, in den drei Lothians, Fife u. s. f. sind so trefflich,
ein Theil der ganzen Insel, und der Ackerbau ist im Süde
lern Laude auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit
Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Rüben, Erbsen ꝛc.
Menge. Für Hanf und Flachs aber sagt der Boden
wie für alle in England wachsenden Früchte. Der Garte
immer neue Fortschritte. Äpfel und ähnliche Früchte sin
flusse vorhanden. Wüste Orte werden jetzt mit Nadelholz
bei man außer Tannen, besonders auf Lerchenbäume Rü
ohne die Laubhölzer zu vergessen, insofern sie besonder
für Schönheit befriedigen. Der Wachholderstrauch wä
Bergen und die Küsten sind mit Tang bedeckt, der für
nung des Laugensalzes ein bedeutender Gegenstand ist.
seiner Lage im Meere und in einer nördlichen Breite, wo
lands Clima ungemein, doch ist der Winter weniger an
in ähnlicher Breite auf dem Festlande, und im Somm
Seewinde die Luft. Selbst im Süden Englands ist der
härter, dauert aber in Schottland gewöhnlich länger.
beobachtete Hitze war 92° Fahrenh. und die größte Kä
andern Bergländern regnet es hier viel, besonders auf
wo der Wind vom atlantischen Ocean die Dünste herüb
rechnet dort jährlich 205 Regen- und Schneetage, dage
küste 230 heitere Tage gegen 135, wo Schnee oder
der höchsten Breite ändert der Windstrich häufig der
Heftigkeit nach, wobei die Richtung der engen Thäle
gewaltigen Einfluß hat. Auf der Westküste ist zwei
Jahres über der Südwind vorherrschend und begründe
fruchtes Wetter. Auf der Ostküste hat man ein Drittl
hindurch Nord- und Nordostwinde, die kalt und für
wie für die thierische Welt unwillkommen sind. Beson
im März und April, oft aber auch den Junius und
ganzen Sommer hindurch. Bei dem nahen Meere i
Ganzen reiner, gemäßigter und gesünder, als man es
lichen Clima vermuthen sollte. Tiefen Schnee findet
rend des Winters im Innern der Hochlande. — Von
gibt es in Schottland Füchse, Dachse, Katzen, Hirsch
sel und Igel ꝛc. Ehemals fand man auch Wölfe,
ber. Die zahmen, welche England nährt, pflegt
Die schottländischen Schafe sind kleiner, geben aber
als die englischen. Der hiesige Schäferhund bilde

Race und ist zum Theil noch ganz rein erhalten. Von Waldvögeln gibt es Fasane, Schnepfen (beide aber in geringer Zahl), Auerhähne, Haselhühner, Rebhühner ꝛc. Das zahme Geflügel läßt keine besondern Arten bemerken. Die Flüsse und Buchten haben einen Überfluß von Fischen, namentlich an Heringen, Neunaugen, Lachsen, Aalen, Stören, Stockfischen ꝛc. An den Küsten der Orkneyinseln treiben oft Wallfische an. Eine in dies Geschlecht gehörige Art streift häufig an der Westküste und belebt manche Thransiederei. — Das Manufacturwesen Schottlands hat einen hohen Aufschwung genommen. Indessen vergingen gegen 150 Jahre, seitdem Schottland mit England vereint ist, bevor es aus seinem Schlummer erwachte. Seit 1750 ist aber jeder Zweig des erstern aufgeblüht. Flachs und Hanf werden zu den mannichfachsten Leinwanden verarbeitet, und dienen theils im Lande, theils gehen sie nach Westindien. Die feinere Leinwandfabrication hat indessen durch die Concurrenz mit Irland und den vermehrten Gebrauch der baumwollenen Stoffe verloren, auch ist das Spinnen des Flachses nicht mehr die Lieblingsbeschäftigung aller schottischen Frauen, sondern durch Maschinen verdrängt worden, so, daß Tausende derselben genöthigt werden, in den Manufacturen zu arbeiten, wo beide Geschlechter ohne Unterschied zusammen sind und die Sitten immer mehr von jener frühern, edeln Einfalt verlieren. Diese Spinnmaschinen sind besonders in Aberdeen, Angus, Fife und Mearns zu Hause. Baumwollenmanufacturen haben auf gleichem Wege einen außerordentlichen Umfang gewonnen. Sie arbeiten besonders feinere Bekleidungsstoffe, wie Musseline, Shawls u. s. f. Unermeßliche Quantitäten werden hier in vorzüglicher Güte geliefert. Manche Maschineneinrichtung ist schottischen Ursprungs. Der Hauptsitz dieses Industriezweiges ist Glasgow, Paisley und die Umgegend. Garne der Art gehen in Menge nach Westindien. Der Druck der Calikos ist von nicht geringerer Bedeutung. — Schottlands Eisenhämmer gehören zu den bedeutendsten in Europa. Die größte Fabrik der Art ist Carron bei Falkirk. Es werden hier jährlich 6500 Tonnen gegossen und 2000 Menschen sind in steter Arbeit. Man zählt im ganzen Lande 40—50 Eisengießereien und sie fördern eine Masse von 80,000 Tonnen jährlich (600,000 Centner). Den Preis des Guß-, des Schmiedeeisens, des Stahls, der daraus gefertigten Artikel zu berechnen, würde nicht möglich sein. Eine große Menge Eisenwaaren geht nach Amerika, Westindien und in andere brittische Colonien; namentlich Anker, Achsen, Walzen, Äxte, Hämmer und hundert ähnliche Bedürfnisse der Haushaltung. Alle Dinge, wobei Holz verarbeitet wird, werden in unglaublicher Menge gefertigt. Da in Schottland gegen 3600 Wasser-, 100 Wind- und mehre Tausend andere Mühlen sind, so kann man darnach die Zahl der in Holz arbeitenden Menschen berechnen. Der Maschinenbau, namentlich auch der der Dampfmaschinen, ist selbst wieder ein bedeutender Industriezweig geworden. An diese Classe von Arbeiten reihen sich die Erbauer von Schiffen, musikalischen Instrumenten ꝛc. Docken, zur Ausbesserung und Erbauung von Schiffen finden sich in allen Städten. Die Durchschnittszahl von schottischen Fahrzeugen in allen Größen wird über 2500 berechnet. Glashütten, die alle Sorten Glas liefern; Seifen-, Licht-, Stärkefabriken, Gerbereien, Branntweinbrennereien, Brauereien sind in Menge und von ausgezeichnetem Umfange da. Die Heringsfischerei an der Küste, der Wallfischfang in der Davidsstraße und

Digitized by Google

bei Grönland beschäftigt eine Menge Hände, was selbst vom übrigen Fischfange an der Küste, in den Flüssen gilt.

Ehemals nahm Schottland am auswärtigen Handel wenig Antheil. Es tauschte hauptsächlich Wolle, Häute und andere rohe Producte gegen Korn, Wein und Specereien aus. Indessen Ein- und Ausfuhr war von geringer Bedeutung, denn im 13ten Jahrh. hatte das Land in allem nur 20 kleine Fahrzeuge, die der Hebriden abgerechnet. Zu Cromwells Zeiten beschäftigte der Handel 93 Schiffe, welche 2724 Tonnen führten. Von da an nahm der Handel zu, besonders mit dem Norden und Osten Europas. Die Holländer knüpften wegen des Heringsfanges freundschaftliche Verbindungen an. In der Mitte des vorigen Jahrh. gingen aus den östlichen Häfen Schottlands bedeutende Ladungen nach Holland, Schweden, Norwegen, den Ostseehäfen. Seitdem ist dies immer gestiegen und während Flachs, Hanf, Korn, Holz, Eisen ꝛc. eingeführt wird, gibt Schottland seine baumwollenen und anderen Waaren dafür hin. Große Verbindungen bestehen hauptsächlich mit Archangel, Spanien, Portugal, dem mittelländischen Meere, mit Canada; Leith, Dundee, Aberdeen, Arbroath, Montrose, Peterhead, Banff und Inverneß sind die vorzüglichsten Verladungsplätze. Auf dem Clyde ist der Sammelplatz für die meisten Schiffe, die mit Amerika und Westindien die Geschäfte führen. Seit 1814, wo die ostindische Compagnie in ihrem Monopol beschränkter ist, gehen auch dahin Schiffe ab. Mit London findet ein lebhafter Küstenhandel statt. Schnellsegler gehen regelmäßig in unglaublicher Geschwindigkeit, da ihnen, die von Dampf getrieben werden, Wind und Wetter kein Hinderniß entgegen stellen können. Die Zölle haben daher, nebst den andern Einkünften des Staates, sich jedes Jahr gemehrt und wenn sie 1801 noch nicht 2 Millionen Pf. St. betrugen, so gaben sie 1814 4,403,014 her. — Die Einwohner Schottlands zerfallen in Hoch- und Niederländer. Sprache, Kleidung, Gewohnheiten sind bei beiden wesentlich verschieden. Jene gleichen darin den Einwohnern Irlands, denen von Wales, diese dagegen fast gänzlich den Engländern. Die Sprache der ersteren ist ein Zweig der celtischen oder hier sogenannten galischen, wie sie im Innern Irlands und im Norden desselben gefunden wird. Die ehemalige Art sich zu kleiden, scheint allmälig zu verschwinden, herrscht aber doch in vielen Orten und selbst Leute von Stande tragen sich so bei besondern Gelegenheiten. Es besteht diese Kleidung aus wollenem Zeuge, verschieden gefärbt, Tartane genannt, der der alten Römer nicht unähnlich. Im Süden dagegen ist Kleidung und Sprache die englische und es sind nur wenig Eigenthümlichkeiten zurückgeblieben. Da das Englische die Sprache der Gelehrten, der Vornehmen ist, da die schottische nicht mehr geschrieben wird, so steht sie in Gefahr, ganz auszusterben. Indessen einige ihrer trefflichen Nationalgesänge werden immer zeigen, was sie war, und Ferguson und Burns haben von ihr Proben genug aufbewahrt, während der geniale Verfasser des Waverley die Sitten und Gebräuche schottischer Vorzeit nie vergessen lassen wird. Schottische Wendungen und Ausdrücke und charakteristische Züge treten ja in seinen unsterblichen Romanen mit einer Kraft und Lebhaftigkeit und Individualität hervor, daß sie die Theilnahme des ganzen Europas rege gemacht haben. — Der Volkscharakter ist im Ganzen gut. Die Schotten sind kühn, unternehmend, thätig, und um das Glück zu erhaschen, in allen Theilen der Erde zerstreut, wo sie ihre nüchterne, besonnene Lebensweise nicht vergessen. Nur wirft man

nen vor, daß sie, ihre Zwecke zu erreichen, oft zu gefällig, nachgiebig, selbst knechtisch sind. — Durch den Parlamentsbeschluß von 696 ward die presbyterianische Kirche eingeführt und bei der Union mit England bestätigt. Es gründet sich dieselbe auf vollkommene Gleichheit aller geistlichen Stellen, und sie ist in ihrem Äußern ungemein einfach. Keine Pracht, keine Ceremonie, kein Hülfsmittel der Musik der Malerei darf hier der Andacht zur Hülfe kommen. Es gibt in Schottland 889 Pfarreien und 933 Geistliche, die in denselben angestellt sind. Ein Gemeindeausschuß unterstützt sie und bildet mit ihrem Prediger ein Kirchenrecht, das die erste Instanz der Art macht. Mehrere Prediger aus benachbarten Pfarreien machen ein Presbyterium aus, das über die Ausübung der Geistlichen und alle andere kirchlichen Angelegenheiten wacht. Höher, als dies, steht wieder die Synode, ein Ausschuß aus Presbyterien, wozu aus jeder Gemeinde der Kirchenälteste kommt. Sie bildet ein Appellationsgericht. Die Hauptversammlung, wozu noch die Universitäten und königlichen Ortschaften ihre Abgeordneten senden, besteht aus 200 Predigern, 89 Kirchältesten, 67 Ältesten aus königlichen Flecken, 5 Predigern der Universitäten, in allem 361, sie ist der höchste geistliche Gerichtshof, tritt jährlich im Mai zusammen und arbeitet zehn Tage lang. Die Einkünfte der Geistlichkeit sind mäßig, bei verheiratheten nur gerade ausreichend, und fließen aus Ländereien, Renten, dem Zehnten, von dem ein Theil bei der Reformation zu dem Zweck angewiesen ward. Vor einiger Zeit ging eine Acte durch, die aus den Staatseinkünften das fehlende zusetzt, wenn der Geistliche jährlich unter 150 Pf. bezieht, was also die geringste Pfründe gewährt. Außer Presbyterianern finden sich noch eine Menge Anhänger der bischöflichen Kirche, Quäker, Wiedertäufer, Katholiken in den Hauptstädten und im Norden des Landes, wo ihre Religion durch die Reformation nie ganz verdrängt worden ist. — Für Erziehung ist in keinem Lande besser gesorgt, als hier, und darum ist das Volk auch ungewöhnlich gebildet. Schon unter Wilhelm und Maria ward durch eine Acte in jeder Pfarrei eine Schule angeordnet, worin Elementarunterricht und häufig Griechisch und Lateinisch getrieben wird. Unwissenheit galt seit jener Zeit für Schande. Die damals ausgeworfene Besoldung der Volkslehrer ist seitdem um zwei Drittheile erhöht und jedem ein Wohnhaus mit wenigstens zwei Zimmern und einem Garten angewiesen worden. Unter den vier schottischen Universitäten, Edinburg, St. Andrews, Aberdeen und Glasgow, behauptet Edinburg den ersten Rang, besonders in der Arzneiwissenschaft. — Die alte Verfassung Schottlands schwand mit der Vereinigung mit England. Im Parlament wird der schottische Adel durch 16 Pairs vertreten; die Gemeinen haben im Hause derselben 30 Abgeordnete zu ernennen, wozu noch die königlichen Ortschaften, 65 an der Zahl, 14 und die Stadt Edinburg einen sandte. Die alten Sitten, Einrichtungen und Gesetze sind dagegen noch immer in Kraft geblieben. Ein Justizcollegium, errichtet von Jacob V. 1532, verwaltet die bürgerliche Rechtspflege nach jenen alten Gesetzen und läßt nur an die Lords eine Appellation zu, von welchen es selbst [illegible] aus 14 Beisitzern und einem Präsidenten bestehenden Ausschuß [illegible]det, der seit 1807 wieder in zwei Abtheilungen zerfällt, 1815 ward für bürgerliche Rechtshändel ein Geschwornengericht ernannt, das aus dem Vorsitzenden und zwei Beisitzern besteht. Für peinliche Fälle ist ein besonderer Gerichtshof, der zwar gleich den englischen Assisen durch Geschworne entscheidet, ohne daß aber der Angeklagte einen derselben

Digitized by Google

verwerfen darf. Dagegen wird ihm eine Abschrift der Klage vorher mitgetheilt; er erhält das Verzeichniß der auftretenden Zeugen und von 45 Männern, aus welchen fünf Geschworne binnen 15 Tagen von ihm zu bezeichnen sind. Die vorsitzenden Lords durchreisen jährlich das Land zweimal. Die Schatzkammer hat dieselbe Macht und Gewalt, wie in England und besteht, außer den Unterbeamten aus fünf Baronen, von denen einer an der Spitze steht. Eine Jury entscheidet auch hier in zweifelhaften Fällen. Das Seewesen wird von einem Admiralitätshofe verwaltet, den ein Lieutenant und Gerichtsanwalt des Königs in allen See- und Handelsangelegenheiten repräsentirt, von dessen Ausspruch dann aber Appellation an jene beiden Gerichtshöfe für Civil- und Criminaljustiz statt findet, je nachdem die Beschaffenheit des Falles ist. Das Advocatencollegium entspricht den englischen Instituten der Art und umfaßt zugleich die Notarien und nicht promovirten Rechtsanwälde. Über Ehen und Ehescheidungen, Testamente, Begräbnißkosten, Schulden unter 40 Pfund ꝛc. entscheidet ein Gericht von vier Männern, die die Krone ernennt. Dieselbe bezeichnet auch den Großsiegelbewahrer, den Kleinsiegelbewahrer, den Kronanwald u. s. f. Außerdem hat jede Grafschaft ihren Sheriff dessen Gerichtsbarkeit sich auf mehrere, jenen Gerichtshöfen nicht unterworfene bürgerliche und peinliche Fälle bezieht. Noch unbedeutendere Fälle werden von den Ortsbehörden verhandelt und der Sheriff hat die Oberaufsicht. Seit 1809 gibt es auch Friedensgerichte, deren Wirkungskreis indessen nicht genau bestimmt ist, und Schuldsachen unter 5 Pf. werden vor einem besondern Gerichtshofe gleich summarisch abgeurtheilt. —

Schottlands älteste Geschichte ist ungewiß. Die frühesten Bewohner des Landes gehörten wahrscheinlich zu dem großen Celtenstamme. Die Römer, die schon 50 Jahr v. Chr. in Süd-Britannien herrschten, besetzten erst 130 J später auch Nord-Britannien, oder Kaledonien, ein Name, der im weitesten Sinne den ganzen Landstrich von Tweed bis an das nördlichste Ende des Landes bezeichnete; das eigentliche Kaledonien aber begriff nur die Landschaften Stratherne, Argyll, Breadalbane, Athol und Perth. Die Kaledonier, ein roher, aber tapferer Volksstamm, oder Völkerbund, setzten den Römern einen hartnäckigen Widerstand entgegen, und diese erbauten, um ihres Reiches Grenzen zu sichern, unter Hadrians Regierung eine feste Mauer zwischen dem Solway und dem Tyne, und zwanzig Jahre später eine zweite ähnliche Schutzwehr. Die Bewohner des Landes theilten sich nach dem 2ten Jahrh. in zwei Hauptvölker, die Scoten, im Hochlande jenseit der Grampianberge angesiedelt, und die Pikten die diesseits im Niederlande wohnten. Jene scheinen aus Irland herüber gekommen zu sein. Beide Völker fochten zuweilen vereint gegen die Römer, waren aber häufig in Fehden mit einander, bis im 9ten Jahrh. der Scotenkönig, Kenneth II., die Pikten bezwang und beide Völker und Reiche unter dem Namen Schottland vereinigte. Das Christenthum scheint im 6ten Jahrh. durch irländische Mönche verbreitet worden zu sein. Die Reihe der ältern Könige ist ungewiß. Erst mit Malcolm III., zugenannt Canmore, dem Sohne des von Makbeth ermordeten Duncan, kommt Licht in die dunkle Sagengeschichte des Landes. Bei einem Einfalle, den er in der 2ten Hälfte des 11ten Jahrh. in England machte, entführte er viele Gefangene, und durch diese und viele Fremdlinge, die bald nach der Eroberung Englands durch die Normänner sich ansiedelten, wurden in Südschottland, das überhaupt frü-

er, als das nördliche, Fortschritte in der Gesittung gemacht hatte, Sprache, Sitten, Kenntniß und Gebräuche der Angelsachsen eingeführt. Die Hochlande lagen noch in tiefer Barbarei. Schon im 12ten Jahrh. bestand eine Lehnsabhängigkeit der schottischen Könige von den englischen und obgleich Richard I., um Geld zum Kreuzzuge zu erhalten, diese Oberherrlichkeit ablösen ließ, so gaben doch die später erneuerten Ansprüche oft Anlaß zu blutigen Kriegen zwischen beiden Ländern. Nach dem Aussterben der männlichen Linie des alten schottischen Herrscherstammes (1289) errang der König von England, Eduard I., durch Einmischung in den Streit der Kronbewerber die Oberherrschaft über Schottland. Der großherzige Wilhelm Wallace (s. d. Art.) erlag in dem Versuche, Schottlands Freiheit zu retten; Robert Bruce aber, ein Abkömmling des alten Fürstenstammes, gewann (1306) die Krone und sicherte durch den Sieg bei Bannockburn (1314) die Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Was sein Heldengeist errungen hatte, konnten seine schwächern Nachfolger nicht behaupten, und die meist unglücklichen Kriege mit England dauerten fort, da der alte Bund Schottlands mit Frankreich, der durch die feindselige Stellung beider Länder gegen England (s. Großbritannien Bd. 4.) herbeigeführt wurde, der Zwietracht immer neue Nahrung gab. Robert Bruces Mannsstamm erlosch schon 1371 und das verwandte Haus Stuart (s. d. Art. Bd. 9.) kam auf den Thron. Die Kriege mit England und die häufigen vormundschaftlichen Regierungen in dem, durch eigne Schuld unglücklichen Fürstengeschlechte, trugen hauptsächlich dazu bei, die Macht des, wiewol nicht zahlreichen Adels mehr als in andern Ländern zum Nachtheil der königlichen Gewalt und des Gemeinwohls zu erheben, da in dem armen und gewerblosen Lande erst spät ein gebildeter Mittelstand aufkam. Zwar gab es auch hier, wie in England, schon früh eine den König beschränkende ständische Macht, die aus den unmittelbaren weltlichen Vasallen der Krone und den, um mehr als ein Drittheil zahlreichern geistlichen Baronen bestand, und schon unter Robert Bruce nahmen auch die, jedoch nicht zahlreichen Städte Antheil daran; aber diese achteten ihre ständischen Vorrechte so geringe, daß sie noch im 15ten Jahrh. durch Zwangsgesetze zum Erscheinen im Parlament angehalten werden mußten. Die Ständeversammlung bestand nur aus einer Kammer, daher die städtischen Abgeordneten die Gegenwart des mächtigen Adels scheuten, während dieser, nur des Kriegshandwerks kundig, die gesetzgeberischen Arbeiten gern der Geistlichkeit überließ. Des Königs Vorrecht war es, das Parlament zu versammeln und Gesetze vorzuschlagen, die immer angenommen wurden. Opposition galt mit Hochverrath für gleichbedeutend, und die mißvergnügten Glieder der Ständeversammlung konnten ihre Unzufriedenheit nur durch Ausbleiben zu erkennen geben. Die Rechtspflege gehörte zwar scheinbar dem Könige; die Kriegsmacht und der größte Theil der bürgerlichen Richtergewalt aber war in den Händen der weltlichen Barone, welchen die geringern Edlen theils durch Verleihung von Ländereien, theils durch Stammverbindungen, theils durch Anwartschaft auf Belehnungen anhingen. Eine Eigenheit des schottischen Lehnwesens war die Abgabenfreiheit zu einer Zeit, wo andere Länder, wie z. B. Frankreich, schon mit Steuern belastet waren, und der Umstand, daß die königliche Gewalt im Kriege geschwächt wurde, in Friedenszeiten aber wuchs, da im Kriege die Soldaten ihren Häuptlingen und nicht dem Könige gehorchten. Bis zu Anfange des 15ten Jahrh. hatten die Schottländer nur geringe Fortschritte in

Digitized by Google

der Gesittung gemacht. Krieg war die Beschäftigung des Adels, Jagd und wilde Zechereien der Zeitvertreib der Häuptlinge. Die Folgen des Despotismus, Knechtsinn, Trägheit und Dürftigkeit, zeigten sich in auffallenden Zügen. Die Landleute, wiewol stets durch Muth und Anhänglichkeit an ihr Vaterland ausgezeichnet, folgten dem Beispiele, das ihnen die Rohheit ihrer Obern gab; von den Wohlthaten ihrer Lehnherren abhängig, kannten sie keine Gewerbsamkeit. Selbst die geringsten Manufacturerzeugnisse, z. B. Hufeisen, Sättel, Zäume, kamen aus Flandern. Der Ackerbau lag in der tiefsten Rohheit, und lieferte nur die nothdürftigsten Erzeugnisse, da gerade die fruchtbarsten Landschaften, das südliche Grenzland, stets den Verheerungen des Krieges ausgesetzt waren. Noch im Anfange des 15ten Jahrh. mußte durch ein Strafgesetz befohlen werden, daß jeder Pachter, der mit 8 Ochsen pflügte, jährlich eine Metze Weizen, 2 Metzen Erbsen und 40 Bohnen aussäen sollte. Brot ward als Leckerbissen gegessen. Innere Fehden störten unaufhörlich die Herrschaft des Gesetzes, und wenn die Regierung den Frieden schützen wollte, geschah es durch Mittel, die eben so viel Rohheit verriethen, wie denn noch 1396 der Streit zweier feindlichen Stämme des nördlichen Schottlands durch einen gerichtlichen Kampf von 30 Kriegern aus jeder Partei in Gegenwart des Königs und seines Hofes geschlichtet wurde. Jacob I., der als Gefangener in England erzogen, seine trefflichen Geistesanlagen in hohem Grade ausgebildet hatte, suchte durch kraftvolle Verwaltung Gesittung zu verbreiten und den Landfrieden herzustellen. Ein Ober-Gerichtshof ward errichtet, die Anlegung von Gasthöfen in den Städten (1424) befohlen; Handwerker kamen aus Flandern. In der ständischen Verfassung wurde, da die Versammlungen, trotz der Strafordnungen, nur unregelmäßig besucht wurden, 1428 eine Veränderung gemacht, wodurch die kleinern Barone und Freisassen von der gerichtlichen Erscheinung befreit wurden, unter der Bedingung, daß aus jeder Grafschaft zwei gewählte Abgeordnete erschienen, die zugleich das Recht erhielten, den Sprecher (Präsidenten) des Parlaments zu wählen. Weniger gelang der Versuch, das nördliche Schottland, das unter mächtigen Häuptlingen stand, und von dem übrigen Lande durch hohe Berge getrennt, durch eine eigene Sprache geschieden war, der Oberherrschaft der Könige zu unterwerfen, die sich hier nur schwach und selten behaupten konnte. (S. Hochland. Bd. 4.) Jacob, durch seine kräftige Verwaltung den mächtigen Edlen verhaßt, ward das Opfer ihrer Rache. Seine Geschichte liefert uns eins der merkwürdigsten Beispiele von dem Übermuthe des Lehnadels. Ein Edler, Robert Graham, durch erlittene Gefängnißstrafe erbittert, verband sich mit andern, dem Könige die Beschwerden des Adels vorzutragen, von seiner Heftigkeit hingerissen aber sprang er in der Ständeversammlung von seinem Sitze auf, trat wüthend zu dem Throne, und seine Hand an den König legend, rief er: „Ich verhafte Euch, im Namen der hier versammelten Stände Eures Reichs. Wie euer Volk Euch Gehorsam geschworen, so seid auch Ihr durch einen Eid gebunden, nach dem Gesetze zu herrschen, nicht aber eure Unterthanen zu kränken, sondern sie gerecht zu beschützen.“ Und sich umsehend, setzte er hinzu: „Hab ich nicht wahr geredet?“ Er ward zwar sogleich verhaftet, zu Verbannung und Güterverlust verurtheilt, aber der Verwegene kündigte dem Könige aus seiner Verbannung in einem Briefe den Gehorsam auf und drohte ihm Rache. Mit Verschworenen verbunden, wozu selbst Jacobs Oheim gehörte, drang der Geächtete am Weihnachtsfeste 143[illegible]

Digitized by Google

Schloß und der König wurde nebst seiner Gemahlin ermordet. ine nächsten Nachfolger setzten den Kampf gegen den unruhigen nadel fort, während die Fehden mit England nur durch kurze Waf- stillstände unterbrochen wurden. Der argwöhnische Jacob III., der h Gewaltherrschaft strebte, obgleich sein Geist dem Unternehmen nicht achsen war, unterdrückte alle Stände, suchte den Einfluß des Par- nents zu vernichten, und führte die noch bestehende, in unsern gen so heftig angefochtene Gemeindeverfassung ein, indem er den rgern das alte Vorrecht, ihre Stadtobrigkeit zu wählen, entriß, d dem abgehenden Rathe die Wahl des neuen überließ. Er fiel g im Kampfe gegen den empörten Adel. Unter seinem Nachfolger, cob IV., einen geistreichen Fürsten, begann eine bessere Zeit für hottland, und seine Vermählung mit Margaretha von England, inrichs VII. Tochter, legte den Grund zur spätern Vereinigung der Länder. Die Rechtspflege wurde verbessert, der Landfriede ge- ert, und das Recht der städtischen Abgeordneten, zu den Steuerbe- lligungen ihre Zustimmung zu geben, gesetzlich begründet. Schiff- hrt und Fischerei wurden ermuntert und um Ackerbau und Gewerb- mkeit zu beleben, die geringern Lehnleute 1457 von persönlichen riegsdiensten befreit, und blos zu Abgaben und landwirthschaftlichen ienste verpflichtet. Die unwissenden Edelleute mußten bei schwerer trafe ihre Söhne in der lateinischen Sprache und in den Wissen- haften unterrichten lassen, um sie zu Richtern und Beamten tauglich machen, eine Maßregel, die viel zur Verbreitung von Kenntnissen itrug; die Erziehung der geringern Volksclasse aber blieb vernach- ssigt, weil man sie für unnöthig, oder gar der Lehnsabhängigkeit nd der geistlichen Obergewalt nachtheilig hielt. Es konnte daher, ngeachtet im 15. Jahrh. zwei Universitäten, Glasgow und Aber- en, gestiftet wurden, allgemeine Bildung doch nicht gedeihen. Ein euer Krieg mit England, worin der König unbesonnen sich einließ, digte (1513) mit der Niederlage bei Flodden, die ihm und vielen delu des Landes das Leben kostete. Dieses Unglück brachte Schott- nds Unabhängigkeit wieder in Gefahr und stürzte das Land in neue errüttungen, um so mehr, da eine minderjährige Regierung folgte, ährend welcher Parteiungen herrschten, die England benutzte. Seit- em war stets, bis zur Vereinigung beider Kronen, eine englische artei in der Regierung Schottlands wirksam. Jacobs V. Vermäh- ung mit einer Verwandten des französischen Königshauses, Maria on Guise, knüpfte den Bund mit Frankreich fester. Der englischen artei trat nun eine französische entgegen, deren Ränke desto ver- erblicher wurden, da die Guisen durch dieselbe bald Gelegenheit fan- en, ihren Eifer gegen die Reformation auch in Schottland wirken u lassen. Die neue Lehre hatte durch mehrere schottische Edelleute, ie in der ersten Zeit nach der Reformation in Deutschland gewesen aren, in Schottland früh Eingang und Empfänglichkeit gefunden, a es hier schon im 15. Jahrh. heimliche Anhänger **Wiclefs** (s. d. rt. Bd. 10.) gegeben hatte, die in mitternächtlicher Einsamkeit die Bibel in der englischen Übersetzung lasen. Die in Schottland herr- chende Unwissenheit unter Geistlichkeit und Laien setzte jedoch der Verbreitung des Lichts viele Hindernisse entgegen. Während in Deutschland, Holland, England und Frankreich die Wiederauflebung er Wissenschaften der Reformation vorausgegangen war, und deren Fortschritte beschleunigten, hatte in Schottland gerade das Gegentheil tatt, da der Anfang literarischer Bildung hier der Einführung der

Digitized by Google

protestantischen Lehre folgte. So war die griechische Sprache l… nach der Zeit, wo man sie auf dem Festlande und in England … mit Eifer trieb, fast noch ganz unbekannt in Schottland, bis … 1534 ein Edelmann, Erskine von Dun, einen gelehrten Fran… mitbrachte, der eine Lehranstalt in Montrose anlegte, die viele … ler bildete, und die hebräische Sprache ward erst nach der Grün… der protestantischen Kirche gelehrt. Patrik Hamilton, ein zum g… lichen Stande bestimmter Jüngling von edler Geburt, war der … Schottländer, der sich öffentlich zur neuen Lehre bekannte. Er w… (1538) verbrannt, aber die Flammen, die ihn und bis 1540 meh… andre standhafte Bekenner verzehrten, leuchteten wie Feuerze… durch das Land. Es war alles zu einer gänzlichen Umwandlung … zur gewaltsamen Einführung der neuen Lehre vorbereitet. Wäh… die Geistlichen und an ihrer Spitze der eifrige und verfolgungssü… Cardinal Beator der Verbreitung des Protestantismus sich wide… ten, gewann dieser bald unter dem Adel mächtige Anhänger. D… Bischöfe waren lange vor ihrem Falle ein Gegenstand des Neides … der Eifersucht der Edelleute, während die niedre Geistlichkeit sich du… ihre Unwissenheit verächtlich, und durch die Erpressungen, welche … sich gegen die untern Volksclassen erlaubte, verhaßt machte. D… Beispiel Englands gab dem Adel die Hoffnung, sich durch die geis… chen Güter zu bereichern, und der den Schottländern eigne Hang z… Nachdenken verschaffte der neuen Lehre leichtere Aufnahme, sobald d… Hindernisse gehoben waren, die der Verbreitung derselben entgeg… standen. Dies geschah durch den, auf den Antrag eines Edelm… 1543 erfolgten Beschluß des Parlaments, der dem Volke das Le… der Bibel in der Landessprache erlaubte. Seitdem wurden Übersetz… gen derselben in großer Anzahl aus England eingeführt, und über… erschienen Schriften, die den Stolz, die Anmaßung und den Aberg… ben der katholischen Geistlichkeit mit Ernst und Spott angriffen. J… hann Knox (s. d. Art. Bd. 5.) trat nun mit seiner Unerschro… heit und unerschütterlichen Standhaftigkeit an die Spitze der Re… mation. Manche Anhänger der neuen Lehre wünschten, die verbes… Kircheneinrichtung auf die alte Verfassung zu bauen, und nur … Irrthümer und alten Aberglauben zu entfernen, Knox aber w… keine Abweichung von seinem Entwurfe zugeben, und auf seinen … trieb wurde 1560 eine Kirchenverfassung eingeführt, die theils … Genf, theils von der deutschen Kirche entlehnt war. Diese Verfass… war wesentlich auf Gleichheit gegründet; jeder Vorrang unter … Geistlichen wurde abgeschafft, und obgleich anfänglich sogenannte S… perintendenten das Aufseheramt der ehemaligen Bischöfe erhiel… so waren sie doch den eingeführten Synoden untergeordnet, wie d… der allgemeinen Versammlung (General Assembly), die gleich… 1560 als die höchste kirchliche Behörde angeordnet wurde. Erst … Jahre später ward die republikanische Form der Verfassung vollen… als an die Stelle jener Aufseher die Presbyterien kamen, die aus … Geistlichen und Kirchenältesten mehrerer benachbarten Kirchspiele … standen. Der Sieg der Reformation wurde vorzüglich durch die Z… rüttung begünstigt, worein Schottland nach Jacob V. Tode … während der Minderjährigkeit seiner Tochter, Maria Stuart (… d. Art. Bd. 6.) gerieth. Ihre Mutter, die Regentin, konnte ung… achtet der französischen Kriegsvölker, die sie nach Schottland gerufe… hatte, die Anhänger der neuen Lehre um so weniger bezwingen, d… der Argwohn, den sie durch ihre unkluge Nachgiebigkeit gegen franz…

Digitized by Google

ische Rathgeber erregte, früh dazu beitrug, die Sache der Reformation mit der Beschützung politischer Freiheit zu verflechten. Als ihre unglückliche Tochter den Thron bestieg (1560), war der Sieg schon so entschieden, daß sie nur in den Mächtigen, die ihn errungen hatten, ihre Stützen suchen konnte, und ungeachtet ihrer offen erklärten Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter, blieb sie lange ihrer Zusage treu, die eingeführte Glaubenslehre und die Gewissensfreiheit zu schützen. Wenn sie auch später, nicht lange vor ihrem Fall, durch ihren Oheim, den Cardinal von Lothringen, sich verleiten ließ, einem Bunde zur Ausrottung der protestantischen Lehre beizutreten, und dadurch Argwohn gegen ihre Gesinnungen erweckte, so war es doch nicht ihre, dem Volk freilich verhaßte Ergebenheit gegen den Catholicismus, sondern vielmehr die Parteiung des von der Königin Elisabeth begünstigten und aufgereizten Adels, was ihren Sturz herbeiführte, als sie durch Leidenschaft zu Unbesonnenheiten verleitet und selbst von dem schrecklichsten Verdachte verfolgt, die Achtung des Volks verloren hatte (s. Maria Stuart Bd. 6.). Sobald ihre Gegner sich der Staatsgewalt und der Vormundschaft über den unmündigen Thronfolger Jacob VI., bemächtigt hatten, und ihres Vaters unehelicher Sohn, der Graf von Murray, an die Spitze der Regentschaft getreten war, wurde die Herrschaft des Protestantismus völlig gesichert. Die merkwürdige Geschichte der Reformation in Schottland bis zu ihrer gesetzlichen Befestigung im J. 1567 ist von Cook (History of the Reformation in Scotland, 2te Aufl., Edinburgh 1819, 3 Bde., 8.) gründlich und unparteilich erzählt worden. Wir haben die Hauptzüge dieser Umwandlung hier angedeutet, weil die spätern Schicksale des Landes bis zur Union mit England meist durch die Religionsunruhen bestimmt wurden, die es während des 17ten Jahrh zerrütteten. Jacob VI. (s. d. Art. Bd. 5.) war bei aller Gelehrsamkeit, womit er eitel prahlte, nicht fähig, dem zerrütteten Zustande des Landes abzuhelfen. Der wilde unlenksame Geist des Adels erweckte zahllose und grausame Fehden. Ungestraft wurde gemordet. Der König, zu schwach, durch Strafen abzuschrecken, oder zu träge, dem Frevel zu steuern, blieb müßiger Zuschauer und seine kraftlose Verwaltung ward verächtlich. Die Zwietracht, worein er bald mit den presbyterianischen Geistlichen gerieth, gab zu neuen Störungen und zu Erschütterungen des königlichen Ansehens Veranlassung, und war der erste Anlaß zu seinen spätern Schritten gegen eine Kirchenverfassung, deren republikanische Form seinen Ansichten der Fürstengewalt durchaus entgegen war. Die presbyterianischen Prediger gaben ihm freilich durch den strengen Eifer, womit sie nach der freimüthigen Sitte der Zeit öffentlich gegen Verwaltungsmaßregeln sprachen, welche die Glaubensfreiheit zu bedrohen schienen, nicht selten Ursache, sein Ansehen für beleidigt zu halten. Als er 1603 den englischen Thron bestiegen hatte, konnte er zwar das Vorhaben, beide Reiche zu vereinigen, nicht durchsetzen, aber sein Übergewicht war allmählig so sehr gestiegen, daß der beharrlich verfolgte Entwurf, die bischöfliche Kirchenverfassung in Schottland einzuführen, 1610 völlig gelang. Das bischöfliche Kirchenwesen war hier jedoch von der englischen Kircheneinrichtung sehr verschieden. Die schottischen Bischöfe hatten weder richterliche Gewalt, noch ähnliche Vorrechte und ihre Einkünfte bestanden blos aus den dürftigen Überresten des nicht veräußerten ehemaligen Kirchengutes. Die unzeitige Herstellung der Bischofswürde erregte Argwohn bei allen Classen des Volkes, und als der König in

Digitized by Google

der Folge eifrig bedacht war, einen Theil der gottesdienstlichen Ge
bräuche der englischen Kirche in Schottland einzuführen, stieg da
Mißvergnügen immer höher. Carl I. (s. d. Art. Bd. 2.) verfolgte
den Plan seines Vaters. Er that alles, was ihm die Zuneigung
der Schottländer von allen Parteien rauben mußte. Den Adel erhö
terte er durch die Einziehung der Zehnten, womit er die neuen B
schofssitze ausstattete, und durch die völlige Einführung einer neu
Form der Gottesverehrung (1637) empörte er auch die untern Volk
classen so sehr, daß ein heftiger Aufstand in der Hauptstadt ausbra
Seine unbesonnenen Maßregeln führten zu einer festen Verbind
der Presbyterianer und zur Erneuerung des sogenannten Cove
(solemn league and covenant), eines Bundes, der in den n
Zeiten der Reformation zur Beschützung der neuen Glaubenslehre
geschlossen worden. Der drohende Widerstand machte den schw
König nachgiebig. Der strenge Presbyterianismus gewann
wieder die Oberhand, die hierarchische Verfassung wurde gänzlich
nichtet und das Kirchenwesen durchaus auf eine freie Gemeinv
sung gegründet. Die unglücklichen Zwistigkeiten zwischen Ca
seinem Volk, die das königliche Ansehen immer mehr erschü
befestigten die neue Kirchenverfassung. Als Cromwell (s. d
die königliche Gewalt vernichtet hatte, konnte er die Schottländ
größtentheils auf Carls II. Seite standen, um so leichter beste
die herrschenden Presbyterianer durch Zwietracht geschwächt
Er ließ die allgemeine Kirchenversammlung aus einander ge
begünstigte nur diejenige Partei, die sich früher schon gegen
nig erklärt hatte. Schottland litt so sehr unter dem Dru
scher Besatzungen, daß man das Ereigniß, welches Carl
Art. Bd. 2.) auf den Thron brachte, als glückliche Rettung
und trotz der Stimmen einzelner strenger Presbyterianer,
König nur unter Bedingungen hergestellt zu sehen wünschte
nichts über die künftige Form der Kirchenverfassung festgese
dem Presbyterianismus so abhold als seine Vorfahren, füh
schöfliche Verfassung 1660 wieder ein, und als er zwei E
(1666 u. 1679) durch Waffengewalt besiegt hatte, wurde
von Machthabern, die des schlechten Königs würdig waren
eisernen Ruthe beherrscht und die Freiheit der Gewissen wi
gerlebens unter empörenden Gräueln vernichtet. Jacob
Art. Bd. 5.) Regierung war zu kurz, als daß sein Pla
Schottland das Papstthum wiederherzustellen, hätte ausg
den können, obgleich auch hier die Stände jeden seiner
die Verfassung mit knechtischer Unterwürfigkeit duldeten
tigten. Die Revolution ward in Schottland wie in En
Wilhelm III. (s. d. Art. Bd. 10.) leicht bewirkt, und
die Morgenröthe der Freiheit. Der Presbyterianismu
...schende Kirche; die bürgerlichen Rechte des Volks
ssungsmäßige Einfluß des Parlaments wurden gesicher
rokratische Geist blieb zwar bis zur Vereinigung beide
herrschend und hemmte die Verbesserung der Lage des
das Volk war doch in einem gesicherten Rechtszustande
samkeit und Handel nahmen allmählig einen höhern Sc
Geist der Zwietracht war aber keineswegs gebannt, und
neue Parteiverbindungen, welche die Ruhe des Landes
ten. Die Anhänger der bischöflichen Kirchenverfassung
lig über die, den Presbyterianern verliehenen Rechte,

die Partei des verbannten Königs. Sie wurden daher Jacobiten, und weil sie den Huldigungseid nicht leisten wollten, Eidweigerer (Non Jurors) genannt. Sie blieben mit dem vertriebenen König in heimlichem Briefwechsel und nährten die Unzufriedenheit und Erbitterung, welche die neue Ordnung der Dinge erweckt hatte. Die Vereinigung Schottlands mit England, die nach langen Unterhandlungen 1707 erfolgte, gab dem Parteigeist eine neue Richtung, da man die wohlthätigen Folgen dieser Maßregel, welche durch die Unterdrükkung des Aristokratismus die Fesseln des Volks lösen, und vollenden sollte, was die Revolution begonnen hatte, voraussah. Der Gedanke, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des alten Reichs vernichtet zu sehen, war allen Ständen empfindlich und machte die Union dem Volk im Allgemeinen sehr verhaßt. Religiöse und politische Parteien vergaßen eine Zeitlang ihre gegenseitige Erbitterung bei dem gemeinsamen Unwillen über dieses Ereigniß, ja selbst die heftigsten Gegner der Stuarte hielten es für ein größeres Übel als selbst die Zurückberufung des verbannten Königs. Die Thätigkeit der Parteien, die seitdem für das vertriebene Fürstenhaus, heimlich wirkten, und besonders die Anhänglichkeit der dem herrschenden Königsstamme abholden Hochländer, begünstigten bald den Versuch, den der Prätendent (s. Jacob III. Bd. 5.) 1715 machte, das Reich seiner Väter wieder zu erobern. Das unbedachtsam begonnene und schlecht geleitete Unternehmen mißlang, aber die Hoffnungen der Jacobiten waren noch immer auf den Hof der verbannten Stuarte in St. Germain gerichtet, und der Aufstand zu Gunsten derselben im J. 1745 (s. d. Art. Eduard, Carl Bd. 3.) hätte für Großbritanniens Schicksal den entscheidendsten Einfluß haben können, wenn Carl Eduards Heer einig gewesen wäre und von Frankreich Unterstützung erhalten hätte. Die wichtigste Folge dieses Aufstandes für Schottland war die Aufhebung der Clanverfassung im Hochlande (s. d. Art. Bd. 2 u. 4.), wodurch auch dieser Theil des Landes den Fortschritten der Gesittung eröffnet wurde.

*Schröder (Friedr. Ludw.), einer der ersten deutschen mimischen Künstler und Director des hamburger Theaters, gleich ausgezeichnet als Mensch wie als Künstler und Dichter, wurde 1744 zu Schwerin geboren. Seine Mutter war die als Schauspielerin und Theaterdirectrice berühmte nachherige Mad. Ackermann, sein Vater einst Organist in Berlin. In Petersburg, wohin die Wittwe Schröder mit Ackermann zu der Hilferdingschen Gesellschaft verschrieben war, betrat der junge Schröder, als 3jähriges Kind, zum erstenmal die Bühne. Seine Mutter, eine geistreiche Frau, hatte ein allegorisches Vorspiel gedichtet, in diesem ward dem jungen Schröder die Rolle der Unschuld, und er sprach die Paar Worte: „O nein, ich sprech dich frei!“ (seine ganze Rolle) so hübsch aus, daß die Kaiserin Elisabeth das Kind in die Loge holen und Mutter und Sohn beschenken ließ. In Moskau, wohin sich die Gesellschaft begab, verheirathete sich Schröders Mutter mit Ackermann, und da das Ehepaar in Rußland hübsches Geld verdient hatte, so errichteten sie nun selbst wieder eine Gesellschaft (wie vorher die Wittwe Schröder schon in Hamburg und Cassel gehabt hatte, und Ackermann gleichfalls) und durchzogen Kurland, Danzig und endlich auch Preußen, wo Ackermann in Königsberg die Erlaubniß erhielt, im Junkerhofe ein Theater zu errichten, auf welchem denn der nach und nach heranwachsende Schröder, so wie früher in Danzig, bald in Knaben-, bald in Mädchenrollen, vielen Bei-

fall erntete. In Warschau, wohin sich eine Zeitlang die Gesellschaft begeben hatte, suchten ihn die Jesuiten an sich zu ziehen und für die katholische Kirche zu gewinnen, was ihnen anfangs um so leichter zu gelingen schien, da die Behandlung, welche Schröder von seinen Ältern erdulden mußte, oft grausam und fast stets ungerecht war; diese zur Mutter rettete ihn jedoch noch aus den Händen jener Geistlichen, und so wieder zurückkehrend zu den Seinen, zog er mit der Gesellschaft weiter nach Breslau, Glogau, Frankfurt a. d. O. und wieder nach Königsberg, ohne daß jedoch die Erziehungsmethode sich geändert hätte, wodurch denn der Jüngling zuletzt auf guten Weg kam, ein Taugenichts zu werden. Auch auf dem Friedrichscollegium dieser Stadt, wohin Schröder nun gebracht, und von seinen Ältern hülflos gelassen wurde, als diese sich mit der ganzen Truppe vor den anrückenden Russen nach Sachsen flüchteten, ging es nicht besser. Sein Fleiß zog ihm zwar Lob, sein übertriebener Muthwille aber die schärfsten Züchtigungen zu, und als endlich die ihre Pflicht ganz vergessenden Ältern nichts mehr von sich hören ließen, da ward er, während schwerer Kriegszeit, aus der Anstalt entlassen, und würde haben umkommen müssen, hätte nicht ein armer Schuhflicker, der das leerstehende Schauspielhaus als eine Art von Castellan zu bewachen hatte, sich seiner erbarmt und an ihm gethan, was kein reicher Bekannter that. Schröder half jetzt seinem Wohlthäter Schuhe flicken, hungerte mit ihm, gewöhnte sich aber leider auch den Branntwein an, und würde wahrscheinlich in Gemeinheit zuletzt untergegangen sein, hätten nicht die zu jener Zeit berühmte Seiltänzer Stuart und dessen gebildete Gattin sich seiner endlich angenommen und für seine geistige Ausbildung Sorge getragen. Im März 1759 ließen ihn endlich seine Ältern nach Deutschland nachkommen, um ihn als Lehrbursche in die Handlung eines Verwandten in Lübeck zu placiren; da der Jüngling aber weder Lust noch Neigung hatte, den Laufburschen zu machen, noch der lübecker Onkel ihn zu ernähren, so ward er auf's neue seinen sich damals in der Schweiz aufhaltenden Ältern nachgeschickt, wo er dann in Solothurn die Bühne wieder betrat, neue Händel mit dem Stiefvater bekam, sich als Schauspieler und Tänzer ausbildete, seine ersten dichterischen Versuche mit Übersetzung eines französischen Lustspiels machte, mit der Gesellschaft die mehrsten bedeutenden Orte der Schweiz (wo man damals so heftig für und wider den großen Friedrich, der eben seinen Riesenkampf mit Österreich, Rußland, Frankreich ꝛc. kämpfte, Partei nahm, daß das Volk in Entlibuch den Preußenkönig, in Bern Maria Theresia als Strohpuppen öffentlich verbrannte) und hier auch die Rheingegenden durchzog, sich dem Spiel ergab, mehre nicht rühmliche Streiche ausübte, hierauf entfloh, sich wieder mit den Ältern versöhnte, und auf diese Art mehre Jahre ein wildes und wüstes Leben führte, bis zuletzt der brausende Most der Jugend sich setzte und aus dem unbändigen Wildfang ein achtungswerther und trefflicher Mann ward. In Hamburg, wohin die Ackermannsche Gesellschaft nach vielen Irrfahrten 1764 wieder gekommen war, zeichnete sich Schröder anfangs vorzüglich als Balletmeister und im Lustspiel aus; später ging er in's tragische Fach über, und hier war es, wo er sich den Ruhm des ersten Künstlers seiner Zeit erwarb. 1771 übernahm er mit seiner Mutter gemeinschaftlich die Direction der Bühne, von deren Führung Ackermann sich lossagte, auch trat er jetzt zum ersten Male als dramatischer Schriftsteller mit einem Lustspiele: „der Argliſtige," auf, dem bald mehre nach und nach auf den mehrsten Büh-

d by Google

ien bekannt gewordene Arbeiten folgten, die zu jener Zeit viel Glück machten und es zum Theil, bei unserm dermaligen Mangel an guten Lustspielen noch machen würden, wenn manche unzeitgemäß gewordene Redewendungen im Dialog durch eine geschickte Hand Umarbeitung erführen. Seine 1773 geheirathete Gattin eine geborne Hart aus Petersburg, bildete sich gleichfalls als bedeutende Schauspielerin aus. Was Schröder als Vorsteher der Bühne in Hamburg, die durch ihn ihren verdienten Ruf und feste Begründung erhielt, wirkte, wird in der Geschichte des deutschen Theaters unvergeßlich bleiben. Sein Streben nach einem Ensemble der Darstellung, seine stets verständigen Anordnungen, sein strenges Halten auf Sittlichkeit und Ordnung unter der Gesellschaft, und vor allem sein eigenes Beispiel, hoben das häufig in Gemeinheit und Trivialität versunkene Bühnenwesen zu einer damals seltenen, und auch jetzt leider wieder selten werdenden Höhe von Kunst und Achtbarkeit, und durch die fleißigen und umsichtigen Bearbeitungen der Shakespearschen Trauerspiele trug er zuerst mit dazu bei, diesen großen brittischen Dichter auch auf den deutschen Brettern heimisch zu machen. Der Anfang der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war der Zeitpunkt, in welchem Schröder am meisten glänzte. 1780 machte er mit seiner Gattin eine große Kunstreise durch die Hauptstädte Deutschlands, besuchte Paris und nahm im folgenden Jahre einen vortheilhaften Ruf nach Wien zu dem dortigen Hoftheater an, wo Kaiser Joseph ihn ehrenvoll auszeichnete. Bald sich jedoch nach dem ihm werth gewordenen Hamburg zurücksehnend, übernahm er von neuem die Leitung des dortigen Theaters, die er bis 1798 führte, wo er sie abermals niederlegte und sich, müde der endlosen und vielfachen Plackereien, denen jeder Theatervorsteher ausgesetzt ist, auf ein erkauftes Landgütchen (Relling bei Hamburg) zurückzog und hier nur noch theils als dramatischer Schriftsteller, theils als Vorsteher der Freimauerloge zu Hamburg, für deren Arbeiten er ein eigenes System begründete und sich überhaupt vielfach verdient um den Orden machte (vergl. d. Art. Freimaurer Bd. 8), wirkte. Zeitumstände, der Wunsch eines großen Theils des Publicums und die Einsicht, daß das so trefflich von ihm begründete Institut unter den Händen von Ungeschickten untergehen würde, und diesem Untergange wirklich schon sehr nahe war, bewogen ihn indeß 1811, die Verwaltung der Bühne von neuem zu übernehmen; leider entkeimte ihm aber aus diesem Entschluß wenig Segen. Drückende Zeitverhältnisse, Cabalen und andere Unannehmlichkeiten verbitterten ihm das Leben, er setzte bedeutend zu, wurde von mehren Seiten her um ausgeliehene Capitalien gebracht, und erntete für alle diese Mühen nicht einmal den Dank der durch Spectakelstücke und leeren Prunk verwöhnten Menge, für deren Vergnügen er sich eigentlich aufopferte. Schröder starb 1816 den 3. Sept., beinahe 73 Jahre alt, bedauert von allen, die Kunst und Wissen zu schätzen wußten. Seine Leichenbestattung wurde von den Freimaurern und mehren der angesehensten Einwohner Hamburgs aufs feierlichste begangen. Zu seinen besten eigenen dramatischen Dichtungen gehören: das Testament, der Murrkopf, der Fähndrich. Außerdem hat man von ihm noch viele, theils gedruckte, theils in Manuscript aufgeführte, Schau- und Lustspiele, mehre Bearbeitungen fremder Stücke, theatralische Gelegenheitssachen u. dgl. m. Eine ausführliche Beschreibung des hier nur kürzlich angedeuteten reichbewegten Lebens von Schröder und seiner vielfachen Verdienste um die Kunst findet man in dem Werke des

Digitiz

Professors Meyer über ihn (Hamburg 1819), so wie im IX. Hefte der Zeitgenossen, wo Schink, Schröders Freund, eine Biographie von ihm einrücken ließ, und in dem Taschenbuch Minerva für 1818, in welchem Böttiger in Dresden des Verstorbenen Verdienste würdigt.

• **Schütz** (Christian Gottfr.), einer unserer verdientesten Gelehrten und ausgezeichnetsten Philologen, ward am 20sten Mai 1747 zu Oberstädt im Mansfeldischen geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf der lateinischen Schule zu Halle, studirte daselbst, wo er vornehmlich mit Semler in ein engeres Verhältniß trat, und ward 1764 Magister, mit dem Plane bei der Universität zu bleiben. Doch folgte er in demselben Jahre dem Rufe als Lehrer der Mathematik an die Ritterakademie zu Brandenburg, von wo er 1769, nach Semlers plötzlichem Abgange, auf Semler's Vorschlag als Inspector des philologischen Seminars zurückberufen ward und Vorlesungen hielt. Im Jahre 1776 ward er ordentlicher Professor, ging aber 1779 als Professor der Poesie und Beredsamkeit nach Jena, wo ihm 1789 vom Herzoge von Weimar der Hofrathscharakter ertheilt ward. Hier, wo er sich zahlreiche Zuhörer verschaffte und besonders über Literaturgeschichte mit einem bis dahin unerhörten Beifalle las, gründete er mit Wieland, der sich aber bald lossagte, und Bertuch 1785 die allgemeine Literaturzeitung. Im J. 1804 erhielt er unter höchst vortheilhaften Bedingungen von Seiten der baierschen Regierung einen Ruf nach Würzburg und zugleich einen nach Halle. Schütz entschied sich für den letztern und kam so wieder nach Halle als Professor der Literaturgeschichte und Beredsamkeit, nebst seinem Sohne, der eine Professur erhielt und dem Professor Gruber, wo auch unter seiner und Erschs Redaction die Literaturzeitung fortgesetzt ward, während Niethammer in Jena ein neues Institut gründete. Seit Wolfs Abgange im J. 1807 erhielt Schütz auch die Direction des philologischen Seminars, die seit 1817 der treffliche Philolog Seidler mit ihm theilte, ward Mitglied der baierschen Akademie der Wissenschaften und 1821 bei der Feier seines Magisterjubiläums, das durch die lebhafte und allgemein ausgesprochene Theilnahme zu einem der schönsten akademischen Feste ward, Ritter des rothen Adlerordens. Schütz gehört zu den Philologen, die ganz besonders einer bessern und geschmackvollern Behandlung der Philologie vorgearbeitet haben und der Eifer und die Liebe zu diesem Studium ging — was auch jetzt nicht verkannt werden darf — zum großen Theile aus seinen Vorlesungen und Seminarien hervor, durch die sich Männer, wie Jacobs, Creuzer u. a., bildeten. Unter seinen Ausgaben alter Schriftsteller bemerken wir vor allen seine Bearbeitungen Ciceronianischer Schriften, zuerst einzeln, dann aber in der Ausgabe sämmtlicher Werke (1814—1821), die durch scharfsinnige Kritik, tiefes Eindringen in den Geist des Cicero und zweckmäßige Einrichtung seine Virtuosität als Erklärer desselben glänzend beurkundet. Außerdem hat er den Äschylus (3te Ausg. 1809), und einzelne Stücke des Aristophanes bearbeitet, Hogeveens Werk de particulis graecis (1806) herausgegeben und ein eignes Werk de particulis latinis (1784) verfaßt. Seine Vielbeschäftigkeit machte ihn zum Redacteur einer allgemeinen Literaturzeitung sehr geschickt; es mag hier nur daran erinnert werden, wie Schützens Kritik fast zuerst Kant's Kritik der reinen Vernunft bekannt machte. Sein „Handbuch zur Bildung des Verstandes und Geschmackes" (1776), so wie mehre populaire Schriften waren zu ihrer Zeit nicht ohne Einfluß, und seine Vorlesungen über Lessing (1782) zeigen ihn als den wahren Kenner

erwandten des unsterblichen Mannes. Als Mensch ist Schütz höchst chtungswürdig. Die Anmuth und Geselligkeit des Schützischen Hau- es war schon in Jena allbekannt, und es war wol kein Reisender von iniger Bedeutung, der nicht dort einen vergnügten Tag verlebt hätte nd mit der größten Hochachtung gegen die Liebenswürdigkeit des ovialen Mannes geschieden wäre. Diese geistvolle Heiterkeit, die ebendige Theilnahme an literarischen und politischen Ereignissen hat ich der unermüdet thätige Greis auch noch im 75sten Jahre zu er- alten gewußt und mit ihr ist ihm die Liebe und die Verehrung aller Freunde des Guten und Schönen im In- und Auslande geblieben.

Schwefelblumen. Wenn man den gereinigten (gelben) Schwe- el nochmals, in verschlossenen Gefäßen, sublimirt, so schießt er in Gestalt von Blumen oder zarten, nadelförmigen Kristallen an, welche Schwefelblumen genannt werden. Diese sind also nichts weiter, als oppelt gereinigter Schwefel.

Schwefelleber und Schwefelmilch. Zwei Theile Wein- steinsalz oder auch gereinigte Pottasche, mit einem Theile Schwefel bei gelindem Feuer in einem Tiegel zusammengeschmelzt, befreien den Schwefel gänzlich von dem ihm jederzeit beigemischten Laugensalze, und stellen dadurch die sogenannte Schwefelleber dar, welche zu arz- neilichem Gebrauche dient, und auch in der Chemie zu Auflösung der meisten Metalle (nur die Platina und der Zink widerstehen ihr) ange- wandt wird. Wenn man sie in kaltem Wasser auflöst, die Auflösung durchseiht, und sodann den Schwefel durch eine Säure niederschlägt, so erhält man Schwefelmilch.

Schweinichen (Hans von), ein schlesischer Ritter, der uns durch eine von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung bekannt wurde, die Büsching seit 1820, so weit sie vorhanden ist, herausgab. Zwar sind nicht seine Thaten etwa von der Art, daß sie ihm einen Namen in der Geschichte sichern könnten; aber da er durch sein Ver- hältniß zum Herzog Heinrich und Friedrich von Liegnitz den größten Theil des deutschen Reiches der Kreuz und Quere durchzog, und an den mancherlei peinlichen und lustigen Abenteuern Heinrichs den ver- traulichsten Antheil nahm, über alles aber ein sorgfältiges Tagebuch führte, so ist seine Lebensbeschreibung einer der wichtigsten Beiträge zur Cultur- und Sittengeschichte des 16ten Jahrh. und selbst des deutschen Mittelalters, insofern man es nicht gerade mit der Refor- mation geschlossen nimmt. Alle Stände, die höchsten wie die niedrig- sten, alle Sitten und Gewohnheiten, alle Tugenden und Laster unse- rer Vorfahren des 16ten Jahrh. treten uns lebendig darin entgegen. Hans ward am 25sten Junius 1552 auf dem fürstlichen Schlosse Grä- disberg geboren, und, obschon ein stattlicher Junker, doch im neunten Jahre zum Dorfschreiber gesandt, um schreiben und lesen zu lernen. Nebenbei mußte er, kam er aus der Schule, die Gänse hüten, bis er den armen Thieren einmal die Schnäbel mit einem Stückchen Holz aus einander gespannt hatte, daß sie fast alle verdurstet wären. Die- ser Muthwille ward, wie billig, tüchtig bestraft, aber statt des Gän- sehütens mußte er nun in den Ställen und Scheuern die Eier auf- suchen. Im zehnten Jahre that ihn der Vater indeß bereits an den Hof, wo er mit dem Sohne des wegen seiner Verschwendung in kai- serlicher Gewahrsam gehaltenen Herzogs Friedrich täglich den Kate- chismus und die Litanei fleißig auswendig lernen und das Rosarium und sonst lateinisch lesen lernen mußte. Vier Jahre darauf (1566) kam er auf das durch Trotzendorf (st. 1568) so berühmte Gymnasium

Digitized by Google

zu Goldberg und blieb hier fünf Vierteljahre, wo er denn zur Noth durft Latein reden und ein Argument auf einen halben Bogen machen lernte, worauf er denn 1567 sein erstes Schwert erhielt, und in die Dienste des indeß seinem verstorbenen Vater Friedrich in der Regierung folgenden Heinrichs XI. von Liegnitz kam. Er machte mit diesem verschwenderischen leichtsinnigen Fürsten verschiedene Züge nach Polen, und nach der Rückkehr manche kleine Reise, um seinen Vater aus Verlegenheiten zu ziehen, der für den Herzog auf bedeutende Summen gutgesagt hatte, und daher oft als Bürge zur Zahlung angehalten wurde, bis er endlich den Herzog Heinrich auf dessen Reise als Kammerjunker in's Reich begleitete und bei diesem Ritt gar bald „groß Kundschaft" bekam, da er sich mit „Sausen einen großen Namen gemacht." Die Reise ging über Mecklenburg, Lüneburg, Sachsen, wo in Dresden großes Vogelschießen um Fastnachten und Lanzenrennen war, von da zurück nach Breslau und Schlesien überhaupt, nach Polen, und endlich durch Böhmen über Prag nach Süddeutschland, wo Augsburg, Heidelberg, Strasburg und die vielen andern Städte Schweinichen und seinem Herzog tausend Freuden, diesem aber, bei seiner Verschwendung, auch tausenderlei Leid verursachten. Sein väterliches Gut ging indessen, da sein Vater als Bürge für des Herzogs Schulden gedrückt wurde, ebenfalls zu Grunde, bis endlich der Herzog festgenommen wurde und er froh war, mit heiler Haut zu Fuß über Leipzig in die Heimath zu kommen (1577). Er hatte so eine Reise von 833 Meilen gemacht. Wie vieles hatte er da sehen und beobachten und niederschreiben können! Sein Vater war indeß gestorben; sein Erbtheil in Schulden; der Bruder Heinrichs, Friedrich, hatte die Regierung übernommen und war gegen ihn nicht freundschaftlich gesinnt. Herzog Heinrich sollte endlich, dem kaiserlichen Befehle gemäß, in's Land zurückkehren und entbot Schweinichen, ihm bis Krossen entgegen zu kommen, was nach einem vergeblichen Ritte dahin mit Görlitz vertauscht wurde, worauf er denn wieder der treue Gefährte desselben auf allen kleinen und größern Zügen war, und die ihm aufgetragenen Sendungen zu seiner größten Zufriedenheit vollzog. Endlich ward der wüste Herzog vor den Kaiser nach Prag gefordert und gefangen genommen. Schweinichen trat aus seinem Dienste, verheirathete sich und betrieb bald seine eigene, bald erpachtete Wirthschaft. Beim Herzog Friedrich ward er zu Gnaden aufgenommen und als Marschall angestellt. Er begleitete ihn auf der Reise nach Holstein, wo er sich vermählen wollte, und blieb, wenn auch bisweilen diese Gunstbezeigungen durchkreuzt wurden, im Ganzen immer ein ihm angenehmer treuer Diener. Das von Schweinichen geführte Tagebuch geht bis zum Jahr 1602, und erschien unter dem Titel: Liebe, Lust und Leben der Deutschen des 16ten Jahrhunderts. 3 Thle. 1810—1823. Er selbst starb im J. 1616.

Schweizer (Anton), Capellmeister in Gotha, geb. zu Koburg 1737, studirte die Composition bei Kleinknecht in Baireuth, vollendete seine künstlerische Bildung in Italien, stand nachher in weimarischen, zuletzt in gothaischen Diensten, und starb 1787. Durch seine Compositionen fürs Theater: Elysium, ein musikalisches Drama 1774, die Dorfgalla 1777, Alceste, eine ernsthafte Oper von Wieland, 1774 ꝛc., hat er sich als einen vorzüglichen Meister in der Kunst des musikalischen Ausdrucks gezeigt.

Schweizer Reisen. Es gibt nur wenige Länder Europa's

d wenn wir auf die Reize der Natur sehen, ist keine andere Ge-
nd unsers Erdtheils dem reichbegabten Alpenlande zu vergleichen.
uch sind nur für wenige Länder so treffliche Hülfsmittel geliefert
orden, die dem Reisenden als Vorbereitung und als treue, beleh-
nde Führer dienen können. Unter diesen ist vor allen Ebels Anlei-
ng, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu berei-
n (3te Aufl. Zürich 1810, 4 Bände, 8.), als der beste Wegweiser
nennen, der die ganze Schweiz umfaßt, und den Reisenden in
tand setzt, sich einen Reiseplan nach seinen Absichten und seinen
erhältnissen zu entwerfen. Die in Genf und Paris erschienenen
uszüge sind nicht befriedigend, dagegen zeichnen sich unter den übri-
n Schriften dieser Art Reichard's Werk: Guide des Voyageurs
n Italie et en Suisse (Weimar 1819) und die in dessen Handbuch
r Reisende (Berlin 1820) befindliche Anleitung als brauchbare Über-
chten aus, so wie auch Glutz-Blotzheims Handbuch für Reisende
der Schweiz (4te Aufl. Zürich 1818) und die neueste Anleitung:
Nouveau Guide des voyageurs dans les XXII Cantons Suisses,
raduit d'un manuscrit allemand du Professeur H. par R. W.
Bern 1822) mit einer neuen Charte vom Obersten Weiß, Empfeh-
ung verdienen. Unter den ältern Werken sind Coxes Reisen, und
ie Briefe über die Schweiz von Meiners, obgleich beide den Zustand
es Landes vor der Revolution schildern, noch immer brauchbar. In
en neuern Jahrgängen des helvetischen Almanachs findet man sorg-
ältig gearbeitete statistische Beschreibungen einzelner Cantone. Er-
ähnung verdienen auch: Episoden aus Reisen durch das südliche
Deutschland, die westliche Schweiz, Genf und Italien, von Frie-
erike Brun (Zürich 1806 und 1808, 2 Bde.), Keßler's Briefe auf
iner Reise durch Süddeutschland, die Schweiz ꝛc. (Leipzig 1810),
Eugenias Briefe an ihre Mutter, von Hirzel (Zürich 1811), und
nter den, einzelne Theile der Schweiz betreffenden Werken sind
Ebels Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz (Tübingen 1798
is 1802, 2 Bände), und vor allem die Reise in das berner Ober-
and, von J. R. Wyß (Bern 1816, 2 Bände, 8.), wozu treff-
iche Charten gehören, hier zu nennen. Dasselbe Gebirgsland be-
chreiben: Voyage pittoresque d'Oberland, accompagné de
notices historiques et topographiques (Paris und Strasburg
1812), mit Kupfern von Weibel und Dunker und einer Reisecharte,
und einem Text von Stapfer; und des jüngern Lori gleichnamiges
Werk, das in Bern erschien. Unter den Reisecharten über die ganze
Schweiz ist die von Keller und Scheuermann herausgegebene (Zürich
1815, n. A. 1819) vorzüglich zu empfehlen. Der große Weißische
Atlas umfaßt nicht die ganze Schweiz. Weyland's militärisch-topo-
graphischer Atlas der Schweiz in 84 Abtheilungen (Weimar 1817)
kann mit des Erzherzogs Carl Geschichte des Feldzugs von 1799 in
Deutschland und in der Schweiz (Wien 1819) verglichen werden. Zur
Kenntniß der geognostischen Verhältnisse des Landes ist, außer Ebels
Schrift: Über den Bau der Erde in den Alpengebirgen (Zürich 1808),
und den ältern Werken von Saussure und de Luc, vorzüglich Ber-
nouilli's treffliche geognostische Übersicht der Schweiz, nebst einem
systematischen Verzeichnisse aller in diesem Lande vorkommenden Mine-
ralkörper und deren Fundörter (Basel 1811) zu nennen. Für Pflan-
zenkenner sind: Manuel d'herboriser en Suisse et en Valais, rédigé
selon le système de Linné (Winterthur 1811) und Précis d'un Voyage
botanique fait en 1811 par Villars, Lauth et Nestler (Paris

Digitized by Google

1812) zu erwähnen. — Welche Zeit zur Bereisu
günstigste sei, läßt sich, da hier besonders der W
tung kommt, nicht im Allgemeinen bestimmen. J
August und September verdienen insofern den V
beständigste Wetter haben, und daher zu den E
len sind. Der September und sehr oft auch der
angenehmste Zeit im Jahre, wo ein reiner Himm
Wärme der Schweiz den schönsten Herbst geben,
sonders zum Besuch der Ufer des genfer, neufc
Sees und des reizenden Waadtlandes sich eignet.
Sommers und selbst der Ausgang des Frühlings
günstig. Die Alpweiden, die sich dann mit den f
sten Blumen schmücken, erfreuen das Auge, wäh
zenkenner die reichste Ernte liefern, und die Luft
sich häufig, und nicht selten unter dem auf Höhen
achter bilden, bieten ihm ein eben so einziges als
spiel dar. Die minder heftige Hitze und die langen
Reisen zu dieser Zeit gleichfalls angenehm. Der S
wöhnlich schöner als der Juni, der meist sehr reg
meisten Reisenden widmen dem Besuche der Schw
Wochen. Wenn man alle Merkwürdigkeiten des Lan
wollte, müßte man freilich in jeder kleinen Stadt
aufhalten, und von hier aus die Umgegend besu
jedoch bei einem gut entworfenen Reiseplan alle Can
Monaten bereisen, wenn man, wenigstens größten
zu Fuße macht, und sich nicht länger an jedem O
es nöthig ist, um alle Merkwürdigkeiten zu sehen.
bemerken, daß man, bei den häufigen Abwechselu
rung, selten auf ein, drei Wochen ununterbroch
trocknes und heiteres Wetter rechnen kann, daher
gebenen Zeit füglich 14 Tage hinzurechnen kann, w
gen oder Stürme genöthigt wird, sich aufzuhalten.
nur höchstens zwei Monate widmen kann, muß seine
auf die anziehendsten Partien beschränken. — Es gi
keine eigentlichen Extraposten, wiewol man auf ein
Pferde gewechselt bekommt, jedoch gibt es regelmäß
die sehr gut sind und ungemein schnell befördert werd
Reisenden, die mit der Post oder mit eigenen Wage
örtern ankommen, bedienen sich der Lohnkutscher,
ten immer Pferde und Wagen bereit haben. In frü
ren die Preise der Pferdevermiether in der ganzen S
auf gleichen Fuß bestimmt, jetzt aber sind sie sehr
Pferde und Maulthiere zu Reisen in die Gebirge erh
len noch für den ehemaligen Preis von einem braban
lich. Macht man seine Reisen von einem Orte aus,
mer zurückkehrt, ohne sich unterwegs aufzuhalten,
wohlfeiler zu Pferde als zu Wagen. Die Pferde
sind an die steilen und steinigen Bergpfade so gewöhnt
ihnen, selbst am Rande tiefer Abgründe, sicher
doch suche man immer solche zu erhalten, die als S
aber solche, die als Zugthiere gebraucht werden.
Kein Rad geht über die Alpen, gilt nicht mehr, seit
nis, den Simplon (s. d. A. Bd. 2 u. 9), und
über den Splügen, Straßen führen, von welchen

Digitized by

Simplonstraße, Napoleons großes Denkmal, den stolzesten Römerwerken verglichen werden kann. (S. Plan de la Route du Simplon — p. Cortier, 1817, und Rahn's und Lori's herrliche [35] Blätter der schönsten Ansichten, mit einem Text von Ostermann. Preis 400 Franken.) Über die andern schweizerischen Hochgebirge kann man nur zu Fuße und zum Theil zu Pferde reisen. Im Chamounythal und im Grindelwald findet man zwar kleine sehr niedrige vierrädrige Wagen, die aber höchst unbequem sind. Man kann in diesen auch einen Theil des Weges über den großen Bernhardsberg zurücklegen. — Hinsichtlich des Reisegeräths vorerst ein Paar Worte über die Kleidung. Wegen der plötzlichen Abwechselungen der Witterung und der kalten Luft auf den Gebirgen muß man sich mit etwas warmer Kleidung versehen. Auf Wanderungen trage man einen sehr kurzen Frack oder eine Jacke von leichtem Zeuge, lange Beinkleider von Zwillich und entweder kleine Halbstiefeln, oder noch besser Schuhe mit fest um den Fuß anschließenden Kamaschen, damit nicht kleine Steine in die Schuhe kommen. Man versehe sich mit zwei Paar Schuhen, sehr starken mit dicken Absätzen und großköpfigen Nägeln beschlagen, die man auf steinigen Bergpfaden, bei nassem Wetter und auf den Gletschern trägt, und leichtere für ebene Thalwege. Erfahrene Reisende widerrathen den Gebrauch der gewöhnlichen, in die Schuhe befestigten Fußeisen. Weit empfehlenswerther sind die von Pictet angegebenen Alpenschuhe. Sie haben wenigstens 6 Linien dicke Sohlen und ein starkes, aber weiches, den ganzen Rücken des Fußes umschließendes Oberleder, das über der Sohle ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll hoch mit anderm Leder übernäht ist, um den Fuß gegen jeden Stoß völlig zu sichern. Große stählerne Nägel, deren Spitzen Schrauben gleichen, und deren etwas über 4 Linien breite Köpfe als eine abgestumpfte vierseitige Pyramide zugehauen sind, werden in die Sohlen und Absätze eingesetzt, und zwar sieben in die vordere Hälfte der Sohle und fünf um den Absatz. In die Zwischenräume der Stahlnägel werden gewöhnliche Nägel mit breiten Köpfen, einer neben dem andern dergestalt eingeschlagen, daß sich die Köpfe berühren. Mit diesen sehr dauerhaften und nicht beschwerlichen Schuhen geht man sicher auf nackten Granitfelsen, wie auf Eis und glattem Grase. Ein mit Eisen beschlagener Stock ist unentbehrlich. Bei heißem Wetter ist ein Strohhut einem Filzhute vorzuziehen. Ein Regenmantel von Wachstaffet oder Wachsleinwand ist zwar sehr bequem, aber erhitzend, und eben deswegen auf hohen Gebirgen oder bei schneidenden Winden ein gutes Schutzmittel. In dem leichten Reisebündel dürfen ein flanellenes Unterhemd, das beste Verwahrungsmittel gegen plötzliche Erkältung, leichte wollene Beinkleider und ein Oberrock von leichtem Tuche nicht fehlen. Eine umflochtene Flasche für Kirschwasser, das als Stärkung oder als Waschmittel für ermattete Glieder treffliche Dienste leistet, darf kein Wanderer vergessen. Das beste kommt von Grindelwald, und das unächte wird, wenn man es mit Wasser vermischt, weiß und milchicht. — Dem Mineralogen ist die von Pictet angegebene Schürze von dünnem Leder zu empfehlen. Ein breiter lederner Gurt, der eine Scheide für den Hammer, und eine Tasche für ein Fläschchen Säure enthält, bildet den obern Rand dieser Schürze, welche, durch Knöpfe auf jeder Seite heraufgeknöpft, eine große wagrechte, oben offene Tasche bildet, und unten von einem gabelförmigen Riemen umfaßt wird, dessen Ende Pictet an den Schulterriemen knüpft, der den Barometer trägt.

Digitized by Google

Den Gurt kann man leicht auch mittelst beweglicher Haken an
ger der zu physikalischen Beobachtungen sonst noch nöthigen Dinge
machen. — Man reise in Gebirgen nie allein, aber auch nicht
Gesellschaft von mehr als drei bis vier Personen, da man in
legenen Gegenden sonst leicht in den Fall kommt, die nöthige
quemlichkeit in den Wirthshäusern zu entbehren, und nie ohne
rer, deren man überall sehr kundige und oft sehr kenntnißreiche
det. Wer des Fußwanderns nicht gewohnt ist, fange mit k
Tagereisen an, doch ist das Fußreisen in der Schweiz, sel
Frauen, bei weitem nicht so beschwerlich, als man gemei
glaubt. Berge ersteige man, wo möglich, Morgens, an
Abendseite, gehe immer langsam und mit kurzen Schritten
wobei man den Körper so gerade als möglich halte, und
der Morgenseite herab. Nie reise man in Hochgebirgen, so
im Frühlinge die Schneestürze nicht herabgefallen sind. Nach
heftigen Regen warte man noch ein Paar Tage, ehe man
Felsenthäler durchreist, wo dann leicht ein Sturz von den
wänden erfolgt. In schneeigen Thälern und auf Gletschern
das Gesicht mit einem grünen oder schwarzen Flor zu bedecken
nende Schmerzen im Gesichte, von dem scharfen Widerschein
Sonnenstrahlen auf Schneefeldern und Gletschern, lindert
ser verdünntes flüchtiges Alkali. Man gehe nie über Gletscher
frischgefallenem Schnee, der selbst in Sommermonaten zuweilen
und in diesem Falle nie während der Mittagshitze, wo der
rer leicht durch den erweichten Schnee bricht. Diesen Reisen
welche zunächst aus der Örtlichkeit hervorgehen, wird jeder an
reisen gewöhnte Wanderer allgemeinere Vorschriften leicht hinzu
können. — Es vereinigen sich mehre Umstände, das Reisen in
Schweiz theurer, als in andern benachbarten Ländern zu mac
Nur in wenigen Cantonen bringt der Boden die nothwendigsten
dürfnisse in hinreichender Menge hervor, in vielen Gegenden
man sich diese von auswärts verschaffen, und die Fracht erhöht
Preis. Wirthe auf Berghöhen und in abgelegenen Thälern sin
sonders in dem Falle, sich dieser Preiserhöhung unterwerfen zu
sen, und daher auch genöthigt, mehr zu fordern, als die
wirthe in Städten und an besuchten Straßen. Die Wirthshäu
in Städten und großen Dörfern sind meist vorzüglich, ja oft
in den wildesten Alpenthälern, z. B. in Lauterbrunnen und im
mounnthal, vortrefflich. In der italienischen Schweiz und überh
jenseit der südlichen Alpenkette, ist es gewöhnlich, über den Pr
mit Gastwirthen, Führern, Lohnbedienten u. dergl. vorher zu
terhandeln, weil man sonst schlecht bedient wird. Bei einem kur
und schnellen Aufenthalte sind die Reisekosten größer als bei ein
längern. Wer sich 5 bis 6 Monate aufhält und in dieser Zeit
ganze Schweiz zu Wagen oder zu Pferde bereist, braucht täglich
alle nöthigen Ausgaben 12 bis 16 schweizer Franken; beschränkt
aber die Reise auf 6, 4 oder 2 Wochen, so kann man die täg
chen Ausgaben auf wenigstens 18 Franken rechnen. Wer zu Fuße
und einen Führer bei sich hat, der zugleich das Reisegepäck trägt, kann
alle Ausgaben täglich mit 12 Fr. bestreiten. — Die in den schweizer
Cantonen herrschende Verschiedenheit des Münzfußes ist für den Reisenden
um so unbequemer, da in den neuesten Zeiten sogar Münzsperren zwi
schen einzelnen Cantonen angeordnet worden sind. Das angekündigte

Digitized by Google

ndbuch von Glutz-Blotzheim gibt eine brauchbare Übersicht des rths verschiedener Münzsorten. Die alten Louisd'ors (24 Livres rnois), die französischen 20 Frankenstücke, brabanter, baierische würtembergische Kronenthaler und französische 5 Frankenstücke ten am allgemeinsten, Ducaten aber stehen niedrig. Ziemlich all- ein herrscht die Rechnung nach schweizer Franken (deren 16 auf en alten Louisd'or gehen) und in den Gasthöfen auch nach franzö- en Franken. In der ganzen östlichen Schweiz gilt der 24 Gul- fuß, im Canton Tessin die mailändische Rechnungsart. — Wir ssen uns hier auf diese allgemeinen Bemerkungen beschränken, und em wir es den oben angeführten Hülfsbüchern überlassen, umständ- ere Belehrungen zu geben, wollen wir noch einige Andeutungen Reiseplanen hinzufügen. Wer sämmtliche Cantone besuchen will, an nachstehender Reiselinie folgen. Man kommt entweder über nstanz, Schafhausen, Eglisau und Winterthur, oder über Lindau, n Bodensee, Rorschach und St. Gallen nach Zürich. (S. Voyage Zuric, à Zuric 1818.) Von hier über den Albis nach Zug, er den zuger See nach Arth, am Fuße des Rigi (s. d. Art. d. 8.), wovon Hr. Fueßly und Hr. Keller treffliche, mit einer Be- reibung von J. H. Meyer begleitete Abbildungen (der Rigiberg, in ichnungen nach der Natur, Zürich 1809) gegeben haben. Die Aus- ht vom Gipfel wird in den beiden Panoramen von Keller (Zürich 15) und Weiß (Strasburg 1816) genau angegeben. Über den See ch Luzern (s. d. Art. Bd. 5.), das Businger in seinem Wegwei- r (Luzern und seine Umgebungen, mit einer guten Charte des vier- aldstädter Sees, Luzern 1811) beschreibt. Von hier tritt man die ste Alpenreise an. Der Weg geht über Stanzstadt, Stanz, die brei Engelberg und die Sirenen-Alpen, oder von Stanz über uochs, den waldstädter See, Rütli, Tells Capelle, nach Altorf. on hier kommt man auf der gewöhnlichen Straße aus der deutschen chweiz nach Italien, in drei Tagen nach Bellinzona. Über Urfern eht der Weg von Altorf nach Disentis und zu den nahen Quellen es Rheins, und weiter über Trons nach Chur, wo derjenige, wel- er Graubündten (s. d. Art. Bd. 4.) bereisen will, verweilt. nter die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Graubündtens gehören: das omleschger Thal, die Brücke von Solis, die höchste in Europa, die Via Mala, der Rheingletscher, das Thal Misocco, der Bernina- Gletscher. Von Chur reist man entweder über Sennwald nach Ap- enzell und dem Molkencurort Gais und weiter über Utznach, Einsie- eln, oder aber, wenn man nicht erst das Bad zu Pfeffers (s. d. rt. Bd. 7.) besuchen will, über Panyr, Elm und Matt nach Gla- us und von hier nach Einsiedeln, von wo man über Schwyz und die rümmer von Goldau nach Luzern zurückkehrt. Von hier durch das eizende Entlibuch, oder über das Schlachtfeld von Sempach, Zofin- en, Morgenthal, Hindelbank, Hofwyl (s. d. Art. Fellenberg) ach Bern (s. d. Art. Bd. 2. und Description de la ville de Berne, 1810, und Bollins von Scheuermann gestochenen Plan der Stadt und Umgegend). Zwei Tagereisen von hier liegt das vielbe- uchte leuker Bad. Von Bern macht man über Thun nach der ange- führten trefflichen Anleitung von Wyß in 4 bis 6 Tagen, den Rück- weg über Interlaken und Brienz mitgerechnet, die Reise ins herrliche Oberland, nach Lauterbrunnen, zum Staubbach, über die kleine Schei- deck nach Grindelwald, am Fuße der zuerst von den beiden Meyer in Aarau 1811 und 1812 erstiegenen Jungfrau (s. Reise auf die Eis-

Digitized by Google

berge von Bern, Aarau 1813) und des Schreckhorns, und über die große Scheideck ins Haslithal. Von Meyringen, dem Hauptorte dieses Thales, können diejenigen, die nicht von Altorf die Reise zum Hospiz auf dem Gotthard gemacht haben, auf der neuen Straße durch das Enstenthal dahin gehen. Vor allen aber besucht man das Hospiz auf der Grimsel. Von hier zum Rhonegletscher. Von Bern über Murten und Avenches, oder Freiburg, Murten, Avenches, Payerne, Lausanne, Aubonne nach Genf. Von hier reist man zu den Eisbergen und Gletschern des Chamounythals, entweder über Thonon, Evian, Samoens und Sixte, oder Bonneville und Salenche nach Servoz, und dann weiter nach Chamouny am Fuße des Montblanc (s. d. Art. Bd. 6.), wozu drei Tage nöthig sind. Das Eismeer des Montanvert und La Flechière, jenem gegenüber, sind die gewöhnlichen Zielpunkte der Reise. Die besten Führer sind Saussures und Bourrits Werke, Pictets Itinéraire und Gottschalks Beschreibung (das Chamounythal, Halle 1811), wozu eine Reisekarte gehört. Lori lieferte 1817 schöne Ansichten aus dem Chamounythal. Wer nicht von Chamouny nach Genf zurückkehrt, geht entweder auf einem beschwerlichen Wege durch das Thal Valorsine und über das Dorf Trient, oder über den Col de Balme nach Martigny, am Fuße des großen Bernhard. Von hier kann man auf der Simplonstraße zu den borromäischen Inseln, wozu, den Rückweg mitgerechnet, 6 bis 7 Tage erfordert werden, oder über St. Branchier ins Val de Bagnes, wo 1818 durch den Einsturz des Gletschers Getroz der See Mauvoisin durchbrach und furchtbare Verheerungen anrichtete (s. Escher's Erzählung in Bridels Etrennes Helvetiques, 1819), dann von hier bis zum Hospiz auf dem Bernhard und zurück nach Martigny reisen, wozu man drei Tage braucht. Eine gute Charte von dem Berge lieferte der Ingenieur Lapie (Paris 1803), Baron Reitz in seinen Briefen (Berlin 1805) eine umständliche Beschreibung desselben, und Wibel in Bern in seiner Voyage pittoresque depuis Lausanne jusqu'au Mont Bernard eine mit 14 colorirten Blättern gezierte Schilderung. Von Martigny reist man über St. Maurice, bei der Pissevache (s. d. Art. Bd. 7.) vorbei, oder auf einem belohnenden Umwege über Sitten und auf dem sogenannten neuen Wege über den Berg Azeindaz nach Bex (wo man die merkwürdigen Salzberge besucht) und von hier über Aigle und Clarens nach Vevay, wo man sich nach Genf einschifft, wenn man nicht über Lausanne reisen will. Am andern Ufer des Sees führt der Weg über Meillerie und Evian nach Genf. Von hier über Orbe (wo man dem schönen Thale des Lac du Joux und dem Thale von Romainmotier nahe ist) nach Yverdun (und längs dem See nach Neufchatel (s. d. Art. Bd. 6.), von wo aus man die gewerbfleißigen Gebirgsdörfer Chaux de Fonds und Locle besucht. In der Nähe des letztern Dorfes ist der Saut du Doubs (s. helvetischer Almanach 1818) merkwürdig. Von Neufchatel über Biel oder Aarberg nach Solothurn (s. d. Art. Bd. 9.), in dessen Nähe der Weißenstein sich erhebt, auf dessen Gipfel man das weite Thal, das den Jura (s. d. Art. Bd. 5.) von den Alpen trennt, übersieht, eine der herrlichsten Aussichten in der Schweiz, die Reitz's Panorama treu darstellt. Wer durch das Münsterthal nach Basel (s. diesen Artikel und: Basel und seine Umgebungen, von Lutz, Basel 1814) reisen will, muß nach Biel zurückkehren und, dem Wegweiser folgend, den Bridels Text zu Birrmanns Voyage pittoresque de Bale à Bienne liefert, braucht man auf diesem durch Pierre

Pertuis, ein altrömisches, 40 Fuß hohes Felsenthor, führenden Wege wei Tagereisen. — Will man in 6 bis 8 Wochen die vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der Schweiz besuchen, so wähle man folgenden Reiseweg: Schafhausen, Zürich, Zug, Rigi, Luzern, Schwyz, Alorf (vielleicht auch bis zum Hospiz auf dem Gotthard), Bern, Oberand bis Meiringen, von Bern nach Lausanne, Genf, von hier ins hamounythal bis Chamouny oder Martigny (vielleicht auf der Simlonstraße bis Domo d'Ossola, oder doch bis zum Hospiz auf dem Bernhard) und auf dem oben angegebenen Wege über Ber, Vevay, verdun u. s. w. nach Basel. — In 2 bis 3 Wochen könnte man achstehender Reiselinie folgen: Basel, Münsterthal, Biel, Solohurn, Bern, Oberland, Hofwyl, Luzern, Rigi, Schwyz, Zug, Alis, Zürich, Schafhausen, Constanz. Wer vorzüglich die französische Schweiz und die savoyischen Alpen besuchen will, kann in ungefähr 5 Tagen folgenden Weg zurücklegen: Schafhausen, Baden, Aarau, Bern, Freiburg, Vevay, Ber, St. Maurice, Martigny, Val de Bagnes, Col de Balme, Chamouny, Genf, Lausanne, Biel, Münerthal, Basel. — Seit Aberly haben sich mehr Künstler in der Darellung schweizerischer Landschaften ausgezeichnet, vorzüglich: Rieter, König, Hegi, Fueßly, Keller, Birrmann, Wocher und beide Lori. Schweizer Trachten lieferten König, Lori der Vater und Volmar in iner zu Bern erschienenen Sammlung von 22 Blättern. Eine Sammung von Kuhreigen-Melodieen und 50 Volksliedern mit Pianoforte-Begleitung ward ebendaselbst (1818) herausgegeben.

*Schwerin (das Fürstenthum), einer der Bestandtheile des Großherzogthums Meklenburg-Schwerin (vgl. Meklenburg, Bd. 6.), mit welchem es so wenig, als mit der ebenfalls zu letzterm gehörigen, ehemaligen Grafschaft Schwerin zu verwechseln ist, war früher eins der drei von Heinrich dem Löwen gestifteten Bisthümer, welche 1648 im westphälischen Frieden aufgehoben und als weltliches Reichsfürstenthum dem Herzoge von Meklenburg als Entschädigung für die damals an Schweden abgetretene Herrschaft Wismar übergeben ward. Haupt- und Residenzstadt des Bisthums war Bützow an der Warnow, ein unbedeutender Ort mit 4600 Einw. Die früher daselbst befindliche Universität ward 1738 mit der zu Rostock vereinigt.

Scios (Skio, Chios, von den Türken Saki-Adassi genannt), eine der größten und reichsten Inseln des griechischen Archipelagus. Sie wird östlich durch einen schmalen Meerarm (Stretto di Capo Blanco) von dem festen Lande von Asien getrennt, und hat einen Überfluß von Seide, Baumwolle, Terpentin, Marmor, Südfrüchten und besonders Wein (der schon im Alterthum berühmte Chierwein), wie auch an Mastix, mit dessen Erzielung sich zwanzig in den Bergen der Insel liegende Dörfer ausschließlich beschäftigen und daher nur die „Mastixdörfer" genannt werden. Die an der Ostküste der Insel befindliche Hauptstadt gleiches Namens hat einen geräumigen, aber schwer zugänglichen Hafen und an 20,000 Einw.; die Bevölkerung des ganzen Landes soll aber bis vor wenigen Jahren weit über 100,000 Menschen (meist Griechen) betragen haben. Jetzt ist dies blühende und reiche Eiland, das die Morgenländer nur den Garten Griechenlands zu nennen pflegten, in Folge der Barbarei der Türken, fast gänzlich verwüstet. Als nämlich das so lange grausam niedergetretene Griechenland im J. 1821 in einem allgemeinen Aufstande die Fahne der Freiheit erhob, da versuchten auch die Chioten, ermuntert von ihren Landes- und Glaubensgenossen, die kurz vorher

Digitized by Google

der türkischen Flotte ein siegreiches Treffen bei Myti
hatten, das Joch der Sclaverei abzuschütteln, und
türkische Besatzung, welche sich in die Castelle warf
aus den Kampf mit den Landeseinwohnern fortführte,
so lange dauerte, bis 1822 eine starke türkische Flott
Befehl des Kapudan-Pascha (eines seltenen Wüthrichs)
nun ein wahrhaft türkisches Gemetzel losging, in welch
nach an 80.000 Menschen jedes Alters und Geschlechts
und zum Theil mit den entsetzlichsten Martern hingew
alle andere aber sich anderswo in die Bergschluchten ode
genüber liegende feste Land, oder auf griechischen Schi
dern Inseln hin, zu retten suchten. Selbst die Mastixd
durch manche Privilegien begünstigte Einwohner sich
Aufstandes ruhig verhalten hatten und aus denen der
deutende Einkünfte zog, entgingen nicht dem Schicksal
rung, und das Würgen, Morden und Brennen dauerte
bis die Nemesis vergeltend nahte und die Ungeheuer,
tobten, von der griechischen Flotte überfallen und mehre
durch Brander vernichtet wurden, und der Kapudan-
halb verbrannt, aus seinem in Flammen stehenden
Strand sich retten mußte, wo er kurz vorher noch mit
schuldige hatte martern lassen, und wo er nun selbst u
chen Qualen umkam. Da die Griechen aber, nicht star
die Insel zu besetzen, nach diesem Siege weiter segelten
seitdem dennoch unter türkischer Botmäßigkeit geblieben
manche Journalisten behaupten) sehr glücklich und sehr
ches letztere um so glaubwürdiger ist, da die meisten
mordet oder entflohen sind, fast alle Städte und Dö
Asche liegen. Bemerken wollen wir noch, daß in der H
Scios vor diesen Unfällen eine berühmte Schule und
griechischen und römischen Bischofs war, und daß im
zwischen dieser Insel und dem an der gegenüber liegend
Natolien belegenen Tschesme die bekannte Seeschlacht
Russen und Türken vorfiel, in welcher, wie in neuest
die Griechen, ein Theil der türkischen Flotte durch di
brannt wurde.

*Scudéry (Georg von), ein in mehrerem Betrach
Schriftsteller im 16ten Jahrhundert, geb. 1601 zu Hav
Er stammte aus einer angesehenen provenzalischen Fam
scheint in seiner Jugend im Heere gedient zu haben, le
späterhin auf die Wissenschaften und wurde 1650 Mitgl
ser Akademie, während er Gouverneur von Notre Dame
in der Provence war, der kleinste Posten, der sich i
ganz Frankreich vorfand und der nur eine gemalte sch
vor die Thüre zu stellen erlaubte. Seine Großsprechereie
Unendliche. Er war der wahre miles gloriosus des P
Terenz. So behauptete er einmal, mehr Jahre unter
als Stunden im Zimmer verlebt, mehr Leinwand zu Fli
als zu Dochten verbraucht zu haben, leichter Bataillon
als ein Paar Worte ordnen zu können. Auf der andern
er sich auch nicht, dem allmächtigen Richelieu manche g
heit zu sagen, und da er einmal die Feder angesetzt hatte
er, wie früher der erste Held, so jetzt der größte Dich
lehrte zu sein. Corneille galt ihm eine Kleinigkeit.

Digitized by Google

wöhnliche Leben ging seine an Aberwitz grenzende Art sich auszudrücken über. „Was machen wir mit dem Prinzen Mazare?" fragte er seine Schwester eines Abends in einem Gasthofe, als sie auf einer Reise waren und eben zu Bett gehen wollten. Nach einigen Hin- und Herreden, ob es nicht am besten sei, ihn zu ermorden, beschlossen sie, ihn blos festnehmen zu lassen. Im Nebenzimmer hört man dies, meldet es der Behörde, setzt beide gefangen, und es kostete Mühe, darzuthun, daß von einem Prinzen in einem zu schreibenden Roman die Rede war. Er starb am 14. Mai 1667 in Paris, und seine zahlreichen Werke für's Theater (16 Stücke), Sonette, Epigramme, heroischen und andern Gedichte, seine Romane ꝛc. sind längst vergessen. Für ein ihr gewidmetes Heldengedicht: Rome vaincue, versprach ihm die Königin Christine von Schweden eine goldene Kette von 10,000 Livres Werth zu verehren, wenn er einige den Grafen La Gardie lobende Stellen ausstreichen wollte. Seine originelle Antwort war: „Die Kette könnte so schwer sein, wie die der Ynkas, es geschähe doch nicht." So behielt die Königin ihre Kette und der Graf La Gardie dankte ihm nicht einmal. — Berühmter geblieben als er, ist seine Schwester, Magdalene von Scudéry, geboren zu Havre de Grace. Sie kam früh nach Paris und, obschon sehr häßlich, zog sie durch ihren Witz, ihren Scharfsinn die Aufmerksamkeit bald auf sich. Eine Menge Romane von ihr aus jener Zeit schildern das Leben des französischen Hofes in dem wunderlichen Geschmacke jener Zeit. So beschreibt sie in einem das Land der Zärtlichkeit, wobei eine schöne Landcharte war. Drei Flüsse durchschnitten die Fläche desselben. Drei Städte liegen an denselben: Neigung, Achtung, Erkenntlichkeit. Sie starb hochbejahrt 1701 und hieß die Sappho ihrer Zeit. Die ersten Gelehrten Europa's standen mit ihr in Verbindung. Die Akademie in Padua nahm sie als Mitglied auf. Eine ihrer Abhandlungen: über den Ruhm, krönte die Pariser Akademie, und von mehren Fürsten und Großen bezog sie Pensionen. Jenen wunderlichen Zeitgeschmack abgerechnet, zeichnen sich nach Voltaire's Behauptung ihre Romane durch treue Schilderung der Zeit und Sitten aus; da sie aber alle acht bis zwölf Bände betragen, dürfte wohl nicht leicht einer jetzt Geduld haben, die darin zerstreuten Goldkörner herauszusuchen, die man übrigens in einem 1766 erschienenen Esprit de Mademoiselle de Scudéry (in 12.) findet. Den Beinamen Sappho erhielt sie von ihrer Neigung zum männlichen Geschlecht, die, trotz ihrer Häßlichkeit, mit Pelisson (s. Pelisson-Fontanier, Bd. 6.) zum innigsten Einverständniß führte. Dieser war übrigens, wo möglich, noch häßlicher, als sie, und so mußte so eine Verbindung die Aufmerksamkeit noch mehr rege machen.

Sebastian (San), Stadt und Festung an der nördlichen Küste von Spanien, fünf Meilen von Bayonne entfernt. Sie zählt 13,000 Einwohner und liegt auf einer Halbinsel zwischen zwei Meeresarmen an der Mündung des kleinen Flusses Urumea oder Gurumera, ist regelmäßig und im Ganzen gut gebaut. Als Hafen- und Handelsstadt ward sie der Sitz einer Lootsenschule, einer Seildreherei, einer Ankerschmiede für die spanische Marine. Auch befinden sich mehre Gerbereien und Lederfabriken daselbst, und es ist eine bedeutende Ausfuhr von Eisen, Ankern, Tauen, Häuten, Wolle, Baumwolle daselbst, während englische und französische Fabricate, Schiffsmaterialien, Stockfisch, Bauholz u. s. f. eingeführt wird. Der Hafen ist gut und

sicher, von einem hohen Felsen gedeckt, auf dem sich ein Leuchtthurm befindet. Die Umgebungen sind reizend, durch die Pyrenäen und den Ocean verschönert, besonders im Thale Loyola. Berühmter, als die Stadt, ist seit 1303 die Festung und Citadelle geworden, die auf einem hohen, kahlen, runden Felsen liegt. Zwar nennt sie Fischer in seinem Gemälde von Spanien, auf La Borde sich stützend, mittelmäßig und unbedeutend, aber die Belagerungen von 1813 und 1823 schienen das Gegentheil zu beweisen, zumal die von 1813. Als nämlich die französische Armee 1808 nach Portugal zu ziehen bestimmt war, hatte sie sich auch in Einverständniß mit dem madrider Hofe durch List und Trug in den Besitz dieser Festung gesetzt und sie bei den nun erfolgenden Ereignissen um so weniger geräumt, je wichtiger sie, nebst Pampelona, für die Behauptung der großen von Bayonne durch Navarra führenden Hauptstraße ist. Nach der großen Schlacht bei Vittoria, die alle frühere Siege der Franzosen in Spanien unnütz machte, sandte Wellington sogleich den General Graham ab, San Sebastian zu nehmen. Er belagerte und beschoß es vom Anfange des Julius an, nahm mehrere Außenwerke weg und hatte bis zum 25sten eine Bresche geschossen, daß er den Sturm unternehmen zu können glaubte, als der Befehlshaber darin, Rey, vergeblich aufgefordert war. Es ward eine Mine gesprengt und der Sturm begann, aber er ward mit einem Verluste von 2000 Mann völlig abgeschlagen. Ein Ausfall der Franzosen nöthigte bald zum Aufheben der Belagerung selbst. Erst als Soult die Schlacht am Fuße der Pyrenäen (30sten Julius) verloren hatte, konnte eine neue Belagerung beginnen, und auch diese zog sich bis zum 31sten August hin, wobei Graham bei verschiedenen Stürmen den empfindlichsten Verlust erlitt. Der 31ste August, welcher ihn in den Besitz der wichtigsten Werke setzte, kostete allein 3000 Menschen, und doch behaupteten sich die Franzosen in der Citadelle, die am 9ten September überging, nachdem die Besatzung nur noch 1700 Mann zählte und aller Hoffnung beraubt war, von Frankreich aus entsetzt zu werden. Wie vielmal sie 1823 vergeblich aufgefordert wurde und das Belagerungscorps neckte und zurückwarf, ist allgemein bekannt.

*Sebastian (Don), König von Portugal, nachgeborner Sohn des Infanten Johann und der Johanna, Carls V. Tochter, wurde 1554 geboren und bestieg schon 1557 den Thron, als sein Großvater Johann III. gestorben war. Er zeigte viel Anlagen für die Wissenschaften, die von der ihn in Vormundschaft haltenden Catharine von Oesterreich, der Gemahlin Johanns III. (Carls V. Schwester), leider auf unzweckmäßige Art ausgebildet wurden. Die Frömmigkeit ward zum Fanatismus, die Tapferkeit zur Don Quixotiade. Um sich vor andern Fürsten in der Art auszuzeichnen, nahm er den Titel des allergehorsamsten Königs an, weil der König von Frankreich der allerchristlichste und der spanische der allercatholischste hieß. So viel Ergebenheit er gegen die Kirche hatte, so groß war sein Haß gegen die Ungläubigen. Er sprach mit den ihn umgebenden Jesuiten von nicht[illegible] von dem glücklichen Augenblicke, wo er das Blut der Ma[illegible]fen [illegible]. Seiner abenteuerlichen Denkungsart gem[illegible]schon früh (20 Jahr alt) einen Streifzug mi[illegible]ch Tanger in die Gebirge der Nordküste v[illegible] die nichts ahnenden Bewoh-

[illegible]gleich nach der

[illegible]er Neffe des

Sheriffs von Fez und Marokko, Muley Mohammed, mit seinem Onel in offenem Krieg verwickelt war, um ihn des Throns zu berauen, so versprach er ihm zu Hülfe zu ziehen, in der Hoffnung, hier ür das Christenthum und den Ruhm Portugals thätig zu sein. Die nternehmung war von Bedeutung. Er theilte den Plan Philipp II. it, der ihm, nach einigen Schriftstellern, davon dringend abrieth, ach andern, in der Hoffnung, falls er umkäme, sich zum Herrn on Portugal zu machen, nicht allein beipflichtete, sondern selbst 50 Galeeren und 10,000 Mann Truppen versprach. Vielleicht wußte Philipps Doppelzüngigkeit auf der einen Seite zu reizen und auf er andern den Schein freundschaftlicher Besorgniß zu retten. Genug, allen Warnungen der verwittweten Königin entgegen, allen Vorstellungen und gütlichen Anerbietungen von Muley Moloch, dem Sheriff von Marokko, zum Trotz, der ihm vier feste Plätze an Afrika's Küste abzutreten versprach, rüstete er eine Flotte und ein Heer us, das zum Theil in Spanien und Deutschland und Italien geworben wurde, und segelte 1577, nur 23 Jahr alt, am 24sten Junius nach Afrika ab. Die Flotte zählte gegen 1000 große und kleine Segel und hatte 9000 Portugiesen, 3000 Deutsche, 700 Engländer, 300 Spanier an Bord. Als sie auf der Fahrt in Cadix neue Vorräthe einnahm, machte der Herzog von Medina Celi in Philipps Namen nochmals Vorstellungen, die nun aber in jedem Falle zu spät kamen. Die Landung ging bei Alzira glücklich von statten und sogleich traf Muley Mohammed mit 300 Mohren ein, um seinen Sohn als Geißel zu geben. Der Sheriff von Marokko hatte indessen ein Heer von 100,000 Mann zusammengebracht und mit diesem setzte er sich gegen die Küste in Bewegung. Noch einmal versuchte er eine gütliche Ausgleichung, die aber eben so erfolglos blieb. Am 4sten August standen beide Heere einander gegenüber. „Da der Portugiese sein Verderben durchaus will," sagte Muley Moloch, „so mag er es haben." Sebastian hielt Kriegsrath. Einige stimmten für den Angriff, andere für den Rückzug. Ein Fluß trennte beide Heere. In Sebastians Lager herrschte Mangel an Lebensmitteln. Der Feind hatte alle Anhöhen im Besitz. Muley Mohammed war selbst für den Rückzug nach der Küste, da hier die Flotte im schlimmen Falle Rettung sicherte und die Kränklichkeit seines Onkels Moloch den Besitz des Reichs, wenn er starb, ohne Schwertstreich sicherte. Doch der König hörte auf nichts. Selbst nicht bis auf den Nachmittag wollte er den Angriff aufschieben, wo die dann früh einbrechende Dunkelheit die Gefahr, wenn die Schlacht unglücklich ausfiel, verminderte. Sebastian munterte seine Scharen, als sie in Schlachtordnung gestellt waren (4ten August), selbst auf. Aber auch sein Gegner war nicht unthätig. In einem großen Halbmonde bewegte sich seine Masse vorwärts, in der ersten Linie die Tausende enthaltend, welche der Fanatismus aus dem Süden Spaniens vertrieben hatte, und auf beide Flügel 10 000 kühne Reiter. So schwach, wie er war, verließ er seine Sänfte und setzte sich zu Pferde. Der Kampf ward bald allgemein. Sebastian durchflog die Reihen, immer im Kampfe der erste, und durchbrach die erste, die zweite Linie des Feindes. Muley Moloch mußte sich aus der Schlacht entfernen. Er starb in seiner Sänfte, ohne daß sein Heer etwas erfuhr. Bald führte die Tollkühnheit den jungen König mitten unter die Feinde, die bereits im Rücken seines Heeres wütheten. Er hatte die Wahl, zu sterben oder sich gefangen zu geben. Noch ein Auf-

Digitized by Google

ruf an seine Scharen und es war um ihn geschehen. Die Treuen, die ihn umgaben, ließen auch im Tode nicht von ihm und selbst Muley Mohammed bezahlte den Kampf mit dem Leben. So vernichtete das Schicksal die Ansprüche von allen dreien. Portugals Geschick war dabei das traurigste. Das ganze Heer blieb auf der Wahlplatze oder gerieth in Gefangenschaft. Über Sebastians Schicksal waren die Angaben verschieden. Nach einigen blieb er im Kampfe unmittelbar; nach andern wäre er entwaffnet, aber bald niedergehauen worden, weil die Mohren selbst unter einander über ihn in Streit geriethen. Am Morgen nach der Schlacht ward Maleks Bruder zum Sheriff ausgerufen, und er ließ den Leichnam sogleich auf dem Schlachtfelde suchen. Der Kammerdiener Sebastians fand einen Todten, den er dafür hielt, denn er war so von Wunden entstellt, daß er es nicht verbürgen konnte. Die Folge davon war, daß sein Tod in Zweifel blieb, und als Portugal wirklich in Philipps Hände gerathen war, mehre Abenteurer aufstanden, die sich für ihn ausgaben. Der eine war der Sohn eines Steinschneiders, der andere eines Ziegelbrenners. Beide endeten ihr Leben, der eine auf dem Schafot, der andere auf den Galeeren. Der letztere spielte die längste und glänzendste Rolle. Er erschien 20 Jahre nach Sebastians Niederlage zuerst in Venedig, wo er viel von der Art erzählte, wie er auf dem Schlachtfelde unter den Todten und Verwundeten sich verborgen und, um Portugals Ruhe nicht zu stören, in der Berberei geblieben sei. Dann habe er in Sicilien als Einsiedler gelebt und endlich den Entschluß gefaßt, sich dem Papste zu entdecken. Räuber hätten ihn geplündert und einige Portugiesen zufällig erkannt, nach Venedig gebracht. Der Senat verwies ihn. Er kehrte zurück und ward nun eingekerkert. Bei den mit ihm gehaltenen Verhören zeigte er sich indessen so schuldlos und unverdächtig, daß er in ganz Europa allgemeine Theilnahme erregte und der Senat ihn in Freiheit setzte, aber aus Venedig verwies. Ein Dominicanermönch, Joseph Tarera, in Paris, setzte alle Höfe in Bewegung, sich seiner anzunehmen. In Florenz ward er inzwischen wieder gefangen genommen und nach Neapel ausgeliefert, wo er, bis zum letzten Augenblick auf seiner Aussage beharrend, als Galeerensclav behandelt, zuletzt aber, einigen Nachrichten zu Folge, nach Castilien geschafft wurde und hier starb. Sebastians Unternehmung hatte die Blüthe des portugiesischen Adels vernichtet, die Cassen waren durch die Ausrüstung der Flotte erschöpft. Das Reich war ohne unmittelbaren Thronerben. Drei Häuser machten Anspruch darauf: Parma, Braganza, Spanien. Die Gewalt des letztern unter Philipp II. siegte. Portugals Eroberung war die letzte Waffenthat des alten Alba. Unter Spaniens eiserner Herrschaft verlor Portugal seine ostindischen reichen Besitzungen, die die Niederländer wegnahmen, und es hat sich seit jenem abenteuerlichen Zuge nie wieder erholen können.

Seide, berühmt als einer der ausgezeichnetsten Charaktere in Voltaire's Trauerspiele Mahomed. Er hieß eigentlich Zaid und war früher ein Sklave Mahomeds und einer der ersten, die ihn als Propheten erkannten, wofür er seine Freiheit zum Lohn erhielt. Zaid war seitdem Mahomeds ergebenster Schüler, wurde von ihm zum Sohne angenommen und erhielt Zeinab, die Tochter einer Tante des Propheten, zur Gemahlin. Bald nachher aber entzündeten die Reize der jungen Frau Mahomeds Herz, und der unterwürfige Zaid entschloß sich, sie zu verstoßen, um der Leidenschaft seines Gebieters zu

Digitized by Google

ienen. Mahomed, das öffentliche Ärgerniß fürchtend, zögerte ei-
ige Zeit mit der Ausführung seines Entschlusses; als er sich aber
urch ein Kapitel im Koran dazu ermächtigt hatte, heirathete er die
Zerstoßene nach Verlauf der gesetzlichen Frist. Auf diese geschichtliche
ngabe von der Anhänglichkeit des freigelassenen Dieners hat Vol-
aire den Charakter seines Séïde gebaut, in welchem er uns einen
üngling von reiner Unschuld, aber einen blind ergebenen Anhänger
es Propheten zeigt, der sich durch diesen verleiten läßt, einen Feind
esselben, blos aus schwärmerischem Gehorsam gegen des Gebieters
ort, zu ermorden, und der dadurch unbewußt zum Vatermörder wird.
oltaire wollte in diesem Charakter die furchtbare Gewalt der Glau-
ensschwärmerei schildern, was ihm trefflich gelungen ist.

Sergel, berühmter schwedischer Bildhauer, s. Bildhauer-
unst, Bd. 2., Bildner der neuern Zeit.

Servet (Michael), ein gelehrter spanischer Arzt, geb. 1509 zu
illanueva in Aragonien. Er widmete sich zuerst in Toulouse der
echtswissenschaft, da aber die Reformation, die alle gebildete Völker
uropa's erweckte, die Aufmerksamkeit denkender Männer auf die Irr-
hümer der römischen Kirche, und das Studium der Schrift geleitet
atte, so ward auch er zu diesen Forschungen geneigt. Er verließ
icht nur den katholischen Glauben, sondern wich in der Lehre von
er Dreieinigkeit weit von den Reformatoren ab. Er begab sich nach
eutschland um seine Lehren zu verbreiten, wo er es am sichersten
un zu können glaubte, und ließ (1531) in Straßburg sein Werk de
rinitatis erroribus drucken. In zwei spätern Abhandlungen über
enselben Gegenstand wiederhohlte er seine Ansicht, und war muthig
enug, sich als Verfasser zu nennen, da er nicht besorgte, daß in einer
eit, wo die Freiheit der Meinungen verkündigt war, die Ausübung
ieser Freiheit mit Gefahr verbunden sein werde. Er ging jedoch bald
ieder aus Deutschland, wo er wahrscheinlich nicht die erwartete Auf-
ahme fand, und lebte einige Jahre in Lyon. Von hier begab er sich
ach Paris und studirte die Arzneikunde. Sein Hang zu Streitigkei-
en verwickelte ihn mit den pariser Ärzten in einen ernstlichen Zwist,
nd er schrieb eine Vertheidigung seiner Meinung, welche aber auf
efehl des Parlaments unterdrückt wurde. Mißmuthig verließ er Pa-
s, und ging wieder nach Lyon, wo er eine Zeitlang in der großen
ruckerei der beiden Frellon als Corrector arbeitete. Er fand hier
eter Palmier, Erzbischof von Vienne, einen großen Beschützer gelehr-
r Männer, auf dessen Einladung er nach Vienne ging, wo er im
alast des Prälaten wohnte. Er hätte hier ruhig leben können, wenn
sich ausschließend der Arzneikunst und Literatur gewidmet hätte, aber
ine Streitlust und der Eifer, seine Meinungen zu verbreiten, ließen
n nicht ruhen. Calvin, der zu jener Zeit an der Spitze der Kirche
Genf stand, war schon in Paris mit Servet bekannt gewesen, und
tte seit vielen Jahren einen Briefwechsel mit ihm unterhalten und
h bemüht, ihn von seinen Ansichten abzubringen. Servet hatte Cal-
n's Werke gelesen, hielt sie aber nicht des Lobes werth, das man
nen zollte, und fand sie eben so wenig geeignet, seine Meinungen
widerlegen. Er setzte jedoch den Briefwechsel fort, worin er ihn
t um seine Meinung fragte, und schickte ihm in dieser Absicht von
on drei Fragen, die sich auf die Gottheit Christi, die Wiedergeburt
d die Nothwendigkeit der Taufe bezogen. Calvin antwortete höflich,
ervet behandelte die Erwiederung verächtlich, Calvin ward hitzig, es
m zu Schimpfreden und es entstand die unversöhnlichste Erbitterung.

Digitized by Google

Calvin hatte sich durch Mittel, die nicht sehr ehrbar gewesen sein
len, einiger Handschriften Servet's bemächtigte, die er mit dessen
ihn gerichteten Briefen nach Vienne schickte. Die Folge war,
Servet auf Befehl des Erzbischofs verhaftet wurde. Er entfloh
Gefängniß, und beschloß nach Neapel zu reisen, wo er durch die
übung der Arzneikunst so viel Ruf zu gewinnen hoffte, als er
in Vienne genossen hatte. Unbedachtsam nahm er seinen Weg
Genf, wo Calvin der Obrigkeit sogleich Nachricht von dessen Ank
gab. Servet wurde verhaftet, und der Fremde sollte wegen Ket
und Gotteslästerung vor Gericht gezogen werden. Nach dem, in G
geltenden Gesetze mußte der Ankläger sich als Gefangener stellen,
bei falsch befundener Beschuldigung die Strafe erleiden, die er den
geklagten zuzuziehen dachte. Calvin, der sich nicht selbst in's Gefä
niß begeben mochte, ließ durch einen seiner Diener die Anklage
das Gericht bringen. Die Beschuldigungen waren sehr mühsam a
Servet's Schriften zusammengesucht, was drei Tage Arbeit kost
Unter andern ward ihm vorgeworfen, er hätte geläugnet, daß Jud
ein schönes, reiches und fruchtbares Land wäre, und auf die Aussa
der Reisenden behauptet, es wäre arm, öde und unfruchtbar.
Hauptanklage aber war, daß er in Calvin, dem Diener des göttlich
Wortes in der Kirche zu Genf, die daselbst gepredigte Lehre durch all
ersinnliche beschimpfende und gotteslästerliche Worte herabgesetzt habe
Calvin besuchte ihn im Gefängnisse, und hatte mehrere Unterredung
mit ihm, als aber der Gefangene standhaft auf seinen Meinungen
harrte, überließ er ihn seinem Schicksal. Ehe das Gericht zu G
das Urtheil fällte, zog es die Geistlichen in Bern, Basel und Zür
zu Rathe, und selbst, wie Einige behaupten, die Obrigkeiten der pr
testantischen Kantone. Die allgemeine Meinung war, daß Servet w
gen Gotteslästerung des Todes schuldig sei. Zum Scheiterhaufen v
urtheilt, ward er am 17. Oct. 1553 gerichtet. Als er über 2 Stu
den in den Flammen lebendig blieb, soll er ausgerufen haben: „Ja
Unglücklicher! Wird die Flamme meinem Elend nicht ein Ende machen!
Konnte man denn für die 200 Goldstücke und die kostbare Halskett
die man mir nahm, nicht Holz genug anschaffen, mich schneller
verzehren.“ Ungeachtet die bürgerliche Obrigkeit zu Genf das Urth
aussprach, so hat man doch Calvin beschuldigt, daß es auf seine A
reizung sei gefällt worden, auf keinen Fall aber ist sein Andenken
dem Flecken zu reinigen, den er durch die Behandlung seines Gegn
darauf gebracht hat. Servet war ein sehr scharfsinniger und gelehrt
Mann und auch in der Arzneiwissenschaft gut bewandert. In seine
1553 herausgekommenen Schrift: Christianismi restitutio bemer
er, gegen die damals herrschende Meinung, daß die ganze Blutma
vermittelst der Lungenarterie und Venen durch die Lunge gehen;
bedeutender Schritt zur Entdeckung des Blutumlaufes. Die Geschich
seiner theologischen Meinungen und seiner Schicksale erzählt Mosheim
anziehend in einer 1723 zu Helmstädt erschienenen Schrift.

Servile, von dem spanischen Worte Serviles, wörtlich: Knechtsinnige, der Name derjenigen Partei in Spanien, die sich den, mit dem Geiste der Zeit und den Bedürfnissen des Volks übereinstimmenden Ansichten und Bestrebungen der Freisinnigen widersetzt. Schon zu der Zeit, als die Cortes in Cadix ihre Sitzungen hielten und sich mit den Arbeiten zu einer Umbildung der Verfassung und Verwaltung beschäftigten, bildeten sich zwei Parteien in ihrer Mitte. Die eine, größtentheils aus Advocaten, andern Gelehrten und mehrern Mitgliedern

es weltgeistlichen Standes (unter welchem in Spanien viel Bildung erbreitet ist) bestehend, drang auf Umwandlung des Staats und Abschaffung der, dem höhern Aufschwung des Volks entgegen stehenden eralteten Formen, während die andren diese Formen in Staat und Kirche beschützten. Die äußre Gefahr hielt beide Parteien von offnem wiste ab, und nöthigte zum Zusammenhalten; als aber im Sommer 1812 nach dem Abzuge der Franzosen die Cortes ihren Sitz nach Madrid verlegt hatten, stellten sich besonders hier beide Parteien in und außer der Mitte der Cortes schärfer entgegen. Der Pfarrer von Tamaron, Matthias Vinuesa, ward der lauteste Sprecher der Servilen und bekämpfte die, von den Liberalen in Zeitschriften und Flugblättern ausgesprochnen Grundsätze. Feindseliger ward der Parteienkampf, als die Schlacht von Vittoria die völlige Befreiung des Landes entschieden hatte, und der Hieronymiten-Mönch Augustin de Castro gab den Servilen durch seine Zeitschrift: Atalaya de la Mancha, einen Vereinpunkt. Die von den Cortes befohlne Aufhebung der Inquisition vollendete den Bruch, da die Servilen sich dieser Maßregel heftig widersetzten. Als nun 1813 die ordentlichen Cortes ihren Sitz von Cadix nach Madrid verlegten, und mit ihnen auch die Flugblätter und Zeitschriften dahin kamen, wurde das Treiben der Parteien heftiger und erbitterter.

Seuchen, werden die Krankheiten genannt, welche zu gleicher Zeit mehrere Individuen befallen und von einer und derselben Ursache veranlaßt worden sind. Man gebraucht zwar bisweilen diesen Ausdruck auch von den Epidemien (s. den Art. Bd. 3.) welche unter dem Menschengeschlechte grassiren; gewöhnlicher aber ist es, die epidemischen Krankheiten der Thiere so zu nennen. Dahin gehört der ansteckende Typhus, welcher unter dem Hornvieh und den Katzen grassirt, der Milzbrand, der das erstre befällt, Karbunkel, Aphten, Katarrhe, Brustentzündungen, Blutungen u. a., welche verschiedne Hausthiere befallen. Auch unter den Vögeln, Fischen und Insekten (den Seidenraupen und Bienen) wird manchmal ein so häufiges Sterben beobachtet, daß man an eine Seuche denken muß. Die Ursachen, welche eine Seuche unter irgend einer Thierart (und es ist merkwürdig, daß sich die Seuche gewöhnlich nur unter einer Thierart, selten unter mehrern zugleich verbreitet) herbeiführen, sind, wo möglich, noch weniger aufgehellt, als es in Hinsicht auf die Epidemie des Menschengeschlechts der Fall ist. Bisweilen erkennt man sie zwar in schlechten Nahrungsmitteln; öfter aber muß man zu den (unbekannten) Veränderungen in der Atmosphäre seine Zuflucht nehmen, um die Entstehung der Seuchen denkbar zu machen. Mehrere unter ihnen, z. B. der Milzbrand und der Typhus sind zugleich ansteckend, andre nicht. Vorzüglich die erstern geben einen sehr wichtigen Gegenstand für die Medicinalpolizei ab, welche Mittel anzuordnen hat, wodurch der weitern Ausbreitung der Seuche Grenzen gesetzt werden. Auch muß die Medicinalpolizei vorzüglich zur Zeit herrschender Seuchen, ein besonders wachsames Auge darauf haben, daß keine kranken Thiere getödtet werden und ihr Fleisch nicht genossen wird. Ja manche, z. B. der Milzbrand erzeugen auch durch die Berührung schon sehr bösartige, brandige Geschwüre, welche unter dem Namen der schwarzen Blatter (anthrax, carbunculus) bekannt sind.

Seufzer entsteht, wenn man zuerst langsam und stark einathmet, und dann die Luft ziemlich stark und schnell wieder herausstößt. Beim Einathmen wird die Brust weit ausgedehnt und eine große

Digitized by Google

Menge von Luft eingezogen, um das Mißverhältniß auszugleic
welches den Seufzer veranlaßte. Dies besteht nämlich darin, daß
rechte Herzkammer von einer zu großen Menge venösen Blutes über
ist, dessen sie sich nur in die Lungen entledigen kann. Je mehr d
aber ausgedehnt werden, desto mehr Blut können sie aufnehmen
in arterielles umwandeln. Vor dem Seufzer wird ein Gefühl
Druck in der Herzgegend und in den Epigastrien wahrgenommen,
ches durch denselben erleichtert wird. Krankhafte Zustände des L
pers, welche eine solche Kongestion in den Venenstämmen und der r
ten Herzkammer veranlassen, bedingen daher auch eine seufzende
spiration. Dasselbe wird auch von den niederdrückenden Gemüth
wegungen, z. B. Kummer, Sorgen, Angst, Furcht, Heimweh,
glückliche Liebe ꝛc. beobachtet, welche vielleicht mehr Seufzer ver
lassen, als jene physischen Ursachen.

Sideralmagnetismus ist zu unterscheiden von Sideri
mus (s. d. Art. Bd. 9), und bedeutet den heilsamen (thierisch-) m
netischen Einfluß der Sterne auf Kranke, dessen man sich zuweil
zur Heilung schwieriger Krankheiten mit Glück bedient hat. D
Name Siderismus wird von der griechischen Benennung des Eise
(σίδηρον) abgeleitet, weil das Eisen vorzugsweise unter andern m
neralischen Körpern thierisch-magnetisch wirkt; Sideralmagnetismu
dagegen stammt von Sidera (die Sterne, Gestirne). Die Thatsac
ist nicht zu leugnen, da man schon längst den auffallenden Einfl
des Mondes und dessen Wechsels auf den typischen (zeitgesetzlich
Verlauf verschiedner Krankheiten kennt, und bei der Heilung der
ben zu berücksichtigen pflegt. Einige merkwürdige Fälle von der th
heilsamen, theils schädlichen Einwirkung des Mondes und ande
Sterne auf Kranke findet man in Kieser's Archiv für den thierisch
Magnetismus. Die Zeit der kunstgemäßen Anwendung des Sider
magnetismus ist aber vielleicht noch sehr fern, da man bis jetzt n
sehr wenige Erfahrungen über diesen Gegenstand zu sammeln Gel
genheit hatte.

*Sinne. Die Sinne gehören wesentlich zur Natur des Thiere
durch sie unterscheidet es sich von der Pflanze und dem Mineral. E
Thier ohne Sinne ist undenkbar. Die Sinne, auf der höchsten Stu
ihrer Entwicklung im Thierreiche, gehören wesentlich zur Natur u
daher zum Begriff des Menschen. Der Mensch ist nur Mensch dur
die Vollkommenheit seiner Sinne, welche die höchste Stufe organ
scher Vollkommenheit und der damit gegebnen geistigen Anlage b
zeichnet. Selbst die höchsten Vermögen des Menschen, Verstand u
Vernunft, gelangen nur durch die Sinne und deren Übung zur Ent
wicklung. Das allgemeine Bildungsmittel, die Sprache, setzt d
Vollkommenheit eines Sinnes (des Gehörs), in Harmonie mit de
übrigen Sinnen, voraus. Die Sinne bezeichnen daher im Ganzen
die Bildungsfähigkeit der Menschen (und selbst der Thiere), und w
es einem Menschen an einem, zumal edlern Sinne fehlt, da ist au
bekanntlich seine Bildungsfähigkeit beschränkt. Der Blindgeborn
der Taubstumme bringt es — trotz der Kunst, die man auf seine Er
ziehung verwendet — nur zu einem geringen Grade von Geistesbil
dung. — Durch die Sinne offenbart sich die Welt im Menschen mi
allen ihren Qualitäten und kommt in ihm zum Bewußtsein, und di
Sinnorgane (Auge, Ohr, Zunge u. s. w.) sind gleichsam der natürli
che, entsprechende Apparat zu dieser Offenbarung. Es kann aber nu
das Gleichartige (Homogene) dem Gleichartigen, das Verwandte den

Digitized by Google

Verwandten sich offenbaren. Bei der gewöhnlichen Vorstellungsart, nach welcher die Welt vom Menschen ursprünglich und absolut getrennt und etwas, ihm völlig Fremdes ist, und nach welcher Seele und Leib, Geist und Materie keine innere Verwandtschaft und Einheit mit einander haben, bei dieser Vorstellungsart ist keine Erklärung der Sinne möglich, weil man nicht begreift, wie Fremdes und Getrenntes auf einander wirken, wie das eine dem andern sich offenbaren, wie das eine vom andern erkannt werden könnte. Von der materiellen Welt zu einer, ihr absolut heterogenen (ursprünglich ungleichartigen) Seele ist keine Brücke denkbar. Man erkennt nur dasjenige, wovon man etwas Gleiches oder Ähnliches in sich selbst hat oder findet. Die Welt ist dem Menschen keineswegs fremd. Beide haben einen gemeinschaftlichen Schöpfer, mithin gleichen, ewigen Ursprung; was aber gleichen Ursprungs ist, kann einander nicht fremd sein. Der Mensch ist das verkleinerte und verfeinerte, gleichsam idealisirte Abbild der Welt, der Menschengeist der individualisirte selbstbewußte Weltgeist, die Menschheit ein vollkommner Spiegel des Universums. Was von Gott, dem Inbegriff aller Vollkommenheit kommt, kann nicht gesondertes Stückwerk sein. Nur ein vollkommnes Werk kann des Schöpfers würdig sein, ein Ganzes, nicht durch mechanische Zusammensetzung an sich heterogener Theile, ein Ganzes nur vermöge gemeinschaftlicher Beseelung seiner unendlich mannichfaltigen Glieder durch einen in's Unendliche modificirten Geist, ein harmonisches Ganzes durch äußere Mannichfaltigkeit und innre Einheit. Und so kann nur diejenige Ansicht die wahre sein, welche die Welt und den Menschen als Einen Organismus betrachtet, worin der Mensch das edelste Organ ist, in welchem das Ganze sich spiegelt, gleichsam das gemeinsame Sensorium, in welchem alle Strahlen, alle Nerven des lebendigen Ganzen zusammenlaufen und in Einem Bewußtsein verbunden werden. — Durch die Sinne hängt der Mensch mit der Welt so innig, ja noch inniger zusammen, als die Blüthe mit ihrer Mutterpflanze. Wie die Blüthe die Säfte der Pflanze in sich saugt und durch ihre feinere Organisation veredelt: so nimt der Mensch durch die Sinne alle Kräfte oder Thätigkeiten der Natur in sich auf, und wird sich derselben in unmittelbarer Anschauung bewußt. Die allgemeine Grundlage der Sinne ist das Nervensystem, und jedes Sinnorgan ist eine besondre Organisation dieses Systems oder eine besondre Verbindung desselben mit andern Systemen des Leibes. Durch die Nerven wird der menschliche Leib mit der Außenwelt zu Einem Leibe verbunden, und hängt mit ihr so vollkommen zusammen, als wenn sein Nervensystem durch die ganze Natur fortgesetzt wäre. Daher müssen sich alle Naturthätigkeiten (Naturqualitäten) durch die Sinnesnerven bis zum Innersten des Gehirns (Sensorium commune) fortpflanzen, und was wir sinnlich anschauen, ist daher eine wahre Offenbarung, eine richtige Anzeige dessen, was in der Natur ist und vorgeht, da das Sinnorgan seinem Object (z. B. das Auge dem Lichte) gleich gebildet ist, mit ihm vollkommen übereinstimmt. So kann man sich den Lichtstrahl als den in's Unendliche fortgesetzten Sehnerven (bildlich treffend) vorstellen. Die Thätigkeit des Sehnervens, d. h. das Sehen ist daher nichts anders als das durch das Auge und den Sehnerven fortgesetzte und dadurch veredelte (organisch assimilirte) Licht. Das Licht — kann man sagen — ist das Sehen der Natur, das Sehen das Licht des Menschen (und der Thiere). So ist es mit allen Sinnen. Durch die Sinne geht gleichsam der Geist oder das Leben der

Digitized by Google

Natur in uns über, wir nehmen es abbildlich in uns auf, [illegible] ist. Dagegen kann man nach der gewöhnlichen (gemeinen) Ansic[illegible] den Sinnen, die man sich als blos leidend und von der Nat[illegible] sentlich verschieden vorstellt, gar nicht wissen, was ein Sinn [illegible] wie wir durch ihn mit der Welt in Verbindung stehen. Na[illegible] obigen Darstellung ist ein Sinn unmittelbarer Consensus (Ma[illegible] barkeit vermöge der Gleichstimmung) des Nervensystems mit der [illegible] oder einen Theil derselben. So begreift man auch, daß und [illegible] es nur eine bestimmte Zahl von Sinnen geben kann. Da sich na[illegible] durch die Sinne die Welt und ihr Leben in uns abbildet, da [illegible] jeden Sinn eine Haupteigenschaft oder Grundqualität der Na[illegible] unserm Organismus erzeugt und nachgebildet wird: so kann es [illegible] so viel Sinne geben, als es Grundqualitäten (Hauptarten der [illegible] turexistenz) gibt. Nach dieser Grundlegung wird nun die fo[illegible] Erörterung, in welcher die Sinne nach ihrem verschiednen [illegible] hervortreten werden, jedem Unbefangnen verständlich sein. Der [illegible] und unterste Sinn ist das Gefühl; er ist als der Grundsinn (Urs[illegible] betrachten, als die sinnliche Grundlage, aus welcher sich die [illegible] Sinne entwickelt und individualisirt haben, welche verschiedne Ar[illegible] oder Arten des Gefühls sind. So kann man z. B. das Sehen [illegible] Fühlen des Lichts, das Hören ein Fühlen des Schalls nennen [illegible] sagen, das Auge fühle das Licht, das Ohr fühle den Schall u. s. [illegible] Das Organ dieses Sinnes ist die Haut (oder die in demselben [illegible] gegenwärtigen Nervenenden). Das Gefühl ist der Sinn für [illegible] Materielle: es offenbart uns die wesentlichen Eigenschaften der [illegible] terie; ihren Widerstand also oder Undurchdringlichkeit (Zurückstoß[illegible] ihre Schwere und Cohäsion (Zusammenhang). Alle diese Ei[illegible] schaften sind wirkende Kräfte oder das unmittelbare Leben und [illegible] sen der Materie, welches sich durch die nervöse Haut in den m[illegible] lichen (oder thierischen) Organismus bis in's Centrum des [illegible] fortpflanzt, wo es mit allen seinen Abänderungen zum Bewu[illegible] kommt. Von diesen Eigenschaften, besonders von den Arten [illegible] Graden der Cohäsion hängen die verschiednen Zustände der Ei[illegible] heit, als Weichheit, Härte, Rauhigkeit, Glätte u. s. w. ab, [illegible] alle durch's Gefühl erkannt werden. Das Fühlen ist also ein Sy[illegible] pathisiren der Gefühlsnerven mit dem Wesen, den Eigensch[illegible] und allen davon abhängenden Zuständen der irdischen Materie [illegible] Masse. Das Getast oder den Tastsinn haben Einige vom Gefühl [illegible] trennt, für einen besondern Sinn erklärt und daher jenes das [illegible] meingefühl genannt. Das Getast, welches die Fingerspitzen zum [illegible] gan hat, verhält sich aber zum Gefühl gerade eben so, wie die [illegible] terie zum Körper. Der Körper ist aber nichts, als geformte (a[illegible] bestimmte Weise begrenzte) oder individualisirte Materie, und d[illegible] muß man das Getast als den individualisirten Gefühlsinn oder [illegible] Formensinn betrachten. Andre unterscheiden das Wärmegefühl [illegible] einen besondern Sinn. Dies ist aber noch unstatthafter, da die W[illegible] me ebenfalls durch dieselbe Haut, wie alles Andre, gefühlt wird, [illegible] in Einem Organ nicht mehre Sinne vereinigt sein können. Wärm[illegible] fühlen und Massefühlen bezeichnet nur einen Gegensatz der Gefüh[illegible] jenes ist Gefühl der ätherischen, kosmischen, dieses der irdischen [illegible] terie. — Der Geruch oder Riechsinn ist der dem Gefühl (polar) [illegible] gegengesetzte Sinn; er ist der Sinn für das Gasige oder dessen eig[illegible] thümliches Leben, und wie dieses (das Gasige) der Gegensatz des [illegible] sten (Starren oder Massigen) ist, so der Geruch der Gegensatz des

Digitized by Google

Gefühls. Daher werden alle riechenden Substanzen nur gerochen, nachdem sie vergasigt (in Gas oder Luft aufgelöst) sind. Es ist aber nicht die mechanische Berührung der innern Nasenfläche von den riechenden Theilen, was die Empfindung des Geruchs hervorbringt, sondern die elektrischen Zustände, welche die Riechsubstanzen verursachen, werden als Gerüche empfunden. Daher riechen vorzüglich alle flüchtigen Substanzen, die sich leicht vergasigen oder die Luftform annehmen, wie der Kampher z. B., die ätherischen Öle, der Phosphor u. s. w., welche Substanzen, indem sie gasig werden, mit der atmosphärischen Luft in elektrische Spannung treten, die sich der nervigen, mit Schleim (als Leitungsmittel) bedeckten Riechhaut der Nase mittheilt. Daher bringt auch alles Reiben, selbst der Metalle, z. B. des Messings, mehr oder weniger Geruch hervor. Das Riechen ist also ein Elektrisiren des Riechorgans, und die verschiednen Gerüche sind eben so viel verschiedne elektrische Zustände der Luft, verursacht durch die elektrische Kraft der in ihr aufgelösten luftverwandten Stoffe. — Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Sinnen, dem Gefühl und Geruch, steht der Geschmack, dessen Organ bekanntlich die Zunge ist, dem Range (der Stufe) und der Beschaffenheit nach in der Mitte, und verhält sich zu jenem, wie das Wasser zu Erde und Luft, wie das Flüssige zum Festen und Gasigen. Nur diejenigen Stoffe werden geschmeckt, welche dem Wasser verwandt und daher in ihm auflöslich sind. Diese Stoffe sind aber die Salze. Nur die Salze und salzartigen Stoffe sind Gegenstand des Geschmacks, und sie werden nur geschmeckt, indem sie verflüssigt, im Wasser der Zunge (dem Speichel) gelöst werden, oder vor der Berührung mit der Zunge schon flüssig sind. Die Salze sind Producte des chemischen Processes (Chemismus), und die Zunge empfindet beim Schmecken die chemischen Beschaffenheiten oder die chemische Polarität (wechselwirkenden chemischen Kräfte) der Stoffe. Jedes Salz ist eine Vereinigung und gegenseitige Ausgleichung zweier entgegengesetzten Bestandtheile, einer Säure und einer Lauge (Alkali), oder auch einer Säure und einer Erde. Man schmeckt also auch die Glieder dieses Gegensatzes für sich, nämlich das Saure und Alkalische (Laugenhafte), da sie Salzbestandtheile oder einseitige Salze sind. Aus der Verschiedenheit der Salze, Säuren und Laugen, Erden u. s. w., wovon es mancherlei Arten gibt, noch mehr aber aus der unbestimmbaren Möglichkeit verschiedener Mischungen der salzhaltigen Speisen, begreift man die unendliche Mannichfaltigkeit der Geschmacke innerhalb der Einheit dieses Sinnes. — Diese drei Sinne (Gefühl, Geschmack und Geruch) entsprechen also den drei irdischen Elementen, dem Erdelement, dem Wasser und der Luft, oder dem festen, flüssigen und gasigen Element, und das Fühlen, Schmecken und Riechen — ist die Offenbarung des Lebens oder der Eigenschaften dieser Elemente im menschlichen Organismus und Geiste. Wäre nun der menschliche Leib blos irdischer Natur, d. h. nach dem Vorbilde der irdischen Elemente geschaffen: so könnte er nur drei Sinne haben, weil die Erde nur drei Elemente hat. Aber der Mensch ist ein Bild der ganzen Schöpfung oder des Universums, und daher muß auch das Kosmische (Weltige), nämlich das Sonnensystem und dessen Leben in ihm zur sinnlichen Offenbarung kommen. Das Wesen und Leben des Sonnensystems beruht auf dem Unterschiede und Gegensatze zwischen der Sonne und den Planeten. Die Sonne ist in diesem System (oder Weltorganismus) der regierende, belebende Mittelpunkt, der herrschende centrale Stern, die Planeten die unterzeordnete Peripherie

oder die von der Sonne beherrscht werdenden Sterne, und beide halten sich wie das Haupt des menschlichen Leibes zu dessen Rumpf und Gliedern. Dieser höchste (kosmische) Gegensatz ist im Sonnensysteme des menschlichen Leibes durch die beiden höchsten Sinne, Gesicht und Gehör, dargestellt. Das Gesicht verhält sich zum Gehör wie die Sonne zum Planeten, das Sehen verhält sich zum Hören wie Licht zu Schall oder Ton, welcher in der Sphäre des Planeten dem Licht in seiner höhern Sphäre entspricht. Dies wird noch deutlicher werden. Das Gesicht, als Lichtsinn, ist also im ganzen System der Sinne der höchste, und das Organ dieses Sinnes, das Auge, ist im menschlichen (thierischen) Leibe das vollkommenste, indem es den ganzen Organismus in sich darstellt, nämlich den Leib mit allen Hauptorganen oder Systemen (z. B. Nerven-, Muskel-, Gefäßsystem), mit einer Haut umgeben ist und Eingeweide enthält, mithin selbst ein ganzer (vollständiger) Organismus ist. Die Function (organische Verrichtung) des Auges ist eine Lichtentwicklung, welche durch das Licht der Natur erregt wird. Das äußere Licht wird in den durchsichtigen Eingeweiden des Auges gleichsam verdauet (eigenthümlich gebrochen), und dadurch veredelt dem Sehnerven zugeführt, der sich in der Netzhaut ausbreitet und mit dem großen Hirn in Verbindung steht, wo alle Modificationen des Lichts, alle Farben und gefärbte Gegenstände (die sich vor dem Hirn auf der Netzhaut abbilden) zum Bewußtsein kommen. Das Licht ist nicht blos Medium (vermittelnde Materie) des Sehens, sondern vielmehr Gegenstand des Sehens; denn nur die Erleuchtung der Körper kann man sehen, nicht die Körper selbst, nicht die körperlichen Gegenstände werden dem Auge offenbar, sondern deren erleuchtete Umrisse oder Grenzen. Diese Umrisse beziehen wir auf die Formen der Körper, die uns der Tastsinn als der eigentliche Formensinn, offenbart hat. Ohne den letztern würden wir durch das Gesicht allein keine Begriffe von Körpern, d. i. von der geformten Materie, erhalten. Der Lichtsinn weiß in der Körpermenwelt nur Bescheid, weil ihm der Tastsinn vorgearbeitet hat. Das Auge tastet nun in die Ferne, und die Lichtstrahlen sind gleichsam lange Finger, mit welchen es blos die Farben der Gegenstände betastet. Das Gesicht hat unter allen Sinnen den weitesten Spielraum seiner Thätigkeit. Wenn die drei niedersten Sinne nicht über die Sphäre ihrer Elemente, das Gehör nicht über das Gebiet des Planeten hinausreicht, so trägt dagegen das Licht in unermeßliche Fernen des Weltraums und versenkt sich in die Unendlichkeit des sternenreichen Himmels. — Das Gehör endlich ist unter allen Sinnen der geheimste und daher am schwersten in seinem Wesen zu erfassen. Alles kommt hier auf die Erkenntniß des Schalls in seiner wahren Bedeutung an; denn auch das Hören ist nichts anders als ein Fortklingen der Körper im Ohr, als ein Veredeln des Klanges durch den organischen Bau des Hörorgans und ein Assimiliren (sich Aneignen) des Schalls durch den Hörnerven. Der Schall hat, hinsichtlich der Gesetze seiner Fortpflanzung, viel Ähnliches mit dem Lichte (s. d. Art. Schall). Wie aber — und hier ist ein großer Unterschied zu beachten — das Licht und das ihm entsprechende Sehen eine räumliche Offenbarung, eine Darstellung und Wahrnehmung der Dinge in ihren räumlichen Verhältnissen ist: so ist dagegen der Schall und das Hören eine zeitliche Offenbarung, eine Darstellung und Wahrnehmung der Dinge in ihren zeitlichen Verhältnissen. Das Hören ist ein Wahrnehmen auf einander folgender Töne, und das Tönen oder Schallen eine Aufeinanderfolge

Digitized by Google

on Schwingungen, und selbst die Zitterfiguren (m. vergl. den Art. Schall) bestehen ja nur in Bewegungen, und was ist Bewegung nders, als Aufeinanderfolge räumlicher Verhältnisse, mithin als das eitliche im Räumlichen? Ein sich bewegender Körper verändert in dem Augenblick der Zeit seine örtliche Lage. Daher ist das Gehör nter allen leiblichen Sinnen am meisten erregend für den innern Sinn; enn dieser ist der Sinn für das Zeitliche, für das Thätige oder zeitich Wirksame in den Dingen, d. h. für das Geistige. Das Gehör nterscheidet sich nur durch die äußere, räumliche, materielle Vermittung vom innern Sinn, welcher letztere die innern Veränderungen das Zeitliche oder Geistige) unmittelbar (ohne äußere Vermittelung) ahrnimmt. Die Luft, als Organ der Fortpflanzung des Schalls, ympathisirt mit den klingenden Körpern so vollkommen, daß alle Klangfiguren sich in ihr abdrücken und stetig fortpflanzen, und man ann sie daher (bildlich) als das gemeinschaftliche äußere Ohr betrachen, welches unter den Menschen (und unter den Thieren) die Gemeinchaft der Töne (in der Sprache) und dadurch die Geselligkeit äußerich vermittelt. Durch den Ton gibt alles, was tönen kann, sein Inneres kund, offenbart seine verborgensten Eigenschaften. Dem Menschen, dessen Geist und Gemüth das Verborgenste und Tiefste in er Natur ist, steht daher, zum Behuf gegenseitiger Offenbarung oder Mittheilung, ein vollkommenes Tonsystem (die Sprache) zu Gebote. Durch sie kann er nicht nur alle Begriffe und Ideen einzeln und im Zusammenhange darstellen, sondern auch, vermittelst des Klanges der Stimme, alle Gefühle, Affecten und Leidenschaften, überhaupt alle, uch die feinsten Regungen des Gemüths ausdrücken, welcher Ausdruck nmittelbar zum Gemüthe spricht und dieses, sympathisch erregend, n gleiche Stimmung und Bewegung versetzt. Die Tonkunst ist daher ie gemüthlichste (gemütherregendste) unter allen Künsten. Durch die Harmonie der Töne kommt die Harmonie der Gefühle zur Entwicklung; die Musik erregt alle Arten harmonischer Gemüthsstimmung nd steigert selbst die Andacht (religiöse Stimmung) zu den höchsten Graden der Begeisterung. — Gesicht und Gehör sind die beiden Kunstinne. Das Gesicht offenbart uns die Welt in einem Gemälde, stellt ie uns im Lichtraume dar, während uns das Gehör den Geist der Planetenwelt, das Innere seiner lebendigen Abbilder (der Menschen) n der Melodie und Harmonie der Töne aufschließt. Man hat deshalb die beiden höchsten Sinne auch die idealen genannt, im Gegensatz gegen die drei niedern (Gefühl, Geschmack, Geruch), welche die ealen heißen. Jene kann man auch schicklich die kosmischen Sinne Weltsinne), diese die irdischen nennen. Durch die niedern Sinne ommen nur einzelne Beschaffenheiten (Qualitäten des Planeten, nur ie Eigenschaften seiner besondern Elemente (des Erdelements, des Wassers und der Luft) zur Offenbarung; durch die höhern aber wird ns die Welt, als Ganzes, als Weltorganismus, als Sonnensystem nd Planetenbau offenbar; durch die höhern Sinne wird der menschiche Organismus zum vollständigen Weltbilde (Mikrokosmus) vollenet. — Das Verdienst, den ersten befriedigenden Aufschluß über das Geheimniß der Sinne gegeben zu haben, gebührt dem tiefblickenden nd scharfsinnigen Naturforscher Oken. Seine Schrift: über das Uniersum, als Fortsetzung des Sinnensystems. Ein pythagoräisches Fragnent von Oken. Jena, in den Osterferien 1808, bei Fr Frommann, nthält in kleinem Raume die gediegenste Darstellung dieses wichtigen Gegenstandes, eine unschätzbare Offenbarung über das Wesen und die

Digitized by Google

Bedeutung der Sinne an Alle, welche die philosophischen W
im Zusammenhange zu fassen vermögen. Im dritten Bar
Lehrbuchs der Naturphilosophie hat er auch physiologische B
und Genesis der Sinne sehr einleuchtend entwickelt. Er ze
wie sich die fünf Sinne aus eben so viel Grundsystemen des
lichen Organismus heraufgebildet und gleichsam als die Blüth
Systeme (als höchste Ausbildungen, Verfeinerungen derselb
die Verbindung mit dem Nervensystem) entfaltet haben. Dem
entspricht z. B. das Gefühl dem Hautsystem — Hautsinn, d
schmack dem Darmsystem (Verdauungssystem) — Darmsinn, d
ruch dem Lungensystem (Athmungssystem) — Lungensinn u. s. w.
ein Beispiel möge die Wahrheit dieser Ansicht ins Licht stellen
Zunge — ist das obere fleischige und nervöse Ende des Darm
Function (organische Verrichtung) des Darmsystems ist Ver
Das Verdauen ist ein chemischer Proceß, organischer Che
Das Schmecken ist chemische Thätigkeit, eine Vorempfindung
dauung, ein Wahrnehmen der chemischen Beschaffenheiten der S
zugleich eine Auflösung der Salztheile im Speichel, also
eine Nervenverdauung.

*Somnambulismus bedeutet im Allgemeinen jeden
Kranken durch thierisch-magnetische Einwirkung hervorgebrach
ähnlichen Zustand. Wörtlich genommen, heißt dieser Zustand
höhern Grade nach) im Deutschen Schlafwandeln, auch Tra
deln. Die Benennung schreibt sich also ursprünglich von den
bekannten Erscheinungen des Nachtwandelns oder der Mondsu
Andre bedienen sich zur Bezeichnung des in Rede stehenden
der Benennung: Schlafwachen oder Traumwachen, weil im S
oder Traume selbst eine Art von wachem Zustande, ein sch
Bewußtsein entsteht, welches aber nicht sowol Selbstbewußtsein
vielmehr Selbstgefühl ist, welches aber doch zuweilen bis zu
so hohen Grade der Klarheit steigt, daß man diesen Zustand au
cher Höhe durch den Ausdruck Schlafdenken zu bezeichnen ang
hat, wiewol bei diesem Denken nicht die selbstbewußte Inte
sondern die durch den höhern Instinkt des Gefühls geleiteten
standes- und Vernunftkräfte thätig sind. Einen richtigen B
vom Somnambulismus kann man sich ohne einige nähere Ke
der Natur des Schlafs und dessen Unterschied vom Wachen unm
verschaffen, da der Schlaf allerdings das wahre Vorbild des S
nambulismus und dieser in aller Hinsicht ein Schlafzustand, ei
nur ein ungewöhnlich gesteigerter Schlaf ist. Man hat bisher
Schlaf als Negation, als bloße Verneinung oder Mangel des
chens, mithin wenigstens den traumlosen Schlaf — wenn es
solchen gibt — als einen völlig todten Zustand betrachtet. Die
aber sehr unrichtig, und die Fortschritte der Naturwissenschaften,
die nähere Kenntniß des thierischen Magnetismus haben bereits
bessere Überzeugung herbeigeführt. Der Schlaf ist nicht Mangel
Lebens, sondern ein andres Leben, als das bekannte im wach
Zustande; nicht das ganze Leben wird durch den Schlaf unterbro
sondern nur die Art des Lebens. Während im Schlafe die
Systeme des organischen Leibes ruhen, dauert das Leben der n
fort; ja die Verrichtungen dieser letztern, z. B. das Athmen,
Kreislauf des Bluts, die Verdauung und Ernährung, dauern
Schlafe nicht nur fort, sondern sie sind vielmehr gesteigert, und g
lebhafter (auch ungehinderter) von statten. Da nun das psychi

Digitized by Google

tige) Leben vom physischen nicht getrennt ist, so folgt daraus, daß auch die Seele im Schlafe nicht unthätig ist, und während in diesem Zustande die höhern Seelenkräfte ruhen, werden die niedern desto lebendiger sein müssen. Die höhern Seelenkräfte (Vermögen der Seele) sind Verstand und Vernunft und deren Einheit, das Erkenntnißvermögen, die niedern Seelenkräfte Gefühl, Phantasie und deren Einheit, das Ahnungsvermögen (Vermögen der Gefühlsanschauung). Ein gleicher Gegensatz offenbart sich, in Bezug auf den praktischen Menschen, zwischen dem freien, selbstbewußten Willen und dem instinktartigen Begehrungsvermögen. Jener ist vorherrschend beim gebildeten, wissenschaftlichen Menschen, dieses äußert sich überwiegend bei Kindern, bei Künstlern ohne wissenschaftliche Bildung, beim weiblichen Geschlecht, überhaupt bei Menschen, die mehr Gemüth als Geist haben. Im psychischen Schlaf- oder Nachtleben, d. h. im Traume treten also die niedern Seelenkräfte: Gefühl, Phantasie, Ahnungsvermögen vorwaltend auf, während die Gesammtheit der höhern, d. h. die Intelligenz ruht. Die Seele sinkt also im Schlafe in einen niedern Zustand zurück, in ein Leben, das dem der frühesten Jugend und sogar dem Thierleben ähnlich ist, sie wird in eine Welt der Phantasiebilder eingeführt, in welcher der Instinkt, statt des vernünftigen Willens handelt. Das Erwachen ist Wechsel des Lebens, ein Umtausch des niedern gegen ein höheres Leben, eine Rückkehr aus dem bewußtlosen Traumleben in's selbstbewußte Tagleben. Schlaf und Wachen sind also die beiden Pole des Lebens, die wechselnd auftreten, bald mit dem Übergewicht des einen, bald des andern Pols über den entgegengesetzten; sie wechseln eben so, wie Tag und Nacht, welches die beiden Pole des Erdenlebens sind, indem bei Tage der Sonnenpol vorwaltet, zur Nachtzeit der Erdpol überwiegt oder vorherrscht. Wie am Tage das Sonnenlicht alles Leben der Natur erregt, beherrscht und ihm seinen Charakter aufdrückt, so herrscht im wachenden Leben des Menschen das geistige Licht (das intelligente Denken) und dessen Sonne oder Centrum (das Selbstbewußtsein) über alle seine Anschauungen und Vorstellungen. Und wie in der Nacht das finstre Leben der Erde regiert, so im Schlaf- oder Traumleben des Menschen das dunkle Gefühl, welchem alle Geister des Schlafs (die besondern, niedern Seelenkräfte) dienstbar sind. — Da aber der Mensch nur ein Leben hat, da nur eine Seele den Leib regiert, so können Schlaf und Wachen nur verschiedne Stufen dieses einen Lebens sein. Sie müssen daher Ähnlichkeit mit einander haben. Das Nachtleben (der Schlaf) kann nur das niedre Gegenbild des Wachens, und umgekehrt, das Wachen oder Tagleben nur das höhere Gegenbild des Schlafs sein. Diese Ähnlichkeit muß also um so deutlicher hervortreten, je höher der Schlaf gesteigert wird und in dieser Steigerung sich offenbart. Eine solche Steigerung ist nun der Somnambulismus in seinen höhern Graden; er ist, wie von ihm schon angedeutet wurde, ein zu einer ungewöhnlich hohen Stufe ausgebildeter, und daher eigentlich krankhafter Schlaf oder Schlafzustand, dessen Ähnlichkeit mit dem Wachen um so täuschender wird, je höher die Intensität (Stärke, Lebhaftigkeit) desselben steigt. Und weil in diesem Zustande die niedern Seelenkräfte in einer ungewöhnlich hohen Wirksamkeit erscheinen, so haben Viele dadurch sich täuschen lassen, und, vermöge dieser Täuschung, den Somnambulismus für einen viel höhern Zustand erklärt, als das wachende, intelligente Leben. Dies ist im Ganzen ein Irrthum, obgleich im Einzelnen der Somnambulismus der höhern

Digitized by Google

Grade, gegen die gemeinsten Zustände des wachenden Lebens gr
unstreitig größern Werth hat. In den bisherigen Andeutung
nur die ersten und nothwendigsten Grundlinien zur Theorie des
nambulismus gegeben, deren weitere Entwickelung hier die n
Grenzen des Raums nicht gestatten. Doch müssen im Fol
einige der vornehmsten Erscheinungen des Somnambulismus mi
Grundlegung, zur Bestätigung oder Prüfung derselben, ver
werden. Es gehört hierher vorerst das Hellsehen. Die bes
Erscheinungen des Hellsehens sollen hier nicht wiederholt werde
sind jetzt allgemein bekannt, auch findet sie der Leser in dem A
Magnetismus Bd. 6., zum Theil aufgezeichnet. Das S
hen ist eine Art sinnlicher Wahrnehmung, die sich von der ge
chen im wachen Zustande vorzüglich dadurch unterscheidet, da
hellsehende Somnambul keinen besondern Sinn angeben kann,
welchen er die Gegenstände wahrnimt. Er bedarf auch zum S
nicht des Auges, zum Hören nicht des Ohrs u. s. w. Denn
Tagsinne ruhen beim Somnambul und sind für die Außenwelt
schlossen, die ihm jetzt auf andre Weise sinnlich offenbar wird.
der Somnambulismus ein Schlafzustand und daher der (niedere
gensatz des wachenden Lebens ist, so wird sich dieser Gegensatz auch
leiblichen Organisation für die Sinne, in einem andern und ge
Sinnapparat, ausdrücken. Für die Tagsinne dient in orga
Hinsicht das Kopfnervensystem, welches in allen Sinnorganen h
Ranges thätig ist, und das Hirn ist das Centralorgan für das
nensystem. Für den Somnambul ist dieses höhere System von
nen gelähmt und ihm stehen, während seines Zustandes, nur
sinne zu Gebote, deren Organismus ein niederes Nervensystem,
lich das Gangliensystem (s. d. Art. Bd. 4.) ist, dessen
organ das Bauchgangliengeflechte (plexus solaris) in der Ma
gend, gleichsam ein Hirn von niederer Bedeutung, vorstellt.
Gangliengeflecht oder die Magengegend ist daher auch der Ha
des Sensirens (Sinnschauens) für die Somnambulen, und sie k
zwar die verschiednen Arten des Sinnschauens, z. B. Sehen,
u. s. w., die ihr Dasein den Tagsinnen verdanken, unterscheiden.
sie haben dafür keine besondern Sinnorgane, sondern nur einen
den man, treffend, Allsinn genannt hat, übernimt alle Arten
Sinnfunctionen und stellt in sich, ohne besondre Organe, das
sinnensystem dar. Das Sinnschauen ist aber auf das erwähnte
vengeflechte keineswegs beschränkt, sondern es kann vielmehr im
nambulismus die Nervenkraft jedes Theils der Haut bis zur Sinn
tion gesteigert werden, so daß die Somnambulen z. B. mit den
gerspitzen, mit der Haut der Augenlieder, der Stirn, der Lippe
hören, schmecken u. s. w. können. Zum Sehen bedürfen die S
ambulen in der Regel nicht des gewöhnlichen (kosmischen) Li
sie sehen vielmehr durch ein andres Medium, durch eine von der
de, von irdischen Körpern, von ihnen selbst oder ihrem Magne
ausströmende irdische (tellurische) Kraft, für welche ihr Nacht
(der Allsinn) empfänglich ist. Diese Kraft ist für alle Körper d
gänglich (alle Körper durchdringend), und daher kommt es, da
Hellsehenden nicht nur alle innern Theile ihres eignen Leibes und
drer Personen, mit welchen sie in Verbindung (Rapport) stehen,
dern auch, und zwar eben so gut zur Nachtzeit als am Tage in

Digitized by Google

tig ist. Eine andre merkwürdige Erscheinung des höhern (psychischen) Somnambulismus ist das Fernsehen in der Zeit (Divination), welches durch den innern Nachtsinn (Gefühl und Instinkt) vermittelt ist. Das intelligente Fernsehen in der Zeit geschieht durch berechnende Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft. So werden künftige Naturbegebenheiten, z. B. Sonnen- und Mondfinsternisse, vorhergesehen, indem den Astronomen die Gesetze (die Bewegung der Weltkörper), nach welchen sie erfolgen müssen, bekannt sind. Andre Naturgesetze, z. B. die, nach welchen die Wetterveränderungen erfolgen, sind noch unbekannt, und daher ist für diese Veränderungen oder Erscheinungen noch keine intelligente Berechnung, kein sichres Voraussehen möglich. In solchen Fällen reicht nun das somnambule Fernsehen in der Zeit weiter und ist viel sichrer, als das intelligente. Das Voraussehen des Somnambuls ist ein lebhaftes Berahnen, ein Fernfühlen in der Zeit; ihm werden die Gesetze, nach welchen künftige Ereignisse erfolgen müssen, unmittelbar im Gefühl oder durch Instinkt offenbar. Das Vorhersehen sogenannt zufälliger, nämlich geschichtlicher, Begebenheiten ist, für die berechnende Intelligenz meist eine schwierige, in der Regel unlösbare Aufgabe, weil dazu die Entwirrung eines verwickelten Zusammenhanges und die Enthüllung verborgner Triebfedern erfoderlich wäre. Dagegen bedarf es für das Divinationsvermögen des hellsehenden Somnambuls oft nur einer ernstlichen Richtung der Aufmerksamkeit auf den Gegenstand der Aufgabe, um die scheinbar zufälligsten Erscheinungen der Zukunft wahrzunehmen. Aber ungeachtet ist der Somnambulismus kein höherer Zustand, als das für die Zukunft verschloßne intelligente Leben; denn auch Thiere blicken oder vielmehr fühlen, auf ähnliche Art wie der Somnambul, in die Zukunft, indem sie durch die Äußerungen ihres Vorgefühls das künftige Wetter anzeigen. Das helle Fernsehen in der Zeit findet übrigens, bei Somnambulen, eben sowol rückwärts in die Vergangenheit, als vorwärts in die Zukunft Statt. Die poetische Sprache, in welcher oft die hellsehenden Somnambulen reden, deutet ebenfalls, wenn man sie mit der Sprache der Wissenschaft vergleicht, auf keinen höhern Zustand. Denn die Kunst, mithin auch die Poesie, steht nicht höher, als die Wissenschaft, sondern, umgekehrt, diese höher, als jene. In der Kunst sind Gefühl und Phantasie, in der Wissenschaft die höhern Kräfte der Vernunft und des Verstandes wirksam, und Gefühls- und Phantasieleben verhalten sich wieder, wie Traum und intelligentes Wachleben, mithin als die beiden Pole des psychischen Menschenlebens. Auch der prophetische Traum redet oft die Sprache der Poesie und stellt seine Anschauungen in der Zukunft symbolisch, in bedeutenden Bildern, dar. Auch die Visionen der Somnambulen verrathen die innige Verwandtschaft des Somnambulismus mit dem Traume. Sie sehen verstorbne Verwandte und Bekannte, und haben Erscheinungen von Engeln und Dämonen, die sie für wirklich auftretende Personen halten. Auch der Träumende hält alles, was ihm erscheint, für Wirklichkeit; und gleichwol ist es — in beiden Zuständen, im Somnambulismus, wie im Traume, die Phantasie, welche, plastisch wirkend, die Gestalten schafft, die innern Anschauungen verkörpert und also gleichsam als bildende Künstlerin auftrit. Idiosomnambulismus wird ein somnambuler Zustand genannt, wenn er, ohne von einem Magnetiseur durch absichtliche Einwirkung künstlich erzeugt zu sein, im Verlaufe einer Krankheit hervortritt. Idiosomnambulismus wäre sonach ein selbstständiger, blos durch die eigne organische Kraft

eines Menschen erzeugter Somnambulismus. In diesem
Sinne gibt es aber, höchstwahrscheinlich, keinen Idiosomnambul
und man darf nur einen solchen darunter verstehen, der nicht
lich oder kunstlich, sondern zufällig erzeugt ist. Denn bei vi
Zustande, welcher in Nervenkrankheiten Statt findet, oder i
besondern Empfänglichkeit besteht, können andre magnetisch w
Subslanzen, z. B. Metalle, Wassermassen u. dgl. in der N
oder der Kranken die Stelle des menschlichen Magnetiseurs
ten, wie es z. B. in der Rhabdomantie der Fall ist (man
diesen Art.). Daher müssen z. B. das Nachtwandeln und die
sucht als Arten des Idiosomnambulismus im letztern Sinne be
werden. Die wissenschaftliche Kenntniß des Somnambulismus
währt auch einen aufhellenden Blick in das Dunkel der Vorze
zeigt uns einen wesentlichen Unterschied zwischen der alten und
Zeit. Für die wissenschaftliche Ansicht, welche das Wesen des
nambulismus von seinen Formen, namentlich von denjenigen F
zu unterscheiden weiß, in welchen er in der neuesten Zeit, als
sche Krankheit, als ungewöhnlich gesteigerter Schlaf und Traum
scheint, ist nämlich der Somnambulismus keine neue Entdeckung,
dern eine schon im grauen Alterthume in mancherlei Gestalten
kommende, jedoch unerkannte Erscheinung. Der Gang der Bi
des Menschengeschlechts ist Aufsteigung von niedern zu höhern
dungsstufen, ein allmäliges Loswinden von einem instinktartigen,
bewußten Gefühlsleben, und Fortschreiten zum Selbstbewußtsein.
der alten Zeit gab es noch keine eigentlich wissenschaftliche oder
ligente Bildung, und selbst die Wissenschaften, wo sie auftraten
scheinen mehr im Charakter der Kunst und daher in poetischer
stellung, wie bei Plato die Philosophie. Die Bildung der Alten
noch nicht Geistesbildung im engern Sinne, sondern Gemüthsbi
theils religiöse, theils Kunstbildung, und Gefühl, Phantasie, Anm
vermögen waren die herrschenden Potenzen (Kräfte) dieser Bil
Wenn also schon das wachende Leben der Menschen in der alten
dem Somnambulismus verwandt, oder selbst ein unvollkom
Somnambulismus war, wie viel mehr müssen bei ihnen im S
somnambule Erscheinungen hervorgetreten sein! Und davon gibt
die Geschichte hinlängliche Zeugnisse. Die Traumweissagungen
der Tempelschlaf der Alten, die Vorhersagungen der Inspirirten
höhere somnambule Erscheinungen im wachen Zustande), die Sib
und Orakel der Alten, der warnende Dämon oder Schutzgeist u.
sind deutlich genug als idiosomnambule Erscheinungen aus der a
Zeit charakterisirt. Da nun das Handeln der Menschen in somn
bulen Zuständen einen andern Charakter haben muß, als das H
deln in wachem Zustande, da es eigentlich ein Magnetisiren, ein m
netisches Einwirken von Menschen in magnetischem Zustande auf
dre Menschen und Gegenstände ist, insofern es aber nicht als sol
begriffen, sondern für übernatürliches Wirken gehalten wird, als m
gisches Handeln, als Wunderwirkung erscheint: so verbreitet die w
senschaftliche Kenntniß des Somnambulismus und überhaupt des th
rischen Magnetismus auch über diese Gattung von Erscheinungen a
der alten und neuen Zeit ein neues Licht. Hier kommen vorzü
die Wunderheilungen in Betrachtung. Die magnetische Wirksam
des bloßen festen und kräftigen Willens eines Magnetiseurs auf kra
und somnambule Personen, welche Wirksamkeit durch Glauben a
den Magnetismus und Vertrauen auf den Magnetiseur von Seite

Digitized by Google

er Kranken unterstützt und befördert wird, ist gegenwärtig durch unählige Beispiele aus der Geschichte des thierischen Magnetismus bestätigt. Und wie könnte die magnetische Wirksamkeit des Glaubens, umal des religiösen, als der höchsten Stufe dieser psychischen Kraft, och zweifelhaft sein? Der Glaube ist der Gegensatz des Wissens. Dieses gehört der Intelligenz, der Glaube dagegen dem Gemüthe an; nes ist Attribut der Tagseite, dieser der Nachtseite der menschlichen Psyche; daher des letztern magnetisch heilende Kraft. Aber der religiöse Glaube, der religiös gläubige Wille heilt schnell, und die magnetischen Kuren unsrer Zeit gehen langsam von statten, und dies hat man zum Haupteinwurf gegen die Erklärbarkeit der Wunderheilungen us der Theorie des thierischen Magnetismus gemacht. Dabei hat man aber nicht bedacht, daß die langsamen magnetischen Kuren von wissenschaftlichen Ärzten verrichtet werden, und daß das intelligente eben die magnetische Wirksamkeit schwächt, da es, als Tag- oder achendes Leben, seiner Natur gemäß antimagnetisch wirkt. Der Mangel an energischer psychisch-magnetischer Kraft muß hier durch rganische Einwirkung ersetzt werden, welche für sich allein nur langamen Erfolg hat. Der intelligente, auf wissenschaftliche Gründe gestützte Glaube ist daher schwach gegen die Kraft des unmittelbaren, wissenschaftslosen, religiösen Glaubens und Willens. Und je größer ie Energie einer magnetischen Kraft ist, desto schnellere organische Veränderungen muß sie hervorbringen können. Auch verrathen die Wunderheilungen ihre magnetische Natur zugleich dadurch, daß bei hnen die Wirksamkeit der psychischen Kräfte häufig durch organische Einwirkung, z. B. Händeauflegen, Anblasen unterstützt wird. Übrigens ist der religiöse Glaube nicht auf die alte Zeit beschränkt, und aber ist es in der Ordnung, wenn noch heutiges Tages, wie in jeder frühern Zeitperiode, zuweilen starkgläubige Menschen ohne wissenschaftliche Bildung auftreten, welche die Gabe beurkunden, schnelle magnetische oder sogenannte Wunderkuren zu verrichten, deren Gelingen ihnen Ruf und starken Zulauf verschafft. Aber die Aufklärung nsrer Zeit, die allem den Krieg erklärt hat, was den Schein des Wunderbaren hat, nimt daran großes Ärgerniß, und die Afterweisheit ist eifrig bemüht, solche Menschen in's Lächerliche zu stellen. Daß brigens die öffentliche Untersuchung durch Commissionen für solche sychisch-magnetische Ärzte keine günstigern Resultate gewähren kann, st für jeden begreiflich, der die Natur des Magnetismus kennt; da man weiß, daß der Unglaube und das Mißtrauen anwesender Personen die magnetische Einwirkung jeder Art stört, ihre Wirksamkeit emmt. Wer über die allgemeine Beziehung und geschichtliche Bedeutsamkeit des Somnambulismus, wovon hier nur Einiges erwähnt werden konnte, etwas Ausführliches zu lesen wünscht, wird es im zweiten Theile von folgendem Werke finden, das sich jedem, der nach wissenschaftlichem Aufschluß über diesen Gegenstand trachtet, durch seine Gründlichkeit und Klarheit von selbst empfehlen wird: System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus. — Ein Handbuch für Naturforscher und Ärzte von Dr. D. Ch. Kieser, Hofrath und Professor zu Jena. Mit 2 Kupfertafeln. Zwei Bände. Leipzig, bei F. C. Herbig, 1822.

Sonnenstein, Schloß auf einem, südöstlich über der Stadt Pirna sich erhebenden Felsen, der Sitz einer der vorzüglichsten Irrenanstalten. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts stand hier eine Grenzfeste der meißnischen Markgrafen, die im 16. Jahrh. zum Theil

Digitized by Google

abgetragen und neu erbaut wurde. Diese Festung galt seitdem lange für wichtiger als der benachbarte Königstein, und diente zum Staatsgefängnisse, wo unter andern der unglückliche Patkul (s. d. Art. Bd. 7) bis zu seiner Auslieferung saß. Im siebenjährigen Kriege ward das Schloß von den Preußen erobert und geschleift. Als Torgau zu einer Festung umgeschaffen wurde, und den dort seit 1730 bestandnen Straf- und Versorgungsanstalten andre Sitze angewiesen werden mußten, ward der damit verbundnen Irrenanstalt das Schloß Sonnenstein eingeräumt, aber zugleich mehr, als es früher der Fall gewesen war, die Heilung der Seelenkranken zum Hauptzwecke der erneuerten Anstalt gemacht, die 1811 unter der ärztlichen Leitung des D. Pienitz, der eine Zeitlang Pinel's Mitarbeiter in Paris gewesen war, eröffnet wurde. Die Kriegsunruhen im J. 1813 brachten die, unter der thätig sorgenden Oberaufsicht der königlichen Behörde für die Straf- und Versorgungsanstalten schnell aufgeblühte Anstalt der Auflösung nahe, da die Franzosen das Schloß befestigten und bis in den November gegen die Verbündeten behaupteten. Gleich nach der Übergabe der Feste wurde das Schloß wieder in Stand gesetzt, und schon im Februar 1814 konnten viele Kranke zurückkehren. Die Anstalt ist hauptsächlich für heilbare Irren, und für Personen aus gebildeten Ständen bestimmt, die sich zur Aufnahme in eine Versorgungsanstalt eignen; diejenigen hingegen, die unheilbar befunden werden, erhält das Irrenhaus zu Waldheim. Die Kranken werden in 3 Klassen getheilt, und nach dieser Abtheilung sind die Kosten der Verpflegung und Versorgung in Tisch und Kleidung (von 150 Thaler bis herab auf 40 jährlich) verschieden. Arme Inländer werden ganz unentgeltlich aufgenommen. Dem Arzte ist es erlaubt, Pfleglinge in seine Wohnung aufzunehmen, um auch Ausländern und wohlhabenden Hülfsbedürftigen die Vortheile der Heilanstalt zukommen zu lassen. Die Zahl der Kranken in der öffentlichen Anstalt beträgt gewöhnlich über 200. Während eines vierjährigen Zeitraums wurde $\frac{1}{5}$ der Pfleglinge theils als völlig genesen entlassen, theils auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Es ist Grundsatz, die Genesenen vor ihrer völligen Entlassung zu beurlauben, um über die Fortdauer ihres gebesserten Zustandes unter veränderten Umgebungen Versuche anzustellen. Mit dem Urlaubspasse erhält der Entlassene eine, mit musterhafter Umsicht und im Geiste milder Menschlichkeit abgefaßte Anleitung zur Behandlung des Genesenen für die Ortsobrigkeiten und Verwandten. Die Einrichtung des Hauses und die physische und psychische Behandlung der Kranken sind musterhaft. Männliche und weibliche Kranke sind völlig geschieden, und für die letztern ist ein von den übrigen Gebäuden abgesondertes Haus bestimmt. Gewöhnlich wohnen 2—4 Kranke beisammen; selten wohnt einer allein. Wüthende ausgenommen. Die Wohnungen sind hell und reinlich, und werden jeden Abend von den Aufsehern untersucht. Die Arbeiten und Beschäftigungen der Kranken werden von dem Arzt und dem Hausverwalter gemeinschaftlich, mit Rücksicht auf die Kräfte und Anlage der Pfleglinge und auf Erregung eines wohlthätigen Thätigkeitstriebes, angeordnet. Die Pfleglinge der ersten Klasse haben Zutritt in das Musik- und Lehrzimmer, wo eine vorsichtig gewählte Büchersammlung und musikalische Instrumente sich befinden. Billard, Kegelspiel, Lustwandeln in den Gärten auf der Felsenfläche, die eine herrliche Aussicht haben, gewähren Unterhaltung und Zerstreuung. Auch Übungen im Exerciren mit hölzernen Gewehren hat man hei-

m gefunden. Wöchentlich einmal werden von mehren Pfleglingen ncerte aufgeführt. Schläge, Ketten, Zwangstuhl sind verbannt; s Zwanghemd wird nur bei Wüthenden gebraucht. Tollstuben, nach tenrieth's Angabe eingerichtet, dienen im äußersten Falle. Alle r Heilung dienlichen Mittel, z. B. eine vorzügliche Badeanstalt, t einem Tropf- und Sturzbade, ein galvanischer und elektrischer pparat, Schwungbett, Drehstuhl und Schwungrad zur unschädhen Beruhigung Tobender und zur Erregung hartnäckig schweigsar Kranken, sind vorhanden und werden fortdauernd vervollkommt. (Ausführlichen Bericht über die Anstalt gibt die Zeitschrift für s Königreich Sachsen St. 1. Dresden 1818.)

Sonnenstich. Wenn die Sonnenstrahlen in der heißen Jahszeit eine Zeit lang auf einen unbedeckten Theil der Haut fallen, entsteht hier eine rosenartige Entzündung, auf deren Oberfläche r und da Bläschen erscheinen und die von stechenden Schmerzen gleitet ist. Innerhalb einiger Tage verliert sich die Entzündung d die Oberhaut schuppt sich ab. Wenn aber die Sonnenstrahlen mittelbar auf den Kopf treffen, so greifen sie bisweilen das Gen selbst auf ähnliche Weise an. Das Blut sammelt sich in demseln in größerer Menge, die Gefäße strotzen, das Gesicht und die ugen werden roth, heftige Kopfschmerzen (in einem Falle, der r vorkam, mit Lichtscheu und Tagblindheit verbunden) entstehen. ne fieberhafte Hitze verbreitet sich über den ganzen Körper, Schlafcht oder Beängstigung, welche den Schlaf hindert, Schlagfluß, t und ohne Blutextravasat, oder Hirnentzündungen entwickeln sich d werden oft in kurzer Zeit tödtlich. Diese Zufälle belegt man rzugeweise mit dem Namen des Sonnenstichs, und werden seltner i den Feldarbeitern, welche abgehärtet sind, als bei den zarten tädtern beobachtet, welche allzuselten an die freie Luft kommen. le Zufälle sind heftiger, wenn die Sonnenstrahlen auf einen Schladen treffen. Die niedern Grade verlieren sich von selbst wieder, r heftigern erfordern die schnellste Anwendung von kräftigen Heilttein, unter denen Aderlässe und kalte Umschläge, auf den Kopf legt, oben anstehen.

•Sparbanken, Sparkassen, sind Anstalten, errichtet zum ortheil kleiner Münzkapitalisten und bestimmt zur Aufbewahrung und glichen Verwendung ihrer geringen Münzvorräthe. Während es r reichern und wohlhabendern Klasse der Staatsbürger nur selten Gelegenheit fehlen kann zur sichern Aufbewahrung und vortheilhafn Benutzung ihrer gesammelten größern Münzvorräthe, geräth die mere Klasse, wie z. B. Dienstboten, Tagelöhner ꝛc., in dieser nsicht fast immer in Verlegenheit; denn eines Theils gewähren nen die beschränkten häuslichen Verhältnisse, gewöhnlich nicht den foderlichen Schutz gegen Beraubung und Diebstahl, andern Theils lt es wegen der Geringfügigkeit der ersparten Summen fast immer wer, Jemanden zu finden, der so kleine Beiträge zu verzinsen neigt und zugleich dafür vollkommene Sicherheit zu gewähren im tande ist. Dieser Verlegenheit abzuhelfen, ist der Hauptzweck der parkassen, ihre unmittelbare Wirkung; und schon in dieser Hinht ist ihr Einfluß auf den Nationalwohlstand von höchster Bedeung; aber nicht minder wichtig sind die Vortheile, welche aus ihn mittelbar der Nation erwachsen, indem dadurch bei dem ärmern heile der Bürger ein Geist der Sparsamkeit erweckt und lebendig halten wird, welcher das wirksamste Mittel zur Erhöhung des

Digitized by Google

Gewerbfleißes und zugleich die kräftigste Schutzwehr gegen Verarmung ist. In England und Schottland sind nachahmungswerthe Anstalten der Art errichtet, über deren innre Einrichtung man genaue Nachrichten in dem Supplement to the 4. and 5. Edition of the Encyclopaedia Britannica Vol. II. Part. I. (Edinburgh 1816) antrifft. Dergleichen Anstalten haben nur in England die Form der Banken angenommen, besonders in den Industriestädten, weil sich daselbst Gelegenheit findet, mit Geld kaufmännische Papiere sicher zu discontiren und auf diese Art die kleinen Einlagen zu benutzen. Der in Deutschland errichteten Anstalten dieser Art kann man den Namen der Banken, ohne uneigentlich zu reden, nicht wohl beilegen. Es sind nur eigentliche Sparkassen, und wenn man den Einlegern Zinsen gibt, so muß für deren Bestreitung auf eine ganz andre Art gesorgt werden, als es in England oder in einzelnen, großen Handelsstädten geschehen kann. Man hat in den neuern Zeiten in Deutschland an vielen Orten dergleichen Sparkassen errichtet, und soviel öffentlich bekannt geworden ist, haben sie allenthalben einen guten Fortgang gehabt. Es sind dergleichen in Berlin, Halle, Naumburg und in mehren Städten in Preußen und Schlesien entstanden; auch in Stuttgard, Dresden und wahrscheinlich in noch vielen andern Städten Deutschlands sind Sparkassen errichtet. Sie gedeihen am besten, wenn sie von freien, aus wohlwollenden und einsichtsvollen Bürgern bestehenden Vereinen gebildet und administrirt werden, denn Besoldungen und Kosten können sie nicht tragen. Die Hauptrücksicht bei deren Errichtung ist, Mittel zu sichern, wie die eingeschossnen Gelder unmittelbar nach ihrem Eingange sicher zinsbar angelegt werden können; so daß die Kasse in den Stand gesetzt wird den Eigenthümern der Capitale nicht nur Zinsen zu gewähren, sondern auch jedem nach Verlangen sein Capital zurückzuzahlen. Der lebhafte Verkehr der Staats- und Communal-Papiere gibt in den Provinzialstädten fast die einzige Gelegenheit dazu. Denn diese lassen sich in jedem Augenblicke kaufen und verkaufen, und in gewöhnlichen Zeiten kann der zu fürchtende Verlust nicht sehr groß sein. Dennoch ist ein Verlust möglich und auf einen solchen muß sich daher jede solche Kasse gefaßt machen. Wer soll aber dieser Gefahr ausgesetzt werden? Einige Kassen haben die Übernehmung dieser Gefahr den einschießenden Capitalisten oder Inhabern ihrer Obligationen zugeschoben, indem sie ihnen blos die Erstattung eines solchen Papiers zu jeder Zeit sichern, als für ihr eingeschossenes Geld zu der Zeit, als es ihnen anvertraut ward, angeschafft werden konnte. Wer z. B. bei einer solchen Kasse, welche die Einschüsse auf preußische Staatspapiere 18 Rthlr. in preußischem Courant einlegt, dem sichert sie, wenn der Cours zur Zeit der Einlage 72 war, entweder die Rückzahlung der 18 Rthlr. oder eines Staats-Schuldscheins von 25 Rthlr. Dergestalt fällt der Nachtheil des sinkenden Courses des Schuldscheins dem Einleger, und der Vortheil des steigenden Courses, der Kasse zu. Eine solche Einrichtung ist aber mit allzugroßer Vorsicht für den Unternehmer angelegt, und setzt den Einleger einer Gefahr aus, ohne ihm einen Vortheil dafür zu gewähren. Es scheint daher viel vortheilhafter für letztern, sich lieber sogleich die Staatsobligationen selbst zu kaufen, da er dann auch den Vortheil des steigenden Courses zu erwarten hat und höhere Zinsen genießt, als ihm die Kasse gibt; denn diese muß natürlicher Weise etwas niedrigere Zinsen zahlen, als sie empfängt, da die Verwaltung derselben doch ein

Digitized by Google

Kosten verursacht. Besser ist daher die Einrichtung solcher Kassen, wenn sie alle Gefahr des Verlustes übernehmen und den Einlegern die Erstattung ihres Einschusses unbedingt sichern. Es kann freilich dieses nur dadurch geschehen, daß gleich bei Errichtung der Gesellschaft ein Capital zur Deckung eines möglichen Verlustes niedergelegt wird, oder daß die Glieder der Gesellschaft sich verbindlich machen, denselben zu übernehmen und unter sich zu theilen. Das Wagstück dabei kann nie groß sein, wenn die Gesellschaft sich auf ihre alleinige Bestimmung beschränkt, nämlich nur Capitale von kleinen Leuten anzunehmen, und sich von der Anmuthung, größere Capitale bei ihr unterzubringen, dadurch frei hält, daß sie den Zinsfuß für größere Summen so niedrig stellt, daß sich der Reiz, sie zu benutzen, für reiche Leute verliert. In einer dieser Sparkassen wurden bei ihrer Errichtung 400 Rthlr. Capital aus einer Ersparung, welche die Stifter bei einer andern wohlthätigen Unternehmung gemacht hatten, mit herüber genommen, und die 20 Mitglieder, welche sie stifteten, und als wohlhabende Männer bekannt waren, stellten eine Urkunde aus, wodurch sie sich zur Deckung eines Verlustes von 5000 Rthlr. verbindlich machten. Da sie sich vorbehielten, die Kasse in jedem Moment aufzulösen: so sah jeder ein, daß sie es bis zu einem solchen Verlust nie kommen zu lassen brauchten. Denn sobald Umstände eintreten, wo die Effecten, in denen sie die Gelder angelegt haben, zu so beträchtlichem Fallen kommen, daß sie sehen, der Verlust würde bei Auflösung der Kasse die vorräthigen Reservefonds überschreiten: so kann die Auflösung in jedem Augenblick ohne, oder doch mit einem sehr geringen Zuschusse geschehen. Seit ihrer Stiftung ist die Gefahr für die Unternehmer der Kasse noch viel geringer geworden, indem theils der Cours der eingekauften Effecten bedeutend gestiegen, theils die jährlichen Überschüsse der Zinsen den Reservefonds ansehnlich vermehrt haben. Große Vorsicht und Genauigkeit in der Rechnungsführung ist bei Verwaltung einer solchen Kasse immer nothwendig. Vorzüglich hat sie sich zu hüten, sich nicht durch den Reiz des Gewinns zur Annahme großer Capitale bestimmen zu lassen, oder solche wenigstens, so bald sich nur die geringste Wahrscheinlichkeit des Fallens ihrer Effecten zeigt, sogleich zurückzuzahlen. Denn, so wie sie die Capitale auf Verlangen sogleich oder nach kurzer Kündigungsfrist zurückzahlt; so muß es ihr auch freistehen, die Capitale jeden Augenblick den Gläubigern aufzukündigen. Und wenn sie diese Kündigung blos auf die größern bei ihr eingelegten Capitale beschränkt, so kann sie noch immer als ein nützliches Institut für die kleinern bestehen.

Specifica nennt man diejenigen Arzneimittel, welche mit Sicherheit eine gewisse Krankheit heben sollen, ohne daß man die Art ihrer Wirkung näher angeben kann. Als Beispiele nennen wir die China gegen Wechselfieber, das Quecksilber in der Lustseuche, den Schwefel und Antimonium gegen chronische Hautausschläge, die Jodine gegen den Kropf. Überdies sind aber sehr häufig s. g. Specifica, zum Theil als Geheimmittel gegen hartnäckige Krankheiten, wie die Gicht, die Epilepsie u. s. w. ausgeboten worden. — Es ist aber zu bemerken, daß die gerühmte Sicherheit der specifischen Mittel durch die Erfahrung oft nicht bestätigt wird, am allerwenigsten leisten die Geheimmittel das, was sie versprechen. Überdies ist die Gewohnheit, bei der specifischen Wirkung der Mittel stehen zu bleiben, der weitern Ausbildung der ärztlichen Kunst und Wissen-

schaft im hohen Grade verderblich. Der gebildete Arzt macht sich daher allerdings mit der s. g. specifischen Wirkung bekannt, sucht dieselbe aber auf andre, wissenschaftlich begründete, von der Erfahrung abstrahirte und durch dieselbe bestätigte Kurmethoden zurückzuführen. —

Speichel ist die bekannte geruch- und geschmacklose, ein wenig bläuliche, und zähe Flüssigkeit, welche in den sogenannten Speicheldrüsen abgesondert, und in ziemlich großer Menge durch die Ausführungsgänge der Drüsen in die Höhle des Mundes geleitet wird. Auf jeder Seite befinden sich 3 Speicheldrüsen (glandula submaxillaris) und Unterzungendrüse (glandula sublingualis); die Ausführungsgänge derselben öffnen sich an verschiednen Stellen der Mundhöhle. Während des Kauens, beim Anblick einer duftenden, den Appetit erregenden Speise, bei manchen Gemüthsbewegungen und örtlichen Reizen des Mundes wird eine größere Menge des Speichels abgesondert. Indessen geht die Absonderung auch sonst und ununterbrochen vor sich. Im Munde vermischt sich derselbe mit dem zähern Schleime, der auf der ganzen innern Oberfläche des Mundes abgesondert wird. — Man ist gewohnt, den Speichel unwillkürlich und selbst auch im Schlafe zu verschlucken. Wirft man ihn in zu großer Menge aus, so leidet die Verdauung. — Die Hauptbestimmung des Speichels findet während des Kauens Statt, dann durchdringt er die Speisen, setzt sie in einen breiartigen Zustand, trägt viel zur Bildung des Bissens bei und löst die salzigen Bestandtheile auf.

*Spessart. Zwar nicht eines der größten, aber holzreichsten Waldgebirge Deutschlands, dessen nördliche Grenze von der Einmündung der Sinn in die Saal nah an ihrem Vereinigungspunkte mit dem Main bei Gemünden, ein bis in die Gegend von Hanau ziehender Hochrücken bildet, auf allen übrigen Seiten von dem Maine umschlossen, welcher gegen Westen den Spessart von dem Odenwald scheidet, während denselben der eben genannte Gebirgsrücken und die Sinn gegen Rhöngebirge trennen. Der Spessart liegt unter 49°, 58′ N. B. und 26°, 48′ der Länge, umfasset einen Flächenraum von beiläufig 32 Quad. Meilen und eine Bevölkerung von 75,000 Seelen. Der größere Theil dieses Gebirges gehört nun zum Unter-Mainkreise des Königreichs Baiern, früher Eigenthum des Erzstiftes Mainz, des Hochstiftes Würzburg und einiger gräflichen Häuser und reichsritterlichen Familien; ein kleiner, auf das Amt Bieber beschränkter Distrikt ist und war immer Bestandtheil der Grafschaft Hanau. Nach der Verschiedenheit der Bewaldung wird der Spessart in den Hoch- und Vorspessart getheilt; jener befasset die, tief im Gebirge liegenden, von Wald umschlossnen Orte, dieser das in hoher Vorzeit angebaute Flachland zwischen dem Maine und dem Gebirge. Auffallend ist der Wechsel des Klima im Hoch- und Vorspessarte, dort physikalisch und forstmännisch so streng, daß nur Sommerfrüchte gedeihen, hier dagegen gelind genug, um selbst den Weinbau zu begünstigen, welcher mit Fleiß und Erfolg in den Umgebungen von Aschaffenburg, Hörstein, Hasloch, Kreutzwertheim ꝛc. ꝛc. gepflegt wird und Wein von vorzüglicher Güte liefert. Der vorwaltende Bodenbestandtheil im Hochspessarte ist Sand, der in den Waldungen eine Produktionsfähigkeit äußert, wenn der Oberfläche die Laubdecke nicht entzogen, und dadurch die Bildung von Dammerde nicht beschränkt wurde. In geognostischer Hinsicht hat der Spessart manch Eigenthümliches und Merkwürdiges. Im Gebirge selbst zeigen sich Hauptformationen des

Digitized by Google

rgebirges aus Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Syenit, Urkalk, Quarz ꝛc. bestehend, des ältern Sand- und des bunten Kalksteins. Flötztrapniederschläge finden sich nur vereinzelt, auf einer der bedeutendern Höhen bei Orb und bei Kleinostheim unter Aschaffenburg, im bnen Lande; Spuren einer Salzformation aber bei Orb, wo eine edeutende Saline besteht; dann bei Soden unweit Aschaffenburg, der roßen Annäherung an das Urgebirge wegen, besonders merkwürdig. Der Spessart hat keine Berge von beträchtlicher Höhe; der höchste ist er Geyersberg im Reviere Rohrbrun, 1900 F. über das mittelländische Meer erhoben, auf ihm ein Signalthurm zum Behufe der trigonometrischen Landesvermessung errichtet. Der Main gehört als Grenzrom dem Spessarte an, der von keinem andern Flusse, dagegen von ehr vielen Bächen durchströmt wird, von denen die bedeutendern die Sinn, Lohr, Hafenlohr, Elsava und Kahl sind, welche zur Kurzholzflößung benutzt werden. Die größere Bedeutenheit empfängt der Spessart von seinen ausgedehnten und reichen Waldungen, welche rößtentheils Eigenthum der Krone Baierns sind, von denen aber uch schöne Forste von dem Churfürsten von Hessen, den Fürsten von öwenstein-Wertheim-Rosenberg und Freudenberg, den Grafen von rbach, Schönborn und Ingelheim, dann mehreren adeligen Familien, Gemeinden und Korporationen besessen werden. Das Gesammt-Waldmit kann 300,000 Morgen, der M. zu 160, 16schuhigen Ruthen ngenommen werden. Die herrschenden Holzarten sind: die Winterche (Quercus robur) und die Rothbuche. Alte Nadelholzbestände nden sich in einigem Zusammenhang nur in dem vorspessarter Revere Erlenbach, dann zerstreut in andern Waldungen; junge Nadelholzarten in verödeten Distrikten der Waldungen, welche auf diese Art ieder aufgeforstet wurden, versuchsweis auf kleinen Flächen, hie und a im Hochspessarte. Der bei weitem größere Theil des Brandholzes ird in großen Quantitäten ausgeführt, um damit den Bedarf von Würzburg, Hanau, Frankfurt und Mainz zu befriedigen. Viel Holz ird im Spessarte selbst durch die Fabrik- und Manufakturanstalen verbraucht, unter denen die Glashütten von Weibersbrunn, Einsiedelhof, Kahl und Emmerichsthal, die orber Saline, das Bergwerk u Bieber, dann die Eisenwerke von Laufach und Höllhammer beondre Aufmerksamkeit verdienen. Im Spessart wird Bergbau auf Kobalt, Kupfer und Eisen getrieben. Die beträchtlichste Holzexportaion, durch welche der Staatscasse große Summen eingebracht werden, esteht in Eichstämmen, welche nach Holland gebracht werden. Aus einer deutschen Waldgegend wird so viel und so schönes Holländerholz ausgeführt, als aus dem Spessarte, dessen Eichen sich durch ange, Geradschäftigkeit und Stärke auszeichnen. Die in den Waldungen zu Lang- und Stückholz zugerichteten Eichen werden zu Lohr, Hafenlohr, Lengfurt und Aschaffenburg zu Flößen vereinigt und in en Rhein geschwemmt. Eichstämme, welche sich nicht zu Holländerholz eignen, verarbeitet man zum Bau-, Nutz- und Waarholz, beonders zu Faßdauben, durchaus Gegenstände eines sehr bedeutenden ctivhandels. Durch den Spessart führt eine Heerstraße von Frankurt nach Würzburg, und die über Fulda nach Sachsen ziehende berührt seine nordwestlichste Grenze. Der Hauptort im Spessart ist Aschaffenburg an der äußersten südwestlichen Grenze. Bemerkbar sind och die Städtchen Lohr, Orb und Klingenberg. Die im Spessarte egende, nun aufgelöste Abtei Neustadt war die älteste in Franken: eniger alt und berühmt ist die Augustiner-Kanonie Tiefenstein und

Digitized by Google

die Karthause Grinau. Eine Monographie des Spessarts ist 1823 bei dem Verleger dieses Lex. von Hrn. Prof. Behlen in A fenburg in 3 Theilen erschienen.

Spiel ist die Beschäftigung des Geistes und des Körpers, che mehr zur angenehmen Unterhaltung, als des Nutzens und Z bes wegen unternommen wird. Bald wird dabei vorzugswei Körper, bald der Geist in Anspruch genommen. Jenes findet Spielen der Kindheit und Jugend, in den gymnastischen Übung bei der Jagd Statt. Solche Spiele tragen wesentlich zur Aus des Körpers und zur Befestigung der Gesundheit bei, und könn durch zufällige Verletzungen und durch Übertreibung nachtheil den. Die Spiele, bei denen vorzugsweise der Geist in Anspru nommen wird, bilden manche Fähigkeit desselben, wie die B tungsgabe, den Scharfsinn, die Aufmerksamkeit und Erfindu mehr aus, unterhalten durch den leichten Kampf des Geistes m Zufalle, und belohnen im Fall des Gewinnes vorzüglich die E liebe, dahin gehören manche Kartenspiele, l'Hombre, Whist, che Würfelspiele z. B. Toccatoglie, vorzüglich aber das Schach. Nachtheil besteht höchstens in dem Verluste der Zeit, die an wichtigere und nützlichere Gegenstände verwendet werden k Aber ein Gift für Körper und Seele, Geist und Herz sind H zardspiele, deren einziger Zweck der Gewinn durch Zufall ist. wird keine Geistesthätigkeit angeregt, wohl aber die niedrig denschaften, welche die Gesundheit zerstören, wie der Geiz u Verschwendung, der Neid, die Reue, Sorge und Verzweiflung. solche Spiele vorzüglich des Nachts getrieben werden, so m Mangel an Schlaf das Seinige dazu beitragen, daß Hazard elend werden an Körper und Geist. Sie verlieren ihre muntre das Gesicht wird bleich, gelb, schmutzig, die Körperhaltung und träge, die Verdauung und Ernährung leidet; die Arbeit Unlust; im Umgange mit Andern werden solche Individuen z mürrisch, eigensinnig. Endlich bilden sich Hypochondrie, Stec und organische Fehler im Unterleibe, Wassersucht und Abzehrung Wenn diese Folgen bei Spielern von Profession zum Theil nic kommen, so liegt der Grund davon darin, daß für diese der nicht Spiel, sondern ein regelmäßiges Geschäft, eine Arbeit ist.

Spinola (Ambrosius, Marquis von), aus Genua, ge 1569, gehört zu den größten Feldherrn, die unter Philipp II Philipp III. Regierung in dem Kriege mit den aufgestandenen N landen und dann noch in den ersten 12 Jahren des dreißigjäh Krieges den Ruhm der spanischen Waffen aufrecht hielten. Bruder Friedrich war auf der spanischen Flotte als Befehlshaber der niederländischen Küste angestellt, und bewog ihn in den Jahren des 16. Jahrh., 9000 Mann alter italienischer und span Truppen nach den Niederlanden zu führen. Nach Art der alten C dottieris, d. h. der Krieger Italiens, die für eigne Rechnung K pagnien zusammenbrachten und sie in Dienste eines der kleinen tigen Staaten auftreten ließen, war er unter der Bedingung da dazu, daß er die Besoldung seiner Schaar zu besorgen habe, dann auf die spanischen Kassen anweisen könne. Dieser kleine Um sicherte ihm in einer Zeit, wo Kriegszucht immer zunächst durch lige Bezahlung der Truppen bedingt war, und die aufs Beste be neten Unternehmungen scheiterten, wenn es an Geld gebrach, den folg, der ihn in kurzer Zeit so berühmt machte. Wenn im ga

Digitized by Google

anischen Heere Meuterei und Aufruhr wüthete, so waren seine
000 Wallonen Muster des Gehorsams und der Ordnung. Auch trug
ol dies vornämlich dazu bei, daß der Erzherzog Albrecht von Öster-
ich, den Philipp II. zum Statthalter der mehr als halb verlornen
iederlande ernannte, und ihm den Besitz derselben mit seiner Toch-
r Isabelle zusicherte, (1598 kurz vor seinem Tode) die schon seit
nger als zwei Jahren belagerte Festung Ostende ihm einzunehmen
ftrug. So lange hatte der Herzog Albrecht von Österreich selbst
vor gelegen, daß er verzweifelte, seinen Zweck zu erreichen. Spinola
ar, ohne Zweifel durch die Treue seiner Truppen unterstützt, glück-
her. Es fiel (1604) in seine Hände. 3 Jahr 2 Monate war es
n Stande gewesen, sich zu vertheidigen. Als Steinhaufen nahm es
Spinola ein, allein sein Ruhm ertönte durch ganz Europa, das auf
ese Belagerung unverwandten Blickes geschaut hatte. 100,000 Mann
aren vor den Wällen dieser Seestadt gesunken. Spinola eilte selbst
ach Madrid, dem schwachen Philipp III. Bericht von dem Zustande
s Heeres abzustatten und brachte volle Gewalt mit, den Unordnun-
n desselben zu steuern. Er selbst ward zum Oberbefehlshaber aller
anischen und italienischen Truppen ernannt, die in den Niederlanden
anden. Auf der Rückreise nach diesen hatte er in Paris eine Unter-
dung mit Heinrich IV., der ihn über den Plan zum nächsten Feld-
ge ausfragte. Spinola sagte ihm ohne Rückhalt alles, was er
ar zu wissen wünschen konnte, allein Heinrich glaubte es so wenig,
ß er, gerade das Gegentheil vermuthend, dieses dem Prinzen Moritz
n Oranien meldete. Bald sahen Heinrich und Moritz, wie sie sich
f diese Weise beide getäuscht hatten. „Andre betrügen ihre Feinde,
ef Heinrich, indem sie Lügen sagen! Spinola hintergeht sie durch
ahrheit!" Als Moritz seinen Gegner durchschaut hatte, hielt er
n allerdings von fernern Fortschritten ab, aber war eben so wenig
n Stande, einen entscheidenden Vortheil über ihn davon zu tragen.
on beiden Feldherrn wurden die vielen Festungen, das von Kanälen
rchschnittne Terrain meisterhaft benutzt, einander wechselsweise in
chach zu halten. Beide lernten sich gegenseitig schätzen. Endlich be-
irkte eine entscheidende Seeschlacht in Gibraltars Nähe, wo die
nze spanische Flotte durch den holländischen Admiral Heemskerk zu
runde ging (1607), daß der madrider Hof zu einem Waffenstillstande
e Hand bot, den Spinola mit Moritz auf 12 Jahre im Haag ab-
hloß (1609). Im Jahr 1621 ging derselbe zu Ende. Der Streit
ber die jülich-clevsche Erbschaft (s. Ligue Bd. 5) hatte die nahge-
gnen Holländer Partei zu nehmen verleitet. Der Haß gegen Prote-
antismus, die Verbindung mit dem österreichischen Hause, die Hoff-
ung, jetzt die Holländer unterdrücken zu können, bestimmte Spanien
gleich wieder den Krieg zu beginnen, und so sehen wir Spinola sich
on 1621 an mit dem ränkevollen Moritz von Oranien auf's Neue
essen, nachdem er schon im Jahr 1620 bei Mainz über den Rhein
gangen und den ganzen Strich Landes nach Holland zu für das Kai-
rhaus wie im Fluge erobert hatte. Das Glück war diesmal Spa-
en holder. Cleve, die so bedeutende Stadt in diesem Erbfolgestreite,
l in Spinola's Hände. Selbst Breda ward von ihm eingeschlossen,
d Moritz starb unter den Anstrengungen, ihn zur Aufhebung der Be-
gerung zu zwingen. Spinola war durch die sumpfigen Umgebungen
enfalls bedenklich krank geworden. Endlich sah er dem nahen Falle
r Festung entgegen und nach einer zehnmonatlichen Belagerung öffne-
n sich (Mai 1625) die Thore. Seine Umgebungen hatten auf unbe-

Digitized by Google

dingte Übergabe gedrungen. Spinola gewährte der tapfern Be die vortheilhafteste; frei zog sie nach der nächsten Festung ab, v nem Heere begrüßt; für Kranke und Verwundete trug er ede Sorge. Es war seine letzte große Waffenthat. Seine Gesund thigte ihn, den Befehl niederzulegen. Zwar trat er noch einm in Italien auf, wo er die Feste Casalè erobern wollte. Die E nisse indessen, die er von Madrid aus erfahren mußte, erreg soviel Verdruß, daß er bei seinem ohnedies zerrütteten Kör im nämlichen Jahre starb. Zu früh für Spaniens Waffen, d Spinola's Abgang mit jedem Tage unglücklicher kämpften, z früh für seinen Ruhm, der jetzt auf der größten Höhe stand, t dem Auftreten Gustav Adolphs vielleicht, wie der Tilly's, ge gegangen wäre. Moritz sein Gegner fast vom ersten Augenbli wo Feinde auftraten, gab ihm das Zeugniß, er sei der zweite führer seiner Zeit. Welchen Moritz für den ersten hielt? — A scheinlich sich selbst. In Betreff der pünktlichen Bezahlung der ger drückte sich Spinola noch kurze Zeit vor seinem Tode sehr tig aus. Als er von Richelieu über die Belagerung von Rochelle fragt wurde, meinte er nämlich: schließt den Hafen und — die Hand auf. So hatte er ja Ostende erobert!

Spleen bedeutet im Engl. die Milz. Doch versteht man wöhnlich unter diesem Ausdrucke eine eigne Art der Hypochon welche durch Lebensüberdruß ausgezeichnet ist, und bei vielen zu Selbstmord veranlaßt. Man findet diese Krankheit vorzüglich b Engländern, welche dadurch berüchtigt sind, daß so viele von bei aller Glücksfülle und Wohlbefinden ihrem Leben ein Ende m ohne daß sich ein moralischer Grund des Selbstmordes entdecken Das trübe, feuchte, neblichte Klima Englands scheint vorzüglich die Erzeugung dieses Übels zu wirken, welches jedoch auch von übrigen Ursachen der Hypochondrie begünstigt wird. Die Mit Beseitigung dieser Krankheit müssen in einer angemessnen phy Diät gesucht werden.

Sprachenkunde. Ehe um die Mitte des 18 Jahrh. de ses, Monboddo, Herder und Andre über den Ursprung der Sp (s. d. Art. Bd. 9) richtige Ansichten verbreitet hatten, und so lan Erzählung vom Thurmbau zu Babel nicht in dem geistigen Sinn sie, in Beziehung auf eine gemeinschaftliche Quelle der Sprach sondern in der rohen buchstäblichen Bedeutung genommen wurde ten alle Untersuchungen über die verschiednen Sprachen auf der nur eine verkehrte Richtung nehmen, und alle frühern Forschung keinem befriedigenden Ergebniß führen. Man ging häufig von Voraussetzung aus, daß alle Sprachen Töchter der hebräischen w verglich viele Wörter und leitete sie nach oft ganz zufälligen Ä lichkeiten von einander ab. Nur wenige geistreiche Männer w durch gesunde Ansichten von der Fortbildung der Sprache dahi führt, mehrere Sprachen zu zergliedern, wie Casaubon, Scaliger, maise hinsichtlich der griechischen, Alb. Schultens in Beziehung au morgenländischen Sprachen. Whiter gab in neuern Zeiten den jenen Forschern aufgestellten Grundsätzen eine weitre Ausdehnung wollte in allen Sprachen in den Konsonanten allein, und zwar in einfachsten Gestalt derselben, die bedeutsamen Bestandtheile der W ter, und in diesen, allen Sprachen eignen Wurzeln die menschliche sprache finden. Alle diese Versuche beruhten theils auf bloßer Sp lation, wie bei der griechischen Sprache, theils aber berücksich

Digitized by Google

ie, wie bei den morgenländischen, nur die gegenwärtige Darstellung derselben in den Sprachlehren und gingen nicht in eine allgemeine Vergleichung der Sprachen ein. Andre suchten dagegen lieber in den Vokalen, als Nachbildungen der einfachen Naturlaute, die ersten Bestandtheile, welche mit Konsonanten verbunden, einsylbige Wurzeln gaben, und auf diesem Wege kam man zu einsylbigen Ursprachen. Diese Ansicht kann auch allein zu fruchtbaren Ergebnissen führen, wenn man dabei den richtigen Begriff von Ursylben und Urlingen, wie man den Ausdruck des Gemeinsamen in den Sprachen treffend genannt hat, festhält, und mit Kanne beachtet, daß die Konsonanten nur gleichsam niedergeschlagne Hauche sind. Auf dem Wege, den diese Urlinge zeigen, zu den Uranfängen der Sprache zu gelangen, und alle Sprachen, mit Steffens (Karikaturen des Heiligsten, Bd. II. S. 83) zu reden, in eine große Sprachorganisation zu vereinigen, ist eine schwierige, aber auch die höchste Aufgabe für die Wissenschaft. Es fehlt dazu noch an vielen Vorbereitungen, und selbst um nur die bekannten Sprachen nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft zusammen zu ordnen, müßten diese erst bis auf ihre letzten Bestandtheile zergliedert und ihr Bau erforscht worden sein. — Seit Pigafetta vor der Mitte des 16. Jahrh. das Beispiel gegeben hatte, sammelten mehrere Reisende Wörter in fremden Ländern, aber meist nur, was der Zufall darbot. Wo man auch nicht ganz planlos beim Sammeln verfuhr, war doch der Ertrag wenig zuverläßig, und der Umstand, daß man die Wörter mit den, hinsichtlich der Aussprache der Vokale und Konsonanten so verschiednen europäischen Alphabeten nach dem Gehör aufschrieb, machte die treue Auffassung noch schwieriger. Für die Bestimmung der Verwandtschaft der Sprachen brachten diese Bemühungen wenig Gewinn. Von den meisten Sprachen der Erde kennen wir bis jetzt nichts, als solche dürftige Bruchstücke. Das in vielen Werken zerstreute, wurde doch gesammelt, wie von Megiser in seinen Thesaurus polyglottus (1603) und in dem auf Befehl der Kaiserin Catharina II. herausgegebnen vergleichenden Glossarium aller Sprachen, das zuerst 1787—89 erschien, und 1790—91 in einer neuen, jedoch nicht ausgegebnen Aufl. umgearbeitet wurde. Später kam man auf den Gedanken, so viele Übersetzungen des Vater Unser zusammen zu stellen, als sich auffinden ließen, da diese Sprachproben von Kennern, meist von Missionarien herrührend, eine ziemlich gute Bürgschaft ihrer Richtigkeit hatten. Die ersten Proben dieser Art gab Schildberger schon 1427 in armenischer und tatarischer Sprache. Die erste Sammlung veranstaltete Conrad Geßner (1555), dem der fleißig ordnende Müller (1680) und Wilkins (1715) folgten. Eine reichere Sammlung, die schon 200 Vater Unser hatte, lieferte der berühmte Missionar Benjamin Schulze; alle diese Vorgänger aber übertraf der spanische Jesuit Lorenzo Hervas, der die 5 letzten Bände seiner Encyklopädie: Idea dell' Universo (Cesena 1778—87. 21 Bde 4) der Sprachenkunde widmete. Er lieferte darin ein vergleichendes Wörterbuch, worin 63, meist die ersten Bedürfnisse bezeichnende Wörter in 154 Sprachen verglichen werden, brachte mit beinahe 55, noch nie erwähnten amerikanischen Sprachen bekannt, gab das Vater Unser in 307 verschiednen Sprachen und dabei treffliche Nachrichten über die Geographie der Sprachen. Über alle aber erhob sich durch prüfende Auswahl und Vollständigkeit Adelung in seinem, von Vater fortgesetzten Mithridates, der das Vater Unser in beinahe 500 Sprachen und Dialekten mittheilt. Ungeachtet der dürftigen Kenntniß, die man von den Sprachen der Erde hatte,

Digitized by Google

wagte man sich schon früh an ein systematisches Verzeichniß der S
chen. In frühern Zeiten stellte man sie gewöhnlich nach den K
ten zusammen und theilte sie in die Sprachen der Semiten, H
und Japhetiten. Die beiden ersten Sprachstämme nannte m
orientalischen, den dritten die occidentalischen Sprachen, und
allgemeine Merkmale auf, wodurch man beide Klassen unters
wollte, was aber bei dem Mangel einer vollständigen Kenntn
einem Bau aller jener Sprachen nicht gelingen konnte. Durch
fen Untersuchungen Kanne's, Othmar Frank's, Bopp's und
hat sich in neuern Zeiten für die höhere und geistige Etymologi
das oben angedeutete Ziel im Auge hat, das Ursprüngliche und
meinsame in den Sprachen aufzufinden, ein neues Feld geöffnet.
hier ist noch zu ernten.

Nach den zeitherigen Vorbereitungen hat man es nur
einer, meist geographischen Anordnung der Sprachen gebracht, d
hier in einem allgemeinen Umriß nach Adelung's, Vater's, Jam
und Townsend's Untersuchungen mittheilen. Es ist dabei nicht
zu bestimmen, was eine besondere Sprache sei, und die gegebene
klärung, daß diejenigen Sprachen verschieden seien, wovon die ein
einem Volke, das die andre redet, nicht verstanden werde, bleibt
mer schwankend. Und wie wenig kennen wir die große Anzahl
amerikanischen, und selbst viele asiatische Sprachen, um sie auf
nach jenem Merkmale unterscheiden zu können, weshalb denn in
Zusammenstellungen der Sprachen vieles unsicher und hypothetisch
Bei der Anordnung, wovon hier die Rede ist, kommt es jedoch
jene Unterscheidung nicht gerade an, da selbst Dialekte in dieser
sammenstellung ihren Platz finden müssen. Man kann diejenigen S
chen zu einer Familie rechnen, die mehr Ähnlichkeiten, als Versch
heiten haben, und zu einer und derselben Classe diejenigen, die
nicht zufällige, aus bloßer Nachahmung des Naturlauts entst
Ähnlichkeiten zeigen; um aber die Classen nicht zu sehr zu ver
fältigen, muß in einigen Fällen eine blos geographische Unte
dung angenommen werden, worauf man sich bei den weniger bek
Sprachstämmen ebenfalls beschränkt. Die I. Classe umfaßt die e
bigen Sprachen, die sich der Ursprache am meisten nähern, und
der mongolischen Gebirge von wenigstens 150 Mill. Menschen g
chen werden. Sie hat zwei Unterabtheilungen: A. Sprachen mi
griffszeichen, und dazu gehören: 1) das Chinesische (s. d. Art. C
mit seinen 4 Dialekten, dem King oder Kou-wen, der ältern B
sprache, dem Quen-tschang, der neuern Schriftsprache, dem Ko
hoa, der Umgangsprache der Vornehmen, und dem Hiang-tan,
der gemeinen Sprache; 2) die Sprache in Tonkin, wo aber das m
sylbige Bali (s. indische Sprachen Bd. 5) die gottesdienstliche Sp
ist; 3) die Sprache in Kochinchina. B. einsylbige Sprachen mit
benschrift, nämlich: a) die tibetanische, eine Schwester der chine
b) die Sprache in Siam, c) die Birmansprache in Ava und P
d) die noch wenig bekannten Sprachen in Laos und Kambodja.
übrigen Sprachen sind mehrsylbige. II. Classe: Indisch-europ
Sprachen, wozu folgende Familien gehören: A. Sanskrit (s. ind
Sprachen Bd. 5) offenbar die Ursprache Indiens und die Mutter e
weit verbreiteten Stammes, aber schon in den frühesten Zeiten sch
lich einförmig in allen Ländern Indiens, wo sie gesprochen wurde,
daher entstand die Menge neuer Dialekte, wovon der Art. ind
Sprachen Bd. 5 eine Übersicht gibt. Schätzbare Nachrichten über

Digitized by Google

ndischen Sprachen und ihre Dialekte findet man in der, von der thä-
igen Baptisten-Mission in Indien herausgegebenen Schrift: A brief
iew of the Baptist Missions and Translations, die 1815 er-
chien. Sie gibt zugleich ein Verzeichniß der, in der Druckerei der
Missionsanstalt zu Serampore bei Kalkutta herausgekommenen indi-
chen Übersetzungen biblischer Schriften und liefert Schriftproben: des
Sanskrit, des Bengalischen, Marattischen, Kaschemirischen, Telengi-
chen, Tamulischen und andrer indischen und indisch-chinesischen Spra-
hen und des Chinesischen, sowol mit Holztafeln, als mit den, in Se-
ampore gegossenen beweglichen Metallettern gedruckt. Die Sprache
es weit verbreiteten Volksstammes der Malayen (s. d. Art. Bd. 6)
ie nach Jones und Andern zu den, vom Sanskrit abstammenden
Sprachen gerechnet wird, führen Andere als eine eigene Sprachenfa-
milie auf. Sie herrscht von der Ostküste von Afrika und Madagas-
ar durch den großen Sund der ostindischen Inseln bis zur Osterinsel
n der Südsee. Der bekannteste Dialekt der malayischen Sprache ist
er von Malakka, der von hier auf die ostindischen Inseln verpflanzt
urde. Diese Sprache hat auch viel Arabisch aufgenommen. B. Me-
ische Sprachen. Dahin gehören: 1) die Zendsprache (s. persische
Sprache und Literatur Bd. 7), nach Jones dem Sanskrit nahe
erwandt, ist heilige Sprache; 2) das Pehlvi, das noch in einigen
bgelegenen Gegenden um Schirwan nicht ganz ausgestorben ist; 3)
as Parsi, oder Alt-Persische, dem Pehlvi wahrscheinlich ähnlich, wor-
us 4) das Neu-Persische entstand, das seit dem J. 1000 eine aus-
ebildete Sprache ward, 5) das Kurdische, ein verderbter Dialekt
es Persischen und 6) die Afghanensprache, aus Persisch, Tartarisch
nd Sanskrit gemischt. C. Die semitischen Sprachen, die in 3 Haupt-
btheilungen zerfallen: 1) Aramäische (im Norden) und zwar a) ost-
ramäische, wozu gehören: α. das Assyrische, das bis auf einige Kö-
igenamen untergegangen ist; β. das Babylonische, woraus nach der
Rückkehr der Juden aus der Verbannung verschiedene Dialekte in
Palästina entstanden, als: der chaldäische, worin einige Abschnitte des
lten Testaments abgefaßt sind, der chaldäisch-syrische, zu und um
Jerusalem, der galiläische und samaritanische — b) Westaramäische:
α. die syrische Mundart (die gewöhnliche Schriftsprache der westlichen
Syrer, wovon die syrische Bibelübersetzung das älteste Denkmal ist,
och jetzt Kirchensprache aller syrischen Religionsparteien, aber als
Volkssprache nur in einigen Gegenden, am reinsten in Mesopotamien);
β. das nur in Inschriften erhaltene Palmyrenische (s. Palmyra
Bd. 7) und γ. die sabische oder zabische Mundart, ein verderbter
yrischer Dialekt, worin die Religionsschriften der Johannisjünger,
der Sabier (s. d. Bd. 8) geschrieben sind. 2) Kananitische Spra-
hen (im Binnenlande) oder die Sprachen der ältesten Einwanderer, im
ande zwischen der arabischen Wüste und dem mittelländischen Meere.
Dazu gehören: a) die phönizische Sprache, wovon es nur Überreste
uf Münzen und in Steinschriften gibt, mit ihrem Dialekte, dem
Punischen; b) das Hebräische (s. hebräische Sprache und Lit.
Bd. 4) mit dem davon abstammenden rabbinischen Dialekte (s. rab-
inische Sprache und Lit. Bd. 8), der sich erst nach dem Verfall
er jüdischen Gelehrsamkeit, im Mittelalter unter den spanischen Juden
ildete, die hauptsächlich von den Bewohnern Jerusalems abstamm-
n, während die deutschen und polnischen Juden meist Galiläer wa-
n. 3) Arabische Sprache (s. d. Art. Bd. 1), woraus das Äthio-
ische oder Habessinische (s. Habesch Bd. 4), wie das, unmittelbar

aus dem Neu-Arabischen entsprungene Maltesische sich gebildet
D. Die griechische Sprache (s. d. Art. Bd. 4), woven d
mäische oder Neugriechische (s. d. Bd. 6) abstammt. E. G
nische Sprache (vgl. deutsche Sprache Bd. 3) nach ihren
zweigen: 1) nordische Sprachen, wozu man rechnet, a) die
vische mit ihren Abtheilungen, dem Schwedischen, das in den
karlischen und gothländischen Dialekt zerfällt, dem Dänischen
Dialekten, die in Norwegen und auf einigen Orkney-Inseln (s.
dische Inseln Bd. 7) gesprochen werden; und b) die isländ
2) deutsche, diese zerfallen in a) den fränkischen Dialekt, wor
schwäbische (alemannische) des Mittelalters, das Hochdeutsche
sogenannte Cimbrische stammen; b) das Sächsische oder Sassische
α. die angelsächsische mit ihrer, durch fremde Zusätze zu einer
sprache gewordnen Tochter, der englischen Sprache (s. engl
Bd. 3) und dem in Niederschottland herrschenden, der Stamm
in mancher Hinsicht ähnlichern Dialekt (vgl. Schottland),
niedersächsische (Plattdeutsch), γ. das Friesländische und Hol
gehören; 3) die Mösogothische, worin das älteste Denkmal der
manischen Sprachen, die Bibelübersetzung des Ulfilas (s. d.
Bd. 10) aus dem 4ten Jahrh. sich erhalten hat. F. Celtische S
chen, einst eine weit verbreitete Abtheilung der indisch-europ
Classe. Das Celtische war im alten Gallien bis zum 6ten oder
Jahrh. herrschend, wo es von der römischen Sprache verdrängt
und kam von dort mit dem erobernden Volke nach Britannien,
seine Abkömmlinge noch fortleben: 1) die irische Sprache, deren
Denkmale nicht über das 9. Jahrh. hinaufsteigen, mit den ver
Sprachen, a) der gaelischen (worin noch der Name der Stamm
fortlebt) im schottischen Hochland (s. d. Art.), die beide durch
Normänner viele skandinavische Wörter erhalten haben, und b
Manks Sprache der Insel Man (Mansk), die mit norwegischen, en
und welschen Wörtern gemischt ist; 2) die cimbrische oder celt
manische Sprache, gleichfalls von einem Celtenstamm, den Belgen
Britannien gebracht, hat sich in ihren Töchtern, a) der W
(Welsk) im Fürstenthum Wales, b) der Sprache von Cornw
dem im 5. Jahrh. durch ausgewanderte Britten nach Bretag
brachten Dialekt, bis jetzt erhalten. G. Die lateinische, oder e
lich römische Sprache (s. d. Art. Bd. 8) von der alt-latei
abstammend, mit welcher die etruskische, volskische und oskisch
verwandt gewesen zu sein scheinen, gehört mehr als Mutter
zahlreichen Stammes, denn als ursprüngliche Sprache an die
einer Familie, wozu gerechnet werden: 1) d. Italienische
Art. Bd. 5) mit vielen Dialekten, wovon Fernow in seinen röm
Studien Nachricht gibt, und von welchem besonders der sicilisch
sardinische viele Beimischungen von fremden Ansiedlern erhalten h
2) das Spanische (s. spanische Sprache und Lit. Bd. 9)
seinen drei Dialekten: dem kastilischen, dem katalonischen und g
schen; 3) das Portugiesische (s. portug. Spr. u. Lit. Bd. 7),
Spanischen, besonders dem galicischen Dialekt verwandt, doch k
wegs blos Mundart des Kastilischen, sondern unmittelbar vom
teinischen entsprossen; 4) das Romanische in Graubündten
Art. 4), das gleichfalls im Mittelalter aus dem Lateinischen
Deutschen zusammengeschmolzen ist, wie Planta in seiner Gesch
der romanischen Sprache (Chur 1776) gezeigt hat; 5) das Pa
tavische früher zur Zeit seiner Blüthe bis gegen den Anfang des

Digitized by Google

Jahrhunderts auch Limosinisch genannt, und durch Dichter ausgebildet (s. Provenzalen Bd. 7) jetzt in Süd-Frankreich mehr mit dem ranzösischen verschmolzen; 6) das Französische (s. französische Sprache Bd. 3) mit vier Hauptdialekten: Bearnisch, Auvergnisch, landrisch und Wallonisch; 7) Wallachisch, gleichfalls ein Abkömmng der lateinischen Sprache, welche, durch römische Kolonien nach Dacien (s. d. Art. Wallachei Bd. 10) verpflanzt, sich mit deutschen, avonischen und türkischen Wörtern vermischte, und in dieser Blendngssprache meist die italienische Form annahm. II. Cantabrisch oder Baskisch, eine uralte Sprache, in mancher Hinsicht dem celtischen Sprachstamm verwandt, doch wieder so verschieden, daß es als mäßier Überrest einer Familie aufgeführt werden muß, wird am nördlichen Ende der Pyrenäen gesprochen, und ist so verwickelt in seinem Bau, daß Larramendi seine, 1729 zu Salamanca erschienene Sprachlehre desselben El imposible vencido (die überwundne Unmöglichkeit) nannte. D. Young behauptet, in den philos. Transactions für 1819, daß von den, in Humboldt's Abhandl. über die Baskensprache (in den Zusätzen zum Mithridates, Berlin 1817) mitgetheilten Wörtern wenigstens 6 durchaus koptisch seien und sich doch nicht in den Nachbarsprachen finden, woraus er sogar schließen will, daß sich in sehr früher Zeit Ägypter in Spanien angesiedelt haben (vergl. W. v. Humboldt: Prüfung der Untersuchung über die Urbewohner Spaniens, vermittelst der baskischen Sprache. Berlin 1821, 4.). III. Die slavischen Sprachen (s. d. Art. Bd. 9), die von den Slavoniern, Abkömmlingen der Sarmaten, ihren Namen haben, und durch die Eroberungen der Slaven im südöstlichen und östlichen Europa weit verbreitet wurden, zerfallen in zwei Abtheilungen: 1) Slavonisch, dazu gehören: a) die russische Kirchensprache (Altslavonisch); b) das reine Russisch, die jetzige Schriftsprache; c) Malorussisch, ein wenig mit Polnisch vermischt, in der Ukraine und Kleinrußland üblich; d) Susdalisch, mit Griechisch und andern Sprachen vermischt, in Thrazien; e) Servisch mit der Mengsprache der Uskoken, eines Bulgarenstammes, und der ragusanischen Sprache als Dialekten; f) Siebenbürgisch-Slavisch unter einer kleinen Kolonie; g) Kroatisch; h) Sprache der Südwenden, die in Krain, Kärnthen und Untersteiermark mit Deutschen vermischt wohnen; i) Ungarisch-Wendisch unter einer kleinen slavischen Kolonie in Ungarn; k) Polnisch; l) Kassubisch unter den Kassuben in Pommern, ein mit Deutsch vermischtes Polnisch; m) Böhmisch oder Czechisch, eine durch Literatur lange schon gebildete Sprache, deren ältestes Denkmal vom J. 900 ist; n) Oberlausitzisch-Wendisch oder Sorbisch; o) Niederlausitzisch-Wendisch, von jenem sehr abweichend; p) Polabisch, früher in Lüneburg, eine Mengsprache. 2. Litthauische Sprachen, die aus ⅔ slavischen und übrigens meist deutschen Bestandtheilen bestehen; dahin gehören: a) das Altpreußische vor der Reformation in Samland gesprochen, und dem Deutschen ähnlicher, als andere litthauische Dialekte, aber jetzt ausgestorben (vergl. Vater: die Sprachen der alten Preußen, Braunschweig 1821. 8.); b) Preußisch-Litthauisch zwischen Inster und Memel; c) Polnisch-Litthauisch in Samogitien; d) Lettisch (s. Letten Bd. 5) in Kurland, am reinsten um Mitau und Riga mit vielen finnischen Bestandtheilen. — Die III. Classe bilden die asiatischen Sprachfamilien. Sie zerfallen in: A. Sporadische, d. h. diejenigen Sprachen, die gewissermaßen geographisch von den übrigen geschieden sind; dahin gehören: 1) die tschudischen, welche die Sprachen der Finnen in Finnland, der

Esthen, Liven und Lappen begreifen, eines Völkerstamms von
kanntem Ursprung, der aber mit Hunnen oder Mongolen in V
dung gewesen zu sein scheint, da jene Sprachen zu den gemis
gehören und sehr verwickelt in ihrem Bau sind, wie besond
finnische, von welcher neuerlich Strahlmann eine Sprachlehre
1818) lieferte. Das Lappländische ist einigermaßen mit dem E
navischen verwandt und hat so viele Dialekte, daß fast jede Kir
eigene gottesdienstliche Sprache hat. 2) die ungarische oder magy
Sprache ist auf der einen Seite mit dem Finnischen, noch mehr
mit dem Slavonischen verwandt und mit vielen Wörtern au
Deutschen, Französischen, Lateinischen, Armenischen und andern
chen vermischt, wie denn die Magyaren selbst ein tatarisches, m
dern Völkerstämmen vermischtes Volk zu sein scheinen; 3) die
nische Sprache, zum Theil Mengsprache aus Griechisch, Latein, D
Slavonisch, theils aber eigenthümlich und mit keiner andern E
verwandt. B. Die kaukasischen Sprachen, sämmtlich in der Re
Kaukasus einheimisch, von den übrigen zu dieser Classe gehörig
nig verschieden, und im Allgemeinen den Sprachen Nord-Asiens
besonders den samojedischen Dialekten in den Gebirgen zwischen
rien und der Mongolei. Es gehören dazu: 1) die armenische Sp
deren ältestes Denkmal eine Bibelübersetzung aus dem Anfang
5. Jahrh. ist; seit 800 aber ist die alt-armenische Schriftsprach
dem Leben verschwunden und dauert nur als Gelehrtensprache in
Klöstern, den Sitzen der geistlichen Studien, noch fort, während
Umgangsprache, die mit ihren vier Hauptdialekten aus jener
stand, durch Beimischung vieler persischen und türkischen Wörter
derbt ist; 2) die georgische Sprache besteht gleichfalls aus einer
lichen- und Kirchensprache, worin man Bibelübersetzungen und
chenbücher hat, die aber noch nicht in Sprachlehren und Wörter
bearbeitet worden ist, und aus der in 3 bis 4 Dialekte zerfal
Volkssprache, einer Abart der Kirchensprache. Nur diese beiden
chen des kaukasischen Stamms sind zu Schriftsprachen erhoben
den, und bedienen sich des im 5. Jahrh. erfundenen, zum Th
der Zendsprache entlehnten armenischen Alphabets, von de
Buchstaben die georgische Sprache aber nur 37 hat. Die übrig
kasischen Sprachen, nämlich 3) die Sprache der Abchassen oder
sen, an der Nordküste des schwarzen Meers, mit vielen tscherk
Wörtern, aus zwei Dialekten bestehend; 4) bei den Tscherkessen
lich von jenen (wo Fürsten und Adel eine eigene Sprache, Sik
genannt, gebrauchen sollen, da sie allein und nicht das leibeigne
die Nation bilden): 5) die Mengsprache der rohen Ossseten, am
ken Ufer des Terek, auf dem Hochgebirge des nördlichen Kau
6) die Sprache der Kisti oder Inauschi am Ursprunge des T
7) die Sprache der Lesgi im östlichen Kaukasus, aus verschi
Dialekten bestehend, haben sämmtlich noch kein eigenes Al
C. Die tatarischen Sprachen im engern Sinne, vom kaspischen
bis zur Mündung des Amur, in Ländern, die vor Zeiten stets
Schauplatz von Auswanderungen und Barbarei waren. Die Spr
der Tatarenstämme in ihrem Mutterlande sind wenig bekannt,
zwei ausgewanderte Stämme, die im Auslande zu einiger Bil
gelangten, die Osmanen in der Türkei und die Mandschu (s. d.
Bd. 6) oder Mantschu in China, erhoben ihre Sprache zur Sc
sprache. Man kann diesen Sprachstamm in drei Zweige theilen:
Türkisch-tatarische Sprachen, diese sind a) die kaspischen, wozu

Digitized by Google

bren: α. die türkische Sprache, außerhalb der großen Tatarei (s. türkische Spr. u. Lit. Bd. 10) die dem westlichen Europa seit der Mitte des 16. Jahrh. bekannt wurde, wozu im Folgenden vorzüglich Reinski beitrug; β) die tatarischen Dialekte in der großen Tatarei nd größtentheils noch so wenig bekannt, daß man von den meisten ur einzelne Wörter, und von einigen auch diese nicht hat. Am wenigsten kennen wir von den Sprachen der Stammverwandten der osmanischen Türken in der großen Tatarei, der Turkestanen, Turkmänen, Usbeken, Bucharen, Karamanen; gesitteter sind die Stämme n Norden des schwarzen und kaspischen Meers, vom Ausflusse der Donau bis in Sibirien, wo aber das Tatarische mit dem Mongolischen schon sehr vermischt ist. Die bekanntesten Dialekte sind der rimische und kasanische. Dieser letzte, der in Kasan, Astrachan und Oremburg herrscht, ist der reinste und auch in Sprachlehren bearbeitet; nächst ihm die Sprache der Baschkiren und der ihnen verwandten Völker in der oremburgischen und permischen Statthalterschaft, und er Kirgisen. Die Sprachen derjenigen sibirischen oder turanischen Tataren, die sich zum Theil nicht mit den Mongolen vermischt haben, ind noch sehr wenig bekannt. Weit unreiner und durchaus mit Mongolisch vermischt, sind die Sprachen der übrigen Tatarenstämme in Sibirien, z. B. der tschulymschen Tataren zwischen dem Ob und Jenisei, der Teleuten, oder westlichen Kalmücken am Ob, der Jakuten vom Lena bis zum Eismeer. Die Sprache der Tschuwaschen an der Wolga, die einigermaßen grammatikalisch bearbeitet ist, soll nach Einigen so abweichend von den tatarischen Sprachen gewesen ein und noch sein, daß man sie zu einer eigenen Familie hat machen wollen. Die sibirischen Tataren, meist Nomaden, sind theils beiden, theils Mahomedaner, wenige dem Äußern nach Christen, wie die Turalinzen, die durch Dragoner zur Taufe in den Fluß getrieben wurden. b) die mongolische Sprache (vergl. Mongolen Bd. 6), die erst im 13. Jahrh. eine der tibetanischen ziemlich ähnliche Sylbenschrift, entweder durch Tataren, oder lamaische Priester erhielt, welche mittelst 14 Consonanten und 7 Vocalen 98 Sylbenzeichen bildet, verräth noch sehr ihren Ursprung von einer einsylbigen Sprache, ist sehr einfach, wenig ausgebildet und erst neuerdings grammatikalisch bearbeitet. Sie theilt sich in einige Dialekte, wovon die Sprache der Kalmücken, des andern Hauptstammes der Mongolen mit vielen tatarischen Wörtern vermischt ist. 2) Das Mantschurische, das mit dem Türkischen und Persischen verwandt ist, erhielt in China in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. eine der mongolischen ähnliche, aber späterhin erweiterte und ausgebildete Sylbenschrift und seitdem eine bedeutende, durch die chinesische bereicherte Literatur, um deren Bekanntmachung sich besonders Langles in Paris verdient gemacht hat. Die Dialekte der verschiedenen Stämme der Mantschu, die theils innerhalb und im Osten der großen Tatarei, theils auf der Halbinsel Korea wohnen, kennt man noch wenig; die gebildetsten sind die Mutschen, nördlich von China und Korea, von welchen die chinesischen Kaiser abstammen (s. China, Bd. 2.), und in ihrem Dialekte sind die Werke geschrieben, die in China gedruckt wurden. 3) Das Tunguusische, die Sprache der, als Nomaden das östliche Sibirien vom Jenisei an, und einen Theil des chinesischen Gebietes durchstreifenden Tunguusen (s. d. Art. Bd. 10.) ist mit Mongolisch vermischt und wird nebst seinen Abarten auch wol blos als Dialekt der mantschurischen Sprache aufgeführt, ist aber so wenig bekannt, daß sich über

den Platz, der ihm in der Zusammenstellung der Sprachen gebü
nichts entscheiden läßt. D. Die sibirischen Sprachen, zwischen
gebirgigen Tatarei und dem Eismeer einheimisch, sind gleichfalls
dürftig bekannt. Man weiß zwar, daß die Mongolen bis in jene
genden gedrängt wurden, aber es ist zweifelhaft, wie viele von
dort wohnenden Völkerschaften zu dem mongolischen Stamme g
ren. Die Sprache derjenigen, die an den Grenzen von Europa
Asien wohnen, scheinen neuern Ursprungs zu sein und sich aus an
gebildet zu haben. Einige, wie die Sprachen der Permier an
Kama, der Wogulen nördlich vom Ural, der Ostiaken am Irtisch
Ob, der Tscheremissen am linken Ufer der Wolga und der Mer
nen an der Oka und Wolga, sind sämmtlich so sehr mit Finnisch
mischt, daß man sie auch zum finnischen Sprachstamme gerechnet
Die Sprache der Samojeden (s. d. Art. Bd. 8.) theilt sich
viele Dialekte, die aber so wenig, als die Völkerschaft selbst, n
bekannt sind; sie scheinen theils den kaukasischen Dialekten, theils
woguliſchen und ostiakischen verwandt zu sein. Die Kamtschadalen
Kamtschakta, Bd. 5.) reden eine der mongolischen sehr ähnl
Sprache, die sich in mehre Dialekte theilt, und zu demselben Stam
me scheint die Sprache der Tschuktschen zu gehören. E. Die Ju
sprachen der asiatischen Klasse sind auf den Inseln östlich von Bo
neo einheimisch. Alle diese Sprachen sind noch wenig bekannt; di
derselben werden zu dem oben genannten malayischen Sprachstam
gerechnet, andere sind aus der mongolischen Sprache entstanden.
dieser Abtheilung gehören: 1) die Sprache auf den kurilischen Inse
die auch bis Kamtschatka reicht; 2) die japanische, noch sehr wen
bekannt, ungeachtet die Holländer seit 200 Jahren mit Japan (s
Art. Bd 5.) in Verkehr stehen, aber vielleicht aus mongolischen Gru
stoffen eigenthümlich ausgebildet; ihr scheint die Sprache auf
Liutschu-Inseln verwandt zu sein; 3) das Tagalische, vermuthlich
Abkömmling des Malayischen, ist die Hauptsprache auf den philip
nischen Inseln (s. Philippinen, Bd. 7.) und ein rauherer Dial
desselben ist das Bissaische. Von beiden sind durch die Spa
Sprachlehren und Wörterbücher geliefert worden. Die Sprache
Suluh-Inseln ist jenen verwandt. 4) Die Sprache auf Celeb
(s. d. Art. Bd. 2.) heißt Bugis, ist dem Malayischen sehr ähnlich
hat eine eigene Schrift; 5) die Sprachen der Südsee-Inseln sch
ungeachtet der großen Entfernung, wodurch diese Eilande von ei
der getrennt sind, weniger verschieden zu sein, als unter den Bew
nern mancher kleinen Festlande, und werden sich, wenn man sie
nauer kennt, wahrscheinlich unter wenige Familien bringen las
Das Malayische ist in viele derselben übergegangen. — Die IV. Kl
begreift die afrikanischen Sprachen. Man glaubt, daß in Afrika
d. Art. Bd. 1.) überhaupt gegen 150 Sprachen herrschen, wo
man gegen 80 einigermaßen kennt. Wir nennen die Hauptsprach
1) die ägyptische oder coptische (s. Copten, Bd. 2.) ist seit beina
200 Jahren erloschen und unter dem Volke durch das Arabische v
drängt worden. Sie hatte mehre Dialekte, von welchen der um Me
phis herrschende für den ältesten gehalten wird, und der thebaische
Ober-Ägypten sich, besonders in den Klöstern, länger erhalten
haben scheint. Die Ägypter haben keine Spuren ihrer Sprache u
ter den Völkern, deren Länder sie einst bewohnten, zurückgelass
2) die Sprachen der Bewohner Nubiens (s. d. Art. Bd. 6.) s
eine Vermischung des Arabischen mit den Dialekten der benachbart

Digitized by Google

Negerstämme. 3) Die abyssinische Sprache theilt sich in viele Dialekte; die Gelehrten- und Kirchensprache heißt Ghees, die Volkssprache Tigri und Amharisch, die sich beide aus dem Arabischen aber eigenthümlich gebildet haben. 4) Die Berbersprache herrscht in der Wüste von Nord-Afrika, besonders auf den Oasen (s. diesen Artikel), wohin die Berbern, wahrscheinlich Abkömmlinge der Mauritanier, Numidier und anderer alten Bewohner der Küste von Nord-Afrika, durch die Araber verdrängt wurden. Die Sprache auf den kanarischen Inseln ist ihr sehr ähnlich. 5) Die Mandingo-Sprache herrscht vom Senegal bis zum Niger. 6) Die eigentlichen Negersprachen sind sehr verschieden, und obgleich die Missionarien von manchen derselben Proben gegeben haben, so läßt sich doch daraus nichts über die Verwandtschaft derselben ableiten. 7) Die Kaffernsprache ist im Süden weit verbreitet und soll sich bis Quilon erstrecken. 8) Die Hottentotten (s. d. Art. Bd. 4.) und ihre Nachbarn, die sogenannten Buschmänner (Bosjemans) sprechen verschiedene Dialekte derselben sonderbaren Sprache, die sich durch drei schnalzende Laute auszeichnet, welche man im Schreiben durch ǂ, ǂ' und ǂ'' ausdrückt, um vermuthlich den Grad des Schnalzens zu bezeichnen. So heißt z. B. der Himmel im Dialekt der Buschmänner ǂ' gachuch, in einem andern Dialekt ǂ'' kbey. — Die V. Klasse umfaßt die amerikanischen Sprachen, die so verschieden sind, als die zahlreichen Indianerstämme, die Amerika (s. d. Art. Bd. 1.) bewohnen, und bei der mangelhaften Bekanntschaft mit denselben sich gar nicht familienweise ordnen lassen. Wir theilen sie: A. in südamerikanische, deren man 2 — 300 zählt, nach folgenden Unterabtheilungen: a) auf der Südspitze (Feuerländer und Patagonier); b) östlich vom Platastrom bis zum Maranhon (8 Indianersprachen); c) östlich von Paraguay (die brasilianischen Dialekte und 49 ganz unbekannte Sprachen); d) westlich von Paraguay (21 Sprachen); e) auf der Küste von Peru (4); f) östlich von Peru (12); g) östlich von Quito am Maranhon (5 bekannte und 100 unbekannte); h) vom Rio Negro zum Oronoko (4); i) um Casanare (5); k) auf der nördlichen Küste (3); l) in den nordwestlichen Gebirgen (4). — B. Mittel-Amerika hat gegen 20 besondere Sprachen, und zwar a) auf den Inseln (St. Domingo); b) von der Landenge Panama bis Guatimala (3 Sprachen); c) Mexiko (8); d) von Kalifornien bis zum Rio del Norte (8). — C. In Nord-Amerika zählt man gegen 100 Sprachen, nämlich: a) nordwestlich von Neu-Mexiko (2); b) um Kalifornien (3); c) nördlich von Kalifornien (5); d) um Nutka-Sund (8); e) westlich vom Mississippi (10 und einige Dialekte); f) vom Mississippi zum Ohio (14 mit den Sprachen der sechs Nationen und außerdem verschiedene Dialekte; g) westlich von der Hudsons-Bai (29 und einige Dialekte); h) auf der Nordküste (5 — 7) scheinen die Sprachen mit dem Tschuktschischen viel Ähnlichkeit zu haben.

*Sprüchwörter sind nicht blos als Wahrzeichen und Blüthen des Volkswitzes zu betrachten, sondern ernster, als die philosophischen Elemente in einem Volke, wie die Volkslieder die poetischen Elemente in demselben sind. Zu ihrem 1) Wesen gehört, daß sie im Munde des Volks sind und eines gewissen Ansehens genießen; daß sie durch geistreiche Kürze, gediegenen Inhalt, durch alterthümliche Würde und eine kecke Bestimmtheit vor anderer gemeiner Lehre und Rede sich auszeichnen. — „Erst wieg's, dann wag's!" — 2) Geschichte: sie stammen aus der Jugendzeit der Völker, zugleich mit den Sagen,

Digitized by Google

und sind das Vermächtniß aller Vorzeit an alle Gegenwart. Urahnen sind die Orakel und die Göttersprüche der ältesten und Dichter; sie sind die landläufigen Aussprüche der Erfahr dem öffentlichen und häuslichen, sittlichen und politischen Le Menschen-Kinder. „Volkes Stimme, Gottes Stimme." — 3 rakter: sie mischen sich in alle menschlichen Händel, bringen al Sprache, sehen überall nach dem Rechten und sind der Spieg weltlichen Wesens. Vor dem Sprüchwort ist, wie vor dem Alles gleich; jeder Stand, jeder Glaube, Klugheit und Einfalt muth und Reichthum, alles wird von ihm gleich kurz un gleich derb, neckisch, fromm, ehrlich und rund heraus censirt, Ansehen der Sache und der Person. Es sagt muthwillig, wie und trotzig, wie es sein sollte; es liebt den Mutterwitz, woh bei dem Verständigen und steht der Einfalt wacker bei. Das und Gute schmückt es gern mit zierlichem Bild und Gleichniß, rend es dem Laster und der Thorheit allen erdenklichen Schim hängt. — „Was versehrt, das lehrt!" — 4) Nutzen: Es le benephilosophie, wenn nicht zusammenhängend, doch allseitig; nicht gelehrt, doch bündig, hell und klar, Auskunft gebend über ches, worüber Gelahrtheit und Systeme schweigen. Es überred spruchlos und hadert nie, aber ehe er sich's versieht, schlägt es Schulfuchs auf's Maul. Es nährt den Witz, übt den Ve frischt das Gemüth an und erfreut den Scharfsinn. Es ist au Wege durch's Leben ein kluger, heiterer Gesell, der dich w Leid, noch Freud, weder im Schimpf noch Ernst im Stiche l „Sprüchwort, wahr Wort." — 5) Gebrauch: Es ist nicht e leicht, sich der Sprüchwörter zierlich, recht und tüchtig, zu r Zeit und Statt zu bedienen; sie wollen überall nur als Wur als Nahrung gereicht sein. Sie wollen Schrift und Rede nur tigen und schmücken, wie edles Gestein im edlem Metalle, w in Purpur erfreut. Im vertrauten Gespräche jedoch und im style mag das Sprüchwort gern dreist, frank und frei sein, ver hend das Blatt vor dem Munde. Heiter, geistreich, klug und aber mag es gern überall erscheinen. Wenn dich nun die Spr ter anfechten, zu reden, so wehre ihnen nicht, sondern gebrau rer, wie guter Wehr' und Waffen. — „Wer's kann, dem kom — 6) Verwandte des Sprüchworts sind: der Spruch, A Einfall, die Sentenz, Fabel, Scherz-, Witz- und Schim und überhaupt alles, was bildlichen Ausdruck und gleichsa Persönlichkeit hat. — „Trau, schau wem!" — Eine Literat Sprüchwörter fehlt uns noch. Sammlungen derselben haben Deutschen geliefert: der „Freidank," Agricola, Eyring, Gruter u. A. m. Die beste neuere ist Sailer: „Die Weisb der Gasse." Eine vollständige, geordnete, kritische Sammlun deutschen Sprüchwörter steht noch zu erwarten. „Was lange w wird gut!"

Staatspapiere. Staatspapiere sind im Allgemeinen Papiere, die vom Staate ausgestellt sind und sich auf Staat legenheiten beziehen. Im engern Sinne aber versteht man Staatsschuldpapiere oder diejenigen Papiere darunter, welche die bindlichkeit des Staats gegen seine Gläubiger ausdrücken. Das piergeld kann zwar auch unter die Staatspapiere gerechnet den; jedoch versteht man unter Staatspapieren eigentlich nur Staatsobligationen, welche nicht die Stelle des baaren Geldes

Digitized by Google

Umlaufsmittel vertreten sollen, sondern, die verzinsliche Capitale vorstellen. Man nennt sie auch öffentliche Effecten. Das eigentliche Papiergeld gehört allerdings auch zu den Staatsschulden; denn der Staat hat die Verbindlichkeit, für dasselbe baares Geld zu seinem Nominalwerthe zu zahlen, wenn die Inhaber es verlangen, oder es nicht mehr zu seinem Vollwerthe anbringen können. Aber es hat doch eine ganz andere Natur. Wir wollen daher den Artikel Staatspapiere von dem Staatspapiergelde trennen und hier blos von den erstern im engern Sinne, im folgenden aber von letzterm handeln. Wie Staatspapiere durch die Staatsschulden entstehen, lehrt der Artikel Staatsschulden, Bd. 9. Dadurch, daß man Obligationen über letztere ausstellt, oder sie auf andere Weise den Gläubigern sichert und in einen übertragbaren Gegenstand verwandelt, mit dessen Besitz die Beziehung von bestimmten Zinsen und die freie Disposition über den Stamm verknüpft ist, werden diese Papiere ein besonderer Gegenstand des Verkehrs, deren Werth kennen zu lernen, für Staatsmänner, Kaufleute und Capitalisten von großem Interesse ist.

Es fordert es nämlich der eigne Vortheil der Staaten, daß sie die Bedingungen pünktlich erfüllen, unter welchen sie die Schulden gemacht haben, und die in den Staatsobligationen ausgedrückt sind, weil davon ihr künftiger Kredit abhängt, und weil ein Staat unter um so viel leichtern Bedingungen von den Capitalisten Geld erhalten wird, so bald er es nöthig hat, je pünktlicher und je genauer er die eingegangenen Verbindlichkeiten in den vergangenen Zeiten erfüllt hat. Zwar gibt es viele Beispiele, daß Staaten, welche ihre versprochenen Verbindlichkeiten bei ihrem Schuldenwesen nicht erfüllt haben, bald darauf doch wieder Kredit fanden, wenn sie ihn auch etwas theurer bezahlen mußten. Die Capitalisten schließen nämlich so: der Staat bedarf des Kredits nothwendig, und wenn er daher gleich durch ungeschickte Finanzminister oder durch den Drang der Umstände einmal in die Lage gekommen ist, seine Verbindlichkeiten nicht zu erfüllen, so wird er es doch rathsamer finden, in Zukunft desto strenger auf Erfüllung seiner Verbindlichkeiten zu sinnen, um sich wieder den ihm unentbehrlichen Kredit zu verschaffen. Und um dieser Betrachtung willen werden, nach mancherlei Täuschungen, doch immer wieder geldreiche Leute durch vortheilhafte Bedingungen von neuem gereizt, solchen Staaten, die früher nicht Wort gehalten haben, zu borgen, zumal, wenn sie bemerken, daß klügere Minister an die Spitze der Verwaltung getreten sind, und daß Maßregeln für die Zukunft getroffen werden, von welchen sich hoffen läßt, daß die Erfüllung der Verbindlichkeiten nicht nur ernstlicher Vorsatz ist, sondern wodurch auch das Vermögen dazu begründet wird.

Dergleichen öffentliche Schuldobligationen gibt es jetzt fast in allen Staaten, und es ist davon eine so große Mannichfaltigkeit vorhanden, daß ein besonderes Studium dazu gehört, die Natur, den verschiedenen Werth, den Grad ihrer Sicherheit, die Art sie zu kaufen und zu verkaufen, die Zinsen derselben zu erheben u. s. w. kennen zu lernen. Früher waren die Staatsobligationen gewöhnlich, wie die Privatschuldscheine, auf bestimmte Termine ausgestellt, nach deren Ablauf die erborgten Capitale vom Staate zurückgezahlt werden sollten und wirklich zurückgezahlt wurden, wenn der Staat auf Ehre und Kredit hielt. Für dergleichen Schuldscheine wurden sodann die bedungenen Zinsen in bestimmten viertel-, halb- oder einjährigen

Digitized by Google

Terminen bezahlt, bis die Rückzahlung des Capitals erfolgte. E
gibt es mehrere, besonders kleine Staaten, die ihre Schulde
diese Weise contrahiren und die Obligationen nicht gern aus
Hand ihrer Gläubiger lassen mögen. Die größern Staaten aber
ben es in den neuern Zeiten vortheilhafter gefunden, den Umla
rer Obligationen möglichst zu erleichtern. Sie bleiben theils
dabei, daß sie die Obligationen auf die Namen der Borger aus
len, erleichterten aber doch deren Veräußerung. Noch leichter m
diese, wenn die Obligation blos auf den Inhaber gestellt wurde,
sodann jeder seine Ansprüche beliebig verkaufen kann, ohne
Staate davon Anzeige zu thun. War aber der Name des Cre
in der Obligation genannt, so mußte beim Verkauf dessen Um
bung geschehen. Mit der Zeit entwickelten sich nun verschiedene
thoden, wie der Staat Capitale an sich zog, welche sämmtlich
auf berechnet waren, die Capitalisten geneigt zu machen, ihre
der dem Staate anzuvertrauen. Der Reiz, sie anzulocken, be
theils darin, daß man ihnen die Aussicht eröffnete, ein größeres
kommen von ihren Capitalen zu ziehen, als es auf irgend einem
dern Wege möglich war, theils darin, daß man die Übertragun
leichterte und das daraus fließende Einkommen von allen Ab
befreite. Das erstere geschahe: 1) durch die sogenannten Ann
ten, d. h. durch solche Verträge, wodurch der Staat sich ver
macht, dem Darleiher für sein Capital jährlich eine bestimmte
zu bezahlen, die er auf anderm Wege nicht so leicht und bequem
halten kann. Dergleichen Renten sind entweder auf eine gewi
bestimmt, wie 49 oder 99 Jahre lang, und mit dem Ablaufe
Zeit hört die Rentenzahlung auf und der Darleiher erhält sein
pital nicht wieder zurück, weil ihm letzteres nach und nach in
höhern Rente bezahlt wird, welche ihm das Capital im Verlauf
Zeit, durch welche die Rente dauert, reichlich erstattet. Dergl
Annuitäten nennt man deshalb Zeitrenten: oder die Renten da
so lange fort, bis der Staat das Capital selbst zurückzahlt:
doch hat er dazu keine Verbindlichkeit, sondern es hängt von
nem Belieben ab, ob und wenn er es thun will, oder nicht.
Gläubiger hat keinen Rechtsanspruch, als auf die ausgem
Rente. Diese sind die zeitwierigen und immerwährenden Ren
Beide, sowol die zeitwierigen als immerwährenden Renten,
der Darleiher oder Inhaber ohne Weitläuftigkeiten und ohne
sten veräußern, und in einem Staate, wo es viel Capitalisten
finden sich leicht Käufer, welche so viel dafür geben, als ein
kommen, das die Rente gewährt, auf dem Geldmarkte wert
2) Ein anderes Mittel, Gelder an sich zu locken, war die Ein
tung der Leibrenten oder Tontinen. Erstere sichern bestimmten
sonen ein bestimmtes Einkommen gegen ein bestimmtes Capital
ihre Lebenszeit. Dieses Einkommen ist um so größer, je älter
Leibrentner ist, und es liegt deshalb für viele ein Reiz darin,
auf dergleichen Leibrenten einzulassen, weil sie mit einem kl
Capital sich für ihre Lebenszeit ein viel größeres Einkommen ver
fen können, als wenn sie dasselbe ausleihen oder es sonst anle
Und da in der Regel jeder Mensch sich langes Leben zutraut,
schmeichelt er sich leicht, ein solches Einkommen recht lange zu
nießen. Oft war es auch dabei verstattet, die Leibrente auf das
ben eines Andern zu sichern, von welchem man hoffen konnte,
es lange dauern würde, und dessen allgemeine Bekanntheit die

Digitized by Google

bensbescheinigungen entbehrlich machte. So wurden in Frankreich viele Leibrenten auf des Königs oder anderer Großen Leben genommen, theils aus letzterem Grunde, theils weil man voraussetzte, daß auf deren Erhaltung die größte Sorgfalt verwendet würde. Wer eine solche Leibrente besaß, konnte dieselbe an jeden andern veräußern oder auch vererben; es hing von dem Leben der Person ab, auf welche sie lautete, wie lange sie gezahlt werden sollte. Tontinen sind solche Verträge, wodurch der Staat einer Gesellschaft von Theilnehmern etwas höhere Zinsen, als sonst für sicher belegte Capitale gegeben werden, für das ganze Capital, das die Glieder der Gesellschaft in gleichen Theilen (Actien) zusammenschießen, zu bezahlen verspricht, so, daß sich die Lebenden in diese Summe theilen und die Überlebenden das erhalten, was durch die sterbenden Glieder nicht mehr bezogen wird, und der Letztlebende die Zinsen für's ganze Capital erhält, so lange er lebt. Die Modificationen dieser Verträge können jedoch sehr verschieden sein (s. d. Art. Leibrenten, Bd. 5.).

Die größte Ausdehnung haben indeß die immerwährenden Renten erhalten, die sowol für den Staat, als für das Publicum die beliebtesten geworden sind, und durch ihren Anwuchs und durch die Methode den Verkehr mit denselben so wohlfeil und so leicht zu machen, als derselbe bei keiner andern Einkommen bringenden Rente ist, ein höchst bedeutender Gegenstand geworden sind; der Werth aller dieser Staatsschulden-Papiere oder öffentlichen Obligationen beruht im Grunde auf nichts, als 1) auf dem Umstande, daß das Volk durch Abgaben alljährlich ein so großes öffentliches Einkommen zusammenbringt, daß die stipulirten Renten davon pünktlich bezahlt werden können, und 2) daß die Regierung Gerechtigkeitsliebe, Klugheit und Verwaltungsgeschicklichkeit genug besitzt, um die Bezahlung der Renten pünktlich an den bestimmten Terminen zu vollziehen. Es haften also alle diese Schulden auf dem Vermögen und dem Einkommen des Volks und sind nichts, als vergrößerte Ansprüche auf den Erwerb oder das Einkommen desselben, denen man eine Art von Substantialität zu geben gewußt und sie dadurch gleichsam in reelle Güter verwandelt hat, daß man sie an ein Papier geheftet oder durch einen Staatsact in ein großes Buch eingeschrieben hat. Wie groß die Summe dieser Staatsschulden-Papiere allein in Europa sei, läßt sich zwar schwerlich ganz genau bestimmen; indessen ist die Berechnung derselben, welche im Hermes gegeben ist, wahrscheinlich eher unter, als über der Wahrheit. Daselbst werden 750 Millionen Mark Banko oder ohngefähr 375 Millionen preußische Thaler jährlicher Renten herausgerechnet, die Europa alljährlich an seine Gläubiger zu bezahlen hat und mit denen täglich ein großer Verkehr auf den europäischen Hauptmarktplätzen getrieben wird. Nimmt man nun an, daß im Durchschnitt jede Jahres-Rente von 5 Thalern 100 Thaler werth ist, so stecken über 7500 Millionen Capital in diesen Staatsrenten. Wollte man den Werth einer Rente von 3 Thalern zu 100 Thaler annehmen, wie in England das Nominal-Capital der öffentlichen Schuld lautet, so würde die Summe freilich noch viel größer werden. Da nun der Verkehr mit denselben so bedeutend ist und sie oft aus einer Hand in die andere gehen, zu jeder umlaufenden Waare aber ein ihrem Werthe proportionirliches Capital von allgemeinen Tauschmitteln gehört, welches dem Verkehr mit derselben hauptsächlich gewidmet ist, so nimmt man gewiß nicht zu viel an, wenn man

behauptet, daß selbst in gewöhnlichen Zeiten wenigstens 60 — Millionen baares Geld dazu gehöre, um den jährlichen Verkehr dieſen Staatspapieren zu beſtreiten. Ein ſo großes und wahrſch lich noch größeres Capital iſt daher mit dem Handel dieſer St papiere ſtets beſchäftigt; es kauft und verkauft die Producte der gabe der Unterthanen (die ſie in Geſtalt der Producte ihres F geben müſſen, um die Renten zu bezahlen), ohne dieſen ein Ä lent dafür zu geben. So viel könnte zur Production oder zum nuß mehr verwandt werden, wenn jene Staatspapiere gar nicht ſtirten und wenn die Unterthanen das, was ſie bezahlen müſſen, die Renten zu bezahlen, zu ihrem eignen Nutzen verwenden kön Es wird intereſſant ſein, dieſes Staatspapierweſen der hauptſäch ſten Staaten etwas genauer kennen zu lernen, da faſt alle we benden Leute darin intereſſirt ſind und bei Gelegenheit Speculati darauf machen.

I. Engliſche Staatspapiere. Unter allen Staaten England das größte Schuldenweſen, indem es, die Pfunde Ste auf preußiſche Thaler reducirt, jährlich 210 Millionen Thaler Z an ſeine Gläubiger zu bezahlen hat. Unterdeſſen ſind die Kräfte di ſes Staats ſo groß, und die Treue, womit er alle ſeine Verbi lichkeit ſeit allen Zeiten ununterbrochen erfüllt hat, ſo gedeiht der geldreichen Leute im Lande ſo viele, daß deſſen Renten dem Weltmarkt doch immer die theuerſten ſind. Und wenn der derſelben ſchwankt, ſo iſt faſt nie der ſteigende oder ſinkende dit des Staats die Urſache davon. Denn dieſer iſt in der Me des Engländers ſtets derſelbe und der Glaube daran bisher er ſchütterlich geweſen; ſondern es ſind andere Urſachen Schuld d als: Umſtände, die eine große Nachfrage oder ein erweitertes A bot von baarem Gelde hervorbringen, erweiterte Handelsſpecu nen, Ausſichten auf neue vortheilhafte Anleihen, dringender Geld darf für Krieg u. ſ. w.

Die Hauptmaſſe der engliſchen Staatsſchulden beſteht in pe tuirlichen Renten, und dieſe ſind daher auch hauptſächlich zu ver hen, wenn von engliſchen Fonds, Stocks, Effecten u. ſ. w. als G genſtänden des Handels die Rede iſt. Sie erhalten verſchiedene N men theils von der Höhe des Zinsfußes, den die Regierung bei A nahme der Schulden für jedes Hundert, das ſie als Capital e ſchrieb, bewilligt hat. Daher fünf-, vier-, dreiprocentige S u. ſ. w., theils von gewiſſen finanziellen Operationen, die nach nach mit ihnen vorgenommen ſind. So heißen reducirte Fonds (re duced) diejenigen, welche aus ſolchen, die höhere Zinſen trugen, ter Angebot der Rückzahlung des realen Nominalwerths in ſo verwandelt ſind, die niedrigere Zinſen tragen oder deren Capi trag auf geringere Summen zurückgeführt wurde, um ſie mit d Zinsfuße der Zeit, wo die Reduction vorgenommen wurde, in Gleiche zu bringen, — conſolidirte Annuitäten, wegen einer Op tion, die im Jahre 1751 ihren Anfang nahm, wodurch nach ei Parlamentsacte die verſchiedenen Anleihen, deren Abbezahlung bi her beſondere Fonds hatte, vereinigt und alle Fonds zur Dec der Renten, ſo wie zu ihrer allmähligen Tilgung, in einen Fond v bunden wurden.

Alle dieſe verſchiedenen Namen machen für die Beſitzer und K fer der engliſchen Stocks keinen weſentlichen Unterſchied. Selbſt d Unterſchied zwiſchen fundirten oder unfundirten Schul

ündet keinen verschiedenen Grad von Sicherheit beim Kauf oder erkauf. Denn obgleich fundirte Schulden solche sind, zu deren Rennzahlung und Tilgung ein bestimmtes Staatseinkommen angewiesen , welches für die unfundirten nicht geschehen, so werden doch die enten der letztern eben so sicher bezahlt, und sie werden in fundirte rwandelt, so bald der Staat nicht für gut findet, sie auf gewöhnchem Wege zurück zu bezahlen und die Gläubiger sich eine Verwandng derselben gefallen lassen.

Zum allmähligen Abtrag der fundirten Schulden ist ein Tilungsstamm (sinking fond) errichtet, der durch Rückkauf der bligationen nach dem Course derselben, die Schulden zu vermirn bestimmt ist; eine Ordnung, die in allen gut eingerichteten Staaten, die Schulden gemacht haben, nachgeahmt ist (s. d. Art. martisiren, Bd. 1.). Er hat in England, so lange er exirt, dazu gedient, den Kredit der Stocks zu erhalten, da er die ete Nachfrage nach denselben auf dem Markte unterhält und dieses m so sicherer bewirkt, je stärker er ist, indem er dann leicht durch ermehrten Ankauf ihren Preis in die Höhe treiben kann, falls er i sehr sinken sollte. Auch vermehrt der Umstand, daß bei der Zirksamkeit eines großen Tilgungsstammes jeder leicht Käufer zu inen Staatspapieren finden kann, die Liebhaber derselben auerordentlich. Denn es ist für die Capitalisten nichts bequemer, ls Schuldpapiere zu besitzen, welche ihnen nicht blos sichere Zinn tragen, sondern welche sie auch in jedem Augenblick ohne Verst, oder wol gar mit einigem Gewinn, wieder zu Gelde machen nnen.

Die Geschichte, wie alle die verschiedenen englischen Schulden ntstanden, ihre Bedingungen, die Anstalten zur Bezahlung der insen und Rückzahlung der Capitale, oder Tilgung derselben durch Rückkauf, für alle und jede Anleihen zu verschiedenen Perioden getroffen, kann nur wenig, selbst unter englischen Lesern, interssiren, für Deutsche hat sie kaum für solche ein Interesse, welche iefer in das allgemeine Finanzwesen einzubringen suchen oder sich nit dem Stockshandel abgeben. Da indessen in England alle öffentiche Angelegenheiten auch öffentlich verhandelt werden, so ist alles ieses auch öffentlich bekannt und man findet darüber in Grellier's Geschichte der Nationalschuld (History of National-Debt), in Hamilton's bekanntem Werke über denselben Gegenstand, vollständige Nachrichten. Einen ausführlichen Auszug daraus hat Bernard Coen in seinem sogenannten Compendium of finance (London 1822) eliefert.

Ob nun gleich eine große Summe der englischen Stocks stets in esten Händen bleibt, indem Communen, öffentliche Anstalten und iele Privatpersonen sie, als eine beliebte Quelle ihrer unveränderchen Einnahme, nicht veräußern, so werden doch täglich eine große Menge verkauft und gekauft, so daß das Geschäft damit einen sehr edeutenden Zweig des englischen Handels ausmacht. Da die dreiprocentigen Stocks die gewöhnlichen sind, mit welchen der Handel getrieben wird, so bezieht sich der in den öffentlichen Blättern bekannt emachte Preis, wobei kein weiterer Zusatz steht, auf diese. Nach ihnen richtet sich dann der Preis der $3\frac{1}{2}$-, 4-, 5-, 6procentigen Stocks, wovon natürlich jedes Hundert Capital um so viel höher bezahlt wird, als es die davon kommende höhere Rente erfodert, und it der Veränderung des Preises der dreiprocentigen Stocks ändert

sich auch proportionirlich der Preis der übrigen, deren Bedingungen im übrigen gleich sind. Solche Staatsobligationen, deren Capitale in bestimmter Zeit zurückbezahlt oder zum vollen Belauf in Stock (feste Stammschulden) umgeschrieben werden, wie die Schatzkammerscheine, Navybills u. s. w., haben natürlich einen proportionirlich höhern Preis.

Der beste Maßstab für den Grad des Kredits der Staatspapiere ist der Werth der Rente, den das Grundeigenthum in einem Lande gibt. Nun wird die Grundrente in England in Friedenszeiten gewöhnlich mit ihrem sechsunddreißigjährigen, und zu Kriegszeiten mit ihrem dreißigjährigen Betrag bezahlt, d. h., man kauft sein Capital im Frieden zu 2¾, im Kriege zu 3⅓ Procent auf Grundstücke anlegen. Da nun der Cours der dreiprocentigen Stocks binnen den letzten dreißig Jahren zwischen 58 und 82 für 100 hin und her geschwankt hat, so haben die Stocks, selbst auf ihrer größten Höhe in dieser Periode, kaum den Werth der Grundrente zur Kriegszeit erreicht; denn zu 82 legt man sein Capital fast zu 3½ in Stocks an.

Wer in England Stocks kauft, bekommt darüber kein besonderes Document vom Staate, sondern es wird der Name des Eigenthümers mit allen ihm eigenthümlichen Charakteren blos in das große Nationalschuldbuch eingetragen und über das ihm zugeschriebene Capital und die darauf fallende Rente Rechnung geführt. Verkauft er das Ganze oder einen Theil davon, so wird es ihm ab- und dem neuen Eigenthümer zugeschrieben. Zwar kann jeder Eigenthümer ein Zeugniß über das erhalten, was ihm in den Nationalschuldbüchern zukömmt; aber dieses Zeugniß hat auf den Verkehr mit den Stocks keinen weitern Einfluß, und der Inhaber kann seine Fonds verkaufen und abschreiben lassen, ohne daß man dabei nach jenem Zeugnisse fragt. Jeder Stockseigenthümer muß also seine Fonds selbst oder durch einen gehörig Bevollmächtigten eintragen oder löschen lassen, die Zinsen erheben u. s. w. Es würde unbegreiflich sein, wie die Buchführer sich überzeugen könnten, daß die unendliche Menge der vor ihnen erscheinenden Eigenthümer die wahren wären, wenn man nicht wüßte, daß der allergrößte Theil der Geschäfte, sowol der Capital-Übertragungen, als der Zinsenerhebungen, durch besondere Stocksmäkler abgemacht würde, die den Buchführern bekannt sind und von welchen sie gewiß annehmen können, daß sie die Vollmachten gehörig geprüft haben. Und so sind die Fälle außerordentlich selten, wo ein Betrug in diesem unendlich weitläuftigen Geschäft vorfiele.

Es ist übrigens die Führung dieses ganzen Geschäfts des Verkehrs mit den Stocks der Bank von England übertragen. Die Bücher, in welchen die Zu- und Abtragung geschieht, sind alphabetisch eingerichtet und in viele Zimmer vertheilt, welche nach den Buchstaben und Anfangs-Sylben, wovon die Bücher in ihnen geführt werden, bezeichnet sind. Hierdurch kann jeder den Ort leicht finden, wo er das Buch, welches seinen Namen enthält, antreffen muß. Auf diese Art wird das Geschäft der Zinsenzahlung, welche halbjährlich zu einem bestimmten Termin abgeführt werden und welches in der Auszahlung für jeden Termin über 100 Millionen preußischer Thaler beträgt, in einer Frist von 14 Tagen vollendet.

II. Französische Renten und öffentliche Schuldpapiere. Frankreichs öffentliche Schuld übertraf in den ältern Zeiten

ie von England sehr weit. Nach Ludwigs XIV. Tode betrug sie 3111 Mill. Livres, welche ohngefähr 900 Mill. preußische Thaler usmachen, wo England nur etwa 300 Mill. solcher Thaler (45 Mill. of. Sterling) Schulden hatte, beide nach ihrem Nominal-Capital gerechnet. Dieses Verhältniß ist jetzt sehr verändert, denn die Nominal-Summe der englischen Schuld beläuft sich jetzt (1823) auf 000 Mill., die von Frankreich beträgt kaum 600 Mill., beide auf reußische Thaler reducirt. Jedoch berechnet Frankreich seine Schuld ar nicht mehr nach Capitalwerth, sondern nur nach den jährlich zu ahlenden Renten, und das ist im Grunde auch die richtige Rechungsart, da beide Staaten sich von der Verbindlichkeit der Rückzahung der erhaltnen Capitale gänzlich frei gemacht haben, und nur zur Rentenzahlung verpflichtet sind; darnach gerechnet, hat England jährich etwa 210, Frankreich dagegen, gegen 60 Mill. preußische Thaler Renten an seine Gläubiger zu bezahlen.

Ob dieser Unterschied die Lage Englands schwieriger mache, als ie von Frankreich, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Nur so iel wollen wir bemerken, daß Englands Nationalreichthum in jener wischenzeit auch in unendlich größerer Proportion gewachsen ist, als er Reichthum von Frankreich, und daß die englischen Renten von jeer in besserm Kredit gestanden haben, als die französischen, und deshalb auch noch jetzt viel höher bezahlt werden. Denn während ich in rankreich mit einem Capital von 87 eine Rente von 5 kaufen kann, uß ich gewöhnlich in England für eine gleiche Rente 130 geben. aß aber die französischen Renten noch einen verhältnißmäßig so ohen Preis haben, darüber muß man sich wundern, wenn man die eschichte der französischen Staatsschuld etwas durchgeht. Kaum ar Ludwig XIV. todt, so setzte der Prinz-Regent das Schuldcapital nd die Zinsen ganz willkürlich und ohne die Gläubiger zu fragen, m ein Drittel herunter, bezahlte aber auch dieses und die Zinsen avon eben so unordentlich, als es vorher geschehen war. In dieser Verlegenheit trat ein schottischer Projektmacher Namens Law auf nd verhieß die Staatsschuld mit Papier zu tilgen. Die Ausführung esselben brachte aber das Geld- und Schuldenwesen in noch größere Verwirrung, als es vorher gewesen war. Allerlei Operationen, wovon immer die eine betrügerischer war als die andre, wurden gemacht m die Finanzen zu verbessern und die öffentliche Schuld zu vermiern. Alle liefen darauf hinaus, die Foderungen der Gläubiger willürlich und gewaltsam zu vermindern, ohne ihnen etwas dafür zu eben, als den Trost, daß sie doch nicht alles verlieren sollten. — Die Revolution machte eine Zeit lang allen Schuldforderungen ein nde und vernichtete den Werth der Renten fast gänzlich, so daß an, als Buonaparte in Ägypten war, eine Rente von 5 Franken ir 10, 5, ja für drei Franken kaufen konnte.

Endlich wurde im Jahr 1798 das Schuldenwesen dadurch in eine eue Ordnung gebracht, daß die alte noch anerkannte Schuld, nachdem lle Foderungen der Emigranten gänzlich vernichtet waren, auf ein Drittel ihres Nominal- und Rentenwerths herunter gesetzt, und dieer Drittel in fünfprocentige Annuitäten verwandelt wurde, welche en Namen des consolidirten Drittels (tiers consolidés) erhielten, nd einen großen Theil der jetzt verkäuflichen Staatsrenten ausmaen. Sie betrugen im Jahr 1798, 46,302,000 Franken jährlich. eitdem sind durch die nachfolgenden Anleihen noch viele Renten hingekommen, so daß im Jahr 1822 178,364,560 Franken perpetuir-

Digitized by Google

liche und fundirte Renten bezahlt werden mußten. Da aber auch n mehrere unfundirte Renten zu bezahlen sind, und der Tilgungsf jährlich 40,000,000 Franken erfordert, so beträgt im Jahr 182 ganze Rentenlast jährlich 228,864,560 Franken, worin die neu ten 4 Mill. Renten für den spanischen Krieg noch nicht begriffen Fügt man diese hinzu, so kommt die oben genannte Summe von Mill. preuß. Thlr. jährlich heraus.

Während des letzten Kriegs waren die Renten doch schon n nicht regelmäßig bezahlt worden, und es fanden sich mehrere R stände. Diese und andre noch während des Kriegs aufgelaufne S den bezahlte man mit Obligationen, die 5 Procent Zinsen tragen vom Ende des Jahrs 1821 an gerechnet, binnen fünf Jahren vollen Nominalwerth bezahlt werden sollen. Diese Obligationen ßen Reconnoissancen (Reconnoissances de Liquidation) und gleichfalls verkäufliche Papiere. Es sind davon ungefähr für Nominalwerth von 300,000,000 Franken vorhanden, jedoch jetzt ½ davon eingelöst. Für jetzt scheint gut für die Bezahlung Renten gesorgt zu sein, und die französischen Staatspapiere haben deshalb auch seit den letzten Jahren, so wie auch schon unter Bona parte's Zeiten in guten Preisen erhalten.

Die ökonomische Einrichtung der Liquidirung der Ansprüche a die Renten, der Zinsenzahlung und Übertragungen ist ziemlich n dem Muster von England gebildet, so weit sie die fundirten fünf centigen Renten betreffen. Sie werden sämmtlich in das sogenan große Buch (Grand livre des dettes publics) eingetragen, wel nach dem Muster der englischen Bankbücher eingerichtet ist. Jed Renteneigner hat darin für jede einzelne Rente, die er besitzt, besondres Folium, so daß so viele Rechnungsblätter in den Bü vorhanden sind, als einzelne Foderungen. Das große Buch ist in Serien getheilt, wovon die acht ersten die Buchstaben des Alph enthalten; die neunte ist für die Annuitäten der Communen bes die zehnte für feste und unübertragbare Annuitäten, und endlich eilfte für öffentliche Corporationen, Stocksmäkler, Bankiers, Capitalisten u. s. w., welche regelmäßig laufende Rechnungen mit Buchführern haben.

Aus diesen Büchern ergab sich den 1. Sept. 1821, daß die Su me der festen, nicht übertragbaren oder unbeweglichen Renten über 68 Mill. Franken belief, und daß nur etwa für 109 Mill. Fr ken d. h. etwa zwei Drittel der Renten beweglich waren und auf den Markt kommen konnten.

Jede Inskription enthält 1) den Tauf- und Familiennamen d Eigenthümers; 2) die ihm zukommende Rente; 3) die Num der Serie, zu welcher sie gehört; 4) die Zeit der Zahlung des n sten Dividends; 5) die Nummer der Einschreibung und der Se des Journals. Privatleute können nicht unter 50 Franken einsch ben lassen. Diese Regel gilt aber nicht für Gemeinheiten. Um e Inscription zu verkaufen muß der Eigner oder der Special-Bev mächtigte desselben eine Declaration deshalb bei der Schatzkamm einreichen, deren Ächtheit ein Stocksmäkler bezeugen muß, und d fünf Jahr hindurch verantwortlich bleibt. Andre Übertrage, die n aus einem Verkaufe herrühren, können auf bloßes Verzeigen ei Certificats des Eigenthums davon geschehen. Wenn sie Folge ein Testaments oder einer Schenkung sind: so werden sie auf Verzeig d Notariatsakts vollzogen. Soll es zu Folge eines Gerichtsspruchs g

Digitized by Google

chehen, so muß eine Gerichtsperson das Instrument, welches die Berechtigung dazu ausspricht, einreichen.

Die Dividenden der fünfprocentigen Annuitäten werden halbjährlich den 22. März und 22. September an die Inhaber der Certifikate der Inskriptionen im großen Buche, bezahlt. Die geschehene Zahlung wird auf der Rückseite dieses Dokuments durch einen Stempel angedeutet und der Empfänger gibt auch noch insbesondre eine Quittung darüber. — Man kann die Dividenden nicht blos in Paris, sondern auch in den Provinzial-Städten bei den General-Einnehmern in Empfang nehmen, wenn man es den letztern zur rechten Zeit meldet, damit sie es dem Direktor des großen Schuldbuchs anzeigen können.

Eigenthümer von Inskriptionen, welche die Dividenden persönlich nicht erheben können oder mögen, und doch nicht gern ihre Certifikate aus den Händen geben wollen, stellen eine Specialvollmacht zur Hebung der Renten aus, die von einem Notariat verificirt sein muß; dergleichen Vollmachten gelten allgemein für alle erworbnen und noch zu erwerbenden Inskriptionen. Der Notar nimmt von der Inskription, deren Dividend erhoben werden soll, eine Kopie; dieselbe präsentirt der Bevollmächtigte nebst seiner Vollmacht dem Direktor des großen Buchs. Dieser fertigt hierauf zwei Kopien des Original-Certifikats an, heftet die erste an die Quittung der ersten Dividenden-Zahlung und gibt die andre dem Bevollmächtigten, gegen deren Vorzeigung er die halbjährigen Dividenden hebt, womit, wie mit dem Original-Dokumente verfahren wird, so lange die Aufhebung der Vollmacht nicht erfolgt.

Die Vollmachten bleiben jedoch nur zehn Jahr in Kraft, wenn sie während dieser Zeit nicht widerrufen werden. Bevollmächtigte, welche die Dividende fort erheben, wenn sie wissen, daß die Eigenthümer der Inskriptionen gestorben sind, machen sich straffällig. Auch sind Maßregeln getroffen, daß die Inskriptions-Eigner in den Provinzen sie durch den General-Einnehmer eben so gut im großen Buche können umschreiben lassen, als wenn sie selbst in Paris wären.

Außer den consolidirten fünfprocentigen Inscriptionen, gibt es in Frankreich noch allerlei Staatspapiere, mit welchen ein häufiger Handel getrieben wird, und wobei andre Bedingungen Statt finden. Dahin gehören:

1. die schon oben angeführten Recognitions-Scheine (Reconnoissances de Liquidation). Es gibt deren zweierlei Arten: die erste Art besteht aus solchen, die auf 1000, 5000 und 10,000 Franken lauten. Mit denselben werden Zinscoupons ausgegeben, und die Obligationen sind, die von 1000 Franken auf gelben, von 5000 auf blauen und von 10,000 Fr. auf rothem Papier. — Die andre Art enthält gebrochne Summen unter 1000 Franken, und heißen gewöhnlich weiße Recognitions-Scheine, weil sie von weißem Papier sind. Es sind keine Zinscoupons dabei, sondern die Zinsen werden an die Inhaber der Obligationen gegen Quittung bezahlt, und die Zahlung auf die Rückseite bemerkt.

Man kann, wenn man es wünscht, die weißen in gelbe verwandeln lassen, wenn man mehre der ersten zusammen hat, wo denn über die Summe, welche unter 1000 Franken fällt, eine neue weiße Obligation ausgestellt wird. Die weißen stehen gewöhnlich $\frac{1}{2}$ Procent unter den übrigen.

Um der möglichen Gefahr des Verlierens solcher Papiere vorzu-

beugen, ist den Inhabern der Recognitionsscheine gestattet, sie in Schatzkammer nieder zu legen. Diese stellt ihnen darüber Empfangsscheine mit Zacken (recepissés à talon) aus, welche durch Indossement übertragen werden können. Es muß aber jedes Indossement durch einen officiellen Agenten verificirt werden. Diese Empfangsscheine sind gleichfalls mit Coupons versehen, und gelten im Verkehr wie die Original-Scheine, können auch gegen letztere, so bald nur die Indossements sämmtlich vorschriftsmäßig sind, jederzeit ausgewechselt werden. Dergleichen Empfangsscheine gibt es von 10,000, 25,000 bis 50,000 Franken. Alle sind auf weißes Papier gedruckt, jedoch erstere mit rother, die andern mit schwarzer, die letztern mit blauer Buchstabenschrift.

2. Die Bankaktien. Die Aktien sind bis auf 90,000, jede zu 1200 Franken vermehrt, und tragen jährlich jede 60 Franken gute Dividenden. Zweidrittel von dem Gewinn, der jene Zinsen übersteigt, werden noch insbesondre unter die Actionairs vertheilt. Wenn der Gewinn zu Bezahlung der halbjährlichen fixirten Dividende von 30 Franken nicht zureicht, wird sie aus dem Reservefonds ergänzt, welcher aus den überschüssigen Gewinsten gesammelt wird. Diese Aktien sind verkäufliche Papiere. Die Übertragung derselben geschieht auf Erklärung der Inhaber oder ihrer Bevollmächtigten, die in das Register aufgenommen und von einem Makler bestätigt werden müssen. Es können aber die Bankaktien auch in unbewegliches Eigenthum verwandelt werden. Die Bank-Aktien stehen 1822. 25% über ihren Werth.

3. Die Obligationen der Stadt Paris. Um die vielen Communal-Schulden zu decken, wurde die pariser Municipalität im Jahr 1816 autorisirt, 1,500,000 Jahrsrenten zu kreiren und sie zur Bezahlung ihrer Schulden zu verkaufen, der Verkauf gelang indessen in jener Unglückszeit nicht sonderlich, und die Stadt wurde deshalb ermächtigt, 33,000 Schuldscheine jeden auf 1000 Franken und an den Inhaber zahlbar lautend, auszustellen, die binnen 12 Jahren vom 1. Oct. an gerechnet bis zum 1. Jul. 1829 zurück bezahlt werden sollen. Diese Stadtobligationen tragen jährlich 6 Procent Zinsen, welche in Terminen von drei zu drei Monat bezahlt werden. Einen Monat vor der Zinsenzahlung wird die Zahl derer auf dem Rathhaus durch Loos gezogen, welche abbezahlt werden. Die gezognen Nummern erhalten zugleich Prämien von 5 bis 20,000 Franken, die gleich bei das Loos bestimmt. — Die Herren Hentsch, Blanc und Comp. haben die Zahlung der gezognen Capitale und Prämien versichert, d. h. sie verpflichten sich gegen eine geringe Prämie, die gezognen Nummern gleich zu bezahlen, oder sie gegen noch ungezogne, zur Auszahlung der Differenz auszutauschen.

Die obenerwähnten kreirten Renten, die nicht haben verkauft werden können, 1,288,000 Franken in Summe, liegen mit dem Eingangsstamm im Depot, zur Deckung der erwähnten Stadtobligationen; Zweimalhunderttausend und zwölftausend Franken sind davon im Umlauf. Im Fall dieselben nicht pünktlich bezahlt werden sollten, ist die Tilgungskasse berechtigt, von den niedergelegten Renten so viel zu verkaufen, als zur Bewirkung der Bezahlung der jedesmal eingenen Scheine nöthig ist. Jene 212,000 Renten lauten sämmtlich auf die Inhaber und sind in Coupons von 250 Franken abgetheilt, zahlbar den 1. Jan. und Juli in der Municipal-Kasse.

4. Eine andre Art im Handel oft vorkommendes Papier be-

in den Brücken-Aktien (Actions des ponts). Sie sind von einer Gesellschaft, welche die drei Brücken über die Seine gebauet hat, ausgestellt; 3780 Stück zu 1000 Franken jede, und lauten auf den Inhaber im Allgemeinen. Die Dividende wird alljährlich durch eine Versammlung der Interessenten bestimmt. Sie richtet sich nach der Einnahme von den Brücken, welche bis auf $\frac{1}{30}$ vertheilt wird. Dieses Dreißigstel aber wird in drei Theile getheilt, wovon ein Drittel zur Unterhaltung der Brücken, die andern aber zum Capital gesammelt werden, wovon die Aktien den 30. Juni 1897 abgezahlt werden sollen.

5. Außerdem gibt es noch eine Menge Aktien von Assecuranz-Gesellschaften, welche sämmtlich zu beschreiben hier zu weitläuftig sein würde. Endlich bemerken wir noch

6. daß es auch eine Deposital-Kasse in Paris gibt (Caisse des Depôts et consignations), in welcher Gelder baar oder in Noten der Bank von Frankreich angenommen und zu drei Procent verzinst werden, so bald sie länger als 30 Tage in der Kasse gelassen werden. Das eingelegte Geld kann gegen Rückgabe des Empfangscheins zu jeder Zeit wieder herausgezogen werden.

III. Österreichische Staatspapiere. Österreich hatte schon von alten Zeiten her viele Schulden, und bis zum Ausbruche der französischen Revolution seine Verbindlichkeiten gegen die Gläubiger pünktlich erfüllt. Im französischen Revolutionskriege aber geriethen seine Finanzen in große Unordnung und die Noth, noch mehr aber seine Finanzverwalter brachten mehre Maßregeln zum Vorschein, die sich mit der Erhaltung des öffentlichen Kredits, wie der Erfolg lehrte, nicht vertrugen. Dahin sind zu rechnen: 1) die unmäßige Vermehrung des Papiergeldes seit 1797; denn bis dahin waren die Wiener-Stadt-Bankozettel, die das gewöhnliche Tauschmittel schon lange bildeten, so ziemlich beim Pari des Metallgeldes erhalten worden, indem öffentliche Kassen angewiesen waren, dieselben, jedem der es verlange, für voll gegen Silbergeld auszuwechseln. In diesem Jahre ward aber die Baarzahlung beschränkt, und das folgende Jahr gänzlich sistirt, und die Zettel gegen alle richtige Theorie des Geldes so vermehrt, daß sie sehr bald unter den Werth des Silbergeldes in steigender Proportion sanken. Dieses brachte das Geld- und Finanzwesen bald in Unordnung. Die Mittel, zu denen man seine Zuflucht nahm, um sich aus den daraus hervorgehenden Verlegenheiten zu helfen, waren immer eins unwirksamer als das andre. Mit einem der bedenklichsten wurde im J. 1798 der Anfang gemacht. Es war eine Zwangsanleihe, durch welche man die Inhaber der Staatsobligationen zwang, 80 Procent zu ihren Forderungen zuzuschießen, unter Androhung des Verlusts ihrer Forderung, wogegen jedoch ihre vierprocentigen Forderungen in fünfprocentige sollten umgeschrieben werden. Diese Operationen nannte man das Arrangement. Da die Anleihen sämmtlich in Conventionsgelde gemacht waren, so verstand sich's, daß auch die Zinsen darin bezahlt werden mußten. Da dieses aber dem Staate wegen des immer tiefer fallenden Kurses des Papiergeldes zu schwer fiel, und ihm endlich gar unmöglich zu werden schien, auch ein Versuch im J. 1802 sich durch eine Lotterie-Anleihe und andre Finanzoperationen zu helfen, keine sonderliche Wirkung hervorbrachte: so erlaubte man sich im J. 1811 die Herabsetzung der Zinsen auf die Hälfte, und um auch diese Hälfte

Digitized by Google

noch kleiner zu machen, setzte man das vorhandne Papiergeld in genannte Einlösungsscheine um, wo man für 5 alte Papiere einen Einlösungsschein von Einem Gulden gab, wähnend daß dadurch den Werth dieses neuen Papiergeldes fünffach gegen da- erhöhen würde, und meinend, daß diese Einlösungsscheine nur so viel als das gute Metallgeld gelten würden. Daher denn a reducirten Zinsen in solchem neuen Papier und nicht mehr in S münze, wie bisher noch geschehen war, bezahlt werden sollten. die Einlösungsscheine erreichten den beabsichtigten Werth in Epoche, und da man bald gar zu einer Vermehrung des Pa des schritt, indem man neben den Einlösungsscheinen eine z eben so große Summe als man durch die Umwechslung zerstört neues Papiergeld unter dem Titel: Anticipationsschei Umlauf setzte: so sanken beide Papierarten gar bald zu dem werthe der alten Bancozettel herab. Dadurch gingen den alten S gläubigern Capitale und Zinsen zum Theil verloren.

Endlich trat in dem Jahre 1816 mit den bessern politischen V hältnissen auch eine bessere Intelligenz zu dem guten Willen des reichischen Finanz-Ministeriums. Man sahe ein, daß sehr vie der gut zu machen war. Zwei Gegenstände beschäftigten die Finanz-Administration. Erstlich das Papiergeld, das verbessert wo möglich ganz weggeschafft werden sollte, und zweitens die Begründung des Staatskredits, welche man dadurch zu be suchte, daß man theils den alten Foderungen in gewissem Gra Recht wieder zu schaffen suchte, theils neue Anleihen auf einen deren und sicherern Fuß negociirte.

Man fing im Jahre 1816 damit an, daß eine neu begr Bank mit baaren Fonds versehen, und berechtigt wurde, neue noten, die von ihr auf der Stelle auf jedermanns Verlangen in bergdeld realisirt werden sollten, auszugeben. Diese Bank, w das ganze Geschäft der Verbesserung des Geld- und Kredit übertragen wurde, begann ihr Werk damit, daß nach einem E fest vom 1. Juni verordnet wurde, daß jeder beliebige Summ altem Papiergelde einbringen und dafür $\frac{5}{7}$ in neuen Obligationen ein Procent in Conventionsgeld tragen, und $\frac{2}{7}$ in neuen Bank die jeder bei der Bank in Conventionsgeld umsetzen konnte, er könnte. Wer daher 7000 Gulden in Papiergeld einschoß, e dafür 5000 Gulden in Obligationen, die eine Rente von 50 G in Conventionsgelde trugen und 2000 Gulden in neuen Bank die er auf der Stelle in Conventionsgeld bei der Bank verw konnte. Allein der Zudrang nach Verwechselung der auf diese E erlangten Banknoten, gegen baares Geld, ward so groß, da Vorräthe der Bank nicht nur gar bald erschöpft worden wären, dern sie schwerlich so viel neue Fonds als begehrt wurden, u haben anschaffen können, wenn die ganze Operation nicht sehr nach ihrer Kundwerdung wieder aufgehoben worden wäre. Da entstanden hieraus die mehren Millionen einprocentiger Staatsp die zum Theil noch jetzt im Umlaufe sind. Auch die Bankaktien 500 Gld. Conventions-Münze) konnten durch Papiergeld er werden, wenn jemand 2000 Gldn. in Papiergeld und 200 Gl Conventionsgeld gab. Das einkommende Papiergeld war zur V gung bestimmt. Beide Maßregeln halfen jedoch den beabsicht Zweck nur in geringem Grade erreichen, und wurden bald wieder lassen.

Digitized by Google

Dagegen erschien den 29. Oktbr. desselben Jahrs eine auf bessere nsichten gegründete Maßregel. Es war diejenige, wodurch die jetzt gemein bekannten Metalliques geschaffen wurden. Es ward mlich ein freiwilliges Anleihen eröffnet, zu welchem die Einlagen t einem Theile in verzinslichen Staatspapieren und einem Theile Papiergelde gemacht wurden. Für die Einreichung einer alten erreichischen Staatsobligation von 100 Gulden und einem Zuschusse n respective 80, 100, 110, 120, 130 Gulden in Einlösungs- oder ticipations-Scheinen, je nachdem die alte Obligation 6, 5, 4½, 3½ oder 3procentig war, erhielt man eine neue Staats-Schuldschreibung auf 100 Gldn. Capital und 5 Procent jährlicher Zins, beides in Conventions-Metallgeld lautend.

Da zugleich für einen hinreichenden Fonds gesorgt wurde, aus lchem nicht allein die Zinsen pünktlich bezahlt, sondern auch das pital durch Rückkauf allmälig getilgt werden konnte, und der anliche Tilgungsstamm jedem Besitzer solcher Obligationen die Übergung verschaffte, daß er stets Gelegenheit finden würde, sie ohne hen Verlust, so bald er wollte, wieder verkaufen zu können; so hielten diese Metalliques bald Kredit, und halfen die Finanzkraft r Regierung so verstärken, daß sie den Muth fassen konnte, den taats-Kredit auf eine noch allgemeinere Basis zu gründen. Durch Patent vom 22. Januar 1817 wurde der Tilgungsstamm nach m Muster des englischen organisirt, und alle Fonds dazu in einem gemeinen für alle Staatsschulden vereinigt, und durch ein Manit vom 21. März 1818 das ganze Schuldenwesen in eine solche Ordng gebracht, daß auch die Besitzer der alten Obligationen wieder offnung erhielten, dereinst wieder in ihre Rechte eingesetzt zu werden, und diese Hoffnung gab auch jenen alten Obligationen wieder igen bestimmten Kurswerth.

Es ward nämlich die alte Schuld, welche im Jahr 1811 auf e Hälfte der Zinsen reducirt ward, in Serien, jede von einer illion Gulden Capital getheilt; fünf dieser Serien sollen alljährh nach der Ordnung des Looses zum Vollgenuß ihrer Zinsen zurückren, und dafür eben so viel andre durch den Tilgungsfond zurückkauft und vernichtet werden. Dieser Plan ist bis jetzt auch befolgt d glücklich ausgeführt worden. Die Metalliques sind dadurch zu nem Papier geworden, das auf allen europäischen Hauptmärkten n Handelsgegenstand geworden ist. Man gibt den ganzen Belauf r seit 1815 kontrahirten neuen Schuld oder der fünfprocentigen Metalliques, im Jahr 1821 zu 207,960,290 Gulden an, und berechnet e Proportion des Tilgungsstamms zu $\frac{1}{57}$ der Schuld — welches elbe Proportion ist, welche er in England zur dortigen Staatsuld hat. Der Kredit dieser Papiere hat sich im Laufe der Zeit hr gehoben, da sie von 48, wie sie im Jahre 1817 standen, sich ch und nach bis auf 86 (im Anfang des Jahrs 1823) erhoben hafen, und selbst unter den jetzigen (Mai 1823) bedenklichen politischen mständen zwischen 80 — 82 hin- und herschwanken. Außer diesen Metalliques machen noch die sogenannten Rothschildschen Loose einen bedeutenden Gegenstand des Handels auf den Hauptbörsen des Paerhandels aus. Die österreichische Regierung negociirte nämlich im ahre 1820 durch eine Compagnie, gebildet von Herrn Parish und Rothschild, eine Lotterie-Anleihe von 20,800,000 Gulden und bald rauf noch eine zweite von 37,000,000 Gulden in Conventionsgelde, obei die Interessenten bei der ersten Anleihe, außer dem Capital

ſtatt aller Zinſen Prämien gewinnen können, wenn ſie bei der A
looſung der im Verlauf der nächſten 20 Jahre zurückzuzahlenden C
pitale das Glück trifft. Das Geringſte, was ein Loos mit 100 G
den Einlage gewinnen kann, iſt 120 Gldn., das Höchſte 120,
Gldn. Im ſchlimmſten Falle muß man auf Capital und Prä
zwanzig Jahre warten.

Die zweite Anleihe wurde den 28. Juli 1820 zu 4 Procent
öffnet, und die Rückzahlung mit Zinſen und Prämien binnen 21 J
ren durch 14 Lotterieziehungen verſprochen. Die Intereſſenten erh
ten vom 15. Jan. 1821 datirte Schuldverſchreibungen zu 250 Gu
in Conventions-Münze jede, nebſt 20 Zins-Coupons. Ob ein ſ
ches Loos mehr als ſeine 4 Procent Zinſen einbringen werde, hä
von der Zeit, wo es herauskömmt, und den darauf fallenden Pr
mien ab. Es ſchwankt der Preis der Looſe der erſten Anleihe zw
ſchen 118 und 120 und von den letzteren zwiſchen 98—102. N
einer Durchſchnitts-Berechnung bilden die bloßen Prämien der er
und die Zinſen und Prämien der zweiten Lotterie-Anleihe eine Ver
ſung von fünf und vier fünftel Procent. Über die Metalliques
wie bei den Lotterie-Obligationen förmliche Staatsſchuldſcheine ausg
ſtellt, die mit Zinscoupons auf eine Reihe von Jahren verſehen ſi
für deren Bezahlung ſeit der Herſtellung des beſſeren Finanz-Sy
pünktlich geſorgt wird.

Mit dieſer neuen Ordnung der Dinge trat zugleich die neue u
beſſere Organiſation der Nationalbank im Jahre 1817 und 1818 he
vor. Ihre Aktien, die bei der erſten Einlage kaum 500 Gul
nach Conventions-Münze gerechnet zu ſtehen kamen, haben jetzt d
Kurs von nahe an 1000 Gulden in dieſem Gelde erreicht, und ſi
ein beliebtes Papier geworden, da ſie bereits eine jährliche Re
von 60 Gulden geben. Dieſe Bank wird jetzt von einem Ausſch
von Aktionairen nach echten Grundſätzen verwaltet und beſteht un
hängig von der Regierung, ſo daß die Zwecke der Bank blos a
eigner Einſicht der Direktoren gefördert werden. Die Regierung h
zur Beförderung dieſer Unabhängigkeit, ihre für ſich behalt
50,000 Actien der Bank ſelbſt wieder abgetreten, von welchen ſie
noch nichts wieder in Circulation geſetzt hat, da ihre Fonds bis je
vollkommen ausreichten.

IV. Preußiſche Staatspapiere. Preußen hatte b
zum Jahre 1787 gar keine Staatsſchulden, ſondern vielmehr ei
bedeutenden Schatz an baarem Gelde. Dieſer hatte ſelbſt unter d
Könige Friedrich Wilhelm II. Regierung noch ziemlich lange vo
halten, ſo daß bis zum Jahre 1806 doch nur einige dreißig Mi
nen Thaler Schulden vorhanden waren, die terminweiſe wieder
bezahlt werden ſollten, und mit deren Papier daher
regelmäßiger und bedeutender Handel getrieben wurde. Erſt der
glückliche franzöſiſche Krieg vom Jahre 1806 und der glücklichere
1812 bis 1815 häufte die preußiſchen Staatsſchulden, und nach
dieſelben in Ordnung gebracht waren, entſtanden verſchiedene Staa
papiere, welche auf dem Weltmarkte verkäuflich wurden und a
Handelswaare, wie die engliſchen, franzöſiſchen, öſterreichiſch
und andere öffentliche Fonds bilden.

Aus dem Manifeſte vom 17. Februar 1820 ergibt ſich, daß d
Capital der verzinslichen Staatsſchulden ſich auf eine Kleinig
mehr als 180,000,000 Thlr. beläuft, und die jährlichen Zinſen
Renten 7,637,177 Thlr. in jenem Jahre betrugen. Da ſeitdem d

en Tilgungsstamm schon einige Millionen gelöscht sind, so muß diese Summe jetzt schon um etwas vermindert und dem Tilgungsstamme ugewachsen sein. Die verschiedenen Staatspapiere, welche durch die Ordnung des preußischen Schuldenwesens in Umlauf gekommen sind, nd wovon mehre auf den Weltmärkten erscheinen, sind:

1) die eigentlich sogenannten Staatsschuldscheine, welche ie größte Summe der Schulden begreifen, und im J. 1820 allein ,780,000 Thlr. jährliche Renten gaben. Sie bestehen in Obligatio en, die auf keinen Namen, sondern an den Inhaber gestellt und nit Zinscoupons zu 4 Procent von 5 zu 5 Jahren versehen werden. Die Bezahlung der Coupons geschieht den 1. Januar und 1. Juli edes Jahres gegen Einreichung derselben nicht nur in Berlin, son ern auch in allen Regierungs-Haupt-Kassen. Ja es ist die Einrich ung getroffen, daß sie auch im Auslande in bestimmten Städten ealisirt werden können. In den Obligationen ist bestimmt, daß die Rückzahlung des Capitals durch jährliche Verloosung von einer Mil ion al pari geschehen sollte. Es ist indessen durch eine spätere Ver rdnung dieses dahin modificirt, daß die Verminderung dieser Pa iere so lange durch Rückkauf nach dem Börsenpreise geschehen solle, is sie auf Pari gestiegen, und erst alsdann die Verloosung ihren nfang nehmen werde. Der Kurs dieser Papiere hat in den Jahren 820 bis 1823 zwischen 67 und 75 geschwankt, doch hat er sich andhafter der größern als der kleinern Zahl genähert.

Da von diesen Staatsschuldscheinen mehre ausgefertigt worden aren, die zur Reserve dienten, um noch restirende Ausstände da nit zu bezahlen, nachdem sie gehörig liquidirt worden wären: so ründete man aus derselben die bekannte Prämien-Lotterie, wo für 0,000,000 solcher Staatsschuldscheine mit Prämienscheinen versehen, ür den vollen Nominalwerth in preußischem Courant verkauft wur en, und nun in zehn volle halbe Jahre folgenden Ziehungen aus espielt werden. Die Hoffnung, eine große Prämie zu gewinnen, hat iese Art Lotterie-Loose so beliebt gemacht, daß sie bis auf 104 bis 05 Thlr. gestiegen sind; und da es für manchen nicht thunlich t, sich diese Summe zu verschaffen; so haben sich, um auch den rmern Klassen das Spiel darin zu erleichtern, Gesellschaften gebil et, welche an die Liebhaber Promessen zu $2\frac{1}{2}$—5 Thlr. verkaufen, nd sich dadurch anheischig machen, den Inhabern solcher Promessen den uf die Nummer des in der Promesse bezeichneten Prämienscheins lau enden Originalschein mit dem mit ihm verbundenen Staatsschuldschein egen 100 Thlr. Nachschuß auszuliefern, damit er dagegen die Prämien eben könne. Eine solche Promesse ist jedoch nur für eine Ziehung ültig.

2) die Obligationen der englischen Anleihe, welche im April 818 mit Rothschild in London negociirt wurde. Sie beträgt nomi ell 5,000,000 Pfd. Sterl. zu 5 Procent, und soll im Verlaufe der ächsten 28 Jahre in jährlichen Ratis durch Rückkauf der Obligatio en oder durch Einlösung derselben al pari, wenn sie dieses erreicht aben, zurückbezahlt werden. Die Obligationen lauten auf englisches Geld und sind mit Zinscoupons versehen, die in London zahlbar nd. Man erhielt nämlich gegen $5\frac{2}{3}$ Zinsen nur 71 Procent und richte sich bei den Zins- und Rückzahlungen dem Zufalle des Kurses us, der gegenwärtig $8\frac{2}{3}$ höher steht als 1818. Auch stiegen die Papiere in London selbst, ehe sie noch ausgegeben wurden, schon uf 80 und stehen jetzt 85 bis 87.

Digitized by Google

Eine andere Finanz-Operation wurde im J. 1822 in E... mit Rothschild gemacht, die vortheilhafter und den ächten ... principien gemäßer zu sein scheint. Durch dieselbe wurde e... keine neue Schuld kontrahirt, sondern es scheint dabei blos ... sicht Statt gefunden zu haben, eine Masse preußischer Staats... scheine indirekte auf den englischen Markt und für einige Zeit ... Cirkulation in Preußen und auf andern Märkten des Contine... bringen, um hier durch ihre zu große Masse nicht den Kurs zu ... ken. Dieses wurde dadurch bewirkt, daß gegen Deponirung ... Mill. Pf. Sterl. an Staatsschuldscheinen eine gleiche Summe ... lischen Obligationen, das Pfd. Sterl. zu dem festen Kurs ... preußische Thaler gerechnet, ausgefertigt und in Umlauf gese... den; welche die preußische Regierung allmälig zurückkaufen ... den zurückgekauften Papieren ihre deponirten Schuldscheine e... will. Am Ende des Jahres 1822 waren jene 2 Mill. Pfd. ... chen neuen Obligationen wirklich in Umlauf gebracht.

Außer diesen Schuldobligationen gibt es noch kurmärkisch... schaftliche Obligationen aus frühern Zeiten, und Hypothekie... Domainen, welche erst nach 1806 entstanden sind. Beide ... tragen 4 Procent und machen ein Capital von nahe an 9 ... Thalern aus, das so wie die Zinsen nach den in ihnen ... enthaltenen Bestimmungen bezahlt wird. Diese sind sämmtlich ... obligationen. Noch gibt es aber in den preußischen Staaten fü... Millionen Provinzial- und Stadtobligationen, denen die ... nach der Analogie der Staatsschuldscheine gleichfalls einen Um... schafft haben, und die gleich den Staatsschuldscheinen in Kur... men, besonders die Papiere großer Städte, als die Stadtob... nen von Berlin, Königsberg, Danzig u. s. w. Auch bild... sogenannten Pfandbriefe ein Capital von vielleicht 50 bis ... lionen, dessen Antheile eben so wie die Staatsschuldscheine ... und verkauft werden und sichere Renten tragen.

Es haben nämlich unter Autorität der Regierung, die G... sitzer in mehren preußischen Provinzen Vereine gestiftet, wel... ter gemeinschaftlicher Bürgschaft mit ihren Gütern, Capitali... nehmen, und sie den einzelnen Gutsbesitzern auf ihre Güter ... ken. Für jede auf diese Weise erhaltene Summe fertigt der ... Hypothekverschreibungen aus, welche die Eintragung der auf d... geliehenen und in der Verschreibung ausgedrückten Summe b... worin sich aber der ganze Verein verbindlich macht, für Capi... Zinsen mit allen seinen Gütern zu haften. Dergleichen Hypot... schreibungen heißen lederne Briefe, weil sie auf Pergament ge... ben sind, oder auch Pfandbriefe; die ältern trugen 5 Procen... den spätern Zeiten sind sie aber alle auf 4 Procent gestellt, m... halbjährigen Zinscoupons auf mehre Jahre versehen. Dergl... Pfandbriefe gibt der Verein den Capitalisten, die ihr Geld ... zur Sicherheit und die Inhaber derselben haben sich wegen Ca... und Zinsen nur an den Verein zu halten, und haben mit de... zelnen Gute, auf welches der Brief lautet, nichts zu schaffen. ... gleichen landschaftliche Kreditsysteme, wie man diese Vereine ... nennt, und wovon der Artikel Creditsystem des Adels ... kurzen Begriff gibt, sind jetzt in den preußischen fünf, wel... älteste das schlesische (1770) und das neueste das posensche (18... Diese Pfandbriefe, wovon der kleinste auf 25, der größte auf ... Thaler gestellt ist, machen diejenigen öffentlichen Papiere aus, w...

Digitized by Google

s zum Jahre 1806 in dem öffentlichen Handel circulirten und wo- n Capitalisten und Corporationen ihre Gelder anlegten. Da die nsen pünktlich bezahlt wurden und die Capitale auf Verlangen, nach bjähriger Kündigung, meistens aber sogleich zurückgezahlt wur- n: so waren diese Papiere allgemein beliebt und wurden mit ei- m Aufgelde von 1 bis 8 Procent verkauft. In der Unglücksperiode n 1806 bis 1814 wurde diese prompte Zahlung zwar von einigen reinen unterbrochen, und der Staat begünstigte diese Unterbrechung rch ein Moratorium, wodurch der Kredit dieser Papiere herunter nk. Die pommersche Ritterschaft war die einzige, welche von die- m Moratorio keinen Gebrauch machte, sondern ihre in ihren Sta- ten stipulirten Pflichten unbedingt erfüllte. Daher denn auch ihre fandbriefe stets ihr Pari behaupteten. Auch die märkischen und lesischen Vereine erholten sich bald wieder und brachten ihre Pfand- riefe zum Pari. Dagegen blieb die ost- und westpreußische Ritter- haft am längsten zurück, und hat nicht nur noch bis auf diesen ag die Fortdauer des Moratoriums in Ansehung der Capitalzahlung egen vorgeblicher Noth von der Regierung errungen, sondern ist ch selbst mit der Bezahlung der Zinsen noch mehre Jahre im Reste. adurch hat sie es veranlaßt, daß ihre Pfandbriefe noch immer 20 s 25 Procent verlieren, wo die übrigen längst ihr Pari wieder reicht haben.

Endlich gehören noch die Bankobligationen zu den Papieren in reußen, welche von Hand zu Hand gehen, ob ihr Umlauf gleich hwieriger ist, da sie größtentheils auf den Namen des Besitzers lau- n und einer gerichtlich bestätigten Cession bedürfen, wenn sie die esitzer wechseln sollen, welches weder bei den Pfandbriefen, noch brigen Staatsschuldscheinen nöthig ist, da diese sämmtlich au porteur stellt sind.

Die königl. Bank nimmt Gelder zu 2 bis 3 Procent jährlich an nd erstattet die eingelegten Capitale auf Verlangen bei kleinen Sum- en sogleich, bei größern gegen 14tägige oder vierwöchentliche Aufkün- igung. Ihr flossen daher nicht nur Deposital-, Kautions- und Pupil- ngelder zu, sondern es fanden auch viele Capitalisten ihren Vortheil abei, derselben ihre müssigen Gelder anzuvertrauen, und die Gewiß- eit, das Geld jeden Augenblick aus der Bank zurück zu erhalten, achte, daß die Bankobligationen häufig als Zahlmittel gleich dem aaren Gelde aus einer Hand in die andere gingen. Indessen gerieth ie Zahlung der Bank durch die gewaltsamen Eingriffe der napoleo- ischen Herrschaft in Stockung, indem die Beraubung aller Mittel hr dieselbe unmöglich machte. Obgleich die alte Ordnung und Pünkt- ichkeit bei derselben in Ansehung aller, seit 1808 eingebrachten Gel- er längst wieder hergestellt ist: so müssen es ihr dringende Umstände och bisher unmöglich gemacht haben, ihre Verbindlichkeit in Anse- ung der älteren Capitale zu erfüllen. Denn sie zahlt alte Capitale ur bei Nothfällen zurück. Daher stehen diese alten Bankobligationen ur 82 bis 84 Procent. Es hat aber die Regierung versprochen, iese ihre Schuld zu tilgen.

V. Russische Staatspapiere. Vor dem Jahre 1810 hatte Rußland keine weitern verzinslichen Schulden, worüber Obliga- tionen in Umlauf waren, als 88 Millionen Gulden in Holland, die, außer auf dem Markte zu Amsterdam, sonst wenig im Publikum er- schienen. Es standen solche viele Jahre lang pari. Indessen ward 1810 eine Anleihe von 20 Millionen zu 6 Proc. Assignaten eröffnet,

Digitized by Google

wofür die Regierung 10 Millionen Silberrubel mit 6 Proc. verschr
welche nach 5 Jahren, denen bezahlt werden sollten, welche nicht
ber perpetuirliche Renten in Assignaten oder Silberrubel mach
Die Absicht war, die übermäßig angehäuften Assignaten zu verm
dern. Das Projekt war, mehrere Serien solcher Anleihen folgen
lassen, die dadurch eingehenden Papierrubel zu vernichten und dadu
das Papiergeld allmälig zum Pari zu erheben, oder vielleicht es gä
lich aus der Cirkulation fortzuschaffen und bloßes Silbergeld an d
sen Stelle zu setzen. Ob nun gleich diese Anleihe ihren Zweck ni
erreichte, und nach falschen Principien berechnet zu sein schien: so b
sie doch den öffentlichen Kredit der Regierung sehr begründen, da d
Bedingungen derselben pünktlich erfüllt wurden und ein sehr regel
ßiges Finanzsystem in Ansehung der Staatsschulden sich dabei zu e
wickeln anfing. Die Zinsen dieser ersten Anleihe in Silber wur
nicht allein pünktlich bezahlt, sondern es erfolgte auch die Rückzahl
des Capitals in der stipulirten Art unter den schwierigsten Umstän
in welche der Krieg vom Jahre 1812 das Reich gebracht hatte. D
Kredit, den die Regierung dadurch erhielt, war vielleicht des Opfe
einiger Millionen werth. Denn einen andern Nutzen hatte der St
schwerlich von dieser Anleihe. Die Inskriptionen derselben waren wä
rend ihrer fünfjährigen Dauer sehr gesucht, und ihr Preis ging sehr
bald über ihr Pari in Assignaten hinaus, welches auch nicht zu ver
wundern war, da der Cours des Papierrubels noch nicht ¼ Silberru
bel war, und in der Anleihe ein halber Silberrubel für jeden einge
schossenen Papierrubel bezahlt ward. Von diesen Obligationen sin
indessen wenige noch im Publikum, da sie im J. 1815 bis auf ein
geringe Summe, die auf perpetuirliche Renten lauten, getilgt sind.
Das Anleihesystem wurde jedoch fortgesetzt, zwar mit bessern Bedi
bungen für die Regierung, aber auch in einem viel größern Umfan
Die Verminderung der Assignaten gab zwar den Vorwand zu alle
Aber die Deficits in der Einnahme und der Aufwand, den der Kri
von 1812 verursacht hatte, waren wol die Hauptmotive der folgend
Anleihen. Es sind davon seit 1816 drei oder vier erfolgt. Die e
sten zwei, im Jahr 1817 in St. Petersburg zu 70 Mill. Rubel i
Assignaten, jedoch meistens auf Silbergeld, nach einem bestimmte
Kurse reducirt; die dritte und vierte in England, im Jahr 1820 z
40,000,000 Silberrubel. Sämmtliche Inskriptionen dieser Art trage
5 Procent, und sind nach Art der Schuldscheine anderer Länder ei
gerichtet, worin sich die Regierung nur zur pünktlichen Bezahlung der
Renten verpflichtet, die Tilgung des Capitals aber durch den Til
gungsfonds mittelst Rückkauf, oder wie es sonst die Regierung für
gut findet, ihrem Belieben überlassen bleibt. Die Anordnung für die
öffentliche Schuld ist nach der Analogie der englischen und franzö
schen gebildet. Sämmtliche Schulden werden seit 1817 in ein groß
Buch auf die Namen der Kreditoren alphabetisch eingetragen. Diese
ben erhalten zugleich Obligationen (Inskriptionen), welche den m
dem großen Buche korrespondirenden Inhalt, so wie die Bedingung
und Verpflichtungen der Regierung ausdrücken, und zugleich so einge
richtet sind, daß sie im Auslande mit der Verificirung eines russische
Consuls in blanco indossirt und auf diese Weise an jeden, ohne Weit
läufigkeit übertragbar gemacht werden können, wozu die bestimmte
Anweisung in der Inskription selbst enthalten ist.

Die im Umlauf befindlichen russischen Staatspapiere, womit jet

Digitized by Google

auf allen europäischen Papiermärkten ein bedeutender Handel getrieben wird, sind daher folgende:

1) die sechs procentigen Rentenversicherungen aus dem J. 1810 und mehrere andere sechs procentigen Obligationen, welche die Staatsgläubiger an Zahlungs Statt erhalten haben, und deren Ursprung aus den vorgelegten Rechnungen nicht ganz klar ist. Es ist dabei merkwürdig, daß die Obligationen, welche auf Assignationen lauten, fast immer höher im Kurse stehen (100 bis 102) als die auf Silber lauten (90—95), welches wol durch die Hoffnung auf den steigenden Kurs des Papiergeldes bewirkt wird;

2) die fünf procentigen durch die Anleihen in Rußland entstandenen Inskriptionen, die größten Theils auf Silber lauten, ob es gleich frei stand, sie auch auf Assignationen oder Geld stellen zu lassen. Ihr Preis fing mit 72 an und steht jetzt auf 80—32;

3) die fünfprocentigen Inskriptionen der englischen Anleihe von 40 Millionen Silberrubeln, die jedoch nicht voll geworden zu sein scheint. Die Renten sind sowol in London und Hamburg, in englischem und hamburgischem Gelde (nach einem fixirten Kurse) als in St. Petersburg zahlbar.

Die Obligationen dieser letztern Anleihe sind mit Zins- oder Rentencoupons versehen, dahingegen die Renten der übrigen unmittelbar bei der Staatsschulden-Kommission erhoben werden müssen. Jedoch ist es nicht nöthig, das Schuldbocument vorzuzeigen, sondern nur die Nummer des Schuldscheins und den Namen des Eigenthümers auf eine legitime Weise anzugeben, und die Rente halbjährlich zu heben.

4) Die holländischen russischen Obligationen, deren Zinsen in Holland gehoben werden, und wovon die Rückzahlung des Capitals nach besonderen Stipulationen vollführt wird.

Nach dem öffentlichen Bericht des Finanzministers, Grafen Gourieff, bestanden die sämmtlichen verzinslichen Schulden Rußlands den 1. Jan. 1822 in folgenden Summen:

1) Holländische, 48,600,000 Gulden;
2) Inländische auf Silberrubel lautend, 53 Millionen;
3) dergleichen auf Papierrubel lautend, 296 Millionen.

Der zu deren Tilgung bestimmte Fonds ist 1 Mill. in Silber-, und 5 Mill. in Papierrubeln, also im Verhältniß ungefähr von 1 zu 50. Zur Bezahlung der Renten sind nahe an 10 Mill. Silberrubel nothwendig.

VI. Holländische Staatspapiere. Obgleich die Staatsschulden in Holland schon von alten Zeiten her sehr groß waren: so hatten sich doch die Staatsschuldscheine wegen pünktlicher Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten und wegen der Menge der reichen Capitalisten in Holland in sehr gutem Kredit erhalten, und sie waren in den 32 Friedensjahren von 1748—1780 so gesucht, daß sie, ihres niedrigen Zinsfußes von 2½ Procent ungeachtet, mit 8—10 Procent über ihren Nominalwerth bezahlt wurden. Indessen geriethen die Finanzen des Landes durch die Kriege mit England und Frankreich in große Unordnung, und es wäre wahrscheinlich ohnehin ein Bruch erfolgt, wenn ihn die Revolution, die das Reich durch Frankreich erlitt, nicht noch beschleunigt hätte. Denn das Deficit in der Einnahme nahm von dem Jahre 1786 an, jährlich zu, und die Schuldenmasse wurde mit jedem Jahre größer. Mit der aufgedrungenen französischen Regierung wurden die Ausgaben noch mehr vermehrt, und das Deficit

Digitized by Google

vergrößerte sich. Unter Ludwig Napoleons Regierung wurden da jedes Jahr, 1807, 1808, 1809 Anleihen von 40, 30, 20 Millio Gulden zur Deckung des Deficits gemacht, die jedoch noch immer u ter leidlichen Bedingungen zu Stande kamen, indem Ludwig Bu parte den Kredit des Staats dadurch aufrecht erhielt, daß er sich das allerbestimmteste und bei jeder Gelegenheit gegen jede Reduk der Staatsschulden erklärte, die sein Bruder ihm stets ansann. endlich Napoleon Holland, im Jahr 1810 mit Frankreich verein erfuhr man, daß sich die Staatsschuld auf die enorme Summe v 1200 Mill. Gulden für dieses kleine Königreich belief. Napoleon f seine Finanzreform damit an, daß er von dieser Schuld, nach d Beispiele, das in Frankreich war gegeben worden, zwei Drittel ve nichtete. Das übrige Drittel sollte in das große Buch Frankrei als allgemeine Nationalschuld eingetragen und gleich dieser 5 Prec Renten geben. Jedoch ist dieses nie ganz zur Ausführung gekomm

Unter dem jetzt regierenden Könige wurde das Schuldenwesen eine neue Ordnung gebracht, und dabei nach dem Gesetz vom 14. M 1814, nach folgenden Principien verfahren:

1) Die durch Buonaparte vernichteten zwei Drittel wurden wieder anerkannt, jedoch die buonaparte'sche Maßregel dadurch gewissermaßen sanctionirt, daß die neue Schuld in eine wirkliche oder active, und in eine ausgestellte oder todte eingetheilt wurde, wovon die Zinsen der ersten (das von Buonaparte erhaltene Drittel) vom 1. Jan. 1815 an bezahlt werden, die Bezahlung der Zinsen der letztern aber (der von Buonaparte vernichteten zwei Drittel), erst mit der Zeit eintreten sollte, so daß mit jedem Jahre 4 — 5 Millionen von derselben nach der Ordnung der Verloosung an der Zinsenbezahlung Theil nehmen, und diejenigen Obligationen, welche das Loos träfe, mit der wirklichen Schuld gleich verzinset werden sollten. Alle seitherigen Schuldobligationen mußten eingebracht werden und gegen einen Zuschuß von 6 Procent derselben in baarem Gelde wurden sie in neue Obligationen, die sämmtlich auf 2½ Procent gestellt waren, verwandelt; jedoch so, daß zwei Drittel von den ausgehändigten neuen Obligationen zu der todten, noch keine Zinsen tragenden Schuld, und nur ein Drittel der eingebrachten Summe zu der neuen von 1815 an Zinstragenden Schuld gerechnet wurde.

Die Methode der Auswechselung und Umschreibung ist in dem obgedachten Manifeste ausführlich angegeben, und es sind dabei für fromme Stiftungen, Leibrentenirer und einige andere Klassen mehr oder weniger Begünstigungen enthalten; da hingegen die unter der französischen Regierung gemachten Schulden unter weniger günstigen Bedingungen zugelassen wurden.

Diese Obligationen, welche in der Folge durch einige neue Anleihen vermehrt sind, bilden die jetzigen verkäuflichen Staatspapiere in Holland. Diejenigen, welche im wirklichen Genusse der Renten stehen, haben an der Börse den Preis von 46 bis 47; die todten Obligationen werden wie Lotterieloose betrachtet und stehen 1 bis Procent, und jetzt selbst noch niedriger ($\frac{1}{8}$) im Preise, welches deutlich genug andeutet, wie gering die Hoffnung ist, daß die Käufer derselben bald zur Rentenbeziehung gelangen werden. Im Jahr 18 hatte die Regierung 17 Millionen Gulden jährliche Renten für d wirkliche Staatsschuld zu bezahlen. Der Tilgungsfonds war 18 jährlich auf 2,500,000 Gulden bestimmt.

Außer diesen Schulden, worin die von Belgien mit begriffen sind

Digitized by Google

hat die holländische Regierung noch die Verbindlichkeit übernommen, einen Theil der russisch-holländischen Schuld (der 83 Millionen Gulden) zu bezahlen und zu deren Rentenbezahlung und allmäligen Tilgung 1,443,750 Gulden alljährlich bestimmt. Diese Papiere kursiren gleichfalls auf der amsterdamer Börse. Sie gehören zu der unfundirten Schuld. Dahin gehört auch noch die österreichisch belgische Schuld von etwa 6 Millionen Gulden und die Zinsen der Syndicats-Scheine und einige andere, die wir jedoch hier füglich übergehen können, da sie selten auf dem Weltmarkte erscheinen und mehr in dem Lande circuliren, oder in festen Händen ruhen.

VII. Neapolitanische Staatspapiere. Obgleich im Ganzen die neapolitanischen Finanzen in nicht geringer Unordnung sind, und sich jährlich ein Deficit in denselben findet: so hat man doch unter der jetzigen Regierung für Mittel gesorgt, die stipulirten Zinsen und Staatsrenten pünktlich zu bezahlen, sollten auch neue Anleihen dazu nöthig sein. Daran hat man es auch nicht fehlen lassen, und die Besetzung des Landes durch österreichische Truppen hat die Schulden gleichfalls um mehr als 9,000,000 Ducati (zu 1 Thlr. 4 Gr. preuß. gerechnet) vermehrt.

Die Schuld ist ziemlich nach französischem Muster eingerichtet, indem die Antheile der Gläubiger in ein großes Buch eingetragen sind, und Kauf und Übertragung auf ähnliche Art, wie in Frankreich, geschieht. Den 1. Januar 1821 betrugen die jährlich zu bezahlenden Renten 3,882,000 neapolitanische Dukaten, welche ungefähr 4,000,000 preuß. Thalern gleich geschätzt werden können. Eine Inskription von 100 im großen Buche gibt als jährliche Rente 5, und der Kurs hat in den letzten Jahren zwischen 60 und 74 geschwankt. Sie haben bisher noch immer Abnehmer auf den europäischen Papiermärkten zu billigen Kursen gefunden.

VIII. Spanische Staatspapiere. Die Geschichte des ältern Schuldenwesens von Spanien ist ein verwirrtes Chaos, und es hat von jeher viel Unordnung, Rückstände und unbezahlte Zinsen darin gegeben. Wir begnügen uns hier, den neuern Zustand der spanischen Staatspapiere anzugeben.

Nach dem Manifeste vom 29. November 1820, besteht die spanische Schuld aus solchen, die Zinsen tragen und aus solchen, die keine Zinsen tragen. Die letztern bestehen aus rückständigen Pensionen, Renten, alten Schuldverschreibungen, und aus vielen andern Rückständen und schwebenden Schulden, vorzüglich aber aus dem Papiergelde; sie beliefen sich in gedachtem Jahr auf 7,205 Millionen Reale, d. i. ungefähr 504 Millionen preußische Thaler (100 Reales de vellon sind ungefähr 7 Thlr. Court. gleich). Die zu verzinsenden öffentlichen Schuldpapiere, die theils in alten Schulden, neuen Anleihen, Aktien u. s. w. bestehen, betragen an Nominal-Capital 6,814,780,363 Realen oder etwa 476 Millionen preuß. Thaler, der jährlich zu bezahlende Zinsen- oder Rentenbetrag macht 235,966,630 Mill. Realen oder etwa 23,500,000 Thlr. preußisch.

Die Obligationen trugen bis daher verschiedene Procente (3 bis 9 Procent); sie sollen aber sämmtlich auf 5 Procent gestellt und darnach das Capital vermehrt oder vermindert, jedoch bei der Rückzahlung nach ihrem alten Capitalwerthe (der deshalb auf den neuen Scheinen vermerkt wird) bezahlt werden.

Die liquiden Foderungen sollen fürs erste durch Interimsscheine (Certifikate) bescheinigt und theils durch die allmälig zu verkaufenden

Staatsrealitäten (Klostergüter, Vermögen der Inquisition, Sta landgüter u. s. w.) realisirt, die übrigen, besonders verzinsli Schulden in das zu verfertigende große Nationalbuch eingetragen Inskriptionen der konsolidirten Schuld dafür an die Gläubiger ausgehändigt werden, deren Übertrag auf alle Weise erleichtert, und reichende Fonds zur Zinsenbezahlung und Tilgung angewiesen wer sollen.

Von allen diesen ist indessen noch wenig ausgeführt, und es ben sich alljährlich große Deficits gezeigt, welche durch neue Anle haben gedeckt werden müssen. Spätere Rechnungen geben indessen Summe der liquiden Staatsschulden geringer an, und überhaupt der Finanzzustand bis jetzt noch nicht im Klaren.

Die Staatspapiere, welche jetzt hauptsächlich in den großen H. del kommen, sind:

1) die holländisch-spanischen Papiere bei Hope und Comp. v. J. 1807, wovon jede Obligation auf 1000 holländische Gulden gestellt und mit jährlichen Zinscoupons versehen ist. Die Zinsen d. Anleihe von 30 Mill. Gulden sind, wie die der königlichen Bales u. verschiedener anderer innerer Schuldpapiere, seit der franz. Invasion vom J. 1808 unbezahlt geblieben.

2) Die Scheine aus der lafitte'schen Anleihe von 15,000,000 Pia ster, welche in Paris negociirt wurde. Jeder Schein lautet auf 1 Piaster (1 Thlr. 11¼ Gr.). Mit jedem derselben ist ein Lotteriele verknüpft, wodurch der Schein eine kleinere oder größere Prä (von 18 bis 20,000 Piaster) gewinnt, wenn ihn die Ziehung tri Die Scheine sollen binnen 20 Jahren, von 1825 ab, nach der Or nung der jährlichen Verloosung, nebst den sie treffenden Prämi bezahlt werden.

3) Die Certifikate der künftig vorzunehmenden Inskriptionen i große Buch, über die Anleihe vom J. 1821 durch das Haus Arde Hubbard und Compagnie, die auf verschiedene Summen in Pia gestellt und mit halbjährlichen Zinscoupons, in Paris und Lond zahlbar, versehen sind.

4) Die Scheine von der Nationalanleihe vom Jahre 1821, d sich an die letzte anschließt, oder vielmehr einen Theil von ihr au macht. Jeder Schein derselben lautet auf 150 Piaster klingen Geldes, und es konnten dabei eine gewisse Summe von ältern A leihescheinen, so wie Scheine der Nr. 1—3 erwähnten Anleihen, d Prämienscheine, auch die rückständigen Zinsen zu bestimmten, kurs mäßigen Preisen eingeschossen werden. Die Schuldscheine wurden dar größten Theils zu dem Kurs von 70, die Prämienloose zu 15 Th und die Zinsen al pari angenommen. Diese neuen Scheine sollten Procent tragen, und diese jährlich in Madrid, Paris (für den Pia ster 5 Franken 40 Centimen) oder London (für den Piaster 4 Sch ling 3 Pence) nach dem Belieben der Inhaber bezahlt werden. Au konnten die in London oder Paris domiciliirten Scheine gegen Ma drider verwechselt werden, jedoch nicht umgekehrt.

Auf die Renten für diese neuen Scheine sind einige Termine bezahlt Niemand kann unterdessen unter der jetzigen politischen Krisis die Reichs den Ankauf derselben anders, als ein sehr gewagtes Spe betrachten, da der Werth, den sie künftig erhalten sollen, von dem Ausgange der Krisis hauptsächlich abhängen wird. Sie sind von 76, wie sie anfangs standen, in diesem Augenblick auf 38 Proct. herunter gesunken.

Digitized by Google

Da die alten Obligationen aus der Anleihe vom J. 1807 größere Hoffnung haben, auch bei dem schlimmsten Ausgange des jetzigen Krieges für die Constitutionellen, eher bezahlt zu werden, als die unter letztern entstandenen Anleihen; so stehen diese Effecten am höchsten, und werden jetzt mit 56 bezahlt, wo jene bis auf 38 und noch tiefer herunter gegangen sind.

IX. Dänische Staatspapiere. Die Papiere der innern Anleihen, welche zur Tilgung und bessern Anordnung des Papiergeldes gemacht sind, werden fast gar nicht auf fremden Papiermärkten gefunden. Dagegen haben die, welche durch die beiden Anleihen in Hamburg im J. 1818 und 1819 entstanden sind, so wie die aus der englischen Anleihe vom Jahre 1821 einen weitern Markt.

Die erste Anleihe vom Jahre 1818 stellte gegen 3000 Mark hamburger Banco, Schuldscheine auf diese Summe zu 5 Procent aus, welche, weil eine Prämienziehung darauf folgte, worin jeder Schuldschein zum wenigsten 400, und im glücklichsten Falle 200,000 Mark Banco in Schuldscheinen 6 Procent Zinsen tragend, gewann, um Pari gekauft wurden. Nach der Prämienziehung stehen diese fünfprocentigen Papiere dieser Art 78—83, die sechsprocentigen zwischen 91—96.

Die Anleihen von 1818 und 1819 in Hamburg, fanden unter ziemlich gleichen Bedingungen Statt. Die englische Anleihe im J. 1821 belief sich auf 3,000,000 Pfund Sterling, und ist in Scheinen von 100 bis 1000 Pfd. Strl. ausgefertigt. Alle diese Anleihen sind mit Zinscoupons auf so viel halbe Jahre versehen, bis die Abbezahlung des Capitals, die alljährlich nach der Ordnung einer Verloosung vollführt wird, geendet ist. Nicht leicht beruhen Anleihen auf einer solidern Basis, als diese dänischen. — Nur in Ansehung der Prämienscheine ist die Rückzahlung des Capitals blos in das Belieben der Regierung gestellt. Alle übrigen werden nach und nach, so wie das Loos ihre Nummer trifft, für voll bezahlt, und die Bedingungen sind bis jetzt pünktlich und gewissenhaft erfüllt worden.

X. Norwegische Staatspapiere. Sie rühren aus der in Hamburg und Berlin durch den König von Schweden und die norwegischen Stände genehmigten Anleihe von 2,700,000 Mark im J. 1818—1819 her, und bestehen aus Scheinen, die auf 3000 bis 300 Mark Banco herab laufen und mit Zinscoupons verbunden sind. Die Art der Rückzahlung ist durch Rückkauf bestimmt, so lange ihr Kurs nicht al pari ist. Eine andere norwegische Anleihe ist 1822 durch Hambro in Hamburg zu 6 Procent negociirt. Ihr Belauf beträgt 2,400,000 Mark hamb. Banco. Sie soll im Verlaufe von 29 Jahren in halbjährigen Terminen nach einem besonders darüber bekannt gemachten Plan für voll zurückgezahlt werden. Die Zahlungen nach diesem Plane sind bis jetzt genau erfolgt. Und dieser Umstand, verbunden mit der Garantie der Stände, scheint diesen Anleihen viel Kredit gegeben zu haben, obgleich die Garantie der Stände ihres Schwesterlandes Schweden den Obligationen aus der Frege'schen Anleihe den Gläubigern keine Sicherheit zu ihrer fest versprochenen Bezahlung gewährt hat. Schwedische Papiere erscheinen deshalb auch gar nicht mehr auf dem Markte.

XI. Staatspapiere der Staaten des deutschen Bundes. Fast jeder der Staaten, welche den deutschen Bund ausmachen, hat mehr oder weniger öffentliche Schulden, deren Papiere doch fast gar nicht auf den öffentlichen großen Papiermärkten in Lon-

Digitized by Google

don, Amsterdam, Paris, Frankfurt und Berlin erscheinen, sondern mehr im Lande, wo sie entstanden sind, bleiben und von den Capitalisten und Instituten des Landes selbst angezogen werden.

Den größten Kredit unter diesen Papieren genießen die des Königreichs Sachsen. Denn obgleich die Schulden dieses kleinen Staats sich auf 20,000,000 Conventionsthaler belaufen sollen: so haben die Einwohner doch ein so großes Vertrauen zu ihrer Regierung, daß sie, durch lange Erfahrung der Gewissenhaftigkeit derselben gewiß, die Rückbezahlung ihrer inhabenden zinstragenden Staatspapiere eher fürchten, als sich darnach sehnen. Auf diese Weise waren die fünfprocentigen auf 110—111, die dreiprocentigen beinahe auf 100 gestiegen. Hierdurch ist es dem Staate möglich geworden, die ersteren gegen vierprocentige auszuwechseln und man hat Hoffnung, daß sich die Staatsgläubiger bald werden gefallen lassen müssen, dreiprocentige statt vierprocentige anzunehmen, wenn sie es nicht vorziehen wollen, lieber ihr Capital zurückzuempfangen. Die neuen vierprocentigen stehen jetzt (1823) 107, und würden höher stehen, wenn man nicht ihre nahe Verloosung fürchtete; die dreiprocentigen stehen 101, die zweiprocentigen 90. Seinem Kredit nähern sich am meisten das Königreich Würtemberg, das Königreich Hannover und die freien Städte Hamburg und Frankfurt, deren vierprocentige Papiere sich sämmtlich dem Pari nähern oder es gar übersteigen. Nicht weit von ihnen entfernen sich die Papiere von Baiern, Baden, Meklenburg und Hessen-Darmstadt; und im Allgemeinen gilt die Regel: daß, je kleiner die deutschen Staaten sind, desto größer ist der Kredit, desto höher stehen ihre Schuldpapiere. Jedoch eignen sich dieselben nicht zu einer Vergleichung mit den Papieren der größern Staaten. In den kleinern Staaten sind fast alle Schulden auf Wiederbezahlung der Capitale in bestimmter Frist aufgenommen, und Maßregeln sichtbar, in welchen sich die Wahrscheinlichkeit erblicken läßt, daß das Versprechen werde gehalten werden.

XII. Amerikanische Staatspapiere. In den verschiedenen amerikanischen Staaten haben sich auch schon viele Schuldscheine gebildet, die wenigstens auf der londoner und amsterdamer Börse als Handelswaaren erscheinen. Von den Schuldpapieren der neuen südamerikanischen Staaten, als Buenos-Ayres, Chili, Columbia ist es noch gar nicht Zeit, hier zu reden, ob es gleich in London nicht an Wagehälsen fehlt, die darauf speculiren, und in den Kurslisten nun auch schon Stocks von Chili, Columbia u. s. w. mit 60—70 erscheinen. Einen solidern Grund haben die Schuldobligationen der nordamerikanischen Vereinigten Staaten, und von diesen müssen wir daher hier noch zuletzt einige Kenntniß geben. Dieselben wurden gleich anfangs durch ihren Insurrectionskrieg in eine große Schuldenmasse gestürzt. Jedoch wurde ihr Kreditwesen sehr bald in eine gute Ordnung gebracht. Viele ihrer Schulden sind überdem zu Errichtung nützlicher öffentlicher Anstalen, die sich selbst verzinsen, gegründet, und insbesondere hat den Vereinigten Staaten die Acquisition von Louisianna ein großes Capital gekostet, so daß ihr ganzer Schuldenstamm wol gegen 100 Millionen Dollars hinausläuft. Es ist indessen für prompte Zinszahlung und Tilgung des Capitals so gut gesorgt, daß die nordamerikanischen Obligationen sowol im Lande selbst, als in London und Amsterdam das größte Zutrauen genießen und meist weit über pari stehen.

Alle Anleihen dieses Staats beruhen auf besondern Congreßacten,

n welchen die aufzunehmende Summe, der Zinsfuß, der Termin der uslösung oder Rückzahlung des Capitals und jeder andere einzelne mstand genau beschrieben ist. Die Renten werden vierteljährlich und hr pünktlich aus der Schatzkammer oder von den Anleihebehörden n verschiedenen Provinzen bezahlt, und der Tilgungsstamm ist so roß, daß sich einer baldigen Abzahlung entgegensehen läßt, da dieser Staat am wenigsten der Gefahr von vielerlei und langwierigen Krie- en ausgesetzt ist. Jeder Käufer amerikanischer Stocks in England rhält ein Certificat, worin erklärt wird, daß die Vereinigten Staa- en ihm, oder dem, den er darauf anweiset, die und die bestimmte Summe schuldig sind, und zugleich wird darin Anweisung gegeben, vie diese Fonds übergetragen werden. Die Inhaber können sie so- ann auf ihren eigenen Namen in Washington oder in einer andern Provinzialstadt übertragen lassen, und erhalten sodann ein neues Cer- ificat auf ihren eigenen Namen. Dieses geschieht durch einen be- ollmächtigten Notarius. Auf ähnliche Weise werden auch die ame- kanischen Bankactien, zu 100 Dollars jede, in England verkauft. Man rechnet den Dollar zu 4 Schilling 6 Pence in England. Die starken Handelsverbindungen der Nordamerikaner mit den Engländern rleichtern den Verkehr mit amerikanischen Staatspapieren so sehr, daß deren Kauf und Verkauf, so wie die Rentenbeziehung in London eben so leicht bewirkt werden kann, als der Verkehr mit andern euro- päischen Effecten.

Ein vollständiges Register aller Staatspapiere zu geben, ist nicht wohl möglich; es sollte hier nur ein Begriff von den Schuldpapieren der größern Staaten und hauptsächlich derer gegeben werden, die jetzt ein so wichtiger und großer Gegenstand auf dem Weltmarkte sind. Die Staatskunst hat sich bemüht, es dahin zu bringen, daß die Staats- papiere in den allerentferntesten Ländern eben so gut und eben so leicht erworben und benutzt werden können, als im Lande selbst, so daß ein Capitalist in Preußen sein Geld nicht blos in allen Arten von deutschen, sondern auch in französischen, englischen, dänischen, spanischen, ja selbst amerikanischen Fonds anlegen, und die Zinsen davon mit eben der Leichtigkeit ziehen, sie mit eben der Bequemlich- keit wieder verkaufen kann, als die öffentlichen Papiere seines eigenen Landes. In London, Amsterdam, Paris, Frankfurt, Berlin, Leipzig sind die Papiere aller Art zu haben, werden die Zinsen aller erhoben. Hierdurch ist ein Handel mit denselben möglich geworden, den man noch vor 50 Jahren nicht kannte, ein Handel, der unter andern das zur Folge hat, daß die Staatspapiere, wie andere Waaren, mit ein- ander in Concurrenz treten, daß die gleich guten und gleich sichern ziemlich gleichen Preis annehmen, und daß ein kreditvoller Staat zu jeder Zeit neue Schuldpapiere schaffen und sie los werden kann, so- bald er sie nur etwas wohlfeiler abläßt, als diejenigen, welche mit dem seinigen gleichen Kredit haben. Und wenn daher die Rente des einen Staats theurer ist, als die andern, so werden gemeiniglich fol- gende Ursachen hinreichen, dieses zu erklären:

1) Weil der eine Staat größern Kredit genießt, als der andre;

2) weil die Anleihe mit bessern Bedingungen verbunden ist, als die andern, wie Hoffnung eines Gewinnstes, einer Prämie, Rückzah- lung des Capitals in bestimmter Frist, größere Erleichterung in der Erhebung der Zinsen u. s. w.;

3) weil mit dem Ankauf und Verkauf, oder mit der Beziehung

Digitized by Google

der Zinsen einige Procente, Commissionsgebühren verbunden sind, die man bei den einheimischen erspart.

Unter gewissen Umständen kann man daher den Preis der Renten als eine Scala des Kredits der verschiedenen Staaten ansehen. Es sich z. B. in diesem Augenblicke (Mai 1823) eine Jahresrente von 5 in Renten von sonst einerlei Bedingungen zu kaufen, würde man geben müssen:

1) in sächsischen Fonds	140—150
2) in englischen und hamburgischen	125—150
3) in hannöverischen, würtembergischen und vielen Papieren anderer kleiner deutschen Staaten .	98—100
4) in preußischen	90
5) in französischen	86
6) in norwegischen	85
7) in dänischen	81
8) in russischen	80
9) in spanischen	37 u. s. w.

Staatspapiergeld. Vom Papiergelde überhaupt ist in dem Artikel darüber ein hinlänglicher Begriff gegeben. Hier wollen wir nur bemerken: 1) daß dasselbe zwar ebenfalls als eine Staatsschuld angesehen werden kann, daß es jedoch eine Schuld von ganz anderer Natur ist, als die verzinslichen Staatspapiere, oder solche, deren Capital erstattet werden muß. Denn wenn das Papiergeld in solchen Schranken gehalten wird, daß es nie von dem Werthe des baaren Geldes, dessen Stelle es vertreten soll, abweicht: so kann es ohne allen Nachtheil auch immer im Umlaufe bleiben, und erspart dem Staate oder der Nation so viel Metallgeld, als an die Stelle des Papiergeldes gesetzt werden müßte, wenn man es vernichten wollte. Zwei große Fehler aber haben mehre Staaten in Ansehung des von ihnen ausgelassenen Papiergeldes begangen: 1) daß sie zugelassen haben, daß dasselbe unter das Pari des Werthes des baaren Geldes fiel, an dessen Stelle es vertreten sollte. Hierdurch brachten sie eine wahre innere Revolution des Vermögens ihrer Unterthanen hervor, die vielleicht größer und weit umfassender gewesen ist, als die französische, ob sie gleich mit weniger äußerm Lärm vor sich gegangen; und 2) daß, nachdem das Unglück der Zerstörung des Vermögens einmal geschehen war, sie dasselbe dadurch wieder gut machen wollten, daß sie das Papiergeld wieder zu heben suchten. Dadurch wurden nicht nur große Summen weggeworfen und der Staat in ein Meer von Schulden gestürzt, sondern es wurde auch dadurch eine neue, eben so schädliche Revolution, als die erste, nur in umgekehrter Ordnung bewirkt, so daß das in die Höhe Treiben des Papiergeldes wieder eben so viele Unterthanen unglücklich machte, als das vorherige Sinken desselben, ohne daß dadurch denen, die bei der ersten Revolution verloren hatten, im Allgemeinen geholfen wurde.

Eine andre Bemerkung ist die, daß die Einführung des Papiergeldes statt des Metallgeldes einen bedeutenden Einfluß auf den Preis des Münzmaterials, des Goldes und Silbers gehabt haben muß. Denn so ein großer Werth in Papier in Umlauf gesetzt wurde, ein so großer Werth in Gold und Silber wurde dadurch erspart, wenn man den davon abzieht, der zur Aufrechthaltung des Pari des Papiergeldes nöthig war. Es wurde also die verkäufliche Masse des Goldes und Silbers durch Einführung des Papiergeldes um so viel vermehrt, als zu Münze nicht mehr gebraucht wurde. Dagegen muß

Digitized by Google

h der Preis des Goldes und Silbers nach der Proportion wieder
gen, in welcher es von Zeit zu Zeit wieder nöthig wird, Gold-
Silbermünzen anzuwenden, um entweder dieselben ganz an die
elle der Papiermünzen zu setzen, oder wenigstens dasselbe bei einem
rten Werth zu erhalten. Dieser Einfluß auf das Steigen des
ldes und Silbers ward sehr sichtbar, als Österreich und besonders
gland seine Verwechselungen des Papiergeldes gegen Gold- und
lbermünze wieder begann, und schon früher, als Rußland eine Menge
lber in's Land zog, um einen Theil seiner papiernen Circulations-
ttel dadurch zu ersetzen. Wie viel aber durch das Papiergeld an
ld und Silber erspart worden, läßt sich berechnen, wenn man
ß, wie viel Metallgeld durch das Papiergeld in einem Lande ersetzt
rde. Um dieses zu bestimmen, darf nur der Werth der umlaufen-
Summe des Papiergeldes in jedem Lande, in Metallgelde ausge-
ckt, verglichen werden. So vertreten gegenwärtig in England etwa
Millionen Pfund Sterling in Banknoten dieselbe Summe in So-
reigns, und ersparen letztre dem Reiche, inwiefern man davon die-
ige Summe abrechnet, welche die Bank in Koffern behalten muß,
die angebotenen Noten mit Gold- oder Silbermünzen auf Verlan-
der Inhaber auszuwechseln. In Rußland vertreten die 700 Mil-
nen Papierrubel die Stelle von etwa 200 Millionen Silberrubel,
da in diesem Reiche die Bank kein baares Geld für Papier zahlt:
hat sie zu diesem Zwecke keinen Vorrath Metallgeld nöthig. In
sterreich ersparen jetzt 600 Millionen Papiergeld ungefähr 200 Mil-
nen Silbergulden, wenn man die Summe abrechnet, welche dazu
hört, um den Kurs der wiener Währung bei 250 unverändert zu
alten u. s. w.

Es würden sich auf diese Weise leicht mehre Millionen kölnische
ark edler Metalle zusammenrechnen lassen, welche seit 50 Jahren
dem Münzverbrauche durch das Papiergeld erspart worden, und
ser Umstand kann nicht ohne Einfluß auf den Preis der edeln Me-
le geblieben sein.

*Staffa, berühmt wegen der Fingalshöhle und des Riesen-
mmes und Riesenwegs. Die merkwürdigsten Säulen sind auf der
dwestseite derselben; das ganze Ende der Insel ruht auf Reihen
natürlichen Pfeilern, die größtentheils über funfzig Fuß hoch sind
in natürlichen Säulengängen stehen, die sich nach dem Laufe der
chten oder Landspitzen richten. Sie ruhen auf einem festen Grunde
unförmlichen Felsen. Über ihnen ist die Lage, die an den Boden
r die Oberfläche der Insel reicht, von ungleicher Dicke, so wie das
d in Hügel aufsteigt oder in Thäler abfällt. Jeder Hügel, der
en über die Säulen herabhängt, bildet einen großen Fronton.
schiedne davon sind über sechzig Fuß von der Grundfläche bis an
Spitze dick und erhalten durch den Abfall des Hügels an den Sei-
fast die völlige Gestalt der Frontons. Man geht längs des Ufers
einem zweiten Riesenwege fort, von dem jeder Stein völlig regel-
ßig aus einer gewissen Anzahl von Seiten und Winkeln bestand,
man auf die Öffnung einer Höhle zukommt, die vermuthlich die
chtigste ist, die je von einem Reisenden beschrieben ward. Die
egweiser nennen sie die Höhle des Fhinn oder Fhinn-mac-coul,
der Übersetzer des Ossian Fingal nennt. So findet man hier das
denken des Helden erhalten, an dessen Dasein, wie an der Echtheit
ganzen Gedichtes man in England selbst zweifeln wollte. — (S.
ngalshöhle, Bd. 3.)

Stammmelodie nennt man diejenige Gesangweise eines Kirchenliedes, welche ursprünglich auf einen Text oder auf ein Kirchenlied, welches man in dieser Beziehung das Stammlied nennen könnte, entweder von dem Verf. des Liedes selbst, oder von einem andern Componisten gemacht worden ist. Gewöhnlich werden diese Stammmelodien in den Choral- und Gesangbüchern mit den Anfangsworten jenes ältern Urliedes angeführt. Doch geschieht dies nicht immer; sondern sehr oft werden die Anfangsworte eines später gedichteten oder ebenfalls bekannten, in den Strophen gleichartigen Liedes angeführt, wie: Mir nach, spricht Christus ꝛc. anstatt: Mach's mit mir, Gott ꝛc., wie eigentlich die Urmelodie angegeben werden sollte; oder: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut ꝛc. anstatt: Es ist das Heil uns kommen her u. s. w. Der größere Theil der gangbaren Melodien unsrer Kirchenlieder (Choräle) schreiben sich aus dem 16. und 17. Jahrh. her; wenigere gehören der spätern Zeit an. Die Anzahl der mehr oder weniger gewöhnlichen, mehr oder weniger bekannten Melodien ist sehr groß. Schicht's Choralbuch hat 1285. Nach den ältern Gesangbüchern hat man für den gewöhnlichen Bedarf einige über 200 Lieder, welche nach einer gleichen Strophenart (genus stropharum) gedichtet sind, lassen sich auch nach Einer Melodie singen. Aber eine und dieselbe Melodie ist nicht jedem angemessen. So sind z. B. die Lieder: Es ist das Heil uns kommen her ꝛc.; Nun freut euch lieben Christen g'mein ꝛc.; Allein Gott in der Höh sey Ehr ꝛc.; Wenn mein Stündlein vorhanden ist ꝛc.; Herr, wie du willst, so schick's mit mir ꝛc.; Aus tiefer Noth schrei ich zu dir ꝛc., nach einer gleichen Vers- und Strophenart gedichtet; aber jedes derselben hat seine eigne, gar sehr verschiedene Stammmelodie. Von jeder noch jetzt gewöhnlichen Kirchengesangsmelodie ist der Componist schwer oder gar nicht zu entdecken, als von: Ach bleib mit deiner Gnade ꝛc.; Ach Gott und Herr ꝛc.; Der lieben Sonne Licht und Pracht ꝛc.; Dir, dir, Jehovah, will ich singen ꝛc.; Mein Jesu, den die Seraphinen ꝛc.; Warum sollt' ich mich denn grämen ꝛc.; Wir Christenleut u. m. a. Von andern finden zweifelhafte Angaben Statt. Zu manchem Liede hat man mehre Melodien, wie zu: Jesus meine Zuversicht u. v. a.; daher oft der Componist der einen mit den der andern verwechselt wird. Viele Melodien haben auch in neuern Zeiten mehr oder weniger bedeutende Verbesserungen erfahren. Fast keine einzige Melodie wird jetzt mehr so gesungen, wie die Composition derselben in dem ältesten Choralbuche der lutherischen Kirche steht, welches Luther, Senft, Walther bearbeitet hatten, und Georg Rhaw druckte. Keiner, der nicht eine blinde Vorliebe für das Alte hat, wird auch ältere Compositionen wieder hergestellt wünschen, wenn nicht zugleich ein Rückschritt in der Kunst gethan werden soll. Freunden des Kirchengesanges ist es vielleicht nicht unangenehm, hier die Componisten einiger der bekanntesten Melodien angegeben zu finden: Luther selbst componirte und verbesserte viele ältere Melodien (die zum Theil aus der griechischen Kirche schon zu Carls des Großen Zeiten in die lateinische gekommen waren), mit Zuziehung seiner musikalischen Freunde, der sächsischen Kapellmeister Joh. Walther, Konr Ruff (Andre schreiben ihn Rumpf) und des bair. Kapellm. Lud. Senfl oder Senfli. Die Melodien, welche Luther entweder neu componirte, oder an deren Verbesserungen er Antheil hatte, sollen folgende sein: Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc.; Es woll uns Gott gnädig sein ꝛc.; Nun kam der Heiden Heiland ꝛc.; die für seine Kinder componirten: Vom Himmel hoch da komm' ꝛc.; Nun freut

nach, lieben Christen ꝛc.; Nun bitten wir den heil. Geist ꝛc.; Gelobet seist du, Jesu Christ ꝛc.; Gott der Vater wohn' uns bei ꝛc.; Vater unser im Himmelreich ꝛc.; Ein Lämmlein geht und trägt ꝛc.; Christus ist erstanden ꝛc.; Erstanden ist der heil. Christ ꝛc.; Christus lag in Todesbanden ꝛc.; Mitten wir im Leben sind ꝛc.; Wohl dem, der in der Gott'sfurcht steht ꝛc. — Ein Kindelein so löbelich ꝛc., soll Benno, Bischof in Meißen († 1107), die Melodie, nach welcher Herr Jesu Christ, dich zu uns wend ꝛc. gesungen wird, Johann Huß componirt haben. — Heinrich Isaak (gegen 1490), Kapellmeister Maximilians I., componirte ein altes Lied: Insprug, ich muß dich lassen ꝛc., nach welchem später von Johann Hesse der Text: O Welt, ich muß dich lassen ꝛc., von P. Große: Nun ruhen alle Wälder ꝛc., gedichtet wurden. — Valentin Hausmann, ein Componist aus Nürnberg, soll gegen 1520: Wir glauben all' an einen Gott ꝛc., Erhard Hegenwald, ein Theolog in Würtemberg, um dieselbe Zeit: Erbarm dich mein, o Herre Gott ꝛc., componirt haben. Lazarus Sprengler, Rathsschreiber in Nürnberg († 1510), wird als Verf. und Componist von: Durch Adams Fall ist ganz verderbt ꝛc., genannt. Michael Weiß, Pfarrer zu Landscrona gegen 1530, Componist von: Christus, der uns selig macht ꝛc., und: Christ, der du bist das helle ꝛc. Um dieselbe Zeit: Nicol. Decius, Prediger zu Stettin: O Lamm Gottes unschuldig ꝛc.; D. Joh. Polyander, Prediger zu Königsberg († 1540), Verf. und Componist von: Nun lob meine Seele den Herrn ꝛc.; Paul Speratus (starb als Hofprediger und Bischof zu Liebmühl 1554) Verf. des Textes und der Melodie: Es ist das Heil uns kommen her ꝛc.; Andr. Knophius, gegen 1530, Superintendent zu Riga, componirte: Herr Christ, der ein'ge Gottessohn. Andere schreiben diese Melodie dem leipziger Superintendenten Selneccer zu. Wolfg. Heintz, Organist im Dienste des Erzbischofs Albert zu Halle, gegen 1530, componirte: Christ unser Herr zum Jordan kam ꝛc. (Diese Melodie soll nach Gerber's musikalischem Lexikon der Mozart'schen Zauberflöte zum Grunde liegen.) Nic. Herrmann, 1540 Cantor zu Joachimsthal in Böhmen († 1568), Verf. der Melodien: Aus meines Herzens Grunde ꝛc.; Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich ꝛc.; Wenn mein Stündlein vorhanden ist ꝛc., und nach Einigen auch: Erschienen ist der herrliche Tag ꝛc., oder vielmehr: Erstanden ist der heil'ge Christ ꝛc., welche herrliche Melodie nach Rambach schon im 14. Jahrhundert bekannt war, wenn hier nicht eine Verwechselung mit einem andern alten Gesange von gleichen Anfangsworten Statt findet. Herrmann Fink, Musiker in Wittenberg 1558: Was mein Gott will, das gescheh' allzeit ꝛc. Johann Spangenberg, gegen 1545 Superintendent zu Eisleben, soll die Melodie: Allein Gott in der Höh' sei Ehr' ꝛc., componirt haben; doch schreiben Andere diese Melodie dem Nicolaus Decius und noch Andere dem leipziger Superintendenten Selneccer zu. Dem Claud. Goudimel, Kapellmeister zu Lyon, welcher 1572 bei der pariser Bluthochzeit um's Leben kam, wird die Melodie: Herr Gott, dich loben Alle wir ꝛc., zugeeignet. Urban Langhans, 1554 Diakonus zu Glaucha, componirte: Laßt uns alle fröhlich sein ꝛc. D. Joh. Chiomusus, sonst Scharrsina, Prediger zu Friemar bei Gotha 1530, wird von mehreren, und Sigm. Hummel, würtembergischer Kapellmeister 1550, wird von Schubart als Componist von: Allein zu dir, Herr Jesu Christ ꝛc., genannt. Nach Einigen soll Letzterer auch die, von Andern dem Cantor Herrmann zugeschriebene Melodie: Wenn mein Stündlein vorhanden ist ꝛc., gesetzt haben. Joh. Baptista, Mu-

sikdirector in Wien, soll: Wenn wir in höchsten Nöthen ꝛc., co-
nirt haben. Mich. Gastwitz, 1580 Organist zu Amberg: Herzlich
hab' ich dich ꝛc.; Joach. von (a) Burck, um's Jahr 1580 Kantor
wandter und Cantor zu Mühlhausen: Herr, ich habe mißgehandelt
Du Friedensfürst, Herr Jesu Christ ꝛc.; Aus den Tiefen rufe ich
Nun laßt uns Gott den Herrn ꝛc. Andere schrieben die zuletzt
wähnte Melodie dem leipziger Superintendenten Nicolaus Selne
(† 1592) zu; wie auch die: Singen wir aus Herzensgrund ꝛc.,
Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ ꝛc. M. Gotth. Erythräus,
Cantor, dann Rector zu Altorf gegen 1603: Vor deinen Thron
ich hiemit ꝛc.; Joh. Steuerlein, Notar zu Meinungen († 161
Herr Jesu Christ, wahrer Mensch ꝛc.; Melch. Teschner, 1613 Can-
tor zu Frauenstadt in Schlesien: Valet will ich dir geben ꝛc.; Mi
Prätorius, Kapellmeister in Braunschweig, Dresden und Magdeb
(† 1621), Verf. und Componist von: Ich dank dir schon durch dein
Sohn ꝛc.; Philipp Nicolai, der schon unter den Liederverfassern (Ge-
sangbücher) erwähnt ist, hat vor oder im J. 1599 die beiden prach
vollen Melodien: Wachet auf, ruft uns die Stimme ꝛc., und: Wie
schön leucht't der Morgenstern ꝛc., componirt. Sie finden sich in se-
nem in dem erwähnten Jahre erschienenen Freudenspiegel. Einige
schreiben die Composition der zweiten Melodie dem Hans Scheidemann
(† als Organist in Hamburg 1625), noch Andere gar dem Heinrich
Scheidemann, dem Sohne des genannten, zu; aber dieser wurde erst
1600 geboren. Dem ältern Scheidemann kann Nicolai vielleicht seine
Melodie zur Feilung und harmonischen Begleitung übergeben haben.
Die erste der vorhin genannten Melodien wird dem Jacob Prätorius
(ebenfalls Organist zu Hamburg) zugeschrieben, weil sie in seinen 160
herausgekommenen Melodiis sacris steht; er hat sie aber wahrschein-
lich nur revidirt. Joh. Herrmann, Prediger zu Köben in Schlesien
(† 1647), ist Componist von: Herzliebster Jesu, was hast du ꝛc.;
Zion klagt mit Angst und Schmerzen ꝛc.; Wo soll ich fliehen hin ꝛc.
und von der alten Melodie des Liedes: O Gott, du frommer Gott ꝛc.;
die neuere, jetzt gewöhnlichere, soll (nach Koch's Choralbuch) von Se-
bastian Bach sein. Christian Demantius, 1620 Cantor zu Freiberg
(† 1643): Freu dich sehr, o meine Seele ꝛc.; Von Gott will ich nicht
lassen ꝛc. Mart. Ruckart ist schon als Componist von: Nun danket alle
Gott (s. Gesangbücher in d. N. F.) genannt. Joh. Crüger, Mu-
sikdir. in Berlin gegen 1630: Du, o schnödes (schönes) Weltgebäude ꝛc.;
Schmücke dich, o liebe Seele ꝛc.; Jesu, meine Freude ꝛc.; Jesu,
meine Zuversicht ꝛc. Johann Hermann Schein, Musikdir. in Leipzig
† 1631 (s. Schein Bd. 9.), dichtete und componirte: Mach's mit mir,
Gott, nach deiner Güte ꝛc.; Ach, Herr, mich einer Sünde ꝛc., zu
welcher Melodie auch Paul Gerhard 1666: Befiehl du deine Wege ꝛc.
dichtete, welche jetzt gewöhnlich als Stammmelodie angeführt wird.
Auch von der Melodie: Wer Gott vertraut ꝛc., und: Wenn mich
Sünden mich kränken ꝛc., soll Schein Componist sein. — Es ist mir
aus mit meinem Leben ꝛc. soll (nach Matthison's Ehrenpforte S. 17
der nachherige Rector zu Zschopau, Christian Liebe, schon als Schü-
ler zu Freiberg componirt haben; und als Verf. der Melodie: Es ist
genug; so nimm, Herr, meinen Geist ꝛc., wird der Verf. dieses Lie-
des, Franz Joach. Burmeister oder Buhrmeister, welcher als Candi-
dat der Rechte in Lüneburg (ohne Angabe des Jahrs) gestorben ist,
angegeben. Joh. Schop, Kapellmeister in Hamburg 1648, com-
nirte: Werde munter, mein Gemüthe ꝛc.; Jesu, der du mir

Seele ꝛc.; Ermuntre dich, mein schwacher Geist ꝛc.; O Traurigkeit ꝛc. Jos. Rosenmüller, Musikdirector in Leipzig († 1650): Straf mich nicht in deinem Zorn ꝛc. Einige schrieben ihm auch die Melodie: Alle Menschen müssen sterben ꝛc., zu; in diesem Falle müßte es eine von der Crüger'schen: Du, o schönes Weltgebäude ꝛc., unterschiedene sein. Thomas Selle, Kanonicus und Musikdirector in Hamburg gegen 1650: Nun lasset uns den Leib begraben ꝛc.; Dresen, Kapellmeister zu Arnstadt 1650: Seelenbräutigam ꝛc.; Heinrich Alberti (Mattheson in der Ehrenpforte nennt ihn Albert), † 1668 als Organist zu Königsberg, verfertigte gegen 1640 Text und Melodie des Liedes: Gott des Himmels und der Erden ꝛc., componirte: Christe, du Lamm Gottes ꝛc.; Ich bin ja, Herr, in deiner Macht ꝛc. Doch lassen auch Einige dieselbe Melodie als Stammmelodie: O Ewigkeit, du Donnerwort ꝛc., angeführt, von Jos. Schop componirt sein. O wie selig seid ihr doch ꝛc. Mich. Frank, Schullehrer zu Koburg, componirte: Ach wie flüchtig ꝛc. Joach. Neander, Prediger zu Bremen († 1680): Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren ꝛc. Severius Gastorius, Cantor zu Jena gegen 1675, componirte: Was Gott thut, das ist wohlgethan ꝛc. (den Verf. s. Gesangbücher ind. N. F.). Von Andreas Hammerschmidt, einem der größten Contrapunktisten († 1675 als Organist zu Zittau), sind die Melodien: Freuet euch, ihr Christen alle ꝛc.; Meinen Jesum laß ich nicht ꝛc.; Ach, was soll ich Sünder machen ꝛc., welche letztere von Knecht dem im J. 1678 zu Strasburg verstorbenen Joh. Flittner zugeschrieben wird. Neumark ist schon als Verf. und Componist von: Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc., (s. Gesangbücher) genannt worden. Chr. Flor, Organist zu Lüneburg 1692, componirte: Auf meinen lieben Gott ꝛc., wenn dies eine andere Melodie ist, als die dem Joh. Hermann zugeschriebene: Wo soll ich fliehen hin ꝛc. Sam. Veiel († als D. med. zu Ulm, 27 Jahre alt), componirte: Nun sich der Tag geendet hat ꝛc. Gottfr. Heinr. Stölzel, 1730 Kapellmeister zu Gotha: Nun Gott lob, es ist vollbracht ꝛc. Nächst den genannten Componisten haben sich noch um die Melodien des Kirchengesangs verdient gemacht: Hans Leo v. Haßler, zu Nürnberg gegen Ende des 16. Jahrh.; Melch. Vulpius, st. als Cantor zu Weimar, 1616; Simon Gref, st. als Pfarrer zu Schandau 1659; J. C. Kühnau, st. 1805 als Cantor in Berlin (Verf. der Melodie: Wie lieblich winkt sie mir ꝛc.); Doles, st. als Musikdirector emeritus in Leipzig 1797, der die Gellert'schen Lieder componirte; Hiller, st. als Musikdirector emeritus in Leipzig 1804, der mehrere neue Kirchengesangmelodien, als: Wie groß ist es Allmächt'gen Güte ꝛc., componirte, auch verschiedene ältere verbesserte; sein Nachfolger Schicht; Justin. Heinr. Knecht, st. 1817 als Musikdirector in Biberach, und dessen noch lebender Bruder; Rütinger, Organist an der Waisenhauskirche zu Hildburghausen, der 109 Melodien des neuen hildburghausenschen Gesangbuchs componirt hat; Umbreit, in Sonneborn, Götz, Stadler, Rink und fast alle Herausgeber von Choralbüchern. Solcher Bücher haben wir seit dem älteren protestantischen, welches Rhaw druckte, sehr viele. Einige führen den Titel nach den Ländern, in welchen sie im Gebrauche sind, als das badensche von Rink, baden-durlach'sche von Fischer, das barby'sche, für die Brüdergemeinden, das berg'sche, das gothaische (von Will), das würtemberger u. m. a. Andere sind nach ihrem Herausgeber, als das von Apel, Bach, Böttner (1818), Selz, Calvisius, Christmann, Demme, Doles, Döring, Drezel, Franz Guntersberg,

Hiller, Klein, Knecht, Koch, König, Kühnau, List, Niemeyer, Nicolai, Quirsfeld, Reimann, Störl (1726), Telemann, Trier, Umbreit, Vopelius, Werner, Weimar u. A. In Betreff der Vor- und Nachspiele zu Choralmelodien haben sich verdient gemacht: Bach, Christmann, Doles, Fischer, Häßler, Kallenbach, Kittel, Rink, Umbreit, Vierling, Vogler u. A. Zd.

*Stockholm (man spreche die erste Sylbe lang) ist unter allen nordischen Städten die schönste. Selbst Dresden muß ihr in Hinsicht der Lage weichen, und vielleicht ist Constantinopel die einzige Stadt, die ihr den Vorzug streitig machen kann. Aus mehren Inseln bestehend, bietet sie in ihrem Umkreise, wie im Innern, die schönsten Ansichten zu Lande und zu Wasser dar, und wer die Stadt von der Felsenhöhe, die Mesesbacke genannt, die einem schönen Garten zur Hauptzierde dient, betrachtet, sieht mit freudigem Erstaunen das schönste Panorama in weitem Zirkel ausgebreitet. Nicht als ob die Residenz der nordischen Franzosen, wie man die gebildeten, geselligen Schweden so oft genannt hat, in ihrem Umfange, der gegen fünf starke Stunden beträgt, nicht manche an sich unförmliche, krumme, unansehnliche Straßen hätte, die man besonders in der eigentlichen Stadt in dem Punkte trifft, welcher zuerst, zu Ende des 13ten Jahrhunderts, statt des alten, von Seeräubern zerstörten Sigtuna erbaut wurde. Wo wäre wol irgend eine große Stadt von solchen Mängeln frei? Aber man vergißt sie über der Schönheit des Ganzen, der vielen einzelnen, jenen alten Anbau umgränzenden Theile. Die ganze große Stadt besteht eigentlich aus mehren Inseln, die durch die Buchten des großen Mälarsees und des Meers selbst gebildet werden, und die durch zum Theil prächtige Brücken — die, welche nach dem Norrmalm führt, hat gegen 1000 Fuß — mit einander vereint, ein Abbild des wasserreichen Venedigs, aber mit dem Unterschied gewähren, daß sich hier alles vorfindet, was die Natur diesem an Schönheit versagt hat, und die Kanäle von Meerfluthen gebildet werden, die dort die Kunst gezogen hat. Mitten in die Stadt laufen die reichbeladenen Schiffe aus und ein. Auf Booten oder in Equipagen kann man seine Freunde besuchen. Natürlich zerfällt die Stadt in so viele Theile, als Inseln mit einander verbunden sind, ihr Ganzes zu bilden, und da der erste Anbau sich aus den frühen Zeiten herschreibt, so ist es nicht zu verwundern, daß die ihm mit verbundenen Inseln oder Vorstädte, wie man sie nehmen kann, auf Umfang und Schönheit mehr Anspruch machen müssen, als jener Kern des Ganzen selbst. Als drei Haupttheile des letztern können wir hier in der eigentlichen Stadt, jenen alten, ersten Anbau, und die zwei Vorstädte, der Södermalm und der Norrmalm, annehmen, zwei mit ihm verbundene Inseln, von denen die eine ihm nördlich, die andere südlich liegt, und an welche sich dann in verschiedener Richtung noch mehre kleinere Inseln anschließen, die für eben so viele Vorstädte gelten können. Die Inseln Kungsholm, Kyrkholm, Kastelholm, Riddarholm sind darunter die bedeutendsten. Daß eine solche Residenz, von einem seit Jahrhunderten gebildeten Volke bewohnt, die Beweise des Wohlstandes und der Pracht in einer Menge öffentlicher, schöner Gebäude an den Tag legte, ist natürliche Folge, und wir finden, daß Stockholm darin jeder andern Hauptstadt gleicht. Sein Residenzschloß, dessen Bau, nachdem das alte 1697 abgebrannt war, 1751 vollendet wurde, erlaubt in ganz Europa wenigen Gebäuden, sich mit ihm zu messen, und in der eigentlichen Stadt ist es nebst der

ralten Hauptkirche, die eine der schönsten Orgeln und mehre ausgeeichnete Gemälde von schwedischen Künstlern hat, die schönste Zierde, bschon die deutsche Kirche, die finnische, so von der Sprache geannt, in welcher hier gepredigt wird, die Gebäude der Reichsbank, ie königliche Münze, das Ritterhaus mit den Wappen von Schweens Geschlechtern, mit jedem ähnlichen in andern Städten mehr oder eniger wetteifern können. Wandert man auf den Norrmalm, der berhaupt den schönsten Theil der Stadt bildet, so werden der Paast, welchen einst der tapfere Torstenson bewohnte und den die Prinessin Albertine vergrößern ließ, das glänzende, von Gustav III. eraute Opernhaus, die St. Clara-, Jacobs- und Friedrichskirche und as Observatorium der Akademie der Wissenschaften, das, auf einem felsen gelegen, seine natürliche Bestimmung findet, die vielen Palais er hier wohnenden fremden Gesandten nicht gerechnet, den Blick aler Orten auf sich ziehen, während die Ritterinsel (Riddarholm) in iner Kirche über den Grabmälern schwedischer Helden an 5000 Fahen und Standarten und Flaggen zeigt, und das Freimaurerhaus daelbst das prächtigste in Europa ist. Die Königsinsel (Kungsholm) ird besonders durch ihre große Stückgießerei bedeutend. Worin vielicht Stockholm andern Städten gleichen Ranges nachsteht, sind öfentliche Plätze und Märkte. Zwar gibt es deren gegen 20, aber die eisten sind klein und wenig ansehnlich, was aus der Lage der Stadt nd wie sie sich bildete, natürlich hervorgegangen ist. Die schönsten arunter möchten der Ritterhausmarkt sein, den die 1773 errichtete Statue Gustav Wasa's aus grünem, inländischem Marmor schmückt; er Adolphs-Friedrichsmarkt, mit seiner seit 1489 stehenden großen Magdalenenkirche auf dem Södermalm, und der neue Paradeplatz im Norrmalm, wo Carls XII. zu fertigendes Standbild eine neue Zierde esselben zu werden verspricht. Auch in Hinsicht der Einwohnerzahl muß diese Stadt vielen andern Residenzen nachstehen. Ist sie auch m Jahre 1798 bis auf 80,000 gestiegen gewesen, so dürfte sie doch eitdem sich nicht sehr gemehrt haben, da Stockholms Lage und Klima, wenigstens in einigen Holms oder Inseln, eine vorzugsweise emerkbare Mortalität begründet, so, daß die Zahl der Gebornen er der Todten bedeutend nachsteht, indem z. B. 1818 der ersteren 344, der letzteren aber 2880 waren. Ob wol darauf die Kirchhöfe, ie hier noch alle in der Stadt um die Kirchen liegen, einen Einfluß aben sollten? Juden findet man, nimmt man auf die Religion der Bewohner Stockholms Rücksicht, nur wenige; dasselbe gilt von Kaholiken und Griechen; doch haben sie die Erlaubniß, ihre Religionsflichten in einigen Sälen üben zu dürfen. Eine französisch-reformirte Gemeinde hat dagegen ihre eigene Kirche, und 200 Herrnhuter, n einer Societät vereinigt, dürfen sich ebenfalls des Abends in eiem ihnen gehörigen Saale versammeln. Das freie Meer, die Fruchtarkeit der umherliegenden Gegend macht den Unterhalt in dieser Stadt verhältnißmäßig wenig kostspielig und begünstigt zugleich einen ebhaften Handel passiver und activer Art. Der erstere bezieht sich esonders auf Korn, Salz, Flachs, Baumwolle, Reis, Colonial-, Manufactur- und Luxuswaaren, während dieser die Producte des chwedischen Berg- und Hüttenbaues verschleißt, von denen 7 Achtel n Eisen bestehen. Ein großes Eisencomptoir, von den Bergwerksesitzern gebildet, sorgt für diesen Handelszweig durch Verkauf, Anleihen und Vorschüsse auf die wohlthuendste Weise. Freilich ist Schweden zu sehr an die feinern Bedürfnisse gewöhnt, die sein Klima

Digitized by Google

versagt, als daß die Einfuhr nicht immer den Cours herabdrücken sollte, obschon dem Luxus, theils durch bedeutende Zölle, theils durch inländische Fabriken, deren Stockholm in Seide, Zucker, Tabak, Rauch- und Schnupftabak gar bedeutende, meist von Maschinen getriebene aufweisen kann, kräftig entgegengearbeitet worden ist. Der Beiname: Franzosen des Nordens, den man den Schweden so oft gegeben hat, muß wol in der Hauptstadt am meisten seine Rechtfertigung finden, insofern von Sitten, Bildung und Vergnügungen die Rede ist, und in der That steht Stockholm in dieser Beziehung keiner einzigen europäischen Hauptstadt nach. Auf der einen Seite sind der Hülfsmittel, die Bildung aller Volksklassen unmittelbar zu fördern, in Menge da. Schulen höhern und niedern Ranges sorgen für den Unterricht der Jugend beider Geschlechter, und die Kinder der unbemittelten Ältern finden in Armen- und Sonntagsschulen, von denen drei nach der bell-lancaster'schen Methode eingerichtet sind, reichlich Gelegenheit, das Nothwendigste zu erlernen. Selbst an einer vielbenutzten gymnastischen Anstalt, wobei auf Fechten und Schwimmen Rücksicht genommen ist, fehlt es hier nicht, wie fast in allen andern Städten. Für Land- und Seecadetten ist die große Kriegsakademie seit 1792 bestimmt, und das ärztliche Personal für Heer und Flotte findet in dem medicinisch-chirurgischen Institut Unterricht. Auf der andern Seite finden wir aber auch so Manches, was mittelbar der Bildung jeder Art zusagt. An Bibliotheken und Kunstsammlungen ist nichts weniger als Mangel. Die Bibliothek im Schlosse des Königs enthält gegen 40,000 Bände und außerdem so manche seltene Handschriften, von denen die isländischen auf öffentliche Kosten zum Druck gefördert werden. Die gräflich engeström'sche Bibliothek zählt gegen 18,000 Bände. Sind die Bücherschätze in andern großen Städten zahlreicher, so muß man bedenken, daß es in Schweden vielfach schwerer ist, eine gute Sammlung derselben zu begründen. Für schöne Wissenschaften, Geschichte, Alterthümer ist seit 1753 eine Akademie gestiftet, und seit 1786 finden wir eine solche Akademie auch für die schwedische Sprache, gestiftet von Gustav III., der einen der ersten von ihr ausgesetzten Preise empfing, als er, ohne daß es jemand ahnete, seine Abhandlung über Torstenson eingesandt hatte. Linné gründete 1739 eine Akademie der Wissenschaften, die durch das Kalendermonopol im ganzen Lande bedeutende Einkünfte bezieht und durch eine reiche Bibliothek, Mineraliensammlung, ein Observatorium, einen botanischen Garten u. s. f. eins der wichtigsten Institute der Art in ganz Europa ist. Von Kunstsammlungen zu merken wir das königliche Museum, eine kostbare Gemäldesammlung, die im Schlosse aufgestellt ist, und worin eine Sammlung von 3000 Originalzeichnungen der ersten italienischen Meister gewiß nicht den geringsten Werth behauptet. Münzen und Alterthümer finden sich in einer Kunstbibliothek bei der Akademie der schönen Wissenschaften, und zwar sind von erstern gegen 20,000 vorhanden. Jetzt sind sie, nebst einer Antikensammlung, als ein Theil des Museums aufgestellt. Mit der schon genannten engeström'schen Bibliothek ist eine ansehnliche Sammlung von Kupferstichen aller Meister, von irdenen Vasen, von Münzen, Landcharten u. s. f. verbunden. Von einem Privatmanne, dem Grafen von Puchtelen, ist die größte Bibliothek, 40,000 Bände stark und die seltensten Schätze enthaltend, für den allgemeinen Gebrauch gestattet. Dasselbe gilt von der damit verbundenen Kunst- und Gemäldesammlung. An Gelehrten, Dichtern und Künstlern war

by Google

aber in Schweden, und besonders in Stockholm, nie Mangel, und liebe zur Kunst und Wissenschaft war in dieser Stadt stets zu hause. Wie viel Städte weisen denn Zirkel auf, wo man, gleich en Gebildeten Stockholms, nur zusammenkommt, den Geist, statt urch Karten, durch Gemälde und Kupferstiche und Erzeugnisse der iteratur zu unterhalten? Mehre Künstler Stockholms gehören zu en größten jetzt lebenden. Wir nennen nur den Bildhauer Byström, en Landschaftsmaler Fahlcrantz, die Geschichtsmaler Sandberg und Westin, den Kupferstecher Forsell, indeß noch so mancher angereihet erden könnte. Der heitere Charakter von Stockholms Bewohnern acht die Vergnügungen zahlreich. Die schwedische Küche ist vorzüglich. Eine fröhliche Mahlzeit macht die Vorbereitung zu den beliebten Bällen. Sie wechseln häufig mit Concerten. Das Theater ist m Winter auf zwei Bühnen bemüht, diese Art der Unterhaltung zu ördern, die besonders durch den prachtliebenden Gustav III. mit dem ntstandenen Opernhause gewonnen hat. Indessen ist im Sommer ur eine wandernde Gesellschaft vorhanden. Dilettanten bilden ebenalls einige Zirkel, wo dieser Genuß vorwaltet. Die schönen Umgeungen dicht vor der Stadt, die mannichfaltigen Genüsse, die die latur in der von ihr begünstigten Gegend im Sommer selbst darietet, werden von den Einwohnern dankbar benutzt, und der große önigsgarten, der Thiergarten, den die in ihm herumwandelnden Damhirsche mit Recht so nennen lassen, die Parks in Johansdal, die ancherlei Gesundbrunnen, welche in der Nähe entspringen, das chloß und der Park von Neu-Haga ziehen bei schönem Wetter Tauende hin. Das nahe Drottningholm, ein Schloß, aber von vielen ommerwohnungen zu einer Stadt umgebildet, ist durch seine im inesischen Geschmacke gebildeten Gartenanlagen und Gebäude darin esonders beliebt. Bei solchem Sinne für die Freuden des Lebens ergißt aber der Bewohner Stockholms nicht die ärmern Brüder, nd man erstaunt, welche Menge von Armenhäusern, Waisenhäuern, Anstalten für Kranke, Unglückliche aller Art, theils auf öffentliche Kosten, theils durch Privatvereine entstanden ist. Ein Arbeitshaus für Freiwillige versorgt jährlich 800 bis 900 derselben mit Materialien. Eine Zwangsanstalt der Art beschäftigt Vagabunden nd Verurtheilte. Das Stadtwaisenhaus nimmt sich aller verlassenen inder vom ersten Augenblicke des Lebens bis zum 14ten Jahre an, nd die Zahl der darin, in der Stadt und auf dem Lande ernährten inder betrug vor drei Jahren weit über 3000. Für hundert andere orgt ein Haus der Freimaurer, die in Schweden seit Jahren nie nit dem verdächtigen Auge angesehen wurden, das sie jetzt in so nanchem Lande auf allen Schritten verfolgte; und so ist es dahin gekommen, daß Stockholm nicht weniger als 32 Privatanstalten für rme und Kranke enthält, die einen Fonds von mehr als 1,200,000 haler aufzuweisen haben. Eine der bedeutendsten öffentlichen Anstalen der Art ist wol das Taubstummen- und Blinden-Institut, das esonders, außer der Bildung, auf Unterricht in einem nützlichen andwerke hinarbeitet. Das kirchliche Leben dieser Hauptstadt, behauptet ein Reisender, soll sich in Stockholm ebenfalls sehr vortheilhaft vor dem in andern Städten auszeichnen. Wenn indessen die Bemerkung richtig ist, daß Ehelosigkeit und Verhältniß der ehelichen Kinder zu den unehelichen, welche letztere hier oft nie weder Vater noch Mutter kennen lernen, weil, nach diesen zu fragen, ein Gesetz seit Gustav III. verbietet, für die Sittlichkeit ein genauerer Baro-

Digitized by Google

meter ist, als der Kirchenbesuch, so können wir jener Behaup nicht beistimmen. Auch hier ist jedes 3 — 4te Kind unehelich, der Tod rafft die Hälfte derselben im ersten Jahre hinweg. Bibelgesellschaft in Stockholm ist, wie an vielen Orten, seit sehr thätig gewesen, und da in Schweden der Mangel an Bibel der That groß ist, so daß kaum der 80ste Mensch eine solche hat, dürfte der Nutzen, den sie stiftet, auch gewiß größer sein, wie mancher andern.

Stolberg, ein gewerbfleißiger Flecken im preußischen Ge herzogthum Niederrhein, Regierungsbezirk Aachen, berühmt d seine Messingfabriken. Der Flecken liegt in einem Thale, umg von hohen Bergen, unter 23° 52′ 40″ östl. Länge von Ferro 50° 46′ 30″ nördl. Breite, ist im Ganzen wohl gebaut, hat Häuser mit 2700 Einwohnern, darunter 700 Protestanten. Die dustrie ist hier sehr wichtig, besonders die Messing- und Tuchfab ken. Außer diesen Fabriken sind die Glashütten noch bemerken werth. Die hiesigen Messingfabriken, welche seit ein Paar Jahrh derten den Ruf der bedeutendsten in Europa hatten und auch jetzt noch den ersten Rang behaupten, stammen ursprünglich aus A chen her. Französische Auswanderer aus Amiens gründeten dasel die erste Anlage in den Jahren 1450 bis 1465. Bei Gelegenheit d Religionsunruhen, im Anfange des 17ten Jahrhunderts, mußten di Protestanten, wozu auch die Messingfabrikanten gehörten, die Stadt verlassen. Unter dem Schutze der Herzöge von Jülich ließ sie sich in dem vom Waldgebirge umgebenen stolberger Thale nie der. Begünstigt theils durch die im Westen des Thales befindlich ergiebigen Galmeigruben selbst, theils durch das überflüssige Was der Inde und des Vichtbaches, und endlich durch die östlich ganz nah gelegenen eschweiler Kohlengruben, blühten seitdem diese Messingfa briken ungehindert auf bis zur Zeit der französischen Revolution u der darauf erfolgten Occupation. Von dieser Epoche aber ab mil derte sich periodenweise der Betrieb, je nachdem durch kriegerische Un stände die Beischaffung des rohen Kupfers gehemmt oder die Au fuhr der Fabrikate erschwert wurde. Nachtheiliger wirkten in d neuesten Zeit aber die schweren Imposte, die Frankreich, um seine inländischen Messingfabriken aufzuhelfen, auf die Einfuhr ausländi schen Messings legte. Durch diesen störenden Einfluß hat sich di ehemalige jährliche Fabrikation von 2,500,000 — 3,000,000 bis auf 1,000,000 — 1,250,000 vermindert. Dieses ist nur eine kurze Skizz des Wichtigsten dieser Fabriken. Wir verweisen denjenigen, der ausführlicher unterrichtet sein will, auf die Denkwürdigkeiten des Fleckens Stolberg und der benachbarten Gegend, in vorzüglicher Hin sicht auf seine Messingfabriken. Geschrieben im Jahr 1816, von ei nem Einsiedler.

*Stosch (Philipp, Baron von), einer der begünstigsten Kunst freunde des vorigen Jahrhunderts, war 1691 zu Küstrin geboren. Für Theologie und Humanistik in Frankfurt a. d. O. gebildet, fand er auf Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien bald das aus, was späterhin das Element seines Lebens wurde, Liebe zu alten Denkmälern. Bei den vielen Sammlungen, die er kennen lernte, zogen ihn besonders die geschnittnen Steine an, vorzüglich da mit den Namen der Steinschneider. Wo er die Originale nicht er werben konnte, suchte er sich Abdrücke zu verschaffen und ein eigenes Werk: Gemmae antiquae celatae, sculptorum nominibus insi-

gnitae, delin. et scri inc. per Bern. Picard, sol. et comm. illustr. a Phil. de Stosch, Amst. 1724. fol., dessen Kupfer nur freilich den jetzigen Ansprüchen nicht genügen, machte ihn und sein Bestreben der gelehrten Welt rühmlich bekannt. Späterhin lebte Stosch als englischer Agent in Rom und seit 1731 in Florenz, wo er jener Neigung zum Sammeln, wozu der Ort und so berühmte Vorbilder einzuladen scheinen, von einem bedeutenden Vermögen unterstützt, sich mit Leidenschaft hingab. So bildete sich ein Museum, das Kunstgegenstände aller Art umfaßte. So lange Baron Stosch lebte, ist es weniger bekannt geworden; aber nach dem Tode des großen Vereinigers erhielt es, namentlich durch Winkelmann eine Berühmtheit, die Stosch einen Ehrenplatz im Jahrhunderte Winkelmann's erwarben. Landkarten, Kupferstiche, Zeichnungen (zusammen 324 Folianten, die sich jetzt in der k. k. Bibliothek zu Wien befinden) Bronzen, neue und alte Münzen, alles fand darin seine Stelle. Stosch's Urtheil über den Kunstwerth und die Bedeutendheit seiner Besitzthümer war in den frühern Jahren weder sicher, noch hinlänglich geläutert. Aber seine Kunstliebe war so ungeheuchelt, daß er Belehrung wünschte und annahm. Winkelmann's Schrift über die Nachahmung der alten Kunstwerke hatte den Anlaß zu einem Briefwechsel gegeben, der, die gegenseitige Achtung erhöhend, innige Zuneigung erweckte. Winkelmann berichtigte Stosch's Urtheil und dieser verschaffte dafür seinem Freunde Zutritt zum Kard. Albani; ein Umstand, der für Winkelmann's ganzes Leben so folgenreich wurde. Ohne sich je gesehen zu haben, waren sie herzliche Freunde. Eine solche Verbindung blieb nicht ohne Einfluß. Der Haupttheil des Museums waren geschnittne Steine, in deren Beurtheilung Stosch die meisten Kenntnisse hatte. Die Belehrungen, die Winkelmann von dorther erhielt, gab er sicher vielfältig zurück; und Winkelmann verdankt diese Daktyliothek ihre Anerkennung. Den Plan nämlich des Barons, alle seine geschnittnen Steine durch den nürnberger Künstler Marc Tuscher zeichnen zu lassen, mußte er, als zu kostspielig, aufgeben. Selbst der Katalog kam bei seinem Leben nicht zu Stande. Erst nach dem Tode des Barons, der im J. 1757 zu Florenz erfolgte, übernahm Winkelmann die Verzeichnung, vom Erben des Sammlers, H. Philipp Muzell-Stosch, einem Neffen des Verstorbnen dazu aufgefodert. (Descr. des pierres gravées du B. de Stosch, Flor. 1760. 4.). Die Bedeutendheit des Schatzes wuchs durch diesen Erklärer. Der Erbe setzte ihn in Geld um. Durch Friedrich II. wurde er für 12,000 Thaler und eine jährliche Pension nach Berlin angekauft. Einzelne altetrurische Steine waren damals schon an den Herzog Caraffa Noya nach Neapel überlassen, und durch H. Greville nach London gebracht, findet man diese jetzt im britt. Museum. Eine Sammlung von Abgüssen neuerer Münzen ging für 1000 Dukaten an den damaligen Prinzen von Wales über. Eine Sammlung von Schwefelabgüssen aller Steine, guter und schlechter, wie sie Stoschen vorgekommen waren, 23,000 Stück, ist in der Folge in Tassie's Besitz gekommen, der von ihr in seinem bekannten Werke Gebrauch machte. So wurde Alles zerstreut! Jene Hauptsammlung, jetzt noch in Berlin, bestand aus 3444 Intaglios, alten Steinen und Pasten, alle Gegenstände der Mythik und alten Glyptik umfassend, namentlich auch durch ägyptische und persische Arbeiten ausgezeichnet. Die Sammlung enthält die ältesten griechischen Werke der Glyptik, den Stein mit den fünf Helden vor Theben und den Tydeus, beide mit beigeschriebnen Namen.

Digitized by Goog

Nur fünf Stücke fehlen jetzt von dem, was Winkelmann's Kat. aufführt; doch versichert Becker im Augusteum, daß Verfälschungen selbst absichtliche, darunter vorkommen. Ein bildlicher Beleg zu s. Hauptwerke im Studium geschnittner Steine, das so früh zur Seltenheit wurde, zum winkelmann'schen Verzeichnisse ist oft gemacht worden. Ein nürnberger Künstler Johann Ad. Schweikart, der die Abgüsse der Originale besaß und lange mit Stosch gelebt hatte, fing an, die Steine wenig vergrößert zu stechen, (Nürnberg 1765) es nur sechs Platten erschienen; es fehlte an Unterstützung. Die Stosch felabgüsse erwarb der Kunsthändler Frauenholz. Kupfer nach ausgezeichneten aus allen Klassen wurden der Anlaß zu dem Werke von Schlichtegroll: Auswahl vorzüglicher Gemmen ꝛc. Nürnberg 1787. Fol. und Quart, das aber auch schon nach dem ersten Bande abbrach. Vielleicht war der Text zu breit und die Kupfer hatten nicht Ausgenug. Von Berlin aus ist jetzt jeder Aufschluß zu erwarten. Eine glückliche Anwendung mehrerer Steine machte Levezow in seiner Schrift der Raub des Palladiums. Über Stosch's persönliche Eigenthümlichkeiten ist es uns nicht gelungen, Nachrichten zu erlangen.

* **Supernaturalismus.** Es wird damit diejenige christliche Religionserkenntniß bezeichnet, deren Gründe sich über die Grenzen des Natürlichen erheben, wie solches durch Vernunft und Erfahrung gegeben ist. Dies und nicht mehr liegt in dem Ausdruck, wenn er wörtlich treu zergliedert wird. Daraus erhellt zugleich, daß die Unbestimmbarkeit seines Umfangs eine strenge, allgemein gültige Erklärung seines Wesens ausschließt. Denn fängt sein Reich da an, wo die Erkenntniß der Natur aufhört, so fehlt jeder Maßstab, um die mehrseitigen, streitenden Ansprüche in's Klare und Gewisse zu bringen. Einer weiß oder glaubt unumstößlich aus den Gesetzen der Natur zu erklären, was der Andre für die unbegreifliche Einwirkung einer höhern wunderbaren Ordnung hält; oft neigt sich selbst die Überzeugung des einzelnen Menschen periodisch bald auf diese, bald auf jene Seite, je nachdem die Verschiedenheit der Einflüsse ihn bestimmt. Die Wissenschaft von den natürlichen Dingen bleibt ebenfalls nicht dieselbe, sondern schreitet im Ganzen unaufhaltsam vorwärts. Eben wie der Supernaturalismus nun schon insofern dadurch keinen festen Begriff zuläßt, als er über die Natur hinausgehen will, deren Wesen sich im Geiste der Menschen so vielfach bricht und gestaltet, findet er auch in der andern und entgegengesetzten Richtung, auf dem Wege eines übernatürlichen Glaubens weder durchgängige Vollendung, noch auch eine abgeschlossene Begrenzung. Eine Überzeugung, die nämlich einzig und allein auf Thatsachen, einer unmittelbaren Gottheit oder Offenbarung ruhen will, muß ohne Zweifel, und zwar aus Demuth und im tiefen Gefühl der Schwäche zwischen dem Punkte, wo sie gerade steht, und dem letzten Ziele, nach welchem sie strebt, unzählige Durchgänge und Stufen zum Höhern und Höchsten freilassen, deren Ansicht und Ergebniß aber durchaus nothwendig ist, soll ein geordnetes, vollständiges, zusammenhängendes Ganze entstehen, welches den hohen Namen des Supernaturalismus in der That und in der Wahrheit rechtfertigt. Im Vorhergehenden liegt auch der Grund, warum die Anhänger des Supernaturalismus, ungeachtet ihrer behaupteten Glaubenseinigkeit, so außerordentlich und oft widersprechend von einander abweichen, wenn sie das Wesen, den Ursprung, die Bildung, das Bewußtsein ihrer unterscheidenden Denk- und Lebensweise in klaren, bündigen Worten, ohne fremde Hülfe, angeben sollen.

Digitized by Google

em Supernaturalismus steht nach dem herrschenden Sprachgebrauch
r Rationalismus gegenüber, obgleich beide nicht schlechthin unver-
ßlich mit einander sind, wie das Beispiel mancher tiefsinniger Theo-
gen in unsern Tagen zur Genüge beweist. Der Rationalismus (Er-
ntniß reiner Vernunftgründe), so sehr er auch in den einzelnen
ßstemen und Lehren schwanken mag, hat wenigstens Einen uner-
ütterlichen Halt und Grund in dem nothwendigen Begriff der
renze, indem er den Geist durch stete, fortschreitende Kraftentwicke-
ng an ein Äußerstes führt, bei dem das weitre Vordrängen auf-
rt. Dieses Gefühl, die unmittelbare Frucht der freien Untersu-
ung, ist das gemeinsame Band und der höchste Kodex der Nationa-
ten. Damit wird aber keineswegs behauptet, als sei auch der
egenstand der Überzeugung genau derselbe; vielmehr kann und muß
r eine große Mannichfaltigkeit Statt finden, denn die Verschieden-
it der Geistesgaben bedingt auch eine Verschiedenheit der Grenzen
r die Erkenntniß. Genug, wenn der Endpunkt der freien, gewis-
r Erkenntniß überall als ein solcher feststeht. Was diesen berührt,
igibt in geringrer oder größrer Entfernung, das gleicht sich seinem
iern Wesen oft wenig, selbst bei der äußern Übereinstimmung in
prache und Auffassung. Bildlich gesprochen: der Begriff des Hori-
nts ist dem Rationalismus wesentlich nothwendig, er macht seine
ıtur und Herrschaft aus; aber dieser Horizont beweist zugleich den
echsel des geistigen Klima, und über ihn und um ihn erscheint der
culativen Einbildungskraft, dem frommen Gefühl, dem heldenmü-
gen Glauben, der unwiderstehlichen Entdeckungs- und Vollendungs-
t Mancherlei, was in keiner Philosophie steht und so eigentlich
ch nicht hinein will. Von dem Begriff der Grenze kann sich nun
gewissen herrschenden Gemüthsstimmungen leicht eine Brücke zum
pernaturalismus hinüberschlagen, welcher letztre freilich durch den
twicklungsweg, auf welchen er hinweist, eine eigenthümliche Farbe
d einen leicht unterscheidbaren Zusatz behauptet. Die Berührungs-
nkte zwischen dem Rationalismus und Supernaturalismus lassen
im Allgemeinen ziemlich bestimmt angeben. Das Reich der Natur
d das Reich der Offenbarung (Gnade — sagt man — sonst) stehen
Gegensatz; so heißt es nach der gewöhnlichen Denkart. Wie,
nn nun jemand Geist und Gemüth genug hat, über diese Unter-
eidungen hinaus, deren Menschlichkeit klar genug daliegt, die Na-
: in der Offenbarung und die Offenbarung in der Natur zu finden,
d die Einheit beider in der unendlichen Einheit Gottes anzubeten.
ie, wenn der Supernaturalismus eine Unterordnung in der Natur
führte, die in dem göttlichen Werke der Schöpfung unmöglich
att finden kann? Oder hat das Göttliche Grade? Wie, wenn der
tionalismus aus falscher Scheu vor dem Unbegreiflichen das Welt-
theilte, da doch die Vernunft ewig das größte Wunder bleibt,
nn es je eins gegeben hat? — Diese Bemerkungen ehren die Frei-
t jeder Überzeugung und sollen wenigstens nicht in todten Buchsta-
das stehende Heer der Worterklärungen vermehren helfen.

T.

ag- und Nachtleben. Die tägliche Arendrehung der Erde
wegung derselben um ihre Are), wodurch der Wechsel von Tag
Nacht gesetzt ist, ist ein Zeichen und Beweis ihres selbstständigen

Lebens, in Vergleichung mit dem Monde, welcher, bei seinem Umlauf um die Erde, dieser immer dieselbe Seite zukehrt, mithin während des ganzen Umlaufs sich nur ein Mal um seine Axe dreht. Der Mond ist, um bildlich zu reden, gleichsam der Sklav der Erde, der ihrer Herrschaft hingegeben, wagt er es nicht, das einmal ihr zugekehrte Angesicht wieder von ihr abzuwenden. Die selbstständigere Erde dagegen setzt ihre Oberfläche nur vorübergehend dem beherrschenden Einfluß der Sonne aus; sie eilt, um ihrem zündenden Blick zu entfliehen, und kehrt (nämlich ihre eine Hälfte) nach einem gewissen Zeitraume (nach 24 Stunden) zurück, um mit neuen Kräften den ungleichen Kampf mit der Sonne — ihrer Beherrscherin — aufs neue zu beginnen. Man verkenne hinter dieser Allegorie die ihr zum Grunde liegende Wahrheit nicht: Die Erde lebt, wie alle Planeten, und dieses Leben ist keine bloße Redefigur; alle lebenden Wesen auf der Erde (die sich ja aus ihr entwickelt haben) sind Zeugen dieses Lebens; denn eine in sich todte Mutter kann keine lebendigen Kinder gebären. Die Erde lebt, wie alle Planeten, in der Wechselwirkung mit der Sonne, ein Leben im Großen und nach außen, ein kosmisches (weltiges) Leben; aber sie lebt auch in sich als Planet, d. h. als Gesammtorganismus ihrer Elemente durch die Wechselwirkung der letztern unter sich — ein tellurisches Leben, welches als der Galvanismus (Elektro- und Magneto-Chemismus) der Erde im Großen erkannt wird. Das Leben der Erde nach außen, in ihrem Wechselspiel mit der Sonne, kann man auch das solare (sonnenhafte nennen, weil in ihm die Beziehung oder das Leben und mithin der Charakter der Sonne vorherrscht. Das Tagleben der Erde besteht also in dem eigenthümlichen Leben der letztern (dem tellurischen Leben), dem Nachtleben, im Gegensatz. Wenn nun durch die Axendrehung der Erde der Wechsel zwischen Tag und Nacht begründet ist, so besteht dieser Wechsel eigentlich in einer gesetzmäßigen Abwechselung entgegengesetzter Lebensarten, in einem wechselnden Auftreten des solarischen und tellurischen, des Tag- und Nachtlebens. Und an diesem Wechsel nimt alles Theil, was auf der Erde lebt und ist; denn alle lebenden Wesen auf ihr sind ihre Kinder, sind Ebenbilder des Planeten, in welchen sich mithin auch der tägliche Lebenslauf der Erde abbilden muß. In aller Wechselwirkung (Polarität) sind zwei verschiedne Faktoren (wechselwirkende Kräfte) von verschiednem Werthe oder Range, ein höherer und ein niederer; der höhere, als der beherrschende, drückt dem niedern, als dem beherrschten, seinen Charakter auf, während der niedre den höhern in seinen Kreis herabzuziehen, ihn sich ähnlich oder gleich zu machen (zu assimiliren) strebt, was ihm aber weniger gelingt (s. d. Art. Polarität). Und so ist auch das Verhältniß zwischen der Sonne und Erde am Tage, durch welches Wort eben nichts anders ausgedrückt ist, als: Sonnenherrschaft über das Erdleben, überwiegender Einfluß der Sonnenthätigkeit auf alles Irdische in dem Wechselspiel zwischen Sonne und Erde, wovon die allgemeinste Erscheinung das Tageslicht (s. d. Art. Bd. 9.) und das damit vergesellschaftete Wachen und wachende Leben der Dinge ist. Mit der Annäherung und dem Hervortreten der Sonne am Morgen, vor welcher die Finsterniß flieht, geht eine große Veränderung auf dem Schauplatze vor, über welchen sie erscheint. Ihr Kommen bringt neues Leben mit, indem sie die Fesseln der Nacht löst und die Dinge den Armen des Schlafs entnimt. Alle Körper kleiden sich in farbige Hüllen, die Wellen des Meers blinken, spielend mit dem Bilde der Sonne, das Pflanzenreich er-

h duftend vor dem zunehmenden Tageslicht, und die während der
acht geschlossnen Blumenkronen eröffnen sich der erscheinenden Sonne,
r welcher sie ihre ganze Farbenpracht enthüllen. Die Thiere kom-
en rufend aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und der Gesang der
unter gewordnen Vögel erfüllt die erleuchtete Luft, indeß auch der
lensch, den Banden des Schlafs entflohen, das neue Leben der Na-
r in sein erwachtes Selbstbewußtsein, denkend und fühlend, auf-
mmt, indem er sein ernstes oder spielendes, leichtes oder schweres
agwerk beginnt. Mit dem Steigen der Sonne steigert sich auch das
achende Tagleben in allen Reichen der Natur, bis es in der Mit-
gestunde seinen Gipfelpunkt erreicht, der sich in der Menschenwelt,
im fröhlichen Mahle, durch den höchsten Grad geselliger und beson-
ner Wechselwirkung ausspricht. — Aber mit dem Sinken und end-
hem Verschwinden der Sonne unter den Horizont ändert sich die
zene allmälig wieder. Das rege Leben, das sie am Morgen über
: Oberfläche der Erde und deren Bewohner ausgoß, scheint sie auch
eder mitzunehmen. Ein ganz entgegengesetzter Zustand tritt nun
f; die Nacht verhüllt mit ihrem schwarzen Flor die allfarbigen und
gestaltigen Naturreiche und verlöscht somit alle Mannichfaltigkeit
r Natur. Die Pflanzen entkleiden sich von ihrem Grün, die Blüte
t ihren Farbenschmelz ab und schließt ihre Krone, das Thier krümmt
) zusammen, wie der Embryo im Mutterleibe, und selbst der mäch-
,e, am Tage vielwirkende Mensch liegt regungslos, mit verschloss-
n Sinnen, nur durch Athmen noch ein schwaches Leben verrathend, —
es ist — mit wenig Ausnahme — dem scheinbaren Tode der Nacht
d der lähmenden Herrschaft des Schlafs hingegeben. Aber dieser
)d ist allerdings nur scheinbar, und der Schlaf lähmt nur das wa-
nde Leben, indem er ein andres, verborgneres Leben aufschließt, für
lches die Nacht die erregende und bestimmende Beherrscherin ist, wie
: das wachende Leben der Tag. Lange hat man den Schlaf für eine
ße Verneinung des Wachens, für einen Mangel des wachenden Le-
as und nichts weiter gehalten, weil man die wahre Natur des
hlafs nicht kannte, in welchem man bei Thieren und Menschen kein
dres Leben anerkennen wollte, als die Fortdauer der Verrichtungen
: niedern Systeme in den materiellen Vorgängen des Verdauens und
nährens; denn den Traum hielt man für bloßen Übergang aus
n Schlafe zum Wachen. Wenn aber, wie oben gezeigt wurde, die
acht mehr ist, als bloße Verneinung des Tags, und so auch die
scheinung der Nacht, die Finsterniß (s. d. Art.), mehr als
rneinung (Negation) des Lichts, so ist auch der Schlaf mehr,
: Mangel des Wachens. Denn der Schlaf ist das individuelle Eben-
d der Nacht; doch, er ist im täglichen Lebenslauf der organischen
dividuen (Pflanzen, Thiere und Menschen) dasselbe, was die Nacht
täglichen (24stündigen) Lebenslauf der Erde ist. Nachtleben ist
o die treffendste Bezeichnung des Schlafs; denn vom Beginn des
ibryo bis zum Tode steht das Leben (sowol das geistige [psychische],
das leibliche [physische]) keinen Augenblick still, da solcher Still-
nd wirklicher Zwischentod wäre, der nicht denkbar ist, und es kann
)er der Wechsel von Schlaf und Wachen nur ein Wechsel des Le-
s sein. Bei der Betrachtung des Menschenlebens in dieser Bezie-
ig wird sich dieses Verhältniß am deutlichsten und bestimmtesten
wickeln lassen. Der Mensch lebt vermöge seiner verschiednen, hö-
n und niedern Seelenvermögen, und kraft der diesen Vermögen
sprechenden, höhern und niedern Systeme und Organe seines Lei-

des, ein doppeltes Leben, ein höheres und ein niedres, wovon das eine mit Übergewicht im Wachen, das andre vorherrschend im Schlaf auftritt. Wenn die höhern Seelenvermögen des gebildeten Menschen, Verstand und Vernunft, mit Selbstbewußtsein und Freiheit thätig sind, und das geistige, wie das sinnliche Leben beherrschen, wenn seine Sinne mit der Außenwelt wechselwirken, und er selbst sich in dieser Wechselwirkung von der Welt unterscheidet, auch in ihr durch seine Bewegungsorgane mit bewußtem Willen Veränderungen hervorbringt, wodurch seine Gedanken realisirt werden, d. h. wenn er die Welt mit Bewußtsein anschaut und mit freiem Willen auf sie wirkt (in ihr handelt), so befindet er sich in wachem Zustande, und sein Leben ist ein Tagleben, erleuchtet durch die innre Sonne der selbstbewußten Vernunft und des gebildeten Verstandes, während ihm die Außenwelt durch die leibliche Sonne für sein wachendes Auge erleuchtet ist. Die leiblichen, innern und äußern Organe für dieses Tagleben sind das Hirn, als Centrum des höhern Nervensystems (Hirnnervensystems, Centralsystems), die Sinnorgane und willkürlichen Bewegungsorgane (Glieder). — Ein diesem höhern Leben entgegengesetzter, niedrer Lebenszustand ist nun der Schlaf. Denn sobald dieser vollständig eingetreten ist, sind die Sinnorgane (Auge, Ohr u. s. w.) für die Außenwelt verschlossen, und die Wechselwirkung des Menschen mit ihren Gegenständen scheint aufgehoben. Das Hirn und dessen höheres Nervensystem ist unthätig, und die Glieder ruhen in der Regel bei vollkommenem Schlafe, sind völlig bewegungslos. Mit ihren Organen ruhen zugleich die höhern Seelenvermögen, Verstand und Vernunft, und das höhere Licht des Selbstbewußtseins ist ausgelöscht. Aber während dies alles ruht, kann die niedre Region des Leibes, welche pflanzlicher Natur ist, desto ungestörter thätig sein. Dahin gehört das Ader- und Gefäßsystem, die Eingeweide der Brust und des Unterleibes, und ein niedres Nervensystem, welches diese Organe und Systeme belebt und regiert — das Gangliensystem, dessen Centrum (gleichsam Hirn) das Bauchgangliengeflecht in der Magengegend (plexus solaris) ist. Daher dauert im Schlafe das Atmen, die Bewegung des Herzens und der Pulsadern, mithin der Kreislauf des Blutes fort, und die verborgenen Verrichtungen der Verdauung und Ernährung gehen noch lebhafter von Statten, als im Wachen. Aber das Gangliensystem, da es im Schlafe vorzugsweise thätig ist, äußert sich auch auf psychische Weise, wo es in seiner höchsten Sphäre wirkt. Von psychischer Seite wird daher das nächtliche Leben durch die niedern Seelenvermögen: das dunkle Gefühl, die entfesselte Phantasie und einen bewußtlos thätigen, instinktartig wirkenden Willen beherrscht, und diese drei Geister des nächtlichen Schlafs bilden in ihrer Zusammenwirkung den Traum. Die Meinung von einem traumlosen Schlafe kann man jetzt, ohne Gefahr, zu irren, für Vorurtheil erklären: denn die bereits besser erkannte Natur des Schlafs und der menschlichen Psyche verbürgt uns die ununterbrochne Fortdauer des Traums während des ganzen Schlafs. Daß die tiefsten Träume keine Erinnerung zurücklassen, ist natürlich, da die Erinnerung an das Bewußtsein geknüpft ist, welches im vollkommensten Traume am meisten fehlt. Die Träume, die unmittelbar nach dem Einschlafen sich bilden, sind, wenn man aus einem solchen erwacht, wie die Morgenträume, mit Erinnerung verbunden; aber diese Träume haben noch (und scheinen) etwas vom Charakter des wachenden Lebens, da sie an dieses unmittelbar angrenzen, und in ihnen das Bewußtsein noch nicht völlig er-

Digitized by Google

oschen sein kann oder im allmäligen Erwachen begriffen ist. Wer aber im Mitternacht aus einem tiefen Traume erwacht, sich dessen im Augenblick deutlich erinnert, aber bald wieder einschläft, wird am andern Morgen vergebens nach einer Spur davon in seiner Erinnerung uchen (vergl. auch den Art. Traum, Bd. 9). — Der Schlaf ist also n aller Hinsicht ein Nachtleben, nicht blos durch die Zeit seiner Erscheinung, sondern durch seinen eigenthümlichen Charakter, da in ihm ie Nachtseite des Menschen, d. h. die niedern, bewußtlosen, geistigen nd leiblichen Vermögen und Kräfte, vorherrschend thätig ist. Wenn nun zwar das Tag- und Nachtleben wechselt, und eines nach dem ndern mit Übergewicht oder vorherrschend auftritt: so darf man arum nicht glauben, daß diese Gegensätze rein von einander geschieen wären; sie sind vielmehr, wie Tag und Nacht selbst, ja wie alle Gegensätze oder entgegengesetzten Pole, auch zu gleicher Zeit vorhanen, indem sie gegenseitig in einander spielen, einander gegenseitig beschränken. So gibt es keinen Tag ohne Schatten, d. h. ohne Mischung von Finsterniß (dem eigenthümlichen Wesen der Nacht), und ben so wenig eine Nacht, die völlig lichtlos wäre, indem z. B. für as empfindliche Auge des Katerlaken die dunkelste Nacht, in welcher in gewöhnliches Auge nichts unterscheidet, nur tiefe Dämmerung ist. nd eben so verhält es sich mit dem Tag- und Nachtleben, wovon keies rein für sich, ohne einige Mischung vom Gegentheil, vorhanden ist. Dies ist zwar durchgängig nachweisbar, aber es braucht, zum Beweise, nur auf das psychische Menschenleben in dieser Beziehung hinewiesen zu werden. Das reinste psychische Tagleben wäre das vollommenste Selbstbewußtsein, ein grenzenloses Erkennen, welchem alles urchsichtig (vollkommen durchschaubar) sein würde. Ein solches gibt s aber nicht: denn auch dem hellsten Denker bleibt noch vieles dunkel; u seinen Gedanken gesellt sich das Gefühl, an seiner intelligenten hätigkeit nimmt oft die Phantasie geheimen Antheil, und die Triebedern seines Handelns kann er sich selten aus der erkannten Natur eines Willens vollkommen klar machen. Dagegen hat auch der Traum och ein schwaches Bewußtsein, und der Nachtwandler, obgleich in iefem Schlafe begriffen, bewegt sich und handelt mit einer Art von Willkür. Da Tag- und Nachtleben Gegenbilder von einander sind, o zeigen sie sich oft in ihren Extremen einander am ähnlichsten. Der öhere Somnambulismus z. B. (vergl. d. Art.), der, in seiner ahren Natur betrachtet, als ein gesteigerter Traum, mithin als ein iefer Schlaf, ein vollkommneres Nachtleben erscheint, ist bekanntlich em wachen Zustande so ähnlich, daß man ihn Schlafwachen genannt at. Auf der andern Seite erscheinen dem wissenschaftlichen Denker n Stunden der intelligenten Begeisterung neue Ideen und Verhältnisse ft wie Blitze der Nacht, schnell hervortretend aus unbekanntem Dunel, wie die Bilder eines Träumenden, wie die Eingebungen und Viionen des unbewußten Sehers; denn wenn zwar die Ideen, als Entdeckungen des wissenschaftlichen Forschers, alle ins Bewußtsein hervortreten, selbst Licht sind und die Gegenstände der Wissenschaft erleuchten, so kann er sich doch oft über die Art ihrer plötzlichen Entstehung lbst keine Rechenschaft geben. So ist das wachende Leben der Menhen selbst im Grunde eine Mischung von Tag- und Nachtleben, von Wachen und Schlaf, d. h. von bewußtem und unbewußtem Leben. Diese Mischung bestimmt die verschiedenen Charaktere des Lebens, ie die verschiedenen Grade der Bildung. Auf der Verschiedenheit ieser Mischung beruht z. B. der Unterschied im idealen Charakter

Digitized by

des männlichen und weiblichen Geschlechts. Denn klares Selbstbewu
sein und helles Denken sind Vorzüge des Mannes, weiches Ge
dagegen, geregelte Phantasie, gebildeter Instinkt Eigenschaften
erzogenen Weibes. Die wenigsten Menschen gelangen zu voller
sinnung, zum hellen Tagleben, d. h. zur klaren Selbstverständig
über ihre Bestimmung, über den höhern Werth und Selbstzweck
Lebens, und von ihnen gilt daher allerdings der bekannte Spr
das Leben ist ein Traum. Der Gang der Entwickelung und Bil
des einzelnen Menschen, wie des ganzen Geschlechts, hat die Ric
von unten heraufwärts, aus der Nacht in den Tag, aus der U
wußtheit des Lebens in das gebildete Selbstbewußtsein, welches
die Wissenschaft erreicht wird und auch durch wissenschaftliche Bil
bezeichnet ist. Und hier ist auch der wesentliche Unterschied zwi
der alten und neuen Welt oder Zeit zu suchen; er liegt in dem
terschiede der Mischung von Tag- und Nachtleben im Ganzen
Lebens der Menschheit: dort bemerkt man ein Übergewicht der Na
seite, des Unbewußten, indem Gefühl, Phantasie, Instinkt die
herrschenden Mächte sind, während man hier den angebrochenen
zunehmenden Tag der Menschheit, das wachende und fortschreite
Selbstbewußtsein, das erleuchtende, bildende Leben der Wissens
erblickt. — Denkende Leser werden durch die bisherige Erörter
wenn letztere auch den Unterschied zwischen Tag- und Nachtleben u
das Verhältniß beider zu einander ins Licht setzt, dennoch in ei
Hinsicht nicht befriedigt sein. Wenn Tag und Nacht — werden
einwenden — das einzig Bestimmende des Wachens und Schlafs,
Tag- und Nachtlebens bei allen auf der Erde lebenden Wesen
müßte dann nicht nothwendig das Bestimmende und Bestimmte,
lich Tag und Wachen, Nacht und Schlaf auch hinsichtlich der
überall genau zusammenfallen? Ist dies aber wol der Fall? E
Thiere wachen mehr des Nachts als am Tage, und es gibt Na
thiere (Nachtvögel z. B., Eulen u. dgl., auch die sogenannten rei
den [Säug-] Thiere), bei welchen dies vorzugsweise der Fall ist.
Mensch vollends kann sich mit Willkür dem Schlafe entziehen, Na
durchwachen und dagegen den Schlaf zur Tageszeit nachholen,
bei kräftigen Menschen nicht einmal nothwendig ist. Die Antwort
diesen Einwurf ist folgende: Nur bei denjenigen organischen We
welche materiell mit der Erde zusammenhängen und in ihr wur
wie die Pflanzen, trifft in der Regel das Tag- und Nachtleben
dem der Erde, der Zeit nach, zusammen, indeß bei dem von der E
frei gewordenen Thiere und dem noch freiern Menschen dieses zei
Zusammentreffen der Nothwendigkeit zum Theil entzogen ist; aber
nur zum Theil, denn viele Thiere, besonders die meisten Vögel, se
fen regelmäßig in der Nacht und wachen am Tage. Der Wechsel
Tag- und Nachtleben selbst bleibt aber durchgängig nothwendig, w
auch das Zeitgesetz verschieden ist. Die Ausnahme, welche die Na
thiere machen, nämlich ihre Abweichung im Lebenswechsel vom Z
gesetz der Erde, ist keine willkürliche, sondern vielmehr Folge ei
Naturgesetzes. Die höhern Nachtthiere scheinen durchgängig d
übereinzustimmen, daß sie ein feines (leises) Gehör und ein bl
Gesicht haben, das heißt hier ein solches, welchem ein schwaches
(wie die Dämmerung der Nacht) angemessen, für welches also
Tageslicht überreizend, mithin erschlaffend, abspannend, schlafbring
ist. Und eben so ist für ein leises Gehör der Lärm des Tages er
dend, und ein solches Ohr ist für die schallärmere Nacht, ein sol

Digitized by Google

luge für einen schwachen Tag (die Dämmerung der Nacht) besser or-
ganisirt, als für den licht- und tonreichen Tag. Da nun das Gesicht
orzugsweise der Tagsinn ist und dem wachenden Leben dient, und da
ie normale Wechselwirkung des Auges mit dem Lichte (das deutliche
Sehen) ein bestimmtes Verhältniß des letztern zum Auge und dessen
Sehnerven erfodert: so ist das Gesetz offenbar, nach welchem die Nacht-
hiere in ihrem Lebenswechsel (Schlaf und Wachen) vom Zeitgesetz der
rde abweichen. Tag- und Nachtleben, Wachen und Schlaf sind die
eiden Pole des Lebens, und nothwendig ist für alles Leben der Pol-
echsel: denn eine zu anhaltende Spannung des einen Pols setzt end-
ich dessen Erschlaffung (Abspannung), und diese Erschlaffung ist zu-
leich Bedingung der Spannung des Gegenpols. Die Natur wechselt
icht mit Tag und Nacht aus bloßer Folge der Achsendrehung der
rde, sondern diese dreht sich um ihre Achse, weil sie, vermöge ihrer
ebendigkeit, das Bedürfniß des Polwechsels in sich hat. Dieses Ge-
z des Polwechsels offenbart sich überall und greift daher auch durch
lle Seiten und Regionen des reichen Menschenlebens. Je schneidender
er Gegensatz der polaren Kräfte ist, desto schneller erfolgt in der
egel der Polarwechsel. Sehr reizbare Personen z. B. können schnell
u heftigem Zorn entflammt werden, aber dieses Feuer verzehrt sich
ald und macht einer desto sanftmüthigern Stimmung, dem Gegenpol
es Zorns, Raum; eben diese Personen sind einer heftigen Freude
hig, aber sie dauert nicht lange, die entgegengesetzte Stimmung er-
acht, und die geringste Veranlassung bewirkt den Übergang in eben
heftige Traurigkeit. Das Leben selbst besteht in einem Polwechsel,
as heißt hier: in einem abwechselnden Überwiegen der Thätigkeit bald
es einen, bald des andern oder Gegenpols. In jedem Organe des
hierischen und menschlichen Organismus (Leibes) bemerkt man einen
lichen Wechsel des Lebens, ein abwechselndes Schlafen und Wachen,
as nur nach einem andern Zeitgesetz erfolgt, als beim Leben des
anzen. Es offenbart sich dieser Polwechsel im Leben der Organe
rch mehr oder weniger schnell auf einander folgendes Zusammenzie-
n und Ausdehnen, was z. B. in der wurmförmigen Bewegung des
armsystems, im sogenannten Schlagen der Pulsadern und vorzüglich
s Herzens sehr erkennbar ist. Das Leben dieser pflanzlichen Organe
t also kein ununterbrochnes Wachsein, sondern ein schneller Wechsel
n Schlaf und Wachen. So herrscht das gleiche Gesetz im Größten
le im Kleinsten, im Leben der Erde wie in dem des kleinsten Or-
nes der Thiere und Menschen. Wenn der Mensch durch seine Wil-
r in die Regelmäßigkeit des täglichen Wechsels von Wachen und
chlaf, von Tag- und Nachtleben eingreifen, das Wachen durch ge-
tige Erregung verlängern, den Schlaf durch Getränke verscheuchen
nn, welche die Tagkräfte reizen und in Thätigkeit erhalten, so kann
es doch nicht oft ohne Nachtheil für seine Gesundheit. Bekannt ist
dieser Beziehung das Urtheil der Ärzte, welche den mitternächtlich
en und vormitternächtlichen Schlaf für den gesundesten erklären. Aus
bigem ergibt sich auch der Grund für dieses Urtheil: Der tiefste
chlaf muß für die Erhaltung der Gesundheit der wirksamste sein,
eil in ihm die Kräfte des Taglebens die tiefste Ruhe, mithin die
chste Erholung finden. Aber der tiefste Schlaf ist, bei gesundem
ustande, nur des Nachts möglich, weil der Einfluß der Nacht oder
s Nachtlebens der Erde den Schlaf sehr begünstigen muß, wenn,
h Gegentheil, der dem Nachtleben feindliche Tagpol nur einen leisen
der unruhigen Schlaf, einen Halbschlaf oder Schlummer, gestattet.

Digitized by Google

Nichts kann daher nachtheiliger, untergrabender für die Gesu
sein, als die Anstrengung der psychischen Kräfte des Taglebens
Nachtzeit (das nächtliche Studiren, wofür, naturgemäß, nur die E
gen- und Vormittagsstunden vorzugsweise bestimmt sein können).
Natur läßt eine solche Umkehrung ihrer Ordnung um so weniger
gestraft, je öfter sie wiederholt wird.

Tallard (Camille d'Hostün, Graf von), geboren 163
14. Febr., war einer der berühmtesten Feldherren Ludwigs X
und stammte aus einer der ältesten bis ins 14. Jahrh. hinaufst
den Familien. Im 16. Jahre trat er im Heere ein und 1674 l
ihm Türenne schon bei Mühlhausen, wie bei Türkheim einen wic
Posten anvertrauen. Nachdem er 1697 in England den bek
Theilungstraktat über die spanische Erbfolge abgeschlossen hatte,
schien er bei dem darüber ausgebrochnen Successionskriege als
herr eines französischen Heeres 1702 am Rheine. Bald erobert
Alt-Breisach und konnte alsdann Landau belagern. Das kais
Heer griff ihn zwar dabei am 14. November 1703 an, ward a
so ganz und gar geschlagen, daß er, der indessen den Marsch
stab erhalten hatte, mit nicht zu großer Übertreibung an Lu
XIV. berichten konnte: „Das Heer hat in der Schlacht mehr K
nen und Standarten erobert, als Menschen verloren." Schon 170
hatte Villars den Plan entworfen, mit dem Churfürsten von Bay
vereint, nach Österreich einzudringen und zu dem Zwecke dem Ma
graf Ludwig von Baden ein siegreiches Treffen bei Hochstädt (i
liefern lassen. 1704 bekam nun Tallard den Auftrag, den Plan
Villars auszuführen, ward aber mit dem Churfürsten von Bay
in seinem Lager bei Hochstädt von Eugen und Marlborough ang
fen und nach der schrecklichsten Niederlage des Heeres selbst gefa
genommen. Sieben Jahre blieb er als Gefangener in England, o
deswegen in Ludwigs XIV. Gunst zu verlieren oder für Frankr
unthätig zu sein. Er wußte, daß an Anna's Hofe Marlborough
starke Partei gegen sich hatte und benutzte dies genügend, d
Feldherrn zu stürzen. 1712 kehrte er nach Frankreich zurück, w
zum Herzog ernannt und beschäftigte sich nun viel mit der Litera
Er starb 1728 und hinterließ einen einzigen Sohn. Einen an
hatte er schon vorher auf dem Schlachtfelde bei Hochstädt verlore

Tankred. Wenn vom ersten der Kreuzzüge die Rede ist, k
man nicht umhin, Tankred, den Sohn des Markgrafen Otto v
Ottobonus, geboren 1078, nebst Gottfried von Bouillon für
Seele desselben zu halten. Ohne ihn wäre Jerusalem nicht erob
das Eroberte nicht erhalten worden. Tankred's Vater starb z
früh hinweg und die Geschichte weiß uns nicht einmal zu sagen,
dieser Markgraf seinen Sitz hatte. Aber die Mutter des He
Emma, war die Schwester vom berühmten Normannenherzoge, R
bert Guiskard in Apulien und Kalabrien. Das Haus seines Ur
und folglich auch das seiner Mutter galt seit Jahren als eines d
berühmtesten in der Niedernormandie. Drei Söhne Tankred's
Hauteville hatten die Herrschaft der Normannen in Italien gegrü
und von Robert Guiskard ward dieselbe vollendet. Selbst Sic
brachte er in seine Gewalt und überließ es seinem Bruder Ro
Konstantinopel zitterte vor ihm. Nur der Tod Roberts, der
einer Seuche starb, die auf seiner Flotte ausbrach, rettete es. D
älteste Sohn Roberts, Boemund, ward Tankred's treuester Fre
und Waffenbruder. Als daher 1095 der erste Kreuzzug zu Sta

Digitized by Google

kam, nahm nicht allein Tankred, sondern auch dieser das Kreuz. Tankred überließ, ungewiß der Rückkehr, sein Erbtheil dem jüngern Bruder und unterstützte aus seinem Seckel jeden Ritter, der ihn, unvermögend, nach dem Morgenlande begleiten wollte. 1096 schifften beide Helden nach Epirus hinüber und zogen nun durch dasselbe nach Macedonien. Tankred führte die Vorhut oder die Nachhut, je nachdem es dort oder hier Gefahr gab, und rettete das Heer mehr als einmal, bei den immerwährenden Nachstellungen der Griechen, vom Untergange. Da der griechische Kaiser Boemund dem Sohne des Robert, welcher ihm den Thron zu rauben drohte, nicht wenig mißtraute, so dürfen solche Nachstellungen um so weniger auffallen, und sie hörten nicht eher auf, bis Boemund ihm den Lehnseid geschworen hatte. Dies empörte indessen Tankred so sehr, daß er sich für einige Zeit ganz von Boemund trennte, bis ihn der Mangel an Lebensmitteln und Boemund's Zureden zur Nachgiebigkeit nöthigte. In der Ebene von Chalcedon stießen seine Schaaren zu denen von Gottfried Bouillon. Hier lernten sich beide kennen und schätzen und konnten den Bund schließen, den uns Tasso in seinem befreiten Jerusalem so schön als wahr besungen hat. Im Frühling 1097 ward Nicäa belagert und von nun an tritt Tankred unter den Helden auf, die den Gang der Begebenheiten leiten. Während der Schlacht von Doryläum, wo das Kreuzheer von 200,000 Seldschucken umringt war, rettete er es vom Untergange, sah aber seinen jüngern Bruder an der Seite stürzen und konnte selbst nur von Boemund aus dem Gedränge befreit werden. Der Weg von Nicäa nach Jerusalem über das Taurusgebirge betrug wol 200 Meilen durch verödete, unbekannte Länder. Da zog Gottfrieds Bruder, Balduin, und Tankred voran, den Weg zu erkundigen. Tankred kam glücklich zuerst durch die Schluchten des Gebirges und nahm die Stadt Tarsus durch Vertrag ein. Ihm folgte Balduin. Er langte nach langen Umwegen, erschöpft und in großer Angst, vor den Mauern derselben an, und war treulos genug, die Stadt für seinen Bruder dem Namen nach, der Sache nach für sich in Besitz zu nehmen. Tankred blieb nur einen Augenblick aufgebracht. „Soll ich meine Lanze mit dem Blute meiner Brüder färben?" rief er edel und zog nach der Stadt Mamistra, die mit Sturm erobert wurde. Auch diese wollte ihm Balduin abtrotzen. Diesmal ließ sich Tankred zu einem Kampf hinreißen, der indessen aber doch auch bald mit Versöhnung endete. Er brach auf's neue auf, sich der syrischen Ebenen zu bemächtigen und kam, nach manchem harten Strauße mit den Ungläubigen, vor dem festen Antiochia an, das nun bald vom ganzen Kreuzheere belagert wurde. Seuchen, Mangel an Lebensmitteln, Verfall der Mannszucht, verzögerte die Eroberung wohl sieben Monate lang und gab Tankred fast täglich Gelegenheit zu reiten, zu helfen. Gleich nach der Einnahme wurde die zurückgelassne christliche Besatzung selbst von einem persischen Heere umringt. Hier hielt Tankred wieder den Muth aufrecht und beredete alles zu einem Ausfalle, der mit der Niederlage der Feinde endete. Nach Ostern 1099 brach man endlich zur Eroberung von Jerusalem auf. Tankred nahm Bethlehem ein. Es drängte ihn der erste zu sein, der die heiligen Mauern sehe, und als er sie sah, eilte er gleich ein vorspringendes Gebäude wegzunehmen, das in Jerusalem noch jetzt der Tankredsthurm heißt. Am 15. Juli 1099 ward Jerusalem erobert. Tankred benahm sich bei den Schreckensscenen, die keine Christen, sondern Kanibalen sehen ließen,

allein als Mensch. Der Ritter rettete tausende der Feinde mit ei-
ner Lebensgefahr. Dafür ward er als Feind der Priester und d
Religion angeklagt! Der Herrscher von Ägypten kam zu spät, J
rusalem zu entsetzen, nicht zu spät, um die Lage der Kreuzfahr
auf's neue bedenklich zu machen. Aber Tankred schlug seinen Vorth
und bei Askalon ward am 12. August die Hauptschlacht geliefert, w
er das ganze Lager eroberte. Gottfried blieb nun als Schützer d
heiligen Stadt zurück. Tankred durchzog die Gegend, eroberte T
berias am See Genezareth, belagerte Jaffa, und suchte es dahi
zu bringen, daß Boemund König von Jerusalem wurde, als Go
fried im 40. Jahre schnell von der Erde schied. Es gelang ihm nicht.
Der würdige Boemund mußte dem boshaften Balduin, Gottfrieds
Bruder, nachstehen und während Tankred gegen den Emir von Da
maskus im Felde lag, ward er als Empörer vor Balduin's Thron
geladen. Doch der Fürst von Galiläa, als solcher stand Tankred
da, von seinen Vasallen geliebt und geehrt, verachtete solche Ge
heit und Balduin war froh, daß Tankred nach Antiochien abzog,
dessen Fürst, Boemund, auf einem Zuge von den Türken gefangen
worden, und dessen Lage dadurch sehr zweideutig geworden war.
Türken und treulose Griechen bedrohten diesen Staat gleich sehr und
Tankred hatte bald jenen, bald diesen die Spitze zu bieten, was
mit einer bewundernswürdiger Umsicht und Beharrlichkeit geschah.
Freilich mangelte es ihm immer noch an Geld, seinen Freund Boe-
mund auszulösen. Erst als zwei Emire der Türken, die auf die
Summe gleiche Ansprüche machten, mit sich selbst uneins wurden,
gelang es ihm, dem Tapfern die Freiheit wieder zu schaffen; mit
genügsig gab er ihm das erhaltne Fürstenthum zurück. Die immer
währenden Kriege rieben indessen Boemund's Kräfte so auf, daß er
nach Europa ging, neue Streiter herbeizuführen, und Tankred über-
nahm auf's neue das gefährliche Amt, indessen der Schirmvogt zu
Antiochien zu sein, das von Aleppo aus, wie von den Feldherrn
des griechischen Kaisers gleich sehr bedroht war. Selbst mit den nahen
Waffenbrüdern, dem Graf Balduin von Edessa und dem Ritter Jo-
celin von Courtenay mußte er manchen harten Kampf bestehen. Mit
Sehnsucht harrte er Boemund's Rückkehr, dessen Heer schon in Grie-
chenland angelangt war. Da sank sein Freund in Salerno in's Grab.
Alle Hoffnungen Tankred's waren nun dahin, denn alle jene Scha-
ren zogen entweder heim, oder traten in des griechischen Kaisers
Dienste (1103). Bald darauf zog der Sultan Mauduhd von Mo-
heran und wich jeder Hauptschlacht aus, ununterbrochen die Kraft
der jetzt durch die Noth vereinten fränkischen Fürsten neckend, bis
es endlich Tankred gelang, eine Schlacht zu liefern, die Mauduhd
zur Rückkehr über den Euphrat trieb. Es war des Helden letzte
That. Der Tod besiegte ihn (1112) im 35. Jahre. In zwei Welt-
theilen, bei den Bekennern zweier Religionen, flossen ihm die Thrä-
nen aller Rechtschaffnen und die Mit- wie die Nachwelt ehrte in ihm
die erste Blüthe, das Muster und die Zierde des Ritterthums!

Taunus (der), auch die homburger Höhe genannt, ein an-
sehnliches, besonders seiner Heilbäder (Ems, Schlangenbad rc.) we-
gen berühmtes Waldgebirge, zwischen dem Main und der Lahn, in
der ehemals chur- und großherzogl. hessischen, jetzt nassauischen Graf-
schaft Katzenellenbogen. Es zieht sich in zwei Bergreihen über Hom-
burg, Königstein und Epstein bis zum Schlangenbade, wo es an
dem Rheingaugebirge anschließt. Seine höchsten Spitzen sind der gro-

Digitized by Google

Feldberg (2605 Fuß) und der unmittelbar daneben liegende Altkönig 2400).

Teufelsmauer, eine von den Römern im südlichen Deutschland angelegte Mauer; die der gemeine Mann die Teufelsmauer nennt, ist ein Beweis, daß die Herrschaft der Römer nach Christi Geburt auch auf dem linken Donau- und dem rechten Rheinufer sich tief in das südliche Deutschland hinein erstreckte. Die Römer legten nämlich, um ihre südteutschen Besitzungen gegen die von Norden her eindringenden Völker zu sichern, einen Wall oder eine Mauer an; sie, in einer Länge von beinahe achtzig deutschen Meilen, über Berge, Thäler, Abgründe und die nach der Donau zufließenden Gewässer fortlief. Von ihr lassen sich jetzt nur noch von Abensberg in Baiern an, bis nach Köln am Rhein die Überreste zeigen. Bald gehen sie, ellenhoch erhaben, durch Wälder als Fahrweg und Fußsteig; bald hat selbst ein Eichen- oder Buchenwald auf ihnen gewurzelt, bald ruhen Gebäude, halbe Dörfer auf ihnen, als unverwüstlichen Grundmauern. Daß das ungeheure Werk nicht in kurzer Zeit und mit einem Male, sondern unter mehren Kaisern, binnen zwei Jahrhunderten entstanden, anfangs blos Erdwall gewesen, später aber eine so unverwüstliche Mauer geworden ist, die drei bis vier Ellen Breite hatte, ist von dem um Baierns Geschichte verdienten A. Buchner dargethan worden. Dieser Historiker suchte ihre Spuren als unermüdeter Fußreisender in zwei Sommern auf und beschrieb sie genau in seiner „Reise auf der Teufelsmauer" (1. u. 2. Heft mit Karten, Regensburg 1821). Er zeigt zugleich den Weg der hinter jener Römermauer fortlaufenden Straße, indem er nach der peutinger'schen Tafel alle Kolonien, Kastelle u. s. w. nebst den jetzigen Orten auf seine Karte eingetragen hat. Seine Schrift enthält auch noch den Plan zu dem Kanale, durch welchen Carl der Große die Donau mit dem Rheine in Verbindung setzen wollte; ein Gedanke, der, wie er zeigt, mit sechs Millionen Gulden auch jetzt leicht ausgeführt werden könnte, was jedoch andre sachkundige Männer bezweifeln. K.

*Thier. Thierreich. In den Zeiten des Verfalls der Naturwissenschaften hatte man das Leben der Natur auf eine besondre Sphäre beschränkt. Nur das Thierreich fand man belebt; alles übrige gehörte zur todten Natur. Als aber in der neuern Zeit die Naturwissenschaften wieder gepflegt wurden und durch das Erwachen der Naturphilosophie (s. d. Art.) neue Bildung erhielten; erkannte man bald das Willkürliche oder Irrige in dieser Beschränkung. Die Sphäre des Lebens der Natur wurde einerseits dadurch sehr erweitert, daß man das Leben auch in den Pflanzen anzuerkennen anfing, andrerseits dadurch, daß man auch die Menschen, die man bisher von der Natur ganz getrennt hatte, als höhere Naturwesen zu betrachten begann. Nun war das Todte in der Natur blos auf die Elemente und das Mineralreich beschränkt. Noch war aber der Gegensatz von Tod und Leben ein absoluter (wesentlicher), d. h. er wurde dafür gehalten, indem man sich das Todte als das reine Gegentheil des Lebens, als die Negation (Verneinung), als gänzlichen Mangel des Lebens dachte. Indessen lernte man beim Fortschreiten der Physik und Chemie die magnetischen, elektrischen, chemischen und endlich galvanischen Kräfte der sogenannten todten Körper immer näher kennen, und man sah in den Erscheinungen des Magnetismus, Elektrismus, Chemismus und Galvanismus ein

Digitized by Google

Wechselspiel der Kräfte, das dem Leben sehr verwandt zu sein s
Indem nun in gleichem Verhältniß mit der Zunahme dieser Er
rungen und Beobachtungen, in Beziehung auf diese lebendigen
ßerungen der bisher für todt gehaltnen Natur, auch die Natu
losophie (d. h. die vernünftige Ansicht und Betrachtung der Na
in ihrer Bildung vorschritt: so gewann man endlich die Überzeu
daß der sogenannte todte Theil der Natur gebundnes Leben sei,
durch Entwickelung entbunden oder frei werden könne. Nach d
vernünftigen Ansicht ist also das Leben keine zufällige Eigenschaft
Dinge, sondern es gehört vielmehr wesentlich zum Begriff der
und ist das Wesentlichste in diesem Begriff, so daß man sagen k
die Dinge oder deren Gesammtheit (die Welt) sei die Erschei
des Lebens der Natur oder die Offenbarung desselben in unen
mannichfaltiger Abstufung. Die Materie oder Masse oder was
körperlich nennen an den Dingen, ist selbst nur Erzeugniß des Le
oder lebendiger (thätiger, mit einander wechselwirkender) Kr
Die sogenannten Reiche der Natur sind sonach als große oder H
stufen des gesammten Naturlebens zu betrachten, auf welchen es
in leiblicher Organisation offenbart. Leben und Organisation sind
eins und nicht von einander zu trennen; wo das Leben sich auf be
sondre Weise offenbaren will, da tritt es organisch hervor (s. d. Art.
Organ, organisch ꝛc. Bd. 7), und je vollkommner die Orga
sation, desto höher, freier und edler ist das Leben, und umgek
je höher und freier das Leben, desto vollkommner die Organi
Das einfachste Leben der Natur offenbart sich in den Elementen (
Luft, Wasser und Erde), aber sie enthalten oder sind vielmehr d
Grundanfänge (Principien) alles andern Lebens und Seins. D
elementarische Leben äußert sich in den oben genannten Prozessen d
Magnetismus, Elektrismus u. s. w. Die verschiednen Stufen
Lebens oder der lebendigen Dinge können daher nur durch verschie
Combination der Elemente oder ihres Lebens, welche nach ew
Gesetzen erfolgte, entstanden sein, und diese Gesetze haben
Grund in dem übersinnlichen Wesen der Natur, aus welchem
Leben hervorquillt (s. d. Art. Natur). Unter den Reichen der N
tur ist die niederste Stufe des Lebens und Seins das Mineral
In ihm ist das Leben noch am meisten gebunden, und diese G
denheit offenbart sich in der Starrheit der Körper, die eine
oder vielmehr Eigenthümlichkeit des herrschenden Magnetismus (
cher das Erdelement belebt) und der ihm verwandten Kohä
(Kraft des Zusammenhanges der irdischen Materie) ist. Im M
ist dasjenige herrschend, was man dem Leben entgegensetzt, näm
Ruhe, räumliches Bestehen, Beharrung in der einmal erreic
Form, Gleichgewicht der Kräfte, die sich in der trägen Masse d
stellt. Dagegen offenbart sich das (freiere) Leben in eigenthümli
Bewegung, in fortwährendem Wechsel der Form, und daher in g
licher Entwickelung der Dinge durch diesen Wechsel. Dieses fr
Leben, diesen Wechsel der Form, vermöge eines an sich schranken
Triebes zur Entwicklung, den man Wachsthum nennt, bemerk
in der Pflanze, die sich daher durch einen großen Abschnitt von d
Mineral unterscheidet, dessen Wachsthum sehr beschränkt ist auf d
kurze Zeit der Bildung des Krystalls. Die Pflanze bezeichnet a
sehr deutlich eine höhere Stufe des Lebens, nämlich die erste des
gewordnen, nicht mehr gebundnen, sondern entbundnen Lebens.
die Pflanze ermangelt noch der eigenthümlichen Richtung ihres Le

Digitized by Google

ind sie empfängt diese Richtung von den Elementen, deren Zuge sie u folgen genöthigt ist. Von der einen Seite an die Erde gebunden ind von ihr angezogen, wächst die Wurzel in die Tiefe, aus der sie hre Nahrung zieht, von der andern Seite, gereizt durch die Luft und as Licht, erhebt sich die Pflanze als Stengel über die Erde, der sich, em Himmel entgegen wachsend, in Äste verzweigt und im Blätterouchs ausbreitet, in der Blüthe die höchste Stufe ihres Daseins erreicht, auf welcher sie sich auf kurze Zeit mit dem Lichte vermählt at, worauf sie wieder dem Zuge der Erde folgt, in der Frucht irdischer wird und endlich als Saame in den Schooß der Erde zurückällt, um einen neuen Lebenslauf zu beginnen. Tritt nun das Leben er Natur auf eine noch höhere Stufe, so wird es auch in seiner Richtung frei, unabhängig von den Elementen, eigenthümliche (willkürliche) Bewegungen erzeugend. Diese Stufe des Lebens ist durch as Thier bezeichnet. Das Thier hat sich von der Erde losgerissen, hat das Erdelement, wie das Licht in sich aufgenommen und wurzelt ur noch in dem freien Element der Luft, von welchem das thierische eben abhängig ist, durch das Athmen, wie die Pflanze vom Boden urch das Einsaugen der Nahrung. Aber diese Abhängigkeit stört nicht die eigenthümliche Richtung des thierischen Lebens; denn das Thier folgt in seinen Bewegungen nicht dem Zuge (dem Reize) der uft, sondern seinem eignen innern Zuge (dem Willen). Die Pflanze agegen ist ein willenloses Wesen, weil sie in ihrer Entwicklung, in hrem Wachsthum einem fremden Willen — gleichsam dem Willen er Elemente — folgt. Daher geht die Richtung des Lebens der Pflanze nach außen, die Richtung des thierischen Lebens ursprünglich ach innen. Diese letztre Richtung offenbart sich durch die Empfinung, welche daher der Pflanze, als solcher, fehlt. Das Empfinden st ein Innerlichwerden des Äußern; durch die Empfindung nimmt as Thier das Äußre (die Außenwelt) in sich auf. Die Organe der Empfindung sind bekanntlich die Nerven, und wenn das gesammte Empfindungsvermögen Sinnlichkeit heißt, so sind die äußern Sinne die Organe zu diesem Vermögen und die Nerven spielen die Hauptrolle n diesen Organen (Sinnorganen). Dadurch ist nun das Thier von llen Naturdingen, die unter ihm sind, sehr deutlich unterschieden; ie Hauptunterschiede, die aber innig mit einander zusammenhängen, ind folgende: 1) eigenthümliche Richtung des Lebens (nach innen) — Empfindungsfähigkeit (Sensibilität); 2) willkürliche (nicht von außen bestimmte, sondern vom Innern ausgehende) Bewegung; daher 3) in Nervensystem im Gegensatz zu einem Muskelsystem. Die Muskeln (deren Masse im gemeinen Leben Fleisch genannt wird), sind nämlich die Organe der Bewegung (bei niedern Thieren, z. B. den Würmern, vertreten Hautfasern die Stelle der Muskeln), aber sie werden jederzeit durch Nerven zur Bewegung bestimmt, erregt, polarisirt. Die Nerven sind also einer doppelten Richtung der Thätigkeit fähig; einer Richtung nach innen, nach einem Mittelpunkt des Nervensystems, wodurch die Empfindung bedingt ist, und einer Richtung nach außen gegen den Muskel, wodurch dieser zur Bewegung oder Contraction (Zusammenziehung) bestimmt wird. Das Vermögen der Muskeln, durch Nerven zur Bewegung bestimmt oder gereizt zu werden, heißt Irritabilität oder Reizbarkeit (s. die Art. Bd. 5. u. 8.), deren nothwendiger Gegensatz die Sensibilität ist, d. h. die Thätigkeit der Nerven in sich oder nach innen, mit welcher die Empfindung gegeben ist. Irritabilität und Sensibilität (Reizbarkeit und

Digitized by Google

Empfindungsvermögen) sind also die beiden wesentlichen Eigenschaften des Thieres, das Nerven- oder Muskelsystem die beiden wesentlichen Systeme, Nerven- und Muskelthätigkeit die beiden eigenthümlichen Funktionen (organischen Verrichtungen) des thierischen Organismus. Nun unterscheidet man in letzterm noch eine dritte Haupteigenschaft oder Funktion, nämlich die Reproduktion (Wiedererzeugung der organischen Masse). Aber die Reproduktion (man vergl. auch diesen Art. Bd. 8.) ist keine wesentliche Eigenschaft der thierischen Organisation, sondern vielmehr der Pflanze im Thier. Die Pflanze ist, in der Regel, weder reizbar (irritabel) noch empfindlich (sensibel), sondern ihr ganzes Leben besteht im Erzeugen und Wiedererzeugen (Reproduciren) der pflanzlich organischen Masse, oder in dem, was wir Wachsthum nennen. Aber — werden manche Leser hier fragen — wie kommt denn die Pflanze in's Thier? Der fragende Leser wird sich erinnern, daß das Thier eine Hauptstufe des Naturlebens bezeichne und zwar die nächst höhere nach der Pflanze. Indem aber die Natur oder ihr Sein und Leben, auf eine höhere Stufe steigt, nimmt sie die niedre mit herauf in eine höhere Sphäre und gibt ihr eine dieser Sphäre angemessene Form und ein freieres Leben. Daher lebt in der Pflanze das Mineral, im Thiere die Pflanze noch fort, aber beide sind freier, lebendiger geworden durch die Erhebung auf eine höhere Stufe. Daher kann man sagen: das Thier hat die Pflanze in sich aufgenommen, oder: das Thier ist die reizbar gewordene und mit Empfindung begabte Pflanze; das Thier hat also noch Eigenschaften von der Pflanze, und diese offenbaren sich vorzüglich in der Reproduktion, d. h. in der Ernährung, zu welcher die Verdauung den Stoff vorbereitet. Daher unterscheidet man im thierischen Körper zwei Gattungen von Organen, nämlich pflanzliche und thierische; jene sind aus Haut gebildet, welche, wie die Grundmasse der Pflanze, aus einem zelligen Gewebe besteht. Dahin gehört also nicht nur die äußre Haut, sondern auch die innre, woraus die Gefäße (Blut- Saug-Lymphgefäße (bestehen und die aus Gefäßen gebildeten Eingeweide des Unterleibes. In diesen Organen ist die Pflanzennatur vorherrschend, denn ihre Verrichtungen bestehen im Verdauen, Ernähren, Absondern und Ausscheiden. Nerven und Muskeln dagegen sind vorzugsweise thierische Organe, denn ihre Funktionen sind die dem Thier eigenthümlichen: Empfindung und selbstständige Bewegung. In allen wesentlichen Theilen des thierischen Organismus ist das Pflanzliche und Thierische untrennbar verbunden, aber das Vorherrschen (Ueberwiegen) des einen oder des andern bestimmt, im Wesentlichen, die verschiedenen Stufen der Thiere, den größern oder geringern Grad ihrer organischen Vollkommenheit. In den niedersten Thieren ist noch die Pflanzennatur vorherrschend, und bekanntlich hat man lange die auffallende Reproduktionskraft dieser Thiere, kraft welcher abgeschnittene Glieder wieder ersetzt werden, bewundert, bevor man das erwähnte Verhältniß erkannt hatte. Bei den Thieren der mittlern Stufen oder Klassen, z. B. bei den Insekten und Amphibien ist die Irritabilität vorherrschend, während die Sensibilität zurückgedrängt ist, denn bei überwiegender Muskelthätigkeit ist die Nerventhätigkeit, vorzugsweise nach außen gerichtet, welches der Richtung nach innen, mithin der Ernährung nothwendig Abbruch thut. Bei den höhern und höchsten Thieren endlich (den Vögeln und Säugethieren) hat die Sensibilität das Übergewicht erlangt, welche die höchste thierische Funktion ist. Die Vollkommenheit der Thiere beruht daher vorzüglich auf der Ver-

ommenheit des Nervensystems, denn mit der Ausbildung dieses höch-
:en Systems ist zugleich die harmonische Ausbildung des ganzen Or-
anismus gegeben, da die Nerven das belebende und ordnende Princip
es Ganzen sind. Die größre oder geringre Vollkommenheit des Ner-
ensystems offenbart sich vorzüglich durch die Beschaffenheit der Sinne,
elche unter sich wieder ein System, d. h. ein Ganzes von verschied-
en Stufen bilden. Die Sinne, von organischer Seite betrachtet
Sinnorgane), sind nämlich nichts anders, als Verbindungen des Ner-
ensystems mit andern, pflanzlichen und thierischen Theilen oder Sy-
emen des thierischen Organismus, und zwar so, daß diese Theile
der Systeme in dem Sinnorgan dem Nervensystem untergeordnet u.
ym dienstbar sind. Je edler nun die Theile sind, mit welchen sich
as Nervensystem zu einem Sinnorgan verbunden hat, desto höher
der edler ist der Sinn und umgekehrt. In dem Gefühlsinn z. B.
at sich das Nervensystem die äußre Haut dienstbar gemacht, und die
)aut ist dadurch nervös geworden und zu einem Sinnorgan erhoben;
ber die Haut ist die niederste pflanzliche Bildung im thierischen Kör-
er und darum ist auch der Gefühlsinn der niederste im ganzen Sy-
em der Sinne. Ein höherer Sinn ist schon der Geschmack, den man
it Recht den Darmsinn (s. den Ausgang des Art. **Sinne**) genannt
at. Der Darm, besonders der Magen, besteht aus einer höhern,
ierisch (muskulös) gewordnen Haut. Der thierische Antheil des
)arms hat sich im obern Ende desselben, d. h. in der Zunge vorzugs-
eise ausgebildet; die Zunge ist der zu Muskel und Nerv gewordne
)arm, daher ein Sinnorgan, welches die für den Darm bestimmten
Speisen empfindet, indem es deren chemische Beschaffenheit wahrnimt.
in den höhern Sinnen erscheint das Nervensystem in Verbindung mit
och edlern Theilen des Organismus, und das Auge ist vorzugsweise
as Nervensinnorgan, weil das Sehen die höchste, eigenthümlichste
unktion der Nerven ist, weil das Sehen eine Lichtentwicklung, das
icht ein Sehen und gleichsam die höchste Nervenfunktion der allge-
einen Natur ist. — Im Thierreiche ist daher die Stufenverschie-
enheit unter den Thieren vorzüglich auch durch die Sinne angedeu-
et. In den niedersten Thieren, z. B. den Polypen, bemerkt man
och keinen andern Sinn, als den niedersten, das Gefühl, in welchem
lle andern Sinne noch gleichsam verschlossen sind, wenn im Gegen-
heil bei den Säugethieren, zugleich mit der höhern Entwicklung des
ierischen Organismus, das ganze System der fünf Sinne vorhan-
en und in Thätigkeit ist. — In chemischer Hinsicht unterscheidet
an Thier und Pflanze auch durch das Vorwalten eines von den
ier Elementarstoffen: Stickstoff, Kohlenstoff, Sauer- und Wasser-
off, die zwar alle in der thierischen Materie, wie in der der Pflan-
en, bei der Zerlegung vorgefunden werden, aber, hinsichtlich des
ohlen- und Stickstoffs in sehr verschiedenem Verhältniß, so daß in
er Pflanzenmaterie der Kohlenstoff, in der thierischen der Stickstoff
ine Hauptrolle spielt. — Im Thierreiche, worunter man die Ge-
mmtheit der Thiere versteht, herrscht, wie in allen Naturreichen,
ne in's Unendliche gehende Mannichfaltigkeit, und die philosophi-
hen Naturforscher erkennen das Wesen dieser Mannichfaltigkeit in
ner ähnlichen Stufenverschiedenheit, wie sie in der Organisation der
)hern Thiere, hinsichtlich der verschiednen Systeme und Organe be-
its anerkannt ist. Sie betrachten daher das Thierreich als einen
roßen Organismus, der nach dem Vorbilde der speciellen Organisa-
on der höhern Thiere geschaffen ist, und gründen darauf das natür-

Digitized by Google

liche oder philosophische System des Thierreichs (s. d. Art. Natu
stem), welches man von den künstlichen Systemen wohl unter
den muß. Bei den künstlichen Systemen richtet sich die Klassifi
nach einzelnen, willkürlich gewählten Theilen des Organismus,
nach deren Beschaffenheit, woraus man ersieht, daß eine Men
solcher Thiersysteme möglich ist, welche auch wirklich existiren.
gangbarste unter den letztern, welches zugleich das einfachste un
her am leichtsten zu fassen ist, stammt von den berühmten Linn
sich auch durch seine, durch eine lange Reihe von Jahren allg
angenommne Klassification der Pflanzen, wie durch die der I
um die künstliche Systematik hochverdient gemacht hat. Zum
der Klassenbestimmung verglich Linné die Thiere nach einigen H
punkten der innern Einrichtung ihres Organismus, und näh
Merkmalen der Verwandschaft und Unterscheidung 1) den Bau
Herzens (mit einer oder zwei Kammern), 2) die Farbe und Te
ratur des Bluts (rothes oder weißes, warmes oder kaltes Blu
die Art und die Organe des Athmens (durch Lungen oder Kie
4) die Art der Fortpflanzung oder des Gebärens (lebendige J
oder der Eier); wozu noch einige äußere Organe, z. B. die Fü
hörner, wodurch sich die Insekten von den Würmern unterschi
zu Hülfe genommen wurden. Und so entstanden die bekannte
linnéischen Klassen: Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Ins
und Würmer. In der letzten Klasse hatte aber Linné grund
fallend von einander verschiedne Thierstufen zusammengefaßt, und
züglich in dieser Hinsicht fanden in der Folge andre Naturforsch
mit Recht, für nöthig, von ihm abzuweichen, indem sie seine letz
Klasse in mehrere Klassen zerfallen ließen, und vorzüglich hat n
lich Cuvier, indem er sowol die Klasse der Würmer, als die der I
sekten, vielmehr beschränkte, die Zahl der Klassen des Thierreichs
sechs vermehrt, und deren also zwölf bestimmt. Die Ordnungen
Säugethiere bestimmte Linné vorzüglich nach der Zahl und Beschaf
heit der Vorderzähne, und sah zugleich auf das Dasein oder den M
gel vollständiger Füße, und fand auf diesem Wege die bekannten
ben Ordnungen: 1) menschenähnliche Thiere, 2) Thiere ohne Vor
zähne, 3) Raubthiere, 4) Nagelthiere, 5) widerkäuende Thiere, 6) T
mit Pferdegebiß, 7) säugende Seethiere. — Blumenbach dagegen bestim
die Ordnungen der Säugethiere nach der Beschaffenheit der Füße
erhielt so zwölf Ordnungen. Auch andre ausgezeichnete Naturfor
namentlich Bechstein, Wolf, Meyer, Schinz, Temmink, Latham
nant u. a. haben die künstliche Systematik des Thierreichs, beso
in Betreff der Vögel, durch eigenthümliche Klassifikationsversuche
reichert. Wenn aber bei der künstlichen Klassifikation das Stre
der Naturforscher, sich der Natur, bei der Anordnung ihrer Erz
nisse, möglichst anzunähern, unverkennbar ist, so hat darin unstr
Cuvier den Preis errungen, dessen System, welches für das vollk
menste unter den künstlichen erkannt werden muß, gleichsam den Ue
gang zum natürlichen macht. Wie sich nun das letztre, nämlich
natürliche System des Thierreichs, von den künstlichen Systemen
terscheidet, darüber können Viele nicht in's Klare kommen, vermu
lich weil sie nicht untersuchen, auf welchen Gründen oder Ideen d
Unterschied beruht, oder weil ein beschränkter Begriff von dem Z
der Systematik den Trieb zu dieser Untersuchung nicht aufkom
läßt. Wer z. B. meint, die Systeme der Naturreiche seien mens
Erfindungen, durch welche man blos dem Gedächtnisse zu Hülfe k

Digitized by Google

nen wollte, um sich in der großen Mannichfaltigkeit eines Reichs orien-
iren zu können und eine Übersicht des Ganzen möglich zu machen,
dem wird dasjenige System das vollkommenste sein, welches diesem
Zwecke am besten entspricht. Wenn man diese Ansicht für die künst-
lichen Systeme gelten läßt, so unterscheidet sich das natürliche dadurch
von ihnen, daß es einen höhern Zweck hat, nämlich eine höhere Er-
kenntniß der Natur in der Anschauung der Ordnung zu begründen,
welche sie, oder vielmehr Gott durch sie, in einem, wie in jedem ihrer
Reiche offenbart, nicht derjenigen Ordnung also, die der Mensch durch
seine Erfindung in die Natur hineinträgt, sondern diejenigen, die aus
ewigen Naturgesetzen hervorgegangen ist. Die Idee, von welcher der
wissenschaftliche Naturforscher bei der Anordnung des Thierreichs (für
das Pflanzenreich gilt dieselbe Maßregel) ausgeht, ist die Voraus-
setzung, daß das Thierreich derselbe Organismus im Großen sei, wel-
chen ein vollkommnes Individuum dieses Reichs, ein einzelnes Thier
auf der höchsten Stufe des Thierreichs (z. B. der Affe), in sich dar-
stellt. Das Thierreich also und das einzelne vollkommne Thier sind
Ebenbilder von einander, und dieselben Systeme und Organe, die im
kleinen Thiere vorkommen, müssen auch im großen (dem Thierreiche)
vorgefunden werden, so daß ganze Thiere nur einzelne Organe vor-
stellen, welche bestimmten Organen im kleinen Thiere entsprechen.
Diese Idee dient nun zur Grundlegung des natürlichen Systems der
Thiere, wobei nicht einzelne Theile des speciellen thierischen Organis-
mus, sondern die ganze Organisation eines höhern Thiers zum Ein-
theilungsgrunde dient. Dieses mag nun durch Folgendes beispiels-
weise noch deutlicher werden. Aus Obigem wird man sich erinnern,
daß der vollständige thierische Körper aus zwei großen Abtheilungen
von Systemen und Organen besteht, die sich wie Niedres zu Höhe-
rem, oder wie Pflanzliches zu Thierischem verhalten. Die niedre Ab-
theilung besteht also aus lauter pflanzlichen Organen, den Eingewei-
den nämlich, wozu auch die Gefäße oder Adern gehören; die höhere
Abtheilung begreift in sich die eigentlich thierischen Systeme oder Or-
gane: die Nerven, Muskeln und Knochen, welche zusammen Fleisch
im naturwissenschaftlichen Sinne) genannt werden. Wenn es nun
wahr ist, daß das Thierreich nichts anders, als der thierische Orga-
nismus im Großen (das große Thier-Makrozoon) ist: so müssen den
erwähnten zwei Hauptabtheilungen der Organisation des kleinen Thiers,
auch zwei große Abtheilungen (von Thieren) im Thierreiche entspre-
chen. Und so ist es auch wirklich. Die niedere Abtheilung des Thier-
reichs ist diejenige, deren Thiere nur Eingeweide in einer Haut sind,
die aber noch kein Fleisch haben, nämlich keine Knochen, keine Mus-
keln, kein eigentliches Nervensystem und daher auch kein Hirn- oder
Rückenmark (d. h. kein Centrum des Nervensystems). Solche Thiere,
bei welchen die pflanzliche Natur noch vorherrschend ist, sind z. B. die
Insekten, Würmer, Schnecken, Muscheln und Korallen. Die andre
höhere Abtheilung hat Fleisch um die Eingeweide, und daher auch die
aus den Bestandtheilen des Fleisches gebildeten Sinnorgane, als Zunge,
Nase, Ohren und Auge. Solche Thiere sind die Fische, Amphibien,
Vögel und Säugthiere, bei welchen die pflanzliche Natur der thieri-
schen untergeordnet ist. In den Thieren jener niedern Abtheilung
sieht man selbstständige Eingeweide sich frei in der Natur bewegen und
für sich leben, während in der höhern Abtheilung diese Freiheit oder
Selbstständigkeit der niedern Organe dem Dienst der höhern thierischen
Systeme (dem Muskel- und Kopfnervensystem) geopfert wird. Da

Digitized by Google

nun jede Hauptabtheilung von Organen im kleinen (oder einzelnen) Thiere aus einer bestimmten Zahl von Organen besteht: so muß dieser Zahl eine gleiche Anzahl von Unterabtheilungen in jeder Hauptabtheilung des Thierreichs entsprechen. So viel wesentlich verschiedene Eingeweide z. B. im kleinen Thiere vorkommen, so viel Unterabtheilungen oder Classen muß die Abtheilung der pflanzlichen Thiere haben. Eins der wesentlichen Eingeweide ist z. B. der Darm, und es muß im Thierreiche eine ganze Classe von Thieren geben, deren einzelne Thiere dem Darm entsprechen, und nach dieser Ähnlichkeit Darmthiere genannt werden müssen. Solche Thiere sind die Würmer, die in der That nichts weiter sind, als selbstständige, für sich lebende Därme, und die auch keine andern Organe haben, als solche, die mit dem Darm in nächster Beziehung stehen, z. B. die Leber, die bei vielen Würmern aber in unvollkommnem Zustande, gefunden wird. Diese Thiere erscheinen auch alle geringelt; denn es sind durch die Ringe die Rippen angedeutet, welche bei höheren Thieren die Eingeweide umschließen. Durch diese wenigen Beispiele soll hier nur die Möglichkeit und der Begriff einer natürlichen Classification des Thierreichs angedeutet sein, und die Leser werden daraus erkennen, daß die Zahl der Classen auf der Einrichtung der ganzen speciellen thierischen Organisation beruht, und daher nothwendig eine fest bestimmt werden muß, sobald nur die Parallele zwischen dem einzelnen Thiere und dem Thierreiche (dem kleinen und großen Thiere) richtig gezogen wird, da im Gegentheil bei den künstlichen Systemen die Zahl der Classen und Ordnungen verschieden ausfallen muß, je nachdem von diesem oder jenem einzelnen Theile der Organisation (z. B. von den Zähnen oder Füßen oder der Bedeckung) der Eintheilungsgrund genommen oder willkürlich gewählt wird. Einen schätzbaren Versuch zur Darstellung des natürlichen Systems, welche nicht nur das Thierreich, sondern alle drei Naturreiche umfaßt, findet man in „Oken's Naturgeschichte für Schulen (mit Kupfern) Leipzig bei Brockhaus 1821." Das natürliche System, d. h. das eine wahre Natursystem, beruht, hinsichtlich seiner empirischen Bedingungen, vorzüglich auf der vergleichenden Anatomie und Physiologie der Thiere und Pflanzen, und jemehr diesen Wissenschaften, noch im Fortschreiten begriffen, an ihrer Vollendung fehlt, desto weniger darf man erwarten, daß ein erster Versuch zur Darstellung des natürlichen Systems gleich vollkommen ausfallen sollte. Denn erst müssen die Naturforscher in der Kenntniß des Organismus der höchsten Thiere und Pflanzen auf's Reine sein, und hinsichtlich der richtigen Eintheilung der Systeme und Organe möglichst übereinstimmen, wenn eine durchgängig sichere Begründung für die natürliche Classification der Reiche zu Stande kommen kann. Gleichwol ist jener erste Versuch, ungeachtet seiner Unvollkommenheiten, sehr verdienstlich, weil dadurch die Bahn gebrochen und den Naturforschern die Richtung vorgezeichnet ist, in welcher sie zu einer immer vollkommnern Begründung und Darstellung des wahren Natursystems gelangen können. Sehr viel für die richtige Darstellung des gesammten Natursystems hängt auch noch von den Fortschritten und der Vervollkommnung der Naturgeschichte des Menschen ab, welche Anthropologie heißt, für welche es bisher sogar an einer genügenden Idee und an einem der Idee entsprechenden Plane fehlte. Noch steht der Mensch, hinsichtlich der Naturbeschreibung, im Thierreiche, und es ist noch nicht allgemein entschieden, ja vielmehr in vieler Hinsicht zu bezweifeln, ob er hier, an der Spitze des Thierreichs, auf seiner rechten Stelle ist. Allgemein unterscheidet

nan den Menschen von den Thieren vorzüglich durch die psychischen Vermögen (Seelenvermögen): Verstand und Vernunft, welche den Thieren fehlen. Aber eben dadurch hat man, im Grund, das Urtheil ausgesprochen: daß der Mensch nicht zu den Thieren gehört und daher nicht in der Zoologie (Naturgeschichte der Thiere) beschrieben werden soll. Denn Verstand und Vernunft bilden auf gleiche Weise die Scheidewand zwischen dem Thierreiche und der Menschheit, über welche das Thier nicht hinaus kann, wie willkürliche Bewegung und Empfindung die Scheidewand zwischen dem Pflanzen- und Thierreiche machen, über welche die Pflanze nicht hinaus kann. Will man die Definition des Menschen so stellen, daß man sagt: der Mensch ist ein verständiges und vernünftiges Thier, so ist nichts dagegen einzuwenden, wol aber gegen die Folgerung, die man etwa daraus ziehen wollte, der Mensch gehörte deshalb in's Thierreich. Denn eben so richtig ist die Definition des Thiers, wenn man sagt: das Thier ist eine, mit freier Bewegung und Empfindung begabte Pflanze; aber wer dürfte daraus schließen, daß das Thier zum Pflanzenreich gehöre? Aus diesen Gründen darf man erwarten, daß in der Folge die Anthropologie, bei weiterer Ausbildung, ihren eigenthümlichen Rang als höchste Stufe im System der Naturwissenschaften über die Zoologie eben so behaupten werde, wie die Zoologie schon lange ihren höhern Rang, als eigenthümliche Hauptstufe, über die Phytologie (Botanik) behauptet. Die deutsche Literatur über zoologische Gegenstände ist reich, und wir besitzen über einzelne Abtheilungen dieser Wissenschaft treffliche Werke mit sehr schönen, höchst naturgetreuen Abbildungen, z. B. Schreber's Säugethiere, mit der Fortsetzung von Goldfuß; die Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, von Wolf und Meyer. Die in Darmstadt herausgekommne (in ihrem Fortgange, leider, unterbrochne) deutsche Ornithologie. Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, die Fauna Insect. Europ. von Ahrens und Germar, und Schrank's Fauna boica. Für das Studium der allgemeinen Zoologie sind folgende Werke als vorzüglich zu empfehlen: 1) Spix: Geschichte und Beurtheilung aller Systeme in der Zoologie nach ihrer Entwickelungsfolge, von Aristoteles bis auf gegenwärtige Zeit. Nürnberg 1811. 8. 2) Goldfuß: Zoologie. Nürnberg 1820. II. 8. 3) Carus: Zootomie. Leipzig 1818. 8. 4) Blumenbach: Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie. Göttingen 1804. 8. 5) Cuvier: Das Thierreich, eingetheilt nach dem Bau der Thiere, als Grundlage ihrer Naturgeschichte und der vergleichenden Anatomie. Aus dem Französischen, mit Zusätzen von Schinz. Stuttg. 1821—22. I. 8. 6) Blumenbach: Abbildungen naturhistorischer Gegenstände. 10 Hefte. Göttingen 1797—1810. 8. Außerdem empfiehlt sich, besonders für Forstmänner und Ökonomen, Bechstein's gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands, soweit sie die Zoologie abhandelt, und hinsichtlich des natürlichen Systems, Oken's Lehrbuch der Naturgeschichte, dritter Theil, welcher die Zoologie in zwei Abtheilungen enthält.

*Thierarzneikunde, Thierarzneikunst, Thierheilkunde. Hierunter versteht man den Inbegriff aller der Lehren und Grundsätze, nach welchen mittel- oder unmittelbar die Gesunderhaltung der Thiere überhaupt und die Heilung ihrer Krankheiten erzweckt werden soll; besonders begreift die Thierheilkunde indeß nur die Gesunderhaltung der landwirthschaftlichen Hausthiere und die Kenntniß und Heilung ihrer Krankheiten in sich. Die Thierheilkunde ist wichtig;

Digitized by Google

denn der Viehstand begründet den Wohlstand des Landmannes, des Ackerbauers, mithin insofern auch den Reichthum des Staates. Für den Menschenarzt würde die Thierheilkunde von größter Wichtigkeit sein, wenn er sich mehr mit ihr bekannt machte, weil er die Natur hier mehr in ihrer Reinheit beobachten und solche Beobachtungen für sein Fach geltend machen könnte, so wie auch durch ihre Erforschungen der Kuhpocken und ihrer Eigenthümlichkeit vieler Menschen Gesundheit, Schönheit und Leben erhalten worden ist. — Aber die Ärzte machen es umgekehrt; sie glauben durch das, was sie zur Ausübung der Menschenheilkunde erlernt, ja oft mangelhaft erlernt haben, die Thierheilkunde modeln zu können. — Es ist wahr, die Krankheiten der Menschen und Thiere sind sich ihrem Wesen nach gleich, allein deshalb kennt der Menschenarzt doch z. B. noch die Lungenentzündung bei einem oder dem andern der Hausthiere, während er sie beim Menschen vielleicht im ersten Augenblick erkennt. Ohne Selbstausübung und eifriges Studium der Thierheilkunde von Ursprunge aus, werden die Menschenärzte (mit wenig ehrenvollen Ausnahmen), stets Stümper und Pfuscher in der Thierheilkunde bleiben und dieser Wissenschaft immer schaden. — Die Beobachtung, daß einer Seuche unter den Menschen sehr häufig eine ähnliche unter den Thieren voranging, daß solche Epizootien mit den Epidemien ungemein oft viel Ähnliches haben, darf hierbei nicht übersehen werden. Schon Homer erzählt uns, wie die Pest zuerst im griechischen Lager damit anfing: daß

> Maulthiere und Hunde stürzten dahin,
> Und die rächenden Pfeile trafen zuletzt die Menschen.
>
> Il. IX. 9a.

Die Entzündungskrankheiten spielen bei Thieren und Menschen in ihrem Ursprunge, Fortgange, Ausgange, überhaupt ihrem Wesen nach, eine gleiche Rolle, und die Behandlung ist in der Hauptsache hier und hier gleich. — Die Thierheilkunde ist, im strengen Sinne des Wortes, nicht Zweig der Menschenheilkunde, sondern die Menschenheilkunde ist Zweig der gesammten Thierheilkunde; die Heilkunde der Hausthiere kann indeß recht gut für sich bestehen, sie bedarf der Menschenheilkunde gar nicht. — Die Thierheilkunde (Zooiatrik) umfaßt nicht allein jene Wissenschaften, die ihr unbedingt angehören, als: Zootomie, Physiologie, Pathologie, Therapie, Chirurgie ꝛc., sondern auch die Hülfswissenschaften, als: Zoologie, Botanik, Chemie und Kenntniß der Arzneimittel, nur werden besonders diese letztern Wissenschaften in den Thierarzneischulen größtentheils von Männern gelehrt, die selbst nicht Thierärzte sind, d. h. welche selbst keine richtige Ansicht und Kenntniß von der Thierheilkunde haben, und deshalb aus Liebhaberei für ihr Fach zu weit darin gehen, sie nicht genug der Thierheilkunde anpassend und für Thierärzte bearbeitet, vortragen; deshalb haben auch diese Wissenschaften in den Thierarzneischulen bisher wenig Früchte getragen. Obgleich die Zergliederung des menschlichen Körpers durch die Zergliederung der Thierkörper schon in sehr frühen Zeiten außerordentlich vervollkommnet wurde: so ist doch die Thierheilkunde lange in den Händen der Hirten und Abdecker, die Roßarzneikunde aber in den Händen der Schmiede geblieben, welche die Thierheilkunde überhaupt, hie und da, und fast allenthalben, noch jetzt noch, mit vieler Frechheit ausüben. — Die Griechen gaben der Thierheilkunde, besonders der Pferdeheilkunde, zuerst Form, wovon Homer, Herodot u. m. zeugen. Xenophon führt ebenfalls griechische

Thierärzte, z. B. Simon von Athen ꝛc. an. Der Kaiser Constantinus Porphyrogeneta veranstaltete die Sammlung der Schriften der Vorzeit, welche Bruchstücke vom Apsyrtus, Hierokles u. a. m. enthalten, und welche auf Befehl des Königs Franz I. durch den Arzt Buelius unter dem Titel veterinariae medecinae lib. II. Paris 1530 aus dem Griechischen in's Lateinische übersetzt wurden. Hippokrates beschäftigte sich mit Zergliederungen der Thiere, und der Römer Galen machte von solchen Zergliederungen auf den menschlichen Körper Anwendung. Aristoteles gibt in seiner historia animalium viel Licht über den damaligen Stand der Thierheilkunde, und unter den Römern zeichneten sich übrigens besonders Columella, Varro, Palanus und Vegetius Renatus aus, welche alle schon über Krankheiten der Thiere, in dem Werke de re rustica, Bruchstücke lieferten; wo hingegen Vegez zuerst ein Werk de arte veterinaria s. Mulomedicina lib. IV. schrieb, worin er nicht blos von Maulthieren und Pferden, sondern auch von Rindern handelte. Wissenschaftliche Form erhielt die Thierheilkunde jedoch erst, als Carlo Ruyni im 16. Jahrhundert ein Werk über Zergliederung des Pferdes (anatomia del cavallo, infermità et suoi remedj. Bologna 1598) herausgab, und späterhin beschäftigten sich besonders Stallmeister, z. B. Solleysel, mit der Belehrung über Pferdearzneikunde (Hippiatrik). — Als im Anfange des 18. Jahrhunderts Viehseuchen (die Rinderpest) sich fast über ganz Europa verbreiteten und fürchterliche Verheerungen anrichteten, forderten die Regierungen die berühmtesten Ärzte jener Zeit zur Erforschung und Beseitigung der genannten Seuchen auf. So beschäftigten sich im Jahre 1710—14 Bernhard Ramazzini und Lancisi in Italien, so auch Sauvages in Frankreich, späterhin Camper in Holland ꝛc. damit, und beschrieben sie, ohne ihr sichern Einhalt thun zu können. — Man wurde, durch den angerichteten Schaden, auf die Thierheilkunde überhaupt aufmerksamer, und Cathenius in Berlin war der erste, welcher die Nothwendigkeit der Errichtung der Thierarzneischulen in Vorschlag und zur Öffentlichkeit brachte. Im J. 1747 trat ein Stallmeister in Frankreich, Namens Bourgelat, auf und schrieb ein Werk unter dem Titel: Le nouveau Newcastle, welches keine Übersetzung des größern englischen Werkes gleiches Namens ist, welches aber Grundsätze der Reiterei mit richtigerer Berücksichtigung des Pferdekörpers, als bisher geschehen war, enthält. Eben dieser Bourgelat errichtete im Jahr 1762, nachdem er zuvor (1750) sein Elemens d'hippiatrique geschrieben hatte, eine Thierarzneischule (Ecole véterinaire) zu Lyon und drei Jahre später (1765), unter der vorzüglichen Begünstigung des thätigen Ministers der Finanzen Bertin, eine zu Alfort, zwei Lieues von Paris. Bourgelat wurde nicht nur Director dieser Anstalten, sondern er lehrte und beschrieb auch fast alle Gegenstände der Thierheilkunde wissenschaftlich und mit vielem Erfolge. Er besaß außerordentliche Talente und erhob die Thierheilkunde zu einer besondern, geachteten Wissenschaft. — Zu seiner Zeit lebte Lafosse, der Vater, der zuerst die Errichtung einer Thierarzneischule, bei oder in Paris, vorschlug, und Lafosse der Sohn, beide, besonders letzterer, waren indessen bessere und ausgezeichnetere Thierärzte als Bourgelat, und ihre Schriften sind sehr berühmt. — Jetzt wurden auch die übrigen Regierungen Europas auf solche Anstalten aufmerksam, und so wurden die ersten Schulen dieser Art in Deutschland zu Dresden, späterhin zu Wien und in andern Ländern eingerichtet. Zu ihren künftigen Lehrern und Leitern wurden junge Ärzte, Chirurgen und

Digitized by Google

Apotheker nach Frankreich geschickt, um sich unter Bourgelat, Bredin und Chabert auszubilden, was — leider — nur zu oft glückte, da sie dort entweder das Studium der Menschenheilkunde dem der Thierheilkunde vorzogen, oder diese aus andern Gründen vernachlässigten, und so erhielten die meisten Thierarzneischulen Lehrer, welche das Zutrauen des Publikums zur Thierarzneischule nicht erhalten konnten; weil sie nicht nur schlechte Thierärzte, wozu ihnen mehrentheils nur wenig Gelegenheit geboten ward und jetzt noch weniger geboten wird, — sondern auch schlechte Roßärzte waren. — Daher auch der geringe Nutzen, den die Thierarzneischulen überhaupt gestiftet haben, weil in ihnen am wenigsten Thierärzte für das Land, sondern nur Roßärzte und Kurschmiede für Gestüte, große Städte oder für die Kavallerie gebildet werden konnten; und demnach gibt es der ausgezeichneten Roßärzte nur selten, weil theoretisirende und die Thierheilkunde nach der Menschenheilkunde modelnde Ärzte, praktisch und zugleich kenntnißvolle Roßärzte und Thierärzte zu bilden, nie vermochten. Dies wird man dann erst einsehen und erreichen, wenn man talentvolle junge Leute, die sich der Thierheilkunde mit besonderm Erfolge widmeten, zu Lehrern ausbilden läßt. — Da nur selten ein krankes Rindvieh, oder einige kranke Schafe, oder Schweine in die Thierarzneischulen zur ärztlichen Behandlung gebracht werden: so kann auch über die Krankheiten dieser Thiergattungen hier nicht praktisch und also nur mangelhaft gelehrt werden; — der praktische Unterricht, für die Mehrheit der Zöglinge der wesentlichste, beschränkt sich daselbst also auf die Behandlung der Krankheiten der Pferde, theils auch der Hunde. — Wir besitzen gute Werke über die Thierarzneikunde und einige Zweige derselben sind trefflich bearbeitet; dagegen ist das Ganze der Rind- und Schafviehkrankheiten gegenwärtig nur auf gute Bearbeitung der Seuchen dieser Thiergattungen beschränkt, worin es die Deutschen am weitesten gebracht haben; auch ist nicht zu läugnen, daß hierzu einige Menschenärzte, deren Standpunkt dies mit sich brachte, am mehrsten beitrugen. So finden sich auch gute Schriften über Schweinezucht, Schweine- und Hundekrankheiten. Für die Pferdezucht ist seit Marx Fugger Manches geschehen, doch sind ihre Grundsätze noch nicht erschöpft; über Rindviehzucht findet noch kein Ganzes Statt; die Schafzucht wurde in den neuern Zeiten von den Franzosen, Deutschen und Engländern mit gleichem Eifer betrieben und beschrieben; letztere glänzen besonders in der Zucht unserer Hausthiere. Die deutschen Züchtungsanstalten (z. B. Gestüte) scheinen fast alle nach falschen oder fehlerhaften Grundsätzen geleitet zu werden, denn man gelangt daselbst nicht zur Selbstständigkeit, Selbstzucht und Reinheit, Reinzucht, der darin gezüchteten Thiere. — Eine Übersicht verdienstvoller bereits verstorbener Schriftsteller (außer den genannten) zu geben, deren Schriften aber immer einen reellen Werth behalten, ist hier nicht am unrechten Orte. Adami, Seuchen; Abildgaard, Seuchen und Thierheilkunde; Klein, Thierheilkunde; Brugnone, Pferdezucht; Erxleben, Flandrin, Frank, Gibson, Havemann, Kersting, Thierheilkunde; Gilbert, Schafkrankheiten; Gohier, Thierheilkunde, Seuchen, Chirurgie; Pessina, Zoonomie und Seuchen; Rohlwes, Thierheilkunde — sein Viehartzneibuch; Sander, gerichtliche Thierheilkunde; Tolnay, Thierheilkunde; Vogel, sehr gute Compilation der Thierheilkunde (Zooiatrik) überhaupt; Viborg, Thierheilkunde, Seuchen, Zucht, Chirurgie; Waldinger, Thierheilkunde, Seuchen, Zucht; Will, Seuchen; Wolstein, Chirurg

Digitized by Google

Seuchen, Thierheilkunde, Zucht. Unter den lebenden Schriftstel- über Thierheilkunde zeichnen sich aus: C. W. Ammon, Thierheil- e; G. G. Ammon, Gestütswissenschaft; v. Ampach, gerichtliche Be- airkunde; Bojanus, Seuchen; Busch, Thierheilkunde; Br. Clark Coleman, Hufbeschlagskunde; Dieterichs, Seuchen, Chirurgie; uy, Rotzseuche; Fechner, Thierheilkunde; Gasparin, Schafkrank- en; Girard (der Vater), Zootomie; Gurlt, Zootomie; Húzard Vater), Pferdezucht und Thierheilkunde; Justinus, Züchtungs- idsätze; Kausch, Seuchen; Langenbacher, Hufbeschlagskunde; Nau- n, Pferdewissenschaft; Niemann, Veterinairpolizei und Schafkrankhei- Petri, Schafzucht; Ratzeburg, Zoopharmakologie; Ryss, Thierheil- e, Schafzucht; Schwab, Zootomie, Pferdezucht; Tessier, Schafkrank- en, Zucht; Tennecker, Toggia, Tscheulin, Thierheilkunde und Seu- ; Walz, Seuchen und besonders Schafräude; White, Thierarzneikunde.

Thunberg (Carl Peter), der berühmte schwedische Botaniker, ren in Småland 1743, zeigte schon in früher Jugend für Natur- richte entschiedne Neigung und wurde bald einer der ausgezeichnet- Schüler Linnée's. 1770 ging er nach Frankreich, um sich mehr zubilden, und da sein Freund, der Professor der Botanik, Bur- n, in Amsterdam, eben einige Holländer gewann, auf ihre Ko- den talentvollen Mann nach dem damals fast ganz unbekannten an reisen zu lassen: so begab er sich zuerst nach dem Vorgebirge guten Hoffnung (1772), und nach einem dreijährigen Aufenthalte lbst, nach Japan. Das Mißtrauen der Japaneser setzte seinen nischen Ausflügen zwar viele Hindernisse entgegen; allein er te einen großen Theil derselben dadurch zu beseitigen, daß er sich Vertrauen der Dolmetscher erwarb, sie als geschickter Arzt oft te und übrigens kein Geschenk sparte, keinen Aufwand scheute. dieser war in der That nicht gering; denn er mußte nicht blos ihn begleitenden Dolmetscher, sondern auch die beigegebnen Füh- bezahlen. Mit vielen seltnen Pflanzen bereichert, ging er 1776 Ceylon und von da in's Vaterland, wo er in Upsala Linnée's rstuhl einnahm. Seine Reisen, besonders seine Flora Japanica, auf 300 neue Pflanzenarten enthält, haben ihm für immer einen nen gesichert. Im Nov. 1822 feierte er in Upsala sein 50jähri- Jubiläum als akademischer Lehrer.

*Tibet, (Tibbet oder Thibet) ist der Theil von Asien und r der unabhängigen Tatarei, der zwischen dem 100—120° O. L. 26—35° N. B liegt, und sich von den Quellen des Indus bis China's Grenze und von Indostan bis zur Wüste Kobi hinzieht, daß er gegen 20,000 Q. M. enthält. Die Eingebornen nennen Land Pue oder Puekachim, das nördliche Schneeland, eine Bezeich- g, die auf das kalte Klima desselben schließen läßt, und das wieder seiner hohen Lage bedingt wird, denn in der That ist Tibet wol höchste Gebirgsland Asiens. Hier erhebt sich das Himalaya-Ge- ge mit den höchsten Bergen der Erde, die man schon in einer Ent- nung von 50 Meilen erblicken kann. Der Dhawalageri (der weiße rg) liegt 26,862 Fuß über der Meeresfläche, und so finden sich hrere, die nicht nur dem Chimboraço, dem angeblich höchsten Berge Höhe gleich kommen, sondern ihn weit übertreffen. Von hier ge- alle die Gebirgsketten aus, die sich in die Tatarei, nach China f. w. hinziehn; hier entspringen die bedeutendsten Flüsse Asiens, als Ganges, der Burremputer, der Menang-Kong, der Yang-tse-kiang f. w. Der Reisende, der es zum erstenmale betritt, glaubt ein

Digitized by Google

vom Himmel ganz vergeßnes Land zu finden. Große Felsen und Se
ohne Anschein von Vegetation wechseln mit dürren Ebnen, die ne
Früchte gedeihen lassen. Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen, die
ihnen wachsen, werden an vielen Orten nie reif, sondern nur
Futterkraut erbaut, um, wenn das Vieh keine Weide mehr findet,
nutzt zu werden. Von Zeit zu Zeit tritt regelmäßig Regen ein
dann sprießt ein kleines Gras hervor, dessen Wachsthum aber
dem Ende des Regens aufhört, da die Trockenheit der Luft so
geht, daß es dann ganz weiß wird, und zu Staub mit den Fü
zerrieben werden kann. Indessen nährt es doch große Heerden und
so kräftig, daß die beste Weide ihm darin nachstehn muß. Bei
näherung des Winters wässert der Tibetaner die tiefen Wiesen
großen Eisstücken, um die magere Erdrinde nicht von den dürren
Winden weggeführt zu sehn. Temperatur und Jahreszeit ist in
bet dem Grade und dem Eintritt nach ungemein regelmäßig.
März bis Mai herrscht eine große Abwechslung von Regen,
und Sturm. Junius bis September ist von heftigen Regen
heimgesucht. Alle Ströme füllen sich und ihre Fluthen drohen
galen zu überschwemmen. Vom Oktober bis März ist die Luft
immer klar und hell; selten verdunkelt eine Wolke den Himmel.
Monate lang ist dann ärgre Kälte, als irgendwo in Europa,
besonders im südlichen Theile längs der Bergkette vorwaltet,
Tibet von Assam, Butan und Nepaul, trennt, und zwischen dem
27sten Grade nördl. Br. liegt. Die Einwohner eilen dann in die
fen Thäler oder in die Höhlen der Felsen. Von Phari bis
ein Strich von fast 10 Meilen, ist dann das ganze Land wenig
als eine Wüste, und die Kälte so groß, daß das eingeschlachtete
bis März vollkommen frisch bleibt. — Bei allen diesen Unbilden
Klima's ist doch ein Überfluß von wilden und zahmen Thieren
handen. Besonders gibt es große Heerden Rindvieh von einer
dern Race, dessen Bulle unter dem Namen des Yak der Tataren,
Kuh unter dem von Dhe bekannt und durch eine besonders
Haut und einen Muskel auf den Schultern ausgezeichnet ist, der
Höker bildet. Ein langes, dickes, weiches Haar bekleidet das
Der Schweif ist ebenfalls mit dickem, langem, glänzendem Haar
der Art besetzt, daß man kein Gelenk wahrnimmt und das Ganze
Büschel künstlich angesetzten Haares zu sein scheint. Eine Art
dicker, weicher Wolle deckt die übrigen Theile, doch so, daß an
untern Theilen der Brust u. s. f. ein langes festes Haar bis an
Knie herabreicht. Jene Schweife werden ungemein als Fliegenwe
im ganzen Orient geschätzt. Das Thier ist sehr wild, brüllt sel
und in einem kaum vernehmlichen Grade, lebt aber in den kälte
Theilen des Landes, im Sommer auf den Bergen, im Winter in
Thälern. Es macht den Reichthum der mit ihnen herumziehe
Tataren, die von ihm Nahrung und Kleidung haben und es als
thier brauchen, wozu sich diese Rinder mehr, als zum Ackerbau
nen. Aus ihrem Haare fertigt man Stricke und Decken. Ihre
ist ungemein nahrhaft und wird in Menge erhalten. Auf den
sten Bergen findet man das Moschusthier. Es hat die Größe
mäßigen Schweines, dem es auch im Körper gleicht. Der Kop
klein, der hintere Körper dick und rund. Die Glieder sind
zart und der Schwanz fehlt ganz. Eine besondre Eigenthümli
zeigt indessen das Haar, womit es ungemein reichlich bedeckt ist.
hat wol 2 — 3 Zoll Länge und steht überall empor, mit Ausn

in den Beinen, Ohren, dem Kopfe, wo es kurz bleibt. Bei genauerer Untersuchung gleicht es mehr den Borsten, ist aber doch dünn, biegsam, nicht steif, sondern wellenförmig. An der Wurzel ist es weiß, in der Mitte schwarz, und braun an der Spitze. Der Moschus wird in einem kleinen Beutel oder Auswuchse am Nabel nur beim Männchen gefunden. Die Thiere dürfen nur für Rechnung der Regierung gejagt werden und geben eine bedeutende Einnahme. Die Ziege, welche das Haar zu den berühmten Kaschemirshawls gibt, ist ein nicht weniger kostbarer Gegenstand. Sie gehört zu den schönsten Arten und ist bald schwarz, bald weiß, bald blaßblau gefärbt. Die Hörner stehn gerade. Die zu Shawls verarbeitete Wolle ist zunächst auf der Haut und von einem längern Haare bedeckt. Das Thier scheint dem Lande so eigen anzugehören, daß es nach Indien versetzt, sogleich jenen feinen Überzug verliert und von einem Hautausschlage ergriffen wird. Nach England suchte man sie vergeblich zu bringen. Sie vertragen die Seereise nicht. Wilde Pferde finden sich ebenfalls in Tibet. Sie sind zu flüchtig, um lebendig gefangen und gezähmt werden zu können. Die Schafe mit den breiten Fettschwänzen weiden in großen Heerden und für sie hegt man besondre Sorgfalt. Eine Art mit schwarzem Kopfe und dergleichen Beinen scheint ebenfalls nur hier einheimisch zu sein. Sie sind kleiner, haben weiche Wolle und das schmackhafteste Fleisch. Häufig braucht man sie alle als Lastthiere. Man sieht oft ganze Heerden mit Salz und Korn. Jedes trägt 12—20 Pfund. Selbst ihre Wolle transportiren sie so auf den nächsten Markt. Ihre Felle gewähren treffliche Winterpelze und die der Lämmer einen kostbaren Handelsartikel, besonders die der ungebornen, zu welchem Zwecke die Mutterschaafe oft vor dem Lammen getödtet werden. — So unfruchtbar der Boden ist, so schaffen doch theils diese Dinge, theils der Überfluß an Mineralien allen Bedarf reichlich herbei. Gold findet man in gediegnem Zustand in Menge, als Körner in den Flüssen. Zinnober, Blei, Kupfer, ist in reichhaltigen Minen. Eisen wird aus Mangel an Brennmaterialien wenig zu Tage gefördert. Die letztern fehlen so sehr, daß man nur mit Dünger heizt. Vielleicht finden sich einst Kohlenminen, deren an China's Grenze bereits entdeckt wurden. Tinkal, aus welchem der Borax gezogen wird, findet sich in ungeheurer Menge vor, eben so Steinsalz. Der Handel ist fast ganz Monopol des Herrschers und der nach China geht vornehmlich über die östlich an der Grenze gelegne Stadt Silling oder Sinning. Die Religion ist nach Turner's Vermuthungen eine ausgeartete Tochter des Brahmaismus, die in den südlichen, an Indien grenzenden Gegenden, sich zuerst ausbildete, und welche dadurch auch zuerst der Sitz des Dalai-Lama wurden. Verschieden von der Religion der Hindus sollen sich die Grundzüge dieser doch überall wiederfinden; die Orte, welche die Hindus für heilig halten, Allahabad, Benares, Darschodin, Gaya, Saugor, Dschagaernat, gelten auch den Tibetanern als solche und werden von ihren Pilgrimmen besucht. Inzwischen waltet doch eine Menge besonderer Gebräuche vor. In großen Kapellen sammelt sich das Volk und stimmt beim Schalle lärmender Instrumente von ungeheurer Größe, wie man sie in China und Indien findet — Trompeten, Trommeln, Becken, Pfeifen, Muschelhörner — Gesänge im Chor an. Das Ganze soll einer katholischen Messe ähneln und der Eindruck nicht ohne erstaunliche Wirkung sein. Vom Kastengeiste findet sich in Tibet keine Spur. Die Einwohner essen ohne Bedenken mit jedem Fremden. Das Oberhaupt des Landes und der Religion ist der Dalai-Lama. Er

gilt für den Statthalter Gottes, der alle Segnungen [illegible] theilen und seine ihm unmittelbar von Gott ganz gegebene [illegible] der aller den zahlreichen Unterlamas, Mönchen u. s. f. [illegible] mittheilen kann. Daß hier eine Ähnlichkeit mit der katholischen Hierarchie vorwaltet, scheint nicht abzuleugnen zu sein; allein [illegible] sind alle Nachrichten darüber zu dunkel, zu sparsam, [illegible] und Glauben der Missionarien, von denen wir sie haben, [illegible] werden zu können. Sitten und Lebensart sind in Tibet [illegible] ner niedern Stufe. Die Häuser des Landmanns sind blos [illegible] gehäufte Steinmassen, mit einigen Zwischenräumen für Licht [illegible] Zu den dem Lande eigenthümlichen Krankheiten gehört der [illegible] Gebirgsländern herrschende Kropf. Aus China ist eine Art [illegible] ckerkunst mit unbeweglichen Lettern eingewandert, in welcher [illegible] betbücher gedruckt werden; die Charaktere stammen aus der Sanskritschrift her, man hat auch 12 sogenannte hohe Schulen, die nicht von den Tibetanern, sondern auch von den angrenzenden [illegible] Völkerschaften besucht werden, und auf denen man Philosophie, Astronomie, Medizin und Theologie lehrt; und Turner bemerkte, als er 1783 hier war, daß die Trabanten des Jupiters und der [illegible] Saturnus den Gelehrten nicht unbekannt waren, und die Ärzte [illegible] ten das Quecksilber in der syphilitischen Krankheit anzuwenden, [illegible] gibt es auch öffentliche Zauberschulen, wo Beschwörungen u. s. w. [illegible] lehrt werden. Tibet ist ein großer, China unterworfener, [illegible] staat. Als im Jahr 1720 innre Unruhen entstanden, wurden sie [illegible] den Chinesen benutzt, sich das Übergewicht zu verschaffen. Im Jahr 1793 drangen die Nepaulesen ein. Sie wurden indessen von den Chinesen geschlagen und seitdem gewann ihre Macht noch mehr. [illegible] Chinese ist stets beim Hof des Dalai-Lama in Lassa, der Hauptstadt, und berichtet theils nach, theils empfängt er Weisungen aus Pekin. Ob man bei den mangelhaften Nachrichten aus diesem Lande es [illegible] wie sich auch vorfindet, annehmen darf, daß im südlichen Tibet, Butan ein andrer Lama herrsche, der, wie jener Dalai-Lama, Bogd-Lama genannt werde, wagen wir nicht zu bestimmen.

*Tierney (Georg), ein Mitglied der Gemeinen im Parlament und als Oppositionsredner vorzugsweise bekannt, ward zunächst für die juristische Laufbahn bestimmt. Bald aber trat er von ihr zu der ihn mehr fesselnden Politik und zu finanziellen Speculationen über. Es kostete ihm Anfangs Mühe, im Parlamente eine Stelle zu finden, bis es ihm 1786 gelang, als Abgeordneter des Flecken Southwark einzutreten, nachdem die ungesetzliche Wahl eines andern Bewerbers vor dem Parlament dargethan und dieser verwiesen ward. Sogleich trat er auf die Seite der Opposition und begann mit einer kräftigen Rede über mehre der Berathung des Parlaments anheim gestellte Gegenstände. Im J. 1796 brachte er bereits mit vieler Heftigkeit die seit dem so oft besprochne Parlamentsverbesserung zur Sprache und rügte welche Bestechungen bei den Wahlen Statt finden. Als Pitt im folgenden Frühjahre die Bank ermächtigt wissen wollte, Noten von 1 Schilling in Umlauf zu setzen, und sie ihre Zahlungen einstellte, gesellte sich Tierney zu Fox und mit ihm drang er lebhaft darauf, daß die Bank ihren Zustand offen darlege. Immer einer der eifrigsten Sprecher der Oppositionspartei, vergaß er doch nicht, daß das wahrhaft Nützliche nie Gegenstand des Streites sein dürfe und unterstützte 1798 die die Sicherheit des Staates bezweckende Bill eben so lebhaft, als er einige Zeit darauf eine andre bekämpfte, die die Herausgabe

r Tageblätter von anonymen und unbekannten Männern untersagt
ſen wollte. Von Pitt war er der ſtärkſte Gegner, und einige Bit-
eiten die letzterer in der Parlamentsſitzung äußerte hatten zwiſchen
den ein, indeſſen unblutig ablaufendes Duell zur Folge. Aber in
That bekämpfte er auch faſt jede damals gegen Frankreich veran-
tete Expedition und beſchuldigte die Regierung gerade zu, ſie beab-
tige nur die Wiederherſtellung des bourboniſchen Hauſes, die er
gefährlich hielt. Erſt gegen das Jahr 1801, als Addington Kanz-
wurde, änderte er allmälig dieſe Weiſe ſich auszuzeichnen. Als
ſen Freund ward er bald zum Schatzmeiſter der Marine, einer der
ehnlichſten und einträglichſten Poſten, ernannt. Da aber 1805 Pitt
der das Ruder bekam, war er auch ſogleich wieder in der alten
ufbahn. Durch mancherlei Veränderungen, die im Miniſterium durch
Tod von Pitt und von Fox vorfielen, verlor er Anfangs mehrere
ellen, und ſelbſt Southwarks Einwohner ernannten einen andern
ellvertreter im Hauſe der Gemeinen. Indeſſen trat er als Abge-
neter eines andern Fleckens auf und war nun eben ſo heftiger Geg-
von Caſtlereagh, wie früher von Pitt. Keine Maßregeln deſſel-
n, namentlich der Angriff von Kopenhagen, die Expedition nach
alchern, die Verhältniſſe der Prinzeſſin von Wales, das Verfahren
gen Nordamerika, der ſtarke, nach dem Kriege 1815 fortdauernde
ilitairetat, entgingen ſeinen bitterſten Angriffen. 1817 drohte ſei-
m Leben eine gefährliche Krankheit ein Ende zu machen, allein er
naß, und ob er ſchon ſeitdem ſeltner als Redner auftrat: ſo ver-
ßlte er doch nie, bei jeder wichtigen Gelegenheit, ſeine Stimme ab-
geben und nach Ponſombeys Tode als Haupt der Oppoſition zu er-
einen. Inzwiſchen hat ſein früheres Benehmen, wo er dieſe ver-
ß, ihn doch den allgewaltigen frühern Kredit verlieren laſſen. Es
b eine Zeit, wo man die Kinder häufig, ihm zu Ehren, mit ſeinem
amen taufen ließ. Jetzt iſt dieſe nicht mehr. Doch genießt er noch
mer die Achtung, welche einem ausgezeichneten Kopfe, einem treff-
hen Redner, einem gründlichen Kenner der innern und äußern Ver-
iltniſſe ſeines Vaterlandes nicht entgehen kann. Tierney hat Meh-
s geſchrieben, namentlich über die Lage der oſtindiſchen Compagnie,
as noch jetzt, ob es ſchon 1791—97 erſchien, nicht ganz ohne Werth iſt.

Timokratie, diejenige Staats- oder Regierungsform, wo die
eſetze ein gewiſſes Vermögen beſtimmen, deſſen Beſitzer allein zu den
hſten Staatsämtern fähig ſein ſollen.

Torneå, eine kleine, aber in mehrem Betracht merkwürdige
tadt am nördlichen Winkel des bothniſchen Meerbuſens und Aus-
uſſe der in Lappland entſpringenden Torneaelf unterm 41° 52″ der
nge und 65° 50″ der nördlichen Breite in Finnland gelegen. Die
orneaelf iſt hier ſehr breit und die Stadt ward auf einer Inſel
xrin auf Befehl der Regierung 1620 erbaut. Sie iſt daher ſehr
gelmäßig angelegt, zählt aber nur etwa 700 Einw. Bis 1809 ge-
örte ſie zu Schweden, ſeitdem, als der Thalweg der Torneaelf die
eue Grenze zwiſchen Rußland und Schweden bildete, zu Rußland.
Sie iſt die nördlichſte von Schweden bewohnte Stadt und die Haupt-
iederlage für die rauhen, nördlichern, menſchenarmen Gegenden, da-
er mit Holz, Fiſchen, Rennthieren, Pelletereien, Tabak, geiſtigen
etränken u. dgl. hier ein bedeutender Umſatz gemacht wird. Das
lima iſt im Verhältniß der hohen Lage minder rauh, als zu erwar-
en wäre. Im Junius geht die Sonne nicht unter. 1736 und 1737

Digitized by Google

gilt für den Statthalter Gottes, der alle Segnungen [illegible]
theilen und seine ihm unmittelbar von Gott ganz gegebne [illegible]
der aller den zahlreichen Unterlamas, Mönchen u. s. f. [illegible]
mittheilen kann. Daß hier eine Ähnlichkeit mit der [illegible]
risei vorwaltet, scheint nicht abzuleugnen zu sein; [illegible]
sind alle Nachrichten darüber zu dunkel, zu spar[illegible]
und Glauben der Missionarien, von denen wir [illegible]
werden zu können. Sitten und Lebensart sind [illegible]
ner niedern Stufe. Die Häuser des Landme[illegible]
gehäufte Steinmassen, mit einigen Zwischen[illegible]
Zu den dem Lande eigenthümlichen Krank[illegible]
Gebirgsländern herrschende Kropf. Aus [illegible]
ckerkunst mit unbeweglichen Lettern ein[illegible]
betbücher gedruckt werden; die Chara[illegible]
schrift her, man hat auch 12 sogena[illegible]
von den Tibetanern, sondern auch [illegible]
Völkerschaften besucht werden, und [illegible]
nomie, Medizin und Theologie [illegible]
1783 hier war, daß die Trabe[illegible]
Saturnus den Gelehrten nicht [illegible]
ten das Quecksilber in der sy[illegible]
gibt es auch öffentliche Zaub[illegible]
lehrt werden. Tibet ist ei[illegible]
staat. Als im Jahr 1720 [illegible]
den Chinesen benutzt, sich [illegible]
1793 drangen die Nepa[illegible]
nesen geschlagen und [illegible]
Chinese ist stets beim [illegible]
und berichtet theils [illegible]
Ob man bei den me[illegible] Geschütze drohten [illegible]
wie sich auch vorsi[illegible] 107 Schanzen [illegible]
tan ein andrer [illegible] von 28,000 M. besetzt [illegible]
Lama genannt w[illegible] [illegible]antarem gegenüber genommen [illegible]

*Tierney [illegible] [illegible]iederholte sich das Schauspiel von [illegible]
und als Oppe[illegible] bei Nürnberg 1632. Aber wie diesen [illegible]
die juristische [illegible] [illegible]chigte, so mußte auch Massena seinen [illegible]
ihn mehr fe[illegible] [illegible]ufgeben und nach einer Rast von mehreren [illegible]
Es kostete [illegible] blutige Vorpostengefecht statt gefunden [illegible]
bis es ihr[illegible] [illegible]ärz 1811 in dem Augenblicke den Rückzug an, [illegible]
einzutrete[illegible] neuen Kräften aus England verstärkt, den [illegible]
vor den [illegible] selbst angreifen wollte. Die Linien von Torres [illegible]
trat er [illegible] [illegible]ssabon gerettet, ein treffliches Heer des Feindes [illegible]
Rede[illegible] [illegible] Wellingtons, die nun begann, freien Spielraum
genst[illegible] [illegible] Entwickelung gegeben.

dem [illegible]montana (la) bei den Italienern: 1) der Nordwind,
wel[illegible] [illegible] die Alpen zu ihnen kommt; 2) aus ähnlichem Grunde
ge[illegible] [illegible] oder Polarstern (stella tramontana). Diese zweite [illegible]
[illegible] des Worts hat im Italienischen eine sprichwörtliche, aus der
[illegible] der Schiffer (denen bekanntlich der Nordstern zum Richtpunkt
[illegible] [illegible]genommene Redensart (perder la tramontana) veranlaßt
[illegible] von den Franzosen (perdre la tramontane) und selbst
[illegible] Deutschen (die Tramontane verlieren, d. h. aus dem Concept
[illegible] Fassung kommen) angenommen worden ist, obgleich für die

…esseits des Gebirges der eigentliche ursprüngliche Sinn des …lich verloren geht.

…a, oder eigentlich Tripolitea, wurde bisher gewöhn… …tstadt von Morea betrachtet, weil sich daselbst bis …er jetzigen Insurrection der Griechen der Sitz des …er Halbinsel befand. Seitdem aber der Pelo… …h abgeschüttelt, hat dieser Ort mit den Städ… …natta und Epidauros die Ehre theilen müs… …dem es die Umstände geboten, der neu …ung von Griechenland zum Aufenthalte …griechischen Befreiungskrieges selbst …blutige und grauenvolle Stelle ein. …roni im August 1821 belagert, …ern (türkischer Religion) be… …Muthe bis zum October …unablässige Stürme der …dt auf's Höchste, und …mit dem griechischen …ten Styls) erboten …Effecten, das …gen dieses Ta… …anzen Tag dauerte …e Rasenden, und selbst …chischen Unter-Feldhaupt… …übergeben hatten und Ko… …rdend und alles niederstürzend …n sie sich noch in den Gassen und …e von allen Seiten angelegten Flam… …eine Beute der Säbel ihrer mitleids… …bst aber fast gänzlich eine rauchende Ruine …000 Türken jedes Alters und Geschlechts ver… …reckenstage ihr Leben (auch die 3000 Albaneser …uf unsern der Stadt, die sie verrathen hatten, weil …mit den Griechen geschlossene Capitulation brachen, von …im wilden Handgemenge niedergehauen); aber die Frei… …e einen Sieg erfochten, und die reichen Vorräthe an Waffen, …ion u. dgl., welche den bis dahin an diesen Sachen großen …ngel leidenden Griechen in die Hände fielen, verliehen diesen die …raft, den Feldzug im Peloponnes siegreich zu vollenden, so daß seit… …em diese Halbinsel, einige Küstenfestungen abgerechnet und nach glück… …cher Zurückschlagung der im folgenden Jahre (1822) durch Churschid… …Pascha bewirkten kurzen Invasion der Türken, von dem Joche der …staten frei ist und als Haupt-, Halt- und Mittelpunkt des sich neu …estaltenden freien Hellas dermalen betrachtet werden kann. Tripoli… …a, zu dem ein kleiner Landcanton gehört, liegt übrigens in einer …eiten, wellenförmigen Ebene und ist aus den Trümmern der alten …Städte Megalopolis, Tegea, Mantinea und Pallantium, die in ei… …iger Entfernung davon standen, gebaut. Die Stadt hat Mauern …nd Bastionen, gepflasterte Straßen und zählte vor den erwähnten …riegsvorfällen gegen 12,000 Einwohner, die einen ziemlich lebhaften …Handel mit Landesproducten trieben. Die Gegend umher entspricht, …roß aller Verheerungen der Jahrhunderte, wie Reisende versichern, …urch ihre Schönheit und natürliche Fruchtbarkeit noch immer den …Schilderungen, welche die Alten einst von den reichen und blühenden

Digitized by Google

ward Tornea von mehrern französischen Gelehrten besucht, um mit dem schwedischen Astronomen Celsius mehrere Beobachtungen über die Gestalt der Erde anzustellen. So entfernt diese Stadt auch ist, den Stürmen des Krieges im 18ten und 19ten Jahrh. entging sie doch nicht. Sie ward 1715 und 1809 von den Russen erobert und, wie schon gesagt, mit dem ganzen östlichen Finnland an diese abgetreten, so daß sie nun zur Grenzstadt geworden ist, statt, wie sonst, in der Mitte von Finnland zu liegen.

Torres Vedras (Flecken und Linien von). Torres Vedras war sonst eine Festung, jetzt ist es ein Flecken mit 600 Häusern, 6 Meilen von Lissabon, an der Hauptstraße gelegen, die dahin von Coimbra herabführt, und dadurch wurde es 1810 so berühmt. Von hier aus erstreckt sich nämlich bis an den Tejo eine Linie von theils künstlich angelegten, theils natürlich vorgefundenen festen Punkten, in und auf welchen Wellington das mit Übermacht auf ihn herabdrängende französische 70,000 Mann starke Heer unter Massena erwartete, und die unter dem Namen der Linien von Torres Vedras so berühmt geworden sind. Die Böschungen der Berge, welche hier mit dem Meere fast parallel bis Lissabon fortlaufen, wurden senkrecht gemacht, der Tizandra, der aus ihnen dem Ocean zufließt; ein anderer Fluß, der sich hinter Alhandra in den Tejo einmündet, gedämmt, um das vorwärtsliegende Land zu überschwemmen; und so hatte sich Wellington ein festes Lager gebildet, das erst genommen werden mußte, ehe der Weg nach Lissabon offen war; wo ihm das Meer und der Tejo stets die Zufuhr und den sichern Rückzug sicherten, indessen der jenseit desselben stehende Feind mit dem größten Mangel kämpfte, der bei dem im Rücken überall erregten Aufstande des Landvolks, der gänzlichen Vernichtung aller Mühlen, aller Brunnen und Lebensmittel, alle Tage furchtbar zunahm und mehr Menschen vernichtete, als die blutigste Feldschlacht. Nicht weniger als 444 Geschütze drohten auf den Höhen dieser Werke Tod und Verderben. 107 Schanzen vereinten die einzelnen Terrainabschnitte, die von 28,000 M. besetzt waren. Die Stellung, die Massena bei Santarem gegenüber genommen hatte, war nicht weniger fest. Es wiederholte sich das Schauspiel von Wallenstein und Gustav Adolph bei Nürnberg 1632. Aber wie diesen der Hunger aufzubrechen nöthigte, so mußte auch Massena seinen Plan aus diesem Grunde aufgeben und nach einer Rast von mehreren Monaten, wo manches blutige Vorpostengefecht statt gefunden hatte, trat er am 4. März 1811 in dem Augenblicke den Rückzug an, wo Wellington, mit neuen Kräften aus England verstärkt, den entkräfteten Feind nun selbst angreifen wollte. Die Linien von Torres Vedras hatten Lissabon gerettet, ein treffliches Heer des Feindes vernichtet, der Offensive Wellingtons, die nun begann, freien Spielraum und Zeit zur Entwickelung gegeben.

*Tramontana (la) bei den Italienern: 1) der Nordwind, weil er über die Alpen zu ihnen kommt; 2) aus ähnlichem Grunde der Nord- oder Polarstern (stella tramontana). Diese zweite Bedeutung des Worts hat im Italienischen eine sprichwörtliche, aus der Sprache der Schiffer (denen bekanntlich der Nordstern zum Richtpunkte dient) hergenommene Redensart (perder la tramontana) veranlaßt, welche auch von den Franzosen (perdre la tramontane) und selbst von den Deutschen (die Tramontane verlieren, d. h. aus dem Concept, aus der Fassung kommen) angenommen worden ist, obgleich für die

Digitized by Google

länder diesseits des Gebirges der eigentliche ursprüngliche Sinn des Worts gänzlich verloren geht.

Tripolitza, oder eigentlich Tripolitea, wurde bisher gewöhnlich als die Hauptstadt von Morea betrachtet, weil sich daselbst bis zu dem Ausbruche der jetzigen Insurrection der Griechen der Sitz des ersten Sandschakates der Halbinsel befand. Seitdem aber der Peloponnes das türkische Joch abgeschüttelt, hat dieser Ort mit den Städten Argos, Korinth, Kalamatta und Epidauros die Ehre theilen müssen, wechselsweise, und nachdem es die Umstände geboten, der neu errichteten provisorischen Regierung von Griechenland zum Aufenthalte zu dienen. In der Geschichte des griechischen Befreiungskrieges selbst nimmt Tripolitza übrigens eine sehr blutige und grauenvolle Stelle ein. Von dem griechischen Anführer Kolokotroni im August 1821 belagert, wehrte sich die aus Türken und Albanesern (türkischer Religion) bestehende Besatzung mit verzweiflungsvollem Muthe bis zum October desselben Jahres. Krankheiten, Hunger und unablässige Stürme der Belagerer brachten endlich die Noth in der Stadt auf's Höchste, und die 3000 Mann Albaneser ließen sich im Geheim mit dem griechischen Führer in Unterhandlungen ein. Am 5ten Oct. (alten Styls) erboten sie sich, gegen freien Abzug und Hinterlassung ihrer Effecten, das ihnen anvertraute Stadtviertel zu übergeben. Am Morgen dieses Tages begannen die Griechen einen Hauptsturm; den ganzen Tag dauerte der Kampf, denn die Türken wehrten sich wie die Rasenden, und selbst als die Albaneser schon ihr Thor an den griechischen Unter-Feldhauptmann Kephalos nach einigem Widerstande übergeben hatten und Kolokotroni nun mit 2000 Mainotten mordend und alles niederstürzend in die Stadt drang, da vertheidigten sie sich noch in den Gassen und in den Häusern so lange, bis die von allen Seiten angelegten Flammen sie vertrieben, und sie so eine Beute der Säbel ihrer mitleidslosen Sieger, die Stadt selbst aber fast gänzlich eine rauchende Ruine wurden. Mehr als 6000 Türken jedes Alters und Geschlechts verloren an diesem Schreckenstage ihr Leben (auch die 3000 Albaneser wurden bald darauf unfern der Stadt, die sie verrathen hatten, weil sie selbst ihre mit den Griechen geschlossene Capitulation brachen, von den letztern im wilden Handgemenge niedergehauen); aber die Freiheit hatte einen Sieg erfochten, und die reichen Vorräthe an Waffen, Munition u. dgl., welche den bis dahin an diesen Sachen großen Mangel leidenden Griechen in die Hände fielen, verliehen diesen die Kraft, den Feldzug im Peloponnes siegreich zu vollenden, so daß seitdem diese Halbinsel, einige Küstenfestungen abgerechnet und nach glücklicher Zurückschlagung der im folgenden Jahre (1822) durch Churschid-Pascha bewirkten kurzen Invasion der Türken, von dem Joche der Asiaten frei ist und als Haupt-, Halt- und Mittelpunkt des sich neu gestaltenden freien Hellas dermalen betrachtet werden kann. Tripolitea, zu dem ein kleiner Landcanton gehört, liegt übrigens in einer weiten, wellenförmigen Ebene und ist aus den Trümmern der alten Städte Megalopolis, Tegea, Mantinea und Pallantium, die in einiger Entfernung davon standen, gebaut. Die Stadt hat Mauern und Bastionen, gepflasterte Straßen und zählte vor den erwähnten Kriegsvorfällen gegen 12,000 Einwohner, die einen ziemlich lebhaften Handel mit Landesproducten trieben. Die Gegend umher entspricht, trotz aller Verheerungen der Jahrhunderte, wie Reisende versichern, durch ihre Schönheit und natürliche Fruchtbarkeit noch immer den Schilderungen, welche die Alten einst von den reichen und blühenden

Digitized by Google

Thälern Arkadiens (in dessen Mitte Tripolitza mit seinen Ruinen liegt) machten.

Tschesme oder Dschesme, ein unbedeutender Ort an der Küste Kleinasiens, der Insel Scios gegenüber, und nur merkwürdig wegen der dabei vorgefallenen großen Seeschlacht, in welcher die Russen unter Orloff und Spiridoff, in Gemeinschaft mit den Engländern unter Elphinstone und Greigh, in der Nacht vom 5ten auf den 6ten Jul. 1770 die ganze türkische Flotte verbrannten, welche sich zweckwidrigerweise nach dem Tage zuvor statt gehabten Gefechte (in welchem die beiderseitigen Admiralschiffe in die Luft geflogen waren) in die enge und seichte Bucht von Tschesme zurückgezogen hatte. Das Gelingen des großen Unternehmens verdankte man besonders der Kühnheit des englischen Schiffslieutenants Dugdale, der seine Brander selbst zwischen die feindliche Flotte führte, einen derselben mit eigner Hand an einem türkischen Schiffe befestigte und nach vollbrachter That, mit den Händen und im Gesicht verbrannt, sich schwimmend rettete. — Zum Gedächtniß der Schlacht erbaute Catharina II. in Petersburg einen Palast und nannte ihn Tschesme.

*Türkis, ein kostbarer Stein, welcher vorzüglich in Persien gefunden wird, wird, der gewöhnlichen Meinung nach, zu den versteinerten Fischzähnen gerechnet. Neuern Untersuchungen zufolge gibt es aber zwei verschiedene Arten von Türkisen, wovon die eine zu den fossilen Knochen, die andere zu den wahren Steinen zu gehören scheint. Hauy nennt erstere Türkise von neuem Gestein (Turquoises de la nouvelle roche), letztere Türkise von altem Gestein (de la vieille roche). Beide Arten sind von himmelblauer, etwas zum Grünen sich hinneigender Farbe. Man kann künstlichen Türkis verfertigen, wenn man calcinirtes Elfenbein in eine mit Hirschhorngeist gemachte Kupferauflösung legt und es in einer gelinden Wärme stehen läßt. Das beste Mittel, ihn von dem echten zu unterscheiden, ist, daß man ihn mit einem Federmesser schabt. Die natürlichen Türkise geben dann einen feinen Staub, die nachgeahmten aber kleine Späne. Den Namen Türkis haben wir wahrscheinlich von dem italienischen Turchese, Turchina (von turchino, himmelblau) angenommen, indem die Italiener, durch ihren frühern ausschließlichen Levantehandel veranlaßt, die ersten Türkise nach Europa werden gebracht haben.

*Turnkunst. Die alte Gymnastik (s. d. Art. Bd. 4.) kehrt in den neuern Zeiten wieder, wie bei den Griechen, wenigstens an einigen Orten, in den Kreis des Unterrichts zurück. Man sah ein, wie wahr es sei, daß nur im gesunden, kräftigen Körper eine gesunde, kräftige Seelenkraft vorwalten könne. Basedow gab dazu in seinem dessauer Philanthropin, 1776 ungefähr, die erste Anregung, und mit Salzmann wanderte sie nach Gotha, oder vielmehr dem dieser Stadt nahen Schnepfenthal, wo sie, vornehmlich durch GutsMuths, systematisch, rein für körperliche Ausbildung bestimmt und daher auf Laufen, Klettern, Schwimmen u. dergl. beschränkt war. Nach Schnepfenthals Beispiel fand sie auch, in gleichem Sinne, in mehren andern Privat-Erziehungsanstalten Eingang, ohne daß sie aber darum nur von weitem zu dem Rufe gekommen wäre, den sie bei den Alten hatte. Dies sollte erst, jedoch unter einem andern Namen und in anderer Hinsicht, für eine kurze Zeit von 1810 an sein. Der D. Jahn, welcher in Berlin für Belebung vaterländischen, deutschen Sinnes im vorigen Jahrzehend auf alle Art zu wirken und so den Augenblick zu beschleunigen suchte, wo durch das gestiegene Gefühl der Volkskraft

Digitized by Google

ie französische Herrschaft gestürzt werden möchte, der aber auch über-eugt war, daß so ein Nationalgefühl mehr in der empfänglichen Jugend, als in dem abgestumpften, verwöhnten ältern Geschlecht zu rzielen sei, legte, nachdem er sich über seinen Plan bei den Bürgern Berlins und den Behörden hinreichend ausgesprochen hatte, in der Hasenheide im Frühjahr 1810 einen Turnplatz an. Die gymnastischen Übungen sollten nun nämlich auf ihm zu Turnübungen werden, inso-ern das Wort Turn altdeutschen Ursprungs ist, und sich drehen, venden, schwenken, bewegen bedeutet. Auf diesem Turnplatze fanden nun eine Menge Vorrichtungen und Werkzeuge statt, Springel, Beu-el, Schnuren, Springstangen, Schwingel, Schwebebaum, Taue, Kletterstangen, Schwimmgürtel u. s. f., und sie alle waren zu den nannichfachen Turnübungen selbst benutzt, die hier getrieben wurden: Schwimmen, Gehen und Laufen, Springen, Klettern, Schwingen, Klimmen, Steigen u. v. a. Besonders fanden eine Menge Übungen tatt, die die Ausbildung tüchtiger Krieger zum Zweck hatten. Und iberdies unterließ Jahn nicht, durch seine Gesetze, seine mündlichen Bemerkungen durch Witz und Scherz und Spott das Gefühl der Rache gegen den eingedrungenen Feind, die Liebe zum Vaterland, auf alle Art rege zu machen. Als 1812 die große Katastrophe er-olgte, Napoleons Heer vernichtete, als 1813 ganz Preußen zu den Waffen gerufen wurde, da waren die Jünglinge, die unter seiner Anleitung geturnt hatten, gewiß nicht die schlechtesten Krieger. Nach Beendigung des Krieges 1815 begannen die Turnübungen, von er Regierung unmittelbar begünstigt, nicht allein in Berlin, wo Jahn als öffentlicher Lehrer mit 800 Thlr. Gehalt angestellt war, ondern selbst auf fast allen andern Universitäten und Schulen. Al-ein nicht lange dauerte es, und es ließen sich eine Menge feindseli-ger Stimmen dagegen hören. Man machte auf das Gefährliche vie-er solcher Übungen aufmerksam, man wollte von Arm- und Bein-rüchen wissen, die auf den Turnplätzen vorgefallen wären, beson-ders aber sprach man hier und da laut über die moralische Rohheit, Anmaßung und Verwilderung, welche die Turner bei jeder Gelegen-heit zeigten. In Betreff des erstern Vorwurfs wird niemand in Ab-rede sein, daß ein Schade zugefügt werden kann, obschon das Tur-nen gewiß nicht so viel Schaden thut, als das Tanzen, und was as zweite anbetrifft, so lag es mehr in der neuen Richtung des Zeitalters, wo die Jünglinge, um den Haß gegen die gebildeten Franzosen an den Tag zu legen, sich in Grobheit auszuzeichnen such-en. Jahns Persönlichkeit selbst hatte, da er Lehrer war und in olchen Extremen selbst sich auszeichnete, einen um so merklichern Einfluß, je mehr ihn bis jetzt die Regierung geehrt und ganz Preu-en geachtet hatte. Indessen die Stimmen eines Kotzebue, eines Wadzeks u. s. f. tönten immer lauter dagegen, und so ward fast in em Augenblicke, wo Jahn 1817 200 Thaler Zulage erhielt, um en königlichen Cadetten Unterricht im Turnen zu ertheilen, dem Obermedicinalrath Könen die Weisung gegeben, über das ganze Turnwesen ein ärztliches Gutachten zu erlassen, das unter dem Ti-el Turnen und Leben erschien und für das letztere aus dem erstern ie besten Früchte ableitete. Weil aber freilich die zweite, viel chwierigere Frage, in wiefern Sittlichkeit und Schicklichkeit dabei ewinne, von ihm nicht berücksichtigt war, so trug die Schrift zur Beschwichtigung der Gemüther um so weniger bei, je mehr auf ehren Universitäten Erscheinungen obgewaltet hatten, z. B. die

Wartburgsfeier, welche mit dem Turnwesen selbst insofern in Verbindung zu stehen schienen, als Jahns Feinde behaupteten, alle seine Turngesetze, alle seine Vorträge, seine Bemerkungen gingen darauf hinaus, die Ordnung im Staate zu stören, die Monarchie herabzusetzen, die Einheit des deutschen Landes zu befördern u. s. f. Bereits 1818 erließ daher das Ministerium des Cultus in Berlin an alle Unterbehörden im Lande ein Rescript, das ihnen die Pflicht auflegte, über die bei ihnen eingerichteten Turnanstalten, den Einfluß, den sie hätten, den Geist der Feste, die sie feierten, die Lieder, die dabei gesungen würden, zu berichten und ihr Gutachten beizufügen. Schon hieraus ließ sich ahnen, daß das neue Institut bald ein Ende finden würde, und in der That wurden 1819 alle Turnplätze in der preußischen Monarchie geschlossen, nachdem die demagogischen Umtriebe, welchen man auf die Spur gekommen war, mit diesem Unterrichte in dem genauesten Zusammenhange stehen sollten. D. Jahn selbst, ihr Gründer, ward festgenommen und erst nach Spandau, dann nach Küstrin und späterhin in die berliner Stadtvogtei gebracht. Nachdem eine besondere Commission in der Hauptsache seine Unschuld anerkannte, wenigstens keine Ursache zur Festhaltung fand, wurde ihm Colberg als Aufenthaltsort angewiesen. So hat das Turnwesen in noch nicht zehn Jahren gekeimt, geblüht, Früchte getragen und ist dahin verblüht. Zu wünschen aber wäre es, daß es nicht durch die rauhe Außenseite Jahns, durch die zum Theil gauklermäßigen Kunststücke und das gleich damit vereinte pedantische Wesen, ja selbst durch Gesetze, die böse zu deuten, als gemeint waren (sonst hätte sie ja Jahn nicht drucken lassen), in so übeln Ruf gekommen sein möchten. Das Turnziel, wovon so viel geschwatzt wurde, damit desto weniger in desto kürzerer Zeit geschehen konnte, wäre ohne diese Auswüchse besser erreicht, der Körper ausgebildet, der Geist der alten Griechen, selbst der alten Deutschen, welche letztere für körperliche Bewegungen eben so vielen Sinn hatten, wieder erweckt worden, während nun Jahre hingehen, bevor das verhaßt, lächerlich, bedenklich gemachte Turnwesen wieder Eingang und Begünstigung von Seiten des Staates finden wird! Eine noch vom Staate geförderte scheint die von Amoros in Paris geleitete Turnanstalt zu sein, welche wöchentlich zweimal von der königlichen Garde besucht wird. (Man vergl. den Art. Jahn.)

U.

Ungarn, eins der interessantesten und doch beinahe am wenigsten bekannten Länder Europa's. Jetzt ist es der Sitz der Magyaren, wie sie sich selbst nennen, oder Ungarn, wie sie zuerst von ihren slavischen Nachbarn im heutigen Rußland benannt wurden, eines kräftigen kaukasischen Völkerstammes, welcher bald nach dem Untergange des chazarischen Reiches, dessen Bestandtheil er gebildet hatte, gedrängt von den Bulgaren und Petschenegen, und genöthigt, seine bisherigen Wohnungen in der Unter-Ukraine und Moldau zu verlassen, Pannoniens gesegnete Fluren aufsuchte, die er im J. 893 als Hülfscorps des fränkischen Königs Arnulph wider den Fürsten von Großmähren, Swatopolk, wohl kennen gelernt haben mochte. Die Magyaren, ungefähr 1,000,000 Seelen an der Zahl, in 7 Stämme,

Großm. Magyaren.

deren Oberhäupter in einem föderativen Verhältnisse zu einander stan-
den, und 108 Geschlechter getheilt, an welche sich auf ihrem Zuge
noch Russen und Cumanen angeschlossen hatten, kamen unter Anfüh-
rung ihres Herzogs Almus im J. 894 nach Ungarn, das sie dann
unter Arpad, Almus Sohne, nach Besiegung und theilweisen Unter-
jochung der hier ansässigen Bulgaren, Slaven, Wlachen, Mähren,
Deutschen, Italiener, Kroaten, Seckler und Dalmaten bis zum
J. 900 sich gänzlich unterwarfen. Die eroberten Ländereien wurden
anfangs blos unter die Stammhäupter vertheilt; bald aber ward
dem Herzoge das Recht eingeräumt, tapfere Kriegsthaten, ohne An-
sehen der Person, mit Verleihung solcher Besitzthümer zu belohnen.
Nun unternahmen die Magyaren, doch großentheils von fremden Für-
sten zu Hülfe gerufen, Streif- und Raubzüge in benachbarte Länder,
auf denen sie nördlich bis Hamburg und Bremen, westlich bis in die
Provence, südlich bis Otranto und östlich bis Constantinopel vordran-
gen, aber auch häufig, besonders in Deutschland von den Kaisern
Heinrich und Otto, mit empfindlichem Verluste zurückgewiesen wur-
den. Allmählig lernten sie von den bezwungenen Slaven und Deut-
schen und den auf ihren Streifzügen gemachten Kriegsgefangenen die
Künste des Friedens, Ackerbau und Handwerke. Schon Herzog Tak-
ony bewies durch die Ansiedelung der Handel treibenden Ismaeliten
in der Gegend des heutigen Pesth, daß er die Nothwendigkeit einge-
sehen habe, seine Macht auf andern Wegen, als durch beständige
Kriege, zu vergrößern; noch mehr aber lockten Geysa's Gastfreund-
schaft und der christlichen Sarolta, seiner Gemahlin, Religionseifer,
Fremde aus den verschiedensten Reichen und Ständen nach Ungarn.
Der Einführung des Christenthums durch die Bischöfe Pellegrin von
Passau und Adelbert aus Prag widersetzten sich die Ungarn auf das
hartnäckigste, und Geysa mußte dessen weitere Verbreitung seinem
Sohne Stephan überlassen, der sie mit Hülfe lateinischer Mönche
und deutscher Ritter endlich durchsetzte. Für seine Verdienste um die
Ausrottung der Heiden erhielt Stephan vom Papste Sylvester II.
eine Krone, wovon ein Theil auch jetzt noch an der Sacra Regni
Hungariae corona übrig ist, nebst einem patriarchalischen Kreuze
und dem Titel eines apostolischen Königs. So stiftete Stephan im
Jahre 1000 das Königthum, das er, nach den Begriffen jener Zeit,
durch die Macht der Hierarchie und Aristokratie zu befestigen suchte.
Er errichtete 10 reichlich dotirte Bisthümer und theilte das ganze
Reich in 72 Comitate (Gespanschaften) ein, in denen eben so viele,
dem Könige allein verantwortliche Obergespane die vollständigste Mi-
litair- und Civilgewalt ausübten. Diese Obergespane und die Bi-
schöfe bildeten zugleich den Reichssenat, mit dessen Zustimmung Kö-
nig Stephan seinem Volke eine Verfassung gab, deren Hauptzüge
sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Der Mangel einer
gehörig festgestellten Thronfolge und die dadurch herbeigeführte Ein-
mischung benachbarter Fürsten und der römischen Curie in Ungarns
innere Angelegenheiten, der tödtliche Haß der Magyaren gegen die
dem König Peter, Stephans Nachfolger, zu sehr begünstigten Aus-
länder, der fortwährende geheime Kampf des Heidenthumes mit dem
Christenthume, vorzüglich aber die Anmaßungen der Geistlichkeit und
des Adels, verhinderten noch lange nach Stephans Tode des Staa-
tes Aufblühen und die Entwickelung seiner Kräfte. Gleich Meteoren
leuchten Ladislaus des Heiligen Religiosität und Tapferkeit, so wie
Kolomanns Energie und Klugheit aus dem Dunkel jener Zeiten her-

Digitized by Google

vor; beide Herrscher erweiterten des Reiches Grenzen, jener durch Croatiens und Slavoniens (1089), dieser durch Dalmatiens (1102) Eroberung. Beide behaupteten mit seltener Festigkeit die Würde der ungarischen Krone und die Selbstständigkeit der Nation gegen alle äußere Angriffe; beide stellten durch treffliche Gesetze und deren weise Handhabung im Innern Ordnung und Ruhe wieder her. Wie die Einführung deutscher Colonisten aus Flandern und dem Elsaß nach Zipsen und Siebenbürgen durch Geysa II. (1143) für diese Gegenden insbesondere, so blieb auch die längere Verbindung Ungarns mit Byzanz unter Bela III., der daselbst erzogen war, für des Landes Cultur im Allgemeinen nicht ohne Folgen. Die Magyaren, die bis dahin den größten Theil des Jahres unter Zelten zugebracht hatten, gewöhnten sich immer mehr an städtisches Zusammenleben und bürgerliche Einrichtungen; mehrere Hofämter und eine Reichskanzlei wurden nach dem Muster des griechischen Hofes errichtet. Von der andern Seite trat Ungarn durch die zweite Heirath Bela's (1186) mit Frankreich in Berührung; Margaretha, Schwester des Königs Heinrich von Frankreich und Wittwe des Königs Heinrich von England, brachte französische Eleganz an den ungarischen Hof, und um diese Zeit findet sich die erste historische Spur von Reisen studirender Ungarn nach Paris. Aber bald trübte sich der Horizont wieder, der kaum sich aufzuklären begonnen hatte. Der begüterte Adel und die Geistlichkeit benutzten Andreas II. Schwäche, um ihren Einfluß, ihre Macht zu vermehren, und jener erzwang im J. 1222 die Bestätigung und Erweiterung seiner Vorrechte durch die goldene Bulle, diese im J. 1233 ein günstiges Concordat. Bela's IV. in wohlthätiger Absicht unternommene Reformen wurden durch den Einfall der Mongolen (1241) unterbrochen, das Reich selbst aber gerieth in den kläglichsten Zustand. Nach dem Abzuge jener wilden Horden war Bela nur darauf bedacht, die Wunden seines Landes zu heilen; er brachte wieder deutsche Ansiedler in das entvölkerte Ungarn, und hob den Bürgerstand, indem er die Anzahl der königlichen Freistädte vermehrte. Doch gab er selbst dadurch, daß er seinen Sohn Stephan als Mitregenten krönen ließ, zu manchen Irrungen zwischen Vater und Sohn Veranlassung, wodurch das königliche Ansehen erschüttert und somit des Staates Verfall beschleunigt wurde. Mit dem Tode Andreas III. (1301) erlosch die männliche Linie des arpadischen Stammes. Unter den Regenten aus dem Hause Anjou erreichte Ungarn den höchsten Gipfel seiner Macht. Zwar sahen auch sie noch in den Prälaten und Baronen die Stützen ihres Thrones; indessen wußten sie die denselben gestatteten Vorzüge durch andere Verpflichtungen, wohin auch die Unterhaltung von Banderien (Heerbannern) gehört, aufzuwiegen. Carl I. verbesserte das Münzwesen, schuf ein neues Abgabensystem, das sich auch auf die Bauern des Adels und der Geistlichkeit erstreckte, und leitete, statt der üblichen Gottesurtheile, ein ordentliches gerichtliches Verfahren nach französisch-italienischer Sitte ein. Ludwig I. fügte zu seinen Reichen Polen, Rothrußland, die Moldau und einen Theil von Servien hinzu; seine Reisen und Feldzüge machten die Nation mit auswärtiger Cultur bekannt; er gründete (1367) eine hohe Schule zu Fünfkirchen und befreite den Handel von übermäßigen Zöllen und dem Schachergeiste der Juden, die er aus dem Lande vertrieb. Siegmunds Regierung ist durch seine Streitigkeiten mit den Oligarchen, die ihn selbst einige Monate lang gefangen hielten, durch den Einbruch der Türken in Ungarn (1391),

Digitized by Google

nd durch die Hussitenkriege ausgezeichnet. Obschon als römischer Kaiser mit den Angelegenheiten Deutschlands und der catholischen Kirche vielfältig beschäftigt, führte er doch Gleichheit der Maße und Gewichte und das erste Militair-Reglement in Ungarn ein, erhob ie königlichen Freistädte zur Reichsstandschaft (1405), und errichtete ine Akademie zu Ofen. Seit ihrem ersten Erscheinen beunruhigten ie Türken fortwährend Ungarn, das nun zur Vormauer der Chriienheit wider die zweifache Pest der Ungläubigen wurde. Bekannt st König Wladislaws I. Fall in der unglücklichen Schlacht bei Varna 1444); um so mehr aber zu bedauern, daß des unsterblichen Helden, Johann Hunyadis, Plan, die Türken aus Europa ganz zu vertreien, an der Lauheit der christlichen Höfe und den Ränken seiner Neier scheitern mußte. Mit sicherer Hand lenkte König Matthias Corvinus, Hunyadis Sohn, die Zügel der Regierung. Diplomatiker nd Feldherr zugleich, beschwichtigte oder demüthigte er alle innern nd äußern Feinde des Reiches, befestigte durch eine wohlgeordnete Comitats-Gerichtsverfassung den nur zu oft gestörten Landfrieden, nd erwarb sich so, ungeachtet mancher harten Maßregel, die er zu rgreifen nicht selten gezwungen war, die Liebe und das Vertrauen er Nation in hohem Grade. Noch jetzt lebt in dem Munde des geneinen Mannes in Ungarn das Sprüchwort: „König Matthias ist odt; mit ihm ist die Gerechtigkeit dahin!" Von seiner Neigung zu en Wissenschaften zeugt das Entstehen einer neuen Universität zu Presburg (Istropolis) im J. 1467, die Berufung fremder Gelehren, besonders Italiener, und seine kostbare Bibliothek im königlichen Schlosse zu Ofen, deren Schätze bald nach seinem Ableben muthwillig erstreut, nur in Trümmern auf die Nachwelt gekommen sind. Wenn nter Wladislaw II. und Ludwig II. der Ehrgeiz und die Habsucht er Optimaten, zu deren Haupt sich Stephan Zapolya, und nach ihm ein Sohn Johann, aufgeworfen, im Innern die größte Verwirung und einen nur mit unmenschlicher Grausamkeit unterdrückten Bauernaufstand (1514) hervorbrachten, so wurde dadurch des Reiches Thatkraft und Wirksamkeit nach außen vollends gelähmt. Eine natürliche Folge dieser Zerrüttung war der Verlust der Schlacht bei Mohatsch (1526), die dem Könige Ludwig II. das Leben kostete und einen großen Theil Ungarns auf 160 Jahre in eine türkische Proinz verwandelte. Um den Rest des Landes stritten sich die Gegenönige Ferdinand von Österreich und Johann Zapolya. Den Ausschlag gaben die protestantisch Gesinnten, die aus Furcht vor Zapoya's Verketzerungssucht Ferdinanden anhingen. Sie verschafften ihm ie Oberhand, und Zapolya mußte sich mit Siebenbürgen und einigen Comitaten Oberungarns begnügen. Allein eben diese Theilung es Reiches enthielt den Keim unaufhörlicher, von den Türken und Franzosen genährter Zwistigkeiten mit Zapolya's Nachfolgern, und rachte, in Verbindung mit den Bedrückungen und Verfolgungen der Protestanten (besonders seit der Aufnahme der Jesuiten im J. 1561), ürgerliche Unruhen hervor, zu deren Beilegung die Friedenstractate on Wien mit Stephan Batskay (1606), von Nikelsburg mit Gabriel Bethlen (1622), und von Linz mit Georg Ragoczy (1645) eingegangen wurden. Alle diese Umstände verzögerten die Vertreibung der Türken, die endlich Leopold I. insoweit gelang, daß er Ofen (1686) ieder eroberte, und in dem karlowitzer Frieden (1699) das übrige Ungarn (außer dem Banate) nebst Siebenbürgen zurückgewann. Interessen gab selbst dieser Friedensschluß und die Errichtung der Com-

Digitized by Google

missio neo-acquisitica, vor welcher alle Ansprüche auf die von türkischer Botmäßigkeit befreiten Landgüter ausgewiesen werden sollten, einen Vorwand zu neuen Bewegungen, welche erst im J. 1711 durch den szathmarer Frieden gedämpft werden konnten. Der passarowitzer Congreß (1718) brachte das Banat an Ungarn zurück, und der belgrader Friede (1739) schloß die Feindseligkeiten mit der Pforte auf längere Zeit völlig ab. Carl VI. sicherte durch die pragmatische Sanction auch den weiblichen Descendenten des habsburgischen Hauses die Thronfolge in Ungarn und verbesserte die Verwaltung des Reiches, indem er der ungarischen Hofkanzlei und Statthalterei eine zeitgemäßere Gestalt verlieh; endlich schuf er ein stehendes Heer für Ungarn, und die Militair-Contribution als Fonds zu dessen Unterhaltung. Ungemeine Verdienste um Ungarns Wohl und Aufklärung erwarb sich Maria Theresia durch die Regulirung der Unterthansverhältnisse (das sogenannte Urbarium) im J. 1765, durch die Einführung der Dorfschulen (1770) und die Aufhebung des Jesuitenordens (1773). Es leidet keinen Zweifel, daß auch Joseph II., einen der größten Regenten seines Jahrhunderts, bei den Veränderungen, die er mit der ungarischen Verfassung vornahm, die besten Absichten beseelten; doch ließ ihn sein Feuereifer die Nothwendigkeit, solche Reformen allmählig vorzubereiten, gänzlich übersehen. In der Nation selbst fand er nirgends Unterstützung, vielmehr Widerstand, und Leopold II. sah sich genöthigt, alle Verordnungen seines in Ungarn ohnehin nicht gekrönten Bruders förmlich zu widerrufen. — Das heutige Ungarn mit seinen Nebenländern: Croatien, Slavonien, dem Litorale und Siebenbürgen, liegt zwischen den deutsch-österreichischen Provinzen und der Türkei mitten inne. Es ist beinahe ganz mit Bergen umkränzt, worunter die Karpathen vom Norden aus in mannichfachen Verzweigungen bis in das Herz des Landes vordringen. Dagegen breitet sich zwischen den beiden Hauptströmen, der Donau und der Theiß, eine weite, fruchtbare Ebene auf mehr als 1000 Q. M. aus. Flüsse und Bäche durchkreuzen das Land nach allen Richtungen. Selbst Seen und Moräste entbehrt Ungarn nicht; unter jenen sind der Blattensee (10 Meilen Länge, 1 bis 2 Meilen Breite) und der Neusiedlersee (4 Meilen Länge und 1 bis 1½ Meilen Breite), unter diesen der etseber Morast (5 Meilen Länge und 1 bis 1½ Meilen Breite) und die sogenannte Sárrét (Sumpfwiese), welche sich vor der nun schon weit gediehenen Austrocknung auf 70,000 Morgen ausdehnte, die bedeutendsten. Schon die geographische Lage Ungarns, noch mehr aber die Construction seiner Oberfläche, machen dasselbe zu einem der gesundesten Länder unsers Welttheils; denn vor den rauhen Nordwinden durch hohe Gebirge beschützt, öffnet es sich im Süden der warmen Seeluft, deren oft heftigeren Andrang die häufigen Gewässer mäßigen. Jener besondern Erdbildung ist es auch zuzuschreiben, daß Ungarn die verschiedenartigsten Climate in sich vereinigt, und diese Mannichfaltigkeit der Climate, verbunden mit der großen Fruchtbarkeit des Bodens, setzt Ungarn in den reichlichen Besitz alles dessen, was die Natur zum Bedarf und zur Bequemlichkeit des Menschen hervorbringt. Alle Gattungen Getreide (jährlich an 60 bis 80 Millionen Metzen), türkischen Weizen (Kukuruz), Reiß, Futterkräuter, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Gartengewächse jeder Art, Melonen (die auf ganzen Feldern angebaut werden), türkischen Pfeffer (Paprika), Obst (worunter vorzüglich Pflaumen wegen des daraus zu brennenden Branntweins, oder Slivo-

wegen

Digitized by Google

itzas), Wein von den verschiedensten Sorten (ungefähr 18 bis 20 Millionen Eimer in einem Mitteljahre), Holz (von mehr als 8 Millionen Jochen Waldungen), Galläpfel, Pottasche, Tabak (300,000 Ctn.), Hanf, Lein, Hopfen, Safron, Waid, Krapp, Sumach, ja selbst Baumwolle und Rhabarber erzeugt Ungarn. Außerdem besitzt es Pferde, Hornvieh (an 5 Mill.), Schafe (8 Mill.), Schweine, Wild (in den nördlichen Gegenden auch Bären), Geflügel, Fische worunter der Hausen und der Fogasch, Salmo dantex, die vorzüglichsten), Bienen und Seidenwürmer (die jährlich nahe an 200 Ctn. Seide geben). Der Schoß der Erde liefert Gold (in Ungarn 1600, in Siebenbürgen 2000 bis 2500 Mark), Silber (in Ungarn allein 37,000 Mark), Kupfer, Eisen, Blei, Zink, Kobalt, Spießglas, Schwefel, Arsenik, Stein- und Kochsalz, Soda, Salniter, Alaun, Vitriol, Marmor, Steinkohlen, Torf. Von Edelsteinen kommt der Opal und Chalcedon in seltener Schönheit vor. Überdies zählt kein Land so viele Mineralwasser und Heilquellen. Die Bevölkerung Ungarns (ohne Siebenbürgen) übersteigt 8 Millionen, welchen in 52 königlichen Freistädten, 691 Marktflecken und 11,068 Dörfern, auf einem Flächeninhalt von 4790 Q. M. hinlängliche Unterkunft finden. Merkwürdig ist die Verschiedenheit der Nationen, die sich mit schroffen Eigenheiten gegenüber stehen. Den größten Theil des Flachlandes bewohnen die Magyaren, während die ihnen an Zahl überlegenen Slaven die bergigen Gegenden bebauen und die Deutschen vorzugsweise in Städten leben. Walachen, Griechen, Armenier, Clementiner, Franzosen, Italiener, Juden (deren Toleranztaxe 120,000 Fl. beträgt) und Zigeuner (die Spielleute der Magyaren und Schmiede der Dorfbewohner, ungefähr 40,000) sind bunt durch einander gemischt. Aus dieser Menge bekennen sich zum römisch-catholischen Glauben nahe an 4 Mill.; zur augsburgischen Confession (meistentheils Deutsche und Slaven) mehr als 1 Mill.; zur helvetischen Confession über 1½ Mill. (fast lauter Magyaren, daher sie auch ihren Glauben den magyarischen nennen); zur orientalischen Kirche 1,400,000; zur jüdischen Religion 130,000. Den Ungar treibt seine natürliche Neigung zum Ackerbau und zur Viehzucht. Beide liegen freilich noch in der Kindheit, wenn gleich die unerschöpfliche Zeugungskraft der Natur jeden Mangel an größerer Sorgfalt und Kunst ersetzt; es darf aber auch nicht übersehen werden, daß Ungarn verhältnißmäßig wenig Hände hat, daß der ungarische Bauer kein Grundeigenthum besitzt, und daß der auswärtige Handel gehemmt ist. Manche Verbesserungen gehen indessen von einzelnen Güterbesitzern aus, und mit Recht rühmt sich Ungarn zweier von Privaten (dem Grafen Festetits und dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen) gegründeter Anstalten zur Verbreitung rationeller Landwirthschaft, nämlich des Georgikons zu Keszthely und des ökonomischen Instituts in Ungrisch-Altenburg. Den Bergbau betreiben Deutsche und Slaven; zur Beförderung desselben besteht eine von Ausländern häufig besuchte Bergakademie zu Schemnitz. Unter den Handwerkern zeichnen sich die Gerber, Kürschner, die Verfertiger von Tschismen (Stiefeln aus Corduan), Schnürmacher und Barbiere aus. Wenige Manufacturen und Fabriken blühen in Ungarn; doch verdienen einige Eisen- und Kupferhämmer, Leinwandwebereien, Lederfabriken, Alaun- und Salpetersiedereien, Töpfereien (die große, jährlich an 11 Mill. Pfeifenköpfe producirende Fabrik zu Debrezin), die gräflicher Tuchfabrik und die Zuckerraffinerie in Fiume rühmliche Erwähnung. Der Handel ist beinahe ausschließlich in den Händen

Digitized by Google

der Deutschen, Griechen und Juden. Den innern Verkehr begünstigen der temescher und der Franzenscanal (jener 16, dieser 13½ Meilen lang), die Jahrmärkte, welche man auf 2000 angibt, und die völlige Abwesenheit von Zollstätten; auch für die Räumung der schiffbaren Flüsse und den Bau regelmäßiger Landstraßen unter Leitung der Oberlandesbaudirection wird immer mehr Sorge getragen. (Musterhaft ist die 1803 angelegte Luisenstraße, welche von Carlstadt nach Fiume, Buccari und Porto-Re führt.) Den ohnedies auf Naturproducte allein beschränkten auswärtigen Handel erschweren das österreichische Mauthsystem, das Tabakmonopol und Salzregal der Regierung und die Umtriebe der Juden. Dessen ungeachtet gewinnt Ungarn im Handel mit Österreich jährlich 5 bis 6 Mill., während es an die Türkei 2 Mill. verliert. — Ungarns Staatsverfassung gilt auch für Kroatien, Slavonien und das Küstenland, nicht eben für Siebenbürgen und die Militairgrenze, welche nach eigenen Gesetzen regiert werden. In privatrechtlicher Hinsicht theilt sich Ungarns Einwohnerschaft in zwei große Classen, in Adelige nämlich und Nichtadelige. Zu dem Adel rechnet man die ganze Geistlichkeit, die Magnaten (Reichsbarone, Obergespäne, Fürsten, Grafen, Freiherren), die vom Könige mit einer Güterbeschenkung, oder einem Adelsbriefe begnadigten Personen, sammt ihren Nachkommen, dann die königl. Freistädte und einige privilegirte Districte, als Gesammtpersonen. Der Adelige ist frei von Steuern (doch zahlt er solche von seinen Besitzungen auf städtischem Gebiete, so wie den Grundzins als Unterthan eines andern Adeligen), von Zöllen (wenn er nicht Handel treibt), Zehnten und Militaireinquartierung; er darf, ohne früher verhört und eines Vergehens überwiesen zu sein, nicht verhaftet werden, ausgenommen im Falle eines Majestätsverbrechens und wenn er auf frischer That ertappt wird; die Verletzung seiner persönlichen Sicherheit, oder seines Eigenthums (major potentia) wird mit dem Verluste sämmtlicher Güter des Beleidigers bestraft; er allein ist fähig, Landgüter zu besitzen und auf denselben alle Regalien auszuüben, so wie auch gewisse Ämter nur von Adeligen bekleidet werden können. Die adeligen Güter gehen, je nach dem Inhalte der Schenkungsurkunde, entweder blos auf die männliche, oder auch auf die weibliche Descendenz über; nach dem Aussterben der Familie fallen sie dem Könige anheim, der sie jedoch bald wieder wohlverdienten Staatsbürgern zur Belohnung verleihen soll. Den angegebenen Vorrechten des Adels steht die Verbindlichkeit gegenüber, zu insurgiren, d. h. das Vaterland in Person und auf eigene Kosten zu vertheidigen. Die Bürger königl. Freistädte und die Bewohner privilegirter Districte genießen gleichfalls viele Freiheiten. Desto größer ist die Last, welche auf dem Bauer ruht; denn außer den Leistungen an Geld, Naturalien und Arbeit (Robotten), die er seinem Grundherrn schuldig ist, muß er den zehnten Theil seiner Erzeugnisse dem Geistlichkeit abgeben, seine Comitatsobrigkeit und das Militair unterhalten, und ist zu unentgeldlicher Beihülfe bei Unternehmung öffentlicher Werke verpflichtet. Nur bei dem reichen Segen der Natur und der Genügsamkeit des Landmanns in Ungarn ist es erklärbar, wie er dennoch diese Lasten ertragen, ja zuweilen, durch Umstände begünstigt, selbst einiges Vermögen erwerben könne. Übrigens ist der ungrische Bauer nicht an die Scholle gebunden; wohl aber wird von Staatswegen darüber gewacht, daß die durch einen Auswanderer erledigte Stelle alsbald ersetzt werde, damit in dem Co-

Digitized by Google

ributionsquantum kein Abgang entstehe. Ein zweiter wesentlicher
Unterschied der Rechte ist leider in der Religion gegründet. Zwar
ichern die Gesetze allen christlichen Glaubensverwandten im Allgemei-
nen Gleichheit der Rechte zu; allein die in denselben festgesetzten
Ausnahmen, die Unbestimmtheit des Ausdrucks in einzelnen Fällen,
nd die Proselytenmacherei der katholischen Geistlichkeit erheben die
römisch-katholische Kirche in der That zur herrschenden. Aus dem
Grundsatze: daß die in gemischten Ehen erzeugten Kinder, wenn
er Vater catholisch ist, alle katholisch erzogen werden müssen,
wenn aber der Vater evangelisch ist, nur die Knaben seine Religion
annehmen dürfen, entspringen die meisten Bedrückungen, welche
ich die Geistlichkeit gegen die Protestanten erlaubt. Um so
egreiflicher ist es, warum sie den Uebertritt zum Protestan-
ismus auf jede Weise zu erschweren sucht. Die gesetzge-
ende Gewalt beruht auf dem Landtage, d. h. dem Könige
nd den versammelten Ständen. Diese bestehen aus der höhern
Geistlichkeit (Bischöfen, Pröbsten, Äbten), den Magnaten, den
eiden Appellationsgerichten, und je aus zwei Abgeordneten der Ca-
itel, Comitate, Städte und privilegirten Districte. Sie sind in
wei Kammern (tabulas) getheilt, unter dem Vorsitze des Palatins
nd des Personals (Präsidenten der königl. Gerichtstafel). Außer der
Gesetzgebung gehört zu den Verrichtungen eines Landtags: die Krö-
ung des Königs (der hiebei alle Freiheiten und Rechte des Reichs
ufrecht zu erhalten, und alle demselben entrissenen Provinzen wieder
u erobern und ihm einzuverleiben schwört), die Wehl eines Pala-
ins (des ersten Reichsbeamten) und die Verwilligurg der Steuern
nd Subsidien an Geld, Naturalien und Truppen. Dem Könige ist
orbehalten: 1) das Patronatsrecht, oder die Verleihung aller geist-
ichen Pfründen; 2) das Recht, den Adel zu ertheiken; doch steht
ewissen Prälaten die Macht zu, durch Schenkung eigends dazu be-
timmter Güter unadelige Personen in einen dem ungrichen Adel nahe
ommenden Stand zu erheben; 3) die Ernennung zu allen Staats-
mtern und Würden, außer der Würde des Palatins; 4) die Prä-
ung der Münzen; 5) das Postwesen; 6) das Recht, Krieg zu
ühren und Frieden zu schließen; 7) die Verfügung über das Mili-
air; 8) das Recht, den Landtag auszuschreiben und zu entlassen.
ur Verwaltung des Reichs in den untern Instanzen ind nach der
Verschiedenheit der Einwohnerclassen verschiedene Behörden angeord-
et. Das ganze Land wird in 53 Comitate eingetheilt, wovon auf
as Küstenland 1, auf Kroatien 3, und auf Slavonien 3 fallen.
ie Comitatsmagistrate sind die unmittelbare Obrigkeit des im Co-
itate seßhaften Adels und der Bauern, doch mit dem Unterschiede,
aß jener die Beamten alle 3 Jahre aus seiner Mitte wblt (restau-
irt), und außerdem mit ihnen in öffentlichen Versammlungen (Con-
regationen) über politische und ökonomische Gegenstände brathschlagt.
eben so hat die Bürgerschaft der königl. Freistädte ihren igenen Ma-
istrat, der aus dem innern Rathe (den auf Lebenszeit gewählten
enatoren) und dem äußern (den Wahlbürgern, die den Senat wäh-
n und sich selbst ergänzen) zusammengesetzt ist. Auch dieprivilegir-
n Districte wählen ihre Magistrate selbst. Über den angeführten
ehörden steht die königliche Statthalterei (in Ofen), eren Chef
r Palatin ist. Sie ist das dirigirende Landescollegium und die
esetzmäßige Mittlerin zwischen König und Land; sie hc für die
enaue Beobachtung der Constitution zu sorgen, und Vorhläge zur

Digitized by Google

Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt unmittelbar dem Könige zu unterbreiten, der seine Souverainetätsrechte durch das Organ der ungrischen Hofkanzlei (in Wien) ausübt. Nebst der politischen Gewalt ist den untern Behörden die Justizpflege in erster Instanz anvertraut. Doch ist der Bauer der Patrimonialgerichtsbarkeit seiner Grundherrschaft (dem Herrnstuhle) unterworfen, auch in Criminalfällen, wenn jene mit dem Strafrechte (jus gladii) versehen ist. In den Comitaten ist für Civilsachen nach Maßgabe des streitigen Gegenstandes ein dreifaches Forum bestellt; es richtet nämlich entweder der Stuhlrichter mit seinen Geschwornen, oder der Vicegespan mit einem Stuhlrichter und Geschwornen, oder der Gerichtsstuhl des Comitats (sedes judiciaria, Sedria), der auch die von jenen beiden Gerichten und dem Herrnstuhle gefällten Urtheile revidirt, und die Criminaljustiz im Comitate allein verwaltet. Zur Verhandlung gewisser in den Gesetzen bezeichneter Civilprozesse in erster Instanz bestehen vier Districtualtafeln in Ungarn (zu Güns, Tyrnau, Eperies, Debretzin) und eine in Kroatien. Appellationsgerichte sind die königl. Tafel (die aber auch in erster Instanz richtet, z. B. in den Prozessen über das Besitzrecht adeliger Güter, über Majestätsverbrechen) und die Septemviraltafel (beide in Pesth). Man begreift sie unter dem gemeinschaftlichen Namen der Curia Regia, deren Sentenzen, in Ermangelung eines positiven Gesetzes, als Rechtsnorm gelten. Gleichen Wirkungskreis mit der königl. Tafel hat die Banattafel für Croatien und Slavonien. Von den städtischen Magistraten wird entweder an den Tavernicalstuhl, und von da an die Septemviraltafel, oder sogleich an den Personal in letzter Instanz appellirt. Die Districte der Jazyger und Cumanen erkennen den Palatin als ihren obersten Richter an. In Civilsachen sowol, als in Criminalfällen hängt die Competenz des Gerichts von der Person des Beklagten ab. Nur Ehestreitigkeiten der Catholiken, Meineidsklagen und Testamentalprozesse, insofern sie auf die äußere Form des Testaments Bezug haben gehören vor das geistliche Gericht der Diöcesanbischöfe. Jeder Criminalprozeß ist eine actio publica, indem der Amtsanwalt des competenten Forums als Ankläger gegen den Bezüchtigten auftrit. Staatsverbrecher werden durch den königl. Fiscus (Staatsanwalt) gerichtlich verfolgt. Die catholische Geistlichkeit in Ungarn ist mächtig durch ihren ansehnlichen Güterbesitz und den Einfluß, den sie sich auf alle Landstellen zu verschaffen wußte. Zehntausend Geistliche, an ihrer Spitze 3 Erzbischöfe und 20 Diöcesanbischöfe (worunter 4 griechisch-katholische) weiden die katholische Heerde. Die Protestanten leben in einer Kirchenverfassung, welche sich den Einrichtungen der ersten Kirche nähert. Weltliche und Geistliche im Verein (Presbyteri) leiten die Geschäfte der einzelnen Gemeinden unter der Oberaufsicht von Superintendenten, denen weltliche Inspectoren zur Seite stehen; außerdem haben die Evangelischen A. C. einen Generalinspector. Griechisch nicht unirte Bischöfe zählt man sieben und einen Metropoliten. Erziehung und Unterricht der katholischen Jugend befindet sich größtentheils in den Händen der Geistlichkeit. Höhere wissenschaftliche Bildung bezwecken 5 Akademien (zu Preßburg, Raab, Kaschau, Groß-Wardein, Agram), ein erzbischöfliches Lyceum zu Erlau, und die Universität zu Pesth, mit einer Bibliothek von 70,000 Bänden, mehren Museen, einem botanischen Garten, einer Sternwarte und Buchdruckerei (beide letztere in Ofen). In allen diesen Anstalten ist auch den Nichtkatholiken der Zutritt gestattet.

Digitized by Google

tet, und der Unterricht durchgehends unentgeldlich. Vorzüglichere Gymnasien der Evangelischen A. C. sind in Presburg, Ödenburg, Käsmark, Leutschau, Eperies; Collegien der Reformirten in Debrezin, Patak, Pápa. Die nicht unirten Griechen besitzen zwei Gymnasien: in Karlowitz und Neusatz. Wichtig für die Cultur Ungarns ist das Nationalmuseum zu Pesth, das vaterländische Natur- und Geistesproducte in reichen Sammlungen zur Schau stellt. Als Contingent zur österreichischen Armee stellt Ungarn theils durch Recrutirung, theils durch Werbung 12 Infanterie- und 10 Cavalleriereziementer (zusammen 64,000 Mann), wozu im Falle der Noth die Insurrection (die letzte im J. 1808 war über 40,000 Mann stark) hinzukommt. Das in Ungarn cantonirende Militair steht unter dem ungrischen Generalcommando (in Ofen), die Militairgrenzen aber unter den Generalcommando's von Croatien (in Agram), Slavonien (in Peterwardein) und dem Banat (in Temeswar). Die jährlichen Einkünfte der Regierung aus den Domainen, den Regalien und der Contribution belaufen sich auf 30 bis 40 Mill. Fl.; sie werden von der ungrischen Hofkammer (zu Ofen) verwaltet, die von der allgemeinen Hofkammer in Wien abhängig ist. Die Administration des ganzen Landes verursacht der Regierung geringe Kosten. Die Besoldung der Comitatsbeamten wird vom Bauer bestritten; derselbe liefert die zur Verpflegung des Militairs nothwendigen Naturalien zu einem im J. 1751 festgesetzten, weit unter der Marktaxe stehenden Preise, woraus für ihn der unter dem Namen der Deperditen bekannte Verlust erwächst. In den königl. Freistädten und Districten werden die Beamteten von der Gemeinde bezahlt. Alle öffentlichen Anstalten haben bestimmte, meist sehr bedeutende Fonds, um damit ihre Auslagen zu decken, und die Protestanten sind bei Aufrechthaltung ihres Cultus und ihrer Schulen auf eigene Mittel angewiesen. Landesschulden endlich sind in Ungarn ein bisher noch unbekanntes Übel.

Ungarische Literatur. Es verdient wohl näher untersucht zu werden, woher es komme, daß die ungarische Literatur im Auslande, besonders in dem benachbarten, mit Ungarn in so vielfältiger Verbindung stehenden Deutschland bisher so wenig bekannt geworden ist, während die literarischen Erscheinungen der fernsten, unbedeutendsten Völker mit lobenswerthem Fleiße beachtet werden. An Hülfsmitteln zur Erlangung dieser Kenntniß fehlt es keineswegs; inländische Literatoren haben sich seit langer Zeit schon bemüht, dieselben in die Hand zu geben, theils in ungarischer Sprache, wie Spangár (um 1738), Bod (1766), Sándor, Budai, Pápai, Tóh, Jankowich u. a.; theils in lateinischer Sprache, z. B. Czwittinger (um 1711), Kotarides (1745), Bel, Schier, Haner, Schmeitzel, Weszprémi, Pray, Wallaszky, Simonchich, Belnai, Tibold u. s. w., theils auch in deutscher Sprache, nämlich Windisch, Seivert, Kovachich, Gyel, Feßler, Miller, Schwartner, Schedius, Lübeck, Rösler u. m. — Auch ist die Geschichte dieser Literatur nichts weniger als unerheblich; sie enthält viele äußerst anziehende Momente, in ihr spiegelt sich ganz der Charakter dieser an sich sehr merkwürdigen Nation, ihre eigenthümliche Ansicht des Lebens und der Welt, in ihr zeigt sich vorzüglich der interessante, noch immer fortwährende Kampf, den dieses Volk seit seinem Eintritt in Europa mit dem Schicksale zu bestehen hat und bisher so ehrenvoll bestand. — Eben so wenig mangelt dieser Literatur an dem Werthe, den man nach der daraus zu gewinnenden

Ausbeute für die Gelehrsamkeit zu messen pflegt. Denn außer dem, daß die ungarische Grammatik viele unerwartete Aufschlüsse für die Philosophie der menschlichen Sprache überhaupt gewährt (s. Ungarische Sprache), außerdem, daß die ungarische Poesie, besonders die lyrische, ausgezeichnete Muster aufstellt, so kann aus den Quellen, die sich hier eröffnen, der Naturkunde, der Ökonomie, der römischen und griechischen Alterthumskunde und Philologie, der Geschichte überhaupt, dem allgemeinen Staats- und Völkerrechte und andern Wissenschaften, gar manche Bereicherung zufließen. Was mag also im Auslande der Beachtung dieser Literatur im Wege stehen? Die Erörterung dieser Frage müssen wir Andern überlassen, weil sie uns zu weit von der Bahn abführen würde, die wir einzuschlagen haben, um die Hauptmomente der ungarischen Literatur kennen zu lernen.

Theils von eigenem Drange nach kühnen Abenteuern angetrieben, der durch den Geist der Zeit im Mittelalter bei so vielen kräftigen Völkern aufgeregt ward, theils von fremden Fürsten zu Hülfe gerufen, wanderten die Ungarn aus Asien nach Europa ein, und drangen durch die nur lose zusammenhängenden Provinzen der östlichen Länder immer weiter vor, bis sie auf ein durch innere feste Verfassung und eine verständige Regierung consolidirtes Reich (Deutschland unter Heinrich I. und Otto I.) stießen, das ihren kriegerischen Nomadenzügen Ziel und Grenzen setzte (im J. 955.). Von nun an reflectirte der bisher beinahe immer außer sich gekehrte Geist der Nation vorzüglich auf sich selbst; die Civilisation der Magyaren begann, und hatte einen so raschen Fortgang, daß in weniger als 50 Jahren die Sicherheit des Reichs im Innern und von außen begründet, geordnete Betriebsamkeit und mildere Gesittung verbreitet und die Nation für die Annahme des Christenthums empfänglich wurde. Allein anstatt auf dem Wege einer klugen Vorbereitung zur freien Selbstentwicklung, der dem Nationalcharakter des Ungarn am meisten zusagt, und den besonders Herzog Geisa vorher mit so vielem Erfolg betreten hatte, fortzuführen, suchte König Stephan I., so wie die meisten seiner Nachfolger, mit aller Macht und allem Ansehen noch schnellere Fortschritte zu erzwingen. Das Mißvergnügen hierüber wurde durch die häufige Annahme fremder Priester und Ritter in das Land, durch das Vordringen des Klerus zum ersten Stande des Reichs, durch das Aufdringen der lateinischen und die Zurücksetzung der Nationalsprache, nicht nur bei kirchlichen Funktionen, sondern auch bei gerichtlichen Urtheilssprüchen, rechtsgültigen Urkunden und gesetzlichen Formen, in der Folge vermehrt, und brachte eine Opposition hervor, die erst durch die weisen Maßregeln der trefflichen Fürsten aus dem Hause Anjou im 14ten Jahrhundert einigermaßen beschwichtigt, sich jedoch nachher immer wieder erneuerte. Die lateinische Sprache erhielt nun hier, wie in allen zu einiger Cultur emporgestiegenen Ländern jener Zeit, die Oberherrschaft; aber in Ungarn behauptete sie dieselbe, aus leicht begreiflichen Ursachen, auch noch bis auf unsere Tage, wo jede andere gebildete Nation sich derselben nur mehr als eines untergeordneten Mittels zur Gelehrsamkeit bedient. Der hiermit sowol in das praktische Leben, als auch in die wissenschaftlichen Beschäftigungen überall so tief eingedrungene Gebrauch eines solchen fremden, todten Materials, wie die lateinische Sprache jetzt für uns ist, konnte weder dieser Sprache selbst, noch der allgemeinen Bildung des Volks, noch der Nationalliteratur zum Vortheil gereichen. Zwar entfaltete sich ungeachtet solcher ungünstigen Einflüsse, von Zeit zu Zeit manche

chöne Knospe literarischer Cultur; es schwangen sich, obgleich so ge-
sselt, vorzügliche Talente in jedem Fache der Wissenschaften zu einer
edeutenden Höhe empor: aber wie viel besser hätte Alles gedeihen
nnen, wenn es mehr im Geiste der Nation, nach dem Gang ihres
igenen Genies, aus dem innern, eigenthümlichen Leben derselben ent-
ickelt, und nicht stets von außen widernatürlich aufgedrungen wor-
en wäre!

Schon im 11ten Jahrhundert entstanden in Ungarn eine Menge
loster- und Episkopal-Schulen, die eine große Anzahl Schüler hat-
n; im 12ten Jahrhundert wurden viele Jünglinge, besonders solche,
ie sich dem geistlichen Stande widmeten, nach Paris, auf die dort
eu errichtete berühmte hohe Schule geschickt; zu Anfang des 13ten
ahrhunderts erhob sich bereits in Ungarn selbst, zu Weßprim, das
rste Studium generale, das, außerhalb Frankreich, nach dem Mu-
er der pariser Universität gemodelt, nicht nur für alle freien Künste,
ndern auch für Theologie und Jurisprudenz eigene Lehrstühle, und
ine große Frequenz von Schülern hatte; eben dieses Studium ge-
erale wurde im J. 1287 von König Ladislaus IV. (s. Katona hist.
lung. T. VIII. praef.) wieder erneuert, mit einer bedeutenden
Bibliothek und reichlichen Fonds dotirt. Achtzig Jahre später (1367)
ründete König Ludwig I. eine neue hohe Schule in Fünfkirchen,
urz darauf (1388) Siegmund abermals ein Studium generale in
fen, welches Matthias Corvin nicht nur erneuerte und mit einer
eltberühmten Bibliothek begabte, sondern außerdem noch die istropo-
tanische Akademie in Presburg im J. 1467 errichtete. — 1473
am schon die erste Buchdruckerei durch Andreas Heß in Ofen zu
Stande, der daselbst das Chronicon Budense drückte. Im 16ten
ahrhundert vermehrten sich die Schulen in Ungarn und Siebenbür-
en außerordentlich, besonders unter den Protestanten, bei denen auch
as Besuchen deutscher, holländischer und schweizerischer Universitäten
ngemein zunahm, ob man gleich vorher auch literarische Reisen nach
rankreich, Italien und Polen unternommen hatte. Im 17ten Jahr-
undert entstanden die höheren literarischen Bildungen der Jesuiten
u Tyrnau, Presburg, Kaschau, Klausenburg; wovon das erste, nach
ufhebung des Ordens, zur Landesuniversität erhoben, 1780 nach
fen und 1784 nach Pesth versetzt ward; außer welcher sodann noch
inf Akademien (d. h. höhere literarische Institute aus zwei Facultä-
n bestehend) zu Presburg, Kaschau, Raab, Großwardein und Agram,
rner ein königl. Lyceum zu Klausenburg und ein bischöfliches Ly-
um zu Erlau, errichtet wurden. — Gelehrte Gesellschaften konn-
n, außer der von Conrad Celtes im J. 1497 gestifteten oder er-
euerten Donaugesellschaft, die auch keine besondern Früchte getragen
at, in Ungarn und Siebenbürgen nie dauernden Bestand haben, so
ielfältig auch die Bemühungen gelehrter Männer waren, dergleichen
u Stande zu bringen. — Schriftsteller, die sich der lateinischen
prache bedienten, hat Ungarn und Siebenbürgen in großer An-
hl, und unter diesen viele treffliche, geistvolle, aus jedem Fache der
Bissenschaften aufzuweisen. Schon in den ältesten Zeiten werden la-
inisch geschriebene Chroniken und Annalen erwähnt, von denen viele
och handschriftlich in Archiven verborgen liegen, mehrere in den
türmen der das Land verwüstenden Kriege zu Grunde gegangen,
ur wenige durch den Druck bekannt, und die wenigsten gehörig ge-
ürdigt und benutzt sind. Zu den im Drucke schon erschienenen ge-
ören der sogenannte Anonymus Belae Regis Notarius, Simon

Digitized

Keza, Calanus, Thomas Spalatensis, Rogerius, Joannes de Kikel Laurentius de Monacis u. a. Seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts zeichneten sich im Fache der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften nicht nur die in Ungarn lebenden gelehrten Ausländer aus, wie Bonfinius, Galectus, Ranzanus, Ursinus, Brutus, Taurinus, Laszky, Werner, Lazius, Ilicinus, Sommer, Gabelmann, Tyrocinius, Ens u. m., sondern auch besonders Inländer, wie Jo. Thuróczi, Tubero, Flacius, Brodericus, Zermegh, Listhius, Verantius, Forgách, Olahus, Sambucus, Schesäus, Zamosius, Istvánfi, Petrus de Rézay, Pazmanus, Inchoferus, Nádasi, Fiólich, Ratkai, Radányi, Joannes et Wolfgangus Comites Betlen, Lucius, Toppeltinus, Haner, Mar. Szentiványi und viele andere (s. unten); in der Medicin, Physik, Naturgeschichte, Ökonomie Clusius, Kramer, Perliczy, Meller, Jessenius, Torkos, Molnár, Mitterpacher, Piller, Köleséri, Weszprémi, Ranzer, Párizspápai, Benkó, Poda, Born, Hedwig, Lumniczer, Kortaibel, Grossinger, J. B. Horváth, Domin, Pankl, Schraud u. s. w.; in den philosophischen und mathematischen Wissenschaften Petrus de Dacia, Peurbach, Dubith, Boscovich, Szentiványi, Berényi, Segner, Hell, Makó, J. B. Horváth, Pap Fogarasi, Handerle, Mikovinyi, Rausch, Rozgonyi u. a.; und in der Dichtkunst und Beredsamkeit Janus Pannonius, Joan. Vitéz, Bartholomäus Pannonius, Jacobus und Stephanus Piso, Zalkán, Olahus, Franc. Hunyadi, Szentgyörgyi, Bekényi, Schesäus, Lang, Verner, Uncius, Sambucus, Tinty, Kassai, Filitzky, Dobner, Bajtai, Makó, Faba, Hanulik, Pálya, Zimányi, Szerdahelyi, Somsich, Nic. Révai, Desöffy, Carlopszky und mehrere andere. Jedoch alle diese in einer ausländischen todten, dem Genius der Nation gar nicht homogenen Sprache erworbenen und verarbeiteten gelehrten Kenntnisse blieben nur das ausschließliche Eigenthum einer besondern Kaste, und gingen so wenig in das Volksleben über, hatten so geringen Einfluß auf die allgemeine Cultur, daß, ungeachtet der schon unter Matthias Corvin in Ungarn so hoch gestiegenen exotischen Gelehrsamkeit, noch unter Wladislaw II. (1491) gar viele Großwürdenträger des Reichs weder lesen, noch schreiben konnten.

Was bis auf unsere Zeiten herab für die innere Bildung der ganzen Nation geschah, ist, so wie überall, vorzüglich dem wohlthätigen Einfluß der in der lebenden Sprache des Volks aufblühenden Literatur zuzuschreiben, die wieder aus der höhern Cultur des Ganzen desto kräftiger emporwächst. Als im 11ten Jahrh. mit der Einführung des Christenthums in Ungarn die lateinische Sprache in Kirchen, Schulen und in Staatsgeschäften herrschend wurde, erhielt sich doch die ungarische im Handel und Wandel, in den Kriegslagern, bei Familien- und Volksfesten, und in den Versammlungen der Comitate und Reichstage, deren Beschlüsse erst ungarisch abgefaßt wurden. Bei den lateinischen Anreden der fremden Priester und Missionaire an das Volk mußte auch gewöhnlich ein Dolmetscher zur Seite stehen, der das Gesagte in der Landessprache erklärte; eingeborne Geistliche verrichteten wol auch hie und da manche Functionen in der Muttersprache. Noch haben sich Spuren alter Kriegslieder, Fragmente von Volksgesängen und kirchlichen Sermonen erhalten (Révai antiquit. Literat. hung. Vol. I. Pest. 1803. 8.), in den Annalen und Urkunden werden die cantus Joculatorum und Trussatorum erwähnt (Cornides Vindic. Anon. Belae Notarii, ed. Engel. p. 21.), die Vorrede zu dem Decrete Colomans im Corp. jur. hung. sagt

usdrücklich, dasselbe sei aus dem Ungarischen übersetzt; die goldene Bulle Andreas II. soll noch in ungarischem Originale vorhanden ein. — Einen freiern Aufschwung gewann die Sprache des Landes, nd mit ihr die Nationalliteratur, zuerst unter der weisen Regierung er Könige aus dem Hause Anjou. Für kirchliche und Staatsgeschäfte blieb wol die lateinische noch immer die Hauptsprache; aber ie ungarische erhielt doch eine ausgebreitetere Anwendung, als vorher. Sie war jetzt wirkliche Hofsprache, selbst der weibliche Hofstaat elang größtentheils aus eingebornen Frauen und Fräulein; Carl Robert ließ die verlobte Braut seines Sohnes, so wie König Ludwig er Große seine beiden bestimmten Eidame an seinem Hofe selbst erziehen, um sie mit den Sitten und der Sprache des Landes bekannt u machen. Jetzt wurden schon Urkunden und Briefe in ungarischer Sprache ausgefertigt; die noch im corpore juris hung. vorhandene ungarische Eidesformel ist aus dieser Zeit. Man fing auch bereits n, die heilige Schrift ins Ungarische zu übersetzen; dies beweisen icht nur glaubwürdige Zeugnisse in den Annal. MSS. Ord. S. Francisci in der bischöflichen Bibliothek zu Carlsburg in Siebenbürgen, sondern auch der wirklich vorhandene Codex einer solchen Übersetzung vom J. 1382 in der kaiserlichen Bibliothek in Wien. S. Steph. Horvát Vertheidig. Ludwigs I. und Matthias Corvins. Pesth 815. 8. (Wandtkes und Dobrowszkys Zweifel in Miscell. Cracov. 814. 4. Fasc. I. p. 85 haben keinen Grund.) — Hierauf folgten, ngeachtet des gewaltigen Entgegenstemmens der Inquisitorum haereticae pravitatis, später mehrere Übersetzungen der Bibel, wie die on Ladislaus Bátheri 1450, die von Bertalan 1508 u. s. w. Nach olchen Vorgängen konnte schon Janus Pannonius sich an die Ausarbeitung einer ungarischen Grammatik wagen (etwa um 1465), die edoch leider verloren gegangen ist. — Im 16ten Jahrh. aber trat ie günstige Periode für die höhere Ausbildung der ungarischen Literatur ein. Denn unter Ferdinand I. und Maximilian (1527—1576), o, theils nach den weisen Regierungsmaximen dieser trefflichen Fürsten, theils durch den Drang der Umstände, die mächtige Einwirkung ositiver Beschränkungen des Nationalcharakters aufgehört hatte, entfaltete sich dieser desto freier und mit ihm die herrlichsten Blüthen aterländischer Literatur in allen ihren Zweigen. Durch die mit vieer Freimüthigkeit geführten religiösen Streitigkeiten, und die häufien öffentlichen Religionsvorträge, zu denen die damals auch in Ungarn aufkeimende Reformation Veranlassung gab, durch die jetzt mehr um Bedürfniß gewordenen Kirchengesänge, die aus heiliger Begeisterung flossen, so wie auch durch die Kriegs- und Volkslieder, die nun llenthalben ertönten, bereicherte, verfeinerte und erhob sich die Nationalsprache so kräftig und erstarkte so sehr, daß sie damals schon einahe die Stufe erreichte, worauf sie sich bis zum J. 1780 erhalten hat. Man beeiferte sich, das Volk wenigstens über die Schicksale einer ältesten und nächsten Vorfahren in seiner eigenen Sprache zu elehren; dazu dienten die ungarischen Chroniken z. B. von Székely, ie zuerst im J. 1559 erschien, von Temesvári 1569, von Heltai 572, von Pethő (oder eigentlich Zrinyi) 1660, Bartha 1664, Liszvai 1692 u ff. Noch viel häufiger kamen jetzt ungarische Übersetzungen der heiligen Schrift zum Vorschein, von Komjáti zu Krakau 533, von Pesti zu Wien 1535, von Erdősi (oder Sylvester) zu jszigeth 1541, von Heltai zu Klausenburg 1546, von Székely zu rakau 1548, von Juhász (oder Melius) zu Debrezin 1565, von Fö-

Digitized by Google

legyházi auch zu Drebretzin 1586, von Károlyi zu Wisoly 1590, von Albert Molnár zu Hanau 1608, von Káldi zu Wien 1625, von einem Verein reformirter Theologen zu Großwardein 1661, von Csipkés Komáromi zu Debretzin 1685, von Tótfalusi zu Amsterdam 1[illegible] u. s. w., welche alle noch öfter, und an verschiedenen Orten, gedruckt erschienen, sogar im Auslande, zu Cassel, Utrecht, Nürnberg, Brieg u. a. Geistvolle Redner, die mit großer Kraft und Würde und Feinheit des Ausdrucks verbanden, und mit den berühmtesten Predigern ihres Zeitalters die Vergleichung aushalten, traten damals auf, z. B. Gaal um das J. 1558, Jahász um 1556, Davidi 1569, Kabsár 1574, Bornemisza 1575, Telegdi 1577, Detsi 1582, Károlyi 1589, Pázmán 1604, Ketskeméti 1615, Zvonarits 1628, Koptsányi 1630, Lisznyai 1630, Margitai 1632, Alvinczy 1738, u. v. A. Als geistliche Liederdichter zeichneten sich aus Székely, Bornemisza, Batizi, Pétsi, Ujfalvi, Skaricai, Fabrizius, Fazekas, Albert Molnár, Gelei, Dajka, Magyesi u. m. Aber auch Volkslieder, worin vorzüglich die Heldenthaten vaterländischer Krieger gepriesen, oder alte Geschichten und Mährchen zur Unterhaltung erzählt wurden, erschollen ungemein häufig, z. B. von Tinódi um 1540, Kákonyi 1549, Tsanádi 1577, Heltai 1572, Tsáktornyi 1592, Tserényi, Szegedi, Illyefalvi, Szántó, Fazekas 1577, Balassa, Illosvai, Gosárvári, Veres, Enyedi, Szkárosi 1580, und unzählige andere. Einen höhern Schwung nahmen die epischen Gedichte des Grafen Niklas Zrinyi (1652), des Ladislaus Liszti (1653), des Christoph Paskó (1663), des Grafen Stephan Kohári (1699), und besonders die zahlreichen Geistesproducte des talentvollen Stephan von Gyöngyösi, die vom J. 1664 bis 1734 erschienen, so wie die lyrischen Gedichte eines Rimai, Balassa, Benitzky u. s. — Die vorher nur im Latein vorhandenen juridischen Zauberformeln des berühmten Stephan Werbóczy wurden nun auch durch Blasius Veres 1561, Caspar Heltai 1571, Joh. v. Okolitsányi 1648, u. a. dem Volke in seiner Sprache verständlich gemacht. — Im J. 1653 trat Johann Tsere (Apátzai) sogar mit einer Encyklopädie aller Wissenschaften, und 1656 mit einer Logik in ungarischer Sprache auf, zu einer Zeit, wo noch kein anderer Schriftsteller ein ähnliches Werk in seiner Muttersprache versucht hatte. — Auch die grammatikalische Vervollkommnung des magyarischen Idioms blieb keineswegs unbeachtet, wie dies die zahlreichen Sprachlehren, Wörterbücher und andere Werke, ungarische Philologie betreffend, dieser Zeit beweisen; z. B. die nomenclatura von Gabriel Pesti, zu Wien gedruckt 1538 und 1561; die Grammatik von Sylvester (Erdösi) zu Ujfsziget 1539; Calepini lexicon mit ungarischen Erklärungen, zu Lyon 1587; die Wörterbücher von Fabricius (Kováts) zu Debretzin 1590, von Serantius zu Venedig 1595, von Albert Molnár zu Nürnberg 1604, und desselben Grammatik, zu Hanau 1610; die Sprachlehren von Gelei Katona zu Carlsburg 1645, von Csipkés Komáromi zu Utrecht 1655, von Pereszlényi zu Tyrnau 1682, von Kövesdi zu Leutschau 1690 und zu Kaschau 1766; die Origines hungaricae von Otrokotsi Foris zu Franeker 1693, die Rechtschreibung von Tótfalusi zu Klausenburg 1697, das berühmte und hernach oft verbessert herausgegebene Dictionarium von Párizpápai, zuerst in Leutschau 1708, mit Tsétsis Grundsätzen der ungarischen Orthographie, gedruckt ꝛc.

Dieses frische, organisch gesunde Leben, das nicht nur fernere kräftiges Wachsthum, sondern auch die edelsten Früchte hoffen ließ, wurde jedoch bald verkümmert. Der schöne Baum gerieth in Stocken

eine meisten Zweige dorrten ab; denn man hatte ihm unmerklich die Wurzeln abgegraben und die zuträglichste Nahrung allmählig entzogen. Indessen stand der Tulpenbaum der lateinischen Schriftstellerei n Ungarn in der prachtvollsten Blüthe (von 1700 — 1780). Jetzt rschien die erste ordentliche Zeitung in Ungarn (1721), jedoch in ateinischer Sprache; der Staatsschematismus, oder sogenannte Titularkalender, der 1726 begann, wurde in lateinischer Sprache abgefaßt, so wie bisher noch immer. In diesem Zeitraum glänzen die urch römische Eleganz einander überbietenden Werke eines Hidi, Sevenesi, Czwittinger, Kazy, Tarnóczi, Matthias und Carl Bel, Orileszky, Huszty, Szegedi, Desericius, Stilting, Bajtai, Timon, Péterffi, Kaprinai, Kollár, Lad. Thuróczy, Schmitt, Bod, Szászky, Schier, Severini, Bentzur, Pray, Cornides, Cetto, Gánóczy, Novák, Salági, Katona, Kerchelich, Palma, Wagner, Schönwisner, Kovachich, Veszprémi, Horányi u. s. w. Allein schon in dem letzten Jahrzehend der unsterblichen Maria Theresia hatten die für Ungarns Nationalcultur vorher so höchst ungünstigen Umstände eine glückliche Wendung genommen, und sogleich traten auch die guten Wirkungen davon ins Leben. Die lieblichen Geistesblüthen eines Franz Faludi, Abraham Bartsai, Freiherrn Lorenz Orczy, Georg Bessenyei, Alexander Baróczi, Grafen Adam Teleki, Freiherrn Stephan Daniel, Paul Anyos u. a. sproßten schon damals bescheiden hervor. Aber in der reinen Luft und freien Sonne, deren Genuß Joseph II. mit menschenfreundlichem weisen Sinn gewährte, mußte alles viel fröhlicher gedeihen. Im J. 1781 gelang es den Bemühungen eines wackern Gelehrten, Matthias Máth, die erste ungarische Zeitung in Presburg zu begründen; bald darauf entstanden mehrere, die aber jetzt wieder auf zwei beschränkt sind, wovon die eine in Wien, die andere zu Pesth erscheint. Zahlreiche Übersetzungen alter und neuer, meist classischer Werke suchten das in der Nation erwachte Bedürfniß einer geschmackvollen Lectüre zu befriedigen.

Bei der nach Josephs II. Tod eingetretenen gewaltigen, jedoch unblutigen Umwandlung des Zustandes der Nation wurden auf den Reichstagen viele wichtige Gesetze gegeben und auch sonst andere Anordnungen getroffen, die auf die kräftigere Förderung der Nationalliteratur, auf die zweckmäßige Entwickelung und Verbreitung volksthümlicher Cultur abzielten. Es wurde festgesetzt, daß die ungarische Sprache in allen niedern und höhern Schulen, als ordentliche Wissenschaft, gelehrt, daß in derselben die Geschäfte bei allen öffentlichen, politischen und juridischen Behörden geführt, alle öffentlichen Acten und Protokolle ungarisch verfaßt werden sollten. In vielen Schulen wurden mehrere Lehrvorträge ungarisch gehalten; es kam ein ungarisches Theater in Ofen und Pesth zu Stande; mehrere Zeitschriften sorgten für die rege gewordene Leselust, z. B. Mindenes Gyüjtemény, Orpheus, Kassai Muzeum, Urania u. a.; namhafte Preise wurden ausgesetzt für die Ausarbeitung wichtiger literarischer Werke. Viele geistreiche und treffliche Schriftsteller traten nun auf, die mit vereinten Kräften die ungarische Literatur so mächtig hoben, daß sich dieselbe kühn an die Literatur anderer gebildeten Nationen unserer Zeit anreihen durfte. Es erschienen auch Zeitschriften, die mehr literärische Tendenz hatten, wie die Nyelvmivelö Társasag munkáji, das Erdélyi Muzeum, das noch bestehende, ungemein nützliche Tudományos Gyüjtemény. Für die Grammatik der Sprache wurde ungemein viel geleistet von David Szabó, Rajnis, Bereg-

Digitized by Google

ſzáſzi, Gyarmathi, Aranka, Földi, Benkö, Kaſſai, Pethe, Szemere, Pápai, Böjthi, Verſegi, Virág, Révai, Horvát, Márton und viele andere. Intereſſante Originalwerke, beinahe in allen Fächern, kamen ans Licht. In der Poeſie zeichneten ſich vorzüglich aus Daniel Szabó, Joſeph Rajnis, Gabriel Dajka, Georg Aranka, Carl Dániel, Johann Batſányi, Joſeph Takáts, Adam Horvát, Graf Joſeph Teleki, Graf Ladislaus Teleki, Graf Johann Fekete, Joſeph Márton, Franz Nagy, Franz Verſegi, Joſeph Kováts, Benedict Virág, Johann Kis, Alexander und Carl Kisfaludi, Gabriel Döbrönti, Paul Szemere, Michael Csokonai, Ladislaus Tót, Daniel Berzſenyi, Michael Vitkovits und mehrere. Als proſaiſche Schriftſteller haben ſich vielen Ruhm erworben: Andreas Dugonits, Franz Kazinczy, Benedict Virág, Johann Batſányi, Franz Verſegi, Eſaias und Franz Budai, Samuel Pápai, Franz Tót, Gabriel Báthori, Georg Fejer, Stephan Márton, Daniel Ertſei, Paul Sárvári, Joſeph Teleki, Johann Csdrödi, und eine bedeutende Zahl anderer. Jedoch alle dieſe weiſe und kräftig angeordneten Maßregeln, die eine Zeitlang ſo herrliche Wirkungen hervorbrachten, wurden allmählig immer mehr beſchränkt und mit wenigem Eifer und weniger Energie aufgeführt, ſo daß auf ſolche Art wohl auch die guten Folgen derſelben nach und nach ſchwinden dürften.

*Ungariſche Sprache. Die Sprache der Magyaren (ſprich Madjaren), wie ſie gegenwärtig in Ungarn geſprochen und geſchrieben wird, iſt gewiß eine ſehr merkwürdige und beachtenswerthe Erſcheinung auf dem Felde der Philologie. Auf dem Wege des hiſtoriſchen Studiums überhaupt, den Jac. Grimm in der neueſten Zeit mit ſo ausgezeichnetem Glück betreten hat, gewährt die Kenntniß der ungariſchen Sprache ungemein viel Aufhellung und Orientirung, und iſt eine der reichhaltigſten Fundgruben für den philoſophiſchen Sprach- und Geſchichtforſcher. Unter den lebenden gebildeten Sprachen Europens, die aus Aſien herübergewandert ſind, eine der jüngſten, bei der die Familienzüge noch am deutlichſten hervortreten, von ſinnlicher Lebensfülle ſtrotzend, durch ihren kräftigen Organismus ſich ſelbſtſtändig erhaltend, und ſowohl das in ihren ungünſtigen Umgebungen ſo oft wiederkehrende Einwirken heterogener Einflüſſe ſtandhaft abwehrend, als auch jedes ſchmarotzerartige Anſchmiegen an fremde Stämme und Stämme verſchmähend — ſteht ſie in der Periode ihrer innern Geſchichte, in welcher ſie dem forſchenden Kenner wichtigere Aufſchlüſſe über die Bildung der menſchlichen Sprache überhaupt darbietet, als die Kenntniß aller übrigen bereits abgeſchliffenen, dem gemeinen Typus unterworfenen Sprachen. So wie die Magyaren urſprünglich zu dem großen Völkerſtamm gehören, der vom Südweſten Aſiens am kaſpiſchen Meere, bis in den höchſten Nordoſten Europens an die finniſchen Marken reichte, von deſſen mehreren nach Europa verpflanzten Zweigen (Uzen, Polowzen, Awaren, Chazaren, Petſchenegen u. a.) nur der eine tiefer wurzelnd, ſich zum eigenen Baum erhoben, und bis auf unſere Zeiten blühend erhalten hat; ſo ſtammt auch die magyariſche Sprache von der jenem Volksſtamme eigenen (mediſch-perſiſchen?) Urſprache her, worin die ſemitiſchen und finniſchen Sprachen, als Töchter, noch vereinigt lebten. Von dieſem Standpunkte aus zeigt ſich ſogleich der Grund des unter den Gelehrten noch immer fortwährenden Streits, ob die ungariſche Sprache mit der lappländiſchen und finniſchen verwandt ſei, wie Rudbeck, Eccard, Ihre, Hell, Sajnovits, Gatterer, Schlözer, Büſching, Hager, vorzüglich aber

Digitized by Google

Szarmathi gezeigt, oder mit den sogenannten orientalischen Sprachen, wie Otrokótsi, Örtel, Kalmár, Versegi, und vorzüglich Beregszászi bewiesen haben; — aber eben darum ist nun auch die Entscheidung einer Schwierigkeit mehr unterworfen, wie schon der scharfsinnige Niclas Révai erkannt hat. Von allen europäischen Sprachen also, außer der finnischen, in ihrer innern und äußern Form gänzlich verschieden, mußte die ungarische doch die eigenthümliche Nüancirungen und asiatischen Feinheiten ihrer Laute mit Hülfe des, seit der Bekehrung der Nation zum Christenthume, angenommenen lateinischen Alphabets ausdrücken, wodurch schon lange die Aufgabe gelöst ist, die Volney zuerst in seiner Simplification des langues orientales aufgeworfen, und dann zur Preisbewerbung in Frankreich ausgesetzt hat. — Der Ungar unterscheidet, wie der Orientale, die einfachen Vocale von den ruhenden; jene (a, e, i, o, ö, u, ü) werden scharf ausgesprochen, sie mögen kurz oder lang sein; diese haben immer eine gedehnte Aussprache, und werden mit einem Striche über sich bezeichnet á, é, í, ó, ő, ú, ű, und sehr genau von den erstern im Sprechen unterschieden, z. B. Kar (der Arm), Kár (der Schade), Kerek (rund), Kerék (das Rad), Kérek (ich bitte). Die ungarische Sprache hat ferner, so wie die orientalischen, keine eigentlichen Diphthongen; sie unterscheidet die feinsten Verschiedenheiten der Laute, besonders der Mitlaute, äußerst genau. Eigenthümliche Laute sind gy, ny, ly, ty, wo das y keineswegs wie ein i gebraucht, sondern als ein mit dem vorhergehenden Mitlaute innig verschmolzenes j (der vodere Kehlbrummer, nach Olivier) gehört wird. Sie verträgt am Anfang einer Sylbe nie mehr, als einen Consonanten; in fremden Wörtern, die mit zwei Mitlautern anfangen, werden diese im Munde des ächten Ungarn durch einen vorgesetzten Selbstlauter (aus schola wird iskola) oder einen eingeschalteten (eigentliches Schwa: aus král wird király) getrennt. Sie hat ein bestimmtes Gesetz der Vocalenfolge, wie die finnische (nach Rask und Sjögren), sie hat, wie diese, gar keine Unterscheidungen für das Geschlecht der Wörter, aber eine reiche Declination, mit einer großen Menge von Casusflexionen, die den für die Geschichte der Sprache überhaupt wichtigen Satz, den selbst Jac. Grimm in seiner deutschen Grammatik (S. 834) nur noch furchtsam ausdrückt, im hellesten Lichte darstellt, daß die Casusflexionen eigentlich aus Partikeln bestehen, die an das Wurzelwort wachsen. — Der in den Denkgesetzen begründete Unterschied zwischen den absoluten und relativen Formen der Wörter, der sich in vielen Sprachen noch theilweise findet (in den semitischen als status constructus und absolutus, in den gothischen, angelsächsischen und übrigen deutschen nach J. Grimm, als starke und schwache Formen, in den slavischen Dialekten, als concrete und abstracte, in der französischen, englischen bei den Fürwörtern als absolu und conjonctif u. s. w.), zeigt sich in der ungarischen Sprache durch alle Declinationen und Conjugationen so bestimmt und charakteristisch, daß eben daraus für den Fremden, der in keiner Sprache diese durchgängige Bestimmtheit kennt, die größte Schwierigkeit entsteht. Die verbindenden Besitzfürwörter, so wie die Verhältnißwörter (Präpositionen) werden als Suffixa ausgedrückt. Die Familien-zu-Namen werden als Adjective (aus denen sie meist entstanden sind) angesehen, und daher auch den Taufnamen vorgesetzt, z. B. Bátori Gábor, gleichsam Gabriel von Bátor, oder der Bátorsche Gabriel. Das schöne Verhältniß zwischen den Selbst- und Mitlauten, die genaue Nüancirung und richtige Ar-

Digitized by Google

ticulirung, die jede Sylbe fordert (der Ungar verträgt keine so nannten stummen Vocale, kein e muet) und die bestimmte Vocal folge, geben der ungarischen Aussprache den Charakter des Präc gen und einen männlichen Wohllaut, worin sie sich mit jeder ander messen kann. Durch die lebendige Fülle und Bedeutsamkeit der Wo formen und Fügungen gewinnt die Sprache eine ungemeine Ener durch die, nur mit der Sanskrit zu vergleichende Regelmäßigkeit ihr Flexionen und Verbindungen entsteht Deutlichkeit und Bestimmth durch die Eigenthümlichkeit ihrer reinen Wurzelwörter beweist Originalität; durch die unendliche Bildsamkeit, die aus diesen Wu zeln feste Stämme emportreibt, welche sich mit kräftigem, in treu Befolgung normaler Formen als gesund bewährenden Organismus vielfältige Äste, Zweige, Blätter und Blüthen entwickeln, erh sie einen innern Reichthum, worin sie beinahe alle Sprachen des Occidents übertrifft. Weit beschränkter ist wol zur Zeit noch d äußere Reichthum der Sprache, theils darum, weil sie bisher mit z wenig Vorsicht das Recht des Besitzes und Gebrauchs mit mehrern Sprachen im Lande theilte (mit der slavischen, serbischen, deutsch neugriechischen, wallachischen, italienischen u. a.), besonders aber dar um, weil sie viele Jahrhunderte hindurch nicht nur aus den Ge schäftsverhandlungen aller öffentlichen Behörden, sondern auch aus den Kirchen, aus den niedern und höhern Schulen durch die lateini sche, so wie lange Zeit sogar aus der gebildetern Conversation, durch die französische und deutsche Sprache, verdrängt war. Indessen ge wann sie doch oft Gelegenheit, sich weiter zu verbreiten und zu en wickeln, theils an den Höfen ungarischer Könige und Magnaten, vor züglich aber siebenbürgischer Fürsten, wo sie sich wirklich am meis ausbildete; theils durch die freie Verfassung des Landes, die in d Comitatsversammlungen (Provinziallandtagen) und auf den Reichst gen den öffentlichen Gebrauch der ungarischen Sprache nicht unt drücken ließ; theils durch die zur Zeit der Reformation eingetret polemisch-theologischen Anregungen, die sich meistentheils in der u garischen Sprache, sowol beim Lehrvortrag in Kirchen und Sch als auch häufig in Druckschriften äußerte; endlich in dem Widers ben gegen die gewaltsame Einführung der deutschen Sprache zur Ge schäftssprache unter Joseph II., was bei der damaligen Preßfrei viele treffliche ungarische Werke ans Licht förderte. Seit dieser letz ten Epoche nimmt die ungarische Sprache einen höhern, herrli Schwung, worin Kraft durch Besonnenheit geleitet zum schönen Z wahrer Nationalveredlung strebt, ohne durch den Despotismus ei Sprachakademie, die in Ungarn nie aufkommen kann, beengt zu w den. — Unter der großen Anzahl von Grammatiken der ungarisc Sprache, wovon die erste, jedoch verloren gegangene, schon im 15 Jahrh. von Janus Pannonius, die erste in Druck erschienene e im J. 1539 von Joh. Sylvester (oder Erdösi) bearbeitet war, h wol die von einem Vereine mehrerer Gelehrten in Debretzin un risch verfaßte und in Wien 1795 herausgegebene das große Verdie der ersten Anregung einer gründlichen Kritik; die von Sparma ebenfalls ungarisch geschriebene (Klausenburg 1795), zeigt ungem Reichhaltigkeit; Verseghi hat in seiner deutsch herausgegebenen Sprac lehre (Pesth 1805), so wie in seiner lateinisch geschriebenen (D 1816) manche Eigenthümlichkeit der Sprache richtig aufgefaßt, a die wahre Reinheit und edlere Form derselben verkannt; Bereg wollte in seinem Versuche einer magyarischen Sprachlehre (Erla

Digitized by Google

1797) nur die Vergleichung mit den orientalischen Sprachen berücksichtigen. Am brauchbarsten für den ersten Anfang ist die von Joh. Farkas erst verfaßte, hernach von Franz Pethe umgearbeitete, wovon viele Auflagen schon erschienen sind; dann besonders die von Joseph Márton, wovon die neueste Auflage Wien 1820, 8. herausgekommen ist. Die vollständigste, mit der scharfsinnigsten Kritik und mit philologischer Gelehrsamkeit bearbeitete Grammatik ist wol die von Niclas Révai (in 2 Bänden, Pesth 1809, 8.) begonnene, deren würdige Vollendung, woran der treffliche Verfasser durch den Tod verhindert wurde, nur von einem so gründlichen Forscher und Kenner, wie Stephan von Horvát, zu wünschen ist. — Wörterbücher haben wir schon aus den frühesten Zeiten von Pesti, Verantius, Megiserus, Fabricius, Molnár, und besonders von Páriz Pápai; in neuern Zeiten hat Joseph Márton mehrere kleine und größere, und unlängst Benjamin Mokry ein lateinisch-ungarisches herausgegeben. Aber den ganzen Wortschatz der ungarischen Sprache kritisch zu sichten, rein etymologisch und historisch-grammatisch darzustellen, bleibt noch einem künftigen ungarischen Philologen vorbehalten.

*Ungarische Weine. Nächst Frankreich ist Ungarn das bedeutendste Weinland in Europa, in Bezug auf die Menge sowohl, als auf die Verschiedenartigkeit des Produktes. Das jährliche Erzeugniß Ungarns und der dazu gehörigen Länder mag etwa 20 bis 30 Mill. Eimer betragen. Im Allgemeinen enthält der ungarische Wein sehr viel Weingeist und wenig Phlegma, weshalb man ihn den sogenannten schweren oder dicken Weinen beizählt, die zwar eine stärkere Wallung des Geblüts, aber nicht leicht Kopfschmerzen und Magenübelkeiten verursachen. Unter die edelsten Sorten gehört der Tokaier, der in der Hegyallya (der Umgegend des Tokaiergebirges) im zempliner Comitate, unter dem 48sten Gr. nördl. Br. wächst. Hier werden die Trockenbeeren auf das sorgfältigste von den andern Beeren gesondert, und sodann aus jenen eine dreifache Gattung bessern Weins bereitet. Die vorzüglichste Gattung heißt Essenz; sie ist der ölichte Traubensaft, welcher aus den Beeren von selbst, mittelst des Druckes ihrer eigenen Schwere, durch durchlöcherte Gefäße abtropft. Fließt nichts mehr ab, so werden diese Trockenbeeren mit gemeinem Tokaiermost übergossen und ausgetreten, woraus der Ausbruch entsteht. Ein zweiter Aufguß von ordinärem Tokaiermost, wobei die Überreste der Trockenbeeren mit den Händen ausgepreßt werden, gibt den Mászlás (Mäßlásch). Auf gleiche Weise wird im ménescher Gebirge (im araber Comitate) Ausbruch und Mászlás, so wie in Rust (im ödenburger Comitate) und Sanct-Georgen (im presburger Comitate) Ausbruch bereitet. Überdies erzeugt Ungarn vortreffliche Tischweine, worunter die ausgezeichnetsten sind: der ofner, erlauer, seksarder, neßmélyer, villáner, schomlauer, verschetzer, die Seeweine (am neusiedler See), der seradnyner, mischkolzer, diößegher, sékalghider. Auch Croatien hat gute, aber nicht sehr haltbare Weine. Die slavonischen Weine, worunter der syremier der bekannteste ist, sind ungemein stark. Wol die Hälfte des ganzen Weinerzeugnisses wird in Ungarn selbst vertrunken; der bessere Theil jedoch wird an die Polen, Russen, Schlesier und Österreicher verkauft, oder auch gegen andere Produkte ausgetauscht. — Man sagt dem ungarischen Weine nach, daß er sowol in den Kopf steige, als in die Füße schlage, und überhaupt nicht aufheitere.

Urbarium, nach Adelung, ein ursprünglich deutsches Wort

Digitized by Google

(Urbarbuch, d. i. Ertragbuch, von ur, er, und bären, tragen) d der oft so seltsame Sprachgebrauch eine lateinische Form gegeben Man versteht darunter ein Buch, in welchem die urbaren, und d zins- oder steuerpflichtigen Ländereien eines Bezirks oder einer meinde verzeichnet oder beschrieben sind. Die Benennung ist nicht allgemein, und man nennt solche Bücher auch Erdbücher, Gr Lager-, Zins- und Steuerbücher. (S. übrigens Cataster. Bd.

V.

*Vernunft ist das Vermögen, das Übersinnliche zu erken oder (geistig) anzuschauen (zu vernehmen). Mit dem Übersinnl beschäftigt sich z. B. der religiöse Mensch, indem sein Gemüth den übersinnlichen Grund aller Dinge, d. h. auf Gott und dessen V hältniß zur Welt und zum Menschen gerichtet ist, und insofern der Religiöse vernünftig. Man hat aber eine gebildete und eine b dungslose Vernunft zu unterscheiden. Der blos religiöse Mensch f die religiösen Wahrheiten ohne deutliches Selbstbewußtsein seiner A schauungen, blos im (dunkeln) Gefühl an, im gebildeten Religiösen erheben sich dagegen die dunkeln Gefühlsanschauungen zu klaren Ideen. Diese Erhebung oder Heraufbildung geschieht nun allein durch d Wissenschaft, welche gleichsam das Element aller Geistesbildung Eben so verhält es sich mit dem Verstande: es gibt einen gebild (wissenschaftlichen) und ungebildeten (gemeinen) Verstand. Der gebildete hat wol Begriffe von vielen Dingen, aber er ist sich der ben nicht deutlich bewußt, er kann keine Erklärung, keine Rec schaft davon geben. Die gebildete Vernunft nennt man auch die telligente, von Intelligenz, worunter man, im Allgemeinen, die A lage, das Vermögen zur harmonischen Ausbildung des Verst und der Vernunft versteht, im Besondern aber eine vernünftige verständige Persönlichkeit, wie der gebildete Geist eines Men Was Vernunft sei, kann man nur durch ihren Gegensatz, m der Vergleichung, deutlich erkennen, wie denn alle Dinge oder E heiten nur durch ihren Gegensatz (z. B das Gute durch den G satz des Bösen und umgekehrt) in uns zur deutlichen Erkenntni bracht werden. Man hat, richtig, die Vernunft für das Verm der Ideen, den Verstand für das Vermögen der Begriffe er Aber wer kann das verstehen, wenn er nicht weiß, was Ideen, Begriffe sind, und wie sich beide von einander unterscheiden? I meinen Leben werden Ideen und Begriffe wenig oder gar nich terschieden; unter beiden versteht man blos subjective Erzeu Producte des menschlichen Geistes, ohne nothwendigen Zusamme mit etwas Realem oder Objectivem, worauf sie sich beziehen. die Wissenschaft Ideen nennt, wird nicht jedem sogleich faßlich kommen, doch dürfte ein vorausgeschicktes Beispiel zur Erläute dienen: Der Künstler, z. B. ein Maler, hat von dem Kunstw das er ausführen will, jedesmal zuvor eine Idee, d. h. ein noch entwickeltes Phantasiebild, eine geistige Einheit, woraus, bei der beit des Künstlers, das Kunstwerk in der Wirklichkeit hervo (sich im Realen entwickelt) und als Ganzes in oder mit allen se Theilen sinnlich anschaubar wird. Alles demnach, was wesentlich Kunstwerk (z. B. Gemälde) gehört, war zuvor ideal oder auf stige Weise in der Seele des Künstlers vorgebildet, nur den mat

Digitized by Google

len Stoff (z. B. die Farben) nimmt er aus der Natur, aus der wirklichen Welt. Die Idee eines Kunstwerkes ist also dessen subjectiver Ursprung, und es selbst ist die entwickelte objective Erscheinung der Idee. In jedem Kunstsinnigen, der das Kunstwerk anschaut, wird die wahre Idee des Kunstwerkes durch die Anschauung erregt, weil er das Vermögen dazu in sich hat, und es ist ihm in dieser Idee, die durch die Anschauung in ihm lebendig wird, das Verständniß des Werkes und die Freude an seiner Vollkommenheit gegeben. Dagegen sehen andere, welche des Kunstsinns ermangeln oder in keiner Hinsicht Kunstbildung besitzen, wol die Erscheinung eines Kunstwerkes, aber sie verstehen es nicht, d. h. sie sind unfähig, die Idee desselben zu fassen, sie sehen z. B. in einer Madonna von Raphael einen Frauenkopf, in dem Abendmahl von Leonardo da Vinci eine muntere, in lebhafter Unterhaltung begriffene Tischgesellschaft und nichts weiter. — Denkt man sich nun die Natur, nämlich ihr Inneres, gleichsam ihr Gemüth, als das unendliche Subject der Welt (Gott als Schöpfer) so sind alle Ideen der Dinge, als deren übersinnliche Einheiten in ihr, und die sichtbaren (sinnlich wahrnehmbaren) Dinge sind die Ausführung, die objective Darstellung dieser Ideen. Die Natur als Inneres oder — was dasselbe sagt — der Schöpfer, als thätiger Inbegriff aller Naturideen, bedarf aber nicht, wie der menschliche Künstler, den Stoff zu seinen Kunstwerken von außen zu nehmen, da, unabhängig von ihm, nichts außer ihm ist; vielmehr enthalten die Ideen den vollständigen Grund sowol des Stoffs als der Form der Dinge, mithin der ganzen Dinge von geistiger sowol als materieller Seite. Das Schaffen ist daher ein Realwerden, ein Zeitlich- und Räumlichwerden der Ideen, welche die übersinnlichen Grundlagen der Dinge sind, und das Wort Natur erscheint hier in seiner wahren, ursprünglichen Bedeutung, als Geburt der Dinge (natura rerum), nämlich aus den Ideen. Da nun der Mensch, als Bild Gottes, seinem ewigen Ursprunge nach, ebenfalls eine göttliche Idee, und wenn er das höchste Naturwesen ist, auch ursprünglich, oder seinem übersinnlichen Wesen nach, die höchste Idee in Gott sein muß; so folgt daraus die Einheit oder wesentliche Verwandtschaft des übersinnlichen Menschen mit Gott, und der Mensch hat, vermöge dieser innern Einheit, das Vermögen, die Ideen der Dinge zu erkennen oder sich derselben bewußt zu werden. Denn aus gleichen Grunde erkennt ja auch der Künstler die Ideen der Werke eines Kunstverwandten, versteht der Kunstsinnige den Geist der Kunstwerke, die er anschaut, er versteht sie vermöge der Einheit des künstlerischen Geistes, vermöge derjenigen Eigenschaft des menschlichen Gemüths, welche Künstler unter einander und mit Kunstsinnigen gemein haben. Das Vermögen nun, die Ideen der Dinge zu erkennen oder innerlich anzuschauen, heißt Vernunft in wissenschaftlichem Sinne. Wer nun dieses höchste Vermögen in sich entwickelt hat, d. h. wer Vernunftbildung besitzt, der erkennt die ursprüngliche Einheit aller Dinge in Gott, als dem Inbegriff oder der unendlichen Einheit aller Ideen, erkennt einen innern durchgreifenden Zusammenhang in der Welt (dem Universum), und diese daher als das organische All, als die systematische Offenbarung der unendlichen Vollkommenheit Gottes, weiß, daß die Welt, die er äußerlich anschaut, nur der Wiederschein einer innern, in ihm selbst lebenden Ideenwelt ist, und daß dieselbe schöpferische Kraft, welche außer ihm die Dinge hervorbringt, auch in seinen Sinnen thätig ist und in der sinnlichen Anschauung

Digitized by Google

die Welt abbildlich wiederholt. Für die Vernunft also ist alles e
für sie gibt es nur einen Gott, nur eine Welt (als Erscheinung
tes), nur einen unendlichen Geist (als göttliche Weltseele) u
nen ins Unendliche ausgedehnten und beseelten Leib (das
Universum), nur ein Leben, nur eine Wahrheit, und alle Tre
ist nur Schein, alle Vielheit nur Offenbarung des glei en w
chen Wesens auf unendlich verschiednen Stufen. Für den Ver
gegen ist alles getrennt; so die Ideen (als Begriffe) von den D
und diese von einander selbst, so der Geist (das Leben) von der
terie, so die Seele vom Leibe, Gott von der Welt, das Wes
der Form u. s. w., und alles hat nur ein äußeres Verhältn
steht in zufälliger Verbindung mit einander. Denn der Ver
ein sonderndes Vermögen; in ihm vereinigen sich die Reflexion
tung des Geistes auf das Einzelne, Besondere) und Abstraction
dernde, trennende Thätigkeit); er trennt vor allem in der Anf
ung das Subjective vom Objectiven und sondert dadurch die
von den Dingen, das heißt, er bildet Begriffe, die er theils durch
Eindrücke der Dinge von außen (durch einen zufällig gegeb
Stoff), theils durch eigene willkürliche Thätigkeit erhalten zu
ben wähnt. Die Tendenz des reflectirenden und abstrahirenden
standes ist daher Sonderung, Trennung, Zersplitterung,
faltigung ins Unendliche. Die Welt ist ihm eine unendliche
heit von Einzelnheiten, ein ganzes nicht durch innere göttliche
lung und nothwendigen Zusammenhang ihrer Glieder, sonder
durch äußere Verbindung an sich getrennter Theile, vermögt
mächtigen Willkür eines von der Welt absolut getrennten
Der Verstand für sich allein ist also nicht das Vermögen, durch
ches der Mensch die Wahrheit erkennt, sich selbst, Gott und
Welt verstehen lernt, sondern die Vernunft. Der Verstand
den Menschen in das Reich der Täuschung ein, die Vernunft
ihn in sich selbst und zur Erkenntniß der Wahrheit zurück, der
stand ist der Abfall von der Vernunft; denn diese ist das
im Menschen, der Verstand das blos Menschliche in der Tre
von Gott. Da aber alles nur durch den Gegensatz zur Selbsterk
niß kommt, so ist der Verstand und seine Bildung nothwendig
Selbstbewußtsein der Vernunft. Die Einheit kann nur im Geg
der Vielheit und Mannichfaltigkeit, und die wahre Bedeutung
Vielheit nur im Gegensatz der Einheit erkannt werden.
nunftbildung ist daher ohne Verstandesbildung unmöglich, aber
Gegentheil, findet auch ohne Vernunftbildung keine wahre Ver
desbildung statt. Zu wahrer Bildung gehört ein richtiges Ver
niß zwischen Verstand und Vernunft, eine harmonische Aus
beider. Ein Übergewicht des einen Vermögens über das ander
erzeugt einseitige und Afterbildung. Bei den meisten Menschen
noch ein Übergewicht der Verstandesbildung auf Kosten der Ver
Dies ist der Charakter der herrschenden geselligen Bildung un
Zeit: Man besitzt viel Kenntnisse (Begriffe) und Gewandthei
Gebrauche derselben für die gegenseitige Unterhaltung, Combinat
gabe, geübte Urtheilskraft für die Darstellung menschlicher Ver
nisse, aber wenig Erkenntniß (klare Anschauung der Ideen). M
an Einsicht in die göttlichen Verhältnisse, welche nur eine Vern
bildung gewährt, die sich den Verstand zweckmäßig untergeordnet,
seinem Organ zugebildet hat. Auf der andern Seite bring
Uebergewicht der Vernunft über den Verstand die entgegenge

Digitized by Google

Einseitigkeit in der Bildung hervor und erzeugt wissenschaftliche Schwärmerei — wenn man es so nennen darf — einen Mysticismus in der Wissenschaft, der ein Widerspruch in ihr ist, denn die Wissenschaft soll nicht in Räthseln sprechen, sondern vielmehr, ihrer Bestimmung gemäß, die Mysterien (Geheimnisse) der Natur, Kunst und Religion — so weit sie es vermag — enträthseln. Aus dem vorhin erwähnten Übergewicht der Verstandesbildung im Gegensatz gegen ächte Vernunftbildung (welche eine höhere Verstandesbildung einschließt), erklärt sich auch der Gegensatz zwischen empirischen und wissenschaftlichen Naturforschern, oder überhaupt zwischen empirischen und wissenschaftlichen Gelehrten innerhalb ihres gemeinschaftlichen Standes. Jene (die Empiriker) betrachten und erforschen die Natur mit verständigem Geiste, sie halten die Trennung der Dinge in der Welt für ursprünglich und absolut (für an sich statt findend) und sehen daher nur äußere Beziehungen der Dinge, keine innere Einheit. Diese (die wissenschaftlichen Gelehrten) betrachten und erforschen die Natur mit vernünftigem Geiste; sie sehen in der Mannichfaltigkeit die nothwendige Entwickelung der Einheit für die Erscheinung, erkennen überall innern (organischen) Zusammenhang und wesentliche Verwandschaft, und erblicken in der erscheinenden Welt die Offenbarung Gottes nach ewigen Gesetzen. — Wahre Vernunftbildung ist also die Einheit oder Harmonie der Verstandes und der Vernunft in der Ausbildung. Solche Bildung ist eins mit wissenschaftlicher (philosophischer) Bildung; sie heißt auch intelligente Bildung. Die möglichste Vollkommenheit der lestern ist das höchste Ziel der Geschichte, d. h. die Entwickelung der Menschheit.

*Verstand nennt man das Vermögen zu begreifen, d. h. Begriffe zu bilden und sie auf die Wirklichkeit anzuwenden. Begriffe sind ideale Einheiten, die sich zum Realen oder zur Wirklichkeit als Allgemeines zum entsprechenden Besondern verhalten, und Begreifen heißt das Besondre auf das Allgemeine oder den entsprechenden Begriff beziehen. Das Wort Pflanze z. B. bezeichnet einen Begriff, auf welchen jede besondre Pflanze, oder umgekehrt, welcher auf jede Pflanze bezogen wird. Durch diese Beziehung jeder einzelnen Pflanze auf den allgemeinen Begriff derselben, oder umgekehrt, des Begriffs auf die einzelne Pflanze wird diese sogleich als solche erkannt oder begriffen, oder auch verstanden. — Das Weitere findet man in dem Artikel Vernunft.

Vischer (Peter) verdient unter den Künstlern, die das kunstliebende Nürnberg hervorgebracht hat, eine ausgezeichnete Erwähnung. Wann er geboren wurde, ist unbekannt. Als wandernder Handwerksgeselle zog er aus Nürnberg aus, durchreiste Deutschland und Italien, wo er sich im Zeichnen und Bossiren vervollkommnete und durch Studium der Antike und neuerer Meisterwerke seinen Geschmack und sein Talent ausbildete. Als vollendeter Meister kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er sich nun häuslich niederließ und eine eigene Werkstatt als Gelb- und Glockengießer errichtete. Bald machten seine Kunstwerke seinen Namen berühmt; doch hat sich in neueren Zeiten ein Streit erhoben, ob er die Modelle zu seinen Arbeiten selbst gefertigt oder blos ihre Ausführung besorgt habe (Man sehe das Kunstblatt 1822, Nr. 86). Vom In- und Auslande erhielt Vischer Bestellungen und seine Gießhütte ward von keinem Fremden, der Ansprüche auf Bildung machte, übersehen. In spätern Jahren arbeitete Vischer mit seinen fünf Söhnen gemeinschaftlich und so entstand z. B. sein berühmtes Grab des heil. Sebaldus in der St. Se-

Digitized by Google

baldkirche zu Nürnberg (von 1506—1519), das durch Richtigkeit d Zeichnung, die edeln und abwechselnden Stellungen, den Ausdruck d Köpfe in der großen Menge von Figuren, und den Faltenwurf d Gewänder, so wie durch die Reinheit des Bronzegusses sich den rühmtesten Werken italienischer Meister gleichstellt und selbst viele tike übertrifft. Außer den Aposteln (gestochen von Albert Dü Nürnberg 1822) und den Kirchenvätern bemerkt man an diesem D male allein 72 Figuren. Früher, als dieses berühmteste aller D Vischer's, das durch viele Kupfer in neuerer Zeit bekannt gem ist, war das eherne Grabmal des Erzbischofs Ernst von Magdeb das die Jahrzahl 1497 trägt (Herausgegeben und beschrieben v Cantian. Berlin 1822. Fol.) Unentschieden ist noch, ob das be zene Basrelief in der St. Egidienkirche zu Nürnberg mit Vischer Zeichen und der Jahrzahl 1522, den Leichnam Jesu vor dem Kr liegend, darstellend, vom Vater oder von einem der Söhne de stamme. Der Mittelmäßigkeit der Arbeit wegen, hat man das le tere geglaubt. Auch das Denkmal des B. Chr. von Stadion, d diesem Relief gegenüber eingemauert ist, würde diese Annahme bes tigen. Denn die unbestrittenen Werke P. Vischer's, die aus Erz gegossene Figur des Apollo, jetzt im Schlosse zu Nürnberg, als die Zier eines Brunnens, und das leider jetzt vernichtete Gitter, mit Labenwolf's Reliefs, das Jahrhunderte lang eine Zierde des nürn berger Rathhauses war, bis es 1809 als altes Metall zerfiel, noch rechtfertigten von jeher die hohe Meinung von seinem künstlerischen Talente. Jenes kostbare Gitter war die letzte Arbeit des Peter Vischer, bei der ihn, noch vor der Vollendung, der Tod überr Nach der gewöhnlichen Angabe starb er 1530; nach andern, durch einen unglücklichen Zufall, zehn Jahre später. Zu der Reihe sei bekannt gewordenen Werke gehören auch Bronzen in der Schloßk zu Wittenberg. — Sein Bild, wie er in der Gießhütte aufsah, hat P. Vischer unter den kleinen Figuren am Sebalduságrabe ang bracht, und P. Vogel im großen Prunksaale zu Pillnitz neben s Sculptur danach wiederholt. Nachgüsse der zwölf Apostel von d jenem Denkmale findet man als Träger des Altargeländers in d Domkirche zu Berlin.

Vließe (Orden der drei goldenen). Der Stiftu urkunde zufolge, datirt aus dem kaiserlichen Lager zu Schönbr 15ten Aug. 1809, wollte Napoleon durch die Errichtung dieses O dens seiner großen Armee einen ganz besondern Beweis seiner Z denheit geben; eigentlich aber war es wol nichts weiter, als e Anfall von Übermuth, der ihn bewog, seinen beiden Orden der E renlegion und der eisernen Krone noch diesen dritten an die Seite setzen. Derselbe sollte aus 100 sogenannten Großrittern, 400 Co mandeurs und 1000 Rittern bestehen, und war allerdings vorzu weise dem Heere gewidmet, indem von Civilpersonen nur die Staa würdenträger, die Minister, wenn sie zehn, die Staatsminister, wen sie zwanzig, und die Staatspräsidenten, wenn sie drei Jahre lan ihre Stellen bekleidet hatten, darin sollten aufgenommen werd können. — Unter den Kriegern hatten nur diejenigen Anspruch d auf, die aus verschiedenen Feldschlachten drei Wunden aufweisen k ten. Diejenigen Regimenter, welche den großen Schlachten der g ßen Armee beigewohnt hatten, erhielten den Orden für ihre Fa und hatten auf ewige Zeiten das Recht, daß der würdigste von ih Subalternofficieren Commandeur, und aus jedem ihrer Batail

Digitized by Google

würdigſte Unterofficier oder Soldat, Ritter des Ordens waren. e ſollten 4000, dieſe 1000 Franken jährlich aus den Einkünften Ordens beziehen. — Um Großritter werden zu können, mußte ein Corps der großen Armee in offener Feldſchlacht, oder bei r Belagerung befehligt haben. — Der Kaiſer war Großmeiſter, der kaiſerliche Kronprinz, König von Rom, einziges gebornes tglied des Ordens; die Prinzen vom Geblüt mußten wenigſtens m Feldzuge beigewohnt, oder zwei Jahre gedient haben, um ihn erhalten. — Es iſt nicht bekannt geworden, was für Urſachen den iſer bewogen haben, dieſe ſeine glänzende Schöpfung gleichſam der fallen zu laſſen; wenigſtens ſind die auf den 15ten Aug. 1810 ſprochenen Ordensſtatuten nie erſchienen, und von Ernennungen ren bis zur Reſtauration nur die des Ordenskanzlers (Graf Anoſſy) und des Ordensſchatzmeiſters (Graf Schimmelpennink) zur ntlichen Kenntniß gekommen.

Vulkaniſten. Die Meinungen über die Entſtehung der Gebirgsarten, oder der Erdrinde überhaupt, zerfallen gewöhnlich in ein ppeltes: die Bildung derſelben entweder durch ein wirkſam geweſe- und noch wirkſames Feuer, oder durch vorwiegende Wirkſamkeit Waſſers, auf dem ſogenannten trockenen oder naſſen Wege. Jene nt man Vulkanismus, dieſe Neptunismus, wozu man, hinſichtlich mehr ſtarren und mechaniſchen Bildungen im Großen, auch noch Plutonismus fügt. Man hat ſich meiſt zu einſeitig der einen er der andern dieſer Anſichten zugewendet und ſolchergeſtalt Parteien bildet, die beſonders in Beziehung auf die jetzt wieder mehr als ber verfochtene Vulkanität des Baſaltes (worüber man Roſe's toriſche Symbola, die Baſaltgeneſe betreffend, Bonn 1820, 8. verriche) lebhaft geſtritten haben. Auf eine urſprüngliche Flüſſigkeit utet unverkennbar die regelmäßige Kugelgeſtalt des Erdballs. Ob eſe Flüſſigkeit wäſſeriger, feuriger oder auch luftförmiger Art war, ßt ſich nicht beſtimmen, aber es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß es n Mittelzuſtand, eine noch nicht völlige Sonderung der Urſtoffe war. ede der erwähnten Anſichten hat etwas für ſich, wiewol andere mſtände ihr widerſprechen. Wir wollen hier die Gründe für die nſichten der Vulkaniſten und Neptuniſten zuſammenſtellen. Der eptunismus, den ſchon früher Bergmann und in neuern Zeiten beſonders Werner und de Luc verfochten haben, behauptet, daß die Gealt, worin wir die Foſſilien finden, durch das Waſſer allein gebildet orden ſei. An der Geſtalt, der innern Zuſammenſetzung und Aneinanderfügung, ſo wie am chemiſchen Gehalt der Gebirgmaſſen, läßt ſich rkennen, daß dieſelben aus einer Flüſſigkeit entſtanden ſind; ſelbſt auf en Gipfeln hoher Berge zeigen ſich in den Verſteinerungen ehemaliger Seegeſchöpfe offenbar Spuren des vor Zeiten vorhanden geweſeen Meeresbodens, und noch deutlicher verrathen die mit Sand bedeckten, von Salz und andern Meeresbeſtandtheilen durchdrungenen Ebenen die Geſtalt des Seegrundes. Über die auf dieſe Anſicht gegründete ſogenannte Formationstheorie, welche vier verſchiedene Perioden des Entſtehens der Gebirgsarten aus dem Waſſer und durch daſſelbe annimmt, und die allgemeine Waſſerbedeckung in einer und derſelben Periode, nachdem ſie bereits geſunken war, von neuem wieder ſteigen läßt, iſt bereits in den Art. Geologie, Urgebirge Bd. 10, Flötzgebirge Bd. 3 und Übergangsgebirge Bd. 10 geſprochen worden. Wir bemerken daher im Allgemeinen nur noch Folgendes. Die aus der allgemeinen Flüſſigkeit entſtandenen Niederſchläge, die

Digitized by Google

den Grundstoff der Gebirgsarten abgeben, sind in den verschiedenen Perioden sehr verschieden. Der Granit, der die Basis der Erde bildet, ist nach der Theorie des Neptunismus die älteste, weil die Theile, woraus derselbe besteht, müssen durch eine beinahe gleichzeitige Krystallisation verbunden worden sein. Auf ähnliche Art sind die andern Urgebirgslager, Gneis, Quarzfels, Glimmerschiefer, Thonschiefer, Porphyr entstanden. Bei der Voraussetzung, daß die Gebirgslager sich aus dem Niederschlag einer Flüssigkeit gebildet haben, muß man auf einem andern aufliegende Gebirge für eine jüngere und spätere Bildung gehalten werden, als dasjenige, das dessen Grundlage ist. Die Entstehung mehrer verschiedener Gebirgslager aus der Wasserbedeckung einer und derselben Bildungszeit erkennt man aus der Übereinstimmung hinsichtlich ihrer Gemengtheile und ihrer Lagerung, woraus sich auf dieselbe Richtung der Fluth und auf gleichartige Umstände bei der Entstehung schließen läßt. Die ältesten, allen spätern zum Grunde liegenden Gebirge sind frei von organischen Naturresten (s. d. Art.) und erst zu der Zeit, wo das jüngere Gebirge sich bildete, scheinen das Thier- und Pflanzenreich da gewesen zu sein. Das Grundgebirge muß daher für das Erzeugniß jenes anfänglichen flüssigen Zustandes gehalten werden, woraus der feste Erdkörper sich anfänglich bildete; in dem jüngern oder aufgeschwemmten Gebirge hingegen sind die Wirkungen und Erzeugnisse einer allgemeinen Überschwemmung sichtbar, welche die Gestalt der ganzen damaligen Erdoberfläche veränderten. Jene Gebirge, welche bei einem tiefern Niveau und einem vermuthlich minder ruhigen Entstehen der Lagerung aus dem schon tiefen Wasserstande, die ersten Spuren der organischen Welt enthalten, bilden zwischen dem ältesten und jüngsten Gebirge den Übergang, und heißen daher Übergangsgebirge, weil sie von dem frühern durch seine mehr mechanische Zusammensetzung aus schon geschiebeartigen, mehr zufällig und nicht nach einem eigenthümlichen Bildungsgesetz geformten Gemengtheilen unterscheidet. In der Bildungsperiode, wo sich die Urgebirge und Übergangsgebirge aus dem Gewässer niedergeschlagen hatten, nahm das Wasser ab und ließ dem organischen Leben Raum. Durch ein neues Ansteigen des Gewässer aber wurden die alten Bildungen zum Theil zertrümmert, und aus diesen Trümmern war der den Gebirgen der Flötzzeit meist zum Grunde liegende Sandstein gebildet, und nach diesem mehre mechanischen Gebilde entstanden aus der neuen Wasserbedeckung so auch die übrigen Flötzgebirge. Die schon gesunkene Wassermasse erhob sich jedoch in dieser Periode noch einmal, wobei dann, erst durch mechanische Zerstörung, und endlich durch Niederschläge einer andern Art das Flötztrappgebirge, wozu der zwischen Neptunisten und Vulkanisten so häufig besprochene Basalt gehört, entstand. Diese vier Formationen nun bilden das Ganze der Erdoberfläche, wozu noch die verhältnißmäßig unbedeutenden Erzeugnisse vulkanischer Art und das aufgeschwemmte Land — die späteste und jüngste Bildung — hinzuzufügen sind. Während der Bildung jener Gebirgslager entstanden Spalten in denselben, wodurch Höhlungen von verschiedenem Umfange sich bildeten, worein das Wasser, das verschiedene aufgelöste Stoffe enthielt, sich drängte und die Erzadern hervorbrachte. Dies sind die Grundzüge der neptunistischen Theorie; doch haben neuere Beobachtungen selbst solcher Geognosten, die im Allgemeinen diese Ansicht huldigen, gegründete Zweifel erregt, wodurch das System zum Theil erschüttert, und besonders die bisher angenommene Übergangs-

Digitized by Google

eit mit der Bildungsperiode der Urgebirge zusammengeworfen wird, ithin nur drei Perioden, die Urzeit oder die Periode chemischer ildung, die Flötzzeit oder die Periode chemischer Zerstörung und Wiederherstellung, und endlich die Zeit einer meist blos mechanischen erstörung und Bildung, woraus das aufgeschwemmte Gebirge ent- and, angenommen werden. Man muß zugeben, daß die neptunisti- he Lehre mit vielen Erscheinungen übereinstimmt, die man bei der ntersuchung der Gebirgslager antrifft, es gibt dagegen aber auch iele Thatsachen, die man nicht leicht damit vereinigen kann. Der inwurf, daß diese Lehre dem Wasser eine auflösende Kraft zu- hreibe, die es jetzt nicht auf die Gebirgsarten äußere, läßt sich leicht urch die Bemerkung abweisen, daß das bildende Gewässer, woraus ch die Gebirgsarten niedergeschlagen haben, zum Theil ganz andere igenschaften gehabt habe, als das jetzige, und daß ein anderes piel chemischer Kräfte gewirkt haben müsse, wie denn z. B. Sub- anzen, die für sich allein in Säuern unauflöslich sind, sich auflösen, enn man sie verbindet, wie die alkalinischen Auflösungen von Kie- lerde und Alaunerde. Auch die Verschiedenheit der Lage der Schich- n und deren Abweichung vom Horizontalen läßt sich aus den ver- hiedenen Arten der Krystallisation wol erklären. — Die Vulkani- en machen dagegen aus dem Ansehen verschiedener Mineralien, welche ach ihrer Behauptung nicht durch Niederschlag aus dem Wasser ge- ildet werden können, sondern die sichtbaren Spuren einer Erzeu- ung durch das Feuer an sich tragen, Einwendungen gegen jene Lehre, nd wollen eben dadurch ihrer Ansicht eine Begründung geben. Der ulkanismus schreibt der Wirksamkeit einer in dem Schoße der Erde hätigen Hitze die Bildung der Gebirgsarten zu. Man hält diese ür die Trümmer einer frühern Welt, die durch jene Feuerwirkung ehr oder minder geschmelzt und durch spätere Abkühlung consolidirt orden sind. Da nun das unterirdische Feuer sich in einer großen iefe befindet, so müssen die Substanzen, worauf es wirkt, sich un- er einem starken Drucke befunden haben. Dies verhütete ihre gänz- iche oder theilweise Verflüchtigung, und aus diesem Umstande erklärt nan Erscheinungen an Mineralien und Eigenschaften derselben, die onst mit der Voraussetzung, daß sie durch das Feuer entstanden seien, icht vereinbar wären. Die Vulkanisten nehmen ein beständiges Sy- tem vom Verfall und Erneuerung der Erdoberfläche an. Die feste Masse wird durch die darauf wirkenden Kräfte zerstört. Die härte- ten Felsen werden durch Luft und Wasser zersetzt, und diese Ursachen virken, wenn auch langsam, doch stetig. Die aufgelösten Stoffe müs- en endlich dem Weltmeere zugeführt und auf dessen Boden abgesetzt verden. Aus diesen Voraussetzungen erklärt man das Ansehen, das ie Gebirgslager hinsichtlich ihrer Structur und Lage haben. In Be- iehung auf die Structur findet sich eine große Verschiedenheit. Ei- ige, wie der Granit, bestehen hauptsächlich aus Substanzen im kry- tallisirten Zustande, und diese sollen eine vollkommne Schmelzung rlitten haben; andere hingegen, wie Sandstein und Kreide, sind von erschiedenartigem Gefüge, oder unvollkommen consolidirt, und diese ollen nur in einem erweichten Zustande gewesen sein. Zwischen die- en gibt es viele Zwischengrade. Hinsichtlich der Lage sind einige ho- izontal, andere unter einem Winkel geneigt, andere vertikal, unregel- näßig und abgebrochen, und diese Gestalt muß von der Wirkung der Kraft herrühren, durch welche sie erhoben wurden. Bei der ersten Bildung derselben im Meeresgrunde muß ihre Lage horizontal gewe-

Digitized by

sen sein, als sie aber vermöge der von unten herauf wirkenden ausdehnenden Kraft erhoben wurden, mußten ihre Bestandtheile zerbrechen werden und verschiedene Lagen entstehen. Die Neptunisten läugnen die Möglichkeit, daß irgend ein Grad von Hitze stark genug sei, Granitmassen und Urgebirge zu schmelzen. Wie könnte eine solche Hitze im Innern der Erde wirksam sein! Dagegen ist nicht zu läugnen, daß Feuerwirkung bei der Bildung mehrer Mineralien thätig gewesen ist, und selbst in Gegenden, wo jetzt keine Vulkane sind und seit Menschengedenken es keine gegeben hat, findet man Spuren solcher Wirkung. Viele Substanzen, die durch Feuer entstanden sein sollen, wie z. B. Basalt, wollen zwar die Neptunisten auch auf nassem Wege entstehen lassen, obgleich neue Beobachtungen diese Annahme immer zweifelhafter machen. Wenn es auch gewiß ist, daß ungeheuere unterirdische Feuer noch immer wirken, und die Kraft des Feuers, unermeßliche Gebirgschichten zu erheben, aus der Entstehung neuer Inseln durch Vulkane im Meere ernannt wird, so streitet gegen die Annahme der vulkanistischen Lehre in ihrem ganzen Umfange der Umstand, daß man bei vielen Mineralien schwerlich auf eine Entstehung durch Feuerwirkung glauben kann, und am wenigsten bei denjenigen, welche organische Überreste enthalten, die durch die Schmelzung nothwendig hätten zerstört werden müssen. Könnte man annehmen, daß Schmelzung durch Feuer und Auflösung im Wasser die einzigen Wege wären, auf welchen die flüssigen Stoffe der Gebirgslager durch Krystallisation gebildet werden konnten, so würden freilich die Anhänger beider Parteien, wenn sie die unwiderleglichen Einwürfe gegen die Ansicht der Gegner dargethan hätten, ihre Meinung begründet haben; aber der unbefangene Beobachter, der es unmöglich findet, viele Erscheinungen der alleinigen Wirksamkeit des Feuers oder des Wassers zuzuschreiben, wird eher geneigt sein anzunehmen, daß beide Kräfte ihren Antheil an der Bildung der Erdoberfläche gehabt haben.

W.

Wachsen, Wachsthum. Man versteht bekanntlich unter diesen Worte die allmählige Vergrößerung der organischen Körper vermöge eines innern Triebes, welcher nach außen wirkt und durch welchen die räumliche Sphäre (die Ausdehnung, Größe) eines organischen Körpers, in einer mehr oder weniger bestimmten Zeit, bis zu einer gewissen Grenze erweitert wird. Das Wachsen der organischen Körper ist bedingt durch Anziehung und Aufnahme des Nahrungsstoffes von außen, welchen der organische Körper aus innerer, eigenthümlicher Kraft sich aneignet oder assimilirt, d. h. in die seiner Natur entsprechende organische Masse verwandelt, und eben in dieser Assimilation und Vermehrung der assimilirten Masse besteht das Wachsen oder Wachsthum. Die Aufnahme des Nahrungsstoffes von außen nennt man im Allgemeinen sich nähren, im Besondern, bei Pflanzen, einsaugen, bei Thieren bekanntlich fressen, saufen, bei Menschen essen, trinken, nur beim Mineral, insofern es sich im Wasser krystallinisch bildet und bildend wächst, hat man für diese Aufnahme noch keine besondere Benennung. Denn allerdings kann man auch von dem entstehenden Krystalle sagen, daß er sich nährt, indem z. B. der Salzkrystall nur in einer Salzauflösung entstehen und sich vergrößern

Digitized by Google

nn, und bei dieser Entstehung werden ja die Salztheile nicht von ußen durch äußere Kräfte zusammengetrieben (wovon man sich schwer- ch eine vernünftige Vorstellung machen kann), sondern auch der Kry- all, als ein organischer Körper der niedersten Stufe, wächst ver- öge eines innern bildenden Triebes, und zieht aus eigener Kraft n dazu nöthigen Stoff (Nahrungsstoff) von außen an sich, um ihn im Bau seiner eigenthümlichen Form zu verwenden. Nun steht aber em Vorgange der Einsaugung bei allen organischen Wesen der Pro- ß (Vorgang) der Ausscheidung gegenüber, welche nichts anders als ne theilweise Auflösung der organischen Masse durch die umgebenden lemente ist. Diese Auflösung ist derjenige Prozeß, wodurch die Ele- ente sich von den organischen Dingen nähren; denn wenn diese nur adurch fortbestehen können, daß sie unaufhörlich Nahrungsstoff an sich eißen und ihn in ihre Substanz verwandeln, so können auch die Ele- ente auf keine andere Weise fortbestehen, als daß sie die verlornen Bestandtheile wieder ersetzen, welche sie in der Wechselwirkung (im ampf) mit den organischen Dingen, und mit einander selbst, diesen nd sich selbst gegenseitig entrissen. Wie bald müßte z. B. die atmo- phärische Luft durch das Athmen unzähliger Thiere und Pflanzen, nd so auch durch die Unterhaltung des Feuers an unzähligen Punk- en der Erdoberfläche, wodurch ihr das Sauerstoffgas entrissen wird, ersetzt und entmischt, mithin zum fernern Athmen und Verbrennen anz untauglich werden, wenn sie nicht durch ihre Thätigkeit die or- anischen Wesen (namentlich die Pflanzen) und die übrigen Elemente ortwährend zur Ausscheidung des Sauerstoffs reizte und so den fort- ährenden Verlust auch fortwährend wieder ersetzte. So ist alles in egenseitigem Nähren und Ausscheiden, Wachsen und Abnehmen, Aus- eben und Einnehmen des Nahrungsstoffes begriffen, und das Fort- estehen, die Erhaltung aller Dinge ist durch diesen Wechselkampf be- ingt. (Man vergl. den Artikel Natur.) — Aber Wachsthum im ngern Sinne erkennt man nur an, wo durch Prozesse der Einsau- gung, Verdauung und Ernährung die Vergrößerung des organischen Körpers bewirkt wird. Eine Vergrößerung kann aber nur erfolgen, so lange mehr Nahrungsstoff auf- oder eingenommen und assimilirt, als ausgegeben (verloren oder ausgeschieden) wird. Während des Wachsthums eines Dinges, z. B. eines Thieres, müssen also die oben erwähnten Prozesse des Einsaugens, Verdauens und Ernährens das übergewicht über die Aussonderungs- oder Ausscheidungsprozesse (z. B. das Ausdünsten, Ausathmen, Abgang des Koths u. s. w.) haben. Aus dem Artikel Thier kann man ersehen, daß alle diese Prozesse, auf welchen das Wachsthum beruht, die vegetativen oder pflanzlichen genannt werden, weil sie nur in den pflanzlichen Theilen oder Systemen des thierischen Organismus vorgehen, und weil das ganze Leben der Pflanze in diesen Prozessen besteht. Die- sen pflanzlichen Verrichtungen sind nun im thierischen Körper die ei- genthümlichen Functionen des Thieres, Empfindung und Bewegung, entgegengesetzt, und da die pflanzlichen Organe (Verdauungs-, Er- nährungs- und Athemorgane) mit den thierischen Organen oder Sy- stemen (dem Nerven- und Muskelsystem) in Wechselwirkung stehen, so werden die pflanzlichen Prozesse durch die thierischen nothwendig beschränkt. Je mehr also die thierischen Systeme sich ausbilden, je vollkommener und herrschender sie werden im thierischen Organismus, desto mehr wird das Wachsthum begrenzt. Die Zeit des Wachs- thums der Thiere und Menschen ist daher das Jugendalter; es ist

Digitized by Google

die Epoche des herrschenden pflanzlichen Lebens. Im männlichen Alter hat das bemerkbare Wachsthum seine Grenze erreicht, die nicht mehr überschritten wird; denn in dieser Epoche des Lebens ist die pflanzliche Thätigkeit durch die thierische in soweit beschränkt, daß die Einsaugungs-, Verdauungs- und Assimilations- (Ernährungs-) Prozesse nur noch den Ausscheidungsvorgängen das Gleichgewicht halten; im hohen Alter endlich gewinnt die ausscheidende Thätigkeit die Oberhand, das Wachsthum wird rückgängig, der Körper schrumpft zusammen, und zuletzt erfolgt der Tod, d. h. die Elemente siegen über die Kraft des Organismus, lösen ihn auf, und jedes nimmt seine Bestandtheile, die ihm bei der Bildung des Organismus eingeräumt wurden, wieder in sich zurück. Aus dieser Ansicht geht hervor, daß das Wachsthum eigentlich Attribut (Eigenthümlichkeit) der Pflanzennatur ist, und daß das Thier nur wächst, insofern es die Pflanze in sich aufgenommen hat (s. d. Art. Thier). Je allmähliger daher und langsamer in einem Thiere sich die thierischen Systeme und Verrichtungen (welche das Wachsen beschränken) ausbilden, desto länger dauert das Wachsthum; der Grad der Geschwindigkeit aber, in welchem sich die eigentlich thierisch-organischen Kräfte ausbilden, richtet sich im Ganzen bei den luftathmenden Thieren nach der Vollkommenheit des ganzen Organismus, hinsichtlich seiner Idee oder Anlage, und nach der Größe, welche der Organismus, dieser Anlage gemäß, erreichen kann. Daher ist die Dauer des Wachsthums beim menschlichen Organismus, bei welchem das schönste Ebenmaß der organischen Kräfte und Gebilde statt findet, im Verhältniß zu seiner mittleren Größe, die längste. Bei den wasserathmenden Thieren (Wasserthieren) hat die Dauer des Wachsthums überhaupt keine so bestimmte Grenze, wie bei den luftathmenden Landthieren, weil die thierischen Organe bei jenen Thieren noch auf einer niedern Stufe stehen, um hin den pflanzlichen Trieb nicht genug beschränken können. Daher wachsen die Fische, welche im Ganzen ein bedeutendes Alter erreichen, fast während ihrer ganzen Lebenszeit. — Schwerer sind die organischen Gesetze auszumitteln, nach welchen sich die räumliche Grenze des Wachsthums, d. h. die bestimmte Größe bei den verschiedenen Thiergattungen richtet. Auch hier scheint indeß ein gewisses Verhältniß der vereinigten pflanzlichen und thierischen Naturen das am meisten Bestimmende zu sein, und es ist merkwürdig in dieser Beziehung, daß die meisten riesenhaften Thiere unter den Wasserthieren vorkommen, und daß die größten Landthiere pflanzenfressende sind. Und eben so merkwürdig ist es, daß unter den luftathmenden Thierclassen diejenigen fast durchgängig nur kleine Thiere enthalten, welche von der atmosphärischen Luft am abhängigsten und ganz für dieses Element organisirt sind, nämlich die Insecten und Vögel. (Man vergl. diese Art. Bd. 5. u. 10.) Die Luft ist aber, in chemischer Hinsicht oder ihrer Substanz nach, der thierischen Materie verwandt, indem beide durch Stickstoff charakterisirt sind (s. Gasarten, Bd. 4. und Thiere), das Wasser dagegen ist der Pflanze verwandter, als dem Thier, und zugleich Nahrungsstoff für die Pflanze; und so bewährt sich auch von dieser Seite das in der ganzen organischen Welt herrschende Gesetz, daß das Thierische das Beschränkende für das Pflanzliche, mithin für das Wachsthum ist. Unter den Vögeln sind die straußartigen die größten, also gerade diejenigen, welche von jener Abhängigkeit der fliegenden Vögel von der Atmosphäre freier geworden sind, indem sie sich in ihrer Organisation und Lebensart der

Digitized by Google

Säugthieren annähern. — Wenn also, nach Obigem, das Wachsthum Attribut der Pflanzennatur, d. h. eigenthümliche oder wesentliche Function der Pflanze ist, so folgt, daß das Wachsthum der Pflanzen nur in ihrem Tode oder todähnlichen Winterschlafe aufhört, da das Leben derselben sich eben nur im Wachsen, d. h. im Erzeugen pflanzlicher Masse äußert. Gleichwol ist auch bei der Pflanze eine Beschränkung des Wachsthums bemerkbar, und diese Beschränkung kommt von der Blüte, bis zu welcher das Wachsthum die Richtung nach außen hat, indem sich die Pflanze vor der Blütezeit im Stengel in die Länge ausdehnt und im treibenden Laube nach allen Seiten ausbreitet. In der Blüte ist das Wachsthum beschränkt, in ihr hat sich die Pflanze in einen engen Raum zusammengezogen; nach der Blüte dauert zwar das Wachsthum noch fort, aber in einer entgegengesetzten Richtung; die Pflanze wächst gleichsam in sich selbst zurück, concentrirt ihre Säfte in der sich bildenden Frucht, und wird im Samen (der, wie die Blüte und Frucht, die ganze Pflanze in sich darstellt) auf den kleinsten Raum zurückgeführt. In der Blüte hat sich aber die Pflanze zur thierischen Natur hinaufgesteigert; denn die Begattung ist eigentlich eine thierische Function, und in ihr hat es die Pflanze zu einer Art willkürlicher Bewegung (nämlich des Staubfadens gegen den Griffel) gebracht. Also wird selbst in den Pflanzen das Wachsthum durch das Thierische, durch das in ihr vorgebildete Thier beschränkt, wodurch die Allgemeinheit dieses Naturgesetzes noch mehr bestätigt wird. — Zu den äußern Bedingungen des Wachsthums gehört vorzüglich die Wärme, und es ist allgemein bekannt, daß warmes Wetter die Vegetation, d. h. das Wachsthum der Pflanzen, befördert, Kälte dagegen zurückhält. Dies ist auch sehr begreiflich, sobald man bedenkt, daß die Wärme das Princip (die Ursache) der Flüssigkeit ist, daß sie, wie alle Körper, so auch die flüssigen Dinge ausdehnt (verdünnt) und dadurch die zum Wachsthum nothwendige ungehinderte Bewegung der Säfte bedingt. Auch das Wachsthum der Thiere und Menschen wird durch Kälte gehemmt, was man z. B. an der kleinen Statur der nördlichen Völker wahrnimmt. Denn die Thiere ersetzen zwar durch eigenthümliche innere Wärme den Mangel der äußern, und das Vermögen des thierischen Organismus, Wärme zu erzeugen, steigert sich in gleichem Verhältniß mit der Kälte der Climate. Da es aber eben die pflanzlich-thierischen Organe sind, welche die innere Wärme hervorbringen, so werden durch die Anstrengung dieser Organe im Kampf gegen die äußere Kälte die zum Wachsthum wesentlich nothwendigen Prozesse aufgehalten. Die andern Bedingungen für das Wachsthum der Pflanzen sind einer Seits Feuchtigkeit, anderer Seits die gute Beschaffenheit des Bodens oder Erdreichs, worin sie wurzeln. Diese letztern Bedingungen lassen sich aber auf eine zurückführen, nämlich auf das Dasein genugsamen und der besondern Natur der Pflanzengattungen entsprechenden Nahrungsstoffes, der sowol in den verschiedenen Arten des Düngers enthalten ist, als auch im Wasser selbst besteht, welches keinesweges blos Vehikel (Träger) des Nahrungsstoffes ist, da man weiß, daß Pflanzen, mit der Wurzel in bloßes Wasser gestellt, sich vollständig entwickeln können. Das Licht dagegen scheint keine unmittelbare Bedingung des Wachsthums zu sein, da die Pflanzen sich an dunkeln Orten, z. B. in Kellern, gut wachsen, wo sie indeß ihr eigenthümlichen Farben ermangeln, auch wol nicht zur gehörigen Entwickelung der Säfte sowol als der festen Theile gelangen können.

Digitized by Google

Das Licht bestimmt also nicht sowol das Wachsthum selbst, als Richtung desselben und die Qualität der Producte des Wachsth Zu einem normalen (naturmäßigen, zeitgeregelten) Wachsthum ein gewisses Maß der äußern Bedingungen, im Verhältniß zu sondern Natur der organischen Dinge. Daß z. B. ein zu fetter den, bei reichlicher Feuchtigkeit und zu viel Wärme, das Wach vieler Pflanzenarten übertreibt (zu sehr beschleunigt), wobei die gane und deren Substanz nicht die gehörige, naturgemäße Co oder Reife erlangen können, weil unter solchen Umständen der des Stengels und Laubes (die vorzugsweise Organe des Wachs sind) auf Kosten der Blüte und noch mehr der Frucht begü werden muß, ist leicht zu begreifen. — Andere Erscheinungen in ziehung auf das Wachsthum der Thiere und Menschen, z. B. durch viele Bewegung (angestrengte Muskelthätigkeit), durch g Reizbarkeit des Nervensystems und vieles Denken, selbst bei g Kost, in der Regel Magerkeit des Körpers bedingt ist, welche b sowol bei Lebensarten, die schwere körperliche Arbeit, als bei chen statt findet, die mit vieler Geistesanstrengung verbunden daß im Gegentheil bei vieler Ruhe des Geistes, Gemüths und bes, wozu phlegmatische Temperamente geneigt sind, zumal in Verbindung mit reichlicher Kost, die Corpulenz, d. h. die Fettmasse der organischen Masse, begünstigt wird, daß heftige Gemüthsbewegungen, starke Leidenschaften, zumal wenn sie oft erregt werden, die Gesundheit nothwendig stören müssen, und viele andere hieher gehörige Erscheinungen erklären sich nun leicht aus dem in diesem Artikel entwickelten gegenseitigen Verhältniß der pflanzlichen und thierischen Natur, welche im thierischen Organismus in stäter und inniger Selbstwirkung begriffen sind und auf deren harmonischem Wechselspiel die Gesundheit beruht. — Man spricht auch in geistigen Dingen von einem Wachsthum, und ohne Zweifel mit allem Rechte; denn der Geist gehört wesentlich zur Natur, und im Allgemeinen fassen wir mit diesem Worte das Unsichtbare der Natur, ihre thätigen (lebendigen) Kräfte zusammen. Auch der menschliche Geist ist kein von der Natur verschiedenes, von ihr getrenntes Wesen, er ist die Natur selbst, die sich auf einer höhern Stufe wiederholt und im menschlichen Organismus (einem Werke der schaffenden Natur) offenbart. Man vergl. Art. Natur.) Man kann den menschlichen Geist sehr schicklich die bewußte Natur nennen, und alle Thätigkeiten desselben sind in der bewußtlosen Natur schon vorgebildet. Daher entspricht jedem System des leiblichen Organismus ein Vermögen der Seele, mithin auch den pflanzlichen (productiven oder reproductiven) Systemen ein geistiges Vermögen, durch dessen Thätigkeit der Geist wächst und wachsend sich bildet. Es ist das sinnliche Wahrnehmungsvermögen und die schaffende (reproductive) Einbildungskraft, die jenen leiblichen Systemen entsprechen, und das Gedächtniß hält den angeeigneten Stoff in einer bestimmten Form fest, wie die pflanzlichen Kräfte des leiblichen Organismus den assimilirten körperlichen Stoff in einer bestimmten Gestalt. Aufnahme des geistigen Stoffs, den der Unterricht darbietet, Verdauung des aufgenommenen Stoffs und Absonderung zur Bildung der Kenntnisse sind Vorgänge des pflanzlichen Vermögens im menschlichen Geiste, und wie die Jugend die Zeit des leiblichen Wachsthums ist, vermöge der vorherrschenden Thätigkeit der pflanzlichen Systeme, so ist dasselbe Lebensalter die Zeit des geistigen Wachsthums, des Lernens, bei welchem die vegetativen Vermögen des Ge-

Digitized by Google

vorwaltend thätig sind. Verstand und Vernunft, als höhere Ver-
n des intelligenten Geistes, gelangen später, im Jünglings- und
nsalter, zur völligen Entwickelung, wie die thierischen Systeme
leiblichen Organismus, welche jenen Vermögen entsprechen, eben-
in den genannten Lebensaltern erst zur vollen Reife gelangen.
er Parallelismus (Gleichlauf) kann aber hier nicht näher erörtert
den, ohne die Grenzen dieses Artikels zu überschreiten. Es offen-
sich daher in der Entstehung des Sprachgebrauchs in dieser Be-
ung die bewußtlose (dunkle) Anerkennung der Einheit des Gei-
mit der Natur, kraft welcher sich das Geistige mit dem Leib-
n, wie von selbst, parallelisirt, indem man häufig den jugendli-
Geist mit einer edlen Pflanze vergleicht, welche bei zweckmäßi-
Nahrung (Unterricht und Erziehung) wächst und gedeiht, spä-
Blüten treibt und endlich Früchte trägt (in menschlicher Geistes-
ung und Kunstfertigkeiten). — Die Sprache kann ihre Bilder
Gleichnisse für die Eigenschaften und Thätigkeiten des menschli-
n Geistes nirgends anders hernehmen, als aus dem Schoße seiner
s gebärenden Mutter, als aus der den Geist in aller Hinsicht vor-
benden Natur.

Wagenaar (Joh.), Historiograph der Stadt Amsterdam, wo
1709 geboren wurde und 1773 starb, ist einer der bedeutendsten
ländischen Gelehrten und namentlich einer der besten Geschichtschrei-
r seines Vaterlandes. Sein berühmtestes Werk ist die Geschichte
n Holland, die unter folgendem Titel erschienen: De Vaderland-
he historie vervattende de Geschiedenissen der vereenigde
ederlanden, inzonderheit die van Holland, van den vroegs-
n Tyden ab (bis 1751), XXI Bde. Amsterdam 1749 bis 1760, 8.
eutsch von E. Toze, Leipzig 1756, 8 Bde. 4.). 1788 kam eine
ortsetzung dieses Werks unter dem Titel heraus: Vervolg van
Vagenaar vaderlandsche historie. II. 48 Bde., Amsterdam 1788
s 1810, 8., welche die Geschichte Hollands von 1776 bis 1802 ent-
ält, und um diese Fortsetzung mit dem Hauptwerke zu einem Gan-
n zu machen, sind 1789 f. noch ein 22ster, 23ster und 24ster Band
rschienen, worin die Geschichte von 1751 bis 1774 enthalten ist.
Spittler sagt von diesem Werke: Wagenaar war Historiograph der
Stadt Amsterdam; man darf also in vielen Fällen, wo Oranisches
Interesse mit im Spiele ist, keine reine Unparteilichkeit erwarten.
Doch da er weit mehr bloßer Compilator als Historiograph ist, so
hat dies weniger Einfluß, als man fürchten sollte, und es wird des-
wegen von beiden Parteien immer als ein Hauptwerk betrachtet. Ei-
nen bedeutenden Werth, nur mit beschränkterem Gebrauche, hat auch
seine Schilderung der vereinigten Staaten, 12 Bde., 1789, und ei-
ne Beschreibung von Amsterdam, 3 Bde. in Fol. 1760. Auch in
Hinsicht des berühmten de Witt (s. d. Art.) zeigte er sich als eben
so feurigen, wie redlichen Vertheidiger. Seine Schriften, die im
theologischen Fache herauskamen und zum Theil polemischen Inhalts
sind, dürften jetzt freilich am wenigsten gesucht werden. Übrigens war
er ein eben so tugendhafter, als gelehrter Mann.

Wallace (William) ist einer der alten Schotten des 13. Jahr-
hunderts, die in den Sagen des Volks und seiner Geschichte unver-
geßlich sind. Damals lastete Eduards I. von England Joch auf
Schottland. Wallace, von unbegrenztem Muthe, ungemeiner Größe
und Kraft des Körpers, und eben so feurig, als treu dem Vater-
lande ergeben, faßte den Entschluß, das letztere zu befreien. Er hatte

Digitized by Google

einen Engländer im Zweikampfe getödtet. Aus Furcht, [illegible] Verantwortung gezogen zu werden, floh er in die Wälder [illegible] sich hier an die Spitze einer Menge Geächteter, mit denen [illegible] Einfälle in England machte. Seine Kenntniß des [illegible] Muth, seine Umsicht machten ihn, der nur ein unbedeutender [illegible] Gutsbesitzer war, zum Abgott der Gegend rings umher [illegible] Schrecken der Engländer. 1297 konnte er bereits größere [illegible] gen und es gesellten sich große Edle zu ihm. Doch 40 000 [illegible] dale einrückende Engländer, unter der Anführung von [illegible] renne, schienen jede weitere Unternehmung zu vereiteln. [illegible] ging auf die Hochlande zurück, bis er ihn an den Forth [illegible] hatte. Hier ging er über denselben mit solcher verstellter [illegible] ein großer Theil des englischen Heeres nachfolgte, aber [illegible] gegriffen und geschlagen wurde. Die Reste unter Warenne [illegible] verzüglich heim. Wallace's Ruhm war nun gegründet. [illegible] selbst nach England vor. Alles hatte ihn zum Regenten [illegible] land ausgerufen, dessen König gefangen in England war. [illegible] den Neid und die Eifersucht der Großen zu vermeiden, [illegible] gern auf diese Würde. Eduard bot alle Kräfte auf, den [illegible] zu beugen. Mit 90,000 Mann lieferte er die Schlacht [illegible] 1298, wo die Schotten unter Wallace's Anführung [illegible] gen wurden. Wallace's große Rolle hatte ein Ende. [illegible] seine Freiheit nur mit wenigen Anhängern hoch oben [illegible] Neue 1303 unternommene Versuche führten zu nichts. [illegible] hielt seine Macht nicht eher für gesichert, bis er den [illegible] seinen Händen hatte. Verrath überlieferte ihn denselben. [illegible] nach London gebracht, und er, der nie England Treue [illegible] hatte, als Verräther 1305 hingerichtet. Sein Andenken [illegible] in den Liedern der schottischen Volkssänger, den Sagen [illegible] manns und ist auch bei uns durch Auffenbergs Trauerspiel: [illegible] neu erweckt worden.

Wallis (Johann). Unter den englischen Mathematikern [illegible] Wallis, in Ashford 1616 geboren, eine wichtige Rolle, ob er [illegible] zunächst für die Kanzel bestimmt war und als Prediger viele [illegible] wirkte. Zuerst machte er sich in dem 1640 ausbrechenden [illegible] chen Kriege in der Kunst, den Schlüssel zu den verborgensten [illegible] fern zu finden, bemerklich, denen bald mathematische Arbeiten [illegible] cherlei Art neben vielen theologisch-polemischen nachfolgten, [illegible] er zugleich auch ernst und feierlich für den dem Tode geweihten [illegible] sprach. 1649 trat er von der Kanzel ab, um in Oxford als [illegible] sor der Geometrie zu wirken. Von der Zeit an blieb keiner der [illegible] tigsten Zweige der Mathematik von ihm unerforscht. Was seine [illegible] genossen in und außer England darin arbeiteten, ward von ihm [illegible] achtet, verbessert, bereichert, und während er 1654 in Oxford [illegible] Doctor der Theologie wurde, berechnete er Sonnenfinsternisse, [illegible] Quadratur des Cirkels, entzifferte er Geheimschriften und [illegible] über die Berechnung der unendlichen Größen (Arithmetica infinitorum. Oxford. 1655. 4.), die Kegelschnitte, oder stritt sich [illegible] mit andern Mathematikern, namentlich mit Hobbes, mit Frenicle [illegible] Paris, mit Fermat in Toulouse. Die Zahl der kleinen und [illegible] Arbeiten von ihm in jedem Zweige der Mathematik ist sehr [illegible] tend, und da er bei Lösung der schwierigsten Aufgaben auch noch [illegible] chivar und öffentlicher Lehrer in Oxford war, bleibt es fast [illegible] greiflich, wie ihm Zeit und Muße dazu wurde. Carl II. hatte [illegible]

Digitized by Google

den verwaisten Thron aufs neue bestiegen, als er ihn zu seinem Caplan ernannte. Seine Beobachtungen über die Sprache, über die Art, wie Töne gebildet werden, hatte er schon in einer 1653 erschienenen, lateinisch geschriebenen Grammatik der englischen Sprache mitgetheilt, und immer fortgesetzt, brachten sie ihn 1661 auf den Gedanken, es zu versuchen, wie ein Taubstummer unterrichtet werden könne. Es glückte ihm dies in ausnehmendem Grade. Sein Zögling lernte jedes Wort genau aussprechen. 1663 ward die so berühmt gewordene Royal Society gebildet und er eins ihrer ersten Mitglieder. Seine mathemathischen Arbeiten, die Beurtheilung der bei diesem Institute eingehenden fremden Abhandlungen der Art, schafften demselben bald entschiedenen Werth. Immerfort von dieser Zeit an mit Problemen, mit Herausgabe alter in seinem Fache bekannter Schriftsteller, mit Commentaren dazu, beschäftigt, schien er der Theologie ganz entsagt zu haben, als er 1687 wieder drei Abhandlungen über die Psalmen, den Hiob und Melchisedek, und 1690 ein Werk über die Dreieinigkeit herausgab; Schriften, die, wäre nicht das Zeitalter dafür günstig gewesen, seinem Rufe, den immer neue mathematische Werke verjüngten, schwerlich förderlich gewesen sein würden. Von 1692 an ließ die Universität Oxford eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke drucken. 88 Jahre alt, starb er 1703 mit dem Rufe, in der langen durchlebten stürmischen Zeit gemäßigt, bescheiden als Geistlicher und in so mancher andern Art immer das Beste beabsichtigt und gewirkt zu haben. Die Arithmetica infinitorum gilt unter seinen vielen Arbeiten für die beste, ob sie schon durch die von Newton herausgegebene „Analysis des Unendlichen," die er selbst 1696 gegen Leibnitz, der darin um den Preis rang, unparteiisch in Schutz nahm, ebenfalls in Schatten gestellt worden ist.

Walther von der Vogelweide, einer der merkwürdigsten und vorzüglichsten altdeutschen Liederdichter, unter den sogenannten Minnesängern der vielseitigste, umfassendste und geistreichste, welcher mit seinen Gesängen nicht allein die Liebe und den Mai gepriesen, sondern in ihnen ein anschauliches Bild seiner Zeit und seines innern und äußern Lebens in und mit derselben gegeben hat. Er stammte aus einer adeligen, aber wenig begüterten und berühmten Familie, deren Burg, Vogelweide, man nach der gewöhnlichen, aber keineswegs hinlänglich unterstützten Angabe, in dem obern Thurgau zu suchen hat. Die Sage der Meistersänger über die zwölf Stifter ihrer Kunst macht ihn zu einem Herrn aus Böhmen, andere leiten ihn aus dem sächsischen Geschlechte der von der Heide ab, und neuerlich hat man Würzburg, wo er begraben liegt, auch als seinen Geburtsort bezeichnet. Die erste sichere geschichtliche Spur von Walthers Leben, eine Stelle in seinen Liedern, weist uns nach Österreich hin, wo er singen und sagen lernte; aber auch diese Worte geben uns keine Aufklärung über des Dichters Herkunft und Geburtsort, sondern nur über einen ersten Aufenthalt in Österreich. Er lebte hier, wie andere Stellen seiner Lieder andeuten, am Hofe Friedrichs, des ältesten Sohnes Leopolds VI., des Tugendreichen, Herzogs von Österreich und Steier. Friedrich nahm 1195 das Kreuz, reiste 1197 nach Palästina ab und starb im folgenden Jahre auf der Kreuzfahrt. Walther, welcher dessen Tod in einem spätern Gedichte schmerzlich beklagt, scheint gleich nach dem Verluste seines fürstlichen Gönners den Hof von Wien verlassen zu haben, und es beginnt mit diesem Jahre für ihn, wie

Digitized by Google

für sein Vaterland, eine Zeit der Verwirrung und des Unglücks, die Kämpfe der beiden Gegenkönige, Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig. In dieser Periode der Zerrissenheit tritt Walther als vaterländischer Dichter auf, indem er über die Zwietracht, den Verfall alter Sitte, Zucht und Mannheit [illegible] zwar mit reifem, nachdenklichem Geiste, ernst und besonnen, wie dem erfahrnen Manne geziemt, so daß wir aus diesen Zügen schließen dürfen, daß Walther gegen Ende des 12ten Jahrh. [illegible] les männliches Alter schon erreicht hatte, und also nicht [illegible] geboren sein muß. Walther gehört in seiner Gesinnung [illegible] henstaufischen Partei: er klagt den Papst an, dessen Ehrgeiz Zwiespalt seines Vaterlandes herbeigeführt, und ruft [illegible] der Verwirrung ein Ende zu machen. Alsdann begrüßt er [illegible] krönten König und fodert ihn zur Milde auf, einer Tugend, welche die Sänger dieser Zeit ganz besonders herabwürdigten, [illegible] ihrer zumeist bedurften: denn sie lebten von den milden Gaben, denen die Fürsten ihre Kunst belohnten. Nach Philipps Tode im J. 1208 begab sich Walther, als fahrender Sänger, auf Wanderschaft, und, wie er selbst sagt, hat er viele Lande gesehen, von der Elbe bis zum Rhein und wieder in das Ungerland, von Po bis zum Meeresufer und von der Seine bis zur Eider, um für seine Gesänge Unterhalt, Ehre und Dank zu gewinnen. Am Hofe des Königs von Frankreich (Philipp Augusts) scheint er keine Aufnahme gefunden zu haben; aber am längsten hielt ihn der glänzende Hof des milden Landgrafen von Thüringen, Hermanns, für welchen fürstliche Freund und Schützer des deutschen Gesanges einen großen Kreis von Dichtern um sich vereinte und jenen berühmten poetischen Wettstreit, den Krieg auf der Wartburg (im J. 1207) veranlaßte, in welchem auch Walther als ein Sprecher mit auftritt. Er preist zuerst den König von Frankreich, und scheint mit dem Herzoge (Leopold VII., Friedrichs jüngerm Bruder) unzufrieden, den er nachher seine Sonne nennt, aber seinen Tag, den Landgrafen von Thüringen, über diese Sonne hoch erhebt. Auch nennt er ihn an einem andern Orte: des milden Landgrafen Ingesinde [illegible]. Im Sommer des J. 1212 kam der junge Friedrich II. über [illegible] pen nach Deutschland gezogen, und nachdem Otto von Braunschweig beinahe von allen seinen Vasallen verlassen, sich in seine Erblande zurückgezogen hatte, empfing der hohenstaufische König die Huldigung der deutschen Fürsten auf dem Hoftage zu Mainz. Der Landgraf Hermann, der von dem braunschweigischen Kaiser bekriegt worden war, schloß sich sogleich an den neuen König an und ging ihm nach Frankfurt entgegen. Durch Hermann mag auch sein Dichter, Walther von der Vogelweide, ein alter Anhänger des hohenstaufischen Kaiserhauses, dem jungen, freigebigen Friedrich nahe gekommen sein. Er singt in vielen Liedern dessen fürstliche Tugenden, namentlich die Milde, und zeigt sich in seinen politischen Gedichten als ein warmer Vertheidiger der kaiserlichen Macht und Ehre gegen die Anmaßungen der ausgearteten Geistlichkeit und ihres Oberhauptes in Rom. Diese Gedichte, welche einer etwas spätern Zeit, in welcher Friedrichs Kämpfe mit den Päpste ausgebrochen waren, angehören, haben zu der Dichter- und Sängersage Veranlassung gegeben, daß Walther von dem Papste als Ketzer verklagt worden sei und sich vor einer großen Versammlung von Gelehrten öffentlich habe vertheidigen müssen. So liberal auch Walther gegen den weltlichen Übermuth und Ehrgeiz der [illegible]

Digitized by Google

ichkeit und namentlich des Papstes zu Felde zieht, so gläubig und romm ehrt er doch die heilige Kirche und ihre würdigen Diener und st ein feuriger Herold des Kreuzes, mit dem er sich in der Folge auch elbst bezeichnen ließ. Friedrich II. schenkte dem Dichter ein Reichs- ehen, worüber dieser seine Freude kaum ausdrücken kann, ohne uns edoch zu sagen, wo dasselbe gelegen und wie es geheißen habe. Eine jeraume Zeit nach Friedrichs II. Ankunft in Deutschland finden wir Walther wieder an dem Hofe zu Wien, wo er an Leopold VII., dem üngern Bruder seines ersten Gönners Friedrich, einen milden Herrn and; und nicht minder war ihm dessen Oheim, Heinrich, gewogen, velcher bis zum J. 1223 lebte. Walther muß aber wenigstens schon vor dem J. 1219 in Wien gewesen sein, denn er bewillkommnet in einem Liede den aus dem heiligen Lande heimkehrenden Leopold, des- en Rückkehr in das angeführte Jahr fällt. Neben dem österreichi- chen Hofe besuchte er aber auch den des Herzogs von Kärnthen, Bernhards, aus dem Geschlechte der Grafen von Lavanthal, und selbst einen Patriarchen (Berthold von Aquileja) nennt er unter seinen vor- züglichsten Gönnern. Nach Leopolds Tode, im J. 1230, scheint Wal- ther den Hof in Wien, über dessen Verfall er klagt, verlassen zu ha- ben, und wir erfahren nun von seinem äußern Leben nur noch seine Theilnahme an einem Kreuzzuge, und obgleich er selbst uns nur so weit über denselben berichtet, daß seine Füße die Stätte des heiligen Grabes betreten haben, so ist es doch wahrscheinlich und ohne Wider- spruch mit den übrigen Zeitangaben aus seinem Leben, daß er sich dem Zuge anschloß, welchen Kaiser Friedrich II. im J. 1227 nach Palä- stina unternahm. Das Jahr, in welchem Walther starb, ist so wenig bestimmt, wie das seiner Geburt; jedoch muß er wenigstens bis nach 1230 gelebt haben, weil er den Tod des Minnesängers, Reinmars des Alten, in einem Liede betrauert, und dieser den Tod Leopolds VII. von Österreich besungen hat, welcher im J. 1230 starb. Die letzten Jahre seines Lebens widmete Walther einer frommen und in sich zu- rückgezogenen Betrachtung der Welt in ihrer Nichtigkeit, des Todes und der Ewigkeit, in die er, im Vertrauen auf seine Fürsprecherin und Sündenvertreterin, die heilige Jungfrau, zuerst hinüberblickt. Er starb zu Würzburg oder ist doch dort begraben, zu dem Neuen- münster, in dem Grafenhofe. — Walther von der Vogelweide wird nicht allein von den vorzüglichsten Dichtern seiner Zeit als ein Meister im Gesange gepriesen, sondern auch bis in die Periode der Meister- sänger klingt sein Name mit hellem Ruhme fort und wird unter den Zwölfen genannt, welche, nach der Sage, zu Kaiser Otto's des Gro- ßen Zeit die edle Singkunst erfunden und gestiftet haben. Seine Ge- dichte, sämmtlich lyrische, stehen in den handschriftlichen Liedersamm- lungen der sogenannten Minnesänger, den Heidelbergern, der Wein- gartner (zu Stuttgart), der Würzburger (zu Landshut) und nament- lich in der Manessischen (zu Paris), welche Bodmer in der Samm- lung von Minnesängern, Zürich 1758—59, in zwei Quartbänden her- ausgegeben hat. Erneuerte Lieder aus dieser Sammlung findet man in Gleims Gedichten nach Walther von der Vogelweide (1779), Tiecks Minneliedern (1803) und andern Blumenlesen dieser Art. Eine gründ- liche und umfassende Darstellung des Lebens und Charakters dieses Dichters und seiner Gedichte hat L. Uhland gegeben (Walther von der Vogelweide ꝛc. Stuttgart 1822), aus dessen Buche dieser Artikel größtentheils ausgezogen ist. — Die Gedichte Walthers von der Vo- gelweide stehen in dem Mittelpunkte der schönsten Blüte des altdeut-

Digitized by Google

schen Minnegesanges und verbreiten sich nach allen Richtungen frühern und spätern lyrischen Kunst. Von ihrer umfassenden Thätigkeit und ihrem Liberalismus ist bereits gehandelt worden, es bleibt nur zu bemerken übrig, daß der Dichter die verschiedenen Stoffe mit gleichem Glück, jeden in seinem besondern, ihm eigenen Charakter, und doch auch alle in dem Charakter der eigenthümlichen Weise seiner Muse, welche jedes Lied von ihm erkennbar macht, bearbeitet hat. Seine eigentlichen Minnelieder gefallen mehr durch Witz und freies Spiel der Empfindung, als durch eine tiefe Innigkeit, welche in ihren Gegenstand gleichsam versinkt. Walther ist immer Herr seines Gegenstandes, auch in der Liebe, und seine Ehrlichkeit verläugnet er selbst im Herzen nicht. Seine politischen, moralischen und religiösen Gedichte tragen das Gepräge der Welterfahrenheit, des Ernstes und der Betrachtung, welches jedoch nicht selten durch den Scherz und witzigen Spott geschmückt wird. Seine Versmaße, Reimweisen sind sehr mannichfach, von den prächtigen, gravitätischen und langgegliederten Weisen, in denen er Könige preist, bis zu dem leichthüpfenden Volksliede. Im Ganzen steht er auch in dieser Betracht in der Mitte zwischen der musikalischen Freiheit der ältern Minnesänger und der strengen Meßkunst der in die Meistersänger übergehenden.

*Wärme. Die Wärme spielt in der Natur, namentlich auf unserm Planeten (wie ohne Zweifel auf allen Planeten) eine so große und wesentliche Rolle, als das Licht, mit welchem sie, wie in der Folge gezeigt werden soll, einer Seits nahe verwandt sein scheint, während sie anderer Seits desto mehr von ihm verschieden ist. Wir nehmen die Wärme durch das Gefühl wahr, wir erkennen ihre sonstigen empirischen (erfahrungsgemäßen) Eigenschaften an den Veränderungen, welche sie in den verschiedenen Körpern hervorbringt. Bei der Theorie oder wissenschaftlichen Erkenntniß der Wärme kommen folgende Punkte in Betrachtung, in deren wissenschaftlicher Erörterung eben die Theorie der Wärme besteht: 1) die Quellen der Wärme, d. h. die verschiedenen Arten, wie sie erregt oder hervorgerufen wird, welche theils natürliche, theils künstliche sind; 2) sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften oder (empirische) Gesetze der Wärme; 3) Gesetze der Fortpflanzung oder Verbreitung; 4) gebundene und freie Wärme — Temperatur-Vertheilung; 5) das Verhältniß der Wärme zum Lichte, Ähnlichkeit und Unterschied beider; 6) universelle Bedeutung oder philosophische Ansicht von der Natur der Wärme. Diese sechs Punkte sollen hier in der Ordnung, wie sie einander zur Sprache kommen, um den Leser über diesen höchst wichtigen Gegenstand der Naturwissenschaft in Kenntniß zu setzen. 1) Quellen der Wärme, Erregungs- und Erzeugungsarten. Dahin gehört vorzüglich die Sonne oder das Sonnenlicht, worin sich die Wechselwirkung zwischen der Sonne und dem Planeten auf letzterm offenbart (s. d. Art. Licht). Diese von der Sonne erzeugte Wärme muß zunächst von allen übrigen Wärmequellen, die ihre Stätte auf unserm Planeten haben, wohl unterschieden werden. Manche Naturforscher halten diese Entstehungsart der Wärme, und wahrscheinlich mit Recht, für die Urquelle, wodurch alle andere Quellen möglich werden. Wenigstens kann man die durch das Wechselwirken zwischen der Sonne und dem Planeten erzeugte Wärme durch die Benennung kosmische Wärme schicklich bezeichnen, zum Unterschied derjenigen, die durch eigenthümliche Kräfte des Planeten erzeugt

Digitized by Google

d, welche dann planetische oder tellurische Wärme heißen muß. tere entsteht unter anscheinend sehr verschiedenen Umständen; sie d erzeugt a) durch Reiben vorzüglich fester Körper an einander. erhitzen und entzünden sich trockene Hölzer, wenn sie heftig an nder gerieben werden, so verkohlt sich das Holz an der Ober- he, wenn der Drechsler, beim schnellen Umdrehen des auf der ehbank befestigten Holzes, ein Stück trockenes Holz (am besten henholz) an die umlaufende Arbeit anhält, wodurch schwarze Ringe Verzierung entstehen; so erglühen beim Feueranschlagen abge- bene Stahltheile, und erscheinen als Funken (s. d. Art. Feuer- ug). Auf gleiche Art erhitzen sich die eisernen Zapfen der Mühl- len in ihren Pfannen, wenn sie nicht fleißig mit Fett oder Öl trichen werden, und beim Kanonenbohren wird, selbst wenn es ter Wasser geschieht, sehr viel Wärme erzeugt. Ferner entsteht (tellurische) Wärme b) durch Stoßen, Schlagen oder Zusammen- essen. So kann z. B. ein Stück Eisen durch starkes und schnelles mmern sehr erhitzt und endlich zum Glühen gebracht werden. Da- kann sich das Schießpulver beim Stampfen in der Pulvermühle ht entzünden, wenn es nicht sorgfältig feucht erhalten wird, da- kann man durch schnelles Zusammendrücken der atmosphärischen ft, mittelst einer kleinen Pumpe, Zunderschwamm entzünden. ärme entsteht auch c) durch chemische Veränderungen, durch Mi- ungen, wodurch während des Wechsels des Aggregatzustandes der rbrennungsprozeß angeregt wird. So erhitzt sich das Wasser plötz- h und unter heftigem Aufbrausen, wenn es mit Vitriolöl (concen- rter Schwefelsäure) vermischt wird, und Nelkenöl entzündet sich t Flamme beim Zusammengießen mit rauchendem Salpetergeist. ogar d) bei der bloßen Berührung mancher sehr entgegengesetzter ubstanzen wird Wärme plötzlich hervorgerufen, wie bei der Berüh- ng des Wasserstoffgases (als der leichtesten und brennbarsten Sub- nz) mit staubförmigem Platin (als dem schwersten Metall), wobei steres sogleich erglüht (eine sehr merkwürdige neue Entdeckung von ôbereiner). Endlich wird auch e) die (tellurische) Wärme auf orga- sche Weise in den organischen Körpern, besonders im Organismus r höhern Thiere und Menschen, erzeugt, bei welcher Erzeugung r Prozeß des Athmens vorzüglich wirksam zu sein scheint. — Alle ese verschiedenen Quellen der tellurischen Wärme sind aber im Grunde ir scheinbar verschieden, und lassen sich daher auf eine Hauptquelle rückführen, und diese ist der Verbrennungsprozeß (Vorgang des erbrennens), welcher mit der Elektricität in sehr enger Beziehung nd Verwandtschaft steht. Zur Erläuterung dieser Behauptung sollen e so eben mitgetheilten Erfahrungen hinsichtlich der Wärmeerzeugung rläufig und kürzlich für die Theorie benutzt werden. Von der nahen erwandtschaft der Elektricität mit dem Verbrennen gibt vorzüglich r elektrische Funke Zeugniß, in welchem sich die elektrische Span- ung oder Polarität endigt; der Funke erscheint als Licht und Wärme gleich, mithin als (elektrisches) Feuer, worin sich der Streit der tgegengesetzten elektrischen Pole oder Stoffe durch Vereinigung bei- r ausgleicht. Der elektrische Prozeß endigt also bei seiner höchsten teigerung in Verbrennung; denn bei allem Verbrennen erfolgt eine liche Ausgleichung entgegengesetzter Stoffe, und das Produkt dieser usgleichung ist ein Oxyd, d. h. ein mit Sauerstoff verbundener, vor brennbarer Körper, der durch diese Verbindung seiner Ver- rennlichkeit beraubt ist und nun ein verbrannter Körper heißt. Bei

Digitized by Google

der Verbrennung ist also der Sauerstoff im Gegensatz mit Wa
wirkung mit verbrennlichen Stoffen, vorzüglich mit dem Wa
dem verbrennlichsten in der Natur. Eine Hauptbedingung d
brennens ist daher der Sauerstoff des atmosphärischen Wa
Art. Bd. 8 und Gasarten Bd. 4), und es ist begreiflich,
die Verbrennung um so lebhafter erfolgen muß, je mehr Sa
eine Gasart in ihrer Mischung enthält, und daß mittin d
brennung im Sauerstoffgas die vollkommenste ist. Das Sa
wird aber durch das Verbrennen zersetzt, weil sich der Sa
mit dem brennenden Körper verbindet, und wenn dieses Ga
eine Verbindung des Sauerstoffs mit Wärmestoff betrachtet wi
erhellt aus dieser Ansicht, daß durch die Zersetzung des Sa
gases beim Verbrennen der Wärmestoff frei werden muß, d
einer Seits sich dem Gefühl als Wärme, anderer Seits d
als Licht offenbart; denn Licht und Wärme müssen als ge
schiedne Zustände einer Substanz betrachtet werden. Bei d
cität sind nun dieselben Stoffe thätig oder in Wechselwirku
fen, aber bei den geringern Graden dieses Prozesses kom
zu keiner Zersetzung und neuen Verbindung der wechselwirk
und Stoffe, diese erfolgt erst, wenn der elektrische Pro
höchste gesteigert ist, d. h. wenn er in Verbrennung aus
oben behauptete Einheit der genannten verschiedenen Qua
lurischen Wärme wird sich nun besser nachweisen lassen. Durch
ben werden die entgegengesetzten Kräfte der Körper erregt, d
larität (polare Wechselwirkung) wird erhöht, und es entst
Elektricität; durch heftiges Reiben wird letztere gesteigert u
die Körper brennbar sind, so werden sie sich entzünden, d. h.
elektrische Prozeß wird in Verbrennung übergehen. Die Fla
sonach eine elektrische Erscheinung, und sie kann als eine stet
unterbrochene) Folge elektrischer Funken betrachtet werden,
sich einer Seits der brennbare Stoff des Körpers in Gas ver
anderer Seits das Sauerstoffgas der Luft in steter Zerset
daher in fortwährender Wärme- und Lichtentwickelung begr
Bei schwer verbrennlichen Körpern (z. B. Eisen) entsteht durch
Reiben ein schwächerer Grad der Verbrennung, es erfolgt Er
und endlich Gluth (Glühen), mehr Wärme als Licht, weil
Oberfläche des geriebenen Körpers (z. B. des Eisens oder sei
strengflüssigen Metalls) oxydirt oder verkohlt, d. h. mit Sa
verbunden wird. Wenn nun auf diese Art die Wirkung des Re
zur Erzeugung der Wärme oder des Feuers (Wärme in Verbi
mit Licht) begreiflich wird, so ist damit zugleich auch die Er
der Wärme durch Schlagen oder Hämmern und durch Zusamm
sung erklärt. Denn diese Verrichtungen oder Veränderungen s
im Grunde ebenfalls ein Reiben, indem beim Hämmern eines
talls die Theile desselben gewaltsam verschoben werden, und sie
her an einander reiben, und dasselbe findet begreiflicher Weise
beim Zusammendrücken der Luft Statt. Was nun die Wärme
gung durch chemische Mischung betrifft, so weiß man, daß bei
chemischen Verbindung auch Zersetzungen (Trennungen) vorgehen,
sonders in der dem chemischen Vorgange benachbarten atmosphä
Luft, wobei also wieder das Sauerstoffgas die Hauptquelle der
stehenden Wärme ist. Da ferner bei allen chemischen Vorgängen
Sauerstoff mit seinem Gegensatz, dem Brennstoff, in manch
Gestalten im Wechselspiel begriffen ist; so läßt sich überhaupt

Digitized by Google

hemische Prozeß, trotz seiner sehr mannichfaltigen Formen, einer Seits auf eine Verbrennung (Oxydation), die im Wasser (im Flüssigen) vor sich geht, anderer Seits auf Reduction (Desoxydation), d. h. auf Wiederherstellung verbrannter Materien in brennbaren Zustand, zurückführen. Daß endlich durch bloße Berührung sehr entgegengesetzter Substanzen das Verbrennen erregt, mithin Wärme hervorgerufen wird, ist auch nicht schwer zu begreifen, da der Grad der Erregung mit der Stärke des Gegensatzes in geradem Verhältniß stehen muß, und da überdies auch das Reiben nichts anders, als eine oft wiederholte, stets veränderte Berührung ist. Und somit wäre die obige Behauptung, daß alle Wärmeerzeugungen (Wärmequellen) auf unserm Planeten sich im Verbrennungsprozesse vereinigen, hinlänglich nachgewiesen, wenn noch bemerkt wird, daß auch die organische Wärmeerzeugung auf einem Verbrennen beruht, auf dem Athmen nämlich, welches ein organischer Verbrennungsprozeß ist, indem durch diesen organischen Vorgang das Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft zersetzt wird. — 2) Durch die Eigenschaften der Wärme, wenn man darauf achtet, lernt man ihre Natur kennen, in so weit sich diese Kenntniß auf Erfahrung gründet; denn in den Eigenschaften eines Dinges, die es in der Wechselbeziehung mit andern Dingen und gibt, offenbart sich eben seine Natur (sein Wesen). Daher bezieht sich alles folgende nothwendig auf die Eigenschaften oder die Natur der Wärme, und es kann unter dieser Nummer nur von den Haupteigenschaften die Rede sein; es sind folgende: a) Die Wärme durchdringt alle Körper, auch die dichtesten (die Metalle), wodurch sie sich von aller planetarischen Materie, von allen irdischen Körpern unterscheidet, welche im Gegentheil (auf mechanische Weise) undurchdringlich und daher auch nicht durchdringend sind. Daher kann auch die Wärme nicht eingesperrt, und nicht gewogen werden, d. h. sie gehört (in der Sprache der Chemiker) zu den unsperrbaren und unwägbaren Stoffen. b) Indem die (freie, fühlbare) Wärme die Körper durchdringt, werden diese dadurch in einen größern Raum, und zwar nach allen Dimensionen oder Richtungen, ausgedehnt (sie nehmen ein größeres Volumen an). Diese Eigenschaft der Wärme, die Körper auszudehnen und dadurch specifisch leichter zu machen, ist allgemein (bezieht sich auf alle Körper), und jeder kann sich durch die tägliche Erfahrung davon überzeugen. Am meisten wird aber die Luft und das Wasser durch die Wärme ausgedehnt. Man nehme z. B. eine festverbundene Blase, die nur zum Theil mit Luft erfüllt ist, und halte sie über ein Kohlenfeuer, so wird sie sogleich aufschwellen, straff ausgespannt werden und auch wol zerplatzen, wenn die Hitze sehr verstärkt wird. Daher kommt es, daß die Luft am geheizten Ofen beständig aufsteigt, wenn im Gegentheil im Winter beim Oeffnen eines Fensters, einer Thür, die einströmende kalte Luft zu Boden sinkt; denn die Kälte hat die entgegengesetzte Eigenschaft, die Körper zu verengen, zusammenzuziehen (das Volumen zu vermindern). Auf diese Eigenschaft der Wärme und diese entgegengesetzte der Kälte (die keineswegs bloßer Mangel der Wärme ist) gründet sich der Thermometer (Wärmemesser) und Pyrometer (Hitzemesser, Feuermesser; s. beide Art. Bd. 9 u. 7), wovon der erstere bekanntlich ein so wichtiges Werkzeug für die Meteorologie ist. Am auffallendsten ist aber die ungeheure Ausdehnung des Wassers, wenn es durch das Feuer in Dampf verwandelt wird, worüber man das Nähere in dem Art. Dampf Bd. 2. nachsehen kann. Eben diese Eigenschaft ist

auch die Ursache des Weichwerdens der Körper in der Wärme, [illegible] des Schmelzens bei höhern Wärmegraden, in welcher Hinsicht [illegible] Gluth ihre Gewalt auf die härtesten Metalle ausübt. Daraus [illegible] man, daß die ausdehnende Kraft der Wärme der Cohäsion (d[illegible] des Zusammenhanges der Theile) feindlich entgegenwirkt, die [illegible] den der Starrheit zu lösen strebt. Körper, die mit der Luft [illegible] Verwandtschaft haben (welches die leicht entzündlichen sind), [illegible] den aus gleicher Ursache verflüchtigt, d. h. durch die ausdehn[illegible] (lösende) Kraft der Wärme vergasigt (in Gas verwandelt). Die [illegible] gegengesetzte Eigenschaft, das Flüchtige, wo möglich, zu [illegible] das Dünne zu verdichten, das Weiche zu verfesten, das Flü[illegible] zu erstarren, hat bekanntlich die Kälte, die daher der Co[illegible] (eine Eigenschaft der tellurischen Materie) günstig ist. — 3) Ge[illegible] der Fortpflanzung der Wärme. Man nennt die Fortpflanzung [illegible] Wärme auch Mittheilung, Verbreitung und in gewisser Hin[illegible] Vertheilung, in anderer Hinsicht Leitung der Wärme. Wenn [illegible] lich ein Körper erwärmt ist, so bleibt seine Wärme nicht [illegible] dert, sie erhält sich nicht, ja keinen Augenblick in demselben [illegible] sondern wird vermindert, sie geht in die angrenzenden Körper [illegible] Theil über, sie pflanzt sich durch diese fort, der erwärmte [illegible] theilt seine Wärme den benachbarten Körpern mit, oder [illegible] durch diese fortgeleitet. Bei diesem Fortleiten der Wärme [illegible] sich aber die Körper nicht blos leidend, sondern vielmehr thätig [illegible] stellen, und man spricht daher von einer wärmeleitenden Kraft [illegible] Körper. Hier zeigt sich nun bei verschiedenen Körpern ein [illegible] Unterschied, indem einige Körper die Wärme gut und daher [illegible] andere schlecht, d. h. langsam, andere vielleicht gar nicht [illegible] doch in höchst geringem Grade leiten. Die ersten heißen in [illegible] Beziehung gute Wärmeleiter, die andern schlechte und die letz[illegible] Nichtleiter der Wärme. Die besten Wärmeleiter sind die [illegible] schlechte dagegen z. B. Glas, Steine, Ziegel- oder Back[illegible] (überhaupt gebrannter Thon), und es nimmt die Wärmeleitungs[illegible] kraft durch eine Reihe von Körpern, z. B. trockenes Holz, [illegible] Stroh, Federn, Haare, Wolle, allmählig ab, bis auf [illegible] Gasarten, welche die besten Nichtleiter der Wärme sind. [illegible] gleicht man die mineralischen Körper in dieser Hinsicht mit einan[illegible] so findet man, daß die Leitungskraft nicht sowol mit der Dich[illegible] keit, als vielmehr mit der Sprödigkeit in Beziehung steht, [illegible] mit letzterer zwar in umgekehrtem Verhältniß, d. h. je mehr in [illegible] Reihe der Körper die Sprödigkeit zunimmt, desto mehr vermin[illegible] sich die Leitungsfähigkeit. Letztere paart sich daher mit dem Gegen[illegible] theil der Sprödigkeit, welche Dehnbarkeit oder Streckbarkeit [illegible] eine Eigenschaft, die sich in hohem Grade bei den edeln Met[illegible] (Gold, Silber, Platina) findet, welche eben auch die besten Wär[illegible] leiter sind. Die Wärmeleitungskraft steht also mit der Dehnbark[illegible] in geradem, mit der Sprödigkeit in umgekehrtem Verhältniß. — [illegible] Kenntniß der Gesetze der Wärmeleitung, wie überhaupt die Th[illegible] der Wärme oder des Feuers, ist auch in technischer Hinsicht (in [illegible] treff der künstlichen Benutzung dieser allgemeinen Naturkraft für [illegible] Leben) von großer Wichtigkeit, wovon man sich z. B. durch den [illegible] Heizung überzeugen kann. — 4) Gebundene und freie Wär[illegible] Temperatur. Der Grad, in welchem ein Körper erwärmt ist, [illegible] Rücksicht auf die Quelle oder Ursache seiner Erwärmung heißt [illegible] Temperatur, nach einigen auch die thermometrische Wärme des [illegible]

Digitized by Google

ers, weil der Thermometer den Grad dieser freien Wärme anzeigt, ndem sie ihm mitgetheilt wird. Durch die Mittheilung oder Leitung er freien Wärme nach bestimmten Gesetzen ist ein Gleichgewicht der Temperatur bedingt, welches, so oft es auch gestört wird, sich immer ieder herzustellen im Begriff ist. Um aber Körpern von ungleichar- iger Natur eine bestimmte Temperatur zu geben, dazu werden oft hr verschiedene Quantitäten freier Wärme erfordert, und es sind adurch bestimmte Gesetze der Vertheilung der Wärme gegeben, auf elche wir durch Folgendes aufmerksam machen. Wenn nämlich zwei leichartige Körper von ungleichartiger Temperatur einander berühren der mit einander gemengt werden, so vertheilt sich der Unterschied überschuß) freier Wärme, welchen der wärmere Körper enthält, un- er beide nach dem Verhältniß ihrer Massen, die Wärme setzt sich un- r beiden ins Gleichgewicht, so daß sie nun beide gleiche Temperatur aben, und die neue Temperatur verhält sich wie die halbe Summe er Temperaturen der einzelnen Körper vor ihrer Berührung oder ermischung. Es werde z. B. 1 Pfund Wasser von 80° R. mit 1 f. Wasser von 10° R. gemengt, so wird die Temperatur der Mi- hung $\frac{80 + 10}{2} = 45°$ sein. Sind dagegen die Körper ungleich-

rtig, so geschieht die Vertheilung der Wärme, hinsichtlich der entste- enden Temperatur bei der Mischung, nach einem ganz andern Ge- tz. Mengt man z. B. 1 Pf. Quecksilber von 44° R. mit 1 Pf. Wasser von 110° R., so wird die Temperatur des Gemenges nicht 7°, wie man, nach jenem Gesetz, erwarten sollte, sondern 107° sein. Das Wasser hat also nur 3° verloren, während das Quecksilber 63° ewonnen hat. Wenn umgekehrt das Pfund Wasser 44° und das Quecksilber von gleichem Gewicht 110° R. hat, so wird die Tempe- atur des Gemenges nur 47° sein; hier hat also das Quecksilber 3° Wärme abgegeben und das Wasser dadurch nur 3° wärmer ge- macht. Dies klingt nun sehr paradox, wenn man sich die Mittheilung er freien Wärme als Ab- und Zufluß eines eigenthümlichen Wär- mestoffs denkt. Die Chemiker, die dieser Ansicht huldigen, erklären ch diese Erscheinung so, daß im letztern Falle das Wasser von den 3° Wärme, welche ihm das Quecksilber abgegeben hat, 60° gebun- en oder verschluckt, und daher nur 3° an freier Wärme gewonnen abe. Im ersten Falle dagegen waren 3° Wärme, welche das Was- r dem Quecksilber mittheilte, hinreichend, um dieses zur Entbin- ung von 60° Wärme zu bestimmen. Diese Eigenschaft ungleichartig- er Körper, bei gleichen Gewichtsmassen ungleiche Summen Wärme u erfordern, um zu gleichen Graden der Temperatur zu gelangen, eißt (nach Crawford) die Capacität (Empfänglichkeit) der Körper für ie Wärme. Je mehr freie Wärme nämlich ein Körper braucht, um ine gewisse Temperatur zu erlangen, desto größer ist seine Capaci- t, und umgekehrt, je weniger, desto geringer. In obigen Beispie- n also zeigt das Wasser eine große, das Quecksilber eine geringe apacität. Dieser Ausdruck hat seinen Ursprung ebenfalls in jener nsicht, welche die Körper in Beziehung auf den Wärmestoff als rein eidend (absolut passiv) betrachtet, was freilich nicht philosophisch wissenschaftlich) ist. Die verschiedene sogenannte Capacität der Kör- er hängt vielmehr von ihren verschiedenen Graden der Thätigkeit b, wodurch sie, angeregt durch freie Wärme von außen, Wärme aus ch entwickeln oder freie Wärme ab- und ausstoßen. Je erregbarer ie Körper in dieser Hinsicht sind, desto geringer ist ihre Capacität.

Digitized by Google

d. h. desto weniger freier Wärme bedarf es, um ihre Temperatur erhöhen, um sie zur thätigen Ausströmung freier Wärme in bestimmtem Grade zu bestimmen. Bei chemischen Veränderungen der Körper, besonders beim Verbrennen, wird jedesmal ihr Verhältniß zur Wärme, ihre Capacität, zugleich mit ihrem Aggregatzustande (oder chemischen Zusammensetzung) verändert; oder umgekehrt, wenn ein Körper seine Wärmecapacität verändert, so geschieht es nun zugleich mit einer Veränderung seines Aggregatzustandes. So steigt die Temperatur des Wassers, welches dem Feuer ausgesetzt, d. h. durch freie Wärme erregt wird, nur bis zu einem bestimmten Grade (bis zur Siedhitze, nämlich = 212° F. S. d. Art. Sieden Bd. 9.), weil es, wie alle Körper, eine bestimmte Wärmecapacität hat. In dem Augenblicke also, da dieser dem flüssigen Wasser eigenthümliche Wärmegrad überstiegen wird, verändert es seinen Aggregatzustand, es wird zu Dampf verwandelt (geht in Gasform über), der nun eine andere, viel geringere Capacität hat, mithin durch eine gleiche Quantität freier Wärme viel stärker erhitzt werden kann, als das flüssige Wasser. Daher kommt es, daß alle Körper bei einem bestimmten Wärmegrade, bei einem solchen nämlich, der ihre Capacität übersteigt, entweder schmelzen (flüssig werden) oder verbrennen, sei es mit Flamme, wodurch sie ganz oder zum Theil verflüchtigt werden, die Gasform annehmen, oder ohne Flamme (wodurch sie oxydirt werden, sich mit Sauerstoff verbinden, wie die meisten Metalle). Im letztern Falle wird die Capacität jedesmal erhöht, denn verbrannte (oxydirte) Körper haben eine weit geringere Erregbarkeit durch die freie Wärme, d. h. eine weit größere Wärmecapacität, als vor dem Verbrennen, da sie nicht als verbrennliche Körper existirten. — 5) Verhältniß der Wärme zum Lichte. Bei genauer Vergleichung der Eigenschaften oder Bestimmungen der Wärme mit denen des Lichts bemerkt man fast durchgängig ein entgegengesetztes Verhalten, woraus man schließen muß, daß Licht und Wärme, obgleich beide in den höchsten Graden der Verbrennung (im sichtbaren Feuer) zugleich und in Verbindung mit einander erscheinen, von sehr verschiedener, ja entgegengesetzter Natur sind. Dies verräth sich schon durch die Verschiedenheit der Sinne, deren Gegenstände Licht und Wärme sind. Letztere nehmen wir durch das Gefühl, ersteres durch den Sinn des Gesichts wahr; das Gefühl ist aber der niederste, das Gesicht dagegen der höchste oder edelste Sinn im ganzen System der Sinne (s. diesen, wie auch den Art. Thier). Vergleicht man ferner diese beiden allgemeinen Naturkräfte hinsichtlich ihrer Fortpflanzung oder Fortleitung, mit einander, so zeigt sich ein ungeheurer Unterschied in der Geschwindigkeit, mit welcher diese Fortpflanzung geschieht. Die Wärme wird selbst in den Metallen (den besten Wärmeleitern) nur langsam fortgeleitet; so daß man kann z. B. eine mehrere Fuß lange Eisenstange, die an einem Ende schon glüht, noch einige Zeit in der Hand halten, bis man eine Erhöhung ihrer Temperatur verspürt. Dagegen ist die Geschwindigkeit des Lichts fast zeitlos, indem es sich bekanntlich von der Sonne bis zur Erde (ein Raum von mehr als 20 Mill. Meilen) in einer Zeit von 8 Minuten fortpflanzt. Man muß daher annehmen, daß die Wärme, welche das Sonnenlicht hervorbringt, nicht von der Sonne, mit dem Lichte zugleich, auf die Erde herabströmt, sondern nur durch das Licht erregt wird; denn in jenem Falle müßte man annehmen, daß die Wärme durch gute Leiter sich langsam, durch schlechte oder Nichtleiter der Wärme (dergleichen die Luft ist) mit unendlich

Geschwindigkeit fortpflanzt, was ein Widerspruch wäre. Man bemerke außerdem noch folgende Unterschiede: Die durchsichtigen Körper, welche das Licht leiten, sind gerade schlechte oder Nichtleiter der Wärme; die undurchsichtigsten Körper (die Metalle) sind Nichtleiter des Lichts, aber dafür die besten Wärmeleiter. Ferner: die hellen Farben, besonders die weiße, sind unter allen am wenigsten für die Erwärmung empfänglich, aber desto mehr für die Erleuchtung; das Gegentheil findet sich bei den dunkeln, besonders bei der schwarzen Farbe, indem die Erfahrung lehrt, daß dunkelfarbige Körper, besonders die schwarzen, durch das Sonnenlicht leicht erwärmt, aber theils nur schwach, theils gar nicht erleuchtet werden; denn das Dunkle der Lichte der Farben ist eben eins mit ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit, erleuchtet zu werden, d. h. durch das Licht von außen erregt, selbst oder mitzuleuchten. (Man vergl. d. Art. Tageslicht) Auch ist aus Obigem klar, daß Wärme und Oxydation (Sauerstoffung) in steter und nothwendiger Wechselwirkung mit einander stehen, so daß die Oxydation, als der wesentlichste Vorgang beim Verbrennen, Wärme entwickelt, aber auch umgekehrt die Wärme, wo sie mitgetheilt wird, die Oxydation hervorruft, d. h. oxydirend wirkt. Auch in dieser Beziehung hat das Licht die entgegengesetzte Eigenschaft, indem es desoxydirend (den Sauerstoff entziehend) wirkt. Davon kann man sich durch Beobachtung des Farbenwechsels überzeugen, der beim Oxydiren und Desoxydiren der Körper vor sich geht. Die Oxydation wirkt nämlich färbend, die Desoxydation entfärbend. So ist z. B. die grüne Farbe des Pflanzenlaubes die Folge des Einathmens der Luft (denn das Laub ist das Athemorgan der Pflanze), mithin Folge einer Oxydation; auch haben die Metallkalke (Metalloxyde), besonders die Bleikalke (Bleigelb, Mennige), meist sehr lebhafte Farben. Das Sonnenlicht dagegen bleicht bekanntlich die Körper, d. h. es entzieht ihnen die Farben, und dies vermöge seiner desoxydirenden Kraft. Endlich zeigt sich auch bei der Fortpflanzung, hinsichtlich der Richtung, ein Unterschied zwischen Licht und Wärme. Die Wärme durchdringt die Körper nach allen Dimensionen, das Licht befolgt dagegen bei seinem Fortgange nur eine Dimension, nämlich die Länge (Linie), es pflanzt sich in geraden Linien fort. Aber das letztere behauptet man neuerlich auch von der Wärme. Man spricht von einer strahlenden Wärme, von einer Reflexion (Zurückstrahlung) der Wärme, und sogar von einer Refraction (Brechung der Wärmestrahlen). Und hierin wäre sonach die Wärme bei ihrer Fortpflanzung dem Lichte ganz ähnlich, und es wäre dieses die einzige Ähnlichkeit, bei aller sonstigen Entgegensetzung. Diese geradlinige Fortpflanzung der Wärme geschieht aber blos in der Luft (nicht in andern Wärmeleitern), während das Licht in allen Lichtleitern (durchsichtigen Körpern) eine gerade Richtung beibehält. Und doch ist eben die Luft, durch welche die Wärmestrahlen gehen, der beste Nichtleiter der Wärme, was keinem Zweifel unterworfen ist. Man achte genau auf folgenden Unterschied: Da in der Luft die gewöhnliche Fortleitung der Wärme nicht vor sich gehen kann, so würde z. B. ein Zimmer nicht geheizt werden können, wenn nicht die den heißen Ofen berührende Luft sogleich aufsteigen und anderer Platz machen müßte, welche durch Wärme ausgedehnt, ebenfalls in die Höhe steigt, so daß die Wärme durch Circulation der zunächst am Ofen erwärmten Luft allmählig im ganzen Zimmer verbreitet wird. Diese Art der Erwärmung kann aber nur langsam erfolgen. Man halte dagegen ein glühendes Eisen

in einiger Entfernung vom Gesichte, oder stelle sich in die Nä… lebhaften Feuers, z. B. eines Schmiedekohlenfeuers, und man b… sogleich eine Wärme, die von dem Feuer oder glühenden Eis… das Gesicht auszustrahlen scheint, und vergleichungsweise ein W… schein genannt werden kann. Diese strahlende Wärme bewe… auch keineswegs langsam, sondern vielmehr mit einer dem Lic… lichen Geschwindigkeit. Denn man kann durch eine vorge… Scheibe, ohne seinen Stand zu verändern, den Wärmeschein … abhalten, aber er ist im Augenblick wieder da, sobald man die S… entfernt. So viel ist also gewiß, daß die Wärme sich auf zw… Arten fortpflanzt, hier langsam auf dem Wege der gewöhnlichen … leitung in Metallen und andern Wärmeleitern, dort schnell und … lend, wie das Licht, und zwar in einem Medium, welches ein N… leiter der Wärme ist. Über die Ursachen dieser verschiedenen A… pflanzung der Wärme ist man in der Theorie noch nicht im Re… übrigens erstreckt sich der Wärmeschein oder die strahlende W… auch beim stärksten Feuer, nur auf eine beträchtliche Weite, wä… dagegen das Licht in unendliche Fernen strahlt. — 6) Universal-B… deutung der Wärme, oder philosophische (wissenschaftliche) Ansi… der Natur der Wärme. Der wissenschaftliche Begriff (die Idee) d… Wärme läßt sich nicht für sich, ohne die Idee des Lichts fix… mit welchem, wie im Vorhergehenden gezeigt wurde, die W… durchgängig im Gegensatze, und daher in Wechselwirkung steht. S… vergleiche daher, zum Behuf des Folgenden, den Artikel Licht. D… allen Gegensätzen eine Einheit (eine Indifferenz) zum Grunde l… aus welcher der Gegensatz hervorgeht, oder in welcher die entg… gesetzten Pole entstehen, so werden auch Licht und Wärme wi… schaftlich nicht als zwei verschiedene Stoffe, sondern als zwei e… gengesetzte Zustände eines Ur- und Grundstoffs betrachtet, wo… oben schon hingedeutet wurde. Diesem Urstoff, dieser Urgrundlage … gauzen materiellen Welt hat man verschiedene Benennungen ge… z. B. Urmaterie, Urelement, allgemeine Weltsubstanz, Urfeuer (… mentarfeuer), Äther, auch Menstruum universale (in der Sp… der Alchymisten, nämlich: allgemeines Lösungsmittel) u. s. w.; al… verschiedene Namen für einen und denselben Begriff, und da a… den Namen nicht ankommt, so wählen wir hier, der Kürze w… den Namen Äther. Durch Äther bezeichnet man also den urspr… lichen, höchst ausgedehnten Zustand der Materie, in welchen sie … Umständen, wieder übergehen kann. Dieser Übergang ist also … Befreiung der Materie aus den Banden der Cohäsion (des Z… menhanges der Theile der festen Körper), welcher nur theilweise … findet, nnd durch einen Streit der solaren Kräfte der Materie … den tellurischen, des Lichts mit dem Magnetismus oder den C… sionskräften bedingt ist, und dieser Streit eben ist es, welcher … Wärme erscheint. Der unmittelbare Erfolg dieses Streites ist … weise Sieg auf beiden Seiten; hier werden freie Kräfte gebu… was in der Oxydation beim Verbrennen geschieht, dort gebun… Kräfte frei, was die bei der Oxydation erscheinende Wärme an… noch mehr aber die beim Verbrennen erscheinende Flamme. D… auch die nothwendige und wesentlichste Eigenschaft der Wärme, … Körper auszudehnen; denn die ausdehnende Kraft der Wärme … nichts anders, als das Streben der Materie, sich in Äther, in sel… Materie aufzulösen, welchem Streben aber die tellurischen Kräfte e… gegenwirken, die es nicht zur vollkommenen Auflösung kommen l…

Digitized by Google

jede polare Einwirkung auf Körper ist eine Aufforderung zur Cohä-
onsveränderung, deren Erfolg zunächst als Temperaturveränderung
rscheint. So z. B. das Reiben, wodurch die Körper im Innersten
ufgeregt, und jener Streit der solaren und tellurischen Kräfte einge-
eitet wird; daher gleichzeitig mit der Erwärmung auch die Neigung
ur Oxydation sich steigert. — Die consequente Entwickelung und
nwendung oder Durchführung dieser Grundsätze gibt die wissen-
chaftliche Theorie der Wärme, die aber noch unvollkommen ist, ihrer
ervollkommnung und Ausbildung entgegensieht, und deren erste
Grundzüge hier nur unvollkommen angedeutet werden konnten.

*Wasser. Dem elastischen, trocknen, durchsichtigen Naturkör-
er, der Luft, steht das unelastische Flüssige, das alles specifisch Ge-
ildete auflösende, alle Trennung und Wiedervereinigung befördernde
asse, das Wasser, entgegen. Es durchfließt die Erdrinde, umgibt
ie als Meer, erfüllt als Dunst und Dampf den Luftkreis bis zu ei-
er gewissen Höhe, ist eine Bedingung alles organischen Lebens, wirkt
elbst bei der Gestaltung vieler unorganischen Körper, und wird, bei
naufhörlicher Zersetzung und Wiederzusammensetzung, stets in den Ur-
uell, woraus es in den mannichfaltigsten Gestalten entspringt, wieder
urückgeführt. Schon früh hielt man es für einen einfachen Urstoff
Element), bis man später (wie schon Newton aus der lichtbrechenden
raft desselben geschlossen hatte) durch die nähere Kenntniß des Was-
erstoffgases ein Zusammengesetztes darin erkannte. Die Entdeckung
er Zusammensetzung des Wassers gehört dem Engländer, Heinrich
avendish, der 1781 durch seine Versuche darauf geführt wurde. Sie
urde durch die französischen Chemiker, besonders Lavoisier, Bucquet,
ourcroy, Vauquelin bestätigt. Man fand, daß reines Wasser aus
asserstoffgas und Sauerstoffgas besteht, und zwar, wie neuere ge-
aue Versuche ergaben, von jenem 11,06 und von diesem 88,94 Ge-
ichtstheile enthält. Es wurde nämlich Sauerstoffgas und Wasserstoff-
as in Apparaten verbrannt, wo man das Gewicht der Gasarten vor
em Verbrennen mit dem Gewicht des dadurch erhaltenen Wassers und
es übrig gebliebenen Gases genau bestimmen konnte, und man fand
edesmal, daß das erhaltene Wasser so viel, als die verschwundenen
ase wog. Einige neuere Naturforscher sind durch die elektrischen
rscheinungen veranlaßt worden, wieder zu der ältesten Ansicht, daß
as Wasser ein Element sei, zurückzukehren, indem sie das indifferente
asser sich durch die beiden Elektricitäten (s. d. Art. Bd. 3.)
n jene beiden, einander polarisch entgegengesetzten Stoffe umwandeln
ssen. — Das reinste Wasser ist dasjenige, das der in hohen Gegen-
en aufgefangene Regen oder Schnee liefert, und worin sich keine
puren fremder Stoffe entdecken lassen. Da dies jedoch selten der
all ist, so verschafft man sich reines Wasser durch Destillation. Es
t in dem Zustande seiner Reinheit eine farblose, vollkommen durch-
chtige, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit. Bei der Mitteltempe-
atur unserer Atmosphäre bleibt das Wasser stets flüssig, vermindert
ch aber die Wärme bis unter 0 des Reaum. Thermometers (oder 32°
ahrenheit), so gefriert es. In verschlossenen Gefäßen, oder wenn man
e Oberfläche mit Öl bedeckt, kann es noch einige Grade unter 0
üssig bleiben, so lange keine Bewegung statt findet. Wenn das Was-
r erstarrt, nimmt es, wie die meisten übrigen Körper, Krystallge-
alt an. Betrachtet man Wasser, das in einem dünnen Glase bei
äßiger Kälte zu gefrieren anfängt, so sieht man zuerst ein dünnes
isblatt auf der Oberfläche, dann aber Eisnadeln entstehen, die un-

Digitized by Google

ter bestimmten Winkeln hervorschießen, an welche sich [illegible] setzen, bis endlich die ganze Masse erstarrt ist. Diese Kristalle [illegible] mancherlei Gestalten, die theils von der Heftigkeit der Kälte [illegible] Schnelligkeit ihrer Bildung, theils von den verschiedenen Grad[illegible] Ruhe beim Frieren und ähnlichen Umständen abhangen. Die [illegible] Kristalle zeigen sich unter einem Winkel von 60 bis 120 Grad[illegible] bilden so die Dendriten an den Fenstern, oder die sechszackige [illegible] des Schnees. Wasser, das andere Stoffe, z. B. Säuren u. dgl. [illegible] hält, gefriert in der Regel langsamer, und zwar nach Verhältniß [illegible] Menge dieser Beimischungen. Wenn ein Theil einer solchen Auflö[illegible] sung erstarrt, so gefriert gewöhnlich fast nur das Wasser und [illegible] rückständige Auflösung ist dann um so viel mehr concentrirt. [illegible] das Eis aufthaut, erhalten sich die regelmäßigen Krystalle der [illegible] zuerst gebildeten Nadeln länger, als das übrige, weniger regelmäßig angeschossene. Die Dichtigkeit des Wassers ist nicht beim Nullpunkt des Thermometers am größten, sondern erst bei $3\frac{1}{2}$° Reaumur über diesem Punkte. Von diesem Punkte an dehnt es sich beständig aus, sowol beim Abkühlen, als bei der Erwärmung. Diese Ausnahme von den für die Einwirkung des Wärmestoffs auf flüssige Körper stehenden Regeln ist von großer Wichtigkeit; denn wenn sie nicht Statt fände, so würde ein großer Theil der kältern Erdstriche ganz unbewohnt bleiben. Das Wasser würde nämlich im Winter ziemlich bald selbst in den größten Seen, bis zum Nullpunkt und darunter abgekühlt werden, und seiner ganzen Masse nach auf einmal gefrieren. So aber sinkt das Wasser, sobald es bis zu $3\frac{1}{2}$° abgekühlt ist, in den Seen zu Boden, und wenn endlich die ganze See diese Temperatur angenommen hat, so kann nur die Oberfläche derselben noch unter diesen Grad abgekühlt werden, weil nun das kältere Wasser leichter als das warme ist, und weil das Wasser, wie alle tropfbaren Flüssigkeiten, den Wärmestoff sehr langsam leitet. Der Grund der See behält die angegebene Temperatur von $3\frac{1}{2}$° und das Wasser, das aus ihnen ausfließt, ist stets 3 bis 4 Grade über dem Eispunkt erwärmt; es behält diese Temperatur auch auf dem Boden der Flüsse, daher selbst in den kältesten Wintern Ströme und Bäche selten bis auf den Boden gefrieren. Wird das Wasser von $3\frac{1}{2}$° an erwärmt, so dehnt es sich allmählig aus, bis es unter 80° zu sieden anfängt. Einige Augenblicke vor dem Sieden hört man zuweilen einen tönenden Ton, der daher rührt, daß die Blasen von Wassergas, die sich auf dem Boden bilden, während des Aufsteigens sich abkühlen und verdichten, wodurch ein luftleerer Raum entsteht, der vom Wasser aufgefüllt wird. Sobald die ganze Wassermasse die Temperatur von 80° angenommen hat, steigen die Dämpfe empor und es entsteht das gewöhnliche Geräusch des Siedens. Der Wasserdunst folgt bei seiner Ausdehnung durch die Wärme den gewöhnlichen Gesetzen der Gasarten. Er hat einen so hohen Grad von Elasticität, daß er, in die stärksten Gefäße eingeschlossen, dieselben bei steigender Hitze zersprengt. Auf dieser Eigenschaft des Wassergases beruht der Mechanismus der Dampfmaschine (s. d. Art. Bd. 3.). Dem unsichtbaren Wasserdunst wird durch kalte Körper die Wärme entzogen, indem er sich in dem Verhältniß der Abkühlung verdichtet und sichtbar wird. Darauf beruht die Theorie der Bildung der Wolken, des Dampfes, der Nebel und andrer meteorischen Erscheinungen. Daher sehen wir den Hauch in kalter Luft, und daher beschlagen kalte Körper in warmen Zimmern. – Meteorwasser nennt man das durch die Luft aufgelöste und in Dunst-

orm in die höhern Regionen geführte Wasser, das sich durch die Ein-
irkung der höhern und kältern, oder der hinzuströmenden Luftschich-
en ein wenig verdichtet, in kleine Dampfbläschen umgewandelt wird
nd bei stärkerer Verdichtung sich wieder auf die Erde ergießt. Es
rscheint als Regen, Nebel, Thau, Schnee, Reif, Hagel. Es ist
em destillirten Wasser gleich, da aber die Atmosphäre bei nicht feuch-
er Witterung mit unzähligen Staubtheilchen und im Sommer mit
nsecten, Gesämen und Blütentheilchen angefüllt ist, durch die strö-
nende Bewegung der Luft und Winde Stoffe verschiedener Art aus
ehr entfernten Gegenden herbeigeführt werden, und das Wasser fast
lle Stoffe auflöst, so hängt die Reinheit des Meteorwassers von Zu-
älligkeiten ab, und nach Maßgabe solcher zufälligen Umstände wird
nan daher in den Meteorwassern auch verschiedene beigemischte Stoffe
ntdecken. — Alles Wasser auf der Erde (das tellurische Wasser) ver-
ankt seinen Ursprung dem Meteorwasser, das in den oben genannten
formen, und zwar am häufigsten als Thau und wässeriger Nebel,
uf die Erde fällt, und theils über die Oberfläche wegrinnt, theils
on der Dammerde eingesogen wird, oder sich in die Klüfte und
Spalten der Gebirge senkt. So scheint das auf unserm Planeten be-
ndliche Wasser in einem steten Kreislaufe zu sein, da es bald als
Dampf in die Luft aufsteigt, dann von den, vermöge ihrer Dichtigkeit,
ältern Höhen und Berggipfeln angezogen, und zu Quellen wird,
ald als Regen von neuem in tropfbar flüssiger Gestalt nach den tie-
ern Regionen zurückkommt. Die Annahme, welche die Quellen aus
em Anziehen der atmosphärischen Wasserdämpfe durch die Höhen ent-
ehen läßt, erscheint im Allgemeinen als die wahrscheinlichste, wiewol
uch mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß in gewis-
en Fällen die aus dem Innern der Erde durch unterirdisches Feuer
mporgetriebenen und in den höhern Luftschichten zu tropfbarer Flüs-
gkeit verdichteten Dämpfe wirksam seien. Weniger wahrscheinlich
st die Ansicht, daß das Innere der Erde ein ungeheures Wasserbe-
ältniß sei, obgleich das Dasein großer unterirdischer Wassermassen
nd Flüsse nicht unerwiesen zu sein scheint. Während das mit Luft
nd kohlensaurem Gas geschwängerte Wasser durch die Gebirgsmassen
innt, löst es alle auflöslichen Stoffe auf, und zwar mehr oder min-
er, je nachdem es mit denselben längere oder kürzere Zeit in Berüh-
ung ist, so wie nach Verhältniß der Auflösbarkeit jener Stoffe und der
Temperatur der Gebirge. Auf diese Weise ist es begreiflich, daß
anche Quellen Jahrhunderte lang reichlich mit Substanzen geschwän-
ert sind, wovon man im freien Zustande kaum Spuren an den Or-
n der Quellen gewahr wird. Noch wirksamer ist das Wasser, wenn
durch Erzeugung einer größern Menge von Kohlensäure aus orga-
schen Stoffen, oder von Schwefelsäure aus Schwefelkiesen und
chwefel die Felsen desto kräftiger durchdringen kann. Die durch
alkberge rinnenden kohlensauern Wasser kommen als inkrustirende
uellen zu Tage, oder bilden die Stalaktiten in Grotten und Höhlen.
ie mineralischen Wasser hängen überhaupt einzig von der Beschaffen-
it der Gebirge und Erdlagen, welchen sie entspringen, und der
emischen Verwandtschaft und Masse ab. Der größte Theil der aus
n Bergen entspringenden Quellen ist nur sehr schwach mineralisch.
eim Fortströmen entweicht vollends die darin enthaltene Kohlensäure
d die kalkigen und andern mineralischen Theile werden niedergeschla-
n, weshalb die daraus entstehenden Flüsse immer sehr weiches Was-
enthalten. Das Brunnenwasser hingegen ist, mit Ausnahme der

aus Flüssen entstehenden Quellen, immer schwach mineralisch, viele das flache Land durchziehende Wasseradern wenigstens Kohlensäure, Kalk, Kochsalz, Gyps finden. Das beste Trinkwasser liefert dasjenige Brunnenwasser, das völlig klar und geruchlos, den geringsten Gehalt von Erden, aber den größten Antheil an Kohlensäure hat. Man theilt die Erdwasser hinsichtlich ihres Gehalts in weiche, die das filtrirte Seifenwasser nicht zersetzen, und harte, bei welchen dies der Fall ist, die jedoch allmählig in jene, durch Aufnahme aller oder einiger mineralischen Bestandtheile, übergehen. Das harten Wasser theilt man in gemeine Brunnenwasser, die weder medicinisch auf den Organismus wirken, noch technisch benutzt werden, und in Mineralwasser. Diese zerfallen in Sauerbrunnen, Schwefelwasser (die beide theils eisenfrei, theils eisenhaltig sind), alkalische Wasser, Stahlquellen, Bitterwasser, Salpeterwasser, borsäurehaltige Wasser, vitriolische Wasser, Cämentwasser, Kieselwasser, schwefelsaure Wasser (in der Nähe der Vulkane), seifenartige Wasser, Salzwasser, salzige Wasser.

Watt (Jacob), der berühmte Verbesserer der Dampfmaschine (s. d. Bd. 3.), ward 1736 zu Greenock geboren, wo sein Vater Kaufmann und ein eifriger Beförderer vieler gemeinnütziger Unternehmungen war. Bei sehr schwächlicher Gesundheit wurde er schon in seinen Knabenjahren zu jener Gewohnheit des einsamen Denkens gezogen, der er während seines ganzen Lebens treu blieb. Im 18ten Jahre ging er nach London, und arbeitete unter einem Instrumentenmeister, der wegen seiner mathematischen Instrumente berühmt war; schon nach einem Jahre aber nöthigte ihn seine Kränklichkeit, in die Heimath zurückzukehren, und dies scheint der einzige Unterricht gewesen zu sein, den er empfing. Alle seine übrigen Kenntnisse verdankte er seinem eigenen Fleiße; seine Talente entwickelten sich aber so schnell, daß ihn in seinem 21sten Jahre die Universität zu Glasgow als Verfertiger mathematischer Instrumente in Dienst nahm. Hier begann er seine Verbesserungen der Dampfmaschine, worauf er aber erst 5 Jahre später ein Patent erwarb. Seitdem lebte er bis 1774 als Baumeister in Glasgow, wo er zu mehrern Canälen und andern Arbeiten Plane entwarf. Es ist in dem Art. Dampfmaschine, Bd. 3. erwähnt worden, daß der Marquis von Worcester in seinem 1663 erschienenen Werke: Century of inventions, die Dampfmaschine beschrieben hat, ohne sich jedoch die Erfindung derselben zuzuschreiben, deren eigentlicher Urheber unbekannt ist. Er sagt indessen ausdrücklich, er habe die Benutzung dieser Maschinen zu Hebung von Wasser angegeben, wiewol nicht klar ist, ob er wirklich den Dampf als Kraft gebraucht habe. Erst im Anfange des 18ten Jahrh. baute Capitain Savary wirklich eine Maschine, die durch Wasserdämpfe betrieben und gebraucht wurde, das Wasser in den Zinn- und Kupferbergwerken in Cornwall zu gewältigen. Da Savarys Versuche nicht vollkommen gelungen waren, so wandten andere sinnreiche Männer ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, und durch Newcomens und Cravleys vereinte Bemühungen entstand eine Maschine, die man gewöhnlich nach Newcomen nannte. Sie blieb von 1705 bis zu Watts Verbesserungen in den Bergwerken zur Hebung der Wasser in Gebrauch. Savary verband sich mit Crawley, einem Glaser, und die Veränderungen, die dieser und Newcomen, ein Eisenhändler, der wahrscheinlich Werkmeister war, angaben, bestand darin, daß Savary, wie schon der Marquis von Worcester, das Wasser durch den Druck von Luft

Digitized by Google

ofen hob. In Newcomens Maschine wurde der Dampf blos benutzt, um einen leeren Raum in einem Cylinder hervorzubringen, worin ein Stämpel ging, der durch den Druck der atmosphärischen Luft niedergedrückt wurde. Der Stämpel war an einem Hebel befestigt, an dessen anderem Ende sich ein Gewicht befand, das den Stämpel aufzog, sobald sich unter diesem frische Dämpfe befanden. War der Stämpel bis zu dem obern Theil des Cylinders heraufgekommen, so wurde durch kaltes Wasser der Dampf condensirt, wodurch abermal ein leerer Raum entstand und der Stämpel sich senkte. Man war lange damit beschäftigt, ein Mittel zu finden, die nöthigen Hähne zu öffnen und erst 1717 ward von Beighton eine Vorrichtung angegeben, wobei das Umdrehen der Hähne von der Maschine selbst geschah. Diese Maschine war jedoch so kostbar und schwierig in der Anwendung, daß man sie wahrscheinlich nicht zur Hebung des Wassers in tiefen Gruben gebraucht haben würde, wenn man andre Mittel besessen hätte. Man machte immer neue Versuche, den Verbrauch der Brennmittel bei dieser Maschine zu vermindern, doch ohne sonderlichen Erfolg. Die Maschine ward fortdauernd blos zur Gewältigung der Grubenwasser gebraucht; die umfassende Wichtigkeit, die sie jetzt, als der große Hebel der brittischen Gewerbsamkeit, hat, verdankt sie allein Watts Verbesserungen. Der zufällige Umstand, daß man ihm in Glasgow das Modell einer Dampfmaschine zur Ausbesserung gab, war die Veranlassung zu diesen großen Erfolgen. Er sah bald, daß bei der Maschine sehr viel Hitze, und folglich Feuerungsstoff dadurch verschwendet wurde, daß man die Dämpfe in dem Cylinder verdichtete, worin der Stämpel sich befand. Dieser Cylinder von Gußeisen wurde durch dasselbe Wasser abgekühlt, welches die Dämpfe condensirte, und wenn frische Dämpfe hereintraten, wurde viel davon verbraucht, erst den Cylinder wieder zu erhitzen. Um diese Verschwendung der Hitze zu vermeiden, fiel er auf den Gedanken, daß bei einem hölzernen Cylinder dieser Nachtheil nicht statt finden würde, aber obgleich sich dies bestätigte, so war doch das Holz in anderer Hinsicht nicht ein tauglicher Stoff. Er kam nun bei fernerem Nachdenken auf den glücklichen Einfall, die Dämpfe in ein besonderes Gefäß übergehen zu lassen, um sie zu condensiren, so daß der Cylinder nicht mehr durch kaltes Wasser abgekühlt zu werden brauchte und aber nicht mehr 3 Viertel der eingetretenen frischen Dämpfe verzehrt wurden, um demselben den nöthigen Hitzegrad zu geben. Damit war die große Verbesserung begründet, aber die Schwierigkeiten begannen nun erst für den Erfinder; denn obgleich er den Werth seiner Entdeckung einsah, so kam es doch darauf an, andre davon zu überzeugen und sich die Mittel zur Vervollkommnung zu verschaffen, was für Watt bei seiner an Blödigkeit grenzenden Bescheidenheit desto schwerer sein mußte. Endlich verband sich ein kenntnißreicher Mann, J. Roebuck, mit ihm, um das Unternehmen auszuführen, wozu jedoch seine Mittel nicht hinreichten, und Watt war im Begriff, seine Entwürfe aufzugeben, als Boulton, der große Manufacturist in Birmingham, von der Erfindung hörte. Wenige Männer waren besser im Stande, den Werth der Entdeckung zu würdigen, wenige geneigter zu freigebiger Unterstützung und noch wenigere hatten so viel Sinn für große und schwierige Unternehmungen. Er zahlte Roebuck den geleisteten Vorschuß, vergütete ihm seinen Verlust und zog Watt nach Birmingham. Es waren noch große Schwierigkeiten zu besiegen. Die gebräuchlichen Maschinen konnten nicht geändert werden, und man

Digitized by Google

mußte ganz neue erbauen, wenn die Bergwerksbesitzer die ... dung benutzen sollten. Boulton und Watt erbauten ... schine zu Soho bei Birmingham. Als Versuche über den ... selben entschieden hatten, wurden deren verschiedene in ... ken zu Cornwall, wo die Steinkohlen sehr theuer sind, ... Watt, der indessen ein Patent erlangt hatte, erhielt dafür ... von einem Drittheil des jährlich durch die Einrichtung ... ersparten Kohlenbedarfs. Schon 1779 brachten die ... eine in Soho verfertigte Dampfmaschine nach Paris, ... Wasserleitung angewendet werden sollte. Sie verfertigten ... Muster einige andere mit vieler Geschicklichkeit, aber ... geordnete Verdienst wurde von dem französischen Mechaniker ... in seiner Geschichte der verbesserten Dampfmaschine mit ... Parteilichkeit überschätzt, indem er ihnen die Erfindung ... Watts Namen auch nur zu nennen. Die Dampfmaschine ... ungeachtet jener wichtigen Verbesserung, bis 1780 nur ... des Wassers benutzt, und wenn man sie bei Mühlwerken ... wollte, mußte man das gehobene Wasser auf ein oberschlächtiges ... von der gewöhnlichen Art bringen, wobei viel Kraft ... Watt kam nun aber zu der zweiten großen Verbesserung, ... telbar zu der Umwandlung Anlaß gab, welche in der ... nischen Welt statt gefunden hat, und endlich zu dem ... führte, daß jetzt, wie man berechnet hat, die Kraft von ... Menschen durch Dämpfe ersetzt wird, und daß, was ... ist, durch Dämpfe Wirkungen hervorgebracht werden, ... anderes uns bekanntes Mittel hervorzubringen sind. ... war, eine wechselnde Bewegung in eine drehende zu ... die Dampfmaschine zu Mühlwerken zu benutzen. Watt ... mit diesem Entwurfe beschäftigt, und verfertigte ein Modell, ... dem Vorbilde des Mechanismus einer Drechselbank, auf ... dung der Kurbel beruhte. Dieses Modell wurde ihm ... det, und setzte einen gewissen Rükards in Stand, eine ... Birmingham durch Dämpfe zu treiben, und darauf ein ... winnen, wodurch Watt genöthigt wurde, die ursprünglich ... herrührende Erfindung durch eine andere zu ersetzen. ... auf eine höchst sinnreiche Weise durch die sogenannte ... Planetenbewegung. Auch hier zeigte sich, mit welchen ... Erfinder zu kämpfen haben, und daß bei Erfindungen die ... und schwierigste Lösung der Aufgabe gewöhnlich zuerst ... Man durfte nur das gewöhnliche Spinnrad zum Vorbilde ... und nach vielen Beschwerden und Kosten kam man endlich ... Die Anwendung der Dämpfe zur Bewegung von Maschinen ... doch, auch nach der Umwandlung der wechselnden Bewegung ... drehende, noch immer unvollkommen, so lange die Stange des ... pels mit dem Hebel der Maschine vermittelst einer Kette ... war, die diese wohl heraufziehen, aber nicht herabstoßen konnte. ... eine der sinnreichsten Erfindungen, die sich jedoch ohne Zeichnung ... deutlich machen läßt, gelang es Watt, jene Bewegungen des ... pels immer in senkrechter Richtung geschehen zu lassen, ... Ende des Hebels sich in einem Kreise bewegte. Die Maschine ... dadurch zugleich Genauigkeit und Sicherheit in ihren Bewegungen ... wurde weit weniger kostbar. Sie verzehrte in dieser vervollkommneten Einrichtung nicht nur ein Drittheil Kohlen weniger, als die ... sondern alle Theile derselben, so wie der Raum, wo sie aufgestellt

ar, waren kleiner und daher wohlfeiler. Während Watt mit diesen erbesserungen beschäftigt war, erfand er 1779 eine Maschine zum opiren von Briefen, die seitdem allgemein eingeführt worden ist. n den spätern Jahren seines Lebens gab er seine Arbeiten auf, und berließ die Manufactur seinem Sohne, der sie in Gemeinschaft mit oultons Sohn fortsetzt. Er starb, als Mitglied der königl. Gesellhaft der Wissenschaften zu London und der französischen Akademie, 319 im 84sten Jahre in seinem Landhause zu Heathfield bei Birmingham.

*Weckherlin (Georg Rudolph), einer der besten deutschen ichter aus dem letzten Viertel des 16ten und dem Anfange des 17ten ahrh., ein Vorläufer von Opitz, wurde 1584, also an 13 Jahre r dem Gründer der schlesischen Dichterschule, zu Stuttgart geboren. on seinem Vater, der in würtembergischen Staatsdiensten stand, zu ner gleichen Laufbahn bestimmt, studirte er die Rechte auf der Universität Tübingen, ohne jedoch darum das Studium der classischen teratur und die Erlernung der wichtigsten neuern Sprachen zu verumen. Nach der Vollendung seiner akademischen Laufbahn finden ir ihn auf Reisen durch Deutschland, Frankreich und England, und ch in Spanien scheint Weckherlin gewesen zu sein, es ist aber unwiß, ob schon jetzt. Sein erster Aufenthalt in England gehört in e Regierung König Jacob's I., also in eine Zeit, wo dieses Land on seinen größten Dichter, Shakspeare, aufzuweisen hatte; und e englische Poesie und Sprache haben so entschieden auf den Chakter der Weckherlinschen Gedichte gewirkt, daß nur durch sie manche igenheiten derselben zu begreifen und zu erklären sind, vorzüglich e kecke Freiheit und die natürliche Kraft seiner Muse, die so einzig r pedantischen Ängstlichkeit und Mäßigkeit der nach holländischen d französischen Mustern gebildeten Dichter des 17ten Jahrh. gegenber steht. Aus der englischen Sprache hat Weckherlin mehre Wörter d Wendungen organisirt, von denen aber nur wenige uns geblieen sind. Obgleich Weckherlin schon sehr früh angefangen hat, deutche Verse nach eigener Weise und Regel zu schreiben, Buhlerliedchen, ovidische Fabeln und Sonette, so vergaß er doch darüber seinen Beruf zum Geschäftsmanne nicht. Bald nach seiner Rückkehr, in seinem ften Jahre, ward er als herzogl. Secretair in der Kanzlei zu uttgart angestellt, und daneben versah er den Dienst eines Hofpoeten mit gewissenhafter Treue, indem er nicht nur jedes freudige und aurige Ereigniß an dem Hofe seines Herrn und der mit ihm verwandten Fürstenhäuser besang, sondern auch die Programme zu großen ffeierlichkeiten herausgab. Im Jahre 1613 besang er die Heimführung der englischen Prinzessin Elisabeth, als Churfürstin von der Pfalz d Pfalzgräfin zu Rhein, und auch in der Folge ergreift er jede legenheit, den Ruhm und die Gnade des pfälzischen Hauses zu ern. Nach der stürmischen Zeit des ausbrechenden dreißigjährigen rieges, in der wir Weckherlin's Leben nicht genau verfolgen können, den wir ihn 1620 zu London wieder, angestellt als Secretair bei r deutschen Kanzlei, welche nach der unglücklichen Katastrophe, die n Pfalzgrafen Friedrich, den Eidam Jacob's I., um die Krone heims und um sein altes Churfürstenthum brachte, errichtet worden r, um die Verbindung zwischen England und dem protestantischen utschland zu unterhalten. Die Stelle, welche Weckherlin in dieser nzlei bekleidete, scheint nicht unwichtig gewesen zu sein, und er bst spricht von vielen Sendungen, schweren Geschäften und weiten

Digitized by Google

Reisen, die er als Secretary gemacht habe. Ein Gelegenheitsgedicht vom Jahre 1646 nennt ihn: Rathssecretair beider Königreiche in Großbritannien und gibt einen hohen Begriff von dem Umfange seines Wirkungskreises, und seine eigenen Gedichte bezeugen durch die Namen seiner Freunde und Gönner, daß seine Verhältnisse in England glänzend waren und er an allen Höfen, mit denen er in Berührung stand, geehrt und beliebt gewesen sein muß. Aber unter den Zerstreuungen und Täuschungen des Hoflebens, immer beladen mit Geschäften, welchen die Muse nicht hold ist, in der Fremde umherschweifend und aus seinem Vaterlande verbannt, blieb Weckherlin ein Deutscher in der schönsten und stärksten Bedeutung, und sang mit feurigem Muthe und unerschütterlichem Glauben, als protestantischer Dichter, die Helden der deutschen Freiheit, Bernhard von Sachsen, den Mansfeld und vor allen Gustav Adolph, den Retter aus Norden. Der dreißigjährige Krieg, welcher auch die würtembergischen Lande verwüstete, raubte dem Dichter sein Erbe und führte den Tod seines geliebten jüngern Bruders Ludwig herbei, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte und die väterlichen Güter verwaltete. Auch ein großer Theil von Weckherlin's Jugendgedichten ging bei dieser Zerstörung zu Grunde. Solche Verluste und Schläge ertrug der Dichter mit männlicher Fassung und frommer Ergebung. Er erlebte das Ende des dreißigjährigen Krieges und starb gegen 1651, nachdem er 1648 von London aus die letzte zu Amsterdam gedruckte Ausgabe seiner Gedichte besorgt hatte. Die erste Ausgabe derselben veranstaltete er schon in Stuttgart, wo sie im J. 1618 erschien. Die folgenden wurden zu Amsterdam gedruckt, unter dem Titel: Geistliche und weltliche Gedichte, 1641, 1646 und 1648. Unter den geistlichen Gedichten befinden sich mehre frei übersetzte Psalmen, die weltlichen bestehen aus Oden und Gesängen, Trauer- und Grabschriften, heroischen Gedichten, Buhlereien oder Liebesgedichten in der Form des Sonetts, welches er zuerst in die deutsche Dichtkunst einführte, Eklogen oder Hirtengedichten, Epigrammen und Erfindungen für Aufzüge, Ballette, Maskeraden u. s. w. Ein großer Theil dieser Gedichte, die Früchte seiner Hofpoeterei, hat nur noch historischen Werth für uns. Dagegen verdienen seine Liebesgedichte, Trinklieder, Lobgesänge und Elegien auf die Helden seines Glaubens und seiner Zeit, seine Elegen und Epigramme unsere vorzügliche Aufmerksamkeit. Echte Kerngediegenheit, tiefes Feuer, kühne Freiheit des Geistes und eine oft bis zum Übermuth gehende Gewandtheit in der Behandlung des Stoffes und in der sprachlichen Form zeichnen Weckherlin vor allen Dichtern des 17ten Jahrh. aus. Eine kecke Laune, ein alles wagender Scherz und ein übersprudelnder Muthwille charakterisiren viele seiner kleineren Gedichte, namentlich Trinklieder und Epigramme, und eine großartige Ironie beherrscht einige Gedichte aus der spätern Zeit seines Lebens, in denen er auf sich und seine Verhältnisse prüfend zurückschaut. In dem großen Gedicht auf Gustav Adolphs Tod erhebt er sich zu einer epischen Würde und Fülle, die im 17ten Jahrhundert von keinem Dichter unsers Vaterlandes erreicht worden ist. In der Form steht Weckherlin freilich unter Opitz, wenn wir auf Wohlklang und Regelmäßigkeit des Sylbenmaßes und Glätte und Reinheit der Sprache sehen. Er mißt die Sylben noch nicht, sondern zählt sie nur, und erlaubt sich viele Abkürzungen und Zusammenziehungen von Wörtern und Formen, welche uns hart erscheinen müssen; ferner ist seine Sprache voll Anglicismen und Provinzialeigenheiten. Aber

Digitized by Google

wenn die Form in etwas höherer und weiterer Bedeutung aufgefaßt wird, so erscheint sie in Weckherlin so gediegen, wie sein Geist: lebendiger Wortdrang, scharfer Ausdruck, unumwundenes Aussprechen charakterisiren sie, und er trifft mit sicherer Wahl fast immer das Rechte für jeden Fall. Außer dem Sonett führte Weckherlin noch manche andere kunstreiche Versarten und Strophenbildungen in die deutsche Dichtkunst ein, und versuchte sich mit Glück in neuen Dichtarten, z. B. in der Ekloge. — Weckherlin's Dichterruhm, der zu einer Zeit weit verbreitet gewesen zu sein scheint, wurde bald durch Opitz und seine Schule verdunkelt. Lange Zeit lagen seine Gedichte vergessen und verkannt, bis Herder im Jahre 1779 zuerst wieder mit kräftigem Eifer auf sie hinwies, nachdem durch den dritten, von Eschenburg besorgten Theil der auserlesenen Stücke von Zachariä ein leichter Zugang zu denselben eröffnet worden war. Seitdem haben mehre Blumenlesen Gedichte von Weckherlin, aber meist in sehr entstellter Gestalt, aufgenommen. Eine reiche Auswahl derselben enthält der 4te Band der von Wilhelm Müller herausgegebenen Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts, welcher auch eine vollständige Biographie des Dichters liefert. Vergl. außerdem: Nachrichten von dem Leben und den Schriften R. Weckherlin's ꝛc. von Bonz. Ludwigsb. 1803. W. M.

*Weißes Meer ist ein großer Busen des Eismeeres zwischen der Halbinsel Kanin und der Küste von Lappland, der sich nach Süden bis fast zum 64sten Grade der Breite herabzieht, und seinen Namen davon hat, daß er einen großen Theil des Jahres über gefroren und mit Schnee bedeckt ist. Schifffahrt auf ihm findet nur von der Mitte des Maies bis Ende des Septembers statt. Die Küste ist sehr unregelmäßig, von vielen Felsen und kleinen Inseln umgeben, und läßt gegen dreißig Flüsse den Ausgang finden, wovon der Dwina-, Onega- und Mezenfluß die größten sind. Der letztere bildet in der Mündung eine Bai, an der eine Stadt gleiches Namens liegt. Die Dwina geht in zwei Armen in's Meer, die von einer Insel getrennt werden. An ihr liegt das 1584 gegründete wichtige Archangel, der Hauptstapelplatz jener Gegend. Unter den Inseln des weißen Meeres ist die Solowetzki-Insel im Onegabusen die größte. Zwei Canäle, die die Dwina mit der Wolga und dem Dnieper verbinden, lassen aus dem weißen Meere unmittelbar in's kaspische und schwarze Meer schiffen.

Weitsichtig wird derjenige genannt, welcher kleine Gegenstände nur bei sehr hellem Lichte und in einer größern Entfernung vom Auge, als sonst gewöhnlich ist, deutlich erkennen kann. Es ist dies ein Fehler, an dem alte Leute häufig leiden, und welcher deshalb in der Kunstsprache Presbyopie genannt wird. — Die Lichtstrahlen, welche von dem sichtbaren Gegenstande ausgehen, und in dem Auge zu einem Kegel gebrochen werden müssen, vereinigen sich bei diesem Fehler erst hinter der Retina zum Focus oder in der Spitze des Kegels. Dies geschieht, wenn die Hornhaut, oder die vordere Fläche der Krystallinse zu wenig convex sind, wenn die letztere der Regenhaut zu nahe liegt, wenn die Kraft der durchsichtigen Theile des Auges, das Licht zu brechen, vermindert ist, die Gegenstände dem Auge zu sehr genähert werden, und wenn die Pupille zu sehr verengt ist. — Dieser Fehler läßt sich meistentheils nicht wieder beseitigen, sondern durch den Gebrauch convexer Gläser blos verbessern; indessen hat man bisweilen beobachtet, daß Leute, welche im

60sten Jahre an demselben zu leiden anfingen, im höhern Alter
ter davon befreit wurden und ohne Gläser wieder lesen kon
Eine Hauptregel bei dem Gebrauche der letztern ist, daß man
langsam von einer schwächern zu einer höhern Nummer überge

Wenceslaus (Wenzel), deutscher Kaiser (oder, weil e
Krönung in Rom nicht empfangen hatte, nur König genannt)
König von Böhmen, aus dem luxemburgischen Hause, Carls IV.
ster Sohn, geb. 1361. Seine Regierung fiel in eine Zeit, wo de
Deutschland herrschende Zustand der Gesetzlosigkeit auch dem kra
sten Fürsten die größten Schwierigkeiten entgegengesetzt haben wü
Der junge Wenzel, aus welchem vielleicht selbst Petrarca, wem
Carls IV. Antrag zur Erziehung des Knaben angenommen hätte
der verkehrten Behandlung, die dieser von der Wiege an erf
nichts würde gebildet haben, war in jeder Hinsicht unreif für d
schwere Werk, wozu er berufen wurde. Mit 2 Jahren war er bere
zum König von Böhmen gekrönt, mit 6 Jahren gab er auf se
Vaters Geheiß schon eine Belehnung, und sah einen Herzog vor
knien; im 10ten Jahre ward er vermählt; im 12ten mit der Ma
Brandenburg belehnt, und zu Staatsgeschäften gezogen, und er wa
kaum 18 Jahre alt, als er 1378 seinem Vater auf dem deutsch
Throne folgte. Von den wohlgemeinten Ermahnungen, die dem
nicht lange vor seinem Tode ihm gab, mißachtete er gerade diejen
am meisten, die er bei dem damaligen Zustande Deutschlands be
befolgen mußte — „den Papst, die Pfaffheit und die Deutschen z
Freunden zu halten." In seinem Vater konnte er freilich auch ke
großes Vorbild finden, und hatte dieser Deutschland schon stiefmü
lich behandelt, so that es der Sohn noch mehr. Stolz und Ge
samkeit waren die Grundzüge seiner Gemüthsart und niedrige We
seine Neigung. Zwei Umstände machten seine Lage besonders sch
rig. In der ersten Zeit seiner Regierung wurde das Abendla
Kirchentrennung durch zwiespältige Papstwahlen am auffallendsten
hatte auf die Staatsverhältnisse die verderblichsten Rückwirkun
In Deutschland hatte das Faustrecht bei dem Mangel einer fes
Reichsordnung und einer kräftigen Verwaltung überhand genomm
Jede Partei suchte sich durch Bündnisse zu stärken, um sich durch
eigene Kraft den Schutz gegen Gewalt und Unrecht zu verschaffen, de
die Gesetze nicht verleihen konnten, und ein Bund der durch Reic
thum mächtig und muthig gewordenen Städte in Schwaben und a
Rhein stand den Fürsten und dem Adel entgegen, die in mehren G
genden Deutschlands ähnliche Verbindungen stifteten, wie die Ges
schaften mit dem Löwen, mit den Hörnern und die St. Georg
gesellschaft. Wenzel, der indeß meistens in Prag bei Weibern un
Weißbier schwelgte, wie man ihm vorwarf, sah unthätig diesen Ver
teinungen zu, und es scheint, daß er den großen Städtebund heim
aufgemuntert habe, um die Macht der Fürsten zu schwächen. Er
lich aber bewog ihn die Gefahr, da diese Verbindungen dem kais
lichen Ansehen drohten, durch einen allgemeinen Landfrieden denselb
entgegenzuwirken. Auch die Städte traten später diesem Frieden b
aber die „fruntlich Stallung" (Einigung), die sie 1384 auf vi
Jahre schlossen und in den folgenden Jahren verlängerten, war no
nicht abgelaufen, als 1387 ein heftiger Krieg zwischen den Fürst
Grafen und Herren und den verbündeten Städten ausbrach, wo
diese nach dem entscheidenden Treffen bei Döffingen erlagen. Wen
saß indeß ruhig in Prag, und wenn er auch den Gesandten der Reic

Digitized by Google

, die ihn ersuchten, nach Deutschland zu kommen und den Frie-
erzustellen, nicht geantwortet hätte: „er wisse nicht, ob er ver-
n sei, die Stände, die er nicht entzweit habe, zu vergleichen,
r müsse das Schicksal des Wolfs in der Fabel befürchten, der
streitende Widder aussöhnen wollte," so handelte er doch im
r dieser ihm in den Mund gelegten Worte, und auch zu dem
Landfrieden, den er 1389 zu Eger schloß, und wodurch er den
tebund wie die Einigung der Fürsten aufhob, zwangen ihn nur
mstände. Die Niederlagen und Verluste, welche die Städte er-
hatten, hielten das Schwert in der Scheide. Wenzel erfüllte
zen gern den Wunsch der Stände, alle Judenschulden gewaltsam
lgen, die für manche Fürsten und Städte sehr lästig waren; aber
ch mußten alle Schuldner dem König, als Obereigenthümer des
nögens der Juden nach der Ansicht jener Zeit, funfzehn vom
dert bezahlen. Auch in Böhmen war Wenzel nicht beliebt; er
die Deutschen den Böhmen vor, handelte nach eigensinniger Laune,
arb es mit dem Adel, als er die verpfändeten Krongüter gewalt-
zurückforderte, und einige, die sich weigerten, enthaupten ließ,
erregte allgemeinen Haß gegen sich, als er in den Streitigkeiten
der Geistlichkeit sich Widerrechtlichkeiten und Grausamkeiten er-
te. Sein Bruder selbst, König Siegmund (s. d. Art. Bd. 9)
Ungarn, und sein Vetter, Jobst, Markgraf von Mähren, waren
er ihn, und so entstand endlich 1394 eine Verschwörung der böhmi-
n Großen, die ihn überfielen und in Gefangenschaft hielten. Die
ritte, die sein jüngster Bruder zu seiner Befreiung that, und die
hungen, wodurch die deutschen Reichsstände die Loslassung ihres
erhaupts zu bewirken suchten, verschafften dem Gefangenen nach
gen Monaten seine Freiheit, die er, nach einer böhmischen Sage,
ch die Treue einer Bademagd erlangt haben soll. Wenzels Ansehen
Deutschland war indeß immer mehr und unrettbar gesunken. Er
Anlaß zu dem Vorwurfe, daß er den mächtigen Johann Galeazzo
sconti für Geld zum Herzog von Mailand erhoben, und dadurch
s Reich geschmälert habe. Befehdungen störten wieder den Land-
den, und einige Ritterverbindungen, wie die Schlägler, die von
r silbernen Keulen oder Schlägeln, welche das Zeichen ihres Bun-
s waren, den Namen hatten, wurden so gefährlich für die öffent-
he Ruhe, daß auch die Fürsten ihren Bund verstärkten. Die Par-
i, welche der König bei der fortdauernden Kirchentrennung ergriff,
d nach der Lage der Umstände auch billig ergreifen mußte, trug
esentlich zu den entscheidenden Ereignissen bei, die ihm die deutsche
rone raubten. Er vereinigte sich mit Frankreich, die beiden Päpste,
elche von den Cardinälen in Avignon und ihren Gegnern in Rom
aren gewählt worden, zur Abdankung zu bewegen, damit dann durch
e einmüthige Wahl eines neuen Papstes der Kirchenfriede bewirkt
erden könnte, und er übernahm es insbesondere, den Gegenpapst
Bonifaz zur Niederlegung der päpstlichen Würde zu vermögen, oder
er zu nöthigen. Die Churfürsten aber, deren die meisten jenen
Papst anerkannt hatten, waren mit Wenzel's Absicht nicht zufrieden,
nd am wenigsten der Erzbischof von Mainz, Johann von Nassau, der
iesem Papste seine Würde verdankte. Dieser Umstand trug nicht
enig zu den Schritten bei, welche die Churfürsten gegen den König
haten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Bonifaz, um Wenzel's
Plan zu vereiteln, sie dazu aufgereizt habe. Die Klagen über des
Königs Unthätigkeit und Sorglosigkeit wurden seit 1397 immer lau-

Digitized by Google

ter, und man erkannte immer mehr, wie Königshoven in seiner [illegible]
schen Chronik sagt, daß Wenzel „nüt ein Mehrer des Reichs, [illegible]
sich ein römischer Kaiser schreibt, sunder ein Männer was, und [illegible]
sumer und unnützer Mann des hilgen Reichs.“ Die Churfürsten [illegible]
kamen endlich zu dem Entschlusse, ihn abzusetzen. Die Frage [illegible]
wer statt seiner erwählt werden sollte, entzweite sie, und so kam [illegible]
dahin, daß in der Versammlung zu Lahnstein nur die Churfürsten [illegible]
Mainz, Trier, Cöln und Pfalz die Absetzung Wenzels (1400) [illegible]
sprachen und den Churfürsten Ruprecht von der Pfalz, der seine Stimme [illegible]
dem Erzbischof von Mainz übertragen hatte, zum König wählten. [illegible]
Wenzel blieb dabei ganz gleichgültig, und ohne seine Mitwirkung [illegible]
geschah es, daß er noch mehre Vertheidiger seiner Rechte behielt, [illegible]
die wenigsten Reichsstände mit den Schritten der rheinischen Churfürsten [illegible]
sten zufrieden waren. Sein Nachfolger, Ruprecht, konnte [illegible]
den eingewurzelten Übeln so wenig als Wenzel abhelfen, und auch [illegible]
hatte bald so sehr mit Parteiungen und Schwierigkeiten zu kämpfen, [illegible]
daß kein Entwurf für die Ehre des Reichs ausgeführt werden konnte. [illegible]
Wenzel gerieth indeß mit seinem Bruder Siegmund in neue Streitigkeiten, deren Folge seine abermalige Gefangenschaft war, worin er zu Wien beinahe anderthalb Jahre zubrachte. Nach seiner Befreiung wurden ihm von seinem Gegner Ruprecht Vergleichsvorschläge gemacht, die er aber nicht annahm, und erst, als nach dessen Tode (1410) die Reichsstände den König Siegmund auf den deutschen Thron hoben, gab Wenzel durch einen Vergleich mit seinem Bruder seine Ansprüche auf. Er blieb im Besitze seines Erbreichs und lebte in Böhmen in gewöhnlicher Unthätigkeit, welche nur die, durch Hussens Lehren erregten Bewegungen unterbrachen, die Wenzel, der Gewaltthätigkeit abhold, anfänglich begünstigte. Als aber nach Hussens Hinrichtung, den der König eifrig zu schützen suchte, seine erbitterten Anhänger in Böhmen sich erhoben, wurde Wenzel bei dem heftigen Auftritte derselben, der den blutigen Hussitenkrieg eröffnete, so sehr entrüstet, daß er vom Schlage getroffen ward und 1419 starb. Neuere Geschichtschreiber haben ihn zu entschuldigen gesucht, aber wenn auch viele Beschuldigungen, welche die Zeitgenossen ihm machten, aus Parteiwuth und aus dem Hasse der Geistlichkeit herstammen mögen, so wird doch sein Andenken auch von dem Zeugnisse der beglaubigten Geschichte verurtheilt. S. Pelzel's Lebensgeschichte des römischen und böhmischen Königs Wenceslaus. Prag 1788 bis 90, 2 Bände.

*Werner (Friedr. Ludw. Zach.) gehört unter die merkwürdigen Zeitgenossen, theils wegen seiner Mitwirkung zu dem Zwecke einer religiösen Reaction, wo möglich auf Kosten des Protestantismus, theils wegen seiner dichterischen Eigenthümlichkeit, theils wegen seiner mannichfaltigen persönlichen Verhältnisse. Er ward zu Königsberg in Preußen den 18ten Nov. 1768 geboren. Sein Vater, Professer der Geschichte und Beredsamkeit an der dortigen Universität, starb, als der einzige Sohn erst das 13te Jahr zurückgelegt hatte, so daß dieser nun bis zum 22sten unter den unmittelbaren Einflüssen der Mutter stand, einer Nichte des Dichters Valentin Pietsch. Sie war, nach mehren glaubwürdigen Zeugnissen, eine Frau von durchdringendem Geiste, lebhafter Phantasie und tiefem Gefühl, verlor jedoch später das Gleichgewicht ihrer vorzüglichen Seelenkräfte und litt fortdauernd bis zu ihrem Tode an einer Gemüthskrankheit. Im Jahre 1784 ward Werner in Königsberg Student, hörte juristische und cameralistische Vorlesungen, auch Philosophie bei Kant, daß

ritik der reinen Vernunft zu jener Zeit erschien, und opferte dane-
en, wie einstimmige Nachrichten behaupten, den Grazien des Epikur
it freier, entschiedener Vorliebe. Von einer vorherrschenden religiö-
n Richtung blickte während seines Universitätslebens keine Spur
urch, eher das Gegentheil, und zwar im Sinne der damaligen Mo-
eaufklärerei. Nach der ersten Ausflucht von Königsberg nach Dres-
en trat er 1793 als Kammersecretair in den preußischen Staats-
ienst und bekleidete diese Stelle an mehreren Orten, am längsten in
Warschau. Im Jahre 1799 verheirathete er sich neuerdings, nach-
em die erste Ehe aus unbekannten Gründen aufgelöst worden war,
nd ging bald darauf durch abermalige Trennung, nicht ohne große
Einbuße von seiner Seite, eine dritte Verbindung mit einer jungen,
lebenswürdigen Polin ein, die eben so wenig ein Wort deutsch, als
r polnisch verstand. Das Leben in Warschau war zu jener Zeit
wanglos, heiter und an mannichfaltigen Genüssen ergiebig; beson-
ers pflogen die Deutschen unter einander eine innige Geselligkeit.
Werner schloß sich vor allen an den tüchtigen Mnioch und den ju-
endlich offenen Hitzig an. Unter den schönsten Einwirkungen einer
auberischen Natur, eines herzlichen Umgangs, einer wohlthuenden
reiheit entstanden um 1800 die Söhne des Thales, über welche sich
er Verfasser in einem Briefe an Hitzig 1801 gelegentlich also aus-
rückt: „Dir aufrichtig zu sagen, ich bin etwas, aber nicht viel, da-
it zufrieden; aber ich kann es unmöglich umschmelzen. Ich weiß,
aß das Ding, wenn auch einzelne Scenen Erzeugnisse einer nicht
anz unglücklichen Phantasie sein mögen, doch kein richtiges Verhält-
iß der Theile, viel Geschwätz und wenig Handlung, noch weniger
ber dramatisches Interesse hat.“ Wegen des scharf eindringenden
rtheils verdient dieses Selbstbekenntniß auch hier eine Stelle. Sein
ufenthalt in Königsberg in den Jahren 1801 bis 1804, wohin ihn
ie zunehmende Krankheit seiner Mutter gerufen hatte, verrieth schon
amals manche verborgene Keime jener Denkart, für die er sich spä-
er so laut erklärte; davon zeugen mehre Briefe aus jener Periode
nwidersprechlich. Der 24ste Februar 1804, der Todestag der Mut-
er, ist durch die Dichtung gleiches Namens berühmt geworden. Im
Besitze eines baaren Vermögens von 12,000 Thalern, das ihm durch
en Tod der Mutter zugefallen war, ging Werner im Frühjahr 1804
it seiner Gattin nach Warschau auf seinen Posten zurück, wo er
it dem geistreichen Hoffmann in nähere fördernde Berührung kam,
er auch zu dem daselbst vollendeten Kreuze an der Ostsee eine origi-
elle Musik schrieb. Durch die Verwendung mehrer Freunde, wie
urch die Gunst des Ministers von Schrötter, des damaligen Chefs
es Neu-Ostpreußischen Departements, welcher sich für die Sache der
eligion und Maurerei lebhaft interessirte, ward er 1805 in Berlin
ls geheimer expedirender Secretair angestellt. Weder der Umgang
it Männern, wie Johannes von Müller, Fichte, Uhden, Schadow,
och die Poesie, noch weniger sein Berufsverhältniß konnten ihn vor
em Strudel einer wilden Genießlust bewahren, woran wol haupt-
ächlich die Trennung von seiner dritten Frau, nach einem Aufenthalt
on zwei Monaten, erklärt werden muß. Die Sophistik des Leicht-
nns, womit er auch jetzt wieder diesen Schritt zu beschönigen suchte,
ezeichnet die Verfassung seines Gemüths hinlänglich. Die für das
ortige Theater gedichtete „Weihe der Kraft“ setzte (1805) das Publi-
um in eine allgemeine Bewegung, welche sich später über ganz
eutschland ausbreitete. Bald trieb ihn seine unwiderstehliche Reise-

Digitized by Google

lust von Berlin über Prag nach Wien, dann nach München, wo er Jacobi und Schelling persönlich kennen lernte, sofort über Frankfurt an den Rhein bis nach Cöln, dem deutschen Rom, und von da nach Gotha in die belebende Nähe eines gebildeten Fürsten. Im December 1807 sah er in Jena zum erstenmal mit tiefer Bewunderung Göthe; in diesem Gefühle ist er sich bis an sein Ende gleich geblieben. Weimar zeichnete ihn mannichfaltig aus, doch kehrte er nach einem dreimonatlichen, überaus angenehmen Aufenthalt 1808 wieder nach Berlin zurück, wo sein Gefühl von der Franzosenherrschaft so bitter verletzt wurde, daß er sich von dem unerträglichen Eindruck durch eine Reise nach der Schweiz zu befreien suchte. Zu Interlacken kam er bei einem Volksfeste in den interessanten Kreis der geistreichen Baronin von Staël. (Siehe das Urtheil derselben über Werner im 24sten Capitel des 2ten Theils ihres Werks über Deutschland.) Während des Spätherbstes 1808 war er in Paris, vertauschte es aber bereits im December mit Weimar, wo er durch die Huld des großmüthigen, vielfach verkannten Großherzogs von Frankfurt, des Fürsten Primas von Dalberg, die Zusicherung einer Pension erhielt. Fast um dieselbe Zeit ernannte ihn der Großherzog von Hessen-Darmstadt zum Hofrath. Noch einmal hielt er sich, zugleich angezogen von A. W. Schlegel, vier Monate in Coppet bei der Frau von Staël auf, durch deren Vermittelung er im November 1809 über Turin und Florenz nach Rom, der Hauptstadt der Welt, reiste. Er bekannte sich hier den 19ten April 1811 zum katholischen Glauben, und zwar, nach zuverlässigen Nachrichten, vorläufig insgeheim, was auf keine Weise entschuldigt werden kann. Aus demselben Grunde, weshalb er anfänglich seiner Glaubensänderung keine Öffentlichkeit hatte geben wollen, studirte er zu Rom die Theologie privatim und, wie aus mehren Nebenumständen hervorgeht, ziemlich oberflächlich. Neapel, Florenz, Venedig durchdrangen ihn wechselsweise mit der verschiedenartigen Macht des Schicksals, der Natur und der Kunst. Mit patriotischer Freude sah er 1813 die siegreichen Heere der Verbündeten durch Frankfurt nach dem Rhein ziehen. In Übereinstimmung mit dem Willen des Fürsten Primas, des Erzbischofs von Dalberg, trat Werner im Januar 1814 in's Seminarium zu Aschaffenburg und wurde bald nachher zum Priester geweihet. Zur Zeit des Congresses, im August 1814, kam er in Wien an und predigte sogleich, ungeachtet des Mangels an Übung, vor einer außerordentlich zahlreichen Versammlung. Von 1816 bis 17 lebte er in Podolien bei der Familie des Grafen Cholonievsky, durch dessen Einfluß er Ehrendomherr von Kaminiek wurde. Auch hatte er das Glück, daß ihm die Freigebigkeit des Großherzogs von Sachsen-Weimar den Verlust der Pension ersetzte, die er früher dem Fürsten Primas verdankte. Obgleich er mit großer Feierlichkeit in den neuerlich wiederhergestellten Redemptoristenorden getreten war, verließ er ihn höchst inconsequent zum Erstaunen des Publicums bald darauf wieder, aus Gründen, die allerdings nicht ganz allein auf ihm lasten mögen. Mit großer, bewunderungswürdiger Geisteskraft predigte er kurz vor seinem Ende, obschon er seit längerer Zeit an einem heftigen Brustübel litt. Der Tod beschlich ihn sanft und unvermerkt den 17ten Jan. 1823. Wie er ihm während der letzten Tage mit christlicher Fassung und einem standhaften Humor entgegengesehen hatte, so zeigte auch noch das Antlitz des Entschlafenen eine feste Entschiedenheit. In Enzersdorf am Gebirge in der Nähe Wiens ist er, seinem Wunsche gemäß, be-

d by Google

haben worden. Diese biographischen Nachrichten sind theils aus dem von Hitzig herausgegebenen Lebensabriß Werners, theils aus einem von ihm selbst geschriebenen Artikel im Felder-Weißeneggerschen Wörterbuche gezogen. So wenig jener eine durchgreifende Charakteristik enthält, so wenig ist dieser frei von kleinlichen, durchschimmernden Lebensabsichten. Alle Sonderbarkeiten einer demüthig anmaßenden und im Grunde zerrissenen Natur offenbart sein Testament, das auch gedruckt worden ist. Unter seinen dramatischen Werken glänzen besonders die Söhne des Thales hervor durch kühne Anlage, glückliche Charakterzeichnung, Größe des Sinnes, ausgezeichnete Sprache. Die Fortsetzung oder der zweite Theil, der ein Jahr später erschien und auf den der Verfasser selbst mehr Werth legt, als auf den ersten, bleibt hinter diesem vielfach zurück und gleicht das Übergewicht romantischen Spuks eher einer Auflösung, als einer Vollendung des Ganzen. Das Kreuz an der Ostsee, die Weihe der Kraft, Attila, König der Hunnen, Wanda, Königin der Sarmaten, verriethen bei vielen einzelnen Schönheiten eine wachsende unnatürliche Tendenz, die theils ihren Grund haben mag in dem hervortretenden Mißverhältniß der schaffenden Seelenkräfte, theils in der ausschweifenden Eitelkeit des Verfassers, die mit seiner chaotischen Geistesrichtung zusammenfloß und ihn des gesuchten Effects wegen häufig zum Abenteuerlichen, Excentrischen, Verkehrten und Abgeschmackten hinriß. Ein tragischer Silberblick seiner leidenschaftlich aufgeregten Natur, ein Nachtstück im eigentlichsten Sinne, ist dagegen der vier und zwanzigste Februar, weit hervorragend über die Fluth der spätern Nachahmungen durch erschütternde Originalität, tief eindringende Blicke in's menschliche Herz, kunstreiche Zusammendrängung und seltene Gewalt der Sprache. Man kann dies Werk betrachten als eine glückliche Explosion lange und still aufgehäufter Elemente. Die sich immer mehr absondernde Eigenthümlichkeit seiner träumerischen, ungeregelten Phantasie bricht vorzüglich in der Tragödie „Cunegunde" hindurch, obwol auch nicht selten Funken des Genies aufsprühen. Sein letztes Trauerspiel, die Mutter der Maccabäer (Wien 1820), weist im Einzelnen große Schönheiten auf, verdunkelt diese aber auf die verwerflichste Weise durch renommistische Rohheit der Sprache und einen plumpen, oft pöbelhaften, durchaus unheiligen Humor. Dieses Product zeigt mehr als jedes vorhergehende, daß der Dichter für die reine Hoheit der religiösen Poesie die wahre gesunde Haltung unwiederbringlich verloren hatte, wenn je lebendige Spuren derselben in ihm waren. Nachdem die Sinnlichkeit bei ihm war zu Lava geworden, versteinerte sich auch seine Phantasie: dafür redet das Dürftige in der Ausführung, das Harte in der Form, das Gewaltsame in der Sprache, das Ungleiche im Ganzen. Den geringsten Werth haben seine geistlichen Lieder, als Geburten der Ohnmacht, gerade da, wo sie den Ton der Kraft angeben wollen. Ungeachtet der gerügten Mängel verdient er den Namen eines Dichters mit besonderem Nachdruck. Seine glänzendste Eigenthümlichkeit liegt, wenn wir die frühere Periode hauptsächlich berücksichtigen, in der höheren Geistigkeit eines unaufhaltsamen Strebens, in der oft überraschenden Kraft der Charakterzeichnung, in dem unwiderstehlichen Reize einzelner Situationen und in dem reichen Quell einer frischen, starken, mitunter sehr originellen Darstellung. Als Kanzelredner zeigte er sich sehr ungleich, doch wird ihm kein gültiger Richter eine hinreißende Popularität, blitzähnliche Wirksamkeit, erfinderische Auslegungskunst und gründlichen Ernst ab-

Digitized by Google

sprechen können. Besonders entwickelte sich der letztere je länger, würdiger; denn früher gab er häufig durch Unbesonnenheiten Ä[illegible] Sein äußerer Vortrag stand mit seiner geistigen Persönlichkeit in [illegible]türlichem Einklange und hatte insofern interessante Wahrheit, [illegible] auch nicht eben nach den herrschenden Begriffen ästhetische [illegible] Sein Tod ist namentlich für Wien in Absicht auf seine Redn[illegible] ein empfindlicher, schwer zu ersetzender Verlust. Die vielen [illegible] ausgestreuten Mährchen und Lügen nöthigen das wahrheitsl[illegible] Publicum zum Mißtrauen. Seine Glaubensänderung, nach [illegible]sätzen der Vernunft und Christenliebe an und für sich nicht [illegible]hin zu verwerfen, floß nothwendig und unmittelbar aus seiner [illegible]zen Gemüthsverfassung, wie die Stufenreihe seiner Werke, die [illegible]theilung brieflicher Nachrichten, der Gang seines sittlichen Lebens [illegible]thut. Gegen den Verdacht der Heuchelei schützt ihn die Se[illegible] Sein Charakter, ursprünglich reich begabt, ist wol nie aus dem [illegible]stande des Schwankens herausgekommen. Wenn er sich selbst [illegible] Sinnenlust und des Geizes anklagt, so darf man billig auch [illegible] unermeßliche Eitelkeit in Anschlag bringen, die sich später mit [illegible] Religiosität, hauptsächlich in einer falschen Demuth versetzte und [illegible] dem alten Übel nur einen neuen Namen gab. Doch [illegible] tiefe Empfänglichkeit für Schönes und Hohes, sein Festhalten im Ganzen, ungeachtet einzelner Rückfälle, seine aufrichtige [illegible]schenfreundlichkeit, sein unermüdlicher Berufseifer, die [illegible] Anerkennung. Er soll auch ein sehr angenehmer, liebenswürdi[illegible]ger Gesellschafter gewesen sein. Sein Äußeres, das er auf [illegible] unanständige Weise vernachlässigte, war nur bedeutend in dem [illegible]drucke und der Form des Gesichts. Die gewöhnlichen [illegible]trügen, schmeicheln ihm mit einer verzückten Heiligkeit, die er [illegible] hatte. F. W.

*West (Benjamin), berühmter Maler, geboren 1738 in [illegible]sylvanien, wohin seine von einer alten englischen Familie abstammenden Voraltern wegen ihrer Anhänglichkeit an die Lehre der [illegible] 1699 gewandert waren. Es ist kaum begreiflich, wie in einer [illegible]meinde, die meist mit Ackerbau sich beschäftigt zu haben scheint, [illegible] durch ihre Lage von allen feinen Genüssen des geselligen Lebens [illegible]geschnitten war, und überdies als einen ihrer Grundsätze [illegible] daß alle Lebensbeschäftigungen, die nicht eine unmittelbare Beziehung auf Nutzen, auf Befriedigung menschlicher Bedürfnisse haben, [illegible] nur unnütz, sondern selbst sündhaft sind, ein Künstler entstehen [illegible]te, der blos durch eigene Geistesanlagen zu bedeutender Höhe sich [illegible]hob, und nachdem er eine kurze Zeit der Betrachtung der [illegible] Meisterwerke, die Italien ihm darbot, gewidmet hatte, sich [illegible] Rang unter seinen Zeitgenossen erwarb. In früher Jugend, [illegible] irgend ein Kunstwerk gesehen hatte, machte er seine ersten Ver[illegible] und widmete, wie es scheint, alle seine Mußestunden der Kunst, [illegible] er nach und nach durch die Empfehlungen seiner Freunde, die [illegible] Bedenklichkeiten überwanden, und durch den Beifall, den er sich [illegible] Portraitmaler erwarb, dahin kam, die Kunst als Gewerbe [illegible] üben. 1760 kam er nach Rom, wohin er Empfehlungen an [illegible] angesehene Männer mitbrachte, welchen der Umstand, daß ein Qu[illegible]ker aus Amerika die Kunst in ihrer Hauptstadt studiren wollte, [illegible] was Neues war. Man war sehr neugierig, den Eindruck zu be[illegible]achten, den die Kunstwerke auf ihn machten. Ein Zug von beinahe 30 Kutschen enthielt eine angesehene Gesellschaft, die dem jung[illegible]

Digitized by Google

Kaiser die Meisterstücke der Kunst zeigen wollte. Mit dem Apoll
Belvedere sollte der Anfang gemacht werden. Die Bildsäule
zu jener Zeit in einem Verhältnisse, dessen Thüren sich so öffne-
daß man sogleich die vortheilhafteste Ansicht des Bildes hatte.
ward auf den günstigsten Standpunkt gestellt, und die übrigen
en zu beiden Seiten. Als der Aufseher die Thüren öffnete,
e der Künstler von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen und rief
Mein Gott, wie ähnlich einem jungen Mohawk-Krieger! Nicht
g überrascht von diesem Ausrufe, fragte man ihn, worin er die
ichkeit finde, und er beschrieb die Erziehung der Mohawk-In-
er, ihre Gewandtheit im Bogenschießen, die bewundernswürdige
ellkraft ihrer Glieder, und wie sehr ihre Regsamkeit die Brust
ehne und ihr schnelles Athmen im Laufe die Nasenflügel erwei-
und ihnen jenes anscheinende Bewußtsein der Kraft mittheile,
im Apollo so edel ausgedrückt ist. Als er sich drei Jahre in
n und andern Städten Italiens aufgehalten hatte, wollte er, vor
er Rückkehr nach Amerika, England besuchen, wo er 1763 an-
. Er war so glücklich, Empfehlungen an mehre ausgezeichnete
nner mitzubringen, unter andern an Reynolds (s. d. Art.
. S.), an den berühmten Landschaftsmaler Wilson, an D. New-
, Bischof von Bristol, D. Johnson, Bischof von Worcester, und
Drummond, Erzbischof von York. — Die Malerei war in Eng-
d lange in einem Zustande der Herabwürdigung gewesen. Die
fmunterung, die sie unter Heinrichs VIII. Regierung erhielt, der
trefflichen Hans Holbein nach England zog und selbst Raphael
Titian, wiewol vergebens, zu einem Besuche einlud, hörte mit
n Falle des Cardinals Wolsey auf, der mehre großartige Entwürfe
Beförderung der Kunst gemacht hatte. Carls I. Bemühungen,
die schätzbare Gemäldesammlung des Herzogs von Mantua kaufte,
phaels Cartons, die sich jetzt in Hamptoncourt befinden, nach
gland brachte und mehre ausgezeichnete Künstler, wie Rubens,
an Dyk, Honthorst, Poelemburg, an seinen Hof zog, wurden
rch die bürgerlichen Unruhen gehemmt, und bald gewann der fin-
re Geist der Puritaner die Oberhand, der aller Beförderung der
unst abhold war. Die prächtige Sammlung des Königs wurde ver-
uft und das Ganze würde für England verloren gewesen sein, wenn
cht Cromwell, obgleich sonst nichts weniger als ein Freund der Kün-
t, den Vortheil, den sie einem mächtigen Volke bringen, erkannt
d Raphaels Cartons und einige andere vorzügliche Werke behalten
tte. Während der Republik wurden die Künste gänzlich vernachläs-
gt, und die unter Carl II. herrschende allgemeine Sittenlosigkeit war
nen nicht minder nachtheilig. Die bedeutendsten Künstler, die spä-
r in England Ruf erlangten, waren Ausländer, wie der Portrait-
aler Lely aus Westphalen und Kneller aus Lübeck, neben wel-
en der wackere Inländer Riley nicht aufkommen konnte. Bis zu
Georgs II. Tode blieb die Malerei in Verfall. Die Landschaftsmale-
i erhob sich zuerst durch Wootton, Lambert und Taverner. Der
niale Hogarth war unnachahmlich in der von ihm geschaffenen Gat-
ung. Um die Zeit, als West nach England kam, war eine neue
Morgenröthe für die Kunst angebrochen, die durch die Talente von
Reynolds, Gainsborough, Wilson heraufgeführt wurde. Die Gesell-
schaft für die Ermunterung der Künste, Manufacturen und des Han-
dels veranstaltete jährliche Ausstellungen von Gemälden und Zeichnun-
gen zu Preisbewerbungen. Auch ausgebildetere Künstler schickten zu-

Digitized by Google

rie von Gemälden, und als um jene Zeit die Shakspear-Gallerie zum Verkaufe ausgeboten ward, kaufte der Verein der Kunstfreunde das Gebäude zu jenem Zwecke. Der Minister Perrival nahm West's Vorstellungen mit abstoßender Kälte auf, da er sowol die Bemühungen der Institution, als die Gründe, wodurch man den Anspruch der Künste auf Unterstützung von Seiten des Staats darzuthun suchte, für Schwärmereien hielt, und als er später (1812) durch äußere Einflüsse für den Entwurf gewonnen war, fiel er unter der Hand eines Gegners. Die Institution blieb blos Privatunternehmen und erhielt weder Unterstützung, noch Schutz vom Staate. West hat unstreitig viel mehr durch die Beförderung dieser Anstalt und der Kunstakademie als durch eigene Trefflichkeit, wohlthätigen Einfluß auf die Kunst in England gehabt. Es fehlte ihm an jener ausgezeichneten Geistesbildung und jenem kühnen Schöpfergeiste, die den großen Künstler bilden. Er kannte die Regeln, und seine Composition und Gruppirung ist immer wissenschaftlich. Seine Zeichnung hat das Verdienst der Richtigkeit, aber sein Colorit ist nicht harmonisch und verräth offenbar wenig Studium. Er überrascht nie durch Originalität des Gedankens, durch kräftiges Gefühl, und es fehlt ihm jene Kraft des Charakters und Ausdrucks, die einem Werke das Gepräge des Genies gibt. Mit den italienischen Meistern verglichen, würde man ihn zur mechanischen Schule des Pietro von Cortona rechnen müssen, der noch über ihm steht. Als er zu Anfange der Regentschaft des jetzigen Königs seinen Gehalt verlor, war er genöthigt, sich an das große Publicum zu wenden, und vollendete mehre große Gemälde, obgleich er bereits sein 70stes Jahr erreicht hatte und eine Abnahme seiner Geisteskräfte sichtbar wurde. Diese Werke stehen weit unter den Erzeugnissen seines kräftigern Mannesalters und haben wol mehr durch ihre ungewöhnlichen Maßverhältnisse, als durch innern Werth den Beifall des Publicums erworben, der ihn für die erlittenen Verluste reichlich entschädigte. Die bedeutendsten Werke, die er in dieser Zeit ausstellte, waren: Christus, die Kranken und Lahmen heilend (von der brittischen Institution für 5000 Pf. gekauft) und der Tod auf dem fahlen Pferde. Sie erwarben ihm mehr öffentlichen Beifall als sein schöner König Lear, den er für die Shakspear-Gallerie malte, und Paulus auf der Insel Melite, die Natter von der Hand schüttelnd — in der Capelle des Hospitals zu Greenwich; ein Bild, das hinsichtlich der Erfindung, Gruppirung, Anordnung der Theile und Vertheilung des Helldunkels zu den vorzüglichsten Werken der englischen Schule gehört. West starb zu London 1820, hinterließ eine ansehnliche Sammlung von Gemälden, die nach seinem Tode verkauft wurden. — Wir haben diesem Artikel mehr Raum gegeben, als ihm, an sich betrachtet gebühren würde, um diese Gelegenheit zu benutzen, einige die neuere englische Kunstgeschichte betreffende Umstände zu berühren und dadurch andere Artikel dieses Werks zu ergänzen. Auch in dieser Beziehung ist die von Galt gelieferte Lebensgeschichte Wests (The Life and Studies of B. West. London 1816 und 1820) schätzbar.

Westgothen. Der mächtige Völkerverein der Gothen (s. Bd. 4) war schon früh geographisch in Ostgothen, die zunächst am Pontus ihre Sitze hatten, und in Westgothen (Visigothi), die in Dacien wohnten, getrennt; um die Mitte des 4ten Jahrh. theilten sich beide Völker auch in zwei politisch geschiedene Massen getheilt. Als die, durch diese Trennung geschwächten Ostgothen den Hunnen

agen, flüchteten sich die Westgothen in die Gebirge, und erlangten rauf von den Römern Sitze im verödeten Thrazien. Die Stellung r Völker gegen einander wurde durch dieses Ereigniß wesentlich ändert. Unter dem Namen der Verbündeten bildeten die Gothen en Haupttheil des römischen Heeres, hielten aber nur Frieden, so ge man die ihnen gegebenen Versprechungen erfüllte. Kaum aber r Theodosius gestorben, und das Römerreich in zwei Hälften zer- len, als die Westgothen unter Alarich gegen Italien losbrachen. dem nach kurzem Frieden mit dem abendländischen Kaiser wieder euerten Kriege fiel Rom (410) in die Gewalt der Westgothen. arich würde, hätte der Tod ihn nicht übereilt, als er eben Afrika bern wollte, ein germanisches Reich in Italien gestiftet haben. ein Schwager, Athaulf, der an die Spitze des Volkes kam, gab arichs Entwürfe auf, und wandte sich nach Gallien, um sich dies- t und jenseit der Pyrenäen neue Sitze zu erkämpfen. Er kam bis arcellona, wo er 415 ermordet ward. Seine Nachfolger aber gründe- n in stetem Kampfe mit früher eingewanderten Völkern und mit mern das westgothische Reich in Südfrankreich und Spanien. Die natürliche Ausdehnung dieses Reichs diesseit der Pyrenäen, wo so- r die Hauptstadt und der Sitz des Königs, Toulouse, lag, wäh- nd auf der pyrenäischen Halbinsel die Sueven ihre Unabhängigkeit ch behaupteten, war eine der Ursachen seiner innern Schwäche. azu kam das unglückliche Verhältniß der Eroberer zu den Besieg- n, da jene sich zu der arianischen Lehre (s. d. Art. Arianer Bd. 1.) kannten, die den katholischen Provinzialen, oder Abkömmlingen der mischen Ansiedler, so verhaßt war, und dies hatte die nachtheilige lge, daß eine schroffe bürgerliche Absonderung zwischen Gothen und mern entstand, und die katholische Geistlichkeit sich desto fester an nander und an Rom anschloß. Dieser früh entstandenen Keime des derbens ungeachtet, und trotz der Störungen, welche durch häufige hronwechsel und Parteiungen in einem Wahlreiche herbeigeführt rden mußten, breitete sich das westgothische Reich im ersten Jahr- ndert seines Daseins auch jenseit der Pyrenäen immer weiter aus, d erhielt durch Staatseinrichtungen innern Bestand. Eurich, der nfte König, der von 466 bis 483, bei dem gänzlichen Verfalle des mischen Reichs, große Eroberungen in Gallien und Spanien machte, b den Westgothen, die früher nach Rechtsgewohnheiten waren ge- chtet worden, geschriebene Gesetze, die von seinen Nachfolgern er- eitert und in eine Sammlung (s. Lindenbrogs Codex Legum an- quarum und Cancianis Barbarorum Leges antiquae, Venedig 781 ꝛc. 4 Thle.) gebracht wurden, welche die vollständigste aller ger- anischen Gesetzgebungen ist, und das Recht schon in einer hohen Aus- bung zeigt. Sein Nachfolger Alarich sammelte auch hier seinen mischen Unterthanen in Gallien Gesetze, die er durch rechtsgelehrte bgeordnete aus dem Theodosianischen Codex, den Verordnungen der ätern Kaiser und andern Quellen ziehen ließ, um zwar den Pro- nzialen ihre alten Rechte, aber die verbindende Kraft des Gesetzes ch aus seiner landesherrlichen Gewalt hervorgehen zu lassen. So nge die gesetzliche Kraft dieses Rechtsbuches bestand, die erst um r Mitte des 7ten Jahrh. aufgehoben wurde, blieb der verschiedene erichtsstand der Westgothen und Römer. Die Schwäche des west- thischen Reichs wurde bald offenbar, als es an der Loire mit den obernden Franken in Berührung kam, da der katholische Chlodo- ig (s. d. Bd. 2.) unter dem Vorwande, es sei unrecht, die ketzeri-

Digitized by Google

schen Westgothen in dem schönsten Theile Galliens herrschen zu
sen, den friedlichen Alarich angriff, und ihn bei Rouglé (507) s
Die Franken besetzten ohne Widerstand die meisten Städte in
Gallien, und das Reich der Westgothen wäre in große Gefahr
then, wenn sich nicht der Ostgothenkönig Theodorich (s. d. B.
ihrer angenommen hätte. Während er die Vormundschaft über
Thronfolger, seinen Enkel, führte, benutzte er die günstige Ge
heit, sich eines Theils der, den Westgothen noch gehörenden
gen im südlichen Gallien zu bemächtigen, und nach langer Tren
beider Völker bestand eine Zeitlang eine innige Verbindung zw
Ost- und Westgothen. Nach seinem Tode entstand bald Verwir
im westgothischen Reiche, und immer auffallender wurde der verd
liche Einfluß der Glaubensverschiedenheit zwischen den arianis
Westgothen und den katholischen Provinzialen, die bald milde beh
delt, bald gedrückt wurden. Mit neuer Kraft erhob sich das R
unter dem kühnen und verständigen Leovigild (568 bis 586), der
Sueven völlig besiegte, die Gesetze verbesserte, die Macht der Geis
einschränkte, Toledo zum Königssitze erhob, und die königliche Gew
erblich zu machen suchte. Sein nicht minder ruhmvoller Sohn, Re
cared, ging 589 zum katholischen Glauben über, wodurch die nac
theilige Trennung im Reiche aufgehoben wurde und Gothen und Spa
nier zu einem Volke verschmolzen. Dieser Übergang hatte auf die
Staatsverfassung den wesentlichsten Einfluß, und kaum war der ka
tholische Glaube Staatsreligion geworden, als die Geistlichkeit, die
sich während des frühern Drucks an festes Zusammenhalten gewöhnt
hatte, zu einer vorherrschenden Gewalt gelangte, wie sie bei allen
germanischen Völkern nicht aufkam und eine, von der römisch-päpst
lichen unabhängige Hierarchie sich ausbildete. Die arianischen Bi
schöfe hatten ruhig in ihren Sprengeln gelebt, und keinen Einfluß
auf die öffentliche Verwaltung gehabt; die katholischen aber strebten
bald nach thätigem Antheil an den Staatsangelegenheiten, um die
erlangte Herrschaft ihrer Kirche unerschütterlich zu machen. Die Gro
ßen des Reichs, die weltlichen Staatsdiener und Hofbeamten (Tar
illustres officii palatini genannt), die eine Art von Adel bildet
und als des Königs verfassungsmäßige Rathgeber die Rechte der
Volksvertreter an sich brachten, blieben nicht mehr der erste Stand
im Staate; die alte Ordnung der Königswahl, wobei jene die Ent
scheidung gehabt hatten, wurde zum Vortheil der Bischöfe verändert,
und unter schwachen Königen, die oft durch Priesterränke zur Krone
gelangten, oder die Billigung und Lossprechung der Geistlichen von
eigenmächtiger Thronbesteigung oder verletzter Eide erflehten, mußte
es jenen leicht werden, sich früh an die Spitze des Staats zu stellen
und alle öffentlichen Lasten von sich abzuwälzen. Dieser vorherrschende
Einfluß war besonders auf den Kirchenversammlungen sichtbar, wo
in frühern Zeiten blos Gegenstände des Glaubens und der Kirchen
zucht verhandelt hatten, aber gleich nach dem Übertritte des Staats
oberhauptes anfingen, mit geistlichen Geschäften auch wichtige poli
tische Angelegenheiten zu verbinden. Als die Geistlichen einmal den
Einfluß auf Staatsangelegenheiten gesichert hatten, konnten sie
unbedenklich gestatten, daß auch weltliche Große, die mit dem König
in die Versammlungen kamen, an den Berathungen Theil nahmen,
um so mehr, da sie immer gewiß sein konnten, die weltlichen zu be
stimmen, und schon 633 die Verfügung gemacht wurde, daß nur die
jenigen weltlichen Großen Zutritt zur Versammlung erhalten sollten

nach dem Ausspruche der Bischöfe desselben würdig wären. Die
en Unruhen, welche die Übermacht der Geistlichkeit herbeiführte
begünstigte, erleichterte die Eroberung des Landes durch die Ara-
deren Niederlassung auf der Nordküste von Afrika dem westgo-
hen Reiche bald unmittelbare Gefahr drohte. Schon um das J.
begannen die Versuche der Mohammedaner, sich in Spanien an-
dern, welche durch die innern Parteiungen, die das westgothische
h zerrütteten, begünstigt wurden. Neue Parteikämpfe gaben ih-
endlich, als der schwache Roderich auf dem Throne saß, Gelegen-
ihren alten Entwurf auszuführen. Die Gothen wurden 711
Xeres de la Frontera geschlagen, der König verlor das Leben und
Araber verbreiteten sich über den größten Theil des Landes. Es
im Art. Spanien Bd. 9. erzählt, wie die Überreste der
tbaren Gothen, die sich nach dem Umsturze des Reichs in die Ge-
e von Asturien und Galicien geflüchtet hatten, hier neue Reiche
deten, wo die westgothischen Staatseinrichtungen zum Theil bei-
alten wurden, und aus welchen sie endlich, als die Abkömmlinge
Gothen, aus ihren Schutzwehren hervorbrechend, den mauri-
ledern einen Landstrich nach dem andern entrissen, die Reiche Spa-
n und Portugal bildeten. Am längsten blieben die Spuren west-
hischer Staatseinrichtungen in den Gesetzen zurück; da die Christen,
sie aus den Gebirgen wieder hervorkamen, auch ihre alten Rechte
der mitbrachten. Die älteste Sammlung spanischer Gesetze, das
ero juzgo oder Forum judicum, ist aus den alten westgothi-
n Gesetzen geschöpft, und sowol in dem noch gültigen castilischen,
dem catalonischen Landrechte ist vieles daraus beibehalten worden.
Auch der westgothische Kirchenbrauch, der auf der Kirchenversamm-
g zu Toledo 633 eingeführt wurde, um in allen Kirchen einerlei
ttesdienst einzuführen, überlebte lange den Untergang des westgo-
schen Reichs. Dieses sogenannte Officium Gothicum, das viele
bräuche und Formeln enthielt, die in der spanischen Kirche seit
n ältesten Zeiten der Christenheit üblich gewesen waren, erhielt
, trotz aller Versuche der Päpste, den römischen Kirchengebrauch
zuführen, und es entstanden so lebhafte Zwistigkeiten darüber, daß
n den Streit der beiden Kirchengebräuche durch Zweikampf und
uerprobe ausmachen wollte. Als endlich der römische Brauch auch
Castilien, wie früher in Aragon, war eingeführt worden, behiel-
n doch mehrere Kirchen in Toledo die alte Sitte bei. Die unter
r Herrschaft der Araber lebenden spanischen Christen, die sogenann-
n Mozarabes, hielten noch länger an dem gothischen Kirchenbrauche
t, den man daher auch officium Mozarabicum nannte. Der Car-
nal Ximenes ließ das Missal und Brevier dieser Liturgie drucken. —
ch bewahrt die spanische Sprache, obgleich die Westgothen nach
r Eroberung der pyrenäischen Halbinsel die Sprache der besieg-
n Römer annahmen, in einigen Wörtern noch Überreste der go-
schen.

Westminster, oder die Stadt Westminster (The City of
Westminster), heißt einer der drei Haupttheile Londons, der die
önsten und geräumigsten Straßen hat, der Sitz der Regierung
d des reichsten Adels ist und die ganze westliche Hälfte begreifend,
m sogenannten West End of the Town gerechnet wird. Ein
hor, Temple Bar genannt, das nur bei gewissen feierlichen Ge-
enheiten geschlossen und wieder geöffnet wird, trennt ihn von der
tstadt. Man sehe darüber den Art. London Bd. 5. In diesem

Digitized by Google

Stadttheile liegen: 1) die Westminster-Abtei, oder E
ters Collegiatkirche, die vor Alters zu einem Kloster gehört
Ursprung sich in die ungewisse Zeit verliert. König Eduard
die Kirche 1065 neu auf, und seit Papst Nicolaus II. wurden
die Könige von England gekrönt. Heinrich VIII. verwandelte
Kloster anfänglich in ein Stift, später in eine Kathedrale; E
stellte die Abtei wieder her, Elisabeth aber gründete 1560 das
genwärtige Collegiatstift, das aus mehren Stiftsherren besteht,
verband damit eine Lehranstalt für 40 Knaben. Die Kirche in
gegenwärtigen Gestalt wurde von Heinrich III. errichtet, der
alte Gebäude niederreißen ließ, und seine Nachfolger setzten den
fort. Die beiden Thürme über dem westlichen Eingange wurden
Christoph Wren (s. d.) gebaut, aber obgleich sie an sich von
ner Form sind, so passen sie doch nicht zum Ganzen. Das
hat überhaupt nicht die schöne Leichtigkeit anderer gothischer
werke, dagegen ist das Innere ein Meisterstück der Baukunst,
dessen Erhabenheit man besonders am westlichen Eingange
wird. Schlanke, kühne und doch verhältnißmäßige Pfeiler,
stämmen mit prächtiger Verzweigung ähnlich, tragen das
wölbe. Besonders ist der Chor herrlich, wo aber der
griechischer Bauart die Einheit stört. In diesem Chor
Könige gekrönt. Leider wird das Innere der Kirche durch
von Grabmälern entstellt, welche, hoch hinaufragend,
da die Bogen des Gebäudes verderben. In frühern Zeiten
die Westminster-Abtei, wie andere Kathedralen, ein
für alle, welche Mittel hatten, ihre Ruhestätte in einem
gewölbe zu erkaufen, und sie nicht eigentlich ein Pantheon,
nur dem Verdienste seine Hallen öffnete. Auch liegen nicht alle,
Denkmäler man erblickt, hier begraben, sondern es wurden
von der Nation, theils von reichen Mitbürgern, manche
Männer (wie selbst Milton und Shakspeare), die anderswo
Gräber haben, durch Denkmäler und Inschriften geehrt.
sen Denkmälern sind die besten von Ruysbrak, Roubillac,
und unter den neuern von Flarman. Am südlichen Ende des
zes sieht man die Denkmäler mehrer berühmter Dichter, und
Theil wird daher gewöhnlich der Poetenwinkel (The Poet's Corner)
genannt. Von den ehemaligen gemalten Fenstern sind noch
übrig, unter welchen das westliche sich auszeichnet. Die Kirche
mehre Capellen, wie die Capelle Eduards des Bekenners, wo
Asche dieses Königs und Heinrichs III. schönes Grabmal, und
Capelle Heinrichs V. mit dessen Denkmal. Alle diese Capellen
unter dem Gewölbe der Abtei; eins der herrlichsten Denkmäler
gothischen Baukunst aber, Heinrichs VII. Capelle, die eine
Kirche bildet, ließ jener König seit 1502 als sein Familienbegräbniß
an die Ostseite der Kirche bauen. In der Mitte derselben erhebt
sein Grabmal von basaltischem Gestein mit Basreliefs, Bildsäulen
und einem das Ganze umschließenden prächtigen Gitter, alles
vergoldetem Erze; ein Werk des florentinischen Bildhauers
Torregiano. Das Äußere dieser Capelle ist wegen des, der Verwitterung sehr unterworfenen, Steins, woraus sie besteht, in
fall. Mehre alte Häuser, welche die Nordseite derselben sehr
finsterten, hat man in neueren Zeiten niedergerissen. An der
seite der Westminster-Abtei stand das Almosenhaus, merkwürdig
der Ort, wo die erste Druckerpresse in England aufgerichtet wurde

eine umständliche Beschreibung der Abtei, ihrer Capellen und aller darin befindlichen Denkmäler nebst treuen Abbildungen enthält: The history of the Abbey Church of St. Peter's Westminster, its antiquities and Monuments. London bei Ackermann 1812, 2 Bde. — 2) Westminster-Hall mit dem Hause der Lords und dem Hause der Gemeinen, ist der Überrest des alten, von Eduard dem Bekenner gebauten Westminster-Palastes. Die große sogenannte Westminster-Halle, von Richard II. neu aufgebaut, war ursprünglich ein Ort, wo die Könige bei feierlichen Gelegenheiten Gastmahle gaben, wie z. B. jener Richard hier 10,000 Gäste mit Hülfe von 6000 Köchen bewirthet haben soll. Sie ist 275 Fuß lang und 74 Fuß breit, hat ein 90 Fuß hohes, von keinem Pfeiler getragenes Deckengewölbe und gilt für den größten Versammlungssaal in Europa. Hier ward das Gericht gehalten, das Carl I. zum Tode verurtheilte. In neuern Zeiten wurde sie nur zuweilen bei einem Gerichte über Mitglieder des Oberhauses, oder andere vom Unterhause angeklagte Personen (z. B. 1795 bei der Entscheidung der langen Untersuchung gegen Hastings) gebraucht, und bei solchen Gelegenheiten mit Galerien und erhöhten Sitzen versehen. An die Halle stoßen die Säle, wo die Gerichtshöfe Court of Chancery, Court of King's Bench, Court of Exchequer und Court of Common pleas ihre vier Sitzungen im Jahre halten, und die Versammlungssäle der beiden gesetzgebenden Häuser. Das jetzige Haus der Lords wurde bei Gelegenheit der Vereinigung Großbritanniens und Irlands neu eingerichtet. Die berühmten Tapeten, die Niederlage der spanischen Armada vorstellend, nahm man aus dem alten Saale herüber. Sie wurden auf Bestellung des Grafen von Nottingham, dem man jenen Sieg verdankte, nach der Zeichnung des Cornelius Vroom von Franz Spiering verfertigt und 1650 zuerst aufgehängt. Das Ganze ist durch Rähmen in vier Abtheilungen getheilt, und die Köpfe auf dem Rande jeder Abtheilung sind Bildnisse tapferer Offiziere, die an dem Siege Theil hatten. Am Ende des Saals erhebt sich der Thron, wo der König oder sein Stellvertreter das Parlament eröffnet oder vertagt. Das Haus der Gemeinen war ursprünglich eine vom König Stephan gebaute und dem heil. Stephan geweihte Capelle, die Eduard III. prachtvoll einrichten ließ, aber schon Heinrich VI. den Gemeinen zu ihren Sitzungen einräumte. Das Innere war vor Zeiten reich verziert und besonders am östlichen Ende Wand und Deckengewölbe mit Vergoldungen und Gemälden bedeckt. Schon durch die erste Veränderung der Capelle, noch mehr aber durch die neue Einrichtung des Saals bei der Vereinigung Großbritanniens und Irlands gingen diese prächtigen Überreste alter Kunst verloren. Man hat von den architektonischen Verzierungen und den, im reichsten und frischesten Farbenglanze prangenden Wandgemälden, die bei Gelegenheit des neuen Baues sichtbar wurden, Zeichnungen genommen, die man herausgab. Unter dem Saale sind noch ansehnliche und wohl erhaltene Überreste einer alten Capelle und die ganze Seite eines Kreuzganges mit einem schönen Gewölbe.

Widdin, eine feste Stadt und Hauptort eines Sandschaks in Rumeli, an der Donau, mit 25,000 Einw., Sitz eines Sandschakbeis und eines griechischen Bischofs. Sie wurde in neuern Zeiten durch die glücklichen Unternehmungen Paswan Oglus bekannt. Der Sultan Selim III. (s. d. Bd. 9) hatte, nach Beendigung des Krieges gegen Österreich und Rußland, dem zerrütteten Zustande

des Reichs durch eine neue Ordnung der Staatsverwaltung abzuhelfen, und die verderbliche Übermacht der Janitscharen durch eine neue Einrichtung des Kriegswesens (Nisam Dscheddid) zu brechen gesucht. Man wollte jene furchtbare und verwilderte Schaar durch die neuerworbenen, an europäische Kriegszucht und Taktik gewöhnten Krieger entbehrlich machen und sie nach und nach auflösen. Während man die gefährlichsten Abtheilungen derselben, die in Constantinopel lagen, noch verschonte, fing man damit an, die an den Grenzen als Besatzung liegenden Janitscharen (die Yamag) aufzuheben. Die Befehle der Regierung, diese Krieger nicht weiter zu besolden, fanden Widerstand, der zwar überall ohnmächtig blieb, aber in Widdin in einen furchtbaren Aufstand ausbrach. Hier stellte sich der kühne und schlaue Paswan Oglu (d. h. Paswans Sohn) an die Spitze der Janitscharen. Sein Vater hatte im letzten Kriege (1788—91) ein Heer von Freiwilligen tapfer geführt, war aber vom Großwesir, der auf dessen Ansehen und Reichthum eifersüchtig war, hingerichtet worden, und der Sohn selber hatte eine Zeitlang gefangen gesessen. Erbittert gegen die Pforte, ergriff Paswan Oglu begierig die Gelegenheit, sich zu rächen; er sammelte die Janitscharen, die aufgelöst werden sollten, und zwang den Pascha, aus der Stadt zu fliehen. Die neuen Abgaben auf Lebensmittel und Landeserzeugnisse, die man zur Bestreitung des Aufwandes der neuen Einrichtung des Kriegswesens aufgelegt hatte, machten auch die Bewohner der Stadt zum Aufstande gereizt, und kaum hatte Paswan durch den ersten Sieg das Vertrauen auf seine Tapferkeit und Kriegskunst befestigt, so traten alle auf seine Seite, und er war bald im Stande, ein starkes Heer zu errichten. Als seine Kriegsmacht so sehr angewachsen war, daß die Einkünfte der Stadt zur Unterhaltung derselben nicht mehr hinreichten, entsendete er einzelne Abtheilungen in die benachbarten Landschaften, um Steuern zu erheben, und sich der öffentlichen Gelder zu bemächtigen, und foderte die Fürsten der Moldau und Wallachei auf, ihm Lebensmittel, Kriegsbedarf und Geld zu schicken, um die verheerenden Streifereien seines Heeres von ihren Ländern abzuwenden. Der Sultan, sagte er in einem öffentlichen Aufrufe, habe, dem Koran zuwider, das Leben und Vermögen der Freunde Mohammeds einer Räuberrotte, wie er den neuerrichteten Staatsrath nannte, überlassen, und er erklärte, daß er die treuen Janitscharen und alle Rechtgläubigen unter seine Fahnen versammeln wollte, um den Sultan aus der Gewalt jener Räuber zu befreien und die rechtmäßige Staatsverfassung herzustellen. Es gelang ihm, auch die Griechen zu gewinnen, als er Freiheit und Gerechtigkeit zu seiner Losung machte und versprach, ihnen die freie Ausübung des Gottesdienstes zurückzugeben und alle beschimpfenden Auszeichnungen, die man ihnen gegen frühere Zusagen vorgeschrieben hatte, wieder aufzuheben. Der kraftvolle Rachid Effendi, der an der Spitze der Staatsverwaltung stand, bereitete sich zur Ausführung eines weit umfassenden Entwurfes, um den Aufstand zu unterdrücken und dann seine siegreiche Kraft zur völligen Auflösung der Janitscharen zu benutzen. Sein Tod vereitelte dies, und die übrigen Mitglieder des Staatsrathes, nicht kühn genug, jenen Plan zu verfolgen, ließen dem furchtbaren Paswan Begnadigung und Ersatz der eingezogenen Güter seines Vaters anbieten, wenn er zum Gehorsam zurückkehren wollte. Diese Schwäche machte den Empörer noch kühner. Er forderte für Widdin Befreiung von den neuen

Digitized by Google

Steuern und Wiederherstellung der Rechte der Janitscharenbesatzung. Der Sultan gab nach, und schickte einen Pascha nach Widdin, den aber Paswan nicht zu Macht und Ansehen kommen ließ, da das Heer auf seiner Seite blieb. Bald aber verlangte er, um sich den rechtmäßigen Besitz seiner Gewalt zu sichern, die Statthalterschaft von Widdin und die Würde eines Pascha von drei Roßschweifen, und als der Sultan das Gesuch abwies, ließ Paswan den Aufstand wieder ausbrechen. Er hatte anfänglich den Plan, mit seinem Heere gegen Constantinopel zu ziehen, und wahrscheinlich würde, bei der Unzufriedenheit der meisten Großen mit der neuen Verfassung, es ihm gelungen sein, den osmanischen Thron umzustürzen, aber er entschloß sich später, das Heer des Sultans in Widdin zu erwarten, in der Hoffnung, daß die Kriegsvölker zu ihm übergehen oder in den Sümpfen um die Stadt ihren Untergang finden würden. Im ersten Feldzug (1797) siegte sein Heer fast immer, nahm die meisten Städte an der Donau, und bedrohte selbst Belgrad, und während des Sultans Kriegsvölker durch Ausreißen, Schlachten und Seuchen abnahmen, wuchsen Paswans Schaaren immer mehr an. Der Sultan stellte im folgenden Jahre den Großadmiral Hussein, der des Landkrieges unkundig war, an die Spitze eines neuen, zahlreichen Heeres. Paswan gab seine Eroberungen auf, entließ den größten Theil seiner Kriegsvölker, und warf sich mit 10,000 Mann nach Widdin, das auf zwei Jahre mit allen Bedürfnissen versehen war, und faßte den Entschluß, durch die hartnäckigste Vertheidigung der Stadt das überlegene Heer aufzureiben. Der neue Kampf wurde von des Sultans Feldherrn eben so schmählich geführt, als der frühere; mörderische Ausfälle schlugen bald den Muth des Heers nieder, das täglich schmolz, und als der Hauptsturm abgeschlagen wurde, sah sich der Kapudan Pascha genöthigt, die Belagerung aufzuheben und sich zurückzuziehen. Paswan Oglu sammelte alsbald wieder die entlassenen Kriegsvölker, nahm die früher aufgegebenen Eroberungen zurück und bedrohte, gefährlicher als je, die nördlichen Gegenden des Reichs. Unvermögend, den kühnen Empörer zu zwingen, mußte die Pforte ihm endlich (im Oct. 1798) Begnadigung gewähren und ihm die Statthalterschaft von Widdin mit der Paschawürde anbieten, um sich bei den Gefahren, welche die Landung der Franzosen in Ägypten dem Reiche drohte, von dem innern Feinde zu befreien.

*Wien, eine der ältesten deutschen Städte, ist, wie viele derselben, aus dem Standlager hervorgegangen, das die Römer, um von hier aus die Donau zu beherrschen, schon sehr früh aufschlugen, und das bereits unter August bis Vespasian immer eine, auch wohl zwei Legionen enthielt. Das 5te Jahrh. machte zwar der Römerherrschaft ein Ende, allein über das Geschick der bestehenden militairischen Niederlassung entschied nicht Waffengewalt, sondern ein Vertrag. Hauptsächlich trug das Christenthum, das bereits mit dem Schluß des 5ten Jahrh. längs der Donau die dortigen Völkerschaften entwildert hatte, wesentlich zu ihrem Aufblühen bei. Im J. 791 fiel Österreich und mit auch Wien, nach Besiegung der Hunnen, in die Gewalt Carls des Großen, der, nach seiner weisen Sitte, daselbst eine Kirche bauen ließ. Es ist bekannt, wie er sein Gebiet auf gefährlichen Punkten durch Mark- oder Grenzgrafschaften sicherte. Diese Maßregel wirkte auch hier noch später wohlthätig fort. Um 934 wurde Leopold, Graf von Babenberg, Markgraf von Österreich und als solcher Stammva-

Digitized by Google

ter eines glorreichen Herrschergeschlechts. Heinrich II., genannt Jasomirgott, seit 1141 Markgraf, legte den ersten Grundstein zu der hochberühmten St. Stephanskirche, baute 1160 eine Burg oder Residenz in der Stadt Wien auf der Stelle, wo jetzt die Kriegsstube steht (anfangs hatten die österreichischen Markgrafen in Melk, nachher auf dem Kahlenberge gewohnt), vergrößerte die Kirche zu Maria-Stiegen und stiftete 1155 das Schottenkloster. Eben damals wurde unter besondern Begünstigungen vom Kaiser Friedrich I. zum ersten Herzog von Ober- und Niederösterreich erhoben. Unter dem Herzog Leopold VII. erhielt Wien eine Art von Stapelgerechtigkeit und eine zweckmäßigere Einrichtung der obersten Stadtbehörde, wodurch Handel, Erwerbsamkeit und Ordnung sich fühlbar hoben. Zu Glück jener Zeit verkündigen mehrere alte, sagenhafte Nachrichten. Wien, unter dem 34° der L. und 48° der Br., am südlichen Ufer der Donau gelegen, mußte indessen besonders seit der Zeit gewinnen, als es die beständige Residenz der deutschen Kaiser wurde, und daher kommt es wohl auch, daß diese Stadt, an sich nicht groß, einen bedeutenden Raum durch ihre vielen (34) Vorstädte einnimmt, die seit 1703 bereits durch die sogenannte Linie, d. h. eine Mauer und einen Graben, eingeschlossen, jetzt mit der Stadt um so mehr ein Ganzes bilden, da die ansehnlichen Festungswerke, welche bis 1809 Stadt und Vorstädte selbst trennten, seit diesem Jahre gänzlich vertilgt und in angenehme Spaziergänge umgewandelt worden sind. Die eigentliche Stadt läßt sich als den Kern, den Mittelpunkt ansehen, um welchen jene vielen Vorstädte ringsherum sich nach und nach angeschlossen haben, so zwar, daß sie in dem äußersten Umfange eine Linie von mehr als drei deutschen Meilen betragen — was also Wien zu einer der größten Städte Europas und zur größten in Deutschland erhebt — auf welcher Fläche nicht weniger als 7400 Gebäude, mit Ausschluß der Kirchen, stehen, wovon 1217 auf die Stadt selbst kommen. Die Ableitung des Namens (Wien) steht kritisch noch lange nicht fest; selbst in der Geschichte der Stadt Wien von dem Freiherrn von Hormayr ist für die Sichtung der unstatthaften Nachrichten nichts befriedigendes geschehen. Das Clima ist auffallend unbeständig, wozu die fast unablässigen Winde, begünstigt von den nahen Bergen, empfindlich beitragen, indem sie zugleich am Boden den raschesten Wechsel von Nässe und Trockenheit herbeiführen. Staubwirbel sind daher, zumal in den freiern und entlegnen Gegenden, wegen der starken Versetzung mit Kies, die herrschende Hauptplage der Stadt. Ihre südliche Lage wirkt bedeutend auf die Milde der Witterung ein. In der Nähe des Belvedere ist die Luft am gesündesten. Die häufigen Krankheiten der Brust, insonderheit der Lunge, rühren theils von der überwiegend trocknen und scharfen Atmosphäre, theils von den unregelmäßigen Genüssen herrühren. Wien, die eigentliche Stadt, hat 12 Thore, wovon inzwischen nur 7 für den allgemeinen Verkehr bestimmt sind, 8 größere und 10 kleinere öffentliche Plätze und 110 große und kleine Gassen, die aber, wie in den meisten Städten alten Ursprungs, selten eine große Breite und eine gerade Richtung zeigen. Überhaupt blickt die allmählige Vergrößerung überall auf eine merkwürdige Art durch. Auch jene größern 8 freien Plätze sind, den sogenannten Hof ausgenommen, mehr erweiterte Straßen und können sich mit andern in Berlin, Venedig, Paris und Petersburg keineswegs messen. Der Josephsplatz ist der schönste, allen hiesigen Menschen, insonderheit allen wohlgesinnten Österreichern ein

Digitized by Google

er dankbarsten Erinnerung durch die Statue des hochstrebenden Kai-
rs, nach welchem er heißt; sie hat als interessantes Kunstwerk,
on Zauners Hand, keinen besondern Werth, ausgezeichneter sind die
Basreliefs der Basis. Der erste Graben und der Kohlmarkt glän-
en besonders durch lebhaften Verkehr und die reiche, geschmackvolle
usstellung von Artikeln des Luxus, der Mode, überhaupt aller fei-
ern Bedürfnisse. So wenig Wien überhaupt im engern Sinne für
ine schöne Stadt gelten kann, so wenig zeichnen sich auch, seltene
usnahmen abgerechnet, die zahlreichen Paläste durch reinen Styl
nd edlen Geschmack aus; selbst die neueste Zeit läßt darin keinen
ortgang spüren, wofür unter mehreren Beweisen besonders der Bau
es polytechnischen Instituts lebhaft spricht. Ungleich besser sieht es
it dem Brückenbau aus. Auch das neue Thor in der Nähe der
Burg verdient ein besonderes Lob, weit mehr als das kürzlich voll-
ndete Gebäude der Nationalbank. Dessen ungeachtet machen die
ährend der gegenwärtigen Regierung theils ausgeführten, theils ent-
worfenen Verschönerungen in Absicht auf Ausdehnung, Zusammenhang,
Bequemlichkeit, Epoche in der Geschichte der Stadt, besonders wenn
as Pflastern der Vorstädte, womit schon hier und da der Anfang
emacht ist, noch ferner mit dem nothwendigen Nachdrucke betrieben
ird. Die kaiserliche Burg wirkt mehr durch Umfang und Alterthum
ufs Auge, als durch Schönheit und Übereinstimmung. Unter den
4 Hauptkirchen der Stadt Wien ist die Stephanskirche die älteste,
ie die größte und prächtigste. Die Grabmäler und Monumente vie-
er Fürsten, Helden und Bischöfe, interessante Gemälde und 38 Altäre
chmücken ihr Inneres. Ihr Thurm ist einer der höchsten in Europa
nd gewährt einen freien, überaus majestätischen Überblick der ganzen
mgegend. Es führen bis zu seiner Haube 700 Stufen hinauf, von
o dann noch einige Leitern auf die höchste Spitze bringen. (Eine
urze, zweckmäßige Beschreibung der Stephanskirche und ihrer ge-
ammten Merkwürdigkeiten hat neuerlich Ziska geliefert.) Die Augu-
inerkirche genießt seit 1630 durch den Kaiser Ferdinand II. den
Vorzug einer Hofkirche; sie bewahrt als solche in einer Nebencapelle
ie Herzen der verstorbenen regierenden Familie; auch enthält sie
ehre merkwürdige Grabmäler, unter denen das Mausoleum, wel-
es der nun auch verstorbene Herzog Albert von Sachsen-Teschen
iner Gemahlin von der Hand des berühmten Canova 1805 setzen
eß, einen ausgezeichneten Kunstwerth behauptet, auch dann noch,
enn man verschiedene Einwürfe der Kritik gelten läßt. Die Kirche
Maria-Stiegen, kürzlich zum Behufe des neu entstandenen Redempto-
stenordens wieder hergestellt, ist ursprünglich eine der ältesten und
etet von ihrem Thurme eine überraschende Aussicht dar. Durch die
k. Todtengruft ist vornehmlich die Capucinerkirche zur heil. Maria
storisch bedeutend. Seit Matthias ruhen hier alle Glieder der
iserl. Familie und darum meinte Joseph II., als er einigen Adel-
lzen ihre anspruchsvolle Zurückgezogenheit begreiflich machen wollte,
zig in dieser Gruft müsse er leben, falls er, wie sie, nur mit sei-
s Gleichen umgeben wollte. Die übrigen Religionsverwandten,
riechen und Protestanten, haben 6 Capellen und Bethäuser. In
1 vielen Vorstädten gibt es 11 Thore. Die wachsende Ausdehnung
r Stadt erhellt hinlänglich aus dem Umstande, daß die Zahl der
iuser im J. 1766 in den Vorstädten zusammengenommen 3190, da-
gen jetzt über 6200 beträgt. Die Leopoldstadt, durch die Donau
n der eigentlichen Stadt getrennt, die Landstraße, Mariahilf, die

Digitized by Google

alte und neue Wieden, die Josephstadt, nehmen unter den Vorstädten für Verkehr und Lebensgenuß, nicht weniger durch Schönheit die oberste Stelle ein. Sie bieten unter andern auch mehrere merkwürdige Gebäude dar. Der Marstall für 400 Pferde des Hofes z. B. unweit des Burgthors, ist ein Meisterstück von einfacher Größe und zweckmäßiger Einrichtung; das Belvedere, sonst der Lieblingsaufenthalt Eugens von Savoyen, seit 1776 für die kaiserl. Gemäldegallerie bestimmt, zeigt großartige heitere Pracht im Eindrucke des Ganzen, trotz der theilweise schnörkelhaften Verzierungen; das Invalidenhaus, das allgemeine Krankenhaus, das sogenannte Freihaus, die Casernen ragen durch gewaltigen Umfang hervor; die Gemäldegallerie des regierenden Fürsten Johann Liechtenstein wird in einem Palaste aufbewahrt, der an die schönsten Zeiten der neuern italienischen Baukunst erinnert. Von den 31 Kirchen und Capellen der Vorstädte läßt sich, da die frühern Belagerungen diese Gegend am ärgsten trafen, wenig bemerken. — Jene früher erwähnte große Häusermasse wird jetzt von 266,555 Personen, die Garnison und Fremden ungerechnet, bewohnt, und da ihre Zahl 1815 nur 239,373 betrug, so sieht man, daß die anlangenden Fremden die große Sterblichkeit, die in der Regel jährlich den 26sten Menschen wegnimmt, reichlich ausgleichen. Der Gegensatz zwischen dem hohen und niedern Adel trägt ein sehr eigenthümliches Gepräge und greift politisch tiefer ein, als es auf den ersten Blick scheint. Ein höchst achtungswürdiger, allgemeiner Charakterzug der regierenden Dynastie ist ihre hinreißende, musterhafte Popularität, gleich weit entfernt von theatralischer Absichtlichkeit und kleinlichem Zwang. In Betreff der Abstammung sind die Deutschen die vorwaltende Classe. Dagegen aber fehlt es auch nicht an Griechen, Italienern, Polen, Serviern, Türken u. s. f., so daß Wien ein lebhafteres Schauspiel fürs Auge, als jede andere deutsche Stadt gewährt, und durch diese Mischung für den schärfern Beobachter einen eben so anziehenden als lehrreichen Charakter darstellt. Die Consumtion ist, auch mit Berücksichtigung der Bevölkerung, ungewöhnlich stark; in einem Jahre werden über 82,500 Ochsen, 67,000 Kälber, 120,000 Lämmer und 71,500 Schweine geschlachtet. Übrigens ist der Ruf, den sonst Wien hatte, daß man sehr wohlfeil und gut daselbst lebe, mit jedem Jahre mehr gesunken. Was die Religion betrifft, so hat die catholische, als die herrschende, natürlich die meisten Bekenner. Die Protestanten betragen 10,000; sie genießen zwar, besonders seit der Regierung des unvergeßlichen Joseph, eine allgemeine Duldung, doch stehen sie hinsichtlich einzelner bürgerlicher Ansprüche im Nachtheile. Den Juden ist ungehinderte Religionsübung in einer Synagoge gestattet. Daß eine so lebendige Residenz ein Hauptsitz des Handels und der Gewerbe sein muß, versteht sich von selbst. Wien treibt jetzt einen lebhaften Passivhandel in Betreff roher Producte aus fremden Ländern und einen noch viel beträchtlichern Activhandel als Mittelpunkt der ganzen Monarchie. Für beide Arten des Handels ist die Donau, welche hier Lasten von 1500 Centnern trägt, ein Hauptbeförderungsmittel und man rechnet, daß jährlich über 7000 Fahrzeuge anhalten. Der Handelsstand selbst zerfällt in Kaufleute, welche Großhandel und solche, die Kleinhandel treiben. Jene sollen mindestens einen Fonds von 50,000 Gulden besitzen, falls sie um ein Privilegium nachsuchen; begreiflich läßt sich diese Bestimmung nicht immer in aller Strenge geltend machen. Da inzwischen dem Eingange der fremden Fabri-

Digitized by Google

ite der Weg versperrt ist, so tragen die zwei Märkte des Jah- s zur Belebung des Handels verhältnißmäßig wenig bei. Wien bst hat mehrere bedeutende Fabriken. Die k. k. Porzellanfabrik istirt bereits seit 1718 und hat zwar oft nur mit Nachtheil gearbei- t, zählt aber doch jetzt 500 Arbeiter und setzt nach Rußland, Polen nd der Levante bedeutend viel ab. Die Erzeugnisse lassen hinsichtlich r schönen Form noch manches zu wünschen übrig. Die wiener Wa- n sind, nebst den musikalischen Instrumenten, besonders den Forte- anos, in ganz Europa geschätzt. Für die wissenschaftliche Bildung r Einwohner hat die bereits der ersten Grundlage nach 1437 ge- stiftete Universität, seitdem sie (1756) den Jesuiten entrissen wurde nd durch van Swieten, den Leibarzt Theresiens, eine ganz neue estalt erhielt, mannichfaltig gewirkt, am meisten für das Stu- um der Medicin. Zu dem großen, zur Zeit der erwähnten Reor- anisation neu erbauten Universitätsgebäude gehört ein treffliches ana- misches Theater mit einer kostbaren Sammlung von Präparaten nes Ruysch, Albin, Lieberkühn u. s. w., ein Geschenk des uneigen- ützigen Swieten; eine Sternwarte, die neuerlich durch die Unter- ützung des Kaisers mit mehreren kostbaren Instrumenten ausgestat- t ist; eine nicht unbedeutende Bibliothek mit einem, leider sehr eschränkten, Lesezimmer und ein botanischer Garten. Außer der hierarzneischule verdient besonders die Josephinische medicinisch-chi- urgische Akademie eine ehrenvolle Erwähnung, wiewol sie nicht mehr viel leisten soll als früher. Ueberhaupt vereinigen sich die Stim- en sachkundiger Beurtheiler dahin, daß Wien in medicinischer Be- ühmtheit, selbst rücksichtlich seiner praktischen Anstalten, anfängt rückzubleiben. Die Akademie der morgenländischen Sprachen hat der Diplomatik und der Gelehrsamkeit manchen tüchtigen Mann geliefert. s gibt außer drei Gymnasien noch ein erst kürzlich errichtetes poly- chnisches Institut, das vorzüglich auf praktische Kenntnisse hinar- eitet. Einige Lehrer desselben haben in der literarischen Welt einen uten Ruf, wenn auch keinen so berühmten Namen als die vortref- lichen Männer, die einst an der Spitze der polytechnischen Schule in Paris der Stolz Frankreichs waren. Seit 1821 hat Wien auch eine rotestantisch-theologische Lehranstalt erhalten, um den jungen Leuten, welchen die Erlaubniß versagt ist, wie sonst, auf auswärtigen Univer- itäten zu studiren, Gelegenheit zu einer vorgeschriebenen Ausbildung u geben. Weder die innere Einrichtung noch das Lehrerpersonale er- aubt an den Geist einer deutschen Universität zu denken. Keine Stadt hat viele öffentliche und Privatbibliotheken, so viele Museen, Cabinette, Gallerien, Sammlungen u. s. f., als Wien. Die kaiserl. Hofbibliothek in einem 240 Fuß langen und 546 Fuß breiten Saal, den treffliche Deckengemälde schmücken, gegründet vom Vater der Wissenschaften in en österreichischen Staaten, Maximilian I. (1500), enthält mehre ausend Handschriften und Incunabeln, eine überaus reichhaltige, kost- are und wohlgeordnete Kupferstichsammlung und eine höchst bedeu- ende Anzahl von Werken aus allen Fächern, die indessen noch weit on den öffentlich angegebenen 300,000 Bänden zurücksteht. (Zur be- uemen vorbereitenden Kenntniß dient von Leons kurzgefaßte Geschichte er Hofbibliothek.) Das Lesezimmer ist für das immer mehr zuneh- ende Publicum schon seit geraumer Zeit viel zu klein. Die Gefäl- igkeit der Bibliotheksbeamten verdient ein öffentliches Lob. Zur Un- erhaltung sind jährlich 15,000 Silbergulden angewiesen; sie ist, mit

Digitized by Google

Ausnahme der öftern Ferien, täglich 3 Stunden, von 9 bis 12, während einiger Monate sogar 6 Stunden offen, nämlich auch des Nachmittags von 3 bis 6. Die Universitätsbibliothek enthält gegen 80,000 Bände. Unter den 39 Privatbibliotheken nennen wir die des Kaisers mit 40,000, die des Erzherzogs Carl mit 18,000 Bänden. Jene ist reich an botanischen und naturhistorischen Schriften, diese hat einen Schatz von kriegswissenschaftlichen und historischen Werken. Die letztere steht zur allgemeinen Benutzung wöchentlich zweimal offen. Der beliebte Dichter Castelli hat eine reiche Theaterbibliothek mit 10,000 Theaterstücken, den Portraits von 400 Schauspielern und 300 Theaterdichtern, den historisch-merkwürdigen Schauspielzetteln von 1600 bis 1700, und den vollständigen Theaterzetteln von 1801 an. So wie die kaiserliche Bibliothek an der Spitze der Büchersammlungen steht, so führt auch das kaiserliche Mineraliencabinet und das zoologisch-botanische Cabinet die Reihe der gleichnamigen Sammlungen an. 25 Säle des letztern enthalten die Fauna der ganzen Erde und, was noch etwa vermißt werden könnte, wird gewiß das seit einigen Jahren angelegte kaiserl. brasilianische Museum nachweisen. Der botanische Garten der Universität unter der Leitung des thätigen Jacquin ist hochberühmt, mit ihm wetteifert der besondere, den Franz I., selbst Liebhaber der Wissenschaft, für die österreichische Flora anlegen ließ. In gleichem Geiste, wenn auch nicht immer in gleichem Umfange, finden sich mehre Sammlungen und Gärten. Das kaiserl. Antikencabinet besitzt nur wenige Werke des classischen Alterthums von entschiedenem Kunstwerthe. Das Münzcabinet, eins der berühmtesten in Europa, enthält 23,000 Gold und Silberstücke aus der Zeit von Carl dem Großen an, ohne die Schätze zu rechnen, die es aus noch frühere Zeit besitzt. An Privatsammlungen solcher Art fehlt es eben so wenig. Der Unterricht in den bildenden Künsten hat seit 1704 durch die Gründung der kaiserl. Akademie einen regelmäßigen Gang genommen, mag er auch nicht immer dem Genius des Lehrlings auf die rechte Weise und im günstigsten Augenblick entgegenkommen sein; eine Bemerkung, die mehr oder weniger von allen Akademien als Treibhäusern der Kunst gilt. Der Reichthum an zweckmäßigen Materialien ist in manchen Zweigen viel bedeutender, als die Methode der Unterweisung, vorzüglich in den allgemeinen ästhetischen Grundsätzen. Die öffentliche Ausstellung von 1822 wies über 500 Werke auf, doch erhoben sich nur wenige über die Industrie des Tages. Die kaiserl. Gemäldegallerie, die in dem Belvederepalast seit Joseph II. angemessen aufgestellt ist, zeichnet sich besonders aus durch mehrere altdeutsche und altitalienische Bilder, auch findet sich hier ein glänzender Reichthum von den Werken des Titian, Van Dyk, Rubens u. s. w. Die Kunstsammlung an der kaiserl. Hofbibliothek umfaßt in 800 Bänden gegen 300,000 Holzschnitte und Kupferstiche. Hierzu kommen noch die Kunst- und Gemäldesammlungen vieler Großen. Die nach dem Schlosse Ambras in Tirol benannte ambraser Sammlung von Kunstwerken, Rüstungen, Curiositäten aller Art, seit 1806 ebenfalls im Belvedere befindlich, ist gleichfalls einer besondern Aufmerksamkeit werth. Musik und Schauspiel fanden in Wien seit Jahren Unterstützung. Hier lebten ja Mozart und Haydn, die Heroen der neuern Tonkunst, in ihrem Elemente und Beethoven trat in ihre Fußstapfen, das vorgefundene Gebiet vielfach mit genialer Kühnheit erweiternd. Das große Conservatorium der Musik, eine Anstalt, in welcher von 15 Professoren gegen 100 Schüler in der Tonkunst unterrichtet werden, dürfte

Digitized by Google

ezt dem pariser nicht nachstehen. Die strengern Freunde und Ken-
er der Musik wollen indeß hier, wie an andern Orten, ihren
Verfall in dem überhand nehmenden sinnlichen Kitzel entdecken. Un-
er den fünf Theatern ist das Hoftheater an der Burg für das re-
itirende Schauspiel, das zweite am kärnthner Thore für die Oper
nd das Ballet bestimmt. Die italienische Oper hat auf demselben
urch die Virtuosität der Sänger und die Beliebtheit der Rossinischen
Compositionen neuerlich die glänzendsten Triumphe gefeiert. Das
ofttheater an der Burg besitzt einzelne ausgezeichnete Talente, z. B.
och, den reichbegabten Anschütz, Korn, Krüger, die Schroder,
ie im feinern Lustspiel vortreffliche, für Wien vielleicht unersetzliche
öwe. Ungeachtet des großen Kostenaufwandes rechtfertigt das Hof-
heater an der Burg seinen Namen im Ganzen weder im Lust- noch
rauerspiel. Das Theater an der Wien behauptet in architektoni-
cher Hinsicht vor beiden den Vorzug, sonst schwankt es in charak-
erloser Schwäche hin und her. Das Volkstheater der Leopoldstadt
st in seiner originellen Art ausgezeichnet brav und besonders dem
remden zur nähern Bekanntmachung mit Wien nicht genug zu em-
fehlen. Künste und Wissenschaften ziehen von selbst Buch- und Kunst-
andel nach sich, und besonders ist letzterer sehr bedeutend. Bei ei-
er so ausgebreiteten Liebe zur Musik muß auch die Tanzlust eine
roße Rolle spielen, und so öffnen nicht nur in einem Flügel des
Josephsplatzes ein großer und kleiner Redoutensaal für die Carnevals-
eit ihr prächtiges Locale, sondern überhaupt finden sich eine Menge
tark besuchter Tanzsäle in allen Theilen der Stadt. Überhaupt ist
er Wiener für alle Freuden des Lebens empfänglich, besonders er-
ibt er sich gern der Schaulust, dabei vergißt er des Leidenden nicht,
nd ein Armeninstitut unterstützt jährlich gegen 5000 Dürftige täglich
it 4 bis 12 Kreuzern; eine Sparcasse gibt seit 1819 den untern
lassen einen bequemen Haltungspunkt; unbemittelte Gebärende fin-
en in einem Gebärhause Aufnahme und können ihr Kind dann in
as Findelhaus abgeben, das auf dem Lande die meisten ihm anver-
rauten Pfleglinge erziehen läßt. Für arme Waisen, Blinde, Taub-
umme, arme kranke Kinder ist nicht weniger durch bedeutende An-
alten gesorgt. Und so gibt es noch so manche wohlthätige Einrich-
ungen, die theils das Werk von Privatpersonen sind, theils haupt-
ächlich das Andenken des thätigen, menschenfreundlichen Josephs II.
halten. Durch ihn entstand das allgemeine Krankenhaus, das für
000 Betten in 111 Zimmern berechnet und durch Reinlichkeit, Ord-
ung und Pflege musterhaft ist. Jedes Jahr nimmt es 15 bis 17,000
ranke auf. Wie sehr der barmherzige Brüderorden in seinem Kran-
enhause sich bemüht, ohne Unterschied und Entgeld armen Kranken
beizustehen, ist weltkundig. Die Wohlthat des Badens kann der
Wiener an mehren Orten nach Bequemlichkeit und Bedürfniß genie-
en; auch an mineralischen Quellen ist in der Umgegend kein Man-
el. Die vor einiger Zeit errichtete Schwimmschule, ursprünglich
ur das Militair bestimmt, dient zugleich, und zwar sehr zweck-
äßig, dem größern männlichen Publicum von jedem Stande und
lter. In der Nähe befindet sich ein öffentlicher Badeort innerhalb
ewisser Grenzen und unter Aufsicht der Polizei. Daß übrigens Wien
en Mittelpunkt abgibt, von dem aus die ganze Masse des österrei-
ischen Heers den ersten Impuls empfängt, daß es für dasselbe der
itz der vorzüglichsten Bildungsanstalten seit vielen Jahren ist, ob-
hon die Garnison nur in 12,000 Mann besteht, folgt aus dem

Verhältnisse der Residenz zu der gesammten Monarchie. Hier ist der Hofkriegsrath, die Seele der ganzen Heeresmacht in Friedenszeiten, die Ingenieurakademie, welche theils unentgeltlich theils für dann Entschädigung gegen 300 Schüler zählt, das von Joseph II. errichtete Bombardiercorps von 1000 Mann, die Stückgießerei, die Gewehrfabrik, das große kaiserliche Zeughaus mit seinen außerordentlichen Vorräthen und das bürgerliche Zeughaus, das selbst die Franzosen nur wenig antasteten. Das Invalidenhaus für 800 Mann gibt, nebst manchen andern Stiftungen für alte verstümmelte Krieger, den letztern die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter. Der angenehmste, größte, lebhafteste Belustigungsort für die allgemeine Bevölkerung Wiens ist der in seiner Art einzige unschätzbare Prater, welcher beim Ausgang der Leopoldstadt anfängt, von hier aus die reizendste Aussicht in die nahen Gebirge öffnet, dann in einer Hauptallee, gleichsam dem Corso der vornehmen und gebildeten Welt, bis zu einem Arm der Donau herabgeht, seitwärts gegen die immer mehr sich verdichtende Waldung einen Sammel- und Tummelplatz etwa von dem Umfange einer Stunde für das gemischte Publicum bildet, unter einer ringsumher zerstreuten Menge wohleingerichteter Kaffeehäuser, mannichfaltiger Speiseanstalten, lärmender Turnierspiele, bunter Curiositäten, und wimmelnder Hütten zur Unterhaltung des John Bull und seiner neugierigen Freunde. Die verschiedenen Stände erscheinen hier neben einander in einer glücklichen ungesuchten Absonderung. In den Hauptalleen versammeln sich die glänzendsten Equipagen mit den schönsten Pferden, besonders strahlt in dieser Hinsicht der Hof mit seiner gediegenen Pracht hervor, dem indessen einzelne Familien des hohen Adels in der äußern Erscheinung nur wenig nachgeben; in beträchtlichem Abstande schließen sich an diese die reichen Banquiers an und was sich sonst durch Geschmack und Glücksgüter auszeichnet, bis zu der äußersten Grenze hin, den Wagen der tüchtigen Fiacres. An schönen Frühlingssonntagen ist die Masse der Equipagen zuweilen so groß, daß die letzten noch der Stephanskirche gegenüber oder wol gar auf dem Graben anhalten müssen, während die vordersten in einer ununterbrochenen Linie über eine Stunde weit bis zum Ziele der Umkehr sich ausdehnen. Die strenge, überall gleiche Ordnung, mit welcher der Zug seine Bewegung fortsetzt, ist bewundernswürdig, so wie das ganze Schauspiel auf dem Continente jedes ähnliche weit überbietet. In den Seitengängen der Hauptallee spaziert oder sitzt hauptsächlich der Mittelstand und dient so der vornehmen Welt zur Folie, die übrigens mit ihm durch freundliche Blicke, gegenseitige Bedürfnisse, vielfache Verbindungen ungezwungen zusammenfließt. Die Nahrungs- und Erfrischungsmittel sind im Prater theurer und in der Regel viel schlechter, als irgendwo, weshalb er denn auch immer mehr in Abnahme geräth, besonders seitdem die schönen Spaziergänge um die Stadt auch dem Gaumen einen feinern und ausgesuchten Genuß darbieten. Der Augarten liegt nicht weit seitswärts vom Prater; er wurde vom Kaiser Joseph II. dem Publicum geöffnet, wird aber lange nicht so besucht, als er es nach seiner ruhigen Schönheit und reizenden Nachbarschaft verdient. Das Lustschloß Schönbrunn überrascht und erfreut immer wieder auf's neue durch die glückliche Verbindung des Einfachen, Gefälligen und Majestätischen. Der Garten, obwol in altem Geschmack, stimmt damit zusammen. Laxenburg verdankt dem jetzigen Kaiser viel, auch ist es sein Lieblingsaufenthalt. Zu der herrlichen Umgebung Wiens

Digitized by Google

n weitern Sinne gehören mehre angenehme Dörfer. Baden, unge-
ähr 4 Stunden entfernt und ein Badeort, zieht durch Nähe, Be-
uemlichkeit und die köstliche Umgegend während des Sommers viele
Biener und auch Fremde herbei. Joh. Pezzl's Beschreibung von
Bien, deren fortwährend verbesserte Auflagen mit den jedesmaligen
Veränderungen Schritt halten, unterrichtet den Leser schnell und
inreichend über diese interessante, im tiefern Grunde schwer zu cha-
akterisirende Hauptstadt. Mit besondern Ansprüchen tritt die vom
reih. von Hormayr noch nicht vollendete Geschichte der Stadt Wien
uf. Das Werk kommt einem dringenden Bedürfniß entgegen, denn
ie ältern Schriften und Mittheilungen über diesen Gegenstand rei-
hen bei weitem nicht aus. Hormayr's Verdienst liegt hauptsächlich
n Zusammenstellung der Quellennachrichten, die er aber nicht genug
esichtet und noch weniger verarbeitet hat. Der Anfang bietet beson-
ers sehr oft reine Mythologie statt unverfälschter Thatsachen. Für
ie Denkmäler der Kunst, überhaupt für die Geschichte des Geschmacks,
o nothwendige Rücksicht sie auch erfordert, ist bis jetzt darin nichts
on Bedeutung geschehen. Das Factische scheint das Locale verdrän-
en zu wollen. Auch die kritische Würdigung der verschiedenen allge-
einen Anstalten fodert einen andern Mann als einen Reichshistorio-
raphen.

Wilhelm I., Churfürst von Hessen, war zu Cassel den 3. Jan. 743 unter der Regierung seines Großvaters, des Landgrafen von Hessen-Cassel, Wilhelms VIII., geboren. Als sein Vater, Friedrich II., der 1754 zur katholischen Kirche übertrat, den 31. Jan. 1760 ur Regierung gelangte, gingen die Maßregeln in Wirksamkeit, welche aan getroffen hatte, um dem Lande und der Regentenfamilie die ungestörte Beibehaltung des reformirten Religionsbekenntnisses zu sichern. Friedrichs Gemahlin, Maria, Tochter Georgs II. von England, übernahm als Vormünderin ihrer Söhne die Regierung der Grafschaft Hanau und leitete, ohne des Vaters Theilnahme, die Erziehung der Kinder. Unter Anleitung trefflicher Lehrer, dann auf der Hochschule zu Göttingen, wurde so Prinz Wilhelm in den Wissenschaften und Künsten wohl unterrichtet. Während des die hessischen Länder so schwer drückenden 7jährigen Krieges lebte er am Hofe seines Oheims, des Königs von Dänemark, Christian VII., dessen zweite Schwester, Wilhelmine Caroline, er 1764 zur Gemahlin wählte und mit erreichter Volljährigkeit unmittelbar nachher die Regierung der Grafschaft Hanau aus den Händen seiner verdienstvollen Mutter übernahm. Der junge Fürst zeigte viele preiswürdige Regenteneigenschaften; er war ehrbegierig, thätig, sparsam, gerecht, allen seinen Unterthanen zugänglich. So heilte er viele Wunden, die der vorgegangene Krieg einem Lande geschlagen hatte, und machte sich durch viele löbliche Einrichtungen den Bewohnern Hanau's unsterblich. — Wie mehre deutsche Fürsten, schloß er 1776 mit England einen Subsidientractat, in Verfolg dessen er zur Bekämpfung der im Aufstande begriffenen nordamerikanischen Kolonien Mannschaft stellte. Dann zog er, zwei Jahre später, von Friedrich dem Großen zum Generalmajor ernannt, in den baierischen Erbfolgekrieg. Beide Umstände, der reiche Sold, welchen er für seine Truppen von England empfing, und das Gewicht, das ein großes Heer dem Könige von Preußen verlieh, scheinen seinem Geiste die vorwaltende Liebe für das Soldatenwesen eingeimpft zu haben. Sich diesem in noch größerem Umfange zu widmen, fand er Gelegenheit, als er nach dem Tode seines Vaters (1785) die Regie-

Digitized by Google

rung der sämmtlichen hessen-casselschen Länder erhielt. Auch in Cassel, wohin er seine Residenz verlegte, und wo der schwache, verschwenderische Vater viele Mißbräuche hatte aufkommen lassen, bewies sich der Landgraf Wilhelm, der Neunte genannt, als ein strenger, thätiger, das Beste seiner Unterthanen redlich wollender Fürst, dessen Gerechtigkeitssinn aber oft Härte, dessen Sparsamkeit Geiz, dessen Soldatensucht ein schwerer Fluch des Landes wurde. Er regierte selbstständig, kannte die Verhältnisse seiner Länder und ihrer Bewohner und hielt alle seine Beamten in strenger Zucht und Ordnung, indem er gern sich des Landmanns annahm, ihn als sein Eigenthum betrachtend. Er hielt auf gute Rechtspflege und Polizei, auf Verbesserung des Schul- und Kirchenwesens; fürstlichen Glanz zeigte er besonders in der Neigung zu schönen Bauten, durch die er seine Residenz, deren Umgebungen, wie auch Hof-Geismar, Neuendorf, Wilhelmsbad und Schwalheim verschönerte, und in Soldatenparaden. Der erste Versuch, welchen er machte, im Vertrauen auf sein Heer, sein Gewicht unter den Fürsten Deutschlands geltend zu machen, war, daß er ein hessisches Lehn, einen Theil der Grafschaft Schaumburg, besetzte, als der regierende Graf Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe 1787 starb, dessen unmündigen Sohn Landgraf Wilhelm, wegen einer nicht ebenbürtigen Großmutter, nicht für lehnsfähig anerkennen wollte. Doch die Reichsgerichte, der Kaiser, Preußen und England nahmen sich des jungen Grafen an, und der Landgraf mußte, zu seinem großen Verdrusse, nach vielem Widerstreben, das besetzte Ländchen räumen und verursachten Schaden und Kosten ersetzen. — In demselben Jahre schloß er mit England einen neuen Subsidientractat, dem zu Folge er 12,000 M. stellte und dafür jährlich 675,000 Kronthaler empfing. Nähere Anregungen zu Kriegsrüstungen fand er in dem Ausbruche der französischen Revolution, welche indeß, bei ausgezeichneter Tapferkeit der Hessen, keinen Erfolg herbeiführten, welchen sich der Landgraf und seine Verbündeten davon verhießen. — Durch ein Lager bei Bergen von 8000 M. deckte der Landgraf 1790 die Kaiserkrönung Leopolds II. gegen einen möglichen Überfall französischer Seits; dann zog er mit gleicher Heereszahl gegen Frankreich, an der Seite der preußischen Armee, mit ihnen Sieg und Mißgeschick theilend; die glänzende Wiedereroberung Frankfurts a. M., den 23. Dec. 1792, gehörte allein den Hessen. In den nächstfolgenden Jahren wuchs das Hessencorps, in Flandern und Westphalen beschäftigt, im englischen Solde auf 12,000 Mann. Doch dem Kriege machte, auch für den Landgrafen, unter preußischer Verwendung der basler Friede den 28. Aug. 1795 ein Ende. Die jenseit des Rheins gelegenen Besitzungen des Landgrafen blieben bis auf weitere Bestimmung im französischen Besitze, seine übrigen Länder wurden in den Neutralitätsverein geschlossen, der vermittelst einer militairischen Demarcationslinie das nördliche Deutschland sicherte. Im lüneviller Frieden endlich, vom dem 25. Febr. 1801, erhielt Wilhelm mit der Churwürde, und im Besitze derselben Wilhelm I. genannt, für den Verlust von $\frac{2}{3}$ Q. M. und 2500 Einw., die er am linken Rheinufer abtrat, 5 Q. M. mit 14,000 Einw., durch mehre ihm ertheilte ehemals churmainzische Ämter und die Reichsstadt Gelnhausen. — Unter manchen Vorzeichen des heranziehenden Unglücks regierte der neue Churfürst seine Staaten in gewohnter Thätigkeit, Sparsamkeit und Soldatenliebe und im unerschütterlichen [illegible]

ch Vertrauen einflößen konnte. Während sich seine Besorgniß nach
ßen hin vergrößerte, vermehrte sich der Wohlstand seiner Staaten
d in größerm Maßstabe die Reichthümer seines Schatzes. Durch
ne, dem franz. Kaiser nicht unbemerkt gebliebene Gesinnung, durch
ne Verhältnisse zu Preußen, dessen Feldmarschallswürde ihm schon
ber ertheilt war und zu dessen Könige er in mehrfachen Familien-
bindungen stand (sein ältester Sohn, der Churprinz, hatte 1797
e Schwester Friedrich Wilhelms III. zur Gemahlin erhalten), durch
twährende Kriegsrüstungen zog er das Ungewitter auf sich, wel-
s ihm nach der Schlacht von Jena und Auerstädt, wo Preußen
lag, den trüben Traum der Neutralitätssicherheit plötzlich ent-
. Als Napoleon drohte und französische Truppen unter Mortier
d dem König von Holland heranrückten, entfloh der, gewag-
n Unternehmungen abgeneigte Churfürst in die neutralen Staaten
s Königs von Dänemark; nur seine Geldschätze und seine Fa-
lie rettete er. Mit dem Frieden von Tilsit und der Errichtung
s Königreichs Westphalen war Wilhelm I. seiner Länder beraubt
d lebte seit dem Jul. 1808 in Prag, mit der vollsten Zuversicht,
ß die Vertreibung der Franzosenherrschaft aus Deutschland erfolgen
erde, erfreut durch viele Zeichen der Treue, welche ihm das biedre
essenvolk gab, aber karg gegen die, welche ihm alles opferten und
r Schicksal an das seinige knüpften. — Beim Ausbruche des öster-
ichisch-französischen Krieges von 1809 erließ der Churfürst einen
ufruf an seine Hessen und begann eine Heeresmacht bei Eger zu
immeln, vermittelst welcher er die Wiedereroberung seiner Staaten
bewirken gedachte; bei der unglücklichen Wendung des Krie-s schei-
rte dieser Plan bald; wer sich unter die Fahnen des Churfürst n ge-
ellt hatte, wurde entlassen, oft der härtesten Noth preisgegeben.
rst nach dem Siege der Verbündeten in der leipziger Völkerschlacht
wann das Schicksal Wilhelms I. eine günstigere Wendung. Er hatte
reits im Sept. 1813 eine Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser
nd dem Könige von Preußen zu Breslau, wo er sich zur Truppen-
ellung erbot, aber, damit zurückgewiesen, durch Hülfsgelder an die
riegsoperationscasse seine Mitwirkung zur Bekämpfung der Franzo-
n bethätigte. Die Siege der Verbündeten befreiten schnell die chur-
essischen Länder; schon im Nov. 1813 zog Wilhelm I. an der Seite
iner Gemahlin nach 7jähriger Trennung wieder in seine Hauptstadt
in, unter zahllosen Beweisen nie erloschener Liebe seiner Unterthanen.
Der 70jährige Greis übernahm die Zügel der Regierung von neuem
nit bewunderungswürdiger Thätigkeit und Kraft, zeigte aber um so
ehr, daß seine Begriffe von fürstlicher Machtvollkommenheit unver-
ndert waren. Unglücksfälle und höheres Lebensziel hatten die Stren-
e seines Charakters vergrößert; er meinte alle Ereignisse der voran-
egangenen 7 Jahre verlöschen zu können, wenn er sich stellte, als
isse er davon nichts. Alles sollte oder mußte, wenn es ging, auf
en alten Fuß gestellt werden. — 20,000 M. Hülfstruppen, die zu
ellen er verpflichtet war, rückten schnell genug ins Feld, um den
Ruhm der Hessen von neuem zu bestätigen. Den 18. März 1814
iftete er den Orden des eisernen Helms, zur Belohnung militairi-
cher Verdienste. Als aber, noch vor dem ersten pariser Frieden, den
hürhessischen Truppen die Rückkehr in die Heimath verstattet wurde,
nter der Bedingung, daß sie auf dem Kriegsfuße blieben, vernach-
ässigte er dieses, der Ersparniß halber, und hatte den Verdruß, Exe-

cutionstruppen in sein Land einrücken zu sehen; Preußens Ver-
lung mußte endlich den übeln Streit ausgleichen. Auch im K
gegen Frankreich im J. 1815, wo der Churfürst 12,000 Mann
hatte er die Freude, von den Thaten seiner Soldaten vor Sed
Charleville, Mezieres u. s. f. ruhmvolle Nachrichten zu erhalten; w
niger entsprechend seinen Wünschen war mancher andere Erfolg sei
Regierung. Sein Wunsch zur Wiederherstellung des deutschen K
thums drang auf dem wiener Congresse nicht durch; auch sagt m
daß er dort mit dem Plane scheiterte, als König der Kelten
kannt zu werden, weshalb er den churfürstlichen Titel beibehielt u
ihn mit dem Prädicat: königl. Hoheit, verband. Allem Ländererw
abgeneigt, erhielt er für manche Abtretungen und Aufopferungen m
liche Entschädigungen, in deren Besitz er auch den Titel eines G
herzogs von Fulda und eines Fürsten von Isenburg annahm. — I
die unangenehmsten Widersprüche verwickelte ihn die Einrichtung e
ständischen Verfassung, welche ihm bei der Rückgabe seiner Länder
Bedingung gemacht war. Je schneller und vertrauensvoller er di
Verpflichtung nachkam, um so mehr sah er sich getäuscht, da die
serem Zeitalter eigene Erkenntniß von dem wahren Wesen der Staat
verhältnisse sich mit seinen Ansichten vom Fürstenrechte nicht einigen
ließ. Mehre Zusammenberufungen der alten hessischen Stände, denen
der Churfürst die Abgeordneten der Bauern zuordnete, bekundeten
der einen Seite eine ruhig feste, vaterlandsliebende Gesinnung d
Mitglieder der ständischen Versammlung, auf der andern den Zw
spalt, in welchen der Churfürst mit der Zeit und ihren billigen A
foderungen gerathen war. Auch Strenge gegen seine Beamten
regte Verdruß; besonders wurde das Militair hart behandelt: d
Officier durch kärglichen Sold gedrückt, der Gemeine durch str
Zucht, Stockschläge und Kamaschendienst gequält. Die Anfode
der Abgeordneten an eine Sonderung des Staatsvermögens von d
überreichen Privatschatze des Churfürsten verhinderte den Abschl
ner auf Vertretung der Einwohner fest begründeten Staatsverfas
— Welchen Schatten diese Verhältnisse auf den Churfürsten w
mögen, wie auch seine Behandlung der im westphälischen Dienste
standenen Civil- und Militairbeamten, der dort Pensionirten,
Käufer der Domainen, der in Bedienung vorgefundenen Anstä
benachbarter deutscher Staaten u. s. w. beurtheilt werden mag: be
derungswürdig ist die Rüstigkeit, mit welcher der Greis, des
nichfachen Verdrusses ungeachtet, vieles Nützliche förderte, für Re
pflege, Kirchen und Schulen sorgte, gegen Beamtenunfug wa
seinem Volke immer zu Rath und That zugänglich blieb und in
len lobenswerthen Eigenschaften den Regenten seines Zeitalters
würdiges Vorbild darbot. — Abgemessene Lebensweise hatte se
Körper eine Festigkeit verliehen, die der gewöhnlichen Hinfäll
eines hohen Alters Trotz zu bieten schien. Nur ein großes Ge
am Unterkiefer, 1809 durch einen Sturz mit dem Pferde veran
störte die Sehkraft des linken Auges; das in den lezten Monaten
nes Lebens sichtbar werdende Zusammensinken seines Körpers und
Abnahme seiner Kräfte, war ohne Krankheitszufälle, bis endlich
27. Nov. 1821 ein Schlagfluß plötzlich seine Laufbahn beschloß. S
Gemahlin war ihm am 24. Jan. 1820 vorangegangen. Sein R
rungsnachfolger ist sein einziger Sohn, Churfürst Wilhelm II.
Ausführlichere Nachrichten über Churfürst Wilhelm I. gibt dessen B
graphie in den Zeitgenossen. Neue Reihe Nr. X.

*Wille (Joh. Georg), geb. 1714 in der Nähe von dem Städt-
chen Königsberg bei Gießen, gest. 1808 in Paris, war einer der er-
sten Kupferstecher, besonders in Darstellung des Nackten, der Metalle,
seidener Stoffe. Sein Vater, ein Müller, hatte ihn zu seinem Ge-
werbe bestimmt, ließ ihn aber, als er seine Neigung zum Zeichnen
wahrnahm, die Kunst eines Büchsenmeisters erlernen, wo er in die
Schlösser der neu gefertigten Gewehre sehr gefällige Figuren gravirte.
Bald vertauschte er diese Arbeit mit der Kunst des Uhrmachers, die
er in Dietz und Dresden erlernte. Der Aufenthalt in letzterer Stadt
trug zur Ausbildung seines Künstlertalents wesentlich bei, und nach-
dem er in Strasburg einige Zeit nachher mit dem Kupferstecher G. F.
Schmidt bekannt geworden war, begleitete er diesen nach Paris, um
allmählig blos der Kupferstecherkunst zu leben. Anfangs gewann er
hierbei so wenig, daß er sich mit trocknem Brot begnügen mußte.
Späterhin aber war sein Ruf in Frankreich und Deutschland all-
gemein, und Napoleon ernannte ihn nicht allein zum Ritter der Eh-
renlegion, sondern das Institut der Wissenschaften und Künste nahm
ihn auch zu seinem Mitgliede auf. Anfangs stach er meist Bildnisse.
Unter ihnen sind die vom Minister Florentin und dem berühmten Red-
ner Bossuet besonders geschätzt. In späterer Zeit arbeitete er nach
Niederländern historische und ähnliche Stücke; unter ihnen sind besonders
seine Musiciens ambulentes, nach Dietrich, seine Instruction pa-
ternelle, nach Terburg ꝛc., bekannt. Auch nach den Zeichnungen
seines 1748 in Paris gebornen Sohnes, Peter Alexander, hat
er viel gestochen.

*Windbüchse, ein Schießgewehr, dessen Einrichtung von der
Art ist, daß die stark verdichtete Luft die Kugel, statt des bei andern
Gewehren nöthigen Pulvers, forttreibt. Wann sie erfunden wurde,
ist unbekannt, doch soll sie schon in der letzten Hälfte des 15ten Jahrh.
da gewesen sein. Im 17ten Jahrh. wurde sie häufiger, und in Nürn-
berg fertigte man sie oft unter dem Namen Windkanonen in einer
Größe, daß sie 4pfündige Kugeln 400 Schritte mit einer Stärke trie-
ben, ein 2 Zoll dickes Bret zu durchbohren. Das Wesentlichste, wo-
durch sie sich von andern Büchsen unterscheidet, ist die Windkammer,
der Behälter, wo die eingepumpte und comprimirte Luft aufbewahrt
wird, bis ein Ventil dieselbe in der Menge herausläßt, als zum Fort-
treiben einer Kugel gehört. Es versteht sich, daß man da mehr als
einmal losschießen kann, ehe wieder neue Luft eingepumpt wird.

*Winter (Peter von) gehört zu den ausgezeichnetsten Gesangs-
componisten unserer Zeit. Er ist geboren zu Mannheim 1754 und
Sohn eines Brigadiers der churpfälzischen Garde. Der Hofmusikus
Meyer gab ihm den ersten Unterricht auf der Violine; unter der Lei-
tung des ersten Violinspielers der churpfälzischen Capelle, Kramer,
entwickelte er sich so schnell, daß er schon als Knabe von 10 Jahren
in das churfürstliche Hoforchester aufgenommen wurde. Auf persönli-
ches Verlangen des Churfürsten Carl Theodor ging er zum Contrebaß
über. Je mehr sich seine praktische Musikfähigkeit entwickelte, desto
größer ward auch sein Hang zur Composition, in deren Geheimnisse
ihn der berühmte Abt Vogler einweihte. Eine concertirende Sympho-
nie war das erste von ihm öffentlich aufgeführte Musikstück. 1775
erhielt er bei Eröffnung des deutschen Theaters in Mannheim die
ehrenvolle Anstellung eines Orchesterdirectors, welche Stelle er auch
bei Versetzung des churfürstlichen Hoflagers von Mannheim nach Mün-
chen am letztern Orte fortbehielt. In diese erste Periode seiner schaf-

Digitized by Google

senden Thätigkeit fallen mehrere Ballets, Cantaten und Melodien, welche jetzt nicht mehr gegeben werden. Seine zweite Periode beginnt mit seiner ersten Reise nach Wien 1780, wo er wiederum mehrere Harmoniestücke, Cantaten und die Musik zu einigen Ballets componirte und unter Einfluß des damals blühenden Salieri noch große Fortschritte in der gründlichen Composition machte. Nach seiner Rückkehr von Wien führte er seine erste Oper: Helena und Paris, 1782 in München auf. Treffliche Declamation, schöner gefühlvoller Ausdruck und Neuheit in der Instrumentirung erwarben ihr bald den Ruf einer der vorzüglichsten Musikstücke der damaligen Zeit; sie wurde nicht nur auf allen ausgezeichneten deutschen Bühnen aufgeführt, sondern auch in die französische und englische Sprache übersetzt, in Paris und London mit großem Beifall aufgeführt. Bald darauf schrieb er die ebenfalls zu ihrer Zeit beliebten Singspiele, das Hirtenmädchen und der Bettelstudent; und 1787 die Oper Bellerophon für Mannheim. Im letzten Jahre ward er auch zum Capellmeister ernannt. Bis 1790 schrieb er bis 1790 mehrere Cantaten und Ballets, z. B. ein pantomimisches Ballet mit Chören: Orpheus und Euridice, und das Singspiel Scapin und Scapine nach Göthes Text. Seine dritte, glänzende Periode beginnt mit seiner ersten Kunstreise nach Italien im Jahr 1792. Hier entwickelte sich in dem Vaterlande des Gesanges und der Melodien sein großes Talent, für den Gesang zu schreiben und Sänger zu lehren, vollkommen. Von der andern Seite aber gewannen die Compositionen dieses deutschen Meisters, der sich so schnell die Vorzüge der italienischen Tonkunst aneignete, und mit ihnen die Vorzüge deutscher Musik, Kraft der Harmonie und Instrumentation in so hohem Grade verband, den ausgezeichneten Beifall jener Nation, so daß er mehrmals als Theatercomponist dahin berufen wurde. Seine erste in Italien geschriebene Oper, Catone in Utica, wurde 1791 in Venedig aufgeführt; ihr folgten mehre Opern und Oratorien. Ihr ausgezeichneten Werth hat unter denselben die zuerst für Venedig 1795 componirte, dann auch ins Deutsche übersetzte opera buffa: i fratelli rivali (die Brüder als Nebenbuhler), welche sich durch Leichtigkeit des Styls und gut gearbeitete Ensembles empfahl und lange auf der Bühne erhalten hat. In den J. 1795 und 96 reiste er nach Prag und Wien; am letztern Orte schrieb er (1796) auch die dramatische Musik, welche ihn am meisten berühmt gemacht und ihm einen der ersten Plätze unter den deutschen Opercomponisten erworben hat, seine überall bekannte und beliebte Oper: das unterbrochene Opferfest. Die Neuheit und Lieblichkeit seiner Melodien, die treffende Charakteristik der Personen und ihrer mannichfaltigen Situationen, das Sprechende in der Declamation und die effectvolle Instrumentirung, alles dies sind Vorzüge, welche sich selten in einem dramatischen Werke vereinigen, und die daher auch diese Oper beim ganzen Volke beliebt gemacht haben. — Für Wien schrieb er dann (1798) den zweiten Theil der Pyramiden von Babylon, und 1799 die Oper: das Labyrinth, beide als Fortsetzung der Zauberflöte. Obgleich in diesen Opern sich manches vortreffliche Musikstück befindet, so schadet ihnen doch im Ganzen die unvermeidliche Nachahmung der Zauberflöte, und sie sind mit dem Geschmack an den Zauberopern dieser Art von der Bühne verschwunden. 1800 schrieb er den Sturm, nach Shakespeare, für München, und 1801 für dieselbe Bühne die ernste Oper: Maria von Montalban (nach dem Sujet der Lanassa), eine gediegene Musik, die vieles enthält, was sich dem Opferfeste gleichstellen läßt.

nternahm er seine Reise nach Frankreich und England. In Paris chrieb er in demselben Jahre die opera seria Tamerlan: und in ondon 1803 die Opern Kalypso, aus welcher die schöne Ouvertüre llgemein bekannt ist, Kastor und Pollux, und 1804 die Opern Proerpina und Zaire, welche er späterhin für die deutsche Bühne umearbeitet hat. Seine Opern wurden dort mit großem Beifall aufenommen. Außerdem schrieb er auch um diese Zeit die opera seria olmal, und die ital. Oper Ochus, in welcher man einen bestimmten harakter vermißte. Unter seinen vielen in dieser Periode geschriebeen geistlichen Musiken, zeichnet man mehre Oratorien und einige antaten aus, die er für die protestantische Hofkirche geschrieben; in vortreffliches Requiem, welches er zur Todtenfeier des Kaisers oseph II. geschrieben; ein in sehr edlem Style componirtes Miserere, mehre Messen, Vespern ꝛc. Unter seinen weltlichen Cantaten t die Cantate: Timotheus, oder die Macht der Töne (nach Drydens Alexandersfest von D. Chr. Schreiber bearbeitet) am meisten bekannt und geschätzt; sie enthält besonders herrliche Chöre; weniger ekannt ist die Cantate: die Tageszeiten; in das J. 1813 gehört die länzende Schlachtsymphonie mit Chören. Nach dieser Zeit beginnt ine neue Periode in dem Leben dieses Tonsetzers, die sich dadurch enntlich macht, daß sich seine Gesangswerke zu dem zeither herrschend ewordenen, und durch die italienische Oper auch nach München verreiteten Geschmack Rossinis und seiner Geistesverwandten hinneigt, ie sich in mehren einzelnen Arien und einigen trefflichen Variatioen von ihm für die Singstimme zeigt. So sehr diese Erscheinung ißgedeutet werden kann, so ist sie doch aus der jugendlichen Empfänglichkeit dieses Veteranen der Tonkunst, aus seiner großen Gewandtheit in der Handhabung der musikalischen Mittel, und endlich auptsächlich aus dem Umstande zu erklären, daß Gesangsmelodie und as eigentliche Cantabile von jeher der Gegenstand seiner Neigung und eines Strebens gewesen. Gleichwol hat Winter auch in dieser Periode eine ernste Oper geliefert, welche in Italien, wie in Deutschand, als ein eigenthümliches Meisterwerk anerkannt worden ist; dies t die opera seria Mahomet, deren schöne Cavatinen und glänzende inales zu den besten neuern Gesangsstücken gehören. Dagegen gibt an ihm Schuld, daß er sich an den ältern Meistern, Paesiello, Zingarelli, versündigt habe, indem er deren Opern (die Müllerin, Romeo nd Julie) dem Modegeschmacke zu Liebe verkürzt, und mit fremdrtigen Bestandtheilen vermischt habe; seine Ouvertüre, die er zu etzterer Oper geschrieben, ist dem Stoffe ganz unangemessen und voll eeren Lärms. Was den musikalischen Charakter Winters überhaupt nlangt, so hat sich die Behauptung verbreitet, man finde in Winers spätern Compositionen immer das Opferfest wieder. Indessen möchte dabei wol eine Täuschung statt finden. Indem nämlich unter llen Werken Winters das eben genannte dasjenige ist, welches sich m meisten verbreitet hat, und man die Eigenthümlichkeit Winters m meisten durch dasselbe kennt, so glaubt man statt der in diesem Werke ausgesprochenen Eigenthümlichkeit vielmehr das Opferfest in llen übrigen zu finden, da doch Zaire, Mahomet, Maria von Monalban sich von demselben so sehr unterscheiden, als sich überhaupt die Werke eines Meisters, der nicht gerade eine Epoche in der Kunstwelt erbeiführt, von einander zu unterscheiden pflegen. In dem Gesange, ie schon angedeutet, ist Winter unter den jetzt lebenden Componisten in Stern der ersten Größe; sein Gesang ist der Stimme vollkommen

Digitized by Google

angemessen, und befördert die Bildung derselben auf ausgezeichnete Weise; seine Melodien sind immer fließend und schmeicheln dem Ohre, ohne das Herz leer zu lassen; weniger mannichfaltig ist seine Modulation, gewisse Cadencen und Wendungen wiederholen sich zu oft zu einförmig, die Begleitung, die ebenfalls sehr fließend ist, hat gewisse Lieblingsfiguren, z. B. im tempo Agitato, die zu oft wiederkehren, und in einigen neuern Stücken scheint er sich der starken Instrumentirung oft zu bedienen, um den Mangel großer Motive dadurch zu verbergen. Das Anmuthige und Prächtige gelingt ihm mehr als das Erhabene. Um aber Winters Verdienste vollkommen zu schätzen, müssen wir noch anführen, daß er, obwol selbst ohne Stimme, noch immer einer der trefflichsten Singlehrer in Deutschland ist, und durch seine tiefe Gesangskenntniß und treffliche Methode mehrere wahrhafte Sänger und Sängerinnen gebildet hat und noch bildet, z. B. die berühmte Mad. Metzger-Vespermann und den Baritonisten Mittermair; diese Verdienste hat auch der tonkunstliebende Fürst, in dessen Dienste er von seiner Jugend auf bis ins Greisenalter treu geblieben, lohnend anerkannt. Als er 1814 seine 50jährige Dienstfeier beging, erhob ihn der König von Baiern zum Ritter des baierischen Civilverdienstordens.

Witt (Joh. de), Großpensionair von Holland, berühmt als Staatsmann, bekannt durch sein tragisches Ende, war der Sohn des Bürgermeisters, Jacob de Witt, in Dordrecht, und 1625 geboren. Schon dieser kam als Gegner des Prinzen Wilhelm II. von Oranien für geraume Zeit in den Kerker. Johann de Witt erbte von ihm den Haß gegen das Haus Oranien, die Grundsätze des Republikanert. Nach sorgfältiger Ausbildung seiner Talente trat er in die Dienste seiner Vaterstadt und war einer der Deputirten, die die Staaten von Holland 1652 nach Seeland schickten, diese Provinz von den Maßregeln abzubringen, die Würde eines Generalcapitains auf den jungen (zweijährigen) Prinzen Wilhelm III. von Oranien überzutragen. Seine Beredsamkeit erwarb ihm hier das allgemeine Vertrauen. Allein es zu erhalten, war während der Gährungen, die in den Generalstaaten tobten, fast unmöglich. Eine Partei wollte während des Krieges, den England mit Holland führte, dem Prinzen Wilhelm III. immer mehr Macht und Würde eingeräumt wissen. Eine andere, Witt an ihrer Spitze, suchte diesem alle zu entziehen und die Statthalterschaft gänzlich aufzuheben. Der Krieg mit England, bald glücklich, bald unglücklich geführt, hatte Lähmung des Handels, Unwillen des Volkes gegen die letztere Partei zur Folge, den jene, die oranische genannt, um so mehr benutzte, bis 1654 diese mit Cromwell einen Frieden schloß, der die geheime Bedingung enthielt, daß das Haus Oranien von allen Staatsämtern ausgeschlossen sein sollte. So schien die republikanische Partei gesiegt zu haben und de Witt, als Großpensionair, benutzte die Zeit des Friedens, die dem Staate geschlagenen Wunden zu heilen. Nachdem Carl II. wieder den Thron der Stuarts eingenommen hatte, neigte sich de Witt mehr auf Frankreichs Seite, welche Stimmung bei dem 1665 zwischen den Generalstaaten und England wieder ausbrechenden Kriege neue Nahrung erhielt. Da der Bischof von Münster während desselben ebenfalls gegen die ersten zu den Waffen griff, so wuchs der Unwille des Volks gegen de Witt immer mehr und er sah sich, ihn zu beschwichtigen, genöthigt, dem Prinzen von Oranien größere Rechte einzuräumen, mit England 1667 Frieden zu schließen. Um de Witts Verhältnisse zu verschlimmern, entwickelte jetzt Ludwig XIV. seine Absichten auf die spanischen Nie-

rlande. Die oranische Partei drang darauf, den Prinzen Wilhelm
a dem Posten zu erheben, den seine Ahnen bekleidet hatten. De
Witt setzte es durch, daß die Würde des Statthalters und General-
pitains von einander getrennt und er, wenigstens in Holland, von
ieser ganz ausgeschlossen sein sollte. De Witts Feinde mehrten sich.
r mußte mit England und Schweden eine Tripelallianz gegen Frank-
eich schließen. Sie führte den aachner Frieden von 1668 herbei und
öste sich so schnell wieder auf, als sie entstanden war. Jetzt machte
udwig XIV. mit England vereint einen Einfall in die vereinigten
Niederlande (1672). Wilhelms Freunde setzten es durch, daß er zum
Oberfeldherrn ernannt wuree. Der erste Feldzug ging sehr unglück-
ich. Man schrieb dies Verräthereien von de Witt und seinen Freun-
en zu. Meuchelmörder bedrohten das Leben des erstern. Wilhelm
ward durch die allgemeine Stimme zum Statthalter ernannt. De Witt
egte sein Amt nieder. Aber die Stimmung des Volkes war damit
o wenig geändert, als der Haß der oranischen Partei befriedigt.
Sein Bruder, Cornelius de Witt, ward beschuldigt, dem Prin-
en nach dem Leben getrachtet zu haben, gefangen genommen, gefol-
ert und, da er nichts gestand, aus dem Lande mit Verlust aller Gü-
er verbannt. Durch die Nachricht, daß er ihn im Gefängniß spre-
hen wollte, bewogen, eilte Johann de Witt dahin, allein ein Volks-
ufstand im Haag erhob sich mit einemmale. Die schnell aufgebotene
Bürgergarde konnte ihn nicht zerstreuen, da die meisten Officiere der-
elben dem Prinzen ergeben waren. So wurde vom Pöbel das Ge-
ängniß erbrochen. Beide Brüder sanken unter den Streichen desse-
ben (20sten August 1672). Die Staaten forderten vom Statthalter
Untersuchung, Bestrafung der Mörder, die aber nie erfolgte. — Daß
die Urtheile der Zeitgenossen über so einen Mann sehr verschieden lau-
ten, ist natürlich; doch stimmen sie darin überein, es sei ihm in kei-
ner Art Verrath gegen das Vaterland vorzuwerfen. Einfach und be-
scheiden war er in allen seinen Verhältnissen. Er fiel als Opfer der
Parteienwuth, ohne daß ihm die oranische Partei etwas aufbürden
konnte, als — nicht zu ihr zu gehören, und die Absicht gehabt zu
haben, sie durch die seinige niederdrücken zu wollen. Übrigens ist auch
de Witt als politischer Schriftsteller thätig gewesen, und hat über die
Begebenheiten seiner Zeit manches treffliche geliefert.

Wohlfahrtsausschuß, Comité de salut public. Unter die-
sem Namen verschleierte der Berg, oder die Partei des Terroris-
mus (s. d. Art. Bd. 10) im Nationalconvente (s. Frankreich Bd. 3)
die Dictatur, welche die Männer des Schreckens an sich rissen, um
die Gironde (s. d. Art. Bd. 4) und die gemäßigte Partei nieder-
zuschmettern, damit der Berg herrsche und die Republik über ihre in-
nern und äußern Feinde triumphire. Der richterliche oder vielmehr
Henkersarm, welcher diesem anfangs neun-, später zwölfköpfigen
Souverain blindlings gehorchte, war das Revolutionstribunal
(s. d. Art. Bd. 8). Der Wohlfahrtsausschuß ward an der Stelle des
kaum zehn Tage alten Comité de défense générale den 6. April
1793 errichtet und vom Convente, aus dessen Mitte seine Mitglieder
(darunter Danton, Barrère [s. d. Art. Bd. 3, 2], Cambon)
gewählt waren, mit unumschränkter Vollmacht zu geheimen Berath-
schlagungen und zur Aufsicht über die Minister versehen; nur nach
eigenem Ermessen sollte er in jeder Hinsicht für die öffentliche Wohl-
fahrt sorgen; daher ward ihm, einige Monate später, auch das Recht
ertheilt, Haftbefehle zu erlassen. Die herrschende Partei ging dabei

Digitized by Google

von der Ansicht aus, daß Frankreich, von innen und außen bedroht, nicht wie im Frieden (so wollten es die Girondisten) regiert, sondern wie in Zeiten der höchsten Gefahr nur durch verzweifelte Mittel gerettet werden könne. Als aber, nach dem Sturze der Gironde (1sten 2ten Jun. 1793), der Berg nach dem Vorschlage des Wohlfahrtsausschusses erklärte, daß die Bevölkerung Frankreichs nur aus zwei Parteien, Patrioten und Feinden der Revolution, bestehe, und jene zur Verfolgung dieser aufforderte: da trat an die Stelle des Gesetzes das Schrecken. Bald nachher ward Robespierre (s. d. Art. Bd. 8) den 27. Jul. 1793 Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, dessen Mitglieder anfangs monatlich ernannt, nun aber gewöhnlich wieder bestätigt wurden. Seitdem beherrschte der Ausschuß die Bergpartei, und durch diese den Convent. Als einzige Regel bei seinem Verfahren erklärte Robespierre: die Spannkraft der Volksregierung im Revolutionszustande sei la vertu et la terreur! Bald sah dieser Ungeheuer von politischem Wahnsinn in sich allein jene Tugend (der Jacobiner) rein vorhanden: darum trat er Alle zu Boden, die nicht dachten, wie Er. Mit ihm und nach seinem Sinne arbeiteten im Wohlfahrtsausschusse St. Just, Couthon, Billaud de Varennes, Collot d'Herbois und Herault de Sechelles. Nur Carnot (s. d. Art. Bd. 2), ebenfalls Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, beschränkte sich allein auf die oberste Leitung der Heere, und überließ seinen Genossen das Innere, ohne Theil an ihren Maßregeln zu nehmen. Auf den Antrag jener Männer ward die neue Verfassung einstweilen aufgehoben, und die revolutionaire Regierung dem Wohlfahrtsausschusse vom Convente am 4. Dec. 1793 gesetzlich übertragen. Nun bestellte der Wohlfahrtsausschuß zu Richtern der Verdächtigen, in allen Gemeinden der Republik, aus den wildesten Menschen Revolutionsausschüsse, deren Zahl auf 20,000 stieg. Die letzten noch übrigen Proceßformen wurden abgeschafft: an ihre Stelle traten Wahnsinn und Wuth, Grausamkeit mit Thorheit gepaart, Heimtücke und Verrath. Endlich erklärte sich der, eine Zeitlang durch Robespierre aus dem Wohlfahrtsausschusse entfernte Danton gegen das nutzlose Blutsystem, und Robespierre selbst willigte in die Verurtheilung der Häuptlinge des pariser Pöbels (24sten März 1794), unter welchen Hebert (s. d. Art. Bd. 4) der Abschaum der Gesellschaft war; allein bald darauf ward auch Danton (5ten April), nebst Herault de Sechelles, von Robespierre gestürzt. Nun blieb dieser Wahnsinnige bis zum 28sten Jul. 1794 Herr über Leben und Tod von 30 Millionen Menschen. Er ernannte Fouquier-Tinville (s. d. Art. Bd. 3) zum öffentlichen Ankläger. Die Gefängnisse häuften und füllten sich; die Gefangenen wurden gemißhandelt, von Spionen verrathen und ohne Vertheidigung verurtheilt; das Vermögen der als verdächtig Verhafteten ward eingezogen, und die Guillotine kam nicht vom Platze. Auf gleiche Art wütheten einige Bevollmächtigte des Wohlfahrtsausschusses, vorzüglich Collot d'Herbois, Carrier (s. d. Art. Bd. 2) und Javogle Bon in den Provinzen. Unter den zahllosen Schlachtopfern dieses Systems befanden sich der edle Malesherbes (s. Lamoignon Bd. 5) und der berühmte Lavoisier (s. d. Art. Bd. 6). Endlich wurden die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses unter sich uneins. Robespierre wollte den unbiegsamen Carnot aus dem Wohlfahrtsausschusse ausstoßen; dagegen arbeitete Billaud de Varennes an Robespierre's Sturze. Nur Couthon, St. Just, die Jacobiner und der Gemeinderath von Paris hingen noch an dem Haupte der Demagogie. Al

Digitized by Google

ber St. Just am 25. Jul. im Wohlfahrtsausschusse „zum Heile des Staats" wirklich eine Dictatur vorschlug, erhoben sich im National-Convente Vadier, Collot d'Herbois, Billaud de Varennes, Cambon und vorzüglich Tallien (s. d. Art Bd. 9) gegen Robespierre; der Dictator und sein Anhang wurden geächtet, und Barras (s. d. Art. Bd. 1) Sieg am 9ten Thermidor (27sten Jul.) führte am 28sten Jul. Robespierren, dessen Bruder, St. Just, Couthon u. a., zusammen 105, auf das Blutgerüst. Der Convent erlangte jetzt sein Ansehen wieder; die Jacobiner und die Anhänger des Terrorismus (la queue de Robespierre) wurden vollends besiegt; zugleich gab der Convent dem Wohlfahrtsausschusse und dem Revolutionstribunale eine beschränktere Vollmacht und Einrichtung. Die blutige Willkür hörte auf, und als die neue Verfassung den 28sten Oct. 1794 eine Directorialregierung (s. Directorium Bd. 3) einführte, löste sich der Convent auf, und in seinem fluchbelasteten Grabe versanken zugleich mit ihm die Revolutionsregierung, das Schreckenssystem und der Wohlfahrtsausschuß. K.

Wohlgemuth (Michael), geb. in Nürnberg, gestorben daselbst 1519. Wenn auch dieser Künstler durch seine Werke weniger bekannt wäre, als er es ist, so verdient er doch schon als Lehrer des noch berühmter gewordenen Albrecht Dürer, der ihn noch, als Wohlgemuth 82 Jahr alt, malte, dankbar genannt zu werden. Zu seiner Zeit war er der beste Maler Nürnbergs, das noch in der Augustinerkirche ein großes Altargemälde bis in die neuern Zeiten hatte, wo es in die dortige Gallerie aufgestellt wurde. Und wenn auch die trockne, harte Zeichnung, die die deutschen Künstler jener Zeit alle haben, bei allen seinen Arbeiten vorwaltet, so ist doch der Farbenglanz, der kräftige Charakter in allen Figuren, die richtige Composition derselben nicht genug zu rühmen. In Privat- und öffentlichen Sammlungen wird inzwischen manches als sein Werk ausgegeben, was nicht als solches zu erweisen ist. Wie die meisten seiner Zeitgenossen war er zugleich Holzschneider und Kupferstecher. Vorzüglich von ihm gefertigte Blätter in Holzschnitt enthält die 1493 erschienene Chronik von Nürnberg.

Wohnung. Es ist einleuchtend, daß die Wohnung einen sehr großen Einfluß auf die Gesundheit der Menschen haben muß; denn auf der einen Seite verlebt man hier die längste Zeit, und auf der andern Seite wird bei der Wahl und der Einrichtung der Wohnungen auf die Umstände, welche der Gesundheit schädlich oder nützlich sind, gerade zuletzt Rücksicht genommen. Überdies sind auch die Umstände, welche schaden, so zahlreich, daß sie kaum alle zu vermeiden sind, und eine Wohnung, welche gar keine Krankheitsursachen enthält, kaum gefunden wird. Wir wollen hier diejenigen, welche am häufigsten vorkommen, kurz anführen. Eine mäßige Anhöhe, auf der sich die Wohnung befindet, ist nützlich, eine zu große ist schädlich. Wohnungen, die sich auf großen Ebenen befinden, sind allen den mannichfaltigen Veränderungen unterworfen, welche hier in der Luft, den Winden, dem Boden ꝛc. vor sich gehen. Befinden sich dieselben in dichten Wäldern, so ist der Luftzug nicht frei, der Boden, der immer feucht bleibt, schadet; am schädlichsten aber sind Sümpfe in der Nähe der Häuser. Der Aufenthalt am Meere wird nur aus zufälligen Ursachen schädlich, an sich ist er es nicht. Außer den Überschwemmungen machen auch Erdbeben und Schneelavinen manche Wohnung sehr gefährlich. Die Städte werden durch hohe Mauern,

Digitized by Google

welche sie umgeben, enge und nicht gepflasterte Straßen, durch Unreinlichkeit auf denselben, durch die Ausdünstungen, welche manche Handwerke und Manufacturen veranlassen, durch die Kirchhöfe, welche sich in der Mitte derselben befinden, ungesund. Die Steine, aus welchen die Häuser gebaut werden, sind bisweilen so beschaffen, daß sie die Feuchtigkeit der Atmospähre anziehen und die Wohnung feucht und kühl machen; ferner ist eine sehr beträchtliche Höhe der Häuser theils dadurch schädlich, daß sie den Luftzug auf den Straßen beschränkt, und den Zugang der Sonnenstrahlen zu vielen Gemächern verhindert, theils dadurch, daß das häufige Treppensteigen vielen Menschen beschwerlich und nachtheilig ist. Schlecht gebaute Keller verursachen oft Scheintod der Eintretenden, wenn der Luftzug in denselben fehlt; auch in den Zimmern sind die Fenster bald zu klein, bald sind sie so gestellt, daß der Luftzug schädliche Folgen hat. Manche Häuser sind durch Rauch, der sich in ihnen anhäuft, durch den Geruch, den die Abtritte verursachen, unangenehm und schädlich. Jedes neuerbaute Haus ist so feucht, und die verschiedenen Baumaterialien verbreiten so üble Dünste, daß der Aufenthalt in demselben bedenklich sein muß. Endlich aber ist eine vorzüglich reichhaltige Quelle vieler Krankheiten die schlechte Luft, welche theils durch die Überfüllung der Wohnungen von Menschen, theils durch Unreinlichkeit jeder Art erzeugt wird.

*Wolke (Christian Heinrich), der Nestor unter den deutschen Pädagogen, wurde am 3. Aug. 1741 in dem damals anhalt-zerbstschen, seit 1813 zum Großherzogthum Oldenburg gehörigen Städtchen Jever geboren. Nach dem Wunsche seines, im Wohnorte und in der Umgegend unter dem Namen Vater Wolke bekannten Vaters, welcher einen Handel mit Pferden, Rindvieh, Leder und Schuhen trieb, sollte der Sohn einst dieses Geschäft fortführen. Aber schon im 6jährigen Knaben regten sich Anlagen zu einem höhern Berufe. Er versuchte für sich das Lesen, welches er mittelst des sogenannten, ihn nicht ansprechenden Buchstabirens, bei einer Schule haltenden Frau erlernen sollte, ohne dasselbe zu erlernen, und der Versuch gelang zu seiner Freude so gut, daß er nun täglich mehre Capitel in der Bibel und Sonnabends eine Predigt aus einer alten Postille lesen konnte. Nachdem er auf den Hochschulen zu Göttingen unter Kästner, Hollman und Heyne, und zu Leipzig unter Gellert, Ernesti und dem bekannten Physiker Winkler vier Jahre lang studirt hatte, entstand 1770 in ihm der Wunsch, eine Lehr- und Erziehanstalt zu errichten, in welcher die aufblühende Menschheit für die hohen Zwecke derselben nach einem naturgemäßen Stufengange wahrhaft menschlich gebildet würde. Die große Unwissenheit, der entehrende Aberglaube und die rohe Unsittlichkeit, welche Wolke damals, trotz des allgemein verbreiteten Gebrauchs der Bibel, welche man aber ohne alle Erklärung las, vorherrschend fand, veranlaßte in ihm diesen Wunsch, welchen er dem, schon durch mehre Schriften berühmt gewordenen Basedow (s. d. Art. Bd. 1), der damals noch in Altona lebte, mittheilte. Dieser versprach, durch seines Namens Ruhm diese Anstalt zu empfehlen, wenn Wolke ihm verspräche, Mitarbeiter an dem von Basedow angekündigten Elementarwerke zu werden. Wolke ging in diese Bedingung ein und übernahm [illegible] nur die [illegible]arbeitung der in das Gebiet der Natur und [illegible] in [illegible] auch die Darstellung anderer von Basedung der[illegible] [illegible]enen Gegenstände (von 1770 bis 1773), auch die [illegible] auch die [illegible] eigenen Schrift ein in Dessau errich-

tes Philanthropin, welches aber nur in der aus einigen Zöglingen
stehenden Wolkeschen Anstalt bestand, angekündigt und zur Unter-
ützung desselben aufgefordert hatte, lud derselbe, unwillig darüber,
aß die Unterstützungen nicht in dem erwünschten Maße eingegangen
aren (auf den 14ten bis 16ten Mai 1776), zum Begräbnisse des
hilanthropins ein, wozu auch über 120 Personen erschienen, unter
elchen viele namhafte Gelehrte, als Resewitz und Schummel aus
Magdeburg, Feldprediger Campe aus Potsdam, Gedike, Moses Men-
elssohn, von Reck aus Berlin, von Rochow und sein Prediger aus
lekan, Weiße, Zollikofer, Eck aus Leipzig, Meißner aus Dresden,
Stroth aus Quedlinburg, Henke, Lichtenstein und von Schirach aus
elmstädt, Bode aus Hamburg u. m. a. waren. Mit Vergnügen
emerkten diese die Fortschritte, welche in kurzer Zeit eine Anzahl
Kindern, Jünglinge und ein 30jähriger Dorfschulmeister in Sach- und
Sprachkenntnissen, besonders durch Wolke's Bemühungen, gemacht
atten, und unterzeichneten gegen 1000 Thaler für das Philanthropin.
ngeachtet mannichfaltiger Kränkungen, welche Wolke erfahren mußte,
u denen auch die gehört, daß ihm nur ein jährlicher Gehalt von
50 Thalern verwilligt ward, da Campe, mit welchem Basedow nun
n Verbindung trat, 800 Thlr. bekam, widmete er doch der von ihm
770 begründeten und bis 1773 allein, von da an aber bis zum Mai
784 mit Hülfe mehrer Mitarbeiter fortgeführten Lehr- und Erzieh-
nstalt seine Kräfte, und schlug eine ihm, ehe er die Verbindung
mit Basedow einging, angetragene Hofmeisterstelle mit 300 Thalern
ährlichem Gehalt und freier Station aus. Bei allen Unannehmlich-
eiten, welche Wolke in dieser Verbindung erfuhr; ward ihm doch
ie Belohnung, daß unbefangen urtheilende Zeitgenossen, selbst ein
Kant, in Briefen an Wolke und an andere seiner Freunde, Wolke's
Bemühungen nach Verdienst würdigten, und daß der Geist eines bes-
ern Unterrichtswesens auch anderwärts angeregt wurde. Nach Auf-
ösung der dessauschen Anstalt ging Wolke nach Petersburg, wo er sich
is 1801 mit gleich unverändertem Eifer dem Erziehungs- und Unter-
ichtsgeschäfte widmete und zum kaiserl. Hofrath ernannt wurde. Seit
ieser Zeit aber privatisirte er, auch als Greis rastlos thätig, in
eipzig, Dresden und jetzt in Berlin, wo 1814 auf seinen Betrieb
ie Gesellschaft für die deutsche Sprache entstand. Seine zahlreichen
Schriften enthalten theils Anleitungen zur naturgemäßen Erziehung
nd zum Elementarunterrichte in nützlichen Kenntnissen und Fertigkei-
en, theils beziehen sie sich auf die Reinigung der deutschen Sprache
on Fremdwörtern und auf die Einführung einer andern, als der bis-
er gewöhnlichen Schreibweise der Wörter unserer Sprache. Zu den
rsteren gehören: Erziehlehre oder Anleitung zur körperlichen, ver-
ändlichen (intellectuellen) und sittlichen Erziehung (Leipzig, bei Voß,
805) und die Mittheilung der allerersten Sprachkenntnisse und Be-
riffe (ebendas. 1805). Früher schon schrieb er: Erste Kenntnisse für
Kinder von der Stabenkenntniß an bis zur Weltkunde (1783), welche
Schrift auch 1787 in französischer Sprache erschien. Nach der in die-
er Schrift aufgestellten Methode, auf welche Wolke im Jahre 1748,
nabhängig von denen, welche ifie schon vor 1700 gefunden hatten,
el, und welche viel Ähnlichkeit mit den später von Olivier, Stephani
nd Krug bekannt gemachten Methoden hat, lehrte Wolke 1773 in-
erhalb vier Wochen Basedow's 3½ Jahr alten Tochter, ohne Buch-
abiren, deutsch und französisch lesen. Ferner schrieb Wolke, außer
en schon erwähnten Beiträgen zum Elementarwerke, zu den pädagog.

Digitized by Google

Unterhaltungen, den philanthropischen Lesebüchern u. s. w., das Buch zum Lesen und Denken (Petersb. 1785), das auch in russ. und franz. Sprache erschien; so wie: Beschreibung der 100 von Chodowiecki zum Elementarwerk gezeichneten Kupfertafeln, 2 Thle. (Leipz. bei Crusius 1781 und 1787), auch französisch (1782 und 1788) und lateinisch (1784); Anweisung, wie Kinder und Stumme zum Verstehen und Sprechen oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind (Leipzig bei Vogel 1804). Von einer Natur- und Völkergeschichte, mit einem Kupfer für jedes bis 1800 verflossene Hundertjahr, mit großen Kosten in's Russische übersetzt, erschien nur 1 Theil. Hinsichtlich der übrigen Theile aber, in welchen Manches gegen die Bilderverehrung vorkam, ward dem Verf. von der russischen Censurbehörde bekannt gemacht, daß das Werk sich verloren habe. Noch arbeitet er an einer Kinderbibliothek und einem Anleitebuch für Mütter, Lehrer, Erzieher und Verfasser der Schriften für die Jugend, welches aus 7 Bänden bestehen soll, wovon bereits mehre Bände erschienen sind, nach deren Beendigung seine Selbstgeschichte (Autobiographie), um welche der Verfasser von Mehren angegangen worden ist, erfolgen soll. Das Anleitebuch soll, der Ankündigung zufolge, allen Deutschen und Deutschverstehenden die Kenntniß und Fertigkeit mittheilen, jedes der 200,000 deutschen Wörter einfach, sprachgemäß darzustellen oder orthographisch zu schreiben. Wolke's Schriften für die Jugend zeugen von einer großen Gewandtheit, passende Materialien dem Verstande der Kinder auf eine leichte und natürliche Art nahe zu bringen. Seine Schriften, welche die deutsche Sprache zum Gegenstande haben, sind: Düdische orsassische Gedigte, Singedigte, Gravschriften, Leder, Romansen un Balladen (1804), bei deren Mittheilung Wolke auf den Wohlklang der niedersächsischen Sprache aufmerksam machen wollte, und zugleich eine Anweisung, dieselbe lesen zu lernen, gibt. Sein in das Sprachfach einschlagendes Hauptwerk aber ist: Anleitung zur deutschen Gesammtsprache zur baldigen Erkennung und Verbesserung mehrer zu wenigst 50,000 fehlerhaft gebildeten deutschen Wörter, auch zur Abwendung eines großen Zeit- und Geldverlustes (1812). Durch Aufsuchung der Wurzeln von den Wörtern der deutschen Sprache sucht er die rechte Form dieser Wörter zu bestimmen, die überflüssigen, fehlerhaften Buchstaben, so wie die in die deutsche Sprache aufgenommenen Fremdwörter durch vorgeschlagene neue deutsche zu verdrängen. Da der unverändert thätige Mann auf diese Arbeit 24 Jahre verwendet hat, so ist es ihm, wie man leicht denken kann, ein schmerzliches Gefühl, daß von den 30 Mill. Deutschen kein einziger von seiner Arbeit Gebrauch gemacht habe. Doch dieses Gefühl muß sich mindern bei Erwägung der Schwierigkeiten, mit welcher eine solche Umformung unserer bisherigen Rede- und Schreibweise, wie sie die zuletzt genannte Schrift bezweckt, verbunden ist, wie selbst der Versuch Jean Paul's u. e. a., das manchen zusammengesetzten Wörtern eingeschobene s, nach Wolke's Vorgange, zu verdrängen, beweist, der so viele tadelnde und selbst spöttelnde Federn gegen sogenannte Anti„s"sisten in Bewegung setzte. Übrigens bleibt auch die Hoffnung, daß manche von den in jenem Werke zur Sprache gebrachten Vorschlägen, bei welchen die Abweichung von dem Allgemeinüblichen nicht zu auffallend ist, nach und nach sich vielleicht ohne Geräusch einführen werden. Allein auch im entgegengesetzten Falle muß die Achtung, mit welcher unbefangene Zeitgenossen Wolke's unermüdliche und wohlgemeinte Thätigkeit bemerkten und noch bemerken, p

Digitized by Google

le der Blick auf die dermalige bessere Gestaltung des deutschen nterrichtswesens, insofern das Bedürfniß einer solchen Verbesserung n Deutschland von ihm in Anregung gebracht wurde, den Abend des ebens dieses achtungswürdigen Veteranen der deutschen Erzieher er- eitern und verschönern.

*Wolle nennt man im Allgemeinen denjenigen Theil der Be- eckung der Säugthiere, der unter den obern Spitz- oder Stachel- aaren (Grannen) liegt und auch Grundhaar heißt, überhaupt haare, die einen größern natürlichen Zusammenhang haben, als an- ere, insbesondere aber die Hautbedeckung der Schafe. Alle der Luft usgesetzten Theile des Körpers der Schafe bedecken sich mit Wolle. Wo das Schaf keine Wolle trägt, hat es Haare, wie andere Thiere, . B. an der Nase, an den Unterbeinen; man nennt sie Beinwolle. Zu den beständig Wolle tragenden Stellen der Haut des Thieres im esunden Zustande gehören diejenigen, die eine fleischige Unterlage ha- en. Die Gestalt des Wollhaares ist im Allgemeinen entweder ge- ade und schlicht oder, auf verschiedene Art von der geraden Gestalt bweichend, gekrümmt, gekräuselt oder geschlängelt. Die Abtheilun- en von Flöckchen oder Büscheln, wozu sich die einzelnen Wollhaare uf dem Körper des Thieres verbinden, nennt man Stapel, dessen Bildung bei jeder Wollart etwas Eigenthümliches hat. Die von der Haut im Zusammenhange abgeschorene Wolle heißt Fließ. Denkt man sich ein Fließ in einer Haut ausgebreitet, so bildet die Wolle vom Kopf, den Beinen, dem Bauche und Schwanze — welche die chlechteste ist — die äußersten Theile desselben, oder den Rand. Die Verschiedenheit der Wolle auf verschiedenen Thieren hängt im Allge- meinen ab von Abstammung, Kreuzung der Racen, Clima, Nahrung und Lebensweise der Thiere, so wie unter Individuen eines Stammes von Alter, Geschlecht und äußern Einwirkungen. Man theilt die Wolle in dieser Hinsicht überhaupt 1) in grobe, die lang, entweder schlicht oder nur unregelmäßig gekrümmt ist, oder die Landwolle der einheimischen Racen, und 2) in feine, regelmäßig geschlängelte und gekräuselte. Man nennt diese spanische, oder, da nicht alle Schafe in Spanien feine Wolle tragen, Merino-Wolle. Unter der groben Wolle findet gleichfalls Verschiedenheit statt. Die meisten Arten der- selben sind mit kürzern feinern, mehr oder weniger schlichten Haaren vermischt, andere aber weniger. Zu der ersten Art gehört die meiste gemeine Landwolle, zu der andern besonders die feine eiderstädter Wolle in Holstein. Das schlichte Wollhaar wächst auf den ausge- wachsenen Thieren im Laufe eines Jahres gewöhnlich 6 bis 8 Zoll. Die Merino-Wolle ist nicht so lang, als die schlichte, und wird auf gesunden und erwachsenen Thieren binnen einem Jahre nur 1 bis 2 Zoll, meist aber zwischen 1½ bis 2 Zoll lang. Veredelte Wolle nennt man die Wolle aller Schafe, die aus einer Vermischung feiner spani- scher Stähre mit groben Schafen herrühren, entweder mittelbar oder aus einem folgenden Geschlechte. Sie bleibt der groben Wolle an- fänglich in Länge und Sprödigkeit ähnlich, nähert sich aber schon auf der erstern Stufe der Veredlung in der Kräuselung der feinen. Die Zucht eines feinwolligen Schafstammes durch Fortbildung der aus Spanien eingeführten Escurialschafe, so wie die Veredlung des Land- schafs in Deutschland, ist von Sachsen ausgegangen, daher man auch die feine Merinowolle sächsische nennt. (Vergl. den Art. Schaf- zucht.) Außer dem sächsischen Schafstamme haben sich auch in Mäh- ren, Ungarn, Österreich edle Stämme gebildet, und in neuern Zei-

Digitized by Google

ten ist zu den feinwolligen Racen noch das Schaf in Neu-Süd-Wa-
les gekommen, das schon viel Wolle in den Handel liefert. — Die
Wolle, wie sie aus der ersten Hand in den Handel kommt, wird in
sogenannte Schursorten eingetheilt. Nach dem Alter der Schafe zer-
fällt sie in Lammwolle und Wolle von altem Schafvieh. Bei diesen
unterscheidet man Wolle, die nur einmal im Laufe des Jahres ge-
schoren wird, einschürige, und solche, die zweimal geschoren wird,
zweischürige. Diese theilt man in Sommerwolle, die im Sommer
gewachsen und im Herbste geschoren ist, und in die im Frühjahre ge-
schorene Winterwolle. Wolle, die von Schlachtvieh außer der Schur-
zeit kommt, heißt Schlachtwolle, Wolle von erkranktem oder gefalle-
nem Vieh Raufwolle, und Wolle, die erst bei'm Gerben von den Fel-
len genommen wird, Gerberwolle. In technischer Hinsicht dient die
Wolle, wegen ihrer Anhänglichkeit und leichten Auflösbarkeit, zum
Filzen, wegen ihres Zusammenhangs, zum Spinnen, mit Pferdehaa-
ren vermischt, zum Polstern, mit Baumwolle, zum Watten. Lamm-
wolle wird vorzüglich zu Hüten, Strümpfen und, mit anderer Wolle
vermischt, zu Tuch, Sommerwolle blos zu gewöhnlichen Tuchen, ein-
schürige Wolle zu verschiedenen Zeugen und Tuch, Winterwolle aber
vorzugsweise zu Tuch, Zeugen ꝛc. gebraucht. Grobe und halb ver-
edelte Wolle wird entweder verarbeitet, wie sie von dem Schafe
kommt, oder die längern Haare werden von den kürzern abgesondert
und beide Sorten besonders benutzt. Dieses Absondern heißt Käm-
men, und die dazu sich eignende Wolle Kammwolle. Aus langer, ge-
kämmter Wolle bereitet man Strumpfgarn und verschiedene glatte,
tuchähnliche Stoffe. Ungekämmte, gewöhnliche Wolle dient zu Tuch-
leisten. Merinowolle, so wie die hochveredelten Gattungen, sind zum
Kämmen weniger geeignet, als grobe. Ungekämmt bleibende, zum
Verspinnen bestimmte Wolle heißt nach dem Werkzeuge, womit die
Haare gelöst und zum Spinnen in Ordnung gebracht werden, Streich-
wolle. Zeug aus kurzer Streichwolle, das durch Weben und Wal-
ken Dichtheit und eine Decke von kurzen, gleichlaufenden Härchen er-
hält, heißt Tuch. Von dem Kaufmann wird die Wolle nach der
Beschaffenheit und Güte sortirt. In Spanien werden die Schafe vor
der Wäsche sortirt, alsdann geschoren, und zuletzt die Wolle gewa-
schen. Sie kommt in den vier Sorten: Resina, Prima, Secunda
und Tercera in den Handel. Die Merino- oder sächsische Wolle wird
gleichfalls in vier Hauptsorten getheilt: Electoral-, Prima-, Se-
cunda- und Tertia-Wolle. Ausführlichere Belehrung geben: Wag-
ners Beiträge zur Kenntniß und Behandlung der Wolle und Schafe
— 2te Aufl. Berlin 1821, und in besonderer Beziehung auf Merino-
wolle und veredelte Schafzucht; F. B. Weber: Über die Gewinnung
der feinen und edlen Wolle, Breslau 1822, und J. M. Freiherr
von Ehrenfels: Über [illegible]toral-Schaf und die Electoral-Wolle,
Prag 1822.

Wordswort[illegible] einer der ausgezeichnetsten neuern
Dichter Englands, [illegible] Als er seine erste
Erziehun[illegible] der [illegible]er romantischen Ge-
gend [illegible]scha[illegible] [illegible]am er nach Cam-
brid[illegible] nicht viel Lust ge-
hab[illegible]schaft zu bilden.
Sc[illegible]chule einen nicht
un[illegible]ben, und schon
17[illegible]

rich, die Schweiz, Savoyen und Italien (Descriptive Sketches a Verse) und bald nachher eine Epistel (An evening walk) rucken. Beide Gedichte enthalten schöne, malerische Beschreibungen, ber die Darstellung ist ganz abweichend von dem Styl, den er spä- rhin annahm. Bald nach seiner Rückkehr vom festen Lande verließ r Cambridge, und als er einen Theil von England durchwandert atte, wählte er eine Hütte in dem Dörfchen Alfoxden, nicht weit on Bridgewater in der Grafschaft Sommerset, wo er mit Coleridge i vertrauter Freundschaft lebte. Sie wohnten in diesem entlegenen heile des Reichs fast in gänzlicher Abgeschiedenheit und brachten ihre eit theils mit Wanderungen in der Umgegend und an der Küste, heils mit Entwürfen zu literarischen Arbeiten zu. In der Dorf- henke, die sie zuweilen besuchten, konnte zwar Wordsworth, wel- er, obgleich ein Freund der Freiheit, doch meist still und schweig- am war, keinen Argwohn erregen, desto mehr Verdacht aber erweckte i jener Zeit, wo die Gährung in Frankreich auf's Höchste gestiegen ar, sein lauterer und dreisterer Freund Coleridge, und dies ging so eit, daß der Dorfnotar in den beiden Fremdlingen Kundschafter und ufruhrstifter witterte und durch einen Aufpasser jeden ihrer Schritte ewachen, ja sie selbst in Unterhaltungen über Staatssachen ver- ickeln ließ, um einen Faden zu finden, bis man endlich, trotz aller unstgriffe und ohne daß die beiden Freunde die ihnen gelegten Schlin- en gewahr wurden, fand, daß kein Grund zum Argwohn war. Wäh- end dieser Abgeschiedenheit wurden die lyrischen Balladen (Lyrical allads) entworfen und zum Theil vollendet, ein Versuch, wie Co- eridge (Biographia Literaria, Bd. 2. S. 3.) sagt, ob Gegenstände, ie ihrer Natur nach der gewöhnlichen poetischen Verzierungen nicht mpfänglich sind, sich in der Sprache des gewöhnlichen Lebens so dar- ellen ließen, daß sie anziehend würden. Diese Gedichte, worin man uerst die Eigenheiten des Styls findet, welche Wordsworth und seine reunde auszeichnen, erschienen 1798, als er mit seiner Schwester urch Deutschland reiste, wo er Coleridge wiederfand. Beide blieben ine Zeit lang im Auslande; 1800 aber ließ sich Wordsworth zu rassmere in Westmoreland nieder und lebt seitdem hier oder in dem enachbarten Rydall von den mäßigen Einkünften seines väterlichen rbes und des Amtes eines Stempelabgaben-Einnehmers der Graf- haften Cumberland und Westmoreland, an der Seite einer trefflis en Gattin, mit welcher er seit 1803 verbunden ist. Bei allen Auf- rderungen zu thätigen Anstrengungen und bei dem Beistande mäch- ger Freunde, hätte der Dichter leicht im öffentlichen Leben sich aus- ichnen und für die Seinigen viel gewinnen können, aber gleichgül- g gegen die Versuchungen des Ehrgeizes und Reichthums, zog er es r, in seiner Einsamkeit zu bleiben, und die malerischen Schönhei- n des Windermere und der umliegenden Landschaften waren für ihn ziehender, als die Vergnügungen verfeinerter Geselligkeit. Er gab 07 eine Sammlung vermischter Gedichte heraus, welchen er in der uen Ausgabe (1815) eine Vorrede und einen Anhang beifügte, wor- er darzuthun suchte, daß der von ihm angestimmte einfache Ton f alle Dichtungsarten anwendbar sei. Von seinem ersten Auftreten , mit der herrschenden flachen Kritik im Zwiespalt, konnte er die- n neuen Ton nicht gleich Anfangs Freunde gewinnen, und er wurde rch die Waffen des Spottes, wie mit Gründen angegriffen, bis er dlich doch zahlreiche Nachahmer und Freunde fand, welche man die ake School (Seeschule) zu nennen pflegt, weil er und Coleridge

Digitized by Google

die Seen von Westmoreland so häufig zu Gegenständen ihrer dichterischen Schilderungen gewählt haben. Es ist nicht zu läugnen, daß er mit einem reichen Gemüthe, einer schöpferischen Phantasie und einem zarten und reinen Gefühle begabt ist, aber selbst seine wohlwollendsten Beurtheiler haben es nicht verhehlen können, daß er in seinem Streben nach Einfachheit im Ausdrucke, besonders in seinen erzählenden Gedichten, nicht selten in Spielerei verfällt und matt wird. Auf der Herausgabe einer etwas seltsam, wiewol kräftig geschriebenen Aufforderung zur Fortsetzung des Kriegs auf der pyrenäischen Halbinsel (1809), worin er die Minister nicht schonte, machte er eine lange Pause, und erst 1814 gab er, als Bruchstück eines lange versprochenen Gedichts (The Recluse), eine durch Gegenstand und Darstellung originelle Dichtung, The Excursion, heraus, der im folgenden Jahre The white Doe of Rylstone, gleichfalls ein Bruchstück eines größern Werks, sich anschloß. Darauf folgten, außer kleinern Gedichten, Peter Bell (1819) und The Waggoner (1819, zwei prosaische Erzählungen, ein Sonettenkranz (The River Duddon), mit einigen andern Dichtungen (1820), und endlich 1822 die Beschreibung seiner neuen Reise durch Italien (Memorials of a tour on the Continent) und die Sammlung seiner Dichtungen (London 1822, 4 Bde. 12.), welche jedoch das erwähnte beschreibende Gedicht, The Excursion, nicht enthält.

Wren (Christoph), einer der gelehrtesten und berühmtesten Baumeister, geb. 1632 zu East Knoyle in Wiltshire, wo sein Vater Pfarrer war. Schon in der Schule zu Westminster entfalteten sich seine großen Anlagen, und bereits in seinem 13ten Jahre erfand er ein neues astronomisches Instrument; das er, so wie eine Abhandlung vom Ursprung der Flüsse, seinem Vater in geistreichen lateinischen Versen widmete. In Oxford, wohin er in seinem 14ten Jahre ging, zeichnete er sich durch große Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften aus. Alle seine Jugendarbeiten sind Beweise eines fruchtbaren, reifen und hochgebildeten Geistes. Er ward 1657 zum Lehrer der Astronomie im Gresham-College in London ernannt, vertauschte aber diese Stelle 1660 mit dem Lehrstuhle der Astronomie in Oxford. Seitdem zeichnete er sich durch Arbeiten in allen Theilen der Mathematik und Naturwissenschaften aus, und vertraut mit allen Werken der Vorzeit und der ganzen gelehrten Welt, erweiterte er unablässig das Gebiet der Wissenschaften. Als Mitglied der königlichen Gesellschaft nahm er an den wissenschaftlichen Bestrebungen derselben den thätigsten Antheil. Am merkwürdigsten aber ist die seltene Verbindung theoretischer Wissenschaft und des praktischen Genies, dessen Schöpferkraft so viele bewunderte Werke hervorgebracht hat. Die Vollendung des Baues der Peterskirche unter der Regierung des Papstes Innocenz X. und unter Bernini's Aufsicht war zu jener Zeit ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und scheint dazu beigetragen zu haben, Wrens Geisteskräfte in das Gebiet zu führen, wo sie seinen Ruhm finden sollte. Der Tod seines großen Vorgängers, Inigo Jones, bahnte ihm den Weg. Sein erstes Werk war das prächtige Sheldons Theater in Oxford, durch dessen Erbauung (1663) er sich berühmt wurde, und nicht lange nachher erbaute er das Pembroke-Collegium in Cambridge, aber nie ward er bei diesen Arbeiten seinen Lieblingsbeschäftigungen, der Mathematik und den Naturwissenschaften, untreu. Er reiste 1665 nach Frankreich, wo die unter Ludwig XIV. errichteten Bauwerke, besonders das Louvre, für ihn

Digitized by Google

hrreiche Schule wurden. Es ist merkwürdig, daß er, ohne je Ita-
en gesehen zu haben, in einem Lande, das verhältnißmäßig ärmer
n Denkmälern der Baukunst war, als andere Länder, und nur vor-
gliche gothische Gebäude besaß, und bei der herrschenden Geschmack-
igkeit seiner Zeitgenossen, die erstaunenswurdigsten Entwürfe zu
ssen und auszuführen vermochte. Der große Brand in London (1666)
fnete seinem Geiste ein neues Feld, und die dadurch veranlaßten
ntwürfe nahmen seine ganze Geistesthätigkeit in Anspruch. Er
achte gleich nachher einen Plan zu einer neuen Stadt, der vor al-
n andern Entwürfen Beifall fand. Nach diesem Plan, den man
ch in Kupfer gestochen hat, sollten sich die Hauptstraßen in gera-
en Linien durchschneiden und die kleinen Gassen sie trennen, Kirchen,
ffentliche Gebäude und Marktplätze aber außerhalb der Linien dieser
traßen liegen und vier Freiplätze in gehöriger Entfernung angelegt
erden, auf welche mehre Straßen stoßen sollten. Dieser Plan kam
doch nicht zur Ausführung, obgleich Wren zum ersten Baumeister
r die Wiederherstellung der Stadt ernannt wurde. Auf dem Platze
r Paulskirche stand vor dem Brande eine berühmte, im 13ten Jahr-
ndert vollendete Domkirche, deren Trümmer man anfangs wieder-
rstellen wollte. Als man sich später entschloß, ein neues großes
erk zu schaffen, entwarf Wren den ersten Plan, dessen Zeichnungen
ch vorhanden sind, den er jedoch, da man darauf bestand, der
irche die Gestalt eines Kreuzes zu geben, umarbeiten mußte. Nach
iesem Entwurfe ward der Bau begonnen und in 35 Jahren (1676
- 1710) herrlich vollendet; ein Werk, das nach der Peterskirche zu
n vollkommensten Denkmälern der neuern Baukunst gehört. Wren
twarf nach einander drei Risse zum Bau der Paulskirche. Den er-
n, der ihm der liebste war, verwarfen Unwissenheit und Aber-
rube, weil er der Erhabenheit griechischer Tempel zu nahe kam.
an hat noch ein nach diesem Risse gearbeitetes Modell, das man
ter den Merkwürdigkeiten der Paulskirche sieht. Irrig ist die ge-
hnliche Angabe, daß Wren die Peterskirche zum Muster genommen
be; der Plan war ganz seine eigene Erfindung; hingegen hat man
ch das Modell eines Altars aus der Peterskirche, das er ausführen
llte, wenn sein erster Entwurf wäre angenommen worden. Das
rnannte Monument in London ward 1671 angefangen und in sechs
hren ausgeführt, eine prächtige canelirte dorische Säule, die auf
em 40 Fuß hohen, mit Basreliefs verzierten Postament steht und
2 Fuß hoch ist. Inwendig führt eine schneckenförmige Treppe von
5 schwarzen Marmorstufen zum Gipfel, wo nach Wrens Plan zwei
atuen von Bronze stehen sollten, die eine den König Carl II.,
die Bürger zur Erbauung der neuen Stadt ermunterte, und die
ere, eine weibliche Gestalt, die gerettete Stadt vorstellend. Spä-
aber stellte man eine schlechte Vase darauf und umbaute es übers
s von allen Seiten mit unansehnlichen Häusern. Man zählt über
Kirchen und öffentliche Gebäude, die nach Wrens Plan und unter
er Aufsicht von 1668 — 1718, während welcher Zeit er Oberauf-
r aller königlichen Bauten war, vollendet wurden. Außer den
annten Werken gehören zu seinen vorzüglichsten der neuere Theil
Palastes Hamptoncourt, die Kirche St. Stephan Walbrook, das
ital zu Chelsea und ein Flügel des herrlichen Spitalpalastes für
Matrosen in Greenwich. Er setzte seine Arbeiten bis in sein
es Jahr (1718) fort, wo er durch Hofränke verdrängt wurde.
tdem lebte er abgeschieden und den Wissenschaften ergeben, in sei-

Digitized by Google

nem Hause zu Hamptoncourt, und kam nur zuweilen nach Lon-
um über die Ausbesserung der Westminsterabtei die Aufsicht zu
und sich seines großen Werkes, der Pauskirche, zu freuen. Sein
Sohne überließ er es, den letzten Stein auf die Kuppel derselben
legen. Seine Kräfte nahmen jedoch schnell ab und wahrscheinlich
der Unmuth, den der Greis über des Königs ungroßmüthiges B
gen empfand, nicht wenig bei, ein Leben abzukürzen, das Mäß
und Arbeitsamkeit so weit über die gewöhnliche Grenze hinaus
längert hatten. Er starb 1723 an den Folgen einer Erkältung,
er sich auf dem Wege von Hamptoncourt nach London zuzog.
fand ihn todt in seinem Stuhle, wo er sich nach dem Essen
Schlafen niedergesetzt hatte. Er ward in der Pauskirche beg
und sein Grabmal bezeichnet die schöne Inschrift: Si monumen
requiris — Circumspice. Er war Präsident der königlichen
sellschaft, zweimal Mitglied des Parlaments und lange auch
meister der großen Freimaurerloge. Über seinen Antheil an der
dergeburt der Freimaurerverbindung vergl. man d. Art. Freim
rer, Bd. 3. Seine nachgelassenen Werke und seine Zeichnungen wur
von seinem Sohne herausgegeben. Man verdankt ihm auch mer
Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften, unter andern
Instrument zur Bestimmung der Menge des jährlich fallenden
gens; er gab Mittel an, astronomische Beobachtungen mit
ßerer Genauigkeit und Leichtigkeit anzustellen, und war der
Urheber des Versuchs, Flüssigkeiten in die Adern der Thier
spritzen. Sein Leben beschrieb der Baumeister Elmes in den
moirs of the live and works of Sir Christopher Wren. Lo
don 1823. 4.

Y.

Young (Arthur), dem die Welt für die Verbreitung landwir
schaftlicher Kenntnisse mehr verdankt, als irgend einem Schrift
wie sich der Irländer Kirwan zu enthusiastisch ausdrückt, wa
London 1741 geboren und starb daselbst 1820. Ursprünglich
Kaufmann gebildet, sah er sich durch den Tod seiner Schwester,
deren Mann er in Geschäftsverbindung kommen sollte, in eine an
Laufbahn gewiesen. Er begann daher, 17 Jahre alt, als Sch
steller im politischen Fache aufzutreten, und als er den Pacht e
mäßigen Landgutes übernommen hatte, machte er sich als ökon
scher Schriftsteller bekannt. Bei verschiedenen Reisen durch Eng
die er in landwirthschaftlicher Hinsicht unternahm, hatte er Gel
heit, mannichfaltige Beobachtungen zu machen, die er dann m
mer größerem Beifalle zu Tage förderte. Ein neues Werk
dem andern und die Liebe zum Ackerbau unter den Gebildetern
Lust zu Versuchen nahm dadurch immer mehr in ganz England
Spätere in gleicher Absicht unternommene Reisen nach Frankr
Spanien und Irland hatten neue ähnliche literarische Arbeiten
Folge. Vorzügliches Verdienst erwarb er sich durch Beispiel
Schriften um den Anbau der Futterkräuter, und als Secretär
1793 gestifteten Ackerbaugesellschaft. Sie beehrte ihn 1808 mit
goldnen Denkmünze für seine „vieljährigen Dienste im Landbau."
vorzüglichsten Schriften Youngs sind alle ins Deutsche übersetzt.
Werk von ihm, das alle während eines Zeitraums von 30 Jahr

Digitized by Google

achten Beobachtungen und Versuche enthält, ist noch Handschrift nd dürfte erst gedruckt werden, wenn sein Sohn aus der Krimm zuückkehrt, wo er seit 1804 ein Landgut von 10,000 Morgen zur Beauung für die von ihm gefertigte statistische Übersicht der Statthalrschaft Moskwa erwarb.

Yriarte. 1) Juan de Yriarte, königlicher Bibliothekar, ersetzer im Staatssecretariat und Mitglied der spanischen Akademie, kannt als Bibliograph, geboren 1702 auf der Insel Tenerifa. Er ard in früher Jugend nach Paris geschickt, wo er später im Collem Ludwigs XIV. mit der classischen Literatur sich vertraut machte. ach einem achtjährigen Aufenthalt in Frankreich reiste er nach Lonn und bald nachher in seine Heimath, wo er sich vorzüglich mit m Studium der englischen Sprache beschäftigte. Er ging 1724 nach adrid, in der Absicht, die Rechtsgelehrsamkeit auf einer spanischen niversität zu studiren, seine Neigung zur Philologie und Bibliograie aber behielt die Oberhand, und er benutzte mit dem rastlosesten leiße die königliche Bibliothek, wo der Historiker Juan de Ferreras, nter dessen Aufsicht diese Anstalt stand, ihn bald auszeichnete und m Bibliothek-Secretair beförderte. Die Frucht seiner bibliograschen Studien war das Verzeichniß der griechischen Handschriften r königlichen Bibliothek, dessen erster Theil 1764 in Folio unter m Titel: Regiae Bibliothecae Matritensis Codices MSS. Jones Yriarte — excussit, recensuit, notis, indicibus, anecotis pluribus evulgatis illustravit — etc. Dieser Band enthält chricht von beinahe 60 Handschriften, die Constantin Lascaris mit gener Hand abgeschrieben hatte. Unter den Abhandlungen, die die Band begleiten, ist auch eine über Plagiate. Während der Beäftigung mit diesem Werke, das ein zweiter Band beschloß, bearitete Yriarte Verzeichnisse der geographischen, chronologischen und thematischen Werke der königlichen Bibliothek, die 1729 und 1730 chienen, lieferte viele Berichtigungen und Zusätze zu Antonio's lispanischem Werke über die spanischen Schriftsteller, und bearbeitete griechische Paläographie. Als Mitglied der spanischen Akademie, trein er 1742 trat, war er sehr thätig und trug viele Bemerkunn zu der Abhandlung über die spanische Orthographie, zur castilin Sprachlehre und zu dem Wörterbuche der Akademie bei. Unter nen lateinischen Gedichten zeichnet man seine zahlreichen Epigrame aus. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an dem Diario de los teratos; seine literarische Liebhaberei war das Sammeln spanischer rüchwörter, deren er gegen 15,000, sowol aus Schriftstellern, als dem Munde des Volks, zusammenbrachte. Seine lateinische rachlehre, woran er 40 Jahre arbeitete, enthält die Sprachregeln spanischen Reimen mit einer Erläuterung in Prosa; sie ward r erst nach seinem Tode von seinem Neffen 1771 zu Madrid hergegeben, der späterhin (1774) auch die vermischten Schriften seis Oheims bekannt machte. Er starb 1771 zu Madrid. 2) Tos de Yriarte, des vorigen Neffe, Übersetzer in der Staatslei und Oberarchivar des Kriegsraths, einer der besten neuern nischen Dichter, geb. 1752. Er trat zuerst (1770) mit einem spiele (Hacer que hacemos) auf, das er unter dem anagramschen Namen Tirso Ymareta herausgab, worauf mehre, für das gliche Theater übersetzte französische Schauspiele und ein Paar eie dramatische Arbeiten folgten. Diese und andere Erstlingsarbeiwurden vergessen und sein literarischer Ruhm ist allein auf seine

Digitized by Google

Fabeln gegründet. Ehe diese erschienen, gab er ein Lehrgedicht über die Musik (La Musica) heraus, dessen erste Ausgabe (Madrid 1780. 8.) durch typographische Schönheit sich auszeichnet. Dieses aus fünf Gesängen bestehende Gedicht fand in Spanien großen Beifall; aber obgleich es den gründlichen Kenner der Kunst verräth, sehr verständig angelegt und in zierlicher Sprache geschrieben ist, so blickt doch das Systematische zu sehr hervor und es fehlt durchaus an der poetischen Auffassung des Stoffes. Es ward von Grainville (1800) ins Französische übersetzt. In seinen literarischen Fabeln (Fabulas literarias), die zuerst 1782 erschienen, führte Yriarte den neuen Gedanken aus, literarische Wahrheiten zum Stoffe Äsopischer Fabeln zu wählen und unter diesem Gewande die Fehler der Gelehrten lächerlich zu machen. Zu einer Zeit, wo Spanien noch keinen ausgezeichneten Fabeldichter besaß, ahmte er Lafontaine mit Glück nach, und wenn auch der Gedanke nicht immer neu oder bedeutend ist, so gibt Yriarte seinen Dichtungen doch immer einen eigenen Reiz durch classische Sprache, Anmuth des Styls, Schönheit und Mannichfaltigkeit der Versification, indem er die Naivetät der alten spanischen Romanzen und Lieder mit dem Geiste der Äsopischen Fabel zu verschmelzen weiß. Am anziehendsten ist er in naiven Dichtungen, wo er besonders die Redondillen sehr glücklich behandelt. Man hat eine deutsche Übersetzung dieser Fabeln von Bertuch (Leipzig 1788) und eine französische, die 1805 zu Paris erschien. Er sammelte 1787 seine Schriften in Versen und Prosa (Colleccion de Obras en verso y prosa) zu Madrid in 6 Bänden, wovon der erste die Fabeln und das Gedicht über die Musik enthält. Im zweiten stehen 11 meist satyrische Episteln, die ebenfalls hauptsächlich gegen die Verirrungen der Gelehrten gerichtet sind. In den übrigen Bänden findet man außer vielen eigenen und vielen nachgebildeten Gedichten, auch eine metrische Übersetzung der Horazischen Epistel an die Pisonen, mit erläuternden Anmerkungen. Einer der Feinde, die er durch seine Satyren aufgereizt hatte, Juan Pablo Forner, machte unter dem Titel der gelehrte Esel (El asno erudito), einen gehässigen Angriff auf ihn, wogegen er sich in einer kleinen Schrift (Para casos tales suelen tener los maestros oficiales) vertheidigte. Nach der Herausgabe jener Sammlung ließ er (1788) ein Lustspiel (La Señorita mal criada) drucken, dem, wie einem früheren (El señorito mimado) die spanischen Kritiker die strenge Beobachtung der drei Einheiten und den Abscheu gegen die monstruosas composiciones de nuestros antiguos poetas zum besondern Verdienst anrechneten, die aber beide keineswegs bedeutend sind. Yriarte starb 1794. (Vergl. Ensago de una biblioteca española de los mejores escritores del reynado de Carlos III., por Sempere y Guarinos — Madrid 1789, 6 Bände.)

Z.

Zacharia, einer der sogenannten zwölf kleinen Propheten, dessen Geburtsort aber so unbekannt ist, wie das Jahr, wo er die Welt betrat. Seine Weissagungen beziehen sich vornehmlich auf die glücklicher werdende Lage des jüdischen Volks, indem er zugleich zum Wiederaufbau des Tempels kräftig ermunterte, und, wie alle Propheten, auf sittliche Besserung hinarbeitete.

Zahnschmerz, Zahnweh. So nennt man die Schmerzen, welche in den Zähnen selbst oder in den zu ihnen gehörenden Theilen ihren Sitz haben. Sie erreichen bisweilen einen sehr heftigen Grad, so, daß sie alle nächtliche Ruhe rauben und den Kranken zur Verzweiflung bringen. Bisweilen verbreiten sie sich von dem Zahne aus weiter auf die nahen Theile, manchmal bis in den Kopf hinein. Oft lassen sie auf ihrer Höhe plötzlich nach oder hören ganz auf und kehren dann nach einiger Zeit wieder zurück. Wie alle Schmerzen, so befinden auch sie sich eigentlich in Nerven, und zwar in demjenigen, welcher in einen besondern Canal der Kinnladenknochen seinen Lauf hat und an jeden Zahn wenigstens ein Ästchen abgibt. Dieser Nerv aber wird von sehr verschiednen Ursachen auf krankhafte Weise gereizt und dadurch schmerzhaft afficirt. Dem gemäß sind auch die Arten der Zahnschmerzen, welche man gewöhnlich unterscheidet, sehr verschieden. — Schon bei dem Durchbruche der Zähne, welcher von einem entzündeten Zustande des Zahnfleisches begleitet wird, beobachtet man Schmerzen, die gewöhnlich noch hierher gerechnet werden. Eben dasselbe findet statt bei spätern zufälligen Entzündungen des Zahnfleisches und der Theile, welche sich in den Zahnhöhlen befinden, ferner bringt auch Gicht, Rheumatismus, Flechten, Auszehrung, die Lustseuche, ja selbst die Schwangerschaft Zahnschmerzen hervor, welche man gewöhnlich consensuell nennt. Am gewöhnlichsten ist aber der Zerstörungsprozeß der Zähne mit Schmerzen verbunden; hierher gehören sowol die mechanischen Verletzungen der Zähne, als auch die organische Zerstörung, welche gewöhnlich mit dem Namen der Fäule und Fäulniß belegt wird, der Caries in den andern Knochen entspricht, und durch vielerlei Umstände erzeugt wird. Endlich aber sind bisweilen solche äußere Umstände, welche den Nerven reizen, gar nicht vorhanden, der Nerv selbst ist krank, ein Zufall, der gewöhnlich Neuralgia genannt wird. — Schon hieraus wird man abnehmen, daß der Zahnschmerz nicht immer durch ein und dasselbe Mittel zu heben ist, im Gegentheil sind dieselben nach Maßgabe des Ursprungs und der Art auszuwählen, und es nützen bald Blutentziehungen, bald beruhigende, bald solche Mittel, welche den Nerven ertödten, bald Ableitungen durch Blasenpflaster. In vielen Fällen muß der kranke Zahn herausgezogen werden, um dadurch den nachtheiligen Reiz zu entfernen.

Zarlino (Joseph), geb. 1540 in Chioggia am adriatischen Meerufen, gest. 1599 zu Venedig, und von niederländischen Meistern, namentlich Adrian Willart, gebildet, gehörte vor Rameau und Rousseau, zu den größten theoretischen Musikern. Schon im 18ten Jahre trat er als Schriftsteller in dieser Hinsicht auf und schrieb eine Menge Werke, welche unter dem Namen seiner Instituzioni armoniche und Dimostrazioni armoniche, 4 Bde. Fol. 1589, in Venedig vollständig gesammelt erschienen. Als Componist machte er sich besonders durch eine große Musik bekannt, die er als Capellmeister an der St. Markuskirche in Venedig zur Feier des Seesieges bei Lepanto aufführte. Der jetzige Tonkünstler wird sich nicht leicht entschließen, eine ziemlich steif geschriebnen Werke zu studiren, würde aber über den Zustand der Musik im 16ten Jahrh. manchen Aufschluß darin finden.

Zehen, die bekannten Theile der Füße, deren Zahl der der Finger an den Händen gleicht, deren Struktur der der Finger ähnlich ist, deren äußere Form und Größe aber von der der Finger, der ver-

Digitized by Google

schiednen Bestimmung und Function wegen, abweicht. Sie bestehen aus der Haut und aus dem Nagel, aus Blut- und lymphatischen Gefäßen und Nerven, ferner aus den Flechsen der Muskeln, welche eine Bewegung derselben veranlassen, jede aus drei Knochen (mit Ausnahme der großen Zehe, welche deren nur zwei hat) und endlich besitzen sie Ligamente und Gelenkkapseln. Die Zehen leisten beim Gehen wesentliche Dienste; beim Verlust derselben wird es unsicher wankend, das Laufen ist kaum möglich. Springt man von einer Höhe herab auf die Zehen, so wird der Stoß durch die Gelenkverbindungen derselben sehr vermindert. — Ihre häufigsten Krankheiten sind, außer den Verwundungen, welche oft Starrkrampf veranlassen, die schmerzhaften und beschwerlichen Leichdorne; auch leiden sie sehr leicht sehr oft von der äußern Kälte. Bisweilen sind sie überzählig, selten ist ihre Zahl vermindert, manchmal ist ihre Stellung von der normalen abweichend. Dies sind die Fehler der ersten Bildung der Theile.

Zeugung. Es gibt nicht leicht einen Gegenstand, der zu allen Zeiten, besonders aber in der neuern und neuesten Zeit, die Naturforscher so viel und angelegentlich beschäftigt hätte, als die Entwickelung des großen Naturgeheimnisses der Zeugung, wodurch es zur Einsicht in die Art und Ursachen der Entstehung organischer Körper, in Pflanzen, Thiere und Menschen ankommt. Es ist aber auch ein Gegenstand, der für die Naturwissenschaft von der größten Wichtigkeit ist, und man kann behaupten, daß ohne die rechte Theorie der Zeugung keine wahre Naturwissenschaft möglich ist; denn was wollen wir wissen wir von der Natur, wenn wir nichts von der Entstehung der Naturdinge wissen! — Die erste Frage, worauf es hierbei ankam, war diese: ob alle Entstehung organischer Wesen durch das Ei und die Vereinigung der beiden Geschlechter (Begattung) bedingt oder nicht? und schon Aristoteles entschied für das Letztere, indem für die Verneinung der Frage, indem er behauptete, daß die niedern Thiere, z. B. Insekten, Würmer, aus der Gährung oder Fäulniß todter Stoffe sich erzeugen könnten; und er nannte diese Erzeugung generatio aequivoca. Diese Meinung war lange Zeit herrschend, bis der italienische Naturforscher Redi (im 17ten Jahrh.) die entgegengesetzte Ansicht begründete. Man hatte nämlich die Entstehung der Maden im faulenden Fleische bisher als den vorzüglichsten Beweis für die äquivoke Erzeugung betrachtet, aber Redi bewies durch unwiderlegliche Versuche, daß diese Maden durch Eier entstehen, welche Insekten (insonders Fliegen) in das Fleisch legen, mithin nichts anders, als Würmer von Insekten sind, die sich durch Eier fortpflanzen. Von dieser Zeit an wurde die äquivoke Erzeugung der Thiere und Pflanzen bezweifelt, und des berühmten Harvey (s. d. Bd. 4.) bekannter Ausspruch: omne animal ex ovo (alle Thiere entstehen aus Eiern), war das Signal zu dieser einseitigen Ansicht, welche eine Zeitlang allgemein herrschend wurde. Aber sie blieb nicht lange ohne Anfechtung. Die Infusorien (Aufgußthierchen) wurden entdeckt, und diese kleinen, nur mit bewaffnetem Auge (durch das Mikroskop) erkennbaren Wesen (s. d. Art. Infusionsthierchen Bd. 5.), die nie anders, als vermittelst der Faulung thierischer und pflanzlicher Substanzen im Wasser erscheinen, sprachen selbst deutlich genug für die Art ihrer Entstehung. Aber eine Meinung, die durch allgemeine Annahme gleichsam sanctionirt ist, gibt der Mensch nicht so leicht auf, sollte er auch gu[illegible]

sunderlichsten Rettungsmitteln seine Zuflucht nehmen müssen. Ein olches Rettungsmittel war die Erfindung einer sonderbaren Hypothese, ämlich die Annahme einer sogenannten Allbesamung oder Panspermie. Dieser Anhahme zufolge sollte die Atmosphäre mit einer unndlichen Menge unendlich kleiner Eier dieser Thierchen geschwängert in, welche, nach der Bereitung einer Infusion (Aufguß) durch die äulniß herbeigelockt würden, um sich in der faulenden Substanz, ihem künftigen Nahrungsstoffe, ausbrüten zu lassen. Diese sonderbare ypothese, welche im vorigen Jahrh. durch beinahe 8 Decennien sich rhielt und von den damals berühmtesten Naturforschern, z. B. Bonet, Haller, Spallanzani u. a., vertheidigt wurde, stand mit einer ndern, fast eben so sonderbaren, der Einschachtelungshypothese nämlich n genauer Verbindung. Zufolge dieser letztern enthält die Mutter icht nur den Keim der Frucht schon vor der Begattung, sondern die keime aller sich entwickelnden Individuen einer Gattung oder Art Species) lagen schon in der ersten Mutter in einander eingeschachtelt, o daß diese schlummernden Keime durch die Begattung nur zur Entwicklung erregt wurden und noch gegenwärtig werden. Jene Hypohese der Panspermie wurde durch Blumenbach, diese der Einschachtelung der Keime zuerst durch Friedrich Wolf gestürzt, und gegenwärig wird die universelle Zeugung, d. h. diejenige, welche, ohne Begatung organischer Individuen, durch allgemeinere Naturprozesse geschieht, von keinem wissenschaftlichen Naturforscher mehr bezweifelt. Denn nicht nur die Infusorien, sondern auch das Dasein der Eingeweidewürmer sind Beweise einer nicht individuellen, sondern universellen Entstehungsart organischer Wesen, da das Gezwungene in der Erklärung der Entstehungsart dieser Würmer, welche die Panspermisten aus der zufälligen Verschluckung der Keime von Würmern des üßen Wassers herzuleiten genöthigt waren, sogleich in die Augen ällt. — Alle wunderlichen Hypothesen und willkürlichen Erklärungsrten mußten von selbst fallen, sobald nur die ersten Grundlinien iner wissenschaftlichen Zeugungstheorie gegeben waren. Diese waren ber so lange unmöglich, als man zur Erklärung der Naturerscheivrgen noch nicht mit allgemeinen philosophischen Grundwahrheiten Principien) zu Werke gehen konnte, sondern alles aus einzelnen Erahrungen erklären zu können glaubte, und daher auch den Act der eugung, ohne zugleich dessen Allgemeinheit anzuerkennen, für einen anz besondern nahm, der nur bei organischen Individuen (nämlich ei Thieren und Menschen — bei den Pflanzen erkannte man das Geschlecht und die Begattung viel später) vorkommen könne. — Aus em höchsten Standpunkte, welchen gegenwärtig die Naturwissenschaft rstiegen hat, muß die Zeugung als allgemeines Naturgesetz betrachrt werden. Dem zufolge ist die Entstehung aller Dinge durch Zeurung bedingt, und es kann in der ganzen sichtbaren Natur nichts eben, was nicht gezeugt worden wäre. Diese Behauptung stimmt uch vollkommen mit dem Sprachgebrauch überein, welcher alle Naturdinge Naturerzeugnisse (Naturproducte) nennt, und dadurch erräth, daß man sehr früh schon die Allgemeinheit jenes Naturesetzes geahnt habe. Wo aber von Erzeugnissen die Rede ist, da uß auch eine Zeugung vorausgesetzt werden, was sich von selbst erseht, weil sonst das Wort keinen, seiner Ableitung entsprechenen Sinn hätte. Was in der Ahnung nur dunkel gefühlt wird, rhebt die Wissenschaft, wo sie es vermag, zur Klarheit und prägt s in deutlicher Darstellung aus; eine Wahrheit, zu welcher auch

Digitized by Google

die weitere Ausführung dieses Artikels einen Beleg liefern möge. — Alle Zeugung beruht auf einem Gegensatz; dieser Gegensatz heißt Männlichkeit und Weiblichkeit, wodurch die Entgegensetzung der Geschlechter ausgesprochen ist, und diese Entgegensetzung ist ebenfalls keineswegs auf Pflanzen, Thiere und Menschen beschränkt, sondern eben so allgemein, als die Zeugung selbst, was nothwendig ist, weil letztere auf dem erwähnten Gegensatz beruht, oder durch ihn bedingt ist. Die zeugenden Kräfte in der Natur sind demnach ein männliches und ein weibliches Princip (verursachende, zeugende Kraft), in deren Wechselwirkung die Zeugung besteht. Das Männliche verhält sich zum Weiblichen wie Positives zu Negativem, oder als Actives (Thätiges) zu Passivem (Leidendem), oder auch als Bestimmendes zu Bestimmtwerdendem, was aber nicht so zu verstehen ist, als ob das Männliche das allein Thätige und Bestimmende, das Weibliche dagegen das rein Passive oder Leidende wäre, sondern so, daß das Männliche das vorzugsweise oder überwiegend Thätige in Beziehung auf das Weibliche ist, welches daher in der Zeugung (Wechselwirkung) vom Männlichen mehr bestimmt oder modificirt wird, als umgekehrt das Männliche vom Weiblichen. — Wenn nun das Verhältniß der zeugenden Kräfte zu einander ein naturgemäßes oder normales ist, und wenn kein äußeres Hinderniß den Erfolg des Verhältnisses stört, so geht aus der Wechselwirkung Beider ein Drittes hervor, welches ein mehr oder weniger erkennbares Ebenbild seiner Erzeuger sein muß, und, nach Beschaffenheit der letztern und anderer Umstände, verschiedene Benennungen erhält, die auf seinen Ursprung deuten und wovon das Wort Erzeugniß (Product) die allgemeinste ist. Die Wahrheit dieser allgemeinen Ansicht vom Wesen der Zeugung möge zuerst durch Beispiele für den Leser Klarheit und Bestätigung erhalten. Alle mineralischen Körper sind unstreitig Erzeugnisse entgegengesetzter Elemente. Jedes Element ist aber einer Seits Stoff, anderer Seits Kraft; der Stoff ist die reale, die Kraft die ideale (geistige) Seite des Elements. Durch die (polare) Entgegensetzung der Kräfte zweier Elemente treten diese mit einander in Wechselwirkung, wobei gegenseitige Anziehung und Abstoßung statt findet; vermöge der Anziehung entsteht Vereinigung der Elemente, vermöge der Abstoßung Trennung, die allemal zugleich bei jeder neuen Verbindung erfolgt. Die vereinigten Elemente stellen einen (mineralischen) Körper dar, ein Product der zeugenden Kräfte der Elemente, welche bei dieser Erzeugung ihr eigenthümliches Dasein einander gegenseitig geopfert haben, so daß der Preis des einen Erzeugnisses der Verlust des individuellen Daseins der Elemente ist. Es ist z. B. die Säure dem Alkali (der Lauge) polar entgegengesetzt; sie treten daher bei der Berührung mit einander in Wechselwirkung, es entsteht ein Kampf der Kräfte, der sich durch Aufbrausen offenbart, wobei ein Theil der Stoffe in Gasform entweicht, eine Folge der Zurückstoßung des Fremdartigen, was in die neue Verbindung der sauren und alkalischen Stoffe nicht mit eingehen kann. Das Product dieser Wechselwirkung der verwandten Stoffe ist ein Salz, d. h. ein Erzeugniß, das weder sauer noch alkalisch, sondern salzig ist, d. h. eine Eigenschaft angenommen hat, welche eine gegenseitige Durchdringung (ein Eins-geworden-sein, eine Ineinsbildung) der Säure und Lauge oder deren Eigenschaften ausdrückt. In diesem Beispiele sieht man den Vorgang einer Zeugung. Die Eigenschaften der mit einander wechselwirkenden Säure und des Alkali waren die zeugenden Kräfte, von welchen man die Säure als das männliche, die Lauge als das

peibliche Princip betrachten kann, und das Salz ist das Erzeugniß, elches auf Kosten der eigenthümlichen Natur der zeugenden Stoffe der Säure und Lauge) entstand. Und so ist es in der ganzen soge- annten anorganischen Natur, in welcher der Chemismus herrscht; lle chemischen Prozesse sind Wechselspiele zeugender Kräfte, woraus naufhörlich neue Erzeugnisse hervorgehen, während die alten aufge- öst werden, um wieder andere neue zu zeugen. Da nun überhaupt lle Naturprozesse auf polarer Entgegensetzung der Kräfte und deren Wechselwirkung beruhen, so trifft die Zeugungstheorie, hinsichtlich ih- es allgemeinen Theils, nothwendig mit der Theorie der Polarität usammen, d. h. beide sind eins. (Vergl d. Art. Polarität). Die esondere (specielle) Zeugungstheorie bezieht sich daher auf die Entste- ungsarten der organischen Dinge im engern Sinne (der Pflanzen, hiere und Menschen), aber diese besondere Zeugungstheorie muß urch die allgemeine, d. h. durch die Polaritätslehre, begründet wer- en, wenn sie wissenschaftlich sein soll. Bei allen organischen Wesen, ie sich durch Begattung fortpflanzen, ist das Geschlechtsverhältniß in Polaritätsverhältniß, d. h. die beiden Geschlechter stellen die bei- en Pole jeder Gattung dar, wodurch deren Erhaltung in der Fort- flanzung der Individuen begründet ist. Durch den Gegensatz der bei- en Geschlechter, d. h. durch denjenigen, der zwischen einem männli- hen und weiblichen Individuum, einer Gattung von Thieren z. B., att findet, treten diese mit einander in Wechselwirkung, und was in er chemischen und dynamischen Welt als Anziehung sich äußert, spricht ch hier, auf höherer Stufe, als Geschlechtstrieb aus, der sich im Menschen zu demjenigen Triebe verebelt, den man Liebe nennt. Die Vereinigung der Geschlechter (in der Begattung) ist einer Seits ideal nd besteht im Zusammenwirken des vereinten männlichen und weib- chen Princips zur Beseelung eines neuen Organismus, anderer Seits eal, indem der Zeugungsstoff des Mannes (der männliche Same) ch mit dem Keim im Zeugungssystem des Weibes vereinigt, um den ngehenden Organismus von leiblicher Seite zu begründen. Der Au- enblick der Empfängniß ist also der Anfangspunkt eines neuen In- ividuums, das nach dem Typus (Vorbilde) der Ältern sich entwickelt; enn in dem Erzeugten kann kein anderer Bildungstrieb wirksam sein, ls in den Erzeugern, deren Leben und Sein (kein fremdes) sich in em Kinde erweitert und fortsetzt. Und so bedarf es keiner Einschach- elung präformirter (schon gebildeter) Keime, um zu begreifen, wie ch alle Gattungen von Pflanzen und Thieren (und so auch der Mensch) on Anbeginn bis auf unsere Zeiten fortpflanzen konnten. — Ur- prünglich muß aber alle Zeugung des Organischen eine äquivoke oder niverselle, d. h. eine solche gewesen sein, die nicht durch organische ndividuen entgegengesetzten Geschlechts vermittelt war. Die ersten flanzen, Thiere und selbst Menschen müssen durch zeugende Kräfte er elementarischen Natur und nach Naturgesetzen entstanden sein, die uns ch unbekannt, wenigstens noch zu dunkel sind, und erst in später olgezeit ihre Aufklärung erwarten. Wer die ersten Menschen, Thiere nd Pflanzen unmittelbar von Gott, d. h. durch einen außer- oder ernatürlichen Zeugungsact — wie man es nach dieser Vorstellungs- er nennen müßte — erschaffen sein läßt, der zerhaut den Knoten, n die Wissenschaft einst auflösen soll. Was Gott schafft, schafft er rch Kräfte der Natur, welches ursprünglich seine oder göttliche Kräfte nd, und er schafft es nach Naturgesetzen, welche ebenfalls von ihm ammen. Zufolge jener unwissenschaftlichen Annahme einer unmittel-

Digitized by Google

baren göttlichen Zeugung oder Erschaffung sollen alle Thier- und Pflanzengattungen von einem ersten Paare abstammen, wie man es, der mosaischen Urkunde gemäß, von den Menschen annimmt, und das Paradies wäre sonach der Versammlungsort der ersten Paare aller gegenwärtig vorhandenen Pflanzen- und Thiergattungen gewesen, in deren Mitte die ersten Menschen als Beherrscher auftraten. Es ist eben nicht schwer, zu zeigen, wie sehr diese Voraussetzung mit den Gesetzen und der Ordnung der Natur streitet. Nur wenige Thier- und Pflanzengattungen können in verschiedenen Gegenden und Climaten gedeihen, sondern bei weitem die meisten erfodern eine eigenthümliche Naturumgebung, und es ist daher keine Gegend denkbar, in welcher alle ursprünglich beisammen gewesen wären. Die Entstehungspunkte müssen also sehr zerstreut gewesen sein. „Nun aber" — sagt Steffens im 2ten Bande seiner Anthropologie S. 26 — „findet man dieselbe eigenthümliche Beschaffenheit der Gegend auf den entferntesten Punkten und dann nicht selten mit den nämlichen Insecten und Pflanzen. Welcher Punkt war nun der ursprüngliche? Und wenn wir irgend einen, offenbar willkürlich, als einen solchen annehmen, wie geriethen die Gattungen von diesem nach dem völlig isolirten Punkt? — Gegen Norden, wie gegen Süden, treten dieselben Naturverhältnisse des Climas hervor und mit diesen zeigen sich die nämlichen Thiere. Phoca jubata (den zottigen Seelöwen) finden wir in dem nördlichen nordamerikanischen Meer und bei Kamtschatka. Wir finden dieselbe Thierart wieder bei den Falklandsinseln. Phoca ursina (der Seebär) ist häufig bei Kamtschatka und den Beringsinseln, wir finden sie wieder bei der südlichen Küste von Neuseeland und an den Ufern der Neujahrsinseln. In den niedrigern Breitegraden kommen diese Gattungen, die überhaupt nur in einer kalten Polargegend gedeihen, gar nicht vor. Auf welchem Punkt ist nun das erste Paar entstanden? Und hat es die geringste Wahrscheinlichkeit für sich, daß diese Thiere, die sich mitten im ewigen Eise am besten befinden, ganz durch die heißesten Gegenden, wo man sie nie fand, durchgetrieben wären, nur um an dem entgegengesetzten Pol sich fortzupflanzen?" — Solche Beispiele lassen sich unzählige beibringen, woraus die Nothwendigkeit einer ursprünglich natürlichen, universellen oder äquivoken Erzeugung der ersten Organismen von den jetzt vorhandenen Gattungen an sehr verschiedenen Orten hervorgeht. Diese Zeugungsart muß anfangs allgemein gewesen sein und ist, wahrscheinlich allmählig in die secundäre, individuelle Zeugung übergegangen, und sie findet noch jetzt bei den niedersten Organismen statt, wozu der Schimmel, die Pilze, Flechten, Algen, Conferven u. s. w. von Seiten des Pflanzenreichs, die Infusionsthiere, Polypen, Eingeweidewürmer, von Seiten des Thierreichs als Belege dienen. Wie man sich aber, eben nach welchen Gesetzen diese Erzeugungsart zu denken habe, darüber sind die Ideen der Naturwissenschaft noch zu unentwickelt. Die auch gegenwärtig statt findende äquivoke Zeugung der niedersten Pflanzen und Thiere ist durchgängig durch die Zerfallung (Auflösung, Gährung, Fäulniß) höherer Organisationen bedingt. Der Schimmel wächst bekanntlich auf Früchten und vegetabilischen Speisen, sobald sie in Gährung und Fäulniß übergehen, die Infusorien entstehen aus der Fäulniß der Aufgüsse von Pflanzen und thierischen Theilen aller Art, und die Conferven wachsen in Sümpfen und Wassergräben, überhaupt in stehenden Wassern, wo häufig Gräser und andere Pflanzen faulen. Daß nun bei dieser Zerfallung organische, freigewordene Kräfte und

Stoffe, vermöge ihres polaren Verhältnisses zu einander, sich zu euen Organisationen geringerer Art verbinden können, läßt sich wol cht gut denken; aber diese äquivoke Zeugung leidet keine Anwenung auf die erste universelle Entstehung der ersten Organismen, vom iedersten bis zum höchsten, weil noch keine andern da waren, aus eren Zerfallung sie entstehen konnten, indem man überdies aus der uflösung höherer Organisationen wol niedere, nicht aber, umgekehrt, us der Zerfallung niederer höhere Organisationen hervorgehen sieht. ie ersten Organismen aller Gattungen der organischen Reiche müsn also nothwendig aus dem Zeugungsact der elementaren Kräfte es Planeten und der Sonne hervorgegangen sein, aber — unter elchen Umständen, bei welcher Epoche und der gemäßem Zustande der ntwicklung unsers Planeten, nach welchen allgemeinen und besondern Gesetzen? — Nach Okens Theorie ist ursprünglich alles Organische us dem Meere hervorgegangen, in welchem sich der organische Urstoff aus den feinsten Stoffen des Planeten, durch den zeugenden Einfluß der Sonne, bildet. Dieser Urstoff ist Schleim, der, seiner chemischen Substanz nach, aus einer innigen Verbindung (Synthese) des geläuterten Kohlenstoffs mit Sauerstoff und Wasserstoff besteht, d. h. us einer gleichartigen Masse, worin sich die durch das Licht verfeierten Elemente des Planeten (Erde, Wasser und Luft) vereinigt haen. Diese Masse ist der Meerschleim, der noch jetzt erzeugt wird, nd welcher nicht als todte Masse besteht, sondern lebendig ist durch ie Infusorien (Infusionsthiere), woraus er besteht, und welches die nfangspunkte alles Organischen sind. Aus der Vereinigung dieser elebten Anfangspunkte zu bestimmten Gestalten entstanden die höheen Organisationen, und die erste Schöpfung ging in der warmen one vor sich, wo der Meerschleim am häufigsten in seichtesten Meesstellen erzeugt wurde. — Diese Ansicht muß vorerst als ein sinnoller Versuch betrachtet werden, diese schwere Aufgabe zu lösen. Sie ßt noch manche Frage, manche Zweifel unerörtert, und ihre Beurheilung setzt viel philosophische Einsicht und physiologische Kenntnisse, amentlich Kenntniß der Gesetze voraus, nach welchen sich der Emryo im Mutterleibe entwickelt, um die Möglichkeit, daß der Uterus öherer Thiere und des Menschen durch eine andere Naturumgebung rsetzt werden könne, denkbar oder nicht denkbar zu finden. Auch darber hat derselbe scharfsinnige Naturforscher in seiner Isis (Heft VII. 819. S. 1117) eine Erklärung unter der Aufschrift: Entstehung der rsten Menschen, versucht, und diese sogar durch ein Kupfer (Tafel 3) verdeutlicht. — Auch die ganze Zeugungstheorie, insofern sie auf as Nähere und Besondere der individuellen Zeugung eingeht, setzt, m ganz verstanden zu werden, viel anatomische und physiologische enntnisse voraus, hinsichtlich der organischen Einrichtung der Zeungstheile oder des Zeugungssystems und dessen Verschiedenheiten bei en verschiedenen Thiergattungen. Darum konnte hier nur der Beriff dieser Theorie und blos allgemeinere Andeutungen zu derselben egeben werden. Wer sich näher unterrichten will, dem ist vor allem kens Werk über diesen Gegenstand zu empfehlen, das unter dem infachen Titel erschienen ist: Die Zeugung, von D. Oken. Bamerg und Würzburg bei J. Ant. Göbhardt. 1805, 8. 216 S. Jeder ebildete Leser wird hier diesen wichtigen Gegenstand sehr interessant argestellt und abgehandelt, die verschiedenen Ansichten und Meinunen der Naturforscher über die Zeugung zusammengestellt und zugleich ie hierher gehörige Literatur nachgewiesen finden.

Digitized by Google

*Zink. Schon die Alten kannten dieses Metall als Erz, d man es mit Kupfer legirte, um Messing zu bereiten, aus den Erz geschieden aber scheint es ihnen unbekannt geblieben zu sein. Die Chinesen mögen es schon in frühern Zeiten ausgeschieden haben, und wenigstens im 16ten Jahrh. kannte man es in diesem Zustande auch in Europa. Man findet es nicht gediegen, wenigstens sind die Angaben von gediegenem Vorkommen nicht gewiß, sondern es wird auf Zinkhütten aus Erzen gewonnen. Es kommt auf diese Art zwar an wenigen Orten, aber an diesen Fundorten in Menge vor, und zwar in dreifachem Zustande, nämlich vererzt, wo es Blende genannt wird, oder oxydirt, wie der Automolith in Schweden, unter dessen Bestandtheilen Zinkoxyd in überwiegendem Verhältnisse vorkommt, und das Zinkerz, und endlich mit Säuren verbunden, wozu das mit Kohlensäure verbundene Zinkerz, der Galmei, und das mit Schwefelsäure verbundene, der Zinkvitriol, gehören. Aus allen diesen Erzen, die besonders auf dem Rammelsberge am Harze, in Schlesien, Ungarn, Cornwallis und Ostindien häufig sind, wird der käufliche Zink gewonnen, der bläulich weiß, von strahlicht blätterigem metallischen Gefüge, ungefähr so hart als Kupfer, und etwas elastisch und klingend ist. Im gewöhnlichen Zustande ist er nicht sehr zähe und wenig dehnbar, über 80° erwärmt und nach dem langsamen Abkühlen bearbeitet, besitzt er hingegen jene Eigenschaften in hohem Grade und läßt sich zu dünnem Draht ziehen, zu Folien und Blechen strecken. Er behält auch nachher diese Dehnbarkeit. Man gebraucht die Zinkbleche, die man schon früher in Sheffield bereitete, und nun auch an verschiedenen Orten Deutschlands, z. B. in Nürnberg, verfertigt, besonders zu Dächern. In lufthaltigem Wasser und in feuchter Atmosphäre oxydirt sich jedoch der Zink sehr leicht auf der Oberfläche. Unter dem Zutritt der Luft geschmolzen, überzieht sich dieses Metall mit einer grauen Haut, Zinkasche genannt. Bei steigender Hitze verbrennt er mit grünlicher und hellblauer Flamme, und der aufsteigende Rauch setzt sich an kalte Körper als ein weißes Pulver, das man Zinkblumen, oder philosophische Wolle nennt, und als inneres und äußeres Heilmittel benutzt. Zink wird mit verschiedenen Metallen, am häufigsten mit Kupfer legirt, woraus das Messing und alle Abarten desselben (wie Tomback, Similor ꝛc.) entstehen, die um so viel blässer und spröder werden, je mehr Zink sie enthalten. Das korinthische Erz der Alten war eine ähnliche Legirung. Das Packfong der Chinesen ist eine dreifache Legirung von Kupfer, Zink und Nickel, und ihr Tuttanego soll nach einigen aus Kupfer, Zink und Eisen, nach andern aber aus Zinn und Wismuth bestehen. Die zum Löthen des Zinks und Bleis gebrauchte Masse, das Schlagloth, ist eine Legirung von Zink und Blei. Zink und Quecksilber vermischt, gibt das Zinkamalgama, das man zum Bestreichen des Reibzeuges der Elektrisirmaschinen gebraucht. In England bedient man sich dieses Amalgams mit Salzsäure und rohem Weinstein vermischt, um das Kupfer und Messing zu vergolden, indem man es in dieser Flüssigkeit kocht. Schon zu Anfange des 18ten Jahrh. schlug man das Verzinken des Kupfers und Eisens vor, da aber der Zinküberzug leicht durch Luft, Feuchtigkeit und Säuren angegriffen wird, so kam man bald davon ab. Kochgeschirre zu verzinken, ist durchaus verwerflich.

Zorn, die Leidenschaft, welche durch Beleidigung, Widerspruch oder Entgegenwirken eines andern veranlaßt wird, und die in dem heftigen Bestreben sich äußert, die Beleidigung zu rächen, den Wider-

pruch zum Schweigen zu bringen, das Entgegenwirken zu vernichten. Das arterielle Gefäßsystem wird aufgeregt, der Puls ist im Paroxysmus des Zorns groß, voll, hart, das Gesicht roth, aufgetrieben, die Augen strotzen und ragen aus der Augenhöhle hervor, die Muskelkraft wird ungewöhnlich gesteigert, lebhaft und sich zu äußern geneigt; daher die lebhaften Gesticulationen und die Verzerrung der Gesichtszüge. Die Absonderung der Galle ist besonders reichlich, auch scheint sie eine krankhafte Beschaffenheit anzunehmen. Auch der Geist und das Gemüth sind heftig aufgeregt, meistens auch gestört, namentlich concentrirt sich das Wahrnehmungsvermögen nur auf den Gegenstand des Zornes selbst. — In den höchsten Graden aber und bei nervösen Individuen springen diese Aufregungen vieler Organe und Functionen sehr bald in den entgegengesetzten Zustand von Unterdrückung über, in der Regel geschieht dies erst, wenn die Leidenschaft ausgetobt hat, worauf noch längere Zeit einige Abspannung zurückbleibt. — Die Geneigtheit zum Zorn ist bei den einzelnen Menschen sehr verschieden; am furchtbarsten tobt der Cholerische, Robuste; der blühende Sanguiniker wird zwar leicht zum Zorn erregt, aber die Leidenschaft ist kurz und unkräftig; am seltensten wird der Melancholiker und Phlegmatiker in Zorn versetzt; der rohe Naturmensch ist ihm mehr unterworfen als der gebildete, der sich zu beherrschen gelernt hat; der Gutmüthige ist dem Zorn weniger zugänglich als der Bösgesinnte. — Es ist sehr natürlich, daß eine Leidenschaft, wie die beschriebene, auch der Gesundheit oft nachtheilig werden müsse; die gewöhnlichsten Krankheiten, die er erregt, sind hitzige, vorzüglich Gallenfieber, Entzündungen der Leber, des Herzens, Gehirns ꝛc.; gallichtes Erbrechen und Cholera, ja selbst Manien (ira brevis furor) können entstehen. Solche Zufälle entstehen unmittelbar nach dem Zorn; andere folgen nach längerer Dauer und öfterer Wiederkehr, z. B. Krämpfe, Lähmungen, Gelbsucht, Wassersucht, Auszehrung, nervöse Fieber. Die Milch erzürnter Mütter und Ammen veranlaßt Convulsionen des Säuglings, ja man hat gesehen, daß sie wie starkes Gift augenblicklich den Tod desselben herbeiführte. — Bei so schlimmen Folgen ist es ohne Zweifel sehr wichtig, den Zorn zu vermeiden, denselben zu mäßigen und seinen Wirkungen vorzubeugen und zu begegnen. Es sind dies gar wichtige Aufgaben, welche eine ausführlichere Betrachtung, als sie hier gegeben werden kann, erfordern. Die Bekämpfung der Leidenschaft aber wird immer von der Stärke und Bildung des eigenen Geistes ausgehen müssen, denn alle Veranlassungen zum Zorn werden sich wol schwerlich immer entfernen lassen. Ist er entstanden, so läßt er sich bei schwächern Individuen, Weibern und Kindern, dadurch unterdrücken, daß der Mann einen heftigern entgegensetzt; der Zorn kräftiger Individuen kann nur durch Nachgiebigkeit gemäßigt werden. Die übeln Wirkungen des Zorns lassen sich oft durch beruhigende und kühlende Mittel verhüten oder mindern.

Zorndorf (Schlacht bei). Das russische Heer, das im Anfange des J. 1758 unter dem General Fermor, der an die Stelle des Grafen Apraxin gekommen war, das entblößte Königreich Preußen besetzt hatte (s. Siebenjähriger Krieg, Bd. 9), rückte im August gegen Pommern und die Neumark vor, verheerte das Land und begann die Belagerung von Küstrin. Die Stadt wurde bald in Asche gelegt, die Festung aber widerstand den Feinden, da der preußische Feldherr, Graf von Dohna, obgleich zu schwach, dem zahlreichen Heere der Russen sich entgegenzustellen, doch Mittel gefunden hatte,

Digitized by Google

die Besatzung zu unterstützen, und jene ihre Aufmerksamkeit auf den König richten mußten, der mit 14,000 Mann seiner besten Truppen in Eilmärschen aus Schlesien heranzog. Friedrich kam am 21. Aug. bei Küstrin an, vereinigte sich alsbald mit dem Grafen von Dohna, ging auf einer vom Feinde nicht beachteten Stelle über die Oder und nahm eine Stellung, worin er den General Fermor von dem Heere des Generals Romanzow abschnitt. Jener hob die Belagerung der Festung sogleich auf und zog den General Czernischef an sich. Der König mußte es in seiner gefährlichen Lage auf den Ausgang einer Schlacht ankommen lassen. Er rückte bis Zorndorf vor, wo am 25. Aug. einer der blutigsten Kämpfe des 7jährigen Krieges gefochten ward. Die Russen, 50,000 Mann stark, hatten die in ihren Türkenkriegen gebräuchliche Stellung, ein ungeheures Viereck, in dessen Mitte Reiterei, Gepäck und Reservecorps sich befanden. Die Preußen, nur 30,000 M. stark, standen in schiefer Schlachtordnung. Ihr heftiges Geschützfeuer richtete eine so furchtbare Verheerung unter den schlechtgestellten Feinden an, daß sie ihr Gepäck bald aus dem Quarré wegschaffen mußten. Der zu heftig vordringende linke Flügel der Preußen wurde zwar von der russischen Reiterei zurückgeworfen; als aber Fermor, schon voll Siegeshoffnung, sein Viereck von allen Seiten öffnete, um die Feinde zu verfolgen, entstand bald Unordnung, welche Seydlitz benutzte, um mit der Reiterei gegen die russische vorzurücken, die bald geworfen wurde, während ein anderer Haufen preußischer Reiter sich auf das russische Fußvolk warf. Diese Bewegung entschied die Schlacht. Der größte Theil des Schlachtfeldes war bald von den Russen verlassen, aber das Geschützfeuer wurde von den Preußen fortgesetzt, bis die Nacht dem 12stündigen Kampfe ein Ende machte. Den Russen, die sich in der größten Unordnung befanden, war der Rückzug versperrt, da alle Brücken hinter ihnen abgebrochen waren. Der König verwarf das Gesuch des Generals Fermor, der um einen dreitägigen Waffenstillstand bat, um die Todten zu begraben. Die Schlacht sollte am folgenden Tage erneuert werden, es fehlte aber dem Fußvolke der Preußen so sehr an Munition, und ihre Reiterei war so ermattet, daß die Russen Gelegenheit fanden, sich über Landsberg an der Warthe zurückzuziehen. Man schätzte ihren Verlust auf 19,000 Todte und 3000 Gefangene. Die Preußen zählten 10,000 Todte. Friedrich verfolgte den fliehenden Feind bis Landsberg, aber sie waren so ohnmächtig, daß er nur einen Heerhaufen unter dem Grafen Dohna zurückließ und mit dem größten Theile seiner Streitkräfte nach Sachsen zog.

Zoroaster oder Zerduscht, Reformator der Volksreligion in Medien, und zufolge ihrer fortschreitenden Entwickelung auch in Persien. Zuverlässige Nachrichten fehlen über ihn; seine Geschichte ruht überhaupt in einem Dunkel, das auch die strengste Kritik bis jetzt noch nicht ganz zerstreuen konnte. So viel geht indessen in hoher Wahrscheinlichkeit hervor, daß er, von Geburt ein Meder, unter dem medischen Könige Gustasp lebte, den man nicht unwahrscheinlich für Cyaxares I. hält; demnach würde sein Zeitalter der Epoche des Cyrus nicht weit vorangehen. Die ihm beigelegte Religionsveränderung darf nicht als eine durchgängige Neuerung angesehen werden, er ging vielmehr sehr bestimmt von einem vorgefundenen volksmäßigen Grunde aus und baute darauf zweckmäßig weiter. Es ist nicht ausgemacht, ob anfänglich blos die Magier diese verbesserte Glaubensordnung annahmen, oder ob selbe sogleich im Allgemeinen unter den Medern

Digitized by Google

Wurzeln faßte und später von ihnen auf die Perser, ihre siegreichen Beherrscher, überging. Die letztere Annahme hat Manches für sich; esonders den Umstand, daß die Perser bei ihrem religiösen Naturienst eine große Empfänglichkeit für jeden fremden Cultus bewiesen, das großentheils aus ihrer Vergötterung der wahrnehmbaren Grundräfte hergekommen sein mag. Kurz nach der Zeit des Sokrates war ie Zoroastrische Religion übrigens schon tief in Persien eingedrungen. Folgendes sind in der Kürze ihre Hauptlehren. Von Ewigkeit her estanden zwei Wesen neben einander, Ormuzd und Ahriman, die Principien des Universums. Ormuzd ist das reinste, unendliche Licht, er Urquell jeder Vollkommenheit. Auch die Natur des Ahriman gehörte früher dem Lichte an, und er war in so fern gut; aber weil er as Licht des Ormuzd beneidete, verfinsterte er dadurch sein eignes, wurde ein Feind des Ormuzd, der Vater alles Übels und aller der bösen Wesen, die mit ihm zum Kampfe gegen das Gute ausziehen. Die Vorstellung zweier entgegengesetzten Grundwesen, um das Räthsel der Welt zu lösen, ist bekannt unter dem Namen des Dualismus.) Ormuzd und Ahriman vollendeten die Schöpfung in verschiedenen Epochen, aus denen verschiedene Gattungen von Wesen ihren Ursprung nahmen. Ormuzd schuf durch sein lebendiges Wort, d. i. die Kraft seines Willes, die Gemeinschaft der guten Geister, zuerst sechs unsterbliche Genien zum Dienste seines Throns (Amschaspand); ferner 28 untergeordnete Genien, die Repräsentanten der Monate und Tage, endlich Heere menschlicher Seelen (Ferver). Ahriman brachte seinerseits die Zahl der bösen Geister hervor: sechs Erzdews, unzählige Dews eines niedern Ranges, alle seine Freunde und Genossen. Die Guten wohnen unter Ormuzd im Lichte, Ahriman lebt mit den Seinigen im Reiche der Finsterniß. Dreitausend Jahre herrschte Ormuzd allein, worauf er die Körperwelt hervorrief in ihren mannichfaltigen Abstufungen, zuletzt den Menschen, und feierte dann nach der Arbeit mit den guten Geistern, gleichsam mit seinem Hofstaate, das erste Fest der Schöpfung (Gahandar). Wiederum regierte er in dieser Welt der Unschuld und Seligkeit dreitausend Jahre. Im nächsten, gleichgroßen Zeitraume beginnt der Kampf zwischen dem Lichte und der Finsterniß, dem Ormuzd und Ahriman, beide theilen streitend die Herrschaft der Welt. Die folgenden dreitausend Jahre verbreiten und befestigen den Sieg des Ahriman; später unterliegt seine Macht, die Dews versinken in Nichts; ihr ehemaliger Fürst verherrlicht Ormuzd; das Böse verschwindet. Die Todten stehen auf; das uranfängliche Reich der seligen Geister unter der Regierung des Ormuzd kehrt wieder. Nach dieser Vorstellungsweise dauert die Welt 12,000 Jahre. Die 12 Zeichen des Thierkreises spielen dabei eine Rolle, jedem ist ein Jahrtausend zugetheilt. Ähnliche Beziehungen finden sich häufig in der Geschichte der alten Völker. Was die sieben Amschaspands und Erzdews bedeuten, ist ungewiß; vermuthlich bezeichnen sie Attribute des Ormuzd und Ahriman. Die Zahl 7 weist hin auf die Planeten. Die untergeordneten Genien der Körperwelt sind die personificirten Theile und Elemente der Natur. Die Geister der Menschen gelangen erst durch eine abgesonderte selige Präexistenz in Körper, streiten in ihrem frühern himmlischen Zustande gegen die bösen Dämonen, beschützen die Rechtschaffenen auf Erden und werden von ihnen verehrt. Die Menschen selbst sind entweder Diener des Ormuzd durch Weisheit und Tugend, oder Sclaven des Ahriman durch Thorheit und Laster. Jene kommen nach dem Tode über die Brücke Tschi-

Digitized by Google

nevad in die Wohnungen der Seligen, diese stürzen in die Hölle. Wenn Ahriman besiegt ist, erfolgt die Auferstehung der Leiber und die Erde schmückt sich zum Aufenthalte der Tugendhaften. Man muß sich hüten, die dargestellte Lehre nicht zu sehr aus örtlichen Beziehungen erklären zu wollen, wie denn eine modernflache Planmäßigkeit überhaupt den religiösen Instituten des Alterthums fremd ist. Freilich spürt man in den aufgetragenen Farben Züge des asiatischen Despotismus, aber auch hier erfordert das vergleichende Auslegen Behutsamkeit. Jene wesentlichen Glaubensbestimmungen kommen in dem Zendavesta, der heiligsten Urkunde der zoroastrischen Religion, vor. Die Entdeckung dieses uralten schriftlichen Denkmals durch Anquetil du Perron, der die Nachricht leitender Spuren bis an Ort und Stelle verfolgte, wollte anfänglich keinen Glauben finden. Er war 1755 aus Paris abgereist, in der schwunghaften Idee, die Religion aller nicht mohammedanischen Völker in Asien, namentlich in Indien zu untersuchen; ein Unternehmen, das er, trotz der anfänglichen Hindernisse, glücklich ausführte. Zu Surate erhielt er von gelehrten Persern Abschriften der Bücher des Zendavesta in der Zend- und Pehlvisprache, studirte die letztere selbst und übersetzte, in Verbindung mit den sprachkundigen Eingebornen, den Zendavesta ins Französische. Zurückgekehrt nach Frankreich überließ er die in Indien gesammelten Schriften der pariser Bibliothek, und gab den Zendavesta nebst mehreren erläuternden Anmerkungen französisch heraus. Der berühmte Orientalist, William Jones, sprach aus leidenschaftlichen Rücksichten besonders lebhaft gegen die Wahrheit des außerordentlichen Fundes, doch ohne sonderliche Gründe; scharfsinniger waren die Einwendungen Meiners; Kleuker, der deutsche Übersetzer des Zendavesta, kämpfte die vorgebrachten Zweifel mit entscheidendem Erfolge nieder. Jetzt ward die Ächtheit des Vendidad und Izeschne, einzelner Bestandtheile des Zendavesta, nicht länger bezweifelt, und mit dem Übrigen wissen wir hinreichend, wie wir daran sind. Die neuesten Untersuchungen des religiösen Alterthums, insofern sie besonders Indien umfassen, haben manchen Punkt in der Lehre des Zoroaster beleuchtet, aufgeklärt. Die große literarische Ausbeute, welche kürzlich der berühmte dänische Linguist Rask von seiner Reise nach Indien zurückgebracht hat, verspricht neue Erläuterungen und drückt der Ächtheit des Zendavesta ein unverletzliches Siegel auf, wenn es dafür noch anderer Beweise bedürfte, als der bisherigen. (Vgl. Zend-Avesta, Bd. 1.)

* Zschokke (Joh. Heinr.), wurde zu Magdeburg den 22. März 1771 geboren. Bei dem ungewöhnlichen Interesse, welches dieser ausgezeichnete Schriftsteller seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren fast mit seinen ersten Arbeiten, dem denkenden und unterhaltungslustigen Publicum eingeflößt hat und fortwährend zu rechtfertigen weiß, ist der Mangel an nähern und bestimmten Nachrichten über seine frühere geistige Entwickelung eine empfindliche Lücke. Hier muß daher statt mancher wünschenswerthen Einzelnheiten die Mittheilung genügen, daß er schon 1792 zu Frankfurt a. d. O., vermöge vorhergegangener Promotion, als öffentlicher Lehrer auftrat, woselbst er auch seine Universitätsstudien vollendet hatte, die ursprünglich der Theologie gelten sollten, nebenbei aber mehr als einen Lieblingsgegenstand betrafen. So fand er unter andern als Student noch Zeit, die Cameralwissenschaften flugweise im Allgemeinen zu berühren. Wenig die anhaltende, streng wissenschaftliche Anstrengung den Schwung der Phantasie, überhaupt das Spiel ästhetischer Empfindungen un-

Digitized by Google

erdrückt hatte, zeigten bald darauf mehre schriftstellerische Versuche
m dramatischen Fache. Sie haben auf der Bühne zum Theil zu
hrer Zeit Glück gemacht, besonders Abällino, der noch bis jetzt
och in der Volksgunst steht. Hier sei auch zugleich und im Voraus
einer verschiedenen Romane gedacht, z. B. die Prinzessin von Wol-
enbüttel, Alamontade, u. s. w., auch die Übersetzungen der Mo-
ièreschen Lustspiele und Possen gehören hierher. Diese Bemühungen
nd nichts weniger als eigentliche Kunstwerke, auch mag es der
ahrheitliebende Verfasser nie so wichtig damit gemeint haben; sie
nd als leichte, freie, jugendliche Ergießungen zu betrachten, in
enen das Talent einer blühenden, kräftigen Darstellung zum Besten
er folgenden, reifern Arbeiten sich sorglos erging. Der vielbespro-
ene Wöllner, ein Mann unerfreulichen Andenkens, lenkte Zschokke
on der akademischen Laufbahn unabsichtlich in die politische durch den
Widerstand, welchen er 1795 seinem Gesuch einer ordentlichen Pro-
ssur an der frankfurter Hochschule entgegenstellte. Ein anderer hätte
elleicht, so wider Vermuthen und Verdienst vom nahen Ziele zu-
ückgewiesen, den Blick über sich und seine Zukunft verloren; ihn
estimmte dagegen das vorübergehende Mißgeschick zu einer Reise durch
eutschland, die Schweiz und Frankreich. Wahrscheinlich kam seine
eue Lage für den Augenblick einem längst genährten Wunsche entge-
en, vielleicht herrschte aber auch eine bestimmtere Absicht auf die
chweiz vor. Es geht wenigstens die Rede, als sei von Zschokke
hon beim Antritt der Wanderung seine förmliche Niederlassung unter
en Schweizern beschlossen gewesen. Auf einer Reise nach Italien,
essen Zauber jeden gebildeten Geist, zumal den Freund des Alter-
hums, locken, wurde Zschokke von mehren Seiten so lebhaft an-
egangen, die Leitung des ehemaligen Seminariums von Marschlins
ob Haldenstein, damals in Reichenau, zu übernehmen, daß er
en vereinigten Wünschen endlich nachgab. Durch ihn und den be-
ährten Altbürgermeister Tscharner hob sich die Anstalt schnell und
äftig. Wie sehr das Verdienst des neuen Vorstehers um dieselbe allge-
ein anerkannt wurde, beweist die freiwillige Ertheilung des Bür-
errechts, womit ihm Räthe und Gemeinden der drei Bünde öffent-
ch dankten. Er erwiederte diese republikanische Auszeichnung später
f eine angemessene Weise durch die Herausgabe seiner beifallswür-
igen Geschichte Graubündtens, von der bis jetzt zwei Auflagen er-
ienen sind. Die Staatsumwälzung der Schweiz, durch frühere
reignisse und Stimmungen mannichfaltig vorbereitet, brach 1798
s; die Franzosen drangen ein, mit ihnen kam Verwirrung, Un-
rde, Leidenschaftlichkeit über das Land, Zschokke dachte an seine
icht und an die Unabhängigkeit des Freistaats, dem er näher an-
ehören das Glück und die Ehre hatte, daraus entsprang sein
ntschluß, als Freiwilliger gegen die Franzosen zu dienen, in wel-
r Absicht er sich zunächst an seinen Freund Aloys Reding wandte,
das Vertrauen und die Liebe der besten Schweizer in einem aus-
eichneten Grade besaß. Doch der Kampf der kleinen Cantone war
schnell entschieden, zugleich wurden die Grenzen Graubündtens
zwei Herren, einem französischen und einem österreichischen, so
ährlich bedroht, daß Zschokke unter diesem Wechsel der Dinge
em mannhaften Vorhaben entsagen mußte; besonders da jetzt eine
er liegende, große Tagesangelegenheit ihn und alle Freunde des
emeinwesens auf das lebhafteste beschäftigte, nämlich die hochwich-
Frage, ob die Bündter für sich allein stehen, oder mit den

Digitized by Google

Schweizern zusammenhalten sollten? Die Vernunft empfahl das letztere, die Leidenschaft verlangte das erstere und drang auch durch, trotz des entschlossenen Widerstandes, den Zschokke und Tscharner, in wichtiger Erwägung der Verhältnisse, und aus Liebe zum allgemeinen Besten, geleistet hatten. Die Überspannung machte sich bald darauf Luft in Beschuldigungen und Ausbrüchen des Verfolgungsgeistes; das kärglich wiederhergestellte, jetzt aufgehobene Senat wurde ein namhaftes Opfer dieser gewaltthätigen Verblendung. Zschokke und Tscharner, bisher in einem gemeinschaftlichen Wirkungskreise glücklich verbunden, sollten noch einige Zeit auf einem größern Schauplatze öffentlich neben und für einander wirken, und zwar in Aarau, dem damaligen politischen Mittelpunkte der Schweiz, als Deputirte bei den helvetischen und französischen Behörden. Tscharner, vielleicht nicht gewachsen oder innerlich abgeneigt dem Drange der neuen Dinge, zog sich bald zurück und erschwerte dadurch die Last auf Zschokke's Schultern, der außerdem, seit dem Einzuge der Österreicher in Bündten, als Deputirter von seiner bevollmächtigenden Basis völlig abgeschnitten war, einzig und allein auf sich und seine Kraft gestellt. In dem Zustande dieser Vereinzelung wählte ihn Stapfer, der damalige Minister der Wissenschaften, zum Chef für das Departement des Schulwesens; kurz darauf wurde er in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Regierungscommissairs von dem helvetischen Vollziehungs-Directorium nach Unterwalden geschickt, wo zu den Verwüstungen des Krieges auch noch die Parteiwuth, die schlimmste aller Geißeln, sich gesellte. Zschokke fand sich in seine verschiedenartigen Geschäfte schnell hinein; es lebt etwas in ihm von der ernsten Geschicklichkeit und Kraft, die an jeder Stelle leicht einheimisch wird, wohin das öffentliche Wohl sie ruft. Das zeigte sich jetzt für Unterwalden im hellen Lichte, er wirkte hier unablässig als Wohlthäter und Friedensstifter, amtlicher Einfluß, persönliches Gewicht, geistige Gewandtheit, gesellschaftliche Haltung, einnehmendes Vertragen vereinigten sich kräftig zu einem und demselben Zwecke. Über 100 Gefangene, die er aus den Kerkern zu Stanz und Aarburg in Freiheit setzte, wurden eben so viele laute Verkündiger menschenfreundlicher Gesinnung. Er hat dem Publicum einen Schlüssel über diese merkwürdige Zeit geben wollen in seinen historischen Denkwürdigkeiten der schweizerischen Staatsumwälzung (2 Theile). Die ihm ertheilte Vollmacht für Unterwalden wurde später auch über die Cantone Uri, Schwyz und Zug ausgedehnt; eine Erweiterung des Wirkungskreises, die mit seinem erprobten Verdienste in einem natürlichen Verhältnisse stand. Seine herzergreifende Aufforderung zur Beihülfe des unerträglichen Elends in jenen Gegenden bleibt für immer ein schönes Denkmal volksmäßiger Beredsamkeit. Unter den Producten jener Zeit erregte die Geschichte des Kampfs und Untergangs der Waldcantone eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Das angeführte Buch ist kürzlich auch ins Französische übersetzt worden; überhaupt gehört Zschokke unter den französischen Literatoren eines begründeten Ruf. Im Frühling 1800 ernannte ihn die Centralregierung in Bern zum Regierungscommissair, zugleich gab sie diesem Amte noch eine besondere Wichtigkeit durch die Aufforderung, dem ersten Consul Buonaparte als Führer über den Bernhard zu dienen. Zschokke lehnte das Ansinnen ab, unterzog sich aber später einem andern Antrage der Art, indem er den Generallieutenant Moncey, jetzt Duc de Conegliano, im Mai und Junius des J. 1800 durch Uri über den Gott-

ch geleitete. Hierauf organisirte er, zufolge der ihm gewordenen
stimmung, die italienische Schweiz (Canton Lugano und Bellin-
za) mit dem möglichst besten Erfolge, und füllte den Kreis allge-
in ordnender Thätigkeit so lange aus, bis die von ihm vorgeschla-
nen Regierungsstatthalter und Verwaltungskammern innerhalb der
gesteckten Grenzen die regelmäßige Geschäftsführung übernahmen.
i seiner Rückkehr nach Bern erhob Zschokke laut die dringendsten
agen bei dem französischen Gesandten Reinhard und dem General
atthieu Dumas, Chef des Generalstabs der zweiten Reservearmee,
gen der vielfachen Erpressungen und Willkürlichkeiten, die damals
f Massena's Befehl oder doch unter seinem Namen im Schwunge
ren. Mag auch die offene Einrede hier wie an mehren Orten zu
t gekommen und im Ganzen fruchtlos geblieben sein, so ehrt sie
rum den entschiedenen Mann nicht weniger, der sie aussprach.
aß Zschokke den zuletzt auferlegten Verpflichtungen rühmlich nachge-
mmen war, erklärte die helvetische Regierung stillschweigend, aber
en genug, indem sie ihn zum Regierungsstatthalter des Cantons
asel bestimmte, wo die Bewegungen wegen des Bodenzinses und
hnten einen aufrührerischen Charakter angenommen hatten. Bei
ner Zusammenrottung des bewaffneten Landvolks stürzte er, ohne
e Gefahr kleinlich abzuwägen, mitten unter die gesetzlosen Haufen,
e sofort seiner beschwichtigenden Rede wie einem plötzlichen Paniere
s Friedens sich fügten. In solchen entscheidenden Augenblicken ziemt
dem Bürger, öffentlich zu zeigen, was er vermag und was er
ll. Die neue gesetzliche Ordnung, deren eigenthümlicher Geist ein
enges umfassendes Centralisiren sein sollte, ging sichtbar ihrem
nde entgegen, es fehlte ihr an Halt in den unvorbereiteten Gemü-
ern, überhaupt an einer festen geschichtlichen Grundlage, die bei
m Kampfe der Parteien und Leidenschaften um so empfindlicher ver-
ißt wurde. Die Centralregierung in Bern, mit dem Landammann
loys Reding an der Spitze, richtete von neuem ihr Augenmerk auf
n abgeschafften Föderalismus, der allerdings in andern Zeiten und
ei bessern Sitten eine erträgliche Verfassungsform gewesen war, aber
nter den Gewaltschritten der Gegenwart und der immer weitergrei-
nden Gemüthszersplitterung sich längst selbst überlebt hatte. Zschokke,
ißmuthig über den lahmen Gang der Dinge, legte seine Stelle als
Statthalter von Basel nieder, damit es nicht scheine, als heiße er
urch seine amtliche Mitwirkung die Wiederherstellung eines Systems
ut, gegen das er sich bei verschiedenen Gelegenheiten unzweideutig
rklärt hatte. Darum verweigerte er vermuthlich auch, auf den
Vorschlag Redings, als helvetischer Gesandte nach Lüneville zu ge-
en. Streng zurückgezogen von den öffentlichen Angelegenheiten, lebte
r von nun an auf dem Schlosse Biberstein im Aargau lediglich sei-
en Lieblingswissenschaften, während es ringsumher drohte, zuckte
nd stürmte, bis endlich der schwer darniederliegenden Schweiz die
nwiderstehliche Hand des ersten Consuls Napoleon Buonaparte einen
ustand der Vermittlung gewährte, der als Glück gelten konnte, im
Vergleich mit den beseitigten Übeln, wäre er nur als eine Frucht
es Landes und nicht als ein Geschenk aus der Ferne durchgedrungen.
Der abermalige Umschwung der Verhältnisse setzte auch Zschokke wie-
er in öffentliche Thätigkeit, er wurde durch die Regierung des Can-
ons Aargau, eine von den Schöpfungen dieser alles umformenden
eit, im J. 1804 Mitglied des Oberforst- und Bergamts. Übri-
ens ist Zschokke kein Fremdling in dem angegebenen Bezirke des Wis-

Digitized by Google

sens, dafür spricht sein später erschienenes Werk: der Gebirgsforster. Ein günstiges Zeugniß seiner Bürgertugend liegt darin, daß er jetzt auch mit dem aargauischen Staatsbürgerrechte, so wie mit dem Gemeindsbürgerrechte von Üken im Frickthale beschenkt wurde. In demselben Jahre (1804) begann er sein vielgelesenes, auch in der Ferne verbreitetes und noch bestehendes Volksblatt: der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote, das ihn recht eigentlich in das Element der wohlthätigsten Wirksamkeit versetzte. Im J. 1805, den 25. Febr., verehelichte sich Zschokke mit Anna Elisa Nüsperli, geboren 1786, Tochter des geachteten Pfarrers von Kirchberg, aus welcher glücklichen Ehe acht Söhne hervorgegangen sind. Das Jahr 1806, so reich an rollenden Schicksalsschlägen, bestimmte den Plan der Miscellen für die neueste Weltkunde; sie erschienen von 1807 ununterbrochen bis 1813, ausgezeichnet durch Reichthum des Inhalts, glückliche Wahl, angenehme Darstellung, gewissenhaften Freimuth und ein größtentheils treffendes Urtheil. Zschokke's Übersiedlung von Biberstein (1808) nach Aarau führte sogleich zu zwei neuen Stiftungen, zu der Errichtung einer Maurerloge und der Gesellschaft für vaterländische Cultur. Den Miscellen standen von 1811 die Erheiterungen, eine Monatsschrift, ergötzlich zur Seite, ganz so, wie es der Titel besagt; sie erhalten sich fortwährend in ihrem Werthe, besonders gilt dies von den Beiträgen, die aus der Feder des Herausgebers fließen. Die großen Weltbegebenheiten in den Jahren 1813 und 14, verbunden mit dem Einmarsche der Verbündeten in die Schweiz, fanden hier manchen flammenden Heerd, von dem das Feuer der Zwietracht nach mehren Seiten ausging. Zschokke beschwor, so viel an ihm war, das drohende Unheil mit Worten der Mäßigung und Vernunft, indem er von einer andern Seite die Rechte und Freiheiten seines Cantons Aargau mit glänzender Überlegenheit vertheidigte. Das umfassendste Werk: Geschichte des baierischen Volks und seiner Fürsten, beschäftigte den Verfasser, blos um es zu schreiben, über 6 Jahre (1812—18). Lichtvolle Anordnung, stete Rücksicht auf die Bedürfnisse unserer Zeit, wogegen vielleicht mitunter der Geist der hohen Vergangenheit zu sehr in Schatten tritt, kritische Behandlung, so weit sie das Wesentliche betrifft und zumal die Sache der fortschreitenden Menschheit begünstigt, eine natürliche, dem jedesmaligen Gegenstande angemessene Sprache, durchdrungen von Klarheit, Wärme und Stärke, diese Vorzüge zusammengenommen erheben diese literarische Erscheinung weit über die gewöhnliche Bücherflut, sollten sie ihr auch nicht geradezu einen Platz in der vordersten Reihe der Historiker anweisen können, wo aber von unsern Zeitgenossen äußerst wenige Sitz und Stimme haben. Es läßt sich nämlich bei aller Achtung für den Verfasser nicht leugnen, daß er, trotz der durchblickenden Anstrengung, sein großes und schwerer Unternehmen etwas übereilt hat; auch mögen strenge Kenner eine tiefere Anwendung der historischen Hülfswissenschaften mit Recht fordern, so wie die Verflechtung Baierns mit dem Geschicke der Nachbarländer von der frühesten Zeit bis auf die gegenwärtigen Tage einen Schacht von Wissen voraussetzt, der nicht immer in dem Buche gefunden wird. Wären die Schwächen aber auch noch größer, Zschokke's baierische Geschichte ist und bleibt ein deutsches Ehrendenkmal, auch dann noch, wenn es künftig entschieden übertroffen werden sollte, wozu sich vor der Hand keine Aussicht zeigt. Das treffliche Volksbuch: das Goldmacherdorf, kann neben dieser Mannsarbeit

ür einen literarischen Abstecher gelten, der dem Verfasser so viel
Ehre als dem Publicum Freude machte. Seit 1817 erschienen die
Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, ein passender Ersatz für
ie zurückgewünschten Miscellen. Mit 1823 hörten sie auf, vermuth-
ch durch die Beschränkungen der Zeitverhältnisse. Nach dem, was
is jetzt über Zschokke gesagt wurde, bedarf die angeführte Zeitschrift
eines besondern Lobes. Sein neuestes, und wenn nicht alle Zeichen
trügen, sein bestes Werk ist: des Schweizerlandes Geschichte für
as Schweizervolk. Schon wenige Monate, nachdem es erschienen,
waren blos für die Schweiz 5000 Exemplare abgesetzt; ein unerhör-
er Beifall, der besser als jede Anpreisung darthut, welche voll-
ommene Genüge es den Bedürfnissen des Volks leistet. In der That,
er Verfasser hat sich selbst und sein ganzes verdienstvolles Leben
urch diese unschätzbare Schrift im Kerne herausgegeben, sie ist
Zschokke's treuestes Bild, für unabsehliche Zeiten auf den Altar sei-
es zweiten Vaterlandes niedergelegt. Diese schweizerische Geschichte
t bereits nicht ohne Glück in's Französische übersetzt worden. Nicht
lle Producte des fruchtbaren Schriftstellers sind hier in Reihe und
Glied gestellt worden, auch hat er sich zu mehren Erzeugnissen nicht
ffentlich bekannt. Hier ist es zum Schluß um eine gedrängte Cha-
akteristik nach den Hauptbeziehungen seines Lebens zu thun. Als
Schriftsteller gehört er zu denen, die nicht sowol eine neue Bahn
rechen, als das Vorgefundene zweckmäßig nach verschiedenen Rich-
ungen verbreiten, was ihnen etwa an theoretischer Tiefe abgeht,
urch praktischen Werth ersetzen, statt der kühnern Züge des Genies
ine feste Gesundheit des Geistes darbieten, und so den Vorgängen
er Menschheit, obschon in einiger Entfernung, doch mit Kraft,
Geschick und Liebe nachfolgen. Zschokke's literarische Thätigkeit gleicht
en gesuchten englischen Arbeiten nicht blos in Absicht auf den sichern
weck, sondern auch durch ihre bequeme Tüchtigkeit. In dem Kreise
er Bürgerpflichten vereinigt er Öffentlichkeit und Häuslichkeit des
Betragens auf eine musterhafte Weise, die Erziehung seiner Kinder
war ihm von Anfang und unausgesetzt eine theure Herzensangelegen-
heit, der er mit Vergnügen auch als Lehrer manche kostbare Stunde
pferte, gegen sein Land, und was leider in der jetzigen Schweiz
inen starken Unterschied macht, für seinen Canton bewies er sich
derzeit untadelhaft und er hätte in bessern Zeiten und unter vor-
üglichern Menschen leicht Größeres gethan. Für den geselligen Um-
ang entwickelt er, in schneidendem Gegensatze mit den Stubenge-
hrten, eine selten getrübte Munterkeit und die beweglichste Gegen-
wart des Geistes, so daß sein lebendiges Wort das geschriebene
räftig vertritt. In der reinen Pflege des Menschlichen, worin er
einen Beruf sieht und seinen Lohn empfindet, in dem hohen Dienste
er Adrastea, wie Herder denselben dachte und darstellte, kann er
ei ungeschwächter Gesundheit, einem dauerhaften Körperbau, mä-
igem Lebensalter und herrschender Gemüthsheiterkeit noch manches
chöne Jahr den Musen des gesellschaftlichen Besten weihen, wozu
hm und sich selbst zahlreiche Verehrer Glück wünschen.

*Zucker oder Zuckerstoff heißt überhaupt jede süße, durch die
Gährung in Weingeist und Essig übergehende, im trocknen Zustande
erbrennliche Materie, die aus Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasser-
toff zusammengesetzt ist. Er zerfällt in verschiedene Gattungen, die
igenthümliche Kennzeichen haben. Im Allgemeinen theilt man die
uckerstoffe in zwei Classen, nämlich: 1) thierischen Zuckerstoff, wozu

unter andern der Milchzucker, der Harnzucker und Honig gehört, und 2) vegetabilischer, der sich in allen Theilen zuckerhaltiger Pflanzen findet, und in drei Hauptabtheilungen zerfällt, a) in harten krystallisirbaren Zucker, der sich besonders im Zuckerrohr, weniger in einigen Baumsäften findet, b) in weichen krystallisirbaren Zucker, der theils natürlicher, wie der Zuckerstoff der Früchte und der Mannazucker, theils künstlicher ist, wie der Stärkezucker, und c) flüssigen, nicht krystallisirbaren Zucker, der mit den vorhergehenden Gattungen in denselben Pflanzen, aber auch in vielen allein vorkommt. Der Zuckerstoff war schon im höchsten Alterthum bekannt, wo man den Honig, wie auch den Saft süßer Früchte zur Bereitung geistiger Getränke und zur Speise benutzte. Die Bewohner Indiens und Arabiens sammelten den, an der Luft erhärteten Saft des bei ihnen wild wachsenden Zuckerrohrs und trieben Handel damit. Man gebrauchte ihn wegen seiner Kostbarkeit nur als Arznei. Schon früher aber, wie es scheint, preßten die Araber das Zuckerrohr aus, und dickten den Saft zu Syrup ein. Die Europäer lernten das Zuckerrohr während der Kreuzzüge kennen, das aus Ostindien und Arabien nach Ägypten, Cypern, Candia und Griechenland verpflanzt wurde, und von hier nach Sicilien kam, wo es schon im 12ten Jahrh. große Plantagen gab, späterhin aus Italien nach Südfrankreich, Madeira (1420) und den canarischen Inseln gebracht wurde. In Südamerika lernte man es erst im 15ten Jahrh. kennen, doch ist ungewiß, ob man es daher verpflanzt oder wildwachsend gefunden habe. Nach der Einführung des Sclavenhandels ward es auch in Westindien angebaut, welches bald eine so große Menge von Zucker lieferte, daß es fast die ganze übrige Welt damit versehen konnte und der Zuckerbau in Europa abging. In Nordamerika wurde das Zuckerrohr erst im 18ten Jahrh. angepflanzt, nachdem man schon lange vorher Ahornzucker gemacht hatte, den selbst die Wilden aus dem Safte des Zuckerahorns auf eine einfache Weise zu gewinnen wissen. Die fortgeschrittene Chemie lehrte in neuern Zeiten den Zuckerstoff aus vielen europäischen Pflanzen scheiden, wie Glauber aus Trauben, Marggraf schon 1747 aus Runkelrüben, Parmentier aus süßen Kastanien und Mais. Marggrafs Entdeckung wurde seit 1796 von Achard im Großen ausgeführt. Die Versuche, Ersatzmittel des Rohrzuckers zu finden, gaben besonders während der durch das Continentalsystem veranlaßten Hemmung des Handels mit Colonialwaaren der Betriebsamkeit viel Beschäftigung, und in Frankreich und Deutschland wurden vorzüglich Trauben und Runkelrüben dazu benutzt. Als man durch genauere Zerlegung in den Bestandtheilen des vegetabilischen Zuckerstoffs bekannt geworden war, kam zuerst Fourcroy auf den Gedanken, auf künstlichem Wege Zucker zu erzeugen, aber erst Kirchhof in Petersburg vollendete die Entdeckung, indem er Stärkezucker in flüssiger und weicher Form gewann. — Der Saft des Zuckerrohrs (Arundo saccharifera) besteht aus Wasser, krystallisirbarem Zucker, und nicht krystallisirbarem Zucker und verschiedenen andern Bestandtheilen, und die Kunst beruht darauf, den krystallisirbaren Zucker von den übrigen Stoffen zu scheiden. Das reife Rohr wird abgeschnitten und in den Zuckermühlen zwischen drei senkrecht stehenden hölzernen und mit Eisen beschlagenen, oder eisernen Walzen so lange ausgepreßt, bis es ganz trocken wird. Das ausgepreßte Rohr, das man in den französischen Colonien begasse nennt, dient zur Feuerung. Der gewonnene Saft (veson) wird alsdann in einem kupfernen Kessel mit Holzasche so

talk gekocht, um die überflüssige Säure sogleich zu neutralisiren. Dieses Absieden wird nach einander in drei verschiedenen Kesseln wiederholt. Der eingedickte Saft wird in den Kühlbottig gefüllt, und dann, so lange er noch warm ist, in Fässer geschöpft, die auf einem Roste über einer Cisterne stehen, und auf dem Boden mehrere mit Rohr verstopfte Löcher haben. Die flüssigern Theile des Saftes (Melasse genannt) tröpfeln durch jene Öffnungen, und werden zum Theil zu Rum destillirt, während die gelblichen eingedickten krystallisirbaren Theile zurückbleiben, die man Rohzucker, Farinzucker, oder Moscovade nennt. Man rechnet, daß 200 Pfund Zuckerrohr 100 Pfund Saft geben, woraus man 25½ Pfund Rohzucker erhält. (Eine umständliche Beschreibung des Verfahrens beim Zuckersieden findet man in Edwards Geschichte von Westindien.) Jener Rohzucker, der durch den Einfluß des Climas und Bodens in Geruch, Geschmack und Farbe verschieden ist, wird zum Theil schon auf den Zuckerinseln geläutert. Man thut die noch warme Moscovade in kegelförmige thönerne Gefäße, welche auf ihre, mit einer verstopften Öffnung versehene Spitze gestellt werden. Nach der Abkühlung wird der Pfropf herausgezogen, um den Syrup oder die Melasse auströpfeln zu lassen, worauf die Grundfläche des Zuckers in der Form mit nassem Thon bedeckt wird, dessen Feuchtigkeit die im Zucker noch befindliche Melasse verdünnt und nach und nach wegspült. Auf den brittischen Zuckerinseln ist dieses Verfahren, jedoch nicht so allgemein, üblich, als auf den französischen. Der auf diese Art geläuterte Zucker, den man Thonzucker, und in Frankreich Cassonade nennt, wird alsdann aus den Formen genommen, mehrere Tage getrocknet, gepulvert und nach Europa geschickt, wo man ihn noch einmal läutert. Bei diesem Raffiniren wird die Cassonade mit Kalkwasser aufgelöst und mit einem Zusatz von Ochsenblut — statt dessen man in neuern Zeiten in den europäischen Raffinerien thierische Kohle (verkohlte Knochen) angewendet hat — gesotten, wodurch die im Rohzucker noch befindliche Säure ausgeschieden und das rückständige pflanzensaure Salz zersetzt wird, alsdann durch abermaliges Sieden concentrirt, in die Kühlpfanne geschöpft und in thönerne Formen gefüllt, worin man sie auf die oben angegebene Art mittelst feuchten Thons von dem nicht krystallisirbaren Syrup befreit. Endlich werden die aus den Formen genommenen Zuckerhüte bei einer Temperatur von 40° Reaumür getrocknet und in Papier geschlagen. Der raffinirte Zucker ist nach der Verschiedenheit des Rohzuckers von ungleicher Güte. Je härter und weißer sein Korn ist, desto reiner und theurer ist er, obgleich der feine Zucker nicht mehr als der gröbere versüßt. Die raffinirten Zuckersorten kommen im Handel in folgender absteigender Ordnung vor: Canarien- oder Königszucker (weil man ihn früher von den canarischen Inseln erhielt, oder aus canarischem Rohzucker gewann), Superfeinzucker, Ordinärfein, feine Raffinade, Mittelraffinade, Ordinärraffinade, feiner kleiner Melis (nach der Insel Malta genannt), feiner großer Melis, ordinär großer Melis, feiner Lumpenzucker, Mittellumpenzucker, ordinär Lumpenzucker. Der Candiszucker wird aus einer Auflösung von weniger concentrirtem Zucker bereitet, die man nach der Absiedung in ein mit Zwirnfäden durchzogenes kupfernes Gefäß gießt, wo dieselbe in der geheizten Darrkammer um die Fäden in Krystallen anschießt. Er ist nach Beschaffenheit des dazu gebrauchten Zuckers entweder weißlich, gelb oder braun. — Aus Ahorn, Trauben, süßen Früchten, Mais und Runkelrüben wird der Zucker in

Digitized by Google

der Hauptsache eben so gewonnen, als aus Zuckerrohr. Außer dem Zuckerahorn werden auch der Silberahorn, der gemeine Ahorn und der Spitzahorn dazu benutzt. Der Zuckerahorn, der in großer Menge in den westlichen Gegenden Nordamerikas wächst, hat die Höhe einer Eiche und muß 20 Jahre wachsen, ehe er seine volle Größe erlangt. Die Bäume werden von Ende des Januars bis gegen Ende des März durch den Splint angebohrt, und leiden dadurch keineswegs, sondern geben im Gegentheil mehr Saft, je öfter man sie anbohrt. Ein Baum gibt gewöhnlich 5 bis 6 Pfund Zucker, der aus dem Safte entweder durch Gefrieren, oder durch Selbstverdünstung, oder gewöhnlich durch Sieden gewonnen wird. Der Ahornzucker steht in keiner Hinsicht unter dem westindischen Rohrzucker. Amerika liefert davon im Durchschnitt jährlich 135,000,000 Pfund, und zwar $\frac{1}{3}$ über seinen eigenen Bedarf. (S. Rushs Account of the Sugar-Mapletree, and the methods of obtaining Sugar from it. Philadelphia 1792, und von Wehrs, der Ahornzucker, Hannover 1814.) — Die Gewinnung des Runkelrübenzuckers ist schwieriger. Unter den verschiedenen Abarten des Gewächses ist der weiße Mangold (Beta cicla alba) die zuckerreichste. Der Runkelrübenzucker ist jedoch mit unangenehm schmeckenden Theilen so innig vermischt, daß die Scheidung nicht immer gelingt und der Syrup von dem üblen Geschmacke gar nicht zu befreien ist. Man erhält in der Regel von 100 Pfund Rüben 3 bis 4 Pfund Rohzucker. (Vergl. Achards europ. Zuckerfabrication aus Runkelrüben ꝛc., Leipzig 1812, 3 Bde., und von Koppy Runkelrübenzuckerfabrication, Breslau 1810.) Kirchhoff Schrift über Stärkezucker steht im 4ten Bande der Mémoires de l'Académie de St. Petersbourg und eine faßliche Anleitung zur Bereitung desselben gab Lampadius (Freiberg 1812) heraus. Man nimmt dazu am besten die Stärke aus Kartoffelmehl. In Syrupform ist der Stärkezucker in den Handel gekommen. Er versüßt viel weniger als Rohrzucker, ist aber sonst in seinen Eigenschaften dem Traubenzucker gleich, und läßt sich auch zu Branntwein und Weinessig benutzen. — Der Zucker ist in trockner Luft beständig, phosphorescirt beim Reiben im Dunkeln, zersetzt in wässeriger Auflösung die meisten Metallsalze, besonders den Grünspan, schmilzt bei einer Temperatur über 80° Reaumur, zersetzt sich alsdann, färbt sich braun und verkohlt sich zuletzt. Er ist eins der wirksamsten fäulnißwidrigen Mittel, und wird in dieser Absicht in der Haushaltung, besonders auch um Fische einige Tage frisch zu erhalten, gebraucht.

Zuidersee (Südersee), ein Meerbusen der Nordsee, von den holländischen oder niederländischen Provinzen Holland, Oberyssel und Friesland umgeben ꝛc. Seine Fläche beträgt 57 QM. In einer frühern Periode scheint er ein See gewesen zu sein, dessen nordwestliches Ufer von den Wellen verschlungen wurde. Die Lage der Inseln Texel, Vlieland und der Sandbänke an seinem Eingange, der dadurch für die Schifffahrt sehr unsicher wird, spricht noch jetzt dafür. Der Handel von Amsterdam beruht vornehmlich auf seiner Lage an der Zuidersee. Im Süden steht der Busen mit dem harlemer See (Meer) in Verbindung. Unter den sich hineinergießenden Flüssen ist die Yssel der größte. Die große Fläche macht bei Stürmen die Schifffahrt für kleine Fahrzeuge sehr gefährlich. Indessen zieht man den Weg über ihn vom südlichen Holland nach Friesland vor, um den Umweg längs der Küste zu ersparen. Das Y, der Pampus, sind Theile des Zuidersees, wovon das erstere ein Busen ist, zu welchem der letztere als

Meerenge führt. Das Y macht die Verbindung mit dem harlemer Meer.

Zunftwesen. Eine Zunft oder Innung heißt eine Gesellschaft von Gewerbleuten, die zur Betreibung ihres Gewerbes ausschließend berechtigt sind, und eine bestimmte gesellschaftliche Verfassung haben. Die Benennung Gilde wird zwar zuweilen gleichbedeutend mit jenen Ausdrücken gebraucht, scheint sich aber nicht auf eine Verbindung von Handwerkern zu beschränken, sondern auf politische Zwecke sich zu beziehen, und die Gilden, ursprünglich Verbindungen von Kaufleuten, waren älter als die Handwerkerinnungen. Das Wesen der Zünfte beruht auf dem Rechte der Gewerbetreibenden als moralischer Personen, Verordnungen über Gewerbsangelegenheiten zu machen, und die verbindende Kraft derselben auch auf andere außer ihrer Genossenschaft auszudehnen. Diese Befugniß, die Autonomie, war mit der Zunftverfassung seit ihrer Entstehung auf das genaueste verbunden und besteht noch immer in einzelnen Äußerungen, obgleich das Streben der Staatsgewalt, sich alle Gewerbverhältnisse unterzuordnen, die ehemalige Unabhängigkeit der Zünfte immer mehr beschränkt hat. Schon im frühen Alterthum gab es Abtheilungen des Volkes nach seinen Beschäftigungen, aber die aus Stammverschiedenheit entstandenen Kasten (s. d. Art. Bd. 5) der Indier, Ägypter ꝛc. lassen sich mit den Gewerbgenossenschaften der neuern Zeit nicht vergleichen. Bei den Römern hingegen gab es Handwerkergesellschaften (collegia et corpora opificum), die insofern mit den Innungen des neuern Europa verglichen werden können, als auch sie moralische Personen bildeten und das Recht hatten, Statuten zu errichten. In der letzten Zeit des Freistaats erschienen diese Gewerbschaften nicht selten als politische Parteien, und eben dies gab bei der Gründung der monarchischen Gewalt Anlaß zur Beschränkung des Einflusses derselben und zu ihrer theilweisen Aufhebung. In Italien, der Wiege des freien Bürgerstandes im Mittelalter, und besonders in den lombardischen Städten, mögen Überreste jener römischen Einrichtungen oder Erinnerungen an dieselben, bei der Stiftung der Zünfte mitgewirkt haben, die sich von selbst als treffliche Mittel darboten, den Bürgerstand emporzuheben und ihn durch Einigung zu einem Gegengewichte des Adels zu machen. Mit dem Aufkommen der Städte, als Sitzen der ausgebildetern Betriebsamkeit, und der Gründung städtischer Verfassungen beginnt die Ausbildung der Zunfteinrichtungen, und der Hauptgrund, warum sich im Mittelalter die industrielle Gewerbsamkeit neben der Landwirthschaft, die bei den Griechen und Römern ausschließend geachtet wurde, entwickeln konnte, liegt in der Selbstständigkeit, welche die Gewerbleute durch die Ausbildung des Städtewesens und durch die daraus hervorgegangene Sicherung ihrer bürgerlichen Freiheit erlangten. Genau läßt sich die Zeit der Entstehung dieser Gewerbvereine in Italien nicht angeben, obgleich man schon im 10ten Jahrh. Spuren derselben, und z. B. in Mailand die Gewerbtreibenden unter dem Namen credentia vereinigt findet, gewiß aber ist, daß engere Verbindungen der Gewerbleute schon im 12ten Jahrh. bestanden, die im folgenden bereits im Besitz politischer Wichtigkeit gewesen zu sein scheinen; ja man findet schon um diese Zeit die Ausartung der Anstalt in denselben Mißbräuchen, worüber man mehre Jahrhunderte später in Deutschland klagte. Als man die Vortheile der innern Verbindung erkannte, ging man in der Stiftung solcher Genossenschaften immer weiter und bei dem Kampfe des Bürgerstan-

Digitized by Google

des gegen den Adel ging von den Zünften der Widerstand aus, da das demokratische Element dem aristokratischen entgegensetzte. Die Zünfte wurden, sobald der Bürgerstand Einfluß auf die Verwaltung bekam, die Grundlage der Verfassung, und jeder, der am Stadtregiment Antheil haben wollte, mußte Mitglied einer Zunft sein. Auch in Deutschland hing die Entstehung der Innungen genau mit der Bildung städtischer Verfassungen zusammen, und wie diese verschieden waren, je nachdem in Städten römischen Ursprungs sich die alte Gemeindeverfassung erhalten hatte, oder römische Städte dem Hofrechte oder herrschaftlichen Schutze waren unterworfen worden, oder die alte Verfassung freier deutscher Gemeinden fortdauerte, so waren auch die Verhältnisse der Handwerker verschieden. In den ältesten Zeiten waren die Gewerbe im Allgemeinen in den Händen der Hörigen, und, wie es scheint, noch unter Carl dem Großen wurden sie auf den Gütern der größern Eigenthümer durch Leibeigne betrieben. Nur mit Geschäften der Kaufleute war die Hörigkeit unvereinbar. Obgleich es aber allerdings früh schon neben den Hörigen auch freie Handwerker gab, so standen doch vor Entstehung des Weichbildrechts auch diese in den größeren Gemeinden unter herrschaftlichem Schutze und Hofrecht, ausgenommen in Städten römischen Ursprungs (wie in Cöln), wo dies nicht der Fall war. Nach diesem Rechte hatten sie, als eine eigene Classe von Dienstleuten der Herrschaft, schon früh eine Art von eigener Verfassung unter Meistern jeder Genossenschaft, wie nach dem ältesten Stadtrechte von Strasburg, das in's 15te Jahrh. hinaufzureichen scheint, und aus diesem Verhältnisse mögen sich die Zünfte größtentheils entwickelt haben. (Vergl. Eichhorn's deutsche Staats- und Reichsgeschichte Bd. 2 und dessen Abhandlung über den Ursprung der städtischen Verfass. in Deutschland — in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft Bd. 1. H. 2 und Bd. 2 H. 2 und Hüllmann's Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Frankfurt 1806. III. 8.) Die Ausbildung der meisten Innungen in Deutschland fällt in die letzte Hälfte des 12ten Jahrh. und die ausgemacht ältesten Beispiele sind die Zünfte der Tuchscherer und Krämer in Hamburg (1152), der Gewandschneider, d. i. Tuch- und Wollwaarenhändler (1153) und der Schuhmacher (1157) in Magdeburg. Die Zünfte wurden von Kaisern und Fürsten bald begünstigt, bald unterdrückt, je nachdem man die Städte oder den Adel begünstigen wollte. Eine politische Bedeutung aber erhielten die Gewerbgenossenschaften erst im 13ten Jahrh., worauf denn in den folgenden beiden Jahrh. der Antheil am Stadtregiment eine Folge ihres siegreichen Kampfes gegen die ältern Bürger wurde, die in den Städten am Rhein und in Süddeutschland Geschlechter oder Hausgenossen hießen, und aus welchen früher die Staatsämter ausschließend besetzt werden mußten. Die Zunftverbindung wurde so mächtig, daß selbst freie Beschäftigungen, bei welchen in ökonomischer Hinsicht die Genossenschaft keinen Nutzen haben konnte, sich unter ihren Schutz begaben. Die politische Gewalt derselben aber mußte der befestigten Landeshoheit weichen, und selbst hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Einrichtung wurden sie durch diese immer mehr beschränkt. — In Frankreich entstand die Zunftverfassung gleichfalls nach der Ausbildung der städtischen Freiheiten, wurde besonders seit Ludwig IX. immer allgemeiner verbreitet, aber nirgend war sie auch durch Ausartung so drückend und verderblich geworden, als sie es vor der Revolution war. — In England haben die Gewerbgenossenschaften nicht

le Eigenheit der deutschen Zünfte, sondern es ist bei ihrer Bezie-
ung auf das demokratische Element der Verfassung die politische
Seite vorherrschend. Der Ursprung dieser Genossenschaften steigt auch
ier in die Zeit der Ausbildung der städtischen Verfassung hinauf.
In den Städten, wo es deren gibt, ist der Zusammenhang der
ünfte mit der Vertretung des Bürgerstandes und der Verwaltung
es Stadtregiments sichtbarer geblieben, als auf dem festen Lande.
Die Rechte eines selbstständigen Gewerbebetriebs, oder eines freeman,
önnen durch Kauf oder durch Aushalten einer bestimmten Lehrzeit
rworben werden, nach deren Verlauf, da keine Gesellenzeit Statt
ndet, das Meisterrecht ohne weiteres gewonnen ist. Gewerbfreiheit
der, die in den nicht corporirten Städten auch nicht durch Überreste
er Gildenverfassung beschränkt wird, gilt überhaupt als Grundsatz,
aher wird auf die Beschaffenheit des Gewerbes keine Rücksicht genom-
ien, sondern es steht jedem frei, sich zu einer beliebigen Zunft zu
enden, und da das Hauptvorrecht der Gilden in dem ihnen zuste-
enden Wahlrechte besteht, so lassen sich selbst Nichthandwerker auf-
ehmen, um dieses zu erlangen. — Die Innungen waren im Mittel-
lter, wo Volksbildung und Betreibung der Gewerbe noch auf einer
iedrigen Stufe standen, wo diese Vereine das Ehrgefühl ihrer Mit-
lieder weckten und die vorhandenen technischen Kenntnisse in ihrer
Mitte bewahrten und fortpflanzten, heilsame Anstalten. Aber gerade
ie Umstände, die den Gewerbmann zur Selbstständigkeit erhoben,
aben seiner Betriebsamkeit das, dem Zunftwesen eigene selbstsüchtige
Streben, das schon in jener frühen Zeit sich ausbildete. Der Hand-
erker suchte nur in ausschließender Berechtigung zur Ausübung seines
Gewerbes, der Kaufmann nur in Monopolen seinen Vortheil. Eine
olge davon war, daß, während der städtische Gewerbmann und
aufmann Reichthümer sammelten, der größere Theil des Volkes,
ie Landbewohner, gegen deren industrielle Gewerbsamkeit die Zünfte
hnehin früh eine feindselige Stellung annahmen, arm blieben. Der
öhere Wohlstand, wozu in den Niederlanden die Städte und zugleich
as platte Land gelangten, scheint gerade darin gegründet gewesen
u sein, daß man hier freisinnigen Ansichten im Gewerbwesen folgte
nd den Monopoliengeist nicht so sehr die Oberhand gewinnen ließ,
ls es in Deutschland geschah, wo durch die Hemmung des Wohl-
tandes der Landbewohner auch der Städter selbst litt. — Die Haupt-
wecke der Zunftverfassung sind: Sicherung des Unterhalts für eine
estimmte Anzahl von Gewerbleuten und Bewahrung der einmal herr-
chend gewordenen Kenntniß des Gewerbbetriebes. Der erste Zweck
ird durch Beschränkung der für eigene Rechnung arbeitenden Ge-
erbleute (Meister) erreicht, die bei geschlossenen Gewerben in der
estsetzung einer bestimmten Anzahl von Meistern für jeden Ort be-
eht, bei ungeschlossenen aber durch die erschwerte Erwerbung des
Meisterrechts bewirkt wird. Der andere Zweck wird befördert durch
intheilung sämmtlicher Arbeiter nach ihrer Ähnlichkeit und Befugniß
ur Arbeit, besonders die Eintheilung der Nichtmeister in Lehrlinge
nd Gesellen, durch das Erforderniß einer Lehrzeit von bestimmter
auer, durch das Wandern der Gesellen, durch die Verbindlichkeit
ur Verfertigung eines Meisterstückes und endlich durch die Abweh-
ung aller derjenigen, welche ein Gewerbe treiben, ohne sich gesetz-
äßig die Erlaubniß dazu erworben zu haben. Das Verhältniß zünf-
ger und freier Gewerbe ist in verschiedenen Theilen Deutschlands
erschieden, im Allgemeinen aber sind, außer dem eigentlichen Hand-

werker, die meisten Äußerungen der industriellen Gewerbthätigkeit zünftig, und bei aller durch den Gegenstand der Thätigkeit bedingten Verschiedenheit der Verfassungen einzelner Innungen treten die angegebenen Zwecke des Zunftzwanges überall ein. In mehren dieser Eigenheiten der Zunftverfassung liegen die Keime zu Mißbräuchen und Hemmungen der freien Gewerbthätigkeit, die um so nachtheiliger wirken mußten, je mehr die Gewerbsamkeit sich ins Große ausbreitete und Manufacturfleiß und Handel zunahmen. Die alte Einrichtung der Zünfte und der starre Zunftzwang wurden daher immer mehr als ein Druck empfunden, der die Fabrication niederhielt. Schon in frühern Zeiten suchte man in Deutschland durch Reichsgesetze (besonders 1731) und durch Landesverordnungen den alten Mißbräuchen des Zunftzwanges abzuhelfen, ohne jedoch die gesellschaftlichen Rechte der Vereine anzutasten. In neuern Zeiten aber setzte man der Zunftverfassung die Gewerbefreiheit entgegen, und Frankreichs Beispiel ward auch in Deutschland befolgt. Die Gewerbefreiheit muß allerdings als Grundsatz vom Staate gehandhabt werden, weil in rechtlicher wie in staatswirthschaftlicher Hinsicht der Mensch die freieste Ausübung seiner Arbeitsfähigkeit erhalten muß. Jede Beschränkung seiner Gewerbethätigkeit stört ihn in dem Rechte, sich durch seine Betriebsamkeit Güter zu erwerben, und niemand darf ihn deswegen an der Ausübung desselben hindern, weil etwa durch die Mitbewerbung des andern die Einträglichkeit seiner eigenen Gewerbethätigkeit beschränkt wird. Auch hier aber ist es unvermeidliche Folge der fortschreitenden Entwickelung, das Hemmende und Widerstrebende auszustoßen, und je mehr die Zunahme der Fabrication und des Handels die freieste Regung der Thätigkeit verlangen werden, desto schwieriger wird es sein, die alten Befugnisse und Anmaßungen der Zünfte zu erhalten, die sich offenbar überlebt haben. Es bedarf keiner Vereine mehr, Kenntnisse und Fertigkeiten zu erhalten, welche die bürgerliche Gesellschaft unverlierbar gewonnen hat, und was früher das Ehrgefühl bewirkte, leisten jetzt vollkommener die vermehrte Mitbewerbung in der Hervorbringung und das Bestreben, die Zunftgenossen in vorzüglicherer Arbeit und stärkerem Absatze zu übertreffen. Das Nachtheilige jener Genossenschaften liegt besonders in dem Verbietungsrecht und der Geschlossenheit derselben, in der Unerlaßlichkeit der Lehrjahre und in der Beschränkung der Gewerbleute, nur zünftig unterrichtete Gesellen annehmen zu dürfen. Das Wandern der Gesellen, das man auch zu den Nachtheilen gezählt hat, ist zwar jetzt, bei der schnellen Verbreitung technischer Erfindungen, in Hinsicht auf technische Ausbildung, weit weniger nützlich, als früher, läßt sich aber, bei gehöriger polizeilicher Aufsicht, insofern vertheidigen, als es dem jungen Handwerker die Vortheile des Reisens für seine allgemeine Bildung gewähren kann. Die Vertheidiger der Zünfte, die nur zeitgemäße Umgestaltung wollen, glauben mit dem Wesen jener Anstalten die Gewerbfreiheit vereinigen zu können, wenn die Geschlossenheit der Innungen, wo sie in der bestimmten Zahl der Gewerbetreibenden besteht, mit billiger Entschädigung für die durch Privilegien erworbenen Rechte, aufgehoben, jedem ein Gewerbe auf die ihm beliebige Art zu erlernen und dem Meister erlaubt würde, Gehülfen zu suchen, wo er sie erhalten kann. Es ist nicht zu läugnen, daß schon diese Umbildung viele Hemmungen der freien Gewerbthätigkeit entfernen würde, und allerdings ist auch die Bemerkung zu beachten, daß man bei der Frage über Beibehaltung oder Abschaffung der Zünfte

meist nur einseitig den rechtlichen und staatswirthschaftlichen Gesichtspunkt berücksichtige, und doch auch das Verhältniß dieser untergeordneten Genossenschaften zur Staatsgewalt um so weniger unwichtig sei, da dieselben, bei einer dem Zeitgeiste angemessenen Verbesserung der Gemeindeverfassung, wesentlich beitragen könnten, den Bürgerstand wieder, wie im Mittelalter, in das allgemeine Volksleben zu ziehen und den erschlafften Gemeingeist zu beleben. Ob aber die Zünfte, wenn man ihnen nehmen muß, was sie der freien Gewerbthätigkeit feindselig entgegenstellt, ihren Kastengeist und ihr Verbietungsrecht, noch als wahre Genossenschaften bestehen und bei einem ganz veränderten Staatsleben je auch nur das Wohlthätige ihrer frühern politischen Bedeutung wieder erlangen könnten, möchte sich bezweifeln lassen. — Über die Vortheile und Nachtheile der Zünfte vergleiche man: Weiß, über das Zunftwesen u. s. w. Frankfurt a. M. 1798. Mayers Versuch einer Entwickelung der relativen Ansichten des Zunftwesens. Augsburg 1814. Rau, über das Zunftwesen und die Folgen seiner Aufhebung. Leipzig 1816. (Gegen ihn Eschenmayer in den heidelb. Jahrb. 1817. März.) Schultz, über die Bedeutung der Gewerbe im Staate u. s. w. Hamm 1821, und darüber Hermes, St. XVI. — Über die rechtlichen Verhältnisse des Zunftwesens in Deutschland sehe man: Ortloffs (Erlangen 1803) und Kulenkamps (Marburg 1807) Schriften über das Recht der Handwerker, und Ortloffs Samml. von allg. Innungsgesetzen und Verordn. für die Handwerker. Erlangen 1805.

Zurzach, ein Marktflecken und der vorzüglichste, von Catholiken bewohnte Districtsort im Canton Aargau in der Schweiz, mit 192 Häusern und etwas über 800 Einwohnern und (außer einer reformirten) einer der heiligen Veronica geweiheten catholischen Kirche, an welcher ein Domcapitel ist. Die heilige Veronica soll in Zurzach mehrere Wunderwerke gethan haben und hier begraben sein, was eine große Wallfahrt dahin begründete. Aus ihr bildeten sich zwei noch bestehende Messen, zu Pfingsten und zu Ende des Augusts. Beide werden von den Kaufleuten der Schweiz, Italiens, Deutschlands, Frankreichs stark besucht. Die Römer hatten hier bereits eine Niederlassung unter dem Namen Forum Tiberii begründet.

*Zwilling. Man rechnet, daß ungefähr unter 80 Geburten eine Zwillingsgeburt vorkommt, d. h. eine solche, wo zwei Kinder in kurzer Zeit nach einander geboren werden. Ob beide in einem und demselben Geschlechtsacte oder in zweien, die sich in kurzer Zeit nach einander folgen, erzeugt werden, darüber sind die Meinungen noch getheilt; mehrere Beobachtungen machen jedoch das letztere wahrscheinlich. Zwillingskinder sind oft eben so verschieden in ihren Neigungen und körperlichen Eigenschaften, als andere; oft sind sie jedoch schwächlich und sterben bald nach der Geburt, wenn sie nicht mit der größten Aufmerksamkeit und Sorgfalt abgewartet werden. Bei der Geburt von Zwillingen sind viele besondere Regeln zu befolgen, welche hier nicht weiter zu erörtern sind.

Digitized by Google

Bei dem Verleger dieses Supplementbandes sind auch nachstehende Schriften erschienen, die durch alle Buchhandlungen zu den beigesetzten Preisen zu beziehen sind:

Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland; geschildert von Christoph August Tiedge. 8. 2 Thlr.

Auswahl aus Klopstocks nachgelassenem Briefwechsel und übrigen Papieren. (Herausg. v. Prof. Clodius.) 2 Thle. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Baggesen (Jens), Parthenais oder die Alpenreise. Ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen. 2 Thle. Neue Aufl. Mit 6 Kupfern. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Briefe von Joseph dem Zweiten, als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers. (Bisher ungedruckt.) Zweite mit einer Einleitung: „Beiträge zur Würdigung Kaiser Josephs II." vermehrte Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Büsching, Prof. J. G. G., Ritterzeit und Ritterwesen. Zwei Bände. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Constitutionen, die, der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren. In 4 Theilen. gr. 8. Erster Theil. 2 Thlr. Zweiter Theil. 2 Thlr. 12 Gr. Dritter Theil. 2 Thlr. 12 Gr.

Encyklopädie der gesammten Freimaurerei nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen. In alphabetischer Ordnung. Von Lenning. Durchgesehen, und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeb. von einem Sachkundigen. Erster Theil: A—G. gr. 8. Druckpap. 2 Thlr. 12 Gr.; fein ital. Druckpap. 2 Thlr. 20 Gr.

Ewald (Dr. J. L.), Briefe über die alte Mystik und den neuen Mysticismus. 8. 2 Thlr.

Friedländer (Dr. Hermann), Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren von 1815 u. 1816. 2 Thle. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. In 4 Theilen. Erster bis dritter Theil. gr. 8. 7 Thlr. 6 Gr.

Henke (Adolf), Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Zweite verb. Auflage. 4 Bände. gr. 8. 6 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann (E. T. A.), Fantasiestücke in Callots Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit einer Vorrede von Jean Paul. Zweite durchges. Aufl. 2 Theile. 8. 4 Thlr.

Holbergs Lustspiele. Übersetzt von Öhlenschläger. Vier Thle. 8. 9 Thlr. 8 Gr.

Horn (F.), Erläuterungen über Shakspeares Schauspiele. Erster Band. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Huber (Therese), Jugendmuth. Eine Erzählung. In zwei Theilen. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

— — Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling. 8. 2 Thlr.

— — Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Krug (Wilh. Traug.), Handbuch der Philosophie und der philosophischen Literatur. In 2 Bänden. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Morgan (der Lady) Reisen. I. Frankreich. 2 Thle. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

— II. Italien. 4 Theile. 8. 8 Thlr. 16 Gr.

Müller (Wilh.), Neue Lieder der Griechen. 2 Hefte. 8. 1822. Jedes Heft 4 Gr.

Nettelbeck, Joachim, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeb. v. J. C. L. Haken. Drei Bändchen. Mit Nettelbecks Bildniß und einem Plane der Gegend um Colberg. 8. 3 Thlr.

Nibelungen, das Lied der. Metrisch in die jetzige deutsche Mundart übertragen von J. Gust. Büsching. gr. 8. Druckp. 1 Thlr. 8 Gr.; Schreibpap. 1 Thlr. 16 Gr.

Oehlenschläger (Adam), Aladdin oder die Wunderlampe. Dramatisches Gedicht. Zweite verbesserte Aufl. 2 Theile mit 2 Kupfern. 8. 4 Thlr.

Oken's Naturgeschichte für Schulen. Mit 4 Kupfern. gr. 8. Auf Druckp. 3 Thlr.; auf französ. Druckp. 4 Thlr.

Ouchelt (Dr. und Prof. Fr. Aug. Benj.), Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen. gr. 8. 2 Thlr.

Raumer (Friedr. v.), Vorlesungen über die alte Geschichte. 2 Thle. gr. 8. 6 Thlr.

Rosenmüller (Dr. J. G.), Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Bänden. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Rückert (Friedr.), Östliche Rosen. Drei Lesen. Mit vielen Vignetten. 8. 3 Thlr.

Schopenhauer (Johanna), Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Reise durch England und Schottland. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 8. 4 Thlr.

— — Gabriele. Ein Roman. In 3 Theilen. 8. 5 Thlr.

Scott (Walter), Schottische Lieder und Balladen. übersetzt von Henriette Schubart. gr. 8. 1 Thlr.

— — Die Jungfrau vom See. Frei übersetzt von Henriette Schubart. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Shakspeares Schauspiele, übersetzt von Joh. Heinrich Voß und dessen Söhnen, Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. Erster bis dritter Band. gr. 8. 9 Thlr.

— — Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Erster Band. gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Schubert (Dr. G. H.), die Symbolik des Traumes. Neue mit Zusätzen vermehrte Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Schulze (Ernst), Sämmtliche poetische Werke. 4 Bände. Neue Ausgabe. 8. Nr. 1. auf franz. Pap. ohne Kupf. 6 Thlr. — Nr. 2. auf dems. Pap. mit 16 Kpf. 8 Thlr. — Nr. 3. in größerem Format und auf besserem Pap., mit dens. Kpf. 10 Thlr. — Nr. 4. in Medianformat und auf suprafeinem französ. Papier, mit denselben Kupfern 12 Thlr. — Nr. 5. auf Median suprafeinem Schweizer Velinpap., mit Kupfern vor der Schrift 18 Thlr.

— — Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. 2 Bände. Neue Ausgabe. 8. Ausgabe Nr. 1. auf feinem französ. Pap. ohne Kpf. 3 Thlr. — Nr. 2. auf dems. Pap. mit 7 Kupf. 4 Thlr. — Nr. 3. in größerem Format und auf besserem Papier, mit denselben Kpf. 5 Thlr. — Nr. 4. in Medianformat auf suprafeinem franz. Papier mit dens. Kpf. 6 Thlr. — Nr. 5. in groß Medianformat auf feinem franz. Velinp., mit den ersten Kupferabdrücken 9 Thlr.

— — Psyche. Ein griechisches Mährchen in 7 Büchern. 8. 1 Thlr.

Digitized by Google

Schulze (E.), Vermischte Gedichte. 8. 1820. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Die bezauberte Rose. Ein romantisches Gedicht in drei Gesängen. Vierte Auflage. 8. Ohne Kupfer 1 Thlr.; mit 7 K. auf franz. Schreibpap. 2 Thlr.; mit denselben Kupf. auf feinem französ. Velinpap. 2 Thlr. 12 Gr.

Tasso's (Torquato) befreites Jerusalem. übersetzt von Karl Streckfuß. 2 Bände. Ausgabe Nr. 1. in klein Octav, blos die deutsche Übersetzung auf feinem französ. Papier 3 Thlr. — Nr. 2. in groß Octav, auf gutem deutschen Druckpap. mit dem italienischen Originaltext gegenüber 3 Thlr. 12 Gr. — Nr. 3. auf gleiche Weise auf feinem französ. Papier 4 Thlr. 8 Gr.

Weitzel (Joseph), Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Erster und zweiter Theil. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Winckell (Georg Fr. Dietr. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. 3 Theile. Zweite, vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. gr. 8. Auf Druckpap. 11 Thlr.; auf Schreibpap. 15 Thlr. 4 Gr.

Herabgesetzte Preise.

Vielfach geäußerten Wünschen zu genügen, habe ich mich entschlossen, die Preise nachstehender drei allgemein als vortrefflich anerkannter Werke zu ermäßigen, um dem Publicum deren Anschaffung zu erleichtern.

Saalfeld, Professor Friedrich, Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der französischen Revolution. Vier Bände in acht Abtheilungen (zusammen 327 Bogen). gr. 8. 1815—23. Ladenpreis auf Druckpapier 18 Thlr. 4 Gr., jetzt für zwölf Thlr.; Ladenpreis auf Schreibpapier 24 Thlr. 12 Gr., jetzt für sechszehn Thaler.

Der Werth dieses Werks ist zu allgemein anerkannt, als daß man darüber noch etwas zu erwähnen brauchte. Es enthält in der ersten Abtheilung die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte als Einleitung und in den folgenden sieben die Geschichte unserer Zeit von 1789 bis zur Beendigung des aachner Congresses. Das Werk ist für Jeden, der sich in der Geschichte unserer Zeit orientiren will, unentbehrlich. In den Beilagen zu jeder Abtheilung sind die merkwürdigsten Constitutionen, Manifeste und Proclamationen abgedruckt. Ein vollständiges Namen- und Sach-Register befindet sich bei der letzten Abtheilung. Der Preis einzelner Bände und Abtheilungen bleibt wie bisher.

Taschenencyklopädie (Deutsche), oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphabetischer Ordnung. Vier Theile mit funfzig Kupfern (naturhistorische und mathematische Gegenstände u. dgl. versinnlichend). Zusammen 124 Bogen. 12. 1816 — 20. Ladenpreis 8 Thlr., jetzt für vier Thaler.

John, Dr. J. F., Handwörterbuch der allgemeinen Chemie. Vier Bände in fünf Theilen, mit 8 Kupfertafeln. Zusammen 100 Bogen mit Nonpareille-Schrift gedruckt. Ladenpreis 11 Thlr., jetzt für sechs Thaler.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

JUN 2 0 1917

form 410

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

JUN 2 0 1917

form 410

Digitized by Google